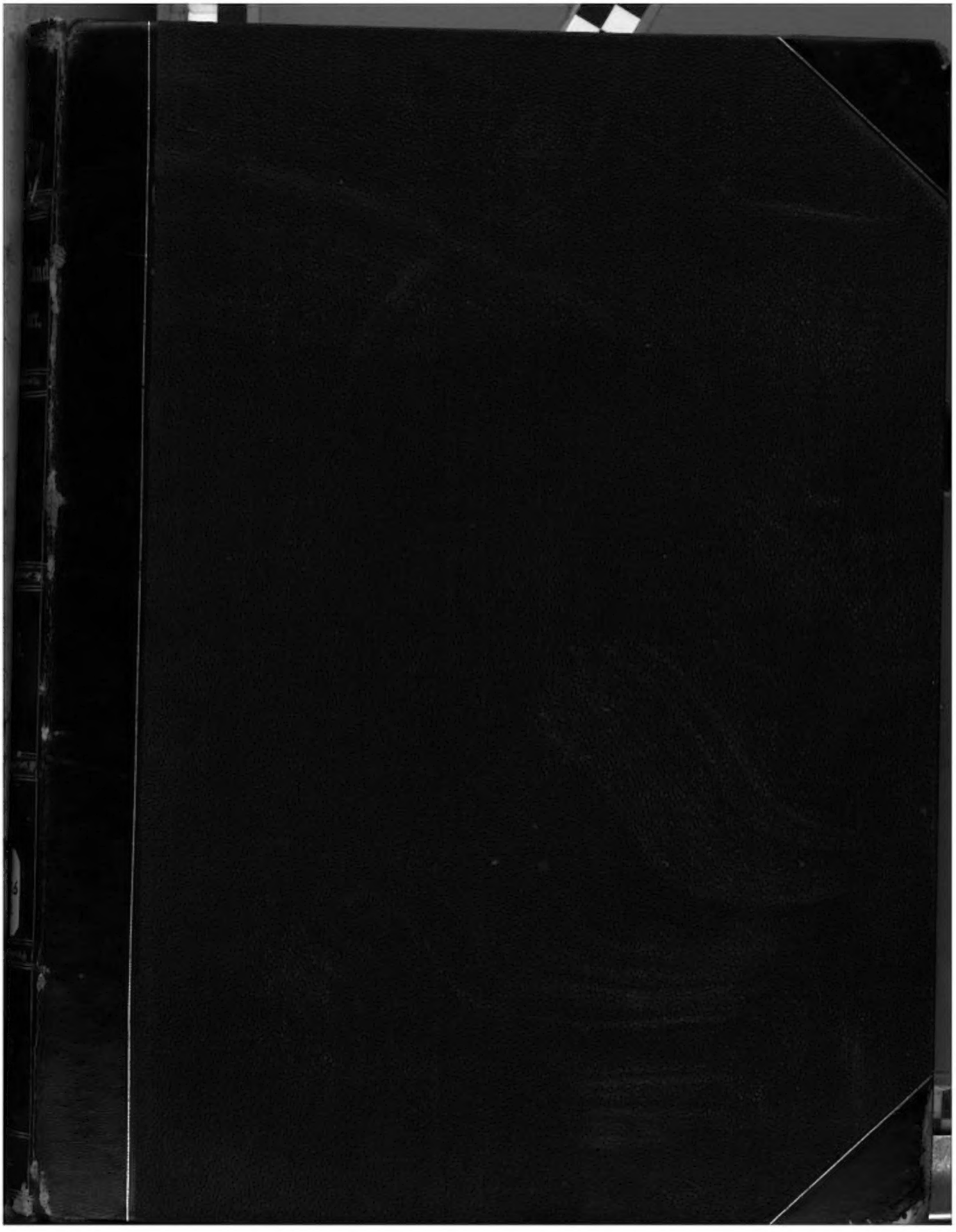
ÜBER LAND UND MEER

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

SCHOBER & SON,
Printers, Binders,
BLANK BOOK
MANUFACTURERS,
251 Jefferson Avenue,
DETROIT, MICH.

GENERAL LIBRARY
OF
UNIVERSITY OF MICHIGAN

PRESENTED BY
Regent H. Kiefer
May 20 1899

Digitized by Google

Reserved

035 332 678

Band 56. 1886.

83354

Über Land und Meer

Allgemeine illustrirte Zeitung

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LVI. Band. 1886. Nr. 27—52.

Sach-Register.

I.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Allegria. Novelle aus der Spätrenaissance von August Schricker 969. 989. 1009.
Alpenrosen und Gentianen. Nach dem Leben erzählt von Joseph Bajewar 1029. 1049.
Brautschau, auf der. Novelle von Gregor Samarow 865. 889. 909. 929. 949. 978. 998. 1018. 1038. 1058. 1078. 1098. 1122.
Boarding-house, vierzehn Tage in einem auf der Insel Wight. Von Johanna Feilmann 590. 619.
Dame von Welt, eine. Novelle von G. Hermstein 874. 898. 918. 938. 958.
Ehrenwort, ein. Novelle von A. Godin 697. 721. 741.
Irrwegen, auf. Novelle von Kurt von Walfeld 594. 618. 638. 662. 686. 706. 730. 750. 770. 790. 814.
Junge Fürst, der. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 899.
Konzert, der. Novellette von Paul von Schönthan 845.
Margaliti. Eine Ostergeschichte aus Mingrelien. Von A. G. von Suttner 682.
Schwankende Herzen. Roman von Wilhelm Berger 585. 609. 629. 653. 677.
Siegerin, die. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 915.
Träumereien über dem „Gotha". Von W. Oulot 834. 854.
Verlobungstag, der. Novelle von E. Junker 761. 781. 805. 825.
Vogel, der. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 878.
Wertherzeit, aus der. Novelle von Felix Schanz 1069. 1089. 1114.

Skizzen.

Alt-Heidelberg, aus, und seinem Studentenleben. Von Ernst Eckstein 1020.
Am Strande. Von Karl Rosbach 975.
Frankreichrom. Von E. M. Vacano 588.
Glückliche Stunden. Von Günther von Freiberg 1118.
Maus, die 935.
Romeo und Julie auf dem Lande 902.
Sappho. Von Georg Ebers 746.
Stelldichein, das 727.
Studienreise, auf der 858.

Reisen und Jagden.

Halali. Von C. Fischer 1072.
Jagd, eine, vor dem „Parterre von Königen". Von K. A. von Schulenburg 1063.
Pfingstausflug, ein, von Berlin nach Rügen. Von Paul Lindenberg 839.
Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien. Von Heinrich Brugsch 635. 664. 683.
Reise, meine letzte nach Ostafrika. Von Kapitän zur See a. D. Herbig. Mit Bildern 792. 816. 831.

Kultur- und Sittenbilder.

Beginn des Frühlings, zum. Von A. Heim 669.
Charwoche, in der 654.
China in San Franzisko. Von Henry Haßbach 734.
Engelsburg, die. Eine Wiener Skizze aus wohlthätigen Kreisen. Von Ludwig Hevesi 942.
Fest der Armen, das, auf Santa Lucia. Von Anhelen 614.
Frauenschönheit. Reisestudie von Hugo Rosenthal-Bonin I. 974. II. 1002.
Frauen und Aerzte. Eine Pariser Plauderei von Eugen von Jagow 914.
Gastronomie, antike. Von Dr. Kiese 747.
Juristenstand, der, in England. Von Wilh. F. Brand 702.
Kameruumatrosen, die deutschen, in Berlin 840.
Neumondgebet, das 714.
Palmsonntag in altchristlicher Zeit 1062.
Pariser Fresken. Von Paul d'Abrest 642. 659.
Picknick 785.
Sonntagsläuten, das 587.
Schatten, aus dem. Erinnerungsbilder von Leo Warren. IV. Jardin Mabille und Restaurant du Moulin Rouge 1095.
Sonntagspublikum im zoologischen Garten in Berlin 901.
Vestalinnen, die. Von Karl Kiesewetter 667.

Humoristisches.

Auf frischer That. Nach Skizzen von A. von Fischern 1001.
Blumen, lebende. Silhouetten von A. Toriez 691.
Dichter, die. Originalzeichnung von C. A. Fischer-Cörlin 981.
„Gib acht, Ritter Kunt!" Originalzeichnung von C. A. Fischer-Cörlin 753.
Hausgärtchen, unser, in Wort und Bild. Von Mathilde Lößer 788.
Herr Humpelmayer und sein Regenschirm. Nach Skizzen von Dr. F. Müller 941.
Humoristischen Mappe, aus unserer 797. 961.
Kalender des Sports und Vergnügens. Zweite Jahreshälfte. Von C. J. Frankenbach 881.
Kaltwasserheilanstalt, aus einer. Nach Skizzen von Sophie Schaeppi 1105.
Lieblingstavern, Typen aus unseren. Nach Skizzen von E. M. Vacano 713.
Mensch, ein seltener. Humoreske in dramatischer Form von Paul von Schönthan 784.
Schattenbilder aus dem Kinderleben. Originalzeichnungen von L. Fehrenbach 1061.
Schneppejägerich Bech un Trost; e rheinisch' Jägergeschicht von K. Kögler 641.

II.

Geschichte und Zeitereignisse.

Bulgarische Frage, die. Von Wilhelm Müller 640.
Empfang, feierlicher, des präsumtiven württembergischen Thronfolgerpaares in Stuttgart. Von C. Fischer 703.
Geburt, die, des Erben der spanischen Krone 818.
Trauerfeierlichkeiten, die, in München. I. 878. II. 902.
Unterzeichnung, die, des Frankfurter Friedens. Von O. Donner von Richter 963.

Biographien u. Charakteristiken.

Beck, Friedrich, Freiherr von, k. k. Feldmarschall-Lieutenant 786.
Bruch, Max 595.
Dechend, von, Präsident der deutschen Reichsbank 1126.
Dinder, Erzbischof, in Posen 915.
Elvira, Prinzessin von Bayern 727.
Freytag, Gustav. Ein Festblatt zum 13. Juli von Ernst Ziel 895.
Frieb-Blumauer, Minona. Biographische Skizze von Johanna Balz 1062.
Gudden, Dr. Bernhard von 872.
Kerner, Justinus. Ein Gedenkblatt von Paul Lang 1075.
Kirchhoff, Professor Dr. Gustav 852.
Kronprinzenpaar Portugals, das neuvermählte 850.
Liebling der Jugend, ein. Gedenkblatt von Emma Laddey 811.
Liszt, Franz. Von Heinrich Ehrlich 1014.
Ludwig II. König von Bayern. Von Karl von Heigel 870.
Luiz I., Dom, König von Portugal 1095.
Luitpold, Prinzregent von Bayern 871.
Parnaß, vom französischen. Eindrücke und Erinnerungen von M. Caldan 763. 787.
Pasteur, Louis. Von Dr. Fr. Dornblüth 747.
Piloty, Carl von 991.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Von Elise Polko. Aus der Glanzzeit der Dresdener Oper 1102. 1126.
Schalksnarren und Lustigmacher, deutsche. Skizze von Ernst Keiter 726.
Scheffel, Viktor von 689.
Schmidt, Julian. Von Ernst Ziel 772.
Schwert und Feder. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen. Von Otto Baisch 904.
Tseng, Marquis. Von Bernhard Krauß 1103.
Veteranen, zwei, der deutschen Geschichtsforschung: Leop. von Ranke. Georg Waitz 838.

Feste und Feierlichkeiten.

Frühlingsfest, das große, im Wiener Prater 859.
Griechische Fest, das, der Berliner Künstler 942.
Heidelberger Hochschule, die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der. Mit Originalzeichnungen von H. Kley 1015.
Marienfest, ein, im nordöstlichen Schlesien. Von C. Horn 1095.
Reiterfest, das große, in Stuttgart. Von O. Baisch 767.
Sempacher Jubelfeier, die 922.
Sommerfest, ein, im „Malkasten" zu Düsseldorf. Von G. Daelen 983.

Natur.

Astronomie. April 1886 603. Mai 672. Juni 776. Juli 883. August 965. September 1025.
Burg des „kleinen Soldaten", die. Von Dr. Karl Ruß 667.
Cocastaude, die. Von Dr. med. Nachtigal 1074.
Langschwänzchen und seine feste Burg. Von K. Ruß 1103.
Pflanzen, die, und der Magnetismus. Von Dr. Karl du Prel 1003.
Räuber, der. Von L. Martin 598.
Spektralanalyse, die. Ein Gedenkblatt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. Von Richard Raab 850.
Stimmen, die, der Tiere. Von Detlev von Geyern 794.
Storchennest, was auf dem, passiert 623.

Populäre Medizin.

Schmerzstillungsmittel. Von Dr. med. Lahmann 743.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Berg, Schloß, am Starnbergersee 878.
Brandenburg an der Havel. Von A. Trinius 596.
Bremer Straßenskizzen. Nach Originalzeichnung von Max Wachsmuth 689.
Teinach, Bad. Von Paul Lang 811.
Eßlingen. Von Paul Lang 709.
Fränkischen Schweiz, aus der. Von F. Lampert 614.
Halle an der Saale. Von Heinrich Pröhle. I. 916. II. 939.
Ilmenau 796.
Linderhof, die Terrasse auf dem 963.
Linderhof, Schloß 943.
Mainau, die. Von Robert Byr 683.
Marburg, ein Tag in. Von de Terra 1055.
Metz, das Deutsche Thor in. Von Häberlin II. 1126.
Neresheim. Von Paul Lang 859.
Pillnitz, das königliche Lustschloß. Von Bernhard Jankewitz 774.
Schöpfung, eine, König Ludwigs II. Von M. Koch von Berneck 1040.
Tölz und Krankenheil. Von C. R. R. 1039.
Weingarten und seine Klosterkirche. Von Paul Lang 878.
Frankreich. Bilder aus Korsika. Von Ad. Frhr. Leonhardi 1119.
Rouen, die Hauptstadt der Normandie 667.
Großbritannien. St. Michael in Cornwall. Von W. F. Brand 794.
Oesterreich-Ungarn. Franz Josephsland bei Wien. Von E. M. Vacano 818.
Pußtenwirtshaus, vor dem. Von M. Hecht 810.
Wiener Damenflor 773.
Rumänien. Zigeunerleben in Rumänien 875.
Spanien. Segovia, der Alcazar 1107.
Valencia, ein Patio in. Von C. Diller 767.

Afrika.

Brautzug, ein, in Marokko 622.
Tunis, Markt in 727.
Ostafrika, siehe Reisen.

Amerika.

Sioux-Indianer, die 1074.

Asien.

Skizzen aus dem indischen Archipel: Palembang auf Sumatra. Von G. Leu 976.

Literatur.

Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Literatur 634. 1115.
Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Französ. Literatur 954.

Kunst.

Baukunst.

Hoftheater, das neue, in Schwerin 1003.
Königsschloß, ein wiedererstandenes. Von C. Busch von Beja 1107.

Bildnerkunst.

Ausgrabungen, die jüngsten, auf der Akropolis von Athen 710.
Bismarckkrug, der 1044.
Denkmünze, die, auf die jüngste Jubelfeier in Heidelberg 1036.
Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV. 1072.
Rose, die goldene 984.
Tegetthoffdenkmal, das, in Wien 1127.
Urne, die, für das Herz König Ludwigs II. 1040.

Malerei.

Abrechnung, große. Gemälde von Luigi Mion 954.
Abreise nach der Stadt, die. Gemälde von Raphael Lagye 915.
Accord, ein. Gemälde von Joseph Munsch 1035.
Am Bache. Gemälde von Franz Hammerl 963.
Amor und Psyche in der Darstellung Kanoldts. Von L. v. Pezold 1072.
Bajadere, die. Gemälde von G. Courtois 895.
Beatrice 622.
Birkenwäldchen, im. Gemälde von E. Hensler 1062.
Commis, der Herr. Gemälde von W. Bosch 591.
Dorfschulzen, beim. Gemälde von Hugo Oehmichen 922.
Elternglück. Gemälde von Charles Coms 784.
Erholungsstunden. Originalzeichnung von Th. Grätz 902.
Er ist auferstanden! 659.
Familiengenie, ein. Gemälde von L. Vollmar 660.
Flut, auf hoher. Gemälde von R. Falkenberg 1055.
Freund der Plastik, ein. Gemälde von H. Volz 703.
Gestörte Partie. Gemälde von Hamza 683.
Golf von Neapel, der. Gemälde von Albert Flamm 935.
Gouvernante, die neue. Gemälde von A. Nowak 598.
Hause, im, des Diomedes. Gemälde von Luigi 879.
Hero. Gemälde von N. Sichel 1102.
Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg. Gemälde von Ferdinand Piloty 1103.
Honoratiorenstübchen. Gemälde von A. Müller 781.
Jetzt kommen sie. Gemälde von C. Spitzer 591.
Im Omnibus. Gemälde von Delander 772.
Joseph wird an Potiphar verkauft. Gemälde von Arturo Faldi 1043.
Jubiläumsausstellung, die akademische in Berlin. Von Otto Baisch 791. 807. 830. 858. 902. 982. 1023. 1042. 1118.
Kauft Rosen! Gemälde von Kunz Meyer 761.
Kleine Bertha, die. Gemälde von L. Herbo 659.
Klosterheuernte. Gemälde von Josef Weiser 902.
Künstlers, des, Widmung. Gemälde von Ignaz Rosskovics 915.
Maiabend im Schwarzwald. Gemälde von Emil Schimmer 749.
Maria Stuart hört ihr Todesurteil. Gemälde von Carl von Piloty 993.
Markt in Tunis. Gemälde von A. Schönn 725.
Mutter, die junge. Gemälde von J. G. Meyer von Bremen 922.
Rothbehelf, der letzte. Gemälde von V. Aranda 1011.
Pilger, der. Gemälde von Louis Rach 902.
Pußtenwirtshaus, vor dem. Gemälde von Johann Janko 895.
Quelle, an der. Gemälde von G. Ferrari 1036.
Rebekkas Abschied. Gemälde von G. Berger 642.
Reiter, polnische, aus dem dreißigjährigen Kriege auf eine Fähre wartend. Gemälde von Wladislaw Szerner 975.
Rembrandtsches Bildnis. Aus der Kaiserlichen Gemäldesammlung der Ermitage in St. Petersburg 944.
St. Michael in Cornwall. Gemälde von Theodor Weber 789.
Sappho. Gemälde von L. Alma-Tadema 744.
Satteltrunk, ein. Gemälde von W. Emelé 982.
Schulmeister, der verliebte. Gemälde von A. Langheimer 1035.
Seraphine. Originalzeichnung von L. Hofmann-Zeitz 623.
Sommer. Originalzeichnung von Charlotte Hampel 953.
Sommerabend. Gemälde von Hermann Baisch 1014.
Staatsbibliothek, in der (Kunstbeilage) 1015.
Straßburgerin, die schöne. Originalzeichnung von Heinrich Lossow 745.
Terrasse, auf der. Gemälde von J. Ballavoine 788.
Thörichten Jungfrauen, die. Gemälde von Prudron 818.
Unterzeichnung, die, des Frankfurter Friedens. Gemälde von O. Donner von Richter 963.
Valencia, ein Hof oder Patio in. Gemälde von J. Agrasot 765.
Wildbach, der. Gemälde von W. Jettel 1036.
Zug Wallensteins, der, nach Eger. Gemälde von Carl von Piloty 992.

Musik.

Musikleben der Gegenwart, aus dem. Von H. Ehrlich 667. 830. 892.

Poesie.

Frühling. Von Otto Baisch 691.
Frühling. Von Wilh. Jensen 642.
Frühlingsnacht, in der. Von Maximilian Bern 735.
Garten, aus meinem botanischen. Von Karl Lehmann 795.
Orpheus und Eurydike. Von Otto Baisch 614.
Pantheistische Weisheit. Von Ernst Ziel 915.
Sammlung von Gipsabgüssen, in der. Von Alfred Friedmann 691.
Scheffels Gedächtnis, zu. Joseph Viktor von. Von Johannes Proelß 766.
See, am. Von v. H. 828.
Sommer. Von Otto Baisch 963.
Ungleiche Schwestern, zwei. Von Marie Berg-Nürnberg 1125.
Waldpfaden, auf. Von Feodor Löwe 786.

Reflexionen. Von E. Fahrow 774. 810. 975. 1103.
Sprüche und Aphorismen. Von E. Ziel 707.

Mode.

Blätter für die Frauen. Mode. Von Joh. v. Sydow 599. 711. 818. 922. 1023. 1104.

Kultur und Wissenschaft.

Genre. Von J. von Falke 879.
Hochschule, die erste, für Frauen in England 1043.
Symbolik, zoologische. Von Rud. Herbert IV. Verschiedene Vierfüßler 786. V. Die Vögel 1042.
Sympathie und Sympathiemittel. Von A. Steigner 598.
Wandelbarkeit, die, der Osterdaten. Von E. Lakenmacher 615.
Wie man lacht. Mimische Studie von Detlev von Geyern 955.

Landwirtschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Cuivre poli, über. Von R. Raab 711.
Dienstbotenfrage, die, jetzt wie vor Zeiten. Von Detlev von Geyern 643.
Gemüsepflanzen, ältere und neue empfehlenswerte. Von M. Lebl 710.
Gesundheitspolizei, zur. Von Hugo von Radowitz 975.
Nord-Ostseekanal, der. Mit Karte 690.
Obstbaumzucht, zur. Von M. Lebl 591.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 655. 934. 1054. 1082.
Reichspostdampfer, die subventionierten. Von Contreadmiral a. D. Reinhold Werner 1034.
Schiffahrt, die, auf dem Rhein. Von Ferdinand Hey'l 727. 754.
Schwäbische Kreisausstellung, die, zu Augsburg. Von Karl Stolz 962.
Volksküchen, zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen. Von Lina Morgenstern 1094.

Militär und Marine.

Kriegsspiele im Terrain. Von Carl Pastor 1060.
Manövern, von den, in Tirol. Von C. Fischer 1107.
Marineleben, Skizzen aus dem deutschen. Von H. Lüders 708.
Militärwaisenhaus, das große in Potsdam 953.
Rote Kreuz, das, in Württemberg 859.

Notizblätter.

602. 623. 644. 670. 691. 714. 736. 755. 775. 798. 820. 840. 860. 882. 903. 924. 945. 964. 983. 1004. 1022. 1043. 1064. 1083. 1107. 1127.

Spiele und Aufgaben.

Anagramm 821. Aufl. 861.
Arithmogriph 925. Aufl. 965.
Astronomischer Monatskönigsmarsch. Von Rudi von Warnkenhagen 1065. Aufl. 1009.
Bilderrätsel 604. 625. 646. 672. 693. 716. 737. 757. 777. 799. 821. 841. 861. 884. 905. 926. 945. 965. 985. 1006. 1025. 1045. 1065. 1085. 1109. 1129.
Buchstabenrätsel 945. Aufl. 985.
Charade 625. 672. 841. 905. Aufl. 716. 884. 945.
Damespiel 821. 1065. Aufl. 884. 1129.
Ein-Schritt-Turm-Zug, magischer. Von Rudi von Warnkenhagen 646. Aufl. 693.
Homonym 1129.
Kartenspiele 604. 625. 646. 693. 716. 776. 841. 884. 905. 965. 1045. 1065. 1085.
Königsmarsch 604. 625. 672. 716. 821. 864. 965. Aufl. 646. 861. 925. 1006.
Kreisdrehzahlenrätsel 693. 777. 821.
Kreisrätsel 1045. Aufl. 1085.
Magisches Sechseck. Zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg 985. Aufl. 1025.
Metamorphosenrätsel 1108.
Permutations-Silbenrätsel 1085. Aufl. 1129.
Rätsel 646. 737. 757. 777. 799. 965. 1005. Aufl. 604. 625. 672. 777. 821. 884. 1006. 1045.
Rechenexempel 716.
Rösselsprung 693. 861. 905. 985. 1065. Aufl. 604. 737. 905. 945. 1025. 1129.
Schach 604. 624. 646. 672. 692. 716. 737. 756. 776. 799. 841. 861. 884. 905. 925. 945. 965. 985. 1005. 1025. 1045. 1065. 1109. 1129.
Schieberätsel 1025. Aufl. 1065.
Silbenrätsel 821. 985. Aufl. 861. 1025.
Silbenrätsel-Palindrom 1065. Aufl. 1108.

Lotterieziehungen.

Ziehungen im Monat Mai 672. Juni 756. Juli 884. August 965. September 1025.

Briefmappe.

604. 625. 646. 672. 693. 716. 737. 757. 777. 800. 821. 841. 861. 884. 905. 926. 945. 966. 985. 1006. 1025. 1046. 1066. 1090. 1109. 1129.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Abrechnung, große. Gemälde von Luigi Mion* 954.
Abreise nach der Stadt, die* 915.
Accord, ein. Gemälde von Joseph Munsch* 1035.
Allegoria. Novelle aus der Spätrenaissance von August Schricker. 969. 989. 1009.
Alpenrosen und Gentianen. Nach dem Leben erzählt von Joseph Bajovar. 1029. 1049.
Alt-Heidelberg, aus, und seinem Studentenleben. Eine Skizze von Ernst Eckstein* 1020.
Am Bache. Gemälde von Franz Hammerl* 968.
Amor und Psyche in der Darstellung Canovas. Von L. v. Pezold* 1072.
Am Strande. Von Karl Kollbach* 975.
Anagramm 821. Aufl. 861.
Arithmogriph 925. Aufl. 965.
Astronomie. April 1886,* 603. Mai 672. Juni 776. Juli 883. August 965. September 1025.
Astronomischer Monat-Königsmarsch. Von Rudi von Warnsenhagen. 1065. Aufl. 1109.
Auf frischer That. Nach Skizzen von A. von Fischern.* 1001.
Auf Waldpfaden. Gedicht von Feodor Löwe 784.
Ausgrabungen, die jüngsten, auf der Akropolis von Athen* 710.

Bajadere, die* 895.
Beatrice* 622.
Beck, Friedrich, Freiherr von, k. k. Feldmarschallleutnant.* 788.
Beginn des Frühlings, zum. Von A. Halm 669.
Berg, Schloß, am Starnbergersee* 878.
Bilderrätsel 604. 625. 646. 672. 693. 716. 737. 757. 777. 799. 821. 841. 861. 884. 905. 926. 945. 965. 985. 1006. 1025. 1045. 1065. 1085. 1109. 1129.
Birkenwäldchen, im. Gemälde von G. Henseler* 1062.
Bismarckkrug, der* 1044.
Boardinghouse auf der Insel Wight, vierzehn Tage in einem. Von Johanna Feilmann 599. 619.
Brandenburg an der Havel. Von A. Trinius* 596.
Brautschau, auf der. Novelle von Gregor Samarow 865. 889. 909. 929. 949. 978. 998. 1018. 1038. 1058. 1078. 1098. 1122.
Brautzug, ein, in Marokko* 622.
Briefmappe 604. 625. 646. 672. 693. 716. 737. 757. 777. 800. 821. 841. 861. 884. 905. 926. 945. 966. 985. 1006. 1025. 1046. 1066. 1086. 1109. 1129.
Bruch, Max. Von Dr. Th. Helm* 595.
Brückenau, Bad. Von Paul Lang* 811.
Buchstabenrätsel 945. Aufl. 985.
Bulgarische Frage, die. Von Wilhelm Müller* 640.
Burg des „kleinen Soldaten", die. Von Dr. Karl Ruß* 667.

Charade 625. 672. 841. 905. Aufl. 716. 884. 945.
Charwoche, in der* 634.
China in San Franzisko. Von Henry Hosbach* 734.
Cocastaude, die. Von Dr. med. Nachtigal* 1074.
Commis, der Herr. Gemälde von W. Busch* 591.
Culture voll, über. Von R. Raab. 711.

Damenspielaufgabe 821. 1065. Aufl. 884. 1129.
Dame von Welt, eine. Novelle von G. Hermstein 874. 898. 918. 938. 958.
Denkmünze, die, auf die jüngste Jubelfeier in Heidelberg* 1036.
Dichter, die. Originalzeichnung von E. A. Fischer-Görlin* 981.
Dienstbotenfrage, die, jetzt wie vor Zeiten. Von Detlev von Geyern 643.
Dinder, Erzbischof in Posen* 915.
Dorfschulzen, beim* 922.

Ehrenwort, ein. Novelle von A. Godin 697. 721. 741.
Ein-Schritt-Turm-Zug, von R. von Warnsenhagen 646. Aufl. 693.
Elternglück* 794.
Elvira, Prinzessin von Bayern* 727.
Empfang, feierlicher, des präsumtiven württembergischen Thronfolgerpaares in Stuttgart. Von Carl Fischer* 708.
Engelsburg, die. Eine Wiener Skizze aus wohlthätigen Kreisen. Von Ludwig Hevesi 942.
Erholungsstunden* 902.
Er ist auferstanden!* 659.
Eßlingen. Von Paul Lang* 709.

Familiengenie, ein. Gemälde von L. Beßmar* 660.
Fest der Armen, das, auf Santa Lucia. Von Antriem* 614.
Flut, auf, Biber. Gemälde von R. Fallenberg* 1055.
Fränkischen Schweiz, aus der. Von Friedrich Lampert* 614.
Franz Josephsland bei Wien. Von E. M. Bacano* 818.
Frauen, Blätter für die. Mode. Von Joh. von Sydow* 599. 711. 818. 922. 1023. 1104.
Frauenschönheit. Reisestudien von Hugo Rosenthal-Bonin I. 974. II. 1002.
Frauen und Aerzte. Eine Pariser Plauderei von Eugen von Jagow. 914.
Freund der Plastik, ein* 703.
Freytag, Gustav. Ein Festblatt zum 13. Juli von Ernst Ziel* 895.
Fried-Blumauer, Minona. Biographische Skizze von Johanna Baltz* 1062.
Fronleichnam. Von E. M. Bacano* 838.
Frühling von Wilhelm Jensen* 642.
Frühling. Originalzeichnung von Charlotte Hampel 680.
Frühling. Von O. Baisch* 691.
Frühlingsfest, das große, im Wiener Prater* 859.
Frühlingsnacht, in der. Gedicht von Maximilian Bern 735.

Garten, aus meinem botanischen. Von Karl Lehmann 785.
Gastronomie, antike. Von Dr. Kiese. 747.
Geburt, die, des Erben der spanischen Krone* 838.
Gemüsepflanzen, ältere und neue empfehlenswerte. Von M. Lebl* 710.
Gestörte Partie. Gemälde von Hamza* 683.
Gesundheitspolizei, zur. Von Hugo von Kadewitz 975.
„Gib acht, Ritter Kunz!" Originalzeichnung von E. Fischer-Görlin* 753.
Glückliche Stunden. Von G. von Freiberg* 1119.
Golf von Neapel, der* 935.
Gouvernante, die neue. Gemälde von A. Novak* 593.
Gran. Von J. von Falke 879.
Griechische Fest, das, der Berliner Künstler* 943.
Gudden, Dr. Bernhard von* 872.

Halali. Von C. Fischer* 1072.
Halle an der Saale. Von Heinrich Pehhle. I.* 916. II.* 939.
Hause, im, des Diomedes. Gemälde von Luigi* 879.
Hausgärtchen, unser, in Wort und Bild. Von Mathilde Ebner* 783.
Heidelberger Hochschule, die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der. Mit Originalzeichnungen von H. Kley* 1015.
Hero* 1102.
Herr Hampelmayer und sein Regenschirm. Nach Skizzen von Dr. F. Müller* 941.
Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg* 1103.
Hochschule, die erste, für Frauen in England* 1043.
Hoftheater, das neue, in Schwerin* 1003.
Homonym 1129.
Honoratiorenstübchen, das* 787.
Humoristischen Mappe, aus unserer* 797. 961.

Jagd, eine, vor dem „Parterre von Königen". Von K. A. von Schaleaburg 1063.
Jetzt kommen sie. Gemälde von E. Spitzer* 591.
Ilmenau* 796.
Im Omnibus* 774.
Joseph wird an Potiphar verkauft. Gemälde von Arturo Faldi* 1043.
Irrwegen, auf. Novelle von Kurt von Walfeld 594. 618. 638. 662. 686. 706. 730. 750. 770. 790. 814.
Jubiläumsausstellung, die akademische, in Berlin. Von Otto Baisch* 791. 807. 830. 858. 902. 982. 1035. 1062. 1118.
Junge Fürst, der. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 899.
Juristenstand, der, in England. Von Wilh. F. Brand 702.

Kalender des Sports und Vergnügens. Zweite Jahreshälfte. Von E. J. Frankenbach* 861.
Kaltwasserheilanstalt, aus einer. Nach Skizzen von Sophie Schaeppi* 1105.
Kamerunmatrosen, die deutschen, in Berlin* 840.
Kartenspiele 604. 625. 646. 693. 716. 776. 841. 884. 905. 965. 1045. 1065. 1085.
Kauft Rosen!* 774.
Kerner, Justinus. Ein Gedenkblatt von Paul Lang* 1075.
Kirchhoff, Professor Dr. Gustav 852.
Kleine Bertha, die* 659.
Kloster-Heuernte. Gemälde von Josef Weiser* 903.
Königsmarsch 604. 625. 672. 716. 821. 884. 965. Aufl. 646. 861. 925. 1006.
Königsschloß, ein wiedererstandenes. Von C. Busch von Beja* 1107.
Komet, der. Novellette von Paul von Schönthan 845.
Korsika, Bilder aus. Von A. Freih. Bernhardi* 1119.
Kreuzbuchzahlenrätsel 693. 777. 821.
Kreisrätsel* 1045. Aufl. 1065.
Kriegsspiele im Terrain. Von Karl Paster* 1090.
Kronprinzenpaar Portugals, das neuvermählte* 850.
Künstlers, des, Widmung* 915.

Langschnäbelchen und seine feste Burg. Von K. Ruß* 1103.
Lebende Blumen. Silhouetten von Anna Carfey* 601.
Liebling der Jugend, ein. Gedenkblatt von Emma Laddey 811.
Lieblingstiere, Typen aus unseren. Nach Skizzen von E. M. Bacano* 713.
Linderhof, die Terrasse auf dem* 963.
Linderhof, Schloß* 943.
Liszt, Franz. Von Heinrich Ehrlich* 1014.
Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Literatur 634. 1115. Französische Literatur 954.
Lotterieziehungen im Monat Mai 672. Juni 756. Juli 884. August 965. September 1025.
Ludwig II., König von Bayern. Von Karl von Heigel* 870.
Luitpold, Prinzregent von Bayern* 871.
Luiz I., Dom, König von Portugal* 1095.

Magisches Sechseck. Zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg 985. Aufl. 1025.
Maiabend im Schwarzwald. Gedicht von Otto Baisch* 755.
Mainau, die. Von Robert Byr* 683.
Manövern, von den, in Tirol. Von C. Fischer* 1107.
Marburg, ein Tag in. Von de Terra* 1055.
Margaliti. Eine Ostergeschichte aus Mingrelien. Von A. G. von Suttner 682.
Maria Stuart hört ihr Todesurteil. Gemälde von Carl von Piloty* 993.
Marienfest, ein, im nordöstlichen Schlesien. Von E. Horn* 1095.
Marineleben, Skizzen aus dem deutschen. Von H. Lüders* 708.
Markt in Tunis* 727.
Maus, die* 935.
Mensch, ein seltener. Humoreske in dramatischer Form von Paul von Schönthan 726.
Metamorphosenrätsel* 1108.
Michael, St., in Cornwall. Von Wilh. F. Brand* 794.
Militärwaisenhaus, das große, in Potsdam* 983.
Musikleben der Gegenwart, aus dem. Von H. Ehrlich 667. 830. 892.
Mutter, die junge* 922.

Neresheim. Von Paul Lang* 859.
Neumondgebet, das* 714.
Nordostseekanal, der* 690.
Notbehelf, der letzte. Gemälde von L. Aranda* 1011.
Notizblätter 602. 623. 644. 670. 691. 714. 736. 755. 775. 798. 820. 840. 860. 882. 903. 924. 945. 964. 983. 1004. 1022. 1043. 1064. 1083. 1107. 1127.

Obstbaumzucht, zur. Von M. Lebl 591.
Orpheus und Eurydike. Von Otto Baisch* 614.
Osterdaten, die Wandelbarkeit der. Von E. Lakenmacher 615.

Palmsonntag in altchristlicher Zeit. Gemälde von W. Genz* 1062.
Pantheistische Weisheit. Von Ernst Ziel 915.
Pariser Fresken. Von Paul d'Abrest. I. Bois de Boulogne 642. II. Im Bois de Vincennes 659.
Parnaß, vom französischen. Eindrücke und Erinnerungen von M. Colban 768. 787.
Pasteur, Louis. Von Dr. Fr. Dornblüth* 747.
Permutations-Silbenrätsel 1085. Aufl. 1129.
Pfingstausflug, ein, von Berlin nach Rügen. Von Paul Lindenberg* 839.
Pflanzen, die, und der Magnetismus. Von Dr. Karl du Prel 1003.
Picknick* 794.
Pilger, der. Von Justinus Kerner* 902.
Pillnitz, das königliche Lustschloß. Von Bernhard Jankowitz* 774.
Piloty, Carl von* 991.
Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen 655. 834. 1054. 1082.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Von Elise Polko. Aus der Glanzzeit der Dresdener Oper 1102. 1126.
Präsident, der, der deutschen Reichsbank* 1126.
Putzenwirtshaus, vor dem. Von M. Hess* 810.

Quelle, an der. Gemälde von E. Ferroni* 1036.

Rätsel 625. 646. 737. 757. 777. 799. 965. 1005. Aufl. 604. 625. 672. 777. 821. 884. 1006. 1045.
Rätselantithese 646. Aufl. 716.
Räuber, der. Von L. Martin* 598.
Rebellas Abschied* 642.
Rechenexempel 716.
Rekrutaten. Von C. Fahrow 774. 810. 975. 1108.
Reichspostdampfer, die subventionierten. Von Contreadmiral a. D. Reinhold Werner 1034.
Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien. Von Heinrich Brugsch* 635. 664. 683.
Reise, meine letzte, nach Ostafrika. Von Kapitän zur See a. D. Herbig* 792. 816. 831.
Reiter, polnische, aus dem dreißigjährigen Kriege, auf eine Fähre wartend* 975.
Reiterfest, das große, in Stuttgart. Von O. Baisch* 767.
Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV.* 1072.
Rembrandtisches Bildnis, ein. (Kunstbeilage)* 944.
Rösselsprung 693. 861. 905. 985. 1065. Aufl. 604. 737. 905. 945. 1025. 1129.
Romeo und Julie auf dem Lande* 902.
Rose, die goldene* 964.
Rote Kreuz, das, in Württemberg* 859.
Rouen, die Hauptstadt der Normandie* 667.

Sammlung von Gipsabgüssen, in der von. Von Alfred Friedmann 691.
Sanktuslüuten, das. Von Martin Greif 587.
Sappho. Von Georg Ebers* 746.
Satteltrunk, ein. Gemälde von W. Emele* 982.
Schach 604. 624. 646. 672. 692. 716. 737. 756. 776. 799. 841. 861. 884. 905. 925. 945. 965. 985. 1005. 1025. 1045. 1085. 1108. 1129.
Schalksnarren und Lustigmacher, deutsche. Skizze von Ernst Keiter 726.
Schattenbilder aus dem Kinderleben. Originalzeichnungen von L. Fehrenbach 1061.
Scheffel, Viktor von* 688.
Scheffels Gedächtnis, zu Joseph Viktor von. Gedicht von Johannes Pröls 766.
Schieberätsel 1025. Aufl. 1065.
Schiffahrt, die, auf dem Rhein. Von Ferdinand Hey'l* 727. 754.
Schmerzstillungsmittel. Von Dr. med. Lehmann 748.
Schmidt, Julian. Von Ernst Ziel* 772.
Schneppejägerisch Bech un Trost, e rheinisch' Jägergeschicht von R. Kögler* 641.
Schöpfung, eine, König Ludwigs II. Von M. Koch von Berneck* 1060.
Schulmeister, der verliebte. Gemälde von A. Laupheimer* 1035.
Schutte, aus dem. Erinnerungsbilder von Leo Warren. IV. Jardin Mabille und Restaurant du Moulin Rouge 1095.
Schwäbische Kreisausstellung, die, zu Augsburg. Von Karl Stolz 982.
Schwankende Herzen. Roman von Wilhelm Berger. Fortsetzung* 585. 609. 629. 653. 677.
Schwert und Feder. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen. Von Otto Baisch* 994.
See, am* 828.
Sempacher Jubelfeier, die* 922.
Seraphine* 623.
Siegerin, die. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 915.
Silbenrätsel 821. 965. Aufl. 861. 1025.
Silbenrätsel-Palindrom 1065. Aufl. 1108.
Sionsdiener, die* 1074.
Skizzen aus dem indischen Archipel: Palembang auf Sumatra. Von E. Lau* 976.
Sommer. Von Otto Baisch* 963.
Sommer. Originalzeichnung von Charlotte Hampel* 953.
Sommerabend* 1014.
Sommerfest, ein, im „Malkasten" zu Düsseldorf. Von E. Daelen* 968.
Sonntagspublikum im zoologischen Garten in Berlin* 901.
Spektralanalyse, die. Ein Gedenkblatt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. Von Richard Raab 850.
Sprüche und Aphorismen. Von Ernst Ziel 707.
Staatsbibliothek, in der. (Kunstbeilage)* 1015.
Stelldichein, das* 727.
Stimmen, die, der Tiere. Von Detlev von Geyern 794.
Storchennest, was auf dem, passiert 623.
Straßburgerin, die schöne* 754.
Straßenskizzen, Bremer. Nach Originalzeichnung von M. Wachsmuth* 689.
Studienreise, auf der* 858.
Symbolik, zoologische. Von Rod. Herbert. IV. Verschiedene Vierfüßler 786. V. Die Vögel 1042.
Sympathie und Sympathiemittel. Von Alfred Stelzner 598.

Tegetthoffdenkmal, das, in Wien* 1127.
Thor, das Deutsche, in Metz. Von Häberlin II.* 1126.
Terrasse, auf der* 787.
Thörichten Jungfrauen, die* 818.
Tölz und Krankenheil. Von C. A. R.* 1039.
Träumereien über dem „Gotha". Von B. Oulot 834. 854.
Trauerfeierlichkeiten, die, in München. I.* 878. II.* 902.
Tseng, Marquis. Von Bernhard Krauß* 1102.

Ungleiche Schwestern, zwei. Skizze und Gedicht von Marie Berg-Nürnberg 1125.
Unterzeichnung, die, des Frankfurter Friedens. Gemälde von O. Denner von Richter* 963.
Urne, die, für das Herz König Ludwigs II.* 1040.

Valencia, ein Patio in. Von C. Biller* 767.
Verlobungstag, der. Novelle von G. Juncker 761. 781. 805. 825.
Vestalinnen, die. Von Karl Kiesewetter* 667.
Veteranen, zwei, der deutschen Geschichtsforschung: Leop. von Ranke. Georg Waitz* 838.
Vogel, der. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach 878.
Volksküchen, zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen. Von Lina Morgenstern 1094.

Weingarten und seine Klosterkirche. Von Paul Lang* 878.
Wertherzeit, aus der. Novelle von Frida Schanz 1069. 1089. 1114.
Wie man lacht. Mimische Studie von Detlev von Geyern 955.
Wiener Damenflor* 773.
Wildbach, der* 1096.

Zigeunerleben in Rumänien* 875.
Zug Wallensteins, der, nach Eger. Gemälde von Carl von Piloty* 992.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 27.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit post-Aufschlag Mark 3. 50.

Schwankende Herzen.

Roman von

Wilhelm Berger.

Mit Originalzeichnungen von L. Bechstein.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Kirche kommend, rollten die Wagen am Hotel vor. Vater Brunck war sehr aufgeräumt. Für jede der Damen hatte er, wenn sie aus dem Garderobezimmer in den Empfangssaal rauschte, ein munteres Wort. Nur als Amalie eintrat und, vom Arme Degenhardts sich lösend, auf ihre Mutter zueilte, um sie nochmals schweigend zu umarmen, verlor sich vorübergehend seine Heiterkeit. Amalie suchte ihn, als sie ihren Kopf von der Mutter Schulter emporhob. Er ließ sich von ihr umfassen und küssen. Dann sagte er leise, indem er an ihrem Myrtenkranze rückte, als ob derselbe sich verschoben hätte:

„Du hast jetzt alles, was Du wünschest, Malchen, nicht wahr?"

„Alles, Papa."

„Erhalte Dir seine Liebe, was auch kommen möge. Laß es nie kalt werden zwischen euch, Malchen. Vergiß nicht, daß von ihm das Glück Deines Lebens fortan abhängt."

Verwundert hörte Amalie des Vaters ernste Worte. Eine Ermahnung von ihm — in diesem feierlichen Ton, den er bisher nie gegen sie angeschlagen hatte — und in diesem Augenblicke! Was hatte das nur zu bedeuten? — Aber sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken; Freundinnen drängten heran; gleich darauf kam ihr Mann und bot ihr den Arm.

Zu Tisch! — Trompeten schmetterten, Mendelssohns „Hochzeitsmarsch" klang durch den Saal. Um die gedeckte, mit hochragenden silbernen Aufsätzen und blühenden Stauden überreichlich geschmückte Tafel wogte die Gesellschaft in wirrem Durcheinander. Jeder suchte seinen Namen, und wenn er ihn gefunden, lugte er nach links und rechts, neugierig, welche Nachbarinnen ihm das Schicksal für die nächsten vier Stunden beschert habe. Endlich hatten alle Platz genommen. Das Orchester schwieg. Noch verursachte die Unterhaltung nur ein leises Summen; eine feierliche Stimmung, aus der Kirche mitgebracht und wieder aufgefrischt durch den festlichen Pomp des Empfangs, lastete auf den Gemütern der Versammelten. Nicht lange indessen. Die Suppe wurde aufgetragen, der Champagner perlte in den Kelchen. Die Stimmen wagten sich lauter hervor; hier und da klang schon ein erfrischendes, erlösendes Lachen. Und als das Orchester wieder einsetzte und Webers „Jubelouverture" durch den Saal schallte, schwoll an der Tafel das Geräusch zum Lärm an und der helle Diskant der Damen füllte die Pausen in der Musik wie mit einem Gebimmel der verschiedenartigsten Glöckchen.

Die Kellner, welche die Teller wechselten, erlauschten manches interessante Bruchstück intimer Gespräche.

„Also das junge Paar wird nach Berlin und Dresden reisen?"

„So habe ich gehört."

„Er ist vermögend, nicht wahr?"

„Sie werden zu leben haben. Amalie Brunck ist eine kostspielige Frau."

„Gewiß; was ich Ihnen sage: auch Weiß feiert heute Hochzeit."

„Es war skandalös, wie die Brunck dem armen Menschen damals den Laufpaß gab."

„Das meine ich auch. Die Eltern hätten es verhindern müssen; aber sie haben dem Töchterchen immer den Willen gelassen."

„Wirklich exquisites Menu! Auserlesene Weine!" Diese Bemerkung kam von einem alten Junggesellen. „Brunck läßt sich's etwas kosten. Nun, er hat's ja."

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

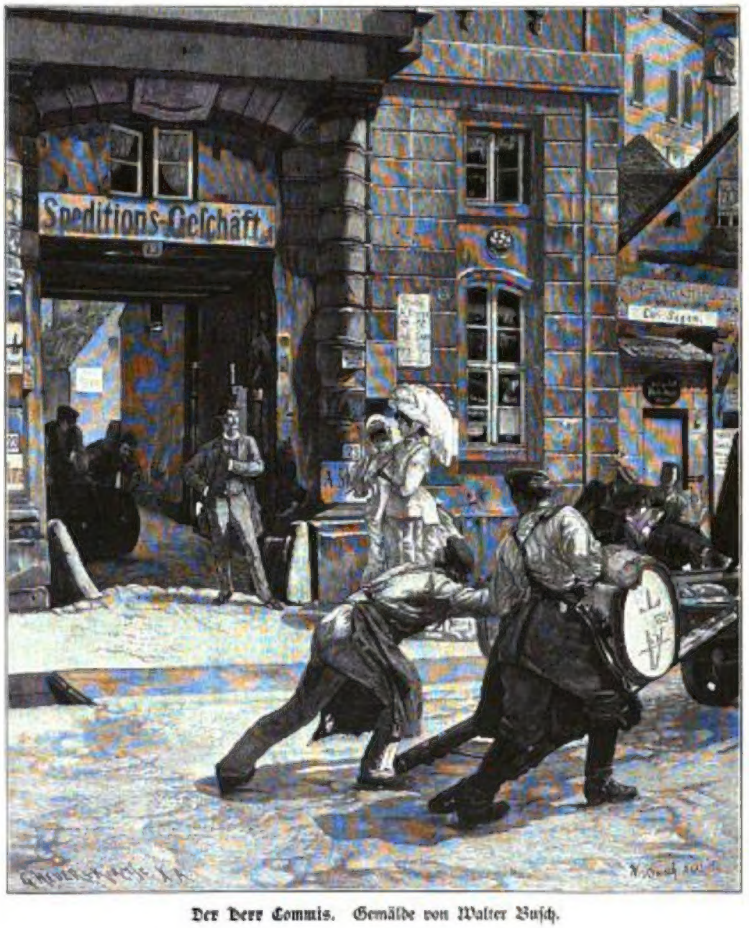
„Wieso? Was wollen Sie damit sagen?"

„Aber, mein Bester, wissen Sie denn nicht —"

Ein alter Freund Brunck klang an das Glas.

„Unser erster Toast, verehrte Anwesende, gilt den Neuvermählten. Mögen sie immer auf Rosenpfaden wandeln und ihr Glück stets wachsen bis zu ihres Lebens Ende!"

Orchestertusch und vielstimmiges Hoch. Das junge Paar erhob sich und machte Arm in Arm die Runde am Tische, mit allen anstoßend, hier und dort durch einen lebhaften Gast aufgehalten. Brunck hatte während dessen einen Anfall von



Der Herr Commis. Gemälde von Walter Busch.

Digitized by Google

Zerstreutheit. Er saß zurückgelehnt, zusammengesunken, drehte Brotkügelchen mit nervösen Fingern und folgte seiner Tochter mit den Augen. Frau Cäciliens Platz war an derselben Seite des Tisches; sie mußte sich vorbeugen, wenn sie ihren Mann sehen wollte. Eigentlich hatte sie keine Veranlassung, sich um ihn zu bekümmern. Er befand sich, so viel sie wußte, in bestem Wohlsein, war den ganzen Tag in guter, fast übermütiger Laune gewesen und hatte Tischnachbarinnen, mit denen er leidlich harmonirte. Cäcilie hätte ihn also füglich sich selbst überlassen können. Dennoch zwang eine unerklärliche Unruhe sie, von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick zu ihm hinüberzuwerfen. Und als sie ihn jetzt so tief in Gedanken sitzen sah und in seiner Haltung und seinen Zügen Abspannung und Müdigkeit las, konnte sie sich nicht enthalten, aufzustehen und zu ihm zu gehen. In der That: so alt wie in diesem Augenblick war Brunck ihr noch nie erschienen. Als sie von hinten zu ihm trat, fiel ihr auf, wie dünn und sehnig sein Hals geworden war; selbst sein Schädel, bildete sie sich ein, sei über dem Kranze von grauen Haaren eingesunken. Leicht legte sie ihm die Hand auf die Schulter und neigte sich zu seinem Ohre nieder.

„Nimm Dich noch eine Weile zusammen, Timotheus, Du wirst bald Ruhe haben."

Erschrocken blickte Brunck zurück.

„Ah — Du bist es, Cäcilie!"

Sie lächelte ihn an, freundlich, mitleidig, zärtlich, wie sie nie gethan.

„Du sollst mit mir zufrieden sein, wenn wir allein mit einander sind."

Sich auffraffend, langte Brunck nach seinem Champagnerglase. Leise bewegten sich seine Lippen; niemand hörte das melancholische „Zu spät!", das er vor sich hinmurmelte. Er reichte das Glas seiner Frau und griff nach einem andern.

„Thu mir Bescheid, Cäcilie," sagte er laut. „Auf unsere Zukunft!" — Die Umsitzenden hörten den Trinkspruch und stießen mit an.

„Unsere Zukunft!" — Das Wort klang noch lange nach in Cäciliens Ohren. Zum erstenmale richtete sie auf dieses geheimnisvolle Etwas, Zukunft genannt, die Gedanken, und in wenigen Sekunden — noch ehe sie wieder auf ihrem Stuhl saß — waren alle Möglichkeiten, die da kommen konnten, vor ihr vorübergeflogen. Aber sie hatte keine Zeit, weder bei den guten zu verweilen, noch sich über die schlimmen zu ängstigen. Sie mußte sich nach rechts und links wenden; sie mußte mit verbindlicher Miene hören, was ihr, der Wirtin, Angenehmes gesagt wurde, und artig und gewandt antworten. Die Zukunft! Was kümmerte die Leute, die um sie her sich gütlich thaten und die Gegenwart genossen — was kümmerte sie ihre Zukunft!

Gang auf Gang; Toast auf Toast. Dazwischen Musik: rauschende, sinnbetäubende Walzer von Strauß, prickelnde, lachende Weisen aus der neuesten Operette. Die Gesellschaft wurde unruhig; in den Pausen stand man auf, machte mit gefüllten Gläsern Besuche bei Bekannten, naschte Konfitüren von den Schüsseln und ließ hin und wieder ein Knallbonbon explodiren. Dann hieß es: „Das junge Paar bricht auf." Flüchtige Blicke auf das blasse Gesicht der Braut, auf den schimmernden, zerknitterten Schleier, das schwere weiße Brokatkleid — und die Gespräche gingen weiter, das unterdrückte Lachen brach wieder aus, die angefangene Anekdote kam zu Ende.

Brunck und Cäcilie waren dem Paare in den Vorsaal gefolgt.

„Wir haben zu lange mit dem Aufbruch gezögert," sagte Degenhardt, die Uhr in der Hand. „Es bleibt uns noch gerade eine Stunde."

„Mehr wie genug," entschied Brunck. „Reisekleider sind rascher angelegt als Brautkleider; nicht wahr, Malchen?"

Amalie raffte ihre Schleppe zusammen.

„Ihr seht, ich habe beide Hände voll," sagte sie lachend.

„Eilt euch, Kinder!" rief Mutter Cäcilie besorgt und drückte ihrer Tochter rasch einen Kuß auf die Stirne.

„Wir telegraphiren morgen, Mama," versicherte Degenhardt, als er ihr die Hand reichte. „Adieu, Papa! Komm, Amalie!"

„So laß mich doch, Papa!" bat Amalie ungeduldig, als Brunck sie nicht aus den Armen freigab.

„Alte Leute sind umständlich, auch im Abschiednehmen," entschuldigte sich der Konsul. „Sei glücklich, Malchen! Und sag mir noch einmal, daß Du mit mir zufrieden bist!"

Sie riß sich los von ihm.

„Sehr zufrieden, Papa! Wenn Du es wünschest, gebe ich Dir's später schriftlich!"

Das junge Ehepaar war verschwunden. Einen Augenblick stand Brunck noch mit zusammengepreßten Lippen und sah auf die Thüre, die sich hinter den Glücklichen geschlossen hatte; dann blickte er um sich, wie um sich zu orientiren, wo er sich befände. Er sah die ausdruckslosen Gesichter umherstehender Kellner; er hörte die Stimme seiner Frau: „Kommst Du, Timotheus?" Da besann er sich, reckte sich empor, fuhr sich mit den Händen durch die Haare und folgte Cäcilie in den Speisesaal.

Die Komödie, seine Komödie nahm ihren Fortgang. Er blickte über die Gruppen und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. Er stellte sich vor, wie die vom Wein angenehm geröteten, sorglos zufriedenen Gesichter wohl morgen aussehen würden, nachdem es bekannt geworden war, daß Timotheus Brunck, der splendide Gastgeber, der liebenswürdige Wirt, die Perle aller Brautväter, sich —

„Halt!" dachte er; „ich will ihnen noch ein paar muntere Worte mit auf den Weg geben, damit sie sich morgen an den Kopf greifen und verwundert fragen: ‚Wie ist es nur möglich? Er war doch so heiter, so lebenslustig, der alte Brunck, noch in später Stunde gestern abend' — Pah, Schauspielerei! Das lernt sich!"

Er trank hastig zwei Gläser Champagner nacheinander, sprang auf einen Stuhl und klopfte mit einem Messerrücken an eine Weinflasche, um sich Gehör zu verschaffen. Es war dies ein schwieriges Unternehmen; die Gesellschaft befand sich schon in demjenigen Stadium sprudelnder Laune, in welcher man sich am liebsten selbst sprechen hören mag und etwaige Redner, wenn man sie überhaupt zu Worte kommen läßt, durch Zwischenrufe aus dem Konzept zu bringen versucht. Dem Gastgeber indessen mußte Rücksicht erwiesen werden; allmälich wurde es still im Saale.

„Verehrte Freunde und Freundinnen!" begann Brunck mit helltönender Stimme. „Nichts ist leider gewisser, als daß jedes Fest ein Ende hat. Nur in der Jugend, wenn man Sonntag morgens aus dem Bett springt, glaubt man noch, der angebrochene Tag werde eine kleine Ewigkeit dauern. Jetzt sind wir klüger geworden. Nach frohen Festen saure Wochen, das ist unser aller Schicksal. Und es ist gut so. Arbeit, meine Herren, macht das Leben süß. Was wir sind, das sind wir durch unsere Arbeit. An den Werkeltagen, in Kampf und Mühen, treten unsere besten Kräfte hervor. Indem wir streben und ringen, sind wir Menschen. Deshalb: es lebe der Handel! Wir alle betreiben ihn, der eine so, der andere so. Möge er blühen und gedeihen und wir mit ihm!"

Der Toast war nicht genau so ausgefallen, wie er Brunck vorgeschwebt hatte. Aber er entsprach seinem Zweck trotzdem. Als fleißiger, strebsamer, unerschütterlich hoffender Kaufmann hatte er sich nochmals demjenigen Bruchteil seiner Mitbürger vorgestellt, welcher ihm die Ehre erwies, sich von ihm bewirten zu lassen. Im Geiste hörte er seine Konkurrenten — die Gruppe hatte sich am Ende der Tafel hinter einer Batterie von Flaschen Chateau Leoville zusammengethan — unter einander reden: „Verteufelter Kerl, der alte Brunck! Der hält noch lange aus!" — Und er schmunzelte selbstzufrieden, als er von seinem Stuhl herabstieg.

Etwas später waren es nur noch jene Konkurrenten, die seßhaft im Speisesaal ausharrten. Die übrigen hatten sich in den Nebensälen verteilt. Die Kellner reichten Kaffee; den Herren war endlich die lang ersehnte Cigarre gestattet. Ein Hauch der Schläfrigkeit ging durch die Gesellschaft. Träge schleppte sich die Unterhaltung hin; hinter dem Fächer versteckte sich mancher schöne Mund, den unterdrücktes Gähnen verzerrte. Einzelne Vorsichtige, die von einer Aenderung ihrer Lebensgewohnheiten lästige Folgen erwarteten, schlichen sich still hinweg, um zu Hause ihr Mittagsschläfchen abzuhalten. Der Konsul war zu einer Partie l'Hombre gepreßt worden; nur aus Höflichkeit hatte er sich gefügt; als er aber saß und spielte, war es ihm lieb, Beschäftigung zu haben, und bald wandte er seine volle Aufmerksamkeit den Karten zu. Allerdings konnte er es nicht verhindern, daß ihn zuweilen die Erinnerung an den Entschluß durchfuhr, den er gefaßt hatte. Dann wunderte er sich darüber, daß das Ende so nahe sein könnte, und glaubte es nicht. Ging doch alles seinen gewöhnlichen Gang; warum sollte es morgen anders sein als heute? — Seine innere Aufregung zeigte sich nur darin, daß er ein Glas Selterswasser nach dem andern trank. Er gewann — eine hohe Summe. Gleichmütig sah er den Goldhaufen neben sich anwachsen: eitler, dummer Tand! So lange hatte er um den Bettel gespielt — Gott sei Dank, bald brauchte er's nicht mehr! Dies war seine letzte Konzession an den blinden Zufall, der die Welt regiert!

Digitized by Google

Und endlich durften die Kellner die Lichter löschen; die Bühne, auf welcher sich die Hochzeitsfeier Amalie Brunck's abgespielt hatte, war leer geworden. Der Wagen des Konsuls rollte als der letzte von dem Portal des Hotels. Brunck hatte sich in die Ecke geworfen und die Augen geschlossen; seine Gedanken flogen den raschen Pferden voraus in sein stilles Zimmer in der Villa, zu der geheimen Schieblade in seinem Pulte, worin ein Schächtelchen mit weißem Pulver geduldig auf ihn wartete.

Da fühlte er Cäciliens Hand auf der seinigen.

„Du mußt sehr müde sein, Timotheus." Es war die Stimme seiner Frau. Richtig, sie saß ja neben ihm; er hatte es vergessen.

Er zwang sich zur Gegenwart zurück.

„Ja, ja — sehr müde," antwortete er. „Ich fühle mich selbst nicht mehr. Im Kopfe summt es mir von Musik und Lachen, von Gläserklang. — Nun, es ist vorüber. Und Du? Hast Du Dich gut unterhalten? Bist Du befriedigt?"

„Wir haben uns einer gesellschaftlichen Pflicht mit Anstand entledigt, dies ist meine Empfindung. Auch glaube ich, daß ich mich unterhalten habe — zuweilen wenigstens. Ich würde mich der herrschenden Stimmung freier hingegeben haben, wenn ich nicht um Dich besorgt gewesen wäre."

„Um mich?" Es klang Verwunderung und Unglauben aus dem Ton dieser Frage.

„Ja wohl, um Dich," entgegnete Cäcilie fest. „Es muß anders werden, als es bisher gewesen ist. Ich meine zwischen uns, Timotheus. Wir sind jahrelang neben einander hingegangen. Es war meine Schuld, ich weiß es. Ich hätte Dir viel sein können, wenn ich nur gewollt hätte. Aber ich war trotzig und ließ Dich entgelten, wofür Du keine Verantwortlichkeit trugst. Aus dem Unrecht, das ich Dir zufügte, das Dich kränkte und erbitterte, entsprang die Entfremdung zwischen uns. Und sie hat sich weitergeschleppt von einem Tag zum andern als ein scheinbar unheilbares Uebel, das man eben glaubt tragen zu müssen. Ist es nicht so?"

„Es mag wohl so gewesen sein. Lang, lang ist's her! Und jetzt?"

„Neulich abends schon," fuhr Cäcilie fort, „kam ich in der Absicht zu Dir, mir Deine Verzeihung für Vergangenes zu erbitten. Alberner Stolz verhinderte mich, das Wort zu sprechen. Wer weiß, wie viel Zeit uns noch mit einander vergönnt ist! Wir sind alt und einsam. Gib mir Dein Vertrauen; wenn uns kein Liebesfrühling beschieden gewesen ist, so kann doch noch ein Liebesherbst uns geschenkt werden."

Brunck schwieg einige Zeit. Das Entgegenkommen seiner Frau erschütterte ihn und er mußte sich sehr zusammennehmen, um seine Fassung zu behalten. Endlich sagte er:

„Daß Du alle Schuld auf Dich nimmst, kann ich nicht geschehen lassen. Als ich um Dich warb, hatte ich keine Ahnung davon, daß Dein Herz nicht mehr frei war. Du bist veranlaßt worden, dies vor mir zu verheimlichen und meine Hand anzunehmen. Daß dies ein Betrug war, den Du an mir verübtest, hast Du Dir vielleicht noch nie eingestanden. Ich bemerkte allerdings, daß Du mir keine warme Neigung entgegenbrachtest; aber ich hoffte, die Liebe werde Dir in der Ehe kommen. Anstatt dessen teiltest Du mir bald nach unserer Hochzeit mit, Deine Liebe werde ewig einem andern gehören. Die Entdeckung, daß er angeführt worden ist, bringt jeden Menschen in Harnisch. Ich machte davon keine Ausnahme, wie Du Dich erinnern wirst. Indessen weißt Du, daß ich mir Unangenehmes so rasch wie möglich aus dem Sinn schlage. Ich will behaglich leben oder gar nicht. Hier liegt mein Fehler. Wäre ich beharrlich gewesen, hätte ich die Geduld gehabt, ein Jahr lang meiner Frau den Hof zu machen, — Dir, Cäcilie — so würden wir uns verständigt haben. Du wärest dahin gekommen, über Deine Jugendschwärmerei zu lächeln; manche Frau lernt dies und wird glücklich, allen Theorien von der einmaligen Liebe zum Trotz. Aber — ich war zu bequem. Meine Energie war nach einer andern Richtung hin engagirt. Ich hatte im Geschäft genug zu kämpfen; ein Feldzug im Hause war nicht nach meinem Geschmack. Lieber verzichtete ich auf ein Gut, das ich mir einst lebhaft gewünscht hatte. Dies ist mein Teil der Schuld. Inzwischen bin ich älter geworden; meine Bedürfnisse haben sich fixirt. Es ist eine feste Schale um mich gewachsen, die keine Aenderung mehr verträgt. Erreichtes kann ich nicht, will ich nicht entbehren; alte Gewohnheit ist meine Lebensluft. Ich bin kein Schwimmer mehr; will mich die Woge nicht mehr tragen, so lasse ich mich untersinken. Das Neue hat keinen Reiz mehr für mich."

Es lag in diesen Aeußerungen Brunck's eine solch entschiedene Abwehr auch des zweiten Annäherungsversuches, den Cäcilie soeben nicht ohne Selbstüberwindung gemacht hatte, daß ihre erste Regung war, auf jede Fortsetzung des Gesprächs zu verzichten. Dann aber kehrte ihr der Eindruck wieder, den sie vorhin bei Tische von der Hinfälligkeit des alten Mannes an ihrer Seite empfangen hatte, und seine letzten Worte verstärkten diesen Eindruck. Diesem lebensmüden Greise gegenüber war wahrlich Nachgiebigkeit und Schonung eine Pflicht. Und Cäcilie bezwang sich und erwiderte:

„Du bedarfst jemand, der Dir zur Seite schwimmt, Timotheus, jemand, auf dessen Schulter Du die Hand legen kannst, wenn Du matt wirst. Warum sollte ich nicht dieser jemand sein?"

„Dein Wille mag gut sein; ich glaub' es. Aber Du weißt nicht, wie schwer meine Hand Dir aufliegen würde. Nein, nein; es geht nicht. Ein paar Jahre früher, da wäre ich vielleicht noch zu biegen gewesen. Aber ich danke Dir, Cäcilie, Du wirst es nicht bereuen, mir Entgegenkommen gezeigt zu haben."

Der Wagen hielt vor der Villa. Im Hausflur fragte Cäcilie:

„Willst Du noch eintreten? Ich habe kochendes Wasser bereit halten lassen; in wenigen Minuten kannst Du eine Tasse Thee haben."

Brunck dankte; ihm bangte vor einer Fortsetzung des soeben unterbrochenen Gesprächs.

„Ich will gleich hinaufgehen," sagte er. „Gute Nacht!"

Er vermied, sie anzusehen, als er sich von ihr wandte. Doch als er die Treppe emporstieg, hörte er ihren Schritt hinter sich. Vor der Thüre seines Zimmers hielt er an und drehte sich um.

„Was willst Du noch?"

„Dir Gesellschaft leisten, bis Du einschläfst."

„Heute nicht, Cäcilie, bitte, heute nicht."

Die Stimme Brunck's klang ängstlich; Cäcilie hörte es und stand unschlüssig.

„Wer sich ernstlich bessern will," sagte sie, „soll damit sofort den Anfang machen und nicht denken, dazu sei auch morgen noch Zeit. Aber wie Du willst, Timotheus."

Sie that einen Schritt von ihm, kehrte zurück, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn besorgt an.

„Schlaf wohl! Zu neuem Leben!" — Sie hielt ihm die Lippen entgegen; er mußte sie küssen. Dann ging sie.

Hastig trat Brunck in sein Zimmer.

„Es war die höchste Zeit, daß sie von mir abließ!" sagte er. „Beinahe wäre ich schwach geworden."

Er riegelte sich ein und entzündete ein Licht.

„Für sie ist gesorgt; die Versicherungssumme ist hoch genug und die Police enthält keine Klausel. Und trösten wird sie sich auch." Er öffnete sein Schreibpult und holte aus einem verborgenen Fach eine kleine Schachtel hervor, die er dann in das Nebenzimmer trug und auf dem Nachttischchen zu Häupten seines Bettes niedersetzte. Dann goß er ein Glas halbvoll Wasser und brachte es an dieselbe Stelle. Dies alles that er wie mechanisch; so oft hatte er vorher sich vergegenwärtigt, wie er sich an diesem Abend verhalten würde, daß weitere Ueberlegung überflüssig war. Auch bei seinen nächsten Handlungen stand er offenbar unter dem Einflusse vorgefaßter Bestimmungen. Er schüttete das Pulver in das Glas, verbrannte die Schachtel an der Flamme des Lichts und warf die Asche in den Ofen. Nun entkleidete er sich und legte seine Kleidungsstücke, methodisch wie immer, in ordentlichen Falten auf den Stuhl am Fußende seines Bettes. „Ich habe abgeschlossen," besann er sich, „das ist gegen meine Gewohnheit." Er ging zurück in sein Arbeitszimmer und drehte leise den Schlüssel. „So! Man soll keine Mühe haben, zu mir zu kommen." Ohne weiteres Besinnen legte er sich nieder, leerte das Glas und blies das Licht aus. —

Um dieselbe Zeit trat Eberhard mit seiner jungen Frau in seine Wohnung.

„Nun bist Du mein!" sagte er, Gertrud zärtlich an sich ziehend. „Mein in Lust und Leid!"

„Ohne Wanken!" versicherte sie. „Alles, alles will ich mit Dir teilen. Ich würde unglücklich sein, wenn nur ein Schatten durch Deine Seele flöge, den ich nicht sehen dürfte."

„Wirklich? — Ich glaube es Dir, mein liebes, gutes Weib! Aber wer wird von Schatten reden, jetzt, wo alles Licht ist? — Komm, wir wollen noch einmal unser Heim besehen! — Ich leuchte!"

Und das junge Paar, sich eng umschlungen haltend, trat einen Rundgang durch die Reihe seiner Zimmer an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sanktusläuten.

Von dem Berge nach dem Thal
Lauscht' ich in der Morgenstille:
Lerche sang im goldnen Strahl
Und im tau'gen Gras die Grille.

Da begann ein Glockenmund
Fern das Sanktus anzuheben:
Von den Höhen bis zum Grund
Schwieg in Andacht jedes Leben.

Martin Greif

Digitized by Google

Jetzt kommen sie! Nach ein

m Gemälde von Emanuel Spitzer.

Digitized by Google

Vierzehn Tage in einem Boardinghouse auf der Insel Wight.

Von

Johanna Fellmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Dampfer fährt ab von Plymouth und durchschneidet schnell die in der Herbstsonne smaragdgrün funkelnden Gewässer des Solent.

Da hebt sich plötzlich gleich einer Zauberinsel Wight aus den Fluten, Wight, das Märchenkind Albions, umschlungen von den weichen Armen des Kanals. Anmutig, lieblich liegt sie da im goldenen Lichte der Mittagssonne, vor uns das Städtchen Ryde mit seinem Amphitheater stolzer Villen, die mit glitzernden Fenstern aus den bunten Baumgruppen hervorschimmern, nach Westen die malerische Küste mit von weiß leuchtenden Klippen umsäumten Buchten, die das Auge verfolgt, bis es an der fernsten Spitze auf den glänzenden Thürmen und Zinnen von Osborne, dem Lustschloß der Königin Victoria, ruht.

Nicht weit von der Landungsbrücke hatte der Zug, um die Reisenden an ihren Bestimmungsort zu bringen, aber da steht auch eine mit vier Pferden bespannte Coach! Das Gelände der silbernen Glöckchen am Geschirr klingt verlockend; der Postillon schmettert in sein blitzendes Horn, und wer nur einen Platz erobern kann, drängt sich in das große offene Gefährt oder klettert schnell auf das Deck.

Und nun geht es fort nach Ventnor, quer durch die Insel, ihrem äußersten Süden zu.

Ueberall blühen noch in den wohlgepflegten Gärten dunkelrote und gelbe Rosen, während schon die Eichen und Buchen wie mit Kronen von Erz stehen und an den Ulmen die Blätter gleich hellem Gold hängen.

Schwarze, düstere Tannengründe, groteske Felsbildungen, kristallhelle Bäche, Villen, Dörfer, deren Häuschen ganz überwuchert sind von Schlingpflanzen, die der Herbst in den glühendsten Tinten gefärbt, alles wechselt in bunten Bildern mit einander ab, wie der Wagen jetzt langsam mit knirschenden Rädern eine Höhe erklimmt, dann den sich senkenden Fahrweg hinabrasselt.

Wer nähern uns Ventnor. Noch vor vierzig Jahren war es ein kleines Fischerdorf von ungefähr zwölf Hütten; jetzt erhebt sich in Terrassen ein Städtchen voll prächtiger Hotels und Boardinghouses, denn Ventnor hat sich durch sein wundervolles Klima zu einem beliebten Badeplatz aufgeschwungen, wo man schon vom April an Seebäder nimmt und dieselben bis in den November hinein fortsetzt. Die Nordostwinde werden durch die das Städtchen überragenden Höhenzüge abgeschnitten, und so liegt Ventnor geschützt am Busen des Meeres, das hier vom Golfstrom erwärmt wird.

„Haben Sie sich schon eine Wohnung bestellt?“ fragt mich mein Reisegefährte; „es wird somit schwer halten, eine am Meer auf der Terrasse zu finden, wenn Sie nicht in das Marinehotel ziehen wollen. Eigentliche Boardinghouses existiren nur eine halbe Stunde vom Meer entfernt. Lodgings gibt es freilich genug, aber es ist doch lästig, sich selbst bedienen zu müssen.“

Ich erschrak. Meine Boardinghouses am Meer! Ich war ganz allein, und da ich keinen Menschen auf der Insel Wight kannte, stand mir bevor, mich in meiner eigenen Gesellschaft die ganze Zeit meines Aufenthaltes zu langweilen, wohingegen man in einem Boardinghouse gewöhnlich angenehme Gesellschaft findet, der man sich auf Ausflügen anschließen kann.

Der Wagen näherte sich dem Halteplatz am Fuß einer sich im Halbkreis ziehenden Klippe, auf deren Ende ich ein romantisch gelegenes Häuschen aus grauem, unbehauenem Granitstein erblickte.

„Das ist Dove-Cottage,“ erläuterte mein Reisegefährte auf die Frage, wer dort wohne. „Das Haus gehört einer Mrs. Gould, vielleicht ist das Glück Ihnen hold, und Sie finden Aufnahme bei ihr; es ist kein gewöhnliches Boardinghouse, sechs bis acht Gäste höchstens. Eigentlich geht es gegen das Gesetz, denn die Hotelbesitzer haben es bewirkt, daß am Meer keine Boardinghouses eröffnet werden dürfen, aber bei der Mrs. Gould drücken sie alle gern ein Auge zu. Sie wissen, wir Engländer haben für die Abkömmlinge unserer vornehmen Familien ...“

„Halt!“ Er hatte keine Zeit, den Satz zu vollenden, der schwere Wagen hielt mit plötzlichem Ruck an der Stelle, wo in den Felsen gehauene Stufen nach Dove-Cottage hinaufführten.

Als wollte sich mir gleich erklären, warum das Haus Dove-Cottage genannt wurde, flatterte ein Schwarm weißer Tauben mit schwerem Flügelschlag durch die dunklen Büsche des Gartens eben.

Schnell ließ ich mir mein Gepäck reichen und bat einen Matrosen, der auf den Stufen ruhte, mir dasselbe nachzutragen.

„Man hat Sie schon mit dem Frühbeet erwartet, Madame,“ sagte er, den Koffer schulternd.

„Mich? Ich hatte mich ja gar nicht angemeldet.“

„Ah, dann sind Sie eine andere; glaube auch, man sprach von einem Herrn. Können sich die Mühe sparen, hinauf zu steigen, alles besetzt und bestellt.“

Sehnsüchtig blickte ich hinauf in das Gemisch der Rosen- und Myrtenbüsche, der sich überstürzenden Schlingpflanzen, der prächtigen Baumgruppen und nach der kleinen, von wildem Wein umwachsenen Holzlaube am äußersten Ende des Gartens, wo sich der verdorrte Abhang der Klippe steil an den Strand senkte.

Ich stieg hinauf, obschon der Schiffer die Achseln zuckte und in den Bart murmelte: „These foreigners.“ Da erschien plötzlich über mir, auf der obersten Stufe stehend, eine hohe, schlanke Frauengestalt. Wie ein Bild trat sie hervor aus dem grünen Rahmen ihrer Umgebung, überflutet von dem rosigen Lichte der sinkenden Sonne. Es war ein schönes, doch sehr bleiches Gesicht; schwarzes, bis tief in die Stirn fallendes Haar und sehr scharf gezeichnete Augenbrauen erhoben die auffallende Blässe; unter den großen Augen lagerten dunkle Schatten. Sie starrte in die Ferne, ohne mich zu bemerken. Ein Kindermädchen faßte ihr schwarzes Kleid.

„Laß mich, Georgie, geh zu Anne!“ sprach eine tonlose Stimme.

Die Stufen wanden sich nach rechts, so daß ich die Dame aus dem Gesichte verlor. „Sollte es Mrs. Gould sein?“ fragte ich mich; „sie macht keinen liebenswürdigen Eindruck.“

Als ich oben ankam, war sie verschwunden. Auf dem leuchtend grünen Rasen unter einer Kolbuche spielte ein junges Mädchen mit einem bildhübschen Knaben von ungefähr zwei bis drei Jahren. Sie setzte ihm gerade einen Kranz von Eichenblättern und Eicheln auf den blonden Lockenkopf. Als der Kleine meiner ansichtig wurde, kam er mir mit einer Handvoll Blumen, die er aus dem Schoß seiner Wärterin nahm, jauchzend entgegengelaufen und reichte sie mir. Ich nahm sie freudig als ein gutes Omen.

Gleich darauf schellte ich, und ein hübsch gekleidetes Hausmädchen mit obligatem weißem Schürzchen und kokettem Häubchen auf dem strohblonden Haar öffnete die Thür. Nachdem sie einen Blick auf meine Visitenkarte geworfen, starrte mich ihr Auge erstaunt und neugierig, indem sie mich einließ, in das Drawingroom zu treten, während sie Mrs. Gould von meiner Ankunft benachrichtigte.

Und wie verschieden war dieses Drawingroom von den geschmacklosen Salons der englischen Boardinghouses mit den steif nach der Schablone gestellten Stühlen, den künstlichen Blumen unter Glaskuppeln, den von grünem Papier geschnittenen Schutzschleiern über Spiegelrahmen und Kronleuchter. Nein, hier war alles anders. Hier fehlte selbst das Gespenst aller Pensionen, das Schrecken erregende Klavier mit gelblichen Tasten und abgegriffenen Notenheften; auch von Traktätchen und frommen Liederbüchern war hier keine Spur.

Sinnend schweifte mein Blick über den behaglichen Raum, in welchem die altmodischen, aber geschmackvollen Möbel fast unter der Menge üppiger Blattpflanzen und blühender Gewächse verschwanden. An der Wand hingen alte, gute Stahlstiche und da war ja auch Arlies Manor in Kreide gezeichnet, dasselbe alte malerische Gebäude im Elisabethischen Stil, von welchem die „Graphic“ noch kürzlich eine Abbildung brachte. An der Ecke des vergilbten Papierrahmens stand: „Marian Gould, 1838.“ Die war es doch? Stand nicht in der Graphic, die Gouldschen Güter seien noch immer in der Chancery wegen Erbschaftsstreites? Sollte Mrs. Gould aus dieser Familie stammen? Neugierig betrachtete ich das Bild, als die Dame des Hauses eintrat. Eine ehrwürdige Matrone in tiefer Trauerkleidung stand vor mir. Ihr silberweißes Haar legte sich in glatten Scheiteln bis tief auf die Wangen, was ihrem Gesicht etwas sehr Mildes verlieh, obgleich die Züge scharf gezeichnet waren. Zwei dunkelblaue Augen richteten sich fragend auf mich.

Ich kam mir wie ein Eindringling vor. Die Dame glich so sehr wenig den gewöhnlichen Besitzerinnen von Boardinghouses, welche sich fast immer aus den ihrer Abhängigkeit müden Kammerjungfern rekrutiren.

Ich stammelte eine Entschuldigung, indem ich die herrliche Lage des Hauses rühmte und meinen Wunsch, bei ihr zu bleiben, möglichst schlecht vorbrachte. Nachdem sie mich an, sann nach und fragte, ob ich einen festen Schluß habe; dann ließe sich bei geringen Ansprüchen meinerseits ein Zimmerchen mit der Aussicht aufs Meer herrichten.

Ich legte keinen Wert auf ihre Frage, in dem Glauben, dieselbe bezöge sich auf das Gelöse der Wagen, die sich bei jeder Flut am Fuß der Klippe brachen. Froh, in der mich unheimelnden Umgebung bleiben zu können, richtete ich mich schnell in dem mir angewiesenen Stübchen ein und folgte dem Ruf der Tischglocke.

Mrs. Gould nahm, der Sitte englischer boardinghouse-keepers zuwider, teil an unseren Mahlzeiten. Nachdem sie mit gesenktem Haupte das übliche «grace» gesprochen, begann das Mahl unter leise, im Flüstertone geführtem Gespräch. Die Gesellschaft glich der, welche man jetzt häufig in englischen Pensionen antrifft. Zwei der Damen, Mutter und Tochter, trugen den unverkennbaren Stempel der „Aesthetiker“ und waren augenscheinlich im höchsten Stadium der immer mehr und mehr um sich greifenden Modekrankheit. Sie glichen genau den Bildern der bekannten Kate Greenaway, trugen Kleider von der Farbe reifenden Getreides mit an der Schulter weitgebauschten Aermeln und große brandgelbe Sonnenblumen im Haar und am Busen. Sie sprachen ein Englisch, das sich dem Französisch der précieuses ridicules vergleichen läßt, und nannten alles, was ihnen gefiel oder interessant erschien, «consummate».*) Im Geiste sah ich sie schon alle Fischerhütten nach irgend einem zerbrochenen Krug oder einer wurmstichigen Truhe durchstöbern. Mir gegenüber saß die unheimliche blasse Dame, deren große graue Augen teilnahmslos blickten, als dächte sie an entfernte Gegenstände, während das Gespräch im Laufe der Mahlzeit lebhaft wurde. Es drehte sich um den viele englische Kreise beherrschenden Spiritismus, der einen besonders starken Verteidiger an meinem Tischnachbar hatte. Schon sein Aeußeres war mir aufgefallen als das wundersamste Gemisch von einem Gentleman und einem Handwerker. Ein intelligenter Kopf mit durchgeistigten, doch sehr markigen Zügen gehörte einem Manne an, der viel gedacht, während die breiten, schwieligen Hände Spuren von langjähriger, harter Arbeit trugen. Er erzählte, wie er seinen kolossalen Reichtum den Einflüsterungen und Ratschlägen seines toten Vaters verdanke, der ihm allmählich erschienen, bis er sich vom Klempnerlehrling zum Ingenieur und später zum Industriellen emporgeschwungen.

Und mit ernsten, gespannten Gesichtern lauschten die Aesthetikerinnen und unterbrachen ihn nur hin und wieder mit einem langgezogenen, schmachtenden «How consummate», was in diesem Fall „wie interessant“ heißen sollte.

Mir war, als sei ich in eine Gesellschaft halb Wahnsinniger geraten, als Mrs. Bird,**) die Gemahlin des Geisterlehrers, uns mitteilte, auf welche Weise sie das in der „Saturday Review“ wie in allen guten britischen Journalen günstig besprochene Buch «Between the lights» verfaßt. Ihr erschien der Geist irgend eines verstorbenen Dichters und flüsterte ihr die hochpoetischen Erzählungen zu, während sie in einem traumähnlichen Zustand mit geschlossenen Augen auf dem Sopha lag und ihrer Gesellschafterin diktirte.

„Und mein Mann malte sein erstes Bild durch Turner,“ erzählte nun die kleine, muntere Mrs. Butterworth, Frau des berühmten Landschaftsmalers, „er leitete seinen Pinsel bei dem ersten Bilde, das in der „Royal Academy“ aufgenommen werden.“

«How consummate!» rief Miß „Aesthetik“ und fächelte sich, und «How consummate» ertönte langgedehnt das Echo der Mutter.

Als spät in den Abend hinein setzte Mr. Bird, umringt von den Damen, die Spukgeschichten im Salon fort, welche alle die Einwirkung Abgeschiedener auf unser Thun und Treiben zum Vorwurf hatten. Ein jeder kennt den Eindruck, welchen eine lebendige Schilderung des Geheimnisvollen macht, besonders wenn die ganze Umgebung stimmungsvoll mitwirkt.

Da saß am Fenster die stille Frau in Schwarz mit dem geisterbleichen Antlitz, grell vom Mond beschienen, und starrte mit ihren großen grauen Augen auf das mondumglänzte Meer. Weiß schimmerte die Klippe; in der Ferne zogen gespensterhaft Dreimaster langsam vorüber wie Riesenvögel mit ausgespannten Fittichen. Dann und wann taumelte eine Fledermaus schwerfällig gegen das Fenster, oder ein verspäteter Nachtfalter schwirrte herein; an der Wand huschten die Schatten der Sprechenden unheimlich hin und her. Da schlug es zwölf Uhr, gerade als Mr. Bird die Geschichte eines Schiffskapitäns beendete, dessen Geist seinem Freunde auf der See erschienen und der das Kommando des Dampfers zu seiner Rettung übernommen. Die stille Dame war längst verschwunden, als wir aufbrachen; lautlos hatte sie dagesessen, lautlos hatte sie sich entfernt.

Ich konnte nicht einschlafen, meine Phantasie war zu sehr erregt; darum zündete ich die Lampe an und las. Das Meer war ruhig; nur leise tönte das Plätschern der Wellen herauf. Es schlug zwei Uhr. Da hörte ich einen langgezogenen Seufzer und die oft wiederholt gesprochenen Worte: «O God, forgive!», während jemand auf und ab schritt. Gleich darauf öffnete sich eine Thür.

Mit der Lampe in der Hand trat ich auf den Korridor; ein Luftzug wehte mir entgegen; hell schlug die Flamme auf und erlosch. Ich horchte; alles war wieder still.

Außer mir wohnte nur Mrs. Wood, die stille Dame, auf der Etage. Sollte sie oder der hübsche kleine Knabe krank geworden sein? Ich trat zurück in mein Zimmer und legte das Ohr an die Wand.

Wieder ging jemand rastlos auf und ab und seufzte.

Ich lauschte.

„Wer da?“

„Fehlt Ihnen etwas, Mrs. Wood?“

„Nein, danke, durchaus nicht!“

„Ich glaubte, Sie zu hören.“

„Mich? Sie irren.“

Erst spät schlief ich ein, verfolgt von den wirrsten Träumen.

Als ich am Morgen erwachte, strahlte die Sonne schon hell durch mein weißes Rouleau. Hinaus auf die Klippe! Mr. und Mrs. Bird und die ästhetischen Damen mit lang aufgelöstem Haar und breitrandigen Palmenhüten standen schon auf dem Strand und schauten mit Ferngläsern nach Frankreichs Küste hinüber. Da lag auf dem Korridor zwischen meiner Thür und der meiner Nachbarin ein schwarz versiegelter Brief. „Mrs. Gould“ stand darauf. Ich war im Begriff, ihn meiner Wirtin einzuhändigen, als Mrs. Wood die Thür öffnete und ihre Augen spähend über den Teppich glitten.

„Sonderbar!“ murmelte sie.

„Sie haben etwas verloren, Mrs. Wood?“

Beim Klange meiner Stimme zuckte sie zusammen. „Ja,“ entgegnete sie mit peinlich ängstlichem Ausdruck, „ich suche einen Brief, gestern abend lag er auf meinem Schreibtisch. Es ist mir ein Rätsel, wo er geblieben, ich dachte, die Zugluft hätte ihn vielleicht beim Oeffnen der Thür fortgetragen!“

Jetzt reichte ich ihr den Brief. Ihr schon bleiches Gesicht überzog sich mit Todesblässe bei meinen Worten, daß ich gerade im Begriff gewesen, ihn Mrs. Gould zu übergeben.

Mühsam hielt sie sich, am Thürpfosten lehnend, aufrecht. „Bitte, sagen Sie nichts von dem Brief,“ bebte es von ihren Lippen.

Als ich ihr meine Begleitung in ihr Zimmer anbot, wies sie dieselbe ab; sie sei nicht krank, der Verlust des Briefes habe sie erschreckt.

Es war mir zur Gewißheit geworden, daß Mrs. Wood ein schweres Geheimnis barg oder an einem heftigen Kummer litt.

Einige Tage vergingen schnell voller Abwechslung. Wir machten Ausflüge nach Carisbrook und Osborne, nach Shanklin und Freshwater, dem idyllischen Landsitz des gekrönten Dichterfürsten Tennyson, und allen anderen berühmten Ortschaften; zogen früh am Morgen aus und kehrten am Abend heim. Unsere ästhetischen Damen gingen nie ohne einen Band von Tennyson und ihrem Ruskin im Korb; auch bewaffneten sie sich stets mit einem kleinen Hammer, der ihnen dazu diente, Stückchen von den verschiedenen Felsen zu schlagen. Mutter und Tochter studirten jetzt Geologie, nachdem sie einige Monate Biologie studirt. Sie wohnten in Cheltenham allen Vorträgen eines sehr schönen jungen Professors bei, dessen Photographie in verschiedenen Positionen zwischen allerlei Quarzen und Steinen auf ihrem Schreibtisch stand. Uebrigens wurden sie gewöhnlich in der schönen Natur selber ganz natürlich und vergaßen ihr consummate, Ruskin, Steine und falsche Aesthetik bis zum Dinner, wo mit den künstlichen Sonnenblumen auch wieder die andere Geschmacklosigkeit in Toilette und Sprache zu blühen begann.

Mrs. Wood hielt sich von allen fern. Den ganzen Tag saß sie unbeschäftigt am Meer, während sie den hübschen kleinen Georgie, unser aller Liebling, der Sorge seiner jungen Wärterin überließ.

Der spätе Abend vereinigte uns alle im Salon, wo nach Londoner Sitte um zehn Uhr der Thee gereicht wurde.

Die mit einem rosa Schleier überhauchte Lampe brannte auf dem runden Tisch, um welchen wir uns versammelt hatten. Mr. Bird unterhielt uns mit seinen spiritistischen Erfahrungen, als ein großer grauer Nachtfalter durch das offene Fenster schwirrte, die Flamme umkreiste und mit versengten Flügeln tot niederfiel.

*) Vollendet.

**) Schriftstellername: Eleanor Gale.

„Ja," sagte Mrs. Gould als Entgegnung auf eine geistreich sein sollende Bemerkung der Miß „Aesthetik" über die Unsterblichkeit der Seele und über die Vorzüge eines schnellen Todes, „wer hätte wohl gedacht, daß ich meinen Sohn William überleben werde, ich, die Greisin, den lebensvollen Mann. Heute sind es sechs Wochen, da stand er zum letztenmal vor mir. Und gerade tritt der Tod an ihn heran, als sich jede Aussicht eröffnet, daß der vierzigjährige Streit sich zu seinen Gunsten entscheiden wird. Vierzig lange Jahre ist Gould Manor in der Chancery, wie Sie wissen, Mr. Bird. — Armer William!"

„Sind Sie des Todes Ihres Sohnes denn ganz gewiß, Mrs. Gould?"

„Ach, warum soll ich mich mit falschen Hoffnungen trösten? Sein Name stand in der Liste der Passagiere, die mit der „Colomba" gesunken. Die im Boote Geretteten sind längst mit einem Segelschiff in New-York angekommen."

„Warum reiste er eigentlich fort, Mrs. Gould? Gab der Prozeß die Ursache zu seiner Reise?"

„Nein, das Leben in England war ihm unerträglich geworden. Seine Frau, wenn ich sie so nennen mag, hat ihn verlassen, nachdem er ihr alles, was das Leben einem Manne wert macht, aus Liebe geopfert, seine Stellung, seine ganze Laufbahn, ja mich, seine Mutter. Denn von dem Augenblick an, wo er sich heimlich mit ihr ohne mein Wissen vereinte, hatte ich keinen Sohn mehr, bis er zerknirscht von mir Abschied nahm. Aus Unrecht konnte kein Glück gedeihen; ich wußte immer, wie es enden würde. Daß er überhaupt sechs Jahre mit ihr wie mit seinem rechtmäßigen Weib . . ."

„Sie war sein Weib, Mrs. Gould," ertönte es vom Fenster, wo Mrs. Wood abgesondert von uns im Schatten saß, ohne, wie es schien, an der Unterhaltung teilzunehmen. „Sie war sein rechtmäßiges, ihm angetrautes Weib. Ich habe Jane Macfarren gekannt, als sie in Oxford bei ihrer verheirateten Schwester, Mrs. William Gould, wohnte und auch später, als sie nach dem Tode der letzteren des Kindes wegen bei dem Schwager blieb. Der protestantische Pfarrer in Genf hat die Trauung Ihres Sohnes mit Jane Macfarren vollzogen, ich selber habe die Beweise gesehen."

„Und doch ist sie in England nicht sein Weib und kann weder für sich noch für ihr Kind Ansprüche auf den Namen Gould erheben. Gesetz ist Gesetz, und wer dagegen handelt, muß die Folgen tragen. Das House of Lords hat die Bill verworfen und wird sie ferner verwerfen. Unsere Bischöfe haben recht. Die Stärke unserer Nation beruht auf der Anerkennung der Bibel nach dem Buchstaben. Wenn wir anfangen, zu rütteln, so fällt das ganze Gebäude zusammen. Ich habe William vergeben, denn er hat genug für die illegitime Ehe mit Jane Macfarren gelitten und schwer gebüßt, aber sprechen wir nicht mehr von ihr; der Gedanke an sie verbittert mir das Leben. Sie muß ein leichtfertiges Geschöpf sein . . ."

„Vielleicht urteilen Sie doch nicht ganz gerecht über Jane Macfarren oder richtiger über Mrs. William Gould. Wissen Sie, ob die Frau nicht ebensoviel gekämpft und gelitten hat wie Ihr Sohn?" entgegnete Mrs. Wood, indem sie sich erhob. Der Ton ihrer Stimme war von großer Erregung durchzittert. Da wurde an die Thür geklopft.

„Georgie will durchaus Mrs. Gould einen Gutenachtkuß geben," sagte das eintretende Kindermädchen, den hübschen, blondgelockten Knaben im langen weißen Nachtgewand auf dem Arm tragend. Jubelnd streckte das Kind der alten, erregten Dame die Aermchen entgegen, umschlang liebkosend ihren Hals und schmiegte sein rosiges Gesichtchen an ihre welke Wange, während Mrs. Wood in ihren Stuhl zurücksank.

Mrs. Gould hielt dem Kleinen ihre goldene Uhr ans Ohr und ließ ihn auf das Ticktack lauschen, er aber wurde auf eine große Brosche mit dem auf Porzellan gemalten Miniaturbild ihres Vaters aufmerksam und gab nicht nach, bis sie dieselbe aus dem Kragen löste und unter das Licht der Lampe hielt.

„Papa, Papa!" jauchzte der Kleine.

„Kinder glauben in allen Bildern ihre Eltern zu erkennen," sagte Mrs. Gould lächelnd. Die Schatten, welche das vorhergehende Gespräch über ihr Gesicht gebreitet, waren mit dem Eintritt des Knäbleins verschwunden. Dann küßte sie das Kind zärtlich und übergab es der Wärterin.

«Oh, how consummate!» rief Miß „Aesthetik", die Brosche betrachtend, „wie schade ist es doch, daß unsere Herren sich nicht kleiden wie im vorigen Jahrhundert. Mr. Bird, Sie sind in Norwood einflußreich; könnten Sie nicht ebenso gut einen ästhetischen Klub bilden, wie Sie den spiritistischen gegründet? Vorschriftsmäßige Tracht bei Gesellschaften und Diners; seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, Kniehosen, Jabot und farbige Röcke — aber schauen Sie doch, ist nicht Georgie das Ebenbild dieser Miniatur?"

Georgie warf gerade auf Geheiß seiner Wärterin von der Thüre aus Kußhände, während alle durcheinander: „Gute Nacht, gute Nacht, darling!" riefen und seine Mutter, sich leicht gegen uns verneigend, totenbleich das Zimmer verließ.

Alle lachten über Miß „Aesthetiks" Einbildung, das Kind gleiche dem Bilde.

Es wurde noch viel über Mrs. Wood und ihre Kälte gesprochen; man begriff nicht, wie es möglich sei, daß sie sich so wenig um den lieblichen Knaben bekümmere.

„Ist sie Witwe?" fragte Mrs. Bird.

„Nein," antwortete Mrs. Gould, „sie müßte ja die Witwenhaube tragen; aber mir scheint, als ob sie von ihrem Manne getrennt oder geschieden lebt. Sie brachte mir einen Gruß und eine Karte von einer meiner alten Freundinnen; sonst weiß ich nichts über sie."

„Die Scheidungsfälle sind ja an der Tagesordnung, die ‚Times' ist voll davon; dear me, sollte Mrs. Wood wohl die unglückliche Frau von Colonel Wood sein. How consummate, sie hier zu treffen," rief Miß „Aesthetik".

„Arme Mrs. Wood," seufzte die Mutter, «how consummate!» Und im selben Augenblick schlug die Tochter eine Bootfahrt nach den Needles vor.

Nachdem alles verabredet, zogen wir uns in unsere Zimmer zurück. Da hörte ich wieder in der Nacht ein leises Seufzen. Ich lauschte, aber alles blieb nun still. Gleich darauf öffnete jemand das Pförtchen, welches dicht unter meinem Fenster aus dem Garten auf die offene Klippe führte. Beunruhigt sprang ich auf und schaute hinaus. Es war ein windstiller Abend, doch die See brauste und schäumte; am Himmel standen schwere Wolkenmassen. Da brach der Mond durch und grell fiel sein Licht auf eine in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, die einige Minuten regungslos am äußersten Rand der Klippe stand. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen; es flimmerte mir vor den Augen; ich wollte rufen und wagte es nicht; sie ist somnambul, mein Ruf kann sie töten!

Eine Sekunde, und sie war verschwunden!

„Mrs. Wood!" schrie ich entsetzt. Da hob sich die Gestalt aus dem Ginstergestrüpp, womit der Abhang bewachsen, und kam gesenkten Hauptes dem Hause zugeschritten. Hatte mein Schreckensruf sie rettend zum Bewußtsein gebracht? Erleichtert atmete ich auf, während sich hundert Mutmaßungen in meinem aufgeregten Gehirn kreuzten.

Ihre großen grauen Augen richteten sich fragend auf mich, als sie mir an meiner Thür entgegentrat.

„Sie riefen mich?"

„Sie haben mir einen furchtbaren Schrecken verursacht; ich glaubte, Sie seien von der Klippe gefallen."

„Da wäre ich recht ungeschickt gewesen," antwortete sie, mir eine eiskalte Hand reichend, während ein starres Lächeln um ihren Mund lag; „es thut mir leid, daß Sie sich meinetwegen geängstigt; ich liebe es, das Meer in der Nähe zu sehen, besonders in solch umwölkter Mondnacht. Auf morgen!"

Wieder verbrachte ich eine ruhelose Nacht, da ich den Gedanken an Mrs. Wood nicht bannen konnte. Mit dem Morgenlichte erst verschwanden die Gebilde meiner Phantasie.

(Schluß folgt.)

Der Herr Commis.

(Hierzu das Bild S. 585*).

„Johann," die beiden Fässer A T C Nro. 159 und 60 gehen Eilgut, 61 und 62 in gewöhnlicher Fracht, daß die Sache pünktlicher besorgt wird als gestern, und vergessen Sie auch nicht die Zolldeklaration für die Tollmannsche Ware." — „Schon recht, Herr Meyer," ruft Johann, das alte Faktotum des Hauses, und brummt dabei in seinen Bart: „Zweimal braucht mir's keiner zu sagen, auch der hochnäsige Herr Meyer nicht, nichts wie Kujoniererei, das." Wenn auch sonst etwas an dieser Charakteristik sein mag, diesmal hat Johann dem Herrn Commis doch unrecht gethan; denn daß derselbe so laut und in so befehlendem Tone gesprochen, daran war nicht das Bedürfnis, ihn zu kujonieren, schuld, es lag ein ganz anderes Motiv zu Grunde. Da geht es vorüber, das Motiv — Fräulein Stefanie, die reiche Kaufmannstochter, mit ihrer Mama, eine Bekanntschaft vom letzten Museumsballe. Wenn sich nun bei dieser Gelegenheit Herr Meyer etwas über Erfordernis wichtig macht, wer will's ihm verdenken, und hat er nicht immerhin auch ein gewisses Recht darauf! Wer führt Buchhaltung und Kasse? — Der Herr Commis. Wer hat die Bücher über Ein- und Ausgang sämtlicher Speditionsgüter unter sich? — Der Herr Commis. Wer zahlt die Arbeiter aus? — Der Herr Commis. Und wer endlich wacht über die Lehrlingsbrut und vertritt den Chef in dessen Abwesenheit? — Der Herr Commis und wieder der Herr Commis! Ein hübscher Mann ist er auch noch, „wie eine Tanne schlank", Reserveoffizier dazu und Sohn von J. C. Meyer & Konsorten in C.; wenn er sich da, im Vollbewußtsein seiner Aktiva in imponierendster Pose unter den Thorweg stellt, ganz „der Herr Commis", mit all dem Zauber von Persönlichkeit und machtgebietender Stellung auf die Dame seines Herzens einzuwirken, kann's ihm keiner verübeln, der einmal jung gewesen; flüstert doch selbst Fräulein Stefanie leise ihrer Mama zu: „'s ist doch ein recht stattlicher Mann — der Herr Meyer!"

* Nach einer Photographie von Löscher & Petsch in Berlin.

Jetzt kommen sie.

(Hierzu das Bild S. 588 u. 589.)

„Gehst Du mit, Christel?" — „Natürlich!" — „Wo marschiert der Zug ab?" — „Wie immer — vom Marktplatz." — „Um so besser, so werden wir an der nächsten Straßenecke einen recht guten Platz finden." — Eine erstickende Glut brütet zwischen eng zusammengerückten Häuserreihen, die Luft flimmert, bewegungslos hängen die Wimpel von den Dächern und Giebeln. Aber die schaulustige Menge läßt sich nicht halten und, unbekümmert um die Temperatur, um Zeit und Wetter, drängt sie den Straßen und Plätzen zu, welche die Schützen durchschreiten werden. Hat man doch schon seit Wochen von nichts anderem in der Stadt gesprochen, als vom Schützenfest, an welchem in diesem Jahre alle Vereine des Landes sich beteiligen; hat man doch diesmal ganz besondere Vorbereitungen getroffen, um es glänzender zu gestalten als je vorher! Schon am frühen Morgen sind von allen Seiten die erwarteten Gäste eingetroffen, man hat sie feierlich empfangen und ihnen ihre Quartiere angewiesen. Jetzt geht es hinaus, den Schießständen zu, an welchen die Wetteifernden das Glück versuchen, ihre Kunst bewähren sollen. — Alle Punkte, an welchen es was zu sehen gibt, sind bereits besetzt, auf allen Trottoirs ist der Verkehr gehemmt, selbst auf dem Straßendamm ist kaum durchzukommen, obschon ihn die Polizei für alle Wagen gesperrt hat. An den Fenstern drängt sich Kopf an Kopf, selbst das Getier ist von der allgemeinen Neugier angesteckt und schaut verwundert dem Treiben der Menschen zu. Da plötzlich dumpfer Trommelschlag in der Ferne; der Schutzmann erwacht und wird rücksichtslos. „Zurück, zurück!" donnert er; alles strömt seitab, um für die heranmarschierenden Schützen freien Raum zu schaffen. Schon hört man den gleichmäßigen Schritt und die schmetternde Hornmusik. Jeder reckt den Hals, um besser zu sehen, ein allgemeines Schieben und Rücken beginnt, jeder sucht Erlösung aus der quetschenden Enge, die Voranstehenden streben zurück, die Eingekeilten vorwärts. Und nun ist es geschehen: Kinder schreien, Frauen kreischen, Männer fluchen. Ein wilder Kampf entbrennt, jeder denkt nur an sich, höchstens an die Seinen. Hüte fliegen, Schirme brechen, hie und da ein verzweifeltes Hurra. Frauen sinken zusammen, weder Alter noch Geschlecht findet Achtung, Hühneraugen keine Schonung mehr. Dann lautes Gelächter boshafter Schadenfreude, Jubelgeschrei, Tücherschwenken, Blumenwerfen, anfeuernde Schlachtmusik! Immer größer wird die Verwirrung, immer betäubender das Getöse, das Chaos bricht herein, der Böse ist los. — Still vergnügt sieht nun der flotte Student mit dem Cerevis auf dem Kopfe in das Getümmel hinab. Er hat's gewagt. Schon lange hat er Nachbars Christel, die gute Freundin seiner Knabenjahre, umschwärmt. Jetzt war die Gelegenheit günstig. Als sie im Flur des befreundeten Hauses, gesichert vor allen Anfechtungen, so recht von Herzen über das Tohuwabohu da unten sich gefreut — da hat er sie rasch umfaßt und herzhaft geküßt. Wie hat sie sich gewehrt, wie ist sie rot geworden, wie entrüstet hat sie ihn angesehen! Rasch aber hat der Sturm sich gelegt und der Zorn sanfteren Empfindungen Platz gemacht; und als jetzt der Zug vorüber, die Flut sich verlaufen, das Schlachtfeld zu übersehen ist, der Blessierte davon hinkt, und aus den Trümmern der Verunglückte das Seine jammernd zu retten sucht, da lacht sie schon wieder mit dem ganzen Gesicht und legt, als verstände es sich von selbst, ihren Arm in den seinen, um sich von dem Getreuen fortführen zu lassen zum Festplatz zu Spiel und Tanz da draußen vor dem Thore.

L. Th.

Zur Obstbaumzucht.

Von

M. Lebl.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Nicht jedem Obstbaumfreund steht ein ausgedehntes Gartengrundstück, worauf er seine Liebhaberei in reichem Maße befriedigen kann, zu Gebote. Viele nennen im Gegenteil nur einen beschränkten Raum ihr Eigentum, auf dem sie aber nichtsdestoweniger einige auf Quitten veredelte, pyramidal oder spindelförmig gezogene Birnbäume pflanzen möchten, wenn sie nicht das Bedenken vor dem Zugroßwerden derselben davon abhalten würde. Besitzern solcher Plätze seien hier einige, der eigenen Erfahrung des Verfassers entsprungene Winke gegeben, wie sie ihren Wunsch mit Erfolg zur Ausführung bringen können.

Um Obstbäume erwähnter Form in kleinen Hausgärten stets in beschränktem Wuchs und fruchtbar zu erhalten, ist eine alljährlich vorzunehmende Wurzelbeschneidung unumgänglich notwendig. Diese Operation wird auf folgende Weise ausgeführt: Im Herbst, wenn die Früchte eingeheimst sind und der Boden hinreichend feucht ist — bei trockenem Boden darf es nicht geschehen — wird 45 Centimeter vom Stamm entfernt ein kreisrunder, circa 60 Centimeter tiefer und ebenso breiter Graben ausgeworfen und die dabei zum Vorschein kommenden Wurzeln werden mit einem scharfen Messer knapp am Erdballen abgeschnitten. Ist dies geschehen, so stößt man mit einem scharfen Spaten oder einem andern geeigneten Instrument auf der Sohle des Grabens ringsherum wagrecht in den Erdballen hinein, damit auch die senkrechten Wurzeln verkürzt werden; dann füllt man den Graben mit guter Komposterde aus, bedeckt die Oberfläche mit halb verrottetem Dünger und überläßt den Baum seinem Schicksal. Jedes Jahr wiederholt man im Herbst das gleiche, im dritten Jahre nach der Pflanzung des Baumes angefangene Verfahren. Die ausgeworfene Erde, welche stets durch frische ersetzt werden muß, bringe man auf einen Haufen, begieße diesen öfter mit Jauche, Blut, Spülwasser und so weiter und steche ihn mehreremal um, damit die Erde später wieder zur Ausfüllung der Gräben verwendet werden kann. Gut ist es, wenn man seine Erde in einem trockenen, ringsherum offenen Schuppen aufbewahrt, damit sie nicht ausgelaugt wird.

Nach einigen Jahren wird man bei der Auswerfung der Gräben finden, daß sich an der Begrenzungsstelle nahe an der Oberfläche des Bodens ein dichter Wulst von Wurzeln gebildet hat; man verdünnt sie und schneidet einen Teil davon auf circa 25 bis 30 Centimeter Länge, vom Stamm aus gerechnet, zurück. Dadurch wird der ganze Ballen des Baumes allmählich mit Faserwurzeln vollgefüllt, deren Nahrungsbedürfnis durch öftere Begießungen mit flüssigem Dünger gestillt werden muß.

In kleinen Gärten mit gutem Boden beschneide man also den 1,50 bis 1,80 Meter von einander entfernt gesetzten Bäumen die Wurzeln alljährlich im Herbst auf die angegebene Weise oder versetze die Bäume, was zum gleichen Ziele führt. In größeren Gärten mag die eine oder die andere Operation (Wurzelschnitt oder Versetzen) alle zwei Jahre vorgenommen werden. Den Wurzelschnitt kann man übrigens auch bei schon fünf bis sechs oder mehr Jahre stehenden Formbäumen ausführen, nur ist im darauffolgenden Jahre, namentlich bei trockenem Sommer, die Fruchternte gefährdet, da die Rückwirkung zu groß ist.

Obstbaumfreunden, welche in ihren Gärtchen nur einige Birnbäumchen anbringen können, empfehle ich zur Auswahl folgende Sorten: Dechantsbirne (reift im Juli bis August); Bon chretien Williams (September); Beurré superfin (Oktober); Louise bonne of Jersey (Oktober bis November); Beurré d'Aremberg (Dezember); Joséphine de Malines (März); Bergamotte d'Esperen (April bis Mai, trägt sehr gern); Baronne de Mello (Oktober); Beurré Hardy (Oktober bis November); Winternelis (Dezember); Doyenné d'Alençon (März bis Mai). Weitere nicht minder gute Sorten sind: Beurré Giffard (August); Beurré d'Amanlis (September bis Oktober); Doyenné du Comice (November); Madame Treyve (August); Souvenir du Congrès (September); Doyenné gris (Oktober); Conseiller de la cour (November); Beurré d'Anjou (Dezember); Osterbutterbirne (Januar). Alle diese Sorten eignen sich auch zu Mauerspalierbäumen, überhaupt für alle Formen.

Der Räuber. Zeichnung von E. Vellecroix.

Digitized by Google

Die neue Gouvernante. Gemälde von A. Novak.

Im Besitz der Kunsthandlung von J. Schwarz in Wien.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Erstes Kapitel.

An der breiten Allee, die vom großherzoglichen Schlosse nach der freundlichen Villenstadt führte, welche sich jenseits des die Residenz umgebenden Parks gebildet hatte, lag ein großes herrschaftliches Haus mit langgestreckter Front. Ueber dem hohen Parterre und der stattlichen Beletage erhob sich noch ein kleineres Mansardenstockwerk. Starke Säulen trugen das Portal der breiten Einfahrt, durch welche man, wenn die Flügel des Thorweges offen standen, die Bäume des schönen alten Gartens erblicken konnte, der sich hinter dem alten Hause ausdehnte und an die Parterreräume sich unmittelbar anschloß, während ein Seitenweg zu dem Hof und den Ställen führte. Oberhalb des Portals befand sich in Stein gehauen ein mit einer Grafenkrone bedecktes Wappen, dessen heraldische Einfachheit auf das hohe Alter des Namens schließen ließ, zu dem es gehörte. Man sah dem ganzen Hause an, daß es der alte Sitz eines ebenso vornehmen als reichen Geschlechts sei, denn ohne eigentliche architektonische Schönheit machte der ganze Bau, über den mindestens zwei Jahrhunderte hingegangen sein mochten, einen außerordentlich distinguirten Eindruck; es schien, als ob diese dunkelgrauen Steine mit den zierlichen Arabesken von einem geheimnisvollen aristokratischen Duft umflossen wären.

Dieses Haus, welches man seiner ganzen Erscheinung nach für einen der glänzendsten Mittelpunkte des Gesellschaftslebens der Residenz hätte halten sollen, war dennoch mehrere Jahre lang vollständig von allem Verkehr mit der glänzenden und buntbewegten Gesellschaft des großherzoglichen Hofes ausgeschlossen gewesen. Alle Fenster waren von außen mit dichten Jalousien bedeckt geblieben, mit Ausnahme des einen neben der Einfahrt und einigen Mansardenfenstern. An dem kleinen Seiteneingange neben der großen Einfahrt sah man wohl einen alten, behäbigen Portier stehen, der nur einen einfachen langen Rock mit Wappenknöpfen und eine Dienstmütze trug und mit wehmütigen Blicken den Equipagen der vornehmen Welt folgte, welche durch die Allee in den Park hinausfuhren und von denen keine wie in früheren Zeiten vor dem Haus anhielt. Hin und wieder sah man auch einen alten, schwarzgekleideten Mann, dessen sorgfältig frisirte Haare ebenso weiß waren wie die des Portiers, aus dem Hause herauskommen, um einen Gang in die Stadt zu machen, und auch einige Frauen mit weißem Haupt blickten von den Mansarden hinter schneeweißen Vorhängen und bunt blühenden Geranien auf das bewegte Treiben in der Allee herab.

Regelmäßig zu einer bestimmten Stunde des Tages öffneten sich die Thorflügel, und ein alter Kutscher in einfacher Stalllivree fuhr ein prächtiges Viergespann, das durch den seltenen Gebrauch etwas schwerfällig geworden war, vor einen Fourgon gespannt, nach dem Park hinaus. Wieder zu einer andern, ebenso regelmäßig feststehenden Stunde ritten zwei alte Stallbedienten zwei edle, aber schon etwas steif gewordene Pferde ins Freie.

Das alles aber geschah in einer so eigentümlichen und so trübseligen Weise, daß diese so gleichmäßig wiederkehrende Bewegung das alte Haus fast noch düsterer erscheinen ließ, als wenn sich nichts in demselben geregt haben würde.

So war es also jahrelang gegangen, und die heranwachsende Generation der Residenz war gewohnt, das alte, stolze Gebäude nur mit einem flüchtigen Blick zu streifen wie einen Gegenstand, der kein Interesse für die Gegenwart bietet und keinen Zusammenhang mit dem Leben mehr hat.

Um so erstaunter blieben daher am frühen Morgen eines noch schönen Oktobertages die Vorübergehenden stehen, als sie das finstere, stets verschlossene Haus plötzlich vollkommen verändert sahen. Die Jalousien waren von den Fenstern verschwunden, hell schimmerten im Sonnenlicht die großen Spiegelscheiben, und durch dieselben sah man farbige Vorhänge, kostbare Vasen und glänzende Kristallkronen. Die Thorflügel standen weit offen und inmitten der breiten Einfahrt, durch welche man den von hohen Ahornbäumen eingefaßten Kiesweg nach den Ställen erblicken konnte, stand der alte Portier in einem prachtvollen grün und goldenen Livreerock, den großen Stab in der Hand und den goldbordirten dreieckigen Hut auf dem Kopf.

Heute aber sah er nicht trübselig in den Morgen hinaus; sein altes Gesicht strahlte vielmehr von Glück und Stolz und er schien, die Alleestraße hinauf und hinab blickend, sehnlich den Augenblick, in welchem die Equipagen der vornehmen Welt heranrollen würden, zu erwarten, um sich endlich wieder in seinem Glanze zu zeigen, wie es der Wichtigkeit seiner Stellung gebührte.

Und es kamen denn auch verschiedene elegante Equipagen herangefahren, um die schöne Vormittagssonne zu einer Promenade zu benützen, und wenn die Kutscher und Lakaien erstaunt aufsahen und sich flüsternd anstießen, so richtete sich der alte Portier, der so lange in seiner unscheinbaren Interimslivree neben dem verschlossenen Thor gestanden hatte, stolz auf; wenn er aber gar hörte, wie die Damen in den vorüberfahrenden Equipagen, zu dem Hause aufblickend, sagten: „Ah, sehen Sie doch da, das Hilburgsche Haus steht offen! Sollte Graf Ferdinand, der fast schon verschollen war, zurückgekehrt sein? Das wäre in der That eine pikante Abwechslung!“ — dann mußte sich der alte Portier nach dem Innern der Einfahrt abwenden, um das glückliche Lächeln zu verbergen, das auf seinem Gesicht strahlte und das er doch mit seiner Würde nicht für vereinbar halten mochte.

Graf Ferdinand von Hilburg, welcher diese so plötzliche Veränderung des alten Hauses veranlaßt hatte und den vorüberfahrenden Damen eine pikante Abwechslung zu werden versprach, war am späten Abend des vorhergehenden Tages in der Residenz eingetroffen, nachdem er nur den alten Kammerdiener seines Vaters, der die Aufsicht im Hause führte, von seiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet hatte.

Er saß jetzt im Gartenzimmer des Erdgeschosses, das er zu seiner Wohnung einzurichten befohlen hatte. Die großen Glasthüren, welche auf eine breite Veranda hinausführten, waren geöffnet.

Trotz des bereits spürlichen gelbgrünen Blätterschmucks der alten Bäume bot der Garten mit den sorgfältig gepflegten Rasenflächen und den bunten Herbstblüten im hellen Morgensonnenschein noch einen recht freundlichen Anblick; denn ungeachtet der Abwesenheit der Herrschaft war die Kunst des alten Gärtners nicht minder thätig gewesen, um die geschmackvollen Anlagen im besten Zustande zu erhalten und jeder Jahreszeit anzupassen.

Das Zimmer, das Ferdinand zu seinem Salon gewählt hatte, war reich und geschmackvoll zugleich dekorirt; es zeigte sich in diesem Augenblick jene bunte und dennoch behagliche und wohlthuende Unordnung, welche unmittelbar nach der Rückkehr von langen Reisen sich auch in den Räumen derjenigen Personen einzustellen pflegt, die sonst in allem die pünktlichste Regelmäßigkeit beobachten. Große Koffer standen geöffnet umher, Wäsche und Toilettengegenstände bedeckten die Tische und Stühle, kurz, man sah, daß nach langem Zwang hier zum erstenmal wieder ohne Rücksicht auf das künftige Wiederverpacken die Koffer geleert worden waren und daß die häusliche Behaglichkeit nunmehr an die Stelle der strengen Reisedisziplin treten sollte.

Graf Ferdinand von Hilburg, dem eine bequeme Jagdjoppe als Morgenkostüm diente, saß auf einem Divan neben der offenen Gartenthür und blies aus einem türkischen Tschibuk duftige Wolken in die klare Morgenluft.

Er war nach dem Gothaischen Kalender fast genau fünfundzwanzig Jahre alt, doch schien er älter zu sein. Sein wettergebräuntes Gesicht hatte starke, kräftige Züge, welche, ohne eigentlich schön zu sein, durch den stolzen, männlich festen Ausdruck imponirten. Mut und Willenskraft blitzten aus seinen Augen; sein kurz geschnittenes Haar und sein dichter, rund gestutzter Vollbart gaben ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit den alten Römerköpfen; seine hohe Gestalt zeigte in ihrem Gliederbau fast athletische Kraft, ohne jedoch die schlanke Eleganz eingebüßt zu haben — der Graf war in allem ganz verschieden von den jungen Herren der Gesellschaft, der er so lange fern geblieben war. In seiner einfachen Jagdjoppe erinnerte seine ganze Erscheinung fast eher an einen Ritter des Mittelalters, der in den Wäldern seine Kraft mit den Bären und Auerochsen zu messen oder auf dem Turnierplatz die Lanze zu brechen bereit ist, als an einen jungen Kavalier des neunzehnten Jahrhunderts.

Vor ihm stand der alte Kammerdiener Franz Steinert, den man sonst nur scheu und traurig das von ihm gehütete Haus hatte verlassen sehen. Der Alte trug aber heute nicht seine einfache bürgerliche Tracht wie sonst; er hatte schwarzseidene Strümpfe, glänzende Schnallenschuhe und einen rund geschnittenen Frack angelegt. Der Knoten seiner blendend weißen Krawatte fiel auf den tadellosen Busenstreifen herab und man las auf seinem Gesicht ganz ebenso wie auf dem des Portiers draußen die strahlende Freude, daß er endlich wieder seinen Ehrendienst zu versehen Gelegenheit hatte.

„Ich danke Dir nochmals, mein alter Franz,“ sagte Graf Ferdinand, indem er dem bejahrten Diener seine Hand reichte, welche dieser mit zaghafter Ehrerbietung berührte, „ich danke Dir nochmals, daß Du das Haus so vortrefflich in Ordnung gehalten hast. Es ist ja, als ob das alles hier immer bewohnt gewesen wäre und als ob ich nach einer Abwesenheit von wenigen Tagen zurückkehrte; und doch,“ fügte er ernst, mit wehmütigen Blicken im Zimmer umherschauend, hinzu, „doch ist eine lange Zeit verstrichen — fünf volle Jahre — seit ich von hier fort ging, nachdem ich meinen lieben Vater zu seiner letzten Ruhe in unserer Erbgruft zu Hilburgshausen geleitet hatte. Es kam mir vor, als ob fast eine Ewigkeit seitdem verronnen wäre, und nun ich die alten Räume wiedersehe, tritt das alles so frisch vor meine Seele, als wäre es gestern geschehen. Fast will es mich bedünken, als liege noch ein Trauerschleier über alle diese Räume ausgebreitet.“

„Es war eine zu lange Zeit,“ sagte der alte Kammerdiener kopfschüttelnd, „eine zu lange Zeit, daß Sie abwesend waren, Herr Graf! Ich bitte, meine Kühnheit zu verzeihen — ich habe Sie in meinen Armen getragen, da Sie ein Kind waren — fast kommt es mir vor, als hätte ich noch das Recht, zu sprechen wie damals und Sie zu ermahnen, wenn Sie nach meiner Meinung etwas nicht recht machten in aufbrausender Heftigkeit oder in hartem Eigenwillen.“

„Das hast Du auch, mein alter Franz!“ sagte Graf Ferdinand lachend; „schilt mich nur immer wie damals, wenn Du nicht zufrieden mit mir bist, und ich werde auch wie damals mich nach Dir richten, freilich nur, wenn ich anerkenne, daß Du recht hast; denn Du weißt, anders that ich es auch damals nicht!“

„Gott bewahre mich,“ rief der Alte, „daß ich mich vermessen sollte, den Herrn Grafen belehren zu wollen; aber ich kann nur wiederholen, daß es mir so nach meinem einfachen Verstand doch scheint, als wenn der Herr Graf zu lange, viel zu lange abwesend gewesen wären.“

„Und warum?“ fragte Graf Ferdinand, indem er den alten Franz fragend ansah.

„Nun,“ erwiderte dieser, „Herr Graf haben eben gesagt, daß fünf Jahre eine lange Zeit ist, und die Gesellschaft und auch der Hof vergißt schnell. Der Herr Graf hätte schon hoch hinaufsteigen können in diesen fünf Jahren. Unser allergnädigster Herr Großherzog ist ja Ihrer hohen Familie immer so gnädig gewesen — und mit Recht,“ fügte er stolz hinzu, „denn es gab eine Zeit, in welcher die Grafen von Hilburgshausen ebensoviel und mehr galten als die Herzoge. Nun aber sind andere, die sich mit Ihnen nicht vergleichen können, hinaufgerückt. Freilich wird Ihnen der Weg ja noch immer offen stehen, wenn Sie es wollen.“

„Wenn ich es will!“ betonte Graf Ferdinand; „das ist die Sache, und darauf werden wir uns die Dinge hier einmal ansehen. Uebrigens was willst Du? Bin ich nicht Erbschenk? Habe ich nicht mein Hofamt und meinen Hofrang?“ fügte er lachend hinzu.

„Und dann,“ fuhr der Alte fort, ohne sich irre machen zu lassen, „in Hilburgshausen und den anderen gräflichen Gütern ist die Verwaltung so lange ohne den Herrn geführt worden —“

„Was meinst Du damit?“ rief Graf Ferdinand auffahrend, mit blitzenden Augen. „Ist dort vielleicht etwas nicht in Ordnung? Ich weiß, auf Dich kann ich mich verlassen wie auf mich selbst und Deinem scharfen Blick entgeht nichts.“

„So habe ich's nicht gemeint,“ erwiderte der Alte; „der Oberverwalter und alle seine Beamten sind brave, rechtliche Leute; aber wenn man fünf Jahre lang niemand über sich fühlt und immer selbst als Herr entscheidet, so mag man sich wohl selbst ein wenig für den Herren halten und sich schwer darein finden, wieder fremdem Willen sich zu beugen; das thut man nicht gern, und somit kann eine solch lange Abwesenheit Miß-

verhältnisse schaffen zwischen einem guten Herrn und einem guten Diener."

„Nun," entgegnete Graf Ferdinand, „dafür laß mich sorgen! Schreibe an den Oberverwalter, daß ich wieder da bin, und bitte ihn in meinem Namen, zu kommen!"

„Zu Befehl, Herr Graf," sagte der Alte; „aber das ist noch nicht alles; es handelt sich doch auch um die Majoratsfolge, die nun seit drei Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn fortgeht. Wenn Sie hier geblieben wären, so könnten wir jetzt schon ruhig in die Zukunft sehen, und der edle Name der Grafen Hilburg würde dann nicht mehr auf zwei Augen ruhen."

Abermals lachte Graf Ferdinand laut auf.

„Nun, mein alter Freund," sagte er, „Du machst Dir da über etwas Sorge, woran ich in der That noch nicht gedacht habe. Erwägst Du denn nicht, daß es auch recht schlecht hätte ablaufen können, wenn ich für mein Leben keinen andern Zweck gesucht hätte, als dem Namen und Besitz meines Hauses so schnell als möglich einen Erben zu geben? Das wird sich ja wohl noch nachholen lassen, und gerade dafür, scheint mir, ist meine lange Abwesenheit recht nützlich gewesen. Glaube mir," fuhr er wieder ernst und in einem Tone fort, als ob er nicht zu einem Diener, sondern zu einem alten Freunde spräche, „glaube mir, daß ich ganz im Sinne meines unvergeßlichen Vaters gehandelt habe, wenn ich so lange in der Welt draußen blieb. Du weißt es ja, daß er mich nach dem frühen Tode meiner Mutter draußen in Hilburgshausen erziehen ließ und selbst zur Weihnachtszeit dorthin kam, um das schöne Fest mit mir allein in stiller ländlicher Einsamkeit zu begehen. Ich liebte meinen Vater immer," setzte er wehmütig hinzu, während sich sein Auge feucht verschleierte, „aber so recht nahe getreten bin ich ihm doch erst in der letzten Zeit, kurz vor seinem unerwarteten Tode. Damals ließ er mich, nachdem ich meine Studien absolvirt und meiner Militärpflicht genügt hatte, wieder kommen, um mich in die Gesellschaft einzuführen. Er sprach mit mir über meine Zukunft wie ein älterer Freund, sagte mir, daß ich meinem engern, wie meinem größern Vaterlande meine Dienste schulde, aber daß ich die Form dieser Dienste mir wählen könne, denn auch als einfacher Herr unserer Güter könne ich meine Pflicht gegen den Staat und die Gesellschaft ebenso erfüllen wie im besondern Dienste der Regierung. Damals, mein alter Franz, riet mir mein Vater selbst, zu reisen — weit hinaus in die Welt zu reisen, um ganz selbständig zu werden in eigenem Denken und Wollen. Ohne eine solche Selbständigkeit in die Gesellschaft eintretend, würde ich, so meinte er, zu einem Schablonenmenschen werden wie die anderen alle. Oft sprach er mit mir in diesem Sinn, und als er mir dann so schnell entrissen wurde, da habe ich nach seinem Wunsch und Willen gehandelt, indem ich den engen Kreis der angeborenen Verhältnisse verließ, um draußen in der weiten Welt, wo der Mensch nur das bedeutet, was er wirklich ist, selbständige Kraft des Wollens und Handelns, die Freiheit des unabhängigen Erkennens zu finden. Ich reiste weit in fremden Landen, und die Welt da draußen zog mich mehr und mehr an mit magnetischer Gewalt. Bei allem, was ich sah und was ich lernte, fand ich, daß ich immer noch mehr zu sehen und zu lernen hatte, und so bin ich nun durch alle Länder Europas, Asiens und Amerikas gezogen, immer die Menschen studirend, durch die Menschen und von den Menschen lernend, und wenn ich auch nicht von mir zu sagen wage, daß ich die Menschen kenne, denn das vermag nur Gott allein, so glaube ich sie doch so weit kennen gelernt zu haben, daß ich nun gewiß sein darf, hier in dieser Welt, die mir inzwischen fast fremd geworden ist, eine eigene Existenz nach meinem Sinne zu behaupten und nicht, wie mein Vater besorgte, zu einem Schablonenmenschen zu werden. Du siehst, mein alter Franz, daß wenn ich auch etwas länger fortgeblieben bin, als ich es anfangs selbst beabsichtigte, ich doch nur gethan habe, was mein Vater selbst wollte, und da wirst Du nun wohl nichts mehr dagegen einwenden."

Der alte Kammerdiener benutzte das Haupt und sagte ganz heiter: „Nun, der Herr Graf sind ja wieder da, und damit ist alles gut —"

„Und ich sage Dir, mein alter Franz," rief Graf Ferdinand, „daß ich mich auch recht herzlich freue, wieder zu Hause zu sein, denn hier in den alten Räumen überkommt mich mit einemmal das wohlthuende Gefühl der Heimat, das mir so lange fast fremd geworden war in dem Reiz der immer wechselnden Eindrücke."

„Ja, ja," sagte der Alte, „die Heimat ist doch das Beste, und ich hoffe, daß der Herr Graf Ihre Reiselust nun für Ihr ganzes Leben befriedigt haben. Auch der Karl, der den Herrn Grafen begleitete, weiß nicht genug zu erzählen von den Herrlichkeiten in den fremden Ländern; aber ich sagte immer, wie der Baum am besten da gedeiht, wo ihn der liebe Herrgott hat wachsen lassen, so muß auch der Mensch in seiner Heimat bleiben. Der Herr Graf werden mich aber doch noch nicht zur Ruhe setzen, weil der Karl Sie auf Reisen begleitet hat? Das wäre hart, und ich würde es nicht verdient haben."

„Sei ruhig, mein alter Franz," beschwichtigte der Graf; „Karl, der so lange mit mir die Welt durchzog, ist besser in Wald und Feld und in der freien Luft zu gebrauchen; er soll mein Jäger sein, und Du magst heute gleich Dein Amt von neuem antreten. Es ist Zeit, daß ich meine Besuche beginne und mich bei Hof melde."

Eifrig brachte der alte Franz den Toilettenapparat in Ordnung.

Graf Ferdinand warf seine Jagdjoppe ab und überließ sich dann ruhig und geduldig den Händen des alten Dieners, der in allem Eifer bemüht war, seinen Herrn bei dessen erstem Auftreten in der alten Heimat völlig untadelhaft erscheinen zu lassen. Der Graf fragte dabei nach den Verhältnissen des Hofes und der Gesellschaft, nach diesem und jenem seiner alten Bekannten, um sich auf seinen Wiedereintritt in die ihm fremd gewordene Welt vorzubereiten. Der alte Franz erzählte eifrig und ausführlich, wie der eine oder der andere aus der ältern Generation gestorben sei, wie und warum sich dieser oder jener verlobt und verheiratet habe, und warum diese oder jene Ehe nicht so ganz glücklich ausgefallen sei, als es erwartet worden. So war Graf Ferdinand, als er den Knoten seiner Krawatte knüpfte, bereits völlig eingeweiht in die ganze Chronik der Hofgesellschaft, und hätte ohne Bedenken an einer jener kleinen, flüchtigen Konversationen in den Salons oder den fürstlichen Vorzimmern teilnehmen können, bei denen ein jeder mit lächelnder Miene und im süßesten Flüsterton so viel als nur immer möglich von dem guten Namen seiner Nebenmenschen zu zerstören sucht.

„Und wie geht es im Rautensteinschen Hause?" fragte Graf Ferdinand, während er seinen Frack anzog.

„Die Herrschaften befinden sich ganz wohl," erwiderte Franz, indem er einen Tropfen Verveine auf das Taschentuch seines Herrn fallen ließ; „ich habe noch gestern die gnädige Frau von Rautenstein hier vorbeifahren gesehen."

„Kätchen Rautenstein muß wohl schon eine große Dame geworden sein," sagte der Graf leichthin, während er, sich von Franz abwendend, einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf; „ich habe viel mit ihr gespielt, wenn sie draußen war auf dem Rautensteinschen Gute, das an Hilburgshausen grenzt. Es war ein kluges, anmutiges Kind, volle fünf Jahre jünger als ich. Wie munter haben wir uns mit einander in Wald und Feld herumgetummelt! Als ich sie zuletzt sah," fuhr er, wie in träumende Erinnerung versunken, fort, „zählte sie wenig mehr als fünfzehn Jahre; sie war aus der Pension zu ihren Eltern gekommen, ich sah sie nur flüchtig bei meinem Abschiedsbesuch. Sie muß schön geworden sein; sie hatte ein so feines Gesicht und so sinnige Augen."

Der alte Franz, der soeben dem Hut seines Herrn einen letzten Strich mit der Sammetbürste gab, zuckte zusammen und blickte wie erschrocken nach dem Grafen.

„In der That," sagte er, „das gnädige Fräulein von Rautenstein gilt für eine der ersten Schönheiten der Gesellschaft."

„Und sie ist noch frei?" fragte der Graf in demselben gleichgültigen Ton wie vorher, indem er langsam den Handschuh über seine schön geformte, aber ein wenig gebräunte Hand zog.

„Ich habe nichts davon gehört," erwiderte Franz kurz. „Soll ich den Wagen für den Herrn Grafen vorfahren lassen?"

Auf ein bejahendes Zeichen seines Herrn ging der Alte hinaus.

„Wie die vergangene Zeit so wunderbar aus den Tiefen der Erinnerung heraufsteigt," sagte Ferdinand, „da die alten Räume mich wieder umgeben! Das alles scheint mir so weit zurückzuliegen, als ob es einem vergangenen, abgeschlossenen Leben angehörte. Ja, ja, das kleine Mädchen! Oft wohl erhob sich ihr Bild in meiner Seele, wenn ich der fernen, dämmernden Kindheit gedachte, aber immer wieder rauschten die Wogen all der neuen Eindrücke meines wechselvollen Lebens darüber hin; der Stolz des Mannes wendete sich ab von den Träumen der Kindheit, die doch so schön waren. Vielleicht hat der Alte recht — vielleicht ist der Mensch doch dem Baume gleich und vermag nur da zu blühen, wo die Wurzeln seines Daseins in den Boden der Heimat sich senken."

Der alte Franz trat wieder ein; ihm folgte ein großer, kräftiger junger Mensch in reicher Jägerlivree, den Hirschfänger am goldgestickten Bandelier an der Seite, den Hut mit dem wehenden Federbusch in der Hand.

„Nun, Karl," sagte der Graf lächelnd, „unsere Jagden auf Tiger und Alligatoren sind vorbei. Ich sehe, Du trägst Dein Kostüm tadellos — wirst Du Dich ebenso gut zurechtfinden in den Formen der Etikette und der Zivilisation, wie in den Dschungeln von Indien und den Urwäldern von Amerika?"

„Ein richtiger Jäger muß sich überall zurechtfinden," sagte Karl zuversichtlich; „der Herr Graf können ruhig sein, es wird bei den Anmeldungen kein Fehler vorkommen."

„Und übrigens habe ich ihn instruirt," versicherte der alte Franz mit wichtiger Miene, indem er seinem Herrn folgte, dem der Jäger die Treppe voranеilte.

Unter der Einfahrt stand ein elegantes Coupé. Der alte Kutscher im vollen Glanze seiner Livree sah auf dem Bock ebenso stolz und vergnügt aus wie der Portier; der Kammerdiener Franz warf seinem Herrn den Mantel über; der Graf stieg in den Wagen, der Jäger sprang sicher und gewandt auf den Bock und auch die alten Pferde schienen stolzer ihre Köpfe zu erheben, als sie aus der Einfahrt hervorbogen, um den Weg nach dem großherzoglichen Schloß einzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Max Bruch.

(Hierzu das Portrait S. 593.)

Unter den deutschen Tondichtern der Gegenwart steht in erster Reihe Max Bruch, der Sänger des „Frithjof". Bruchs Entwicklungsgang zeigt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem seines zuerst erwähnten klassischen Vorbildes: Mendelssohn. Wie Mendelssohn ebenbart Max Bruch eine geradezu erstaunliche Frühreife — schon mit 11 Jahren schuf er größere Orchesterstücke, und nach einer Angabe der „Rheinischen Musikzeitung" hatte er in seinem 14. Lebensjahre bereits an 70 Kompositionen verschiedener Art vollendet; gleich Mendelssohn sieht er sich von Beginn seiner Laufbahn an von den Sympathien des Publikums und der Kunstkenner begünstigt und durch keinerlei äußere Widerwärtigkeiten von dem normalen Gange seines Produzirens abgelenkt; mit Mendelssohn teilt unser Künstler endlich die bevorzugte Beherrschung der Massen des Chores und des Orchesters (im Konzertsaal), aber auch den Sinn für Wohllaut und Formschönheit, welche Elemente er nie der Charakteristik opfert, wodurch von den Tondichtern der neudeutschen Schule, ja selbst von Brahms und Goldmark bedeutsam unterschieden.

Geboren wurde Max Bruch am 6. Januar 1838 zu Köln am Rhein. Sein Vater gehörte dem höheren Beamtenstande an, seine Mutter stammte aus der am Rhein bekannten Familie Almenräder und zeichnete sich in den dreißiger Jahren als Solosängerin der niederrheinischen Musikfeste aus. Der seltenen Frühreife des Knaben gedachten wir schon; seine außerordentlichen musikalischen Anlagen wurden mit Sorgfalt zunächst von der im Unterricht wohl erfahrenen Mutter, dann von gründlichen theoretischen Lehrern gepflegt, bis er 1852 — in welchem Jahre die Philharmonische Gesellschaft in Köln eine Symphonie von ihm zur Aufführung brachte — von der Mozartstiftung zu Frankfurt am Main das Stipendium für seine eingereichten Konkurrenzarbeiten und mit dieser Auszeichnung zugleich einen Fachlehrer — in der Person Ferdinand Hillers — zuerkannt erhielt. Vier Jahre (1852—56) studirte nun Bruch eifrig unter Heller, verweilte dann einen Winter in Leipzig, dessen reges Musikleben ihn mächtig anzog und auch später wiederholt zu Besuchen der kunstsinnigen Stadt veranlaßte, und wandte sich endlich 1858 nach seiner Heimat zurück, wo er bis 1861 verblieb.

Fort und fort trat der junge Mann in jener Zeit mit neuen Kompositionen (Lieder, Klavierstücke, Kammermusik) hervor, und in das Ende seines Aufenthaltes in Köln fällt die Entstehung der Oper „Loreley", ein Werk, an welches Bruch mit ungewöhnlicher Begeisterung die Summe seines damaligen Könnens setzte und das einen wichtigen Lebensabschnitt für den Künstler bezeichnet.

Die Oper war geschrieben, aber ihrer Bühnenaufführung stellte sich jetzt ein Hindernis entgegen, auf welches der Komponist am wenigsten gefaßt war: ein Veto des Textdichters Emanuel Geibel nämlich. Geibel hatte den Operntext der „Loreley" bekanntlich für Mendelssohn bestimmt, der aber nur das Finale des ersten Aktes komponirte. Nach dem Tode Mendelssohns wollte Geibel, der sich alle Rechte bezüglich der Veröffentlichung seiner Oper den Komponisten und Bühnen gegenüber ausdrücklich vorbehalten hatte, von einer Ueberlassung der Dichtung an Unberufene nichts wissen, und Bruch mußte den Dichter in München persönlich aufsuchen, um ihm an der Hand der Partitur nachzuweisen, daß er eben kein Unberufener sei.

Jetzt wurde die „Loreley" endlich für die Bühne frei, und nachdem sie am 14. Juni 1863 (unter Vincenz Lachners Leitung) ihre sehr sorgfältig vorbereitete und desfallige Premiere in Mannheim erlebt, schritt sie über eine Reihe der bedeutendsten deutschen Theater, überall auf das günstigste aufgenommen, ohne sich aber dauernd im Repertoire zu behaupten.

Behufs praktischer dramatischer Studien hielt sich Max Bruch längere Zeit in dem damals durch seine treffliche Oper vielberühmten Mannheim auf und beschäftigte sich daselbst außerdem eingehend mit dem Volksliede. Solcher künstlerischen Doppelbetrachtung entstammt nun die Anregung zu Bruchs berühmtestem

Werke, in welchem er echt Volkstümliches und eminent Dramatisches auf das schönste zu vereinigen wußte: die Scenen aus der Frithjofsage, komponirt für Männerchor, Solostimmen und Orchester. „Frithjof" trug den Namen seines Meisters im Triumphe durch die ganze zivilisirte Welt, namentlich aber Deutschlands akademische Jugend erkor die wahrhaft poesievolle Tondichtung zu einem ihrer Lieblingswerke. Einen gesicherten Wirkungskreis zu gewinnen, bewarb sich Bruch um die zu jener Zeit (1865) freigewordene Musikdirektorstelle in Koblenz, die er — ein bereits gefeierter Mann — sofort erhielt und bis 1867 einnahm.

1867 folgte Bruch einem ehrenvollen Rufe als Hofkapellmeister nach Sondershausen, der kleinen fürstlich schwarzburgischen Residenz, deren ohnehin schon ungemein prosperirendes Musikleben sein Eifer auf eine noch bedeutendere künstlerische Höhe erhob. Auch als Komponist war Bruch in Koblenz und Sondershausen außerordentlich thätig; unter anderem schrieb er in der letztgenannten Stadt die große Oper „Hermione" (Text nach Shakespeares „Wintermärchen"), von welcher seine Freunde und Verehrer das Höchste erwarteten; der Erfolg der „Loreley" — hofften sie — würde weit übertroffen werden! Wohl um die neue Oper auf einer ihrer großartigen Anlage entsprechenden Bühne ersten Ranges zur Aufführung zu bringen, gab Bruch 1871 seinen ihm sonst so lieb gewordenen Aufenthalt in Sondershausen auf und wandte sich nach Berlin, wo er bis 1873 verweilte, und wo „Hermione" auch wirklich — 1872 — das Licht der Theaterlampen erblickte. Leider mußte sich aber der Komponist diesmal mit einem Achtungserfolge begnügen, was ihn so sehr verstimmte, daß er sich seither — anscheinend für immer — von der Oper abwandte.

Max Bruch.

Um so reichlicher pflegte Bruch das seinem eigenartigen Talente am meisten zusagende künstlerische Feld der dramatischen Cantaten für den Konzertsaal, schrieb noch in Berlin den „Odysseus" und lebte sodann fünf volle Jahre (1873—78) in Bonn ausschließlich der Komposition, 1878 wurde Bruch nach Stockhausens Abgang Dirigent des Sternschen Gesangvereins in Berlin, eine Stelle, die er aber schon 1880 mit dem Direktorposten der Philharmonic Society in Liverpool vertauschte, wo er unter sehr günstigen Bedingungen als Nachfolger Benedikts eintrat und — nachdem er sich 1881 mit der Berliner Sängerin, Fräulein Tuczek, vermählt — noch heute in den angenehmsten Verhältnissen lebt und wirkt.

Einen seiner jüngsten großen Triumphe feierte er im Dezember 1883, um welche Zeit er, von der philharmonischen Gesellschaft in Moskau eingeladen, daselbst zwei große Orchesterkonzerte dirigirte und von dem zahlreichen Publikum durch enthusiastischen Beifall ausgezeichnet wurde. Insbesondere erwarb sich seine Es-dur-Symphonie (die in Wien nur einen succès d'estime gehabt) rückhaltlose Anerkennung der Musikfreunde der russischen Krönungsstadt.

Ueberblickt man die stattliche Reihe von Bruchs Kompositionen, so stellt sich alsbald ein unverhältnismäßiges Uebergewicht der Gesangswerke heraus. Während die meisten anderen Tonsetzer vom Klavier aus komponiren, bedarf Max Bruch dieses Hilfsmittels wenig oder gar nicht. Es erfreut, in seinen bedeutendsten Werken einmal wieder einem großen, machtvollen Zuge, Motiven und Melodien zu begegnen, von denen man sich unwillkürlich sagt: das ist im Ensemble geboren, nicht erst vom Flügel aus mühsam auf Chor und Orchester übertragen. Bruchs Schwerpunkt liegt eben in der großartigen und mannigfaltigen Behandlung des Chores, insbesondere aber in der überaus kunstreichen und wirksamen Verflechtung des Chores und Orchesters zu einem effektvollen Ganzen, so daß er in dieser Beziehung unter sämtlichen lebenden Komponisten nach Brahms die erste Stelle errungen. Bruchs schöpferische Thätigkeit schien vom Haus aus vor allem der Oper zugewandt; schon als Opus 1 gab er ja eine komische Oper und in einem Aufzuge („Scherz, List und Rache", Text nach Goethe) heraus. Daß unser Künstler, der es im Konzertsaal so gut versteht, die Empfindungen von großen Massen, die durch ein gewaltiges Ereigniß in Bewegung gesetzt werden, durch seine Töne fast unwiderstehlich dramatisch wiederzugeben, auf der Bühne nicht die erwarteten Erfolge errungen, mag zunächst in der unglücklichen Wahl der Texte begründet sein (selbst Geibels „Loreley" entbehrt ungeachtet vieler dichterischen Schönheiten des rechten dramatischen Lebens), dann aber auch an dem Umstande liegen, daß Bruch, einem vielleicht allzu skrupulösen Schönheitssinn nachgebend, die letzten entscheidenden Hebel des dramatischen Effektes (der einmal in der Aera Richard Wagner den schärfsten Kontrast, die kühnsten Steigerungen der feinsten Detailmalerei nicht entbehren kann) anzusetzen verschmähte. Aus fast allen Tonwerken Bruchs spricht ein edler Geist, ein tiefes Wissen, eine universelle musikalische Bildung, aber nicht immer sprudelt der Born der Phantasie gleich frisch, und populär sind nur wenige seiner Schöpfungen geworden. Wir nennen hier vor allem wieder „Frithjof", sodann die köstliche Ballade „Schön Ellen" (1866 in Koblenz geschrieben) und — ein seltener Beweis von Bruchs Vielseitigkeit — das durch Joachim in die Konzertsäle eingeführte erste Violinkonzert mit dem duftigen Adagio, in welches der Autor seine ganze Seele gelegt zu haben scheint.

Vom Publikum zu wenig beachtet wurden Bruchs drei Symphonien, unter welchen die dreisätzige in F-moll jedenfalls zu den eigenartigsten, freilich auch exklusivsten und schwerst zugänglichen Orchesterdichtungen der Gegenwart gehört.

Großartig intentionirt sind fast alle Bruchschen Chorwerke, welche antike oder altgermanische Stoffe behandeln, so sein „Odysseus" und „Arminius", sein „Normannenzug", seine „Römische Leichenfeier" und sein „Römischer Triumphgesang", sein „Siegesgesang der Griechen nach der Schlacht bei Salamis". Bruch wußte in diesen Kompositionen die dröhnenden, pathetischen Verse seines Lieblingsdichters Hermann Lingg so erstaunlich adäquat in Töne zu übersetzen, daß man sich dieselben ohne Musik kaum mehr vorstellen kann. Lingg als Poet und Bruch als Musiker bilden wahrhaftig ein seltenes künstlerisches Dioskurenpaar.

Seit einigen Jahren ist Bruchs einst so klangvolle Lyra verstummt; fast hat es den Anschein, als hätten sich die produktiven Kräfte des Tondichters erschöpft. Doch darf man deshalb nicht vorschnell aburteilen: wurde nicht auch schon von Brahms wiederholt gesagt, er habe sich „ausgeschrieben", und hat uns nicht dieser Meister erst vorigen Jahr mit seiner F-dur-Symphonie überrascht, eine der feurigsten und schwungvollsten, welche seit Schumann überhaupt geschrieben wurde?!

So möge sich denn auch die edle Muse unseres norddeutschen Max Bruch recht bald wieder zu neuer Thätigkeit aufraffen und uns mit einem schönen Werke beschenken: dem Meister zur Ehr', dem sein fühlendes musikalisches Publikum zur Freude und Erbauung.

Dr. Theodor Helm.

Brandenburg an der Havel.

Von **B. Erdmann.** Mit Bildern nach photographischen Aufnahmen von Selle & Kunze in Brandenburg.

Dominsel.

Um Pfingsten war's, als uns ein Wägelein vom Kloster Lehnin hinüber nach Brandenburg an der Havel führte. Eine lustige Fahrt! Ein warmer Wind blies mit vollen Backen einher, und die Aehrenfelder, durch welche unser Weg sich stundenlang hinzog, wogten unter seinem Hauche wie ein aufgeregtes, grünschimmerndes Meer. Hie und da stand ein Häuflein Klatschrosen schwatzend beisammen und Kornblumen lugten schüchtern zwischen den Halmen ein Nein hervor. Blockenlone in der Ferne, Lerchenwirbel in der Luft, Friede und Segen gebreitet über die blühenden Felder. Gegen Mittag tauchten die Türme von Brandenburg auf. Immer näher kam uns das Ziel des Tages und wie zum Willkommgruß flatterten lustig die bunten Wimpel der Havelkähne im Winde, als wir endlich, über die erste Brücke fortrasselnd, Einzug in die einstige brandenburgische Kurhauptstadt hielten. — Um Brandenburg, wendisch Brennabor geheißen, das einst der Mark Brandenburg den Namen lieh, dreht sich die älteste Geschichte der Mark, und das Schicksal der Stadt ist durch Jahrhunderte hindurch mit dem des ganzen Landes eng verflochten gewesen. Kaiser Heinrich I. entriß sie 927 den Heveller, und bis in das zwölfte Jahrhundert hinein blieb sie fortan ein Zankapfel zwischen Deutschen und Wenden. Erst Albrecht dem Bären gelang es 1157, sich in den unbestrittenen Besitz der Stadt zu setzen, indem er durch den gewaltigen Sieg am Havelufer bei Spandau den letzten Wendenfürsten Jaczo zur Unterwerfung zwang, nachdem bereits 1150 der in Brennabor residirende Fürst Pribislaw und seine Gemahlin Petrussa zum Christentum übergetreten waren und auf dem Harlunger Berge statt des Götzentempels des Triglaff ein Marienkirchlein errichtet hatten. Das 948 von Kaiser Otto dem Großen gegründete Bistum ward jetzt neu eingerichtet. Sichtlich wuchs nun die Stadt an Macht und Größe empor. In dem ältesten Teile, wo die Burg sich erhob, legte man das Domstift an, und zwar auf einer von der Ober- und Unterhavel gebildeten Insel. Das Dorf Parduin, die jetzige Altstadt, ward in das Gemeindewesen aufgenommen; dann trat Neuenbrandenburg, die jetzige Neustadt, hinzu. Um das Jahr 1280 finden sich die ersten Spuren des Schöppenstuhls, dessen Sitz zwischen der Alt- und Neustadt neben der Havelbrücke war. 1348 huldigten die Bürger dem falschen Waldemar, und am 12. Juli 1412 zog Burggraf Friedrich von Nürnberg als kaiserlicher Statthalter feierlich ein. 1521 empfing Brandenburg unter Joachim I. den Titel einer Kur- und Hauptstadt, doch mit

Rathaus in der Altstadt.

Digitized by Google

St. Paulskirche.

St. Gotthardskirche.

dem Eindringen der Reformation wurde 1598 das Bistum durch Joachim Friedrich säkularisirt. Alsbald verblich der Glanz einstiger Größe. Meistes sah Brandenburg die junge Schwesterstadt Berlin in der majestätischen Pracht der Königskrone sich erheben, und mit jener dem Märker eigenen Zähigkeit hat sie ohne Unterlaß in Treue und Ergebenheit zum Herrscherhause gestanden. Schiffahrt, Handel und werkthätige Fabrikation haben mehr und mehr den Wohlstand gefördert, die Bevölkerung der Stadt, welche heute 36,000 Einwohner zählt, als Handelsplatz zwischen Berlin und Magdeburg erkennen lassen.

Was Brandenburg aber heute zum Zielpunkte zahlreicher Touristen, Alterthumsforscher und Künstler macht, das ist die reiche Fülle seiner hervorragenden Bauten. Wer die Straßen der Stadt durchschreitet und sinnend vor den ehrwürdigen **Denkmälern weilt, zu dem redet es laut und ernst von vergangener** Zeiten Macht und Pracht. Keine Stadt der Mark ist so reich an einheitlichen, interessanten, echt märkischen Profanbauten.

Von den Zinnen des blauen Havelstromes liebend umfangen, liegt Brandenburg heiter und malerisch in einem Kranze grüner Gärten. Keine trutzige Ringmauer wehrt uns mehr drohend den Eingang, und wo sich noch ein Stadtthor erhalten hat, da mußt heute der Goldregen Schaltheil über das breit lehnende Gestein, und die Schwalbe hat ihr traulich Nest sorglos darin aufgeschlagen. Reizende Parkanlagen, in denen der Rosdorn in voller Pracht glüht und ein bunter Blumenteppich das Auge erfreut, umgeben wie ein Ring die Stadt, deren Giebel, Türme, Thore und Häuser sich in den blinkenden Fluten der von Schwänen belebten Havel lieblich beschauen. Gleich beim Eingang der Stadt am Steinthor steht ein Riese von Turm. Er trägt ein schmuckes, mit grünglasirten Spitzelsteinen durchstreiftes Gewand und zählt im Innern nicht weniger als fünf Stockwerke. Manch wackerer Ritterskmann mag ehemals bei trossen vor ihm Halt gemacht haben, wenn ihn ein Hagel glühender Pfeile traf oder heißer Brei ihm über Kopf und Nacken rann. Trübten in der Altstadt finden wir noch den achteckigen Wachturm des Mühlenthors und nicht weit davon den mit böhmischen Wappenschildern geschmückten, massiven Rathhausturm. Vor dem stattlichen Rathause der Neustadt, dessen Hof jedoch noch einen interessanten Giebelbau birgt, steht der Stolz Brandenburgs: der acht Ellen hohe, unerschütterliche Recke Roland. Trotz seiner 500 Jahre schaut er noch heute wie ein Jüngling auf die lachenden Gesichter, welche ihn täglich verwundert anstarren. Mit altes Moos krönt gleich einem Turban die glattgescheitelten Sandsteinlocken, die Rechte hält salutirend ein wuchtiges Schwert, während die Linke über die breiten Lenden hinweg die abgebrochene Scheide faßt. Wie auf ihn, so sind die Bürger Brandenburgs auch auf ihre Schutzgilde stolz, welche 1850 das dreihundertjährige Jubiläum ihrer Stiftung feiern durfte. Wohl hatte sie der allem Prunk abholde Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, doch Friedrich der Große stellte sie 1747 wieder her, „weil ein jährliches Schießen die Nahrung in den Städten befördert".

Brandenburg vom Marienberg aus.

Weit interessanter und charakteristischer in der Architektur als das letztgenannte Rathaus erweist sich das der Altstadt, das mit seinen kühn aufragenden, bunt gefärbten Giebeln und einer Sternuhr einen literarisch fesselnden Anblick gewährt. Wohl weniger als acht Kirchen besitzt die gewerbthätige Hansestadt, von denen die meisten ein hohes Interesse beanspruchen dürfen. Ist es in der alten St. Petrikirche das seltene Netzgewölbe, so erweckt in der St. Pauliskirche der prachtige, von 1305—1317 erbaute Kreuzgang in seiner mittelalterlichen Romantik die allgemeine Bewunderung. Es muß ein zauberisches Bild gewähren, wenn der Mond sein blasses Licht durch die altersgrauen Säulen auf die langen Reihen figurenreicher Grabsteine und Denkmäler wirft, alles scheinbar zu frischem Leben weckend.

Einen schönen Kunstgenuß bietet die St. Katharinenkirche, welche 1402 erbaut, als ein glänzendes Beispiel gotischer Baukunst gelten darf. In einer Nebenkapelle steht das von Dietrich Woellner aus Erfurt 1440 gegossene Taufbecken, die zwölf Apostel nebst ihren Attributen tragend. Merkwürdig und originell ist auch noch der kolossale, in kleine Felder eingeteilte Altarschrein, in dem jedes Feld eine biblische Darstellung, bunt und in Holz geschnitzt, nach mittelalterlicher Auffassung zeigt. Es macht einen fast humoristischen Eindruck, den in Eisenrüstung gepanzerten Henkersknecht von Bethlehem zu sehen, wie er mit dem Schwerte ein Kind nach dem andern vom Leben zum Tode bringt. — Ehrwürdiggebietend ragt in der Altstadt die von Pribislaw gegründete Kirche St. Gotthard empor, die Einteilung der Westfront derselben reicht noch bis zu der letzten heidnischen Epoche zurück. Die Perle und der Glanzpunkt Brandenburgs bleibt aber der Dom St. Peter Pauli, welcher im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts erbaut wurde, während der unterirdische Kreuzgang unter dem Hochaltar aus dem elften und zwölften Jahrhundert stammt. Zu dem Hochaltar führen aus dem reich geschmückten Schiff des herrlichen Gotteshauses zweiundzwanzig Stufen empor; zu beiden Seiten oben ziehen sich die prächtigen Stühle der Domherren entlang, jeder Sitz mit dem Wappen des Inhabers geschmückt, als letztes das des Polizeipräsidenten von Berlin, von Madai. Den Hochaltar schön ziert der aus Kloster Lehnin herübergekommene Altarschrein, dessen Flügelbilder von stiller, hehrer Schönheit sind. Man hat sie abwechselnd Albrecht Dürer, dann Lukas Cranach zugeschrieben, in neuerer Zeit aber glaubt man einen Künstler den Grunewald, einen der besten Schüler Dürers, bezeichnen zu dürfen. Die Charakteristik wie technische Behandlung der beiden Köpfe von St. Bernhard und St. Benedictus sind von vollendeter Meisterschaft. Der Gesamteindruck des Dominnern, von einem milden Dämmerlicht durchflutet, ist von weihevoller, erhebender Stimmung. Auch das Refektorium, die Grabgewölbe mit den halbgöttlichen Mönchsfiguren, prachtvolle Messgewänder, ein Mantel des Schwanenordens, Altardecken, Remenschneider Kunststätten, wie Ueberbleibsel von der Hochzeit zu Kana, Goliaths Keule und andere mehr, bieten eine Fülle des Interessanten. Neben dem Dom steht das ehemalige Prämonstratenserkloster, in dessen stattlichen Räumen sich seit 1850 die Ritterakademie befindet.

St. Katharinenkirche.

Der Dom.

Digitized by Google

Realschule

Unser Weg hat uns hinausgeführt. Die Stadt liegt hinter uns. An der Havel entlang, an dem Gebäude der von Saldernschen Realschule und der stillen St. Johanniskirche vorüber, steigen wir zum Marienberge, dem ehemaligen Harlunger Berge, empor. Auch das nach dem Götzentempel droben errichtete Marienkirchlein ist längst verschwunden. Ein anderes Denkmal des Friedens schaut heute, mächtig und prächtig zugleich, hinaus in das weite Land: das imposante Siegesdenkmal, den in drei Kriegen gefallenen treuen und tapferen Söhnen der Mark Brandenburg gewidmet. In erhabener, übermenschlicher Größe stehen an den vier Seiten die Gestalten von Albrecht dem Bären, Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem großen Kurfürsten und dem großen Einiger des deutschen Vaterlandes, Kaiser Wilhelm I.

Aber von all der Herrlichkeit und Schönheit, welche Kunstsinn und Menschenhand hier oben erstehen ließ, wendet sich das Auge doch immer wieder hinab zu dem, was lachend und sonnenbeglänzt tief unten sich überraschend ausbreitet. Da liegt sie, die alte Kurhauptstadt. In den schmalen, gewundenen, auf- und absteigenden Gassen drängt sich heute eine festtäglich gekleidete Menge; kühn gezackte Giebel, trutzige Thore und spitze Türme, maiengeschmückte, buntbewimpelte Masten ragen in den Abendhimmel auf. Dort unten blitzt See an See, nur noch ein großes blaues Meer. Ein zarter Duft schwebt über den fernen, bewaldeten Höhen, alles übergossen von dem Nachglanz der still dahingesunkenen Sonne. So steigen wir wieder hinab; einem einsamen Kirchlein gilt unser letzter Gang: St. Niklas, das halb vergessen, vermodert, heute inmitten eines schönen Friedhofes liegt. In der Weihe seiner Lage gefällt sich seine Bedeutung für die Geschichte der Baukunst; ein schlichter, kleiner Ziegelbau, ohne jegliche Anwendung von Granit, zeigt er in seltener Erhaltung die ganze strenge Einfachheit der ersten romanischen Epoche. Gegenwärtig dient er nur noch als Leichenkapelle. Hohe, dichtbelaubte Bäume umstehen das Kirchlein schützend und verhüllend und heben ihre Häupter flüsternd über dasselbe fort. Still war die Stunde, hie und da zirpte noch ein Vogel im Traume leise für sich hin, der Abendwind strich über die versunkenen Gräber und rauschte geisterhaft durch die verdorrten Kränze und verblaßten Schleifen. Von fernher klang Musik und verwehter Menschenlärm. Ueber dem Marienberge aber stieg soeben der volle Mond groß und still herauf.

Der Räuber.

(Hierzu das Bild S. 392.)

Es ist ein heißer Sommertag, und schwül lagert die dunstige Atmosphäre über den Bergen des mittäglichen Frankreichs. Eine Kette der prächtigen Rothühner (Caccabis rubra) ist mit ihrer muntern Schar von Jungen an den nahen Waldrand ausgezogen, um ihrer Nahrung nachzugehen, die sie hier in zarten Blättern und Pflanzen, wie auch besonders an allerlei kleinem Getier finden. Gar prächtig und lieblich sind sie anzusehen, wenn sie anmutig durch Gras und Gebüsch schlüpfen, die Jungen plötzlich aus dem Laub hervortreten, um gleich wieder darin zu verschwinden und sich dann von Zeit zu Zeit wieder bei der besorgt lockenden Mutter zu sammeln. Wie kokett macht sich der rote Schnabel und die weiße, schwarz umsäumte Kehle bei den Alten, und wie prächtig leuchten vor allem die schönen Weichenfedern, die breit gebändert aus dem grauen Grund in Weiß, dann in feuriges Rostrot und am Saum in Schwarz übergehen und die sowohl von den Schützen wie von den Damen gern getragen werden. Sie werden häufig mit den Federn des Steinhuhns verwechselt, denen sie sehr ähnlich sind, wie auch der ganze Vogel sich von der genannten Spezies wenig unterscheidet. So ist der muntere Trupp umhergeschweift, die Alten stets nach allen Seiten vorsichtig suchend, ab und zu gewandt, meist ohne die Flügel zu gebrauchen, einen Felsblock erkletternd, um das Terrain besser auskundschaften zu können. Nirgends haben sie einen Störer ihres Glückes entdecken können. Einen anscheinend kleinen Vogel, der hoch in den Lüften über ihnen schwebte, haben sie nicht weiter beachtet, da er für sie kein Interesse zu haben schien. Um so aufmerksamer hatte dagegen eben dieser Vogel ihre Bewegungen verfolgt. Als die Hühner nun kurze Zeit an einem feuchteren Platz rasteten, um den Durst zu stillen, ist schnell der Falke, denn das war der kleine Vogel, in einem großen Bogen über den nahen Wald herabgekommen, um dann pfeilgeschwind in kleinerem Bogen nach der Stelle abzuschwenken, wo er die Hühner zuletzt gesehen. Jetzt haben ihn auch diese bemerkt, und in jähem Schrecken haben sich die Alten unter das schützende Gebüsch verkrochen; doch die Jungen haben die Gefahr noch nicht erkannt, und die treuen Mütter sind daher ängstlich lockend wieder hervorgekommen, um in fest an den Boden gedrückter Stellung den Jungen Schutz unter ihren Flügeln zu geben. In ihrer Mutterangst achten sie nicht darauf, daß sie sich selbst dem Feinde aussetzen, der wohl die Jungen unbeachtet lassen, eine der Alten aber erbarmungslos mit sicherem Griff von diesen hinwegreißen wird.

Das Rothuhn, welches das südliche Frankreich sowie Spanien und die Atlasländer bewohnt, ist in England mit gutem Erfolg eingebürgert worden. Auch bei uns hat man einzelne Versuche in dieser Richtung gemacht, freilich mit weniger Glück. Man sollte sich jedoch deshalb nicht gleich abschrecken lassen, diesen prächtigen und anmutigen Vogel, der, nebenbei gesagt, von den Feinschmeckern hoch geschätzt ist, auch bei uns heimisch zu machen, zumal er unser ihm verwandtes Rephuhn (nicht Rebhuhn, da es nach seinem Ruf „perrep" seinen Namen hat) nicht verdrängen würde, da es anderes Terrain liebt als dieses.

L. Martin.

Die neue Gouvernante.

(Hierzu das Bild S. 389.)

Es ist ein eigentümliches Gefühl, so ganz plötzlich in ein fremdes Hauswesen als „Rad des Organismus" einzutreten; man stellt sich dann mancherlei erwartungsschwere Fragen, deren hauptsächlichste sind: Wie werde ich gefallen ... wird es mir zusagen ... welcher Art mögen die inneren Verhältnisse der Familie sein? ... Es ist ein banglicher Schritt, dieser erste über die Schwelle des neuen Heims, und ganz besonders macht sich dies bei der Zwitterstellung einer „Gouvernante" geltend. Zu dem Dienstpersonal zählt sie nicht und die Gesellschaft sehr vornehmer oder reicher Häuser erkennt in den meisten Fällen sie nur äußerlich als ihresgleichen an. Dieser Zwiespalt hält gleich vom ersten Tag an eine Kluft offen, die nur Klugheit und Geduld verkleidet und überbrückt; die Brücke bleibt jedoch selbst dann gefährlich. Solcher Art mögen auch wohl die Empfindungen der Gouvernante sein, deren erstes Entree wir auf unserem feingestimmten Bilde von Royal belauschen. Die junge, sichtbar mit allen Glücksgütern reichgesegnete Dame des Hauses erhebt sich beim Eintritt des Mädchens, das die Erziehung ihres Töchterchens jetzt leiten soll, nicht — damit ist sofort die Grenze in ziemlich empfindlicher Weise gezogen. — Ihre Züge sind zwar frei und wohlwollend, deshalb wird es die neue Gouvernante nicht eben schlimm bei ihr haben — das kleine Mädchen hingegen schaut ziemlich mißtrauisch prüfend die einfach gekleidete Dame an, und der Hund bleibt auch höchst vornehm auf dem Teppich sitzen. Es wird schwierig sein, hier in all dem Glanz und Prunk Befriedigung des Herzens selbst zu finden und auf das Gemüt tief einzuwirken. Das dürften die Gedanken sein, welche durch den Kopf der neuen Gouvernante bei dieser ersten gegenseitigen Prüfung gehen.

Sympathie und Sympathiemittel.

Von

Alfred Stelzner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Wie auf den Sympathiegefühlen — Liebe und Achtung, Mitleid und Mitfreude, Rechtsgefühl, Menschenliebe und Gemeinsinn, — im Grunde jede Geselligkeit, jede Uebereinstimmung zur Durchführung niederer und höherer Zwecke, Familie und Staat, und damit alle Kultur überhaupt beruht, so könnte man recht wohl versucht sein, den Sympathiegedanken als ein Hauptstück volkstümlicher Philosophie aufzufassen, insofern er trotz gelegentlicher Verquickung mit vermeintlichen Geheimkräften, trotz aller Einschiebsel und Einkleidungen von Wunder- und Aberglauben, die Vorstellung einer die ganze Welt beherrschenden Einheit enthält, einer innigen Beziehung zwischen allem, was besteht, und diese Vorstellung, wenn auch unbewußt, in seinen praktischen Aeußerungen darthut. Umgekehrt ist gar nicht zu bezweifeln, daß der Boden des Fundamentes eines der glänzendsten philosophischen Lehrgebäude, der Leibnizschen Philosophie nämlich, in dem ursprünglichen Sympathiegedanken des 16. Jahrhunderts zu suchen ist. Leibniz, dem dieser phantastische Grundgedanke sicherlich die erste Anregung zu seinem wissenschaftlichen System bot, faßt in seiner berühmten Monadologie oder Einheitslehre das Wesen aller Dinge, die allem Zusammengesetzten zu Grunde liegenden, einfachen Bestandteile oder — wie er sie nannte — Monaden (Einheiten), in inniger Beziehung zu einander stehen. Ihre Einwirkung auf einander kommen, seiner Ansicht nach, durch die Vermittlung der ursprünglichen Monade, des Wesens der letzten Ursache alles Seienden der Welt, zu stande, und die Veränderungen dieser Wesenheiten, deren jede ein Spiegel des Universums ist, scheint ihm durch eine, von jener Hauptmonade vorherbestimmte, prästabilierte Harmonie geregelt zu sein. Ein Jahrhundert früher aber lehrte man, daß eine allgemeine Urkraft, die große Weltseele, das magnale magnum, alle Körper verbinde, daß jeder derselben einen besonderen Geist habe, mit dem er auf die ihm verwandten einwirken und Veränderungen in ihnen erzeugen könne, daß alles auf Erden — der kleinen Welt — nur das Abbild des Himmels — der großen Welt — sei, und daß beide in innigster Beziehung zu einander ständen, weil zwischen allem Bestehenden eine große Verbindung, eben die Sympathie, herrsche.

Dieser ursprüngliche, immerhin großartige Sympathiegedanke, dessen Quelle die Astrologie und dessen Ausbildner die Anhänger des vielgerühmten Arztes und Naturforschers Paracelsus Bombastus von Hohenheim waren, ahnte freilich nur die weltbeherrschende Einheit, und suchte sie auch nicht in den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Materie, wie es Aristoteles schon gethan, sondern vielmehr in übernatürlichen, geheimen und magischen Beziehungen, so daß an die Stelle der Wissenschaftlichkeit nicht nur der Irrtum, sondern schlechthin der Aberglaube trat. Denn es wurde nicht nur eine unrichtige Ansicht über Ursache und Wirkung innerhalb der irdischen Erscheinungswelt, wie beim Irrtum, geltend gemacht, sondern eine natürliche Wirkung von einer übernatürlichen Ursache bedingt und erwartet, wie das ja bei allen sympathischen Kuren noch heute der Fall ist.

Nicht also, weil das Schöllkraut an sich ein Mittel gegen Gelbsucht sein sollte, sondern weil es gelb ist und deshalb mit der Gelbsucht in geheimer Beziehung stehen sollte, wurde es gegen diese Krankheit verabreicht; wie die Blume Euphrasia nur, weil sie in ihrer Krone einen schwarzen, der Pupille ähnlichen Fleck hat, gegen Augenleiden helfen sollte; wie die Disteln gegen innere Schmerzen, weil Paracelsus gelehrt hatte: „Stechen der Blätter der Distel nicht wie Nadeln? Dieses Zeichens halber ist durch die magiam erfunden worden, daß es kein besseres Kraut für inwendigen Schmerz gibt."

Wie derart die kleine mit der großen Welt und alles unter einander in geheimnisvoller Sympathie stand, so erhielten auch die Dinge von den Sternen ihre Zeichen, die Signaturen, und wie der damalige Arzt deshalb nach Form und Farbe die Aehnlichkeit zwischen Medikamenten und Krankheiten, die sinnlichen Eindrücke, welche die Wirkung der ersteren anzeigen sollten, zu erforschen hatte, so waren nicht die natürlichen Heilkräfte der Arzneien, sondern nur ihre vermeintliche sympathetische Beziehung von Bedeutung und Wichtigkeit.

Wenngleich sonach die Paracelsisten des 16. Jahrhunderts die eigentlichen Sympathetiker sind, so blicken die Sympathiemittel und sympathetischen Kuren doch auf eine uralte Vergangenheit zurück, und da es sich hiebei stets um das Wohl und Wehe des Menschen, und zwar zumeist seines körperlichen Befindens, handelt, so ist mit der Frage der Sympathiemittel die Geschichte der Krankheit überhaupt eng verflochten, wenigstens der erste Hauptabschnitt derselben, dessen wissenschaftlicher Inhalt ziemlich unerheblich, dessen historischer Umfang jedoch nur mit Jahrtausenden zu messen ist. Im Gegensatz zum zweiten, an Inhalt überreichen und doch nur Jahrzehnte umfassenden Hauptteil der Geschichte der Medizinwissenschaft, in welchem die Krankheit als eine, durch veränderte Lebensbedingungen hervorgerufene, auf natürlichen inneren Ursachen beruhende Beeinträchtigung der Gesundheit gilt, vertritt jener erste Hauptabschnitt, nämlich die seit den frühesten bis in die Neuzeit herrschende exoterische Lehre, die Auffassung, daß alle Krankheiten als eine Behaftung oder als Eindringlinge von außen her zu betrachten seien. Im Anschluß daran hat sich die klar gefaßte Grundvorstellung der Sympathetiker, wonach der in einem sympathetischen Körper thätige Lebensgeist den im Körper des Kranken vorhandenen veranlassen soll, das Uebel auszutreiben, — welche Anschauung natürlich nur möglich ist, so lange die Krankheit als ein Eindringling von außen her aufgefaßt wird, — mehr oder weniger bewußt durch Jahrtausende hindurch sogar bis auf den heutigen Tag erhalten, nicht nur unter Wilden und kulturlosen Völkerschaften, sondern — wenn auch weniger allgemein — inmitten der „Zentren der Zivilisation", sowohl in den Städten, wie insbesondere „auf dem Lande".

Die Zahl der noch heute gebräuchlichen sogenannten „Sympathien" und Sympathiemittel ist Legion, und der Repräsentant des 19. Jahrhunderts, der sein entbehrliches Wärzchen mit einer Speckschwarte oder bereits gar mit einer Totenhand bestreicht und die erstere „sprachlos" und bei abnehmendem Mond unter der Dachrinne vergräbt, steht mit seinem Sympathiemittel im Grunde genau auf derselben Kulturstufe wie jene in ägyptischen Papyrusrollen erwähnte Königstochter und Zeitgenossin des Moses, die durch Herbeischaffung eines Bildes des Sonnengottes Chon sympathetisch von einem bösen Geist befreit wurde. Unsere ominösen Schäfer und Besprechfrauen, welche Epilepsie etwa durch geheimnisvolles Einlegen einer Taube unter den Rücken, oder Flechten mit dem geistreichen Spruche: „Schlimm Ding, vergeh! Meine fünfe vertreiben dich nicht einwärts, sondern auswärts!" kreuzweise Wundhölzchen und dreier „Pusse" über die Wunden heilen wollen, stehen genau auf dem Standpunkt der mittelalterlichen Aerzte, deren kein einziger zu finden ist, bei dem nicht der Aberglaube die Wahl seiner Mittel bestimmt hätte, so daß zum Beispiel jemandem, den ein „Gerstenkorn" am Auge plagte, Gerstenkörner verordnet wurden, mit deren Spitzen er das kranke Lid zu berühren und dabei allemal „fliehe, fliehe!" zu murmeln hatte. Ebenso wurden Kolikschmerzen sehr sinnig mit sympathetischer Hilfe eines Steines behandelt, auf dem Herkules, den nemäischen Löwen erdrückend, abgebildet war. Ein anderer sollte sehr probat dadurch von einem im Halse stecken gebliebenen Knochen befreit werden, daß er die Worte sprach: „Der Martyrer Blasius befiehlt dir, komm heraus oder fahre hinunter". Die modernen Wunderdoktoren und Besprecherinnen sind sogar den alten Heiden um keinen Schritt voraus, die jede Krankheit auf eine Dämonenbehaftung zurückführten und jede Heilung demnach folgerichtig nur durch Dämonenaustreibung für möglich hielten.

Ueberall, wo es heute noch an Kenntnis und Verständnis für die natürlichen Ursachen der Krankheitserscheinungen mangelt — und das ist keineswegs nur in Deutschpolen der Fall — wo die Krankheit daher als ein „Ding an sich", oder als „angehext", und die Heilung demgemäß für ein Wunder gilt, insofern eine sinnliche Wirkung, die Heilung, von einer übersinnlichen Ursache, der Sympathie, erwartet wird, besteht unter anderer Maske noch der altägyptische Mythos, der im Sohne

der Isis den Gott der Heilkunst und der Zauberei vereint. Dieser Mythos begleitet im Grunde die ganze Kulturgeschichte bis in unsere Tage. Bei den klassischen Griechen, bei denen die Vorbereitung zur Heilung in Fasten, Salbungen und Räucherungen mit narkotischen Stoffen bestand, galt sogar jedes hervorragende Symptom im Verlaufe der Krankheit als der Ausdruck eines besonderen überirdischen Wesens, wie sie das irre Reden der Geisteskranken schlechthin als „dämonisieren“ kennzeichneten, weil sie glaubten, daß nicht der Kranke selbst, sondern ein Dämon aus ihm rede. In Alexandrien, dem Sitze der Neuplatoniker, die ihre mysteriösen Lehren aus persischen, ägyptischen und griechischen Bildungselementen zusammentrugen, wurde dieser Wahnglaube derart systematisiert, daß alle Naturerscheinungen, besonders alle Krankheiten, alsbald im Morgen- und Abendlande nur noch der Kraftäußerung einer unzähligen Menge von verschiedenartigen Dämonen zugeschrieben wurde, die alle unter einander in Beziehung standen.

Die Dämonenaustreibungen, die „wissenschaftlich“ unter ärztlicher Assistenz bis ins Zeitalter der Astrologie betrieben wurden, waren nunmehr die Aufgabe aller Heilungen. Beschwörungsformeln — Sympathiemittel also — bilden die einzigen Heilmittel. Schrie man einen Körperteil, in dem vermutlich der Dämon hauste, nur gehörig mit einer solchen Formel an, so wähnte man ihn poltern zu hören oder entweichen zu sehen, und zwar galt es zumeist, ihn von dem Kranken in ein anderes Wesen, in ein Tier oder einen Baum überzutreiben. Der magischen Bedeutung und Kraft des Wortes sollte also der Dämon weichen, deshalb galt nicht die eigentliche Bedeutung dieses Wortes, sondern dessen geheimer Sinn, und da das Sinnlose bekanntlich von jeher dem Menschen gern als Tiefsinn erscheint — das Faustische Hexen-Einmaleins charakterisiert diesen tiefsinnigen Unsinn vortrefflich — so achtete man das Wort um so wirksamer, je unverständlicher es war. So machte sich der Leibarzt des Kaisers Septimius Severus berühmt durch die Erfindung des sympathetischen Wortes «Abracadabra», das gegen Fieberkrankheiten angewendet wurde, wie Cato gegen Verrenkungen die Beschwörungsformel empfahl: «Huat hanat, huat ista, pista sista, domiabo damnaustra.»

Da nun kein Grund vorlag, warum die magische Kraft solcher, namentlich auch hebräischer Worte sich minder wirksam erweisen sollte, wenn sie geschrieben waren, so schrieb man derartige Formeln bald auch auf Papier, ritzte sie in Holz, Metall oder Steine, die dann — später mehr und mehr fabrikmäßig hergestellt — als Amulette, Skapuliere und Talismane von aller Welt gegen alle erdenklichen Krankheiten getragen wurden und als natürliche Träger übernatürlicher Kräfte galten. Insbesondere sollten auch die Edel- und Halbedelsteine eine eigentümliche magische Kraft haben, worüber sich ein ganzes Buch schreiben ließe, wie denn zum Beispiel der Diamant am linken Arm als Talisman gegen Gift und böse Geister, der Achat gegen Liebestrunkenheit, der Rubin gegen Schmerzen, der Amethyst gegen Trunkenheit, der Smaragd gegen Fallsucht, der Bergkristall gegen Schwindel — nicht gegen den unserer Tage — schützen sollte. Um die Wirkung zu erhöhen, versah man diese Amulette gern mit magischen Zeichen, Runen, Hieroglyphen, Kreuzen, Pentagrammen oder Drudenfüßen, miteinander verschränkten Dreiecken, die den Schild Davids bezeichneten, die weitverbreiteten Abraxasgemmen am liebsten mit der mystischen Figur eines Hahnenkopfes mit Geißel und Schlangenfüßen.

Die Welt wimmelte, bei krasser Unkenntnis der Naturgesetze und -Kräfte, von Amuletten, Symbolen, Talismanen, Phylakterien, kabbalistischen Formeln und ähnlichen Kunstprodukten; der vereinzelte Gelehrte, wie Peter von Albano, der auf die materielle Natur der Krankheiten hinzudeuten wagte, wurde als Schwarzkünstler verschrieen, an jeder Brust, auf jedem Herzen baumelte ein geheimnisvolles Sympathiemittelchen, bis — ein anderer Aberglaube, eine neue Form der Sympathie, die Dämonen etwas in den Hintergrund drängte, nämlich die aus Chaldäa stammende, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst zum System erhobene und die Geister bis zur Anerkennung des Kopernikanischen Weltsystems beherrschende Astrologie.

„Die Arznei,“ lehrte Paracelsus, „ist in dem Willen der Gestirne. Du mußt einen günstigen Himmel haben, wenn du Arznei verordnen willst.“ Hatte doch schon der seinerzeit hochberühmte, 1576 verstorbene Cardanus gelehrt, der Himmel „zeiget an aller Krankheit Ursprung und was dieselbigen sind,“ — „und weiter ist uns kein Wissen von Krankheiten, denn allein, was da anzeigt der Himmel.“ Sterne und Kometen wurden die „Signallaternen“, die die Privatangelegenheiten der guten Erdenbürger beleuchteten, sie selbst erleuchteten. Aus den Stellungen der Gestirne, durch das unvermeidliche „Horoskop“ wurde die Vorhersage über Glück und Unglück, Wohl und Wehe, Epidemie und Krankheit, Zeit und Art der Heilmittel und Mixturen sympathisch bestimmt. Nicht nach dem Stande der Krankheit, sondern nach dem der Sterne richtete sich die Behandlung; lag einer auf dem Sterbebette, den eine Blutentziehung nach damaliger Behandlungsweise etwa retten konnte, er wurde nicht geschröpft und gerettet, sobald das Horoskop ungünstig war.

Immer galt noch die Krankheit für eine von außen eingedrungene Behaftung, und nur die Form des Sympathiegedankens änderte sich im Laufe der Zeiten, bis die Paracelsisten sie auf ihre Art systematisch bestimmten.

Es kam nur darauf an, für den sympathetischen Lebensgeist einen stofflichen Körper zu finden, um dann die Krankheit wie mit einem Magneten herausziehen zu können.

Als sympathetisches Universalmittel galt lange Zeit die sogenannte Mumie, deren Bereitung mit besonderen Umständen verknüpft war. Das Blut eines gesunden Menschen, von dem man wähnte, daß ihm der sympathetische Lebensgeist am stärksten anhafte, wurde in eine Eierschale gefüllt, diese mit Hausenblase zugebunden und einer Henne zum Bebrüten überlassen. Nachdem das Ei dann noch im Backofen so lange gebacken war, als Brot zum Garbacken brauchte, war die „Mumie“ fertig und sie brauchte nur an den leidenden Körperteil gebracht zu werden, um die Krankheit anzuziehen und die Heilung zu bewirken, — oder auch nicht, obgleich der Heilglaube bekanntlich oft eine wirksamere Arznei darstellt, als die stärkste Apothekerware.

Wenn nun auch die neueste Zeit der Sympathie im großen, sozusagen als Massenwirkung, ein vorläufiges Ziel gesetzt hat, so fand dieselbe doch Schlupfwinkel allerorten und beherrscht beharrlich und zäh bis auf den heutigen Tag ganze Provinzen, in ihren abenteuerlichsten Formen insbesondere die Landbevölkerung.

Während der „Aufgeklärte“ wohl nur in einer schwachen Stunde, da sonstige Arzneien obendrein nicht anschlugen, zu einem harmlosen Sympathiemittelchen greift, weil, wenn es auch nichts nützen sollte, es doch auf alle Fälle nichts schadet, verfallen einzelne, wie ganze Bevölkerungsschichten, welche aus Unkenntnis natürliche Wirkungen, Naturerscheinungen und Krankheiten irgend welchen übernatürlichen geheimen Ursachen und Einflüssen zuschreiben, mit logischer Konsequenz auf die Heilung oder Vorbehütung der Schäden durch die vermeintliche Gegenkraft der Sympathie, und in dieser Hinsicht stehen „wilde“ und aller Kultur weltfremde mit ungebildeten, wenn auch von tausendjähriger Kultur umhegten Bevölkerungen auf derselben Stufe.

Man kann zum Beispiel über die zahllosen «dawa» der afrikanischen Msomon, Warosi oder Zauberer, die auch in den westafrikanischen Küstenländern, nicht zum wenigsten auch „in unseren Kolonien“ eine hochbedeutsame Rolle spielen, nur dann lächeln, wenn man sich der zahllosen Sympathiemittel, die bei uns bis heute noch geläufig sind, nicht gerade erinnert. Vor diesen dawa, das ist Gegenständen zur Hervorrufung übernatürlicher Wirkungen — (so benützt man zum Beispiel Wurzeln, um sich gegen Menschenfresser zu schützen oder Regen zu erzielen, Fragmente von Vögeln, um sich das Glück auf der Jagd zu sichern, ein Stück einer Eule, um einen Warosi zu erkennen und zu töten, den Schädelknochen eines Büffels, um auf der Elefantenjagd Erfolg zu haben, Haare aus einer Löwenmähne, um einen Wiewicht zu töten) — vor diesen und hundert anderen Sympathiemitteln, deren Macht — wie noch jüngst im «Mouvement géographique» berichtet wurde — durch nichts in der Welt den Eingeborenen auszureden wäre, haben die unsrigen, wie klar ersichtlich, nicht das geringste voraus.

Was die noch heute geläufigen Sympathieformeln unter gleichzeitiger Benützung des Wundhölzchens und der Anhauchungen oder volkstümlicheren „Püste“ anlangt, so ist in ihnen, wie die Brüder Grimm nachgewiesen haben, mancher Rest heidnisch-germanischer Vorstellungen überliefert; die meisten sind jedoch ein willkürliches Gemisch von purer Altweiberkommerlogik. Das bei den sympathetischen Kuren gebräuchliche Wundhölzchen, mit dem die kranke Stelle dreimal überstrichen zu werden pflegt, besteht aus Eibenholz, soll aus einem einjährigen Wurzelschößling in der Walpurgisnacht mit einem Schnitt zwei Zoll lang und halbrund geschnitten werden und auf der Rundseite mit drei eingeschnittenen Kreuzen versehen sein.

Aus der großen Zahl dieser Sympathieformeln mögen außer der vorhin erwähnten noch folgende der Kuriosität halber hervorgehoben sein. Gegen Zahnschmerz gilt zum Beispiel:

„Ich grüße dich, lieber Neumond.
Ich leide an meinen Zähnen Not.
Darinnen sind drei Würmer.
Der eine schwarz, der andere weiß, der dritte rot.
Es helfe mit Gott, daß sie morgen alle drei sein tot.“

Eine Unmasse, zum Teil uralter „Besprechungen“ gibt es gegen die „Rose“. Sie sollen, wie alle Sympathieformeln, am wirksamsten dicht vor und nach Sonnenuntergang sein. Als die gebräuchlichsten gelten folgende:

„Die Jungfer und das Liliending,
Die stritten sich beide um 'n Ebera Ring.
Die Jungfer gewann, und die Rose verschwand“ —

oder: „Es gingen drei Jungfern über das Land, die eine hieß ‚Vergangen‘, die andere hieß ‚Verschwand‘, die dritte hieß ‚Verdürrte Hand‘.“ — „Ich streich' dich mit einer Totenhand, sie soll kühlen und löschen den heißen und kalten Brand! Rose, du sollst nicht quellen und nicht schwellen, auch nicht schwären! Amen! Amen! Amen!“ Darnach einmal drei „Striche“ mit dem Wundhölzchen und dreimal drei „Püste“!

Gegen Fieber soll man drei Tage hintereinander bei abnehmendem Mond, auf einem Scheidling, der Grenze zwischen zwei Ackern, niederknieend, folgenden „Vers“ „in Gedanken“ sprechen:

„Hier säe ich meinen Salzsamen,
Den siebenundsiebenzigerlei Fiebersamen;
Ich will mein Fieber nicht eher wieder haben,
Ehe ich meinen Salzsamen nicht wieder habe.“

Man darf aber niemals denselben Weg zurückgehen, den man gekommen.

Weit verbreiteter jedoch als diese Besprechungen und außerordentlich zahlreich sind die eigentlichen, „handgreiflichen“ Sympathiemittel, von denen hier nur einige, vielleicht weniger bekannte, eine Stelle finden mögen.

In Süddeutschland, auch in Tirol und Steiermark, werden als Sympathiemittel sehr häufig die als Osterpalmen verwendeten Stechpalmen, Haselgerten oder Weidenkätzchen sorgsam aufbewahrt, denn sie sollen gegen Blitz und Hagel, Viehschaden, Mäuse und Ungeziefer schützen, wie auch die Blütenkätzchen selbst gegen alle möglichen Krankheiten eingenommen werden; in Böhmen und Schlesien „schluckt man drei über, dann kriegt man kein Fieber“. Hier wie in Sachsen wird eine Haselgerte als „Blitzableiter“ unter das Dach gesteckt, und zieht ein Unwetter herauf, so verbrennt man auch in anderen Gegenden Haselsträuche auf dem Herde. Wer in Sachsen und Hessen am Gründonnerstag keinen Honig ißt, wird zum Esel — daher am Ende die vielen Honigkuchen zu Ostern in jenen Ländern. Nüchtern genossen, schützt der Honig gegen den Biß toller Hunde. Die an diesem Festtage gelegten Eier schützen vor Leibesschaden und Verirrungen auf unbekannten Wegen; mit einem solchen Ei in der Tasche soll man „Hexen“ auf Kreuzwegen erkennen können; ins Feuer geworfen, löschen sie dasselbe angeblich — freilich nur in Böhmen.

In Mecklenburg schlägt man noch heute mit einem Kreuzdornstab, der in der Charfreitagsnacht geschnitten ist, in die vier Ecken des Stalles, damit das kranke Vieh geheilt werde, oder man schlägt dieses selbst, damit die dasselbe behaftenden Hexen fliehen; zum gleichen Zwecke zündet man in Mecklenburg auch noch im geheimen „Notfeuer“ an, die am besten „wild“ oder „ursprünglich“ durch Herumwirbeln einer mit Werg umwickelten Welle in einem Pfahl erzeugt werden, wie ein solcher Fall noch 1868 amtlich konstatiert wurde.

Zu den sympathetischen Salben verwendet man meistens die Asche des letzten Osterfeuers, während das Osterwasser gegen alle Verhexungen und Krankheiten, insbesondere gegen Sommersprossen und Gifte schützt, Schönheit verleiht und Schätze finden hilft. Dasselbe ist vor Tagesanbruch unter tiefstem Schweigen aus einem fließenden Gewässer gegen den Strom zu schöpfen. Trotzdem sich Hexen gern in Hasen, meist dreibeinige, verwandeln, helfen doch Hasensprünge — die kleinen Fußknochen — gegen Epilepsie, wie das Hasenfett, in die Hände des Sämanns gerieben, die Vögel von der Saat vertreiben soll.

In Verkennung des gesetzmäßigen Waltens der Naturkräfte kochte der später wegen Falschmünzerei verhaftete Schullehrer G. aus Lautenburg auf einem Kreuzwege um Mitternacht eine Fledermaus und eine schwarze Katze, Zauberformeln vor sich hinmurmelnd und den Kessel umkreisend, in welchem ein Knochen herauskommen sollte, der seinen Besitzer unsichtbar machen und befähigen sollte, vergrabene Schätze zu heben. Der Mann hatte nicht bedacht, daß Schullehrer und Schätzeheben zwar alliterieren, sich aber nicht zusammenreimen und überhaupt ganz disparate Begriffe sind.

Besondere sympathetische Hilfe versprechen sich die Schatzgräber, die ja keineswegs schon ausgestorben sind, von dem gabelförmigen Kinnbackenknochen eines schwarzen Katers, der kein einziges weißes Haar an sich haben darf.

Die auf dem Lande noch heute alltäglichen „Verhexungen“ werden natürlich — wie sich aus vorhergehendem erklärt — sämtlich sympathetisch behandelt, oft genug à la Doktor Eisenbart. Wir erinnern an jenen amtlich registrierten Fall, wo ein armer Lehrer in Posen seine für behext gehaltene Kuh verlor, weil er ihr am Weihnachtsabend sympathetisch einen ganzen Matjeshering in den Schlund gezwängt hatte, oder an jenen andern, 1875 im Osteroder Kreise passierten, wo ein Zahnwehkranker, um die „bösen Geister“ zu verscheuchen, eine Pistole neben der kranken Kopfseite sympathetisch abdrückt, aber in falscher Richtung zielt und sich erschießt.

In Westpreußen herrscht vielfach der bedenkliche Sympathieglaube, daß ein falscher Schwur keine bösen Folgen habe, wenn man während der Leistung nur eine Erbse unter der Zunge und einen Heringskopf in der linken Tasche trage. Auf die meistens sehr unangenehmen Sympathiemittel, die im Anschluß an den noch recht lebendigen Vampyrglauben Leichen- und Gräberschändung im Gefolge haben, kann hier nur hingedeutet werden, da es sich dabei zum mindesten um abzutrennende Stücke des Sarges oder Totenhemdes handelt, ebenso auf die recht wenig „sympathischen“ Weichselzopfkuren, die in Deutschpolen noch stark im Schwange sind.

Daß auch das „Armsünderblut“ noch ein wichtiges Sympathiemittel ist, bestätigt ein Dr. Most, der bekundet, daß ein Mensch, um von der Epilepsie befreit zu werden, das noch warme Blut eines Hingerichteten trank, freilich nach hundert Schritten, die er gelaufen, tot niederstürzte. Ein unlängst in der Schweiz verhafteter Mörder gestand sogar, daß er den Mord vollbracht, um das Blut des Getöteten gegen Fallsucht zu trinken.

Es ist leider nicht zu leugnen, der im allgemeinen durchaus nicht unsympathische Sympathieglaube, ein janusköpfiger Stiefbruder des Idealismus, hat auch seine recht bedenkliche und schwarze Schattenseite und erinnert den Gebildeten unserer Tage, welcher vor der in seiner Nähe noch herrschenden abergläubischen Weltanschauung oft wie vor Kannibalismus und mittelalterlicher Finsternis zurückschreckt, nur zu oft an frühere Jahrhunderte und Jahrtausende mit all ihren aus Unkenntnis der Naturgesetze und des Seelenlebens und Verkennung der Naturerscheinungen hervorgegangenen Schrecken. Freilich kann auch der Hochstgebildete sich der zuweilen durchbrechenden, den Naturmenschen beherrschenden Neigung, die verschiedenartigsten Erscheinungen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, nicht immer entschlagen.

Im allgemeinen aber überwiegt doch tröstlicherweise die harmlosere Lichtseite, wie der ursprüngliche Sympathiegedanke, daß alle Wesen ein gemeinsames Band, die große Weltseele, umfasse, ein geradezu erhabener ist; und wie zu erwarten steht, daß das unabweisbare Phantasie- und Gemütsbedürfnis des Volkes von dunklen Abwegen immer mehr in die richtigen Geleise gelenkt und der Herrschaft der Bildung unterworfen werde, so wäre zu hoffen, daß recht bald nur noch solche Sympathiemittel anerkannt würden, die — interessanten Gesetzen des menschlichen Herzens und der Seelenverwandtschaft Rechnung tragend — in modernem Sinne Sympathie zu wecken berufen sind.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Joh. v. Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Schwierigkeiten, welche es damit hat, den deutschen Modebericht von fremdsprachlichen Namen freizuhalten, sind ganz unüberwindlich, wenn es sich um die Bezeichnung der Gewebe handelt. Selbst Stoffe, die nicht einen Faden fremden Ursprungs enthalten, bewegen sich unter französischen oder englischen Namen und die spezifisch ausländischen Gewebe nehmen für die Berührungen mit uns unser Wörterbuch nicht an. Demjenigen, dessen Feder das Leben der Mode begleitet, erscheint der häufig gemachte Vorschlag, in den Berichten grundsätzlich deutsche Bezeichnungen anzuwenden, somit praktisch ohne Nutzen. Unsere Damen kamen mit weitläufigen und künstlichen Beschreibungen zu dem Modisten; und der würde in hundert Fällen doch nicht klar über ihre Wünsche. Der prägnante Ausdruck, welchen der

Franzole namentlich für einzelne seiner Gewebseigentümlichkeiten findet, läßt sich oft bezeichnend gar nicht übertragen. Das sind Verhältnisse, die sich schwerlich so bald ändern werden und in ihrem Ursprung von denen verkannt sind, welche die grundsätzliche Anwendung deutscher Benennungen für alle Modeartikel wünschen.

Dieses Frühjahr hat der Mode eine Menge von Neuheiten gebracht, vorzüglich neue Namen. An Geweben selbst nur vereinzelt ein Novum, dagegen eine Fülle neuer Bezeichnungen, veränderter Farbendispositionen, ungewohnter Verbindungen

Frühjahrshüte.

der Stoffe unter einander. Noch immer sind die Etamines, die Nerfeux, die Bures und Wollspitzen, die Nanevas und Chantillytülls der Ausdruck der Mode, aber zu welchem Reichtum an Variationen und Abwechslungen ist man inzwischen gekommen! Man erkennt den bekannten Faden oft kaum mehr. Jene eigentümlichen Gewebe, die man unter den Titel Nonnenstoffe gebracht hat, weil sie die ganz besondere Textur der Ordenskleider nachahmen, das Genre der englischen „Tailor"-Stoffe, welches die Gewebe und Muster der Herrenkostüme nivellirt, alle die zahllosen Phantasiestoffe, welche der Modist auslegt, neu sind sie doch gewiß nicht. Aber neu nennen sie sich und neu erscheinen sie uns. Man nennt sie heut vielleicht Anacostes und Excets, Resédas de Smyrne und Bouretté, und wenn wir eine einzige Musterkollektion prüfen, werden wir Mühe haben, den Wechsel der Namen so rasch und glatt mitzumachen, wie es die Mode an der Pforte der neuen Saisons thut. Die Technik hat dem bekannten Gewebe irgend einen neuen Effekt gegeben oder ist auch nur auf einen solchen zurückgekommen, der vielleicht zwei oder drei Jahre außer Anwendung war, und diese Mode spricht sofort von einem neuen Stoff. So ist's auch mit den Bouclestoffen, welche im Frühjahr und Sommer wohl zu ihren bevorzugtesten Geweben gehören werden. Ihr in engerer, lockiger Fadenmasche dem Grundstoffe aufliegender Effekt wird auf alle mögliche Fonds übertragen. Wir haben Bouclébatiste

Cour-Toilette.

und Bouclécrepps, Bouclétamines und Bouclémohairs. Und in jedem einzelnen diese Verschiedenheit der Dispositionen nach Farbe und Muster. Hier willkürlich in offenen Lagen der allerverschiedensten Nuancen auf kontrastirendem Farbengrunde ausgestreut, dort in zierlichen Pekinstreifen irgend welcher Modefarbe auf dunklem oder hellem Fond. Hier fein wie ein Spitzenpikot, dort ladenartig wie auf einem moskowitischen Wintergewebe. Selbst Streifenmuster werden in diesem oder jenem Gewebe in Bouclemanier behandelt.

Der Streifen ist wieder sehr im Geschmack. Er hat Toiletten begünstigt, die lebhaft an die einstige Mode der sogenannten Viktoriarocke erinnern. Zu einfarbigen Taillen und seitlich offenen oder hoch aufgeschürzten Ueberkleidern trägt man einen Jupon, der vom Saum bis zum Gürtelschluß in breiten, stufenartig ablaufenden Streifen gemustert ist. Streifen aller Arten. Streifen, welche sich aus irgend einem hellen oder dunklen Unigewebe nur durch veränderte Fadenstellung überaus subtil hervorheben, Streifen, die den weichen wollenen Grund mit den Effekten von Sammet, von Atlas und Ehenille durchziehen, andere, welche den feinen Fond durch ganz oder halb klares Gewebe unterbrechen, Streifen wie eine Linie und Streifen von Handbreite.

In der Promenadentoilette fällt diesem Stoff meist nur der Rock zu; ganz gestreifte Toiletten, welche auf das Arrangement mit glatten Stoffen verzichten, sieht man seltener. Aber gestreifte Strümpfe trägt man dazu, assortirte, gestreifte Konfektionsfutter, gestreifte Foulards und Hutschleifen.

Auch die petits quadrilles sind ein modernes Muster der Saison, ohne daß ihr kleines Carreau selbständiger aufträte als der Streifen. Kinderanzüge wohl fertigt man vollständig aus diesen feingewürfelten Phantasiestoffen; auch Reisetoiletten und gewisse kleine Jacken und lange Mäntel begnügen sich mit dem bloßen Plastronträgen und ein wenig Passementerie, die Monotonie dieses zahllos wiederholten Miniaturcarreaus zu unterbrechen;

Matinéetoiletten.

im Prinzip hält die Toilette aber an dem zweierlei Stoff fest; was sie es aufgibt, sorgt die Garnitur gewiß dafür, diesen Eindruck zu ersetzen. Welchen andern Effekt haben die breiten Trimming-Applikationen gewisser modernen Frühjahrstoiletten, jene kunstvollen Schnurenornamente, welche die Seitenteile des Rockes, die Plastrons der Taillen, die Flächen der Schulterkragen bedecken, was bezwecken die prachtigen Ehenilleborduren der neuen Beigestoffe anderes als recht kräftige, wirksame Belebung des Ganzen. So werden auch jene kleinkarirten Saisonstoffe meist nur in der Verbindung einfarbiger Gewebe, deren Nuance zuweilen ganz zwanglos über die Farben der quadrillés sich hinwegsetzen darf, verwendet.

Mit den Neuheiten in seidenen Stoffen der Saison ist's nicht anders. Hier ist, mehr noch wie dort, eigentlich Alles in der Mode. Weder Paris noch Lyon haben das eingetretene Frühjahr — und dieser Zeitpunkt ist in den Bewegungen der Mode zum mindesten auch für den ganzen Sommer entscheidend — dazu benützt, irgend ein wirklich neues Gewebe einzuführen. Auch hier neue Namen genug, moderne Nuancen eine ganze Menge, aber kein einziges eigenes Gewebe. Am bevorzugtesten sind gegenwärtig die Satins merveilleux. Eine ähnliche Beliebtheit genießen dann die Failles françaises. Diese Failles, welchen die Mode nahezu ein Monopol für die elegante Toilette geben will, Stoffe, denen, zumal in ihren schwereren Qualitäten, die Gunst des Augenblicks nun schon nach Jahren lächelt, sind ganz gewiß darum nicht besser als unsere alten Seidenrepse. Ihre starke Ribbe kann sehr beständig sein; solider war sie, als sie weniger prunkte. In der farbigen Gesellschaftstoilette genießen die Cristalliques, ein Genre, welches die schweizerische Industrie in die Mode gebracht hat, auch noch viele Sympathie. Von außerordentlich schönen Lichteffekten und glitzernden Changeants der Farbe geben diese Seiden ganz vorzugsweise schöne Proben.

Die schweizerische Industrie hat in farbigen Neuheiten gegenwärtig aber auch nichts gebracht, dagegen hat sie unter dem Namen „Henneberg's Monopol" in Schwarz ein neues Gewebe eingeführt. Die ganz eigentümliche Technik desselben wendet sich ja mehr an das Interesse des Fabrikanten, für das Publikum berechnet sind aber gewisse Vorzüglichkeiten für die Reinheit und Solidität des Gewebes. Schuß und Kette dieser Monopolseide sind abgekocht und dann ohne Beschwerung gefärbt worden. Sehr anmutige Muster bringen die hellen, zartfarbig bedruckten Phantaseseiden, jene Foulards pongees und Crépons mille fleurs und dergleichen, ein Genre, das nicht wieder aus der Mode gekommen ist, seit Watteau seine Schäferinnen malte. Sie vertreten die zartesten aller Farbentöne, die reizendsten

Promenadekostüme.

Dispositionen einer heiteren Phantasie, Musteranklänge an die verschiedensten Stile; es sind die Lieblingsstoffe hübscher Mädchen und ganz junger Frauen, und weil sie von so köstlicher Zartheit und Transparenz sind, daß man Lampenschleier daraus macht, hat ein Pariser Modebericht auch sagen können, daß man in diesem Sommer seidene Lampenschleier tragen wird. Auch farbige, geblümte, damastartige Halbseidenstoffe werden wieder gern getragen werden. Daneben die ostindischen und chinesischen Baste, die bedruckten Foulards, die Gazen und Grenadines. So ist in der That sozusagen heuer der vorige Sommer Mode, und wirkliche Neuheiten gibt es eigentlich nur in der Farbe, und in dieser oder jener Anordnung der Toilette zu erwarten.

Von dem, was heute schon da ist, das ist also die Frühjahrstoilette, sind aber auch nur ganz bescheidene Erwartungen erfüllt worden. Die Modefarben sind um einige Nuancen vermehrt; mit ihnen selbst ist ein Wechsel nicht vorgegangen. Wir haben ein paar Töne Olive und Rot bekommen, welche wir im Winter noch nicht gesehen haben werden, ein neues Achat, ein paar verschwommene Quarznuancen, sonst ist's ziemlich beim Alten geblieben. Die Modisten, und zwar ganz besonders die Seidenwarenhändler, wollen einem dunklen Saumon besondere Beliebtheit voraussagen. Alle gewohnten Farben sind in den subtilsten Nuancirungen verhanden, und wenn auch jedem einzelnen Ton ein selbständiger Name mitgegeben wird, wird das Uebergewicht eines solchen immer nur vom Zufall bestimmt.

Auch in der Anordnung des Kostüms kann von einer herrschenden Form nicht gesprochen werden. Das genre tailleur in seiner phantasielosen, einfachen Adjustirung wird noch lange nicht, wenn überhaupt, zu überwinden sein. Es gibt auch Erscheinungen, die hineingewachsen scheinen in diese knappe, schlicht

Frühjahrsmäntel.

Digitized by Google

Lebende Blumen. Silhouetten von Anna Corsey.

passepoilirte Jacke oder Taille, und welche die festen Linien dieses mit Vorliebe beim Herrenschneider bestellten Rockes bei weitem besser kleiden als irgend eines jener komplizirten Kunstwerke aus Spitzen und Bändern, Perlen und Parfümerie, welche die Pariserin im Gegensatz zu jener maskulinisirenden Toilette so zart, so reizend und weiblich zu ersinnen vermag. Dieses Kostüm fertigt man gern vollständig aus Jersey. Der Jersey, der zu einem so beispiellos beliebten Modeartikel geworden und von seiner Auszeichnung noch heute, wo Jahre seit seinem Auftauchen vergangen sind, nichts verloren hat, ist auch ganz vorzugsweise geeignet für ungarnirte Toiletten. Man benäht ihn ja mit Schmelz, man sieht ihn ja auch im Aufputz von Stickereien und Perlenmotiven, aber seine eigentliche Schönheit, seine, wir möchten sagen artistische Eigenschaft, die Linien des Körpers ohne jede Beeinträchtigung wiederzugeben, geht durch die Garnirung mehr oder weniger verloren.

Es ist die Idealtracht hübscher, kräftiger Männer und edler, makelloser weiblicher Formen. Im übrigen hält sich dieses chevalereske Genre der modernen Frauentoilette auch an alle anderen sogenannten Herrenstoffe, an die feinen, französischen Tuche, an die glatten oder buntgesprenkelten englischen Cheviots, an die weichwolligen Loden, an leichte, schmal gestellte Diagonals.

Von diesem eigenartigen Modegenre abgesehen, ist eine besondere Neigung zur Garnirung der Toiletten vorhanden. Wo's Perlen nicht thun, wo keine Bordüren zur Geltung kommen und keine Verschnürungen angewendet werden, welche diesem Arrangement etwa zuwider gehen, da steht die Falte heut wieder obenan. Nicht etwa nur die Falte des Bauernrockes — die Stimmung für diesen hat doch recht bald eine Verminderung erfahren — nein, die Falte nach ihrem großen Generalbegriff in allen ihren verschiedenen Anordnungen. Der Plissé, die breite, hohle Quetschfalte, die kunstvolle Fächerfalte, die feine Gileifalte, die regellosen Falten, welche aus künstlichen Stoffbauschungen entstehen — die eine oder die andere bestimmt gewiß den Eindruck des modernen Rockes. Gern getragen sind benähte und dekorirte Seitenteile zwischen fächerartig angeordnetem Ueberwurf. Da kauft man Dispositionen für Seitenbahnen ganz selbständig. Das ist besonders wertvoll, wo es sich um das Modernisiren bereits getragener Toiletten handelt. So hat man die geschmackvollsten Muster in Stickerei, in Plüsch oder Holzperlenapplikation und allen Farbennuancen. Auch die à la Zuave arrangirten Taillen und Blusen, die Gilets und Westen zeigen kunstvolle Fältelungen, elegante Verschnürungen oder Stickereien.

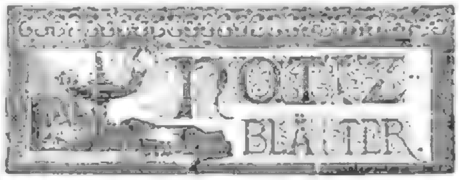
Noch immer lebt das runde, fußfreie Prinzeßkostüm, das mitten unter diesem faltigen und bauschigen Genre der Frühjahrsmode hindurchgeht, ohne im mindesten out of fashion zu sein. Die Freunde, die es sich einst in der Schleppe gewann, als es vor einer Reihe von Jahren zuerst auftauchte, sind fast alle noch da. Auch hier wird viel benäht, verschnürt, gestickt, und große Eleganz in Schmelz und morgenländischen Bajaderebordüren entwickelt.

Der moderne Frühjahrsmantel zeigt verschiedene Formen. Besondere Bevorzugung genießt der lange Plisse. Er wird, nach Maßgabe der verschiedenen Ansprüche, aus sehr verschiedenem Stoffe gefertigt. Einfachere Bedürfnisse wenden sich vorzugsweise an die englischen Cheviots. Auch Cachemir de l'Inde und eine Anzahl der modernen Kreppes sind dafür beliebt. Sehr en vogue sind noch immer alle Spitzengewebe. Will man Eleganteres, da hat man alle modernen Seidennuancen: feine Brochés, Ottomans, Surahs, französische Faillen, Velourgazen; und um ihre Eleganz zu erhöhen, verschwendet man Fluten von Spitzen und teure Passementerien in ihrer Garnitur. Ob der Mais und die Perle schon je eine ähnliche Epoche gehabt haben? Bemerkenswert an dem modernen Plissé ist der Aermel. Der Pariser Modist nennt ihn „manche religieuse“, weil er sichtlich den offenen, weiten Aermeln der Nonnentracht nachgeahmt ist. Bei einzelnen der neuen Saisonmodelle kommt das bis zu großer Uebertreibung. Eine Menge hübscher kleiner Konfektionen gibt es, kleine jugendliche, kokette Westen, capuchonirte Schulterkragen, anmutige, von Corden oder Nestelverschluß gehaltenen Blusen mit bauschigem Giletersatz, Fichus, Mantelets, Visiten und Mantillen. Bezüglich der Farbe unterliegt auch hier der persönliche Geschmack keiner Beschränkung. Was man am meisten sieht, ist aber tabac, loutre und marine.

Wirkliche Neuheiten, irgend welche Neigungen, mit dem Uebernommenen zu Gunsten eines neuen Geschmacks zu brechen, finden sich also auch hier nicht.

Der Frühjahrshut ist unerschöpflich an Variationen. Um diese Jahreszeit steht der Spitzenhut noch ganz im Vordergrunde und die neuen Strohhüte werden inzwischen erst vor dem Spiegel geprüft. Noch immer besteht die Neigung, den Hut möglichst hoch zu garniren, durch hoch gerichtete Spitzen und Perlendiademe, durch aufsteigende Feder- und Bandtouffes, durch volle, ganz dicht gebundene Blumenarrangements. Auch die Hutformen selbst, namentlich diejenigen der runden Hüte, kommen diesem Geschmack entgegen; die meisten Formen sind angethan, die Gestalt zu vergrößern. Der Garnitur einfacherer Hüte, insbesondere der gemusten, der jedesmaligen Toilette angepaßten Kostümhüte, kommen die kunstvollen Schleierarrangements, die man, zu allen modernen Kleiderstoffen nuancirt, fertig kauft, sehr gefällig entgegen. Diese komplizirten Arrangements von Spitzen und Bändern, Vogelflügeln und goldenen Nadeln hat der Winter auch gehabt, das Frühjahr und der Sommer wird sie aber verfeinern, Zarteres, Duftigeres, Reizenderes bieten, goldgestickte crêpes lisse, gemalte Spitzen, köstliche Bänder warten schon darauf. Solcher Schleier drei oder vier zum Wechsel am Sommerhut, und die Bedürfnisse der Promenade sind gedeckt. Die mit Blumen garnirten Capotes werden gern mit Tüll verschleiert, wir sahen ein liebliches Modell: Pfingstrosen unter einem Silberschleier; der ganze Hut bestand aus Rosen.

Zu diesem Hut das Gesichtchen einer recht reizenden jungen Frau, und Knut Ekwall würde ein Meisterwerk daraus machen.



Litteratur.

— **Man darf ein Buch von Julius Grosse stets mit dem beruhigenden Gefühl zur Hand nehmen,** eine gediegene und interessante Lektüre in Aussicht zu haben. Diese Erwartung rechtfertigt auch ein umfangreicher neuer Roman dieses Autors: „Der getreue Eckart“ (Berlin, Grote). Grosse gibt hier ein tief aufgefaßtes Bild des Ringens und Strebens eines idealen, Eckart Arnold, der mit Denken, Intriguen und gegen die konventionellen Mächte und Mauern der Gesellschaft unserer Tage zu kämpfen hat. Wie klein Roof aus dem Häuser g geraute ist, so fehlt auch sein Weg aus Leidenschaften, die über die Grenze des Hergebrachten hinausgehen. Ferdinand ist auch ein Idealist in der Liebe, an dieser scheitert sein ganzes Leben. Die sehr geistvoll gezeichnete Frau Gabriele kreuzt seinen Lebensweg und führt, ohne es zu wollen, sein vielan bewegtes Ringen, untergräbt seine Stellung beim Fürsten, wirft ihn gänzlich aus seiner Carrière und stirbt, zu höchstem Glanz gelangt, mit dem immer noch in glühender Leidenschaft geliebten Mann in einem Volksaufstand. Dazwischen spielen noch mancherlei andere Fäden, so die geheimnisvolle Erwartung des krankhaften Dichters Mensing, und die Arbeiterbewegungen mit ihrer stürmischen Parteistreben in der Roman herein; auch Schauspielerinnenleben und häßliche Intriguen, kleinbürgerliche Familientragödien fehlen nicht, so daß bei der geistvollen, fesselnden und gewandten Darstellungsweise Grosses wie in diesem Eckart ein ereignisreiches, sehr reich ausgestaltetes Bild unserer Tage in effektvoller, dichterischer Beleuchtung vor unseren Augen sich entrollen sehen. Der Roman wird ebensowohl dem nur Unterhaltung verlangenden Publikum sehr gefallen, als auch jene Leserkreise, die weitergehende Ansprüche machen, vollauf befriedigen.

— **Es gibt Werke, denen man einen bedeutenden Erfolg mit Sicherheit vorhersagen kann,** obgleich ja nichts schwieriger sich prophezeien läßt, als die Aufnahme eines Buches von seiten des Publikums. Die Sammlung von Volksliedern jedoch: „'s Schwabaland in Lied und Wort“, herausgegeben von A. F. Keitstetter und G. Seuffer (Ulm, Ebner), wird an zweifellos ein Lieblingsbuch all jener werden, die für volkstümliche Dichtung im Dialekt Sinn haben, und deren Zahl ist groß. Es ist aber auch in diesem stattlichen, schön ausgestatteten Band eine solche Fülle von anmutigen, lustigen, drolligen und ernsten Liedern, Gedichten und auch Prosastücken vereinigt — sogar eine Bauernoper findet sich unter den dramatischen Szenen — daß das Buch allen Freunden wirklicher Volkspoesie als eine wahre Erquickung erscheinen muß. Die Herausgeber haben ebenso umfassende Kenntnis wie Geschick in der Auswahl bewiesen. Neben den Klassikern schwäbischer Dialektdichtung wie Grimminger, Schevele, Weitbrecht, Nefflen finden wir auch den lustigen Schwabe, den originellen Franz Keller und eine feine Auslese der schwäbischen Volkslieder. Von den prächtigen Stücken in Prosa seien besonders hervorgehoben „Die Jungenrechigt“ von Dreisler und „Die gerettete Unterpfandsbilder“ von Ebling. Auch die Herausgeber erweisen sich als kernige und geistvolle Poeten. Das hübsche Werk dient also in seiner Reichhaltigkeit nicht nur zur erheiternden Lektüre, sondern es hat auch noch die Bedeutung eines der treuen Spiegelbilder schwäbischen Volkslebens, das wir kennen. Das Buch darf im Norden wie im Süden Deutschlands auf ein gleich freudiges Willkommen rechnen.

— **Ungemein lebhaft produzirt jetzt unsere Zeit in geographischen** und ethnographischen Werken, wobei die hoch entwickelte Technik der Wiedergabe von Kartenzeichnung eine große Rolle spielt. So liegt uns jetzt ein „Atlas von Afrika“ (Wien, Hartleben) vor aus 18 kolorirten Karten auf 18 Tafeln, der überaus sauber und schön gedruckt ist und bei den jetzt so wichtigen Vorgängen in dem dunklen Weltteil gewiß vielen willkommen sein kann. Der Atlas zeichnet sich durch Klarheit der Zeichnung und Schrift wie auch durch instruktive Kolorirung aus; ein geographisch-statistischer Text erhöht seinen Wert und, was nicht gering anzuschlagen, das Format dieses Atlasses ist so klein und handlich, daß man ihn beinahe eine Taschenausgabe von Atlanten nennen darf.

Bildende Künste.

— **Reinh. Begas hat eine Büste des Reichskanzlers nahezu vollendet.** Der Künstler hat dieses Werk der Oeffentlichkeit bisher vorenthalten, weil er sich noch immer mit der Hoffnung trug, daß der Reichskanzler, an den von seiten der bildenden und ausübenden Künstler mit der Zeit allerdings unerfüllbar gewordene Anforderungen gestellt werden sind, zu seinen Gunsten doch noch einmal eine Ausnahme machen und ihm eine Sitzung bewilligen werde. Diese Hoffnung hat sich nun in der That erfüllt — der Reichskanzler hat dem bedeutendsten unter den lebenden Bildhauern Deutschlands gesessen. Wir haben nun also die Gewißheit, daß sich zu den bekannten Meisterwerken, den Büsten unseres Kaisers (Breslau) und Moltkes (Nationalgalerie), als dritte im Bunde ebenbürtig die eines Bismarcks gesellen wird.

— **Das Freie deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. beabsichtigt,** im Mai d. J. eine Ausstellung von Werken (Originalen und Nachbildungen) Ludwig Richters zu veranstalten und stellt an alle Besitzer von Originalwerken des Künstlers das Ersuchen, ihm diese auf die Dauer der Ausstellung (drei bis vier Wochen) leihweise zu überlassen. Außer verschiedenen Privaten hat auch die Direktion der k. Nationalgalerie in Berlin die Uebersendung der in ihrem Besitze befindlichen zahlreichen Handzeichnungen zugesagt.

— **So viele Bismarckbildnisse auch schon vorhanden sind, immer** aufs neue versucht sich die porträtirende und vervielfältigende Kunst an dem charaktervollen Kopfe des eisernen Kanzlers, immer belebte, was in diese Beziehung schon Vorhandenes nach irgend welcher Richtung hin zu übertreffen. Auf diese Weise ist denn neuerdings ein ganz besonders wohlgelungener Farbendruck entstanden. Der Maler und Lithograph Gustav Krause in Dresden hat ein lebensgroßes Brustbild des Fürsten in Aquarell gemalt und nach diesem eigenen Original seine Farbendruck angefertigt (Kunstverlag von Steinbach & Comp., Berlin). In Bezug sowohl auf Porträtähnlichkeit und energische Charakteristik als auf malerische und künstlerisch geschmackvolle Behandlung ist dieses jüngste Bismarckbildnis sehr hervorzuheben.

Musik.

— **Wer sich über die Ereignisse im Musikleben der Gegenwart** fortgesetzt in einer Weise auf dem laufenden erhalten zu sehen wünscht, die über das den allgemeinen Tages-, Wochen- und Monatsschriften zu Gewährende hinausgeht, der wird in den „Signalen aus der musikalischen Welt“ (Redaktion u. Verlag v. Bartholf Senff, Leipzig) seine Wünsche voll befriedigt finden. Eine Zeitschrift, die auf eine lange Reihe von Jahrgängen zurückblicken kann, liefert schon dadurch eine gewisse Gewähr für ihre Bedeutung gegenüber den vielfach entstehenden und vielfach kaum wieder flüchtig vergehenden Tageserscheinungen, die zwar sich bei ihrem ersten Auftreten durch verführerische Versprechungen zu verbreiten suchen und nur in den seltensten Fällen halten, was sie von Anfang an zu versprechen schienen. Die Signale verzeichnen bereits ihren dreiundvierzigsten Jahrgang. Während mehr als vier Jahrzehnten also haben sie treu und redlich über alles berichtet, was an musikalischen Schöpfungen und Aufführungen bemerkenswert ist, haben allen Persönlichkeiten Rechnung getragen, denen wir für höhere künstlerische Genüsse verpflichtet sind, und allen für Musik sich Interessirenden die Fingerzeige gegeben, wo sie das Gediegene, das Gefällige, das Unterhaltende innerhalb der Gebiete der Tonkunst zu suchen haben. In gleicher Weise wirken die Signale noch heute, neben ihren kürzeren Notizen immer auch umfassendere Uebersichten über besonders bemerkenswerte Gegenstände gebend. Unter den Arbeiten letzterer Art macht sich neuerdings eine jüngst begonnene und für längeren Fortlauf berechnete Charakteristik der Theater in Europa, vom Standpunkt ihrer künstlerischen Grundlagen, ihrer Sondereinrichtungen und Verwaltungseigenheiten aus betrachtet, in besonders nachdrücklicher Weise bemerklich.

— **Die Memoiren Richard Wagners, die mit so großer Spannung** erwartet werden, sollen, wie aus Bayreuth verlautet, in den nächsten Jahren noch nicht veröffentlicht werden. Was der Meister darin niedergelegt hat, ist von intimer Natur und darf nur in dem richtigen Zeitraume Gemeingut aller werden. Gedruckt sind sie in mehreren Exemplaren schon zu Wagners Lebzeiten, liegen aber in strengem Verwahr bei nahestehenden Freunden.

— **Adelina Patti hat für ihre drei Konzerte in Paris im** ganzen 45,000 Franken auf ihren Anteil erhalten; danach hat sie einer aufgestellten genauen Berechnung zufolge für das Singen des Gounod'schen Ave Maria, welches 110 Noten enthält, 42 Franken 10 Centimes für jede Note, für die Arie der Mignon, welche 529 Noten lang ist, 35 Franken für jede Note und für das Lied der Baronin Rothschild «Si vous n'avez rien à me dire», das heißt für 108 Noten, 24 Franken für jede Note, also im Durchschnitt für jede Note 24 Franken 30 Centimes bekommen. Sie wurde übrigens, was ihr sonst wohl noch nie passirt ist, in Valencia in der „Traviata“ ausgepfiffen. Die Unzufriedenheit des Publikums wurde durch arge Verstöße der Sänger wachgerufen, als deren Ursache die Weigerung der Patti, sich an den Proben zu beteiligen, anzusehen ist. Außerdem entwickelte die Patti den beifälligen Szenen in der Arie «Ah fors' è lui» zu wenig Feuer, und die Zuhörer pfiffen und zischten daher derart, daß die Patti sich aus dem Theater förmlich flüchtete und von Polizeiagenten beschützt werden mußte. Ihr Schmuck und ihre Toiletten werden in ihrer Anwesenheit von Nicolini bewacht.

— **Die historischen Konzerte Anton Rubinsteins haben, abgesehen** von ihrem künstlerischen Ertrage, auch ein sehr beträchtliches pekuniäres Ergebnis gehabt, denn die Petersburger Konzerte brachten etwa 52,000, die Moskauer 44,000, in Summa also 96,000 Rubel ein, und, nach Abzug der 14,000 Rubel betragenden Kosten, einen ansehnlichen Reingewinn von 80,000 Rubel ergab. Von dieser Summe beschloß Rubinstein 25,000 Rubel zur Stiftung eines Kapitals für einen internationalen Konkurs von Pianisten und Komponisten zu verwenden, die jedoch nicht jünger als 20 und nicht älter als 25 Jahre sein dürfen. Alle fünf Jahre sollen von den Zinsen dieses Kapitals zwei Preise zu je 5000 Franken dem besten Komponisten und dem besten Pianisten gezahlt werden, und die Konkurrenzkonzerte das erste 1890 in Petersburg und dann der Reihe nach in Berlin, Wien und Paris stattfinden. Die Jury wird sich aus den Musikautoritäten aller Länder, unter dem Präsidium des Direktors des Petersburger Konservatoriums, zusammensetzen und, wie man ausdrücklich hinzufügt, Rubinstein selbst nicht den geringsten Anteil an der Organisation ec. nehmen. Das alles bleibt vielmehr der russischen musikalischen Gesellschaft überlassen.

Bühne.

— **An der Wiener Hofoper fand ein Gastspiel statt, das ein** ungewöhnliches Interesse schon durch die Ankündigung erregte: das des ersten Baritonisten der großen Pariser Oper, Lassalle, Nachfolger des berühmten Faure. Es ist lange her, daß ein Mitglied dieser Bühne sich einem deutschen Publikum als Gast vorführte. Im allgemeinen darf man wohl sagen, kommt man dort den französischen Opernsängern nicht mit großem Vertrauen entgegen; Sänger besonders stehen sie in Wien in keinem allzu guten Ruf. Lassalle hat bei seinem ersten Auftreten als Nelusko in Meyerbeers „Afrikanerin“ einen glänzenden Erfolg errungen. Er ist im Besitz einer Stimme von edelstem Klange, die trotz einer kleinen Indisposition, welche er sich bei dem tümpelhaften Wetter, das jetzt in Europa herrscht, zugezogen, fast ganz zur Entfaltung gelangte. In Bezug auf Stimme mit den besten Baritonisten Reichmann und Sommer zu konkurriren, ist ein gewagtes Unternehmen. Lassalle erregte denn auch nicht sowohl durch das Ungewöhnliche seines Organs als vielmehr durch die künstlerische Behandlung desselben die Bewunderung der Wiener. Die Seele, der Ausdruck, den er dem Ton, seinem Spiele verleiht, erheben ihn zu einem bedeutenden darstellenden Künstler, zu einem wirklich dramatischen Sänger. Aber wir sind doch immer die einzige Nation, die es verträgt, daß der fremde Bühnenkünstler sich ungenirt im deutschen Ensemble seiner Sprache bedient. Lassalle sang französisch wie einst sein Landsmann Roger.

Die Oper „Antonius und Kleopatra“ von Graf F. E. Wittgenstein, welche im Prager Landestheater und in Graz mit durchschlagendem Erfolg zur Aufführung gelangte, ist für die Wiener Hofoper und die Opernbühnen von Weimar und Darmstadt angenommen worden. Auf letzterer Bühne soll die Vorstellung schon in nächster Zeit stattfinden.

— **Nachdem Lindaus „Maria und Magdalena“ und „Ein Erfolg“** am Stuttgarter Hoftheater so lebhaften Anklang gefunden, ist daselbst auch „Gräfin Lea“ zur Aufführung gebracht worden, fiel aber gegen die genannten Vorgänger merklich ab.

— **Gustav von Mosers neues Lustspiel „Alfred“ ist kürzlich im** Görlitzer Stadttheater zur ersten, in aller Stille veranstalteten Probeaufführung gekommen. Es erzielte einen großen Erfolg. Moser wurde oftmals gerufen. Das Stück, das nun noch einer Nachfeilung unterzogen werden soll, kommt am Wallnertheater in Berlin erst in nächster Saison zur Aufführung. — Kürzlich feierte Moser das Jubiläum seiner denkwürdigen theatralischen Wirksamkeit. Am 13. März 1860 ging auf dem Stadttheater in Leipzig zum erstenmal ein Lustspiel eines bis dahin gänzlich unbekannten Dichters: „Der Major“ von G. v. Moser, in Szene, welches sofort ein reichbegabtes Lustspieltalent verriet und so außerordentlich gefiel, daß es binnen kurzem die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Verfasser lenkte und unter dem Titel: „Eine Frau, die in Paris war“, sich den Weg über sämtliche deutsche Bühnen bahnte. Die deutsche Bühne aber hatte ein fruchtbares Lustspieltalent gewonnen, dem sie eine lange Reihe heiterer Werke zu verdanken hat.

— **Zu dem altberühmten „Königlichen Theater“ in London,** das sich den Centre-Punkt der höchsten Aristokratie des Landes bildete, kam es vor kurzem zu unglaublichen Szenen. Der Anfang der Vorstellung ließ unverhältnismäßig lange auf sich warten, und erst als das in solchen Dingen stets demonstrative englische Theaterpublikum in der mißfälligsten Weise zu trampeln und zu heulen anfing, ging — eine halbe Stunde später, als angesetzt — der Vorhang in die Höhe. Was in dieser Zeit hinter den Koulissen vorgegangen, sollte sich nur zu bald zeigen. Nur die ersten Szenen wurden gespielt, darauf trat bei offener Szene eine peinliche Pause ein, ausgefüllt nur durch lautes Gejohl und drohende Rufen unhöflichster Art. Als die Bühne gar zu lange leer blieb, ging wieder das Geheul des Publikums an. Man wollte wissen, was los sei; aber niemand gab Aufklärung. Die Vorstellung kam endlich langsam wieder in Fluß und schleppte sich bei häufigen Unterbrechungen bis in den dritten Akt. Nach Schluß einer neuen unzulässigen Pause, während deren die Galerien sich mit Absingung populärer und zum Teil gemeiner Lieder vergnügten, erschien der Regisseur vor dem Vorhang und bat das Publikum, nach Absingung der Nationalhymne «God save the Queen» in möglichster Ruhe das Theater zu verlassen, es sei unmöglich, weiter zu spielen, da die Arbeiter sich weigerten, für die nächste Szene die Coulissen zu stellen. Der bessere Teil des Publikums verließ stillschweigend das Haus. Die Musikfreunde jedoch den Vorhang noch einmal aufgehen und die festeste Szene sich abspielen, die je in der

Theaterchronik verzeichnet worden. Das gesamte Personal der Arbeiter und Statisten, sowie das Corps de Ballet erschien vor den Lampen und begann unisono das Publikum anzubetteln. Die Männer hielten ihre Mützen hin, die Damen haben ihre Schürzen auf und baten um Geldbeiträge, sonst müßten sie verhungern, sie seien seit Wochen nicht bezahlt worden. Die Spaßmacher unter dem Publikum fingen nun an, nicht aus Mitleid, sondern des Scherzes halber, Händevoll kleiner Münzen unter die Bittenden zu werfen, welche sich um den „goldenen Regen" in unbeschreiblicher Weise balgten. Erst das Einschreiten der hinzugekommenen Polizei beendete das seltsame Schauspiel.

Kultur und Wissenschaft.

— **An der Via Appia antica, längs deren die alten Römer ihre** Toten zu begraben pflegten, hat man kürzlich ein 9 Fuß langes und 6 Fuß breites, sehr gut erhaltenes, zu einem Columbarium gehöriges Mosaikgemälde, „den Raub der Proserpina" darstellend, aufgefunden, in dessen vier Ecken sich allegorische, die vier Jahreszeiten versinnbildlichende Figuren befinden. Das ganze Mosaikbild ist von einer Blumenguirlande umgeben.

— **Gegen Ende des vorigen Jahres wurde in Amsterdam das** neu erbaute Gymnasium eingeweiht; zur Feier des Tages führten die Schüler im Stadttheater „Antigone" von Sophokles in der Ursprache auf, und zwar in der Weise, daß auch die Chöre nach der Komposition von Mendelssohn in griechischer Sprache gesungen wurden. Der griechische Generalkonsul Blachos in Amsterdam hat nun, wie man von dort schreibt, seiner Regierung über den Vorfall berichtet, und seine Darstellung muß eine so von Begeisterung durchdrungene gewesen sein, daß der König der Hellenen die jungen Schauspieler eingeladen hat, nach Athen zu kommen und auch dort eine Aufführung der „Antigone" zu veranstalten. Die Kosten der Reise und des Aufenthalts wird Georg I. tragen. Die nächsten Osterferien sollen zur Ausführung des Planes verwandt werden.

— **Nach sechsmonatlichem Aufenthalt unter den Indianern in** Arizona ist Oberst Stevenson vom ethnologischen Bureau in Washington mit interessanten Sammlungen in die Heimat zurückgekehrt. Derselbe hat mit seiner Frau und je vier Moquis und Navajoes mehrere Dörfer der Pueblos und der Moquis, eines bis jetzt nur wenig bekannten Indianerstammes, besucht. Fast überall wurden die Reisenden freundlich empfangen, nur in einem der größten Pueblodörfer, in dem ungefähr 800 Einwohner zählenden Oraibe, wäre es ihnen beinahe schlecht ergangen. Als sie im Begriff waren, auf einer Leiter das Dach des Kapitols zu erklettern, rotteten sich Scharen von aufgeregten Indianern zusammen. Ein robuster Wilder forderte seine Landsleute auf, die Fremden abzuschlachten, und mehrere erklärten sich auch schon bereit, die blutige Arbeit zu übernehmen, als Frau Stevenson, die drohende Situation erkennend, auf die bekannte Feigheit gewisser Indianer bauend, auf den Wilden zutrat, ihm die Faust unter die Nase hielt und ihn in englischer und spanischer Sprache wacker ausschalt. Der Kerl erschrak wirklich, obwohl er sie nicht verstand. Die Moquis, welche Stevenson begleitet, hatten inzwischen schon das Hakenmesser ergriffen; nur die Navajoes blieben mutig stand. Das energische Auftreten der Frau Stevenson beseitigte übrigens für den Augenblick die Gefahr und die Reisenden konnten behutsam den Rückzug antreten. Eine Schar heulender Männer, Weiber und Kinder folgte ihnen, wagten es aber nicht, sie anzugreifen. Sie erreichten glücklich ihre Ponies, bei denen sie den Rest, ihren einzigen weißen Begleiter, antrafen, der schon von der Flucht der Moquis Kenntnis und nicht geringe Besorgnisse um das Schicksal von Herrn und Frau Stevenson gehegt hatte. Die Reisenden schwangen sich auf ihre Ponies und waren bald aus dem Gesichtskreise der Indianer verschwunden. Ein englischer Kaufmann im Keams Canon fing mit Hilfe von vier Weißen und einem Häuptling nun zwei Bewohner von Oraibe ein und machte sie durch mehrtägige Einsperrungen und Drohungen so mürbe, daß sie schließlich demütig zu Kreuze krochen.

— **In Detroit (Vereinigte Staaten) starb vor kurzem ein** Farbiger spanisch-afrikanischer Abkunft, der, wie urkundlich erwiesen, ein Alter von 122 Jahren erreicht hatte. Der Verstorbene war zweimal verheiratet, das letztemal vor 45 Jahren. Seine jüngste Tochter ist 60 Jahre alt und steht seinem Hauswesen vor. William Kendleton in Chicago, sein jüngster Urenkel, ist 22 Jahre alt. Die Nachkommenschaft des verstorbenen Patriarchen an Kindern, Enkeln und Urenkeln zählt 133 Personen.

Industrie.

— **Eine deutsche Weinausstellung wird vom 15. August bis** 12. September in Frankfurt a. M. stattfinden. Die Ausstellung wird zum erstenmal die gesamte deutsche Weinkultur mit allen ihren reichen, zum Teil kaum geahnten Schätzen in einem entsprechend würdigen Rahmen zur Anschauung und Geltung bringen. Ehrenpräsident derselben ist Dr. Miquel.

Natur.

— **In der Nacht vom 14. auf den 15. März wurden die Bewohner** Wiesbadens aus dem ersten Schlummer durch einen Erdstoß geschreckt, wie er von solcher Heftigkeit in unseren Breiten nur selten beobachtet wird. Nach dem Seismometer bewegte sich die Richtung des Stoßes von Nordwest nach Südost. Die Erschütterung, die sich in einem heftigen Klirren der im Zimmer befindlichen Gegenstände, sowie in einem starken Erzittern der Gemäuer kundgab, war von einem brausenden unterirdischen Getöse begleitet, dessen unheimlicher Charakter nur durch die kurze Zeitdauer, etwa eine bis zwei Sekunden, abgeschwächt wurde. Der Erdstoß war sonst von keinerlei beunruhigenden Erscheinungen begleitet; Luft und Barometer waren vollkommen ruhig und nahmen auch nach dem momentanen Verlauf der Erschütterung nicht die geringste Veränderung an. Der Stoß äußerte sich mit einer solchen Intensität, daß in den leichter gebauten Häusern Bilder von der Wand fielen, Rauchfangsteine herabstürzten, sowie des festen Haltes entbehrende Zimmermöbel umfielen.

— **Ueber eine ungewöhnliche Naturerscheinung berichtet man** aus dem nassauischen Amte Hadamar und zwar über weitreichende Erdsenkungen in der Nähe des Ortes Dorndorf, über deren Ursachen noch keine zuverlässigen Erhebungen veranstaltet worden sind und deren schließlichem Ausgange man nicht ohne Besorgnis entgegensieht. Schon im Dezember vorigen Jahres wurden in der Nähe eines isolierten Berghügels von unzweifelhaft vulkanischem Charakter bei dem Orte Dorndorf Erdrisse bemerkt, die sich von Tag zu Tag erweiterten und nach den Häusern des Ortes fortsetzten, bis schließlich erhebliche Senkungen des Bodens konstatiert wurden. Die unmittelbare Gefahr für den Ort selbst ist neuerdings geschwunden, da etwa 100 Meter vor den ersten Häusern der Erdriß eine andere Richtung annahm, sich aber auch nach dieser hin beständig verlängernd und verbreiternd. Die ganze Einbruchstelle hat bereits die Länge von einer halben Stunde; dieselbe scheint eine Kreisform von etwa 20 Minuten Durchmesser annehmen zu wollen, innerhalb deren sich stündlich vermehrende beträchtliche Hebungen und Senkungen des Bodens bemerklich werden. Während man einerseits das merkwürdige Phänomen durch den vulkanischen Charakter der Gegend erklären und die Erscheinung auf Vorkommnisse im Erdinnern zurückführen will, die sich während der letzten Wochen durch wiederholte Erdstöße und anhaltendes unterirdisches Getöse bemerklich machten, suchen andere die Senkung des Bodens durch Annahme einer unter der Oberfläche verlaufenden Sanddüne, wie solche am Südabhange des Westerwaldes häufig vorkommen, die durch eindringende Gewässer ausgespült wurde, erklärlich zu machen.

— **Die Eigenbewegung der Sonne ist kürzlich durch Spektralbeobachtungen** ermittelt worden. Nach diesen liegt der Zielpunkt der Sonnenbewegung, der sogenannte Apex, im Sternbild des Schwans in der geraden Aufsteigung 302 Gr., Abweichung 36 Gr. Die Geschwindigkeit der Sonne ergab sich hierbei im Mittel zu 20,5 Kilometer in einer Sekunde. Das bisher auf anderem Weg erlangte Ergebnis, welches den Zielpunkt der Sonnenbewegung in das Sternbild des Herkules verlegt, weicht somit von jenem wesentlich ab.

Gesundheitspflege.

— **Die Akademie der Wissenschaften in Paris hatte eine Kommission** ernannt, welche die Gründung einer Anstalt für die Behandlung der von tollen Hunden Gebissenen zu studieren und die Bedingungen einer solchen Gründung aufzustellen hatte. Diese Kommission trat zweimal zusammen und betraute endlich den Professor Vulpian mit der Ausarbeitung eines Berichts, welcher in der Akademie der Wissenschaften zur Verlesung gelangte und dessen Schlußanträge einstimmig angenommen wurden. Dieselben lauten: „Art. 1. Eine Anstalt für Präventivbehandlung der Tollwut nach erfolgtem Biß soll gegründet werden und den Namen ‚Institut Pasteur' erhalten. Art. 2. Im Institut Pasteur sollen die gebissenen Franzosen und Ausländer behandelt werden. Art. 3. Eine öffentliche Subskription ist in Frankreich und im Auslande für den Unterhalt der Anstalt zu eröffnen. Art. 4. Die Verwendung der gesammelten Gelder soll durch eine Kommission geregelt werden. Art. 5. Die Beiträge werden in Empfang genommen von der Bank von Frankreich, dem Crédit Foncier, den General- und den Steuereinnehmern aller Kategorien. Art. 6. Die Namen der Spender werden im ‚Journal Officiel' veröffentlicht werden."

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Das Kuratorium der Liebigstiftung in München — bestimmt,** hervorragende Verdienste um die Landwirtschaft durch eine goldene Medaille zu ehren, wissenschaftliche Forschungen der Agrikulturchemie zu fördern und Preisaufgaben auf diesem Gebiete zu stellen — hat ein erneutes Preisausschreiben erlassen. Ein neues Düngmittel ergab sich als Nebenprodukt der Eisenindustrie, die Thomasschlacke, ein phosphorsäurereiches Kalksilikat, das bei der Entphosphorisierung des Eisens entsteht und sich seither nutzlos massenhaft anhäufte. Fein gemahlen, wird das Silikat durch die Kohlensäure des Bodens zersetzt und die Phosphorsäure kann von den Wurzeln der Pflanze aufgesaugt werden. Die Thomasschlacke tritt damit in Konkurrenz mit den Koprolithen und Rohphosphoriten, die in England viel mehr Verwendung finden als bei uns. Es gilt nun, den Düngwert der Thomasschlacke im Verhältnis zum Knochenmehl und Guano zu ermitteln. Die Dauer der Versuche ist auf zwei Jahre berechnet, und der Bericht darüber ist Ende Dezember 1887 einzuliefern. Nach Paragraph 7 der Statuten der Liebigstiftung sind nur in deutscher Sprache abgefaßte Preisarbeiten zulässig, die Bewerbung des Preises dagegen ist an keine Nationalität gebunden. Die zur Preiserteilung bestimmte Summe beträgt 3000 Mark. Geht eine durchaus preiswürdige Arbeit ein, so wird dem Verfasser die ganze Summe zuerkannt und außerdem noch die silberne Liebigmedaille verliehen. Akzessits sind Teilpreise, indes nicht unter 1000 Mark, zulässig. Die Arbeiten müssen mit einem Motto versehen sein, welches gleichlautend auf dem versiegelten Umschlag des Schreibens stehen muß, in welchem der Name des Verfassers angegeben ist. Die Arbeiten sind an „das Kuratorium der Liebigstiftung bei der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften in München" zu adressieren.

— **Von Belgien geht uns die interessante und wichtige Mitteilung** zu, daß dort kürzlich Champignonbeete mit Torfstreu angelegt wurden und die besten Ergebnisse lieferten. Man war über die Menge und besonders über die Größe der Schwämme, welche in viel kürzerer Zeit als auf den Strohdüngerbeeten erschienen, erstaunt. Die übliche Bedeckung des Beetes mit Erde fällt bei dem Torfbeet weg. Das Beet wird nach Einbringung der Brut bloß gespritzt und damit ist alles gethan. Der Torf hat bekanntlich die Eigenschaft, die flüssigen Stoffe aufzusaugen und große Mengen von Ammoniak in sich aufzunehmen; er ist einer der stickstoffreichsten Dünger und es ist daher begreiflich, daß die Champignons gerne darauf wachsen. Je länger die Torfstreu im Stalle, beziehungsweise unter den Pferden war, desto besser wird sie zur Schwammzucht geeignet sein.

— **Die Gladiolus sind bekanntlich Zwiebelgewächse, welche sich** durch die Größe und Schönheit ihrer zahlreich erscheinenden, endlos verschieden gefärbten Blumen auszeichnen und im Juli oder August zu blühen beginnen. Da sie fast in jedem Boden gedeihen und ihre Pracht entfalten, auch billig erworben werden können, so sollten sie selbst im kleinen Hausgarten nicht fehlen. Man pflanze sie entweder auf eine Gruppe 20 Centimeter von einander entfernt und 6—8 Centimeter tief ein oder verteile sie auf eine mit dichtstämmigen Rosen oder anderen Gewächsen bepflanzte Rabatte. Gegen Ende Oktober, wenn die Blätter gelb geworden sind, nimmt man die Zwiebeln aus dem Boden, läßt sie an der Luft trocknen, bewahrt sie dann, in trockenem Sand geschichtet, in einem frostfreien Raum auf und bringt sie im nächsten Frühjahr im April wieder ins freie Land. Ein berühmter Handelsgärtner in Nancy erzielte neuerer Zeit durch künstliche Befruchtungen winterharte Gladiolus mit Blumen von wunderbar schöner Zeichnung, die nicht genug empfohlen werden können. In den gärtnerischen Katalogen sind sie als „Lemoine'sche Gladiolusbastarde" verzeichnet.

Militär und Marine.

— **Seitens der deutschen Militärbehörde ist nach eingehenden** Probeversuchen der Salicyltalg gegen Wundgehen u. s. w. beim deutschen Militär eingeführt worden. Bereitung: 2 Teile Salicylsäure in 5 Teilen Benzoetinktur gelöst, setze man zu 100 Teilen Hammeltalg, die mit 5 Teilen Benzoeharz verrieben sind; das Ganze wird ein paarmal tüchtig umgerührt und dann in entsprechende Büchsen oder Dosen gefüllt.

Feste und Versammlungen.

— **Um den hundertsten Jahrestag der Geburt Lord Byrons** im Januar 1888 würdig zu feiern, hat sich in London ein Komité gebildet.

— **An dem großen deutschen Sängerfest in Milwaukee wird** wahrscheinlich auch der Kölner Männergesangverein sich beteiligen.

Sport.

— **„Stronsite" kartete im Märzmeeting zu Kempton Park** in dem Elmwarts Steeplechase-Handicap Plate als Favorit. Das Rennen wurde jedoch von „Cortolvin" gewonnen, während die Orpheus'sche Stute als siebente einkam.

— **Für das Sierstorpff-Memorial wurden 31 Pferde genannt** (dieselbe Zahl wie im vorigen Jahre), wovon 3 im Besitze des Grafen Apponyi, der neuerdings mehr in Deutschland als in Oesterreich-Ungarn mit seinen Pferden engagiert ist.

— **Die Versteigerung der Pferde des amerikanischen Millionärs** Lorillard ergab einen Betrag von über einer halben Million Mark. Den höchsten Preis erzielte die dreijährige Stute „Dewdrop", welche allein 116,000 Mark brachte, während der fünfjährige Hengst „Pontiac" für 70,000 Mark in andere Hände überging.

— **In Berlin wird der Trabersport neuerdings wieder kultiviert.** Der Verein hat sich neu gebildet und die alte Rennbahn auf fünf Jahre neu gepachtet.

— **Das jährliche Einkommen des besten englischen Jockeys,** Fred Archer, wurde von den englischen Steuerbehörden auf 200,000 Mark veranschlagt.

— **Eine internationale Velocipedausstellung wird in den Mo**naten Mai und Juni in Wien stattfinden.

— **Ueber 90 Eislauftage verzeichnet in diesem Jahre der Wiener** Eislaufverein.

— **Der Berliner Verein für Velocipedwettfahren beabsichtigt,** seine Rennbahn an zwei Tagen in der Woche für Damen zum Dreiradfahren zu öffnen.

— **Eine große internationale Hundeausstellung findet im Monat** Juni in Rotterdam statt.

Denkmäler.

— **Für das in Erfurt zu errichtende Lutherdenkmal sind bis** jetzt nahezu 48,000 Mark gesammelt worden. Der preußische Kultusminister hat aus prinzipiellen Gründen die Gewährung eines staatlichen Zuschusses abgelehnt, aber die kostenlose Ueberweisung des von Professor Schaper gefertigten Lutherdenkmalsmodells in Aussicht gestellt. Schaper liefert vertragsmäßig das Denkmal bis zum 1. September 1889. Die 2,75 Meter hohe Statue wird aus Bronzeguß, der Sockel aus Granit bestehen. Der Preis beträgt 72,000 Mark.

— **Die Gutzkowdenkmalfrage, welche jahrelang den Allgemeinen** deutschen Schriftstellerverband beschäftigt hat, ist nunmehr zur endgültigen Entscheidung gekommen. Das Denkmal wird in Dresden errichtet werden, wo ja auch durch eine von Dr. Dohn und Dr. Schramm-Macdonald 1879 veranstaltete Gutzkowfeier der Denkmalsfonds begründet wurde. Die Ausführung hat die Stadt selbst in die Hand genommen; sie wird auch die Kosten der Fundamentierung, Aufstellung und Einfriedigung tragen.

Gestorben.

— Matwei Iwanowitsch Murawjew-Apostol, einer der letzten Dekabristen und russischen Kämpfer aus dem Jahre 1812, 94 Jahre alt, am 1. März, in Moskau.

— Gräfin Wilhelmine Chotek, geb. Gräfin Kinsky, Gemahlin des österreichischen Gesandten in München, 47 Jahre alt, am 5. März, in Großpriesen (Böhmen).

— Charles Fellowes, englischer Vizeadmiral, Befehlshaber des Kanalgeschwaders, am 8. März, in Gibraltar.

— Dr. Rudolf Klostermann, Geh. Bergrat, außerordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, am 10. März, in Bonn.

— Professor Hausmann, Direktor der Zeichenakademie in Hanau, 60 Jahre alt, am 11. März, in Hanau.

— Wilhelm Thümmel, der Besitzer des „Fränkischen Kurier", 79 Jahre alt, am 12. März, in Nürnberg.

— Xaver Mayer, Kunst- und Historienmaler, 54 Jahre alt, am 12. März, in Kempten.

— Elisabeth Markowska, Komponistin und Direktorin einer Musikschule in Wien, am 13. März, in Wien.

— Frh. v. Manray de Merville, österreichischer Generalmajor a. D., 85 Jahre alt, am 13. März, in Wien.

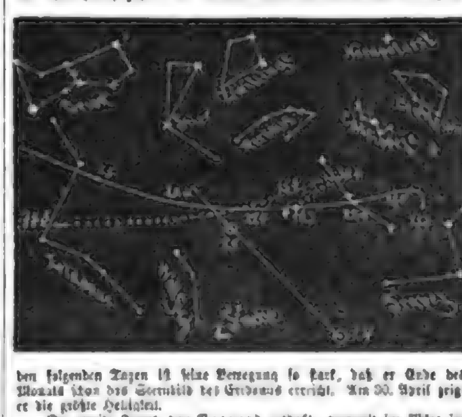
— Anton v. Beyerle, Senatspräsident des Reichsgerichts, 62 Jahre alt, am 14. März, in Leipzig.

— Dr. med. Georg Varrentrapp, Geh. Sanitätsrat, Autorität auf allen Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege, 74 Jahre alt, am 15. März, in Frankfurt a. M.

April 1886.

Wenn man Mitte April abends 7 Uhr gegen Westen blickt, so sieht man die in der folgenden Skizze gezeichneten Sternbilder, in der Höhe links Orion, Stier und Zwillinge, rechts tiefer Perseus und Cassiopeja und unter ihnen 3 Sterne in nahe gerader Linie, die Andromeda; links von dieser sind 2 Sterne zweiter Größe vom Widder. Der unterste Stern der Andromeda bildet mit drei Sternen des Pegasus das bekannte Trapez. Links am Horizont sind dann noch die Sternbilder des Eridanus und des Walfisches.

Diese Himmelsgegend wird voraussichtlich im Monat April zwei schöne Kometen zeigen. Die Bahnen dieser Kometen, soweit sie bis jetzt sich bestimmen lassen, sind in dem Kärtchen verzeichnet; die ganz ausgezogene Bahn ist die des Kometen Fabry, neben derselben stehen die Monatsdata für die Lage des Kometen. Am 15. März (15.3) steht der Komet über dem Trapez und bewegt sich sehr langsam nach oben und nach links bis zum 15. April (15.4). Jetzt wird seine Bewegung rascher und seine Helligkeit nimmt beträchtlich zu, freilich nähert er sich auch schnell der Sonne und ist daher abends nur kurze Zeit zu sehen. Am 22. April (22.4) geht er am mittleren Stern der Andromeda vorbei, in

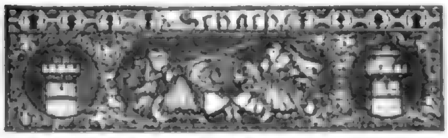


den folgenden Tagen ist seine Bewegung so stark, daß er Ende des Monats schon das Sternbild des Eridanus erreicht. Am 30. April zeigt er die größte Helligkeit.

Der zweite Komet, von Barnard entdeckt, verweilt im März im Sternbild des Widders, geht im Lauf des März und April gegen den Polarstern mit geringer Geschwindigkeit und kehrt am 30. April um. Seine Bahn ist punktiert gezeichnet, es ist noch ein zu kleiner Teil der Bahn beobachtet, um eine sichere Bestimmung geben zu können. Die wirkliche künftige Bahn kann also von der gezeichneten wesentlich abweichen. Nach der Umkehr bewegt sich auch der Komet Barnard nach links und befindet sich am 15. Mai (15.5) gerade über dem Widder und hat seinen höchsten Glanz. Doch ist er der Sonne so nahe, daß eine imposante Erscheinung kaum zu erwarten ist. Er schneidet die Bahn der Sonne (☉ 1.4 bis ☉ 1.5) im zweiten Drittel des Monats und geht dann vor der Sonne unter, wird also am Morgenhimmel aufzusuchen sein.

Am 16. April abends gegen 11 Uhr wird Uranus wieder vom Monde bedeckt. Links unten tritt der Planet hinter die beinahe volle Mondscheibe, an deren schmalen dunkeln Teil, und kommt nach beiläufig fünfzig Minuten rechts am hellen Teil etwas unter der Mitte wieder hervor.

Digitized by Google

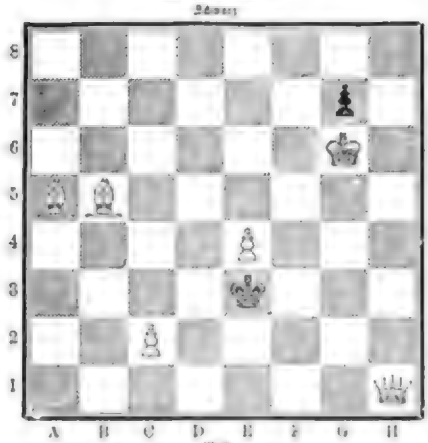


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 367.

Von C. F. Deknikh.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 364:

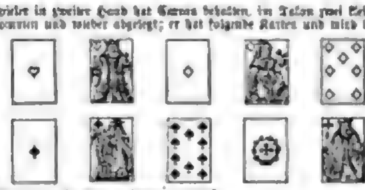
Weiß.	Schwarz.
1) D. D 4 — A 4	1) K. F 5 — F 6.
2) D. A 4 — A 8	2) K. F 6 — E 7 od. — G 7 od. — F 5.
3) D. A 8 — D 8 oder — H 8 oder — F 3 Matt.	

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 13.

Preference.

Spieler in zweiter Hand hat Carreau behalten, im Talon zwei kleine Treff aufgenommen und wieder abgelegt; er hat folgende Karten und wird bête:



Wie waren die übrigen Karten verteilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 11:

Skat.

Hinterhand hatte den [illegible], Treff-Dame, Neun, Sieben; Pique-Zehn blank; Coeur-Zehn und König und Carreau-Zehn, Acht, Sieben.

Spielbriefwechsel.

J. B. in L. 1) Das Ansagen von Schneider und Schwarz ist nur bei Spielen ohne Aufnehmen des Skat erlaubt; nachdem eine Karte des letzteren aber bereits offen gelegt ist, unter keinen Umständen mehr, selbst nicht in Kreisen, welche das Ansagen auch im Tourné [illegible] zulassen. 2) Null ouvert wird von jedem Grand mit mehr als Einem überboten.

Dr. St. in K. bei B. Verbindlichsten Dank; wir werden nachschlagen.

G. Neumann in Sch. bei B. Wenn Ihnen die Frage vorgelegt wird, wie groß die Entfernung zwischen Erde und Sonne sei, so heißt das ebenfalls(?), Sie sollen die Reise dahin sofort antreten, als die verlangte Fragestellung in der Aufgabe bedeuten kann, Sie möchten einen beliebigen Null ouvert auch spielen. — Die eingesandte Lösung ist übrigens falsch, weil Sie dem Spieler nur ein Blatt Pique zuteilen; Sie haben auch wohl nur Ihrem Unmut darüber Ausdruck geben wollen, daß Sie die Aufgabe nicht zu lösen vermochten!!

Emil und F. G. in M. Im Piquet ist der Sechziger und Neunziger immer noch zulässig, wenn Kommel und Folgen stehen, da nach der Spielregel der Gegner etwas gezählt haben muß, um Pic oder Repic verhindert zu haben; er mußte also die Ansage der Vorhand gestraft oder geschlagen haben. — Verbindlichsten Dank!

Dr. Gail. Buhle, „Illustr. Skatbuch", Leipzig, Engelmann & Volkening, und Hertefeld, „Illustr. Skatbuch", Breslau, Kern, beide mit deutschen Kartenbildern und Zeichnungen.

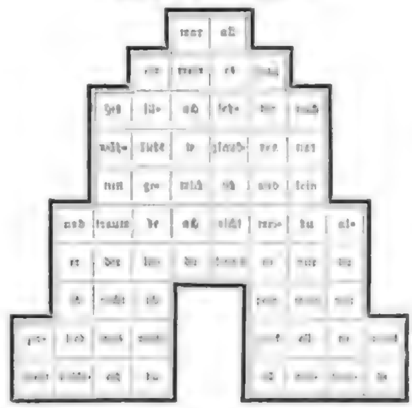
Karl Fliegner. Wir werden im nächsten Briefwechsel Ihren Wunsch erfüllen, momentan ist das nicht möglich.

Richtige Lösungen sandten ein: P. N. D. in Nürnberg; Hr. G. Deniken; Staatlich bei M. in Dr.; Jos. Cohen in Hamburg; F. H. in Rosendorf; A. Grimmann; J. Goldschmidt in New-York; Frau M. in C.; Paul Weiß; H. Maitzel.

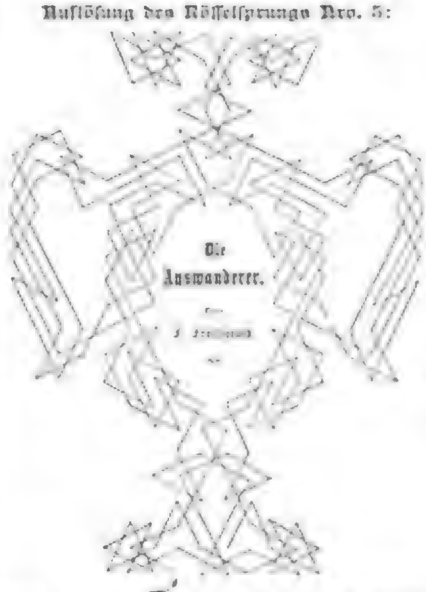
Monat-Königsmarsch.

XII. April.

Von A. v. Warnhenhagen.



Auflösung des Rösselsprungs Nro. 5:



Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank!
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eine Hand.

(Aus Ferdinand Freiligraths Gedicht: „Die Auswanderer".)

Bilderrätsel 27.

Auflösung des Rätsels in Nro. 25:

Regent. Tegner.

Auflösung des Bilderrätsels 25:

Hoffnung und Erinnerung sind Rosen auf einem Stamme mit der Wirklichkeit, nur ohne Dornen.

☞ Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiermit in Kenntnis, daß

der erste Band des laufenden vierzehnten Jahrgangs

nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von nur 4 Mark — als auch fein in Leinwand mit Goldpressung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane — die ersten 5 vollständig, der letztaufgeführte zum Teil — enthalten:

„Der Bastony" von . . . . . . A. v. Sallner.
„Ein Feenschloß" von . . . . . Detlev v. Geyern.
„Karadi-nisa" von . . . . F. v. Zobeltitz.
„Der Mohr von Berlin" von Georg Horn.
„Do ut des" von . . . . O. Heller.
„Die Lehnsjungfer" von . . . Emile Erhard.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Welch reicher und gediegener Inhalt für erstaunlich billigen Preis! Es bezahlen die Abonnenten für jeden der obigen Romane noch nicht einmal 70 Pfennig!

Dieser erste Band der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf „Ueber Land und Meer" abonnirt ist; ein Bestellschein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei. Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vorm. Ed. Hallberger.

Ch. A. in Kassel. Durch Frau M. auf B. bei Straßburg i. E., der wir für ihre Freundlichkeit bestens danken, erhalten wir für die Kleemappe, über deren Bereitung Sie Näheres zu wissen wünschten, folgendes Rezept: „Man nehme drei Eßlöffel Mehl, röste dieselben in reichlich guter Butter hellbraun, lösche sie mit zwei bis drei Liter kalter Fleischbrühe ab, würze mit Salz und lasse es eine gute halbe Stunde kochen. Unterdessen häute man zwei frische Schweinsnieren, entferne alles Sehnige und Weißliche und wiege sie so fein, daß sie eine ganz dünne, breiige Masse bilden. Ungefähr fünf Minuten vor dem Servieren gebe man die Nieren in die kochende Suppe und lasse dieselbe zwei- oder dreimal aufkochen. Das Ganze richtet man über gerösteten Weißbrotschnitten an und würzt nach Belieben noch mit Muskatnuß. Die Suppe ist ebenso nahrhaft als wohlschmeckend."

Abonnentin in Zürich. Zum Betriebe der Nähmaschine sei Ihnen ein kleiner elektrischer Motor empfohlen. Wenden Sie sich gefälligst an die Elektrotechnische Anstalt von J. Weikmann in München.

A. B. in G. Ruß- und Funkenfänger für Schornsteine gibt es in zahlreichen Konstruktionen. Gut sollen z. B. die Schwarzkopfschen Apparate dieser Art wirken.

Frau Dr. M. Th. in K. Den Tod als den Fragesteller zu denken, wäre etwas gezwungen. Irgend ein Beliebiger fragt und der Tod spielt erst gelegentlich der Antwort des Dichters herein.

Th. M. in Breslau. Besten Dank! Wie Sie gefunden haben werden, erhielten wir das bereits von anderer Seite.

Hrn. Albert M. in U. Wenn Sie den Jahrgang 1881 unseres Journals zur Ergänzung noch zu erwerben wünschen, so bestellen Sie denselben am einfachsten bei Ihrer Buchhandlung, welche wird Ihnen den Jahrgang zum ermäßigten Preise von 4 Mark gern besorgen.

„Kleiner Kapuziner". Das ist eine ganz moderne Zuthat, die mit der alten Mythe nichts gemein hat und ungefähr auf dieselbe Hinauslaufe wie das Sprichwort von der Mücke, die so lange ums Licht fliegt, bis sie sich die Flügel verbrannt hat. Auch in der Liebe gibt es ja herbe Enttäuschungen, die den Flug der Seele lahm legen, und in verschiedenen Gegenden Deutschlands ist der bildliche Ausdruck „sich brennen" in der Bedeutung von „sich täuschen" gang und gäbe. — Ueber das Osterwasser erfahren Sie einiges durch den in dieser Nummer enthaltenen Aufsatz „[illegible]".

Frau Ingenieur T. in Czernowitz. Für junge Mädchen ist die „Geschichte der deutschen Literatur" von Otto v. Leixner beliebt.

Dr. J. P. in Innsbruck. Wir konnten das nicht ermitteln.

German-American. Für Ihre freundlichen Bemerkungen dankend, machen wir Sie darauf aufmerksam, daß es sich bei der Benennung des Y als ei selbstverständlich nicht um das englische, sondern um das holländische Idiom handelt.

S. in Wien. Damit sind wir schon versehen.

Katharina v. W. in U. Die drei Liedchen sind sehr hübsch empfunden, verlaufen sich aber zu sehr ins Unbestimmte; es fehlt ihnen ein packender Mittelpunkt. Um so ansprechender ist das Bildchen, das Sie beigelegt. Sie gestatten uns wohl, es unserem Album einzufügen.

Marone in R. Die Schwiegermütter haben zuweilen auch recht — in diesem Falle sicherlich, wenngleich es sich um „mehr Licht" handelt. Diesmal müssen wir unsern Rat versagen.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Pick in Prag. Fr. Otto Dehling-Aliaria in Zürich. Josephine Königsmacher in Wien (2). Anna Schrempf in Prag. Frau Malwine Kunkel in Bordeaux-Delisle. Dr. Fischer in Rakow. Hedwig Kohlberg in Venningen. Vigenter Gödel in Pirmasens. Frau Leja Hummel. Marion Mische in Gernsbach (2), besten Dank. Marie K. in Hamburg. Mathilde Blumenthal in Geißlingen (1). Oskar Kahle und Frau in Niederthalhausen (3). Marie Seelmann in St. Petersburg. Elisabeth Franke in Regensburg. Deutsch Eichen in Rußland. Fam. Reg.-Landbaue in Metz (6), besten Dank. Gustav Rabe in Wollmirstedt. [illegible]

Über Land und Meer.

№ 28.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Schwankende Herzen.

Roman

von

Wilhelm Berger.

Mit Originalzeichnungen von L. Bechstein.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Sonne war hinter der blauen Jurakette untergegangen, eine kurze Weile noch leuchteten die Firnen

und Gletscher der Hochalpen in rosigem Licht, dann erlosch der Schimmer und kalt und grau ragten die Zacken in den blaßblauen Himmel. Unten aber auf dem Vierwaldstättersee lag schon die Dämmerung.

Die Gruppen auf dem Rigi-Känzeli, welche das Schauspiel des Sonnenuntergangs genossen hatten, zerstreuten sich. Nach dem ehrfurchtsvollen Schweigen der letzten fünf Minuten erscholl wieder lebhaftes Geplauder. Allmälich verlor es sich in der Richtung nach dem Kaltbad und der zierliche Bau lag einsam in der stillen, warmen Abendluft.

Doch nicht ganz einsam. Ein Herr und eine Dame waren zurückgeblieben, er stand, mit beiden Armen auf das westliche Geländer gestützt, und schien noch immer des Anblicks nicht satt werden zu können; sie ging hinter ihm leise hin und her, offenbar bemüht, ihn nicht zu stören, und dennoch ungeduldig; auch sie blickte aus, dann von dieser, dann von jener Einzelheit in dem wunderbaren Panorama unwillkürlich angezogen, doch entbehrte sie derjenigen Sammlung, welche der Naturgenuß erheischt, um zu einem bleibenden Eindruck zu werden.

Endlich trat sie an den schweigsamen Gefährten heran.

„Ist es nicht Zeit, Eberhard," sagte sie, „daß wir an den Aufbruch denken?"

Langsam wandte er sich um und entgegnete:

„Leider ja, Gertrud, und ich bin noch gar nicht fertig mit dem Schauen. Unauslöschlich möchte ich dies Bild in mein Gedächtnis ein graben, so daß es immer wieder lebhaft und deutlich vor mir steht, wenn ich es mir zurückzurufen wünsche; aber ich glaube, dies würde ich nicht fertig bringen, wenn ich auch noch eine Stunde lang meine Augen nach allen Richtungen wandern ließe."

„So laß uns gehen," antwortete Gertrud und legte die Hand in seinen Arm. „Wie bist Du verwandelt seit unserer Abreise von Hamburg, Du ehrsamer Richter! Schon mehrmals habe ich Dich von Stellen zurückrufen müssen, die mir ängstlichem Geschöpfe gefährlich schienen. Auch mich wirst Du mit Deiner Wagelust noch in Fährlichkeiten bringen, zum Beispiel jetzt." Sie deutete auf den See hinab. „Sieh nur, in diese dunkle Tiefe willst Du mich führen, stundenweit noch — Eberhard, mir graut!"

„Du brauchst keine Furcht zu haben, schon steht der Vollmond hinter den östlichen Bergen, bald wird er hervorkommen und unsern Weg erleuchten bis hinab an das Seeufer."

Sie gingen langsam bergabwärts.

„Du bist doch nicht müde?" fragte Eberhard.

„Nein, nein, nur etwas ängstlich war mir, aber es ist schon vorüber. Ich muß mich daran gewöhnen, in solchen Höhen zu wandeln. Gewohnheit ist alles, sagte ja jener muntere alte Herr im Wagen, als wir von Arth hinauffuhren, er hat mir auch prophezeit, bei

Beatrice.

Nach einer Photographie von J. Löwy, k. k. Hofphotograph in Wien (Hugo Grosser in Leipzig).

Digitized by Google

gehöriger Uebung würde ich in acht Tagen eine gute Bergsteigerin sein, hoffentlich hat er recht."

Das Paar hatte noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als wirklich in der Nähe des Säntis der Vollmond am Himmel erschien, und je höher er stieg, desto heller wurde es auch unten auf dem See. Die Spitzen der Berge jenseits glänzten in weißem Licht, unheimlich finster blieben nur noch diejenigen Felspartien und Einschnitte, die im Schatten lagen. Der Weg führte an einzelnen Wettertannen vorüber, die wie schwarze Klumpen auf den Felsen hockten. Rasch, wenn auch vorsichtig, schritten die Wandernden aus. Bald trafen sie gesellig stehende Fichten, mit einander langsam und mühevoll emporstrebend, vom Winterwinde zerzaust und ausgeästet, weiter abwärts rückten die tapferen Bäume zu Waldstreifen zusammen, jetzt schon höher und gerader die schlanken Stämme streckend. Noch eine halbe Stunde Weges und es erschien ein vereinzelter Laubbaum.

„Es ist, als wenn wir im Frühling mit Siebenmeilenstiefeln nach Süden schritten," sagte Eberhard, „ganz oben von hohen Breiten aus. Nicht lange mehr wird es dauern und wir spazieren zwischen Mandel- und Feigenbäumen."

„Hoffentlich einem guten Wirtshause zu," seufzte Gertrud.

Eberhard lachte, aber eine kleine Beimischung von Aerger hatte seine Antwort doch.

„Dein Begehren ist zwar sehr vernünftig, aber auch sehr prosaisch."

„Ach, Eberhard, Du weißt ja, daß ich nun einmal der Natur nicht viel abgewinnen kann; wenn Du nicht bei mir wärest, liefe ich sofort aus diesen Bergen wieder heraus. Alles, was sich so hoch in die Lüfte erhebt, scheint mir die Neigung zum Fallen zu haben, ich traue keiner Felswand. Lache nicht, es ist mein Ernst. Es ist eine thörichte Einbildung, ich weiß wohl. Nach ein paar Tagen werde ich frei davon sein. Auch dieser summende Touristenschwarm, in dem wir uns kürzlich beständig bewegt haben, nimmt mir den Kopf ein. Am liebsten möchte ich mit Dir weit oben in einem heimlichen Thal sitzen, in einem Dörfchen, wo die Leute meist noch unter sich sind und nicht den Fremden zu Gefallen leben, da würde ich dann von Haus zu Haus gehen und mich mit den Weibern und Kindern befreunden; ich erführe, was sie thun und treiben, jetzt und in der langen, schrecklichen Winterszeit, was sie meinen und glauben, worüber sie sich sorgen und freuen, kurzum, ich gewänne einen Einblick in das Wesen einer Menschenart, die von der unserigen gewiß unendlich verschieden ist."

„Du würdest die Leute nicht verstehen und sie Dich nur schwer."

„Die Sprache will ich schon lernen, Du könntest mittlerweile umherklettern, so viel Du wolltest; aber nein, es geht doch nicht, ich könnte es vor Angst nicht aushalten, wenn ich Dich auf den Gletschern und Firnfeldern und dergleichen tückischem Grund und Boden wüßte. Da bleib' ich doch lieber an Dir hängen, damit Du um meinetwillen die gefährlichen Orte meidest."

„Was denkst Du nur, daß Du überall Gefahr siehst? Natürlich, auf der Chaussee nach Wandsbeck geht sich's sicherer als zum Beispiel auf dem Pfade, den wir jetzt beschreiten. Aber mit klarem Kopf und guten Füßen sind auch schlimmere als dieser noch sicher genug. Und wo hast Du auf der ganzen Welt solchen Anblick? Sieh doch nur! Indem wir hinabgestiegen sind, haben sich drüben die Berge hinaufgereckt. Dort blinkt der See weit hinüber bis zum Fuß des Pilatus! An der andern Seite öffnet der Bürgenstock sein Felsenthor und Du siehst tief hinein in das Gersauer Becken. Dabei tiefe Stille —"

„Und wir allein und glücklich!" unterbrach ihn Gertrud. „Das ist doch die Hauptsache, nicht wahr? Und wenn wir im Paradiese wären und hätten uns nicht lieb, dann könnte uns auch alles Schauen nicht helfen."

„Das ist wohl richtig; doch kommt das Gute nicht ausschließlich von innen, die Liebe hatten wir auch zu Hause, uns ihrer zu freuen, brauchten wir nicht auf Reisen zu gehen."

Gertrud mochte wohl von ihrem Mann eine weniger kühle Antwort erwartet haben, denn sie ging jetzt eine lange Strecke schweigend hin, augenscheinlich nur in geringem Maß auf die Reize des Weges achtend, während Eberhard, der für das Malerische in der Natur einen sehr empfänglichen Sinn besaß, fleißig um sich schaute und hin und wieder durch einen kurzen Ausruf sein Entzücken kundgab.

Auf einmal begann Gertrud:

„Wenn ich nur wüßte, wo Eugen sich jetzt umhertreibt! Der wunderliche Mensch! Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß er so ganz auf eigene Faust davongegangen sein soll, um sein Glück zu suchen. Seine Furcht vor der See und dem wilden Lande verstehe ich, aber deshalb brauchte er doch nicht Hamburg den Rücken zu kehren, wenigstens konnte er mit uns in Verbindung bleiben. Es geht ihm gewiß schlecht und nun mag er sich nicht an uns wenden."

Immer, wenn Gertrud dieses Thema berührte, kam Eberhard in Verlegenheit. Als seine erste Angabe, Eugen sei nach Afrika unterwegs, nicht mehr aufrecht zu erhalten war, hatte er seiner Frau erzählt, derselbe sei kurz vor der Abfahrt des Schiffes, das ihn hinausbringen sollte, verschwunden, dies habe er ihr verheimlicht, um sie vor der Hochzeit nicht zu beunruhigen. Wahrscheinlich, führte er aus, habe sich Eugen seiner albernen Furcht vor der See und dem fremden Lande sowohl vor ihm als dem Konsul Brunck geschämt und deshalb vorgezogen, seine Flucht heimlich ins Werk zu setzen. Sehr glaubhaft freilich klang diese Historie nicht, aber Gertrud war so arglos, sie für wahr zu halten.

Wenn sie nun ihrer Sorge um den Bruder Worte lieh, so wurde Eberhard von den Fäden der Lüge, in welche er sich verstrickt hatte, empfindlich ins Fleisch geschnitten, und doch konnte er den Mut nicht finden, die Wahrheit zu sagen. Einmal scheute er davor zurück, sich seiner Handlungsweise vor ihr zu rühmen. Wenn er sprach, so konnte es Gertrud, wie er meinte, so scheinen, als ob dies seine Absicht sei, und ferner fürchtete er, die unbefangen vertrauliche Haltung Gertruds gegen ihn möchte sich in eine gezwungene, dankbare Freundlichkeit verwandeln. Der kleinlichen Natur dieser Bedenklichkeiten ward er nicht inne, er empfand nicht, daß er ein gänzlich unberechtigtes Mißtrauen in die Stärke von Gertruds Liebe zu ihm hegte, und noch weniger, daß es ihm selbst an jener hingebenden Liebe fehlte, die alles an alles setzt.

Auch diesmal gab er auf ihre Bemerkungen über Eugen eine ausweichende Antwort. Gertrud ließ darauf den Gegenstand fallen, es kam ihr nachgerade so vor, als wenn ein Zerwürfnis zwischen ihrem Mann und Eugen bestehe, und sie war zu zartfühlend, den Grund desselben zu erfragen, da Eberhard offenbar darüber zu schweigen wünschte.

Der Weg hinab nach Weggis erwies sich doch reichlich weit für Gertruds Kräfte. Ihre Kniee gerieten ins Wanken und ihre Füße vermochten nicht mehr recht sicher aufzutreten; Eberhard bemerkte es und stützte sie, wo dies anging. Endlich bat sie, ein Viertelstündchen rasten zu dürfen. Er bot ihr einen Trunk aus seiner Feldflasche an, sie dankte.

„Das ist nichts für mich," sagte sie, „meine Lebensgeister sind rege genug, nur die Glieder wollen nicht mehr; habe ein wenig Geduld mit mir, in kurzer Zeit werde ich wieder fähig sein, mit Dir Schritt zu halten." Sie ließ sich auf einem moosbewachsenen Felsblock am Wege nieder. „Wir Frauen sind schwach," entschuldigte sie sich, „dies ist nun einmal so, Eberhard, und Du wirst bei Deinen künftigen Programmen diesen Umstand nicht außer acht lassen dürfen. Du thust mir leid, ich wäre gern ein Gemslein, das unermüdet mit Dir spränge, anstatt ein armes, ängstliches Weiblein, in dessen Gebrechen Du Dich schicken mußt."

Eberhard setzte sich neben sie.

„Ich habe keine Eile," erwiderte er, „nur müssen wir uns in Weggis das Wirtshaus erst suchen, nach welchem Du vorhin schon verlangtest, und wenn wir zu spät in der Nacht herabkommen, so möchten wir den ganzen Ort im tiefsten Schlaf finden."

„Was thut's? Sprachst Du nicht soeben von Kastanienhainen und Mandelbäumen, die dort unten am See gedeihen? Es ist Sommer und die Nacht lau. Wir finden schon ein weiches Plätzchen, wo wir uns strecken können, und so verborgen, daß uns kein Nachtwächter als Vagabunden aufgreift."

„Hübsch ausgedacht, nur enden solche Idyllen gar leicht in rheumatischen Schmerzen."

„Wie prosaisch!" neckte Gertrud und lehnte sich an ihn. Eberhard legte den Arm um sie und horchte den Weg hinab.

„Ich höre Schritte in der Entfernung, die näher kommen," sagte er.

„Ein Nachtschwärmer, der den Rigi erklettern will. Wahrscheinlich ein Student, den noch das Ungewöhnliche reizt."

Es war indessen kein Student, sondern ein Herr in mittleren Jahren, der gemächlich näher kam. Grüßend wollte er an dem Paar vorübergehen, als ihn Eberhard mit der Frage anhielt, wie weit noch die Entfernung nach Weggis sei. Der Fremde antwortete: „Eine kleine halbe Stunde," und stieg langsam bergan. Eine Weile später, als Eberhard und Gertrud sich eben wieder in Bewegung gesetzt hatten, kam er zurück, hinter ihnen her, jetzt in rascherem Tempo. Ob noch Unterkunft in Weggis zu finden sein werde, fragte Eberhard, als er vorüberging. Der Fremde mäßigte seinen Schritt und gesellte sich zu ihnen. Er schien die Reisenden einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen, dann versetzte er:

„In solch später Abendstunde schwerlich, doch kann ich vielleicht helfen. Ich wohne in einer Pension in Oberweggis, worin noch Raum ist, wie ich weiß. Sie könnten den Versuch machen, dort anzukommen; man geht in dem Hause nicht eben früh zu Bett, namentlich nicht an solchem Abend."

Das Anerbieten wurde dankend angenommen und die drei Wanderer setzten gemeinschaftlich ihren Weg fort. Eberhard erzählte, sie hätten am heutigen Morgen Zug verlassen, von wo ihr Gepäck nach Weggis gesandt worden sei, auf dem Kulm wären sie dann in den Mittagsstunden mit Essen, Trinken und Schauen höchst angenehm beschäftigt gewesen und hätten sich als Hauptgenuß des Tages den Abstieg im Vollmondschein gedacht. Nun ergebe sich doch, daß er den Kräften seiner Frau etwas zu viel zugemutet habe. Gertrud, die jetzt wieder ganz rüstig ausschritt, bemerkte hier in Parenthese, daß sie mit ihrer heutigen Leistung ganz

Digitized by Google

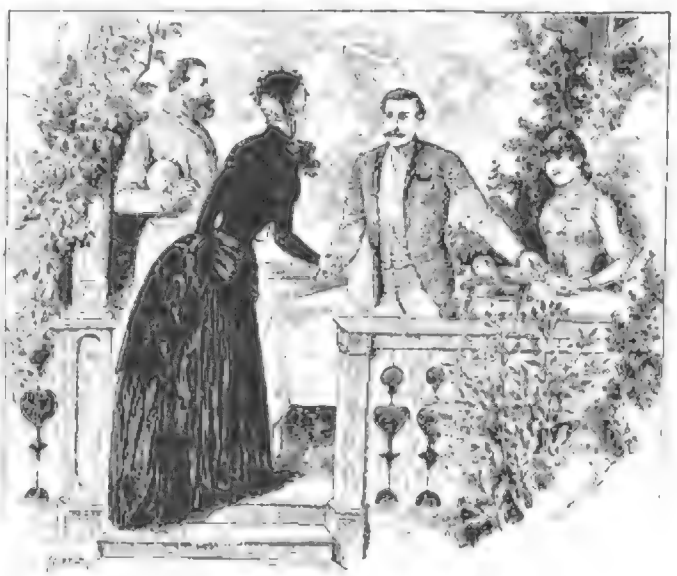
zufrieden sei, ja, eigentlich ihre eigenen Erwartungen weit übertroffen habe.

„Ich habe freilich von Damen gehört, die bis zum ewigen Schnee hinaufklettern," fuhr sie fort, „das wäre allerdings nichts für mich, denn ich habe mir sagen lassen, da müßte man mitten in der Nacht aufstehen und bis zur Morgendämmerung hinter einer Stalllaterne sich seinen Weg suchen, ich aber schlafe gern ein bißchen lange, deshalb verlangt mich auch nicht darnach, die Bekanntschaft eines Sonnenaufgangs auf einer von diesen kalten Höhen zu machen, wobei einem vor lauter Gähnen die Augen immer voll Thränen stehen und man doch nichts sieht."

Der Fremde, durch Gertruds unbefangenes Geplauder mitteilsam werdend, ließ sich dahin aus, daß er vor acht Tagen mit seiner Frau in Oberweggis Pension genommen habe, leider sei dieselbe infolge eines Familienverlustes angegriffen und außer stande, sich an ausgedehnteren Spaziergängen zu beteiligen, so daß er, da er doch von seinem Urlaub einige Kenntnisse von der Schweiz heimzubringen wünsche, genötigt sei, seine Ausflüge in die Umgegend des Sees allein zu machen. Heute abend habe ihn der Mondschein auf die Höhen gelockt, nachdem seine Frau zeitig, wie sie pflege, zur Ruhe gegangen sei.

Während der Fremde mit einem wohllautenden Organ diese vorläufige Auskunft über seine Verhältnisse gab, hatte ihm Gertrud von der Seite aufmerksam ins Gesicht gesehen, und da war es ihr, als wenn dieser Mann mit dem schönen dunkelblonden Vollbart und den blauen Augen ihr schon einmal begegnet sein müsse. Vergeblich besann sie sich aber, wo, in welcher Umgebung dies gewesen sein könnte; sie kam nicht darauf, obgleich sie wieder und wieder seine Züge verstohlen betrachtete, während er nun mit Eberhard in ein Gespräch über die beste Einrichtung der Weiterreise nach Interlaken geriet. Sie gab es endlich auf, nachzudenken und mischte sich in ihrer muntern Weise in die Unterhaltung.

„Was muß ich hören!" rief sie aus. „Noch ist unser nächstes Ziel nicht erreicht und schon beginnt die Sorge darüber, was hinterher aus uns werden möge. Ich bin sehr dafür, zuerst einmal auszuschlafen, das weitere kann sich dann gelegentlich finden, morgen, übermorgen oder meinetwegen auch noch später. Ist erst ein Plan ausgelegt, womöglich sogar für einen bestimmten Tag, da ist's mit der Freiheit zu Ende, das kenne ich; da hat man sich gebunden, die Gedanken schweifen weiter und der Körper muß nach."



„Ich würde Ihnen sehr raten," sagte der Fremde, „einige Tage am Seeufer zu verweilen, Sie können mit dem Dampfboot nach allen Seiten die schönsten Touren machen und abends wieder zu Hause sein. Und hier, in Oberweggis selbst, ist es so köstlich, daß die gnädige Frau, einmal etwas heimisch dort geworden, sich so bald nicht hinwegsehnen wird."

Man war mittlerweile im Ort angekommen und erreichte in kurzer Zeit darauf die Pension, die auf mäßiger Höhe belegen war, mit ungehindertem Ausblick auf den See. Wie der Fremde vorhergesagt hatte, war noch ein Teil der Dienerschaft auf und ein paar Zimmer für die Herrschaften frei. Nachdem jener gesehen, daß seine neuen Bekannten Logis gefunden, verabschiedete er sich artig von ihnen mit einem verbindlichen: „Auf Wiedersehen morgen früh." Und indem er, die Augen mit der Hand beschattend, nochmals durch die offene Thür auf den See hinaussah, wußte auch Gertrud plötzlich, wer er war. Eberhard hätte den Kellner nicht zu fragen nötig gehabt, um zu erfahren, daß ihn das Schicksal mit dem Major von Degenhardt zusammengeführt hatte.

Zwanzigstes Kapitel

Es ist wohl möglich, daß Eberhard, wenn es nur irgend thunlich gewesen wäre, am nächsten Morgen in aller Frühe sich aus Weggis entfernt hätte, nur um dem sonst unvermeidlichen Zusammentreffen mit Amalie zu entgehen, aber es war nicht thunlich; erstlich mußte der Koffer von der Post geholt werden, den Gertrud bereits für die Nacht schmerzlich entbehrte; zweitens weigerte sich die Frau Richterin Weiß ganz entschieden, eine solche Flucht mitzumachen; sie überzeugte auch, noch ehe sie einschlief, ihren Gatten, daß nur die erste Begegnung etwas Peinliches haben könne, dann jedoch werde sich mit etwas gutem Willen beiderseits ein leidliches Einvernehmen rasch genug herstellen lassen.

„Weshalb wolltest Du davonlaufen?" schloß sie lachend. „Du hast doch keinen Grund, Dich zu fürchten! Soll ich denken, daß Du aus übertriebenem Zartgefühl der wankelmütigen Tochter des alten Bankerottierers Brunck Deinen Anblick ersparen willst? Ei, ei, Herr Gemahl! Und darum soll ich, Deine rechtmäßige, treue Ehefrau in unbekanntes Land gehetzt werden, da es doch hier so schön ist, wie unser Freund, der Major, versichert? Daraus kann nichts werden; hier bin ich und hier bleibe ich. Uebrigens will ich es Dir nur gestehen, Eberhard, ich bin neugierig, schrecklich neugierig auf diese Majorin von Degenhardt, ich muß ihre Bekanntschaft machen; denke doch nur daran, wir haben an demselben Tage geheiratet, und am nächsten Tage mußte das arme Geschöpf eilends von der Hochzeitsreise nach Hause fahren, um ihren Vater zu begraben! Sie wird gewiß gar klein und demütig sein jetzt. Angegriffen hat ihr Mann gesagt, das will ich wohl glauben."

Also die aufgehende Sonne fand Eberhard und Amalie unter einem Dache, und ehe sie ein paar Stunden, von den meisten Pensionären unbeachtet, gestiegen war, sahen die neuen Ankömmlinge bereits äußerst behaglich auf der Terrasse des Pensionshauses, tranken vortrefflichen Kaffee und rühmten gegen einander das Gebäck und die Butter, darüber einverstanden, daß dergleichen in ganz Hamburg nicht aufzutreiben sei. So traf sie der Major, als er allein herabkam. Er bat um die Erlaubnis, sein Frühstück in ihrer Gesellschaft einnehmen zu dürfen, und setzte sich zu ihnen. Eberhard, der ihn jetzt zum erstenmal genauer betrachtete, mußte sich gestehen, sein Nachfolger in der Gunst Amaliens sei ein hübscher, stattlicher Mann mit gewinnenden Gesichtszügen. Es schien ihm schicklich, sich demselben jetzt vorzustellen, und er benützte dazu die nächste Pause im Gespräch. Er konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, als er seinen Namen nannte; ohne dieses Lächeln würde vermutlich Degenhardt den Namen „Richter Weiß" nicht mit derjenigen Persönlichkeit verknüpft haben, die ihm aus Amaliens Erzählungen als eine lederne Verkörperung des Ins vorschwebte, jetzt aber wußte er sofort, wen er vor sich hatte; ebenfalls lächelnd, führte er seinerseits sich ein.

„Ich muß den Zufall loben," fügte er hinzu, „der uns zusammengebracht hat. Dank der liebenswürdigen Frau an Ihrer Seite besteht kein Grund mehr, der uns hindern könnte, über Vergangenes hinwegzugehen, als ob es nie gewesen wäre."

„Das ist ganz meine Meinung," versetzte Eberhard, durch des Majors offene Art sofort gewonnen, und reichte ihm die Hand.

Als endlich Amalie herbeikam, fand sie ihren Mann in lebhafter Unterhaltung mit ihrem ehemaligen Bräutigam und dessen jetziger Frau.

„Ein alter Bekannter, Amalie!" rief Degenhardt ihr entgegen. Es war aber doch ein peinlicher Augenblick für die Arme, als sie sich so plötzlich Eberhard gegenüber sah, dieser benahm sich mannhaft und gewandt, er ging ihr entgegen, bot ihr die Hand und sagte:

„Sie haben Trauriges erlebt, gnädige Frau, seit wir uns zuletzt gesehen haben; gestatten Sie mir, Ihnen meine herzliche Teilnahme auszudrücken." Dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Dies ist meine Frau, die soeben schon daran erinnert hat, daß unser eheliches Glück von demselben Tage datirt."

So war denn die Einführungsformel zur weitern Annäherung der beiden Ehepaare gefunden, doch wollte sie seit dem Eintritt Amaliens das Gespräch nicht wieder so recht in Fluß kommen, da diese nur langsam ihre Verlegenheit bemeistern konnte. Der Major, dies bemerkend, erbot sich, Eberhard zur Post zu begleiten, wo dessen Gepäck jetzt angekommen sein mußte, in der richtigen Voraussicht, daß die beiden Frauen, allein gelassen, sich einander bald näher treten würden.

Gertrud gewahrte recht wohl, daß die Frau Majorin nicht nur blaß und leidend, sondern auch unzufrieden und verdrießlich aussah. Sie entnahm daraus, daß sie mit einer sensitiven Natur zu thun habe, und nahm sich in acht, andere Dinge als durchaus gleichgiltige zu berühren; diese Zurückhaltung war wiederum nicht nach dem Sinn Amaliens. Mit Eberhards Frau über das Wetter, die Gegend und die Pensionsverhältnisse zu sprechen, schien ihr albern, dabei war die Eigenart und Denkweise derselben nicht kennen zu lernen, und da Amalie nun einmal mit ihr zusammengeführt worden war, wünschte sie auch, über ihre Nachfolgerin in der Neigung Eberhards Näheres in Erfahrung zu bringen.

Aus diesem Grunde begann sie unvermittelt, indem sie den Versuch machte, zu lächeln:

„Sprechen wir lieber von uns selbst, meine liebe Frau Richterin!"

„Gerne, wenn Sie es wünschen," versetzte Gertrud überrascht. „Ich sehe, daß Sie nicht wohl sind, Frau Majorin," fuhr sie teilnahmsvoll fort.

„Wie könnte ich wohl sein?" sagte Amalie bitter. „Ich habe jenen entsetzlichen Schreck noch nicht verwunden, der mich am ersten Morgen nach meiner Hochzeit durchfuhr, als uns in Berlin das lakonische Telegramm überreicht wurde: ‚Vater plötzlich gestorben, kommt zurück!' Von dem Schlimmen, das nachkam, hatte ich keine Ahnung. Wie sollte ich? Unser Wohlstand schien mir so sicher, eben erst war unsere Hochzeit mit verschwenderischem Glanz gefeiert worden, meine Ausstattung hatte eine Unsumme verschlungen — kaum in Hamburg wieder angekommen, mußte ich erfahren, dies alles sei von fremdem Gelde bestritten. Keine vierundzwanzig Stunden konnte sich meines Vaters Firma halten, nachdem er die Augen geschlossen hatte, alles stürzte sofort zusammen."

„Wir haben Ihrer da mit herzlichem Anteil gedacht."

„Haben Sie wirklich? Das ist mehr, als ich erwarten konnte. Ihren Mann hatte ich wissentlich schwer gekränkt; Sie, Frau Richterin, hatten keine Veranlassung, mir Ihr Wohlwollen zuzuwenden, wenn auch meine Unbeständigkeit Ihre Verbindung mit Weiß ermöglichte."

„Ich verstand Sie, nachdem ich die Umstände erfahren hatte, unter welchen Sie sich mit Weiß versprachen, und glaubte, Sie entschuldigen zu müssen. Ja, ich entschuldige Sie, weil ich selbst liebte, wenn ich auch nicht — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit — in gleichem Falle gehandelt haben würde wie Sie."

„Schonen Sie mich nicht," entgegnete Amalie, „ich habe viel zu bereuen, aber wie bin ich auch bestraft worden! Fühle ich mich doch kaum anders wie eine Betrügerin meinem Manne gegenüber!"

„Weil Sie arm waren, als er Sie für reich hielt? Sollten Sie sich nicht ohne Grund quälen?"

Ein Brautzug in Marokko. Gemälde von D. Gallegos. Nach einer Photographie von M. Schlesinger in Stuttgart (J. Laurent & Co. in Madrid).

„Degenhardt hat nichts von allem behalten wollen, was ich ihm zugebracht hatte, nicht ein einziges Stück; es ist alles zurückgewandert nach Hamburg und von dem Gerichtsvollzieher dem Meistbietenden zugeschlagen worden. Wie gerne hätte ich etwas gerettet, es war doch das Meinige und niemand konnte es mir mit Gewalt nehmen; aber nein, ich durfte nicht, mein Mann war unbeugsam in seinem Starrsinn. Und so hat er mich behalten müssen wie ich war, ein Fräulein von Habenichts, ärmer als die Tochter des gewöhnlichsten Handwerkers, wenn sie in die Ehe tritt!“

„Dies Unglück ist nicht so groß, meine ich,“ sagte Gertrud; „es kommt freilich darauf an, ob der Mann — ob Ihr Mann Ihren Verlust als den seinigen empfindet, ob er, mit einem Worte, gerechnet hat anstatt zu lieben.“

Lebhaft fiel Amalie ein:

„O, ich bitte Sie, Frau Richterin, denken Sie nicht so klein von Degenhardt! Nein, nein, er hat diese Angelegenheit mit einem Gleichmut behandelt, als ob er nicht das mindeste persönliche Interesse daran hätte, sogar hat er meine Mutter veranlassen wollen, die Summe aufzugeben, welche ihr von einer Lebensversicherungsgesellschaft ausbezahlt wurde, und ganz zu uns zu ziehen. Meine Mutter hat nicht darein gewilligt, und Kurt hat sich schließlich darein gefunden, weil doch in diesem Fall seine Ehre nicht in Frage kam — diese tyrannische, diese über alle Begriffe zarte und empfindliche Ehre! Aber er verdenkt es ihr noch immer, daß sie sich seiner Ansicht nicht gefügt hat; ich weiß es, wenn er es auch nicht mit direkten Worten sagt.“

„Ich sehe nichts in allen diesen Vorgängen,“ sagte Gertrud freimütig, „was Sie verhindern könnte, dieselben zu vergessen. Das Einzige, was wahrhaft Wert hat in der Unbeständigkeit aller äußeren Verhältnisse, ist Ihnen unversehrt in all diesen Stürmen geblieben, die Liebe Ihres Mannes!“

„Wahr, sie ist mir geblieben — das aber ist kränkend für mich, daß ich ihn so groß habe finden müssen und mich so klein! Verstehen Sie mich? Gar kein Selbstgefühl mehr habe ich ihm gegenüber, diesem eisernen Manne; gedrückt, gedemütigt fühle ich mich. Zu geben glaubte ich ihm, ich glaubte ihn mir zu verpflichten, und muß ihm dankbar sein, dankbar für alles!“

„Ist denn die Dankbarkeit etwas Drückendes? Für mich nicht. Und wie könnte die Ueberlegenheit des Mannes in männlichen Tugenden für die Frau desselben demütigend sein?“

„Sie sind anders wie ich, und es ist Ihr Glück, daß Sie es sind. Mit meiner Art zu denken, wie schwer würde da auch auf Sie die Last der Dankbarkeit drücken!“

„Auf mich? Inwiefern?“ fragte Gertrud betroffen.

„Sprechen wir doch offen! Vertrauen gegen Vertrauen! Sie können sich doch wohl denken, daß ich, als die Tochter des Konsuls Brunck, von jener fatalen Geschichte unterrichtet bin.“

„Von welcher fatalen Geschichte?“

Amalie sah aufmerksam in die gespannten Züge ihrer neuen Bekannten, sie kam zu der Ueberzeugung, daß Gertrud in der That von der Veruntreuung, die ihr Bruder begangen hatte, und dem zwischen Weiß und dem Konsul getroffenen Uebereinkommen nichts wisse, wenngleich es ihr unbegreiflich war, wie ihr beides trotz Münnichs Verschwinden hatte verborgen bleiben können. Und nun reizte es sie, dieser jungen Frau, die in vollem Glück dahinlebte, ähnliche Schmerzen zu verursachen, wie diejenigen waren, welche sie selbst litt. Also antwortete sie:

„Es muß allerdings peinlich für Sie sein, daran erinnert zu werden, aber lassen Sie uns doch lieber das Unangenehme, das uns beiden beschert worden ist, gleich im Anfang unserer Bekanntschaft durchsprechen, damit wir dann für alle Zukunft bei erquicklicheren Gegenständen verweilen können. Haben Sie von Ihrem Bruder wieder gehört?“

„Von meinem Bruder? Nein. Was wissen Sie von ihm?“ Es ahnte Gertrud, daß sie jetzt eine Aufklärung über den Grund von Eugens Verschwinden empfangen würde.

Digitized by Google

Seraphine. Originalzeichnung von L. Hofmann-Feitz

Amalie beantwortete nicht geradezu die ihr gestellte Frage.

„Der Leichtsinnige!“ sagte sie im Tone der Entrüstung. „Einer liebenden Schwester solchen Kummer zu verursachen, einem wackern Schwager solch schwere Opfer aufzuerlegen! Es ist besser, er bleibt verschollen, da er doch von allen Menschen am wenigsten Ihrem Mann unter die Augen treten könnte!“

„Meinem Mann?“

„Ich glaube, daß Weiß großmütig ist, aber es gibt Dinge, die auch der Beste nicht verzeihen kann. Ihr Bruder mußte sich, ehe er meinen Vater bestahl, doch sagen, daß Weiß, wenn irgend möglich, Ersatz leisten würde, um eine steckbriefliche Verfolgung seines künftigen Schwagers zu verhindern. Wahrscheinlich wird er sogar darauf gerechnet haben; das war schlecht, das war kaum anders, als wenn er direkt in die Tasche Ihres Mannes gegriffen hätte.“

Es gelang Gertrud nur schlecht, ihre Bestürzung zu verbergen, ihre nächste Frage war, ob die Kunde von diesem Vorfall in die Oeffentlichkeit gedrungen sei.

Die Majorin zuckte die Achseln.

„Gewiß,“ versetzte sie ohne Erbarmen. „Erinnern Sie sich nur, es handelte sich ja um die Unterschlagung einer Summe, die Ihr Bruder im Auftrage meines Vaters auszuzahlen hatte. Natürlich gab es Lärm, als die Zahlung ausblieb. Mein armer Vater befand sich damals schon in äußerst prekärer Lage, wie hernach der Kassier ausgesagt hat, deshalb schickte er zu Ihrem damaligen Bräutigam —“

„Und preßte ihn aus, ich kann es mir denken.“

„Was wollen Sie, meine Beste?“ entgegnete Amalie kühl. „Geschäft ist Geschäft. Uebrigens hat sich mein Vater mit der Hälfte der entwandten Summe begnügt.“

„Mein armer, guter Mann!“ sagte Gertrud mit gepreßter Stimme.

„Gewiß, Weiß war zu bedauern. Aber was wollte er machen? Ich denke, das Opfer ist ihm nicht einmal schwer geworden, er hat sich vollständig korrekt benommen, darüber ist nur eine Stimme.“

Gertrud konnte sich nicht entschließen, zu bekennen, daß ihr das soeben Erfahrene unbekannt gewesen sei, am allerwenigsten der Majorin, sie würde damit ja eingestanden haben, daß zwischen ihr und ihrem Manne kein unbedingtes Vertrauen herrsche. Und wie konnte sie das? Mit verändertem Ton sagte sie:

„Genug von dieser traurigen Geschichte! Erzählen Sie mir etwas von Ihrer Häuslichkeit, bitte!“

Es lag für Amalie kein weiterer Reiz in der Verfolgung des Themas von Eugen Münnichs Raub und Eberhards Aufopferung. Durfte sie doch sicher sein, daß Gertruds Gedanken einstweilen nicht davon loskommen würden. Also erwiderte sie:

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, wir sind beide auf Reisen gegangen, um uns zu zerstreuen, lassen wir also beiseite, was uns die gute Laune benehmen könnte.“

Und sie sprachen in der That von gleichgiltigen Dingen, bis die Herren zurückkamen, Gertrud aber wurde es schwer, Eberhard mit der alten Unbefangenheit entgegenzutreten, auch war sie sich keineswegs klar darüber, wie sie sich nach den Enthüllungen der Majorin gegen ihn zu verhalten habe. Ihr erster Entschluß war gewesen, ihm bei nächster bester Gelegenheit um den Hals zu fallen und ihm zu sagen, er sei der edelmütigste, großherzigste, rechtschaffenste aller Männer, dann aber wurde sie an der Richtigkeit dieses Entschlusses irre. Es schien ihr geziemender, daß sie die Mitteilung ihres Mannes abwartete, und sie entschied sich, in diesem Sinn zu handeln.

Ihr junges Glück hatte eine arge Trübung erfahren, um sie rauschte das Gespräch anderer Pensionsgäste, die sich mittlerweile zahlreich auf der Terrasse eingefunden hatten. In hellem Sonnenschein lag der grüne See, die Dampfboote hatten begonnen, der Touristen unruhigen, schaulustigen Schwarm hin und her zu befördern, aufwärts von dem breit hingelagerten, prächtigen Luzern, abwärts von dem letzten Ausläufer des tief in Felsen versteckten Urner Beckens. In der Höhe keuchte und stöhnte die Lokomotive an dem gewaltigen Berg empor, einen Glassalon staunender Menschenkinder vor sich herschiebend. Derjenige, welchem es vergönnt ist, im lachenden Hochsommer an den Geländen dieses bezaubernden Wasserspiegels zu verweilen, der von den vier Waldstätten seinen Namen hat, ist in der That übel daran, wenn er, bekümmerten Gemütes, Sorgen in sich umherwälzen muß, anstatt fröhlich in die Weite schauen zu können. Glücklicherweise war es nicht Gertruds Art, über Widerwärtigkeiten zu grübeln, die ihr das Leben brachte; nachdem sie ihre Stellung dazu genommen, schlug sie sich die weiteren Gedanken daran aus dem Sinn und ging rüstig weiter; so that sie auch diesmal, nur bemerkte die beobachtende Majorin, daß sie ihren Mann mit kleinen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten überhäufte, die derselbe so gleichmütig hinnahm, als ob sie ein Tribut seien, der seinen Verdiensten pflichtschuldigst gezollt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Orpheus und Eurydike.

(Hiezu das Bild S. 617.)

Der du, mächtig und mild weckend der Saiten Ton,
Alle Seelen bezwangst, göttlicher Musensohn,
Welches Wesen auf Erden
Wäre deiner Gewalt entflohn?

Scholl dein lockendes Lied leis durch den Wiesengrund,
Wie verstummte beschämt jeglicher Vogelmund!
Dir vergleichbar zu werden,
Sehnt sich jedes vom luft'gen Bund.

Selbst das wilde Getier, hausend in Höhlen, kam,
Wenn es, seltsam bewegt, deinen Gesang vernahm;
Gleich den weidenden Herden
Stand es neben dir fromm und zahm.

Ja, dem starrenden Fels hauchtest du Leben ein;
Bauwerk, herrlich und hoch, führte dein Spiel ins Sein;
Sparend Müh' und Beschwerden,
Fügte willig sich Stein auf Stein.

Zwar beständiges Glück schaute kein Ird'scher je;
Als der Tod dir entriß deine Eurydike,
Sankst du klagend darnieder,
Jäh geschüttelt vom tiefsten Weh.

Doch du raffiest dich auf, bahntest mit Todesmut
Dir den schaurigen Weg über die styg'sche Flut
Und erobertest wieder
Dein gefeiertes, liebstes Gut.

Staunend standen umher Schatten der Unterwelt;
Vor des Schrecklichen Thron hast du dich kühn gestellt,
Durch ergreifende Lieder
Hoch sein ehernes Herz geschwellt.

„Nimm sie, die du begehrst, führ sie zurück zum Licht,
Doch betracht unterwegs nimmer ihr Angesicht
Noch die lieblichen Glieder;
Alles machst du dir sonst zu nicht'!“

So des Mächtigen Wort! Freudig zum Gehn gewandt,
Fühlst in deiner du weich ruhn der Geliebten Hand,
Hörst sie hinter dir schreiten,
Die sich innig dir neu verband.

Unaufhaltsam voran dringst du durch Nacht und Graus;
Dienstbar trägt euch der Kahn über das Flutgebraus;
Vor den Blicken schon breiten
Sich der Lebenden Ufer aus.

Jetzt erreicht ist der Strand, und du entsteigst dem Boot.
Horch! Wie seufzte sie tief! Fühlt sie ihr Sein bedroht?
Bangt sie, niederzugleiten?
Ringt ihr Busen in Atemnot?

Weh! Der plötzliche Schreck machte dir wirr den Sinn;
Nicht der Warnung gedenk, schaust du zur Liebsten hin;
Ach, für ewige Zeiten
Ist verscherzt nun dein Hochgewinn!

Jäh dir dessen bewußt, ringst du die Hände nun;
Keinen Augenblick säumt Charon sein Werk zu thun,
Eilt, zurück zu geleiten
Die Verlorene ohne Ruh'n.

Ihre Arme, so weiß schimmernd wie frischer Schnee,
Streckt verlangend nach dir deine Eurydike;
Durch die grausigen Weiten
Tönt's verhallend: „Ade, ade!“

[illegible]

Aus der fränkischen Schweiz.

(Hiezu das Bild S. 616.)

Die fränkische Schweiz, geographisch richtiger: „das Muggendorfer Gebirge“, der schönste Teil des fränkischen Jura, ist der Mittelpunkt eines von den Städten Nürnberg, Bamberg und Bayreuth gebildeten Dreiecks, ein Hochplateau, das von fünf tiefen und engen Längenthälern gleich Furchen durchschnitten wird, welche sich nach Südwesten in ein einziges breiteres, das der Wiesent, die ihr Wasser zur Regnitz hinausführt, vereinigen. Felsige Hügel bedecken die Hochebene, gleich Wellen von Nord nach Süd ziehend oder an einzelnen Stellen zu höheren Massen, teils flachgerundeten Platten, teils frei sich erhebenden, oft burg- oder mauerartig gestalteten Felsen sich auftürmend. Eine sterile Monotonie lagert über der weiten Fläche, und der über die spärlichen, steinigen, kärglich bebauten Felder gehende Wanderer ahnt nichts von den Reizen, die sich wenige Schritte von ihm, ein paar hundert Fuß tiefer, in den Thälern sammeln, in welchen die ganze Signatur der Landschaft nachzuholen scheint, was dort oben versäumt ist.

Als seichte Felsenschluchten am Ursprung ihrer Flüßchen beginnend, senken sich diese Thäler bald tiefer und tiefer, die Seitenwände werden höher und wilder, mit den mannigfaltigsten Gestalten zerklüfteter Dolomitgebilde gekrönt, stets in ziemliche Enge Fluß, Wiese, Wald und Weg samt den spärlichen Menschenwohnungen zusammenpressend. In jenen, die kühnste Phantasie zum Spiel herausfordernden, alles füllenden Dolomiten liegt die eine charakteristische Eigenart der fränkischen Schweiz, die andere in den Schriftzügen der Urgeschichte unserer Erde, die hier leserlicher als sonstwo in den vielen und großen Tropfsteinhöhlen (40 an der Zahl) und den ihnen eingebetteten massenhaften Knochenresten untergegangener Tiergeschlechter zu uns sprechen. Die einsamen Burgtrümmer der Vorzeit unseres Geschlechts, die hin und wieder in den Felsen eingekittet sind, und die frische grüne Gegenwart, in welcher sich die Lebenden des Lebens freuen, — sie erscheinen als flüchtige Traumbilder neben den Reliquien aus den Totenkammern der Natur.

Aber nicht das „unter“, sondern das „über der Erde“ sollen wir auf unserem Bilde schauen. Da ist zunächst Streitberg, der erste Hauptort der fränkischen Schweiz, den der Reisende, welcher die bayrische Südnordbahn bei der Station Forchheim verlassen hat, betritt. Es gehört noch halb und halb der Ebene an, zu der von der Terrasse der vielbesuchten und von ihrem Besitzer, Dr. Weber, trefflich geleiteten Molkenkuranstalt der Blick noch weit hinausgeht. Allein die zu beiden Seiten ihm gesellten Burgen, die Streitburg und die Neideck, vereinigen es schon mit Wald und Berg. Ueber die letztere, ein rechtes, auf die äußerste, steilabfallende, von der Wiesent im Halbkreis umbogene Felsspitze hinausgedrängtes Raubnest, schlagen wir den Fußweg nach Muggendorf ein, der nun schon ganz von Berg und Wald eingeschlossenen, reizenden und belebtesten Sommerfrische dieser Gegend. Die bedeutendsten und aussichtreichsten Höhenpunkte, das Quakenschloß, der Adler- und Wichsenstein, die Rosenmüllers-, wie die Gailenreutherhöhle mit ihren wunderbaren Tropfsteingebilden und ihrem Fossilienreichtum sind ihm am nächsten, wie es der beste Ausgangspunkt zu allen weiteren Touren durch die fränkische Schweiz ist. Jeder dieser Touren können wir hier nicht, und auch den durch unsere Bilder bestimmten nicht so gründlich, wie es ihr mannigfaltiger Reiz bedingen müßte, nachgehen; wir müssen auf Aufseß, Pottenstein, Rabenstein mit der großartigen Sophienhöhle und andere verzichten. Aber Gößweinstein sehen wir hier, in dem sich so recht die Doppelnatur dieses Gebirges zeigt: auf der kahlen Hochebene ein nicht unfreundlicher Markt mit einer hochberühmten Klosterwallfahrtskirche, und ein hart auf der Felswand horstendes Schloß, von dessen über dem Tiefsturz schwebender Altane man überrascht hinabschaut in die liebliche Romantik dreier Flußthäler. In einem derselben, dem der Püttlach, liegt, auf dem Weg nach Pottenstein, Tüchersfelden: ein Dorf, wie eines origineller kaum zu finden. In die bizarrsten Felsen hinein haben sich seine Häuser gebaut; Säulen, Obelisken von der ansehnlichsten Höhe umstehen es, kolossale Menschen- und Tiergestalten lauern herum, und über dem klippenumzäunten Orte ist noch die Ruine der alten Feste Kohlstein zwischen das Gestein eingezwängt.

Auch dem ebenfalls zwischen hohen Felsen malerisch gelegenen Städtchen Weischenfeld fehlen die Schloßtrümmer nicht; der auf säulenförmiger Klippe neben ihnen stehende alte runde Turm wird vom Volk „der steinerne Beutel“ genannt. Nur mittels einer Leiter und eines Flaschenzugs kann man an der Mauerzinne zu ihm gelangen. — Die Wiesent hinab führt der Weg an dem altersgrauen, halbzerstörten Gemäuer der wieder auf einer Felsspitze keck und schwindelnd hängenden Burg Rabeneck vorüber zur Riesenburg, jener Naturfeste, der mit Recht dieser Name eignet, denn Menschenhand und Kunst hat hier nichts gethan, riesige Naturgewalten haben sie geschichtet. Mit doppeltem Bogen öffnet sich zwischen zwei kolossalen Thorpfeilern ihr mächtiges Portal, ein steiler Pfad zieht sich in den einem Burghof gleichenden innern Raum des Felsenschlosses hinauf; vier Thore wölben sich, Felsenfenster thun sich auf, einen Blick steil hinunter zum durchsichtig klaren Fluß eröffnend, der sich hart um den Fuß des Berges wendet, und in ihm das Spiegelbild der grünen Wiese des dunklen Waldes! Kühngeschwungene Brücken gehen hoch über unseren Häuptern weg, so hoch, daß wir meinen, nur die Glockenblumen und Farne, die von ihnen niedernicken, könnten da droben standhalten, und auf einmal sind wir auf natürlichen Treppen selbst hinaufgekommen und schreiten sicher von einer Wölbung zur andern. Ein merkwürdiges Felslabyrinth, aus dem uns eine kaum sichtbare schmale Pforte wieder entläßt! Und als ob wir wirklich in dem Zauberbann eines Berggeistes gewesen wären, so stehen wir wieder vor Felsen, wie sie eben da herum alle sind; von dichtem Grün sind alle Spalten verdeckt, nichts verrät von außen, welche Schönheiten das Innere der Riesenburg birgt.

Friedrich Lampert.

Das Fest der Armen auf Santa Lucia.

(Hiezu das Bild S. 620.)

Eines der unzähligen volkstümlichen Kirchenfeste, die in Neapel an der Tagesordnung sind, ist das Fest der Armen. Zweimal im Jahre, am Ostermontag und am zweiten Weihnachtsfeiertage, regalirt die Kirche die ärmsten unter ihren Armen mit einem trefflichen Festmahl, das auf den öffentlichen Plätzen dargereicht wird. Gehen wir an einem dieser Feiertage vormittags gegen elf Uhr über die „Piazza Santa Lucia“, so finden wir dort eine lange Tafel weiß gedeckt und neben jedem Couvert eine Flasche Rotwein. Einladend winken die weißen Tücher im Winde, einladend klingen die Töne des kleinen Musikkorps, das sich nebenan aufgepflanzt hat und das, da das Wetter auch in dem schönen Land Italia seine Launen aufweist, vorsichtshalber den Regenschirm mitgenommen hat, der brüderlich neben dem Schlachtschwert ruht. Noch hat

Google

niemand Platz genommen, keines will das erste sein am Tische der Pariser!

Wir kehren eine Stunde später wieder, und siehe da, jetzt hat jeder Sitz seinen Herrn gefunden, und nicht leicht haben wir je zuvor eine bunter Tischgesellschaft beisammen gesehen, in Lumpen gekleidet, aber farbenprächtig. Die Musikanten flöten und blasen lustig drauf los, Geistliche und andere fromme Herren machen die Festordner, ein paar Weiber versehen den Kellnerdienst. Zwei „Carabinieri“ halten die Ordnung aufrecht und ringsum hat sich ein schaulustiges Publikum angesammelt.

Es ist fast rührend, zu sehen, wie es denen schmeckt, die einmal im Halbjahr vier Platten servirt bekommen, die Leibspeise aller, „Maccaroni“, dann Braten mit Gemüse, süße Speise und Früchte. Und dazu haben sie Tafelmusik und Wein. Von Herzen gönnen wir diesen Aermsten den kurzen Blick in ein Stückchen irdisches Paradies.

Immerweit diese Kirchenfeste sich auf uralte vorchristliche Gebräuche, wie etwa die Saturnalien, zurückführen lassen, wäre eine Frage, eingehender Betrachtung und Forschung wert; einigermaßen erinnern sie zunächst an die Feste der römischen Sklaven, bei welchen sie von ihren Herren bewirtet wurden, und an die Strenden der Gäuern, «panis et circenses». Ankelen.

Die Wandelbarkeit der Osterdaten.

Von

Ernst Lakenmacher.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ostern fällt in diesem Jahre auf das spätest mögliche Datum, das nach dem auch jetzt noch geltenden Beschlusse der Kirchenversammlung zu Nicäa vom Jahr 325 n. Chr. möglich ist, nämlich den 25. April. Laut genanntem Beschlusse ist Ostern bekanntlich stets auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmonde zu verlegen; als frühestes Datum für den Frühlingsvollmond gilt der 21. März und der cyklische Monat, das heißt die Zeitgrenzen, innerhalb deren der Ostervollmond (cyklischen Vollmond) fallen kann, umfaßt 30 Tage. Darnach müßte Ostern eigentlich auch auf den 26. April fallen können, denn der Ostervollmond kann spätestens auf den (31. März + 29 Tage = 30. März —) 19. April fallen. Fällt nun der 19. April auf einen Sonntag, so fällt den Bestimmungen zufolge Ostern erst 7 Tage später, also auf den 26. April; der 26. April läßt sich auch berechnen nach der von Gauß zur Berechnung der Osterdaten aufgestellten Formel. Vor mir liegt ein Werk: „Lexikon der Astronomie“ von Dr. Gretschel, welches ebenfalls den 26. April als das spätest mögliche Osterdatum bezeichnet, ja sogar, obgleich es erst 1882 herausgegeben ist, das Jahr 1886, also das jetzige, hervorhebt, in welchem Ostern auf den 26. April fallen sollte.

Nun wird aber — meist auf Grund einer kirchlichen Sondervorschrift — der 26. April als Osterdatum ausgeschlossen. Darüber jedoch, welches Datum an Stelle des 26. April zu setzen sei, hält es sehr schwer, irgendwelche Gewißheit zu erlangen. Nach einer Abhandlung in „Littrows Astronomie“ über die Osterrechnung soll nach der darin vollständig wiedergegebenen Gaußschen Formel statt des 26. April der 19. April zu nehmen sein, während eine andere Abhandlung von Nesselmann das früheste Datum (22. März) als dasjenige bezeichnet, welches an Stelle des 26. April zu treten hat. Es scheint in Bezug auf diesen Punkt noch Unklarheit zu herrschen, wie ich auch selten eine Abhandlung über die Osterdaten gelesen habe, die nicht wenigstens einer Berichtigung bedurft hätte. So wird auch in der erwähnten Nesselmannschen Abhandlung das Jahr 2076 als dasjenige bezeichnet, für welches sich zuerst der 26. April als Osterdatum berechnet. Ich habe selbst Formeln zur Berechnung der Osterdaten ausgestellt, nach welchen schon für das Jahr 1981 der 26. April sich als Osterdatum ergibt; ein solches Resultat ergibt sich auch nach der Gaußschen Formel. Das Jahr 1609 war das letzte, für welches sich der 26. April berechnet.

Der Fall, daß Ostern wie dieses Jahr auf das spätest mögliche Datum, den 26. April, fällt, tritt nur selten ein. Es geschah dies zum letztenmal im Jahre 1734 und wird erst wieder 1943 der Fall sein.

Unter 203 Fällen sind als Osterdaten vertreten:

22.	März	und	25.	April	je 1 mal
23.	„	„	25.	„	2 „
24.	„	„	24.	„	3 „
25.	„	„	23.	„	4 „
26.	„	„	22.	„	5 „
27.	„	„	21.	„	6 „
28.	„	bis	20.	„	7 „

Je nachdem aber statt des 26. April der 22. März oder 19. April zu nehmen ist, wird die Anzahl der Fälle für letztere beide Daten sich um einen erhöhen. Oben angegebenes Verhältnis ist auch nur das annähernde Verhältnis innerhalb der Grenzen mehrerer Jahrhunderte. Die Daten der Ostervollmonde fallen innerhalb einer Reihe von 30 Jahren, können trotzdem innerhalb eines Jahrhunderts aber nur auf 19 verschiedene Tage fallen. Von den 30 verschiedenen Daten sind deshalb für ein Jahrhundert 19 fünf- bis sechsmal, die übrigen 11 Daten gar nicht als Ostervollmondsdaten vertreten. Diese Reihe der Ostervollmondsdaten erleidet fast mit jedem Jahrhundert eine Veränderung und hieraus resultirt, daß auch das oben angegebene Durchschnittsverhältnis der Osterdaten mit dem Verhältnis innerhalb eines Jahrhunderts differiren muß. Ein absolut unveränderliches Verhältnis, wollte man dafür auch einen Zeitraum von Jahrtausenden nehmen, läßt sich nicht angeben, da die Osterdaten niemals in ununterbrochener Folge periodisch wiederkehren und somit von einem Osterdatencyklus oder von einer gleichmäßigen periodischen Wiederkehr der Osterdaten nicht die Rede sein kann. Dieses zu begründen soll die Hauptaufgabe dieser Abhandlung sein.

Der Ostervollmond oder cyklische Vollmond fällt alle 19 Jahre auf dasselbe Datum. Die Zeitdauer von einem Mondwechsel bis zum andern beträgt nämlich $29_{12\,44}$ Tage und 235 synodische Monate sind somit gleich $6939_{4\,18}$ Tagen, während das tropische Jahr $365_{24\,22}$ Tage enthält und 19 tropische Jahre gleich $6939_{4\,18}$ Tagen sind; die Differenz beider Zeitabschnitte beträgt somit weniger als $^1/_{10}$ Tag. Wäre nun das Osterfest auf den Tag dieses Vollmondes oder auf eine unveränderliche Zahl von Tagen nach oder vor dem Vollmondsdatum angesetzt, so müßten auch die Osterfeste alle 19 Jahre auf dieselben Daten fallen, also periodisch wiederkehren. Da aber Ostern stets auf einen Sonntag fallen soll, die cyklischen Vollmonde aber auf jeden Wochentag fallen können und somit, da die Woche 7 Tage hat, die Osterfeste 1 bis 7 Tage nach dem Vollmondsdatum fallen können; so wäre eine periodische Wiederkehr der Osterdaten nur nach einem Verlauf von (19 × 7) 133 Jahren möglich. Dies würde nun richtig sein, wenn nicht der alle 4 Jahre eintretende Schalttag eine Unregelmäßigkeit in diese periodische Osterdatenfolge brächte und die Periode um das Vierfache verlangerte, sie also auf (133 × 4) 532 Jahre erhöhte. Der Julianische Kalender verzeichnet nun wirklich einen sogenannten Osterkreis, einen Zeitabschnitt von 532 Jahren, da in der Julianischen Zeitrechnung die Osterfeste nach 532 Jahren wieder auf dieselben Daten fallen. Für die Gregorianische Zeitrechnung trifft dies indes nicht zu, da dieselbe alle 400 Jahre drei Schalttage wieder ausfallen läßt und den Gregoriancyklus alle 300 Jahre um 1 Tag verschiebt. Demnach würde für die Gregorianische Zeitrechnung sich ein Osterkreis von 159,600 Jahren ergeben, da 159,600 die kleinste Zahl ist, in welche die Zahlen 19, 7, 4, 2800 und 300 ohne Rest aufgehen. Gesetzt aber den Fall, daß dann noch Menschen auf der Erde existirten, die Ostern noch nach den jetzigen Bestimmungen feierten, so müßte bis dahin der Gregoriancyklus wie auch die Einschaltung von Tagen in das bürgerliche Jahr noch wiederholte Abänderungen erleiden, um keine zu große Differenz zwischen den cyklischen und den wirklichen Vollmonden, wie auch zwischen dem bürgerlichen Jahre und dem Sonnenjahre eintreten zu lassen, wodurch wiederum der mit 159,600 Jahren berechnete Osterkreis sich um das 100- ja 1000fache erweitern würde.

Allerdings lassen sich ja auseinanderfolgende Jahre verzeichnen, in denen die Osterfeste auf dieselben Daten fallen, wie dies in ebensovielen auseinanderfolgenden Jahren vorher der Fall war oder nachher der Fall sein wird; da aber diese sich wiederholende Auseinanderfolge sich nicht fortsetzt, sondern unterbrochen wird, kann man solche Osterfestperiode nicht als einen Osterkreis bezeichnen.

Aus dem Zeitraum von 1801 bis 1925 lassen sich verzeichnen 6 elfjährige Perioden mit 2 auseinanderfolgenden Jahren:

1809	1820	2. April	1825	1837	26. März
1810	1821	22. April	1827	1838	15. April
1829	1840	19. April	1853	1864	27. März
1830	1841	11. April	1854	1865	16. April
1870	1881	17. April	1873	1884	13. April
1871	1882	9. April	1874	1885	5. April;

vier 11jährige Perioden mit 3 auseinanderfolgenden Jahren:

1821	1832	22. April	1845	1856	23. März
1822	1833	7. April	1846	1857	12. April
1823	1834	30. März	1847	1858	4. April
1849	1860	8. April	1865	1876	16. April
1850	1861	31. März	1866	1877	1. April
1851	1862	20. April	1867	1878	21. April;

eine 22jährige Periode mit 2 auseinanderfolgenden Jahren:

1842	1864	27. März
1843	1865	16. April;

eine 57jährige Periode mit 3 auseinanderfolgenden Jahren:

1856	1913	24. März
1857	1914	12. April
1858	1915	4. April;

eine 79jährige Periode mit 2 auseinanderfolgenden Jahren:

1800	1873	13. April
1801	1874	5. April;

eine 79jährige Periode mit 2 auseinanderfolgenden Jahren:

1822	1901	7. April
1823	1902	30. März;

eine 84jährige Periode mit 2 auseinanderfolgenden Jahren:

1803	1887	10. April
1804	1888	1. April;

eine 81jährige Periode mit 4 auseinanderfolgenden Jahren:

1805	1890	6. April
1807	1891	29. März
1808	1892	17. April
1809	1893	2. April;

eine 95jährige Periode mit 3 auseinanderfolgenden Jahren:

1801	1896	5. April
1802	1897	18. April
1803	1898	10. April;

und schließlich noch eine 6jährige Periode mit 14 auseinanderfolgenden Jahren:

1838	1906	15. April
1839	1907	31. März
1840	1908	19. April
1841	1909	11. April
1842	1910	27. März
1843	1911	16. April
1844	1912	7. April
1845	1913	24. März
1846	1914	12. April
1847	1915	4. April
1848	1916	23. April
1849	1917	18. April
1850	1918	31. März
1851	1919	20. April.

Nachstehend will ich noch erklären, welchen Umständen die zuletzt angeführte 6jährige Periode die große Reihe von auf gleichen Daten wiederkehrenden Osterfesten zu danken hat.

Wie ich schon weiter oben mitgeteilt habe, ist ein synodischer Monat = $29_{12\,44}$ Tagen, und somit sind 13 synodische Monate = $383_{49\,38}$ Tagen; das bürgerliche Jahr zählt 365 Tage, also $18_{49\,38}$ Tage weniger, deshalb treten der cyklischen Vollmonde in jedem folgenden Jahre um 19 Tage später reipektive 11 Tage früher ein. Nach 68 Jahren würde der cyklische Vollmond demnach um (19 × 68 =) 1292 Tage später eintreten; da jedoch die Dauer des cyklischen Monats gleich 30 Tagen gerechnet wird, das heißt die Grenze der Daten des cyklischen Vollmondes 30 Tage umfaßt und 1292 durch 30 dividirt 2 Rest läßt, so würden die cyklischen Vollmonde nach 68 Jahren um 2 Tage später eintreten. Innerhalb eines Mondcyklus, einer Reihe von 19 Jahren, rückt der cyklische Vollmond einmal nur 18 Tage weiter, während er in den anderen 18 Jahren, wie schon bemerkt, um je 19 Tage weiterrückt. Dieses Weiterrücken um nur 18 Tage geschieht vom letzten Jahre eines Mondcyklus bis zum ersten Jahre des neuen Cyklus. Würde der cyklische Vollmond alle 19 Jahre nun je 19 Tage weiterrücken, so würde dies in 19 Jahren 361 Tage ausmachen, und da die Dauer des cyklischen Mondes gleich 30 Tagen genommen wird, so würde der cyklische Vollmond um 1 Tag alle 19 Jahre vorrücken, während er doch nach Ablauf von 19 Jahren auf dieselben Daten fallen soll.

Das Weiterrücken des cyklischen Vollmondes um nur 18 Tage geschieht in allen den Jahren, die durch 19 dividirt 1 Rest lassen, in den 68 Jahren von 1838 bis 1906, reipektive von 1851 bis 1919, also 4 mal. Es wird deshalb der cyklische Vollmond nach diesen 68 Jahren um 4 Tage früher eintreffen als weiter oben ausgerechnet, also um 2 Tage früher statt um 2 Tage später. Das Jahr 1900 aber, welches innerhalb dieses Zeitraumes liegt, ist, obschon durch 4 teilbar, dennoch kein Schaltjahr, und aus diesem Grunde tritt der Vollmond nach den 68 Jahren nicht um 2, sondern nur um 1 Tag früher ein.

Jedes Datum rückt im folgenden Jahre um einen Wochentag weiter, in jedem Schaltjahre aber um 2 Wochentage, in 68 Jahren also um (68 + $\frac{68}{4}$ =) 85 Tage. Da aber im Jahre 1900 ein Schalttag ausfällt, so rücken die Daten in dem fraglichen Zeitraum von 68 Jahren nur um 84 Tage, und da die Woche 7 Tage hat, um den Rest aus $\frac{84}{7}$, also um 0 Tage weiter. Die Daten fallen also nach je 68 Jahren, wenn innerhalb dieses Zeitraumes das Jahr 1900 liegt, wieder auf dieselben Wochentage. Da nun, wie oben berechnet, die cyklischen Vollmonde nach diesen 68 Jahren auf ein um einen Tag früheres Datum fallen, müssen sie auch auf einen um einen Tag früheren Wochentag fallen. Da nun die Osterdaten immer bloß auf Sonntag fallen, so kann hieraus eine Differenz in den Osterdaten der betreffenden Jahre nur dann resultiren, wenn das Vollmondsdatum der ersten Jahresreihe auf Sonntag fällt. Dieses war in keinem der angeführten Jahre 1838 bis 1851 der Fall, und deshalb mußten auch die Osterdaten in den um 68 späteren Jahren, 1906 bis 1919, wieder auf dieselben Daten fallen.

Im Jahre 1852 fiel der cyklische Vollmond auf den 4. April, dieser Tag war aber ein Sonntag und Ostern fiel daher in diesem Jahre auf den 11. April. Da aber 1852 der cyklische Vollmond auf den 4. April fiel, wird er 68 Jahre später 1920 auf den 3. April fallen und dieser Tag wird ein Samstag sein, Ostern also schon auf den 4. April fallen. Somit müßte das Jahr 1852 diese periodische Reihe der Osterdaten unterbrechen. Im Jahre 1887 fiel der cyklische Vollmond auf den 21. März, also auf das früheste Datum; deshalb kann 68 Jahre später, 1905, derselbe nicht 1 Tag früher, sondern muß 29 Tage später fallen, weshalb auch das Osterdatum in diesem Jahre ein bedeutend höheres ist.

Die zuletzt angeführte und begründete Reihe von 14 aufeinanderfolgenden Jahren, in denen die Osterdaten sich wiederholen, ist die längste in den 300 Jahren von 1700 bis 2000.

Die größte Differenz zwischen den beiden, die Osterzeit begrenzenden Daten (22. März und 25. April) beträgt 34 Tage, also fast 5 Wochen. Da nun auch die Witterungsverhältnisse noch unberechenbarer sind als die Osterdaten und diejenigen des einen Jahres um mindestens auch 5 Wochen gegenüber denen eines andern Jahres voraus oder zurück sein können und der Fall, daß beide möglichst große Differenzen für ein Jahr zusammentreffen, eintreten kann, so lassen sich die einschneidendsten Gegensätze mit Bezug auf das zu Ostern oder Pfingsten (letzteres Fest richtet sich ja nach Ostern) obwaltende Wetter denken. Einmal Ostern in vollendeter Winterlandschaft, ein andermal im schönsten Maienschmuck; einmal Pfingsten bei nicht selten dem Gefrierpunkt naher Temperatur und Schneegestöber, ein andermal bei sengender Glut. Noch ist zu erwägen, daß gerade die Osterzeit als Anfangs- und Endtermin für Lehr-, Dienst- und auch wohl Mietzeiten gern festgesetzt ist, wenn auch mit der Zeit mehr und mehr der 1. April statt der Osterzeit hierfür genommen wird. Da konnte es sich wohl früher sehr gut ereignen, daß jemand seine Lehrzeit 4 Wochen früher oder später der Jahreszeit nach beendete, als er sie begonnen; 4 Wochen auf 4 Jahre, „2 Prozent“ wird der Kaufmann sagen. Auch muß das Variiren der Osterfeste auf den Gesundheitszustand solcher Industrien, für welche die Feste nicht ohne Einfluß sind, von Ungleichmäßigkeit bedingender Wirkung sein. Daß trotzdem, und obschon andere einschneidende chronologische Veränderungen, wie zum Beispiel die Einführung des Gregorianischen Kalenders, vorgenommen worden sind, das Osterfest noch nach den Bestimmungen jener fast zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung stattgefundenen Kirchenversammlung gefeiert wird und nicht, wie dies schon mehrfach angeregt wurde, auf ein bestimmtes Datum festgelegt ist, muß uns wundernehmen. Wollte man wirtschaftlicher Bedenken wegen die Oster- und Pfingstfeste nicht gerne mitten in die Woche hinein fallen lassen, so konnte man ja einen bestimmten Sonntag im April für Ostern und einen solchen im Mai oder Juni für Pfingsten festsetzen; die Differenz zwischen den Oster-, respektive Pfingstdaten könnte dann höchstens noch gleich 6 Tagen sein, und die Ermittlung derselben wäre eine viel leichtere.

Bilder aus der fränkischen Schweiz.

Originalzeichnung von Professor R. Seyler

Digitized by Google

Orpheus und Eurydike. Der letzte Abschied.

Nach einem Gemälde von Professor Wassily Petrowitsch Wereschagin.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Graf Ferdinand war im Schloß vorgefahren, um sich bei dem dienstthuenden Kammerherrn der höchsten Herrschaften zu melden, wie es ihm seine Pflicht als Inhaber eines Erbhofamtes und als einer der größten Grundbesitzer des Landes gebot. Er hatte bei dieser Gelegenheit lebhafte Versicherungen der Freude über seine Rückkehr, freundschaftliche Vorwürfe über seine lange Abwesenheit gehört und eine jener leichten, oberflächlichen, ziemlich inhaltlosen Konversationen geführt, wie sie bei solchen Gelegenheiten an der Tagesordnung zu sein pflegen. Er hatte zu seiner stillen Erheiterung bemerkt, daß man erwartet haben mochte, in ihm einen Halbwilden zu finden, und nicht wenig erstaunt darüber war, daß er sich so sicher und elegant in den Formen bewegte, welche für die Hofgesellschaft bis zu einem gewissen Grade den Inhalt des Lebens bilden.

Schnell empfahl er sich wieder; aus seinen spöttisch lächelnden Lippen drang ein leiser Seufzer hervor. Das behagliche Gefühl der Heimat, das er in seinem Hause empfunden, verschwand und fast bereute er, aus der Freiheit seines Reiselebens in diese enge Welt zurückgekehrt zu sein, deren ganzes Denken, Empfinden und Streben er an so unendlich kleine und kleinliche Dinge und Interessen geknüpft fand, daß es ihm in der That schwer wurde, nur das Verständnis dafür wieder zu gewinnen.

Als er durch das Vorzimmer hinschritt, begegnete er einem Herrn in der kleinen Kammerherrenuniform mit dem Stern des großherzoglichen Hausordens auf der Brust. Der Kavalier war hoch und schlank gewachsen und machte beim ersten Anblick in einiger Entfernung einen noch jugendlichen Eindruck; doch wurde man nur zu bald die Täuschung gewahr. Sein feines und vornehm geschnittenes Gesicht hatte eine bleiche Wachsfarbe, sein sorgfältig gescheiteltes, dünnes Haar, der kleine Schnurrbart und der kunstvoll frisirte Backenbart ließen durch das stumpfe und tote Aussehen vermuten, daß die intensiv schwarze Farbe ein Produkt kosmetischer Kunst sei. Die Haltung des Körpers war schwankend und gebrochen, und der unsichere, schleppende Gang deutete auf ein stark entwickeltes Podagra.

Dieser Herr blieb bei dem Anblick des jungen Mannes, der ihm entgegen kam, stehen; er stützte sich mit der einen Hand auf das starke spanische Rohr mit goldener Krücke, das er führte, hob mit der andern ein goldenes Binocle zu seinen matt blickenden Augen empor und sah die ihm fremde Erscheinung verwundert mit der hochmütig fragenden Miene eines Mannes an, der das Recht hat, zu erwarten, daß jedermann ihm Rechenschaft über seine Anwesenheit in den unnahbaren Räumen des Residenzschlosses gebe.

Ferdinand hatte den Herrn einen Augenblick prüfend betrachtet, dann trat er mit verbindlichem Gruß zu ihm heran und sagte:

„Eure Exzellenz werden mich vielleicht nicht wieder erkennen, denn ich glaube, daß die verflossenen Jahre über mich mehr Macht gehabt haben als über Sie."

Der Herr blickte noch schärfer auf den jungen Mann; er schien unsicher zu sein, wohin er denselben rangiren solle, und mit einer ziemlich dünnen, scharfen Stimme sagte er, den Kopf etwas hochmütig zurückwerfend:

„Ich erinnere mich in der That nicht; ich bin der Oberhofmarschall Graf Steinhausen," fügte er mit einer kaum merklichen Verneigung hinzu, „und —"

„Und ich habe die Ehre, den Grafen Ferdinand Hilburg in Eurer Exzellenz gütige Erinnerung zurückzurufen," erwiderte Ferdinand.

Bei diesen Worten veränderte sich das Gesicht des Hofmarschalls wie mit einem Zauberschlag; mit der Miene freundschaftlicher Herzlichkeit schüttelte er die Hand des jungen Mannes und rief:

„Ferdinand Hilburg, der Sohn meines alten Freundes — welche Freude, Sie wieder zu begrüßen! Es ist in der That Ihre Schuld, mein teurer Graf, wenn Ihre Freunde Sie nicht erkennen. Sie haben ja Ihre Reise bis zu einer Ewigkeit ausgedehnt. Man mußte Sie fast für verschollen halten. Ich habe nur hin und wieder durch Ihren Bankier gehört, daß Sie weiß Gott wo bei den Antipoden umherschweiften, und fast mußte man fürchten, daß Sie einst als ein Halbwilder zurückkommen würden. Es freut mich von ganzem Herzen, daß Sie wieder da sind und daß Sie so — so menschlich zurückgekehrt sind. Der allergnädigste Herr sprach noch vor kurzem von Ihnen; er schien befremdet zu sein über Ihre lange Abwesenheit. Ich gehe soeben zum Vortrag und werde sogleich Ihre Rückkehr melden," fügte er mit einer gewissen Wichtigkeit hinzu, „ich bin überzeugt, das diese Meldung sehr gut aufgenommen wird und daß Sie sehr bald Gelegenheit haben werden, den Herrschaften von Ihren Reisen zu erzählen. Haben Sie schon jemand gesehen? Weiß man in der Stadt von Ihrer Rückkehr? Wann sind Sie angekommen?"

„In dieser Nacht," erwiderte Ferdinand, „es war ja meine Pflicht, mich zuerst bei den Herrschaften zu melden, und ich will nun meine Besuche beginnen."

„Ganz recht!" rief Graf Steinhausen, indem er immer von neuem Ferdinands Hand schüttelte, „verzeihen Sie meine Frage. Sie werden doch sogleich zu meiner Schwester Rautenstein fahren? Meine Frau wird Sie kaum noch kennen; sie ist Oberhofmeisterin der Großherzogin geworden und hat viel Dienst, weil Ihre königliche Hoheit sie ungern entbehrt. Wie wird sich meine Schwester Rautenstein freuen und mein Schwager. Sie wieder zu sehen; beide haben so viel von Ihnen gesprochen; sie waren noch ein wenig böse, daß Sie so lange Ihre Heimat und Ihre Freunde vergessen konnten. Auch Käthchen, Ihre Spielgefährtin, erinnert sich noch immer der Kinderzeit; wie wird sie sich wundern, den vollendeten Mann und Kavalier wieder zu sehen statt des schüchternen Knaben von damals. Sie hat sich auch verändert," fuhr der Oberhofmarschall fort, während Ferdinand in leichter Verwirrung die Augen zu Boden senkte, „sie hat sich vortrefflich entwickelt — über Erwarten — sehr hübsch geworden — in der That sehr hübsch — vollendete Weltdame und doch kindlich und natürlich. Nun, Sie werden ja sehen und sich überzeugen, daß Ihre Freunde Sie nicht vergessen haben trotz Ihrer langen Abwesenheit."

„Mein erster Besuch," sagte Ferdinand, „sollte dem Rautensteinischen Hause gelten. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft der Freundlichkeit der Herrschaften, mit der sie gegen meine Wildheit Nachsicht übten, wenn sie auf dem Lande draußen waren, und ich habe auch meine kleine Spielgefährtin nicht vergessen. Ich freue mich, sie als Dame wieder zu sehen und bin neugierig, ob sie den alten Jugendfreund wieder erkennt."

„Sie wird es," rief Graf Steinhausen, „ich weiß, daß sie oft von ihnen gesprochen, oft erzählt hat, wie ritterlich Sie ihr in Kinderzeiten als Führer und Beschützer zur Seite standen. Paul et Virginie," ergänzte er lachend. „Doch jetzt entschuldigen Sie mich, lieber Freund, Seine königliche Hoheit erwartet mich, ich werde ja bald die Freude haben, Sie wieder zu sehen."

Er schüttelte noch einmal Ferdinands Hand und ging dann, auf seinen Stock gestützt, nach den inneren Gemächern weiter, während Ferdinand die Treppe hinabstieg.

„Paul et Virginie," flüsterte er leise vor sich hin; „ich habe selbst als Knabe wohl Aehnliches gedacht, und auch auf meinen Reisen wollten die alten Jugendbilder immer wieder in mir aufsteigen."

Gesenkten Hauptes, in tiefes Sinnen verloren, stieg er die mit weichen Teppichen bedeckten Marmorstufen hinab. Die Lakaien grüßten ihn ehrerbietig, denn sie hatten inzwischen von Karl, der in seiner prächtigen Jägerlivree am Fuße der Treppe wartete, erfahren, wer der Fremde sei, über dessen Persönlichkeit sie sich bei seiner Ankunft die Köpfe zerbrochen hatten.

„Zum Kammerherrn von Rautenstein!" befahl Ferdinand, indem er in den Wagen stieg. Eine Viertelstunde später trug Karl die Karte seines Herrn in ein großes, vornehmes Haus am Rande des die Residenz; von zwei Seiten einschließenden Parkes.

Bald kehrte der Jäger zurück, begleitet von einem Lakaien des Hauses, welcher meldete, daß der Besuch des Herrn Grafen den Herrschaften sehr angenehm sein werde.

„Der Herr Graf möge," fuhr der Lakai fort, während er Ferdinand über das breite Vestibül in den obern Stock des Hauses führte, „nur ein wenig verziehen, da die Herrschaften bei der Toilette sind."

Ferdinand trat in einen mit äußerster Eleganz ausgestatteten Salon, an dessen Wänden in prachtvollen Rahmen verschiedene Gemälde hingen, welche Scenen aus den letzten Kriegen behandelten, meist Kavalleriegefechte in nicht besonders künstlerischer Ausführung. Daneben sah man Aquarellbilder, auf denen Rennscenen und einzelne in der Sportswelt berühmt gewordene Rennpferde mit ihren Reitern wiedergegeben waren.

Ferdinand betrachtete, in dem Salon umhergehend, diese Bilder, nicht sowohl um einem Interesse an ihren Darstellungsgegenständen zu genügen oder sie auf ihren künstlerischen Wert hin zu prüfen, als um die Zeit des Wartens auszufüllen. Endlich blieb er vor einem großen, besonders sorgfältig durchgebildeten Aquarell stehen, das eine Dame auf einem prachtvollen Goldfuchs zeigte. Er blickte in das zart rosig angehauchte Gesicht der Reiterin, welche schmeichelnd den schlanken Hals des Pferdes klopfte und sich aus dem Bilde herauszubeugen schien, als ob ihre lächelnden Lippen dem Beschauer ein neckisches Scherzwort zurufen wollten. Die schönen, noch kindlich zarten Züge riefen in ihm weit zurückliegende Erinnerungen wach; die längstvergangene Kinderzeit schien ihm einen leisen Gruß zuzuflüstern. Er zweifelte nicht, in diesem Bilde die Tochter des Hauses vor sich zu sehen, und war überrascht und bewegt von dem Eindruck der edlen Schönheit, zu welcher seine Jugendgespielin sich entwickelt haben mußte. Freilich lag in diesen Zügen auch eine gewisse selbstbewußte, fast herausfordernde Sicherheit, die ihm fremd entgegentrat.

Während er vor dem Bilde stand, hörte er, wie die Thüre geöffnet wurde. Schnell wendete er sich um, und vor ihm stand eine junge Dame im schwarzen Reitkleid, dessen Schleppe sie über den Arm geworfen hatte. Ein kleiner schwarzer Hut mit blauem Schleier bedeckte das dunkelblonde Haar.

Ferdinand sah das Original des Bildes vor sich, mit dem er sich soeben eingehend beschäftigt hatte. Er fand nun sofort, daß der Maler die Porträtähnlichkeit meisterhaft wiedergegeben; nur trat bei der jungen Dame selbst jener Ausdruck herausfordernden Selbstbewußtseins, der den Grafen auf dem Bilde unangenehm berührt hatte, doppelt scharf hervor, als sie jetzt den ihr Unbekannten hochmütig fragend ansah. Ferdinand war ihr entgegengetreten. Schon schwebte ein Wort herzlicher Begrüßung auf seinen Lippen, aber vor ihrem kalten, fast unweiblichen und hochmütigen Blick erstarb dasselbe.

Er verneigte sich und sagte:

„Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein, eine längstvergangene Zeit in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wenn Sie sich derselben überhaupt noch erinnern. Ich bin Graf Ferdinand Hilburg und komme —"

Er konnte nicht weiter sprechen, denn wie mit einem Zauberschlag hatte sich die Miene und Haltung des jungen Mädchens verändert. Aus der hoffärtigen Weltdame, welche von der unnahbaren Höhe des Selbstbewußtseins jede Annäherung zurückzuweisen schien, wurde plötzlich ein reizendes, unbefangenes, harmlos vertrauliches Kind.

Sie ließ ihre Schleppe fallen, warf die Reitpeitsche fort und streckte dem jungen Mann beide Hände entgegen.

„Ferdinand Hilburg," rief sie, „o, das ist schön, daß Sie endlich wieder kommen! Wie oft haben wir von Ihnen gesprochen, wie oft habe ich mich unserer Kinderzeit erinnert, in der Sie mit mir spielten, mich führten und beschützten und so manchesmal auf Ihren Armen durch das dichte Gebüsch und über die Bäche und Gräben trugen. Sie waren ja viel älter und größer und klüger als ich. Zuweilen waren Sie wohl auch ernst und streng und ermahnten mich, wenn mein jugendlicher Uebermut einen Augenblick den Respekt vergaß, den Sie verlangten und den ich Ihnen immer zugestand; aber alles in allem hatte ich Sie immer so lieb und spielte so gern mit Ihnen. Im Frühjahr konnte ich kaum die Zeit erwarten, bis wir aufs Land hinausgingen, und kaum waren wir draußen, so mußte auch gleich ein Bote nach Hilburgshausen, um Ihnen unsere Ankunft zu melden. Sie kamen dann auch immer gleich, brachten mir einen Strauß und führten mich zu den Plätzen im Park, wo die schönsten Frühlingsblumen wuchsen. Sie sehen," sagte sie dann, indem sie errötend die Augen niederschlug, als ob sie über ihre eigene Lebhaftigkeit erschrocken sei, „daß ich mich der Zeit unserer Kindheit genau erinnere, obwohl sie schon so lange vergangen ist!"

Sie wollte ihre Hände zurückziehen, Ferdinand aber hielt dieselben fest und sah mit warmen Blicken in ihr

Gesicht, das jetzt in seiner kindlichen Natürlichkeit und in der schüchternen Verwirrung so unendlich anmutig und so viel schöner war als das Aquarellporträt.

„Auch ich erinnere mich jener Zeit," sagte er bewegt, „so genau, als ob sie seit gestern erst vorüber wäre, und in diesem Augenblick scheint es mir fast, als sei alles, was dazwischen liegt, vergessen und kaum der Erinnerung wert, als müsse die Gegenwart anknüpfen an die freundliche Vergangenheit. Hatten Sie doch damals kaum nötig, Fräulein Käthchen, es mir anzeigen zu lassen, wenn Sie aus der Stadt herauskamen; schon wochenlang vorher durchstreifte ich den Wald nach der Grenze von Wilnitz hin, und wo ich einem Arbeiter oder einem Verwalter begegnete, da fragte ich, wann die Herrschaften erwartet würden. Ich zählte die Tage bis zu Ihrer Ankunft, denn den ganzen Winter über sehnte ich mich nach der schönen, lichten Sommerzeit, welche mit den Blumen auch meine kleine Freundin brachte, den Sonnenblick meines einsamen Knabenlebens in Hilburgshausen. Wie oft bat ich meinen Vater, daß er mich mit in die Stadt nehmen möge, aber er that es nicht. Er hatte wohl recht, mich in der Einsamkeit, in dem Frieden und der Freiheit der Natur aufwachsen zu lassen. Vielleicht konnte ich nur dort werden, was er aus mir machen wollte und was ich geworden bin, so weit meine Kraft reichte. So mußte ich mich denn darein finden, die schönste Freude meines Kinderlebens auf die kurzen, flüchtigen Sommermonate beschränkt zu sehen; darum aber war sie um so reiner und schöner, darum ist sie mir um so unvergeßlicher geblieben."

Noch dunklere Glut übergoß das Gesicht des jungen Mädchens, doch war es nicht mehr die Verwirrung, es war reine, glückliche Freude, welche ihre Wangen höher färbte. Offen und frei blickte sie zu ihm auf, in natürlicher Unbefangenheit zog sie ihre Hände aus den seinen zurück und setzte sich auf eine von Blattpflanzen umgebene Causeuse, indem sie ihn mit einer anmutigen Bewegung einlud, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Graf Ferdinand," sagte sie, indem ihre Blicke forschend und prüfend auf seinem Gesicht ruhten. „Sie sind so groß, so kräftig geworden! Der volle Bart gibt Ihnen einen so ganz andern Ausdruck! Nein, in der That, ich hätte Sie nicht wieder erkannt, wenn ich Ihnen auf der Straße oder an einem fremden Orte begegnet wäre; und doch jetzt, wenn ich Sie so ruhig ansehe, dann tritt das alte Gesicht wieder immer mehr und mehr aus dem Schatten der Vergangenheit hervor; jeden Zug finde ich wieder und namentlich die Augen, ja, die Augen sind ganz dieselben geblieben — ganz dieselben."

Sie senkte stockend den Kopf, und diesmal stieg in der That wieder die Röte lieblicher Verwirrung zu ihren Wangen empor. Dann durchschauerte es sie wundersam bei den Blicken, die er bis in die Tiefen ihrer Seele tauchen zu wollen schien, als sie seine Augen betrachtete und in denselben die Erinnerung an die vergangene Zeit suchte.

„Wissen Sie noch, Fräulein Käthchen," sagte er, „daß wir uns ebenso wie jetzt in jedem Frühjahr betrachteten, wie um zu prüfen, ob wir dieselben geblieben seien, ob wir uns noch das alte Vertrauen entgegenbringen und bei einander die alte Freundschaft finden würden? In der Kindheit zählen ja die Monate wie Jahre. Wissen Sie noch, wie wir dann zuerst scheu vor einander standen, wie wir befangen und fremd mit einander sprachen und erst allmälich die alte Herzlichkeit wieder finden konnten?"

„Ja, ja, ich weiß es," erwiderte sie lächelnd, ohne die Augen aufzuschlagen, „und ich fürchtete mich jedesmal, wenn ich nach Wilnitz hinausfuhr, ob Sie auch wohl noch nicht zu groß geworden sein würden, um mit mir zu spielen. Zagend und mit Herzklopfen ging ich Ihnen entgegen; dann aber war ich so recht glücklich und froh, wenn Sie, nachdem die erste Befangenheit vorüber war, doch wieder als der alte liebe Kamerad vor mir standen und sich nicht scheuten, sich mit dem kleinen Mädchen abzugeben, obgleich Sie während des Winters jedesmal wieder um so viel größer und um so viel klüger geworden waren, daß ich immer mit wachsendem Respekt zu Ihnen aufblickte."

„Nun sehen Sie, Fräulein Käthchen," rief Ferdinand ganz glücklich, „damals haben wir uns trotz der Scheu und Befangenheit doch immer als die alten guten Freunde wieder gefunden! Auch heute haben wir uns zuerst forschend und fremd angesehen, aber ich hoffe, auch heute wird das alte Vertrauen und die alte Freundschaft wieder kommen. Mir ist ganz so zu Mute, wie an jenen Tagen unseres Wiedersehens im Frühling, und mir kommt es vor, als ob die fünf Jahre, die jetzt zwischen uns liegen, weniger bedeuteten als jene langen und traurigen Wintermonate, die uns damals trennten."

Sie blickte mit inniger Herzlichkeit zu ihm auf, reichte ihm wie zur Antwort auf seine Frage die Hand und sagte:

„Damals gingen wir, sobald die erste Begrüßung vorüber war, in den Wald hinaus, der sich zwischen Wilnitz und Hilburgshausen hinzieht, und Sie zeigten mir die Gebüsche, in denen die kleinen Singvögel ihre Nester gebaut hatten. Streng geboten Sie mir Einhalt, wenn ich in dieselben greifen wollte nach den kleinen bunten Eiern, oder wenn ich zu nahe hinzutrat und die ängstlich zwitschernden Vögel zu verscheuchen drohte."

„Das ist nun freilich anders geworden," bemerkte Ferdinand, immer noch ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, festhaltend, „heute kehre ich fremd, fast der Gesellschaft entwöhnt, in die Welt zurück, welche Ihr Reich und Ihre Heimat ist, — jetzt sollen Sie meine Führerin und Lehrerin sein in dieser Welt, in der ich mich nicht so leicht wieder zurecht finden werde. Wollen Sie, Fräulein Käthchen?"

Sie drückte ihm herzlich die Hand, sah ihn mit klarem und freiem Blick an und neigte lächelnd den Kopf.

„Sie erlauben mir doch, daß ich Sie Fräulein Käthchen nenne?" fragte er.

„Wie sollten Sie mich denn nennen, Graf Ferdinand!" antwortete sie; „würden wir in feierlichen Anreden mit einander sprechen, so käme es mir vor, als hätten wir Masken vor dem Gesicht oder wären gar nicht mehr dieselben Menschen, als die wir uns doch heute wieder gefunden haben."

So plauderten sie immer fröhlicher und vertraulicher, und beide brachten abwechselnd und einander ergänzend das Gespräch bald auf das eine, bald auf das andere kleine Ereignis der vergangenen Kinderzeit, welches damals eine gar hohe Wichtigkeit für sie gehabt hatte und auch heute noch von großer Bedeutung für beide zu sein schien — so ernsthaft sprachen sie von all den kleinen Dingen, die plötzlich in wunderbar lebhaften Bildern aus der Tiefe ihrer Erinnerungen wieder heraufstiegen, und dabei waren sie glücklich, wie es einst die Kinder waren.

Graf Ferdinand fand es jetzt in der That unverzeihlich, daß er so lange hatte abwesend sein können, und alles, was er in der weiten Welt gesehen und erlebt hatte, schien weniger wert zu sein als die lieben Erinnerungen, welche ihm aus Käthchens Blicken und Worten als holde Grüße der Heimat entgegenkamen.

(Fortsetzung folgt.)

Vierzehn Tage in einem Boardinghause auf der Insel Wight.

Von

Johanna Feilmann.

(Schluß.)

Wir waren gerade im Begriff, abzusegeln, als Mrs. Wood sich zu unser aller Erstaunen näherte und den Wunsch aussprach, an der Fahrt teilzunehmen. Es war das erstemal, daß sie sich uns anschloß, doch hielt sie sich, wie immer, abgesondert und nahm den äußersten Sitz ein, wo sie gleich einer Statue saß und in die Flut schaute. Wir fuhren vorbei an dem berühmten Blackgang mit seinen steilen schwarzen Felsen, die sich drohend und düster aus der weiß schäumenden Brandung erheben, weiter vorbei an Barnes chime, zum großen Bedauern von Miß „Aesthetic", die dort gar zu gern angelegt hätte. War doch vor nicht gar zu langer Zeit durch die Wegspülung einiger Klippen den Archäologen ein Feld bloßgelegt voll der interessantesten römischen Töpferarbeit. Und wie herrlich die roten Klippen mit ihren malerischen Bruchen und bröckelnden Gestein leuchteten zwischen den dunkleren Felsen, bis sich an der äußersten Westspitze die „Needles" gleich fünf schneeweißen Riesentürmen mit Zinnen und Zacken in den klaren blauen Herbsthimmel erhoben.

Bei der Rückfahrt schwoll die leichte Brise, die unser Segel gebauscht, zu einem starken Sturm an. Schwarze Wolkenschatten zogen schnell über die farbigen Felsen, daß sie, jetzt von dunklem Flor bedeckt, sich plötzlich momentan zu enthüllen schienen, um ihre ganze Formenschönheit zu offenbaren. Höher und höher stiegen die Wogen, standen einen Augenblick wie hellgrünes Gletschereis und überstürzten sich dann mit Poltern und Tosen. Unser kleines Schiff hob und senkte sich, als müsse es jäh in die Tiefe fahren. Bretter, Planken, Fässer, abgelöste Reste von verunglückten Schiffen tanzten auf den Wellen an uns vorüber. Wir alle kannten die Gefahr; gerieten wir bei einbrechender Dunkelheit in die Brandung von Blackgang, so stand uns Schlimmes bevor. Ein jeder versuchte den Heldenmütigen zu spielen und seine Angst vor dem andern zu verbergen. Ich saß auf der kleinen Kajütentreppe, durch das Deck gegen den Spritzregen, mit welchem die Wellen das Schifflein überschütteten, geschützt. Plötzlich gellte ein Angstschrei durch das Brausen und Tosen des Meeres. Das Schiff schien auf dem Bugspriet zu stehen, der Mast beugte sich tief. Alle klammerten sich fest, da sah ich, wie Mr. Bird, selber totenfahl, Mrs. Wood mit beiden Händen beim Arm ergriff. Ihr Hut war in den Nacken gesunken, das lange schwarze Haar hatte sich gelöst und umflatterte sie. Nie werde ich den verzweifelten Ausdruck dieses marmorbleichen Gesichtes vergessen. So standen sie, beide schwankend, bis es Mr. Bird gelang, sie an die Kajütenthür zu schleppen.

„Setzen Sie sich hier," sagte er, indem er sie losließ. Dann flößte er ihr schnell mit fliegender Hand einige Tropfen Cognac ein mit den Worten: „Eine Sekunde, und Mrs. Wood wäre uns über Bord gefallen."

Sie zitterte am ganzen Körper, als er ihr den durchnäßten Shawl abnahm und sie wie ein Kind in seinen Ueberrock hüllte.

„Gleich kommen wir in ein ruhigeres Fahrwasser," tröstete er uns.

Mit geschlossenen Augen, den Kopf gegen die obere Stufe der Treppe gelehnt, saß sie neben mir.

Wir landeten gegen Abend in Ventnor, ganz durchnäßt, doch glücklich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Unten am Fuß des Felsen standen die Wagen zweier in Ventnor bekannten Aerzte.

„Was ist geschehen?" ruft Mr. Bird.

„Ein kleiner Knabe ist den Abhang hinuntergefallen und tödlich verletzt," antwortete der Kutscher.

„Vater im Himmel, mein Kind, mein Georgie!" schreit Mrs. Wood, und von Verzweiflung getrieben, eilt sie die Stufen hinauf.

Und nun folgten einige Tage der entsetzlichsten Aufregung in der Pension. Tag und Nacht wich Mrs. Wood nicht von der Seite des todkranken Kindes; manchmal inmitten der stillen Nacht hörte ich sie schluchzen und weinen und zu Gott flehen, daß er ihren Frevel verzeihen und das Kind erhalten möge. Sie klagte sich in Ausdrücken der höchsten Verzweiflung an, ihren Liebling vernachlässigt und ihn dem ganz jungen und unerfahrenen Mädchen anvertraut zu haben.

Die Aerzte hatten nur wenig Hoffnung auf die Wiederherstellung des Kindes; sein Leben hing an einem Faden. Mit der wachsenden Gefahr ging eine wunderbare Wandlung in Mrs. Wood vor. Der harte Ausdruck ihres Gesichtes schwand mehr und mehr, ihre Stimme gewann einen weichen, rührenden Ton. Ueber sie breitete sich eine wehmutsvolle Ruhe. So saß sie, das Bild einer liebevollen, schmerzlich bewegten Mutter, am Bettchen des Kleinen und lauschte auf jeden seiner Atemzüge. Mrs. Gould, welche sich immer viel mit dem süßen Kleinen beschäftigt, teilte jetzt die Fürsorge um ihn mit der Mutter.

„Ich habe sie fälschlich für herzlos gehalten," sagte sie. „Arme Mrs. Wood, sie wird den Tod des Kindes nicht überleben!"

Die Gefahr hatte den Höhepunkt erreicht; der Arzt erwartete eine Krisis. Im Hause herrschte eine Stille, als schwebe der Engel des Todes schon durch die Räume. Lautlos, mit bleichen, bekümmerten Mienen glitten die zwei schwarzgekleideten Frauen abwechselnd über den Korridor an das Fenster, dem Arzte entgegenharrend.

Mich litt es nicht in der bleischweren Atmosphäre des Hauses. Ich stieg die Stufen hinab und setzte mich am Abhang nieder.

Auch hier Todesstille! Ueber dem regungslosen Meer hingen feine graue Nebelwolken, endlos dehnte sich die glatte dunkle Flut; nur am Rand staute sich dicker, gelblicher Schaum und legte sich gleich einem welken Totenkranz um das Ufer. Mit schlaff herabhängenden Flügeln saß einsam auf einem steil aus dem Wasser aufsteigenden Felsenriff eine Möve und schaute wie träumend auf das Wassergrab. Träumte sie von Sturm und Schiffbruch? „Arme Mrs. Wood! Auch sie ist eine Schiffbrüchige!" dachte ich. Die Unruhe trieb mich wieder hinauf; oben angelangt, wandte ich mich dem Meere zu. Da zerrissen die Strahlen der Abendsonne das graue Gewölk, und das schwarze Wassergrab verwandelte sich wie durch Zauberschlag; aus den Fluten hob es sich gleich einer goldenen Zauberinsel, die sich weiter und weiter dehnte!

Jetzt sah ich den Wagen des Arztes heranfahren und eilte hinein, Mrs. Gould von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Die Thür des Krankenzimmers ist angelehnt; leise öffne ich, doch wie angewurzelt bleibe ich auf der Stelle stehen. Die Abendstrahlen fallen vergoldend durch das laubumrankte Fenster und umweben das blütenweiße, zeltartige Bettchen und die schwarz gekleideten Frauen, welche, einander umschlungen haltend, am Bettrande im Gebete knieen.

Schnell will ich mich zurückziehen, da wendet sich Mrs. Wood um. Ihr bleiches Gesicht trägt Spuren von Thränen, die Augen sind gerötet.

„Er schläft," flüstert sie und deutet auf das schlummernde Kind.

Gleich darauf trat der Arzt ein und ich wartete auf dem Korridor, bis er zurückkam. Ein Blick auf ihn genügte, zu wissen, daß die Krisis glücklich überstanden sei. Sein Auge schimmerte feucht.

„Das waren schwere Tage," sagte er, „Gott sei gedankt, der Kleine ist gerettet, wenn nicht widerwärtige Umstände eintreten. Die arme Mutter hätte den Verlust des Kindes in ihrem schwachen, überreizten Zustand nicht überlebt, sie macht mir jetzt mehr Sorge als der Kleine."

Am Abend spät klopfte es an meine Thür; es war Mrs. Gould. Mit vor Rührung erstickter Stimme teilte sie mir mit, daß Mrs. Wood sich ihr am Krankenlager des Kindes als die Frau ihres Sohnes zu erkennen gegeben und daß eine Versöhnung zwischen ihnen stattgefunden.

„Ich will, beide sollen den Namen Gould tragen, darum werde ich Jane gerichtlich adoptiren. Der Herr segne und erhalte sie mir!"

Das Fest der Armen auf Santa Lucia (Neapel).

Nach einer Skizze von E. Unkien.

Digitized by Google

Was auf dem Storchennest passirt.

Nach Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz in Lissa.

Nach der Ruhe.

Gliederrecken.

Erster Anflug.

Rückkehr.

Ahnung.

Heftiger Empfang.

Kleine Zwistigkeiten.

Geklapper.

Abflug des Männchens.

Anflug.

Tanz.

Siesta.

Digitized by Google

Gleich darauf kam Mrs. William Gould selber.

„Ich schulde Ihnen ein Geständnis," sagte sie, auf die Klippe deutend; „Ihr Turm hat mich wenigstens vor einem Verbrechen bewahrt. In einem wahnsinnigen Anfall der Verzweiflung wollte ich die Last des Daseins abwälzen. Meine Beichte sei Ihnen Bürge, daß auch bei mir die Krisis glücklich überstanden ist."

Und bis tief in die Nacht hinein erzählte sie mir in schmuckloser Weise ihr trauriges Schicksal, das leider in England nicht zu den Ausnahmsfällen gehört. Noch viele Opfer wird es kosten, bis die Vernunft siegt, und die Bischöfe im Oberhaus zur Erkenntnis gelangen, daß der achtzehnte Vers im achtzehnten Kapitel des dritten Buchs Mosis für England ebensowenig Bedeutung hat wie für andere Völker, denn auf diesem Vers, welcher falsch übersetzt und außerdem verdreht worden, beruht das ganze Gesetz, welches eine Heirat zwischen Schwager und Schwägerin unmöglich macht.

„Ja," hub sie an, „in einem Anfall der Verzweiflung wollte ich alle bangen Zweifel durch den Tod lösen, und wieder war es die Verzweiflung, welche mir zum wahren Heilmittel ward. Aber hören Sie! Ich bin, wie Sie wohl an meiner Aussprache bemerkt haben, eine Schottin. Mein Vormund, ein Clergyman, schickte mich und meine ältere Schwester nach dem Tode unserer Eltern als kleine Mädchen in ein Institut in Glasgow, wo wir unter dem Einfluß der Presbyterin streng religiös in den Dogmen der anglikanischen Kirche erzogen wurden. Meine Schwester vermählte sich, sobald sie mündig geworden, mit Dr. William Gould, der als Philologe eine Stelle an einem College in Oxford bekleidete. Bald nach ihrer Hochzeit drang meine Schwester in mich, meine Wohnung bei ihr zu nehmen; es war ja ganz natürlich, daß ich zu ihr zog, denn wir hatten keine nahen Verwandten und ich war der Erziehungsanstalt entwachsen. Der unerbittliche Tod raffte meine Schwester in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre dahin, nachdem sie einem kleinen, zarten Wesen das Dasein gegeben. War es nicht selbstverständlich, daß ich bei dem Schwager blieb und versuchte, bei meinem kleinen Neffen die Mutterstelle zu vertreten? Ich fürchtete, William würde dem Schlag erliegen, so sehr hatte das unglückliche Ereignis ihn niedergeschmettert. Still, in sich gekehrt ging er umher; kaum vermochte ich, ihn zur Teilnahme an den Mahlzeiten zu bewegen. Nichts vereinigt die Menschen mehr als ein gemeinschaftlich empfundener Schmerz. Ich muß an meinem eigenen Unglück die Tiefe seines Wehs, denn er hatte meine Schwester seit ihren Kinderjahren geliebt. Dieses Mitgefühl ergriff mich, wenn ich sah, wie sein schönes, männliches Gesicht jede Spannkraft verlor, und seine Haltung mit jedem Tag gebückter wurde. Die Sorge um ihn beschäftigte mich vom frühen Morgen bis spät am Abend, ja, bis in meine Träume hinein verfolgten mich die Gedanken, wie ich seine Trauer lindern könne. Und aus dem Mitleid und der Fürsorge erwuchs ein Gefühl der Zuneigung, das ich bald selbst als Liebe erkannte. Ich wollte vor mir selber fliehen; ich wußte, daß es nicht recht sei, zu bleiben, und dennoch blieb ich und umgab ihn und das Kind mit allem, was uns die Liebe zu thun lehrt. William empfand es. Er drückte mir stillschweigend die Hand, wenn ihm irgend eine meiner Aufmerksamkeiten, gegen die er sich erst unempfindlich zeigte, die Seele rührte. Ein halbes Jahr nach dem Tode der Schwester ging eine Wandlung in ihm vor; er ward heiterer; er machte lange Spaziergänge mit mir und nahm regen Anteil an allen meinen geistigen Beschäftigungen. „Mein bester Kamerad!" pflegte er mich seinen Kollegen vorzustellen. So lebten wir im innigsten Verkehr, warum wir doch durch das Gesetz Bruder und Schwester! Bruder und Schwester durch die Willkür eines Gesetzes, wenn das Blut heiß in den Adern rollt und mit elementarer Gewalt Herz zum Herzen reißt! Es mag eine Freundschaft zwischen Mann und Frau geben, ich leugne es nicht, aber bei William und mir blieb das Gefühl nicht Freundschaft; in uns beiden loderte die Flamme heißer, verzehrender Leidenschaft, die der Gedanke, daß nur uns nie einander angehören konnten, nur um so heftiger schürte. William verschloß sein Innerstes vor mir, und doch wußte ich durch meine eigene, mir zum Bewußtsein erwachte Empfindung, was in ihm vorging, wenn sein düster brennendes Auge auf mir ruhte. Eine Ehe zwischen uns war ja unmöglich. Die Dogmen der anglikanischen Staatskirche stellten sich gleich einer unübersteiglichen Mauer zwischen uns. Niemals konnte ich seine legitime Frau werden, denn war nicht William der Bibel nach, wie unsere gelehrten Bischöfe sie deuten, mein Bruder? Ein furchtbarer Kampf entspann sich in mir. Meine Liebe zu ihm war übermächtig groß; der Buchstabe der Bibel sagte: ‚Ihm angehören ist Sünde und Schande.' Das kleine, hilflose Wesen, welches meine Schwester uns hinterlassen, welkte dahin, bis sein schwaches Lebenslicht erlosch. Mit der Sorge um den Kleinen, mit welcher ich vor mir selber mein gefährliches Bleiben entschuldigt, hörte auch die Notwendigkeit meiner Gegenwart im Hause des Schwagers auf. Zwei Jahre waren seit dem Sterbetag der Schwester vergangen, als wir beide Hand in Hand über den Kleinen gebeugt standen. Wie ein Engel lag er mit seinen Blumen und Kränzen auf dem weißen Bettchen. Da sagte ich in einer plötzlichen, nicht zu unterdrückenden Aufwallung: ‚William, nun muß ich auch fort von Dir!" — Er sah mich groß an, mit einem solchen Blick der Trauer in seinen schönen, schwermütigen Augen, daß mein Herz ihm mächtiger als je entgegenschlug. Darauf sagte er nach einigen Augenblicken: ‚Ich wollte, ich läge da statt seiner; ich ertrage das Leben nicht so, Jane.' — Da hielt es mich nicht länger. ‚William, ich will Dein sein, was die Welt auch sagen mag!' Und im selben Augenblick lag ich, von seinen Armen umfangen, schluchzend an seiner Brust. Mit dem ersten Kuß war mein Schicksal besiegelt. Am Totenbett des Kindes schworen wir, als Mann und Weib treulich zusammenzuhalten, bis der Tod uns trenne. Einige Tage nach dem Begräbnis des Kindes reisten wir nach Genf, damit unsere Ehe von dem protestantischen Pfarrer die kirchliche Weihe empfange. Unser Leben hatte eine solch plötzliche Wendung genommen, daß William es für nötig erachtete, unsern Bund geheim zu halten, bis er die in Oxford übernommene Verbindlichkeit durch Kündigung lösen könne. Erst wenn er von der Universität abgetreten, wollten wir unseren Freunden mitteilen, daß wir uns in Genf vermählt. Da traf uns ein furchtbarer Schlag. Mein kleines Vermögen, welches uns eine gewisse Unabhängigkeit sicherte, ging in dem ungeheuren Bankerott der Glasgower Bank verloren; wir waren nun gänzlich auf den professionellen Erwerb Williams angewiesen. An eine Uebersiedlung in ein fremdes Land konnten wir vorläufig nicht denken, und blieb nichts übrig, als zu schweigen. Doch ach, unser Geheimnis entschlüpfte dem Haus. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der guten Gesellschaft das Gerücht, ich lebe mit Dr. William Gould in illegitimer Ehe. Zwei Monate nach unserer Rückkehr von Genf erhielt er von der Universität seine Entlassung, und damit war natürlich seine ganze Laufbahn als zukünftiger Professor zerstört. Wie viel Herzweh, wie viel Kummer in diesem kleinen Wort ‚Entlassung' liegt! Damals faßte ich freilich noch nicht die ganze Tragweite seines Unglücks; armer William, wie viel er doch meinetwegen gelitten! Wie zogen fort nach einem kleinen Städtchen in Derbyshire, wo ich als Mrs. William Gould auftrat. William hoffte, daß unsere Ehe in der freisinnigeren Provinz keinen Anstoß geben werde, sollte auch der wahre Thatbestand zur Kenntnis der Leute gelangen. Er irrte sich. Ebenso schnell, wie sich das von ihm erdichtete Knabenmärchen gefällt, ebenso schnell kam eine Mutter nach der andern, um ihr Söhnchen wieder zu holen. Hatte man von Oxford aus uns zu schaden gesucht, hatte man unserer Ehe eine solche Deutung gegeben oder der Entlassung andere Gründe untergeschoben? — Wir wußten und erfuhren es nicht. Wieder zogen wir weiter, nach dem Süden Englands, wo es William gelang, einige Schüler anzuwerben. Da wurde uns nach vierjähriger Ehe der kleine Georgie geboren. Aber welchen Namen konnte das Kind tragen, wenn William es nicht gerichtlich adoptirte? Und mit der Adoption wurde auch über unser Geheimnis bekannt. Wäre William Kaufmann, selbst Arzt gewesen, unser Verhältnis hätte nicht störend in seinen Beruf eingegriffen, ja, auch in der Gesellschaft hätten wir uns behaupten können, bei einem Lehrer aber war es etwas anderes. Die Eltern fürchteten des sittlichen Geredes wegen, ihre Kinder jemand anzuvertrauen, der das Gesetz umgangen, wenn auch dieses Gesetz von der ganzen Nation, außer den Bischöfen und ihren Anhängern, für haltlos erklärt wurde. William bestand darauf, die Teufe vorläufig aufzuschieben.

„Und nun begann mein Gewissen zu erwachen, daß im ersten Rausch meiner Liebe übertäubt gewesen. Wenn ich meinen Georgie auf den Knieen hielt, da ergriff mich oft ein Schauder. ‚Du bist in den Augen unserer Gesellschaft ein Bastard, eines Tages wirst Du die eigene Mutter zur Verantwortung ziehen.' Ich wollte diesen mich fortwährend quälenden Gedanken entfliehen und überließ das Kind gewöhnlich der Wärterin. William bemerkte es und tadelte mich. Dies gab den ersten Anlaß zu einer Erklärung zwischen uns; zum erstenmal that ich einen Einblick in seine religiösen Ansichten. Ich stand stumm und starr vor Entsetzen. Er glaubte nicht an eine ewige Höllenstrafe, wie er viele Dogmen der anglikanischen Kirche leugnete. Mir war, als sähe ich ihn rettungslos in einen Abgrund sinken. Also dahin führte das Ausreißen an der Bibel, dahin führten die Schritte, wie ich selber einen in der Verblendung meiner Leidenschaft gethan! Wie ich von diesem Tage an gekämpft und was ich gelitten, das weiß nur der Himmel! Der Clergyman, dessen Gottesdienst mir sonntäglich zweimal beiwohnten, hatte durch seine wunderbare Beredsamkeit oft tröstend auf mich gewirkt. Ich ging zu ihm, um ihm meine Seele auszuschütten. O, hätte ich ihn nie gesehen! Er sprach zu mir wie zu einer Magdalena, bis ich selber glaubte, eine Magdalena zu sein. Er redete mir so eifrig zu, mich von William zu trennen, daß ich zuletzt selber eine Trennung für das einzige Mittel hielt, um auf den Pfad des Rechten zurückzukehren. Der letzte Abend, welchen ich mit ihm verbrachte, wird mir bis zu meiner letzten Stunde gegenwärtig sein. Es sind gerade acht Wochen heute, da saß ich allein im Garten und grübelte darüber nach, wie ich mein Schicksal wenden könne, denn so, wie wir kürzlich gelebt, konnte es nicht weiter gehen. Mich durchrieselte ein Schauer, wenn William sich mir näherte, ich floh seine Umarmung, ich weigerte ihm den Kuß, mit dem ich ihn sonst zu empfangen pflegte.

„Er war bleicher als je, ich erschrak vor seinem Aussehen. ‚Du bist unglücklich, Jane,' sagte er, sich zu mir auf die Bank setzend.

„Ich blieb stumm. Was konnte ich ihm antworten!

„‚Ich selber ertrage dies Leben nicht länger, Jane; sag, willst Du mir folgen, so schiffen wir uns nächsten Monat nach Amerika ein, oder wir ziehen nach Genf, wo mir eine ehrenvolle Stellung angetragen werden. Die Bill, welche Dich auch in den Augen unserer Landsleute als mein rechtmäßiges Weib erklärt, liegt wieder vor; sie muß früher oder später durchgehen, dann kehren wir nach England zurück.'

„‚O William,' rief ich aus, die Worte des Clergymen in den Ohren, ‚das Wort Gottes kann keine Bill umstoßen! Wir leben in der Sünde und in der Verblendung, wir müssen uns trennen, das Reich des Herrn wieder zu gewinnen.'

„‚Armes, verblendetes Kind!' rief er aus und wollte mich wie ehemals an sein Herz ziehen. Seine Lippen näherten sich den meinen. Da stieß ich ihn gewaltsam zurück.

„‚Nie wieder bin ich Dein, so wahr mir Gott helfe, William!'

„Seine beiden Hände erfaßten die meinen und hielten sie mit eisernem Griff umklammert. Und nun stürzte es ihm von den Lippen, wie unsäglich er leide, daß meine Kälte ihn zum Wahnsinn treibe; er schwor, mir und sich das Leben zu nehmen, wenn ich ihm nicht wieder als sein liebendes Weib angehören wolle.

„Ich erbebte vor dem Ausbruch solcher Leidenschaft. Woher mir die Kraft kam, ich weiß es nicht; ich befreite meine Hände aus den seinen und stürzte dem Hause zu, wo ich mich in meinem Zimmer einschloß. Die ganze Nacht rang ich mit mir, bis es mir zur klaren Gewißheit wurde, daß nur ein schneller Entschluß mich retten könne. Gegen Morgen teilte ich mit meinem Georgie nach London, wo ich mich vor seiner Nachforschung am sichersten hielt. Vierzehn Tage darauf las ich in der Liste der mit der ‚Columba' verunglückten Passagiere den Namen Dr. William Gould. Und ich, sein Weib, hatte ihn in den Tod getrieben! Wie ein Blitzstrahl schwarze Wolkenmauern zerklüftet, so zerriß dies erschütternde Ereignis das dunkle Hirngespinnst, welches ich Tugend genannt. William tot! Ich konnte den Gedanken nicht fassen, ich glaubte, wahnsinnig zu werden. Tot, unwiederbringlich für mich und mein Kind verloren! Georgie ohne Vater, ohne Namen! Eine grenzenlose Reue packte mich, eine mich verzehrende Sehnsucht erwachte in mir. Nachts ging ich rastlos um und jammerte, stets das Bild Williams, als Leiche auf den Wellen schwimmend, vor mir; am Tage, wenn die Nachtgespenster entwichen, saß ich wie geistesabwesend und stumm; selbst mein Kind konnte mich nicht rühren. Da war mir, als müsse ich zu dem einzigen Wesen, das ihn außer mir betrauerte, zu seiner Mutter, obgleich ich wohl die Abneigung kannte, die sie gegen mich faßte. Ich hoffte, Georgie werde ihr Herz gewinnen; ich selber wollte mich im Tode mit William vereinen und in demselben Wellengrabe Ruhe suchen, das ihn aufgenommen."

Mrs. Gould schwieg erschöpft.

„Wie konnte nur ein solch entsetzlicher Gedanke Raum gewinnen bei Ihrer Religiosität, Mrs. Gould?"

„Er kam und ließ sich nicht bannen. Wir wälzen einen Gedanken, bis er anschwillt gleich einer Lawine und alles in uns erdrückt und vernichtet. Die ganze Vorsehung allein hat mich vor dem Verbrechen des Selbstmordes bewahrt. Am Krankenbette meines Kindes erst lösten sich die bangen, mich verwirrenden Zweifel. Ich erkannte den wahren Gott der Liebe, welcher keine starren Dogmen zwischen Herzen stellt, die mit allen Fasern in einander verwachsen sind. Ich gelobte mir, zu leben und in dem Sinne, wie William die Liebe Gottes auffaßte, zu handeln. Gott wird mir die Kraft schenken, für mein Kind zu arbeiten und es, seines Vaters würdig, zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen."

Sie erhob sich und reichte mir die Hand. „Kommen Sie, wir wollen zur Mutter gehen, sie wacht am Bettchen Georgies."

Wir traten in das schmucklos erleuchtete Gemach. Die alte Dame las beim Schein der niedergeschraubten Lampe in der Bibel.

Der kleine Georgie lag ruhig atmend in tiefem Schlaf. Als die Mutter ihm sanft auf die leicht gerötete Wange küßte, lächelte er im Traum.

Einige Tage später sahen wir in der kleinen Holzlaube. Georgie spielte auf dem Schoße der Großmutter mit bunten Muscheln und streute den uns umflatternden Tauben gelbig schimmernde Körner aus einem neben ihm stehenden Körbchen. Mrs. Gould erzählte uns von ihrer poesievollen Jugend in Gould Manor, und wie sie als junges Mädchen sich mit einem fernen Verwandten vermählt, der auch Gould geheißen. Durch seinen grenzenlosen Leichtsinn habe er sein väterliches Vermögen vergeudet, so daß er sie und William in Armut zurücklassen. Durch die Verwandtschaft aber hätte das Gut an William zurückfallen können ...."

Da wurde geläutet. Gleich darauf brachte die Dienerin eine Visitenkarte.

„Sieh da, Mr. Lewes aus London! Er wollte schon vor vierzehn Tagen kommen; William hat Verschiedenes bei ihm deponirt, bevor er abreiste," sagt Mrs. Gould, küßt den Knaben, setzt ihn auf die Kniee seiner Mutter und schreitet schnell dem Hause zu. Da durchquellt ein markerschütternder Freudenschrei die Luft. Ein hoher, stattlicher Herr breitet die Arme aus und zieht die Greisin mit dem Ruf „Mutter!" an sein Herz.

Und neben mir steht Jane Gould mit todesbleichem Antlitz, die Augen weit geöffnet, als schaue sie einen Geist. Eine Sekunde, dann greift sie sich ans Herz und bricht lautlos zusammen.

Und wieder vergingen einige Tage voll Angst und Aufregung; die überwältigende Freude hatte Jane Gould an den Rand des Grabes gebracht, doch sie genas schnell unter der liebevollen Fürsorge des Gatten und der Mutter.

Einige Tage nach der Vereinigung der geretteten Schiffbrüchigen verließ ich Dentnor, mit der unauslöschlichen Erinnerung an die ereignisvolle Zeit meines Aufenthaltes.

Beatrice.

(Hierzu das Bild S. 609)

Wovon träumen die schönen Augen Beatrices? Hängen sie an einer Wolke im Blauen, an der silbernen Mondesscheibe in warmer Frühlingsnacht, oder sind sie in verzückter Andacht zum Bilde des Gekreuzigten emporgerichtet? Liegt die Unschuld eines unberührten Gemütes in ihnen, oder haben auch sie einst in Leidenschaft gegluht und kennen vergangenes Glück noch nicht ganz vergessen? — Dies Antlitz ist so still, ernst und ruhig, als sei es von den Stürmen des menschlichen Herzens, von Freude und Leid nie bewegt worden — verleiht aber ist es nur die Ruhe nach dem Sturm, die in ihm sich ausprägt. Vielleicht hat auch Beatrice einst aufgejauchzt in seligem Glück, gejammert und geklagt in Angst, Not und Verzweiflung. Die Welt ist ihr verhaßt geworden, sie hat sich gesehnt nach Ruhe im Kloster. Hat sie gefunden, was sie gesucht, hat sie ausgerungen, liegt das Menschliche tief unter ihr, wie die Erde unter den Sternen, das Gedränge der Welt unter der nie unterbrochenen Stille des ewigen Schnees! — Wer weiß es!

Ein Brautzug in Marokko.

(Hierzu das Bild S. 612)

Keine „Fantasia", das heißt keine Festlichkeit, kann bei dem Orientalen ohne Verschwendung von Pulver stattfinden, am wenigsten aber bei dem Marokkaner, der in seinen Duars, seinen Zeltdörfern, selbst in den die Meerenge garnierenden elenden Städten mit seiner langen Flinte aufsteht und sich mit derselben zur Ruhe legt. Eines der lustigsten Feste ist nun im ganzen Orient eine Hochzeit, namentlich der masteradenartige Zug, in welchem die Braut, verborgen in einem Palankin, dem Bräutigam zugeführt wird. Sie kennen sich beide nicht, wie dies die abgeschlossene Erziehung der

Mädchen in den Haremliks, der Frauenwohnung, bedingt, bis die feierliche Entschleierung der Braut und noch eine andere Zeremonie stattgefunden, die nur Madame Audouard zu schildern den Mut gehabt. Es wird darnach wieder viel Pulver verknallt und allerlei Ulk getrieben; sodann kann er sich noch drei legitime Frauen heiraten und Sklavinnen halten, so viel ihm seine Finanzen gestatten, und sie amüsirt sich im Harem, so gut sie kann, und ist glücklich, wenn der Effendi nur viel Geschenke macht. Aus der Braut wird in dem faulen Haremleben in wenigen Jahren eine dicke, watschelnde „Hanum", die ihr Zuckerwerk ißt und ihren Tschibuk raucht und sich, wenn der Gemahl ein reicher Mann ist, mit dem den Harem bewachenden Eunuchen auf gutem Fuße hält. Das ist die ganze Poesie der orientalischen Ehe. **W.**

Seraphine.

(Hiezu das Bild S. 613)

Die Poesie des Innern und des Aeußern auf das innigste mit einander zu verschmelzen, schöne Anschauung und seelenvolle Empfindung in ihren Wechselwirkungen in einander spielen und sich zu harmonischem Zusammenklang vereinigen zu lassen, darin lag eine Hauptstärke Heinrich Heines in seiner Eigenschaft als genialer Lyriker. So hat er es namentlich auch verstanden, wie nicht leicht ein zweiter, die Poesie der Liebe und des Meeresstrandes in einander zu weben. Am populärsten unter seinen Liedern dieser Gattung wurde — schon vermöge der herrlichen Schubertschen Komposition — das früheste derselben: „Das Meer erglänzte weit hinaus" rc. Dieser Perle aus dem Buche der Lieder folgten in verwandtem Sinne die köstlichen Nordseebilder und in den „Neuen Gedichten" der Cyklus, den der Dichter unter dem Namen „Seraphine" zusammengefaßt hat. Unser Künstler hat namentlich aus einem der unter dieser Flagge vereinigten Lieder seine Inspiration geschöpft. Es lautet:

„Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,
Und wie ein Reh geschwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab' ich sie erreichet,
Da hab' ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch,
Und auch so himmelselig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüber hin
Mit ungestümer Wonne.

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht tot in jenen Fluten;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluten."

Aus den Zügen der beiden Liebenden lesen wir überdies noch etwas wie einen Nachklang der folgenden Strophen:

„Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herabblickt,
Weil ich an deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten gefüllt!

Wenn ich nur selber wüßte,
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt."

So beschwört die Heinesche Dichtung, wie sie den Tonkünstler zu unsterblichen Melodien begeisterte, in der Seele des Malers freundliche Bilder herauf, die sein Stift in bestimmten Zügen und Formen festzuhalten sich unwiderstehlich gedrungen fühlt.

O. B.

Was auf dem Storchennest passirt.

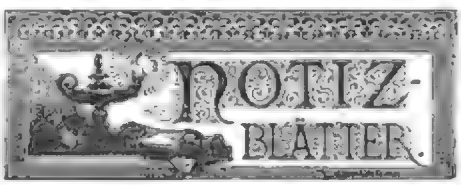
(Hiezu die Bilder S. 621.)

Milde Lüfte wehen, der Frühling ist im Anzuge. An den Erlen und Weiden hängen gelbliche Blütenkätzchen, aus dem üppig sprießenden Grase duftet das Veilchen, in den knospenden Zweigen der Pappel flötet der Star. Da kommt es mit mächtigem Flügelschlag schwarzweißrot aus dem Süden daher — Adebar ist es, der Freund der Kinderwelt, der Storch. Weite Kreise zieht er über dem von Eschen und Eichen umstandenen Bauernhause mit dem Strohdach und dem breiten First, langsam läßt er sich nieder und begrüßt, vergnüglich klappernd, die traute Heimat. Am andern Tage aber hat sich auch die liebe Gattin zu ihm gesellt, die Störchin, froh der glücklichen Heimkehr. Bedächtig untersuchen sie die luftige, aus allerlei Astwerk zusammengefügte Wohnung, die ihnen schon so manchen Sommer gedient; Lappen und weiche Federn, Gräser und welke Blätter werden herbeigeschleppt, und nun kommt die Zeit der jungen Liebe. Werbend umkreist der Storch die Geliebte, zärtlich schmiegt er sich an sie zur Zeit der Ruhe, und als schließlich interne Sorgen und Pflichten sie daheim festhalten, da jagt und fischt, da sorgt er für sie besser fast, als sie selbst es konnte. Vier Wochen sind vergangen. Da, eines Morgens, als die Sonne aufgeht und das Dunkel sich lichtet, da reckt er den langen Hals, so hoch er kann, schlägt mit den Flügeln und klappert lauter als je vorher, denn, siehe da, der Storch der Störche ist dagewesen, sein Haus ist zur Wochenstube geworden, und vier junge Weltbürger schreien nach Atzung. Da hat er es eilig, die Arbeit häuft sich, und glücklich kann er sich schätzen, daß jetzt die Gattin, die Getreue, mit ihm hinaus darf und ihn bald an Fleiß und Eifer noch übertrifft. Um so mehr fühlt er sich als Familienvater. Würdevoller wird sein Schritt, wenn er auf der Wiese dahinspaziert, würdevoller seine Haltung, wenn er auf des Grabens Rand einem dummstolzen Frosch auflauert. Zu Hause aber will man seine Autorität keineswegs immer anerkennen. Der Frau Reizbarkeit wächst mit der Fülle der Pflichten und der Mühe Last, welche das Hauswesen mit sich bringt. Unfreundlich empfängt sie ihn, wenn er zu lange ausbleibt, oder wohl gar dem Nachbar einen Besuch gemacht; die Gardinenpredigten häufen sich, und selbst vor Schnabelhieben ist er nicht sicher. Und nun erst die lieben Kleinen! Die häufige Abwesenheit der Eltern macht sie ungezogen und übermütig; da muß er denn häufig tüchtig dazwischen fahren, um Ruhe und Ordnung zu halten, um so mehr, da es wirklich tüchtige Kerle sind und die tüchtigsten Jungen bekanntlich am wildesten und tollsten sich geberden. Stets schwebt er in Angst und Sorge, daß sie aus dem Nest das Dach hinunterkollern oder, die Eltern nachahmend, allzu früh die Lüfte zu durchmessen suchen und sich den Schnabel brechen. Aber nicht umsonst ist er der Weise, Vielumtriebene. Er schließt die Unvorsichtigen ein mit einem kunstvollen Gatterwerk aus derben Knitteln, und erst wenn er sie hinreichend gekräftigt weiß, lehrt er sie mit Vorsicht Beine und Schwingen gebrauchen und zwischen Nest und Schornstein ihre ersten Tanz- und Flugversuche unternehmen. — Spätsommer ist's allgemach geworden, auf den Feldern erntet der Landmann, das Laub beginnt sich zu färben — die schönste Zeit des Jahres hat begonnen. Er hat sein Haus bestellt, die Jungen für des Lebens Kämpfe ausgestattet und vorbereitet, soweit er konnte — jetzt darf er sich ausruhen. Hoch zieht er in blauer Luft über Feld und Wald, über Stadt und Dorf. Die Gewässer bieten in reicher Fülle die schuppige Beute, auf den kahler werdenden Aeckern tummeln sich die fetten Mäuse, lockend zur Jagd. Da plötzlich fährt zur Nacht ein wütender Sturm naßkalt von Nordwesten her über das Land, frostschauernd steht er am andern Morgen, nachdenklich auf einem Bein stehend, in das Wetter hinaus. Wie schön muß es jetzt im Süden sein, in Afrikas Gefilden. Trüb senkt er das Haupt. Abschied nehmen? — Bitter kommt es ihn an. Aber er ist nicht gemacht, des Winters Unbill zu ertragen — er muß fort. Zum Nachbar fliegt er zur Beratung. Der Tag der Abreise wird festgesetzt, und eines Tages sammelt sich die Karawane zum Zug ins Land des Ibis und der schwarzen Menschen. Noch einmal zieht er weite Kreise über dem lieben Heim. — Leb wohl! Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!

•

Schon an anderer Stelle (in Nro. 14) ist auf die Bedeutung der Momentphotographie für die Wissenschaft und auf die Verdienste von Ottomar Anschütz in Lissa hingewiesen worden. Die Bilder aus dem Storchenleben, die wir heute nach den Anschützschen Originalaufnahmen ohne jede Retouche wiedergeben, sind ganz besonders geeignet, sowohl die Meisterschaft des Photographen als die Wichtigkeit seiner Kunst vor Augen zu führen. Die Photographien sind, obschon sie das Objekt stets nur in lebhafter Bewegung darstellen, doch vollkommen klar und fest umrissen; andererseits fixiren sie das Tier in seinen charakteristischsten Lebensäußerungen und gewähren gleichzeitig dem Physiker ein wertvolles Material, um das Wesen des Fluges zu erforschen, das in letzter Linie auch für die Luftschiffahrt erfolgreich werden kann. Herr Anschütz hat außer diesen noch eine große, mannigfaltige Reihe von ähnlichen Tierbildern veröffentlicht.

L. Ch.



Literatur.

— **Erfreulich und herzerquickend wie eine frische, duftige Blüte** inmitten einer sterilen Gegend ist die Erinnerung eines Gemütes, das der nüchternen Verstandesrichtung seiner Zeit zum Trotz — mit der vollen Unmittelbarkeit eines kindlich warmfühlenden und doch zu bewußter Selbständigkeit gekräftigten Empfindens für alles Schöne und Edle sich begeistert und dieser Begeisterung einen kräftigen Ausdruck zu leihen weiß. Eine solche Erscheinung ist Auguste Meyer, deren poetische Ergüsse soeben unter dem Titel „Dichten und Denken", zu einem elegant ausgestatteten, nicht zu kleinen und nicht zu umfangreichen Oktavband vereinigt, erschienen sind (Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Ed. Hallberger, Stuttgart und Leipzig). Die jugendliche Dichterin, die zu Georg Ebers und seiner sympathischen Muse verehrungsvoll aufblickt, schickt ihren sonnigen Liedern zwei liebenswürdige Widmungssonette an den gefeierten Dichter der „Aegyptischen Königstochter" und so vieler anderen nicht minder bedeutenden Werke voraus. Dann bekundet sie in schwungvollen Rhythmen und Reimen eine Reihe poesievoller Erscheinungen, die ihr in ihrem noch so jungen Leben nahe getreten und die Saiten ihres Empfindens berührt haben. Diesen lyrischen Klängen folgt eine Reihe mit epigrammatischer Kürze und Präzision hingeworfener Gedanken über dies und jenes, was der Verfasserin einen bleibenden Eindruck, sei es im positiven oder im negativen Sinne, gemacht hat. Zu guter Letzt aber schüttet sie in einem längeren Gedicht, das sie an einen trübsinnig mit dem Schicksal Hadernden richtet, noch einmal ihr volles Herz aus und läßt ihre freundliche, gesunde Weltanschauung mit beredten Worten zu erhebender Geltung gelangen.

— **„Feurige Kohlen" betitelt B. Renz einen Roman, der bei** Arnd Rechweger in Leipzig erschienen. Wir haben es hier mit einer Spitalsarzterzählung zu thun, in welcher die Schicksale eines jungen Arztes, der die Tochter des reichen Apothekers liebt, den roten Faden der Fabel bilden. Um diese beiden Hauptpersonen gruppirt sich eine ganze Reihe gut gezeichneter, aus dem Leben gegriffener Gestalten. So fesseln vor allem der wackere Barbier und spätere Wundarzt Brettler, die Schwester des reichen Grundbesitzers und die geheimnisvolle Gestalt des Amerikaners, der auf seltsame Weise in den Gang der Ereignisse verflochten ist. Den effektvollen Hintergrund zu der gut komponirten Erzählung gibt jedoch das Hüttenwerk, dem plötzlich die Kohlen abgeschnitten werden. Es herrscht in diesem Roman ein gesunder, von allen Uebertreibungen idealistischer wie von trivialer Sentimentalität gleich weit entfernter Ton; er schildert das Leben, wie es leibt und lebt, und zwar nicht mit Vorliebe für das Finstere, Bittere, Schneidende, wie das jetzt beliebt wird, sondern mit jener anziehenden, natürlichen Verteilung von Licht und Schatten, die das Kennzeichen der unverfälschten Kunst ist; freilich mangelt diesem Roman in gewisser Hinsicht Tiefe, er hält gar zu sehr die „goldene" Mitte bei der Schilderung von Figuren und Verhältnissen. Es fehlt ihm bisweilen an Kraft und Feuer, das darf jedoch nicht hindern, in diesen feurigen Kohlen eine gute und gesunde Unterhaltungslektüre anzuerkennen.

Bildende Künste.

— **Der Verein Berliner Künstler wird die von ihm für diesen** Sommer während der Dauer der Jubiläumsausstellung geplanten Feste im „[illegible]" zur Ausführung bringen. Man wird, entsprechend der „klassischen" Umgebung, dem Pergamonaltar und Zeustempel, Scenen aus dem antiken Leben darstellen und hat bereits zur Verwirklichung dieser schönen Idee geeignete Schritte vorgenommen. Es wird beabsichtigt, verschiedene Epochen des griechischen Lebens, so jene des Perikles und der Alexandriner, in großen Festzügen und Festspielen, beispielsweise in einem Triumphzug vorzuführen. Das erste dieser Feste soll bereits Ende Mai und das zweite Anfangs Juni stattfinden.

— **Der mitteldeutsche Kunstgewerbeverein zu Frankfurt a. M.** erläßt ein Preisausschreiben für Werke der Holzschnitzkunst zur innern Ausschmückung des Hauses. Acht Preise kommen unter allen Umständen zur Verteilung. Das Sekretariat des Vereins, Neue Mainzerstraße 23 in Frankfurt, gibt nähere Auskunft.

Musik.

— **Sieben interessante Charakterstücke im Walzerrhythmus für** Pianoforte von P. Gößmann wurden unlängst im Stuttgarter Tonkünstlerverein durch Johanna Klinckerfuß in meisterhafter Weise zum erstenmal zu Gehör gebracht. Diese niedlichen Stücke atmen eine frische Ursprünglichkeit. Jedes für sich stellt ein kleines, in sich geschlossenes Genrebildchen von besonderer Färbung dar, und in ihrer Vereinigung bilden sie ein reich und mannigfaltig schattirtes Ganzes. — Der betreffende Vereinsabend brachte zugleich als Nachklang des Karnevals einige gesellschaftliche Originalschöpfungen, beziehungsweise quodlibetartige Arrangements, unter denen namentlich die äußerst zeitgemäße, musikalisch-dramatische Periode „Die verunglückte Klavierimpfung in Kamerun", von einem Vereinsmitglied geschaffen und dirigirt, einen kannibalischen Heiterkeitserfolg hatte.

— **Schon lange bestand in der deutschen Kolonie in Brüssel** der Wunsch, ein größeres Fest zum Besten des Schillervereins zur Unterstützung hilfsbedürftiger Deutschen zu veranstalten. Der deutsche Männergesangverein erklärte sich schließlich zu einem Konzert bereit, und dies fand am Abend des 12. März in dem bereitwilligst von der belgischen Regierung zur Verfügung gestellten großen Saale des Palais des Académies mit dem besten Erfolge statt. Der Saal war dicht besetzt, und die hohe Reineinnahme wird dem wohlthätigen Verein in diesem langen, harten Winter sehr zu statten kommen. Unter der Leitung Welckers hat der Männergesangverein es zu einer Vollendung im Gesange gebracht, welche dem Namen des kunstliebenden deutschen Volkes in der Fremde Ehre macht. Ed. Jacob, Professor am dortigen Konservatorium, wirkte in hervorragender Weise als Solist mit, ebenso Richard Flink, Konzertsänger aus Düsseldorf.

— **In London trat im philharmonischen Konzert der Baßgeigen**spieler Bottesini wieder auf, nachdem er lange Jahre verschollen gewesen. Die unbegreifliche Art und Weise, mit welcher dieser außerordentliche Virtuose sein unhandliches Instrument zu Violoncello- und Violinleistungen ausbeutet, fand, wie immer, die Bewunderung des förmlich hingerissenen Publikums. Er spielte natürlich nur seine eigenen Stücke, denn niemand sonst wird es einfallen können, Musik für ein Instrument und einen Spieler zu schreiben, die in solcher Weise nur einmal vorhanden sind. In Deutschland ist Bottesini bis jetzt noch nicht aufgetreten, obschon er dazu große Neigung verspürt. Als Komponist im weiteren Sinne ist er durch seine in Turin aufgeführte Oper „Hero und Leander" bekannt.

Bühne.

— **Seit einigen Wochen arbeitet die Theatermaschine wieder** mit einer so gewaltigen Kraft, als ob es gälte, die letzte Ernte vor dem Eintritte der Zeit der sieben mageren Jahre in Sicherheit zu bringen. Alle Berliner Theater, große und kleine, holen hervor, was sie Anziehendes nur aufzufinden vermögen. Ein interessanter Wettkampf zwischen dem k. Schauspielhause und dem Deutschen Theater leitete den tollen Wirbeltanz des Konkurrenzfiebers ein. Man hatte als Preisobjekt Sophokles' „Antigone" gewählt. Diese Tragödie ist seit dem Jahre 1842 im dauernden Besitz der k. Bühne, der sie durch Tiecks kluge Inscenirung auf Wunsch des geistreichen Kunstfreundes Friedrich Wilhelm IV. erobert wurde. Tieck hielt sich möglichst streng an die alte Bühne und richtete gemäß derselben auch den Stil der Darstellung ein, für den er getragene Weise und erhabene Ruhe des Vortrags verlangte. Dieses ist bis zum heutigen Tage gute Tradition geblieben und hat der Darstellung, in der die ersten Kräfte der Bühne wirken, einen eigenen poetischen Reiz bewahrt, welchen feinfühlige Kenner antiker Formenreinheit und einfacher Größe wohl zu würdigen wissen. — Das Deutsche Theater hat die antikisirenden Rücksichten dagegen möglichst beiseite gelassen, den Chor zum unmittelbar Mithandelnden gemacht und die archäologischen Liebhabereien verschmäht, um desto mehr auf die menschliche Wahrheit und Eindrucksfähigkeit der Darstellung sein Augenmerk zu richten. Diese hat es kein auch in vollem Maße erreicht, mitunter auf Kosten des klassischen Adels des Vortrags und es ist daraus die Streitfrage entstanden, welcher Modus den Vorzug verdiene. Daß jede von beiden Methoden sachliche Berechtigung hat, ist zweifellos. Die erstere entspricht mehr dem ästhetischen, diese mehr dem theatralischen Empfinden. Jene berücksichtigt mehr die edle Form, diese mehr die Wahrheit des Inhaltes. Vom praktischen Gesichtspunkte des Dramaturgen aus erwogen, ist letztere die erfolgreichere, weil sie das antike, uns Modernen fremde Empfindungsleben uns menschlich näher rückt und damit das Interesse an der Dichtung belebt. Jene ist ein Leckerbissen für ästhetische Feinschmecker, diese ein solides Gericht für den bürgerlichen Gaumen. Und da dieser den Geschmack diktirt, so kann es nicht zweifelhaft sein, wer den Vorzug erhält. — Eine artige Novität hat das Schauspielhaus neulich aus der Feder einer Dame der Beamtenaristokratie gebracht. Sie heißt „Sympathie" und ist ein liebenswürdiger Einakter aus der talentvollen Feder der Frau des vor kurzem in den Ruhestand getretenen Polizeipräsidenten von Madai, einer adeligen Dame, die den Madai vor etwa vier Jahren in Wiesbaden kennen lernte, als er krank darniederlag. Dieselbe hatte sich der Krankenpflege gewidmet und dem Leidenden ihre Pflege angedeihen lassen. Aus dieser Samariterverbindung ist später ein Band für das Leben hervorgegangen. Die Arbeit der gewandten Verfasserin zeichnet sich durch eine gefällige, geschmackvolle Form und eine liebenswürdig-heitere Idee aus. Sie wurde recht beifällig aufgenommen. — Hernach setzte Rossi, der im Wallnertheater in Gutzkows „Königsleutnant" als Thorane auftrat und vor dem Berliner Publikum zum erstenmal eine Rolle in deutscher Sprache spielte, die kritische Welt in Aufruhr. Zieht man das Fazit der verschiedenen laut gewordenen Urteile, so ergibt sich, daß das Experiment nicht zum Vorteil des großen Tragöden ausgefallen ist. Er hat den Thorane auf seine Weise liebenswürdig, sympathisch und geistvoll, aber nicht im Gutzkowschen Sinne gespielt. Einmal fehlt ihm der leichte, perlende Fluß der Rede, auch der französischen, die er mit stark italienischem Dialekt spricht, dann auch die vornehme Glätte der Bewegungen und des Akts der Erscheinung. Rossi ist zu behäbig und zu stark geworden. Dies ist sein Verhängnis, das ihm im vorigen Jahre seinen Othello gefährdete und ihm schließlich wohl verderblich werden wird. Sein Wagnis war um so kühner, als in Berlin jedermann auf Haases Thorane schwört und

überdies Friedmann im Deutschen Theater diese Rolle wenige Tage zuvor mit gutem Erfolge gegeben hatte. — Im Residenztheater, das sich ausschließlich dem Kultus der Franzosen widmet, ist die in unserem letzten Bericht erwähnte Novität sehr bald wieder durch „Denise" ersetzt worden, der dann ein nicht amüsanter Schwank von Ferrier und Bocage: „Frau Doktorin", eine Satire auf die Frau, die als praktischer Arzt wirkt und darüber ihren Mann und das Hauswesen vernachlässigt, folgte. Wem es auf einige Facetien und Schlüpfrigkeiten nicht ankommt, der wird an der scharf gehaltenen und höchst witzigen Verspottung einer lächerlichen Manie (die mit den berechtigten Bestrebungen der Frauen nach geistiger und wirtschaftlicher Selbständigkeit nichts gemein hat) seine helle Freude haben. Das Residenztheater stellt dieselbe vortrefflich dar und wird mit ihr voraussichtlich eine lange Reihe von lohnenden Häusern machen. Für zarte Ohren und empfindliche Seelen ist sie freilich nicht geeignet. — Das Wallnertheater hat seinem Schwank „Leichte Streiche" von Laufs sehr rasch „den Laufpaß gegeben", wie ein Berliner Kalauer witzelt. Dafür ist ein älteres Stück von L'Arronge: „Haselmanns Töchter", wieder neu aufgenommen worden, in dem Thomas reiche Ehren erntet. L'Arronge ist der Schule der jüngeren Lustspieldichter, die sehr oberflächlich schafft, immer noch unendlich überlegen und wird es so lange bleiben, als diese sich nicht dazu versteht, zur Wahrheit und Vernunft zurückzukehren. Sein Stück hat wie ein neues gewirkt und macht in der trefflichen Darstellung allabendlich die heiterste Wirkung, auch auf den Direktor, dem eine gefüllte Kasse entgegenlacht. — Im Belle-Alliancetheater, wo jetzt die Friedrich Wilhelmstädtische Operette ihre Zelte aufgeschlagen hat, entzückt der Wiener Komiker Felix Schweighofer, einer der ersten Künstler seiner Art, allabendlich die Zuschauer, die er sicher aus den vornehmsten Vierteln der Hauptstadt herbeilockt. In einer jammervollen Wiener Posse: „Sein Spezi", was so viel heißt wie: „Sein Spezialfreund", hat er den neuen seine wahrhaft geniale Charakterkomik glänzend bewährt. So dumm und seicht das Stück ist, so geduldig läßt man es sich gefallen, weil Schweighofers Spiel alles andere vergessen macht. Schade, daß für solche Talente heute keine dankbaren Stücke geschrieben werden. Er mußte zu den alten Possen der vierziger Jahre seine Zuflucht nehmen.

— **„Ein Tropfen Gift" von Oskar Blumenthal ist nunmehr** auch am Wiener Burgtheater mit glänzendem Erfolge gegeben worden. Das Stück wurde sehr gut gespielt, obgleich man für die eine und andere Rolle vielleicht noch eine günstigere Persönlichkeit hätte finden können. Vorzüglich waren Sonnenthal, Hübner und Frau Mitterwurzer, für die ihre Rollen geschrieben zu sein schienen. Ausgezeichnetes wurde auch von Frau Hartmann und Gabillon geleistet. Die Hauptrolle, die für die Handlung wenigstens den Mittelpunkt bildet, fand in Baumeister einen würdigen Repräsentanten. Der Verfasser wurde nach dem zweiten, dritten und vierten Akt stürmisch und wiederholt gerufen.

— **Im Residenztheater in München hat Calderons „Donna Kobold"** in der Bearbeitung von Adolf Wilbrandt eine ungemein freundliche Aufnahme gefunden. Das graziöse Liebesspiel, die lustige Intrigue, die anmutige Schwärmerei haben den günstigsten Eindruck hervorgerufen; nur die allzu häufigen offenen Verwandlungen, denen vielleicht durch eine geteilte Bühne leicht abzuhelfen wäre, beeinträchtigen die Stimmung.

— **Im Stadttheater in Zürich kam das vieraktige Schauspiel** „Ingeborg" von Adolf Calmberg mit Erfolg zur ersten Aufführung. Der Verfasser, welchem das deutsche Theater schon mehrere wirksame Schauspiele („Röschen vom Hochersberge", „Wer ist der Herr Pfarrer?" u.) verdankt, stützt sich in seiner Dichtung nicht auf die in romantischem Geschmack gehaltene „Frithjofssage" von Tegnér, sondern auf die Quelle derselben, auf die altisländische „Sage von Frithjof dem Verwegenen". Sein Drama ist, frei vom übernatürlichen und sentimentalen Element, in frischer historischer Färbung gehalten und fesselt die Zuschauer ebenso sehr durch ihre an spannenden und dramatischen Effekten reiche Handlung, wie durch die anziehende Zeichnung der kraftvollen nordischen Charaktere.

— **Im Stadttheater von Regensburg fand kürzlich die erste** Aufführung einer Wort- und Tondichtung in drei Aufzügen von H. S. Sachs: „Palestrina", statt, der man schon seit längerer Zeit mit Spannung entgegengesehen hatte. Der Erfolg war ein bedeutender und sowohl das Kunstwerk als die Darstellung wurden rückhaltlos gelobt. Unter den Mitwirkenden zeichnete sich besonders Zimmermann als Palestrina aus. Zimmermann, ein Sohn des bekannten Landschaftsmalers gleichen Namens in München, hatte bereits als Genremaler einen weitverbreiteten Ruf sich erworben, als er, schon über die ersten Jugendjahre hinaus, sich noch entschloß, für die Bühne als Sänger sich ausbilden zu lassen. Das Wagnis ist geglückt und Zimmermann hat sich als ein durch Stimme (Tenor) wie durch schauspielerisches Talent gleich bemerkenswerter Künstler bewährt.

— **Die Aufführung von „Figaros Hochzeit" am 19. März im** Hoftheater von Wiesbaden gab Veranlassung zu einer Reihe von langer Hand vorbereiteter tumultuarischer Szenen, wie sie in deutschen Theatern zum Glück selten sind. Die Demonstration, die nach polizeilichen Erhebungen von den gebildeten Kreisen des Publikums ausgeleitet wurde, richtete sich gegen die Person des Hofkapellmeisters Reiß, der, früher am Hoftheater zu Kassel, nach dem Rücktritt Jahns die Leitung der Wiesbadener Oper übernahm, sich aber nicht das Wohlwollen der dortigen Theaterliebhaber zu erwerben vermochte. Als Reiß das Dirigentenpodium betrat, wurde er mit einem anhaltenden und starken Geschrei empfangen, so daß die auf zwanzig Mann verstärkte Schutzmannschaft im Theater sich genötigt sah, einzuschreiten, um nur den Fortgang der Oper zu ermöglichen. Mehr als dreißig kleine Handpfeifen wurden konfisziert und die Inhaber derselben, sowie die sonst an der Demonstration Beteiligten der Polizei namhaft gemacht.

— **Das auf einer Fritz Reuterschen Erzählung beruhende fünf**aktige Charakterbild „Dörchläuchting", welches seit kurzem in Hamburg mit Erfolg aufgeführt wird, bildet gegenwärtig den Gegenstand einer heftigen Autorenkontroverse. Nachdem das Stück unter dem Namen des Magdeburger Schauspielers Max Henschel — als Bearbeiters der Reuterschen Erzählung — eingereicht und aufgeführt worden ist, haben sich nunmehr noch zwei andere Persönlichkeiten, welche die künstlerischen und materiellen Rechte aus der Bearbeitung, unter Geltendmachung der Priorität, für sich in Anspruch nehmen, bei der Direktion Pollini-Maurice angemeldet, und zwar die dort lebende Schriftstellerin Frau Z. und der als Darsteller plattdeutscher Charaktere in weiteren Kreisen bekannt gewordene k. württembergische Hofschauspieler August Junkermann, welche beide gegen das Verfahren Henschels in sehr energischer Weise Front machen. Die Angelegenheit wird auf gerichtlichem Wege zum Austrag gebracht werden müssen. Inzwischen bewährt sich das Stück im Thaliatheater und in Altona als wirkliche Bereicherung des Repertoires.

— **Zum fünfzigjährigen Jubiläum der „Hugenotten" in Paris** bringt der „Figaro" einige interessante Details. Darnach hatte damals die Inszenierung der Oper 160,000 Franken gekostet, die Proben zur ersten Aufführung (29. Februar 1836) hatten sieben volle Monate gedauert, die erste Einnahme betrug 11,188 Franken, und die Oper kam bisher achthundertmal zur Aufführung.

Kultur und Wissenschaft.

— **Seitens der großherzoglichen Regierung in Weimar ist nun**mehr der landesherrliche Stiftungsbrief über die Errichtung des „Goethenationalmuseums" veröffentlicht worden. Der Brief bezeichnet in seinem ersten Abschnitt das „unter der besondern Fürsorge und Obhut des Großherzogs stehende Goethenationalmuseum als eine staatliche, der öffentlichen Benutzung gewidmete Anstalt, welche den Zweck verfolgt, das Goethehaus nebst dessen Zubehörungen in einer dem Andenken Goethes würdigen, pietätvollen Weise zu erhalten, die Goetheschen Sammlungen, sowie andere von Goethe herrührende oder zu ihm und seinem Wirken in Beziehung stehende Gegenstände zu mehren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde und weihevolle Stätte darzubieten."

Die weiteren Bestimmungen handeln von der Verwaltung der Anstalt, die der Oberaufsicht des Staatsministeriums unterstellt ist. Das Kuratorium besteht aus fünf Mitgliedern, deren eines der Direktor ist, der vom Großherzog ernannt wird und die nächste Aufsicht führt. Zwei Mitglieder des Kuratoriums werden, wie dies bereits geschehen ist, seitens des Großherzogs ernannt. Die beiden anderen sind Graf Henckel und Sanitätsrat Dr. Vulpius, beziehentlich der jedesmalige erstgeborene Sohn in den beiden Familien. Erlischt der Mannesstamm, so erlischt auch die Mitgliedschaft der Familien im Kuratorium. Weitere Bestimmungen regeln die Obliegenheiten des Kuratoriums und des Direktors. Für das Museum ist eine Kasse gebildet, deren Grundstock das von dem Freiherrn Walther v. Goethe gestiftete Kapital von 30,000 Mark bildet. Dieser Kasse fließen die sämtlichen Einnahmen, insbesondere auch aus den Eintrittsgeldern des Museums zu. Die dem Museum seitens des Grafen Henckel und Sanitätsrats Dr. Vulpius überwiesenen Gegenstände sind als Stiftung derselben besonders kenntlich gemacht und fallen, sofern das Museum aus irgend einem Grunde zu bestehen aufhört, an die Stifter oder deren Familien zurück.

— **Im vorigen Jahre hatte H. H. Warner in Rochester einen** namhaften Preis ausgesetzt für die beste Schrift über die Ursache der außergewöhnlichen Dämmerungserscheinungen, welche seit vielen Monaten mit ganz besonderem Glanze den Auf- und Untergang der Sonne begleiteten und sowohl bei Laien wie bei Männern der Wissenschaft Aufsehen erregten. Jetzt wird bekannt, daß 36 Arbeiten hervorragender Astronomen und Physiker, die drei verschiedenen Nationen angehören, eingesandt wurden. Um so ehrenvoller ist es für uns, daß der erste Preis einem Deutschen, Professor K. J. Kießling in Hamburg, zufiel.

— **Die Fertigkeit, Strümpfe zu stricken, muß schon zur Zeit** der Pharaonen in Blüte gestanden haben, denn in dem Grab einer Mumie, welche sich jetzt im Louvre zu Paris befindet, fand man vier Paar kurze, gestrickte Strümpfe nach Art unserer Socken vor. Sie sind von feiner Schafwolle sehr geschickt gestrickt und von brauner Farbe, mögen aber ursprünglich wohl weiß gewesen sein. Jedenfalls sind die Nadeln, welche man zum Stricken verwandte, dicker gewesen als die heutigen, auch ist das Gewebe lose und dehnbarer.

Industrie.

— **Von Frederic Walton, dem Erfinder des Linoleum, wird** ein neues Produkt in den Handel gebracht, das er Lincrusta nennt. Es eignet sich besonders in feuchten Gegenden zum Ersatz für Tapeten, da es gegen alle Einflüsse der Temperatur und der Atmosphäre unzugänglich ist. Es wird in vier verschiedenen Farben: Ledergelb, gebrochenem Gelb, Tiefblau und Rot, hergestellt und kann mit Seifenwasser, selbst mit einer Säurelösung gewaschen werden. Das Anbringen des Fabrikats auf die Wandflächen bietet keinerlei Schwierigkeit, da es vermittels gewöhnlichen Kleisters, welchem etwas Leim beigefügt wird, bewirkt werden kann. Der Vertrieb der Lincrusta ist für Deutschland dem Direktor Oskar Dietrich, Hannover, Ständehausstraße 3, übertragen worden.

Natur.

— **Um die Temperatur des Erdinnern zu messen, hat man bei** Schladebach zwischen Merseburg und Kötzschau, wo sich zur Zeit das tiefste Bohrloch der Erde befindet, folgenden Versuch gemacht: eine oben offene, mit Quecksilber angefüllte Glasröhre wurde in eine metallene Röhre derart eingeschlossen, daß sie gegen Eindringen von Wasser geschützt, der Einwirkung der Temperatur aber zugänglich war. Gelangt die Glasröhre in höhere Temperatur, so dehnt sich das Quecksilber aus; ein Teil desselben fließt über den Rand der oben offenen Glasröhre ab. Wenn die Röhre aus dem Bohrloch herausgezogen wird, nimmt der wieder abgekühlte Rest des Quecksilbers natürlich einen geringern Raum ein als vorher. Wird nun die Glasröhre mit diesem Rest im Wasserbade so weit erwärmt, bis das Quecksilber wieder den Rand der Röhre erreicht, so entspricht die Temperatur dieses Wasserbades genau der im Innern der Erde gemessenen. Auf diese Weise hat man bei einer Tiefe von 1392 Meter eine Temperatur von 49 Grad gefunden. Nimmt diese Temperatur bei weiterem Vordringen in gleichem Maße zu, so wird bei etwa 3000 Meter Tiefe der Siedepunkt des Wassers erreicht; bei 75 Kilometer oder 10 Meilen Tiefe müßte eine Temperatur von der Schmelzhitze des Platins (2500 Grad Celsius) herrschen. Bei einem Erdhalbmesser von 858 Meilen wäre demnach auf ein Verhältnis der festen Erdrinde zum Erdhalbmesser = 1:85 zu schließen. Diese Skala würde bei 1 oder 1½ deutschen Meile schon den Schmelzpunkt für Blei ergeben und mithin also eine zu dünne, nicht Vertrauen erweckende feste Erdrinde. Es ist daher anzunehmen, daß in der Tiefe die Wärmezunahme nicht gleichmäßig fortschreitet.

Militär und Marine.

— **Die Erfahrung lehrt, daß die Mehrzahl der zur Ausbildung** bestimmten Mannschaft die normale Zielweise ziemlich schwer begreift und daß bei dem meist niedrigen Bildungsgrade der Rekruten eine Zeichnung zur Veranschaulichung nicht genügt. Hiervon ausgehend, hat Leutnant Heinrich Seitner vom 26. österreichischen Linieninfanterieregiment für das erste Stadium des Zielunterrichts einen überaus sinnreichen Apparat konstruiert, durch welchen auch dem minder Befähigten die verschiedenen Zielweisen verständlich gemacht und Fehler, welche der Mann bei den Zielübungen begeht, leicht kontrolliert und berichtigt werden können. Der Apparat besteht aus zwei auf einem Postament aufgerichteten Scheiben mit dem Durchschnitte des Gewehrlaufes, welche das Visier und das Korn darstellen, und einer dritten den Zielpunkt repräsentierenden Scheibe. Die letztere ist nach ab- und aufwärts und nach seitwärts, die Visier- und die Kornscheibe überdies auch noch nach vor- und rückwärts verschiebbar. Durch Verschiebungen der Scheibe kann man dem Rekruten die verschiedenen Zielarten, wie das sogenannte gestrichene Korn, das Anfahren des Zielpunktes u. s. w., klar machen. Der Apparat ist sehr dauerhaft gearbeitet, das Ziel schwarz, Visier und Korn von eisengrauer Farbe, aus Eisenblech verfertigt. Die Erfindung hat selbst in den höchsten militärischen Kreisen ausgezeichnete Anerkennung gefunden.

Feste und Versammlungen.

— **Der 14. deutsche Aerztetag wird am 28. Juni d. J. in** Eisenach abgehalten. Vorläufig sind folgende Punkte auf die Tagesordnung gesetzt. 1) Stellung der Aerzte zum Krankenkassengesetz. 2) Stellung der Aerzte zu den Unfallversicherungsgenossenschaften. 3) Wahlmodus des Geschäftsausschusses. 4) Vortrag über die Bestrebungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Sport.

Das Lincolnshire eröffnete am 24. März die großen Frühjahrsrennen Englands mit dem überraschenden Siege von Maylords fünfjährigem br. H. „Fulmen" über die 1600 Meter vor „Bread Knife" und „Oxford". Unter den übrigen 20 geschlagenen Pferden befanden sich alle Favorits. Wert des Rennens circa 35,000 Mark.

— **Die Charlottenburger Hindernisrennen, welche im März** beginnen sollten, wurden bis zum 4. April hinausgeschoben.

— **Beach, der Meisterruderer der Welt, wird in diesem Sommer** in England rudern, wohin ihm noch mehrere andere australische Skuller folgen dürften.

— **Blondin, der Held des Niagara, beabsichtigt jetzt, als zwei**undsechzigjähriger Greis, noch einmal die Fälle auf dem Seile zu überschreiten, da er sein ganzes Vermögen verloren hat.

— **E. Wood, der berühmteste gewerbsmäßige Radfahrer Eng**lands, weilt zur Zeit in Frankfurt a. M.

— **Bei der ornithologischen Ausstellung in Wien stellte Graf** Breunner wilde Truthühner aus, welche er in Europa als neues Jagdwild angesiedelt hat. Graf Harrach sandte einen Bastard von Fasan und Auerhenne, wohl das einzige bis jetzt bekannte Exemplar dieser Art.

Denkmäler.

— **Für das Geibeldenkmal in Lübeck sind bisher 41,500 Mark** eingegangen, von denen die Stadt allein 20,000 Mark aufbrachte. Es wurde beschlossen, das Denkmal, für welches ein Preisausschreiben ergehen soll, in Erz und in 1½facher Lebensgröße zu errichten. Als Standort wurde der Koberg gewählt, in dessen Nähe Geibel lange Jahre gewohnt hat.

Gestorben.

— G. B. Goddard, englischer Tier- und Landschaftsmaler von Ruf, 54 Jahre alt, am 6. März, in Brook-Green.

— Dr. theol. Mönckeberg, bekannter Theologe, Pastor an der Nikolaikirche in Hamburg, 79 Jahre alt, am 12. März, in Hamburg.

— James Poole, bekannter englischer Gebirgslandschaftsmaler, 63 Jahre alt, am 14. März, in Sheffield.

— Kommerzienrat J. Brons, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, 83 Jahre alt, Mitte März, in Emden.

— Charles Rivers, Veteran von Waterloo, 101 Jahre alt, Mitte März, in Belfast.

— Prinz Karl Radziwill, 64 Jahre alt, Mitte März, in Szpanow (Volhynien).

— Geh. Oberjustizrat Dr. Karl Philipp v. Breuning, 1848 Mitglied des Parlaments in Frankfurt, 77 Jahre alt, Mitte März, in Neustadt.

— Pfarrer Johannes Schiller, Pfälzer Volksschriftsteller, Mitte März, in Deßheim.

— Prinz Chimay, Haupt des weitverzweigten Hauses Chimay, 77 Jahre alt, Mitte März, in London.

— Jules Hetzel, bekannter Pariser Verlagsbuchhändler, 72 Jahre alt, am 17. März, in Paris.

— Dr. Johann Jakob Horner, Oberbibliothekar der Stadtbibliothek in Zürich, 81 Jahre alt, am 17. März, in Zürich.

— Dr. Ignaz Moser v. Moosbruch, der Leiter der landwirtschaftlichen chemischen Versuchsstation in Wien, am 17. März, in Wien.

— Dr. Leopold Zunz, epochemachender Reformator für die geistige Entwicklung des Judentums, 91 Jahre alt, am 18. März, in Berlin.

— Generalleutnant Karl v. Brandenstein, Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, Generalinspekteur der Festungen, am 18. März, in Berlin.

— Anton Frh. v. Schönhueb, Oberstleutnant a. D., verdienter Militärschriftsteller, 71 Jahre alt, am 19. März, in Regensburg.

— Graf Julius v. Oeynhausen, k. Zeremonienmeister, Kammerherr, 43 Jahre alt, am 19. März, in Berlin.

— Fürstin Auguste zu Salm-Salm, geborene Prinzessin von Croy-Dülmen, 69 Jahre alt, am 19. März, in Anholt (Westfalen).

— Rudolf Frh. v. Roßbacher, österreichisches Herrenhausmitglied, Feldzeugmeister a. D., 79 Jahre alt, am 19. März, in Wien.

— Xaver Maier, Historienmaler, 64 Jahre alt, am 19. März, in Kempten.

— H. W. H. Mithoff, Oberbaurat a. D., als Kunstschriftsteller bekannt, 74 Jahre alt, am 21. März, in Hannover.

— Albrecht, Polizeipräsident von Kassel, am 22. März, in Kassel.

— Professor Placide Reverchon, Präsident des Oberkirchenrats, Führer der altkatholischen Bewegung in Genf, am 22. März, in Genf.

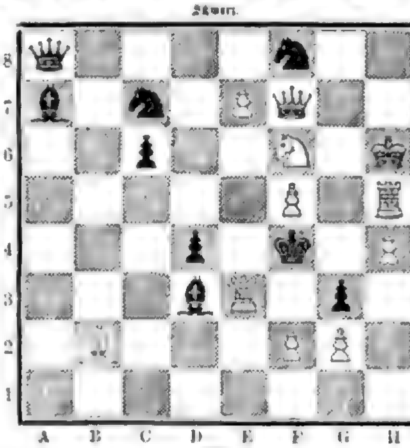
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 368.

Von J. Obermann.

Zweiter Preis im letzten Problemturnier des deutschen Schachbundes.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 365:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 2 — E 4	1) K. D 4 n. E 4.
2) T. C 7 — G 3	2) L. A 1 — D 4 oder beliebig anders.
3) D 2 — D 3 oder T. G 3 — E 3 Matt.	
A)	
1)	1) Beliebig.
2) T. C 7 — C 5 + . . .	2) K. D 4 n. E 4
3) T. C 5 — E 5 Matt.	

(Auf 1) . . . 1) K. D 4 — D 3 folgt 2) T. C 7 — C 4 Matt; auf 1) . . . 1) L. A 1 [illegible]

(Redigirt von Oskar Lenz.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 12:

Whist.

Das vom Strohmann angespielte kleine Carreau wird in der Hand gestochen welche zweimal Atout fordert und das im vierten Stich gezogene kleine Carreau im Strohmann einsetzt. Der letztere bringt Pique-König, der in zweiter Hand gestochen wird und Spieler übertrumpft, was dann auch gespielt wird, um kein Carreau nachzugeben und den letzten Atout im Strohmann zu verwerten. Kleine Pique aus dem Strohmann wird aus der Hand genommen, die letzten Atouts gefordert und Carreau-Aß gespielt; auf diese drei Touren emanzipirt sich Strohmann in Coeur und macht die letzten beiden Stiche in Pique.

Spielbriefwechsel.

F. Brodtmann. Es sind uns aus dem Leserkreise mehrere Berechnungen der im Skatspiel möglichen Kartenverteilungen zugegangen, welche fast durchweg eine Zahl angeben, die den sogenannten „Skat" der Karten, ob erster, zweiter oder dritter Hand, nicht in Rechnung zieht. Berücksichtigt man aber, nach der Berechnung eines bekannten Mathematikers, diesen Umstand, so ergibt sich, daß die Karten 16 519 346 451 071 440mal verschieden fallen können, d. h. wenn etwa 6 Millionen Deutsche Skat spielen wollten, und jede der 2 Millionen Spielpartien spielte täglich 10 Stunden Skat, stündlich 40 Spiele, so würden sie mehr als 75 380 Jahre lang spielen können, ohne daß eine ganz bestimmte Verteilung der Karten wiederkehren müßte; ja wenn die 45 Millionen Bewohner Deutschlands, jung und alt, groß und klein, Mann und Weib und Kind sich zu vieren zum Skat formieren und ununterbrochen Tag und Nacht, zu 30 Spielen stündlich, bei jedesmal anderer Kartenverteilung, in je 24 Stunden 10 800 Millionen Spiele erarbeiteten, so könnten sie das fast 4300 Jahre treiben, ehe der Fall eintreten müßte, daß eine bestimmte Kartenkombination sich wiederholt.

K. Gr. Wieder Sie mitteilen können, daß die Verbreitung und Beliebtheit des Skatspiels zu Gunsten des Whist im Rückgange begriffen, ist uns nicht recht klar, wir glauben auf Grund eigener Erfahrung das Gegenteil behaupten zu können. Einen gewissen Anhalt gewährt auch der Ertrag des Spielkartenstempels in Deutschland, und darüber brachte das Monatsheft zur Statistik des deutschen Reichs vom Juli v. J. die Mitteilung, daß im Etatsjahr 1881/82 von den 61 deutschen Spielkartenfabriken 3 532 910 Spiele Karten zu 36 Blatt und weniger angefertigt und davon 92,3 Prozent mit 3 261 944 zum Verbrauch im Inlande versteuert wurden; Spiele mit mehr als 36 Blatt sind 1 890 272 angefertigt, davon aber nur 253 411, d. i. 13,3 Prozent zum Verbrauch im Inland versteuert worden. Der Verbrauch an Kartenspielen mit mehr als 36 Blättern in Deutschland geht, wie das statistische Amt hervorhebt, von Jahr zu Jahr zurück.

Anton Linke. Wenn Spieler im Tourné in Hinterhand sitzt, Ihr Partner in Vorhand Treff-Aß, vermutlich doch seine längste Farbe, anspielt, so müssen Sie kombinieren, daß er den König nicht haben kann; Sie selbst haben Zehn, Neun, Acht, demnach ist es leicht zu berechnen, daß der Spieler entweder die restlichen drei Blatt hat — dann macht Ihre Zehn einen Stich mit Abtrumpfung — oder nur zwei, resp. ein Blatt hatte, die Farbe also wahrscheinlich gedrückt hat. Es ist daher in diesem Falle im Tourné stets ein Fehler die Zehn einzuwerfen, während es im Solo unter Umständen gerade geboten ist.

J. G. L. G. Wenn Ihr Alte das Aß einer Farbe zieht, der Spieler in zweiter Hand die Dame bedient, würden Sie dann wirklich im Grand Ihre einfach besetzte Zehn einwerfen, die nach unserer Auffassung fallen muß, weil sie blank ist. Der letzte Wenzel müßte doch auch rechtzeitig abgeholt werden. Zieht der Spieler Treff-Aß, Zehn, Pique-Aß, Zehn, Carreau-Aß, Zehn, so muß er unbedingt 62 machen.

Viersilbige Charade.

Feenhafte Lichtgestalten
Nennen meine ersten die,
Eine eigene Dichterweise
Sind die Silben drei und vier.
Zeitenabschnitt ist das Ganze,
Wechselvoll stellt es sich dar
In dem Buch der Weltgeschichte
Viel umfassend stets es war.

Auflösung des Rätsels Seite 581:

R.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 581:

Wir schlafen oder wachen, der Geldzins schläft nicht.

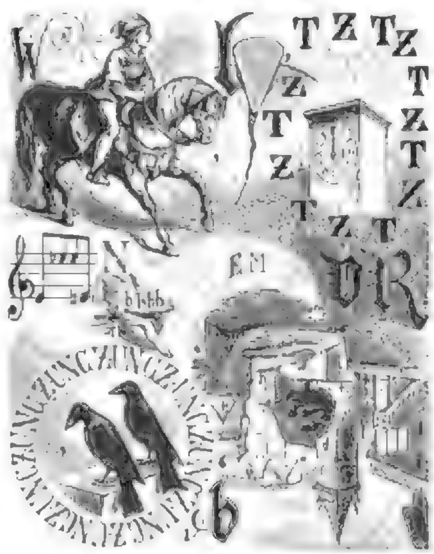
Rätsel-Königsmarsch*)

Rudi von Warnkenhagen.

ge-	nannt	und	doch	hat	n	a	l	g	d	e	n	aus	die	
Sie	Ag-	n	m	es	d	e	e	e	l	e	dar	Wasser	fen-	ist
	bei-	s	l	der		und	l			d	di		ha-	mat
	das	e	m	l	a	l	l	s	g	dein	zu-		gen	es
	Kur	e	t	a	r	n	i	o	i	wo	ist		ih	ein
	der-	der-	u	hand		der	r			kein	hat		man	wil-
der	er-	eint	gehn	in	a	z	b	i	[illegible]	den	[illegible]	wie	legt	den
wie-	auf	es	wird	hand	d	r	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	

*) Das resultirende Bild bringt die Lösung des Rätsels.

Bilderrätsel 28.



In Nummer 27 unserer

„Deutschen Romanbibliothek"

zu

„Ueber Land und Meer",

Preis in wöchentlichen Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pf.** pro Heft,

hat neu begonnen:

Blinde Liebe.

Roman von

Hugo Klein.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Siegfried und Gnesotowsky. Müllers Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen. Dresden, Arnold. M. 4.

Langjähriger Abonnent in Weimar. „Wie viel Sonnenflecke sind in den Jahren 1884 und 1885 vorgekommen und wann ist das nächste Minimum zu erwarten?" — Ueber die Zahl der Flecke existirt noch keine Publikation. Es wäre bei der Sternwarte in Potsdam anzufragen. Da das letzte Maximum sich um etwa zwei Jahre verspätet hat (es war erst anfangs 1884), wäre das nächste Minimum zu erwarten; ist die Verspätung nicht zu rechnen, schon 1888 oder 1887.

L. P. F. F. Außer von dem bereits Genannten ist, wie man uns schreibt, das Gedicht von Nikolaus Lenau „Weil' auf mir, du dunkles Auge" auch von C. Kleinmann (Verlag von Simrock, Bonn) und von Wilh. Heiser, Op. 80, in Musik gesetzt. Letztere Komposition findet sich in der „Neuen Musikzeitung" (Verlag von P. J. Tonger, Köln a. R., Jahrgang 1882, Nro. 21, zweite Beilage) abgedruckt.

A. in Z. Uns ist kein besseres Werk über diesen Gegenstand bekannt.

R. W. in R. Wir können nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge niemandem empfehlen, diesen Beruf, der beim ist stark überfüllt ist und wo mit zunehmenden Konkurrenzen verwandter Berufszweige schwer zu kämpfen hat, zu wählen.

A. R. in Bl. Schmidlin, Anleitung zum Vetturiren und zur Anlegung der Pflanzensammlungen. Mit 245 Textabbildungen. 3 Mark. (Paul Pareys Verlag, Berlin.)

O. Winkler in Dresden. Enthält zu wenig Neues. Besten Dank!

Amalie in Chemnitz. Die Lebens- und Wohnungsverhältnisse dort sind allerdings ziemlich kostspielig, aber was man Ihnen über die Küche gesagt hat, trifft nicht zu, und auch mit dem zweiten Punkt, durch den man Ihnen bange gemacht, ist es nicht schlimm. Ein deutscher Gasthof ist zwar unbekannt, doch werden Sie sich in einem der vielen holländischen Gasthöfe unschwer verständigen können. Als Reiseroute wird sich der Weg über Leipzig, Halle, Kreiensen, Cassel, Dortmund, Utrecht empfehlen.

Emil M. in L. (russisch Polen). Innerhalb dieser Zeit ist E. ohne Zweifel mehrfach in Dresden aufgetreten; von dem angeführten Vorgang aber haben wir nie etwas gehört und vermuten, daß er in das Bereich der Verläumdung gehört, die ja so gern an vielgenannte Personen allerhand Anekdoten knüpft.

A. in Budapest. Das „Spielbuch für Knaben", von Hermann Wagner (Leipzig, Otto Spamer), wird Ihrem Knaben auf Jahre hinaus Unterhaltung bieten. Außerdem empfehlen wir Ihnen die fortlaufende Zeitschrift „Deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer.

R. W. in Görlitz. Zu den von Ihnen wie von anderen mit so großem Beifall aufgenommenen Abbildungen des dortigen Rathauses lieferte uns, wie Sie wissen, einer Ihrer Mitbürger den Text, der das Hauptthema ganz sachgemäß behandelte, aber in seinen beigefügten Notizen über die Stadt Görlitz selber einige Unrichtigkeiten enthielt. Wir konnten uns dessen um so weniger versehen, als uns der Verfasser schon so manche brauchbare Arbeit geliefert und wir wohl voraussetzen durften, daß seine Angaben über seine eigene Vaterstadt zuverlässig sein würden. Das Hauptversehen betrifft die Einzelheiten bezüglich des Kaiserbesuches. Wir bitten unsere Leser, dieselben in folgendem Sinne zu berichtigen. Kaiser Wilhelm hat Görlitz am 14. September 1882 auf der Rückreise von den Manövern bei Breslau mit einem zweistündigen Besuche beehrt und mittags bald nach zwölf Uhr im Saale des Ständehauses ein Dejeuner eingenommen. Prinz Handjery, der erst später zum Präsidenten der königlichen Regierung zu Danzig ernannt worden ist, war damals nicht in Görlitz anwesend. Das angeführte kaiserliche Wort war vermutlich an seinen Vorgänger gerichtet. Außerdem ist zu bemerken, daß die Länge des Viaduktes an anderer Stelle auf 473 Meter angegeben ist, und daß die Springbrunnen und Rohrleitungen auf den Plätzen von Görlitz bis jetzt zum Teil nur im Projekt vorhanden sind.

Fräulein Em. V. in L. Der Jahrgang 1879 vom Hallbergers „Illustrated Magazine" ist im Preise ermäßigt und kostet jetzt gebunden in 2 Bänden statt nur noch 8 Mark. Wir verweisen Sie im übrigen auf die bezügliche Anzeige unserer Verlagshandlung in Nro. 17 vom laufenden Jahrgang unseres Journals.

Eine Unglückliche. In Ihrem speziellen Fall können Ihnen nur der eigene Takt und das eigene Herz den rechten Weg zeigen. Wir müssen dabei offen gestehen, daß wenn Sie einem jungen Mädchen von 21 Jahren gegenüber durch Verweigern „sich Ruhe verschaffen" wollen, wir Sie nicht ganz ohne Schuld an dem Verhältnis halten können. Liebe getrennt Liebe — Strenge im Ihrem Sinne ist nur einer weniger entwickelten Altersstufe gegenüber am Platz. Es spricht doch nur zu Gunsten des jungen Mädchens, daß es sich durch materielle Vorteile nicht bestimmen läßt.

Grete H. in Friedrichstadt. Flecke — zumal Rostflecke — entfernt man aus Marmor durch Bergamottegeist. Man feuchtet sie etwas an, läßt sie etwa eine Stunde auf der zu reinigenden Stelle liegen und hebt sie alsdann vorsichtig mit einer Messerspitze ab.

Plagegeist. Liebenswürdig wie immer, aber als Dichterin leider noch nicht ganz auf der Höhe — auf der z. B. als Rätsellöserin die von Ihnen erwähnte Dame steht. Wenn Sie nur die Güte haben wollen, eine Anzahl Nummern unserer Zeitschrift durchzusehen, so werden Sie finden, daß wir einige Abonnenten haben, die fast jedes Rätsel lösen.

A. K. R. in Barcelona. In Deutschland gibt es verschiedene Gesellschaften, die sich das Studium und die Verbreitung des „Volapük" zur Aufgabe gemacht haben.

Ida G. in Gr. D., Ludwig W. in Kassel und J. A. H. v. W.-B. in R. Wir haben zu bedauern in großem Maßstab, daß wir Ihre freundlichen Einsendungen zurücklegen mußten. Besten Dank!

L. St. in O. Wenden Sie sich doch an die Betreffende selbst (Text u. Ab.).

H. C. in Parlow. Den Schleier dieses Geheimnisses vermögen wir nicht zu lüften.

E. K. F. in Bern. Das sollten Sie, beziehungsweise Ihr Verein zum Gegenstand eines Preisausschreibens machen.

Severinus in Königsberg. Das werden Sie in der umfassenden Sammlung der Gleimschen Dichtungen finden, die anfangs unter dem Titel: „Drei Rutschen" erschienen ist.

L. H. in Prag. Nicht für uns geeignet.

Abonnent W. in Konstantinopel. Erschien im Verlag von Gebert in Stuttgart; an Ihrem Platze können Sie es am besten durch die dortige Firma Lorenz & Keil beziehen.

H. v. F. in H. Uns unbekannt.

Dr. R. in L. Wir müssen vorläufig darauf verzichten.

Amalia B. in R. Jeder Leser hat das Recht, sich sein eigenes Urteil zu bilden, und das Ihrige ist von Ihrem Standpunkte aus gewiß nicht unbegründet. Hätten Sie indes das Leben näher kennen gelernt, als es — zu Ihrem Glück — der Fall ist, so würden Sie auch gefunden haben, daß es nicht selten so ganz in unbarmherziger Weise verfährt, wie es an gedachter Stelle geschildert wird. Wie aber könnte es uns in den Sinn kommen, eine so hübsch dargelegte Meinung wie die Ihrige zu unterschätzen.

C. L. in W. Mottlberg, Stadium d. Malers a. d. Staffelei und in d. betr. Akademie, mit Atlas M. 6.25 (Voigt, Weimar).

Ar. Schm. in Mülheim a. d. Ruhr. In Bamberg's Universal-Briefsteller werden Sie das Gewünschte finden. Für Aufsätze wird besonders Benn, Deutsche Aufsätze, empfohlen.

J. E. in Brandenburg. Billige und niedliche Bonbonnieren finden Sie in jeder größeren Konditorei und Bonbonsfabrik.

Fr. A. in Christiania. Jede Farbe wird durch heißes Meerwasser zerstört; eine gutsitzende Badeform muß daher gewaschen und verpackt werden. Eine wollene Badehose ist auf jeden Fall vorzuziehen.

O. D. in Boxster. Die „Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten" verfolgt den Statuten gemäß folgende Zwecke: 1) die gemeinsame, auf Kosten der Genossenschaft zu bewirkende Wahrnehmung der Rechte aller Mitglieder bezüglich der öffentlichen Aufführung ihrer Werke; 2) die Erleichterung und Sicherung des Geschäftsverkehrs der Mitglieder durch die von dem Direktor der Genossenschaft betriebene Genossenschaftsagentur; 3) die allgemeine Entwicklung auf die Theatergesetzgebung und die Rechtsverhältnisse mit den Bühnenvorständen und Konzertinstituten; 4) die Verbreitung des Standes für dramatische und musikalische Kunst. — Ueber das Duell gibt es, so viel wir wissen, sehr zahlreiche Aufsätze, die indes an den verschiedensten Stellen verstreut sind. Auch wir haben die Sache früher schon in kürzeren Artikeln behandelt.

Frau Klara Be. in H. Als Pendant zu dem in Ihrem Besitze befindlichen Bilde „Aschenbrödel" könnte das Oelfarbendruckbild „Der Liebling" recht wohl verwendet werden. Der Bezugspreis für dieses effektvolle Kunstblatt beträgt 1 Mark, bestellen Sie dasselbe bei Ihrer Buchhandlung.

Helene, genannt „die Glitzerfrau". Oben ist ein italienischer Ausdruck der Klage, der unserem deutschen „Wehe mir!" entspricht.

Lieutenant R. A. in P. Ihre Einsendung soll uns zur Prüfung willkommen sein.

Sch. in Berlin. Besten Dank für die freundliche, allerdings in Wirklichkeit „post festum" eingetroffene Mitteilung. — Sollte die betreffende Bemerkung wirklich in so gut gläubigem Sinne gemeint gewesen sein? Das würde uns so ungeheuerlich erscheinen, daß wir weit eher an ein Mißverständnis glauben.

F. W. E. in R. Der Fahrdrehstellungen mag dieses Hilfsmittel bisweilen mit herbeigezogen werden, bestimmter aber findet man in größeren Marstallbildern nicht selten Gelegenheit zu der Beobachtung, wie tüchtige Reiter ihre Pferde nach den Klängen der Musik paradieren lassen, oder wenn Sie so wollen „tanzen" sehen. In diesen und ähnlichen Fällen ist die Annahme, daß umgekehrt der Kapellmeister den Takt nach den Schritten des Pferdes angibt, vollkommen ausgeschlossen. — Für die beigefügte gefällige Notiz besten Dank!

Tr. la T. in München. Auch diesmal leider nicht, daß wir verwenden könnten.

„Philatelist" in Regensburg. Uns sind solche nicht bekannt. Vielleicht gelangen Sie durch Anfrage bei einer deutschen Briefmarkenzeitung zum Ziele.

F. in St. Petersburg. Wir müssen es Ihrem anheimstellen, ob Sie uns das zur Ansicht und Prüfung einsenden wollen.

Alerius in Hannover. So lange Sie die angeführten Beschränkungen streng einhalten, können Sie Ihrer Liebhaberei mit ruhigem Gewissen und, ohne einen Gutmund zu befürchten, nachgehen.

Zwei treue Abonnentinnen. Sehr von seiner Gattin getrennt.

Kornblume. 1) Ihre ersterhaben aus die allgemein gültigen Vorschriften der Höflichkeit, eine Ausnahmeerklärung kann nicht beansprucht werden. 2) Besuch ihnen ist etwiger; doch mag in besonders begünstigten Ausnahmefällen auch die persönliche Vorstellung genügen. 3) Solches Entgegenkommen von seiten einer Dame setzt besondere Vertraulichkeit voraus.

R. B. in Stralsund. Diesen „Glückfisch" dürfen wir unseren Gönnern nicht vorsetzen.

Elly v. T. in Tabor (Böhmen). Versuchen Sie es bei einer kleineren Tageszeitung, die in ihrem Feuilleton Novellen veröffentlicht.

Emil D. in Mainz. 1) Bei Kirchheim in Mainz. Wegen 2) und 3) verweisen wir Sie auf den Universitätskalender aus dem Verlag von L. Simion in Berlin.

Mathilde von U. in Prag. Dorthin möchten sich einige Punkte am Ufer des Starnberger Sees, beispielsweise Feldafing, empfehlen.

A. B. in Koburg. Das finden Sie alles in der Broschüre „Der Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere und der Marine". Verlag von J. Schlesier, Berlin. 1 M.

G. A. in H. Sie wollen Auskunft über die Persönlichkeit und den Lebenswandel einer Frln. R. R. in L. — Dank und erlaubt! Wir kommen den Wünschen unserer geehrten Abonnenten so weit als irgend möglich entgegen, aber ein Auskunftsbureau in diesem Sinne können wir doch unmöglich abgeben.

Eifriger Leser in Frankfurt a. M. Besseres gibt es nicht; um aber eine fremde Sprache vollkommen sprechen zu lernen, ist es unbedingt erforderlich, mündlichen Unterricht zu nehmen. Wir würden Ihnen empfehlen, mit denselben zu beginnen, indem Sie sich innerhalb einer Anzahl Wochen von Stunden die Grundlagen der Aussprache möglichst vollständig angeeignet haben, worauf Sie Ihr weiteres Studium mit Hilfe der Unterrichtsbriefe ohne Lehrer betreiben können.

Langjähriger Abonnent in Deli (Sumatra). Bodega ist die spanische Bezeichnung für Weinkeller, Weinschenke. Bodega-Campagnie daher eine Gesellschaft, die zu verschiedenen Plätzen Schanklokale für Weine, insbesondere spanische Weine, errichtet und unterhält.

„Neugierige Abonnentin in Frankfurt“. Sie meinen vermutlich den Maler Eckel, der in Berlin lebt.

Schneerose in St. Petersburg. Gehört unseres Wissens keinem der beiden Dichterkreisen an. — Nur in kleinen Fällen, da der russische Geschmack von dem deutschen in diesen Dingen stark abzuweichen pflegt.

Idabl. Lebes Lenk! War, wie Sie inzwischen gefunden haben werden, bereits erledigt. Den Wortlaut des Liedes:

„Si vous n'avez rien à me dire,
Pourquoi venir auprès de moi?“

finden Sie in Victor Hugos Gedichten.

A. R. in L. (Böhmen). Ihre Novelle ist sehr fleißig ausgearbeitet, aber zu wenig anregend. Wir danken verbindlichst.

M. in D. Genau bestimmen läßt sich weder das eine noch das andere; doch können wir Sie in Ihrem Vorhaben nach bester Ueberzeugung ermutigen. Einige nähere Information aber wird Ihnen der Lehrerverein in Berlin, an den Sie sich mit einer schriftlichen Anfrage vertrauensvoll wenden können, gern und in zuverlässiger Weise erteilen.

F. J., Landwirt in Rumänien. Vielleicht in v. Oberkranz, Oesterr. landw. Wochenblatt. Am besten ist es, wenn Sie sich wegen einer solchen Spezialität an die Buchhandlung von Wilh. Frick in Wien, Graben 27, wenden.

Abonnent in Kanias City. Hauk, Spanische Grammatik nach Ollendorf mit dem Schlüssel dazu. (E. Jückel, New-York, 19 Dey St.)

Abonnent in St. Petersburg. Jedenfalls in dem bei Engelmann in Leipzig erschienenen Handbuch des Eisenbahnbetriebs — (in jeder deutschen Buchhandlung in Petersburg können Sie bezüglich Näheres und Ausführliches erfahren, da Sie vielleicht nur einen Teil des Werkes zu nehmen nötig haben) — aber auch in M. M. von Webers Schule des Eisenbahnwesens (Leipzig, Weber, 6 Mark).

H. von B. in M. i. Land. Prüfel, Die Gefälligkeit, M. 2.50 (Verlag v. Paul Parey in Berlin), enthält Antwort auf alle drei Fragen.

„Alte Tafel“. Einzig ganz hübsch, aber doch nicht bedeutend. Ob Sie Frau, Jungfrau, Jüngling oder glücklicher Familienvater sind? — Wir halten Sie für eine schöne, liebenswürdige, interessante Jungfrau von ungefähr fünfundzwanzig Jahren; haben wir recht? — Herr Hofrat Dr. Edm. Zoller, durch dessen freundliche Vermittlung uns Ihre werte Sendung zukam, ist seit bald einem Jahre aus unserer Redaktion geschieden. Ihre übrigen Fragen können wir ohne Verletzung des Redaktionsgeheimnisses nicht beantworten.

Dankbare Leserin in Aachen. Schicken Sie nicht die und die Zeremonialien und unterer Reime in Ihrer Weise ein, so würden wir sie gerne verwendet haben. Es sprechen sich ein so feiner Humor und eine so liebenswürdige Persönlichkeit in ihnen aus, daß wir uns sehr freuen würden, wenn Sie uns einmal etwas Fertiges liefern könnten, worin die kleinen Nachlässigkeiten dieser Einsendung vermieden wären.

Vergißt. O. in Königsberg; J. H. in E.; Fr. zu Th. in Wien; Hans S. in Tüffelsdorf; Oskar L. in Wien, C. W. in Stuttgart; P. Schm. in L.; M. Sch. in Sadenburg; Ruben R. in Denver; Walter B. in Hannover; Th. R. in Wadersdorf, L. L. Ml. in Halle; Franz Sr. in München, Fr. B. in Danzig; H. W. in Wien; Otto v. G. in Vallejo (Kalifornien); Herm. B. in Wien; Sängerin an der Elbe; Ernst K. in Krefeld; A. G. in Hannover. Leider nicht geeignet.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Entwerer in Altona i. W. Lola Blod in Bremen (2). Wilhelmine Auberhauser in Freiburg (2). Martha Tarl in Weilerberg. Helene und Franziska Neumann in Berlin. Rosa R. in Leipzig. A. Farel in Kairo. Therese Colland in Budapest (2). Jünger des Merkur in Magdeburg. G. Schneider und W. Gregor in Breslau (2). Malvina und Anna Sarr in Wien. Ed. Scholz in Breslau (2). M. Vannier in Lübeck. Herm. Dotterweck in Elberfeld. Eugen Arstal in Sarajevo. O. Kokoschka in Freiburg i. Br. (2). Ernst Klappert in Essen (2). Alfred Bärmer in Kreuznach. Louise Harrintorf in Crefeld. Paula Wallerstorf in Dorpat. Karl Peichel in Geldern. Karl Eyner in Konstanz. Leni Blücher in Marburg. Ernst Richter in Gummersbach. Nitschen Gattern in Köln. Th. Jweitinger in Hüttenheim. Herm. Einstein in Nakod (2). Frühling aus Wien (2). Rudolf Teschmann, Gmunden in Wien. Sigmund Steinich in Mirkod. Viktoria Vark in Prag. Melly Strro und Franz Langauer in Budapest. S. Füllekorn in Berlin. Maximilian Schulze in Forstbaus Markheide. Betty Knorr in Haßfurt. Bertha Thalheimer in Bad Ems. Hans Jll in Hermannstadt (4). Wilhelm Bentrem in Aethen a. d. Leine.

Gesundheitspflege.

J. K. in Augsburg. Ein Mittel zur Entfernung von Malen, welches in die Hand des Laien paßt, gibt es nicht, wenden Sie sich daher an einen Arzt.

M. Wenzer. Von Prof. Nußbaum in München ist eine Broschüre erschienen über die Behandlung des Schreibkrampfes (wohl durch jede Buchhandlung zu beziehen), ebenso wurde von demselben eine Art Brassiert angegeben, welches beim Schreiben angelegt werden soll und in der Gummiwarenfabrik der Gebrüder Stiefenhofer in München zu haben ist.

Neue Abonnentin in H. Wenn das Schlüsselbein die rote Nase verlacht werden will, so geschieht dies am besten in Form der Schlüsselweise; die Nase wird mit heißem und mit warmem Wasser abgewaschen und das Seifenschaum trocken abgewischt; darnach wird dieselbe leicht gepudert.

Ein dankbarer Abonnent Rarfa. Zur Besprechung hier nicht geeignet. H. P. 125. Tröpfchen.

L. L. in K. Eine langjährige Abonnentin in C. Wir empfehlen Ihnen das kleine Buch: „Die Haut und das Haar“. Von Dr. med. Clasen. Stuttgart, Verlag von Gundert.

Blonde Herrnath. Sollte das Kummerfeldsche Wasser nicht in einer Apotheke erhältlich sein? Die Zusammensetzung desselben ist folgende: Präzipitierter Schwefel 8 Gramm, Kampfer 0.4 Gramm, Gummi arabicum 1.25 Gramm, Kalk- und Rosenwasser je 60 Gramm.

Cindabena. 1) Es ist nicht nötig, ein Bruchband während eines Bades liegen zu lassen; ebenso sollte dasselbe auch in der Nacht abgenommen werden. 2) So lange das Kindermädchen nur im Verdachte einer Lungenschwindsucht steht, können demselben Kinder anvertraut werden, etwas anderes dagegen ist es, wenn wirkliche Symptome einer solchen Erkrankung vorliegen, dann erfordert es die Vorsicht, die Kinder der Pflege eines solchen Mädchens zu entziehen, da in diesem Falle die Möglichkeit einer Uebertragung dieser Krankheit entschieden gegeben ist.

Junge Frau von der Nordsee. Besorgt, daß Ihr sonst gesundes Söhnchen mit einem Jahre noch keine Zähnchen hat, brauchen Sie sich durchaus nicht zu ängstigen. Das Kind wird mit zunehmendem Alter nur widerstandsfähiger gegen die verschiedenartigen Erkrankungen, zu denen Kinder gerade während des Zahnens geneigt sind.

Ein langjähriger Abonnent in Amsterdam. Eine derartige Broschüre ist uns unbekannt. Das einfachste Mittel, Hals und Brust abzuhärten, sind täglich morgens vorgenommene kalte Waschungen dieser Körperteile und zwar Sommer und Winter gleichmäßig durchgeführt.

A. W. 47. 1) Von den verschiedenen Luftbädern dürfen Sie bei Kropf keine großen Erwartungen hegen, mehr dagegen schon von Jodeinpinselungen. 2) Die ab und zu auf den Mandeln sichtbaren weißgelben Punkte haben durchaus nichts zu bedeuten; es sind dies nur kleine Pfröpfchen, welche sich ebenso wie Mitesser in der kahlen Haut, in den Follikeln der Mandeln bilden, und, wenn sie gelockert sind, gelegentlich ausgehustet oder verschluckt werden.

Frb. v. Atz. Bei chronischem Magenkatarrh empfiehlt sich der Gebrauch einer Karlsbader Salzkur (mehrere Wochen hindurch) neben einer streng geregelten Lebensweise.

Kopenhagener Kinder. Mitesser werden entweder durch das Kummerfeldsche Wasser oder durch Schwefelseife beseitigt.

Langjähriger Abonnent in J. an der Bergstraße. Das betreffende Mittel ist uns nicht bekannt. Reiben Sie die schmerzende Hautstelle nur weiter mit Präzipitatsalbe oder mit schwefelgesättigter Nachtsalbe ein.

C. W. H. in Eschenbach. 1) Louis Heinrich Zweckau; F. C. Schillinger. Kellar, Paul Schreiber, Berlin W., Leipzigerstraße 115. 2) Die Zusammensetzung kennen wir nicht.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Schwarzwälder Herzen, Roman von Wilhelm Berger, Fortsetzung — Orpheus und Eurydike, Gedicht von Otto Baisch. — Aus der fränkischen Schweiz, von Friedrich Lampert. — Das Fest der Armen auf Santa Lucia, von Ankiren. — Die Eitelkeitlichkeit der Cluvebas, von Emil Zaumacher. — — Auf Irrwegen, Novelle von Karl von Walloch, Fortsetzung. — Vierzehn Tage in einem Blockhause auf der Insel Rügen, von Johannes Tittmann, Schluß. — Vesuv. — Ein Brautzug in Marokko, von W. — Seraphine, von O. B. — Was auf dem Storchenneste passiert, von L. Th. — Notizblätter. — Schach. — Karten-Spiele. — Rätsel. Dreisilbige Charade. Auflösung des Rätsels Seite 591, Auflösung des Bilderrätsels Seite 591. Kaiser-Königsmarsch von Radi von Warschenhagen; Bilderrätsel 38. — Briefmappe.

Illustrationen: Schwarzwälder Herzen, drei Bilder von C. Beckstein. — Broteser, nach einer Photographie von J. Stern. — Ein Brautzug in Marokko, Gemälde von T. Gallegos. — Seraphine, von P. Hohmann-Sitz. — Bilder aus der fränkischen Schweiz von Professor K. Stieler. — Orpheus und Eurydike: Der letzte Abschied, nach einem Gemälde von Professor Wassily Petrowitsch Wereschagin. — Das Fest der Armen auf Santa Lucia (Neapel), nach einer Skizze von E. Roblin. — Was auf dem Storchenneste passiert, nach Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz in Lissa.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Zu Osterfest-Geschenken

besonders empfehlenswerte Werke.

Georg Ebers, Eine Frage. Idyll. Vierte durchgesehene Auflage. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. In feinem Einband mit Goldschnitt. Preis M. 5. —

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Elfte vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. Fifth edition. With illustrations. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Gerhard v. Amyntor, Peter Quidams Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 8. —

Auguste Meyer, Dichten und Denken. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

Herman v. Schmid, Winland oder Die Fahrt ums Glück. Erzählende Dichtung. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis M. 8. —

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Lieder an eine Verlorene. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

August Silberstein, Mein Herz in Liedern. Vierte Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 6. —

Friedrich Theodor Vischer, Lyrische Gänge. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist soeben eine neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe der Kaiser Wilhelm-Biographie erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

„Neunundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. 156 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Der „Schwäbische Merkur“ schreibt über unsere Kaiser Wilhelm-Biographie: Die Festgabe, die dem deutschen Volke hier dargereicht wird, ist des hohen Gegenstandes würdig. Die heranwachsende Jugend, welche das wiedererstandene Reich als etwas Selbstverständliches nimmt, mag hier an der Hand der Lebensgeschichte unseres Kaisers die Kämpfe und Mühsale kennen lernen, die das deutsche Volk bis zu seiner Einigung durchgemacht. Ueberall, wo in den Familien deutscher Sinn herrscht, ist diese Lebensgeschichte des Kaisers eine willkommene Gabe.

Der köstlichste und zugleich gesündeste Erfrischungstrank ist kohlensaures Wasser mit ¼ echtem Magenbitter von August Wilhelm in Baden. 2664

Als elegantes Konfirmations- und Festgeschenk empfohlen:

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 51 Bog. eleg. geb. mit Goldschn. 10 Mk. — II Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franco. Zu beziehen durch alle Buchh. oder franko gegen frei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W.

Rohseidene Bastkleider (ganz Seide) Mk. 15.80 Pf. per kompl. Robe,

sowie schwerere Qualitäten versendet bei Abnahme von mindestens zwei Roben zollfrei ins Haus das

Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Klassische schwarze Seidenstoffe mit Garantie für gutes Tragen.

Schilbreiten, Nichtmetallgewebe und bei ca. Nachgeltragen ½ Rückvergütung, 54/55 Cm. breit, Qual. I Mk. 5.60, Qual. II Mk. 6.70 M, Qual. III Mk. 7.80, Qual. IV Mk. 9 M versendet im einzelnen das Seidenwarenhaus

Wilh. Nanitz, Dresden,
Muster auf Verlangen franko. Altmarkt 25.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter

bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das 2210

Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Gründlichste Ausbildung durch brieflichen prämiirten Unterricht
Erfolg garantirt, ohne Vorbezahlung.
Italienische doppelte Buchführung
BUCHFUEHRUNG
Rechnen, Correspondenz, Kontorarbeit
Otto Siede-Elbing
Schön-Schrift

XV. Katal. Die bedeutendsten Kirchenbauten Belgiens, Deutschl., Frankreichs, Italiens etc. 290 Bl. Orig.-Aufn. n. d. Natur. Grosse Photogr. Ark. v. Herb. Sprachtin, b. d. Hoftheater in München.

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Enthaarung.

Aerztl. empfohl. unschädl. Mittel zur sofort. spurlos. Entfern. v. Arm- u. Gesichtshaaren.

Alwin Tietze
Crefelder Neuheiten in Kleiderstoffen: Beiges, Krepps, Loden, Cheviots, Lamas, Konfektionsstoffe
Crefeld

Englische Tüll-Gardinen direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 3102
Falls speziell feinste Sorten gewünscht, erbittet man Einsendung d. Maße.
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen

Seidenstoffe (Crefelder) in nur garantirt echten soliden Qualitäten, schwarz und farbig, versendet franko direkt an **Private zu Fabrikpreisen**
Muster franko! **Fritz Gugenheim, Crefeld.** Seidenfabrik-Dépôt.

Über Land und Meer.

Nº 29.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Schwankende Herzen.

Roman von

Wilhelm Berger.

Mit Originalzeichnungen von T. Hochstein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Major von Degenhardt hatte während seines bisherigen Aufenthaltes in Weggis keine Bekanntschaften gemacht, er war nicht frei von jener Exklusivität seines Standes, über welche schon so mancher wackere Bürger die Schale seines Unmuts ausgegossen hat, und schloß sich nur schwer an. Nun brachte ihm der Zufall einen Gefährten, mit dem ihn Beziehungen der eigentümlichsten Art verknüpften, und er fand gegen Erwarten in dem jungen Richter einen Mann, der ihm durchaus sympathisch war.

Die gezwungene Ruhe in Weggis war nicht nach Kurts Geschmack, er wäre lieber im Vollgefühle seiner Gesundheit und männlichen Kraft kreuz und quer zu Thälern und Gipfeln gezogen; er hatte damals infolge von seines Schwiegervaters plötzlichem Tod seine Hochzeitsreise schon am ersten Tag abbrechen müssen, diese Reise im Spätsommer nachzuholen, war gleich sein Vorsatz gewesen, inzwischen aber war Amalie eine andere geworden, früher unternehmend genug und vor körperlicher Anstrengung keineswegs zurückschreckend, hatte sie seit jener Katastrophe, die ihrem Stolz einen so gewaltigen Stoß gab, keine Spannkraft und rechte Lebenslust

Im Frühling. Originalzeichnung von P. Bauer.

Digitized by Google

mehr. In die Reise hatte sie nur mit Widerstreben gewilligt, und als ihre Ansiedlung am Seeufer glücklich vollzogen war, gab sie sich einer träumerischen Ruhe hin und war nur schwer zu einem gelegentlichen Spaziergang auf ebener Landstraße zu bewegen.

Degenhardt, den Verhältnissen Rechnung tragend und Amalie aufrichtig bemitleidend, fügte sich in Geduld, er wußte, daß das zart organisirte Weib eine schwere Verstimmung nur langsam zu überwinden vermag, und warten hatte er gelernt. Jetzt indessen, als er bei dem Richter Weiß den nämlichen Wandertrieb entdeckte, der auch ihn beunruhigte, seit er sich in den Vorbergen der Alpen niedergelassen — jetzt überlegte er, ob es nicht zu machen sei, daß er mit diesem Gefährten dem Einerlei des Pensionslebens entfliehe, während die beiden Frauen sich gegenseitig Gesellschaft leisteten. Von seiten Gertruds glaubte er keinem Widerstande gegen sein Projekt zu begegnen, es kam nur darauf an, meinte er, daß die Frauen Gefallen aneinander fanden.

Hauptsächlich auf Sturts Betreiben geschah es, daß die beiden Ehepaare sich am ersten Tage nach der Ankunft Eberhards und Gertruds nicht trennten. Amalie gab ihr passives Verhalten auf, nahm bereitwillig an allem teil, was unternommen wurde, und schloß sich an Gertrud gestissentlich an. Es war ihr nachträglich leid, daß sie durch ihre Mitteilung am Morgen Gertrud Schmerzen verursacht hatte, und sie suchte durch freundliches Entgegenkommen ihre Grausamkeit einigermaßen wieder gut zu machen. Degenhardt gewahrte dies veränderte Wesen seiner Frau mit großer Befriedigung als ein Zeichen, daß sie sich seinen Wanderplänen nicht widersetzen werde, und am Abend, als die beiden Ehepaare beisammen saßen, rückte er, allerdings etwas zaghaft, mit dem Vorschlag einer kurzen Trennung heraus. Eberhard nickte Beifall, während er einen fragenden Blick zu Gertrud hinübersandte; Amalie war so gefällig, zu erklären, daß sie den Wünschen ihres Mannes nicht entgegen sein wolle. Gertrud indessen, schließlich um ihr Votum befragt, gestand mit anmutigem Erröten, daß sie nicht wünsche, sich von ihrem Manne zu trennen.

„Zürnen Sie mir nicht, Herr Major," bat sie, „daß ich mir herausnehme, Ihre Entwürfe zu kreuzen. Ich gönne gewiß meinem Mann jedes Vergnügen, aber ich bin eine ängstliche Seele, ich würde am Tage keine Ruhe haben und nachts wach liegen, wenn ich ihn in unbekannten, gefährlichen Regionen wüßte. Und bedenken Sie, Herr Major, ich bin lange genug ein einsam lebendes Mädchen gewesen, das für sich gestanden hat und allein mit allem fertig werden mußte; jetzt nun, da ich einen Halt gefunden habe, möchte ich denselben nicht ohne Not loslassen; freilich befürchte ich, meine Anhänglichkeit wird in dem vorliegenden Falle meinem Manne nicht ganz lieb sein, aber ich kann es nicht über das Herz bringen, ihn zu verlassen."

„Diese Erklärung," sagte Eberhard resignirt, „ist mir so schmeichelhaft, daß ich gerne verzichte. Vielleicht indessen," fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort, „ließe sich ein Ausweg finden, der uns alle befriedigt, wenn die Frau Majorin sich entschließen könnte, höher in das Gebirge zu ziehen, wo die Gipfel, nach denen uns Männer gelüstet, in der Nähe umher liegen." Er wandte sich an Amalie. „Es ist ja unstreitig ein angenehmer Aufenthalt hier in der geschützten Tiefe des Seebeckens, gnädige Frau, doch ist die kühlere, nervenstärkende Gebirgsluft Ihnen gewiß zuträglicher als die drückende Tagesschwüle, wie ich sie heute hier kennen gelernt habe."

Amalie überlegte. Sie hatte Eberhards Betragen gegen Gertrud aufmerksam beobachtet, es war ihr nicht entgangen, daß er ihre zärtlich freundlichen Annäherungen mehr duldete als erwiderte, und sie vermutete, daß diese seine gelassene Haltung dem Bewußtsein zuzuschreiben sei, daß ihm Gertrud großen Dank schulde. Ob er selbst dessen inne war, blieb allerdings fraglich, immerhin aber bot das Verhältnis der beiden Gatten zu einander ein interessantes Objekt des Studiums. Amalie empfand auch eine gewisse Genugthuung darüber, daß ihr ehemaliger Bräutigam seiner Frau nicht diejenige Liebe zuwandte, die er, nach ihrer Meinung, einst für sie empfunden hatte. Wie mußte sich ein Verhältnis weiter entwickeln, in welchem von seiner Seite die Leidenschaft, dieser unentbehrliche Kitt junger Ehen, fehlte? Und in einem ähnlichen Falle wie Gertrud befand sie sich selbst, auch sie stand unter dem Druck einer Verpflichtung, die sie ihrem Manne schuldete, gerne hätte sie gesehen, wie Gertrud sich damit abfand. Zur freudigen Ueberraschung Sturts erwiderte sie nach kurzem Zögern:

„Ich glaube selbst, daß das hiesige Klima etwas Erschlaffendes hat. Wenn ich es einmal mit der Bergluft versuchte? Was meinst Du, Kurt?"

Und da somit ein Einverständnis zwischen allen Beteiligten hergestellt war, erübrigte es nur noch, über das gemeinschaftliche Ziel einig zu werden. Diese Schwierigkeit war nicht übermäßig groß, da es ja in der Schweiz an hochgelegenen Orten nicht fehlt, die dem Reisenden genügenden Comfort und zugleich verhältnismäßig bequemen Zugang zu allen Schönheiten und Wundern der eigentlichen Alpenregion bieten. Es waren freilich am nächsten Tage noch eingehende Beratungen mit einigen Landkundigen erforderlich, und die schließliche Wahl zwischen den in Vorschlag gebrachten Dörfern und Pensionen erwies sich so schwierig, wie die Wahl zwischen unbekannten Dingen überhaupt zu sein pflegt, endlich indessen fiel die Entscheidung zu Gunsten des Jungfrauhotels am Eggishorn aus. Man wollte nur noch mit dem Dampfboot einen Ausflug nach Flüelen unternehmen und dann aufbrechen.

Es liegt ein starker und rätselhafter Zauber in der Natur, wo sie uns Außergewöhnliches vor die Augen führt. Widrige persönliche Verhältnisse, die fast unablässig unsere Gedanken beschäftigen, so lange wir uns in unserer Alltagswelt umtreiben, treten zurück und werden allmälich kleiner und kleiner, wir begreifen kaum mehr, wie uns diese Bagatellen belästigen, verstimmen, ärgern konnten, und auch ein Teil der gewohnheitsmäßigen, klugen Reserve, die wir uns zu Hause unseren lieben Nebenmenschen gegenüber anerlegen, kommt uns auf Reisen abhanden. Wenigstens finden sich solche Naturen, die einander sympathisch sind, leichter zu einander, wenn ihr Gemüt zur Bewunderung, zum Staunen, zum Entzücken bewegt ist, und auch diejenigen, welche, zufällig zusammentreffend, keine Ursache finden, sich in einander zu verlieben, mildern doch unwillkürlich die natürliche Schärfe ihres Egoismus und treten sich mit aller Liebenswürdigkeit entgegen, deren sie fähig sind.

Auf unsere kleine Gesellschaft, die ja aus lauter intelligenten und wohlerzogenen Menschen bestand, übte die großartige Schönheit der Gegend, die sie am Eggishorn vorfand, den günstigsten Einfluß. Sie begannen zu vergessen, daß es Uebel auf der Welt gibt und daß auch sie ihren geziemlichen Anteil an diesen Uebeln trugen; rascher kreiste in der leichten Luft ihr Blut, energischer bewegten sich ihre Lungen. Es sei eine Lust, zu leben, meinte sogar Amalie, als sie zum erstenmal auf dem Gipfel standen und das ganze ungeheure Panorama von Stein, Schnee und Eis sich vor ihnen entfaltete, in seiner erhabenen Oede und Einsamkeit. Auch Gertrud war erschüttert, aber sie empfand eine Art von Grauen bei dem Ausblick in diese Wüste, worin sich nichts regte und bewegte, worin das feierlichste, tiefste Schweigen herrschte, sie sah nichts wie Tod und ließ sich auch nicht zu einer andern Auffassung durch den Major bekehren, welcher ausführte, daß in diesem anscheinend leblosen Gebiet die großen Ströme sich zur Geburt im Verborgenen vorbereiten — jene großen Ströme, die dann, schon halb erwachsen, im Ost und West, im Nord und Süd die Berge, die Stätte ihrer Kindheit, verlassen und segenspendend ihren langen Lauf zum Meer beginnen. Diese Erwägungen waren zu abstrakt, zu weit hergeholt für Gertrud, sie konnte sie nicht in Vorstellungen umsetzen, indessen fand sie bald in nicht zu großer Entfernung von ihrer Wohnung grüne Matten am Berge hingelagert, die ihrem Naturell besser zusagten als die unheimliche Wildnis, worin das riesige Aletschhorn seinen Mantel von Eis und Schnee fast bis zu ihren Füßen fallen ließ. Sie machte die Bekanntschaft der Sennen und ließ sich — insofern dieselben Muße und Lust zu solchem Plaudern zeigten — in die Geheimnisse der Käserei einweihen; auch freute sie sich täglich über die Blumen, die den Mut hatten, in dieser Höhe zu blühen, und die Zähigkeit, acht lange Wintermonate über sich ergehen zu lassen, ohne zu erfrieren; so fremdartig waren sie alle, diese Pflanzen, die an der Grenze ewigen Schnees wuchsen, als seien sie von einem andern Planeten herübergeweht, oder war es nur infolge der genauern Betrachtung, zu welcher ihre Seltenheit einlud, daß sie Gertrud so zart und künstlich gewoben erschienen?

Die beiden Männer wurden bald vorzugsweise von dem Gletscher angezogen, der sich am westlichen Fuße des Eggishorns entlang in lang geschwungener Kurve zum Rhonethal hinabsenkt, sie besuchten ihn häufig und wanderten kreuz und quer darauf umher, bemüht, die Gesetze seiner Bildung, seiner Struktur, seiner täglichen Veränderungen, wie sie die Wissenschaft lehrt, mit ihren eigenen Beobachtungen in Einklang zu bringen. Je länger sie dem Zusammenhang der Erscheinungen nachspürten, desto mehr wuchs ihr Genuß an allem, was sie sahen. Auch das Interesse der Frauen wandte sich ihren Studien zu; die Frauen konnten nicht glauben, daß die ungeheure Masse Eises, die sie zwischen schroff ansteigenden Felswänden eingekeilt sahen, einen Strom darstelle, der, von der Breite in die Enge hinabgedrängt, weiter und weiter fließe, bis die Wärme seinem weitern Vordringen ein Ziel setzt. Der Major bestand darauf, daß den Ungläubigen die Bewegung des Gletschers gezeigt werde; dies geschah, wenn auch mit einiger Mühe, durch eine Anzahl von Stangen, die, in ungefähr gleichen Abständen, in gerader Linie quer über den Gletscher im Eise befestigt wurden, wo dann nach wenigen Tagen sämtliche Zeichen abwärts gerückt waren und zwar die mittleren ungleich weiter als die seitlichen.

Am Abend, als die Gesellschaft beisammen saß, bemerkte der Major:

„Ich mache bei Gelegenheit unserer jetzigen dilettantischen Forschungen wiederum die Erfahrung, wie sehr bei Reisen die eigene, vordringende Thätigkeit in irgend einer Richtung den Genuß erhöht. Man muß sich nicht damit begnügen, alles auf sich wirken zu lassen wie ein Gemälde; dabei ermüdet man, weil man passiv bleibt. Nein, die Werke der Natur, die Werke der Menschen — man muß überall in sie hineinzublicken versuchen, da ist jeder tiefere Einblick ein Gewinn für alle Zeit, und während man sucht und spürt, ist der Geist auf das angenehmste beschäftigt."

Eberhard pflichtete ihm bei, Gertrud indessen erwiderte:

„Ich möchte ein gutes Wort für den Müßiggang einlegen, nicht gerade für mich persönlich, Herr Major, ich würde mich am liebsten beständig auf irgend eine Weise nützlich machen, meinen bescheidenen Kräften angemessen, doch gibt es viele Leute, denen ein anstrengender Beruf wenig Zeit zum Aufatmen läßt, sollen diese sich auch mit Nachdenken plagen, während sie ihrer knappen Ferien froh zu werden suchen? Ist es nicht richtiger, solche wenden sich von allem, was einer Arbeit ähnlich sieht, gestissentlich ab und gönnen auch ihrem armen Kopfe Ruhe? Wird nicht überhaupt schon zu viel gedacht und geforscht heutzutage? Es kommt mir beinahe so vor. Glauben Sie, daß wir leichter glücklich werden können, seit Telegraphendrähte die ganze Erde umspannen?"

Und auch Amalie wendete sich gegen die Ansicht ihres Gatten.

„Ihr Männer seid einseitig," sagte sie, „überall drängt sich euer Verstand vor, begreifen möchtet ihr alles und ruht nicht, bis ihr überall das Nacheinander richtig festgestellt habt. Und was ist damit Großes gewonnen? Nur bewiesen, daß es vollständig ordentlich in der Welt zugeht, wovon doch jeder heutzutage schon überzeugt ist. Schließlich ist es ja auch nur das Aufsuchen dieser unbezweifelten Ordnung, was euch unterhält und angenehm beschäftigt, das Wissen selbst ist der Ruhepunkt, an welchem das Amusement aufhört."

„Und die andere Seite?" fragte Eberhard.

„Sie fragen noch, Herr Richter? Die andere Seite ist die poetische Auffassung der Dinge. Sie forschen nach, wie sich Eis unter gewissen Bedingungen verhält und weshalb es sich so verhalten muß, oder Sie sehen eine tief eingerissene Schlucht und ruhen nicht eher, als bis Sie eine Erklärung ihrer Entstehung gefunden haben. Das poetische Vermögen hält sich bei solchen Kleinigkeiten nicht auf, es bedarf nur eines Blickes ringsumher, um angeregt zu werden, und wie ganz anders, wie viel rascher und tiefer erfaßt und verknüpft es die Erscheinungen, als der Verstand in seiner schneckenartigen Langsamkeit kann!"

Degenhardt sah mit einem Lächeln zu seiner Frau hinüber und nickte ihr freundlich zu.

„Kapituliren wir, Herr Richter!" rief er aus. „Ich wenigstens erkläre mich überwunden, denn ein Barbar bin ich wahrlich nicht, auch ich habe der Dichtkunst Stimme in diesen Tagen oft und deutlich in mir vernommen. Gestern noch, als wir nach Sonnenuntergang am Märjelensee standen, wohinein der vorüberschleichende Gletscher hin und wieder einen Eisblock wirft, der dann darin umherschwimmt, wie — nun wie — Frau Richterin, helfen Sie mir!"

„Wie ein Brocken Weißbrot in einer Erbsensuppe," ergänzte Gertrud.

Lachend sagte der Major:

„Ich bewundere das Treffende Ihres Vergleichs; aber — nehmen Sie mir's nicht übel — poetisch war er nicht."

„Von mir ist auch nichts Poetisches zu erwarten," seufzte Gertrud. „Sollten Sie das nicht schon längst bemerkt haben? Doch nein, ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin, ich schätze gute Knüttelverse und habe auch selbst schon welche gemacht, nur in der höhern und höchsten Gattung der Poesie kann ich mich nicht zurechtfinden, wenn ich's einmal versuche, so wird mir bald so, als wenn ich keinen Boden mehr unter den Füßen hätte, und ich beeile mich, wieder in die Wirklichkeit hinabzusteigen."

Amalie lächelte mitleidig; Eberhard, der es bemerkte, wandte sich gegen seine Frau und sagte mit einiger Schärfe:

„Ich würde an Deiner Stelle diesen Mangel in Deiner Naturanlage nicht öffentlich bekennen, es ist ja nicht nötig, daß jemand an allem Anteil zu nehmen vermag, was andere bewegt, das mag er dann aber in der Stille tragen."

Gespannt wartete Amalie darauf, wie Gertrud diese Zurechtweisung aufnehmen würde, ihrer Meinung nach hatte sie nur die Wahl zwischen Thränen und beleidigtem Schmollen, aber Gertrud weinte weder, noch spielte sie die Beleidigte, freundlich erwiderte sie:

„Entschuldige meine Aufrichtigkeit, ich glaubte indessen durch meine Aussage über mich selbst unseren Freunden nichts Neues mitzuteilen, und wirklich, mich genirt es gar nicht, wenn ich gesehen werde, wie ich bin. Wer mich einmal leiden mag, wird auch meine Schwächen mit in den Kauf nehmen."

Der Major versuchte das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken; ob der bereits mehrfach besprochene Ausflug nach der Belalp morgen unternommen werden solle, fragte er. Nach Aussage des Wirts verspreche der Tag schön zu werden; die Damen, meinte er, seien jetzt hinlänglich im Klettern geübt, um diese Tour, die nicht einmal sehr beschwerlich sei, wagen zu können. Die beiden Frauen, welche in der That während der letzten Tage ihre Ausdauer mehrfach bewährt hatten, fanden nichts einzuwenden. Selbst wenn man erst um acht Uhr aufbrach, so hatte man immer noch reichlich zwölf Stunden Tag zur freien Verfügung, und ein

einigermaßen rüstiger Fußgänger pflegte die Entfernung in etwa fünf Stunden zurückzulegen. Dem Plane gemäß sollte auf der Belalp übernachtet werden, und man wollte sich am nächsten Tag entschließen, ob der Rückweg zum Jungfrauhotel sofort anzutreten oder um vierundzwanzig Stunden zu verschieben sei. Nachdem die nötigen Verabredungen getroffen und ein Bursche zum Tragen des geringen Gepäcks gemietet worden war, trennte man sich für die Nacht.

Oben in seinem Zimmer zündete Degenhardt noch eine Cigarre an, lehnte sich über die Fensterbrüstung und schaute hinaus auf die Walliser Berge, die in der nächtlichen Dämmerung grau und gespenstisch sich vom Firmament abhoben. Amalie trat zu ihm.

„Woran denkst Du, Kurt? Darf ich's wissen?" fragte sie in neckischem Ton.

„An unsere Bekannten, Malchen. Wie gefällt Dir die Frau Richterin?"

„Sie ist sügsamer gegen ihren Mann, wie ich es bin."

„Soll das ein Lob sein?"

„Ein bedingtes, Kurt. Er verdient ihre willenlose Hingebung nicht."

„Meinst Du?" Degenhardt lachte und legte seinen Arm um sie. „Dein früherer Bräutigam ist lange nicht so schlimm, als Du ihn mir geschildert hast; aber allerdings, er könnte gegen seine prächtige Frau etwas mehr Wärme zeigen."

„Ob er sie wohl liebt?"

„Diese Frage ist schwierig zu beantworten, Malchen, jede Wahrscheinlichkeit spricht dafür; es soll aber Leute geben, die trotz aller Liebe gegen ihre Frau unhöflicher sind, als sie gegen irgend eine andere sein würden, einer von diesen Leuten mag Weiß sein."

„Ich glaube, der Grund liegt tiefer," sagte Amalie etwas zögernd. „Weiß rechnet sich zu häufig das Opfer vor, das er ihr gebracht hat."

„Opfer? Welches Opfer? Er ist, was jedem widerfahren kann, in eine Lage gekommen, worin er zwischen Ehre und Nutzen zu wählen hatte, er hat entschieden, wie er als Mann mußte, von Opfer kann dabei keine Rede sein."

„Nach Deiner Auffassung wohl nicht, aber nicht alle denken so erhaben wie Du, die meisten dünken sich Halbgötter, wenn sie in einem schwierigen Fall es einmal über sich gewonnen haben, korrekt zu handeln."

„Ein Wohlthäter darf keine Dankbarkeit fordern."

„Das thut Weiß auch nicht, er zeigt nur, daß er sie erwartet."

„Hast Du mir nicht erzählt, daß er seines Schwagers Verbrechen vor seiner Frau geheim gehalten hat? Wie kann er von ihr Anerkennung für eine Handlung erwarten, von welcher er doch glauben muß, sie sei ihr unbekannt?"

„Und glaubst Du nicht, daß Frau Gertrud sich gegen ihren Mann seit Weggis ausgesprochen hat?"

„Nein, sie wird seiner Mitteilung, die sie früher oder später erwarten darf, nicht vorgreifen."

„Du scheinst Deiner Sache sehr sicher," antwortete Amalie etwas geärgert, „ich meinesteils würde schwerlich so rücksichtsvoll sein; Du weißt, wie ich Dich mit meiner Armut geplagt habe — noch plage."

Degenhardt machte eine abwehrende Bewegung.

„Es ist Dir nicht lieb, wenn ich davon rede, und doch kann ich nicht schweigen, von Zeit zu Zeit muß es über die Zunge, ich fühle mich zu tief in Deiner Schuld; dankbar möchte ich mich Dir beweisen und kann es nicht, und daß ich es nicht kann, machte mich oft so unmutig, so verdrießlich, ja, ich will es nur gestehen, ich würde liebevoller sein, wenn ich nicht dankbar zu sein brauchte. Kannst Du Dir dies denken?"

„Wir Menschen sind in unserem Empfindungsleben so unlogisch, daß ich auch dies mir zur Not denken kann, ich habe Dich übrigens schon oft gebeten, dies Abwägen zwischen Gegebenem und Empfangenem zu unterlassen; Du mußt selbst fühlen, daß es in einem intimen Verhältnis, wie dem unserigen, nicht statthaft ist. Dankbarkeit ist gewiß eine schöne Tugend, aber in ihrem gewöhnlichen Sinne hört sie mit der Liebe auf. Wenn zwei Gatten bereit sind, alles für einander zu lassen, selbst das Leben, wie können sie sich da Gedanken darüber machen, wer von ihnen das meiste Heiratsgut eingebracht hat? Im Großen geht das Kleine auf."

„Ich höre wohl, Du möchtest mich besser haben, als ich bin."

Bei dieser unvermuteten Einrede warf Degenhardt die Cigarre hinaus, richtete sich von der Fensterbrüstung auf und nahm Amaliens Hände in die seinigen.

„Es sind noch Schlacken in Dir, die nicht in Fluß kommen wollen," sagte er ernst, „und wenn irgendwo, so müßten sie hier schmelzen, wo jede Bergspitze uns warnend die Kürze unseres Lebens verhält! Kleinlich und nichtig müßten Dir alle Deine Bedenken scheinen angesichts jener uralten Berghäupter, die schon im Kampfe mit der Atmosphäre lagen, als der erste Mensch auf der Erde erschien! Laß uns lieben, so lange wir können, und alles gering achten, was uns darin stören will, versprich mir's!"

Er versuchte, sie an sich zu ziehen, aber noch immer war Amalie nicht überwunden.

Digitized by Google

Rebekkas Abschied. Nach einem Gemälde von E. Berger.

Digitized by Google

Gründonnerstagsfeier in einer römischen Basilika. Nach einem Gemälde von L. von Hagn.

Digitized by Google

„Wer mag beständig an das kommende Ende denken wie die Karthäusermönche?“ versetzte sie widerstrebend. „Wenn wir's alle thäten, so würde die Heiterkeit aus der Welt verschwinden, ich kann es nicht, laß mir nur Zeit! Ich bin nun einmal kleinlich, wie Du sagst; vielleicht lerne ich noch, so lange wir hier sind, von der Jungfrau jene Größe, die Dir gefallen würde.“

Unwillig wandte sich Kurt ab, er focht mit einem Schatten, der sich nicht fassen ließ.

Auch das andere Ehepaar füllte die kurze Zeit bis zum Schlafengehen mit einem Gespräche aus, das in einer Disharmonie endigte. Eberhard konnte sich nicht enthalten, nochmals auf jenen Selbsttadel Gertruds zurückzukommen, den er bereits gerügt hatte. Er war durch Amaliens Lächeln, das er für ein spöttisches hielt, empfindlich geärgert worden; er dachte nicht darüber nach, ob die Frau Majorin auch wirklich Ursache gehabt habe, sich über Gertruds Aeußerungen aufzuhalten, er verlangte von Gertrud, sie solle Amalien keine Veranlassung geben, über sie zu lächeln. Frau Gertrud hörte die Strafpredigt des Gatten geduldig an und machte nicht den geringsten Versuch, sich zu rechtfertigen. Auch äußerte sie kein Wort des Tadels gegen Amalie, aber sie ging traurig zu Bett und sah den noch übrigen Tagen des Aufenthalts am Eggishorn mit Besorgnis entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Englische Literatur.

Wer hat sich nicht schon in Ateliers, Ausstellungen, Bildergalerien davon überzeugt, daß die Skizzen so mancher Künstler wertvoller sind als ihre ausgeführten Bilder? Der Schwerpunkt ihrer Begabung liegt in der kühnen Charakteristik des schwungvoll hingeworfenen Umrisses, der Einbuße erleidet, sobald sie an die Ausführung des Details gehen und das Bild durch nebensächliches Beiwerk zu bereichern suchen. Während die kompliziertere Gliederung der Komposition bei anderen zur Erläuterung des Stoffes, zum ergänzenden Ausbau des Grundgedankens wird, verwirrt sie bei ihnen die Linien und beeinträchtigt den Gehalt des Ganzen, indem sie seine Klarheit schädigt. Wie in der bildenden Kunst macht sich diese Erscheinung auch in der Literatur geltend. Gar mancher Schriftsteller hat in einer kleinen, von wenig Personen nur belebten, leicht hingeworfenen Erzählung ungleich Bedeutenderes geboten, als in seinen mehrbändigen Romanen. Ouida gehört dieser Kategorie an. Mit ihren „Holzpantöffelchen“, einer ihrer ersten Veröffentlichungen, hatte sie den Leser- und namentlich den Leserinnenkreis im Sturm erobert. Rasch, aber höchst ungleichwertig folgte nun Buch um Buch aus ihrer Feder: die Romane „Signa“, „Ariadne“, „Moths“, „Wanda“, „Princesse Napraxine“ und andere, jeder nun mehr und mehr die Verflachung, Effekthascherei, Manierirtheit darthuend, der ihr hübsches und in seinem beschränkten Charakter glänzendes Talent verfallen. Doch lieferten kleinere Erzählungen dazwischen den Beweis, daß es nicht rettungslos kranke. Obenan sind da die reizenden, dem Kronprinzen Italiens gewidmeten Kindergeschichten „Bimbi“ zu nennen, die jeder Altersstufe Genuß bereiten müssen, im großen Ganzen aber schien ihre literarische Laufbahn auf den Niedergang zu weisen.

Da hat sie nun neuerlichst eine Skizze, „Don Gesualdo“, veröffentlicht, die wir als das Bedeutendste, Vertiefteste, das sie geschrieben, bezeichnen möchten. Der Titelträger ist ein junger Geistlicher, Pfarrer im Dorfe Marca. So ungelehrt als weltunbekannt, schlicht fromm und innig gläubig, liegt ihm abstraktes Grübeln ebenso fern wie die Kenntnis der Menschennatur. Die Sünde setzt ihn in Erstaunen, er begreift sie nicht. Um so tiefer berührt es ihn, als die schöne Müllerin Generosa, seine Gespielin aus der Kinderzeit, auf Abwege zu geraten droht. Dem eifersüchtigen alten Tasso Tassilo vermählt, schenkt sie dem jungen, feurigen Falko Melegari ihr Herz. Gesualdo glaubt in seiner edlen Einfalt, daß es genüge, sie auf das Unrecht solchen Liebesbundes aufmerksam zu machen, um sie zur Pflicht zurückzuführen, daß es hinreiche, Falko darauf hinzuweisen, daß er die Geliebte dem Gatten gegenüber gefährde, um ihn zu bewegen, Marca zu verlassen; allein jedes antwortet ihm, daß der geistliche Herr ein Heiliger sei, nichts aber verstehe von Liebe. Da wird, kurz nachdem er mit seinem Weibe heftig gestritten, Tassilo ermordet an der Straße liegend gefunden. In aller Augen ist Generosa, die einzige, die aus seinem Tode Nutzen zieht, die Thäterin; nur der Geliebte und, nach momentanem Schwanken, Don Gesualdo sind von ihrer Unschuld überzeugt. Der Eifer, mit welchem letzterer für sie eintritt, schädigt ihre Sache noch bei den modernen, der Geistlichkeit abholden Gerichtspersonen. Vergeblich sucht der junge Priester nach einer Spur des Mörders, bis sich ihm dieser im Beichtstuhl offenbart, halb prahlend mit der Missethat und auf das Beichtgeheimnis trotzend. Der in der Mühle bedienstete Girellone hatte seinen Meister erstochen, um ihn zu berauben, und grollt dem Ermordeten noch dafür, daß er die erwartete Barschaft nicht bei sich gehabt. Don Gesualdo beschwört den Mörder, die unschuldig Angeklagte und zugleich seine eigene Seele durch ein öffentliches Bekenntnis seines Verbrechens zu retten, allein der Girellone meint, die Hölle sei noch fern, der Galgen aber nahe, und er wolle darum lieber die erstere riskiren. Er wandert, da der Priester immer von neuem in ihn dringt, nach Amerika aus, der Gefahr einer möglichen Verletzung des Beichtsiegels zu entgehen. Eine solche ist Gesualdo unmöglich, doch bricht er beinahe zusammen unter der Last des Geheimnisses. Er könnte die Kindheitsgefährtin, das einzige Wesen, das ihm harmlos das Leben geschmückt, retten und darf es nicht! Am furchtbarsten aber bedrückt ihn, daß er sich unwürdig fühlt, ein Diener Gottes zu heißen, da es ihm an der Macht gebricht, die Herzen der Menschen zu bewegen, den Schuldigen zur Buße zu belehren, die Schuldlose zu retten. Geradezu meisterhaft ist diese Selbstzerknirschung geschildert. Das verzweiflungsvolle Gepräge derselben macht ihn den Leuten als der Mitwissenschaft an der Schuld Generosas verdächtig und Falko in seinem Priesterhaß und Zornmut beschuldigt ihn sogar unter vier Augen der That. Nichts aber vermag Gesualdo das Beichtgeheimnis zu entreißen, ist er in seinem Seelenkampf auch dem Wahnsinn nahe. Generosa wird schuldig gesprochen, zu zwanzig Jahren Einzelhaft verurteilt. Don Gesualdo empfindet es als sein Verschulden, da er nicht vermocht, des verstockten Sünders Herz zu rühren, und bezeichnet sich als den Thäter, dafür Buße zu thun und die Schuldlose zu retten. Nach zwei Jahren befreit ihn der Tod von der Galeere, und er stirbt mit einem gottergebenen Ausruf auf den Lippen. Alle, selbst Generosa und Falko, glauben an seine Schuld. In tief ergreifender Weise schildert Ouida das Martyrium dieser schlichten Priesterseele, und nur selten schleicht sich ein Zug jener Manierirtheit ein, die ihre Romane so arg schädigt. Es ist eine Freude, ein Talent sich regeneriren zu sehen. Möge diese Regeneration nur nicht sporadisch sein!

Hat Ouida ihr Problem psychologisch vertieft, so hat Florence Marryat sich in «The Heir presumptive» nicht dazu bemüßigt geglaubt. Vielleicht nicht so ganz mit Unrecht; der ersteren Held führt eben ein innerliches Dasein, während der letzteren Heldin in der Weltlichkeit lebt. Die schöne Gladys verlacht ihren altfränkischen Papa, der die Liebe für ein Erfordernis der Ehe hält, und verlacht ebenso seine Warnung, daß es zu spät sei, wenn dann der Rechte komme. Sie weiß es besser. Die Schönheit eines jungen Mädchens ist sein Kapital, das es durch eine reiche Heirat möglichst gut verwerten muß. Gefühlsäußerungen sind bei dieser Transaktion als unelegant möglichst zu meiden. Diesem Grundsatz entsprechend, beglückt sie Lord Mountcarron, der sich nur durch sein Talent zur Verliebtheit und einige Roheit von ihr unterscheidet, mit ihrer Hand. Sie hat Diamanten und Perlen in Fülle und verlangt daher nicht mehr, so lang ihr diese Schätze neu sind und sie dieselben der Welt produziren kann, obwohl sich inzwischen „der Rechte“, ein Vetter des glücklichen Gatten und dessen präsumtiver Erbe, eingefunden hat. Allein Lord Mountcarron ist ein gewaltiger Jäger und noch gewaltigerer Egoist und hält sie in der relativen Einsamkeit seines Schlosses und der verführerischen Gesellschaft seines zartbesaiteten, poetisch angehauchten Vetters fest. Die Langeweile entwickelt die Liebe in der schönen Gladys Herz und sie ist im Begriff, mit dem bezaubernden Vetter durchzugehen, besinnt sich aber im letzten Augenblick noch anders, was der vergeblich wartende Liebende ihr begreiflicherweise übel nimmt. Er straft sie, seine liebende Schwester und sein Vaterland durch Expatriirung, wird aber auf dieser Zornesflucht zu seinem und aller Heil durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen ungemein veredelt, geläutert, ja gewissermaßen verklärt. Inzwischen langweilt sich die arme Gladys so sehr, daß sie sich zu ihres verspotteten Papa Liebestheorie in der Ehe bekehrt und hinsiecht. Dies langweilt nun wieder Lord Mountcarron, und da Rang und Reichtum ihn zur Undulsamkeit gegen jedes Lebensungemach berechtigen, sucht er Trost bei einer jungen Dame, die sich nebst des Vorzuges der Schönheit und einer wahren Tollkühnheit im Reiten auch noch einer gewissen Vulgarität erfreut, die den Verkehr mit ihr bequem und ungezwungen gestaltet. Die Tochter eines Millionärs — Parvenus — besitzt diese holde Agnes das Anrecht auf Ehrgeiz, und sie geht daher auf nichts Geringeres aus, als ihren Anbeter von seiner Gattin, wo möglich durch deren Schuld, geschieden zu sehen und ihre Stelle einzunehmen. Gladys, welche durch die verspätete Entdeckung ihres Herzens feinfühlig geworden, bäumt sich, trotz ihres Siechtums, gegen die Intriken ihres Mannes auf, und er läßt sich hinreißen, sie zu mißhandeln. Der kürzlich erst zurückgekehrte, geläuterte Vetter tritt dazwischen, und es bleibt nun nur ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Männern übrig. Aber das Geschick legt sich ins Mittel, Lord Mountcarron verunglückt auf einem tollen Jagdritt und nach gebührender Witwenwartezeit heiratet Gladys den vom präsumtiven zum thatsächlichen Erben Avancirten und genießt nun die Früchte der väterlichen wie der eigenen Glückstheorie. — Welch beneidenswerte Menschen sind doch die englischen Romanschriftsteller! Wollen sie irgend eine unbequeme Person los werden, so schicken sie dieselbe nach einer ihrer Kolonien, damit sie durch einen Kriegszug oder durch Curare, durch einen Löwen, einen Tiger oder eine Klapperschlange aus dem Weg geschafft werde, und ist Gefahr im Verzug, so daß diese Prozedur zu langwierig wäre, so ist ein heimisches Jagdunglück stets glaubhaft zur Hand. Miß Marryat zählt auch zu jenen Autoren, welche es vorziehen, ihre Knoten nach gordischer Mode zu zerhauen, statt sie mühselig zu lösen.

Ein dreihundert Seiten langer Roman, in dem ein einziges weibliches Wesen einmal nur sporadisch und nahezu stumm auftritt, und der doch von Anfang bis zum Ende spannend ist, zählt sicherlich zu den seltenen Erscheinungen. Ridder Haggard kann sich rühmen, mit «King Solomon's Mines» dieses Kunststück zuwege gebracht zu haben. Wir folgen dem tapfern Sir Henry und seinem bei aller Abenteuerlust etwas geckenhaft angehauchten Gefährten, Kapitän Good, unter der Führung des wackern Elefantenjägers, welcher die Geschichte erzählt, mit lebhaftem Interesse durch die unwirtbare Wüste, über unwegsame Gebirge, durch einen wilden, blutgierigen Stamm hindurch, von einer hundertjährigen, ruchlosen Hexe ihrem Unheil entgegengeführt, in die Stalaktitenhöhle im tiefsten Bergesinnern, in der sich König Salomos Schätze verborgen finden. Wir glauben sie alle vierundzwanzig Stunden mindestens einmal unrettbar verloren und freuen uns immer, sie dennoch gerettet und Sir Henry, den Bruder, auf dessen Suche er sich befindet, und die beiden anderen ein hübsches Vermögen in Diamanten heimbringen zu sehen. Ein ganz prächtiges Buch, welches das Interesse auf ungewöhnliche Weise in Atem erhält.

Gleichfalls in ungewöhnlicher Weise spannend, durchaus aber nicht anziehend wie vorbesprochener Roman, ist Rob. L. Stevensons „Dr. Jekyll and Mr. Hyde“; das „zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ hat nie eine größere Ausdehnung, eine schärfere Ausprägung erhalten als hier. Dr. Jekyll ist es nach unermüdlichem Experimentiren gelungen, einen Trank zu brauen, von dem ein Schluck genügt, seine körperliche Erscheinung nicht nur zu verjüngen, sondern auch bis zur Unkenntlichkeit zu verwandeln. Der wackere Dr. Jekyll benützt diesen Dualismus seiner Wesenheit, um als Mr. Hyde seinen bösen Neigungen nachzugeben und verschiedene Verbrechen zu verüben, während er sich in seiner ursprünglichen Gestalt ungestörter Respektabilität erfreut. Leider aber hat diese prächtig praktische Erfindung eine böse Schattenseite. Ist die Transformation ursprünglich eine durchaus willkürliche, von dem Zaubertrank abhängige, so vollzieht sie sich nach längerem fleißigem Gebrauch desselben gelegentlich auch mit plötzlicher Unfreiwilligkeit. Der brave Dr. Jekyll ist unvermutet der Missethäter Mr. Hyde und als solcher in dringendster Gefahr, sein verbrecherisches Thun zu büßen. In solch einem Augenblick, durch die Verzweiflung beinahe zum Wahnsinn getrieben, schafft er sein Doppeldasein durch Selbstmord aus der Welt. Hoffentlich erfährt das nützliche Elixir durch einen Nachfolger Jekylls eine Vervollkommnung, die vor derartigen Unannehmlichkeiten sicherstellt und dieses Dualitätsprinzip voll zu verwerten gestattet.

Haben wir hier zwei Romane, King Salomons Mines und Dr. Jekyll, verzeichnet, in welchen die Liebe keine Rolle spielt, so finden wir dafür genug und übergenug davon in «Green Pleasure and Grey Grief» von der Verfasserin der Molly Bawn. Wir haben da das Geschick von nicht weniger als drei Liebespaaren zu verfolgen, und die zweite Hälfte des Titels verursacht uns Sorge für ihr Glück. Namentlich scheint eine Heldin durch ihren Namen Dolores zu Liebesleid prädestinirt zu sein, allein die Gutmütigkeit der Verfasserin gestattet es ihr offenbar nicht, irgend jemand unglücklich zu machen und Grey Grief spielt nur sporadisch eine Rolle in ihrem Roman, sowie auch am heitern Sonnenhimmel gelegentlich ein paar Wölkchen aufsteigen, die momentan den hellen Sonnenglanz trüben. Ueberhaupt ist der Pessimismus, der in unserer Literatur eine so hervorragende Rolle spielt, in die englische noch nicht eingedrungen, das heißt nicht in die englische Romanliteratur, wohl aber schon in die Poesie. Die Verfasserin hat denn auch, um ihrem Titel einige Berechtigung zu geben, und in der richtigen Erkenntnis, daß sie selbst nicht befähigt ist, die düsteren Seiten des Lebens zur Anschauung zu bringen, zu diesem Zweck einige poetische Anlehen kontrahirt. Hier und dort begegnen wir daher einer wahren Ueberschwemmung von Swinburneschen Versen. Nun, sie sind so schön, daß man sie sich auch gefallen lassen kann, wo sie nicht recht am Platze sind oder doch nicht in Harmonie mit der Umgebung stehen, in die sie etwas gewaltsam verpflanzt sind. Man begegnet in der modernen Literatur so viel des Schlechten und Unbedeutenden, daß man sich des Guten freut, wo immer man es findet.

In der Charwoche.

(Hierzu die Bilder S. 632 u. 633.)

Welchem unter unseren Lesern stünde nicht das erhabene Trauerspiel vor Augen, mit welchem das Leben des Heilandes, des Stifters der christlichen Religion, abschloß. Jahrhunderte sind vergangen, aber alljährlich wiederholt es sich in den Herzen von Millionen Gläubigen; sie leiden mit ihm, der einst für sie gelitten, und folgen in Andacht und tiefer Bewegung den Zeremonien, mit denen die Kirche das Martyrium Christi symbolisiert — mag es nun sein in einer kleinen, ärmlichen Kapelle hoch im Norden, in dem majestätischen Dom von St. Peter auf dem vatikanischen Hügel, oder in der kleinen Basilika eines abgelegenen römischen Klosters. Dort hat ein Kardinal das Hochamt zelebrirt und den Ordensbrüdern die Kommunion gespendet. Dann ist in feierlicher Prozession die Monstranz unter einem Traghimmel durch die Kirche getragen worden und wird nun unter einen von Licht umflossenen Altar gelegt, wie der Leichnam Christi in das Grabgewölbe. Der Gregorianische Kirchengesang erschallt, betend sinkt der Gläubige auf das Knie. Sein Blick schweift hinüber gen Osten, wo alles das in Wirklichkeit sich abgespielt, was hier nur im Bilde angedeutet ist. Er sieht den Herrn reiten auf der Eselin gen Jerusalem, er sieht ihn den Tempel säubern von den Geldwechslern und Taubenkrämern, er sieht ihn speisen zum letztenmal mit seinen Jüngern. Nun ist die Nacht hereingebrochen, in welcher das Geschick sich erfüllen soll. Der Herr betet zu Gott: „Laß diesen Kelch an mir vorübergehen.“ Aber schon kommen die Häscher, ihn zu fangen, sie schleppen ihn vor den Hohenpriester, zu Pilatus. Die Erde erbebt, der Tag wird zur Nacht — es ist vorüber und der Gottgesandte hat ausgelitten; die Stätte aber, wo das Ungeheure geschehen, ist verflucht. Die Zinnen Jerusalems sinken in Schutt und Asche, der Tempel Jehovas wird zerstört, daß nicht mehr zu erkennen ist, wo er einst gestanden. Die Bäche versiegen und selbst Berg und Thal verändern ihre Gestalt. — Nur auf dem Oelberg ist noch ein kleiner, von hohen Mauern umgebener Garten erhalten mit uralten Olivenbäumen und üppigen Blumenbeeten — Gethsemane. Sind diese Oelbäume gleich nicht alt genug, um — wie die Ueberlieferung uns glauben machen möchte — noch dieselben sein zu können, unter denen einst der Heiland den schwersten Seelenkampf durchgerungen, so sind sie doch sicher die nächsten Abkömmlinge jener geheiligten Stämme und Kronen. Auf dem Gipfel des Oelbergs erhebt sich jetzt die Himmelfahrtskirche, die ihren Ursprung der allerdings mit dem Wortlaut der heiligen Schrift nicht ganz in Einklang zu bringenden Sage verdankt, daß es die Höhe des Oelbergs gewesen, von welcher aus Christus nach dem feierlichen Abschied von den ihn geleitenden Jüngern gen Himmel gefahren.

Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien.*)

Von

Heinrich Brugsch.

(Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. de Monte und photographischen Aufnahmen.)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Eine Reise in das Land der Sonne ist auch heute noch selbst unter den günstigsten Verhältnissen eine lange und beschwerliche Fahrt über Land und Meer, und wer die Lust in sich verspürt, der Hauptstadt „des Königs der Könige" von Berlin aus seinen Besuch abzustatten, mache sich von vornherein darauf gefaßt, in seinem Kalender mindestens dreißig Wandertage anstreichen zu müssen, ehe es ihm gestattet sein dürfte, in Teheran den Staub von seinen Füßen abzuschütteln. Es ist wahr, daß Eisenbahnen und Dampfschiffverbindungen in unseren Tagen die Reise mindestens um ein gutes Drittel der früher erforderlichen Zeit abgekürzt haben; immerhin ist die einmonatliche Fahrt noch lang genug, um den begeistertsten Touristen mit einigen Bedenken zu belasten.

Von Berlin führt eine schnelle Eisenbahnfahrt in achtundfünfzig Stunden ohne Unterbrechung nach dem Hafen von Odessa; vorzügliche, bequem eingerichtete Dampfer einer russischen Schiffahrtsgesellschaft bringen den Reisenden in etwas weniger als vier Tagen nach der fieberberüchtigten Gegend von Batum, in zwei Tagen legt die mit Naphtha geheizte Lokomotive den langen Weg mitten durch den Kaukasus von dem östlichen Ufer des Schwarzen Meeres nach der Stadt Baku am westlichen Gestade des südlichen kaspischen Meeres zurück und gleichfalls mit Naphtha erwärmte Dampfer tragen den Wanderer in anderthalb Tagen nach dem persischen Hafen von Enzeli; aber kaum hat er den Fuß in den schwanken Nachen gesetzt, der ihn über die gefährliche Barre an das Land zu setzen bestimmt ist, so beginnen die Schwierigkeiten, und wem nicht das Glück beschieden ist, einer gesandtschaftlichen Mission anzugehören und der persischen Gastfreundschaft empfohlen zu sein, der mag zusehen, wie ihn sein guter Stern geleitet und die steilen Wege über Berg und Thal nach Teheran ebnet.

«Elhamdulillah!» (Gott sei Lob und Preis!) Dem Schreiber dieser Zeilen war dieser ausnahmsweise Vorzug im vollsten Maße beschieden, denn als offizieller Begleiter der ersten außerordentlichen Gesandtschaft nach dem Reiche des Schah im sonnigen Lande Iran hatte er auch seinen Teil an dem Triumphzug des deutschen Ministers von der Küste des kaspischen Meeres an bis zur Hauptstadt Teheran hin, in welcher die Mitglieder der Mission im Schlosse von Lalehzar, das heißt „Tulpenbeet", sich der nicht genug zu rühmenden Gastfreundschaft des persischen Herrschers zu erfreuen hatten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Ankunft der deutschen Gesandtschaft in Stadt und Land auf der ganzen Reisestrecke einen Jubel und Trubel hervorrief, der geradezu unbeschreiblich war und den Beweis lieferte, daß der Schatten des Königs der Könige über dem Haupte des deutschen Ministers von Stunde zu Stunde länger ward.

Am 16. September 1884 hatte der Gesandte mit seinen Begleitern die Residenz Berlin verlassen und dreiundzwanzig Tage später, am 7. Oktober, war die Rhede von Enzeli erreicht. Starke und plötzlich eingetretene Stürme hatten den Abgang des fälligen russischen Dampfers von Baku aus um fünf Tage verspätet. Die gebotene Frist schenkte die günstigste Gelegenheit, die Stadt der ewigen Feuer genauer kennen zu lernen und Ausflüge nach der sogenannten „schwarzen Stadt" mit den weltberühmten Petroleum-Usinen der Gebrüder Nobel zu unternehmen. Der mit Ungeduld erwartete Dampfer traf endlich am 5. Oktober abends im Hafen von Baku ein. Um elf Uhr nachts ging die Einschiffung vor sich, und in der Frühe des 7. Oktobers lag Enzeli in Sicht.

Obgleich die Brandung ungemein hoch war und die Wellen über die Barre vor Enzeli in wildem Anprall hinwegschlugen, so ging dennoch die Ausschiffung und die dreiviertelstündige Fahrt nach dem festlich geschmückten Landungsplatz, wenn auch unter erschwerten Umständen, glücklich vorüber. Die mit Binsengeflecht von innen und von außen überzogenen Flachboote bewiesen ihre Leistungsfähigkeit, und die gefährliche Barre lag endlich hinter den Reisenden. Die Schiffe befanden sich in dem Kanal, welcher das sogenannte „Tote Wasser" (Murd ab), eine Art von Haff, mit dem Meer verbindet, und es war gestattet, die flache, aber vegetationsreiche und im saftigsten Grün prangende Landschaft einer nähern Prüfung zu unterziehen. Hinter den Bäumen zeigten sich weißgetünchte Häuser mit roten Ziegeldächern und die mit Schilf und Stroh bedeckten Hütten der Eingeborenen, während über sie alle hinweg ein riesiger, über achtzig Fuß hoher Turm in bläulichem Anstrich, mit Säulen und Spiegelbekleidung, wie der Turm einer chinesischen Pagode in die Luft hineinragte. Der seltsame Bau ist auf Befehl des Schah ausgeführt worden. Von dem Spiegelsaal auf seiner Spitze aus ist die weite Aussicht über Land und Meer von großartiger Wirkung. — Eine schnelle Schwenkung der Boote nach rechts und ein überraschender Anblick enthüllte sich plötzlich vor den Augen der ankommenden Reisenden. Das bescheidene Gebäude des persischen Zollhauses am Ufer mit seiner breiten hölzernen Landungstreppe war in eine Ehrenpforte umgewandelt worden. Deutsche und persische Fahnen in allen Größen, Blumengewinde und bunte Ornamente schmückten den Eingang und ließen die freundschaftliche Absicht eines festlichen Willkomms mit aller Deutlichkeit erraten. Dazu stimmte vortrefflich die reiche Zahl der persischen hohen Beamten in Galauniform, welche sich an dieser Stelle eingefunden hatten, um den deutschen Gesandten bei seiner Landung im Auftrag des Schah zu begrüßen und in gastfreundschaftlichster Weise zu empfangen. Ein ebenso unterrichteter als liebenswürdiger persischer General, Mirza Riza Khan, die Brust mit den höchsten Orden geschmückt, stellte sich dem Gesandten als Mehmendar oder Reisemarschall vor und hielt in geläufigstem Französisch eine Anrede, die von dem deutschen Minister in entsprechender Weise beantwortet wurde. Die Vorstellung der zur Begrüßung erschienenen Beamten Seiner Majestät des Schah war beendet, und der kurze Weg nach dem in Bereitschaft gesetzten Absteigequartier wurde unter Zulauf der neugierigen Bevölkerung angetreten. Eine aufgestellte Truppenmacht, aus Artilleristen und Landesschützen bestehend, präsentirte das Gewehr, die Trompeten ließen ihre Fanfaren erschallen und in langsam abgemessenem Zuge betrat man den wundervollen Garten, dem dicht nebeneinander gepflanzte Apfelsinen- und Zitronenbäume mit ihren goldgelben Früchten einen unbeschreiblichen Reiz verliehen. Blumen, Früchte und eine kaum zu schildernde Menge persischen Zuckerwerkes, neben blitzenden Glasleuchtern und Glaskandelabern, dienten zum symbolischen Ausdruck der Freude des Schah über die Ankunft des deutschen Gesandten. Alle überstandenen Leiden auf dem kaspischen Meer waren in den wohnlichen Räumen der kaiserlichen Herberge bald vergessen, und des überwundenen Standpunktes wurde kaum mehr gedacht. Von dem Altan des Hauses aus sah man mit einer gewissen Geringschätzung auf die tobende See und bedauerte höchstens die Reisenden, welche auf dem kleinen russischen Dampfer ihre Straße weiter ostwärts zogen. Im Laufe des Tages wurden zwischen dem persischen Mehmendar und dem deutschen Gesandten, dem Wezir-e-muktar, die Reisedispositionen erörtert und bis auf die Stunde genau die schließliche Ankunft in Teheran vorher bestimmt. Am Abend verkündeten drei feste Kanonenschläge den Anfang einer neuen Ueberraschung. Unter dem klaren Sternenhimmel erglänzten die Bäume im Garten der Hesperiden in einer ungewöhnlichen Pracht. Jeder einzelne schien in einen riesigen Weihnachtsbaum verwandelt zu sein, unzählige Laternen mit brennenden Kerzen in ihrem Glasgehäuse schenkten dem Blättergrün den Lichtton funkelnder Smaragde und lehrten aufs neue, daß der Orient das Geheimnis besitzt, dem Lichte die zauberischsten Wirkungen abzugewinnen. An dem jenseitigen Ufer des Kanals, in der Nähe der langgestreckten Artilleriekaserne, zischten und prasselten unzählige Feuerwerkskörper in die Nachtluft hinein und in den Booten auf dem Kanal, die in langsamem Tempo an den Blicken vorüberzogen, schaukelten sich lodernde Flammen an dem wagrecht gelegten Mast. Von magischem Effekt und der Nachahmung in Europa wert waren die schwimmenden Feuer, angezündetes Naphtha auf Holztellern, welche im Gänsemarsch auf dem Kanal meerwärts ihre Richtung nahmen, über die tosende Barre hinweghüpften und auf den Wellen der See in wildem Durcheinander ihren Hexentanz aufführten. Fast zwei Stunden hatte diese ergötzliche Unterhaltung gedauert — eine wahre venetianische Nacht am Ufer des kaspischen Meeres — als die feuchte Kühle zur Vorsicht mahnte und männiglich das gastlich zubereitete Bett aufsuchte.

Am nächsten Tage, den 8. Oktober, gegen ein Uhr mittags schwamm ein Boot mit der großen persischen Staatsflagge an der Stange inmitten des Toten Wassers. Acht persische Marinesoldaten zogen die Riemen, ihr Kapitän deckte am Steuer, der Mehmendar und die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft saßen auf ihren Plätzen, und die Rosen von Enzeli prangten in ihren schönsten Exemplaren in den Knopflöchern der Ueberzieher, denn ein kühler Wind, zuweilen vom Regen verdrängt, wehte über den See und riet zur Vorsicht. Selbst ein Gläschen Cognac fand allenthalben die ungeteilteste Anerkennung. Von Enzeli an durch die ganze Landschaft des Gilan herrscht das Fieber in allen seinen Formen und Cognac ist ein anerkanntes prophylaktisches Mittel. Die Wasser des Murd ab zeigten eine trübe grünlichblaue Farbe. Ein Kranz von Schilfgebüschen faßt seine Ränder ein, die, so weit das Auge zu blicken im stande ist, sich in ununterbrochener Folge um das Tote Wasser herumlegen. Nach einer dritthalbstündigen Fahrt, zum Teil mit Hilfe eines kleinen Doppelsegels, ward die Südseite des Seebeckens erreicht. Die Durchfahrt durch das zunächstliegende, inselartig verteilte Schilfgebiet gehört zu den interessantesten Erinnerungen der Reise. Schmale Kanäle verzweigen sich nach allen Richtungen hin. Eine unheimliche Stille herrscht in dem feuchten Reviere, wo jedes animalische Leben erstorben zu sein scheint. Und doch knickt und knackt es, rauscht und bewegt es sich in dem sechs bis sieben Fuß hohen Röhricht, sobald sich das Boot naht und die Ruderschläge die tote Wasserfläche zerteilen. Hier steht ein langbeiniger Reiher am Rande der Schilfinsel, dort sitzen ganze Regimenter von Pelikanen in langer Linie, hier steigt ein Volk von wilden Gänsen auf, dort schwingt sich der schwarze Fasan oder sonst ein seltener und unbekannter Vogel zur Höhe empor. Allmälich verschwindet der Anblick der Röhrichtwände an den beiden Seiten der Kanäle, und ein dichtes Waldgebiet zeigt sich an den hohen Ufern der nassen Straßen. Die Matrosen springen behend auf das morastige schmale Stück Land längs des Waldes und remorquiren das Boot. Immer üppiger wird die Waldung, immer malerischer das Bild der wuchernden Pflanzenwelt. Uralte Bäume ersticken fast unter der Last emporgerankter armdicker Weinreben und blütenreicher Hopfenkränze, während dazwischen der Baumstamm die tragende Säule riesiger Epheulauben zu bilden scheint. An lichteren Stellen weisen Anpflanzungen von Maulbeerbäumen und weit ausgedehnte Reisfelder auf den Fleiß des Menschen hin, der im Dickicht laubreicher Bäume oder auf freistehenden Baumstümpfen seine Hütte mit dem fast bis zum Erdboden reichenden Dache und seinen luftigen Pfahlbau aufgerichtet hat. Der Kampf um das Dasein wird ihm durch manche Landplagen erschwert. Das Wildschwein, der Tiger und der Panther hausen noch gegenwärtig im Gilan und bedrohen die Arbeit und das Leben der friedlichen Einwohner. — Gegen fünf Uhr nachmittags landeten die Boote im Hafen von Piribazar. Der Regen, welcher volle vierzig Tage hintereinander gefallen war, hatte den Erdboden aufgeweicht und die deutsche Gesandtschaft watete bis zu den Knöcheln im Kot, um ein freistehendes Regierungsgebäude zu erreichen. Ferraschen (Teppichausbreiter) und Tschatirs (Läufer) des Schah in blutroter Hoftracht und mit den landesüblichen Abzeichen ihrer Würde geschmückt, dienten als Ehreneskorte zur obern Etage des Hauses, in welchem die Honoratioren des Ortes und der Umgegend den Abgesandten des Kaisers im Namen des Königs der Könige durch eine wahre Kamelslast von Zuckerhüten, Zuckerwerk, Früchten und Theepaketen begrüßten. Ein Herr in einem reichen goldgestickten Kostüm mit zwei blitzenden Brillantagraffen auf der Brust wurde als der Generalgouverneur des Gilan vorgestellt und ein liebenswürdiger Austausch inhaltreicher Reden brachte sehr bald die wärmste Stimmung hervor. Man muß es den Persern lassen, sie sind und bleiben das höflichste, artigste und zuvorkommendste Volk auf Gottes weitem Erdenrund, und wenn man ihren Worten Glauben schenken darf, so verdankte ein jeder die eigene Gesundheit und die gesamte Umgebung, bis zu den klimatischen Einflüssen des Himmels hin, ihre Heiterkeit einzig und allein nur der mit Sehnsucht erwarteten Ankunft des deutschen Gesandten. Bereits hatten die Abendschatten angefangen, ihre dunklen Fittige über die nasse, feuchte Landschaft des Gilan auszubreiten, als leibhaftige Wagen — wer hätte vor zwanzig Jahren an Wagen in Persien gedacht! — durch das Hinterthor heranrollten, um die Mitglieder der Gesandtschaft dem nächsten Reiseziel, der Hauptstadt des Gilan, Rescht, entgegenzuführen. Zahlreiche Reiter in allen möglichen Trachten jagten vor, neben und hinter den Gefährten auf der Landstraße dahin. Die Gehöfte, hinter Buschwerk und Maulbeerbäumen halb versteckt, flogen an den Blicken vorüber, und nur der augenblickliche Zustand der gepflasterten Chaussee und die zunehmende Finsternis hinderten zuletzt die freie Aussicht über die zunächstliegenden Ansiedlungen. Ich will es lieber den vierzigtägigen Regengüssen in die Schuhe schieben, daß kein Stein auf der Straße mehr in gerader Ordnung neben dem andern lag, als annehmen, daß eine löbliche Regierung des Gilan seit der letzten Reise des Schah nach Frengistan die Erhaltung der Straßen vernachlässigt habe.

Durch dick und dünn ging es bei stockfinsterer Nacht der Hauptstadt des Gilan, dem durch seine Seidenstoffe und seine Kunststickereien, aber auch durch seine Fieber berühmten Orte Rescht entgegen. Holzfackeln dienten als leuchtende Führer auf dem Wege, und in der Nähe der Stadt selber begleitete eine ganze Schar von rotröckigen Dienern, welche am Arme riesengroße Fanus oder Papierlaternen trugen, den einziehenden Gesandten. Ein halbe Stunde vor der Ankunft mußte jedoch der persischen Höflichkeit ein zeitraubendes Opfer gebracht werden. Man stieg am Rande eines kleinen Flusses in der Finsternis aus dem Wagen, kletterte auf ein bereitstehendes Roß, setzte durch den Fluß, sprengte das hohe kotige Ufer jenseits hinauf, um schließlich in einem nahe gelegenen Imaret oder Schlosse des Schah Zeuge eines neuen Istakbals oder feierlichen Empfangs des deutschen Gesandten zu sein. Die Ortsbehörden, an ihrer Spitze der Gouverneur von Rescht, hatten sich in dem bunt tapezierten Saal des Gebäudes eingefunden, in persische Ehrenkleider aus kostbarem Kaschmirstoff gehüllt, mit blitzenden Diamanten und funkelnden Ordenszeichen geschmückt, um die Ehren des Abends durch Wort und That zu beweisen. Auf den bunten Teppichen, zwischen angezündeten Windlichtern aus böhmischem Glase, standen die Gaben der Gastfreundschaft des Schahenschah: Zuckerwerk, Früchte und Blumen, in reichster Fülle aufgespeichert. Prächtige Wasserpfeifen, die vielbeschriebenen Kalians, machten die Runde, Scherbets, Thee und Kaffee wurden dargereicht und die amüsantesten Unterhaltungen nach den offiziellen Begrüßungen ausgetauscht. Um einen Beweis von der unglaublichen Ueppigkeit des vegetativen Lebens in der Provinz des Gilan und des östlich davon gelegenen Mazenderan zu geben, führte einer der Vornehmen des Reichs, der zu den „Säulen des Königtums" gehörte, die gewiß auffallende Thatsache an, daß in der letztgenannten Landschaft ein Weinstock bewundert wird, dessen Länge nicht weniger als vier Fersach, das heißt 72,000 Fuß beträgt. Der Rückweg zu den Wagen fand unter denselben Schwierigkeiten wie der Hinweg statt, und nach einer halbstündigen Fahrt wurde endlich das Gebiet der Stadt Rescht erreicht. Einzelne Hütten und offene Theehäuser bildeten gleichsam die Einleitung zu dem langen Stadtkapitel. Demnächst bewegten sich die Wagen und Reiter zwischen engen, von Lehmwänden eingeschlossenen Straßen, denen sich die Hauptader des Orts, der Bazar, anschloß. Trotz der späten Abendstunde und des unergründlichen Kotes war männiglich auf den Beinen, um das Istakbal zu bewundern und den deutschen Gesandten und sein Volk von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Auf dem Platze vor einem Kasernenbau bliesen zwei Trompeter wacker in ihr messingenes Blasrohr und eine Truppe persischer Krieger dahinter präsentirte das Gewehr. Ueber den freien „Grünplatz" hinweg wurde schließlich das langersehnte Nachtquartier erreicht, ein umfassender, mit Gartenanlagen und Fontänen versehener Bau, dessen Mittelpunkt das stattliche Haus eines vornehmen und reichen persischen Hofbeamten bildete. Das „Menzil" (der Absteig) war in echt persischem Stil ausgeführt und dekorirt, nur die Möbel, Tische, Sofas und Stühle erinnerten an die Macht des europäischen Einflusses. Ein langer Saal, mit wunderhübschen Ornamenten in Gipsarbeit an den nischenreichen Wänden geschmückt, hier und da mit Spiegelfassetten ausgelegt, die ganze nach dem Garten gelegene Vorderwand durch ein einziges Fensterwerk aus kleinen bunten Glasscheiben ersetzt, bildete den Mittelpunkt des ganzen Hauses. Ich spreche nicht von den reichen Festgaben, welche wiederum auf den kostbaren Teppichen ruhten, um dem deutschen Gesandten die freundschaftlichen Gesinnungen des Schah zu vergegenwärtigen, ich verschweige die blumenreichen Reden, durch welche die Militär- und Zivilbehörden den eben angelangten Eltschi von Aleman zu bewillkommnen sich beeiferten, ich übergehe das selbst nach europäischen Begriffen und nach europäischem Geschmack vollendete Diner, welches in einem Nebensalon eingenommen wurde, und gedenke nur des langen und gesegneten Schlafes in den bequemen und fein zugerichteten Betten, die in den anstoßenden Gemächern aufgeschlagen waren.

*) Die vor anderthalb Jahren auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers nach Persien entsendete außerordentliche Mission bestand aus folgenden Mitgliedern: dem bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Gesandten Herrn von Braunschweig (siehe Jahrgang 1885 Nro. 7 von „Ueber Land und Meer"), dem kaiserlichen Legationsrate Professor Doktor Brugsch, dem Legationssekretär von Tschirschky und dem Hauptmann im Gardefüsilierregiment zu Berlin, von Brandis, welcher die Mission in der Eigenschaft als Militärattaché begleitete. Ein Teil der Originale zu den Holzschnitten, welche den nachfolgenden Artikel illustriren, ist mit möglichster Treue und Genauigkeit von einem talentvollen jungen Oesterreicher, Casimir de Monte, ausgeführt, welcher sich gegenwärtig in Teheran aufhält.

Schloß Kaiserjar in Teheran.

Der nächste Tag, der 9. Oktober, wurde zunächst den Gegenbesuchen gewidmet, denn auch bei den Persern gehört das diden u baz diden (Sehen und Wiedersehen) zu den unerläßlichen Pflichten offizieller und sozialer Höflichkeit. Kalian und Thee bilden dabei die wesentlichen Zuthaten eines stilvollen Empfanges. An der Spitze aller Visiten stand natürlich der Besuch beim Generalgouverneur des Gilan, Mirza Abdullah Khan. Ein Feuerwerk in seinem Hause, vom zweiten Koch des Schah halb persisch, halb europäisch zubereitet, vereinigte in seinem Speisesalon außer dem deutschen Gesandten und seinen Beamtern so ziemlich sämtliche Würdenträger aus Reicht und der ganzen Umgegend. Wohl an fünfzig Personen, Damen natürlich ausgeschlossen, saßen an der langen Tafel und eine feierliche Stimmung herrschte, als die offiziellen Toaste auf den Imperator-e-Aleman und den Schahanschah ausgebracht wurden. Das Menü entsprach an Länge der Ehre des Abends, so daß trotz des besten Willen, woran es von beiden Seiten, der persischen und der deutschen, sicherlich nicht fehlte, das festgesetzte kulinarische Programm nicht abgegessen werden konnte. Mit allgemeiner Beistimmung ließ man das letzte Viertel der Mahlzeit auf sich beruhen, und bei kollernder Wasserpfeife und süßem Thee redete man mit gelöster Zunge und geöffnetem Herzen über die freundschaftlichen Bande zwischen dem Deutschen Reich und dem Lande Iran. Damit war der Abend noch nicht abgeschlossen, denn ein Tamascha oder Vergnügen eigener Art harrte noch der erstaunten Germanen. Von dem Altane des Vorderhauses aus bot sich plötzlich der Gesellschaft ein überraschender Anblick dar. Der große Platz vor dem Hause des Generalgouverneurs war mit einer dichten Menschenmenge besetzt und nur der mittlere Raum durch ein Spalier persischer Truppen freigelassen. In ihren roten Uniformen mit schwarzem Besatz boten die Garden beim Schein der Holzfackeln und zahllosen Laternen und Naphthalampen einen malerischen Anblick dar, nur die Offiziere in ihrer österreichischen Uniformirung erschienen wie dunkle Punkte in der langgezogenen roten Linie. Drei Kanonenschläge verkündigten den Anfang des Tamascha. Jongleure, Seiltänzer, Spaßmacher und Tänzer, die letztgenannten nach Landessitte in persischer Weibertracht, führten in dem freigelassenen Raum ihre besten Kunststücke auf, die Kapellen der persischen Regimenter ließen ein ganzes Programm wohleingeübter europäischer Melodien ertönen (als Ohrenzeuge kann ich die Versicherung geben, daß unser „Heil dir im Siegerkranz", „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" und „Die Wacht am Rhein" mit aller nur wünschenswerten Präzision gespielt wurden) und das Feuerwerk knatterte und raschelte und warf die hellsten Lichtgarben über den dicht mit Menschen besetzten Platz, daß selbst ein verwöhnter Frengi seine Freude darüber haben konnte. Das Fest von Reicht endete erst nach zehn Uhr, die eingeladenen Gäste fuhren in ihrem Wagen nach dem Menzil, ein rückkehrender Regenguß löschte fast die lodernden Fackeln aus und um elf Uhr lag ein jeder in seinem Bett, um in seinem Geist zu erwägen, wie wohl es um die Boten Germanias im Lande Iran bestellt sei. — Ein langer Zug von Wagen und Reitern bewegte sich um die Mittagszeit des 10. Oktober zwischen den engen Straßenzeilen der Stadt Reicht. Die deutsche Gesandtschaft, bis zur nächsten Brücke von den Honoratioren von Gilan begleitet, setzte ihre Weiterreise nach Teheran fort. Die Aussicht über die freie Landschaft außerhalb der Stadt war und blieb von entzückender Schönheit. Baumreiche Gärten zwischen mehr als mannshohen Hecken, in jedem halb versteckt im Dickicht die wunderlichen Hütten der Torfbewohner, blumenreiche, wenn auch feuchte Wiesen, weit ausgedehnte Reisfelder, und im Hintergrund über die Wälder von Bäumen hinwegragend die massigen, zu majestätischer Höhe emporsteigenden Gebirgsketten, welche die Tiefebene des Gilan von der Hochebene von Kasbin im Hinterlande trennen; das war in großen Umrissen das Naturgemälde, wie es sich vor den Augen der im Wagen sitzenden Reisenden entrollte. Ein schwarze Schlange von etwa anderthalb Ellen Länge in einem nassen Graben am Wege bildete eine entschieden widerliche Beilage zu dem gebotenen Genusse der üppigen Pflanzenwelt, welche die beiden Seiten der Landstraße einfaßte. Nach dreistündiger Fahrt über Stock und Stein tastete der Zug in der Karawanserai von Senger. Die offenen Hallen in dem innern Hof dienten zugleich als Bazar für die Umwohner der Gegend, während das Bala-chane oder Bala-chune (der Ursprung unseres wohlbekannten „Balkon"), das heißt die obere Etage des Vorbaues, den Reisenden Obdach, nach persischer Anordnung einen leeren Raum mit offenen Fenstern, auf ihrer Wanderung darbietet. Was man nicht selber mitbringt an Betten, Nahrung und sonstigen Hotelartikeln wird man vergeblich in diesen und anderen Karawanserais im weiten Iran suchen. Für den deutschen Gesandten lag die Sache günstiger, denn der ehrenwerte Mehmendar, General Mirza Aga Khan, hatte überall dafür Sorge getragen, daß das Tischchendeckdich nirgends fehlte. Vergnügt saßen die Deutschen neben dem General um einen gastlichen Tisch und verzehrten der Reihe

Enzeli am kaspischen Meer.

nach Melonen, Granatäpfel, Pistazien, Nüsse zu den Sardinen und Gänseleberpasteten, tranken dazu ihren Thee und zum guten Schluße den fiebervertreibenden Cognac. Vor der Karawanserai stand eine wundervolle Platane, deren Laubdach einen mächtigen Umkreis um den Stamm beschattete. Daneben zogen die Karawanen vorüber, und das helle Glockengeläute der Maultiere klang wie Schweizer Kuhreigen zum Bala-chune hinauf. Nach halbstündiger Rast setzten die Wagen sich aufs neue in Bewegung, wobei nicht verhindert werden konnte, daß ein Gefährt im tiefen Kote stecken blieb. Den Pferden war die Kraft zum Ziehen ausgegangen und frischer Vorspann wurde nötig. Im übrigen entfaltete die Natur die ganze Fülle ihrer Reize und die Fahrt auf der von riesigen Platanen, Ahornbäumen und Akazien beschatteten Straße erinnerte an die Wanderung durch die schönsten Partien des Wiener Prater oder des Berliner Tiergartens, nur daß hier der Eindruck der üppigen Pflanzenwelt ein anderer ist, denn die Natur spielt ihren eigenen Gärtner, und keine Kunst der Welt vermöchte den Aesten der Akazien jene wunderbare Neigung zu geben, welche dem Baum von weitem das Aussehen niedriger Palmen verleiht. Ein schwärzlichgraues sammetartiges Mooskleid umhüllt die schlanken Baumriesen, und wie Kaskaden fallen in unzähligen Ergüssen die Ranken des Epheus, des Weinstocks und des Hopfens von ihren höchsten Spitzen zum blumigen Erdboden hinab.

Gegen sieben Uhr abends erreichte die beraderte Karawane das Menzil in Rechdum. Der also genannte Ort liegt in der Nähe eines Flußbettes, das eine hohe Bogenbrücke aus gebranntem Ziegelwerk überspannt. Vor der Brücke selber verengt sich die Straße zu einer Art von Hohlweg, wie ihn sich Wilhelm Tell nicht besser wünschen konnte, denn dichtes Buschwerk am Fuße des Waldes verbirgt jedes lebende Wesen den Augen des vorüberziehenden Wanderers. Thatsächlich hatte es vor kurzem an einem Tell an dieser Stelle nicht gefehlt, wenn es auch nur ein vierbeiniger gewesen war. Nach den Erzählungen der Ortsansässigen hatte ein Tiger den Wanderern und Karawanen den Weg verlegt, so daß mehrere Tage hin-

Digitized by Google

durch der ganze Verkehr zwischen Kochdum und Resht ins Stocken gerathen war.

Das Menzil, in dichter Nähe der Tigerstelle, war eigentlich nur ein sogenanntes Tschapar-Khane oder Posthaus, in welchem die Reisenden ihre Postpferde wechseln und über Nacht ein Obdach finden. Nur auf kurzen Strecken befördern Postwagen die Reisenden, so vor allem auf der Straße zwischen Kaswin und Teheran. Im übrigen ist man auf das Reiten angewiesen, nur Frauen und Kinder werden in einer Art von Palankin zwischen zwei Maultieren getragen oder in eine Art von hölzernem Doppelvogelbauer gesperrt, der auf dem Rücken eines geduldigen Pferdes oder Maultieres befestigt ist und zu Vorderindien für die Seekrankheit trefflich dienen kann. Auch gelehrte Herren und weise Mollahs, des Gleichgewichtes halber natürlich in einem Doppelexemplar, wählen mit Vorliebe dieses Vehikel, um sich täglich fünf bis sechs Ferssach (persische Meilen, die Parasange der alten Perser) vorwärts bringen zu lassen. Wer endlich, nach unserer Art zu reden, mit der Schnellpost zu reisen wünscht, besteigt sein Postpferd und reitet in ununterbrochenem Galopp von Posthaus zu Posthaus, wechselt die Pferde und legt in dieser allerdings nicht bequemen Weise seine fünfundzwanzig bis dreißig Ferssach täglich zurück. Er reitet alsdann, wie man hier zu Lande es nennt, Tschapari, das heißt als Kurier. Den alten Persern wird diese Einrichtung zugeschrieben, die im Altertum wie noch gegenwärtig zur Beförderung der Briefpost in erster Linie ihre Verwendung findet. Schon der Vater der Geschichte, Herodot, läßt den Persern seiner Zeit, mehr als dreiundzwanzig Jahrhunderte vor unseren Tagen, die Gerechtigkeit widerfahren, sie als die Erfinder der Schnellpost zu rühmen. Das bescheidene Menzil in Kochdum hatte durch die waltende Fürsorge des Mehmendars ein ganz neues Kleid angezogen. Die rauhen, schmutzigen Wände an den Treppen und Fluren waren neu geweißt und die Zimmer sogar tapeziert worden. Man schlief den Schlaf Uebermüdeter und bestieg am nächsten Morgen gegen neun Uhr frisch gestärkt die beiden Wagen, um nach etwa anderthalbstündiger Fahrt dieselben zu verlassen und die bereitstehenden Pferde zur Weiterreise über das Gebirge zu besteigen. Das Gefolge war auf die notwendigste Zahl reitiger Begleiter beschränkt worden. Die kaiserlichen Gholam sprengten voran, zwei davon mit je einem Wiener Stuhl belastet, der sie durchaus nicht daran hinderte, lustigen Mutes dahin zu galoppiren. Ein feuchter Niederschlag hatte der Straße während der verflossenen Nacht durchaus keine verbesserte Physiognomie des Reisens gegeben, und wenn auch die romantische Natur ihre gefällige Toilette angelegt hatte und der Wald in frischestem Grün prangte, so wirkte doch der Anblick

Straße bei Kesdin

die mich unwillkürlich an die bunten Thäler der Thüringer Gegend erinnerte. In einer weiten, mit üppigem Graswuchs bedeckten Ebene zog sich der glitzernde Streifen eines Flusses dahin. Steingeröll und Kies bedeckten seine Uferseiten und die kleinen

Persisches Postpferd.

Inselflächen, welche seine Wasser umspielten. Es ist der westliche Arm vom Delta des Sefid-Rud oder Weißflusses der persischen Geographen. Der letztere selber entsteht aus dem Zusammenfluß des von Westen her kommenden Kyzil-Uzen und des von Osten her strömenden Schah-Rud oder Königsflusses. Der Weißfluß ist reich an Fischen, und seine Mündungen sind für siebentausend Toman seitens 42,000 Reichsmark) an einen russischen Unterthan verpachtet. Auf der rechten Seite des vor uns liegenden Gewässers zieht sich ein Hügelland nach Süden hin, auf der linken Seite tritt ein waldreicher Höhenzug fast bis an das Flußufer heran. Ein steiler, von Geröll bedeckter Weg verschwindet wie ein Hohlpaß unter dem Laubdickicht der Bäume. Beladene Pferde, Maultiere, Esel und Kamele steigen eben aus der dunklen Waldpforte zur Ebene hinab und verraten durch ihre Anwesenheit an dieser Stelle die nächste Richtung der Straße, welche die deutsche Gesandtschaft einzuschlagen hat. Im Hintergrund dehnt sich in langem Halbbogen und zu terrassenförmigen Höhen ansteigend ein bläulich schimmerndes Gebirgsland aus. Waldreiche Strecken liegen zu den Füßen der Vorberge. Ueber dem allem lacht ein heller, klarer Himmel, nur rings um den Horizont erheben sich kleine Wolken über den Bäumen und scheinen Regenwetter zu weissagen. Von Kochdum aus hatten die Wagen die oben beschriebene Stelle in weniger als zwei Stunden erreicht und in dieser Zeit eine Strecke von dritthalb Ferssach (15,000 Fuß) zurückgelegt. Zwei hübsche Frühstückszelte standen am Rande des Flusses aufgeschlagen und Menschen und Tiere ergingen sich in fröhlicher Stimmung auf der grünen Aue von Kettele, mit welchem Namen die Perser diese Gegend bezeichnen, deren Waldungen als ein ergiebiges Jagdrevier von allen gepriesen werden.

Nach kurzem Aufenthalt bestieg man die bereitstehenden Pferde, und die mehrtägige Reise über das Gebirge nahm ihren Anfang. Es war überaus lustig, im Waldesschatten auf der Bergstraße dahin zu ziehen, durch rieselnde Bäche zu waten und sich an dem Anblick des grünen Hags im persischen Gilan zu laben. Doch dauerte die Freude nicht allzu lange. Die Wälder verschwanden allmälich, und die Wellenlinien steiler schmaler Pfade mußten bei brennender Sonne auf- und abgeritten werden. Kurz vor dem Dorfe Ruftemabad, dessen baumreiche Alleen den letzten Schatten gewährten, zeigten sich hinter feuchten Reisfeldern die breiten Windungen des Sefid-Rud, der für einige Tage der unzertrennliche Begleiter der Reisenden blieb. Vor dem Dorfe selber erledigte sich das feierliche Zitakal oder der Empfang in der landesüblichen Weise. Einem lebendigen Schaf wurde mit unglaublicher Geschicklichkeit der Kopf vom Leib getrennt, und der ganze Zug mußte zwischen Kopf und Körper des Tieres hindurchreiten. Dieselbe Opferhandlung wiederholte sich bei allen späteren Reisestationen, mit dem Unterschied, daß in einzelnen Fällen ein Kalb oder ein ganzer Schafe die Stelle des Opferlammes vertrat. Die Landesschützen aus der Umgegend, eine Art irregulärer Miliz in selbstgewähltem Kostüm, präsentirten ihre verrosteten Musketen, und drei Schützen hatten das Glück, ihren Gewehren einen knallenden Schuß abzugewinnen. In einem halb ausgeräumten Zeughaus in der Dorfstraße wurde der Thee eingenommen und den aufgereichten Früchten, darunter herrliche Quitten, die erforderliche Aufmerksamkeit getragen. Von Ruftemabad aus wurde der Bergpfad immer steiler und die Felsenpässe immer schmaler und abschüssiger. Glatte Felsenwände erhoben sich zur Rechten des Reiters und gähnende Abgründe öffneten sich zur Linken. Unten in der Tiefe des Thales erblickte der breite Fluß wie ein dünnes Silberband, das sich durch ein graues Kieselmeer hindurchzog. Die Bergriesen auf beiden Seiten des Flusses warfen gewaltige Schatten über das tiefe Thal zu ihren Füßen hinweg. Auf der rechten Seite des Stromes stiegen einzelne Wälder dunkler Oelbäume (Zeitun) bis zu den Kämmen hinauf, im übrigen erschienen sie in nackter, farbloser Kahlheit. Eine beängstigende Stille herrschte in der toten Einöde, bisweilen durch das Geschrei von Krähen unterbrochen, die in ungeheurer Höhe und in unglaublicher Zahl über das Gebirge in der Richtung nach Süden hinwegzogen. Bereits bei einbrechender Finsternis, gegen halb sechs Uhr, bog die Straße durch ein zerklüftetes Seitenwadi in ein schmales Thal ein, in welchem wohl an tausend knorriger Oelbäume wie in einem Garten dicht aneinander gereiht standen. Am Ende der grünen Kinder des schmalen, von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thales winkte der bergartige Bau des Menzils, woselbst der weise Mehmendar das Nachtquartier vorbereitet hatte. Die Holzfackeln, welche bei der herrschenden Finsternis den einzuschlagenden Weg beleuchteten, warfen einen magischen Schein durch den Wald, die Schatten der Oelbäume malten ihre schwarzen Silhouetten auf die gegenüberliegenden Bergwände und überzogen die Mauern des Waldkastells bis zu den Zinnen hinauf mit einem blutrothen Feuerschimmer. Laternen und Windlichter erhellten Flure und Treppen des Hauses, das alle Eigenthümlichkeiten eines echt persischen Wohngebäudes bis zu den blumenreichen Dekorationen an den Wänden und der bunten Glasfensterumfassung zur Schau trug. Die kostbarsten Teppiche bedeckten den Fußboden des Hauptgelasses und entzückten das Auge durch die farbenprachtigsten Muster. Den langen Diwan verhüllten eine Anzahl von Pantherfellen, und eine wahre Last der herrlichsten Galageschenke bedeckte die Tische und den Fußboden. Die folgende Aufzählung ist nur ein kurzer Auszug der gespendeten Gaben: Weintrauben, Birnen, Feigen, Quitten, Melonen, Fasanen und sonstiges Geflügel, frische Butter, Honig und persisches Fladenbrot. Der Besitzer des Hauses, ein alter, vom Fieber hart geplagter Khan, zugleich Distriktschef, hatte sein möglichstes gethan, um der Pflicht der Gastfreundschaft zu genügen. Nach eingenommenem Mahl, das aus echt

Persische Infanterie.

Kameenreiter.

des Bodens um so niederschlagender auf ein empfängliches Reisegemüt. Bei dem Grabe eines Heiligen, einem sogenannten Imamzadeh, malerisch auf der Höhe eines bewaldeten Hügels gelegen, zu seinen Füßen die Hütten eines Dorfes, öffnete sich plötzlich ein freier Blick auf eine der anmutigsten Landschaften, persischen Nationalgerichten bestand, begab sich männiglich in sein dunkelmaltes Kämmerlein, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen. Neben dem meinigen schrie ein Rind und verriet die Nähe eines — Harem. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Drittes Kapitel.

Während die beiden jungen Leute so die weit zurückliegenden Jahre in traulichem Austausch ihrer Erinnerungen noch 'mal durchlebten und über der so lebhaft wieder heraufsteigenden Vergangenheit die Gegenwart vergaßen, hatte sich die Thür von neuem geöffnet und eine hochgewachsene Dame von üppig vollen Formen, die dennoch einen Rest von jugendlicher Geschmeidigkeit sich erhalten hatte, war in das Zimmer getreten. Sie mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein, doch erschienen ihre etwas welken Züge zuweilen so schlaff und matt, daß sie einen fast matronenhaften Ausdruck annahmen, und dann wieder strahlten ihre großen Augen — namentlich bei Kerzenlicht am Abend — so hell und brennend, daß die ganze Erscheinung dadurch ein jugendliches Ansehen erhielt, welches weit hinter ihre Jahre zurückfiel.

Sie trug einen Promenadenanzug von einfachster Eleganz, der sie vortrefflich kleidete, und die eben vollendete Toilette gab ihrem Gesicht eine Frische, an welcher vielleicht die Geheimnisse der kosmetischen Kunst einen nicht unbedeutenden Anteil haben mochten. Jedenfalls hatte sie ihren beau jour, und vielleicht hätte man in diesem Augenblick Zweifel haben können, ob sie wirklich Käthchens Mutter sein möchte, obwohl ihre Aehnlichkeit mit dem jungen Mädchen unverkennbar war. Freilich zeigte sich diese Aehnlichkeit nicht in den anmutigen, kindlichen Nuancen, welche in diesem Augenblick in dem Gesicht des jungen Mädchens vorherrschten, denn gerade der kalte, hochmütige und keck herausfordernde Ausdruck, welcher Ferdinand auf dem Aquarellporträt der Tochter so fremd und unsympathisch berührt hatte, trat in dem Gesicht der Mutter noch weit schärfer und unangenehmer hervor und bildete das eigentlich charakteristische Wesen desselben.

Frau von Rautenstein blieb einen Augenblick an der Schwelle stehen und betrachtete Ferdinand und ihre Tochter, welche ihren Eintritt nicht bemerkt hatten, prüfend und mit einem Lächeln, welches anzudeuten schien, daß ihr die sichtliche Vertraulichkeit der beiden Jugendspielen nicht mißfällig sei.

Dann rauschte sie heran und rief mit einer Stimme, deren etwas rauher und brüsker Ton nicht ganz mit ihrer vornehmen und eleganten Erscheinung harmonirte:

„Willkommen, Graf Hilburg, in der alten Heimat! Der Weltumsegler ist also zurückgekehrt von der langen Irrfahrt und will es einmal wieder mit den alten Freunden versuchen!“

Sie schüttelte kräftig die Hand des Grafen, der schnell aufgesprungen war und sie mit einiger Verwirrung begrüßte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ,“ fuhr Frau von Rautenstein fort, indem sie prüfend Ferdinands gebräuntes Gesicht musterte, „aber die Toilette hat ihre unerbittlichen Rechte und heute mehr noch als sonst, da es galt, Ihnen nach so langer Abwesenheit zum erstenmal wieder vor Augen zu treten. Die Jahre üben ihre Wirkung und es kommt eine Lebensperiode, in welcher sie doppelt zählen; ich aber wollte doch nicht gern zu sehr als Greisin vor Ihnen erscheinen, sondern so gut als möglich den Vergleich mit den Damen all der fremden Länder aushalten können, die Sie diesseits und jenseits des Ozeans durchzogen haben.“

„Sie alle,“ entgegnete Ferdinand, „versinken wie Traumesschatten vor den lichten, freundlichen Bildern glücklicher Erinnerung, mit denen mich die alte Heimat begrüßte!“

Er warf bei den letzten Worten einen flammenden Blick auf Käthchen, die unbefangen, in glücklicher Freude errötend, rief:

„Denke nur, Mama, wie allerliebst! Ich fand Graf Ferdinand hier, ohne etwas von seiner Ankunft zu ahnen. Er hat mich gleich erkannt; ich glaubte zuerst ein ganz fremdes Gesicht vor mir zu sehen, aber allmälich ist mit den Kindererinnerungen, die wir wach riefen, auch das alte Gesicht wieder zum Vorschein gekommen, und jetzt habe ich fast das Gefühl, als ob wir gar nicht getrennt gewesen wären. Es ist mir, als sollten wir gleich wieder hinausgehen in Wald und Feld, um unsere alten Spiele aufs neue zu beginnen. Eigentlich hätte mir der Graf wohl von seinen Reisen erzählen sollen, aber dazu sind wir gar nicht gekommen. Wir haben da, ich weiß nicht wie lange, von den alten Kindereien gesprochen . . .“

„Und dabei,“ fiel ihr Ferdinand ins Wort, „habe ich empfunden, daß die heimischen Rosen doch schöner sind und lieblicher duften als die schimmernden Blüten der fremden Zonen, die unsere Neugier reizen, die wir bewundernd anstaunen und an denen wir dennoch so kalt vorübergehen.“

„Nun,“ sagte Frau von Rautenstein, „die Erzählungen von Ihren Reisen sollen Ihnen darum nicht geschenkt sein. Wir werden Sie scharf ausfragen, und das soll Ihre einzige Strafe bilden. Im übrigen wollen wir Sie behandeln wie den verlorenen Sohn und zu Gnaden wieder annehmen. Noch einmal also herzlich willkommen in der alten Heimat!“

„Ja, willkommen, Sie unverbesserlicher Herumtreiber!“ rief mit seiner etwas matten, leicht schnarrenden Stimme Herr von Rautenstein, der bei den letzten Worten in das Zimmer getreten war und, zu Ferdinand heraneilend, dessen beide Hände schüttelte; „jetzt sollen Sie nicht so leicht wieder fortkommen. Statt die Elefanten und Zebras der fremden Weltteile anzustaunen, sollen Sie sich einmal mit uns armen europäischen Menschen begnügen, die wir ja, nach der neuesten Entdeckung, auch von den Vierfüßlern oder doch von den sogenannten Vierhändern, den Orangutangs und Pavianen, abstammen. Rhinocerosse und Büffel werden Sie hier auch genug finden — vollauf genug und mehr, als Ihnen lieb ist!“ rief er, laut über seinen Scherz lachend, für welchen seine Frau nur ein flüchtiges Achselzucken hatte.

Der Kammerherr von Rautenstein mochte etwa sechsundvierzig Jahre zählen. Sein nicht schönes und in Zügen und Ausdruck ziemlich gewöhnliches Gesicht zeigte die Spuren eines wild bewegten Lebens, dessen Leidenschaften ihn wohl ermattet und erschöpft, aber nicht zu jenem wehmütigen Ernst geführt hatten, der bei edleren Naturen aus der durchtobten Jugend sich zu entwickeln pflegt. Ein stereotypes, selbstzufriedenes, Fremden gegenüber oft verletzendes, hochmütiges Lächeln haftete auf seinen Lippen und ließ vermuten, daß er sich über die Wirkungen der Zeit auf seine Person ebensowohl selbst täuschen mochte, als er die Welt darüber durch seine äußerst modische und jugendliche Toilette, sowie durch die sorgfältige Behandlung seiner spärlichen, noch dunklen Locken und seines aufgedrehten Schnurrbarts zu täuschen suchte. Er bemühte sich auch, die leichten, freien Bewegungen seiner Vergangenheit fortzusetzen, in welcher er einer der wildesten Lebemänner der Residenz gewesen war, aber seine erschöpften und erschlafften Glieder versagten ihm dazu häufig den Dienst, und so wurde seine Erscheinung oft unwillkürlich komisch. Mit einem Wort, Herr von Rautenstein war ein altgewordener Roué, nur daß bei ihm der dahingeschwundene Reiz der Jugendfrische nicht durch die vornehme Eleganz ersetzt wurde, welche man häufig bei gealterten Lebemännern findet. Er leitete seine Abstammung, wie allgemein bekannt war, von einem Prinzen der Seitenlinie des regierenden Hauses her, von dem er ein großes Vermögen und den Namen einer seiner Besitzungen erhalten hatte. Er fühlte sich stolz auf diese etwas zweifelhaften Beziehungen, die von einem Teil der guten alten Gesellschaft nicht zu dem Wert geschätzt wurden, den er selbst ihnen beilegte, und glaubte, daß ihm mehr als anderen erlaubt sei, wodurch oft der Hof selbst in Verlegenheit gesetzt worden war. Man sagte, daß sein großes Vermögen die Ursache gewesen sei, welche seine Gemahlin, eine Dame aus sehr vornehmer, etwas verarmter Familie, bestimmt habe, ihm ihre Hand zu reichen und über seine etwas zweifelhafte Abstammung hinwegzusehen. Im übrigen war er gutmütig und gefällig gegen seine Freunde und kümmerte sich sehr wenig darum, was die Welt von ihm sagte, welche sich außerhalb der Hofkreise bewegte und welche er als zu tief unter dem Niveau seiner Existenz liegend ansah, als daß er sie seiner Beachtung hätte wert halten sollen.

Graf Ferdinand erwiderte die herzliche Begrüßung des Herrn von Rautenstein ein wenig befangen. Die zarte, duftige Träumerei, in welche ihn die mit Käthchen ausgetauschten Jugenderinnerungen versetzt hatten, war zu plötzlich durch die Eltern des jungen Mädchens verscheucht, deren ganzes Wesen so wenig mit den Empfindungen übereinstimmte, welche der erste Gruß in der Heimat in ihm erweckt hatte. Diese Leute erinnerten ihn an die Mahnung seines Vaters, daß er erst in einer fremden Welt selbständige Geistes- und Willenskraft erwerben müsse, um in dem etwas seichten Treiben der Hofgesellschaft auf eigenen Füßen fest zu stehen und unbeirrt seinen Weg zu verfolgen.

Man sprach eine Zeit lang von diesem und jenem, man fragte Ferdinand nach seinen Reisen, aber in jener flüchtigen und oberflächlichen Weise, welche deutlich zeigte, daß die Fragen nur aus Höflichkeit und ohne jedes tiefere Interesse gethan wurden. Um so eifriger und ausführlicher erzählte man alle möglichen boshaften kleinen Personalgeschichten aus der Chronique scandaleuse der Residenz, wofür indes Ferdinand seinerseits wenig Interesse und fast gar kein Verständnis hatte, da er den Persönlichkeiten der Gesellschaft fast ganz fremd geworden war.

Auch Käthchen schien an solcher Unterhaltung nicht eben viel Gefallen zu finden; sie versuchte das Gespräch immer wieder durch die eine oder die andere Frage auf Gegenstände zurückzuführen, welche für ihren Jugendfreund größeres Interesse haben mußten als die kleinen Anekdoten des Tages.

Ferdinand dankte ihr dafür mit einem warmen Blick; ihr glückliches Lächeln zeigte ihrem Freunde, daß sie ihn verstanden hatte, und so entspann sich zwischen den beiden eine ganz besondere, mit den Augen geführte Unterhaltung, welche mit der Konversation des Herrn von Rautenstein nichts gemein hatte, Ferdinand aber so in Anspruch nahm, daß er zuweilen ziemlich zerstreute Antworten gab.

Herr von Rautenstein sah auf seine Uhr.

„Es ist Zeit zum Tattersall,“ sagte er und fügte mit einem gewissen Stolz hinzu: „Die Kleine reitet vortrefflich; sie hat in der That ausgezeichnete Anlagen. Wie könnte es auch anders sein, ist sie doch die echte Tochter ihres Vaters, der berühmt war als der beste Reiter im Regiment! Mit der Zeit freilich wird man träge. Aber die Uebung allein macht den Meister, darum halte ich streng darauf, daß sie jeden Tag in der Manège reitet.“

„Nicht doch, Papa,“ sagte Käthchen ruhig, den Kopf schüttelnd, „wir können wohl heute aussetzen. Die Manège ist alle Tage da, aber man sieht nicht alle Tage einen alten Jugendfreund wieder.“

„In der That,“ sagte Frau von Rautenstein, „wir könnten heute wohl mit Hilburg ein wenig durch den Park fahren. Käthchen wird schnell ihre Toilette geändert haben, und der Graf wird dort einen Teil unserer Schönheiten kennen lernen, die während seiner Abwesenheit herangewachsen sind und die uns immer mehr in die Rollen der Mütter und Anstandsdamen zurückdrängen.“

„Dazu hat er noch Zeit genug,“ rief Herr von Rautenstein; „ich weiß, er war als Knabe schon ein guter Reiter und unsern Tattersall kennt er noch nicht; er soll uns dorthin begleiten. Nicht wahr, lieber Hilburg, das ist besser, als auf der langweiligen Promenade hin und her fahren! — Ribenau wollte uns abholen; ich begreife nicht, wo er bleibt. — Nicht wahr, Hilburg, Sie gehen mit uns?“

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Fräulein Käthchen zu Pferde zu sehen,“ erwiderte Ferdinand; „ich möchte um keinen Preis die Ursache sein, daß die Herrschaften in ihren Gewohnheiten gestört werden.“

„Bravo — bravo!“ rief Herr von Rautenstein: „ich sehe, Sie sind unter Ihren wilden Hottentotten doch ein ganz guter Kavalier geblieben und haben den Sinn für den Sport nicht verloren. — Ah, da kommt Ribenau!“

Er stand auf und ging einem jungen Offizier in der Interimsuniform des großherzoglichen Gardereiterregiments entgegen, dem der Lakai sofort ohne vorherige Anmeldung die Thüre geöffnet hatte.

Der Lieutenant Baron Ribenau war ein großer, schlank gewachsener Mann von etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, seine leichte, sichere und elegante Haltung zeigte, daß er in der vornehmen Gesellschaft aufgewachsen war und daß ihm deren Formen zur zweiten Natur geworden. Sein Gesicht mit dem kleinen blonden Bärtchen und dem sorgfältig gescheitelten Haar von etwas dunklerer Färbung konnte auffallend hübsch genannt werden; doch wurde der angenehme Eindruck desselben beeinträchtigt, ja fast wieder aufgehoben durch eine gewisse welke Müdigkeit, welche auf seinen jugendlichen Zügen lag, sowie durch die Ausdruckslosigkeit seiner Augen, welche er immer halb geschlossen hielt und deren Blick durch ein rundes Monocle auch dann verhüllt wurde, wenn er sie scharf auf einen Gegenstand oder auf eine Person richtete.

„Bitte um Verzeihung, daß ich habe warten lassen," sagte er mit einer etwas näselnden Stimme, deren matter Klang den Glauben erwecken konnte, daß jedes Wort ihm große Mühe mache; „der Dienst hat heute etwas länger gedauert, ich konnte nicht früher abkommen."

Er hatte Frau von Rautenstein mit leichter Galanterie die Hand geküßt, mit ihrem Gemahl einen flüchtigen Händedruck gewechselt und fuhr dann fort:

„Ah, Käthchen ist schon fertig; — sieht vortrefflich aus heute — in der That — ganz vortrefflich. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Käthchen — charmant — ganz charmant — das Reitkleid sitzt besser als das alte, das keinen richtigen Faltenwurf hatte. Es freut mich, daß Sie meinen Rat befolgt haben. Ich habe einen scharfen Blick darin und sehe jeden Fehler in einer Damentoilette auf hundert Schritte."

Er klopfte zum Beweise seines Wohlwollens Käthchen vertraulich auf die Schulter.

Sie trat mit einem schnellen Seitenblick auf Ferdinand, errötend und unmutig die Oberlippe aufwerfend, zurück.

„Ah," sagte Baron Ribenau, „die Herrschaften sind nicht allein; ich hoffe, daß ich nicht gestört habe!"

Er drückte sein Monocle auf die Nase und sah Ferdinand starr mit einem Blick voll hochmütiger Gleichgiltigkeit an, unter welchem dessen Wangen sich einen Augenblick dunkel färbten.

„Graf Ferdinand Hilburg," sagte Rautenstein, die Herren einander vorstellend, „Baron Ribenau! — Wir haben eben die große Freude gehabt, nach langer Abwesenheit einen lieben Freund wieder zu begrüßen. Sie waren noch nicht hier, Ribenau, als Hilburg seine Reise antrat; jetzt müssen Sie uns helfen, ihn hier zu fesseln, damit nicht einer der ersten Namen unseres Landes in der Gesellschaft fehlt. Ich bin gewiß, ihr beide werdet gute Freunde werden!"

Herr von Ribenau verbeugte sich artig; es fehlte seinem Gruß nichts an dem höflichen Entgegenkommen, das der Name des Grafen Hilburg beanspruchen konnte, und doch zeigte seine verbindliche Miene eine gewisse schwer zu beschreibende Nuance von hochmütiger Herablassung, welche Ferdinand ungemein mißfiel und ihn veranlaßte, in seine Verbeugung und seinen Gruß eine gewisse Zurückhaltung zu legen, welche ihm sonst fremd war.

„Hilburg wird uns begleiten," bemerkte Herr von Rautenstein, nachdem die beiden Herren einige artige Worte gewechselt hatten; „Käthchen soll ihrem alten Jugendfreund, mit dem sie als Kind durch die Wälder streifte, zeigen, was sie gelernt. Also vorwärts, vorwärts! Ich bin begierig, dem Grafen, der so ziemlich die ganze Welt gesehen hat, unsern Tattersall zu zeigen, der ein wenig mein Werk ist und sich wohl, wie ich hoffe, neben den ähnlichen Einrichtungen der großen Weltstädte sehen lassen kann!"

Er zog Ferdinand, indem er ihm kaum Zeit ließ, sich bei seiner Gemahlin zu verabschieden, mit sich fort. Herr von Ribenau folgte mit Käthchen.

„Sieht etwas verwildert aus, dieser Graf Hilburg," sagte er, sich zu ihr hinüberneigend; „wird etwas Mühe kosten, ihn wieder zu zivilisiren und ihm die Matrosenmanieren abzugewöhnen. Er wird auch wohl Tabak kauen gelernt haben auf seinen Seereisen und den Sport der Amerikaner treiben, die um die Wette nach einem Nagelkopf spucken."

„Dann wird er mehr können," antwortete Käthchen kurz und scharf, indem sie den Kopf emporwarf, „als die hiesigen Herren, bei denen ich noch selten gesehen habe, daß sie den Nagel auf den Kopf treffen!"

Ribenau schwieg, denn sie hatten die beiden voranschreitenden Herren am Fuße der Treppe erreicht; aber durch sein Glas schoß ein stechender, feindlicher Blick zu Ferdinand hinüber und ein hämisches Lächeln zuckte um seinen Mund, während er die Spitzen seines Bärtchens emporwirbelte.

„Schicken Sie Ihren Wagen fort, wir wollen alle in den meinigen steigen," sagte Rautenstein. — „Ihre Pferde sind alt und steif geworden, Hilburg," fügte er hinzu, während er einen Blick auf den Wagen des Grafen warf; „Sie müssen Ihren Stall neu garniren. Wenden Sie sich an Ribenau, der kennt jeden Gaul im Lande und ist schlauer als der raffinirteste Pferdejude; unter seinem Beistand werden Sie gute Geschäfte machen."

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Graf Hilburg," bestätigte Ribenau lachend, indem er mit einem Blick voll souveräner Verachtung die in der That etwas steifen Rosse vor Ferdinands Wagen streifte; „ich muß trotz meiner Bescheidenheit einräumen, daß der gute Rautenstein diesmal die Wahrheit gesagt hat, was ihm sonst nicht allzu oft passirt."

„Namentlich, wenn ich etwas zu Ihrem Lob sage," rief Rautenstein.

Ferdinand antwortete auf das Anerbieten des Herrn von Ribenau nur mit einer stummen Verbeugung, dann stieg er in das Coupé des Kammerherrn. Dieser unterhielt sich während der kurzen Fahrt mit dem Lieutenant über verschiedene kleine Ereignisse des Hofes und der Stadt, während Käthchen in einer ihr selbst kaum verständlichen scheuen Befangenheit das Haupt senkte vor Ferdinands Augen, welche mit dem Ausdruck einer wehmütigen, mitleidigen Teilnahme auf ihr ruhten, und vor den stechenden und drohenden Blicken, welche unter dem Monocle des Herrn von Ribenau hervorschossen.

Viertes Kapitel.

Der Tattersall der großherzoglichen Residenz war ein weitläufiges und reich ausgestattetes Etablissement, das auch in einer größeren Hauptstadt seinen Platz hätte ausfüllen können. Die Ställe waren vorzüglich eingerichtet; die große Reitbahn mit Oberlicht glich mit ihren gepolsterten Zuschauersitzen einem eleganten Zirkus; eine Art Hof bot genügenden Raum zur Vorführung der Pferde in allen Gangarten. In den Remisen befand sich stets das Neueste an Wagen und Geschirren; elegante Salons dienten als Unterhaltungs- und Geschäftsräume — mit einem Wort, es war ein ebenso luxuriös und geschmackvoll als zweckmäßig ausgestatteter Versammlungspunkt für alle Freunde des Sports.

Um die Mittagsstunde fand sich hier ein großer Teil der jungen Herrenwelt ein, um neu zum Verkauf gestellte Pferde und Wagen anzusehen und um sich über die neuesten Ereignisse in der Sportswelt zu unterhalten, sowie auch um die jungen Damen, welche zu dieser Zeit ihre Uebungen in der Reitbahn machten, zu sehen und mehr oder weniger freundlich zu kritisiren.

Als Herr von Rautenstein, dessen Bemühungen wesentlich das Zustandekommen des Unternehmens zu danken war, in den Hof einfuhr, eilten sogleich einige Diener des Tattersalls in ihren schwarz und goldenen Livreen herbei, um den Wagenschlag zu öffnen, während andere dienstfertig nach den Ställen hinliefen, um das Pferd, welches Käthchen zu reiten pflegte, in die Bahn zu führen.

Ein junger Offizier ließ im Hofe einem großen, wohlbeleibten Herrn, dessen rotes Gesicht mit dem langen und dichten blonden Schnurrbart recht gewöhnlich aussah, einen hohen, starknochigen Rappen vorführen.

Rautenstein grüßte flüchtig dorthin, und während die kleine Gesellschaft über den Hof schritt, sagte Herr von Ribenau lachend:

„Dieser Sturmfeld hat ein zu unverschämtes Glück; ich wette, er wird seinen alten Gaul, dessen Fehler jedes Kind sieht, diesem albernen Wollhändler anhängen, der sich jetzt Herr von Krempel-Rothenstein nennen läßt nach der alten Ruine am Rhein, die er sich wieder aufbaut. Der Teufel soll mich holen, wenn er dem für den Rappen nicht achthundert Louisd'or abnimmt."

„Laß ihn," sagte Rautenstein, „er kann es brauchen, und wozu sind solche Burschen wie dieser Krempel da, als um anständigen Leuten einmal zu einem guten Geschäft zu helfen. Das ist der beste Gebrauch, den sie von ihrem zusammengejobberten Geld machen können, und der Narr ist ja noch ganz glücklich darüber. Wenn Sturmfeld ihm sagt: ‚Unter uns Kavalieren, mein lieber Krempel . . .', so würde er gern noch ein paar hundert Louisd'or mehr bezahlen."

Ferdinand hatte dieses laut und ungenirt geführte Gespräch gehört, das ihn peinlich berührte.

Er warf einen Blick auf Käthchen, die an seiner Seite schritt, und hoffte auch auf ihrem Gesicht den Eindruck wiederzufinden, den er selbst empfand.

Aber sie schien die zwischen Herrn von Ribenau und ihrem Vater gewechselten Worte nicht gehört zu haben, ihr Blick richtete sich vorwärts nach dem Eingang der Reitbahn, als ob dorthin ihre ganzen Gedanken vorauseilten. Unruhig zuckte ihr Gesicht und um ihren Mund zeigte sich jetzt fast noch mehr als auf dem Aquarellbild jener hochmütige, keck herausfordernde Ausdruck, welcher ihr kindlich anmutiges Gesicht bisweilen so häßlich entstellte.

Ferdinand schüttelte leise seufzend den Kopf.

Man trat in das Vestibül des großen Gebäudes und durchschritt die leeren Unterhaltungszimmer. Von der Reitbahn her klangen laute Stimmen, Händeklatschen und Bravorufe.

Immer mehr veränderte sich Käthchens Gesicht; ein wildes, unstätes Feuer sprühte aus ihren Augen und mit schnellen Schritten eilte sie den übrigen voran nach der großen, durch die Glaskuppel der Decke erhellten Reitbahn.

Es waren verhältnismäßig wenige Personen anwesend. Einige junge Damen in Reitanzügen saßen auf den Fauteuils der Seitentribünen. Neben ihnen befanden sich einige Herren in Uniform und Zivil, welche sich in den ungezwungensten Stellungen, über die Balustrade gebeugt oder auf die Lehnen der Sessel gestützt, unter einander und mit den Damen unterhielten. Eine andere Gruppe von jungen Herren umgab in der Mitte der Bahn einen Stallmeister des Tattersall, welcher, eine lange Peitsche in der Hand, im kleinen Kreise unterstreifend den Bewegungen einer Reiterin folgte, die auf einem hochedlen dunkelbraunen englischen Pferde die Bahn durchritt. Reitknechte mit langen Stangen standen bereit, auf den Wink der Reiterin die Hindernisse zu markiren.

Die junge Dame, die in diesem Augenblick allein die Bahn benützte, trug ein blaues Reitkleid mit Kragen und Aufschlägen von schwarzem Sammet; sie war wunderbar schlank und elegant gewachsen, und ihr vom scharfen Ritt gerötetes Gesicht mit den großen, strahlenden Augen war von blendender Schönheit. Sie führte ihr Pferd mit seltener Sicherheit und Anmut, ihr geschmeidiger Körper folgte jeder Bewegung des edlen Tieres, so daß Roß und Reiterin immer völlig eins zu sein schienen. Sie ließ ihr Pferd, schnell wechselnd, ohne daß man eine Hilfe bemerkte, alle verschiedenen Gangarten durchmachen, so daß es schien, als ob ihr Wille allein die Glieder des feurigen Tieres bewege.

Eben hatte sie eine Volte gemacht und setzte nun lächelnd und scheinbar ihr Pferd kaum beachtend in prachtvollem Sprung über die Stange hin, welche auf einen leichten Wink mit der Spitze ihrer Reitpeitsche der Reitknecht hoch emporhob.

Händeklatschen und laute Bravos schallten ringsum, die Reiterin sprengte bis in die Mitte der Bahn, ihr Pferd bäumte sich hoch auf und stolz lächelnd grüßte sie mit der Reitpeitsche den Zuschauerraum, für den lauten Beifall dankend.

Auch die Herren von Rautenstein und von Ribenau schlossen sich den allgemeinen Bravorufen an.

Käthchen stand auf der Schwelle und blickte fast drohend auf die bewunderte Reiterin; ihr Gesicht war bleich, sie preßte die Lippen aufeinander, und Ferdinand sah, daß ihre Hände in nervöser Erregung zitterten.

Jetzt bemerkte man die Neueingetretenen.

„Ah, Käthchen Rautenstein!" klang es von allen Seiten, „das ist schön! Schon glaubten wir, Sie würden heute nicht mehr kommen; nun gilt es den Kampf um den Preis. Wir sollten wetten; die Damen sollten Farbe anlegen."

Während dieser durcheinander schallenden Rufe waren die Herren herangeeilt und hatten Käthchen in ungezwungener, fast kameradschaftlicher Weise die Hände gereicht; auch die Reiterin, welche noch mitten in der Bahn hielt, grüßte verbindlich herüber, die anderen Damen flüsterten leise mit einander und blickten neugierig forschend nach Ferdinand hin, welcher ja allen unbekannt war.

Rautenstein führte ihnen den Gegenstand ihrer Neugier zu und stellte den Grafen vor, welcher mit all dem artigen Entgegenkommen empfangen wurde, dessen eine neue Erscheinung von so gutem Namen und so bekanntem Reichtum in der Gesellschaft sicher sein durfte, während Herr von Ribenau die Frage der Herren nach dem Unbekannten beantwortete.

Auch Käthchen war herangetreten und hatte die Damen flüchtig begrüßt, aber sie hörte nicht auf die freilich sehr oberflächliche und allgemeine Unterhaltung; ihr ganzes Wesen schien von fieberhafter Unruhe bewegt, und ungeduldig blickte sie nach der Thür, welche von der Bahn zu den Ställen führte.

„Sie reiten nicht, Gräfin Ingenstein?" fragte Herr von Rautenstein eine dunkle Brünette mit boshaft blitzenden Augen, „oder haben Sie Ihren Sturz schon absolvirt?"

„Gott bewahre!" rief die Gräfin; „ich bin zu eitel, um mich neben Fräulein Cora einer Kritik auszusetzen, die nur zu meinen Ungunsten ausfallen könnte; eine kluge Frau muß freiwillig zurücktreten, wo sie nicht sicher ist, den Preis zu gewinnen. Wären die Göttinnen des alten Griechenlands ebenso klug gewesen, so hätte der goldene Erisapfel nicht den trojanischen Krieg erregt. Freilich," fügte sie lachend hinzu, „hätten wir dann auch niemals das Vergnügen gehabt, Offenbachs ‚Schöne Helena' zu hören."

(Fortsetzung folgt.)

Die bulgarische Frage.

Von
Wilhelm Müller

Nicht leicht habe eine [illegible] Revolution einen so [illegible] Verlauf wie die in Philippopel am 18. September 1885 und nicht leicht erfreute sich eine Revolution eines so allgemeinen Beifalls wie diese. In der Frühe trafen einige hundert Bulgaren mit der Eisenbahn in Philippopel ein, die Leiter der ostrumelischen Erhebung schlossen sich ihnen an, der ganze Haufe zog nach dem Palast des Generalgouverneurs, Gavril Pascha Chrestowitsch, der im Jahre 1884 für seinen Posten ernannt worden war, und als dieser die Menge durch [illegible] von [illegible] [illegible] wollte, gingen dieselben zu den [illegible] über. [illegible] nach dem Gouvernementsgebäude, ließen Gavril Pascha gefangen nehmen, in einen Wagen [illegible] einem [illegible] Orte führen, von wo er nach einigen Tagen entlassen wurde und sich nach Konstantinopel begab. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, die ganze waffenfähige Mannschaft zu den Fahnen gerufen, in einer Volksversammlung die [illegible] beider Bulgarien proklamirt und Fürst Alexander von Bulgarien aufgefordert, nach Philippopel zu kommen und die Regierung zu [illegible]. [illegible], welcher sich gerade in Varna befand, [illegible] am 20. September von Tirnowo aus eine Proklamation, worin er die Union beider Bulgarenländer [illegible] anerkannte, [illegible] Bulgarien und [illegible] Teil [illegible] Fürsten von Nord- und Südbulgarien [illegible], und traf am 21. September in Philippopel ein. Er übernahm [illegible] die Regierung von Ostrumelien [illegible]. Die [illegible] war [illegible], sie hatte keinen Tropfen Blut gekostet.

Aber es fragte sich, ob die [illegible] [illegible]. [illegible] des Berliner Vertrags von 1878 [illegible] Ostrumelien [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] verfügen konnte, vielmehr bildete es eine [illegible] Provinz, die zwar eine autonome Verwaltung hatte, aber unter der unmittelbaren militärischen und politischen [illegible] des Sultans stand, und dieser hatte unter Zustimmung der [illegible] einen christlichen Generalgouverneur auf einen Zeitraum von je fünf Jahren zu ernennen. Dies waren, wenn man das [illegible] Recht in die Wagschale legte, sehr bedenkliche Bestimmungen. Sie gaben sämtlichen Unterzeichnern des Berliner Vertrags das Recht, in Ostrumelien zu interveniren, der Revolution vom 18. September in die Zügel zu fallen und die Vereinigung der beiden Bulgarien wieder ungeschehen zu machen. Die Trennung derselben war allerdings nicht das feinste Kunststück der Berliner Kongreßmächte und wurde von den englischen Bevollmächtigten, Lord Beaconsfield und Lord Salisbury, aus Mißtrauen gegen Rußlands orientalische Pläne vorgeschlagen. Letztere Macht hatte im Frieden von San Stefano ein Großbulgarien schaffen wollen, das auch noch einen namhaften Teil Macedoniens umfassen sollte. In einer solchen Staatenbildung sahen die Engländer eine russische Etape auf dem Marsch nach Konstantinopel und verlangten daher die Bildung eines Fürstentums Bulgarien und einer türkischen Provinz Ostrumelien. So sehr nun andere Kongreßmitglieder, darunter auch Fürst Bismarck, eine so widernatürliche Trennung der Angehörigen der bulgarischen Nationalität bekämpften, so gaben sie zuletzt doch nach, da die beiden [illegible] Idee aufgeben wollten. [illegible] hatten sich getäuscht. Die Bulgaren wollten nicht [illegible] Herrschaft durch eine [illegible], und [illegible], der Prinz von Battenberg, wollte nicht den wenig [illegible] bulgarischen Thron mit der Annahme russischer Vasallenschaft erkaufen und berief 1884 ein nationales Ministerium. Infolge dessen war Bulgarien nicht ein russischer Vorposten, sondern ein Vorposten gegen Rußland, das dem Erstarken der nationalen Selbständigkeit der beiden Bulgarien mißtrauisch und grollend zusah. Fürst Alexander hatte große Schwierigkeiten zu überwinden und zu den diplomatischen kamen bald auch noch kriegerische. Er trat sofort mit der Pforte und mit den Großmächten in Unterhandlungen und versicherte jene, daß er ihre Oberhoheit nach wie vor anerkenne. Auf den Rat der Regierungen von Deutschland und von Oesterreich gab die Pforte ihren Entschluß, ihre Truppen in Ostrumelien einmarschiren zu lassen, auf; denn der Einmarsch der Türken hieß nicht den orientalischen Brand löschen, sondern ihn anfachen. Die Pforte wünschte die bulgarische Streit-

Der Oelberg vom Zion aus gesehen. Zeichnung von H. Fenn

Ch. Mijatowitsch. U. Zankowitsch. Madjid Bey [illegible] Pascha. [illegible] [illegible]. W. [illegible]. J. E. [illegible].

Die Friedenskonferenz in Bukarest. Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Mandy daselbst.

Schneppejägersch' Bech un Trost
e' rheinisch' Jägergeschicht.
von K. Kögler.

1. Der Mond im Viertelszeiche
Schwimmt in em kalte Duft;
Der Wind legt durch die Eiche,
Natarrh und Schnuppe streiche
Statt Schneppe durch die Luft.

2. Im Schneegestöwer stehe se,
Im Arm die Doppelbichs,
Die zwee — nix hörn, nix sehn se,
Mit blue Nase gehn se:
Geschosse hawe se nix!

3. Viel Tag dhun Abschied nehme,
Schon schreibt mer Indica,
Un täglich insgeheeme
Hofft mer, se dhete keeme,
Un immer is nix da.

4. Schon heeßt es bald Tralarum,
Sie gehn noch immer mit
Und hawe an Palmarum
Gesehe — warum? darum! —
Nen einzig Schnepp noch nit.

5. Un wie zum Schluß sie sihe
Noch remol uf ihrm Stock
Un ohne viel zu schwihe
Gewohnheitsmäßig spihe
Uf des ersehnt Grok grok —

6. Da, horch, aus dustre Weite
Grok grok, da fliegts eran!
E Freudeschreck dhut beide
Luer durch de Wage schneide,
De Flinte lege se an.

7. Un ewe wolle se driche,
Da dhuts en Kracher, bumm!
Un driwe vor ihre Blicke
Tritt plötzlich aus der Dicke
E dritt Invidium.

8. Des hebt sich uf sei Schneppche,
Steckt 's Federche uf die Kapp,
Gießt dann sei letztes Tröppche
Schnaps hinners Hemdeknöppche
Un schiebt gemächlich ab.

9. Die zwee sein dogesotze
Wie steenern Monument
Mit offnem Mund und glotze —
Was nutzts? Der Anner hot se,
Der Himmelsapperment.

10. Doch sinds ken böse Gemiehter,
Gefaßt se heemwärts gehn
Un tröste sich als Brieder:
Des nächst Jahr gehn mer wieder!
Mer hawe doch En gesehn!

frage durch einen gemeinschaftlichen Beschluß der Großmächte entschieden zu sehen. Auf ihre Einladung wurde eine Botschafterkonferenz in Konstantinopel veranstaltet und am 5. November eröffnet. Aber sie ging resultatlos auseinander, da gegenüber den kontinentalen Großmächten, welche die Wiederherstellung eines getrennten Bulgariens verlangten, der englische Bevollmächtigte sich für Berücksichtigung der Wünsche der ostrumelischen Bevölkerung aussprach. Rußland dagegen ging in seiner Feindseligkeit gegen den Fürsten Alexander so weit, daß dieser, welcher Generallieutenant à la suite des russischen Heeres war, aus den Listen desselben gestrichen wurde. Mit dieser Haltung der kontinentalen Großmächte war die öffentliche Meinung in Europa nicht einverstanden; sie verlangte zum mindesten, daß die beiden Bulgarien durch Personalunion verbunden und der Fürst Alexander von Bulgarien zugleich zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt werden solle. Diese Korrektur einer ungerechten Vertragsbestimmung glaubte man sowohl der Pforte als den Großmächten zumuten zu dürfen.

Aber die bulgarischen Einheitsbestrebungen erregten Nachahmung. Wenn die Nordbulgaren sich mit den Südbulgaren zu einem Staate vereinigen durften, so glaubten die Serben, die politische Konsequenz verlange es, daß sie das zu Bulgarien gehörige Altserbien zurückforderten, und die Hellenen machten Ansprüche auf Macedonien und Kreta. Der Grundsatz des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel wurde aufgestellt und zur Durchführung desselben das serbische Heer mobilisiert, in Griechenland Rüstungen zu Land und zu Wasser veranstaltet. Die europäische Diplomatie entwickelte eine ungeheure Thätigkeit. In Konstantinopel, in Sofia, in Belgrad und in Athen trat sie beschwichtigend, mitunter auch drohend auf. Serbien ließ sich nicht zurückhalten. Zweifelhafte Grenzüberschreitungen zum Vorwand nehmend, erklärte es am 13. November an Bulgarien den Krieg und ließ am folgenden Tage seine Truppen in dessen Gebiet einmarschieren. In raschem Siegeslauf zogen die Serben nördlich gegen die Festung Widdin, südlich gegen die Hauptstadt Sofia. Schon standen sie bei Slivnitza; hier leisteten die Bulgaren kräftigen Widerstand. Fürst Alexander eilte von Philippopel herbei, übernahm das Kommando und schlug die Serben zurück. Er verdrängte sie von Stellung zu Stellung, überschritt am 24. November, unbekümmert um die Aufforderung der Großmächte, die Feindseligkeiten einzustellen, die serbische Grenze und erstürmte in den heißen Kämpfen vom 27. und 28. November Pirot und die umliegenden Höhen. Seinem weiteren Vordringen wurden durch die Mission des Grafen Khevenhüller, des österreichischen Gesandten in Belgrad, Schranken gesetzt. Dieser erklärte ihm in Pirot, daß wenn das bulgarische Heer vormarschire, die österreichischen Truppen in Serbien einrücken und den serbischen Truppen zu Hilfe kommen würden. Jetzt erst, nachdem die militärische Ehre gewahrt war, erteilte Alexander den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten. Unter Vermittlung der Großmächte wurde eine Demarkationslinie festgestellt, die gleichzeitige Räumung des beiderseitigen Gebietes von fremden Truppen beschlossen und am 21. Dezember der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet, dessen Giltigkeit bis zum 1. März 1886 dauern sollte. Die Friedensverhandlungen sollten unverzüglich in Bukarest durch hiefür schleunigst ernannte Bevollmächtigte von der Pforte, von Serbien und von Bulgarien eröffnet werden. Die Bevollmächtigten dieser drei Staaten waren Madjid Pascha, Mijatowitsch und Geschow. Außer ihnen hatten an den Sitzungen teilzunehmen ihre drei Sekretäre, nämlich für die Türkei Reschid Bey, für Serbien A. Jankowitsch, für Bulgarien W. Penzowitsch, und endlich der von dem rumänischen Ministerium des Aeußern der Konferenz zugeteilte Legationssekretär Al. Em. Lahovary. Am 4. Februar 1886 hielten die Genannten ihre erste Sitzung, in welcher sie von Pherekydes, dem rumänischen Minister des Auswärtigen, im Namen seiner Regierung begrüßt wurden. Die Verhandlungen gingen nur langsam vorwärts. Das militärisch gedemütigte Serbien zeigte wenig Versöhnlichkeit und wehrte sich mit aller Macht dagegen, daß die beim Abschluß von Friedensverträgen übliche diplomatische Formel, welche die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen konstatirt, in das Friedensprotokoll aufgenommen werden sollte. Die nicht unbillige Forderung Bulgariens, daß Serbien ihm eine Kriegsentschädigung zu zahlen habe, wurde abgelehnt. Am 3. März endlich vereinigten sich die Bevollmächtigten über die Annahme folgender, höchst lakonischen Formel: „Der Friede zwischen Serbien und Bulgarien ist hergestellt vom Tage der Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrags. Die Ratifikationen werden in Bukarest binnen vierzehn Tagen, wenn möglich früher, ausgewechselt.“ Diese Auswechslung fand pünktlich am 17. März statt. Damit war der Friede zwischen Serbien und Bulgarien wieder hergestellt und die freundschaftlichen Beziehungen wenigstens äußerlich wieder aufgenommen. Die beiderseitigen Heere wurden wieder auf Friedensfuß gesetzt.

Noch fehlte ein diplomatisches Abkommen zwischen Bulgarien und der Pforte über die Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstentum Bulgarien und die Zustimmung der Großmächte zu einem solchen Abkommen. Ueber die näheren Bestimmungen, unter welchen diese Vereinigung gutgeheißen werden sollte, wurde zuerst in Sofia, dann in Konstantinopel unterhandelt. Der Union sich zu widersetzen, wagte angesichts der entschiedenen Stimmung des Volkes und der militärischen Erfolge Bulgariens keine der Mächte. Fürst Alexander kam mit der Pforte dahin überein, daß seine Ernennung zum Generalgouverneur von Ostrumelien entweder ohne irgend welche Zeitbestimmung oder von fünf zu fünf Jahren, jedoch nur durch den Sultan, ohne Beiziehung der Großmächte, erfolgen solle, und als die Pforte die Zustimmung der Mächte willkürlich in die den Großmächten zur Bestätigung vorgelegte Konvention aufnahm, protestirte Fürst Alexander. Während die anderen Großmächte geneigt waren, ihm dieses Zugeständnis zu machen, beharrte Rußland auf der strengen Anwendung der Berliner Vertragsbestimmungen. Eine solche Ernennung „auf Wohlverhalten“ fand Fürst Alexander weder seiner würdig noch im Interesse seines Landes, das dadurch immer neuen Beunruhigungen ausgesetzt wurde. Die Gegensätze standen einander starr gegenüber. Der Konflikt blieb infolge dessen vorderhand ungelöst, die Vereinigung nur eine thatsächliche, nicht eine staatsrechtliche.

Frühling.

Von

Wilhelm Jensen.

O Weltallsschönheit! Der Himmel blaut
Gleich Augen einer seligen Braut,
Sein goldenes Sonnenantlitz lacht
Und prüfet die alte Zaubermacht.
Es löst mit Strahlen,
Mit zwingendem Glanz
Weithin am fahlen,
Am dürren, verraschelnden Vorjahrskranz;
Es haucht mit warmem, erweckendem Mund
Hinein in den tiefsten, verschlossensten Grund.
Da heben der Erde verschlafene Kinder
Verwundert empor ihre freudigen Gesichter
Und kommen geschwinder
Und häufen sich dichter;
Am Hang klingt hell
Frohlockend der grün schon umduftete Quell,
Die Lerchen steigen auf tönender Leiter;
Und lächelnd wandelt die Sonne weiter;
Sie lockt hervor
Aus dem alten Thor,
Dem grauen, zeitüberdauernden Wächter,
Die heutigen Sprossen vergess'ner Geschlechter.
Es drängt sich, wie immer,
Im weichen Wehen,
Im flimmernden Schimmer;
Die Sonne gewahrt, was sie immer gesehen:
Des Kindes nachstrauchelnd begehrliche Tritte,
Des Alters entsagend bedächtige Schritte,
Viel fröhliche Lippen und lachende Wangen,
Von Kummer verblaßte, verhärmte daneben,
Doch alle umfangen
Von neuem Verlangen,
Zu atmen, zu leben.
Im Herzen erwacht, was lange begraben;
Es kommt durch die Lüfte wie grüßende Boten
Verlorenen Glückes, entschwundener Toten;
Die Mädchen sind träumend, es stürmen die Knaben,
Und lächelnd weiter wandelt die Sonne
Und knüpft eines Auges Blick an den andern
Und läßt sie mit fremder, heimlicher Wonne
Herüber, hinüber weilen und wandern. — —
Wohlan, ihr Poeten,
Nun gilt's, in die tönenden Schranken zu treten!
Mit Dichtungsgewalten
Den Gram und die Freude zu fassen, zu halten!
Ob's euch will glücken,
Des Lebens Innerstes auszudrücken:
Daß, was euch selber entzückt und erschreckt,
Die Trauer, die Lust,
Mitlebende Brust
Allmächtig zu gleicher Empfindung erweckt!
Daß Erd' und Himmel ihr zumal,
Gleich einer Braut, im Herzen umfaßt,
Und den schweigsam lächelnden, göttlichen Strahl
Von euren Lippen erklingen laßt!

Rebekkas Abschied.

(Hiezu das Bild S. 632.)

Die jüngsten Jahrzehnte haben unsere ethnographischen und kostümgeschichtlichen Kenntnisse bedeutend erweitert, und mit diesem Gewinn ist auch die biblische Historienmalerei, namentlich soweit sie sich mit den Erzählungen des alten Testaments beschäftigt, in eine neue Phase getreten. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein und teilweise wohl noch über dieselbe hinaus pflegte man diese Vorgänge in eine einförmige Tracht zu kleiden, die man sich für gedachten Zweck, teilweise an altgriechische Motive anlehnend, eigens erfunden hatte. Heute vermögen unsere Künstler, wenn vielleicht auch ihre Darstellungen sich noch nicht ganz mit den Erscheinungsformen der damaligen Zeit decken, doch der historischen Wahrheit bedeutend näher zu kommen. Dem zerstörenden Zahne der Zeit Jahrtausende hindurch trotzend, hat der Stein uns wertvolle Wissenschaft überliefert. Begierig, in die Geheimnisse der Vergangenheit, von denen die Phantasie sich wunderbar angeregt fühlte, tiefer und tiefer einzudringen, hat der gesteigerte Forschensdrang der Neuzeit immer mehr uralte Reliefs aus dem Schoß der Erde, in dem sie vergraben waren, ans Tageslicht gefördert, und die erstaunliche Leichtigkeit, mit welcher unsere Zeit derartige Dinge bildlich zu vervielfältigen vermag, ermöglicht es allen Gebildeten, sich über die Ergebnisse jener Ausgrabungen durch eigene Anschauung zu unterrichten. So wissen wir denn heute, was vor nicht allzu langer Zeit noch kaum jemand anzunehmen gewagt hätte, daß gewisse morgenländische Völkerschaften, wie beispielsweise etwa die Bewohner von Arabien, Syrien, Palästina, Mesopotamien &c., wohl schon in den ältesten Zeiten, bis zu denen unsere Forschungen zurückreichen, sich in nahezu dieselben Trachten gekleidet und — abgesehen von den Dingen, die mit den Fragen des vielfach veränderten religiösen Kultus zusammenhängen — in gar manchen Beziehungen dieselben Sitten beobachtet haben, die bis auf den heutigen Tag für die Eingeborenen jener Gegenden maßgebend geblieben sind.

Daß solche Erkenntnis für die bildende Kunst, insoweit sie sich mit Darstellungen aus der alten biblischen und weltlichen Geschichte befaßt, weittragend und von außerordentlichem Vorteil werden mußte, liegt auf der Hand. Nun brauchen wir nicht mehr mit fingirten Gewandungen, die alles Charakteristische abstreifen und verallgemeinern, uns zu befassen. Das Leben selbst liefert uns noch heute die atmenden und handelnden Urbilder für die Verkörperung der Gestalten, von denen uns das alte Testament in fernen Hauptstücken berichtet, und wir können die Unmittelbarkeit der Anschauung, welche die altitalienischen und altdeutschen Meister trieb, alle geschichtlichen Vorgänge in ihre eigene Zeit und Oertlichkeit zu versetzen, mit unserem Streben nach historischer Treue und Echtheit verbinden.

In diesem Sinne hat denn auch unser Künstler die Darstellung von Rebekkas Abschied aufgefaßt. Eliezer, der alte, treue Knecht Abrahams, den sein Herr ausgesandt hat, auf daß er in seiner alten Heimat für seinen Sohn Isaak eine passende Frau suche, hat in der jugendschönen und mild fürsorglichen Rebekka die Jungfrau gefunden, die ahnungslos, nur von den reinen, wohlwollenden Regungen ihrer edlen Seele getrieben, all das erfüllt hat, was der fromme Knecht sich von Gott als ein Zeichen erbeten, daß die also Handelnde die Rechte sei, die der Himmel selbst zu Isaaks Gattin vorausbestimmt habe. In Demut und Sitte, aber auch unter voller Wahrung der Würde dessen, den er hier zu vertreten beauftragt ist, hat er die Werbung seines Herrn vorgebracht und die Einwilligung der Jungfrau, die Zustimmung ihrer Verwandten erhalten. Getrieben von dem Verlangen, seinem erwartungsvoll harrenden Herrn und dem nach erwartungsvolleren Bräutigam von der glücklichen Lösung des empfangenen Auftrags Kunde zu geben und die herrliche Braut zuzuführen, wollte er von keinem Aufschub der Rückreise, durch welchen überdies die momentan günstigen Reisekonstellationen gefährdet werden konnten, wissen, und hat es kraft seiner ebenso schlichten als eindrucksvollen Mahnung erreicht, daß Rebekka bereit ist, ihm alsbald zu dem ihr bestimmten Gatten zu folgen, und daß auch ihre Familie dieser plötzlichen Abreise nichts mehr in den Weg legt. Noch einmal schließt die treue Mutter ihr liebes Kind innig in die Arme. Der Vater Bethuel, ein Neffe Abrahams, breitet segnend die Arme gegen die Tochter aus, beruhigt in dem Gedanken, daß sie auch in der Fremde nicht unter Fremden sein, sondern ihr neues Heim im Kreise der alten Blutsverwandtschaft finden wird. An dem Pfeiler neben ihm lehnt Laban, der Bruder der Scheidenden, welcher ihr innig nachblickt, und im Hintergrunde harrt die getreue Amme, bereit, ihren Pflegling, dem auch noch andere, jüngere Dienerinnen folgen werden, in die Arme des von Gott ihr bestimmten Bräutigams zu geleiten.

Schon stehen die Kamele marschbereit; nur da und dort wird noch ein Sattel fester geschnallt oder sonst eine Kleinigkeit nachgesehen, damit alles in bester Ordnung von statten gehe.

Der freundliche Sonnenschein, der über der Gruppe der Scheidenden ausgebreitet liegt, wird die liebliche Jungfrau begleiten bis an die Schwelle des Hauses, in welchem sie fortan als eheliche Genossin des jungen Hausherrn in Ehren und Treuen schalten und walten soll.

O. B.

Pariser Fresken.

Von

Paul d'Abrest.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I

Bois de Boulogne.

April ist da. Lieblich, mild und belebend wehen die Lenzlüftchen durch die Reise, und im Laube zwitschern hunderte und hunderte von Vögeln zum Gruße. Alles in der Natur ist jung, grün, lustig und schön.

Um diese Zeit und in den ersten Morgenstunden präsentiert sich auch der weltberühmte Lustpark der Pariser Metropole, das Bois de Boulogne, von seiner vorteilhaftesten Seite. Das neue Gewand, welches jedes Jahr nach demselben Schnitt bestellt und nach einem einzigen Muster ausgeführt wird, sitzt immer vortrefflich; es ist ein dauerhaftes Gewand, denn es hält sechs Monate lang stand, bis der rauhe Herbstwind und die Fröste Lappen um Lappen davon entfernen und das Bois wieder kahl und nackt dasteht für die Winterzeit, wo es im Gegensatz zu Menschenkindern keiner Hülle und keines Laubmantels bedarf.

Schon mit den ersten Tagesstunden beginnen nun die Besuche. Tiefe Ruhe allerdings herrscht noch in jenem nach hinten gelegenen Teil des Bois, welcher sich um die Kaskade herum bis nach der Brücke von Suresnes hinzieht. Hier waltet lautlose, feierliche Stille, und kein fremdes Geräusch trübt das Gezwitscher der Vögel und das Rauschen der von Steinblock zu Steinblock herabrieselnden Fluten des künstlichen Wasserfalls. Die einzigen menschlichen Wesen, die man zur Stunde hier antrifft, sind philosophirende Forstwächter und die herkömmlichen „Cantonniers“, emsig damit beschäftigt, die Bespritzungsschläuche zu prüfen und die Steinhaufen zu reguliren. Vorne dagegen an der Stadtgrenze ist's schon lebendig. Durch die breiten Gitterthüren der Porte Dauphine sprengen, zuerst vereinzelt, dann aber in rascher Aufeinanderfolge, Berittene beider Geschlechter, Kavaliere und Amazonen auf Vollblutpferden, die sie meisterhaft zu lenken verstehen. Einzelne der Kavaliere fallen sofort ins Auge durch ihr markantes Wesen, ihre ausgezeichnete Eleganz oder durch ihre militärisch-martialische Erscheinung. Wer früh aufsteht, kann einen Reitersmann begrüßen, der im höchsten Grad alle diese Eigenschaften besitzt und zu den treuesten Besuchern des Bois gehört. Dieser Kavalier nennt sich Herzog von Nemours, Sohn des Königs Louis Philippe. Derselbe könnte heute noch Krone und Scepter tragen, wenn sein Papa nicht aus Rücksichten für Kaiser Nikolaus und Fürst Metternich den seinem Sprößling anno 1831 angebotenen Thron von Belgien ausgeschlagen hätte. Die Schmeichler versichern, der Herzog

von Nemours erinnere ebenso an seinen Ahnherrn Heinrich IV., den einzigen König, der im Gedächtnis des Volkes fortlebt, wie Plon-Plon an den großen Stammhalter der Bonapartes.

Der Vergleich ist auf den ersten Blick nicht so leicht, da der Herzog von Nemours keinen Bart à la Henri quatre trägt, sondern einen kurz geschorenen Backen- mit militärisch aufgerichtetem Schnurrbart von blendend weißer Farbe wie das Haupthaar. Auch scheint in der Physiognomie des verjagten Belgierkönigs jener lebensfrohe, gutmütige Zug zu fehlen, der uns in König Heinrich IV. den lustigsten und — verliebtesten aller Edelleute seines Reiches zeigte. Der Herzog von Nemours begnügt sich mit der gediegenen Eleganz eines wirklichen Grandseigneurs, welche durch einen vortrefflichen Schneider sekundirt wird, der sich darauf versteht, einen einfachen schwarzen Rock zu verfassen, der dem Träger wie angegossen sitzt.

In Begleitung des Herzogs von Nemours sieht man häufig einen hagern jungen Mann von flachsblonder Haarfarbe, sehr unternehmend und kampflustig. Es ist der Herzog von Alençon, der noch vor kurzem die ihm trefflich sitzende Artillerieuniform tragen durfte, bis die bekannten Thibaudinschen Dekrete ihm diesen Schmuck verleideten. Auch eine Amazone von gewinnenden Gesichtszügen und kräftigem Wuchs, ungemein fest im Sattel, begleitet manchmal den „Duc". Es ist Prinzessin Blanche, verehelichte Czartoriska, das politisch-weibliche Bindeglied zwischen dem Hause Frankreich und dem Polonismus, die Fee, welche vermittelnd und einigend schweben soll über das Frankreich des Nordens und das Polen des Südens. Ob allein oder in Begleitung seiner Angehörigen, reitet der Herzog von Nemours doch beständig von einem modernen Knappen, alias „Groom", in korrekt sauberer Livree gefolgt aus.

Auch andere Abkömmlinge königlicher Häuser tummeln sich hoch zu Roß herum. Seht zum Beispiel die Centaurin, die im Reitkleid zur Welt gekommen zu sein scheint, wie herzensfrech und ganz bei der Sache sie durch die Gitterpforte der Rue Dauphine hinaustrabt! Es ist die Königin von Neapel, die Schwester der Kaiserin von Oesterreich.

Den vereinzelten Reiterinnen folgen auf den Hufen, je mehr der Tag vorrückt, ganze Schwärme von Amazonen, welche die Idee weiblicher Eskadronen von Vaterlandsverteidigerinnen wachrufen. Allerdings würden sich alle diese Husarendamen mehr zum Offiziersdienst und zwar in den höchsten Chargen eignen, als zu dem gewöhnlichen Dienst des gemeinen Reiters. Vor Jahren gehörte das Reiten in Paris zu den ausschließlichen Privilegien des bärtigen Geschlechts. Eine Amazone war damals — ich rede nicht von vorsintflutlichen Zeiten, sondern von Perioden vor fünf bis sechs Jahren — eine Seltenheit; man konnte nur Frauen hoher Kavallerieoffiziere, die ihren Chauvinismus und ihre Liebe für das „Metier" des Gemahls zeigen wollten, oder excentrischen Fremden, denen es daran lag, die Aufmerksamkeit der Zeitungsreporter à tout prix anzuregen, zu Roß begegnen. Aber da kam der Hausarzt einer der Baroninnen von Rothschild — ich weiß nicht genau, welcher dieser Millionärfürstinnen die Initiative gebührt — und verordnete seiner Patientin alltägliche equitatorische Bewegung. Das genügte vollkommen, um den Damenreitsport in Schwung zu bringen. Die Gattinnen der Finanzaristokratie namentlich hielten es für ihre Pflicht, hier nach „berühmten Mustern" nachzuhüpfen, und die Angehörigen der Fremdenkolonien, die Amerikanerinnen voran, folgten dem glorreichen Beispiel um so mehr, da man ja bloß in Nachahmung der Engländerinnen handelte. Und nun kam die weibliche Welt erst auf den richtigen Geschmack und zur Erkenntnis, daß das Bois eine herrlichere Dekoration für solche Morgenpartien ist, als selbst der so sehr gefeierte „Hydepark", und daß die korrekt gearbeitete, eng anliegende Reitrobe als Rüstzeug weiblicher modischer Eleganz nicht zu verachten ist und manchmal ebensoviel Wirkung erzeugt wie das nach den allerneuesten Vorschriften verfertigte Ballkleid. So wächst denn von Jahr zu Jahr die Zahl der vornehmen Amazonen, und von Jahr zu Jahr wissen die Damen sich behender und kriegstüchtiger auf ihren Rossen zu benehmen. Die Pariserin, welche in der Fülle der Saison bis fünf oder sechs Uhr cotillonirte, setzt ihren Stolz darein, einige Stunden nachher wieder frisch, munter und militärisch stramm zu Pferde zu paradiren, während sie früher in solchen Fällen bis Mittag in den Federn zu liegen pflegte.

Und welch zahlreichen, stattlichen Heerbann an schmachtenden Rittern, an Toggenburgs im schwarzen Rock, an Heiratskandidaten und Gecken diese modernen Amazonen in das Bois zu locken vermögen! Ihnen verdankt man das Wunder, daß diese herrlichen schattigen Alleen, die früher vereinsamt und verödet waren, bis die Corsostunde herannahte, schon in der wonnigen Periode des Morgens das Bild des Lebens und der „Pariserei" bieten. Die Kavalkaden dauern bis gegen Mittag und bewegen sich von der Porte Dauphine aus durch die enge Allée des Poteaux, wo das Laub der Bäume ineinander wachsend eine Wölbung bildet; wie mit Bedauern treten die Amazonen den Heimweg an, von ihren Verehrern und Bewunderern begleitet, nach den lieblichen und von Reichtum strotzenden Hotels des Quartier Monceau, der Avenue des Villiers und des Faubourg Saint Honoré, lauter nachbarliche Reviere. Und während die aristokratischen Reiterzüge der Stadt zutraben, humpeln, namentlich an den Gott Hymen besonders geweihten Mittwoch- und Samstagmorgen, schwere Mietkaleschen die bergartigen Champs Elysées hinauf. Die stattlichen Kutschen sind weiß ausgepolstert, und auf den Kissen sitzen lauter schwarzbefrackte Herren und aufgeputzte Damen — von den letzteren eine im herkömmlichen weißen Staat mit dem vorgeschriebenen Myrtenkranz im Haar. Herren und Damen haben alle vergnügte Gesichter, ob alt oder jung; die Alten sind die fröhlichsten, denn die frühere Generation in Frankreich wenigstens zeigte sich lustiger, als die gegenwärtige meistens ist.

Im Programm einer behäbigen Bürgerhochzeit darf die Mittagspromenade im Gehölze nicht fehlen; ist die hochernste Zeremonie auf dem Standesamt vorbei, hat in der Kirche die Einsegnung stattgefunden, so drängt's Braut und Bräutigam, wie das löbliche Gefolge, sich hinaus zu begeben und dort ihr neugebackenes Glück zur Schau zu fahren. O verehrliche Brautpaare, versäumt es ja nicht, wenn ihr die Wahl und Möglichkeit habt, im April und Mai durch die myrten- und epheuumwundenen Pforten des Ehestandes zu treten, diese Spazierfahrt im Bois, wie es um diese Zeit geschmückt ist, um euch zu empfangen, wird euch niemals aus dem Gedächtnis schwinden. Während die Hochzeitskarawanen an dem berühmten Cafe-restaurant der Kaskade zum Imbiß halten, haben sich im Freien im Schatten der Bäume, im Bann des lieblichen Wasserfallgenusses intelligente Lebemänner mit entsprechender Damenbegleitung niedergelassen (meistens gehört letztere zu dem lustigen Theatervölkchen) und Champagnerpfropfen knallen als schlürfende Begleitung der «Homards à l'américaine», «Poulets chasseurs», «Filets béarnaise» und wie die vornehmsten Leckerbissen des Pariser Dejeuner sonst noch heißen mögen. Vornehm! Ja wohl, das sind sie, die im Bois de Boulogne frühstücken, aber besonders vornehm nach den Preisen! Es wird nicht allein bei der Kaskade gefrühstückt, auch der nicht minder berühmte „Pavillon d'Armenonville" und das alte, schloßartige „Restaurant de Madrid", welches in den Konversationsstücken und Romanen aus dem Anfang der fünfziger Jahre so häufig vorkommt, bieten angenehmen Aufenthalt, elegante Atzung und exquisite Getränke — freilich nur den oberen Zehntausend.

Die Mittagsstunden bis vier Uhr sind für das Bois die Ruhepause; jetzt haben die tausende und tausende von Vögelein in den Aesten freies Spiel, jetzt stört sie kein Hufgestampf und kein Wagengewirsel in den Alleen. Der Explorator kann jetzt ungehindert durch die weniger bekannten Alltagsalleen wandern und sich von der ungeheuren Ausdehnung dieses Gehölzes überzeugen. Er wird auf den Rasenplätzen hier und da einige Bürgersfamilien aus dem benachbarten Passy finden, die sich hier auf ihren pliants (zusammenlegbaren Stühlen) mit ihrer Lektüre oder Handarbeit und dem auf dem Grase ausgebreiteten Imbiß vollständig häuslich niedergelassen haben. Ist doch für alles gesorgt, sogar für Abkühlung der Flaschen in den zierlichen Miniaturbächlein, welche der Genius des Stadtgärtners, Herrn Alphand, dahinrieseln läßt, ohne der Spielereibrücken aus geschnitztem Holz zu vergessen, die in anmutiger Weise an die schweizerischen Ziegenstege erinnern. Auf einer solchen Wanderschaft durch das Bois, abseits von großen Corsoalleen, stößt man übrigens auf allerhand Entdeckungen. So wird man nach halbstündiger Promenade gewahr, daß sich mitten im Gehölz eine kleine Villenstadt erhebt, die von Jahr zu Jahr zunimmt, und fürwahr, man kann diesen Villeggiaturlustigen, die sich hier niederlassen, nicht vorwerfen, daß sie ihren Ort schlecht gewählt hätten. Diese Villen lehnen sich an das große Dorf Neuilly an, welches von jeher durch seinen Jahrmarkt berühmt war, in letzter Zeit aber wegen seiner Unsicherheit und den dort grassirenden „Schinderhannesbanden" berüchtigt geworden ist.

Um vier Uhr nachmittags wird es im Bois erst recht lebendig. Jetzt nimmt die alltägliche Corsofahrt ihren Anfang, und bis zum Sonnenuntergang winden sich die Equipagen, Mietwagen, Landauer mit stolzem Gespann, die Viktorias der Börsencourtiers und der galanten Damen, die Fiaker und Tilburies, Gefährt hinter Gefährt, in langsamem Tempo durch die Alleen des Bois, wie es nach dem unabänderlichen Kurs vorgemerkt ist: durch die Avenue du Bois de Boulogne (früher Avenue de l'Impératrice genannt), dann durch die nach den Teichen führende Allee rings um die Wasser herum und auf dem halben Wege zurück. Die Insassen der Wagen laufen da förmlich Spießruten zwischen den auf den bekannten Rohrsesseln spalierbildenden Zuschauern, die, nicht in der Lage, den Corso mit Gespann mitzumachen, sich mit dem bloßen Zusehen trösten und mit allerhand bissig-kritischen Bemerkungen über die Toiletten der Fahrenden und Zuflüsterung medisanter Geschichten die Zeit für sich selbst sehr angenehm vertreiben. Der Stoff fehlt da durchaus nicht, und eine geschäftige Zunge findet da zu reichhaltigen Variationen Gelegenheit. Sieht man doch hier zwischen vier und sieben alles vorüberziehen, was in Paris einen Namen hat auf irgend welchem Gebiete, oder bestrebt ist, sich einen solchen zu machen, zu erkämpfen oder zu erschwindeln.

Die meisten der Damen und der Kavaliere, die man morgens umhertraben sah, findet man in den Nachmittagsstunden in ihren Kaleschen bereits wieder ausgeruht und ebenso ruhig und würdevoll, wie sie vormittags behend dahinflogen. Aber zu den vornehmen Corsofahrten von echtem Schrot gesellen sich nur diejenigen, welche man in der letzten Zeit frei nach Heinrich Heine die „Horizontalen" genannt hat und die nicht am wenigsten Aufsehen und — Neid erregen durch ihre blendenden Toiletten, durch die Grazie ihrer Haltung, einzelne sogar durch die Noblesse ihres Gespanns. Da kann man sie alle Revue passiren lassen, die Damen von den kleinen Theatern, die «Artistes dramatiques», die sich des Titels, wenn nicht des Rufes als solche erfreuen, und auch jene Künstlerinnen, die den Zusatz «dramatique» verschmähen und sich mit der einzigen Kunst begnügen, zu gefallen. Der neueste „Chic" dieser Damen ist, eigenhändig zu kutschiren, und es ist kein übles Bild, die Zügel von so zarten Händen, die korrekt beschuht sind, recht straff angezogen zu sehen, — die „Kutschir"-Dame mit blendend weißem Anzug und wallendem Federhut, und neben ihr ein zwergartiger, fein frisirter Groom, der wie eine Statuette unbeweglich dasitzt mit dem possirlichsten, gravitätischsten Ernst.

Ebensowenig fehlt die Börse und die Kunstwelt bei diesem Stelldichein, und die Fremden, welche in der Metropole anlangen, versäumen nicht, sich zu diesem Corso hinausführen zu lassen.

Kommt nun zu dieser normalen Corsobewegung noch das belebende Moment eines Wettrennens in Longchamps oder in Auteuil, so wird das Gewirr der Wagen aller Art in den vorgeschriebenen Alleen ein geradezu undurchdringliches. Dann gesellen sich auch stattliche, beinahe haushohe «four in hands» und von Engländern kutschirte „Breaks" zu den anderen Gefährten, und aus den Seitenalleen strömt alles, klein und groß, sogar die Kinder der Pensionate, die hier ihre Erholung suchen, herbei, um die Ungetüme in der Nähe zu betrachten. Und abermals wird es um die Dinerstunde stiller, abermals herrscht Oede und Nachtigallengezwitscher draußen, abermals kannst du lange Strecken zurücklegen, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen — der Corsoschauplatz ist zur Steppe geworden.

Im Hochsommer aber, wenn der Tag recht schwül und heiß gewesen, belebt sich nach einbrechender Nacht das Gehölz zum drittenmal. Jetzt beginnt die Wallfahrt derjenigen, welche, am Tage an die geschäftliche oder häusliche Scholle gebunden, das natürliche Bedürfnis empfinden, ein wenig frische Luft einzuatmen und der drückenden Pariser Atmosphäre auf kurze Zeit zu entgehen. Von neun bis elf gehört das bis dahin aristokratische Bois dem arbeitenden dritten Stande. Jetzt sind die Equipagen selten, die eleganten Tilburies und die verschwiegenen Viktorias können gezählt werden, dafür aber sind alle verfügbaren Droschken von ehrsamen Ladenbesitzern, Geschäftsinhabern, Fabrikanten u. s. w. in Beschlag genommen, die mit Weib und Kind hinausrollen und sich der balsamischen, würzigen Luft nicht genug erfreuen können, namentlich wenn sie mit den Wohlgerüchen in Paris Vergleiche anstellen, die durchaus nicht zum Vorteil der letzteren ausfallen. Wie gelbe, grüne, rote Irrlichter flackern die Wagenlaternen zwischen den Gebüschen und in den Alleen; silberne Strahlen ergießt der Mond über das herrliche Bild, und wie ein Schleier von zartem weißem Gewebe erstreckt sich der Sternenhimmel über die Landschaft, welche der einst so grimmige und heute so ruhige, harmlose „Onkel Baldrian", der Mont Valérien, von den Höhen von Suresnes aus beherrscht.

Die Dienstbotenfrage jetzt wie vor Zeiten.

Von

Detlev v. Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es gibt wohl kaum ein Haus, in welchem nicht von Zeit zu Zeit das Kapitel von den Dienstboten den Gesprächsstoff lieferte — von den Kaffeegesellschaften alter Damen, in denen „das Mädchen für alles", wie der Berliner sagt, in allen seinen Spezialitäten und Eigenschaften feierlich abgehandelt wird — bis zu den vornehmsten Häusern hinauf bildet die Dienstbotenfrage einen wichtigen Gegenstand des Nachdenkens und der Beschäftigung, weil sie eben in die ganze häusliche Existenz so tief eingreift und für das häusliche Behagen so absolut entscheidend ist.

Leider bilden die Unterhaltungen über die Domestiken fast immer eine Kriegsgeschichte, welche sich in den Hauptgrundzügen stets gleich bleibt und doch in den Details immer neue und überraschende Züge bildet. Ob es sich dabei um den Einzelkampf der streitbaren Ricke oder Jette mit ihrer „Madamm" handelt, oder um einen organisirten Feldzug, welchen die Domestiken eines großen Hauses gegen ihre Herrschaft führen, immer ist es dasselbe Klagelied, das für den Unbeteiligten tragikomisch wirkt, bei dem aber für den Betroffenen kaum noch für die komische Seite Raum und Verständnis übrig bleibt.

In unseren Tagen ist die Domestikenfrage brennender und, wie man in dem Jargon der politischen Presse sagt, aktueller geworden als jemals, denn die merkwürdige Verschiebung und Verwirrung unserer sozialen Verhältnisse, welche in allen Ständen falsche Ansprüche hervorrufen, die dann in falschem Schein ihre Befriedigung suchen, hat auch auf die Domestikenwelt ihren verderblichen und zersetzenden Einfluß ausgeübt. Alle unsere Witzblätter beschäftigen sich in mehr oder weniger treffenden Karikaturen mit unserer Domestikenwelt, welche in den großen Städten vielfach den Charakter eines nomadisirenden Heerbanns gegen den häuslichen Comfort angenommen hat — im praktischen Leben aber verschwindet der Humor immer mehr aus dieser vielbesprochenen und vielkarikirten Frage. Es ist deshalb von großem Interesse, dieselbe auch einmal in dem Spiegelbild der Vergangenheit zu betrachten, welche man so gern als die „alte gute Zeit" zu bezeichnen pflegt, in welcher so etwas gar nicht vorgekommen sei, wie in unseren verderblichen Tagen.

Ein solches Spiegelbild finden wir in einer merkwürdigen englischen Schrift, welche sich ein „Handbuch des vollkommenen Domestiken" nennt und, so viel wir wissen, zum erstenmal in einer französischen Uebersetzung, die vor kurzem in Paris erschien, dem kontinentalen Publikum zugänglich gemacht worden ist.

Dieses eigentümliche Buch ist über hundert Jahre alt und hat zum Verfasser keinen Geringeren als den berühmten Jonathan Swift, dessen meisterhafte Satiren in „Gullivers Reisen" wir alle in unserer Jugend mit Entzücken als ein reizendes Märchen gelesen haben, ohne die politische und soziale Bedeutung des merkwürdigen Buches nach ihrem vollen Werte zu schätzen.

Mit amüsantem Humor gibt der große englische Satiriker des vorigen Jahrhunderts den Dienstboten Regeln, wie sie sich ihren Herrschaften gegenüber zu benehmen haben. Diese letzteren aber werden gewiß auch damals nicht besonders erbaut über die Erfahrungen gewesen sein, welche Jonathan Swift den Stoff zu seinem Handbuch eines vollkommenen Domestiken lieferten.

Wir wollen aus demselben ein Kapitel hervorheben, das den gegenwärtigen oder künftigen Hausfrauen unter unseren Leserinnen gewiß besonders interessant sein und ihnen den Beweis liefern wird, daß man bei ihren kleinen häuslichen Kämpfen und Leiden Heinrich Heines Worte mit einer kleinen Variante anwenden kann:

„Es ist eine alte Geschichte in immer neuem Verlauf,
Und wo sie just passiert, da hört die Gemütlichkeit auf."

Es ist dies das Kapitel über die Köchinnen, denen Swift in seinem Handbuch eine Reihe ausgezeichneter und detaillirter Verhaltungsregeln gibt, die er ohne Zweifel aus der damaligen Praxis geschöpft hat.

Unsere Hausfrauen werden am besten beurteilen können, ob jene Regeln auch heute noch ihre Giltigkeit haben.

„Wenn eure Herrin vergißt," so ratet Swift etwa um das Jahr 1720 den Köchinnen seiner Zeit, „daß zum Souper noch kaltes Fleisch in der Speisekammer vorhanden, so dürft ihr ja nicht daran erinnern — wenn die Hausfrau nicht davon spricht, so ist es klar, daß sie desselben nicht bedarf, und wenn sie eine Sache vergißt, so würde es unehrerbietig sein, ihr durch die Erwähnung derselben einen Gedächtnismangel vorzuwerfen — ihr würdet euch dadurch eine intellektuelle Superiorität anmaßen

Digitized by Google

und eure Herrschaft demütigen. Wenn die Hausfrau dann am andere Morgen sich des kalten Fleisches erinnert, so sagt, daß ihr, da sie keinen Befehl in dieser Beziehung gegeben, darüber disponirt hättet, und damit ihr euch ja nicht etwa einer Lüge schuldig macht, so tragt Sorge dafür, daß ihr das fragliche Fleisch am Abend vorher vollständig verzehrt, entweder allein oder mit demjenigen eurer Mitdienstboten, dem ihr den Vorzug gebt." — In heutiger Zeit würde dies wohl, in Berlin namentlich, der übliche Grenadier sein.

„Es versteht sich von selbst, daß diese Regel nur für die feineren kalten Braten gilt; wenn es sich um gesottenes Fleisch handelt, so ist es geraten, dasselbe aufzubewahren, bis es ganz ausgetrocknet oder muffig geworden ist und es dann auf die Tafel zu schicken, um eurer Herrin Gelegenheit zu geben, sich über eure Sparsamkeit zu freuen.

„Vor allem sollt ihr niemals zum Souper einen Flügel oder ein Bein von einem jungen Huhn, einem Kapaun oder einem Puter schicken, welche von dem Diner übrig geblieben sind. Befindet sich in dem Hause, in welchem ihr dient, eine Katze oder ein Hund, so ist es leicht zu sagen, daß diese das gute Stück gestohlen hätten — gibt es weder Katze noch Hund, so dürft ihr den vortrefflichen Bissen dennoch nicht hinein schicken, ihr könnt sein Verschwinden immer auf die Rechnung der Ratten setzen oder den Verdacht auf die anderen Domestiken lenken; denn der Weg von der Küche nach dem Speisezimmer ist weit und manches kann auf demselben verschwinden.

„Es ist falsch," fährt Swift fort, „eure Küchentücher, welche ihr rein halten sollt, dadurch zu verderben, daß ihr mit ihnen die Böden der Schüsseln reinigt, die in das Speisezimmer getragen werden. In einem guten Hause legt man ja ohnehin bei jeder Mahlzeit ein reines Tischtuch auf, und dann ist es gleichgiltig, ob die aufgetragenen Schüsseln Flecken machen oder nicht. Geschieht dies nicht, so legt eure Herrschaft keinen Wert auf Reinlichkeit, und es kommt auf einen Fleck mehr oder weniger nicht an — es wäre anmaßend von euch, wenn ihr euch reinlicher zeigen wolltet als eure Herrschaft.

„Ihr dürft niemals," so lautet eine weitere Regel, „die Bratspieße reinigen, nachdem ihr sie benutzt habt. Das Fett, das daran sitzen bleibt, ist das beste Schutzmittel gegen den Rost, und ihr würdet euch durch die Reinigung von diesem Fett eine mühsame und völlig überflüssige Arbeit machen, um den Rost vor dem neuen Gebrauch zu entfernen."

Eine weitere Regel scheint ebenso gut für das Jahr 1886, als für das Jahr 1726 geschrieben zu sein.

„Wenn ihr," sagt Swift den Köchinnen seiner Zeit, „auf den Markt geschickt werdet, um Einkäufe zu machen, so tragt Sorge, daß ihr eure Fleisch so wohlfeil als möglich einkauft; handelt, was ihr könnt, von dem geforderten Preise ab, als ob ihr für euch selbst einkauftet; wenn ihr aber dann die Rechnungen vorlegt, so erinnert euch wohl, daß es die Würde eurer Herrschaft derselben nicht erlaubt, zu feilschen, und setzt eure Einkäufe zu dem höchsten Preise in Rechnung. Dies ist vollkommen gerecht, und ihr verfahrt nach den von der Nationalökonomie angenommenen Grundsätzen, wohlfeil einzukaufen und teuer zu verkaufen — dies ist das Grundprinzip eines jeden Handels. Ihr könnt aus vollster Ueberzeugung versichern, daß ihr nur den Preis angesetzt habt, welchen der Schlächter oder der Geflügelhändler abgefordert hat. Ist es eurer persönlichen Geschicklichkeit gelungen, diesen Preis durch hartnäckiges Handeln zu verringern, so gebührt euch mit vollem Recht der Vorteil eurer Geschicklichkeit, welche ja doch eure Herrschaft ihrer höheren sozialen Stellung wegen niemals hätte anwenden dürfen.

„Da die Blasebälge in der Küche gewöhnlich in schlechtem Zustande sind, da ihr die kluge und vorsichtige Gewohnheit habt, mit ihnen das Feuer zu schüren, um die Zangen und Schüreisen zu scheuern, die ja in einer wohlgeordneten Küche immer schön blank und glänzend bleiben müssen, so tragt Sorge dafür, den verdorbenen Blasebalg bei sich bietenden Gelegenheiten mit demjenigen eurer Herrin zu vertauschen, denn dieser ist gewöhnlich der beste im ganzen Hause, und setzt den schlechten an seine Stelle. Die Schuld wird dann auf die Kammerjungfer fallen, welche natürlich die gewöhnliche Feindin der Köchinnen ist, und ihr werdet auf die einfachste Weise von der Welt zu einem neuen Blasebalg gekommen sein.

„Wenn eure Herrin euch sagt, daß ein bestimmtes Stück Fleisch zum Diner oder Souper auf den Tisch kommen solle, so würde es kleinlich sein, vorauszusetzen, daß sie damit unbedingt das ganze Stück Fleisch gemeint habe. Ihr werdet dem Befehl vollständig genügen, wenn ihr für euer und eures Freundes Bedürfnis einen Teil davon behaltet, und ihr würdet euch einer großen Thorheit schuldig machen, wenn ihr dazu den schlechteren Teil wählen wolltet; denn ihr dürft bei eurer Herrschaft unmöglich voraussetzen, daß sie euch schlecht behandeln wolle.

„Wenn," so fährt Swift in seinen Regeln fort, „eure Herrin euch einen großen Braten anzurichten befiehlt, so sorgt dafür, daß immer nur ein Teil desselben gar ist; der ungare Teil wird nicht gegessen werden, und ihr werdet dann immer Zeit haben, ihn für euch und eure Freunde zuzurichten.

„Wenn eure Herrschaft euch den Verbrauch der Butter und des Fettes in der Küche überläßt, so ist es eure Pflicht, alles Fleisch gut zu braten; wird euch dagegen das Fett zugemessen, so seid ihr es — einem solchen Mißtrauen gegenüber — euch selbst schuldig, möglichst damit zu sparen und den Ueberschuß in das Feuer zu werfen, das dann viel besser brennt; auf diese Weise könnt ihr dann wieder Kohlen oder Holz sparen. Besonders bei großen Diners mit vielen Gästen ist es eine Hauptregel für eine kluge Köchin, einen großen Teil der Speisen halb roh zu lassen; sie werden dann alle wieder in die Küche zurückkommen — die Herrschaft kann den Verbrauch nicht kontrolliren, die Gäste werden nichts sagen, und die Köchin wird das Material zu einem vortrefflichen Diner gewinnen, wodurch sie sogar mehrere Freunde regaliren kann.

„Schickt man die Köchin bei recht schlechtem Regenwetter auf den Markt, um Einkäufe zu machen, so wird sie, wenn sie es irgend möglich machen kann, gut thun, den Hut und den Reisemantel ihrer Herrin zu ihrem Ausgang zu benützen; sie wird den Vorteil haben, ihre eigenen Kleider zu schonen, und der Verdacht wird, wenn sie geschickt ist, natürlich auf die Kammerjungfer fallen.

„Die Kammerjungfer ist überhaupt in den meisten Fällen die Feindin der Köchinnen; sie thut meist Spionendienste für ihre Dame, um in ihrem Gebiet desto freier schalten zu können, und häufig wird auch die Eifersucht zwischen beiden im Spiel sein. Wenn die Köchin davon überzeugt ist, daß die Kammerjungfer sie bespäht, so wird sie auf geschickte Weise eines Tags eine Pfanne voll siedenden Wassers oder Fettes über die vorwitzige Kammerjungfer auszugießen verstehen und wird dann immer noch in der Lage sein, derselben Vorwürfe zu machen, daß sie sich in der Küche aufgehalten habe, wo sie doch nichts zu suchen hat.

„Wenn von dem Schornstein herab ein Stück Ruß in die Suppe fällt, so wird eine vernünftige Köchin, ehe dieser Ruß zergangen ist, sich einen Teller voll abschöpfen, dann aber das übrige tüchtig durcheinanderrühren, und meist werden die Gäste finden, daß die Suppe einen besonders pikanten Geschmack hat.

„Wenn die Köchin bemerkt, daß sie das Diner nicht mehr zur bestimmten Zeit serviren kann, so wird sie die Uhren, welche ihr zugänglich sind, rückwärts stellen und es der Bosheit ihrer Mitdienstboten zuschreiben, wenn die anderen Uhren dann vorgehen.

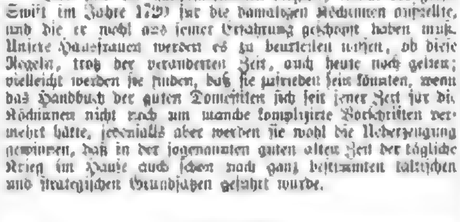
„Die Köchin hat das Recht, ihre Küche als Toilettenzimmer zu benützen und ein Waschbecken nebst allem Zubehör darin zu haben; sie wird indes stets so vorsichtig sein, sich die Hände niemals zu waschen, während sie beschäftigt ist, nacheinander das Fleisch zu behandeln, Geflügel auszunehmen, den Salat zu pflücken oder irgend etwas anderes vorzunehmen; sie wird sich erst dann die Hände waschen, wenn sie mit allem fertig ist, denn sonst würde sie sich eine überflüssige Mühe machen, da sie sich immer wieder von neuem beschmutzt, und würde auch in die Gefahr kommen, sich ihre Haut auf bedenkliche Weise zu verderben, wozu sie keineswegs verpflichtet ist und was sie auch im Interesse ihrer Herrschaft vermeiden muß, da man von der Eleganz der Dienstboten oder Domestiken immer auf den Stand der Herrschaft schließen wird.

„In einem großen Hause wird die Köchin vor allem mit dem Kellermeister gute Freundschaft halten. Beide ergänzen sich gegenseitig, und nur in Verbindung miteinander können sie ihren Freundinnen gute und ausgesuchte kleine Diners und Soupers geben; doch soll die Köchin dem Kellermeister gegenüber niemals über die Grenzen der Freundschaft hinausgehen und sich wohl hüten, ihr Herz an ihn zu verlieren, denn er besitzt in seinen süßen Weinen und seinen Liqueuren zu große Verführungsmittel für die Kammerjungfer und die Hausmädchen, als daß er der Köchin treu bleiben könnte. Diese darf daher im Interesse ihrer Herzensruhe nur eine Interessengemeinschaft mit ihm unterhalten.

„Um unnütze Zeit und Arbeit zu sparen, wird eine verständige Köchin dafür sorgen, alle ihre Verrichtungen in der Küche mit einem und demselben Messer vorzunehmen; sie wird also ihre Zwiebeln und ihre Aepfel natürlich auch mit demselben Messer schneiden und sie wird in den meisten Fällen den Triumph haben, daß die Feinschmecker bei den auf diese Weise behandelten Aepfeln einen eigentümlichen würzigen Geschmack entdecken.

„Wenn die Köchin am Morgen ihrer Herrschaft eine Tasse Bouillon oder kalten Aufschnitt hineinschickt, so darf sie niemals vergessen, den Teller mit einer Prise Salz zu garniren; sie wird sich dazu aber nicht eines Löffels oder der Spitze eines Messers bedienen, denn es könnte ja dabei geschehen, daß Salz zu Boden fiele, und das bedeutet bekanntermaßen Unglück; sie wird vielmehr das Salz mit ihren Fingern auf den Teller streuen; aber um sicher zu sein, daß diese Finger ganz rein sind, wird sie dieselben vorher ein oder zweimal über ihre Zunge streichen."

Dies sind die hauptsächlichsten Regeln, welche der große Swift im Jahre 1729 für die damaligen Köchinnen aufstellte, und die er wohl aus seiner Erfahrung geschöpft haben muß. Unsere Hausfrauen werden es zu beurteilen wissen, ob diese Regeln, trotz der veränderten Zeit, auch heute noch gelten; vielleicht werden sie finden, daß sie zufrieden sein könnten, wenn das Handbuch der guten Domestiken sich seit jener Zeit für die Köchinnen nicht noch um manche komplizirte Vorschriften vermehrt hätte, jedenfalls aber werden sie wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß in der sogenannten guten alten Zeit der tägliche Krieg im Hause auch schon nach ganz bestimmten taktischen und strategischen Grundsätzen geführt wurde.



Litteratur.

— **Martin Greif steht längst in der Reihe der anerkanntesten** und beliebtesten Poeten unserer Tage. Eine neue, stark vermehrte Auflage seiner Gedichte ist daher ein literarisches Ereignis, das von den Freunden der Poesie mit Vergnügen begrüßt wird. Die unlängst erschienene vierte Auflage (Stuttgart, J. G. Cotta) ist gegenüber ihrer Vorgängerin um nahezu 100 Nummern (die im Inhaltsverzeichnis besonders kenntlich gemacht sind) vermehrt, so daß der stattliche Band ein wesentlich neues Ansehen gewinnt. Die jüngsten poetischen Ergüsse Martin Greifs nehmen an den bekannten Vorzügen seiner echt lyrischen Muse vollen Teil; insbesondere charakterisirt sie der Mehrzahl nach die Zusammenfassung eines bedeutsamen Stimmungsgehaltes in die denkbar knappste Form. Wir hoffen die Freunde, einige dieser duftigen Liederblüten unseren Lesern im ersten Abdruck vorzulegen, und sind überzeugt, daß dieselben uns für den Hinweis auf die neue Ausgabe der gesammelten Gedichte Dank wissen werden.

— **Es hat bisher an einem Buche gefehlt, welches in gemein**verständlicher Form, ohne auf wissenschaftliche Gründlichkeit zu verzichten, die soziale und politische Oekonomie zur Darstellung zu bringen versuchte. Ein solches Buch liegt uns nun heute vor in den „Grundzügen der Volkswirtschaftslehre" von Wilhelm Neurath (Wien, Manz'sche k. k. Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung). Der Verfasser, früher Professor an der ersten öffentlichen höheren Handelslehranstalt und Dozent der Nationalökonomie an der k. k. technischen Hochschule in Wien, hat seine seit anderthalb Jahrzehnten gehaltenen Vorlesungen hier einheitlich zusammengefaßt und systematisch geordnet. Er beginnt nach einer kurzen Einleitung über die Hauptfragen, welche den Gegenstand der politischen und sozialen Oekonomie bilden, mit einer Geschichte der Volkswirtschaftslehre, gibt eine Erklärung der Grundbegriffe seiner Wissenschaft und entwickelt alsdann in drei großen Abschnitten die Lehre von der Produktion, der Zirkulation und von der Verteilung. Die Gruppirung des gewaltigen Stoffes ist also eine sehr übersichtliche und erleichtert das Verständnis ungemein. Ihr entspricht die klare, anschauliche Darstellung, die sich niemals begnügt, Fertiges zu geben, sondern die Begriffe stets aus der Betrachtung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens sich entwickeln läßt, so daß der Leser überall zu eigenem Denken angeregt werden und die Lehren gewissermaßen selbst finden müssen. Dabei ist der Autor nicht bloß Kompilator, sondern selbständiger Denker, der die Forschungen der Roscher, Stein, Schmoller, Wagner und Menger weiter entwickelt und bereinigt. Seine Stellung ist nicht vermittelnd und er deshalb um so mehr geeignet, ein Werk zu schaffen, das von Männern aller Parteien, aller Stände und aller Berufsarten benutzt werden soll. Möge es recht viele Leser finden.

— **Wieder ist die Zeit herangerückt, welche die an der Grenze** zwischen Kindes- und Jünglings- oder Jungfrauenalter Stehenden zum „Tisch des Herrn" ruft, damit sie als nunmehr im religiösen Sinne selbständige Mitglieder der christlichen Kirche zum erstenmal an dem heiligen Abendmahl teilnehmen. Gerne geben einen an diesem wichtigen Wendepunkte des Lebens ihre väterlichen Freunde und mütterlichen Fürsprecherinnen eine geeignete festliche Gabe, ein ernstes, weihevolles Gedenkzeichen mit auf den vor den jungen Gemütern nun erst voll erschlossenen Weg, auf welchem fromme Wünsche sie treu begleiten. Zu einem solchen Weihegeschenk ganz besonders geeignet ist das soeben bei Ernst Brecht, Leipzig, in dritter Auflage erschienene Buch: „Der Gang zum Altar und vom Altar ins Leben" von G. Leonhardi. Neben den allgemeinen Lehren und Ermahnungen, die für beide Geschlechter die gleichen sind, erteilt dasselbe eine Reihe besonderer Fingerzeige einerseits für die Jünglinge, die sich durch ihre Pflichten in die Werkstätte, auf die hohe Schule, in den Dienst des Vaterlandes ꝛc. geführt sehen, andererseits für die Jungfrauen, die nicht selten ebenfalls früher oder später sich vom häuslichen Herd losgerissen sehen, um in der Fremde oder doch unter bis dahin unbekannten Verhältnissen sich ihre eigenen Wege zu bahnen. In allen Lagen werden die einen wie die anderen an „Vom Altar ins Leben" einen treuen, liebevollen Berater und Förderer finden, der sie in guten Tagen ermutigt und zugleich zu weiser, frommer Mäßigung mahnt, an bösen ihnen milden erquickenden Trost zuspricht.

— **Leider recht verspätet geht uns der „Deutsche Baukalender** für 1886", bearbeitet von den Herausgebern der Deutschen Bauzeitung (Berlin, Kommissionsverlag von E. Toeche) zu. Indes ist die Einrichtung desselben so praktisch und die Wahrscheinlichkeit, daß eine ansehnliche Zahl von Interessenten noch nicht mit einem gleich vortrefflichen Notizenkalender versehen ist, so groß, als daß wir nicht auch jetzt noch auf denselben empfehlend hinweisen sollten. In handlichem Brieftaschenformat enthält er eine Fülle nützlicher Winke für alle dem Baufach Angehörigen, neben jedem Kalendertag reichlichen Raum für Notizen und außerdem eine genügende Zahl leerer weißer, sowie in Millimetern quadrirter Blätter. Eine besonders broschirte Beilage gibt Resultate aus verschiedenen Gebieten der Technik, Personalienverzeichnisse und eine Fülle auf das Baufach bezüglicher Anzeigen.

Bildende Künste.

— **In der letzten Märzwoche waren im großen Rathaussaal** in Nürnberg die von dem Münchener Architekten Professor Hauberrisser (dem Erbauer des Münchener Rathauses) angefertigten Pläne zur Restauration der altehrwürdigen Sebalduskirche zur Besichtigung ausgestellt. Die Restauration soll sich auf die ganze Fassade der Kirche erstrecken; es soll dieselbe ganz in der Form wieder hergestellt werden, wie sie einstmals war. Die Jahrhunderte haben dem Aeußern des herrlichen Gotteshauses arg zugesetzt; wo das Auge hinblickt, begegnet es dem Zeichen des zehrenden Verfalls. Die Kosten der Restauration nach den vorliegenden Plänen würden sich auf weit über eine halbe Million beziffern, auf 736,000 Mark nämlich. Zur leichteren Aufbringung dieser Mittel wird der Kirchenbauverein Schritte zur Bewilligung einer Kirchenbaulotterie thun. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dieses Unternehmen in ganz Deutschland auf Sympathien stoßen wird, denn all den tausenden von Fremden, die jahraus jahrein die altertümliche Stadt besuchen, wird die Sebalduskirche in der schönsten und dauerndsten Erinnerung geblieben sein.

— **Der Bau des neuen Theaters in Prag ist nach den Plänen** der Wiener Architekten Fellner und Helmer einstimmig dem in Prag lebenden deutschen Baumeister Alfons Wertmüller übertragen worden. Die Baukosten, welche hauptsächlich aus den Erträgnissen einer Lotterie aufgebracht werden sollen, werden auf 600,000 Gulden geschätzt. Die Einweihung des neuen Theaters soll bereits am 1. September 1887 stattfinden.

— **Der Kaiser hat kürzlich dem Maler Franz von Lenbach eine** Sitzung behufs Aufnahme eines Porträts bewilligt. Diese Nachricht wird allen Verehrern des Kaisers eine hochwillkommene sein. Aber auch die Freunde des Münchener Meisters dürfen sich freuen, daß zu dessen berühmten Bismarck- und Moltkebildern demnächst auch noch das Kaiser Wilhelm-Porträt hinzutritt. Lenbach ist bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Berlin überhaupt der Gegenstand von Ovationen gewesen, wie sie selten einem Künstler zu teil geworden sind. Er hat sich insbesondere seitens des kronprinzlichen Hofes der mannigfachsten Auszeichnungen zu erfreuen gehabt und hat unter anderem wiederholt beim Fürsten Bismarck und Grafen Moltke geweilt.

— **Alma Tadema läßt in diesem Jahr in der k. Akademie in** London zwei Gemälde ausstellen, betitelt: „Fertiger Schluß" und „Die Rose aller Rosen". Dort hält ein junger Römer zweien auf einer Marmorterrasse am blauen Meere sitzenden Jungfrauen einen Ring entgegen, aus dem gnädigen Blicke der einen läßt sich der Schluß ziehen, für wen der Ring bestimmt ist. Das zweite Bild zeigt einen von Rosenblüten umrankten Säulengang und in ihrer Mitte die lieblichste aller Rosen, eine hold erblühte Jungfrau.

— **Auf den Trümmern des fürstlich nassauischen Stammschlosses** Dillenburg, in welchem Wilhelm von Oranien geboren wurde und seine Kindheit, sowie einen denkwürdigen Abschnitt seines späteren Lebens verbrachte, ist bekanntlich zu Ehren des gefeierten Toten vor reichlich einem Jahrzehnt ein Wilhelmsturm errichtet worden. Nunmehr soll derselbe in seinem Innern mit Szenen aus der Geschichte Wilhelms von Oranien geschmückt werden, mit deren Ausführung der Hofmaler E. L. Klein in Urbach betraut worden ist. Seine für diesen Zweck bereits vollendeten Kartons stellen ein bedeutsames Werk in Aussicht.

— **Die französische Künstlerschaft hat es definitiv abgelehnt,** sich an der Berliner akademischen Jubiläumsausstellung zu beteiligen.

— **Der Spielschrein, welcher vom Verein für deutsches Kunst**gewerbe in Berlin dem kronprinzlichen Paar kürzlich übergeben wurde, wird nunmehr in einer bildlichen Darstellung in allen Einzelheiten der kunstreichen Arbeit veranschaulicht. Der genannte Verein hat das Werk im Selbstverlag erscheinen lassen; es besteht in 35 von einer Mappe umschlossenen Lichtdrucktafeln. Die auf dem Gebiete des Kunstgewerbes thätigen Kreise werden den Abbildungen ein reges Interesse zuwenden; ist doch der Schrein mit seiner reichen Dekoration und mit seinen 70 Spielen das hervorragendste Kunsterzeugnis des deutschen Kunstgewerbes, an welchem die verschiedensten Arbeitszweige desselben in Verbindung mit den bildenden Künsten mehr oder minder Anteil haben.

— **Ueber die Pariser Maler sind schlechte Zeiten hereingebrochen.** In den fetten Jahren haben sie sich eingerichtet, als würde ihr Pinsel ewig ein goldener sein. Sie haben sich Hotels um den Monceaupark gebaut und mit allem möglichen modernen Luxus ausgestattet, und nun nehmen sie kaum so viel ein, daß sie die Abgaben bezahlen können. Gar mancher von ihnen möchte Haus und Mobiliar gern verkaufen und wieder zurückkehren nach dem alten, bescheidenen Künstlerheim in Montparnasse und Montmartre; sie sagen es selbst, ihr Leben würde wohl ärmlicher, aber auch sorgenloser und freudenreicher sein als gegenwärtig. Das Unglück liegt aber darin, daß ein Teil von ihnen nicht im stande ist, sich von dem gleißenden Schein zu trennen, und daß die künstlerischen Dekorationen, die japanischen und anderen exotischen Gegenstände, mit denen sie ihre Ateliers ausschmückten, wenn sie ins Hotel Drouot zum Verkauf gelangen, nicht den zehnten Teil dessen bringen, was sie einst gekostet haben; wenn es so fortgeht, wird die Stellung der Künstler — wenige glänzende Ausnahmen abgerechnet — bald eine verzweifelte sein, und es sind bereits Fälle bekannt, in denen Maler von europäischem Ruf ihre Söhne aus den Colleges haben nehmen müssen, weil es ihnen unmöglich war, das Schulgeld zu bezahlen.

Musik.

— **Eine Stradivarius ist von Konzertmeister Hugo Heermann in** Frankfurt für 20,500 Mark aus der Sammlung eines Londoner Liebhabers erworben worden. Das bemerkenswerte Instrument ist vollkommen intakt und bildet ein Pendant zu Sarasates berühmter Geige.

— **Das in Paris erscheinende Blatt „Le progrès artistique“** hat einen Preis ausgeschrieben für die beste Komposition eines Liedes von Armand Silvestre. Als ein erfreuliches Zeichen dafür, daß der herrschende Chauvinismus in künstlerischen Kreisen noch nicht überall Eingang gefunden hat, verdient es, hervorgehoben zu werden, daß das genannte Blatt gleichzeitig mit seiner Preisausschreibung auch eine deutsche Uebersetzung des betreffenden Gedichtes veröffentlicht, um deutschen Komponisten die Teilnahme an der Preisausschreibung zu erleichtern.

— **Die musikalische Hinterlassenschaft des verstorbenen italienischen Komponisten** Ponchielli besteht aus der ganz fertigen Oper „Bertrando da Bornio“, welche bereits im Jahre 1858 komponiert, bisher aber noch nirgends aufgeführt worden ist; ferner ist eine zum größten Teil vollendete Oper »I Mori di Valenza« vorhanden und Bruchstücke und Entwürfe zu drei weiteren dramatischen Werken: „Janco“, »Suor Teresa« und „Olga“; endlich noch eine einzelne komische Scene, welche den Titel »Il Mal di denti« führt.

Bühne.

— **In Bayreuth beginnen die ersten (Klavier-) Proben zu** „Tristan“ am 29. Juni vormittags neun Uhr, die ersten Bühnenproben am 2. Juli. Die Bühnenproben mit Orchester zu „Parsifal“ beginnen am 12. Juli an. Die Hauptproben (Kostüm) von „Parsifal“ und „Tristan“ werden am 17. und 18. Juli nachmittags vier Uhr abgehalten, die Generalproben beider Werke am 20. und 21. Juli. Im ganzen sollen von beiden Dramen 35 Ensembleproben stattfinden. Das Orchester ist aus aller Herren Länder zusammengesetzt. Bis auf die Bratschen und Blasinstrumente ist alles bereits besetzt. Ein neues, großartiges Hotel ist im Bau begriffen.

— **Kürzlich ging in Bremen Albert Dietrichs neue Oper: „Das** Sonntagskind“ mit recht schönem Erfolg in Scene. Das Publikum verhielt sich anfangs etwas reserviert, taute aber mehr und mehr auf. Die beiden ersten Akte wurden mehrfach lebhaft applaudiert; der letzte war von zündender Wirkung. Der Komponist wurde sechsmal gerufen.

— **Am großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin ist „Quintin** Messis, der Schmied von Antwerpen“, komische Oper in drei Akten von K. Goepfart, zur Aufführung angenommen.

— **Fuldas neues einaktiges Lustspiel „Unter vier Augen“ hatte** bei der Premiere in Augsburg einen durchschlagenden Erfolg; Darsteller und Verfasser wurden mehreremale gerufen.

— **Am 27. März waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit**dem Pauline Lucca zum erstenmal in Berlin auftrat. Der Theaterzettel des k. Opernhauses verkündigte damals: „Die Hugenotten“. Valentine: Fräulein Lucca, vom ständischen Theater zu Prag. Am 31. März sang sie darauf die Leonore im „Troubadour“ und am 3. April die Marie in der „Regimentstochter“. Die junge, hochbegabte Sängerin eroberte sofort durch ihren Gesang sowohl wie durch ihre geniale Darstellungsweise und ihre pikante Persönlichkeit aller Herzen, so daß sie fest engagiert wurde und schon am 2. Mai 1861 als Regimentstochter und am 6. Mai als Pamina in der „Zauberflöte“ als neugewonnenes Mitglied des k. Opernhauses debütieren konnte.

— **Bis zu welchen „merkwürdigen“ Ovationen sich exzentrische** Theaterenthusiasten versteigen können, davon gibt eine aus Witebsk einlaufende Meldung beredtes Zeugnis. Daselbst hatten einige glühende Verehrer der Artisten eine tragbare Lorbeerplantage anfertigen lassen, welche beim Schluß der Vorstellung am letzten Sonntag der „Butterwoche“ auf die Bühne gebracht wurde. Jeder der hervorragenden Künstler — und selbstverständlich wurde keiner vergessen — mußte dann den Kopf durch diese Lorbeerforste stecken, resp. dieselbe unter enthusiastischem Zuruf des schließlich geradezu in Ekstase geratenen Publikums zupfen. Jedenfalls hat diese Lorbeerovation en gros den Vorteil wesentlich größerer Billigkeit vor dem sonst üblichen Ueberreichen von Lorbeerkränzen an die einzelnen Künstler voraus.

— **Im Stadttheater in Richmond (Virginien) kam es vor** kurzem zu einer Panik, als sei Feuer ausgebrochen; und doch war die Ursache eine sehr unschuldige und ungefährliche. Es war während einer rührenden Liebesscene; der erste Tenor versicherte in den höchsten Tönen der angebeteten Primadonna, daß Tod und Hölle ihn nicht von der Seite seiner Geliebten treiben würden, als plötzlich das Fatum in Gestalt einer großen Ratte auftrat, welche auf die Liebenden losrannte. Die Primadonna fiel natürlich in Ohnmacht, der Tenor vergaß seine Liebesschwüre und lief, statt den Degen zu ziehen, davon. Die Ratte, ebenso erschrocken wie er, sprang von der Bühne herab ins Orchester, dem Schläger der großen Trommel geradewegs in den Schoß. Der schlug wie ein Unsinniger mit dem Paukenstock um sich, worauf die Ratte flüchtend den übrigen Musikern zwischen die Beine lief; diese warfen nun ihrerseits die Instrumente von sich und kletterten auf die Stühle, der schwarze Störenfried aber sprang über die Orchesterbrüstung ins Parket, unter die — Damen. Die nun folgende Scene spottet jeder Beschreibung. Der eine Teil des Publikums bekam Lachkrämpfe, der andere Weinkrämpfe; diejenigen Damen, die nicht in Ohnmacht fielen, sprangen auf, hielten ihre Kleider fest an den Leib gepreßt und flüchteten auf die Sitze hinauf. Zur Unehre der Herren sei es gesagt, sie benahmen sich nicht viel besser. Manche von ihnen nahmen vor der Ratte Reißaus; so groß wurde die Panik, daß man sich schließlich gezwungen sah, die Notthüren aufzureißen. Einer der anwesenden Offiziere zog endlich den Degen und machte dem Urheber all des Unheils mit einem wohlgezielten Hiebe den Garaus, worauf sich nach und nach alles beruhigte und die unterbrochene Vorstellung ihren Fortgang nehmen konnte.

Kultur und Wissenschaft.

— **In dem bekannten Schriftstellerverein „Berliner Presse“ in** Berlin las am 27. März Ernst von Wildenbruch seine in unserer Zeitschrift vor kurzem veröffentlichte Humoreske „Vergnügen auf dem Lande“ vor. Der Erfolg war — und das ist vor diesem kritischen, feingebildeten Zuhörerkreis doppelt hoch anzuschlagen — ein vollständiger, und stürmischer Beifall lohnte den Autor, als er geendet. Die schlichte, ungekünstelte Vortragsweise Wildenbruchs trug nicht unwesentlich dazu bei, die Wirkung der heitern Erzählung noch zu verstärken.

— **Maspero, der Direktor des Museums von Bulak, hat bereits** seit zwei Monaten an der Freilegung der großen Sphinx von Gizeh gearbeitet, aber nunmehr die ihm zur Verfügung stehenden Mittel erschöpft. Zur Vollendung des Werkes sind noch 20,000 Franken notwendig. Renan wendet sich nun an alle Freunde des Altertums mit der Bitte, zu diesem Werke, dessen die ägyptologische Forschung dringend bedarf, beizusteuern. Er schreibt unter anderem: „Die große Sphinx von Gizeh, unmittelbar neben den Pyramiden, ist meines Erachtens die erstaunlichste Arbeit von Menschenhand, die uns die Jahrhunderte vermacht haben. Sie ist ein ungeheurer ausgehauener Felsenblock, etwa 70 Meter lang. Die Höhe des Monstrums, wenn man es freilegte, würde unsere höchsten Häuser überragen. Kein figürliches Denkmal im übrigen Aegypten noch sonst in der Welt ist diesem seltsamen Idole vergleichbar, dem Ueberreste eines Zustandes der Menschheit, der alle unsere Begriffe über den Haufen wirft. Der Eindruck, den eine solche Erscheinung auf Rassen hervorbringen mußte, die mit starker Einbildungskraft begabt sind und von den Sinnen beherrscht werden, läßt sich nach demjenigen bemessen, den die heutigen Aegypter vor diesem enormen, aus dem Sande hervorragenden und seinen starren, stehenden Blick über die Ebene hinwerfenden Haupt empfinden. Der Araber flieht bei diesem Anblick entsetzt, indem er nach dem phantastischen Kopfe einen Stein wirft oder einen Flintenschuß abfeuert. Auch der Tempel gegenüber der Sphinx (wenn es ein Tempel ist) hat einen höchst eigenartigen Charakter. Dieser bizarre Bau sieht den übrigen Tempeln Aegyptens weniger ähnlich als das Parthenon der Notre-Damekirche.“

— **Major Powell hat in Neu-Mexiko nahe California Mountain,** wie er angibt, die ältesten menschlichen Wohnstätten auf dem amerikanischen Festland entdeckt. „Die Berge in dieser Nachbarschaft,“ sagt der „Santa Fé New Mexican“, „sind bedeckt mit ungeheuren Lavabetten, in welchen der prähistorische Mensch und seine Kameraden vorzeitige Räume ausgegraben haben, welche mit einer Art von Pflaster aus Lava ausgefüttert sind, und in diesen Räumen wurden verschiedene Spuren und Wahrzeichen einer vorgeschrittenen Zivilisation gefunden, darunter eine Art Tuch von gewobenem Haar und eine große Anzahl von Töpferwaren. In die Seitenwände der Räume waren Schränke und Regale eingehauen. In einer kleinen, verborgenen Nische wurde eine kleine Figur gefunden, einem Menschen ähnlich, eingeschlagen in ein geschlossenes gewebtes Tuch, welches bei der Berührung in Staub zerfiel. Es war geschnitzt und bräunlich wie das Mumientuch der Aegypter. Im ganzen wurden ungefähr 60 Gruppen dieser Lavadörfer gefunden mit etwa 20 Häusern in jeder Gruppe.“

Erfindungen.

— **Von Paul von Janko in Wien ist eine neue Klaviatur er**funden worden, auf welcher die Hand, wie versichert wird, eine bequemere Haltung finden und einen größeren Umfang von Tönen — beinahe zwei Oktaven — umspannen kann; außerdem sind auf ihr, wie es des weiteren heißt, alle zwölf Tonarten mit gleichem Fingersatz zu spielen, so daß man bloß eine zu studieren braucht. Endlich soll die neue Klaviatur noch die Ausführung frappanter Effekte gestatten, die auf dem gewöhnlichen Klavier unmöglich sind.

— **In Bezug auf die von uns gebrachte Notiz über Erfindung** eines Mittels zum Fixieren von Pastellbildern erhalten wir eine Zuschrift, wonach Dr. Wilh. Reißig, Chemiker in München, der erste gewesen, der bereits im Anfang Januar l. J. ein Fixativ für diese Bilder hergestellt. Die Maler F. von Lenbach, Piglhein und andere haben sich sehr anerkennend über diese Erfindung ausgesprochen. Ein vom 12. März datiertes Zeugnis des ersteren lautet: „Herrn Dr. W. Reißig bezeugt hiermit, daß das von ihm erfundene Fixativ Pastelle ohne Veränderung der Leuchtkraft fixiert. F. v. Lenbach.“

Industrie.

— **In Frauenstein bei Wiesbaden wurde in einem Weinberge** durch den Besitzer desselben ein reiches Manganerzlager aufgefunden.

— **In Geb-el-Zeyd am Suezkanal wurden Petroleumquellen** entdeckt. Die geologischen Formationen deuten darauf hin, daß sich daselbst Petroleumlager von größerer Ausdehnung befinden. Es wurde beschlossen, die Arbeiten zu beschleunigen und zahlreichere Bohrungen vorzunehmen.

— **Das Magnesiumlicht, dessen Anwendung in der Praxis bis**lang durch den hohen Preis des Magnesiums fast ausgeschlossen war, dürfte jetzt, nach Beseitigung dieses Uebelstandes durch das Grätzelsche Verfahren der elektrolytischen Darstellung dieses Metalles, sehr bald eine Rolle spielen. Hierfür kommt besonders in Betracht, daß man in dem Magnesiumlicht über eine bedeutende Lichtquelle verfügt unter Ausschluß jeder kostspieligen Anlage, wie sie das Gaslicht oder elektrische Licht erfordern. Bezüglich seiner Qualität kommt das Magnesiumlicht dem Sonnenlicht am nächsten und ist daher chemisch am wirksamsten. Es gestattet die Unterscheidung der feinsten Farbennuancen und ist für die photographischen Künste von großem Werte. Auch ist die Wärmeentwicklung des Lichtes eine sehr minimale. Das für Beleuchtungszwecke dienende Magnesium in Band- oder Drahtform kostet gegenwärtig pro Kilogramm 60 Mark, während es früher auf circa 360 Mark stand. Bei einem Licht von circa 120 Normalkerzen verbrennen pro Stunde circa 9—10 Gramm Magnesium zum Preise von 54—60 Pfennig. Bei größerem Konsum an Magnesium wird der Preis desselben voraussichtlich noch bedeutender sinken, so daß das Magnesiumlicht noch unter den Preis des Gaslichtes kommen wird. Den Inhabern des Grätzelschen Patents, der Aluminium- und Magnesiumfabrik, Patent Grätzel in Bremen, ist es gelungen, eine Magnesiumlampe zu konstruieren, die allen billigen Anforderungen genügt.

— **Bei Paul Moser in Berlin ist ein eigenartiges Photographie**album erschienen, das auf der einen Hälfte jeder Seite zwei Rahmen für Photographien bietet, die andere Hälfte jedoch frei läßt zu einer Biographie oder zu Schriftproben der betreffenden Person. Das sehr elegant ausgestattete Album wird seiner Originalität wegen große Verbreitung finden.

Gesundheitspflege.

— **Das von Professor Schweninger in Heidelberg gegründete** Sanatorium ist Mitte März eröffnet worden. Dasselbe ist für den Anfang mit 250 Betten ausgestattet, doch sind für baldige Vergrößerung alle Vorkehrungen getroffen. Schweninger gedenkt kein zweites Sanatorium in Deutschland zu errichten, sondern seine sämtlichen Patienten, insoweit dies thunlich ist, in der Heidelberger Anstalt unterzubringen. Die Umgebung derselben soll so angenehm als möglich hergerichtet werden. Außer dem Konzertsaal und dem Wintergarten soll auch eine Bühne eingerichtet werden, auf welcher zeitweilig erlesene Schauspielergesellschaften thätig sein sollen. Eine Anzahl namhafter Gäste ist bereits angemeldet.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Dem Erscheinen frischer oder neuer Kartoffeln sieht fast jeder**mann freudig entgegen, und zwar einerseits aus Liebhaberei und andererseits der Meinung wegen, daß sie viel nahrhafter seien als ältere Knollen, was indes nicht der Fall ist. Bekanntlich bildet das Stärkemehl den Hauptnährbestandteil der Kartoffel; dieses nimmt, von der Zeit der Herausnahme der Knollen aus dem Boden gerechnet, bis Dezember, wo die volle Reife eintritt, an Menge zu und von da an wieder allmählich an Menge ab. Der bekannte Chemiker Stöckhardt hat genaue Forschungen darüber angestellt und konstatiert folgendes: Die Knollen enthielten an Stärkemehl im August 10 Prozent, im September 14 Prozent, im Oktober 15 Prozent, im November 16 Prozent, im Dezember 17 Prozent, im Januar 17 Prozent, im Februar 16 Prozent, im März 15 Prozent, im April 12 Prozent, im Mai 10 Prozent. In den Monaten Juni und Juli erfolgt eine weitere Verminderung des Stärkemehls und es hat dann die Kartoffel kaum noch Nährwert. Vom landwirtschaftlichen und hauswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ergibt sich daher, daß es am besten ist, die Kartoffeln in den Monaten November bis Februar, wo sie den meisten Stärkegehalt haben, zu verwerten.

— **Für die internationale Gartenbauausstellung, die zu Anfang** Mai nächsten Jahres in Dresden stattfinden wird, hat der König von Sachsen das Protektorat übernommen. Den Ausstellungsplatz wird ein 12,0 Hektar umfassender Bezirk des k. Großen Gartens bilden, woselbst man schon jetzt beschäftigt ist, eine in sich abgeschlossene Parkanlage herzustellen, in der die notwendigen Bauten mit 6000 Quadratmeter bedecktem Raum errichtet werden sollen; die Haupthalle enthält allein circa 2800 Quadratmeter. Es wird dies die erste in Deutschland stattfindende internationale Frühjahrsausstellung sein, sie wird bei der zu erwartenden lebhaften Beteiligung des In- und Auslands ohne Zweifel eine bisher noch nicht gesehene Fülle schöner Pflanzen aufweisen und eine Farbenpracht zur Entfaltung bringen, wie solche nur den Frühlingsblumen im Gewächshaus und Garten eigen ist. Das Geschäftsamt für die internationale Gartenbauausstellung in Dresden 1887 beginnt bereits mit der Ausgabe des 400 Preisaufgaben enthaltenden Programms und erteilt allen Pflanzenbesitzern und Industriellen, welche die Ausstellung zu beschicken geneigt sind, jede in dieser Angelegenheit gewünschte Auskunft.

Feste und Versammlungen.

— **Die Goethegesellschaft hat an ihre Mitglieder die Ein**ladungen zur Generalversammlung versandt, die am Sonntag den 2. Mai vormittags 11 Uhr zu Weimar im Saal der „Erholungsgesellschaft“ stattfinden soll. Unter den zwölf Punkten der Tagesordnung sind zwei bemerkenswert: Die Bestimmung über die nächste Schrift der Goethegesellschaft, sowie die Frage der Nützlichkeit der Zweigvereine und deren Stellung. Am 1. und 2. Mai von 10—3 Uhr sind das Archiv, Goethes Gartenhaus, das Wittumspalais, das Schillerhaus, das Museum, die Dichterzimmer im Schlosse, die Bibliothek und die Fürstengruft den Mitgliedern der Gesellschaft zur Besichtigung geöffnet. Das Goethehaus wird bis dahin leider noch nicht zugänglich sein, weil infolge des langen und strengen Winters die zur Sicherung des Hauses und der Sammlungen unumgänglich nötigen baulichen Herstellungen nicht fertig geworden und auch die Aufstellung und Ordnung der Sammlungen bis dahin nicht beendet werden können. Am 2. Mai mittags 3 Uhr ist gemeinsames Festmahl und am Abend Vorstellung im Hoftheater für die Mitglieder der Gesellschaft. Die Versendung des Goethejahrbuchs begann am 1. April.

— **In Rothenburg an der Tauber wird am 14. und 28. Juni,** dem Pfingstfest- und Kirchweihmontag, das historische Festspiel: „Der Meistertrunk“, von welchem wir im 42. Bande, Nr. 43 eine ausführliche Beschreibung gebracht haben, abermals zur Aufführung kommen. Die durch landschaftliche und architektonische Schönheiten ausgezeichnete Stadt und der malerische, in seiner Art höchst eigentümliche Mummenschanz werden sicherlich viele Fremde anziehen.

— **Die älteste Zollernstadt, die am Fuße der kaiserlichen** Stammburg gelegene ehemalige Residenzstadt Hechingen, wird in diesem Jahre das Fest ihres elfhundertjährigen Bestehens feiern. Die alte Bergstadt, welche gleich ihrem Herrscherhause das schwarz-weiß gevierte Wappen führt, wird am 3. Mai 786 zum erstenmal urkundlich erwähnt. Die Jubiläumsfeier soll mit der Einweihung des im Umbau begriffenen, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Rathauses verbunden und im nächsten Herbst festlich begangen werden.

— **Fanny Lewald feierte am 24. März in voller geistiger und** körperlicher Frische ihren 75. Geburtstag.

Sport.

— **Die Schnepfenjagd fällt in diesem Frühjahr in Deutschland** wie in Oesterreich ziemlich spärlich aus. Dem Kaiser Franz Josef, welcher gerade die Jagd sehr passioniert ausübt, wurde Ende März der erste Langschnabler aus dem Prater angemeldet, der auch kaum zwei Stunden später dem sicheren Schützen zum Opfer fiel.

— **Das große Derby der Steepler in England, die Liverpool** Grand National Steeplechase von 1000 Lst. über 7200 Meter, fiel ebenso wie das Lincolnshire einem Outsider zu, und zwar „Old Joe“, der den Favorit „Too Good“ und 21 andere Pferde schlug.

— **Im Prix du Cadran von 30,000 Franken, dem großen** Rennen der Vierjährigen über 4200 Meter, blieb im Bois de Boulogne des Herzogs von Castries „Sabin“ vor dem Favorit und Derbysieger „Reluisant“, der sogar noch an „The Condor“ den zweiten Platz lassen mußte, Sieger.

— **Graf Cromelin, ein Mitglied der italienischen Botschaft in** Wien, wettete mit einigen Herren des Jockeyklubs, daß er einen Weg im Prater von 15 Kilometer Länge in 90 Minuten zurücklege. Der Läufer gewann seine Wette leicht in 83 Minuten.

— **Für die Rennen zu Baden-Baden hat der Prinz von Wales** auch in diesem Jahr das Protektorat übernommen, wodurch die Beteiligung Englands und Frankreichs neuerdings gesichert erscheint.

— **Zweihundertundfünfundneunzig Traber wurden für ein** Trabrennen in Amerika, „The Spirits Futurity Stakes“, angemeldet.

Gestorben.

— Carl Ludwig Spohr, geschätzter Jurist, Neffe des Altmeisters Spohr, am 18. März, in Kassel.

— Frau Friederike Görner, geborene Tomasini, großh. mecklenburgische Kammersängerin, am 20. März, in Neustrelitz.

— George Stirton, der älteste Freimaurer in Europa, 101 Jahre alt, am 21. März, in Coupar Angus (Perthshire).

— Friedrich Wilhelm v. Spankeren, früher Regierungspräsident von Arnsberg, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des konstituierenden norddeutschen Reichstages, am 22. März, in Bonn.

— Max Wolff, bekannter Operettenkomponist, 46 Jahre alt, am 23. März, in Wien.

— Arnold Graf Küenburg, Landeshauptmann von österreichisch Schlesien, 77 Jahre alt, am 24. März, in Troppau.

— Anna Theresia von Oesterreich-Este, Gräfin Chambord, 68 Jahre alt, am 25. März, in Görz.

— Thomas Danby, englischer Landschaftsmaler, am 25. März, in London.

— Dr. Julian Schmidt, einer der geistreichsten und bedeutendsten Literarhistoriker Deutschlands, 65 Jahre alt, am 27. März, in Berlin.

— Josef Ritter von Wallmann, Generalkonsul des deutschen Reichs in Wien, 65 Jahre alt, am 27. März, in Mauer bei Wien.

— Anton Schatz, Veteran aus den Befreiungskriegen, 91 Jahre alt, am 27. März, in Görlitz.

— Henry Taylor, englischer Dramatiker, 86 Jahre alt, am 27. März, in Bournemouth.

— Alexander Glaß, Tänzer und Mimiker am Hofoperntheater in Wien, 49 Jahre alt, am 28. März, in Wien.

— Frederic Goddard, rühmlichst bekannter englischer Tiermaler, 53 Jahre alt, Ende März, in Brook-Green, West-Kensington.

— Dr. Josef Kowal, Professor der Medizin an der Wiener Universität, 45 Jahre alt, am 30. März, in Smichow (Böhmen).

— Baron Otto von Meysenbug, ehemals Unterstaatssekretär im österreichischen Ministerium des Aeußern, 89 Jahre alt, am 31. März, in Wien.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 360.

Von A. Anderssen in Breslau.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 360:

Weiß.	Schwarz.
1) S 3 — C 2	1) Beliebig.
2) Dame, Turm, Springer oder D 3 — D 6 Matt.	

Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 14.

Skat.

Mittelhand nimmt, bis Grand gesagt, bietet an und gewinnt, während Hinterhand ihren Grand, zu welchem sie einen Wenzel, drei As, drei Zehner, zwei Könige und eine Dame hat, verloren haben würde. Mittelhand hat folgende Karten:

Wie waren die Karten der Gegner verteilt?

Rätsel.

Magischer*) Ein-Schritt-Turm-Zug.

Von

R. v. Warnkenhagen.

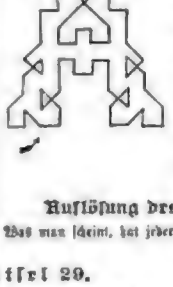
was	sin	tut-	es	ich	so-	den	ganz	so	dich
man	man	vom	Kummer	be-	trüb-	lauf-	ab-	kein	für
hat	daß	ent	in	gen	tie	von	mei-	dann	läßt
mich	schon	ins	gute	more	ein	r	ue	sein	dann
nie-	den	mei-	so	klute	reb-	tum	auf	nur	gut
wohl	doch	doch	glatt	fer-	mehl	weiß	es	me-	mag
im	nichts	dem	hei-	mei-	sten	wert	die	recht	mach-
lauf	der	weiß	gen	um	die	mig	bei-	ne	es
alt	fällt	so	ach	in	nacht	in-	recht	täuft	und
schei-	er	sor-	ehr'	es	dare	auf	so	du	schen
den	ge-	schenkt	so	wool	wis-	das	die	geei	be-
so	der	ein	indis-	kein	je	und	hat	ein	lieb

*) Sämtliche Züge sind „Ein-Schritt-Turm-Züge". Die exakteste Lösung skizziert auf gefällige Weise den eingeschriebenen bekannten Text.

Rätselantithese.

Verlust den Gläubiger es gibt;
Getrennt den Wechsel er präsentirt.

Auflösung des Monat-Königsmarsches April Seite 604:



Ach, du weißt nicht, was ich leide,
Ach, du kennst nicht meine Pein,
All mein Glück, all meine Freude
Weißt nur du, du nur allein!

Nur nach dir ging all mein Sehnen,
Und ich glaubte mich geliebt.
Ach, es war ein süßes Wähnen —
Und der Traum, er ist zerstiebt.

(Volkslied.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 604:

Was man scheint, hat jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen.

Bilderrätsel 29.

☞ Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntnis, daß

der erste Band des laufenden vierzehnten Jahrgangs

nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von nur 4 Mark — als auch fein in Leinwand mit Goldpressung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane — die ersten fünf vollständig, der letztaufgelöhrte zum Teil — enthalten:

„Der Vatkono" von . . . . . A. v. Suttner.
„Ein Feenschloß" von . . . . . Hellen v. Gegern.
„Karadi-nisa" von . . . . . F. v. Zobeltitz
„Der Mohr von Berlin" von Georg Horn.
„Do ut des" von . . . . . O. Heller.
„Die Tehnsjungfer" von . . . Emile Erhard.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Welch reicher und gediegener Inhalt für erstaunlich billigen Preis! Es bezahlen die Abonnenten für jeden der obigen Romane nach nicht einmal 70 Pfennig!

Dieser erste Band der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf „Ueber Land und Meer" abonnirt ist. Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Briefmappe.

A. K. in T. D. in H. 1) Dafür gibt es einen besonderen Lederlack. 2) Ausführliche Anleitung hiezu findet das „Illustrirte Allgemeine Familien-Spielbuch" von Dr. Georgens und J. M. v. Egidy-Georgens. 3) Unrichtig. Meinst nicht.

„Unser Vater und dumme Kinder in Rußland". Allerdings kann er das wie alle Ratzen, freilich mit den Beschränkungen, die sein großer Körpergewicht mit sich bringt.

Hella L. in W. Recht hübsch, aber schon allzu häufig dagewesen!

Frau H. v. L. in G. Ihr Gedicht, in welchem sich ein ganz entschiedenes, kräftiges Talent ausspricht, ist leider für uns viel zu lang. Allgemeine sind überhaupt verstimmt und wenig nach dem Geschmack der heutigen Leserwelt.

Concert in Brüssel. Wir haben uns herzlich über den Erfolg des deutschen Männergesangvereins und Ihres warmen Patriotismus gefreut; Ihre Briefe haben indes kein allgemeines Interesse und wir können sie deshalb nicht verwerten. Wenden Sie sich einmal an die „Deutsche Zeitschrift" in Leipzig.

Abonnent J. J. in Metz. Leider nicht geeignet. Für Novellen der Art, wie sie in Aussicht gestellen, haben wir immer Verwendung, aber sie müssen vor allem frisch und unterhaltend geschrieben sein und sich womöglich zum Illustriren eignen.

Maiisch in Berlin. Ihre Uebersetzung des Tennysonschen Gedichts werden wir gelegentlich in „Illustrirte Romane aller Nationen" veröffentlichen. Die dummerhafte Plauderei senden Sie nur ein. Ist sie dramatisch, so werden wir sie gerne ansehen. Ob Sie Talent haben? — Gewiß, kleiner Maiisch! Jedenfalls hat jedweder Drang zu schreiben und ganz erträgliche Verse zu machen. Aber werden Sie nur nicht eitel, üben Sie Fleiß und bewahren Sie sich Ihre Frische — vielleicht werden wir alsdann noch einmal recht gute Freunde.

Germania in Greifenberg. Recht frisch, aber allzu sehr à la Heine. Dichten Sie keine einmal Trinkgedichte und weite Taschentücher.

R. M. in Mosel. Als die Postkarten eingeführt wurden, hat man sie als die billigste Art von Korrespondenz bezeichnet und sowohl die Anrede als die Höflichkeitsformel am Schluß weggelassen empfohlen, weil auch längere Zeit Uebung war. Anderseits pflegt man wieder einmal umständlicher zu sein, wodurch freilich die Postkarte ihren ursprünglichen Zweck bis zu einem gewissen Grad entfremdet wird, wie sie denn auch nicht selten mißbräuchlicherweise zu Mitteilungen verwendet wird, die richtiger unter Briefverschluß erfolgen würden.

H. Sch. in Berlin. Die älteren Jahrgänge unserer Journale, welche den Cornaroschen Roman-Schluß „Um Scepter und Kronen" enthalten, sind sämtlich vergriffen. Haben Sie die bei Nro. 26 beigelegte Ankündigung nicht beachtet, wonach unsere Verlagshandlung den erwähnten Schluß für unsere Abonnenten ganz bedeutend im Preise ermäßigt hat und Sie jede der fünf Abteilungen: „Um Scepter und Krone", 4 Bde. (M. 8.), „Europäische Wirren und Gegensätze", 4 Bde. (M. 10.), „Ihres Kaiserthrones", 4 Bde. (M. 12.), „Krieg und Sieg", 4 Bde. (M. 12.), „Held und Kaiser", 4 Bde. (M. 14.), für à 6 M. gebeten, als 5 Abteilungen zusammen auf einmal bezogen gebeten für M. 25, gedanken in 10 Bänden für nur M. 30 erhalten können? Wir verweisen Sie im übrigen auf die erwähnte Beilage.

L. in H. Schwäb. Hall, württemb. Hauptstadt mit ca. 13.000 meist E. Gmünden, gesunde Lage, trifft halb Bahnstunden von Stuttgart entfernt, möchte sich für Sie vortrefflich eignen.

L. J. in K. Das Verlangen ist genau angegeben: wenn Sie 24 Arme an denselben haben und keine auffallenden Unvorsichtigkeiten begehen, dann wird es, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen zum Ziele führen.

Einsame Nachtigall. Besten Dank für die freundliche Mitteilung, daß Konrad „Weiß auf mit" auch von Stadtschreiber empfindungsvoll komponirt ist. Das erstere ist bekannt.

„Gallia". De la vuelta de ahaja bedeutet: von dem unteren (südlichen) Teil der Insel Euba.

Abonnent in Jena. Eine Wegrabungsschrift erscheint in Münster.

Stuttgarter Abonnent. Zerbarg im Breisgau.

„Rebeka". Wen der erkrankenden, Ihnen mit Recht so sympathischen Schriftstellerin werden wir demnächst wieder ein schönes Werk zum Abdruck bringen. Die gewünschte Adresse mitteilung Ihr Feder stehen zu lassen.

Freiherr von J. Leider stehen uns die Zeit nur selten, wenn sich das Verlangen verschiedenen. Gründliche Lösung bedürfnigt dieses Projekt.

M. in Wien. Diese Thema müßte für ein Familienjournal sehr diskret behandelt werden, ohne daß seine Pikanterie ganz verloren ginge. Wir stellen es Ihnen anheim, ob Sie sich an die sehr schwierige Aufgabe wagen und uns dieselbe zur Prüfung einsenden wollen.

Betty L. in Berlin. Ihre Schlußbemerkung trifft das Rechte: weder unsere Beitragenden noch wir haben einen so starken Anlaß im Sinne gehabt, wie Sie ihn im ersten Augenblick bei in Ihrem Fall begreiflicher Erregung vorgefunden zu haben vermeinten. Aber Irrtum und der von Ihnen angedeuteten Thatsachen, obwohl deren nur so halb Gegenstand stehen werden. Ihnen zu versichern, daß wir das Verdienst stets zu schätzen wissen und daß die Spitze der letzterwähnten Bemerkungen nur gegen die so und soviel Platz gestellten Ueberteilungen gerichtet ist.

„Reader". Wir hören gerne die Wünsche unserer Leser und ziehen sie nach Möglichkeit in Betracht. Und die Jungen betreffs, so müssen wir Sie zunächst um Nachsicht ersuchen, welche Umstände Sie speziell im Sinne haben.

Langjähriger Abonnent von „Ueber Land und Meer". Die Jahrgänge 1875 bis 1878 der „Deutschen Romanbibliothek" sind vollständig ausverkauft und nicht mehr zu haben. Nur vom Jahrgang 1879 und 1880 des genannten Journals können noch einige Exemplare broschirt zum ermäßigten Preis von à 3 M. abgegeben werden; Ihre Buchhandlung wird die Besorgung gern übernehmen.

An unsere Leser. Die biographischen Mittheilungen über Max Bruch, die wir auf S. 565—66 zum Abdruck brachten, waren schon vor längerer Zeit geschrieben und wurden an Stelle eines andern Artikels, der für diesen Platz vorgesehen war, aber nicht rechtzeitig eintraf, der betreffenden Nummer im letzten Augenblick eingereiht. So wurde in der Eile übersehen, daß die inzwischen durch die Thatsachen überholten Schlußzeilen einer Ergänzung bedurften. Wir bitten unsere Leser, dieselbe dahin nachzutragen, daß der dort ausgesprochene Wunsch thatsächlich in Erfüllung ging, indem das Jahr 1885 eine neue großartige Cantate von Max Bruch brachte, seinen „Achilleus", der auf dem Musikfest in Bonn mit glänzendem Erfolg zur ersten Aufführung gelangte. Im vorhergegangenen Jahre bereits hatte Bruch Liverpool verlassen, um nach einer längeren Kunstreise sein neues Amt als Direktor der Orchestervereinsconcerte in Breslau anzutreten, in welcher Stellung er seither erfolgreich thätig ist.

Richtige Lösungen sandten ein: J. H. Jensen in New-Orleans. Martha Kaiser in Zwickau. Josefine Schrack (7) und A. Thiele in M.-Gladbach (3). Frau Walerine Kunkel in Bodenheim-Teplitz. Louis Schmitz in Prag. Karl Gerlach, jun., in Torgau (3). Mathilde, Amanda, Karoline und Sybil Gugen in Trier. Ja, Ja und Pussischen in Hamburg. Friedrich Jacobsohn in Davos. Anna Tarchy-Kraft in Laibach. Marie Gollermann in Hannover. A. Jenisch auf Schloß Waldenfels in Kärnten (3). Rosa Wolfram in Jastrow. Frau Rosa Thale in M.-Gladbach. Bertha E. in Hamburg. C. G. und A. L. in Lüneburg. Amalie Gänsbein in Minden. Ottilie Burgardt in Crefeld. Georg Wernick in Danzig. H. Hübsch in Neustadt. „Deutsch Gretchen" in Rußland (3). Eugenie Werner in Wien. J. Gr. in Paris. Paul und Mart in Paris. Jenny Bertog in Hannover. Bertha Rübenheim in Uhrstedt. „Gesellschaft Kleeblatt" in ?. Martha Dietl in Wolfsberg. Bruno Goltzammer in Greifswalde (2). Victoria Pack in Prag. Marcus aus Pokelt. Stefanie Metz in Wien. Otto Rosenberg in Darmstadt. Dr. M. Buckingham Genfield aus Baltimore. „Die Kränzchen-Abteilung" in M.-Gladbach. Lina Krüger in Duisburg. Wilma Körner in Wien (2). Gorgonzola-Liebhaber (?) und Guckenhost in Schweden. A. Kazralik in Bukarest. Lili in Athen.

Gesundheitspflege.

W. R. in Rukgarden bei Wittenberg. Ein zuverlässig, für die Dauer wirkendes Mittel gegen die Ursache Aengstlichkeit gibt es nicht; dagegen könnte ein Versuch mit ärztlicherseits verordnetem Arsenik wohl gemacht werden.

Zöllner am Niederrhein. Ein Abonnent in Weilburg. Wir empfehlen Ihnen das kleine Buch: „Die Haut und das Haar". Von Dr. med. Klaßen. Stuttgart. Verlag von Gundert. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Alle Abonnentin in Schrang. Bei chronischem Magen- und Darmkatarrh, um welchen es sich hier handelt, ist der Gebrauch einer vier- bis fünfwöchentlichen Karlsbader Salzkur von entschiedenem Nutzen. Die Daten dieselbe in Nro. 61, Band 54, Jahrgang 27 dieses Blattes ausführlich angegeben. — Gulielm Cacao ist dem Magen zuträglich.

K. L., österr. Infanterieleutenant in Krakau. Machen Sie einen Versuch mit Ichthyolseife. Die rote Nase wird abends damit und mit warmem Wasser gewaschen; der Schaum soll aber liegen gelassen und erst am andern Morgen trocken abgerieben werden.

L. Sch. in Stuttgart, Reinsburgstraße. Das Tarasper Wasser kann allerdings als tägliches Getränk gebraucht werden und übt durchaus keinen schädlichen Einfluß auf die Magenverdauung.

C. S. in New-York. 1) Die zweiprozentige wässerige Natronlösung ist natürlich so zu verstehen, daß auf 98 Teile Wasser 2 Teile doppeltkohlensaures Natron genommen werden sollen. 2) Einmal wöchentlich kann der Kopf mit lauem Seifenwasser gewaschen werden, und zwar am besten mit einfacher Kernseife oder flüssiger Glycerinseife.

Karl D. in Kehl. 1) Die kleinen schwarzen Punkte in der Gesichtshaut sind Mitesser. 2) Die fettige Masse, die sich aus den Poren der Gesichtshaut herausdrücken läßt, ist Hauttalg. Lassen Sie übrigens dieses Drücken sein. Durch Waschen mit Kampferspiritus oder mit Schwefelseife werden die Mitesser entfernt.

K. R. Die Zusammensetzung dieses Haarfärbemittels ist uns unbekannt.

A. in Z. 1) Damit gute Zähne von schlechten nicht angesteckt werden, sind letztere entweder zu plombiren, oder, wenn das nicht mehr angeht, zu entfernen. Sie müssen sich zu dem Behufe an einen Zahnarzt wenden, der auch die übrigen darauf bezüglichen Fragen zu beantworten im Stande sein wird. 2) Ein derartiges für den Laien geeignetes Buch gibt es nicht.

C. E. in H., 38. 1) 2) 3) Wir können zum Gebrauch des Cocains zu diesem Zwecke nicht raten. 4) Dasselbe wird von gewissenhaften Apothekern nur auf ärztliche Verordnung hin abgegeben.

Heathen Ch. in Lübeck. Derartige Städte Deutschlands sind: Wiesbaden, Baden-Baden, Stuttgart, Freiburg i. Br., Würzburg; in der Schweiz: Zürich, Luzern, Genf, Lausanne u. s. w.

Abonnent M. K. in Tarnow. Waschen der Nase mit Kampferspiritus, Wasser oder Ichthyolseife wird dieses Uebel beseitigen.

L. W. in R. Nehmen Sie morgens nüchtern gegen das Schleimerbrechen einen Kaffeelöffel doppeltkohlensaures Natrons oder gebrannter Magnesia.

Achtundzwanzigjährige Kathin in G. Wir können kein derartiges Buch empfehlen. — Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Schwankende Herzen, Roman von Wilhelm Berger, Fortsetzung. — Litterarische Plaudereien, von Bruno Walden, englische Literatur. — In der Charwoche. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, von Heinrich Brugsch. — Auf Irrwegen, Novelle von Kurt von Walfeld, Fortsetzung. — Die bulgarische Frage, von Wilhelm Müller. — Schreyvogel Tod und Teufel, Tyrolische Jägergeschicht von K. Kögler. — Frühling, von Wilhelm Jensen. — Rebellen Rajchert, von C. D. — Pariser Fresken, von Paul d'Abrest. I. Bois de Boulogne. — Die Dienstbotenfrage jetzt wie vor Zeiten, von Detlev v. Geyern. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Rätsel: Magischer Ein-Schnitt-Zusammensetzung, von K. v. Teurfahagen; Rätselantithese; Auflösung des Monat-Röselsprungs April Seite 604; Auflösung des Bilderrätsels Seite 604, Bildertafel 29. — Briefmappe.

Illustrationen: Schwankende Herzen, zwei Bilder von L. Bechstein. — Im Frühling, von P. Bauer. — Rebellen Rajchert, nach einem Gemälde von G. Berger. — Gründonnerstagsfeier in einer römischen Basilika, nach einem Gemälde von L. von Hagn. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, mit sechs Bildern nach Originalzeichnungen von C. de Mosle und photographischen Aufnahmen. — Der Oelberg vom Zion aus gesehen, Zeichnung von H. Fenn. — Die Friedenskonferenz in Bukarest, nach einer Aufnahme des Hofphotographen Mandy daselbst. — Schreyvogel Tod und Teufel, von K. Kögler.

Ueber
Wilhelm Jordan, „Die Sebalds". Roman aus der Gegenwart. 2 Bände. Preis elegant geheftet 10 Mark, fein gebunden 12 Mark (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Eduard Hallberger),

schreibt der „Allgemeine literarische Wochenbericht": Trotz des versöhnenden Abschlusses wird der Roman viel Staub aufwirbeln und sowohl von den Orthodoxen als von den Radikalen verurteilt werden.

Die „Deutsche Revue": Jordan gehört zu den auserlesenen Geistern, welche die ganze Bildung unseres Jahrhunderts durchgearbeitet haben. Die Berechtigung seiner Theorien liegt darin, daß sie von der Mehrheit der Gebildeten anerkannt werden, so sehr dieselbe auch bemüht ist, die nur noch locker am Leibe sitzende Schlangenhaut überwundener Weltanschauungen festzuhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Sinniges Festgeschenk für Ostern!

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dichten und Denken.
Gedichte
von
Auguste Meyer.

8°. Elegant geheftet Preis M. 3 —; fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung Preis M. 4. 50.

Weich gestimmte Empfindungsklänge einer Seele, die sich in all dem nüchtern verstandesgemäßen Drängen und Treiben einer materiell gesinnten Zeit den Glauben an die idealen Güter der Menschheit bewahrt hat und ihm voll Innigkeit in formgewandtem Ausdruck huldigt.

Das elegant ausgestattete Büchlein eignet sich vortrefflich zu Geschenken, besonders jetzt auf Ostern.

In der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger) in **Stuttgart** erscheint gegenwärtig
eine neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig von

Palästina in Bild und Wort.
Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.
Herausgegeben von
Georg Ebers und Hermann Guthe.
Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Inhalt: Jerusalem. — Bethlehem und das nördliche Judäa. — Das Gebirge von Juda und Ephraim. — Sichem und Samaria. — Die grosse Ebene. — Untergaliläa und der See von Tiberias. — Obergaliläa. — Der Hermon und seine Tempel. — Damaskus. — Palmyra. — Der Wadi Barada. — Ba'albek. — Der Libanon. — Die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus. — Die Bucht von Akko und ihre Umgebungen. — Das Küstenland vom Karmel bis Jafa. — Jafa, Ramle und Lydda. — Das Küstenland der Philister. — Das südliche Judäa. — Petra und das Land der Edomiter. — Von Sues zum Sinai. — Vom Wadi Mara bis zur Dschebel Musagruppe. — Das St. Katharinenkloster und die Berge und Thäler des Sinai der Mönche. — Das Land Gosen.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe,** welche in 84 Lieferungen von je 3 Bogen zum Preise von nur 50 Pfennig erscheint, entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus senden. Alle 8 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

„Monopol-Seide"
— ganz gekocht — auf Lyoner Stühlen gewoben —

[illegible] schwerer, solider Seidenstoff für Roben und Confektion.

G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste klassische Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen bester Systeme — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Errungenschaften der Technik &c. nur irgend geben kann. —

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden Meters eingedruckt ist: G. HENNEBERGS „MONOPOL"

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten

Qual. 1 — [illegible]	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 56 c/m. br.	Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
[illegible]	Mk. 5.50 od. Fr. 3.85 ö. W.	Mk. 6.50 od. Fr. 4.45 ö. W.	Mk. 7.50 od. Fr. 5.10 ö. W.	Mk. 8.45 od. Fr. 5.70 ö. W.	Mk. 10.25 od. Fr. 6.75 ö. W. pr. Meter

porto- und zollfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu Diensten.

Roben- und stückweise nur direkt zu beziehen von

G. Hennebergs
Seidenstoff-Fabrik-Depot,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.
Zürich.

Franz Josef Bitterquelle
[illegible] zuverlässig [illegible]
Prof. Dr. Scanzoni-Würzburg.
„Vielfach und stets mit sicherem und prompten Erfolge angewendet."
Prof. Dr. Gerhardt-Berlin.
Depots überall. — Die Direktion Budapest.

Patente besorgt u. verwerthet in allen Ländern. Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin [illegible]

PATENT- [illegible]

Schwarze reine Seide (Gelegenheitskauf).
Crolsé, reinseiden Köpergewebe, 54 cm. breit à Mk. 2.50 [illegible]
Satin Merveilleux, 54 cm. br., Qual. A à Mk. [illegible] elegant glänzend 54 cm. br., Qual. B à Mk. 3 M., Qual. C à Mk. [illegible]
Muster auf Verlangen umgehend franko.
Seidenwarenhaus W. Nanitz, Dresden, Altmarkt 25.

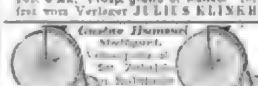
Chrestensen Erfurt.
Stets das Neueste! Kataloge gratis. Fabrik für unterhaltende Gesellschaftsspiele, Lampions, Cotillon- und Ball-Artikel.

Dank, tausend Dank!

[illegible]

Da bereits Nachahmungen [illegible]

Als elegantes Konfirmations- und Festgeschenk empfohlen:
DER GUTE TON
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 34 Bog. eleg. geb. mit Goldschn. 10 Mk. — II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., [illegible]


[illegible] Stuttgart.

Glasey-Nachtlichte.

Agenten, Kolporteure gesucht.
[illegible] „Kolporteur" [illegible] Haasenstein & Vogler, Hannover.

Ueber den Umgang mit dem

weiblichen Geschlecht.

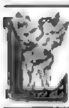
Otto Siede-Elbing

BUCHFUEHRUNG

Buchführung

Wien, I., Wollzeile 11

Buchführung


Lebensgrosse Portraits

Bancks weisse Ventilations-Stoff-Hemden.

von ärztlichen Autoritäten als der Gesundheit entschieden förderlich anerkannt, sind unübertroffen haltbar.

Man trage nur

Hemden aus Bancks weissen Ventilations-Hemdenstoffen!

Dieselben sind bei vollkommener Reinlichkeit der Gesundheit viel zuträglicher als sogenannte Normal-Hemden.

Bancks Ventilations-Oberhemden sind salonfähig!

Bancks Ventilations-Hemdenstoffe sind das Vorzüglichste für Herren-, Damen- und Kinder-Wäsche.

Stoffe, sowie Hemden, gesetzlich geschützt, tragen obige Fabrik-Marke.

PARIS

GRANDS MAGASINS DU

Printemps

GROSSTES MODEMAGAZIN

Man verlange

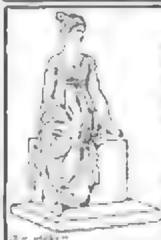
PRACHTVOLL ILLUSTRIRTE ALBUM, enthaltend 541 neue ... Sommer-Saison, welches

Soeben erschienen

gratis und franco auf frankirte Anfragen an

Jules JALUZOT & Cie in PARIS

Spedition nach allen Weltgegenden.


Tanagra-Figuren.

Fritz Gurlitt, Kunsthdlg. Berlin W.

Kurort Ober-Salzbrunn

in Schlesien

„Kefir"

Fürstliche Brunnen-Inspektion.

Nordseebäder und Luftkurorte auf Sylt.

Westerland.

Saison vom 15. Mai bis 15. Oktober.

Badedirektion in Westerland.

Stoysche Erziehungsanstalt zu Jena.

Dr. Heinrich Stoy.

Erziehungsanstalt zu Keilhau b. Rudolstadt i. Thüringen.

Beginn des Schuljahres 1890 den 17. Mai

Direktor Dr. Joh. Barop.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Brauer-Akademie zu Worms.

Dr. Schneider.

Sauerbrunn Bad Radein

Radein

Radeiner Sauerbrunnen ist d. beste Tafelwasser.

Bäder, Wohnungen, Restauration billig.

Deutsche

Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Invaliden.

29 Medaillen.

Gebr. Stollwerck, Köln.

26 Hoflieferanten.

Cacao & Chocoladen, Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Traganthwaren u. konservirte Früchte. Chines. Thee, Japan. Waren.

General-Agentur für die Verein. Staaten v. Nord-Amerika:

T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

Ober-Hanke.

Solbad Schwäb. Hall.

Dr. Lohs Heilanstalt

Niederwalluf a. Rh.

Direktion.

Bad Gleisweiler (Pfalz).

Dr. Schneider.

Tharandt

bei Dresden.

Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Dr. med. Haupt.

Stottern

Stottern

Carl Denhardt, Burgsteinfurt, Westfalen.

Bad Reinerz

Sommeraufenthalt

Solbad Cammin

an der Ostsee

Eröffnung ersten Juni. Prospekte gratis.

KURORT

Teplitz-Schönau

in Böhmen.

berühmte heisse, alkalisch salinische Thermen. — Kurgebrauch während des ganzen Jahres.

Bäderinspektorat ... Bürgermeisteramt Schönau.

Luftkurort

Hôtel Titlis **Engelberg** Hôtel Engel

I. Ranges 8–12 Frs.

II. Ranges 6½–8 Frs.

Im Mai, Juni und September 10% Rabatt.

Ed. Cattani.

Der vollkommenste u. beste Fahrstuhl

J. Schubert, ... München,

Über Land und Meer.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Schwankende Herzen.

Roman

von

Wilhelm Berger.

Mit Originalzeichnungen von L. Bechstein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unsere Reisenden legten am nächsten Tage den Weg über die Bettmeralp nach der Riederalp, dann, den Aletschgletscher überschreitend, nach Aletsch und von dort aufwärts zu dem Hotel Belalp in aller Bequemlichkeit zurück und waren nach glücklicher Ankunft von ihrer touristischen Leistung äußerst befriedigt. Abends bewölkte sich mit eintretendem Südwind der Himmel und am Morgen glänzten die Spitzen der Berge weiß von frischgefallenem Schnee; dies hielt indessen unsere Gesellschaft, die nach der leichten Ueberwindung der gestrigen Strapaze sich so ziemlich allen Unternehmungen für gewachsen hielt, nicht ab, das Sparrenhorn zu besteigen, und nachdem auch von diesem hervorragenden Aussichtspunkte die Umgebungen der verschiedenen Gletscher, die unter ihm zusammenflossen, gründlich gemustert worden waren, glaubten die beiden Herren die Topographie der Gegend genau zu kennen. Als nun am zweiten Tage bei schönstem Wetter der Rückweg angetreten werden sollte, beschlossen sie unter sich, durch eine Aenderung der Route sich eine Abwechslung zu verschaffen. Demgemäß wurde das Gepäck zurückgelassen, um im Laufe des Tages auf dem gebräuchlichen Wege zum Jungfrauhotel befördert zu werden, und die vier Wanderer stiegen wohlgemut, mit den unentbehrlichen Bergstöcken ausgerüstet, nach Aletschbord hinab. Anstatt nun den Gletscher zu überqueren, gingen sie auf demselben aufwärts, an der nächsten Mittelmoräne entlang, in der Absicht, bis zur ungefähren Höhe des Bettmerhorns vorzudringen, dort erst die bequeme Eisbahn zu verlassen und den Weg zur Fiescheralp zu suchen, der sie dann in die Nähe des Hotels führen würde.

Der Weg auf dem Gletscher war im Anfang überaus angenehm, bald indessen hatten sich unter dem Einfluß der steigenden Sonne kleine Bäche gebildet, die murmelnd über das Eis liefen, bis sie eine Oeffnung fanden, in welche sie sich stürzen konnten. Die Frauen, obgleich mit dicksohligen, starken Schuhen versehen, begannen zu fürchten, daß dennoch mit der Zeit die Feuchtigkeit eindringen werde, auch mehrten sich, je weiter sie aufwärts stiegen, die Schneefelder auf dem Eise, von dem vorgestrigen Schneefall herrührend. Kurt und Eberhard jedoch, welche durch ihre Arbeiten auf dem Gletscher mit der täglich in den Morgenstunden eintretenden Berieselung seiner Oberfläche genügend vertraut waren, um sich nichts daraus zu machen, und den Schnee nicht fürchteten, da bisher keine Spalte mehr als fußbreit gewesen war, beruhigten ihre Frauen und der Weg über die Eisfläche wurde in der eingeschlagenen Richtung fortgesetzt. Es ergab sich nun aber bald die Notwendigkeit, die östliche Seite des Gletschers zu gewinnen, da derselbe, immer breiter werdend, hauptsächlich nach dorthin auswich. Man überschritt also die Mittelmoränen und suchte in schräger Linie in die Nähe der linken Seitenmoräne zu kommen. Je weiter nun die Wanderer zu der Ausbiegung des Gletscherbettes vordrangen, desto zahlreicher und breiter wurden die Spalten. Dieselben mußten umgangen werden, was sehr zeitraubend war, dennoch lag kein Grund vor, mit irgend welcher Eile bei der Entwirrung dieses Labyrinths vorzugehen, da die Zeit keineswegs drängte, vielmehr die Sonne noch lange

Die kleine Bertha. Gemälde von Léon Herbo.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig).

Digitized by Google

nicht die Mittagshöhe erreicht hatte. Auch suchte die Gesellschaft eine Weile mit großer Geduld ihren Weg und kam, wenn auch langsam, dem östlichen Rande des Gletschers doch schließlich sichtbar näher. Meist befand sich der Major voran, der den raschesten Ueberblick bewies; war aber einmal der nächste Kurs festgestellt, so ging man, wie es gerade kam.

So ereignete es sich, daß Amalie als die erste auf eine breite Spalte traf, die sowohl nach oben als nach unten fast unabsehbar hinauslief und einen weiten Umweg erforderlich machte. Zu ihrer Freude sah sie indessen in kurzer Entfernung dieselbe in einer Weite von mehreren Metern mit Schnee angefüllt, und ohne sich weiter zu bedenken, benützte sie, nachdem ihr niedergestoßener Alpenstock nur einige Zoll tief eingedrungen war, diese natürliche Brücke. Glücklich auf der andern Seite angekommen, machte sie die Gefährten durch lauten Zuruf auf ihre Entdeckung aufmerksam. Der Major war der nächste, welcher die Stelle erreichte, er war so vorsichtig, auch seinerseits den Schnee mit dem Stock auf seine Tragfähigkeit zu prüfen und traf, ebenso wie seine Frau, gleich unter der frischen Schicht eine harte Kruste. Eben wollte er nochmals zu einem kräftigern Stoß ausholen, als Amalie ungeduldig ausrief:

„Was zögerst Du noch? Du siehst doch, daß ich hinüber bin!"

Da betrat Degenhardt, ohne sich weiter zu besinnen, die Brücke, als auch Weiß und Gertrud schon heran waren und, hinter ihm stehend, sich anschickten, ihm zu folgen, sobald er sie passirt haben würde. Er gelangte nicht hinüber, bei dem zweiten Schritte, den er that, brach die nur lose zusammengefrorene Masse hinter ihm vom Rand ab, er verschwand in der Tiefe und die ganze Masse des trügerischen Steges, aus losem Schnee und zerbröckelnden Eisstücken bestehend, stürzte ihm rasselnd nach.

Amalie stieß einen gellenden Schrei aus: Gertrud, stumm vor Schrecken, klammerte sich unwillkürlich an ihren Mann, der bleich und starr in den Abgrund hinabsah und das Nachrieseln der letzten Trümmer fassungslos beobachtete. Schon aber hatte sich Amalie am jenseitigen Rande niedergeworfen.

„Kurt!" rief sie angstvoll, „Kurt, antworte! Lebst Du, Kurt?" Noch war es nicht stille geworden in dem Abgrund, an den schrägen, zackigen Wänden entlang, aufschlagend, abspringend, setzten die Eisstücke ihren Fall fort, bis sie in der Tiefe zur Ruhe kamen. Auch dann blieb ein dumpfes, gurgelndes Geräusch, das die atemlos Horchende mit Grauen vernahm, das Rauschen verborgener Gewässer im Grunde des Gletschers. Immer noch keine Antwort, kein Laut des Lebens aus dem schrecklichen Schlunde. Wieder rief Amalie: „Kurt, nur einen einzigen Ton — nur ein Zeichen, daß Du lebst!"

Da kam es zurück von unten, deutlich, allen vernehmbar:

„Ich bin wohlbehalten; unter mir hat sich der Schnee zwischen den nahe aneinander tretenden Wänden eingeklemmt, leider liegt auch ein Teil der Masse auf mir, ich kann meine Beine nicht rühren."

Eberhard war niedergekniet und spähte hinab.

„Ich glaube, ich sehe ihn," sagte er zu Amalie. „Unter mir scheint die Schlucht in der Tiefe von höchstens dreißig Fuß vollständig geschlossen."

Der Major sprach wieder:

„Wenn mir nur jemand helfen könnte, meine Beine zu befreien, ich würde es dann hier lange genug aushalten können, aber der Schnee ist darüber zusammengefroren und ich habe außer einem lumpigen Taschenmesser kein Werkzeug, um ihn hinwegzuräumen. Ich fürchte, ehe Hilfe herankommen kann, werde ich bis über die Kniee erfroren sein. Ist es nicht möglich, mir einen Stock herabzulassen? Der meinige ist mir entglitten — mit der Spitze würde ich wahrscheinlich die Eiskruste abstoßen können."

Der Vorschlag Degenhardts erwies sich sehr bald als unausführbar, kein Seil war zur Hand, nicht einmal ein Bindfaden, die verwendbaren Kleidungsstücke reichten nicht tief genug hinab. Ob er seinen Stock hinunterfallen lassen solle, fragte Eberhard. Nach kurzer Ueberlegung erwiderte der Major:

„Es würde ein Zufall sein, wenn er so fiele, daß ich ihn erreichen könnte; nein, es ist nicht ratsam. Denken wir uns etwas anderes aus."

Amalie, die in ihrer Lage am Rande des Spaltes mit überhängendem Kopf einen Anfall von Schwindel gespürt hatte, war weiter auf das Eis zurückgewichen und saß zusammengekauert, keines Wortes mehr mächtig, auf dem Boden, der Unterhaltung der beiden Männer lauschend. Gertrud hatte sich inzwischen gefaßt.

„Die Zeit vergeht," erinnerte sie. „Es muß jemand Beistand holen. Im Bereich unserer Stimmen ist kein Mensch." Sie rief, so laut sie konnte. Keine Antwort kam, von keiner Seite. „Er erfriert!" flüsterte sie Eberhard zu.

„Wenn ich zu Ihnen hinabkletterte, Major?" sagte Eberhard plötzlich. „Das Dringendste ist, daß Sie aus dem Eise geschält werden. Sie können die Gelegenheit besser übersehen als ich, da Sie nach dem Lichte blicken, ich ins Dunkel. Ich bin immer ein guter Turner gewesen. Sehen Sie irgendwo einen Weg hinab?"

„Sie wagen einen Fall von dreißig Fuß, das darf nicht sein, unter keinen Umständen."

„Wenn ich aber will? Ich verlange, daß Sie mir Auskunft geben, Major, offen und ehrlich. Geht es? Ich habe zwei neue, starke Stöcke zur Verfügung und ein Tuch meiner Frau, übermäßig schwer bin ich auch nicht. Antworten Sie mir, Major, ist eine Möglichkeit vorhanden, daß ich heil hinabkomme?"

„Und wenn Sie hier bei mir sind, was dann?"

Rasch antwortete Gertrud für ihren Mann:

„Ich hole Hilfe auf dem Wege, den wir gekommen sind. In zwei Stunden, wenn alles glückt, bin ich zurück."

„Haben Sie gehört, Major? In zwei Stunden! Mittlerweile würde Ihnen die Kälte bis in das innerste Mark gedrungen sein! Rasch, reden Sie, wo soll ich den Abstieg versuchen?"

Endlich gab Degenhardt nach.

„Gerade unter Ihnen sehe ich einen breiten Höcker," sagte er, „wenn es Ihnen gelänge, darauf festen Fuß zu fassen, so wäre die größte Schwierigkeit überwunden. Von dort an treten die Spaltwände näher zusammen; es werden sich wahrscheinlich Ritzen finden lassen, in denen die Füße abwechselnd Halt finden können."

„In Gottes Namen denn!" rief Eberhard aus. Nun wandte er sich zu seiner Frau und begegnete einem festen, leuchtenden Blick. „Liebste Gertrud," fragte er leise, „darf ich auch — um Deinetwillen?"

Sie umschlang ihn mit beiden Armen.

„Du mußt, Eberhard," erwiderte sie. „Ich freue mich Deines kühnen Mutes, aber ich werde zittern, bis ich Dich unten weiß."

Eberhard suchte ihre Lippen und küßte sie lange. Es war ein Kuß, wie er ihn noch nie gegeben hatte; als sich Gertrud langsam von seiner Brust löste, glühte sie bis über die Schläfen.

„Ich gehe," sagte er mit vibrirender Stimme. „Wenn wir uns wieder im Sonnenlicht begegnen — mein Weib — mein alles —"

Er vollendete nicht, er konnte es nicht vor Bewegung. Mit einem letzten warmen Blick wandte er sich von ihr, warf sich zu Boden und suchte, scharf in die Tiefe lugend, mit der Spitze seines Alpenstocks den Höcker an der Eiswand, von welchem Degenhardt gesprochen hatte.

Von Amalie kam es matt herüber:

„Ich habe Kurt so lange nicht gehört; rufe ihn an, Eberhard, damit er antwortet!"

Die Angst hatte sie verwirrt, sie gab dem alten Freunde die Anrede aus früheren Tagen, ohne es zu wissen.

„Der Höcker hat oben einen breiten Sattel, ich werde ohne Mühe darauf stehen können," sprach Eberhard hinunter.

„Vergessen Sie Ihre Branntweinflasche nicht," bat Degenhardt.

„Du mußt mir helfen, Gertrud, ich kann mich an der Eiskante nicht halten, wenn ich mich hinablasse, meine Finger möchten gleiten. Breite Dein Tuch darüber, so, daß es einen Fuß herabhängt, dann fasse das andere Ende und stemme Deine Kniee gegen eine rauhe Stelle im Eise. Du wirst meine Last ein paar Sekunden zu tragen haben."

„Hier ist ein eingefrorener Stein, wie gerufen — ich bin fertig, Eberhard. Steige hinab, das Tuch und ich werden nicht nachgeben."

Er verschwand in der Tiefe, Gertrud sah es nicht, sie hatte ihre Augen geschlossen und hielt alle Muskeln ihres Körpers angespannt.

„Laß langsam nach, Gertrud!" hörte sie Eberhards Stimme.

„Es fehlt mir etwa ein Fuß bis zu dem Vorsprung." Das Tuch rutschte ruckweise, Zoll nach Zoll, über den Abhang. Gertrud, noch immer mit geschlossenen Augen, beugte sich nach vorne, tiefer und tiefer, bis sie nicht mehr konnte.

„Weiter geht's nicht, Eberhard, ich verliere meinen Halt sonst!"

Plötzlich lockerte sich das Tuch in ihren Händen sie schrie auf.

„Alles sicher!" kam es munter von unten. „Ich stehe. Laß mir jetzt das Tuch und reiche mir unsere beiden Alpenstöcke. Meine Augen gewöhnen sich an die Dämmerung, mich dünkt, ich sehe meinen weitern Weg. Wie geht es Ihnen, Degenhardt?"

„Etwas kalt, ich fühle meine Füße nicht so recht mehr."

„Eberhard, um Gottes willen, beeile Dich!" rief Amalie und schickte sich an, zum Rande der Spalte zu kriechen.

„Beruhigen Sie sich, Frau Majorin," mahnte Gertrud, „und bleiben Sie, wo Sie sind! Es ist besser, Eberhard weiß sich unbeobachtet; sehen Sie, auch ich trete zurück!"

„Ich sitze auf dem Vorsprung," meldete Eberhard, „und meinen Stock habe ich neben mir in der Quere wagrecht eingekeilt, jetzt werde ich einen Zipfel Deines

Tuches daran knoten, Trudchen, und dann abwärts turnen, dadurch gewinne ich wieder zehn Fuß."

Eine Weile blieb es still im Schlunde. Gertrud stand mit ineinander gepreßten Händen und horchte, den Atem anhaltend, Furcht aber hatte sie nicht mehr. In dem Klange von Eberhards Stimme war vorhin schon und jetzt wieder eine freudige Zuversicht gewesen, die glückliches Gelingen bedeutete, und noch etwas anderes, das ihr Herz jubeln machte, weil es ihr die Gewißheit gab, daß mit jenem Abschiedskuß der geliebte Mann endlich ganz der ihrige geworden war. Aus jedem Worte, das er zu ihr redete, hörte sie mit dem feinen Ohr der Liebe wie ein zartes Summen heraus: „Mein Weib, mein alles!" Und da mochte sie wohl fröhlich werden mitten auf dem fürchterlichen Gletscher, trotz der Gefahr und Not, in welcher sie alle sich befanden. Sie sah hinaus über die paar nächsten Stunden hinweg auf den Augenblick, da Eberhard der kalten Eisgruft entstiegen und sie ihn wieder umfassen, er sie wieder küssen würde — sein Weib, sein alles. Was noch bis dahin zu thun blieb, was ihr noch oblag, die weite, einsame Wanderung zurück zum nächsten Ort, die Führung der aufgebotenen Männer zur Stelle des Unfalls, das vergaß sie, mit ihren Gedanken der Zeit vorauseilend.

Ein lautes „Hurra!" kam aus der Tiefe. Eberhard war glücklich unten angelangt. Noch einige Sekunden und Gertrud hörte die Spitze seines Stocks auf die Eismasse klingen, unter welcher Degenhardt teilweise verschüttet lag. Nun mußte auch sie handeln.

„Werfen Sie mir Ihren Stock herüber, Frau Majorin!" bat sie. Und hinab rief sie: „Ich gehe!"

„Und ich bleibe allein!" klagte Amalie.

„Nicht auf lange, fassen Sie sich, wir haben es immer noch besser als die da unten. Wandern Sie langsam hin und her, damit Sie rüstig bleiben. Vor allen Dingen legen Sie sich nicht nieder, je weiter Sie sichtbar sind, desto rascher werde ich mich hernach zurückfinden."

Damit ging sie behende davon; nachdem sie eine Zeit lang kreuz und quer geeilt war, manchmal ihres nächsten Weges ungewiß, verließ sie endlich die Region der Spalten und bewegte sich unbehindert in der Richtung nach Aletsch weiter, beständig durch den Gedanken an die beiden im Eise Begrabenen angespornt. Noch nicht lange war sie gegangen, als sie in der Ferne fünf Personen gewahrte, die ihr entgegenkamen. Das Herz klopfte ihr, eine gütige Vorsehung sandte ihr die gesuchten Retter entgegen. Sie rief, sie winkte; jene veränderten ihren Kurs, um die einzelne Dame, die mitten auf dem Gletscher Notzeichen gab, so rasch als möglich zu erreichen. Es waren zwei Touristen, die, in Begleitung von zwei Führern und einem Träger zu einer Besteigung der Jungfrau von Belalp ausgezogen, zunächst bis zur Klubhütte am Fuß des Faulbergs vorzudringen hatten, wo sie zu übernachten beabsichtigten; sie waren mit Seilen, Aexten und Steigeisen wohl ausgerüstet und deshalb im stande, die Befreiung der beiden Manner aus der Gletscherspalte ohne große Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Gertrud setzte sie, sobald sie nahe kamen, mit fliegenden Worten von dem Unfall in Kenntnis und führte sie zur Stelle desselben.

Die Majorin war mittlerweile um die Spalte herumgegangen, jetzt flog sie Gertrud entgegen und schloß sie stürmisch in ihre Arme.

„Sie liebes, tapferes Herz! Wie soll ich Ihnen danken?" rief sie unter stromenden Thränen.

„Nichts von Dank, meine liebe Majorin," wehrte Gertrud ab. „Was habe ich denn Großes gethan? Meine schwachen Kräfte für die Rettung eines Nebenmenschen — eines Freundes eingesetzt! Konnte ich anders?"

Es war nicht gelungen, den Major mittels der Bergstöcke gänzlich aus dem Eise herauszuarbeiten, die zusammengefrorene Masse erwies sich so hart, daß jeder Stoß nur einen Splitter absprengte, der Axt indessen, die hinabgelassen wurde, vermochte sie nicht zu widerstehen; nach fünf Minuten angestrengter Arbeit hatte Eberhard den Geführten befreit, dann schlang er dem halb Erstarrten das Ende des Seils unter den Armen um die Brust und sah ihn langsam emporschweben. Glücklich oben angekommen, versuchte der Major aufzustehen, aber die Beine versagten ihm den Dienst, er brach wieder zusammen. Amalie stürzte sich über ihn.

„Gott sei gedankt, Du bist gerettet!" rief sie aufschluchzend. „Du einziger, Du bester Mann, ich habe Dich wieder!"

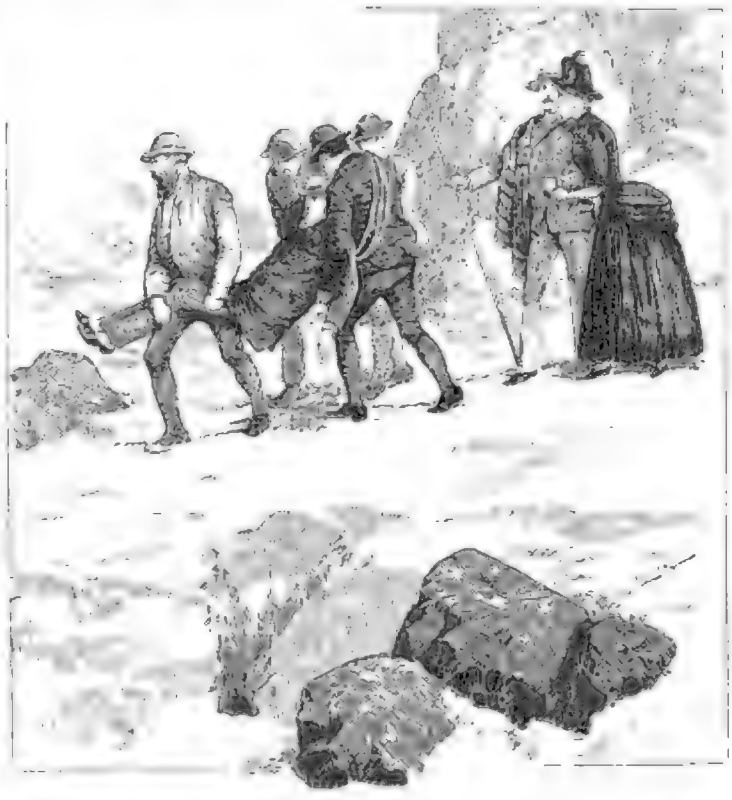
Nach kurzer Zeit erschien auch Eberhard oben. Es blieb nun noch die Schwierigkeit, den Major zurückzutransportiren; er erholte sich indessen bald einigermaßen, so daß er im Stande war, von zwei Führern unterstützt den Rückweg anzutreten. Eine Verletzung von Bedeutung hatte er nicht davongetragen, doch spürte er bald empfindliche Schmerzen am linken Schienbein und es stellte sich heraus, daß er dort, wahrscheinlich während des Absturzes, bis auf den Knochen verwundet worden war. Das Auftreten wurde immer schwieriger für ihn, so daß es ihm zwar gelang, die östliche Mittelmoräne des Gletschers zu erreichen, dort aber mußte er erklären, daß er außer stande sei, einen weitern Schritt zu thun. Man legte ihn auf den Steintrümmern der Moräne an einem passenden Orte nieder und kam dann nach längerer Beratung dahin überein, daß die Gesellschaft der Touristen ihren Weg fortsetzen solle, während Eberhard sich bereit erklärte, nach Aletsch hinabzugehen, um von dort einige Männer mit einer Tragbahre abzusenden. So geschah es auch. Gerne hätte Gertrud ihrem Mann begleitet, aber sie fühlte sich erschöpft und einer kurzen Ruhe bedürftig, sie mußte zurückbleiben. Heiß schien jetzt die Sonne auf die Ruhenden herab, neben Kurt hatte Amalie sich niedergelassen und hielt seine Hand, von Zeit zu Zeit fragte sie: „Friert Dn noch, Kurt?" Und jedesmal versicherte er: „Nein, ich bin ganz wohl," und lächelte ihr freundlich zu. Und Gertrud nickte dazu nachdenklich vor sich hin und wiederholte sich leise die Worte Eberhards: „Mein Weib, mein alles!"

Endlich kamen die Leute von Aletsch herbei und trugen den Verwundeten mit starken Armen zu Thal und nach kurzer Rast in Aletsch bergaufwärts zum Hotel Belalp. Zuletzt noch mußte Eberhard die Majorin führen, deren Kräfte zu versagen anfingen. Als sie an seinem Arme hing, mußte sie alter Zeiten gedenken.

„Haben Sie mir vergeben, Eberhard?" flüsterte sie.

Er antwortete ernst: „Eine höhere Macht hat unser Geschick geleitet: dies empfinde ich jetzt so lebhaft wie noch nie, wir haben einst beide geirrt, Amalie, und sind dann langsam zur Klarheit geführt worden; mit dieser Erkenntnis können wir uns die Hände reichen und über das Vergangene hinweg den Weg zur Freundschaft suchen."

(Schluß folgt.)



Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weiten.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Gesellschaft, welche seit Jahren den Salon der Gräfin Sternfeldt in Berlin zu besuchen gepflegt, hatte sich nach längerer Unterbrechung wieder einmal um die freundliche Flamme des Kamins versammelt.

„Wie freue ich mich," sagte Frau von Ramberg, als sie den Thee bereitet, „daß ich mein Ehrenamt als Präsidentin unseres traulichen Klubs wieder antreten kann, nachdem unseres arztstrengen Doktor Heilborn unerbittliches Verbannungsdekret die Gräfin so lange nach Mexiko exilirt hat. Ich möchte wohl aus Dankbarkeit dafür, daß er endlich die Gräfin der Heimat und uns die Stätte unserer freundlichen Plauderei wiedergegeben hat, mit ihm Frieden schließen, wenn das möglich wäre zwischen der weiblichen Schwäche, auf die er so stolz herabsieht, und der hochmögenden Wissenschaft, vor der ich nun einmal den Respekt nicht finden kann," fügte sie lachend hinzu.

„Und doch bin ich der Wissenschaft des Doktors dankbar, so sehr ich auch unsern lieben Kreis entbehrt habe," sagte die Gräfin Sternfeldt, „denn der Aufenthalt im Süden hat meine Gesundheit wunderbar gekräftigt, und vielleicht ist es gut, einmal eine liebe Gewohnheit zu entbehren, um dann ihren Wert desto mehr schätzen zu lernen."

„Ganz gewiß, gnädigste Gräfin," rief der Lieutenant von Podbeil, „ich wünschte nur, daß dies Experiment auch einmal an dem armen Secondelieutenant erprobt wurde, eine recht lange Entziehung würde vielleicht im stande sein, auch der süßen, freundlichen Gewohnheit des Rekrutenexerzierens einen neuen und bis jetzt leider unbekannten Reiz zu verleihen."

„Fast hätte ich doch das Exil der Frau Gräfin zu früh aufgehoben," sagte Doktor Heilborn, „denn dieser Winter stieß ja alle Berechnungen um und schien das Frühjahr nicht aufkommen zu lassen. Wären wir Aerzte so materialistisch gesinnt, wie man es uns da und dort gern unterschieben möchte, so müßten wir der klimatischen Abnormität dankbar sein, die uns eine reiche Ernte an Krankheiten aller Art gebracht hat; aber wer wollen denn doch den Landwirten auch etwas übrig lassen, deren künftige Ernte durch diesen unendlichen Frost schon bedroht ist."

„Fast scheint es, als ob der alte Nostradamus doch Recht behalten sollte," bemerkte Doktor Landen, „der für dieses Jahr so viel Unheil vorherjagt und die traurige Weissagung verkündet: ‚Orbis omnis vae clamabit!'"

„Das heißt?" fragte Frau von Ramberg.

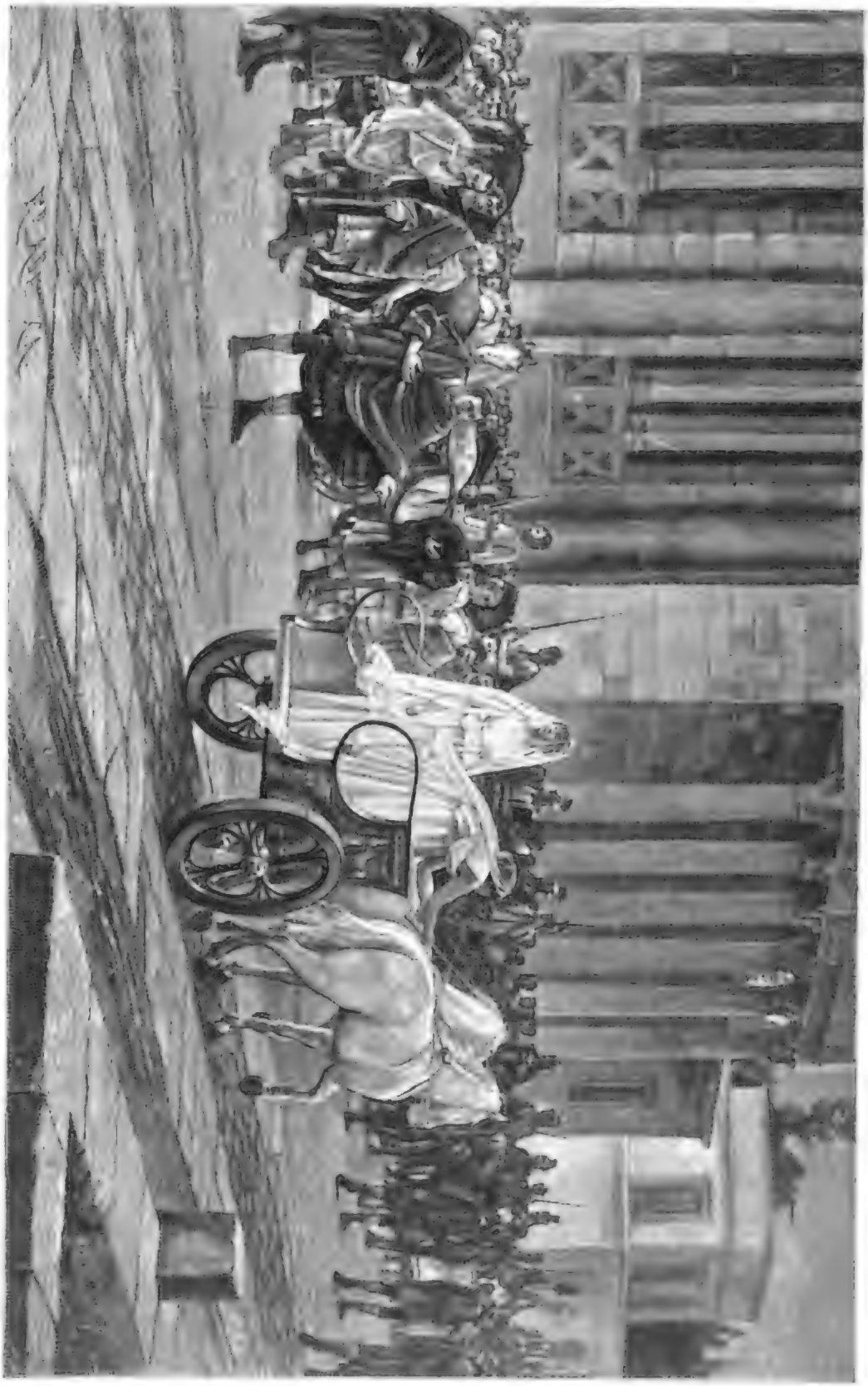
„Die ganze Welt wird wehe rufen," erwiderte Doktor Landen; „große Ueberschwemmungen sollen die Felder verwüsten, schwere Krankheiten denn folgen und endlich soll ein furchtbarer Krieg die Erde mit Blut überströmen. Die Ueberschwemmungen drohen wohl sehr ernstlich bei den ungeheuren Schneemassen, die auf allen Bergen liegen, Krankheiten sind die natürlichen Folgen — schon erhebt die Cholera wieder ihr Haupt — und wenn den Krieg betrifft, so tauchen ja die merkwürdigen orientalischen Heiratspläne wie schwarze Wolken am politischen Horizont auf."

„Nun, diese Wolken," rief der Landrat von Strebenstein, „werden wohl jede lange Zeit brauchen, bis sie einen Blitz zu stande bringen, und in jedem Fall wird sie ein deutscher Sturmwind schnell auseinander fegen."

„Ich glaube gewiß auch nicht an eine unmittelbare Gefahr," sagte der Oberst von Fernow ernst, „denn noch ist das orleanistische Königreich Frankreich nicht aufgerichtet und die Verschwägerung der Orleans mit dem künftigen Prinzen von Wales und dem künftigen Kaiser von Rußland wird wohl, wenn sie sich bestätigt, nicht so unmittelbare politische Konsequenzen haben. Immerhin aber zeigen diese Pläne deutlich, daß auch unsere Feinde ganz genau den Punkt erkennen, in welchem für uns die größte, ja vielleicht die einzige Gefahr liegt, und daß sie auf diesen Punkt in schärfer Berechnung für die Zukunft wirken."

„Und welche Gefahr sollte für das mächtige, so überwältigte deutsche Reich darin liegen, wenn eine Prinzessin von Orleans künftig einmal Königin von England und eine andere Kaiserin von Rußland wird?" fragte der Landrat von Strebenstein, ungläubig lächelnd.

„Es scheint mir zweifellos," erwiderte der Oberst von Fernow, „daß ein orleanistisches Königtum in Frankreich eine



Das Fest der Vestalin.

Nach einem Gemälde von Henri Motte.

Digitized by Google

Er iſt auferſtanden! Originalzeichnung von Ernſt Retemeyer.

Digitized by Google

ziemlich naheliegende Möglichkeit ist: ein solches Königtum würde aber die Revanche auf seine Fahne schreiben und den Krieg führen müssen, um seine eigene Existenz zu sichern. Familienverbindungen mit England und Rußland, wo — in beiden Ländern — die Feindschaft und Mißgunst gegen Deutschland bis in die höchsten Regionen hinauf sehr zahlreiche und sehr einflußreiche Vertreter findet, wo man es nicht verwinden kann, daß das früher mißachtete Deutschland an die Spitze der europäischen Mächte getreten ist — solche Familienverbindungen würden sehr wirksame Mittel sein, um das sehnsüchtig erstrebte Ziel aller Feinde Deutschlands zu erreichen und die einzige, wirklich ernste Gefahr heraufzubeschwören, die uns droht, das ist die Koalition."

„Und Sie würden eine Koalition fürchten?" fragte Herr von Strebenstein, indem er wie mitleidig die Achseln zuckte.

„Der Soldat fürchtet nichts," erwiderte der Oberst von Fernon, „aber er verschließt auch die Augen nicht vor der Gefahr, und die Koalition ist eine ernste, nicht leichthin zu behandelnde Gefahr. Jeder Soldat, der während der letzten Kriege in den Reihen unseres ruhmreichen Heeres gestanden hat, weiß genau, welche gewaltige Arbeit es gewesen ist, die einzelnen Feinde, die uns entgegenstanden, zu überwinden, und welche schwere Gefahren uns bedroht haben würden, wenn im Jahre 1866 Frankreich und im Jahre 1870 Rußland feindlich gegen uns aufgetreten wären. Deutschland hat weitgestreckte Grenzen gegen große geschlossene Militärmächte zu decken, und trotz der Zahl und Tapferkeit unserer Soldaten würde es immerhin eine unendlich schwere und harte Aufgabe sein, einmal etwa am Rhein und an der Weichsel zugleich zu schlagen. Groß ist der Ruhm und Dank, der unseren Truppen und unseren Heerführern gebührt, aber nicht minder entscheidend und bedeutungsvoll für unsere Siege war die politische Meisterhand unseres Kanzlers, der es mit einer Geschicklichkeit ohnegleichen verstand, stets den Gegner zu isoliren, damit wir unsere Kräfte alle nach einer Richtung konsolidiren konnten. Es gibt leider auch einen deutschen Chauvinismus, der die Deutschen an sich schon für unüberwindlich hält, und gerade dieser deutsche Chauvinismus ist am meisten geneigt, die Verdienste des Kanzlers zu vergessen und ihm überall Schwierigkeiten zu bereiten, wo er die Hand anlegt, um das Reich, dem er Boden und Raum geschaffen, zu stärken und auszubauen."

„Es gibt Fragen, in denen das Wohl des Volkes gebietet, vorsichtig zu erwägen —" sagte Herr von Strebenstein.

„Das verstehe ich nicht," fiel der Oberst von Fernon ein; „wenn einem Volke das Glück zu teil geworden ist, einen Mann zu besitzen, der so Großes gethan und geschaffen hat wie der Reichskanzler, so sollte man dessen stets gegen allen Widerstand seiner Gegner mit großem Erfolge bewährter Hand auch den Ausbau seines Werkes überlassen und vor allen Dingen wünschen und beten, daß diese Hand lange erhalten bleibe."

„Nun," sagte Herr von Strebenstein, „wir kommen da von der Kriegsgefahr ab; sollte denn, wenn wirklich jemals eine Koalition sich bildete, Deutschland keinen Alliirten für sich finden, um auch der Koalition die Spitze abzubrechen?"

„Ich hoffe das," erwiderte der Oberst, „und ich vertraue der von den hochherzigen Herrschern geschlossenen und schon mehrfach bewährten Freundschaft Oesterreichs, aber wenn es so käme, so wäre das ja eben der Weltkrieg, den der alte Nostradamus prophezeit."

„Hurra!" rief der Lieutenant, indem er die Spitzen seines kleinen Schnurrbarts emporbrehte: „das wäre ja dann eine herrliche Zeit, in der man die Rekruten ins Feld führen würde, statt sie auf dem Exerzierplatz im langsamen Schritt zu üben!"

Der Oberst schüttelte ernst den Kopf.

„Des Soldaten Ruhm ist es, zu schlagen," sagte er, „sein edelster und höchster Zweck aber ist es, in steter Schlagfertigkeit den Frieden zu schützen und zu verbürgen; das werden auch die jungen Herren begreifen, wenn sie älter geworden sind. Wer des Krieges Schrecknisse kennen gelernt hat, wird den Frieden als des Vaterlandes höchstes Gut erkennen, und vor allem wünsche ich, daß unserem teuren Kaiser der Friede seines Lebensabends lange, lange bewahrt bleiben möge."

„Amen!" sagte der alte Graf Sternfeldt.

„Uebrigens," fuhr er dann fort, „haben wir so eigentlich gar keinen Grund, uns über die Weissagung des Nostradamus schwere Sorgen zu machen. Alles Unheil, das er prophezeit, ist für ein Jahr vorhergesagt, in welchem Ostern auf den letzten möglichen Termin fällt, nämlich auf den 25. April. Solche Jahre sind nun aber schon mehrere dagewesen seit der Lebenszeit des berühmten Magiers und Alchimisten, auch im Jahre 1734 war Ostern auf den spätesten Termin gefallen, und selten war wohl die Welt viel ruhiger als gerade in jenem Jahre, auf welches die Prophezeiung ebenso gut bezogen werden konnte wie auf unser gegenwärtiges Jahr 1886 oder auf das Jahr 1943, in welchem, wie man ausgerechnet hat, wieder die gleich späte Osterzeit zum nächstenmal eintreten wird."

„Ueberlassen wir es also der Welt," rief Frau von Ramberg heiter, „das Jahr 1943, das uns ziemlich wenig angeht, und hoffen wir, daß des Herrn von Hochfeld blutdürstige Wünsche unerfüllt bleiben und daß auch dem Doktor keine Gelegenheit möge geboten werden, einen Feldzug gegen die Bacillen der verschiedenen Pestplagen zu führen."

„Ich kümmere mich wenig um den Bacillus," lachte der Doktor, „bis man ihm einen sichtbaren und faßbaren Kopf wird gegeben haben, um ihn zu zertreten wie die Schlange des Paradieses, von der er doch jedenfalls abstammt — so lange bleibe ich bei frischer Luft, frischem Wasser und Reinlichkeit, denn damit sind doch bis jetzt gegen alle Epidemien die siegreichsten Erfolge erzielt worden."

„Endlich einmal bin ich mit dem Doktor ganz einig," sagte Frau von Ramberg; „wir wollen den Bacillus der Wissenschaft überlassen; die gelehrten Herren mögen das Gift suchen, um diese mikroskopischen Dämonen zu vernichten, denn wenn man sich erst in den Gedanken an diese unsichtbare Reptilienwelt vertieft, die uns in der Luft und im Wasser, in den Blumen und Früchten, in allem Schönen und Guten der Welt heimtückisch auflauert, so möchte man wahrlich lieber gar nicht mehr leben. Lassen wir die Geheimnisse des Mikroskops und der unheimlichen Weissagungen, und bleiben wir bei der sichtbaren Welt und bei der Gegenwart, die ja doch immer — dem Tagschmetterling gleich — vor dem zugezogenen Schleier der Zukunft umherzuflattern verurteilt ist. In der Einsamkeit dieses Winters, da ich wenig in die Welt ging und unser Plauderabend mir fehlte, habe ich mehr als sonst in den Theatern Anregung gesucht, und da bin ich denn eine große Freundin unseres ‚Deutschen Theaters' geworden, das ich früher kaum gekannt, und das ich neben den königlichen Schauspielen eigentlich für überflüssig hielt. Ich habe dort wirklich großen Genuß gefunden und, ich muß es gestehen, ein Verständnis und eine Hingebung für die Kunst, die wirklich anziehend und fesselnd wirkt."

„Es freut mich aufrichtig," sagte der junge Graf Sternfeldt, „daß Sie eine Freundin des Deutschen Theaters geworden sind, es ist in der That ein Institut, das nach dem Höchsten in der Kunst strebt und in der Vereinigung ausgezeichneter, dem Ideal ernsthaft nachstrebender Kräfte ganz Außerordentliches erreicht. Man findet bei den Künstlern des Deutschen Theaters jene fein kritische und zugleich geniale Auffassung, die seit Seydelmann, Iffland und den Devrients leider im allgemeinen so vielfach verloren gegangen ist und dem Schablonendienst Platz gemacht hat, der denn auch wieder den Geschmack des Publikums verdorben hat. Bedauerlicherweise ist ja selbst auf vielen Hofbühnen das Virtuosentum mächtig emporgewuchert und hat die Filigranarbeit feiner Charakterzeichnung, in welcher die alte Schauspielkunst ihre Meisteraufgaben suchte, verdrängt. Das Deutsche Theater hat schon viel erreicht, aber es wird meiner Ueberzeugung nach noch mehr werden: eine Zukunftsschule der wirklichen dramatischen Kunst, welche durch das französische Virtuosentum auf schlimme Abwege geführt ist."

„Ganz recht, Graf Sternfeldt," sagte Frau von Ramberg lebhaft, „das ist es, was mir oft die Herrschaft des Franzosentums auf unserer Bühne so verhaßt gemacht hat, daß die Harmonie des Kunstgenusses dabei verloren geht. In der modernen französischen Dramatik wird ja meist ein Stück um einer Rolle willen geschrieben, diese Rolle wieder gipfelt eigentlich nur in einzelnen Scenen und ist überdies für eine einzelne Schauspielerin oder einen Schauspieler zurecht gemacht, die sie dann kreiren, wie man sagt, und dann ist die Schablone fertig, nach welcher nun alle anderen in einfacher Kopie weiterarbeiten. Alles übrige ist Nebensache, Beiwerk, Accompagnement; das Publikum achtet nicht weiter darauf, und die Schauspieler finden sich natürlich mit ihren Rollen so leicht als möglich ab. Das kommt mir vor wie ein Solokonzert auf irgend einem Instrument, welches ja wohl auch vom Orchester begleitet wird, wobei dann aber die Begleitung gemeinhin weder Beachtung bei dem Publikum noch sonderlich liebevolle Behandlung bei den ausführenden Musikern findet. Um einen wahren Kunstgenuß zu schaffen, muß aber das Ganze wirken; jede Rolle eines Schauspiels muß nicht nur vom Dichter mit gleicher Aufmerksamkeit gezeichnet sein, sondern auch von den Darstellern mit gleicher, liebevoller Freudigkeit ausgearbeitet werden. Das gerade habe ich im Deutschen Theater gefunden, die ersten Künstler spielen dort die scheinbar unbedeutendsten Rollen ohne allen eitlen Egoismus oder vielmehr in jenem edelsten Egoismus, der zeigen will, daß auch in dem Rahmen der kleinsten Rolle die wahre Größe der Kunst sichtbar sein und empfunden werden kann. Ich habe dort Aufführungen gesehen, die der alte Goethe, der strenge Kritiker, wohl würde für mustergiltig haben erkennen müssen."

„Es freut mich," bemerkte der alte Graf Sternfeldt, „daß die gnädige Frau meinen Geschmack für das Deutsche Theater teilen. Ein solches Kunstinstitut war in der heutigen Zeit fast eine Notwendigkeit, und man kann daraus den Hofbühnen — wie man das wohl hat thun wollen — keinen Vorwurf machen. Eine heutige Hofbühne steht zu sehr unter dem Druck von Rücksichten und Verhältnissen, von denen sie sich nicht frei machen kann; der falsche Geschmack des Publikums verlangt von ihr auch bis zu einem gewissen Grade den Kultus des Virtuosentums, denn man will gerade auf den Hofbühnen auch die sogenannten Reisegrößen gelegentlich sehen. Dann ist auch bei den Hofbühnen der Rollenrangstreit unter den Künstlern größer als anderswo und besonders größer und vielleicht auch etwas berechtigter als bei dem Deutschen Theater, in welchem sich die Künstler zu gemeinsamer Schöpfung eines harmonischen Kunstinstituts verbunden haben. Daß gerade dieses Theater so viel Erfolg hat, beweist, daß es einem in der gebildeten Welt empfundenen Bedürfnis entgegenkommt, und so darf man auch hoffen, daß es auf den Geschmack des Publikums läuternd einwirken und dem französischen Bühnenunwesen erfolgreich entgegenarbeiten wird. Ein solches Institut steht meiner Ueberzeugung nach zu den Hofbühnen nicht unter der Notwendigkeit einer feindlichen Konkurrenz, es bildet vielmehr eine Ergänzung derselben, ein Korrektiv gegen die Hindernisse und Einschränkungen, welche jede Hofbühne zu tragen hat, und in dem Zentrum einer großen Weltstadt wird eine Hofbühne im Verein mit einem rücksichtsfreien Kunstinstitut am besten dem wahren Kunstleben eine Stätte bereiten können, ja eine solche Vereinigung und Ergänzung wird dazu, wie ich glaube, ausschließlich im stande sein."

„Es freut mich," sagte Frau von Ramberg, „daß der Graf meine Empfindung durch seine Gründe klarer gemacht und zu einer festen Ansicht entwickelt hat; der Doktor Heilborn spricht uns armen Frauen ja die Logik — und vielleicht gar die Vernunft ab."

Der Doktor verwahrte sich dagegen durch eine lebhaft abwehrende Gebärde.

„Darum," fuhr Frau von Ramberg fort, „macht es mich immer glücklich, wenn der Graf Sternfeldt mir zu Hilfe kommt und mir beweist, daß unsere Empfindung doch ebenso das Rechte treffen kann wie die stolze männliche Vernunft."

„In allen Fragen der Kunst möchten die Damen wohl als kompetente Richterinnen gelten," sagte Doktor Landen, „hat doch Goethe schon das unbestreitbare Wort gesprochen: ‚Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!' Ich stimme auch in dem Urteil über das Deutsche Theater mit der gnädigen Frau ganz überein; der Direktor l'Arronge versteht es namentlich ganz besonders, das künstlerische Streben aller Mitglieder seiner Bühne immer lebendig zu erhalten, neu anzuregen und zu beleben — nur —"

„Nur?" fragte Frau von Ramberg.

„Nur wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er nicht in seiner eigenen Produktion das Gebiet des Volksschauspiels verlassen und sich mit seinem Trauerspiel ‚Loreley' versucht hätte."

„Und warum?" rief Frau von Ramberg lebhaft. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich gerade darüber außerordentlich gefreut habe, ich liebe dies Trauerspiel; es hat mich tief bewegt. Freilich," fuhr sie lächelnd fort, „kann ich auch dafür nur wieder meine Empfindung anführen, aber die weibliche Empfindung hat ja eben eine so liebenswürdige und nachdrückliche Verteidigung gefunden, daß ich wohl einigen Wert darauf legen kann."

„Einen großen Wert, gnädige Frau," sagte Doktor Landen, „den niemand höher schätzt als ich. Ebenso hoch schätze ich l'Arronges Streben und Können; aber es ist doch in den letzten Akten der Loreley wirklich etwas zu viel Feerie. Mit der Musik würde das für eine Oper angehen, im Trauerspiel aber dürften doch die Scenerie und die Gewitterschläge nicht als dramatische Faktoren in Wirksamkeit treten."

„Und warum nicht, frage ich noch einmal!" rief Frau von Ramberg. „Ist eine Fee, eine Nixe, ein Dämon mit einem Wort, das bewegende Element des ganzen Trauerspiels, so muß denn doch auch die Feerie in die äußere Erscheinung treten. Die Feenwelt ist ja überhaupt ein hochpoetisches Gebiet, und ihr Eingreifen in das Menschenleben muß zu dramatischen Konflikten und Spannungen führen, die auf der Bühne denn doch auch äußerlich in die Erscheinung treten müssen."

„In der Oper, gnädige Frau," sagte Doktor Landen, „im Melodram ist das ganz angebracht; das Trauerspiel aber soll die Konflikte in der Menschennatur zur Darstellung bringen und entweder lösen oder zu tragischem Ende führen."

„Der Dämon ist mächtig in der Welt," sagte Frau von Ramberg kopfschüttelnd, „im gewöhnlichen Leben zwar unsichtbar; auf der Bühne aber darf er doch wohl lebendig erscheinen und muß dann auch von den Attributen seiner Existenz umgeben sein. Mich hat gerade das, was Sie als Feerie bezeichnen, erschüttert und bewegt, weil es eben nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innerlich begründete und dramatisch wirksame Feerie war. Kommen Sie mir zu Hilfe, lieber Graf," sagte sie bittend zu dem alten Grafen Sternfeldt; „ich glaube doch, daß ich recht habe; aber die Kritik — und dazu gehört ja der Doktor Landen als Journalist — legt überall den Zollstab der Berechnung an, vor der keine Schönheit besteht und mit dem man an jeder idealen Schöpfung einen Proportionsfehler herausfinden kann."

„Ich war schon im Begriff, der gnädigen Frau zu Hilfe zu kommen," erwiderte der Graf, „denn ich kann dem Doktor Landen nicht den Satz zugeben, daß das Drama ausschließlich die in der Menschennatur sich entwickelnden Konflikte sich zur Aufgabe stellen soll und jedes persönliche Eingreifen der dämonischen Elemente als Feerie zurückweisen müsse. Wohl ist es eine hohe Aufgabe der Kunst, die von den großen Meistern herrlich gelöst ist, die Konflikte der reinen Menschennatur dramatisch zu gestalten; aber was würde aus den höchsten Schöpfungen der Kunst werden, wenn man jedes Erscheinen der dämonischen Gewalten vornehm als Feerie bezeichnen und zum bloßen Zauberspiel herabwürdigen wollte? Denken Sie an die ‚Jungfrau von Orleans' unseres Schiller, wirken da nicht der Himmel und die Hölle unmittelbar ein und tritt der schwarze Ritter nicht als Verkörperung des Dämons auf die Bühne? Aber wenn wir zu dem Altmeister des Dramas, dem großen Shakespeare, zurückgreifen, was würde aus ‚Hamlet' ohne die Erscheinung des Geistes, der überall in die Handlung eingreift, was aus ‚Macbeth' ohne die Hexen und Banquos Geist? Und alle diese dämonischen Elemente müssen doch auf der Bühne mit den scenischen Hilfsmitteln der Feerie zur Erscheinung gebracht werden. — Doch gehen wir noch weiter. Ist nicht in dem skeptisch-kritischen Sinne, den Doktor Landen eben vertrat, unseres großen Goethe unsterblichstes Werk eine reine Feerie, ein Zauberspiel, über das man dann ja auch vornehm die Achseln zucken müßte! Tritt im ‚Faust' nicht der Dämon in die unmittelbarste Wirkung und Erscheinung, bald als der Sohn der Schlange, der den Menschengeist zur Gottähnlichkeit verführt, bald als Versucher, der die Unschuld zur Sünde lockt, bald als Kobold, der die Menschen mit Taschenspielerkunststücken neckt und narrt? Wollen Sie so streng oder vielmehr so einseitig urteilen, so werfen Sie den Faust vor allem zu den Feerien."

„Im Faust, Herr Graf," warf Doktor Landen ein, „ist eben die Menschennatur im Kampf mit dem Dämon dargestellt, der eigentlich in ihr selbst lebt und nur verkörpert in die Erscheinung tritt."

„Das ist ja eben das hoch Dramatische," erwiderte der Graf lebhaft, „lassen Sie den Faust die in ihm selbst lebenden dämonischen und himmlischen Gewalten in Monologen mit einander ringen, so wird das herrliche Drama zu einem pedantischen Lehrgedicht; das Drama verlangt Verkörperung und keine Abstraktion. Und wenn Sie die Aeußerlichkeiten in Betracht ziehen, erscheint denn der Dämon im Faust nicht mit allen äußeren Attributen und Beigaben der volkstümlichen Tradition? Fehlt es an Donner und Blitz, an Flammen und Wolken, an Erdgeistern und Gespenstern? Und doch werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, bis die Menschheit bei der Stufe der Blasirtheit ankommt, den Faust für eine Feerie zu erklären, weil darin Donner und Blitz auf der Bühne vorkommt und dem Maschinisten eine wichtige Rolle zufällt. Nein, nein, ich gebe der gnädigen Frau und mit ihr Herrn l'Arronge völlig recht. Wenn er eine Loreley schreiben wollte, so mußte er, ebenso wie Goethe in seinem Faust, die Feerie zu Hilfe nehmen, und die Wahl der Loreley, dieses Dämons der heimlichen Sehnsucht nach den Lockungen der Sünde, die in jedem Menschenherzen ruht und in dem heiß schlagenden, thatkräftigen Herzen am mächtigsten wirkt, halte ich für eine poetisch vollkommen berechtigte und begründete; auch mich, ich muß es gestehen, hat das Drama wirklich ergriffen; ich habe in den Attributen der Feerie nichts Bedenkliches oder Unwürdiges gefunden; und auf dem Wege, auf welchem Hamlet, Macbeth und Faust voranschreiten, darf Herr l'Arronge mutig und unbeirrt folgen."

„Ich danke Ihnen, lieber Graf," rief Frau von Ramberg, „ich danke Ihnen, und sobald Loreley wieder gegeben wird, werde ich den Doktor Landen bitten, mich in das Deutsche Theater zu begleiten und noch einmal zu prüfen, ob er nicht dennoch mir Recht geben möchte."

„Ich werde dieser liebenswürdigen Einladung mit Vergnügen folgen," sagte Doktor Landen; „ich gestehe, daß mich die Bemerkungen des Herrn Grafen stutzig gemacht haben, ich werde darüber nachdenken und ..."

„Und ich hoffe," fiel Frau von Ramberg ein, „daß die kindliche Einfalt der weiblichen Empfindung auch diesmal den Verstand der Verständigen besiegen möge. — Doch jetzt," fuhr sie fort, „möchte ich noch eine Frage an den Doktor Riese richten, der ja unsere unbestrittene Autorität ist auf dem Gebiete der kulinarischen Wissenschaft."

„Ich stehe der gnädigen Frau zu Befehl," sagte der kleine Doktor Riese, indem er sich verneigte.

„Ich sprach neulich mit einer Freundin, welche Detlev von Geyerns Roman ‚Ein Feenschloß' in der ‚Romanbibliothek' mit großem Vergnügen gelesen hatte. In diesem Roman, der mich übrigens auch sehr interessirt hat, weil er die Verhältnisse des spanischen Hofes in einer Zeit schildert, die uns aus der Geschichte im allgemeinen wenig bekannt wird, kommt nun vielfach die spanische Ollapotrida vor, und meine Freundin hatte große Neigung, dieses so lockend geschilderte Nationalgericht einmal zu kosten, aber sie kennt das Rezept dazu nicht, da habe ich ihr denn versprochen, Herrn Doktor Riese darnach zu fragen, dem doch gewiß dieses, wie er sagen würde, spanische Nationallied der kulinarischen Geschmacksmusik bekannt sein wird."

„Die Ollapotrida, gnädige Frau," erwiderte Doktor Riese, „ist, wörtlich übersetzt, ein verfaulter Topf."

„O," machte Frau von Ramberg abwehrend.

„Nicht in der schlimmen Bedeutung," fuhr Doktor Riese fort; „potrie heißt eigentlich garen und kommt dem französischen digérer nahe. In den Haushaltungen des spanischen ärmeren Volkes bildet nun die Kichererbse (pois chiche) den hauptsächlichsten Grundstock der Nahrung. Diese Erbse muß etwa vierundzwanzig Stunden in Wasser liegen, um weich zu werden. Man wirft nun in den Topf mit den Kichererbsen alles, was man an Nahrungsmitteln hat, Fleisch, Gemüse, selbst Fische, hinein, läßt alles einen Tag weichen, würzt es mit Knoblauch und kocht diese Ollapotrida sodann gar, wodurch die verschiedenen Nahrungsmittel sich zu einem kräftig aromatischen Geschmack verbinden."

„Alles sehr gut, bis auf den Knoblauch," sagte Frau von Ramberg.

„Sie haben dieses Nationalgewürz des spanischen Volkes nicht nötig," versetzte Doktor Riese, „wenn Sie die Ollapotrida nach dem Rezept der spanischen Hofküche in Madrid bereiten lassen, das ich Ihnen ganz genau angeben kann."

„Ah!" rief Frau von Ramberg, „das wird die Sache meiner Freundin sein, und ich werde mich mit ihr vereinigen, um das Gericht zu kosten, auf das Detlev von Geyern uns neugierig gemacht hat."

„Sie lassen die Kichererbsen," sagte Doktor Riese, „in einem Beutel von Musselin eine Nacht in Salzwasser weichen, legen dann dazu ein großes Stück Rindfleisch und eben so viel gutes Hammelfleisch, Schinken, ein Huhn, kleine Saucissons, Gewürz und Salz nach Ermessen, aber ohne Knoblauch. Dazu kommen ferner alle Gemüse der Jahreszeit, und das Ganze wird in einem Rumfordischen Topf gar gekocht. Nunmehr serviren Sie zuerst die abgegossene Suppe, welche vorher sorgfältig geschäumt werden muß. Hierauf arrangiren Sie auf einer großen Schüssel die Kichererbsen in der Mitte, dann die verschiedenen Gemüse und endlich um diese das Fleisch, nach den verschiedenen Arten geordnet. Man gibt dazu eine Tomatensauce, und wenn Sie dann ein Glas alten Xeres oder Malaga dabei trinken, so wird nur ein wenig Phantasie dazu gehören, um sich nach Aranjuez oder in das Feenschloß El Pardo versetzt zu glauben."

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor," rief Frau von Ramberg, in die Hände klatschend; „das scheint mir vortrefflich zu sein. Wenn ich mit meiner Freundin die Probe mache, so müssen Sie dieselbe überwachen, und ich werde mir erlauben, die Herrschaften alle dazu einzuladen. Aber," fuhr sie fort, „ich möchte auch wohl wissen, wem ich eigentlich für die erste Anregung zu dieser kulinarischen Studie zu danken habe, wer ist Detlev von Geyern?"

„Ich weiß es," sagte der junge Graf Sternfeldt, „aber ..."

„Nun?" fragte Frau von Ramberg.

„Aber ich darf es nicht sagen."

„Wie unartig!" rief Frau von Ramberg schmollend.

„Ich habe strenge Verschwiegenheit gelobt," sagte der junge Diplomat, „doch werde ich um die Erlaubnis bitten, das Geheimnis der gnädigen Frau unter dem Siegel der strengsten Diskretion mitzuteilen."

„Eine Ollapotrida habe ich zwar den Herrschaften nicht zu bieten," sagte die Gräfin Sternfeldt, „aber en attendant bitte ich Herrn Doktor Riese um nachsichtige Kritik für mein Souper."

Graf Sternfeldt reichte Frau von Ramberg den Arm, und man begab sich in den Speisesaal.

Die kleine Bertha.

(Hiezu das Bild S. 652.)

Wer kennt sie nicht, die kleine Dame? Wer hat sie nicht in den Straßen oder im Park dahinspazieren sehen an der Hand der Bonne, wer hat im Salon oder im eleganten Boudoir der Mama nicht gelacht über ihre naiven Fragen und drolligen Antworten? — Zwar heißt sie nicht immer Bertha, zwar ist sie nicht immer brünett, wie die unsere, aber immer ist sie frisch und niedlich wie eine Blütenknospe im Morgentau, und eine Welt von Unschuld und Frohsinn lacht uns entgegen aus ihren Augen. Wer könnte sie sehen, ohne daß ihm das Herz aufginge! Stets ist sie heiter, liebenswürdig; sie hat ihre kleinen Unarten, aber nie werden sie lästig. Fragend schaut sie uns an — zutraulich, keck und doch scheu. Gern möchte sie eine Blume aus ihrem Körbchen uns in das Gesicht werfen, aber darf sie es thun, kann sie es wagen? — Arme Kleine! Noch liegt das Leben vor ihr so schön, so farbenstrahlend, so lockend, ein holdes Rätsel! Aber nur im Antlitz ist die Sphinx so schön! Nach dem Frühling kommt der Sommer mit sengenden Sonnengluten, kommt der Winter mit Schnee und Eis. Noch zwanzig Jahre weiter und vielleicht auch sie ist verwelkt vor der Zeit — entblättert, zertreten wie die Rose zu ihren Füßen.

Er ist auferstanden!

(Hiezu das Bild S. 637.)

Zum Grabe des Meisters kamen sie
Am Morgen in stillem Weh,
Maria Magdalena, Marie
Jakobi und Salome.

Sie wollten salben den Leib des Herrn
Mit köstlichen Spezerei'n;
„Wer aber," fragten sie schon von fern,
„Wer wälzt von der Thür den Stein?"

Da bebte die Erde, da stieg im Nu
Vom Himmelsgezelt herab
Der Engel des Herrn und trat hinzu
Und wälzte den Stein vom Grab.

So hell wie der Blitz war seine Gestalt,
Sein Kleid so weiß wie der Schnee;
Ein Schauer durchfuhr mit jäher Gewalt
Maria und Salome.

Darnieder wirft sich die eine da,
Die andre wendet das Haupt,
Fast von dem Leuchten, in das sie sah,
Des Augenlichtes beraubt.

Doch spricht der Engel in mildem Ton:
„Ihr Weiber, fürchtet euch nicht!
Den ihr suchen kamet, der Gottessohn
Ist auferstanden zum Licht.

„So, wie er gesagt hat, ist es geschehn;
Schaut her, die Stätte ist leer!
Wo ihr ihn gestern liegen gesehn,
Da findet ihr ihn nicht mehr.

„Geht hin und sagt es den Jüngern an:
Geendet ist eure Not,
Gebrochen des Grabes düstrer Bann
Und überwunden der Tod!"

C. B.

Pariser Fresken.

Von

Paul d'Abrest.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II.

Im Bois de Vincennes.

Die beiden „Bois" bilden die beiden Pole der Weltstadt Paris. Das Boulogner Gehölz ist der Pol des eleganten, modernen Paris, das Gehölz von „Vincennes" der Pol der volkstümlichen und geschichtlichen Lutetia. Historisch kann Vincennes Boulogne Schach bieten; zeigt man doch den Engländern, für welche das Haus Cook keine Pariser Sehenswürdigkeiten unbeschaut und keine Pariser Geheimnisse unentdeckt läßt, die mächtige Eiche, in deren Schatten der fromme König Ludwig der Heilige öffentlich Recht sprach und einem armen Wilddieb, der es verstand, sein Familienunglück pathetisch zu schildern, mehrere Louisd'or schenkte, statt ihn aufknüpfen zu lassen. Auch die Feste (Donjon), die in der Geschichte der Pariser Erhebungen seit undenklichen Zeiten eine so große Rolle spielte, hat im andern Bois kein Seitenstück. Da steht sie noch für Jahrhunderte fest zusammengefügt und zusammengemörtelt, die steinerne Landwehr, ebenso berühmt als Staatsgefängnis. Aber der mittelalterliche Donjon ist heute weiter nichts mehr als ein Flügel, ein verschwindend kleiner Bestandteil des ungeheuren Kasernen- und Festungsbaues, der in seinen Flanken ungeheure Mengen von Kriegs- und Mundproviant birgt und ein ganzes Artillerieregiment beherbergt. Gleichzeitig ist das Schloß heute das Verproviantirungscentrum und ein strategisches „Soutien" für die drei Forts von Nogent, La Faisanderie und Joinville, welche an dem Saum des Wäldchens liegen und die im Stande sind, wie es die Chronik der 1870er Belagerung sattsam bewiesen hat, ihre donnernde und blitzende Schuldigkeit zu thun. Dieser Lage vollkommen entsprechend, hat das Bois de Vincennes, das bei dem Schloß eigentlich beginnt, einen durch und durch militärischen Anstrich. Ueberall wecken Trommelschlag und Hornsignale die ersten Echos des Tages, häufig mischt sich Kanonendonner und Kleingewehrfeuer darein und der friedliche Wanderer stößt bei jedem Schritt auf ein Kapitel „Krieg im Frieden". Ueberall wird exerziert, Scheiben geschossen, dressirt und gedrillt nach neuen und altmilitärischen Begriffen. Hinten im Waldesdickicht erstreckt sich das „Polygone", das Exerzierfeld für die Kanoniere mit der weithin sichtbaren schwarzen Riesenscheibe und mit dem Sandhaufen für militärische „Hinrichtungen". Dienstfreie Offiziere der Forts und der Vincenner Garnison versäumen hier bei erträglichem Wetter ihren Morgenritt nicht; sie haben aber hier nicht die Hauptsorge, durch ihre Eleganz und ihre Geschniegeltheit zu glänzen, auch brauchen sie die Zerstreuungen nicht zu befürchten, welche sie im andern Bois den Amazonen zu verdanken hätten, denn hier sind die Militärs ganz „unter sich" und brauchen sich nur für ihre Pferde fürsorglich und entgegenkommend zu zeigen. Hier sind eben die Reiter ganz Militär, Husaren und Dragoner, und die wenigen Offiziersfrauen, die sich in Gesellschaft ihrer Herren Gatten zeigen, sind auch mehr der Gesundheitspflege und dem „professionellen Triebe" zu Ehren da, als um Huldigungen zu empfangen oder im Schritt oder Trab im Verstohlenen verbotenes „Süßholz zu raspeln".

Obwohl auf die Pflege und die Unterhaltung des Bois de Vincennes nicht geringere Summen verwendet werden, als auf das Bois de Boulogne, so hat ersteres dennoch ein naturgemäßeres und ich möchte beinahe sagen, milderes Aussehen, als sein vornehmerer Gegenpol, der ganz und gar Parkanlage ist. Außerdem dient das Bois de Vincennes als Verkehrsweg für die vielen an seinem Saume errichteten Dorfschaften, wovon eine lieblicher ist als die andere, so daß bis in die späteste Nachtstunde in den schmalen Wandelgängen, die sich zwischen dem dichten Gestrüpp dahinziehen, Leben herrscht, und auf den breiten Chausseen, die sich bis zum Marnefluß hinziehen, die Wagen verschiedener Art ihrem Ziel zurasseln.

Von diesen unmittelbar an das Vincenner Gehölz anstoßenden Ortschaften ist Saint-Mandé Paris am nächsten gelegen. Es ist dies das Eldorado der Pensionäre, der kleinen Rentner und zurückgezogenen Gewürzkrämer, welchen das Häuschen mit kleinem Garten als der wohlverdiente Lohn ihrer Arbeiten und langjährigen Anstrengungen, ja ihrer Entbehrungen vorschwebte. In den letzten Jahren hat sich aber auch Saint-Mandé verfeinert; neben den anspruchslosen Bürgerhäuschen haben sich dort opulente Villen, sogar ein oder zwei Schlösser erhoben. Es ist ja auch für viele Leute, die für eine beschauliche Lebensweise schwärmen, in diesem Winkel so idyllisch still und so behaglich, so abseits von dem Getümmel der Großstadt, wohin sie ja mit den Pferden aus ihren Stallungen so rasch gelangen können. Diese Schloßherren fühlen sich nicht einmal durch die Nähe der großen Tafeln der Demokraten beeinträchtigt, von jenem berühmten «Salon des familles», wo jeder Gedächtnistag des revolutionären Kalenders extra gefeiert wird bei Strömen blauen Weines und Bergen von Kalbsbraten mit herkömmlichem Salat.

Vincennes ist mehr Stadt als Dorf; die Spezialität der Ortschaft lautet: Mädchen- und Knabenerziehungsanstalten. In langen Zügen bewegen sich auch namentlich am Donnerstag und Sonntag nachmittag die militärisch uniformirten Zöglinge und die nonnenartig gekleideten Pensionärinnen in den lauschigen Alleen und tummeln sich nachher unter sehr nachsichtiger Aufsicht auf den geräumigen Rasenplätzen, wovon es deren so viele und so gut gelegene gibt.

Dann fliegen dem Vorübergehenden die Raketen lustig entgegen oder er gerät mitten in das Getriebe der wohlorganisirten Barrenpartie. Auch für die Füsiliere, „Dumanet und Bouillon", wie der Volkswitz die nicht chargirten Vaterlandsvertheidiger getauft hat, ist das Bois in der Umgebung von Vincennes ein Tummelplatz von nunmehr klassischer Berühmtheit. Hier wird von den anstrengenden Exerzitien ausgeruht, hier promenirt der Sergeant und Korporal an der Seite der hochbusigen Amme, oder des verschmitzt dreinblickenden Kammerkätzchens der Nachbarschaft.

Fontenay ist ein allerliebstes Waldnest. Vor zwei Dezennien zählte es wenig Häuser und diese waren sehr primitiv. Erst allmählich siedelten sich vornehme Gäste an und erbauten sich niedliche diskrete Häuschen, von hübschen Anlagen umgeben (freilich waren die Bäume zuerst kaum dicker wie die Besenstiele), wo es sich sehr gut arbeiten ließ und wo die Romane rasch hintereinander wachsen. Den Beweis davon liefert Herr Hector Malot, der fruchtbare Verfasser der „Herberge zur Welt" und von «sans famille», der hier alljährlich sein Vierteldutzend stark „goutirter" Bände verfertigt hat.

Er hat da einen echten, gemütlichen Dichterhain gegründet! Nicht weit davon bietet unter grünem Obdach dem Gourmand das Restaurant der «Porte jaune» allerhand leckere Genüsse. Noch eine halbe Stunde Waldweg, und wir stehen am Rande der grünen, smaragdenen, aber perfiden Marne, deren endloses Schilfgewächs schon so manchen unvorsichtigen „Canotier" oder nicht genügend abgerichteten Schwimmer tödlich umklammerte und in das nasse Grab hinunterzog. Darum scheren sich aber die zahllosen Ruderer und die an einem Sonntag höchst ungenirt Badenden äußerst wenig. Das Flüßchen ist mit einer Flotte von Jollen, Youyous und anderen leichten Fahrzeugen förmlich übersät, die Herren in sehr summarischem Canotierkostüm; doch kann man die anliegenden „Trikot-Inexpressibles", die Jägersche Wolljacke mit Ausschnitt für Nacken und Arme kaum als eine Kleidung betrachten. Die Damen aber tragen auf „hoher See" die verführerischsten „Peignoirs" und die possierlichsten Strohhüte von ungeheurem Umfang, mit enormem Aufputz an Bändern und Federn; ein Hund, groß oder klein, aber mit besonderer Vorliebe der krausharige Wollpudel, muß zu dieser Begleitung gehören. Bald schwimmt „Bibi" oder „Azor" wacker hinterm Ruderboot oder sitzt sphinxartig auf dem Bug des kleinen Gefährts.

Nogent und Joinville gegenüber liegen eine Reihe sehr hübscher, ungemein malerischer Inseln, wo die Fabrikanten des Boulevard Voltaire und des Quartier Saint-Antoine kartenartige Schweizerhäuschen aufgebaut haben. Hier spielen zwischen Samstag und Sonntag die Fabrikherren die Robinsons auf ihrem Eiland, und es fehlen dabei weder die Papageien, noch die Affen, welche sich nach dem üppigen Sonntagsdiner einzustellen pflegen. Sie sind auf ihren Besitzstand stolz und eifersüchtig, diese Inselherren, und überall begegnet der Profane der auf einem hölzernen Pflock befestigten Warnung „Verbot zu landen". Die Chaletbesitzer wollen eben unter sich leben oder wenigstens fern von allen unberufenen Blicken poculiren. Dagegen herrscht in den Restaurants des Dorfes lärmendes und übersprudelndes Zusammenleben.

Hier wird im Sommer selbstverständlich ununterbrochen gezecht, getanzt und allerhand Allotria getrieben. In den heißen Juli- und Augustnächten ertönt bis zum hereinbrechenden Morgen die schrille Klavierbegleitung zum tollen „Cancan" und die modischen Gassenhauer, welche der liebe Herrgott den Parisern zu jeder Sommersaison der Cafés chantants beschert, und welche dann ihren Weg nehmen von den Champs Elysées überall hin, wo die grüne Marne und die graue Seine fließen.

Ein Familiengenie.

Es gibt sehr viele Familiengenies, die später ganz bürgerlich vernünftige Menschen werden, und von unserem kleinen Bauernbuben, den das Gemälde von L. Vollmar zeigt, wollen wir das Gleiche hoffen: nämlich, daß er ein tüchtiges Verständnis von der Behandlung der Kühe und des „Alpsehens" einst besitzen wird. Er darf auch bis zum zwölften Jahre ein Genie auf der Zither sein; wollte er nach dieser Zeit sich ferner als Genie erweisen und von morgens früh bis abends spät an nichts als an Musik denken, so würden ihm seine Nächsten ganz ernstliche Unannehmlichkeiten bereiten. Jetzt jedoch darf er noch, wenn ihn die Lust anwandelt, seine Kunst zeigen, denn für einen so kleinen Buben spielt er wunderbar; sieben Ländler und zehn Volkslieder bekommt er ohne Fehler fertig, und nicht nur Vater, Mutter, Geschwister, sondern auch das ganze Dorf hat seine Freude daran. In den deutschen Alpen ist die Zither

Ein Familiengenie. Nach einem Gemälde von L. Vollmar.

die instrumentale Dolmetscherin aller verborgenen poetischen Gefühle, der lustigen wie der sentimentalen, und fast alle jungen Burschen und jungen Mädchen können sie spielen und üben die Kunst fleißig, bis sie verheiratet sind, dann hört hier wie überall Spiel und Tanz auf.

Unser kleines Familiengenie auf dem Bilde befindet sich noch in dem Alter, wo ihm gestattet ist, in allen freien Stunden sich der Zither zu widmen, und es thut das auch mit größtem Eifer. So sehen wir denn hier seine Geschwister in Bewunderung stehen, und wie die verschiedenartigen Töne ihm lauschen, das hat der Maler sehr anmutig und geistvoll wiedergegeben. Die Kleinste staunt über den Klang, der aus dem Holzkasten herauskommt, das etwas ältere Mädchen bewundert schon die Fingerfertigkeit des Bruders, der große Bub' aber lauscht den süßen Weisen und das fast erwachsene Mädchen spürt im Herzen so ein eigenes, sehnsüchtig-seltsames Wogen und Weben, daß ihr fast weh zu Mute wird. Das kleine Familiengenie kann mit dem Erfolg seiner Kunstübung wohl zufrieden sein.

Digitized by Google

Sonniger Morgen im Hafen von Rouen.
Nach einem Gemälde von Jaime Morera.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

(Fortsetzung.)

Ein Stallknecht führte einen prächtigen Goldfuchs mit zierlichem Damensattel in die Bahn.

„Ah, da ist mein Cäsar!“ rief Käthchen und eilte schnell von der Estrade herab zu dem Pferde, das ihr freudig entgegenwieherte.

„Ihre Tochter ist kühner als ich,“ sagte die Gräfin mit mühsam unterdrücktem Unmut zu Rautenstein, „indes,“ fügte sie mit scheinbar gutmütigem Lächeln hinzu, während ihre Augen noch boshafter als sonst funkelten, „für sie ist es ja auch weniger peinlich, sich von Fräulein Cora in den Schatten stellen zu lassen!“

„In Wirklichkeit,“ sagte Rautenstein völlig unbefangen, „hat sie das gar nicht zu befürchten; sie ist ja noch fast Kind und hat dem entsprechend die ganze Elastizität der Jugend, welche ja beim Reiten die Hauptsache ist und den Damen erst in späteren Jahren abhanden kommt.“

Die Gräfin Ingenstein wendete sich ab, als ob sie Rautensteins Worte nicht gehört habe.

Während Käthchen den Kopf und Hals ihres Pferdes streichelte und noch dieses und jenes am Reitzeug ordnen ließ, waren die Herren der Reihe nach herangekommen, um sich dem Grafen Hilburg bekannt machen zu lassen.

Auch die schöne Reiterin näherte sich, mit Ribenau plaudernd, und Rautenstein rief ihr entgegen:

„Kommen Sie, Fräulein Cora, damit ich Sie mit dem Grafen Hilburg bekannt mache! Er hat die ganze Welt durchreist, und Sie werden ihn vielleicht nicht ganz so leicht erobern können, wie das bei uns der Fall war. — Nehmen Sie sich in acht, Hilburg, vor der allerreizendsten Reiterin, Fräulein Cora Blangini, der Primadonna assolata unseres vortrefflichen Zirkus; ihre Volten sind gefährlicher für die Herzen wie die Triller der Patti, von denen ein vernünftiger Mensch doch nichts versteht.“

Die schöne Kunstreiterin grüßte mit anmutigem Lächeln und mit prüfendem Blick, welcher die Chancen für die Eroberung des so schönen und so außerordentlich vornehm aussehenden jungen Mannes zu berechnen schien.

Ferdinand verneigte sich mit kühler Höflichkeit, ohne ein Wort zu sprechen; er war auf seinen Reisen, bei denen er meist einen ganz einfachen und unscheinbaren Namen führte, mit Menschen aus allen Ständen umgegangen; jeder Hochmut lag seiner Natur fern; aber dennoch empfand er ein peinliches Erstaunen, daß hier die vornehmste Gesellschaft auf so vertraulichem Fuß mit der Kunstreiterin verkehrte, und ein Gefühl bittern Unmuts ließ das Blut in sein Gesicht schießen, als er sah, daß Käthchen, welche inzwischen zu Pferd gestiegen war, in die Bahn sprengte und Fräulein Blangini die Hand reichte.

„Nun,“ sagte die Gräfin Ingenstein, „der Wettkampf beginnt. Ich mache keinen Anspruch auf den goldenen Apfel und bin zufrieden auf meinem Zuschauerplatz. Graf Hilburg mag die Rolle des Paris übernehmen; er ist ganz unparteiisch, er soll Schiedsrichter sein.“

„O, wir haben schon oft mit einander geritten,“ sagte Cora; „Fräulein von Rautenstein ist Meisterin; sie könnte jeden Tag im Zirkus reiten und würde mir dann vielleicht eine gefährliche Nebenbuhlerin sein. Hier beuge ich mich gern vor ihr und lasse ihr den Ruhm der Meisterschaft.“

Als ob sie trotz ihrer liebenswürdigen Worte dennoch ihre Ueberlegenheit beweisen wolle, ließ sie ihr Pferd hoch aufsteigen, machte dann in mächtigem Satz eine ziemlich kurze Wendung und ritt darauf im Schritt durch die Bahn.

Käthchen hatte, seit sie im Sattel saß, ihre frische Heiterkeit wieder gewonnen. Kaum hatte Fräulein Cora ihr kunstreich kombinirtes Manöver ausgeführt, als auch sie ihr Pferd hoch aufsteigen ließ und dann genau in denselben Bewegungen wie die Kunstreiterin nach dem Rande der Bahn ritt und jener im gleichen Tempo folgte.

Sie hatte alles ebenso korrekt und sicher ausgeführt, nur gelang es ihr nicht, die kecke, trotzig herausfordernde Miene und Haltung ihres Vorbildes völlig zu erreichen, obwohl man sah, daß sie sich alle Mühe gab, auch diese nachzuahmen.

Der Lieutenant von Ribenau hatte dem Stallmeister die Peitsche aus der Hand genommen und sich selbst in die Mitte der Bahn gestellt. Er kommandirte mit lauter Stimme die einzelnen Gangarten, indem er dazu mit der Spitze der langen Peitsche zuweilen kunstgerecht knallte. Fräulein Cora und Käthchen ritten genau einander gegenüber durch die Bahn, mit militärischer Präzision dem Kommando des Herrn von Ribenau folgend.

Die Herren äußerten in ungezwungenster Weise, als ob es sich wirklich um eine Zirkusvorstellung handle, ihre Urteile.

Ferdinand stand finster da und hörte kaum auf die Worte, welche die Gräfin Ingenstein und die anderen Damen, die sich mehr für die neue Erscheinung in der Gesellschaft als für die beiden Reiterinnen zu interessiren schienen, an ihn richteten. Diese setzten ihre Uebungen fort, mit gleicher Anmut und Sicherheit führten sie ihre Pferde; ohne jeden Fehler gingen sie aus einer Gangart in die andere über und machten ihre Volten und Wendungen nach dem Kommando des Herrn von Ribenau. Alle jungen Herren folgten mit den Blicken dem in der That reizenden Schauspiel und man hörte abwechselnd die Rufe:

„Bravo, Fräulein Cora! — Bravo, Fräulein Käthchen!“ zuweilen von kurzem Händeklatschen begleitet.

„Nun, was sagen Sie, Hilburg?“ fragte Herr von Rautenstein ganz stolz; „was sagen Sie zu Käthchen? Hat sich das Kind nicht ganz famos entwickelt?“

Ferdinand gab keine Antwort, nur seine sich immer mehr verfinsternde Miene zeigte deutlich, daß seine Begriffe von der Entwicklung einer jungen Dame wohl nicht ganz mit denen des Herrn von Rautenstein übereinstimmen mochten. Gleichzeitig trat auf Käthchens Gesicht, während sie so durch die Bahn dahinritt und ihre ganze Aufmerksamkeit auf Fräulein Coras Bewegungen richtete, um dieselben so genau und scharf als möglich zu kopiren, mehr und mehr jener eigentümliche, kecke und unweibliche Ausdruck hervor, der sie freilich der Kunstreiterin immer ähnlicher machte, aber Ferdinand immer peinlicher berührte.

Die ganze Schule war durchgeritten, da rief Fräulein Cora einem zur Markirung der Hindernisse bereitstehenden Stallknecht mit jener eigentümlich gellenden Stimme, wie man sie bei den Vorstellungen im Zirkus zu hören gewöhnt ist, zu:

„Stange hoch!“

Sogleich wurde die Stange aufgehoben und Fräulein Blangini flog mit einem tadellos leichten und eleganten Satz darüber hin.

Käthchen folgte, und als sie sich der Stelle näherte, erklang auch von ihren Lippen derselbe Ruf mit ganz derselben Stimme, wie ihn Fräulein Blangini hatte hören lassen.

Man konnte in der That glauben, sich in einem Zirkus zu befinden, und schwer wäre zu sagen gewesen, welche von den beiden Nebenbuhlerinnen die Künstlerin von Beruf und welche die vornehme Dame sei.

Sicher und anmutig nahm auch Käthchen das Hindernis und lauter Beifall wurde ihr ebenso wie Fräulein Cora zu teil.

Noch einigemal umritten beide die Bahn, jedesmal den Sprung mit gleicher Sicherheit ausführend.

Da schien bei einem neuen Umritt Fräulein Coras Pferd einen falschen Tritt gemacht zu haben, sie winkte mit der Spitze ihrer Reitpeitsche, der Stallknecht senkte die Stange zu Boden und sie ritt, ihr Pferd ein wenig zurückhaltend, darüber hin.

Ein Blitz des Triumphs sprühte aus Käthchens Augen.

„Stange hoch!“ rief sie, und in tadellosem Satz nahm sie das Hindernis.

Im vollen Lauf ihres Pferdes sagte sie an Fräulein Cora vorbei.

„Stange hoch!“ rief sie mit immer lauterer, bis zur Heiserkeit angestrengter Stimme.

Die Stallknechte hoben ihre Stangen bis zur Höhe der Barrière und darüber hin, und jedesmal flog Käthchen in prächtigem Satz über das Hindernis.

Es war in der That ein herrliches Schauspiel, das schöne Mädchen und das schöne Pferd so ihre ganze Kraft und Geschicklichkeit zusammenfassen zu sehen. Immer jubelnder wurde der Beifall der Herren und von Fräulein Coras Lippen klang ein lautes Bravo durch die Bahn.

Endlich gab Herr von Ribenau durch einen scharfen Knall seiner Peitsche das Zeichen zum Anhalten; die Stallknechte senkten die Stangen, das schnaubende Pferd hielt in seinem Lauf inne, und Käthchen ritt ganz erschöpft und mit stolz leuchtenden Blicken in die Mitte der Bahn.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Fräulein Cora, Käthchen hat gesiegt,“ sagte Ribenau, indem er den Hals von Käthchens Goldfuchs klopfte; „wer auf sie gewettet hätte, würde ein gutes Geschäft gemacht haben!“

Auch Rautenstein war in die Bahn herabgekommen, ganz stolz den etwas derben Komplimenten lauschend, welche man von allen Seiten seiner Tochter zurief.

Ferdinand folgte ihm langsam; seine Augenbrauen hatten sich immer finsterer zusammengezogen und sein Blick ruhte mit schmerzlichem Ausdruck auf Käthchen.

Sie sah diesen Blick und zuckte unter demselben wie erschrocken zusammen.

Sie schien wie aus einem Traum zu erwachen, eine dunkle Röte überzog ihr Gesicht und, schnell den Stallknecht heranwinkend, sprang sie, ehe einer der Herren ihr zu helfen herzutreten konnte, aus dem Sattel.

„Bravo, Käthchen, bravo!“ rief Ribenau, indem er ihr auf die Schultern klopfte.

Sie aber wendete sich ab und geleitete ihr Pferd, das man fortführte, zum Ausgang der Bahn.

„Es thut mir leid, Herr Graf,“ sagte Fräulein Blangini zu Hilburg, „daß Sie mich am ersten Tage unserer Bekanntschaft so vollständig von Fräulein von Rautenstein besiegt gesehen haben; ich hoffe aber, es wird sich eine Gelegenheit finden, mich Ihnen in besserem Licht zu zeigen.“

Sie begleitete diese Worte mit einem feurig verheißungsvollen Blick.

Ferdinand aber antwortete auch jetzt nur durch eine stumme Verbeugung und schien mehr mit seinen Gedanken beschäftigt zu sein als mit dem, was um ihn her vorging.

„Laß uns nach Hause fahren, Papa,“ sagte Käthchen wieder herantretend, „ich bin ermüdet und möchte ein wenig ruhen.“

„Auf Ihren Lorbeeren,“ rief Ribenau, „auf Ihren wohlverdienten Lorbeeren!“

Käthchen aber hatte bereits den Arm ihres Vaters ergriffen und mit einem kurzen Gruß eilte sie schnell davon.

Ferdinand folgte, nachdem er sich ebenfalls durch eine flüchtige Verbeugung von der Gesellschaft verabschiedet hatte.

„Wir sehen Sie doch heute abend zu Tisch, Hilburg?“ fragte Rautenstein, als sie draußen am Wagenschlag angekommen waren; „Sie finden meine Schwägerin und einige Freunde und haben so Gelegenheit, sich ganz allmälich wieder in die Gesellschaft einzuleben.“

Er schüttelte Ferdinand die Hand.

Auch Käthchen hatte schon ihre Hand erhoben, um sie Ferdinand zu reichen. Dieser aber schien es nicht zu bemerken; er verabschiedete sich nur durch eine zeremonielle Verbeugung und stieg dann schnell in seinen Wagen, indem er dem Kutscher befahl, nach Hause zu fahren.

Fünftes Kapitel.

Ferdinand kam tief verstimmt nach Hause.

Erst so kurze Zeit war er wieder in der Heimat, er hatte kaum einige alte Bekannte flüchtig begrüßt und doch schien es ihm fast schon, als ob er niemals abwesend gewesen sei und noch in allen Fasern seines Wesens mit dem Leben der Heimat zusammenhinge.

Er hatte ein Gefühl von Unruhe und Schmerz, das er, obwohl gewöhnt, über alle Regungen und Empfindungen seines Innern sich Rechenschaft abzulegen, dennoch nicht zu erklären vermochte.

Das Wiedersehen der Jugendfreundin und die Unterhaltungen, in denen sie innig und kindlich vertraulich die Erinnerungen hervorriefen, welche fast schon aus seiner Seele verschwunden waren, hatten ihn selbst in jene alten Zeiten zurückversetzt, in denen Käthchen einen so wichtigen Platz in seinen Gedanken und in seinem Herzen einnahm.

Dies Gefühl war ihm nicht zum klaren Bewußtsein gekommen; er hatte nicht darüber nachgedacht, keine Hoffnungen oder Pläne daran geknüpft, aber es hatte ihn mit einer süßen, wohlthätigen und freundlichen Ruhe erfüllt. Nun aber war das Bild der Heimat, welches ihn in Käthchens Gestalt, mit holden Erinnerungsblüten geschmückt, begrüßt hatte, gar so häßlich

entstellt worden. Die kecke Amazone, welche in der Bahn des Tattersall mit der Reiterin des Zirkus rivalisirte und dabei selbst die Kunstreiterin in ihren Manieren noch überboten hatte, trug so gar keine Spur einer Aehnlichkeit mit dem Kinde, dem einst die ritterlichen Regungen seiner Knabenzeit gehört hatten und das ihn aus Käthchens Augen bei ihrer ersten Begegnung wieder so vertraut angeblickt hatte.

Unmutig schüttelte er den Kopf, um Käthchens Bild, wie sie vor seinen Augen durch die Bahn dahingeflogen war, verschwinden zu lassen; denn immer noch glaubte er sie zu sehen, den gellenden Ruf zu hören, mit welchem sie die Bahndiener aufforderte, die Stange hoch zu halten, und dazu die leicht hingeworfene Kritik, welche zwischen Käthchen und Fräulein Cora Blangini keinen Unterschied machte.

„Mein Vater hatte recht," sagte er trübe, „als er meine Jugend von dieser Welt hier fern hielt und bestimmte, daß ich nicht früher in dieselbe zurückkehren sollte, als bis ich draußen gelernt hätte, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst zu denken, selbst zu urteilen und zu wollen. Nun, dies habe ich, Gott sei Dank, gelernt. Der Flitterputz dieser Hofgesellschaft wird mir wahrlich nicht das Auge blenden und die hochmütige Sicherheit mein Urteil nicht verwirren; aber wird es mir möglich sein', da ich klar zu sehen und zu denken gelernt und die warme Empfindung nicht verloren habe, in dieser Gesellschaft auszuharren? Ich bin gewöhnt, im Adlerflug die Welt zu durchstreifen, — werde ich es ertragen, mich einsperren zu lassen in die vergoldeten Gitter dieses Hühnerhofs, in welchem die Pfauen sich die Könige der Schöpfung dünken? Der Tag begann so schön! Ich glaubte ein befreundetes Herz in der Heimat wiedergefunden zu haben; — aber gibt es Herzen in dieser Gesellschaft?! Schade um Käthchen," sagte er seufzend, „schade, daß sie auch hat werden müssen wie alle anderen! Vielleicht wäre sie anders geworden, wenn sie auch draußen in der Ferne aufgewachsen, in der Natur und der Freiheit herangebildet worden wäre. Es muß ja ein guter Keim in ihr sein. Ich glaubte eine reine, schöne Blüte zu sehen; aber muß die edelste Blüte nicht erstickt werden und verwelken auf einem verwahrlosten Felde, inmitten gemeinen, giftigen Unkrauts? Die Kindheit ist vorüber; sie war ein schöner, holder Traum, und die Träume werden niemals Wirklichkeit, am allerwenigsten in einem Leben, wie es hier mir entgegengähnt."

Der alte Kammerdiener trat ein. Der Verwalter der gräflichen Güter, ein alter Mann mit weißen Haaren, schwarzen Augen und wettergebräunten Zügen folgte ihm, mit augenscheinlicher inniger Freude, wenn auch ein wenig scheu und verlegen, den Grafen begrüßend.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Franz, „die Ankunft des Herrn Grafen sollte niemand vorher mitgeteilt werden; aber meinem alten Freunde, Herrn Wehrmann hier, der so innigen Anteil an allem nimmt, was die Familie betrifft, habe ich doch einen Boten geschickt, und er ist gleich gekommen, um die Freude zu haben, daß er den Herrn Grafen zuerst begrüßen dürfte."

Ferdinand drohte dem Alten lächelnd mit dem Finger und drückte dann herzlich die Hand des Verwalters, der schon seit langen Jahren im Dienste seines Vaters gestanden und ihn selbst als Kind hatte heranwachsen sehen.

Der alte, brave Beamte sprach seine ungeheuchelte Freude über das männliche Aussehen seines Herrn aus, der von so ganz anderem Schlage sei wie die übrigen vornehmen Herren der Residenz, der nun hoffentlich seine Reisen beendet haben werde, damit die Leute in Hilburgshausen und auf den anderen Gütern doch wieder zu dem frohen Bewußtsein kämen, daß sie eine Herrschaft hätten. Dann begann er zu erzählen von dem Stand der Wirtschaft, von den Forsten und der Jagd, von den Verbesserungen in dem Betrieb und von seinen Plänen, für deren Ausführung er die Rückkehr und Genehmigung des Grafen habe abwarten wollen.

Ferdinand hörte anfangs ein wenig zerstreut, mehr aus Wohlwollen für den Alten als aus Interesse an dem Gesagten, zu; dann aber begann ihn alles, was er hörte, lebhafter zu beschäftigen; er kannte ja die einzelnen Forstbezirke und die Felder, von denen der Verwalter sprach, von Jugend auf, hatte als Kind dort die Früchte reifen, den Baum- und Strauchwuchs sich entwickeln gesehen, und zum zweitenmal trat heute die Heimat in den Erinnerungen der Jugend seinem Herzen mit warmem Gruß entgegen. Die Poesie der Kindheitsträume war es zuerst gewesen, welche ihn begrüßt hatte in Käthchens Gestalt, und gar so schnell hatte sich ein kalter Reif auf ihre Blüte gesenkt. Diesmal war es die Prosa des praktischen Lebens, welche ihm aus den Worten und den treuen, klugen Augen des alten Wehrmann entgegenkam; aber auch diese Prosa erwärmte in wunderbarer Weise sein Herz und brachte ihn der alten Heimat näher und näher. Es war doch eine schöne Aufgabe, so zu schaffen und zu wirken im Beruf der thätigen Herrschaft über den angestammten Besitz, der unerschöpflichen Natur ihre Gaben abzuringen in freudiger Arbeit und so vielen Menschen helfen, raten und wohlthun zu können, welche ihn freudig und gern als ihren Herrn anerkannten und in deren Mitte er seinen festen, unveräußerlichen Platz auf Erden hatte.

Fast vergaß er seine Verstimmung über die peinlichen Eindrücke des Vormittags, und mehr seinen eigenen Gedanken als den Worten seines Verwalters antwortend, rief er:

„Ja, ja, mein alter Wehrmann, ich bleibe hier, und wenn es mir zu eng wird in dem goldenen Hühnerstall, dann weiß ich ja, wo sich mir ein Asyl öffnet und ein Feld würdiger Thätigkeit, die wohl eines Mannes Leben befriedigend ausfüllen kann."

Der Alte war ein wenig verwundert über diesen plötzlichen Ausruf, welcher zu seiner Auseinandersetzung über die Verbesserung der Milchwirtschaft wenig paßte, und suchte vergebens den goldenen Hühnerstall, von welchem sein Herr gesprochen, seinen ökonomischen Begriffen einzureihen.

Franz überhob ihn einer Antwort, indem er meldete, daß das Diner servirt sei.

Der Graf bestand darauf, daß Wehrmann mit ihm speisen müsse, und wohl ein wenig befangen, aber doch hoch erfreut über die ihm erwiesene Ehre, setzte sich der Alte mit seinem Herrn zu Tisch.

Franz servirte, ganz glücklich, daß er einmal wieder seinen Dienst versehen konnte, mit der musterhaftesten Präzision, was ihn jedoch nicht abhielt, auf die Fragen des Grafen, den er als Kind auf den Armen getragen, unbefangen zu antworten und manche kleine Geschichte aus dem Leben des seligen Herrn Grafen zu erzählen.

Die Köchin hatte nach so langer Unthätigkeit ein kulinarisches Meisterwerk geschaffen. Ferdinand ließ die edelsten und ältesten Weine aus dem Keller herauf bringen, und als der alte Wehrmann immer lebhafter, unbefangener und gesprächiger wurde und endlich um die Erlaubnis bat, ein stilles Glas dem Andenken des seligen Grafen weihen, dann aber mit seinem jungen Herrn auf eine glückliche Zukunft anstoßen zu dürfen, da fühlte sich Ferdinand so recht von Herzen wohl und glücklich. Auf seinen Befehl mußte auch Franz trotz seines Widerstrebens ihm Bescheid thun und einen Römer alten Rheinweins leeren.

Auch die alte Köchin wurde herbeigerufen, um die verdienten Lobsprüche für ihre Kunst zu empfangen, und als Ferdinand in die treuen, biederen Gesichter der alten, guten Leute blickte, welche vor Freude über seine Heimkunft strahlten, da wurden seine Augen feucht, und dem alten Wehrmann die Hand schüttelnd, sagte er:

„Es war doch wohl unrecht, daß ich so lange in der Ferne herumgeschweift bin und euch alle hier zuweilen vergessen konnte. Jetzt habe ich wieder Wurzeln geschlagen in der Erde der alten Heimat; jetzt weiß ich, was das Leben von mir fordert und was es mir bietet. Aber gleichwohl hatte mein Vater recht. Wäre ich nicht draußen gewesen, ich hätte vielleicht den Beruf und die Pflichten meiner Stellung nicht so verstanden wie jetzt, und ihr würdet weniger zufrieden mit mir sein, als ihr es jetzt werden sollt."

„Der Herr Graf soll leben!" rief der alte Wehrmann in jubelndem Ausbruch, indem er sein Glas erhob.

Schnell befahl Ferdinand, daß die anderen Domestiken alle herantreten sollten.

Hell klangen die Gläser aneinander, laut erschallte der Hochruf der treuen Diener, den heimgekehrten Herrn zu begrüßen, der bewegt einem jeden die Hand drückte. Aus der einfachen Prosa des Lebens, die ihm hier in seinem Hause entgegengetreten war, hatte sich eine warme, reine und edle Poesie erhoben. Ihrem Hauch öffnete sich sein Herz, und nur mit einem flüchtigen Seufzer gedachte er der lieblichen Blüten, welche sich ihm einen Augenblick geöffnet hatten, um schnell wieder zu verschwinden.

Noch eine Zeit lang saß er bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre, mit dem alten Wehrmann behaglich plaudernd, erfüllt von dem Wohlgefühl des eigenen Heims und dem erwärmenden Einfluß des Verkehrs eines einfachen, natürlichen Menschen, der in immer freierer Ungezwungenheit ihm den Blick öffnete in ein Leben voll treuer Arbeit, die in engem Kreise das reinste Glück erblühen läßt.

Endlich meldete Franz, daß die Stunde des Abendempfangs bei dem Kammerherrn von Rautenstein gekommen sei; die gnädige Frau habe noch einmal geschickt und sagen lassen, daß sie den Herrn Grafen bestimmt erwarte.

„Wie viel hübscher wäre es, hier zu bleiben," sagte Ferdinand zögernd, „doch es wäre unartig, nicht hinzugehen! Auch dort habe ich ja Pflichten gegen die Gesellschaft, der ich mich nicht ohne weiteres entziehen darf; sie würden sagen, ich wolle den Sonderling spielen — oder," fügte er lächelnd hinzu, „sie würden meinen, ich fürchte mich vor ihnen, da ich so lange nicht über die Parkets der Salons hingeglitten bin. So mag's denn sein! Ich habe mich ja hier an freien Menschengesichtern erfrischt und muß auch das Opfer bringen, eine Stunde unter Larven zu sein, die ich doch wohl noch besser durchschaue, als sie meinen. Wir sprechen morgen weiter, mein lieber Wehrmann; Sie bleiben einige Tage hier und dann gehe ich mit Ihnen nach Hilburgshausen hinaus."

Er verabschiedete sich von dem Alten, ordnete seine Toilette und stieg dann in seinen Wagen, den der alte Kutscher ganz stolz durch das seit langer Zeit wieder hell erleuchtete Portal hinausfuhr, an welchem der Portier, den Hut in der Linken haltend, seinen Stab salutirend mit weit ausgestrecktem rechtem Arm erhob, indem er seitwärts nach der Straße hinblickte, ob auch die Vorübergehenden bemerkten, daß das gräfliche Haus wieder zum alten strahlenden Glanz erstanden sei.

*

Die Empfangsräume in dem Rautensteinschen Hause bildeten eine Reihe zusammenhängender, nur durch schwere Portièren von einander getrennter Salons. Alle diese Räume waren mit der verschwenderischsten Pracht und auch mit einem gewissen Geschmack ausgestattet, wenngleich hier und dort manche Ueberladungen und grelle Farbenzusammenstellungen einem empfindlichen Blick auffallen konnten und der künstlerische Wert mancher in prachtvollen Rahmen prangender Bilder von Kennern bestritten werden mochte.

Eine nicht sehr zahlreiche Gesellschaft aus den vornehmsten Hofkreisen bewegte sich in den verschiedenen Salons um so ungezwungener, je weniger sie durch die Räume eingeengt wurde.

In dem größten Mittelsalon, welcher auf das Vorzimmer folgte, lehnte Frau von Rautenstein bequem in einer breiten Chaiselongue neben dem behaglichen, mit reichem Silbergeschirr bedeckten Theetisch, umgeben von zahlreichen jungen Offizieren, welche teils auf kleinen Tabourets saßen, teils auf niedrige Fauteuils sich hingestreckt hatten.

Keiner dieser Herren kümmerte sich um den gastlich einladenden Theetisch mit seinem traulich summenden Kessel; höchstens hatte der eine oder der andere ein kleines Sardellenbrötchen genommen, um der Junge einen flüchtigen Reiz zu gewähren. Die meisten sprachen eifrig dem vortrefflichen Kulmbacher Bier zu, das vor ihren Augen in appetitlichster Weise verzapft wurde aus einem zierlichen Fäßchen, das, in weiße Servietten eingeschlagen, auf einem Gestell von geschnitztem Eichenholz bereit stand, von geschliffenen Kristallkelchen umgeben. Andere wendeten sich zu einer silbernen Bowle auf einem Nebentisch, aus welcher der würzige Duft des heißen Punsches hervorstieg, den der große Schiller als die symbolische Vereinigung der vier Elemente so sinnig gepriesen hat.

Frau von Rautenstein erschien in der hellen Kerzenbeleuchtung um gut zehn Jahre jünger; man mußte sie hier in der That für eine schöne Frau gelten lassen, und die sichere Ueberlegenheit, mit welcher sie die Unterhaltung in ihrem Kreise führte, bewies, daß sie noch durchaus nicht die Ansprüche aufgegeben, welche ein anmutige Frau in der Gesellschaft machen kann, auch wenn sie nicht als die Wirtin eines gastlich offenen Hauses auf die Huldigungen eine Anwartschaft hätte.

Die Herren rauchten fast sämtlich die als vortrefflich bekannten Cigarren des Herrn von Rautenstein, und der kleine Zirkel erinnerte in seiner nonchalanten Gruppirung mehr an die kameradschaftliche Vereinigung in einem Militärkasino als an den Salon einer der vornehmsten Damen der Residenz.

(Fortsetzung folgt.)

Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien.

Von

Heinrich Brugsch.

(Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. de Monte und photographischen Aufnahmen.)

(Fortsetzung.)

Am 12. Oktober, einem Sonntag, saß ein jeder bereits um acht Uhr morgens fest im Sattel und die Kavalkade setzte sich langsam in Bewegung. Das gewöhnliche Schritttempo wurde beibehalten, denn die Bergpfade verbieten jede schnellere Bewegung von selber. Sie ließen an Romantik wenig zu wünschen übrig. An schwindelerregenden Abgründen vorüber führte der steile Weg neben den kahlen Felswänden, an den meisten Stellen kaum breit genug, um den entgegenkommenden Karawanen ausweichen zu können. In der jähen Tiefe wirbelten die rothraun gefärbten Wasser des Weißflusses, nicht selten Wasserfälle bildend, deren Rauschen bis in unsere Höhe herauf deutlich vernehmbar war. Die Sonne brannte heiß und nur selten gewährten vereinzelt stehende Baumalleen in der Nähe bewohnter Ortschaften in den Thalgründen einen erquickenden Schatten. Bei dem Dorfe Rudbar wurde das blutende Opferlamm entgegengenommen und gegen zehn Uhr in einem hübschen Garten voll gereifter Granatäpfel an den saftgrünen Sträuchern eine kurze Siesta gehalten. Der Aufbruch mußte beschleunigt werden, denn auf der ganzen steilen Bergstraße bis zur nächsten Station pflegt von zwölf Uhr mittags an eine Windsbraut einzutreten, die im stande ist, selbst einen Reiter vom Pferd herunter zu wehen. So erzählte wenigstens der Mehmendar und eine gewisse Vorsicht war deshalb nicht unnötig. Ein überraschender Anblick bot sich gegen den Schluß des heutigen Tagesmarsches dar. Die Bergwände vor uns rückten augenscheinlich an die beiden Ufer des Flusses heran, über den sich eine lange Bogenbrücke aus Ziegelwerk aufspannte, die längste, die ich nach der Brücke von Isphahan je in Persien gesehen habe. Der Abstieg zur Brücke war von unglaublicher Steilheit, der trockene Uebergang über den Fluß um so bequemer, denn sonst macht man nicht viel Federlesens mit den Füßen im geheiligten Lande Iran und reitet mitten durch die strömenden und wirbelnden Wasser hindurch. Ein Zollhaus an der Brücke bereitete den Gästen des Schahpischah keinerlei Schwierigkeiten, und nach einem kurzen Ritt bog man links um die Ecke und übersah ein reizendes, breites Thal, in welchem der Schah-Rud oder Königsfluß seine gewundenen Silberbänder durch grüne Matten hindurchschlängelt. Drüben, nach Süden hin, erhoben sich steile Gebirgsketten, und einzelne Riesenköpfe schauten über die höchsten Kämme zum Thal in die Tiefe hinab. In einem Dorfe, Gändje, ward die ganze obere Etage des Postbaues von der deutschen Gesandtschaft bezogen, nachdem die einzelnen Gemächer auf Anordnung des Mehmendars mit dem Notwendigsten ausgestattet und häuslich eingerichtet worden waren. Da es noch früh am Tage, denn der Ort war bereits um die helle Mittagsstunde erreicht worden, so entwickelte sich im Laufe des Nachmittags eine ruhige gesellige Unterhaltung zwischen Aleman und Iran, zeitweilig durch das Eintreffen von Pischkeschs oder Gastgeschenken unterbrochen, von denen zwei kurz vorher geschossene Mufflons oder wilde Bergschafe in naturhistorischer wie in kulinarischer Beziehung das allgemeinste Interesse erregten. Das muntere Gespräch über persische Sitten und Gewohnheiten endete mit einer Charakteristik des edlen und wohlwollenden Sinnes des regierenden Schah, und zur besonderen Heiterkeit erzählte jemand der Gesellschaft den folgenden hübschen Zug aus seinem Leben. Auf einer Jagdpartie in der Gebirgslandschaft von Djadjerud, sechs Stunden von der Residenz Teheran entfernt und in der Richtung nach dem Demawendgebirge hin gelegen, hatte sich der Schah von seinem Gefolge getrennt und befand sich bei böiselem Wetter an einer einsamen Stelle im Gebirge. Vorwärts schreitend stieß er auf einen Bauer, dem das mit Waren beladene Maultier gefallen war. Alle seine Bemühungen, das Tier wieder auf die Beine zu bringen, scheiterten, und mit lautem Rufe forderte er den ihm unbekannten Jägersmann auf, ihm zu helfen. Ohne sich weiter zu besinnen, leistete der Schah Hilfe, benahm sich aber bei der ungewohnten Arbeit so ungeschickt, daß der Bauer anfing, ihn in der anzüglichsten Weise auszuschelten. „Bist auch so einer, der hier herumlungert wie der Schah" — und hierauf folgten eine Reihe wenig schmeichelhafter Bezeichnungen für den Souverän des Landes — „und nichts weiter leistet, als Tiere tot zu schießen," und dergleichen artige Redensarten mehr. Der Schah machte stillschweigend noch einmal eine letzte Anstrengung und das Maultier richtete sich glücklich mit seiner Last auf. „Ich bin der Schah," sagte er hierauf zu dem verblüfften Bauerlein, „hier hast Du fünf Goldstücke an Stelle der Ohren, die ich Dir hätte abschneiden lassen sollen."

Erst spät, es war schon elf Uhr, suchte ein jeder sein Bett auf und zog die Decke bis über den Kopf, denn die Windsbraut schien das Versäumte nachholen und rüttelte und schüttelte an dem alten Kasten des Postbaues, daß er aus allen Fugen zu gehen schien. Um zwei Uhr nachmittags hatte freilich der Wind zu blasen angefangen, aber der gewitterartige Sturm hatte sich nicht nach sonst gewohnter Weise eingestellt. Es mag als ein Beweis der persischen Höflichkeit gelten, daß das versammelte Volk iranischen Ursprungs der ungeleiteten Meinung war und dabei verblieb, daß der windige Geselle infolge der Ankunft des deutschen Gesandten ausnahmsweise nicht geblasen habe.

Spät erst, die Uhr zeigte bereits neun, brach die Karawane in der Frühe des folgenden Tages auf, voran berittene Krieger von wildem Aussehen, deren Pferde bis zum Kopf hinauf blutrote Halstücher trugen. Die Lehmhütten des Dorfes lagen bald im Rücken der Reisenden, und nachdem eine kleine, wellige Ebene von geringer Ausdehnung durchmessen war, begann aufs neue die Bergkletterei auf halsbrecherischen Pfaden über Steingeroll und stiebende Bäche hinweg. Das breite grüne Thal des Schah-Rud lag auf der rechten Seite tief unter den Füßen der Reiter und die verzweigten Arme des schnellfließenden Stromes bildeten große Inseln in der üppigen Thalebene, an deren Nord- und Südseite die vegetationsleeren Bergketten farbenreiche Wände aufbauten. An einer lieblichen Stelle dicht am Ufer des kahlen Flusses zwischen dichtem Buschwerk und unter dem Schatten dickstämmiger Weiden (ihr persischer Name lautet ardschn, sie liefern das beste Material für Holzarbeiten) wurde ein kleines Feldlager aufgeschlagen und das Frühstück, bestehend aus Sardinen und Fleischpasteten nebst einem Glas guten Weines, eingenommen. Hinter dem Lager fehlte es nicht an historischer Augenweide. Das alte Schloß von Djemalabad mit seinen verfallenen Mauern und Türmen langweilte sich auf einem nahegelegenen Hügel, und die Ruine schien sich selber bereits schwarz darüber geärgert zu haben. Ein zweistündiger Ritt erst auf dem rechten, dann auf dem linken Ufer des Flusses wirkte ermüdend durch die drückende Hitze, denn in der Tiefe liegt das Germesir oder die Region der warmen Zone und hier ist im persischen Oktober die europäische Julihitze an der Tagesordnung. Hügel auf, Hügel ab, dann eine Schwenkung rechter Hand in ein Seitenthal mit einem ärmlich aussehenden Dorfe — es führt den Namen Pattschenar, das ist „Platane" — an der Bergwand, und ein malerischer Anblick belohnte die Wanderung durch den warmen Strich.

Holzgitterfenster von Kaswin.

Am Eingang zu dem einsamen Thal, durch welches ein Bach über Steingeroll seine schmale Wasserrinne hindurchzog, hielt eine Schar von achtzig bis neunzig Reitern, Milizen in ihrer vollen Waffentracht, um den kommenden Gesandten durch ihre Anwesenheit zu ehren. Im Thal selbst herrschte augenblicklich das regste Leben. Rotröckige Zeltaufschläger vom Hof tummelten sich in geschäftiger Eile und schienen mit Befriedigung auf ihr eben vollendetes Werk zu blicken. Prächtige Zelte, mit echt asiatischem Luxus ausgestattet, gleichsam wandernde Häuser aus Leinwand mit Zimmern und Kammern, denen selbst kunstvolle Gitterfenster nicht fehlten, bildeten eine förmliche kleine Stadt, deren weißleuchtender Schimmer von den dunkelbraunen Felswänden grell abstach. Damit die Täuschung vollendet und der Anlage eines persischen Wohngebäudes entsprochen werde, waren aus dem Bache Rinnsale abgeleitet worden, um die viereckigen, in den Erdboden gegrabenen Bassins vor dem Eingang eines jeden Zeltes mit dem erforderlichen Wasser zu speisen. Hellgrünes Röhricht an den Ufern des Baches, hier und da Grasinseln und vereinzelt stehende Weiden, umgaben die eben erstandene Stadt wie mit einem Rahmen. Im Innern der Zelte erglänzten die Wandleisten der einzelnen Gemächer in blumenreichen Mustern auf Rosagrund. Es ist die Hoffarbe, welche die Wohnungen des Schahpischah auch äußerlich für jedermann kennzeichnet. Im Einzelt stand das Diner bereit. Mit einem letzten Blick auf die Gebirgsketten im Süden, auf welchen die untergehende Sonne ein unglaublich feines Farbenspiel hervorzauberte, wurde das Zeltleben am Mittagstisch eingeweiht; der mit blitzenden Diamanten, Rubinen, Smaragden und Türkisen besetzte kaiserliche Rahmen machte zuletzt die Runde, und in wohlthuender Abendkühle zog sich ein jeder in sein Schlafgemach zurück. Das Murmeln des Wassers wiegte in süßen Schlummer und selbst das eigentümlich schrille Geschrei der Rebhühner im Gebirge und das Geklingel und Geläute vorüberziehender Karawanen vermochte nicht den Schläfer zu erwecken. Eine klare, sternenhelle Nacht spannte ihr Zeltdach über das Lager im Thal von Pattschenar aus. Noch will ich zum Schluß der Jagdbeute, eines Muflon, der rubinfarbigen Granatäpfel und der dickschaligen, aber zuckersüßen Weintrauben mit traubenegroßen Beeren gedenken, welche irgend ein unbekannter Wohlthäter als Gastgeschenk gespendet hatte.

Brücke über den Sefid-Rud im Gilan.

Ein schöner Sonnenaufgang beleuchtete am nächsten Morgen (14. Oktober) die weiterziehenden Reiter. Durch schmale Felsenthäler windet sich die Straße in zunehmender Steigung und weite Aussicht über die reichgegliederten Bergmassen nach allen Richtungen hin eröffnend. An schwindelerregenden Abgründen vorüber führt sie im Zickzack zu dem höchsten Punkt der ganzen Reise, fünftausend Fuß über dem Spiegel des kaspischen Meeres. Es ist zum Schluß der weiten Reise ein hartes Stück Arbeit für die Pferde, eine Strecke von etwa fünfzig Meter Länge auf glatten Felstagern zu ersteigen, die sich wie eine steile Treppe vor den Augen der Reiter auftauen, zur Rechten die Riesenmauer des Berges, zur Linken ein jäher Abgrund in erschreckender Tiefe. Hoch über unseren Häuptern wiegt sich der Aar im blauen Aether. Er zieht seine langsamen Kreise über der Reiterschar, als warte er eines Opfers, das ihm der Fall eines Pferdes in die dunkle Tiefe gewährt. Zur Höhe gelangt. Dank sei es der unvergleichlichen Ausdauer und Kraft der persischen Rosse, stieg man von den Tieren ab, um ihnen eine kurze Erholung zu gönnen. Die Nüstern schnaubten und wateten, und milchweiße

Digitized by Google

Schweißstreifen bedeckten die dunkle Haut der aufs äußerste angestrengten Pferde. Und wieder ging es weiter von einem Bergkamm zum andern, doch immer merklicher wurden die absteigenden Windungen der Straße, bis sich endlich von der letzten Höhe des Bergrückens aus die rauhe, vegetationsleere Gebirgswelt in ein liebliches Thal absenkte, das sich im vollsten Schmuck der Wiesen und Gärten in der Umgebung des Dorfes Rhärzän zu unseren Füßen lang ausbreitete. Kleine Karawanen, wandernde Zigeuner und ein Jägersmann mit einem eigentümlichen viereckigen Schild zur Deckung, wie ich es nur noch bei den Beduinen in der Nähe des toten Meeres gesehen habe, bildeten die letzten Begegnisse auf der jäh abwärts führenden Bergstraße. Auf einer luftigen Aue erglänzten die weißen Zelte im Strahl der sengenden Mittagssonne und bezeichneten den Ruhepunkt nach dem harten vierstündigen Ritt. Als der Gesandte an der neuen, umfangreichen Karawanserai vorüber den Zelten näherte, begrüßte ihn eine schwarz gekleidete Dame in europäischer Tracht, indem sie sich nebst zwei neben ihr stehenden Kindern auf das Höflichste verneigte. Wie kamen sie in dieses Thal? Waren sie hier ansässig? Befanden sie sich auf der Reise? Die eingezogenen Erkundigungen bestätigten das letztere. An der Mittagstafel saßen bald darauf die Dame zur Rechten des Ministers und die Kinder, ein liebliches Mädchen von sieben Jahren und ein fröhlicher, um zwei Jahre jüngerer Knabe, beide wie die Mutter in sauberem Reisetanzug, inmitten der Begleiter des Gesandten. Ein Bild des menschlichen Unglücks entrollte sich vor unseren Augen, wie es in so fern liegenden Gegenden kaum wehmütiger empfunden werden kann. Die Aerzte, eine geborene Engländerin, war ihrem Mann, einem deutschen Ingenieur, nach Persien gefolgt. Eine Leberkrankheit hatte ihn in Teheran dahingerafft, und mit ihren beiden Kindern war sie genötigt, nach Europa über Reicht zurückzukehren. In einem kastenartigen

Perserin im Straßenkostüm.

Doppelsegelkarren hockend, mußte die ihres Ernährers beraubte Familie sich von einem Maultier den beschwerlichen, von der Gesandtschaft bisher zurückgelegten Weg über die Berge nach dem kaspischen Meer tragen lassen. Gerührt und voller Dankbarkeit nahm sie von dem Minister Abschied, empfing von dem Mehmendar dringende Empfehlungen an die Ortsbehörden, und eine Auswahl von zubereiteten Speisen, Konserven, Früchten und Zuckergebäck wurde der Witwe und ihren Kindern mit auf den Weg gegeben. Möchte der Himmel ihnen eine glückliche Heimkehr geschenkt haben!

Der Vorsteher des Dorfes Rhärzän ließ sich die Ehre nicht rauben, auch seinerseits dem deutschen Gesandten die Zeichen seiner gastfreundschaftlichen Gesinnungen in realster Weise zu Füßen zu legen. Ein schwarzes Lämmchen, eine ganze Ladung von Rebhühnern und schneeweißen Hähnen, von Früchten (darunter erschienen zum erstenmal Pfirsiche) und von außerordentlich langen und breiten Brotfladen bedeckten nach und nach den ganzen Fußboden des Tschelten.

Die Pferde, welche bis hieher den Gesandten und seine Begleiter getragen hatten, erfreuten sich in Rhärzän des verdienten Lohnes der Ruhe und wechselten mit neuen Tieren aus dem Marstall des Schah ab, die uns den weiten Weg von Teheran bis dieher entgegengeschickt waren. Um zwei Uhr nachmittags saß man wiederum im Sattel, um die welligen Vorhügel zu überwinden, die sich allmählich zur Hochebene von Kasbin absenken, hier und da mit angebauten Feldern bedeckt, auf denen die Spuren der letzten Ernte noch nicht verwischt waren. Nach anderthalbstündigem Ritt erkannte man schon eine halbe Stunde vor der Ankunft die mit vier und sechs Pferden bespannten kaiserlichen Wagen, welche von dieser Stelle an bis nach Teheran die Gesandtschaft in bequemster europäischer Weise weiterbeförderten. Ueber Stock und Stein, aufwärts und abwärts, daß es nur so knackte und krachte, rollten die Gefährte dahin, bis die große weite Ebene erreicht wurde, welche nach Osten hin die deutlich erkennbaren Gebirgsketten des Elburs mit seinen schneebedeckten Kämmen begrenzen. Gegen hundert, einem Wanderstamm (Il) angehörige Reiter, längs der Landstraße in gerader Linie aufgestellt und von einem Führer kommandiert, begrüßten mit langsam sich neigenden Häuptern den Gesandten und begleiteten die Wagen bis zum Nachtquartier in Agha-Baba.

Der also genannte Ort, von Gärten umgeben, in denen mattgrüne schwindsüchtige Pappeln ihr durchsichtiges Geäste über die niedrigen Lehmumhegungen emporstrecken, zeigte eine ungewöhnliche Bewegung. Menschen und Pferde drängten sich auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude, das wie ein Thor die hohen Lehmwände der Stadtmauer unterbricht, wild durcheinander, und die Maise schwoll zu einem dichten Knäuel an, als gegen fünf Uhr nachmittags die Wagen der Deutschen vor den Eingang rollten. Das Haus, von dem die Rede, war festlich geschmückt, gelbe Melonen und rot schimmernde Granaten lugten aus dem Blätter- und Blumenwerk auf dem Rande der geländerlosen Terrasse hervor, und lange Reihen aufgestellter Lampen mit Naphthafüllung ließen eine brillante Illumination voraussehen. Der Hakim oder Gouverneur von Kasbin, ein wunderschöner Fünfziger mit einem klugen, von dichtem schwarzem Bart umrahmten Gesicht, empfing in dem Bala-chune oder der obern Etage des Gebäudes den Gesandten, vor dem auf einem Riesentisch eine wahre Weihnachtsgabe von Früchten, Blumen und persischen Zuckersachen zwischen angezündeten Lichtern auf glitzernden Glasstandetabern zum Ausdruck der Gastfreundschaft geopfert ward; alles das freilich nur ein schwaches Vorspiel zu dem, was seiner am nächsten Tag in der nahegelegenen größern Stadt Kasbin harrte. Ein persisches Diner vereinigte die Deutschen und Perser an der gedeckten Tafel, und als der letzte Kalium geraucht und die letzte Tasse Thee geschlurft war, begaben sich die versammelten Mitglieder in den ihnen zugewiesenen Räumlichkeiten zur Ruhe. Das Schlafgemach, welches dem Schreiber dieser bescheidenen Zeilen zugewiesen ward, bestand aus einem leeren, mäßig großen Zimmer, wie es in den Posthäusern den Reisenden zu Gebote gestellt wird. Die Fenster, es waren deren zwei, bestanden eigentlich nur aus wackeligen Fensterläden ohne Riegel. Die Thüre, welche als Eingang diente, war lose aus Rand und Band gegangen, und ihre Doppelflügel hielt weder ein Schloß noch ein Haken mehr zusammen. Der Wind, der sich in der Nacht erhob, bewegte die Fenster- und Thürflügel mit lautem Geklapper, die Vögel flogen durch die freien Oeffnungen in das Zimmer hinein und zwitscherten um die Wette, bis ein Katzenpaar sie verscheuchte, und ein kalter Luftstrom legte über das Bett des Schlafenden, bei dem sich in dieser hölzischen Nacht der Keim zu einem später ausbrechenden Wechselfieber entwickelte.

Auf Grund eines „gelegneten", das heißt kaiserlichen Befehls war dem persischen Generalgouverneur für Kasbin ein besonders feierlicher Empfang des Gesandten des Kaisers von Deutschland unter den höchsten militärischen Ehrenbezeugungen

Perserin im Haustostüm.

eingeschärft worden. Es verstand sich von selber, daß deutscherseits solcher Ehre auch äußerlich in gebührender Weise entsprochen wurde. Am frühen Morgen des 15. Oktobers wurden deshalb die Uniformkisten geöffnet, und bald darauf erschienen zur größten Freude und Bewunderung der Perser der Gesandte in der kleidsamen Uniform eines Offiziers des zweiten brandenburgischen Dragonerregiments Nro. 12, der Hauptmann von Brandis in der des Gardejägerregiments, beide Herren mit dem eisernen Kreuz auf der Brust, und die übrigen Herren in ihren diplomatischen Gewändern. Die persischen Herrschaften hatten gleichfalls ihre besten Uniformen und Ehrenkleider angelegt. Der Mehmendar zeigte sich in der von den Persern adoptirten Uniform eines österreichischen Generals, weißem

Derwische.

Waffenrock und roten, mit Goldstreifen besetzten Pantalons, der Gouverneur von Kasbin in einem kostbaren, mantelartig zugeschnittenen Kaschmirgewand mit zwei blitzenden Diamantagraffen auf der Brust, der übrigen persischen Offiziere und Beamten nicht zu gedenken. Die Zuschauer stießen ein dreimal wiederholtes «beh!» (der verlorene Positiv zu unserem deutschen Komparativ besser und Superlativ bester), das heißt „schön", aus, und die Wagen mit ihren glänzenden Insassen setzten sich auf der Straße von Agha-Baba nach Kasbin in Bewegung. Während der dreistündigen Fahrt fehlte es nicht an unterhaltenden Zwischenfällen und der herrlichsten Aussicht auf die schneeigen Gipfel des Elburs. Das Opferlamm wurde zu verschiedenemalen mitten auf dem Wege abgeschlachtet, sogar ein Ochse, dem das Blut aus dem abgeschnittenen Hals hoch emporspritzte,

In der Maskenloge.

Digitized by Google

mußte seinen Tribut dem deutschen Gesandten bezahlen. Weder waren es die militärisch organisirten Reiter eines Nomadenstammes, die längs des Weges demselben ihre stummen Huldigungen bezeugten, und zuletzt eine ganze Schwadron persischer Kosaken, in ihrer äußern Erscheinung in nichts von den russischen verschieden, die ihre besten Reiterstückchen auf ihren gewandten Pferden mit unglaublicher Geschicklichkeit ausführten. Hier jagte ein Kosak über die weite Ebene, hing plötzlich in seiner ganzen Körperlänge auf der rechten Flanke des Pferdes oder sprang in rasender Carrière vom Pferd ab und auf, oder warf den persischen Kalpak auf den Erdboden und hob ihn abwärts gebeugt wieder auf; dort legte sich das gesattelte Tier nieder, und zwischen den ausgestreckten Beinen des Pferdes feuerte der Kosak in gedeckter Stellung sein Gewehr ab. Man wußte kaum, was man mehr bewundern sollte, die Behendigkeit des Reiters oder die Gelehrigkeit des abgerichteten Rosses. Bei solchem Schauspiel war es verzeihlich, daß man kaum die wunderbaren Bilder der Fata Morgana bemerkte, welche die höher und höher steigende Sonne auf der toten, wüsten, mit Steinen besäten Ebene in stetem Wechsel der luftigen Erscheinungen hervorzauberte. Seen, Wälder, Städte und Felder gaukelten ihre trügerischen Bilder in nahen Abständen vor die Augen der erstaunten Fremdlinge. — Endlich war die Stadt Kaswin erreicht, und die Gefährte rollten durch die belebten Straßen des nicht unansehnlichen Ortes. Von Minute zu Minute nahm die neugierige Volksmasse an wachsender Zahl zu und selbst die tief verhüllte Frauenwelt hatte sich mutig auf die Gasse gewagt, um Zeuge des Einzugs der Gesandtschaft vom Lande Aleman zu sein und die fremden Gäste in ihren ausländischen Kostümen zu bewundern. An einer Straßenecke machten die Wagen Halt, und Deutsche und Perser stiegen auf die bereitstehenden Pferde, nachdem vorher die mit den reichsten Stickereien versehenen Decken von dem Rücken der Tiere genommen waren. Der feierliche Einzug und Empfang begann. Kopf an Kopf stand die Menge auf dem großen, von einer malerischen Baumallee eingefaßten Platz, welcher sich auf einer Länge von etwa tausend Meter zwischen dem Regierungsgebäude, in welchem der Generalgouverneur seine Wohnung aufgeschlagen hat, und dem kaiserlichen Hotel von Kaswin ausdehnt. Zu beiden Seiten des beschriebenen Platzes bildete die Garnison von Kaswin, Infanterie und Kavallerie, mit ihren Fahnen und Musikbanden an der Spitze, Spalier, die Offiziere in der adoptirten österreichischen Uniform, die Mannschaften in ihren dunkelbraunen Waffenröcken mit schwarzem Lederzeug und roten Hosen. Zur Seite des einziehenden Gesandten ritt in seinem Kaschmirprunkkleid der Gouverneur und dahinter eine reiche Suite von Begleitern in militärischen oder Zivilkostümen. Die Sonne schien hell am blauen Himmel und beleuchtete ein wundervolles Bild der asiatischen Welt. Die deutsche und persische Nationalhymne wurden von den Kapellen intonirt, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Truppen präsentirten das Gewehr und in lautloser Stille ergötzte sich die zusammengeströmte Menge an dem herrlichen Tamascha oder Schauspiel. Kaum waren der Minister und seine Begleiter vom Pferde gestiegen und hatten ihren Platz auf dem breiten, reich mit Blumen und Gewächsen geschmückten Altan des Hotels eingenommen, um einen letzten Blick über den mit Menschen besäten Platz zu werfen, als bereits eine Ehrenwache aufzog und eine militärische Kapelle ein Programm europäischer Musikstücke in vollendetster Weise zum Besten gab.

Das kaiserliche Hotel, welches den Gästen als Absteigequartier in Kaswin angewiesen ward, ist, besser gesagt, ein kleines Palais, im neuesten persischen Geschmack aufgeführt, das jedem Postreisenden ohne Unterschied des Ranges und der Nation zur Verfügung gestellt ist. Um den prächtigen, mit Spiegeln und Arabeskenwerk geschmückten Saal liegen Zimmer neben Zimmer, welche vom Waschtische an bis zum Bett hin mit den notwendigsten europäischen Möbeln versehen sind und an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Wie es zu erwarten stand, brachen die Tische im großen Saale unter der Last der aufgespeicherten Gaben der persischen Gastfreundschaft, und vor allem erfreute der malerische Anblick der schönsten Blumen und Früchte durch die Mannigfaltigkeit ihres frischen Farbenspiels. Die Förmlichkeiten der Vorstellung wurden in gewohnter Weise mit echt persischer Höflichkeit erledigt. Man erkundigte sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden, drückte die Freude über die Ankunft des seit vierzehn Tagen mit Sehnsucht erwarteten deutschen Gesandten aus, wünschte sich Glück ob der zwischen den Kaisern von Iran und Aleman bestehenden Freundschaft und sog die vier langen Züge des vortrefflichen Tabakrauches aus den herumgereichten kostbaren Friedenspfeifen des Kalian ein. An der Tafel saßen bald darauf Perser und Deutsche in gemütlichster Weise vereint, als wären sie längst mit einander bekannte Freunde, und die fröhlichsten Gespräche würzten das europäische Mahl in dem kaiserlichen Hotel.

Der Generalgouverneur, ein ebenso reicher als vornehmer Perser, dessen zehnjähriger Sohn mit scharfem Auge die kommenden und gehenden Diener überwachte, hatte für den Abend ein glänzendes Gastmahl vorbereitet, und es war auf seinen eigenen Vorschlag hin die gegenseitige Verabredung getroffen worden, daß die Ankunft des deutschen Gesandten zugleich als «Baz-did» (Wiedersehen), mit anderen Worten als Gegenbesuch gelten sollte. Als die Dunkelheit hereinbrach, setzten sich die Wagen des Gouverneurs mit den deutschen Insassen in Begleitung von Kosaken, Läufern und sonstigem Ehrentroß in Bewegung, um durch die breite Allee den kurzen Weg nach dem gegenüberliegenden Regierungsgebäude in langsamem und feierlichem Tempo, wie ein Leichenzug, zurückzulegen. Das stattliche Haus, im Architekturstil der berühmten Epoche des großen Schah Abbas aufgeführt und durch seine Nischen und Thore mit persischen Spitzbogen charakterisirt, lag dem Absteigequartier gegenüber. Die Einwohner von Kaswin (richtiger Cazwin geschrieben),*) ohne Unterschied des Ranges und des Standes, schienen sich aufs neue ein Stelldichein inmitten der Baumallee gegeben zu haben, und es wimmelte von Menschen in den buntesten Trachten, deren die Kopfbedeckung die äußerliche Signatur ihrer Lebensstellung und Abstammung ausdrückte. Die schwarze Mütze des Städters, die domförmige hellbraune Kappe des Arbeiters, der buntgestickte Tuchturm auf dem Haupte des Derwisches und das Pelzungeheuer, unter welchem der Kopf des Kurden fast zu verschwinden scheint, bildeten im großen und ganzen die Hauptmerkmale des Unterschieds. Tief verhüllt und verschleiert — nicht einmal die Farbe und Größe des Auges wäre selbst bei Lichte zu erkennen gewesen — saß die neugierige Frauenwelt auf den Söllern und Dächern der Häuser zu beiden Seiten der Allee, und jede Chanum (Dame) wies mit dem Finger auf die vorüberziehenden Deutschen hin und tauschte ihre Beobachtungen mit der geschwätzigen Nachbarin aus. Die Wagen hielten endlich vor der Pforte des Regierungsgebäudes, eigentlich nur eines massigen Bolon, an dessen Rückseite, hoch über dem Thor, sich eine offene Loge befindet. Es ist die sogenannte Nakkerechane oder die Musikloge, ein besonderes Vorrecht mehrerer Städte im Lande Iran und vielleicht ein altes Andenken an die vergangenen Zeiten der persischen Feueranbeter. Wenn die Sonne am frühen Morgen die Welt zu neuem Leben erweckt oder des Abends in ihr feuchtes Bett niedersteigt, dann blasen und trommeln ihr die ehrsamen Stadtmusikanten von dem Nakkerechane den täglichen Willkomm und den Scheidegruß zu. Der Lärm dauert wohl eine Viertelstunde. Ellenlange Messingtrompeten von altertümlicher Form (wer die Verdische Oper Aida gesehen hat, kann in der Marschszene dieselben Trompeten wiedererkennen, und ich selber werde die Vorstellung nicht los, daß die Mauern von Jericho denselben Instrumenten allerdings keinen Widerstand zu leisten vermochten) schmettern durch die Luft, und der dumpfe Tonwirbel der wenig kleinen Kesselpauken begleitet die langgezogenen klagenden Trompetenstöße. Wie oft habe ich seitdem in Teheran den Sonnengruß gehört, wenn ich um die Abendzeit an dem Diamantthor der kaiserlichen Burg (ark-e-mubarek) vorüberging und die Mark und Bein erschütternden Töne von der Musikantenloge mein Ohr trafen!

Hinter dem Thor zeigt sich ein weites, aus Gärten und Gebäuden bestehendes Terrain, zu dem ein Weg zwischen riesenhohen Pappeln den Zugang öffnet. Aber das Ganze trägt den Stempel des Verfalls an seiner Stirn und es ist, als ob der Fuß auf einem großen, mächtigen Leichenacker einherwandle, der längst nicht mehr von den Urenkeln der Verstorbenen und Begrabenen und Vergessenen gepflegt wird. In der That, wir betreten einen historischen Friedhof, dessen letzte Reste an die glänzendste Epoche der persischen Geschichte erinnern, damals als der tapfere Nadir Schah seinen Siegeszug nach Indien unternahm und die Schätze von Delhi mit ihrem hochberühmten Pfauenthron nach dem gesegneten Lande Iran überführte. Die unglaubliche Menge von Diamanten und sonstigen Edelsteinen, welche noch heutigen Tages in der Burg von Teheran von den Besuchern der kaiserlichen Schlösser bewundert werden, die scheffelweise zusammengehäuften Perlen, die goldenen Möbel, die kostbaren Waffen und Kostüme, die wundervollen Teppiche, welche den Boden des langen Saales bedecken, in welchem die Schätze Nadirs unter Glasspinden ausgestellt sind, all dieser berückende, unermeßliche Reichtum fand seinen Urheber in jenem siegreichen König, welcher einst Kaswin zu seiner Residenz auserwählt und in den Gärten und Schlössern, die wir mit traurigen Blicken anschauen, einen prunkenden Hofhalt aufgeschlagen hatte. Dort in jenem verfallenen Gebäude mit seiner breiten, offenen Halle, mit seinen verblaßten Farben, seinen zerbröckelten Ornamenten und seinen erblindeten und zerbrochenen Spiegelfassetten empfing einst „der König der Könige“ Nadir Schah die Großen des Reichs, und die Abgesandten der überwundenen Völker und Stämme warfen sich vor ihm nieder, durch reiche Geschenke seine Milde und Barmherzigkeit erflehend. Hier in diesen einsamen Schloßbauten oder Imaret mit ihren gewaltigen „Seebecken“ oder Bassins davor bewohnte der König mitten in paradiesischen Gärten die heimlichsten Räume, deren bunte Wandmalereien moderne Tünche verschwinden machte, um sie in ernste Bureaux für die Regierungsbeamten von Kaswin umzugestalten.

Der Generalgouverneur, welcher den Minister durch reiche Gastgeschenke an Früchten, Zuckerwerk und sonstigen landesüblichen Naschereien aufs neue bei seinem Eintritt in den Empfangssalon geehrt hatte, war ein ebenso leutseliger als unterhaltender Herr, der, mit guten geschichtlichen Kenntnissen ausgerüstet, die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten auffrischen half und die Bestimmung der einzelnen Baulichkeiten mit möglichster Genauigkeit feststellte. Hier in dem kleinen Saal, in welchem der Hakim dem deutschen Abgesandten gegenübersaß und die bunten Glaskandelaber die herrlichsten Früchte des persischen Bodens mit ihrem Lichtschimmer übergossen, pflegte Nadir Schah seinen Lieblingsaufenthalt zu nehmen und sein Auge an dem Spiel der plätschernden Fontäne in dem reizenden Vorgarten zu ergötzen und mit den höchsten Beamten seines Reichs heitere Gespräche zu führen. Wie sich die Zeiten geändert haben! An dem erwähnten Abend saßen an derselben Stelle der Hakim von Kaswin und der Eltschi des großen, mächtigen Kaiserreichs von Aleman, und bei dem Kollern des Kalian, dessen Pfeifenkopf das wohlgetroffene Bildnis des heutigen Königs der Könige von Iran schmückte, Email auf goldenem, mit Edelsteinen verziertem Grunde, wurden heitere und ernste Gespräche geführt, wie sie die Gelegenheit des Augenblicks eingab. Die Freundschaft zwischen Aleman und Iran, welche durch die Ankunft des ersten deutschen Gesandten in Persien so feierlich besiegelt werde, sei nicht ohne Grund, meinte Seine Excellenz der Hakim, denn er habe aus den Büchern ersehen, daß Perser und Deutsche schon von altersher stammverwandte Brüder seien. Und nun wurden von beiden Seiten die philologischen Beweise zur bessern Erklärung in das Feld geschickt, und die sprachvergleichende Wissenschaft feierte in Kaswin ihre besonderen Triumphe. Der Vater heiße auf persisch päder, die Mutter mader, die Tochter duchtar, der das Thor; tundur sei der Donner, nam der Name, nou heiße im Deutschen neu, pentschero das Fenster, balachone der Balkon, in griften berge sich das deutsche greifen, in bürden Bürde, in besten und ben Bast und Binden, in istaden stehen, in murden morden. Die philologischen Funken sprühten nach allen Richtungen hin, und männiglich war überzeugt, daß die persisch-deutsche Freundschaft bis in die älteste prähistorische Vorzeit hinaufreichen müsse. Aber auch die Gegenwart fand ihr Recht, und vor allem waren es die Fragen nach dem Wohlbefinden Seiner Majestät des Imperator-e-Aleman und des Prinzen Bismarck, welche den Untergrund der weitern Unterhaltung bildeten. Der ehrwürdige Kaiser und sein eiserner Kanzler erschienen hier wie anderwärts, wo persische Männer die Namen erwähnten, gleichsam als leuchtende Mittelpunkte der deutschen Heldensage allerneuesten Datums.

Von dem Empfangssalon aus führte der Wirt seinen geehrten Gast unter vorgetragenen mächtigen Staatslaternen durch einen Hintergarten von ungewöhnlicher Ausdehnung nach dem eigentlichen Festsaal. Eine breite Allee, von altersgrauen Platanen und Ahorn mit breitem Laubdach eingefaßt, hat viele historische Erinnerungen an die Zeit Tamasp Schah II. bewahrt. Hier war es auch, daß der König Abbas der Große die Mörder seiner Mutter, achtzig an der Zahl, dem Tode weihen ließ. Nicht weit davon steht das Imaret, in welchem das Festmahl des heutigen Abends seine Erledigung finden sollte. Der im untern Geschoß gelegene Saal war durch Glaskronleuchter und Kandelaber zur Tageshelle erleuchtet. Die weiß angestrichenen Wände verdecken einen Schatz historischer Wandbilder aus den Zeiten Tamasps, und die Tünche bewahrt späteren Geschlechtern die Zeugnisse einer vergangenen Kunstperiode. Das breite Glasfenster, welches die Längsseite des ganzen Saales einnimmt, ist ein Glasgemälde im persischen Sinn des Wortes aus derselben Epoche des genannten Schah. Wenn der Tag und die helle Sonne durch das Glasmosaik scheint, muß der Effekt geradezu zaubervoll sein. Die Arabesken und das eingestreute Blumenwerk gewinnen dann Farbe und Leben und erwecken im Geist die märchenhaftesten Vorstellungen aus Tausend und eine Nacht. Außer den Deutschen und dem Wirte nahm eine große Zahl eingeladener Ehrengäste an dem festlichen Mahle teil, wobei die Militärkapelle ein ausgesuchtes Programm zum besten gab. Die einzelnen Gerichte waren nach persischen und europäischen Rezepten von dem zweiten Koch des Schah schmackhaft zugerichtet worden und der Wein teils in Frankreich, teils auf dem Boden des Landes Iran gewachsen. Die Städte Kaswin, Hamadan, Isfahan und Schiras stritten sich um den Vorrang ihrer Weinkultur. Gut zubereitet und längere Zeit auf Lager, ist der persische Wein von ausgezeichneter Güte und der panegyrischen Gesänge eines Hafis würdig. Das bewiesen auch die Thaten der persischen Gäste an der langen Tafel, denn sie sprachen der gebotenen flüssigen Gottesgabe wacker zu und schienen keinerlei Scheu vor dem Verbot des Weingenusses zu empfinden. Nach aufgehobener Tafel wurden die prächtigsten Kalian den fremden und einheimischen Gästen gereicht und der Sänger gerufen, um dem Fest durch Spiel und Gesang einen würdigen Abschluß zu gewähren. Auf dem Teppich an einer vorspringenden Saalecke hockend, rührte er die Saiten des zitherähnlichen Instruments auf seinen Knieen und begleitete die eigenartige Musik durch ausgewählte Verse erotischen Inhalts. Wunderlich genug fanden sich in den nichts weniger als unschönen Melodien Anklänge an die lustige Operette der „Fille de Madame Angot“. Während die Gäste aufmerksam den Tönen des Meisters lauschten und ein vernehmliches «Beh, beh, beh!», etwa unser „Gott, wie schön!“, persischerseits zum besten (ich könnte fast schreiben behsten) gaben, hörte man durch die Thüre eines Nebengemachs, in welchem der freundliche Gastgeber den deutschen Dienern ein Mahl hatte auftischen lassen, die wunderlichsten, schnell und laut ausgestoßenen Laute «Jach, Jach!», die in einem fort wiederholt wurden und offenbar Kinderstimmen angehörten. In der That hatte der Hakim das möglichste gethan, um nach eingenommener Speise und Trank auch der Bedienung einen erheiternden künstlerischen Genuß zu bereiten, indem er zwei Zigeunerknaben (hier gewöhnlich Karetschi genannt), welche in Mädchentracht erschienen waren, zur Aufführung der landesüblichen Tänze für den Abend hatte engagiren lassen.

Die persische Uhr zeigte bereits drei Uhr nach Sonnenuntergang, als der liebenswürdige Wirt die Sitzung aufhob und seine Gäste aufforderte, ihm nach dem Ausgang zu folgen, um Zeuge einer solennen Illumination und eines obligaten Feuerwerks zu sein. Ein langer Zug bewegte sich durch den Garten, voraus leuchtende Fackeln und Laternen, und so erreichte man bald den massigen Thorbau, vor dessen Haupteingang eine Reihe von Stühlen aufgestellt war. Das durch den plötzlichen Lichtglanz geblendete Auge schloß sich unwillkürlich und es bedurfte einiger Zeit, ehe es einen Blick auf den dicht mit Menschen besäten Platz zu werfen im stande war. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge wie eingekeilt da, sich an der Illumination höchlichst ergötzend und mit Spannung den Beginn des Feuerwerks erwartend. Die bekannten Kanonenschläge erdröhnten, die Raketen zischten, die schönsten Leuchtkugeln stiegen zum sternenklaren Nachthimmel empor, die Feuerräder drehten sich mit prasselndem Geräusch und sogar — wohl nie gesehen im fernen Frengistan — zwei lebendige Reiter mit Feuerwerkskörpern bespickt, eine feurige Lanze in der Hand, hielten ein kurzweiliges Turnier ab und sprühten Feuer und Flammen gegen einander. Häufig genug nahm eine entzündete Rakete oder eine verfehlte Leuchtkugel ihren Weg mitten in die neugierige Menge hinein, und das darauf plötzlich erfolgende Drängen und Stoßen erzeugte förmliche Wellen auf dem stillen Meer der persischen dunklen Kopfbedeckungen. Jedes bengalische Feuer, das abgebrannt ward, ließ zugleich die Gruppen der verhüllten Weiblein erkennen, welche auf den Altanen und Dächern dicht aneinander gedrängt kauerten und den Schleier frevendlich lüfteten, um das herrliche Tamascha mit unbehindertem Augenpaar zu verschlingen. Die Militärkapellen ließen persische und europäische Weisen ertönen, und es machte unwillkürlich einen unbeschreiblichen Eindruck auf das deutsche Herz, als „Die Wacht am Rhein“ vor Tausenden von Persern mit ausgezeichneter Präzision gespielt ward. Possenreißer und Tänzer gaben nebenbei ihre Künste in ununterbrochener Reihenfolge des ungedruckten Programms zum besten und es fehlte somit nichts, um nicht die Ankunft der ersten deutschen Gesandtschaft in Kaswin zu einem großartigen Volksfest gestaltet zu haben. Ich bin überzeugt, daß nach orientalischer Sitte und Gewohnheit die Ankunft der deutschen Gesandtschaft in Kaswin den Bewohnern der Stadt noch in später Zeit als Datum für besondere Ereignisse ihres Lebens dienen wird.

(Schluß folgt.)

*) Die Perser lieben es, den Namen ihrer Städte und Dörfer von irgend einer Begebenheit oder sonst einem Umstand, der sich auf die Bewohner bezieht, abzuleiten. Cazwin, so sagten sie mir, hieß früher Cazdin, weil die armen Bewohner derselben nur sehr kleines Geld (Caz) zu sehen (din) bekommen hatten.

Die Vestalinnen.

(Hierzu das Bild S. 656.)

Die erste Abspiegelung der ethischen Ideen fand der Mensch in den Naturmächten, welche in Persönlichkeiten von übermenschlicher Macht und menschlichen Eigenschaften und Neigungen, in die Götter, umgebildet wurden. Bei dieser Umbildung machte die Menschheit einen großen Fortschritt, insofern sie sich bewußt wurde, daß sie in höherem Maße Trägerin der ewigen Ideen sei als die Natur, welche nur die Basis, der Stoff und Spiegel ist für die geistigen Mächte, welche in der menschlichen Seele in ideeller Weise vorhanden sind.

So haben wir auch bei der Göttin Vesta — bei den Griechen Hestia — sowohl nach der Naturgrundlage als nach der in ihr angeschauten und verehrten ethischen Idee zu fragen.

Nach Gebhards „Griechischer Mythologie" ist der der Hestia zu Grund liegende Naturbegriff „das im Innern der Erde als Erdgeist waltende Feuer, vermöge dessen sie in unantastbarer Jungfräulichkeit gedacht wird"; außerdem war Hestia bei den Griechen die Göttin des Altars, des Herdes und Herdfeuers.

Auch bei den Römern ist die Vesta die Gottheit des Feuers, insofern religiöse und ethische Ideen sich in demselben abspiegeln; nur waltet die altitalisch-römische Vesta mehr über dem Opferfeuer, während die Hestia die Schützerin des häuslichen Herdes ist. In beiden Fällen ist jedoch der strengste Begriff jungfräulicher Reinheit und Keuschheit mit der Göttin verbunden.

Diese Ideen finden den lebhaftesten Ausdruck in dem Institut der Vestalinnen, welches so charakteristisch für den römischen Vestakultus ist, daß er ohne diese merkwürdige Einrichtung überhaupt nicht gedacht werden kann. Der Vestakultus ist in Rom uralt und soll der Sage nach von Numa oder Romulus, dessen Mutter Tarpeja bekanntlich als Vestalin bezeichnet wird, eingeführt worden sein, jedoch wissen wir über seine älteste mysteriöse Ausübung gar nichts. Ovid und Festus sagen nur, daß der Penus oder das Allerheiligste des Vestatempels ein geheimnisvoller Ort war, welcher nur von den Vestalinnen und vielleicht dem Pontifex maximus betreten werden durfte.

Nach Dionysius Halicarnassus und Plutarch sollen ursprünglich vier Priesterinnen dem Dienst der Göttin vorgestanden haben, welche Zahl jedoch um die Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. unter dem Einfluß orientalischer Mystik auf sieben gestiegen war.

Die Wahl oder «captio» einer Vestalin geschah nach der aus unbestimmter Zeit herstammenden Lex Papia durch den Pontifex maximus, welcher das Los unter zwanzig Jungfrauen entscheiden ließ; das glückliche Los galt als Entscheidung der Göttin. In der ältern Zeit waren nur Jungfrauen aus patrizischem Geschlecht zum Ehrenamt einer Vestalin befähigt, jedoch wurden seit etwa 300 vor Christus auch plebejische Jungfrauen zugelassen, wenn sie nur ihre Abstammung aus einer freien, ehrbaren und „durch menschliche Manzipationen nicht verdorbenen" Familie nachweisen konnten; ferner mußten beide freigeborenen Eltern der Kandidatin noch am Leben sein. Die Novizin durfte keinen leiblichen Fehler haben, nicht stottern oder stammeln oder an Harthörigkeit leiden. Nach Gellius, Sozomenus und Prudentius sollten die Mädchen bei ihrem Eintritt in das Priestertum nicht unter sechs und nicht über zehn Jahre alt sein.

Bei der nun folgenden Inauguration wurde der Vestalin nach Plinius das Haar abgeschnitten und an dem der Göttin heiligen Lotosbaum, welcher von dieser symbolischen Opferhandlung «capillaris» hieß, aufgehängt. Die „capirte" und in das Atrium aufgenommene Vestalin hatte nunmehr im ersten Dezennium den Dienst zu erlernen; im zweiten übte sie ihn und lehrte ihn im dritten. Eine Vestalin wurde nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf dreißig Jahre capirt, nach deren Verlauf sie austreten konnte. Es wurde jedoch selten von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht, weil die Priesterinnen mit steigendem Alter zu den höchsten Stellungen aufrückten, hoch geehrt und gut besoldet wurden.

Durch die captio wurde die Vestalin hoch über die Sphäre des irdischen Lebens hinauf zu den höchsten Ehren im Dienst der Gottheit gehoben, worin ihr ganzes Sein fortan aufging. Ihre Pflichten bestanden in der Besorgung des ewigen Kultus für das römische Volk, eines Kultus, dessen Symbol die heilige Flamme selbst war. Die beiden am meisten in die Augen fallenden Elemente des Kultus im Vestatempel sind die ewige Hut des unauslöschlichen heiligen Feuers durch die Vestalinnen und die Keuschheit derselben. Eine Vestalin, welche das Feuer erlöschen ließ, wurde mit Ruten gestrichen. Der ganze Staat scheint in Gefahr, wenn die heilige Flamme erlischt, denn dann ist die Verbindung des Staates mit der Gottheit von seiten der Menschen unterbrochen; darum ist auch das Prodigium des Erlöschens der Flamme eines der unheildrohendsten.

Die Vestalinnen trugen als Symbol ihrer Reinheit weiße Kleidung, ein diademartiges Stirnband mit herabhängenden Binden und bei Opfern oder feierlichen Aufzügen einen weißen Schleier (suffibulum), welcher unter dem Kinn von einer Fibula zusammengehalten wurde. Beim Ausgehen begleitete die Vestalin ein Lictor, vor dem selbst der Konsul auswich. Sie hatte das Recht, an besonderen Tagen — zum Beispiel an denen der captio — in einem Wagen zu fahren, und auf die Beleidigung ihrer Person war die Todesstrafe gesetzt. Ihre Begleitung schützte vor jedem Angriff und ihre Fürbitte war sehr einflußreich. Begegnete sie zufällig einem zur Strafe geführten Verbrecher, so war dieser gerettet. — Seit Augustus hatten die Vestalinnen eine eigene Loge im Theater wie bei den Fechterspielen, welche Ehre um so glänzender erscheint, als Tiberius der Kaiserin einen Sitz unter dieser Loge anwies.

Nicht nur die Flamme, sondern auch ihre Dienerinnen mußten rein sein, weshalb auf dem Bruch des Keuschheitsgelübdes einer Vestalin nach uraltem Brauch der Tod stand.

In feierlichem Trauerzug wurde die Schuldige, welche der auszeichnenden Kopfbinden beraubt und gegeißelt worden war, unter dem Geleite von Freunden und Verwandten auf einer Sänfte durch die Straßen getragen und am collinischen Thor auf dem campus sceleratus in einer kleinen, ausgemauerten Zelle lebendig begraben, nachdem man sie von den Fesseln befreit und mit einigen Speisen, einem Licht, sowie einem Bett versehen hatte. Ihr Verführer wurde mit Geißeln erschlagen bis er starb. Nach Plutarch erschien den Römern kein Schauspiel grauenhafter als die Hinrichtung einer Vestalin.

Auf unserem Bilde ist in blendender Auffassung, wie sie die begeisterte Phantasie des Künstlers aus den spärlichen historischen Andeutungen herausgestaltet hat, die feierliche Auffahrt der „capirten" Vestalin, welche bereits das suffibulum trägt, nach dem Vestatempel dargestellt, wobei sie von Lictoren geleitet wird, indessen sie das Volk ehrerbietig begrüßt und Vestalinnen zu ihrem Empfang bereit stehen.

Karl Kiesewetter.

Rouen, die Hauptstadt der Normandie.

(Hierzu das Bild S. 661.)

Etwa 120 Kilometer vom Meere entfernt, am Abhang eines Hügels und am Ufer der Seine, über welche hier eine prächtige Brücke führt, breitet sich die alte Hauptstadt der Normandie aus, das geschichtlich so denkwürdige Rouen. Das von dem nahen Orte Darnétal hieher geleitete Flüßchen Robec durchströmt einen großen Teil der Stadt und dient dazu, eine Menge von Mühlen und anderen Werken zu treiben. Bei der Annäherung an Rouen wird man durch die herrliche Ansicht des Ganzen auf das angenehmste überrascht; der mächtige Strom mit seinen Windungen, die reizenden Gärten und Landhäuser, die belebte Brücke, die breiten, prachtvollen Quais, die große Häusermasse der Stadt mit ihren prächtigen Kirchen und Türmen — alles bildet eine der reizendsten Ansichten und erregt Erwartungen, die freilich nicht erfüllt werden, sobald man das Innere der Stadt betritt, denn diese ist mit Ausnahme der ansehnlichen Gebäude im allgemeinen ziemlich schlecht gebaut. Allerdings haben in neuerer Zeit nach dem Beispiele von Paris große Umwandlungen stattgefunden, die den früheren eigentümlichen Charakter der Stadt sehr verwischten; vielfach ist derselbe aber doch noch erhalten in den meist engen, winkeligen, düsteren und schmutzigen Straßen, mit hohen, geräucherten, altväterischen Häusern besetzt, deren Giebel nach vorn gekehrt sind, während jedes Stockwerk über das andere hervorragt. Den schönsten Teil Rouens bieten die Quais, auf welchen schöne Häuser sich zeigen, alle in zierlichem, modernem Geschmack erbaut. Sonst besitzt freilich Rouen in seinen Häusermassen noch viele alte Baudenkmale, namentlich herrliche öffentliche Gebäude im gotischen Stile. Unter diesen steht sicherlich der Justizpalast obenan. Ueberall spricht uns in dem wundervollen Hofraume der Geist des alten, mit religiöser Glorie gekrönten fünfzehnten Jahrhunderts an, und wie das Kreuz, das auf dem Turme über alles hervorragt, erscheint uns alles erhaben und heilig. Wo man hinblickt, herrscht der Geschmack jenes Jahrhunderts, allen Steinen ist der Stil des Würdevollen aufgedrückt, und doch verrät dieses merkwürdige Prachtgebäude durch Mangel an stilistischer Einheit, daß es nicht zu einer und derselben Zeit und von demselben Meister erbaut wurde. Nicht sehr entfernt davon steht die Tour de la grosse horloge, ein viereckiger Turm vom einfachen Geist aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Prächtig ist die Westfront der Abteikirche von St. Ouen, welche schon in ihrem unvollendeten Zustande, ehe noch die beiden Türme ausgebaut waren, als eines der schönsten gotischen Gebäude der Welt gelten konnte. Eine Perle der Architektur ist endlich die Kathedrale von Notre-Dame, hauptsächlich aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend, doch hat man bis in die erste Hälfte des sechzehnten daran gebaut.

Von Rouen wird der Fremde sich nicht leicht trennen, denn die Stadt ist noch reich an anderen Sehenswürdigkeiten, auf welche wir nicht weiter eingehen wollen; wir nennen bloß das Hôtel du Bourg Théroulde, die Kirchen St. Vincent und St. Maclou, das Rathaus und das Altertumsmuseum. Niemand wird wohl auch den mit einer Fontäne geschmückten alten Marktplatz unbesucht lassen, auf welchem am 30. Mai 1431 Jeanne d'Arc, die heldenmütige Jungfrau von Orleans, den Feuertod erlitt. Der Ketzerei beschuldigt, starb sie mit demselben Heldenmute, den sie auf dem Schlachtfelde bewährt hatte, und in dem festen Glauben an ihre göttliche Sendung; noch aus den Flammen heraus ertönte ihr Bekenntnis zu ihrem Glauben. Schon 1450 ließ auf Ansuchen der Angehörigen und auf Instanz des Papstes Calixt III. König Karl VII. die Revision ihres Prozesses vom Erzbischofe von Reims und den Bischöfen von Paris und Coutances vornehmen, die nach sechsjährigen Untersuchungen und Verhören das Resultat ergaben, daß man die gegen sie erhobene Anklage für unbegründet und sie selbst für schuldlos hingemordet erklärte. Jetzt war man nach Kräften bemüht, die Bluttat zu sühnen. Johannas Andenken wurde durch eine feierliche Prozession geehrt, und zu Domremy, Versailles, Rouen und Orleans errichtete ihr die dankbare Nachwelt Standbilder. Gegenwärtig läßt der heilige Stuhl die alten Akten behufs Heiligsprechung des seltenen Mädchens aufs neue prüfen. Wenn auch keine Heilige, eine Märtyrerin war sie ganz gewiß!

Vielleicht wendet sich der Fremde dann, um aus der Vergangenheit sich in das Getriebe der Jetztzeit zu versetzen, dem Hafen zu. Ja wohl, dem Hafen, denn trotz seiner großen Entfernung von der See besitzt Rouen einen Hafen und zwar einen der wichtigsten Frankreichs, da die Flut sehr hoch steigt und lange anhält, so daß Dampfer von 800 Tonnen hieher gelangen. Der Handel der nunmehr 105,000 Einwohner zählenden Stadt ist sehr bedeutend, noch ansehnlicher aber ihre Industrie. In der Baumwollenmanufaktur behauptet Rouen gegenwärtig den ersten Platz in ganz Frankreich. Die Baumwollenweberei liefert namentlich die sogenannten «Rouenneries», das heißt Stoffe aus ganz oder teilweise gefärbten Garnen, im jährlichen Werte von etwa 61 Millionen Mark. Diese wichtige Stadt fiel im deutsch-französischen Kriege in der friedlichsten Weise in die Hände der Preußen. Zwar hatten die Einwohner die heftigste Gegenwehr beschlossen, ließen aber nach dem ersten Scharmützel gegen Havre. Am 4. Dezember 1870 hielten die Preußen völlig unbehelligt ihren Einmarsch in die Stadt, die sie mit einer Requisition bestraften und von wo sie sich, nach Hinterlassung einer genügenden Garnison, nach Le Havre und Dieppe wandten. Die Besetzung Rouens dauerte bis 22. Juli 1871. Seither hat die Stadt, welche zugleich das Chef-lieu des Departements der Seine inférieure ist, bedeutenden Aufschwung genommen.

F. v. H.

Die Burg des „kleinen Soldaten".

(Hierzu das Bild S. 668.)

Im immerwährenden Kampf um das Dasein dünkt uns jedes Tier, vornämlich aber jeder Vogel als ein Streiter, der einerseits mit der scharfen Waffe des spitzigen Schnabels die Geschöpfe befehdet, welche seine Nahrung bilden, und der andererseits mit demselben Schwert, mehr aber noch durch Schlauheit und Hurtigkeit den zahlreichen Feinden entgehen muß, die ihn selber rastlos verfolgen. Ja sogar in der Anlage seines Nests — in diesem Sinne also seiner Burg — hat er Vorsicht und List zugleich in hohem Maße zur Geltung zu bringen. Deshalb sind die meisten Vogelnester entweder überaus versteckt und schwierig findbar oder an schwanken Zweigen über Gewässern und Abgründen angelegt, so daß sie also weder von menschlichen noch von tierischen Räubern, ja nicht einmal von Schlangen so leicht erreicht werden können.

Die Vogelart, welche der Künstler nebst ihrem Nest uns auf dem zu dieser Skizze gehörenden Bilde zeigt, trägt aber nicht darum die Bezeichnung eines Kriegers, weil sie etwa schwerer als andere gefiederte Genossen gegen ihre Feinde kämpfen müßte, oder weil sie ihrerseits tapferer als die anderen aufträte — sondern die Ansiedler in ihrer Heimat nennen sie „kleiner Soldat" des roten Federkleides wegen, welches sie also den rotröckigen englischen Soldaten ähnlich machen soll; andere heißen sie dagegen Blutvogel.

Das Männchen ist nämlich an Kopf, Hals, Brust, Rücken und oberen Schwanzdecken prächtig glänzend scharlachrot gefärbt, Augenbrauenstreif, Flügel und Schwanz sind schwarz, die größten Schwingen olivengrünlichgrau gerandet, die Flügeldecken hellrötlichgelb gesäumt, die Unterseite der Flügel ist weiß, der Bauch und die unteren Schwanzdecken sind wiederum hellrötlichgelb, Schnabel und Füße schwarz. Das Weibchen ist oberseits einfach lichtbraun, unterseits noch heller.

Das kaum zeisiggroße Vögelchen bewohnt die dichten Gebüsche der Küste von Neusüdwales und im Innern die der Vorberge; auf den Bäumen ganz offener Gegenden sieht man es selten. Der Naturforscher Gould meint, daß sich seine Verbreitung auf die südöstlichen Teile des australischen Kontinents beschränken werde. Sein Aufenthalt sind immer die Striche, wo Bäume mit reichlicher Blütenentfaltung stehen, und die in diesen Bäumen umherschwärmenden Insekten bieten vorzugsweise seine Nahrung, während dieselbe auch in zarten Pflanzenteilen, insbesondere den Staubfäden von mancherlei Blumen bestehen soll; mit der pinselförmigen Zunge sollen sie auch den Honigsaft der Blumen aufnehmen.

Im Juli und August kommen sie zuweilen in sehr großen Schwärmen in die Gegend von Sidney, wo sie auf den Mahagonibäumen mit wispernden Tönen durch die blütenvollen Zweige schlüpfen, gleichzeitig mit kleinen Loris oder Pinselzüngler-Papageien. Ihre Brutzeit soll in die Monate Oktober und November, manchmal auch erst in den Dezember fallen. Das Nest ist kugelförmig mit einem engen, runden Schlupfloch, von oben herunter aus Fasern, Bast und dergleichen Stoffen sehr zierlich gewebt und hängt, zwischen mehreren dünnen Aesten befestigt, hoch in der Spitze eines Theebaums. Nur zwei sehr kleine weiße, fein braun- und rotpunktirte Eier bilden das Gelege. So schwebt es, an sich zierlich und ein bewunderungswertes Kunstwerk, idyllisch schön zwischen Laub und Blumen; aber in der schwer zu erklimmenden Höhe an den biegsamen Aesten ist es auch gegen räuberischen Ueberfall gesichert — also immerhin eine geschützte Burg des kleinen Soldaten und seiner Familie.

Im übrigen hat dieser Vogel samt seinem Nest nur ein allgemeines naturhistorisches Interesse; man findet ihn und seine Verwandten — die sehr artenreiche Familie der Honigfresser (Meliphaginae) — allerdings in den Museen vielfach, doch bieten diese prächtigsten Glieder der genannten Familie hier auch nicht im entferntesten ein Bild ihrer eigentlichen Schönheit, geschweige denn ihrer Anmut und lebensvollen Beweglichkeit dar. Die Bälge sind ja meistens schlecht erhalten, selten lebenswahr aufgestellt, und ihre glänzenden Prachtfarben sind fast immer verblichen. Das Nest aber ist kaum irgendwo in einem Museum vorhanden, da bekanntlich unsere derartigen Sammlungen gerade in dieser Beziehung noch überaus arm sind. Bis jetzt werden nur wenige der größten Arten und auch diese höchst selten lebend eingeführt, so daß man sie eigentlich nur in den allerbedeutendsten zoologischen Anstalten und im Besitz der wohlhabendsten Liebhaber sehen kann; die kleineren Arten aber sind noch gar nicht lebend zu uns herübergebracht worden, und dies wird voraussichtlich auch kaum jemals geschehen, da sie doch offenbar nur sehr schwierig in der Gefangenschaft zu erhalten sind.

Dr. **Karl Ruß.**

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Judith", „Oedipus auf Kolonos", „Heilige Elisabeth" mit lebenden Bildern, Beethovens „Trauerkantate auf Josef II.", „Rinaldo" von Brahms, neue Symphonien, Lucca, Mierzwinski, Fräulein Spies, Alfred Grünfeld mit Kunstpaß von Bülow, Französische Operngesellschaft — wo soll ich anfangen? Ich denke, jedenfalls mit Beethoven!

Der Ochssche Gesangverein hat die erwähnte Trauerkantate zum erstenmal in Berlin aufgeführt. Das Werk bietet vieles Merkwürdige sowohl im innern Gehalt wie in der Geschichte seiner Wandlungen. Es ist 1790 komponirt, als Beethoven zwanzig Jahre zählte, und ist bis heute noch nicht gedruckt. Es galt lange für ganz verloren, selbst Wegeler, Beethovens Freund, meinte, dieser hätte es vernichtet; im Jahr 1813 kam es in dem Verzeichnisse des Nachlasses eines Baron de Beyme vor; in den sechziger Jahren entdeckte der höchst verdienstliche verstorbene Beethoven- und Schubertforscher Nottebohm dieses Verzeichnis, konnte aber die Kantate selbst nirgends auffinden

— endlich vor zwei Jahren gelang es einem jungen Wiener Kaufmann, Armin Friedmann, sie quasi auszugraben bei einem Leipziger Antiquar. Ist das nicht alles merkwürdig: eine Beethovensche Komposition, deren Existenz seit 1813 festgestellt war und der bis zu den sechziger Jahren niemand nachsieht? Ein Antiquar in Leipzig, in der Stadt, die noch heute den Zentralpunkt des Buchhandels bildet, der die Partitur eines ungedruckten Beethovenschen Werkes besitzt und sie keiner Bibliothek anbietet, sie liegen läßt, bis ein Wiener Kaufmann sie entdeckt, erwirbt und dem Wiener Konservatorium schenkt! Die Partitur ist nicht in Beethovens Handschrift, sondern nur als Kopie vorhanden. Da jedoch die Echtheit des Werkes von allen Autoritäten anerkannt ward — und es ist in Wien, Frankfurt a. M., in Hamburg und in Bonn bei einem niederrheinischen Musikfest zur Aufführung gekommen — so ist ja auch der geringste Zweifel ausgeschlossen. Die Instrumentation und die Rezitative sind ganz im Beethovenschen Stile der reiferen Jahre komponirt: es treten wunderbare Effekte der Blasinstrumente und des Violinspizzicato zu Tage und die Rezitative sind voll dramatischen Pathos. Die Melodie, eine Sopranarie, hat der unermeßliche Meister auch später in „Fidelio" angewendet. Herr Ochs, der das Werk zuerst in Berlin einstudirte, ist der junge, talentvolle, energische Leiter eines jungen Vereines; die Zeit wird Reife, Ruhe und vollständiges Gelingen bringen.

„Judith, lorbeer Drama", und „Oedipus auf Kolonos, dramatische Kantate", sind beide von französischen Komponisten ins Leben gerufen; jene von Lefebure, diese von Gounod. Der erstgenannte war bisher in Deutschland ganz unbekannt, dem andern ist schon seit geraumer Zeit in Leipzig und anderen Städten öfters Anerkennung zu teil geworden für gediegen gearbeitete Instrumentalkompositionen. Beide Werke gehören jener Mischgattung an, welche die Mitte zwischen Oratorium und Oper einhält, also Konzertoper sein soll, die aber im Grunde nur eine Reihe lose aneinander gefügter Musikstücke bietet, denen sowohl ein deutliche Form als eigentümlicher Stil fehlt. Musikfreunde, ja sogar Kenner haben in neuerer Zeit versucht, diese Mischgattung als berechtigt hinzustellen, mit Hinweis auf Händels Oratorien. Sie vergessen aber, daß erstens zu Händels Zeit der oratorische vom dramatischen (Theater-) Stil nicht so ganz verschieden war wie jetzt, daß Händel schon in seinen Opern jenen hohen, idealen Schwung gezeigt hat, der seinen Oratorien die Ewigkeit sichert, und daß selbst dieser große Meister in den ersten Oratorien noch manche Arien geschrieben hat, die den Theatermodestil seiner Zeit zeigen, daß er nur in den Chören ganz und immer er war, weil er in diesen die schwierigsten kontrapunktischen Formen anwenden konnte, und daß er erst in seinen späteren Werken auch in Arien die vollkommen ernstliche Erhabenheit erreichte, durch die „Israel in Aegypten", „Messias" und „Samson" so wunderbar nachhaltig wirken. Es soll ja auch durchaus nicht gesagt sein, daß jedes [illegible] Chorwerk im kontrapunktischen Stile gehalten werden müsse, daß aber ein höherer oratorischer Stil darin vorwalten müsse: daß alle theatralischen Formeln, althergebrachte Orchestervorspiele und Arienschablonen streng zu vermeiden sind — von dieser Forderung darf nicht abgegangen werden, sonst dürfen wir auch nicht mit italienischen Portogranzen rechten, wenn sie bei den Oratorien die schönsten Melodien aus den neuesten Opern spielen, um die [illegible] recht andächtig zu stimmen! Daß ernstester idealer [illegible] auch ohne Kontrapunkt gehalten werden kann, hat Brahms in seinen Kantaten, im „Schicksalslied", in der „Gesang der Parzen" und selbst im „Rinaldo" bewiesen. Ich trotz der vielen schönen Momente nicht zu den [illegible] das so genialen und tieferen ideal denkenden Werken [illegible] Man wird mir vielleicht bemerken: „Nicht jeder kann Brahms sein!" und ich antworte: Gewiß nicht, aber ernsthafte Stoffe mit Ernst behandeln und Trivialitäten vermeiden, das kann ein jeder, und wer's nicht kann, der bleibe vom großen Chorwerke fern. Der Komponist der „Judith", Lefebure, ist ganz bestimmt ein Mann von Talent, dem bei Fleiß und Studium eine Oper ganz gut gelingen dürfte; aber Begabung für das Oratorische haben Melpomene und Polyhymnia ihm versagt. Wenn ein Komponist in dem einzigen Versuch eines Fugato, der in dem dreistündigen dauernden „lyrischen Drama" vorkommt, das allererste unumstößliche Gesetz der Fuge,*) das jeder Schüler kennt und genau beobachtet, in ganz auffälliger Weise verletzt, so kann man ihm wohl raten, daß er sich der Oper

Die Burg des „kleinen Soldaten". Zeichnung von H. Giacomelli.

*) Wenn in einer Fuge das Thema mit der Quinte (Tonikaakkord der Tonart) beginnt, so muß die Wiederholung (Gegensatz) mit der Quinte (Dominantakkord der Tonart) D A. beginnen, [illegible] Fuge [illegible] Thema mit der Terz [illegible] Thema nicht der Tonart [illegible] ein falsches Licht. Der Komponist [illegible] hat, wird der einzige [illegible] solchen Fehler nicht begehen.

chromatischen Glanze ein so starkes Anlehnen an Wagner erlernen lassen, dem man fast ein Umfallen heuchten muß. Trotz alledem und alledem ist Lefebure doch ein Mann von Talent — einige kleine Chöre und Zwischensätze in den Arien geben untrügliches Zeugnis; und wenn er einmal eine Oper schreiben will und ein anständiges Libretto findet, so läßt sich sehr Gutes von ihm erwarten.

Viel ernster gehalten und besser gearbeitet ist der „Oedipus auf Kolonos" von Gounod. Zwar leidet auch dieses Werk an den vielen Hanswürstchen und an jenem jähen Wechsel der Stimmungen, die ohne szenische Darstellung, ohne daß die Persönlichkeiten durch Mienen und Geberden die Stimmung kundgeben, sich gar nicht ausdenken läßt. Aber neben dieser Mängeln treten doch auch viele schätzenswerte Eigenschaften zu Tage, und wenn Lefebure vielleicht mehr „Temperament" hat als Genie, so besitzt dieser dagegen viel mehr künstlerischen Ernst, dramatische Auffassung und Gewicht in der Orchestration. „Judith" ward von dem Sternschen Gesangverein unter Professor Rudorff aufgeführt; „Oedipus" vom Cäcilienverein unter Musikdirektor Hollander; „Rinaldo" (Text von Göthe) im letzten philharmonischen Konzert unter Professor Rudorff.

Händels „Heilige Cäcilia" kam eigentlich nicht als Oratorium zu Gehör, sondern als musikalische Beigabe hinter den Coulissen zu den „Lebenden Bildern", welche Damen und Herren der Hofgesellschaft zum Besten der krankenpflegenden „grauen Schwestern" veranstalteten, und welche Scenen aus dem Leben dieser Heiligen darstellten. Die Bilder waren von den Malern Graf Harrach, den Professoren Hertel, von Norden, Knille und Scheurenberg entworfen und „gestellt" und gewährten einen wahrhaft künstlerischen Genuß, dessen Erinnerung noch durch den Gedanken erhöht wird, daß die Idee dieser Wohlthätigkeitsvorstellung in katholischen Kreisen entstanden war und daß alle mitwirkenden Künstler und die meisten Darsteller der evangelischen Kirche angehörten. Ich habe noch zu bemerken, daß die Bilder nicht nach den Schwindschen auf der Wartburg entworfen waren, sondern nur deren Grundgedanken in freier Darstellung behalten hatten.

Von Konzerten habe ich vor allem das der Frau Lucca zu erzählen, weil diese geniale Frau selbst die kühlsten Beurteiler zum Erstaunen und Beifalle hingerissen hat. Daß ihr die Natur Theatervollblut im Superlativ verliehen hat, schöne Stimme, schwelle Auffassung und Gabe des feurigsten Vortrags, konnte auch der Gegner nicht leugnen. Daß ihre Wiedergabe klassischer Partien mehr willkürlichen Zerrbildern glich als einer künstlerischen Lesung, das konnten selbst die Hyperenthusiasten nicht ganz bestreiten; sie wußten sich hinter den Phrasen von Genialität und Originalität zu verstecken, die alle nicht recht fertigen, daß eine Sängerin in der Bazenarie in „Figaros Hochzeit" bei fast jedem Takte das Zeitmaß und den Ausdruck wechselt und in der Perlene das Orchester aus dem Takte bringt, weil sie nach ihrer momentanen Laune bald langsam, bald schneller sang. Daß sie endlich in früheren [illegible] einmal ein wahrhaft gediegenes Lied vortrug, daß Schubert, Schumann, Mendelssohn für sie nicht zu existiren scheinen, ist eine feststehende, also unumstößliche Meinungsverschiedenheit nicht zugestehende Thatsache. Daß nun Frau Lucca ein Konzert ankündigte, dessen Programm Lieder von Jensen und Rubinstein und nun gar den — — — Erlkönig von Schubert enthielt, mußte allenthalben Ueberraschung und große Spannung hervorrufen. Und die Ueberraschung wurde im Konzerte selbst noch größer. Frau Lucca sang zuerst die ebenerwähnte Bazenarie und als Zugabe Mozarts „Veilchen" gerade wie von jeher musizirt, nicht wie ein jahrhundertalter Vogt, sondern wie ein vorsündflutlicher Liebesjüngling, und das „Veilchen" noch nach Paladilhe. Aber der Wiedergabe der Lieder war eine

Zum Beginn des Frühlings. Originalzeichnung von A. Holm.

ganz vortreffliche, und im „Erlkönig“ gab es neben manchem Ueberspitzten doch auch ganz wundervolle Momente. Die Verehrer geriethen ganz in Ekstase, applaudirten aus Leibeskräften und die Lucca — wiederholte den „Erlkönig“. Sie hat überhaupt an jenem Abend gezeigt, was eine geniale und energische Natur vermag. Die Stimme klang meistens noch frisch und voll wie in der besten Zeit, der Vortrag ward immer feuriger. Die letzte Nummer des Konzerts war entschieden die glänzendste: eine Arie aus „Gioconda“ von Ponchielli, einem unlängst verstorbenen talentvollen Komponisten. Die Oper, in Berlin unbekannt, ist in Wien ein Zugstück, weil die Hauptrolle der Wesenheit der Lucca vollkommen paßt. Sie sang dann noch ein Lied mit einem oft wiederkehrenden „Wiedersehen“; viele Taschentücher wurden an die Augen geführt; ich hätte am liebsten zwei in die Ohren gesteckt, um mir durch solch empfindsame Musikleere nicht den Genuß der früheren Lieder schmälern zu lassen. Genug, die Lucca hat mit diesem Konzert, das einem wohlthätigen Zwecke, der von Hülsen-Stiftung, galt, einen großartigen Triumph gefeiert. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß kurze Zeit vor dem Erscheinen dieser genialen Künstlerin, die man bisher eigentlich nur auf der Bühne mit so glänzendem Erfolge wirken gesehen, ein Sänger, der nach dem Urteile aller Kenner ein reiner Theaterkünstler ist, reichen Beifall ebenfalls im Konzerte zu gewinnen vermochte: Herr Mierzwinski. Ich habe in meinem Berichte schon öfters über ihn geschrieben und kann durchaus nicht sagen, daß er in eine neue Phase getreten sei, wie die Lucca. Nur das eine soll hier festgestellt werden, die Hauptursache seiner großen Erfolge. Er besitzt zwei Eigenschaften, die so vereint bei keinem andern Sänger zu finden sind: eine großartige, in den höchsten Lagen am stärksten klingende Stimme, eine „Heldentenor“-Stimme (tenore assoluto) und eine ganz merkwürdige Koloratur. Was er an Trillern und Läufen und Vorschlägen, und das alles in den höchsten Tönen, mit großer Kraft vorbringt, das müssen selbst die kunstverständigen Männer bewundern, die sonst keine besondere Vorliebe für dergleichen hegen; daß die nur kunstfühlenden Damen entzückt sind, versteht sich dann von selbst. Ist doch Mierzwinski ein schöner, eleganter Mann, der es versteht, seine Vorzüge im besten Lichte zu zeigen. Und nun genug von ihm!

Ich habe im Anfange meiner Plauderei von „Alfred Grünfeld mit Bülowschem Kunstpasse“ gesprochen. Das kam nämlich so: Grünfeld, den ich immer als den brillantesten der jetzigen Klaviervirtuosen bezeichnet habe, gab vor einiger Zeit Konzerte in Petersburg; dort hörte ihn von Bülow und schrieb sofort einen ungemein warmen Brief an die Redaktion der „Allgemeinen Deutschen Musikzeitung“, mit der er in langjähriger Verbindung steht und die jenen Künstler geringschätzend beurteilt hatte. Der Brief erregte allgemeines Aufsehen, rief verschiedenartige Beurteilungen hervor, hat aber jedenfalls dem belobten Künstler genützt. Als dieser hier konzertirte, erschien auch Bülow, saß oben auf den ersten Stühlen der Estrade und war der erste Beifallspendende. Und Alfred Grünfeld hat diesen Beifall vollkommen verdient, denn in seinem Vortrage der Bach-Liszt'schen G-moll-Fuge und der geistig und technisch gleich schwierigen «Etudes symphoniques» von Schumann gab er vollgiltige Beweise künstlerisch ernsten, gründlichen Studiums, die ihn jetzt über den Rang des brillantesten Virtuosen gehoben haben. Sein Konzert schloß die Reihe der berühmten Solisten. Was nach ihm kam und bis zu Ende der Saison noch kommen wird, zählt entweder zu den Wohlthätigkeitsaufführungen oder zu denen, deren Ursache und Wirkungen meistens gleich unverständlich bleiben; dies gilt auch von der französischen Operngesellschaft, die nach großen Ankündigungen am größten Theater Berlins (Viktoriatheater) kleine Opern mit noch kleineren Mitteln zu Gehör brachte. Auf dem Theaterzettel waren der Tenorist und der Baßbuffo als „erster“ der Pariser Komischen Oper, die Sängerin und der Bariton als „erste“ der Großen Oper von Bordeaux verzeichnet. (Gott bewahre mich, den zweiten Bariton von Bordeaux zu hören!) Jener Bassist ist doch wenigstens musikalisch gewandt; der Tenorist hat eine sehr kleine, aber hübsche und gebildete Stimme, und wenn auch sein Aeußeres nicht das eines lyrischen Amoroso ist — er vermag nicht über seinen Bauch nach den Füßen zu sehen — so kann man doch seinen Gesang anhören. Aber der Bariton! Ich hege eine Vorliebe für die französische „Konversationsoper“, wenn sie von Franzosen dargestellt wird; die Anmut und Bestimmtheit der Sprache, die ganz eigentümliche, spezifisch französische Geschicklichkeit (der „Chic“), mit Leichtigkeit über alles hinweg zu voltigiren, verleiht solchen Darstellungen einen besondern Reiz, der momentan sogar ästhetische Bedenken vergessen macht. Und selbst bei französischen Schauspielern und Sängern zweiten Ranges sind jene Gaben noch in dem Maße zu finden, daß sie einen Abend hindurch leichte Unterhaltung zu bieten vermögen. Welcher ungünstige Stern nun in dem Direktor der obenerwähnten Gesellschaft den Gedanken erweckt hat, die Vorstellungen mit Donizettis „Don Pasquale“ zu beginnen, ist mir unbegreiflich. Diese Oper ist ganz typisch italienisch, verlangt sehr gute Sänger, recitativo secco (das sprechende Singen mit Quartett- oder Klavierbegleitung). Die französischen komischen Sänger bedürfen aber für ihre Opern nur sehr wenig Koloratur (diese ist für die Damen aufgehoben), und da in dieser Oper der Gesang mit Gesprächen abwechselt, so ist ihnen auch das Recitativ vollständig fremd. Und so haben sich jene armen Leute selbst des einzigen möglichen Vorteils entschlagen und nur Nachteile geerntet! Vielleicht werden manche Franzosen uns des Mangels an Gastfreundschaft, des Teutonismus, beschuldigen, weil wir die Gesellschaft nicht loben. Solchen Chauvins wünsche ich die Strafe, daß sie den oben beschriebenen „Don Pasquale“ dreimal hinter einander hören müßten!

Notiz-Blätter.

Litteratur.

— **Der Gegensatz zwischen dem angestammten Adel mit seinen** Prärogativen einerseits und den Hochflug oder Ansprüchen eines Geldaristokraten andererseits bildet die wesentliche Grundlage des jüngsten dreibändigen Romans von Ossip Schubin, «Gloria victis» (Gebrüder Paetel, Berlin). Von dem spielenden Geplänkel, das zwischen beiden Herrlagern herüber und hinüber geht, steigert sich die Handlung bis zu den äußersten Konsequenzen, die mit Wucht hereinbrechen und an denen ein herrliches, kräftiges Mannesdasein zerschellt. Ergreifend dargestellt ist namentlich die mit diesen Entwicklungen Hand in Hand gehende innere Läuterung einer Frauenseele, die einen Jugendfehltritt durch rastloses Streben und Mühen sachgemäßester Art gut zu machen sucht und trotz alledem das düster hereinbrechende Verhängnis, das jenes eine Vergehen heimlich heraufbeschworen, nicht abzuwenden vermag. Was dem Buch aber seinen besondern, wenn wir so sagen dürfen, persönlichen Charakter verleiht, das ist die geradezu verblüffende Schärfe der Detailmalerei. Charaktere und Situationen sind uns in einer Weise vor Augen geführt, daß wir meinen, nicht einer beredten Schilderung zu lauschen, sondern all das Dargestellte mitzuerleben. Dadurch hält der Roman den Leser unwiderstehlich fest, auch wenn er in Bezug auf das Thatsächliche anfänglich noch so langsam voranschreitet und erst gegen den Schluß hin die dramatischen Aktionen Schlag auf Schlag sich folgen läßt. Aus ihm allem eine sorgsam durchgebildete Arbeit eines Talentes, das mit überraschender Schärfe zu beobachten und mit thätig geschulter Phantasie zu kombiniren weiß.

— **Es ist eine wahre Freude, einem so durchaus gesunden,** geistvollen und kenntnisreichen Buche als das von W. Preyer „Aus Natur und Menschenleben“ (Berlin, Verein für deutsche Litteratur) zu begegnen. Der Autor, Professor in Jena und bekannt als wissenschaftlich gewissenhafter Forscher, ist eine Lehrkraft ersten Ranges, er gebietet aber auch über einen höchst anschaulichen Stil, der durch geistvolle Pointen und Tiefe der Empfindung noch besondere Reize empfängt. Wie kaum ein anderer deutscher Gelehrter ist daher Professor Preyer für den Essay befähigt und wir erhalten in dem obengenannten Buche demnach eine Meister- und Musterleistung. An Stoff und Form gleich fesselnd sind diese neuen Essays, und ob der Autor über den Kampf ums Dasein, den Selbstmord in der Tierwelt, über die Ursachen des Schlafes, die Erhaltung der Gesundheit, über eine internationale Lautschrift und über das Gedankenlesen uns unterhält, immer steht Preyer auf der höchsten Höhe im Reiche des Wissens und trägt uns die schwierigste Gedankenarbeit mit einer lichtvollen Klarheit, Anmut und doch dabei so eindrucksvoll vor, daß jede Abhandlung darin eine genußreiche Stunde uns gewährt und wir, ohne daß wir es merken, eine Fülle des Wissenswerten in uns aufnehmen. Vor allem möchten wir unseren Lesern den trefflichen Essay, das Gedankenlesen, empfehlen. Er wird bei vielen wie ein wahres Labsal in dem Wirrwarr des Mystizismus, der sich bei uns jetzt geltend zu machen anfängt, wirken. Von großem Werte sind auch die Anmerkungen dieser Sammlung, die sozusagen die Bausteine und Basis bilden, auf denen die kunstvollen Gebilde dieser Essays sich so frei und leicht erheben.

— **Wer jemals Auerbachs Keller in Leipzig, diesen ältesten** und berühmtesten aller deutschen Weinkeller, besucht, dort mit lieben Genossen sein Glas geleert und wohl auch in den vergilbten Blättern der alten Fremdenbücher herumgestöbert hat, der wird es dem Herausgeber der bei C. Peterson in Leipzig erschienenen „Albumblätter aus Auerbachs Keller“, Fritz Frenzel, Dank wissen, daß er aus jenen zum Teil schon am Rande der Zerstörung durch den Zahn der Zeit stehenden Blättern das Bemerkenswerteste in einer ziemlich reichhaltigen Sammlung veröffentlicht hat. Von bekannten und unbekannten, zum Teil nur durch Chiffren angedeuteten Namen findet sich da eine Fülle beziehungsreicher Einfälle teils ernster, teils scherzhafter Natur, die nicht verfehlen werden, die Leser in vielfältig anregender Weise zu unterhalten.

— **Von einem sehr interessanten Buche, nämlich „Liebe und** Liebesleben in der Tierwelt“ von Dr. L. Büchner, ist jetzt eine sehr vermehrte zweite Auflage (Leipzig, Thomas) erschienen. Schon das diesem vorangegangene Werk desselben Verfassers: „Aus dem Geistesleben der Tiere“, erregte Aufsehen durch die Fülle wunderbarer Thatsachen, die der Autor geistvoll verarbeitet dem Publikum vorlegte. Dies Werk übertrifft das ebengenannte an Reichtum geradezu überraschenden Materials. Hier erscheint das Geistesleben der Tiere auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung, und die große Summe beglaubigter Beobachtungen von berühmten Forschern wie völlig glaubwürdigen Tierfreunden, welche Büchner mitteilt, machen dies Werk schon dem Stoff nach zu einer merkwürdigen, überaus interessanten Publikation; der bekannte Autor hat aber all diesem eine Anordnung und Einkleidung gegeben, die das zerstreute Material wie in einem Brennpunkt sammelt und von dort nach allen Richtungen hin anregt und interessirt; überhaupt ist die Durchgeistigung des gewaltigen Materials nach bestimmten Gesichtspunkten hin durch den Autor hier gerade so gelungen wie in dem ersten, allgemein bekannt gewordenen Buche, so daß dies Werk ebensowohl für den Forscher als für das große Laienpublikum eine überaus fesselnde, unterhaltende und lehrreiche Lektüre ist.

— **Es sieht kaum darnach aus, als ob unsere bisherigen außer**europäischen Erwerbungen zu Ackerbaukolonien sich entwickeln werden. Trotzdem wird auch der Deutsche „Die tropische Agrikultur“ von Heinrich Semmler (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) gerne in die Hand nehmen. Ist er doch in der ganzen Welt verbreitet und angesiedelt und nicht allein als Kaufmann, sondern auch als Farmer und Kolonist. Das Werk bezeichnet sich außerdem ausdrücklich als ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Für die ersteren dürfte es allerdings besonders von Interesse sein, da es sich vor allem mit der Anlage von Plantagen, der Bearbeitung des Bodens und der Kultur von Nutzpflanzen in den Tropen beschäftigt. Als Ratgeber für Kolonisten steht das Buch denn auch, zumal in der deutschen Litteratur, einzig da; es verwertet überall die Resultate der neuesten wissenschaftlichen Forschungen und verrät doch auf jeder Seite, daß der Verfasser nicht allein Theoretiker, sondern auch Praktiker ist, der aus eigener Erfahrung schöpft. Augenblicklich liegt die erste Hälfte des ersten Bandes vor, welche die Ansiedlung, den Wegbau, die Urbarmachung des Bodens, die Hilfsmittel, die künstliche Bewässerung, die Umzäunung, die Vertilgung der Schädlinge und die Kultur der Reizmittel: des Kaffees, des Kakaos, der Colanüsse, des Guaranas, des Thees, der Herba Mate und des Cocas behandelt. Zahlreiche Abbildungen kommen der Anschauung zu Hilfe und erleichtern das Verständnis.

Bildende Künste.

— **Die k. Akademie der Künste in Berlin hat durch die im** Januar d. J. statutenmäßig vollzogenen Wahlen zu ihren ordentlichen Mitgliedern gewählt: 1) den Maler Otto v. Kameke in Berlin, 2) den Maler H. Baisch in Karlsruhe, 3) den Maler L. Loefftz in München, 4) den Maler A. Zimmermann in München, 5) den Maler Frederic Leighton in London, 6) den Maler W. Dais in London, 7) den Bildhauer Antokolsky in St. Petersburg, und diese Wahlen haben die Bestätigung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten erhalten.

— **Das Palais des Kaisers in Berlin steht jetzt gerade fünfzig** Jahre. Im Jahre 1836 wurde der durch Langhans ausgeführte Bau beendet, nachdem zwei volle Jahre an dem stattlichen Gebäude mit seiner Front von 195 Fuß gearbeitet worden war. Ehemals stand hier das Palais des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, das im 17. Jahrhundert durch den Artillerieoberst von Weyler erbaut und von dessen Erben an die Markgrafen von Schwedt verkauft worden war, aus deren Besitz es zu Ende des vorigen Jahrhunderts an einen Herrn von Vredow überging. Das alte markgräfliche Palais hatte übrigens mit dem heutigen kaiserlichen ein ziemlich gleiches Aussehen. Die Höhe des älteren Palais war dieselbe wie die des jetzigen; auch befand sich vor dem Palais eine mit Säulen geschmückte Auffahrt, ähnlich der heutigen.

— **Ein echter Rembrandt, und zwar ein vorzüglich ausgeführtes** Selbstbildnis des Künstlers, befindet sich zu Minden im Besitz eines Privatmanns. Das Bild, auf Leinwand gemalt, 54 Centimeter hoch und 47 Centimeter breit, ist vortrefflich erhalten und weist alle Eigenarten der Rembrandtschen Technik auf. Ueber seine Vorgeschichte ist folgendes bekannt: Unter Ludwig XIV. hing es im Louvre im Kabinet des Kammerherrn Bazire, kam aber dann von dort als Erbteil nach England. Durch ein Familienmitglied der Bazire wieder nach Paris gebracht, ging es später in den Besitz der Malerin, Frau Professor Nanette Rosetta, geborene Rauch, Dame von Saint Denis und Inhaberin des croix d'honneur, einer Vorfahrin des jetzigen Besitzers, über. Gleichzeitig mit diesem Rembrandt gelangte auch die übrige Sammlung der obengenannten Malerin in die Hände von deren Erben. Dieselbe, bisher völlig im Verborgenen gehalten, ist noch unverändert erhalten und weist außer einer Anzahl Aquarellen und Pastellbildern der talentvollen Künstlerin zwei vorzügliche, von Tischbein 1780 in Zürich gemalte Porträts eines Herrn und einer Frau Schweizer, des Neffen und der Nichte Lavaters, sowie eine Anzahl ungemein wertvoller Kupferstiche und Radirungen auf.

— **Die Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin wird wahr**scheinlich im Spätherbst eine Spezialausstellung von Lenbachs Gemälden veranstalten.

Musik.

— **Von Mathis Lussy, der als Professor am Pariser Konser**vatorium die bedeutendsten und überraschendsten Lehrerfolge zu erzielen pflegt und der sich durch seine beiden epochemachenden Werke «Le rhythme musical» und «Traité de l'expression musicale» einen hochgeschätzten Namen als pädagogischer Musikschriftsteller geschaffen, ist das letztere Buch soeben in autorisirter deutscher Ausgabe unter dem Titel: „Die Kunst des musikalischen Vortrags“, übersetzt und bearbeitet von Felix Vogt, bei F. E. C. Leuckart in Leipzig erschienen. Bei der Bearbeitung des Textes sowohl als der überaus treffend gewählten Notenbeispiele, welche die Absichten des Verfassers in eindringlichster Weise erläutern, hat Lussy persönlich mitgewirkt, indem er mit dem Uebersetzer gemeinsam arbeitete; somit kann die deutsche Ausgabe auch als eine nahezu neue sorgsam revidirte sechste Auflage seines berühmten Werkes angesehen werden. Wir bezweifeln nicht, daß dasselbe in Deutschland eine ebenso begeisterte Aufnahme finden wird, wie sie ihm verdientermaßen in Frankreich zu teil geworden.

— **Das Manuskript der „Wacht am Rhein“ hat sich in den** Papieren eines Freundes des Dichters Max Schneckenburger vorgefunden. Dasselbe ist — obwohl ohne Datum und Unterschrift — ohne allen Zweifel vom Verfasser selbst geschrieben und darf wohl als Original betrachtet werden. Das Manuskript befindet sich bei Alt-Stadtschreiber Schnell in Burgdorf in Verwahrung, welcher ermächtigt ist, dasselbe vorzuzeigen und vielleicht sogar zu veräußern. Der 1849 verstorbene Dichter hat als Teilhaber eines Geschäfts in Burgdorf lange gelebt und auf dem dortigen Kirchhof seine letzte Ruhestätte gefunden.

— **August Wilhelmj hatte bei einer Tournée in Rußland die** größten Erfolge. Alle Zeitungen — russische wie deutsche — sprechen voll Entzücken von ihm und stimmen darin überein, daß „seit Joachim kein Künstler dem Publikum so wahrhaft künstlerischen Genuß bereitete, frei von jener krankhaften Nervenerregung, welche die Zuhörer aus den Konzerten der Modekünstler mitzunehmen pflegen.“

— **Der Tenorist Bötel wird im Laufe der diesjährigen Curhaus**saison zwei Konzerte in dem neugebauten großen Saale des Emser Kurhauses geben.

Bühne.

— **Wenn der Frühling naht, dann ergreift auch den Künstler** ein mächtiges Sehnen, hinauszuziehen in die weite Welt — aber nicht, um dort in der schönen Gottesnatur, sondern im beseligenden Bewußtsein zu schwelgen, dem erträumten Glücke des Rentierstandes sich wiederum um ein Bedeutendes zu nähern. Denn, seltsam, wie begeistert auch die Liebe zur Kunst sein mag, fast alle wünschen ihr möglichst rasch, mit einem wohlgefüllten Beutel versehen, den Rücken wenden zu dürfen. Der sicherste Weg dazu sind die Gastspielreisen, notabene, wenn man es bereits zu einigem Ruf gebracht hat, zumal die Gastspielreisen in der neuen Welt. So hören wir denn in jedem Frühjahr von weitausschauenden Plänen unserer Künstlerheroen zur „Eroberung“ Amerikas. Die Direktoren und Intendanten verwünschen dies Heldenreiseland, denn entweder ruiniren sich die Gastspielzügler künstlerisch oder aber sie werden durch die erzielten Erfolge zu maßlosem Uebermut aufgestachelt. Das neueste und vielleicht eklatanteste Beispiel dieser Art haben wir an der gefeierten Lilli Lehmann von der Berliner Hofoper, die einen ihr gewährten sechsmonatlichen Urlaub in Amerika auf Nimmerwiedersehen ausgedehnt hat. Was wollen Strafen aller Art gegen die Lockungen des Mammons bedeuten! Auri sacra fames! Lilli Lehmann, die sich stets durch ein überaus resolutes Auftreten ausgezeichnete, hat sich nicht gescheut, der Generalintendantur anzuzeigen, daß sie kontraktbrüchig werden wolle und bereit sei, in gewissenhaftester Weise ihre Strafe zu erlegen — 13,000 Mark. Denn man weiß, daß sie bereits jetzt nicht weniger als 50,000 Dollars drüben als Reingewinn eingestrichen hat, so begreift man dies Verhalten. Die Generalintendantur soll indessen die Anregung gegeben haben, der deutsche Bühnenkartell möge sich dazu verpflichten, kontraktbrüchige Amerikafahrer nimmermehr auf einer Kartellbühne auftreten zu lassen. Jedenfalls wäre diese Maßregel wenigstens ein kleiner Kappzaum für Durchgänger. — Niemann, der kürzlich mit zwei anderen Unternehmern ein gewaltiges Grundstück zum Umbau für 700,000 Mark angekauft hat und obrehin längst ein schwer reicher Mann ist, wollte dem Beispiel seiner Kollegin folgen, obschon man ihm den Urlaub nicht gewähren mochte. Nur durch die Intervention des Kaisers, der ein wohlwollend-ernstes Warnungsschreiben an den berühmten Sänger richtete, ist diese Absicht noch im Keim erstickt worden. Auch seine Gattin, die trotz ihres Engagements am Deutschen Theater dem verderblichen Reize des ambulanten Virtuosentums nicht widerstehen kann und wochenlang der Stätte fern bleibt, der ihre ganze Kraft gehören sollte, stand auf dem Punkt, entgegen den Wünschen der Direktion, über das Meer zu ziehen. Da ihr Gemahl indessen Resignation geübt hat, so hat auch sie der Versuchung widerstanden, und der Friede ist ungestört geblieben. Von künstlerischen Neuigkeiten ist nichts zu melden. Eine Première, die das Deutsche Theater sich seit einigen Wochen vorbereitete, die Aufführung eines Lustspiels von Oskar Blumenthal, dem Kritiker und Feuilletonredakteur der „Berliner Wespenzeitung“, hat nicht das Licht der Lampen erblicken können, weil ein tragischer Zwischenfall kurz vor dem Termin der Aufführung (3. April) hindernd in den Weg trat. Die jugendliche Naive dieser Bühne, ein höchst originelles Talent von reizendster komischer Begabung, hatte aus Liebesgram einen Selbstmordversuch gemacht, und die erste muntere Liebhaberin war erkrankt. Jene stand im Begriff, sich mit dem Heldendarsteller zu verloben, als die Mutter desselben aus nicht abzuweisenden Gründen ein Veto einlegte. Das unglückliche Mädchen nahm sich dies so zu Herzen, daß sie nach Hause eilte und eine Quantität Salzsäure verschluckte. Obschon sie sich schreckliche Qualen bereitet

und schwere Verletzungen beigebracht hat, soll doch Hoffnung vorhanden sein, sie ihrem Berufe wiederzugeben. Der vom Verhängnis verfolgte Verfasser sieht sich aber einstweilen um die Hoffnungen betrogen, die er auf den Rest der Saison setzte. — Eine fröhliche Kunde ist für Berlin das Engagement des berühmten Komikers Schweighofer, der augenblicklich der Gast des Belle-Alliance-Theaters ist, für die Bühne des Wallnertheaters. Schweighofer, ein Künstler ersten Ranges, wird bald der Stolz der Berliner sein, die ihn der rivalisierenden Theaterstadt Wien abspenstig gemacht haben.

— **Der Kontrakt zwischen der Meininger Intendanz und einem** Konsortium amerikanischer Geldmänner, an deren Spitze der bekannte Theaterdirektor Adolf Neuendorff steht, ist jetzt perfekt geworden. Die Meininger werden diesmal nicht auf eigene Rechnung in Amerika spielen, wie es bisher stets auf ihren Gastspielreisen geschah, sondern das genannte Konsortium zahlt außer der Hin- und Rückreise erster Klasse Wohnung und Beköstigung des gesamten Personals in Hotels ersten Ranges, der Intendanz für jede Vorstellung ein festes Honorar. Eine Garantiesumme von entsprechender Höhe wird vor der Abreise bei der Meininger Bank deponiert. Die Tournee der Meininger in Amerika wird sechs Monate dauern. Das Gastspiel wird in New-York Mitte Oktober beginnen und sich dann auf die größeren Städte der Union ausdehnen. Ein eigener, zur Ueberfahrt gemieteter Bremer Schnelldampfer wird das aus achtzig Köpfen bestehende Personal, wie den großen Theaterfundus nach New-York hinüberführen.

— **Nachdem Moser seinem „Krieg im Frieden" als der Komödie** zweiten Teil hatte „Reif-Reiflingen" folgen lassen, arbeitet er jetzt an einer weiteren Fortsetzung dieses militärischen Schwankes, die den Titel „Reifs Kriegsjahre" führen soll.

— **Huldigungen seltener Art wurden Ludwig Barnay bei** seinem Benefiz in Moskau zu teil. Professor Nathchwall verlas auf offener Scene den deutschen und russischen Text einer Adresse, welche Barnay gewidmet wurde. Goldgefäße im Werte von vielen tausenden wurden ihm überreicht, ungezählte Bouquets und Kränze.

— **Ein Drama von Alphonse Daudet soll im Laufe des nächsten** Winters im Pariser Odeontheater unter dem Titel: „Nord und Süd" zur Aufführung kommen. Alphonse Daudet hat als Grundidee seinen Roman „Numa Roumestan" benützt.

— **Der weltbekannte Operettenkomponist Lecocq hat am 1. April** zum erstenmal in die Pariser Komische Oper Eingang gefunden mit seinem dreiaktigen „Plutus", dessen Libretto Millaud und Jollivet aus einer eigenen, vor dreizehn Jahren im Vaudeville aufgeführten Verskomödie gleichen Namens gebildet hatten. Was gefiel und beklatscht wurde, waren hauptsächlich die komischen, operettenhaften Teile der Lecocqschen Novität. Von den ernsteren Partien gefiel nur die Arie der Venus.

Kultur und Wissenschaft.

— **Typhusbacillen sind unlängst von dem Assistenzarzt Dr. Neuhaus** in dem Berliner Krankenhaus Bethanien nachgewiesen worden. Der erste Kranke, bei welchem der Nachweis gelang, war ein Berliner Schutzmann. Bauch, Brust, Rücken und Schultern bedeckte eine eigenartige „Roseola", so daß anfänglich der Verdacht auf Flecktyphus nicht ganz ausgeschlossen erschien. Dr. Neuhaus machte bei diesem und noch fünf anderen Kranken, die gleichfalls am Unterleibstyphus erkrankt waren und frische Roseola hatten, nachdem die Haut sorgfältig mit Sublimatlösung gereinigt war, oberflächliche Hautschnitte mit einem Messer, das vor jedem neuen Gebrauche durch Ausglühen sterilisiert wurde. Es wurden bei jedem Kranken vier Schnitte durch Roseolaflecke und vier Schnitte am Unterarm ausgeführt. Der hervorquellende Blutstropfen wurde mit ausgeglühter Platinnadel durch Stich auf sterilisierte Nährgelatine übertragen. In drei Gläsern, die mit Blutspuren aus Roseolaflecken von drei verschiedenen Kranken beschickt waren, machte sich nach zwei Tagen an einer Stelle des Impfstrichs ein kleines weißes Pünktchen bemerkbar, das sich bei Zimmerwärme ziemlich schnell vergrößerte und die Oberfläche der Gelatine in der Nähe des Striches mit einem grauweißen Belage überzog. Nach etwa sieben Tagen, bevor die Kultur den Rand der Gelatine erreicht hatte, kam das Wachstum zum Stillstand. Verflüssigung der Gelatine und Eindringen in die Tiefe des Nährbodens fand nicht statt. Die mikroskopische Untersuchung der Bacillen ergab kurze, verhältnismäßig dicke Stäbchen mit abgerundeten Enden, aber ein Drittel so lang als der Durchmesser roter Blutkörperchen, dazwischen fanden sich auch zahlreiche Scheinfäden. Im hängenden Tropfen destillierten Wassers untersucht, zeigten die ungefärbten Bacillen lebhafte Eigenbewegung: die kurzen Individuen schwammen munter hin und her, schossen auch bisweilen schnell durchs Gesichtsfeld; die längeren Fäden schlängelten sich träge vorwärts. Auf die Schnittfläche sterilisierter, gekochter Kartoffeln übertragen, zeigten die Bacillen das charakteristische, unsichtbare Wachstum, das bisher als das beste unterscheidende Merkmal des nur bei Typhusleichen festgestellten Bacillus typhi abdominalis gilt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß es sich hier um diesen Bacillus des Unterleibstyphus handelte. Dr. Neuhaus impfte einige Mäuse mit diesem Bacillus, worauf diese Tiere in 1—2 Tagen starben. Bei der Sektion der zu Grunde gegangenen Mäuse zeigte sich das charakteristische Bild, wie es Fränkel und Simmonds in ihrem soeben erschienenen Werk: „Die ätiologische Bedeutung des Typhusbacillus" beschrieben haben; die Milz war um das Dreifache vergrößert, trübe, dunkelrot u. s. w. Gewebspartikelchen aus der Milz und den Mesenterialdrüsen, auf sterilisierte Nährgelatine verrieben, ließen auf letzterer ausnahmslos wieder die typischen beweglichen Bacillen des Abdominaltyphus in Reinkultur zur Entwicklung kommen.

Erfindungen.

— **Ein recht praktisches Fisch- und Pflanzenglas hat der Fabrikant** Richard Nagel in Plagwitz-Leipzig konstruiert. Das Neue an demselben besteht in einer großen, das Wasserbassin überwölbenden gläsernen Schutzglocke, welche dazu bestimmt ist, die eingeschlossene Luft stets hochgradig feucht zu erhalten. In dieser feuchten Lufthülle gedeihen die Pflanzen, die in der üblichen Weise mit Tuffsteinen den Mittelpunkt des Fischbehälters bilden, ganz vorzüglich und wuchern besonders Farnkräuter, Maranthenarten und so weiter, dann aber auch Pflanzen, die sonst nur bei sorgfältiger Pflege im Treibhause fortkommen, auf das üppigste. Von diesem heilsamen Einfluß des Apparates macht man auch mit Nutzen Gebrauch, wo es gilt, kränkelnde Pflanzen wieder zu neuem Wachstum zu bringen. Mit gleichem Vorteil kann man sich der eigentümlichen Wirkung der Schutzglocke bedienen, um ein an die Stelle der Pflanzen gebrachtes Bouquet überraschend lange Zeit hindurch in ursprünglicher Frische zu erhalten. Dadurch, daß das Wasser mit seinen Fischen und sonstigen Bewohnern, wie auch die Pflanzen von einer ganz gleichartigen durchsichtigen Hülle umgeben sind, bietet dieses Fisch- und Pflanzenglas, dessen Preis, beiläufig bemerkt, ein sehr mäßiger ist, dem Auge ein originelles und hübsches Bild dar.

— **Das Eisenwerk Gaggenau in Baden, das sich schon durch** Einführung so vieler nützlichen Neuheiten ein Verdienst erworben hat, bringt jetzt wieder ein hübsches, zur Abhilfe eines bekannten Uebelstandes bestimmtes Instrument auf den Markt. Man erträgt eben Unbequemlichkeiten, wie sie zum Beispiel bei längerem Gebrauche des Operngucker fühlbar werden, mit bewundernswerter Geduld so lange, bis endlich ein ingeniöser Kopf sich seiner Mitmenschen erbarmt und durch eine so einfache Vorrichtung, daß sie eigentlich jeder selbst hätte treffen können, Hilfe bringt. So liegt die Sache wieder bei dem Patentopernglashalter der vorgenannten Firma, der aus nichts anderem als drei ganz kurzen, teleskopartig auseinanderzuziehenden Röhren besteht, von denen die größere den Griff des Instrumentes bildet, während sich an dem Ende der kleineren eine Klemme zum Anschluß an das Opernglas befindet. Befestigt man letzteres an dem Halter, so kann man es stundenlang vor die Augen halten, ohne die Arme zu ermüden oder eine unbequeme Haltung einnehmen zu müssen. Der zusammengeschobene, sehr elegant ausgestattete Opernglashalter ist so klein, daß er selbst in den Taschen der Damen bequem Platz findet.

— **Der englische Oberst Sheerlmey hat einen neuen Zement** entdeckt, den er Zopissa nennt und der Ziegel auf ungetrennliche Weise an andere Ziegel, Stein oder Glas befestigt, mit einem Wort irgend welche zwei Substanzen auf eine unlösbare Weise fest vereinigen kann. Der „Engineer", welcher diesen Zement lobt, hat durch Zopissa verbundene Ziegel erprobt, die, hoch in die Luft geworfen, bei ihrem Niederfall in viele Stücke gingen, ohne daß sich die Verbindung löste. Dieselbe Erfahrung wurde mit Champagnerflaschen gemacht, die man am untern Ende durch diesen Zement verbunden hatte. Die Erfindung gestattet auch noch mancherlei anderweitige Anwendung. Der Oberst konstruiert mit seinen Ziegeln und dem Zement Kästen und wasserdichte Röhren, Laden, Cartonchen und selbst Papierkähne. Die Engländer fordern jetzt die Admiralität auf, sich darüber zu versichern, ob sich nicht durch zweckmäßige Verbindung von Eisen und Papier, überstrichen mit diesem Zement, eine Ueberdeckung herstellen lasse, die den stärksten Geschossen widerstehen könne.

— **In Amerika ist ein photographisches Verfahren erfunden** worden, durch welches man Durchschnittsbilder einer ganzen Familie, eines Volksstammes, einer Berufsklasse und dergleichen erhält, indem man einzelne Personen nach einander auf dieselbe Platte aufnimmt, bei jeder aber die Aufnahmezeit so kurz bemißt, daß von ihr nur ein ganz schwaches Bild auf der Negativplatte hervorgerufen wird; erst nach und nach treten diejenigen Züge, welche den verschiedenen Personen gemeinsam sind, deutlich hervor, und so entsteht dann das Durchschnittsbild. Jetzt wendet man dieses Verfahren an zur Herstellung von Porträts verstorbener berühmter Personen, von denen so oft sehr viele, aber unter sich sehr verschiedene Originalbildnisse vorhanden sind. Den ersten Versuch dieser Art führte der Amerikaner Walker mit sechs antiken Reliefbildern Alexanders des Großen aus. In gleicher Weise wurde ein Durchschnittsbild von Shakespeare hergestellt. Natürlich können zu dem Zweck immer nur Bilder von gleicher oder nahezu gleicher Gesichtswendung benützt werden. Es ist nicht zu verkennen, daß in den Durchschnittsbildern der Gesichtsausdruck veredelter und vergeistigter und also wohl auch ähnlicher ist als in den Originalbildern.

Industrie und Handel.

— **Das Holzpflaster erfreut sich in letzter Zeit einer immer** mehr steigenden Beliebtheit, die Nachfrage wächst, die Konkurrenz wird größer, die Fabrikation erweitert und infolge dessen sinkt der Preis. So hat die Holzimprägnierungsgesellschaft in Frankfurt a. M. dem dortigen Magistrat das Anerbieten gemacht, bei Verpflasterung einer Straßenoberfläche von mindestens 10,000 Quadratmeter den Quadratmeter für den Preis von 13 Mark herzustellen. An Unterhaltungskosten sollen pro Jahr und Quadratmeter in Straßen mit starkem Verkehr 50 Pfennig und in solchen mit geringem nur 40 Pfennig gezahlt werden.

— **Ueber die Einträglichkeit der Aalzucht teilt Oberamtmann** Rehrlaer-Riddagshausen (Braunschweig) im dortigen landwirtschaftlichen Anzeiger mit, daß er vor kurzem einen kleinen Teich, den er vor wenigen Jahren mit 500 jungen Aalen besetzt hatte, abfischen ließ, wobei etwa 250 Stück 1/2—1 Kilogramm, auch einzelne 1 1/2 Kilogramm schwere Aale gefangen wurden. Der Einkaufspreis für die obigen 500 jungen Aale betrug inkl. Fracht bis zum Teich 6 Mark, der Erlös für 200 verkaufte Aale dagegen 200 Mark; etwa 50 nicht völlig ausgewachsene Aale, welche wieder in einen andern Teich übersetzt wurden, hatten außerdem einen Wert von 20 Mark. Solche Erfolge sollten die Besitzer stehender Fischwasser denn doch zu Versuchen mit der Aalzucht veranlassen.

— **Die Firma A. Boucicaut in Paris, Besitzerin des gewaltigen** Warenlagers «Au bon Marché», dessen Einnahme mitunter an einem Tag eine Million übersteigt, hat zugleich auf philanthropischem Gebiete Bedeutendes geleistet und sorgt fortwährend auch für den geistigen Fortschritt ihrer 3000 Angestellten. Dieselben sind alle Teilhaber einer Unfallversicherungskasse und einer Kasse für Altersversorgung. Das Kapital beläuft sich auf 2,000,000 Franken, wovon Frau Boucicaut die Hälfte aus ihrem Privatvermögen beigesteuert hat.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Ueber die jetzt so vielfach verwendete Kunstbutter** — in England allein werden jährlich 207,000,000 Pfund verbraucht — hielt vor kurzem Anton Jürgens in der Londoner Society of Arts einen interessanten Vortrag. Die Kunstbutter hat zwei Vorzüge vor der gewöhnlichen Butter: sie ist billiger und hält sich länger. Ihr Hauptbestandteil ist das Oleomargarin, welches man folgendermaßen bereitet: Man nimmt den besten Teil des Fettes frisch geschlachteter Tiere, indem man sorgsam alle Teile entfernt, welche dem Erzeugnis einen schlechten Geschmack verleihen könnten, und bringt dieses Fett in eine Maschine, welche es in einen Brei von cremartiger Beschaffenheit verwandelt. Dieser wird in höheren Bottiche gebracht und dann durch Dampf oder heißes Wasser auf eine mäßige Temperatur erhitzt. Das geschmolzene Fett fließt in Gefäße, wo es erkaltet und sich langsam kühlt. Nach einigen Stunden beginnt das Stearin fest zu werden, seine weiße Farbe bildet einen deutlichen Gegensatz zu der gelben Farbe des Oleomargarins. Wenn die Masse eine genügende Festigkeit gewonnen hat, wird sie in kleine Stücke geteilt, die sauber in weißes Zeug eingehüllt und in einer hydraulischen Presse einem Drucke von 100,000 Kilo ausgesetzt werden, wodurch das ganze Oleomargarin ausgezogen wird. Das Stearin wird an die Lichtfabrikanten verkauft. Das so gewonnene Oleomargarin erhält nach einen Zusatz von Butter, Milch und frischem vegetabilischem Oel. Diese Mischung wird in Eis abgekühlt, zwischen geriefelten Walzen geknetet und während dessen mit Salz versetzt.

— **Das beste Mittel zur Vertilgung der Motten ist das Naphthalin**, weil es auf die genannten schädlichen Tiere unbedingt tödlich wirkt und weder den zu schützenden Stoffen noch der menschlichen Gesundheit schädlich ist. Um es nun zur Verwendung handlicher und zugleich den unangenehmen Geruch weniger haftend zu machen, werden von Max Elb, chemische Fabrik in Dresden, sogenannte Naphthalinblätter hergestellt. Diese auf beiden Seiten mit einem starkartigen, trockenen Ueberzug von Naphthalin versehenen Papierblätter werden einfach zwischen die zu konservierenden Gegenstände gelegt und teilen denselben vermöge der großen Oberfläche, die sie der Verflüchtigung darbieten, ihr Naphthalin allmählich und gleichmäßig mit. Der lästige Geruch, der übrigens hier durch einen die Wirkung nicht beeinträchtigenden aromatischen Zusatz einigermaßen gemildert ist, verschwindet beim Lüften und Ausklopfen der Stoffe, da bei dieser Art der Anwendung keine festen Teile der konservierenden Substanz zurückbleiben können.

— **Das hundertjährige Kartoffeljubiläum soll in diesem Jahre** in Frankreich festlich begangen werden. Die Kartoffel, die sich in Deutschland schon zwei Jahrhunderte früher eingebürgert hatte, wurde in Frankreich erst in den siebenzehnhundertundachtziger Jahren durch den berühmten Agronomen Augustin Parmentier aus Amerika eingeführt. Anfänglich stieß er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand. Er hielt indessen tapfer aus, verfaßte mehrere gelehrte Schriften, in denen er den Wert dieses Nahrungsmittels nachwies. Er appellierte an die Großgrundbesitzer, an die Geistlichen, damit sie ihm Beistand leisteten, doch alles war umsonst. Man hielt die Kartoffel für giftig und ungesund. Viele glaubten, sie verursache die Pest. Selbst die Mitglieder der Sorbonne verhielten sich kühl. Da wandte er sich an Ludwig XVI. und bei ihm fand er ein geneigtes Ohr. Der König wies ihm sofort Terrain zur Probesaat an. Als die ersten Kartoffeln blühten, überreichte er seinem königlichen Gönner ein Sträußchen von ihren Blüten und dieser dekorierte sein Knopfloch damit. Seitdem wurde die Knollenfrucht bei Hof populär. Desto schwerer hielt es, sie beim Volk einzuführen. Ludwig XVI. riet Parmentier, seine Taktik dahin zu ändern, daß er sein Kartoffelfeld mit einer hohen Mauer umschloß und Wachen aufstellte mit dem strengen Befehl, jeden zu verhaften, der sich einschliche. Die Wachen hatten nebenbei die geheime Weisung, obigen Befehl nicht zu genau zu nehmen. Es dauerte gar nicht lange, so begannen Diebe das Feld heimzusuchen, und schließlich waren sämtliche Kartoffeln gestohlen und verzehrt. Von da ab wurde die Kartoffel bei den Franzosen populär. Die Regierung lohnte Parmentier mit hohen Ehren. Er starb am 17. November 1813 als Millionär.

— **Zu den Gewächsen, die dem Zimmergärtner warm empfohlen** werden können, gehört Aralia dactilifolia. Diese Pflanze ist nicht nur höchst elegant und dekorativ, sondern auch leicht zu kultivieren; sie hat die höchst schätzenswerte Eigenschaft, daß sie nicht gleich vielen anderen Zimmerpflanzen ihre unteren Blätter verliert, sie im Gegenteil jahrelang gesund behält und um den Topfrand legt, so daß dieser fast ganz bedeckt ist. Die circa 30—40 Centimeter lang gestielten oberen Blätter der Pflanze stehen fast horizontal von dem Stamme; sie sind lederartig, siebenlappig, glänzend dunkelgrün und so groß wie die von Aralia Sieboldi. Stamm, Blattstiele, Rückseite der Blätter sind mit einem eigentümlichen, braunen, wolligen Ueberzug versehen, welcher in den jungen Kopftrieben besonders ausgeprägt hervortritt. Für die Zimmerkultur sind zweijährige Exemplare am geeignetsten, und sie müssen möglichst nahe, aber frei an das Zimmerfenster gestellt werden. Im übrigen beschränkt sich die Kultur der Aralia dactilifolia auf das jährliche Umpflanzen, das nötige Gießen und Waschen der Blätter. Ferner ist die Pflanze von Zeit zu Zeit zu drehen, damit sie nicht einseitig wird.

Sport.

— **Die Rennen Deutschlands wurden am 4. April auf den** Höhen von Westend eröffnet und zwar mit einem Siege von Lieutenant von Nimptsch a. d. W. „The Cavalier" gegen zwei andere Pferde. In den weiteren wenig bedeutenden Rennen blieben Sieger „Aldorda" im Felde von 8, „Hunter" vor „Shaper", „Conqueror" im Feld von 7 und „Oleander" im Feld von 8 Pferden.

— **In Oesterreich begann an demselben Tage schon die Flachrennsaison** bei riesigem Andrang des Publikums. An den beiden ersten Renntagen fielen Graf Henckel drei Siege zu, der „Chablis", „Starlight" und „Alexander" heimtrugen, während „Hannibal" von Sillingers „Basabrit" den Flügel einzog, der an jedem Tag seine Rennen gewann. „Fidelis" vervollständigte die Siege dieses Stalles und die deutsch gezogene „Westfalia" brachte dem Grafen Esterhazy den ersten Erfolg im Jahre.

— **„Plaisanterie", das Wunderpferd Frankreichs, ist von ihrem** Schicksal ereilt worden. Die Siegerin von Baden-Baden brach kurz vor ihrem Debüt in diesem Jahre so schwer nieder, daß sie kaum wieder auf der Bahn erscheinen wird.

— **Der Favorit für das Norddeutsche Derby ist in diesem** Jahre des k. preußischen Hauptgestüts Graditz „Potrimpos", hinter dem der Favorit des Grafen Tassilo Festetics „Henri" nannt.

— **Die Ruderregatta der Universitäten Oxford und Cambridge** endete diesesmal nach einem aufregenden Kampfe mit einem Siege der Cantabs, welche jedoch die Oxonians nur um eine gute halbe Bootslänge schlagen konnten.

— **Die große Hamburger Regatta wird in diesem Jahre am** 17. und 18. Juli abgehalten werden.

— **Ueber die Schnepfenjagd wird aus allen Gegenden in diesem** Jahre Ungünstiges berichtet, doch wollen Jäger diese Thatsache nicht allein auf die so lange kalte Witterung, sondern vielmehr auf die Massenvernichtung der Tiere in Italien zurückführen. Sollte der internationale ornithologische Verein, den so alle Regierungen protegieren, gegen diesen Vernichtungskampf keine Schritte unternehmen können!

Mode.

— **In dem unter der Patronage der Lady Haberton stehenden** Verein der Londoner Modereformerinnen erfahren die gegenwärtigen Moden eine ziemlich schonungslose Kritik. So heißt es in einer jüngst gefaßten Resolution: „Der sich fashionable nennende Teil der Gesellschaft ist, nach seiner Kleidung zu urteilen, der Narrheit entschieden nahe. Es ist zu beklagen, daß Damen von Erziehung und Bildung sich nicht genieren, sich so anzuziehen." Der lebhafteste Unwille der Reformerinnen wendet sich gegen die krassen Farben und die moderne Passion, sich „nach alten Tapeten" anzuziehen. „Spectators" ein wenig boshafte Feder apostrophiert die Damen und äußert: „Die Farben der modernen Kleider sind dem Auge des Mannes ebenso rätselhaft wie es der Schnitt ist. Warum tragen Frauen mit rötlichem oder gelblichem Haar violett oder ein Grün, das wie schlecht gekochtes Gemüse aussieht? Warum tragen blasse, braunhaarige Damen das tiefe Rot und Orange, die nur zum warmen Braun des Südens und dessen blauschwarzem Haar passen! Wer ist schuld, daß reizende Mädchengestalten sich durch Reifen, Kissen und Tournuren dermaßen zurichten, daß, wären sie von Natur so verunstaltet, ihre ganze Familie voll Jammers und sie selbst zweifelsohne in einer chirurgischen Klinik wären? Wer hat es auf dem Gewissen, daß zarte, liebliche, weibliche Erscheinungen auf der Promenade mit Fächern erscheinen, auf denen ungeheuerliche Drachen und lechzende Tigerköpfe gemalt sind?" Die Bestrebungen der «National Dress Society», so heißt der Verein der Reformerinnen, befürwortet nun zur Beendigung all dieses modischen Unfugs die Einführung einer vernunftgemäßen Frauentracht. Dieselbe soll aus dem weiten orientalischen Beinkleid und einem bis zum Knöchel reichenden, einfachen, doch anschließenden Kleide mit schlichtem Weißzeug an Hals und Aermeln bestehen. Das Korset und der Absatzschuh sind verpönt. Durch die neue Tracht soll, im Gegensatz zu der gegenwärtigen Mode, kein inneres Organ verletzt, keine Muskel eingezwängt und keine Bewegung des Körpers beeinträchtigt werden. Der in der Versammlung gemachte Einwand, daß die Decenz dieser Kleidung bemängelt werden könnte, wurde lebhaft widersprochen. Eine der Rednerinnen suchte mit großer Drastik den Beweis zu liefern, daß die Königin von England vor einigen Tagen zweihundert Damen empfangen habe, die viel bedenklicher angezogen gewesen seien. Vorderhand versuchte aber noch keine der Reformerinnen sich der Versammlung in der empfohlenen Tracht vorzustellen.

— **Zu den hohen Preisen, welche die Liebhaberei für alte** Spitzen zahlt, gehören Kommentare. So bezahlte die Königin Isabella für die Kante zu einem Taschentuch von „den schönen und ewigen Spitzen von Valenciennes" 3000 Franken. Diese Kostbarkeit gehört aber zuverlässig den ersten Klöppelspitzen an, welche um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gearbeitet wurden. Die Herstellung dieser Spitzen war überaus mühsam. Eine Arbeiterin pflegte in einem Monat nicht mehr als zwei Zoll fertig zu bringen. Der Flachs dazu wurde eigens in Brabant angebaut und in der ersten Zeit ausschließlich in Kellern gesponnen, weil man der Ansicht war, die Einwirkung der äußeren Luft könne dem zarten, kaum wahrnehmbaren Faden schädlich sein. Während der Arbeit wurde, bis auf einen einzelnen gerade auf den Faden geleiteten Lichtstrahl, das Gemach dunkel gehalten. Jede Veränderung der Atmosphäre soll von Einfluß auf diese Spitzen gewesen sein. Auch die alten Spitzenkrawatten und die „Points von Alençon" erzielen in raffinierten Kreisen Preise, welche sich gar nicht bemessen lassen, sofern dieselben etwa noch einer interessanten Persönlichkeit der Vergangenheit angehört haben. Die vornehmen Frauen der französisch-legitimistischen Kreise haben große Vermögen daran gesetzt, die Spitzen ihrer Königinnen zu erwerben, wenn solche in den Verkehr gekommen sind, und die Spitzen der Prunkgewänder von Kirchenfürsten werden, selbst in den kleinsten Fragmenten, mit enormen Preisen bezahlt. Madame Furtado-Heine und die Marquise de Mora in Paris sollen alle Spitzen von wunderbarer Schönheit besitzen. Sehr interessant ist es, die Genealogie seiner Spitzen bis auf das sogenannte Spitzenalter zurückführen zu können. Dieses

Digitized by Google

Edikt des Pariser Parlaments von 1645 bestimmte bekanntlich, daß keine Frau Spitzenhandel treiben durfte, die nicht zuvor das römisch-katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte.

Denkmäler.

— Im Namen des Ausschusses zur Errichtung eines Lessingstandbildes zu Berlin erlassen jetzt der Oberbürgermeister von Forckenbeck und Landgerichtsdirektor Lessing als geschäftsführender Ausschuß eine Einladung an alle deutschen Künstler zur Bewerbung für die Errichtung des Standbildes. Der beste Entwurf wird mit zweitausend Mark ausgezeichnet. Donndorf, Encke, Otto Lessing, Paul Otto, Siemering und Zumbusch haben bereits ihre Teilnahme zugesagt. Das Denkmal wird im Tiergarten an der Lennéstraße, ungefähr in deren Mitte, aufgestellt werden; für die Vollendung ist eine Summe von vier hunderttausend Mark vorhanden. Bestimmt wird: 1) das Standbild wird in Marmor ausgeführt. 2) dasselbe ist von allen Seiten sichtbar, 3) die Figur Lessings ist stehend darzustellen, 4) im Entwurf muß dieselbe (ohne Postament) eine Höhe von mindestens 55 Centimeter und darf nicht über 65 Centimeter Höhe haben, 5) die Ablieferung der Entwürfe muß in der Zeit vom 1. bis einschließlich 8. Dezember 1886 erfolgen. Die Stelle der Ablieferung wird noch besonders bekannt gemacht werden. Die öffentliche Ausstellung aller eingesandten Entwürfe beginnt am 15. Dezember 1886. 6) Die Entscheidung der Jury erfolgt am 22. Januar 1887, dem Geburtstage Lessings. 7) das Komite trägt die üblichen Kosten des Her- und Rücktransports.

— Das Denkmal, welches das dritte Armeecorps dem Prinzen Friedrich Karl in Frankfurt a. O. errichten will, soll auf kaiserlichen Befehl auf dem dortigen Wilhelmsplatz aufgestellt werden. Die Statue wird den verewigten Prinzen in ganzer Figur in der Uniform des dritten Husarenregiments darstellen.

— Das Schillerdenkmal, welches im Lincolnpark in Chicago errichtet wird, soll am 9. Mai unter großen Feierlichkeiten enthüllt werden. Ein Festzug wird durch die Straßen der Stadt nach dem Denkmal sich bewegen. Dort angekommen, wird die Feier durch eine Ouvertüre eröffnet, Vorträge der vereinigten Männerchöre Chicagos, Deklamationen, Reden sollen folgen. Das Komite erwartet von dem Deutschtum Amerikas, das so bereitwillig zu den Kosten des Denkmals beigesteuert, daß es sich an der Feierlichkeit rege beteilige und diese so zu einer deutsch-nationalen Kundgebung gestalten werde.

Gestorben.

— **Frau Bancroft**, die zweite Gattin des berühmten amerikanischen Historikers, 82 Jahre alt, am 15. März, in Washington.

— Dr. **August Flint**, einer der bekanntesten amerikanischen Aerzte, 74 Jahre alt, Ende März, in New-York.

— **Marie Heilbronn**, bekannte französische Sängerin, 35 Jahre alt, am 31. März, in Nizza.

— **Bohdan Zaleski**, hervorragender polnischer Dichter, 82 Jahre alt, am 31. März, in Paris.

— Dr. **August Ritter von Stoffella**, Herausgeber und Redakteur des „Wiener Börsenkurier“, 51 Jahre alt, am 31. März, in Wien.

— **Karl Richard Hirschberg**, Bürgermeister von Meißen, ständiges Mitglied der ersten sächsischen Kammer, ehemals Mitglied des deutschen Reichstags, am 31. März, in Meißen.

— **Frau Gabriele Kupfer**, Hofschauspielerin am Burgtheater in Wien, 68 Jahre alt, am 1. April, in Wien.

— **Felix Adens**, Leiter des Aachener Männergesangvereins „Konkordia“, Dirigent des Rheinischen Sängerbundes, 70 Jahre alt, Anfangs April, in Aachen.

— Generalmajor z. D. **Berle**, Senior des eisernen Kreuzes von 1813—15, 90 Jahre alt, Anfangs April, in Berlin.

— **Franz von Littrow**, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, Sohn des bekannten Astronomen Karl von Littrow, am 2. April, in Wien.

— **A. P. Wilmot**, englischer Vizeadmiral, 70 Jahre alt, am 2. April, in Torquai.

— **Prinz Heinrich XXIII. Reuß**, 90 Jahre alt, am 4. April, in Berlin.

— **William Edward Forster**, bekannter englischer Politiker, ehemals Unterstaatssekretär für die Kolonien, später für Irland, 68 Jahre alt, am 5. April, in London.

— **Theodore Ritter**, bekannter Klavierspieler und Komponist, 45 Jahre alt, am 5. April, in Paris.

— General von **Colomb**ier, Kommandant der preußischen Artillerie im schleswig-holsteinischen Kriege, einer der verdientesten deutschen Offiziere, am 6. April, in Berlin.

— Feldmarschall-Lieutenant Baron **Cornaro**, Statthalter von Dalmatien, am 6. April, in Zara.

— **L. Glutz-Hartmann**, Stadtbibliothekar in Solothurn, verdienter schweizerischer Geschichtsforscher, 63 Jahre alt, am 6. April, in Solothurn.

— **Karl Albert Regnet**, k. Bezirksamtmann a. D. und Kunstschriftsteller in München (unseren Lesern durch so manchen schätzbaren Beitrag bekannt), 63 Jahre alt, am 8. April, in München.

— Dr. Johann Baptist **Orbin**, Erzbischof von Freiburg, 79 Jahre alt, am 8. April, in Freiburg.

— **Josef Viktor von Scheffel**, 60 Jahre alt, am 9. April, in Karlsruhe.

Mai 1886.

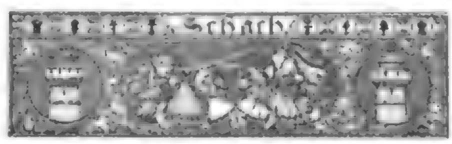
Zwei Planeten werden vom Monde bedeckt, am 12. Mai abends 5 Uhr Jupiter und am 14. Mai morgens 5 Uhr Uranus. Da aber die Sonne schon bald nach 4 Uhr aufgeht, so ist ohne Fernrohr weder die letzte noch die erste Bedeckung sichtbar.

Venus als Morgenstern geht Anfangs des Monats nach 3 Uhr, am Ende schon nach 2 Uhr auf. Mars ist bis 2 Uhr morgens am Himmel, Ende des Monats nur bis 1 Uhr, nahe ebenso Jupiter; die Stellung beider unterhalb des Sternbildes des Löwen bleibt nahezu gleich. Saturn ist anfangs noch bis Mitternacht sichtbar, später geht er bald nach 10 Uhr unter.

Der Komet Fabry (siehe April Seite 607) wird im Mai verschwunden sein, der Komet Barnard bewegt sich jetzt rascher vom Sternbild der Andromeda zwischen β und α gegen die Sonne hin. Er würde am 24. Mai seinen höchsten Glanz erreichen und am Morgenhimmel aufzufinden sein. Wegen der großen Nähe bei der Sonne wird eine glänzende Erscheinung nicht zu erwarten sein.

Lotterieziehungen im Monat Mai.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Lose vom Jahre 1867, höchster Preis 6000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. August 1886 (39. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahre 1846, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Juni 1886 (36. Ziehung). — Belgische Kommunal 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1886 (73. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1886 (77. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedrigster 12 Thaler, zahlbar am 1. August 1886 (36. Ziehung). — Stadt Genua 150-Lire-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 70,000, niedrigster 170 Lire, zahlbar am 1. August 1886 (33. Ziehung). — Graf Keglevich 10-Gulden-Lose vom Jahre 1847, höchster Preis 10,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. August 1886 (44. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1860, höchster Preis 5500, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1886 (51. Ziehung). — Stadt Neuchatel 10-Franken-Lose vom Jahre 1857, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. August 1886 (57. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Lose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. November 1886 (107. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Lose à 5% vom Jahre 1860, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. August 1886 (52. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 5000, niedrigster 14 Thaler, zahlbar am 1. August 1886 (52. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Lose à 3½% vom Jahre 1870, höchster Preis 20,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. September 1886 (10. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1859, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1886 (27. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar 1. August 1886 (53. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Juni. — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 1. Juli 1886 (74. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 20,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 15. August 1886 (39. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. November 1886 (71. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 100 Stück, jedes Los 100 Franken, zahlbar am 20. November 1886 (71. Ziehung).



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Eine sehr kunstvolle und lehrreiche Exemplifikation der Theorie des „Schlagens im Vorübergehen“ ist folgende Aufgabe, der im letzten Problemturnier von „Mirror of American Sports“ der zweite Preis erteilt wurde.

Aufgabe Nro. 370.

Von H. und E. Bettmann.

Schwarz.

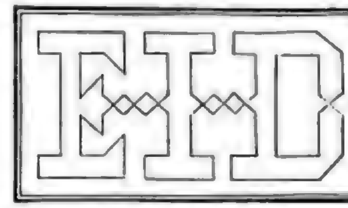
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Charade.

Mein Wort, wenn's in der Einheit steht,
Im Kreise rund herum sich dreht,
Erleichternd dir die Arbeit sehr,
Um fortzuschaffen Lasten schwer;
Auch eine Blume nennt es dir,
Des Gartens und des Feldes Zier.
Mein Wort, wenn's in der Mehrheit steht,
Hoch durch die Lüfte dann es geht,
Verderbend hier und krachend dort
Aus diesem, bald an jenem Ort.

Auflösung des Rätsel-Königsmarsches Seite 625:



Ein Rößchen, ihr Herrn! —
Wer bringt mir den Kern?

Wo Aberglaube und Kultur | Und doch hat es der „Muselmann“,
Vereint gehn Hand in Hand, | Der „Jude“ nicht und „Christ“. —
Wird es auf weiter Erdenflur | Beim „Heiden“ nur trifft man es an. —
Das Heiligste genannt; | Nun sagt mir, was das ist! —

Rahel von Varnhagen.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 625:

Periode.

Bilderrätsel 80.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 625:

Wer Eitelkeit zum Mittagessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrot.

„Kapellmeister“. Eine direkte Erfüllung Ihres Wunsches ist uns leider unmöglich. Vielleicht führt ein Inserat in einem recht verbreiteten Blatte zum Ziele. Selbstverständlich ist das stets mehr oder minder Glückssache.

Einsame in Lübeck. Nicht ohne Empfindung, aber zu wenig eigenartig und für ein Familienblatt schon um des Stoffes willen unbrauchbar.

Lorelei und Medea in Paris. Wenden Sie sich an Fr. Bartholomäus' Verlag in Erfurt, der an solchen Lettern Formen reiche Auswahl hat. — Hinsichtlich Ihrer zweiten Frage raten wir Ihnen vorerst nicht zu, an diese Sache viel Zeit und Mühe zu wenden. Für den warmen Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnungen besten Dank!

Kanadierin. Wir wissen recht gut, wie sehr eine momentane Stimmung ein empfindsames Gemüt beeinflussen kann, und waren weit entfernt, Ihnen die Ergüsse einer solchen irgendwie zu verübeln.

„Habib“. Ihre Skizze ist recht hübsch geschrieben, dem Gegenstande nach aber etwas zu dürftig. Handelte es sich darin um die ersten Anfänge einer berühmten Persönlichkeit, dann würde die spätere Bedeutung derselben vielleicht genügende Reflexe auf jene bescheidenen Vorgänge zurückwerfen, um ihnen trotz ihrer Unbedeutendheit eine gewisse Teilnahme der Leserwelt zu sichern. Fingierte Gestalten aber müssen durch sich selbst lebhafteres Interesse erwecken, als es die Ihren zu thun vermag.

Hrn. Hans K. in B. Sie können unsere Weihnachtsnummer noch beziehen, wollen aber Ihre Bestellung bald machen, da nur noch wenige Exemplare vorrätig sind. Der Preis derselben mit sämtlichen Kunstbeilagen ist nur 50 Pfennig. Wenn Sie an unsere Expedition 70 Pfg. (in Briefmarken) einsenden, erhalten Sie die Nummer direkt franko zugeschickt.

Th. v. G. in Wien. Das eignet sich nicht für Tagesfragen.

Ulrich, Löscher & Comp., Rom, wird neben anderem auch diese Spezialität, für die es einen besonderen Vertreter in Italien nicht gibt, gerecht werden.

„Alter Leser“. Nachträglich schreibt man uns, daß Hugo Weber-Runge in Breslau außer seinem „Mnemonischen Zahlwörterbuche“ auch die französischen Genusregeln derart mnemonisch bearbeitet herausgegeben hat, daß zu ihrer Erlernung wenige Stunden genügend seien. Besagte „Französische Genusregeln“ sind im Selbstverlage des Verfassers erschienen und kosten ℳ 1.50.

Anna T. G. Ihr Rätsel ist zwar ganz hübsch durchgeführt, aber doch zu sehr Wiederholung eines Scherzes, der nur das erstemal Berechtigung hat.

L. D. in Freiberg. Unseres Wissens nicht mehr im Handel.

Charlotte. In Ihrem Fall wird sich das Inserieren, etwa durch Vermittlung eines der großen Annoncenbureaux, am meisten empfehlen.

Johannes W. in Leipzig. Verbinden Sie dankbar.

Karl H. in Budapest. Uns ist eine Stelle dieser Art in Goethes Werken nicht erinnerlich.

Eine glückliche Mutter in Afrika. Von Ihrer freundlichen Einsendung können wir keinen Gebrauch machen. Vielleicht werden sich die „Kenner ic. aus dem amerikanischen Leben“ eher für uns eignen.

G. L. R. in Wiesbaden. Sie haben entschieden zu schwarz; indes werden wir in Zukunft gegenüber ähnlichen Berichten von dort doppelt skeptisch sein.

Griechin in Berlin. Ueber das Glaubensbekenntnis dieses Herrn vermögen wir Ihnen keinen Aufschluß zu geben.

M. in St. Petersburg. Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß wir von Ihrer freundlichen Einsendung nicht „fasciniert“ sind und auf den Abdruck derselben verzichten.

Digitized by Google

Frau v. St. in B. Für den gedachten Zweck empfehlen wir Ihnen Hermann v. Schmid „Ruland oder Die Fahrt ums Glück“. Eine erzählende Dichtung. Der Vorzugspreis für Abonnenten beträgt 2 Mark für das elegant mit Goldschnitt gebundene Werk.

Richard G. in Worms und A. L. in Neustadt. Darüber wie über alle den deutschen Militärdienst betreffenden Fragen belehrt Sie eingehend die Broschüre: „Die deutsche Wehrpflicht“ von Otto Busse, Verlag von Moritz Ruhl in Leipzig, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Preis ℳ 1.50.

„Schwärmerische Kreaturen“ und „Kunstliebende im fernen Norden“. Frau Elise Polko wohnt in Deutz bei Köln, Bahnhof, und ist am 31. Januar 1823 in Leipzig geboren. Bildnis und Biographie der geschätzten Dichterin haben wir in Nro. 28 des Jahrgangs 1870 mitgeteilt.

Juliet B. in Paris. Für genaue Wiedergabe von Autographen empfiehlt sich am meisten die photographische Aufnahme, beziehungsweise die Uebertragung derselben auf eine druckbare Platte, also Vervielfältigung auf dem Wege des Lichtdrucks, der Zinkätzung oder dergleichen.

H. Ed. in Hannover. Für „Campanula“ werden wir wohl gelegentlich ein Plätzchen finden.

Lina W. Das ist eine zu heikle Frage, als daß wir sie an diesem Ort erledigen könnten.

Ernst W. in Frankenstein. Die Verse: „Im Feld war ich gegangen“ haben gelegentlich in der „Romantikerlieder“ Verwendung finden.

P. B. in Posen. Darüber wird Ihnen die „Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten“ in Leipzig am besten Auskunft erteilen können.

Robert H. in St. Louis. Ueber die Fragen bezüglich der Hühner belehrt Sie Pribyl, Die Geflügelzucht (Verlag v. Paul Parey, Berlin). Ihre beiden anderen Fragen verstehen wir nicht.

Maria Sch. in München. Da läßt sich nur vermöge einer durchgreifenden Verbesserung der ganzen Brunnenanlage gründliche Abhilfe schaffen.

Hermann K. in M. Die Ausführung des Holzschnitts geschieht in folgender Weise. Auf eine zugerichtete Platte aus über Hirn geschnittenem Buchsbaumholz wird zunächst die Zeichnung entweder mit dem Stift oder auf photographischem Wege übertragen und sodann dergestalt ausgeschnitten, daß diejenigen Stellen der Zeichnung, die weiß erscheinen sollen, vertieft werden, während jeder Strich, der zum Abdruck gelangen soll, erhaben stehen bleibt.

J. Paul in M. Gleich jedem andern, sobald irgendwelche Begründung vorliegt und keine besonderen Bedenken im Wege stehen.

K. G. in Zeitlow b. Zeitz. Wir erinnern uns nicht, eine Zuschrift von Ihnen erhalten zu haben. Sollten Sie uns das Manuskript einsenden wollen, so sind wir recht gerne bereit, es zu lesen. Liegt indes nicht schon in dem ganzen Rat unseres Mitarbeiters: „Verwahren Sie es!“ ein Urteil über die Brauchbarkeit der Arbeit für uns?

Zwei Freundinnen in Riga. Uns wird mitgeteilt, daß Sie in Ihrer Nachbarstadt Mitau Auskunft in graphologischen Angelegenheiten erhalten können. Anfragen sind zu richten an das dortige Postcomptoir unter Chiffre P. P. 31.

P. P. in M. Sie sehen aus unserer heutigen Korrespondenz, daß wir Ihrem Wunsche nachgekommen sind.

Abonnent in Helsingborg. Borne, Die Fischzucht ℳ 2.50; Dellut, Die Teichwirtschaft ℳ 1.50.

L. in Wardendorf. Albicht, Lehrbuch der deutschen Stenographie (Gabelsbergersches System), Stolze, Lehrbuch der deutschen Stenographie. Welches der beiden Systeme das empfehlenswertere ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

Th. B. Leberflecken werden aus Wäsche durch Anwendung von Bergin entfernt.

F. J. in Schloß Waldenstein. Da die schwarzen Flecke auf Nickel durch Oxydation entstehen, sind sie durch chemische Mittel nicht zu beseitigen. Es ist daher ein mechanisches Mittel, etwa vorsichtiges Reiben mit gebranntem Kalk, zu empfehlen.

Richtige Lösungen sandten ein: Luise Hermes in Crefeld (2). Marie K. in Hamburg. Fr. Hrm. Helbling-Blattner in Zürich (3). Fr. B. Kreland in Aderslieben. Emil Weber und Hedwig Wagner in Oppeln. Anna Dreßler in Dessau. Selma Dalmann in Rügenwalde. L. Engel in Meiningen. Franz Goldammer in Greifswalde. Victoria Tagesia in Braila. Sigmund Ernsch in Wittstock. „Seifenschaum“ a. d. Wertach. „Elbe“ in Hamburg. Lotte Giro in Barmen. Friedrich Landsberger in Breslau. Joh. P. Stoppel in Hamburg. Deutsch Gretchen in Rußland (2). Blauäugiges Mariechen in J. Valeria Fikl in Prag. Martha und Marie Nitsche in Quersdorf (2). Maximilian Schultze in Weißheide. Marie Goldmann in Hannover. Albine Brauner in Antwerpen. Anna Tuchy-Crusz in Laibach. G. St. in Oppenheim a. Rh. Alfred Pöttner in Kreibsmühle. Ernst G. in Frankfurt a. M. Fritz Emmerer in Altona i. W. (2). Nicolai Danilewitsch in St. Petersburg. Anna Hölde in Holzminden. Martha Dorl in Wasserburg.

Gesundheitspflege.

H. W. in Stuttgart. 1) Mitesser entstehen durch Anhäufen der Absonderung der Hauttalgdrüsen, deren Ausführungsgang durch irgend eine Ursache unwegsam geworden ist. Durch innere Mittel können dieselben nicht vertrieben werden. 2) Diese roten Blütchen sind entzündete und vereiternde Mitesser. Kummerfeldsches Wasser oder Ichthyolseife erweisen sich dagegen als wirksam. 3) Die gewöhnlichen Seifen sind Gemenge von Kali- oder Natronsalzen der in den tierischen Fetten enthaltenen Säuren (Verseifung ist nämlich Zerlegung der Fette durch kaustische Alkalien). Je nach der Anwendung von Kali oder Natron zur Verseifung der Fette unterscheidet man Kali- oder Schmierseifen und Natron- oder Kernseifen. Die Wirkung beim Waschen beruht auf der Zersetzung der Seifen durch Wasser, indem das dabei freiwerdende Alkali die Unreinigkeiten leicht wegnimmt und andererseits die sich abscheidenden fettsauren Salze Fett aufzunehmen vermögen.

Joseph Sprang in Brünn. Wir können uns über den Wert dieser Präparate nicht aussprechen, da wir keine Erfahrung darüber besitzen.

A. K. in A. Hier gilt das Gleiche. Uebrigens darf man von sogenannten Geheimmitteln der Schwerhörigkeit nur wenig Erfolg erwarten.

Maria E., Buchhalters Gattin in Pilsen. Wir können Ihnen auch heute leider keinen andern Rat erteilen, als den, sich an einen tüchtigen Ohrenarzt zu wenden.

Ein alter Abonnent in Jüterbog. Heilanstalten für Magenleidende sind: Dr. Kirk' diätetische Heilanstalt in Dresden, Dr. Steinbachers diätetische Anstalt Brunnthal bei München, ärztlicher Vorstand Dr. Lob; Dr. Wirthes diätetische Kuranstalt Ogliden a. Rh., Kanton Zürich, und Rohitsch bei Zürich. Außerdem noch fast sämtliche Wasserheilanstalten.

Langjähriger Abonnent in P. Dozent für Hautkrankheiten in Marburg ist Dr. v. Hemburger. Die weißen Flecken sind allerdings ohne Gefährdung des allgemeinen, körperlichen Gesundheitszustandes heilbar.

C. in P. Die bekannte Sprachheilanstalt des Herrn Rudolf Denhardt, bisher in Burgsteinfurt i. W., ist seit 1. April nach Eisenach in Th. (Villa Frauenstein) verlegt worden. Es ist dies ohne Zweifel eine viel günstigere geographische Lage, als es die bisherige war.

M. B. in Aue in Sachsen. Wir halten es für rätlich, dem Arzt, welcher nach genauer, persönlicher Untersuchung die Ursache des Asthma festgestellt hat, die Wahl eines Ortes zur Sommerfrische zu überlassen; dagegen aber möchten wir empfehlen, wenn möglich, gerade die Monate, in welchen das Leiden beginnt, also hier April und Mai, in einem südlicheren Klima zuzubringen, vielleicht in Meran, Bozen, unter Umständen auch in Baden-Baden. Das Erzgebirge eignet sich übrigens ganz gut zur Sommerfrische.

v. F. in W. Ein besonderes Mittel gibt es dagegen nicht.

Ein aufrichtiger Freund von „Ueber Land und Meer“. Waschen Sie Ihre rote Nase versuchsweise mit Ichthyolseife.

A. v. P. in Schweden. Eine Ursache für das nur stellenweise Grauwerden der Haare kennt man ebensowenig als ein Mittel dagegen.

Gräfin Käte. 1) und 2) Mitesser und dergleichen werden durch Waschungen mit Kummerfeldschem Wasser oder mit Ichthyolseife beseitigt. 3) Nehmen Sie gegen das Aufstoßen aus dem Magen nach jeder Mahlzeit 3 bis 5 Tropfen verdünnte Salzsäure. 4) Nein.

Amalie in Chemnitz. Es kommt zunächst auf die Ursache der Migräne an.

Mathilde. Gegen den Schnupfen ist folgendes Mittel empfohlen worden. Karbolsäure 5 Gramm, Weingeist 15 Gramm und Salmiakgeist 5 Gramm, Wasser 10 Gramm. Aus jedem der beiden Gläschen, in welchen sich diese Mischungen befinden, werden einige Tropfen in ein leeres Waschglas gebracht und bei geschlossenen Augen die verdunstende Flüssigkeit eingeatmet.

Vergißmeinnicht und Veilchen aus Straßburg. Kummerfeldsches Wasser oder Ichthyolseife. Die achtzehnjährige Jungfrau soll sich an einen Zahnarzt wenden.

Abonnentin aus Neumarkt (Oberpfalz). Eine besondere Pflege bei Kindern, um deren blonde Haare hell zu erhalten, ist nicht nötig.

Schopfinger in N.-Kanizsa. Versuchen Sie gegen die braunen Flecken auf Rücken und Schulter zweimal täglich wiederholte Einreibungen mit grüner Seife.

Ein alter Abonnent in Mörchau. 1) Dieses Verfahren ist ärztlich empfohlen. 2) Bei vorübergehendem Gebrauch greift echter Weinessig die Zähne nicht an; von längerem Gebrauch raten wir ab. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Schwärmende Herzen, Roman von Wilhelm Berger, Fortsetzung. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen. — Die kleine Bertha. — Er ist entschlafen. Gedicht von C. L. — Fürstin ..., von Paul d'Abrest. II. Im Park de Vincennes. — Ein Familiendrama. — Auf Irrwegen, Novelle von Karl von Waldeck, Fortsetzung. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, von Heinrich Brugsch, Fortsetzung. — Die Verschollenen, von ... — Rosen, das Hauptstück der Reitbahn, von F. v. H. — Die Burg des „Neuen Soldaten“, von Dr. Karl Ruß. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von H. Ehrlich. — Notizblätter. — Chronik: Mai. — Verstorbene im Monat Mai. — Schach. — Rätsel: Charade, Auflösung des Rössel-Königsmarsches Seite 615; Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 615; Bilderrätsel 30, Auflösung des Bilderrätsels Seite 635. — Briefmappe.
Illustrationen: Schwärmende Herzen, drei Bilder von L. Bechstein. — Die kleine Bertha, Gemälde von Vern Jerda. — Das Fest der Fekallin, nach einem Gemälde von Henri Motte. — Er ist entschlafen, von Erik Reinwald. — Ein Familiendrama, nach einem Gemälde von L. Vallmar. — Sonniger Morgen im Hafen von Neapel, nach einem Gemälde von Jalme Morera. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, mit sechs Bildern nach Originalzeichnungen von G. de Monte und photographischen Aufnahmen. — Die Burg des „Neuen Soldaten“. Zeichnung von H. Ginewel. — Zum Beginn des Frühlings, von A. Heim.

Georg Ebers' Idyll „Eine Frage“
nennt die „Post“ eines der anmutigsten, zierlichsten, reizendsten Prachtstücke unserer neuesten Literatur und einzelne Scenen darin Muster von zarter Empfindung. Ausstattung so elegant, daß das Buch sich auch trefflich zu Geschenken eignet.

In unserem Verlage sind nachstehende vortreffliche Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Elfte, vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern, selected and arranged by Ferd. Freiligrath. Fifth edition. With illustrations. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Album lyrique de la France moderne. Par Eugène Borel. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Diese drei dem Format und der wesentlichen Ausstattung nach ganz gleichmäßig behandelten Anthologien sind Mustersammlungen gediegenster Art und bieten vereinigt eine reizende Uebersicht über die Lyrik der drei dichterisch bedeutendsten Nationalitäten heutiger Zeit, aus deren Werken hier die kostbarsten Perlen ausgewählt sind. Aber auch für sich allein bildet jede dieser prächtigen Anthologien ein Festgeschenk, das ganz dazu angethan ist, den Geber zu ehren und den Empfänger zu erfreuen.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

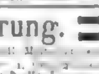
In der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger) in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben eine neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe der Kaiser Wilhelm-Biographie erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

„Neunundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild
unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding**. Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von **Carl Hallberger**. 156 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Die **„Blätter für literarische Unterhaltung“** schreiben über unsere Kaiser Wilhelm-Biographie: Unter den Gaben, mit denen der deutsche Büchermarkt nicht nur den erlauchten Herrscher, sondern zugleich auch die gesamte Nation beschenkte, ist ohne Frage eine der wertvollsten die oben bezeichnete. Oskar Meding, der geistvolle Verfasser, und Carl Hallberger, der feinsinnige Herausgeber dieser von warmem patriotischem Geiste erfüllten Biographie Kaiser Wilhelms, haben sich beide mit dem trefflich ausgestatteten Werke den Dank des deutschen Volkes, an das sich dasselbe zunächst wendet, redlich verdient, und wenn man die zahlreichen literarisch-artistischen Denkmäler von unseres Kaisers Ruhm und Ehre aufzählt, die wir besitzen, so wird dieses jüngste in der Reihe derselben sicher nicht unter den letzten genannt werden.

In den besten Gesellschaftskreisen wird heute Bitterwasser berühmter Magenärzte mit vielen anderen Bitterwassern entschieden vorgezogen. 2166
Franz Josef Bitterquelle
„... zuverlässig und ...“ Prof. Dr. Scanzoni-Würzburg.
„Wirkt ... mit ... und ... Erfolge angewendet.“ Prof. Dr. Gerhardt-Berlin.
= Depots überall. = Die Direktion Budapest.

In allen Buchhandlungen zu haben: (Zu Vorträgen in Gesellschaften)
Bei guter Laune.
72 komische Vorträge.
... Preis ... Verlag ... Erust'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

J. Großmann Nchf., Berlin C.
Die älteste und renommirteste
Fabrik vulk. Kautschuk-Stempel.
Mechanische Werkstatt und Graveur-Anstalt. ...


Bandoneons ... Accordeons-Harmonikas. ... Gebrüder Wolff, Wiesbaden.

Enthaarung.
... Berlin ...

Merveilleux farbig reine Seide,
jede Farbe, 53 cm. br. à Mtr. 2.20 ℳ 2165
Armure, reine Seide, deutsches Fabrikat, mattglänzend, elegant, 54 cm br., 50 neue Farben, à Mtr. 4.40 ℳ Seidenwarenhaus
W. Nanitz, Dresden,
Muster umgehend franko. Altmarkt 25.

Schwarzseidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Satin Luxor, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 1.80 per Meter
bis Mk. 14.65 (in ca. 120 versch. Qual.) versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das
Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter
bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das 2220
Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Musikalien-Verlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Klassiker-Pracht-Ausgaben: *Beethoven's* sämmtliche Sonaten. 4 Bände, à Band M. 4. 50. — *Clementi's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — *Haydn's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — *Mozart's* sämmtliche Sonaten. 3 Bde., à Bd. M. 4. 50. — *Weber's* Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bände, à Bd. M. 4. — *Reiser*, Kinder-Klavierschule. I. Abthlg. M. 2. 50. II.–IV. Abthlg. à M. 3. — *Eichler*, Kinderlieder. 4 Abtheilungen à 75 Pf. — *Eichler*, Die schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — *Eichler*, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — *Kuhe*, Le feu follet. M. 1. 50.

Als elegantes Konfirmations- und Festgeschenk empfohlen:

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 31 Bog. eleg. geh. mit Goldschnitt 10 Mk. — 11 Tsd. *Unserer Frauen Leben.* 34 Bog. geh. 6 Mk. Prosp. gratis u. franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 15.

Abonnements für Mai und Juni für 3 Mark 50 Pf. bei allen Postanstalten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt

nebst seinen vortrefflich redigirten Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „ULK", Illustrirt. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", Feuilleton „Der Zeitgeist", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft". Das tägliche Feuilleton des „B. T." bringt die Romane und Novellen unserer ersten Autoren; im Mai beginnt ein hochinteressanter und spannender Roman von

Richard Voss: „Wichard Cibula".

Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau.

Wochenschrift für Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirte.

Abonnement vierteljährlich 1 Mark.

Am vierten Monat über 30000 Abonnenten.

Der „Praktische" unterrichtet alle, die Gartenbau treiben, in schlichter, allgemein verständlicher Sprache, wie sie auf ihrem Gebiete die besten Erfolge erzielen, den Nutzen mehren und das Vergnügen am Schaffen erhöhen können.

Um neben dem „Praktischen Ratgeber" jederzeit lesen durch Einblick in eine Probenummer, die auf Wunsch jede gern von der Kgl. Hofbuchhandlung Trowitzsch u. Sohn zu Frankfurt a. Oder gratis und franko zugesandt wird.

Alle Postanstalten und Landbriefträger, sowie jede Buchhandlung nehmen Abonnements an. Preis vierteljährlich 1 Mark, durch die Post in das Haus geliefert 1 ½ Mark.

TRADE MARK

Canfield

Bekanntmachung.

Die hochverehrten Damen

Tricot-Schweißblätter ohne Naht (Neuheit)

welche neuerdings Schweißmarke nicht tragen, bitte unser Fabrikat doch; wir bitten höflichst, auf diese Schutzmarke genau achten zu wollen!

Stellt all das Vollkommene erreicht und übertroffen wir auch jede Garantie für deren Solidität. Zu haben aus Gummiwaaren-Handlungen.

Hauptniederlage bei: A. Hutchinson & Cie., Mannheim. — Zweigniederlagen bei:

Leipziger Gummi-Waaren-Fabrik v. Jul. Marx Heine & Cie.	Leipzig.
Jul. Marx Heine & Cie.	Berlin C., Rathhausstraße Nro. 2.
Chs. Lacy & Cie.	Wien I., Wurstbastgasse 15.
Chs. Lacy & Cie.	Hamburg.
E. Erlebach	Berlin S., Dresdenstr. 32.
	Frankfurt a. M., Bethmannstr. 4.

The Canfield Rubber Cie., Bridgeport (Connecticut).

Passende Stiefel

Aeolsharmonika

Adolf Klinger, Bielefeld.

Das beste u. gediegenste

Stinkbunkäfer.

H. Ed. Hübner & Cie., Quedlinburg.

Pianinos

Fabrik Wendemuthstr., Berlin NW.

Seidel & Naumanns

Deutsche Universal-Nähmaschinen

(System Singer)

sind die besten Maschinen der Welt. Das neue hocharmige Singer-Modell nimmt unbegrenzte Stoffe auf und gestattet auch einer grossen Bequemlichkeit und ausgedehnter Verwendung. Dasselbe vereinigt in sich alle Vorzüge, welche der Käufer an einer wirklich praktischen Familien-Nähmaschine zu stellen berechtigt ist. Die Maschine, mit den neuesten Apparaten ausgerüstet, eignet sich ihrer leichten Handhabung und Dauerhaftigkeit halber vorzüglich zum Selbstunterricht.

Der Knopfloch-Apparat,

mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflöcher in tadelloser Ausführung herstellen kann, macht die Seidel & Naumann-Maschine zur

vollkommensten Familien-Nähmaschine.

Die Schneider-Innung zu Magdeburg erklärt, dass die Leistungen der Seidel & Naumann Universal-Nähmaschinen das Prädikat „vorzüglich" verdienen.

Reflektanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wenden sich **direkt an die Fabrik** werden. Knopfloch-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab.

Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrik die volle Firma.

Seidel & Naumann, Dresden.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumenzucht im Zimmer.

120 praktische Abhandlungen über Anzucht, Pflege und Pflege der Zimmergewächse. Von A. Dallmer. — Dritte Auflage.

Preis 1 ℳ.

Gratis! Buchhandlung in Quedlinburg.

In jeder Buchhandlung:

Buchholtzens in Paris. 2 M., geb. 4½ M.

Aechte Familien-Bibl. Neueste neue Ausg. Verlag A. Duncker in Leipzig.

L. C. Leuckart

Aus den Karawanken

Walzer

von

Thomas Koschat

Op. 57.

Für Pianoforte ... Mk. 1.50.

Für Zither ... Mk. 1.50.

Für Männerchor, Partitur und Stimmen M. 2.50.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Das Vogelhaus

und seine Bewohner

oder die heutigen Anzeichen in der Pflege und Pflichtung gefangener wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel.

Philipp Leopold Martin.

Vierte verbess. u. verm. Auflage.

Zu jeder Umschlag.

br. M. 6 geb. 8 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend ... Bilder, Studien und Gelegenheits-Photographien ... mit Preisangaben nach Bogen, Streifen, Bildern, Facsimile ... Photographien ... Preisliste gratis u. franco.

Bücher-Liebhaber.

... Gelegenheitskäufen ... alte Bibliothek, u. Einzelnes ... gratis. franko.

O. Baerdorff, Leipzig, Neumarkt.

Chem. Tinten ... Dr. Pilo'sche Tintenpulver ... in Bonn a. Rh. ...

LEONHARDI'S TINTEN

Bekanntlichst bekannt mit ersten Preisen ausgezeichnet!!

Sie haben in den ... Kopirer u. Schreib-Tinte Nr. 1 & Nur Leonhardi.

AUG. LEONHARDI Nachf.

Lieferant der hervorragendsten ... ALLEINIGE ... Uebertreffen ... anderer bekannter SCHREIB- & COPIR-TINTEN, ... SPECIALITÄTEN.

Prismatische Stricknadeln

... Nickelstahl ... in Barmen, Preußen.

Echte amerikanische wasserdichte **Patent-Wäsche**

(Beste Marke) zum Selbstreinigen. Illustrirte Preislisten für Private und Wiederverkäufer gratis und franko.

Alexander Brünell,

Köln und Berlin.

Patent-Kinderhäuser.

Preisliste gratis und franko. Darnbo & Co., Hannover.

Bruderhaus-Kinderstühle.

Tische, Bänke ... Möbelfabrik zum Bruderhaus in Reutlingen.

Preisliste gratis.

Schmuck aus echten böhm. Granaten

Preiscouranto mit 250 Abbildungen in natürlicher Größe gratis und franco.

August Goldschmid & Sohn

Lederwaaren en gros

Prag.

Heirat ... Reiche Heirathen ... Die heirathslustigen Damen ... Berlin SW. 61. Zu beziehen durch ...

Hühnerzucht Radebeul bei Dresden

... Brutapparate, Volièren, Geflügelfutter, Trink- und Tränkgefäße ... Preisverz. m. 1 Mk., 1 Postkarte 10 Pf. Gratis, 1 Probe ... Illustrirtes Buch für 50 ₰ Briefmarken. Preisliste gratis. 2582

Nebelbilder-Apparate

und Skioptikons für ... Unterhaltung in Familien. — Prospecte gratis.

Edisons Phonograph,

... verbessert, ... liefert u. Prospecte gratis.

Illustrirte Anleitung von ... **A. Kruse in Hamburg.**

Kinderpulte

für Schule und Schülerbank.

... Verstellbarkeit ... Handfertigkeit ... Haltung ... Vorschrift kostenlos, zweckentsprechend, für Kinder v. 6—16 Jahren, verbessert. Atteste gratis. 2596

E. Kittrich & Cie., Neukirchen (Erzg.)

E. Kittrich & Cie., Dresden, Schweizerstraße 5/6.

Gustav Hermann Stuttgart.

Fabrik-Niederlage ... Tel. Zuleitung. Direkte Züge.

C. Ade's Uhrenfabrik Stuttgart versendet Kassen-Kataloge gratis und franco.

Gesucht ein Mittel, das Blutleben eines ... Gasten und deren Werth zu bewähren, frdl. eine ... Offerten sub ... in d. Exped. d. Bl. erbeten.

Vortheilhafte Agentur angeboten.

... Agentur ... Hannenstein & Vogler, Hannover.

Geld- und Documenten-Schränke.

... feuersicher und feuerfest, mit u. ohne Stahlpanzer, in diversen Größen und Ausstattungen. Ferner als Einsatz für dieselben Einbruchsich. u. feuerfeste Cassetten ... Auf letzteren mache ganz besonders ... Illustr. Preislisten gratis u. franco.

CARL OSTER, Heidelberg, Geldschrank- und Cassetten-Fabrik

Robert Bockemüller, Hasselfelde im Harz

... versendet ... Harzer-Kümmel-Käse, ... Nordhäuser Korn-Branntwein, ... feinsten Sahnen-Käse ... feinen Rum ...

Garantirt reine Dessert- und Medicinal-Weine ff. Sherry, Portwein, Muscatel, Malaga, Marsala

10 ganze Flaschen Mark 16.— incl. Packung

ger. Nachn.; Postkolli v. 4 halben Fl. nach Wahl M. 4.50 franco

M. Fraenkel & Co. * Köln a. Rh. ... direkter Weise

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dichten und Denken.

Gedichte

von

Auguste Meyer.

32. Elegant geheftet Preis ℳ 3. —; fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung Preis ℳ 4. 50.

... Grundton-Klänge einer Seele, die sich in all dem nüchternen, verstandesmäßigen Klingen und Treiben einer materiell gesinnten Zeit den Adel ... bewahrt hat und ihm voll Innigkeit in formvollendetem Ausdruck huldigt.

Das elegant ausgestattete Büchlein eignet sich vortrefflich zu Geschenken, besonders jetzt auf Ostern.

Digitized by Google

№ 31.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885 – 1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Schwankende Herzen.

Roman
von
Wilhelm Berger.

Mit Originalzeichnungen von L. Bechstein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem der Major eine gute Nacht verbracht hatte, glaubte er, daß er durch Anwendung kalter Umschläge bei vollständig ruhigem Verhalten seine Wunde in einigen Tagen werde zur Heilung bringen können. Es war selbstverständlich, daß auch Eberhard und Gertrud einstweilen in Belalp verblieben. Freilich überließen sie tagsüber den kranken Freund der Sorge Amaliens. Sie schweiften umher, einmütig mit einander hinwandelnd, und hielten an schönen Aussichtspunkten Rast zur Umschau und Einschau. Schon auf dem ersten Spaziergang entlastete sich Eberhard von dem Geheimnisse, das er vor seiner Frau zu haben glaubte.

„Als ich am Rande der Gletscherspalte von Dir Abschied nahm, Gertrud," sagte er, „da wurde es mir plötzlich klar, daß ich mit diesem Geheimnis ein böses Gespenst in unsere Ehe gebracht hatte, das beständig zwischen uns einherschritt und mich von Dir hinwegzudrängen versuchte. Und noch ehe ich in den Schlund hinabkletterte, gelobte ich mir, dies Gespenst schleunigst zu entfernen und keins seiner Art jemals wieder zu uns zu lassen."

Sie saßen auf grüner Matte in tiefer Einsamkeit, nur das harmonische Geläut weidender Kühe drang aus der Entfernung zu ihnen herüber. Gertrud sah ihrem Mann zärtlich in die Augen und erwiderte:

„Und dieser tapfere Entschluß — sage mir doch, aus welchem bisher verschlossen gewesenen Herzenswinkel er Dir gekommen ist?"

„Es war einer jener seltenen Augenblicke, in denen man klar in sich hineinsieht. Eben erst war Degenhardt wie durch ein Wunder einem jähen, schrecklichen Tod entgangen, noch lag er hilflos, teilweise im Eise begraben, in der Tiefe, neben uns, verwirrt, kaum das Geschehene fassend, jammerte seine Frau, fürchtend, sie wußte nicht was. Ich schickte mich an, zu wagen, was ich unter den obwaltenden Umständen wagen mußte. Du klagtest nicht, Du versuchtest nicht, mich zurückzuhalten, Du dachtest groß genug, Dich vor der Pflicht zu beugen, die mir auferlegt war. Ich bewunderte Dich, Trudchen, und auf einmal trat mir die Möglichkeit vor die Seele, daß auch wir auseinander gerissen werden könnten — da erkannte ich, wie lieb ich Dich habe, aber auch, wie unverantwortlich klein ich bisher von Dir gedacht hatte. Unterbrich mich nicht, bemühe Dich nicht, mich vor mir selbst zu entschuldigen, ich weiß ganz genau, daß ich Dich belog, weil ich nicht stark genug war in dem Glauben an unsere Liebe, um die Wahrheit zu sagen. Die Furcht leitete mich, nicht das Vertrauen, ich handelte nach weltlichen Erwägungen und nicht, wie ich hätte sollen, aus der unerschütterlichen Ueberzeugung heraus, daß in der Verbindung mit Dir das einzige und wahrhafte Glück meines Lebens beruhe und vor diesem Ziel jedes andere zurücktreten müsse. Vergib mir, Gertrud!" Er hatte ihre Hände erfaßt, sie beugte sich zu ihm und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Nichts von Vergebung, Liebster!" bat sie. „Ich mag nicht hören, daß Du Dich anklagst. Die kleine Wolke, die zwischen uns noch lagerte, ist verschwunden, die Sonne hat sie aufgesogen und strahlt nun hell über uns. Weshalb noch bei dem verweilen, was gewesen ist? Ist es nicht genug, daß wir unserer Liebe jetzt gewiß sind?"

Eberhard nahm sie an seine Brust und küßte ihr Haar, ihre Stirne, ihre Augen und zuletzt ihren warmen roten Mund. Und aus der Ferne schauten sie herüber, die gewaltigen Riesen des Hochgebirgs, und froren in all ihrer Pracht und Herrlichkeit; denn der Liebe, jenes Traums von Unendlichkeit, der dem kleinen Menschen vergönnt ist und ihn selig macht in der kurzen Flucht seiner Tage, können sie nimmer teilhaftig werden. Kühn und trotzig, die Gewißheit ewiger Dauer auf glänzenden Stirnen zur Schau tragend, sehen sie unter sich ein Geschlecht nach dem andern kommen und verschwinden, und doch wird es dereinst eine Zeit geben — Jahrtausende von heute — da sie alle hinabgesunken sind und in Billionen von Atomen über die Erde verstreut, während noch immer in den Menschenherzen der göttliche Funke weiterglüht, von der Liebe erhalten und in neuen Generationen niedergelegt.

Der Kranke im Hotel Belalp hatte sich getäuscht, als er erwartete, seine Wunden würden sich in einigen Tagen schließen. Vielmehr trat eine Entzündung derselben ein, die ihn nötigte, ärztliche Hilfe aufzusuchen. Nach langer Ueberlegung mit den Freunden und dem Wirt beschloß Degenhardt, sich auf einer Bahre nach Brieg hinabtransportiren zu lassen und dort die Eisenbahn nach Genf zu nehmen, wo er sicher sein konnte, einen geschickten Chirurgen zu finden.

„Und was wird aus Ihnen, lieber Weiß?" fragte der Major am letzten Abend.

„Wir gedenken uns über die Grimsel nach Meiringen zu wenden," antwortete Eberhard.

„Also scheiden wir morgen von einander, doch bleiben wir in Verbindung, hoffe ich. Und Ihre nächste

Das Schloß auf der Insel Mainau. Originalzeichnung von J. Weber.

Digitized by Google

Ferienreise, wenn ich bitten darf, ist zu uns. Versprechen Sie es mir in die Hand. Auch Sie, Frau Richterin. Ich kann Sie beide in meinem Leben ferner nicht entbehren."

„Und ich ebensowenig," fiel Amalie ein. „Gertrud — Eberhard — darf ich Sie so nennen? Nicht wahr, Sie kommen?"

„Herzlich gern," erwiderte Gertrud einfach.

„Ich hoffe, mir noch Ihre Freundschaft zu verdienen, liebste Gertrud," sagte die Majorin mit niedergeschlagenen Augen. „Sie sind so viel besser als ich; glauben Sie, daß Sie mich ein wenig lieb gewinnen können?"

Gertrud sprang auf und umarmte sie.

„Ich bin Ihnen schon gut, Amalie," flüsterte sie. „Ein Gefühl des Glücks trage ich in mir, das ich auch Ihnen von Herzen wünsche."

„Wenn wir uns wieder begegnen, soll es auch mir nicht fehlen," erwiderte Amalie leise. „Oft schon glaubte ich's zu haben, und dann war es nicht das richtige, jetzt endlich bin ich ihm auf der Spur — seit jenem Unfall auf dem Gletscher, da sind mir die Augen aufgegangen."

Allein waren Eberhard und Gertrud wieder, als am nächsten Morgen der Zug mit dem Major und seiner Frau rhoneabwärts gedampft war, Gertrud hing sich an ihres Mannes Arm und schweigend gingen beide eine Weile neben einander hin auf der schönen Straße. Endlich begann sie:

„Ich glaube, Eberhard, wenn ich die Majorin nicht kennen gelernt hätte, so würde ich doch noch einmal in meinem Leben eifersüchtig auf sie geworden sein."

„Welch ein wunderlicher Einfall!"

Gertrud wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Höre, Eberhard, es ist doch ein rechtes Glück für Dich, daß sie Dich damals verabschiedet hat, hoffentlich siehst Du dies ein. Thust Du's auch?"

„Und wenn ich's nicht thäte?" fragte er lachend.

„Dann verdientest Du —"

„Was?"

„Eine Woche lang nicht geküßt zu werden. Beantworte mit eine Frage, aber sei aufrichtig, Mann! Wenn Du morgen früh aufwachtest und fändest mich nicht bei Dir, was begännest Du?"

„Ich ließe Dich durch ganz Wallis und Bern ausschellen."

„Du solltest eine andere Antwort geben!"

„Nun denn, ich würde Dich in der ganzen Welt suchen, weil ich nicht leben kann ohne Dich."

Und zwei Engländer, die, von Fleisch kommend, eben unser Paar erspäht hatten, gewahrten mit Erstaunen, daß die junge Frau ihren Mann auf offener Landstraße küßte.

„Was man nicht alles im Auslande erlebt!" rügte der eine, der andere aber sagte seufzend:

„Glückliche Leute!" Und der letztere war von beiden der bessere Mensch und Christ, außerdem hatte er recht, auch blieb er nicht lange der einzige, der solchen Scharfblick bewies, vielmehr wurde es in der nächsten Zeit bis ganz nach Hamburg hin noch manchem Reisenden, Kellner und Schaffner klar, daß ihm einmal der Anblick eines ausnehmend glücklichen Paares vergönnt worden sei.

Unterdessen sah von seinem Krankenlager in Genf der Major oftmals den Tag kommen und gehen, die Wunden waren in Eiterung übergegangen und die Rose hinzugetreten, der geschickteste Arzt der Stadt mühte sich um ihn und er besaß in seiner Frau die beste, aufmerksamste Pflegerin, dennoch dauerte es Wochen, ehe er das Bett verlassen und sich in einem Rollstuhl auf den Balkon fahren lassen durfte. Sehr schwach und abgemagert war er, als er diesen ersten Schritt in das Leben zurück that, Amalie verbarg sich hinter ihm, damit er die Thränen der Freude nicht gewahre, die sie weinte. Kurt wendete sich nach ihr um, da lächelte sie ihn an und entschuldigte sich:

„Ich bin so froh, Kurt; ich konnte mich nicht beherrschen."

„Setze Dich zu mir, Malchen, und trockne Deine Augen, Deine Rührung macht auch mich weich. Zu einem Schatten meiner selbst bin ich geworden, sieh nur diese abgezehrte Hand!"

„Habe nur noch eine kleine Weile Geduld, Lieber! Von jetzt an wird es rasch bergan gehen!" Sie nahm seine Hand in die ihrigen. „Noch ein paar Tage und Du vermagst die Treppen hinabzusteigen, dann fahren wir umher zu Wasser und zu Lande."

„Verlockend genug blickt der blaue See herüber, aber ich habe keine Sehnsucht hinaus, auch das Krankenzimmer hat seine Reize. Hilflos zu sein, abhängig von anderen — das ist in gesunden Tagen für einen Mann eine schreckliche Vorstellung, liegt man aber wirklich darnieder, so kommt das Gefühl der Schwäche und lenkt die Gedanken auf ganz neue Wege. Ich kann und darf nicht wünschen, Malchen, daß Du jemals wieder genötigt wirst, so viel um mich zu sein wie in den letzten Wochen, und doch, wenn ich's bedenke, es war eine schöne, schöne Zeit!"

„Bist Du mit Deiner Frau zufrieden? O Kurt, Du weißt nicht, Du kannst nicht wissen, wie selig es mich gemacht hat, Dir etwas sein zu können!"

„Etwas?" erwiderte Kurt mit einem innigen Blick. „Alles bist Du mir gewesen! Laß mich Dir sagen, Malchen, was ich da drinnen auf meinem Lager gelernt habe, die beste Seite von euch Frauen wird uns erst offenbar, wenn wir eurer Hilfe bedürfen. Ich habe einen Schatz von Geduld, von selbstloser Hingebung, von heiterer Freudigkeit in beschwerlichem Dienst in Dir entdeckt —"

„Sprich es nur aus, Kurt," sagte Amalie demütig, als er stockte, „den Du nicht in mir vermutet hast, wolltest Du sagen, ich selbst ebensowenig, aber ich glaube, in jeder liebenden Frau steckt eine barmherzige Schwester."

Kurt betrachtete sie sinnend.

„Gefalle ich Dir noch?" fragte Amalie in reizender Verlegenheit.

„Nun ich Dich genau ansehe, bemerke ich, daß sich Deine Züge verändert haben."

„Inwiefern?"

„Es ist ein Ausdruck von Freundlichkeit und Milde darin, der mir als etwas Neues auffällt."

Amalie senkte das Haupt und erwiderte mit Innigkeit: „Ich habe keinen Stolz mehr, Kurt, als den, Dein Weib zu sein."

Bald fuhr dennoch das Paar umher zu Wasser und zu Lande, wie Amalie vorhergesagt hatte, und Kurt gewann täglich an Kraft und Lebenslust, und beide einigten sich dahin, daß zwar das Hochgebirge seine unleugbaren Reize habe, daß aber für solche, die wie sie in ruhiger Heiterkeit dahinzuleben wünschten, der Genfer See mit seiner nächsten Umgebung das Paradies der Schweiz sei.

Eines Tages kam an die Reisenden, die schon begannen, die Heimat zu vergessen, ein Brief aus der Villa in Wiesbaden; die Konsulin Brunck, welche dort ihr Sommerquartier aufgeschlagen, meldete eine schier unglaubliche Neuigkeit, Matschke hatte sich verheiratet, der alte, nunmehr wirklich pensionirte Diener des verstorbenen Generals von Degenhardt war der Mann einer Witwe in mittleren Jahren geworden.

„Sie hatte ihm, wie mir erzählt wurde, schon lange nachgestellt," schrieb Frau Cäcilie, „die beiderseitigen Verhältnisse paßten recht wohl für eine Verbindung, Matschke aber trug aus jungen Jahren das Bild einer Schönen mit sich herum, die es ihm einmal angethan gehabt hat und mit welcher jene Witwe leider keine Aehnlichkeit besaß, er erwies sich deshalb schwierig und schien schließlich sich ganz zurückziehen zu wollen. Da hielt es die einzige, achtzehnjährige Tochter der Witwe für ihre kindliche Pflicht, die Vermittlerin zu machen, unserem Alten aber, in dessen Kopf nun einmal Heiratsgedanken geweckt worden waren, gefiel die Tochter besser als die Mutter und er war kühn genug, ihr

Digitized by Google

allen Ernstes seine Hand anzubieten. Dies war der Höhepunkt der Verwicklung, die sich nunmehr rasch und zu allseitiger Zufriedenheit löste, denn zum Glück fand sich ein Liebhaber der Tochter vor, ein tüchtiger, resoluter Bursche, der nun einschritt und Matschke zu Raison brachte. In der deprimirten Stimmung, worin er sich nach Erkenntnis seiner Thorheit befand, hat er sich dann richtig die Witwe aufschwatzen lassen, das Aufgebot ist sofort erfolgt und geitern ist die Hochzeit gewesen."

Matschke verheiratet! Beinahe hätte Kurt ein bekanntes Sprichwort citirt, welches die Weisheit des Alters nur mit einer bedeutsamen Einschränkung gelten lassen will, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und sagte:

„Wenn Matschke zu der richtigen Frau gekommen ist, so ist er für den Rest seines Lebensabends wohl geborgen, die guten Frauen müssen, wie's scheint, etwas Liebes zu pflegen haben und sind in der Sorge am glücklichsten. Ist es nicht so, Malchen?"

„Nicht ganz so, Kurt," entgegnete Amalie lächelnd. „Die gute Frau ist auch ohne Sorge um ihren Mann glücklich, wenn sie nur die richtige Liebe zu ihm hat. Siehst Du mir denn nicht an, Kurt, daß ich es bin?"

—

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wieder brannte der Weihnachtsbaum bei Doktor Reuters und dieselben Personen wie vor einem Jahre waren daselbst zur Feier versammelt, die kleine Gertrud war die Hauptperson, und diesmal nahm sie sich ihren vollen Anteil an der Freude, jauchzend trippelte sie von dem einen zum andern, wies ihre Puppe vor und bettelte um Kuchen. Onkel Fritz, Studiosus im vierten Semester und nunmehr stolzer Besitzer einer vollständig entwickelten Baßstimme, wußte sich als der jüngste in der Gesellschaft den Launen des Wildfangs am besten anzupassen, er lief auf allen vieren um die Wette mit ihr, bellte, miaute und krähte, um sie zum Lachen zu reizen, und regte mit seinen Possen schließlich das Kind dermaßen auf, daß sich Schwager Theodor zum Einschreiten bewogen fand.

„Thu mir den Gefallen, Fritz, und lasse Deine Nichte in Ruhe," sagte er, „damit wir Erwachsenen einmal ein vernünftiges Wort mit einander reden können; mit dem Kinde wird überhaupt zu viel angestellt, kaum macht es die Augen auf, so werden Spielsachen ohne Zahl in Bewegung gesetzt, damit es zapple und seine Stimme erhebe, und das geht den ganzen Tag so weiter, alle umtanzen das kleine Kalb, singen und reden darauf ein und schneiden zu seiner Belustigung die seltsamsten Grimassen; es ist gerade, als ob das Frauenzimmer nicht frühe genug nervös werden könnte!"

„Diese Bemerkungen sollen wohl auf mich gehen?" fragte Frau Adele entrüstet.

„Teilweise," erwiderte Theodor in seinem sanftesten Tone. „Du wirst sie nicht übel nehmen; ich bin nun einmal gewissermaßen der Vater von Gertrud Reuter und bilde mir als solcher ein, für ihr Gedeihen mitsorgen zu müssen."

Adele nahm das Kind vom Boden auf und ließ es auf ihrem Arm auf und nieder tanzen.

„Armes Mäuschen!" sagte sie. „Nicht ein bißchen Vergnügen will Dir Dein gestrenger Vater gönnen, nichts wie schlafen und trinken sollst Du und Dich langweilen, ihn kümmert es nicht, wenn Du dumm bleibst; ganz recht wäre es ihm, wenn Du erst mit zehn Jahren zur Schule reif würdest, Du bist ja nur ein Mädchen, Du brauchst nichts zu lernen; hernach bekommst Du dann einen Mann, der alles weiß und noch etwas mehr, so einen, wie Dein Vater ist."

Die Kleine wollte auf den Boden und fing an zu schreien, als Adele ihr nicht sofort nachgab.

„Da seht ihr, wie es ist!" wandte sich der Doktor an Eberhard und Gertrud. „Diese Geister, einmal beschworen, wird man nicht wieder los, sie regieren das Haus, tyrannisiren die Gäste und säen Unfrieden zwischen Mann und Weib. — Laß dem Kobold seinen Willen, Dele; alles hat seine Zeit, auch die Kindererziehung! Vor Fremden muß die Rute im Versteck bleiben."

Adele trat zu ihrem Mann und nahm ihn mit beiden Händen beim Bart.

„Wenn man Dich so reden hört," sagte sie, „so muß man Dich für einen Unmenschen halten. Aber er meint nicht, was er sagt, Gertrud," rief sie der Freundin zu; „er ist ebenso schwach gegen das Kind wie ich. Du solltest ihn nur einmal beobachten können, wenn er von seiner Runde nach Hause kommt; kaum daß er mich da ansieht, sofort geht es über das Kind her, und dann stellt er sich mit ihm an und schwatzt und lärmt mit ihm, daß es manchmal gar nicht zum Aushalten ist. Aber so sind die Männer! In Worten thun sie so weise, daß man häufig ganz verblüfft vor ihnen dasteht, und in ihren Handlungen sind sie gerade so köstlich thöricht wie wir."

Die Kleine war zu ihrer Patin gelaufen, von ihr ließ sie sich auf den Schoß nehmen, lehnte das Köpfchen an ihre Brust und rieb sich die Augen, zärtlich küßte Gertrud das feische Mündchen.

„Magst Du's auch leiden, Eberhard?" fragte sie leise.

„Es ist niedlich, aber unser eigenes werde ich viel lieber haben."

„Kannst Du Dir denken, wie es übers Jahr sein wird?"

„Ich hab's schon mehrmals versucht heut abend, es geht nicht recht, Schatz. Unser Kind! Deines und meines! Das Wunder ist zu groß."

„Stille — sieh nur, es schläft ein; wie die Bäckchen glühen!"

„Welch allerliebste Hände es hat, über jeder Fingerwurzel ein Grübchen! Ob unser Kind auch wohl solche Hände bekommen wird?"

Gertrud nickte sinnend und begann ein Schlummerlied leise vor sich hin zu summen. Alle waren still und warteten auf das Einschlafen der Kleinen, endlich war gar kein Zweifel mehr daran möglich, daß Gertrud Reuter alle Freuden und Uebel dieser Welt vollständig vergessen hatte, ihr Weihnachtsabend war zu Ende und sie verschwand vom Schauplatz. Am glücklichsten darüber war Fräulein Hannchen, die besorgte Tante Adeles, sie hatte fortwährend ängstlich das Kind beobachtet, während es in der überfüllten Stube umher lief, da gab es so viele Möbel mit scharfen Ecken und vorspringenden Kanten, die alle gleichsam auf den kleinen Blondkopf lauerten, um ihm eins zu versetzen.

„Man sollte Kinder nie von der Hand lassen," meinte sie aufatmend, als die Gefahr vorüber war, „ein Unglück ist so schnell geschehen, und eine Schmarre im Gesicht läßt einem Mädchen noch viel häßlicher als einem Studenten."

Diese letzte Bemerkung ging auf Fritz, der sich nicht wenig auf einen Schmiß einbildete, den er kürzlich davongetragen hatte, aber Fritz ließ sich den Abend nicht durch die Ausfälle einer alten Jungfer verderben, die nichts davon wußte, was Comment ist; für heute hatte er sich eine kalte Bowle ausgebeten und das Schenkenamt mit der Absicht übernommen, sich selbst und allen sonstigen Anwesenden zu ungeheurer Heiterkeit zu verhelfen, und wenn ihm dies auch nur für seine eigene Person vollständig gelang, so war doch die Stimmung auch der übrigen Mitglieder der kleinen Gesellschaft am spätern Abend eine überaus rosige, und vergangene Erlebnisse boten unerschöpflichen Stoff zu munterer Unterhaltung.

Sogar von Eugen Münnich war die Rede.

„Er hat kürzlich von sich hören lassen," berichtete Eberhard, „und zwar aus Melbourne in Australien; dahin ist er gegangen trotz der Furcht vor der See, die er nach dem Schiffbruch der Cäcilie zur Schau trug. Uebrigens ist er, wie ja auch nicht anders zu erwarten, noch ganz der Alte, er hat ein Geschäft gegründet und verspricht sich in kürzester Frist Berge von Gold. Es versteht sich von selbst, schreibt er, daß er die gezwungene Anleihe, die er sich erlaubt habe, bei dem Konsul Brunck zu machen, auf Heller und Pfennig, nebst Zinsen zu fünf Prozent, zurückzahlen werde. Demnächst schon, wenn eine gewisse, ungeheuer rentable Unternehmung nach Wunsch verlaufen sei, woran gar nicht zu zweifeln, wolle er mir einen Teil des Gewinnes übersenden zur Aushändigung an Brunck. Er scheint sich in Land und Leute trefflich gefunden zu haben. Zugleich mit dem Briefe kam eine in Melbourne gedruckte Zeitung, welche von Reklameartikeln über das neue Geschäft des jungen, unternehmenden Mitbürgers förmlich wimmelt."

Gertrud ergänzte:

„Ich glaube nicht, daß wir jemals wieder zu unserem Gelde kommen werden, ich kenne Eugen, er hat gewiß den guten Willen, den angerichteten Schaden zu ersetzen, und glaubt auch, daß er dazu demnächst fähig sein wird, dabei aber bleibt es. Eberhard hat von seinem damaligen Abkommen mit Brunck an Eugen Mitteilung gemacht, auch das wird nichts helfen."

„Schwerlich," pflichtete ihr der Doktor bei, „eher wird es schaden, wie die Menschen nun einmal sind. Seltsam, wie alles an einander hängt! Wärest Du damals nicht für Deinen Schwager bei Brunck eingesprungen, Eberhard, so würde es demselben nicht gelungen sein, die Katastrophe bis Ostern hinauszuschieben, und aus Amalie Brunck's Hochzeit wäre vermutlich nichts geworden. Allen Respekt übrigens vor dem alten Brunck! Ich vermag seinen Selbstmord nicht zu entschuldigen, — ein solcher hat ohne alle Frage stattgefunden trotz aller gegenteiligen Versicherungen sämtlicher guten Freunde, — aber mit welcher eisernen Willenskraft hat er sich bis zum letzten Augenblick gehalten, alle um sich her täuschend, kaltblütig alle Vorbereitungen zu seinem Abgang von der Bühne treffend!"

Der Studiosus Fritz hatte mit Ungeduld dieser ernsthaften Unterhaltung zugehört, jetzt hielt er sich nicht länger, er sprang auf, klang an sein Glas und sprach:

„Verehrte Anwesende!"

„Du, Fritz, bleibe nicht wieder stecken!" mahnte seine Schwester.

Fritz warf ihr einen vernichtenden Blick zu, nochmals begann er:

„Verehrte Anwesende! Ein inhaltreiches Jahr liegt hinter uns, es hat viele Veränderungen geschaffen, auch an unserem Kreise ist es nicht spurlos vorübergegangen, zwei liebe Mitglieder desselben —"

Lebhaft fuhr Adele empor und machte Miene, mit Eberhard und Gertrud anzustoßen.

„Laß Dir nicht wieder die Pointe wegnehmen, Fritz!" rief Theodor.

Der Studiosus trat hinter Adeles Stuhl und drückte sie auf den Sitz nieder. „Zwei liebe Mitglieder dieses Kreises," vollendete er, „haben darin den ewigen Bund der Liebe geschlossen, ihnen gilt mein Trinkspruch!"

Adele fiel ein:

„Eberhard und Gertrud leben hoch!"

„Du siehst, mein lieber Fritz," tröstete der Doktor den Zornigen, „Deine Schwester muß nun einmal unter allen Umständen das letzte Wort haben; ich trage diese einzige Untugend, die sie an sich hat, mit christlicher Geduld, thu Du's auch! Wenn die Frauen wirklich Engel sind, so muß oben im Himmel, wo sie herkommen, eine große Plauderstube sein, wo ihnen niemand auf die Zunge gepaßt hat."

Frühling. Originalzeichnung von Charlotte Hampel.

Digitized by Google

Gespörte Partie. Nach einem Gemälde von Hamsa.

Digitized by Google

„Aber, lieber Neffe!“ erinnerte die Tante.

„Theodor ist ein Spötter,“ sagte Eberhard entschuldigend, „er weiß so gut wie ich, daß ein gutes, treues Weib in der That ein Geschenk von oben ist, dessen Besitz in diesem bunten, wechselvollen Leben unser bestes Glück ausmacht, und wer ein solches hat, der verehrt es auch und hält es hoch und hütet es mit einer Liebe, die niemals müde wird!“

Und alle fanden es natürlich, daß auf diese Rede hin Gertrud sich an ihres Mannes Brust warf und ihn eine Weile eng umschlungen hielt.

Margaliti.

Eine Ostergeschichte aus Mingrelien

von

H. G. von Sukkner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Auferstehungsfeier war vorüber. Zitternd klangen die Glockenschläge durch die laue Luft der Frühlingsnacht. Aus der Kirche strömte das andächtige Volk, um auf dem freien Platz ein paar Augenblicke zu verweilen und sich den üblichen Ostergruß zuzurufen, während ein Haufe junger Burschc sich eilig durch die Gruppen der älteren Leute drängte und auf die Glocken zustürmte; heute war es aller Welt gestattet, die Hämmer in Bewegung zu setzen und um die Wette zu läuten. So schallte es denn bald lebhaft durch die Nacht ... tiefes, bedächtiges Gebrumme und dazwischen das eilige Gebimmel der kleineren Glocken ...

„Christ jalka!“ rief man sich von allen Seiten zu, — „Christus ist erstanden!“ und „Christ jalka!“ tönte es im Echo zurück; Männer und Frauen umhalsten und küßten sich unter einander — der Friedenskuß, unter dem sich heute alles versöhnen sollte, was einem und demselben Glauben angehörte. — —

Jetzt wichen die Gruppen plötzlich ehrerbietig zurück, und alle verbeugten sich tief vor der hohen weißgekleideten Frau, die aus der Kirche heraustrat, von mehreren Popen und einer Schar festlich gekleideter Männer gefolgt. Sie verneigte sich leicht und schritt dem Herrenhause zu, das nur wenige Schritte von der Kirche entfernt lag.

„Margaliti, die Fürstin!“ ging es flüsternd durch die Reihen. „So schön, so reich — und doch nicht glücklich!“

„Wann hat sie ihren Mann verloren?“ fragte einer, der aus den Bergen heruntergekommen war.

„Vor drei Jahren. Ich war dabei, als die tödliche Kugel auf der Jagd ihn traf.“

„Sein bester Freund, nicht wahr?“

Der Befragte nickte und wandte sich zum Gehen.

Alles eilte nun der eigenen Behausung zu, wo die je nach den Verhältnissen mehr oder weniger reich gedeckte Tafel für die langen Entbehrungen der vierzigtägigen Fasten entschädigen sollte.

Auch im Herrenhause harrte der Sitte gemäß das Osteressen bereits der Gäste: Lämmer, am Spieß gebraten, Geflügel aller Art, riesige Pastkhas,*) Schüsseln mit Eiern, frische Butter standen einladend geordnet zwischen hell funkelnden Flaschen roten und weißen Weines. Mehrere der Gäste machten sich daran, die verschiedenen Braten kunstgerecht zu zerlegen, während der Rest, dem Beispiel der Hausfrau folgend, sich um die Tafel niederließ. Der der Fürstin zunächst sitzende Pope, ein weißhaariger Mann, verhielt sich wortkarg, da die streng eingehaltenen Fasten seinen Appetit auf Fleisch so verschärft hatten, daß seine Augen sich von den Messern der Vorschneider nicht zu trennen vermochten, und sein Nachbar zur Linken, Zuraba, der Fürstin Oheim, hielt es für wichtiger, vom rubinhellen Wein zu kosten, um dessentwillen er eigentlich hauptsächlich zur Osterfeier gekommen war. So sah denn auch die Fürstin schweigend vor sich hin, die Minuten zählend, wo sie endlich von dieser drückenden Zeremonie erlöst werden sollte.

Die Befreiungsstunde nahte; man hatte sich satt gegessen und das Versäumte gewissenhaft eingebracht; nun machte der Wein die Runde — endlose Gesundheiten, vermengt mit dem schallenden Chorgesang des Osterliedes. „Christ jalka!“ stimmte einer aus der Gesellschaft in hohen Tönen an, und die übrigen fielen darauf mit einer eintönigen Weise ein, die, in verschiedenen, schlecht harmonirenden Stimmen abgesungen, durchaus keinen wehevollen Eindruck machte.

Das war der Moment, wo die Fürstin sich leise zurückziehen konnte, um den Rest der Festgenossen so lange sitzen zu lassen, als der reichlich aufgetragene Wein reichte. Sie schritt den Korridor entlang, der zu ihren Gemächern führte, als plötzlich eine Gestalt vor ihr auftauchte ...

„Margaliti!“ sagte der Ankömmling leise, dann zog er rasch den Baschlik vom Kopfe, näherte sich der Fürstin, die einen leichten Schrei ausgestoßen, und drückte ihr den Friedenskuß auf die Stirn. „Hier, Margaliti!“ Er hielt ihr ein rotes Ei entgegen.

Margaliti hatte sich rasch vom Schreck erholt.

„Du wagst es!“ rief sie, den andern mit zornfunkelnden Augen messend.

„Bedenke, Margaliti, es ist heute die Versöhnungsfeier aller Christen.“

„Es gibt Menschen, mit denen man sich nie versöhnt!“

„Was habe ich Dir im Grunde gethan?“ sagte er vorwurfsvoll. „Weil ich mich mit Tamoa nicht zu vertragen vermocht —“

„Warst nicht Du es, der als sein heftigster Feind auftrat, ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden suchte?“

„Das ist unrichtig,“ warf der andere energisch ein. „Nie ist es mir in den Sinn gekommen, ihm einen Schaden zuzufügen. Oder willst Du es mir vorwerfen, daß er mich zum Prozesse zwang, daß ich mich auf dem Grund und Boden verteidigte, der mir nach dem Erbrechte zufiel? Hat er nicht den Löwenanteil gehabt? Nein, Margaliti, es ist unrecht, daß Du nur ihn hörtest und mir keine Gelegenheit zu einer Verteidigung geben wolltest.“

„Wozu diese Verteidigung? Unsere Wege laufen ja nicht in einen zusammen. Geh Du rechts — ich will links bleiben.“

„Du lehnst also jede Versöhnung ab? Du weisest mir die Thüre?“

„Ja!“

Sie schritt eilends weiter und ließ den Gegner allein stehen. Er blickte der entschwindenden Gestalt nach, so lange sie sichtbar war, dann wandte er sich der Ausgangsthüre zu und verließ das Haus.

Margaliti trat in ihr Zimmer. Die Luft schien ihr dunstig und erstickend; sie schritt auf das Fenster zu, öffnete dasselbe und blieb an der Brüstung stehen. Die Mondscheibe hing ihr zu Häupten, aber die Leuchtkraft war gewichen, da der Tag bereits zu grauen begann; ein mattgelber Schimmer lagerte auf den fernen Gebirgskämmen, die sich in nebelhaftem Blau vom Horizont abhoben, das Geläute der Glocken hallte ununterbrochen herüber.

„Unversöhnlich, — ja, so muß es sein, Manutschar!“ sagte sie leise vor sich hin. „Dies meine Strafe dafür, daß ich Dich schon damals liebte, als ich noch an einen andern gebunden war ... Du darfst es nicht ahnen — und darum muß ich Dich hassen und Dir diesen Haß zeigen ... Nur einer hatte es damals erraten, und dieser eine war der Gatte selbst! — — Was sagte er, als er sich in Todesangst auf seinem Lager wand und sein brechender Blick starr auf mir haften blieb?“ Sie fuhr sich wiederholt mit der Hand über die Augen, als suche sie die Sehkraft derselben zu stärken ... „Jetzt steht Dir nichts mehr im Wege, den Todfeind Deines Gatten zu ehelichen, — dann soll aber auch —“ — „Nein, nein, ich schwöre Dir's, daß dieser Gedanke mir fernliegt!“ rief ich dazwischen, damit er seinen Fluch nicht ausspreche. „Nie will ich ein versöhnendes Wort zu ihm sprechen — es sei denn, er läge sterbend vor mir!“ — und so bin ich auch nun gebunden; ich muß Dich hassen, Manutschar, um nicht die Qualen zu verdoppeln ...“

„Christ jalka!“ scholl es wild vom Speisesaal herüber, wo das Festgelage seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, — und Margaliti schloß mit dem Ausdruck des Ekels die Fenster, um ihr Nachtlager aufzusuchen.

*

Am nächsten Morgen kam man von allen Seiten herbei, um die Herrin zu beglückwünschen. Zuerst die Leute, die im Hause bedienstet waren, dann die Popen und Bauern aus dem Orte, sowie aus der nähern Umgebung — jedes überbrachte sein rotes Ei, das man unter tiefen Bücklingen der Fürstin entgegenhielt, und für welches man ein anderes in Empfang nahm. Der hohen Frau gegenüber wagte niemand den von den Russen eingeführten Friedenskuß; man drückte die Lippen auf die kleine weiße Hand, oder man begnügte sich auch, ehrerbietig den Saum des Kleides zu küssen.

Jetzt kam auch Nomilie, Margalitis Nährmutter, welche sich diesmal verspätet hatte, da der Weg von ihrem Gebirgshäuschen in diesem Jahre ungewöhnlich schlecht war. Die alte Frau schritt nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung auf ihr einziges Pflegekind zu, küßte dasselbe auf Hände, Schultern und Gesicht und brachte dann ihr obligates Osterei aus der Tasche. Während sie dasselbe der Fürstin hinhielt, machte sie mit der freien Hand allerlei beschwörende Kreisbewegungen um der andern Kopf; dabei murmelte sie bei jedem Kreise einzelne kurze Phrasen:

„Dies für Deine Gesundheit!“ — „Dies für langes Leben!“ — „Dies für Deine Schönheit!“ — „Dies für — Deinen Herzallerliebsten!“

Margaliti errötete leicht und schob die alte Frau sanft beiseite.

„Wie geht es allen bei Dir zu Hause?“ fragte sie ablenkend, und Nomilie ließ sich sogleich ein breites über ihre häuslichen Angelegenheiten aus.

Endlich hatte die Beglückwünschungszeremonie ein Ende genommen, und Margaliti atmete erleichtert auf. Sie sehnte sich nach frischer Luft, nach Bewegung, nach der Osterfeier, welche all das jubelnde Volk draußen im Walde an diesem sonnenhellen Frühlingstage ohne Zweifel feierte, und so hüllte sie sich denn mit raschem Entschluß in ein Tuch und verließ das Haus. Kaum zehn Schritte entfernt begann der Niederwald, ein Azaliendickicht, das eben um diese Zeit allenthalben mit den duftenden gelben Blüten besät war. Das hohe Gras barg Veilchen und Primeln in solcher Menge, daß einzelne Stellen einem bunten gestickten Teppich glichen. Margaliti schritt rasch vorwärts, dem Hochwald zu, wo die uralten Buchen und Linden schier in die Wolken zu wachsen schienen. Die würzige Luft rauschte durch den hohen Blätterdom und trug einzelne Glockenklänge von drüben herüber. Margaliti ließ sich auf einem umgestürzten Baumstamm nieder. Der Vorfall in der verflossenen Nacht war ihr plötzlich in den Sinn gekommen; sie stützte die Wange in die Hand und blickte nachdenklich zu Boden. Die Vergangenheit zog an ihrem geistigen Auge vorbei — die Zeit, wo Tamoa, ihr Gatte, noch gelebt, wo sie gehofft, das vielgerühmte Eheglück zu finden ... diese Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen; Tamoa war einer jener Männer gewesen, die heiraten, um einen Haushalt zu gründen, und genug gethan zu haben glauben, wenn sie die Leitung dieses Haushaltes der Gattin feierlich übergeben. Die Tage hatte er draußen auf der Jagd verbracht, die Abende und auch viele Nächte in Gesellschaft der Zechgenossen, deren Lebenszweck darin bestanden hatte, Wein aus den großen Trinkhörnern in die Kehlen zu gießen und den Gelegenheitsdichtungen der fahrenden Sänger zu lauschen. War es da nicht natürlich gewesen, daß sie an ihrem Vetter Manutschar Gefallen gefunden, der nicht so war wie die anderen, der die Welt gesehen hatte, zu erzählen wußte und von Dingen sprach, die ihr neu waren, mithin ihr Interesse und ihre Wißbegierde erregten?

Auch Tamoa hatte anfangs gegen dieses Freundschaftsbündnis nichts einzuwenden gehabt; erst als er mit Manutschar in Streit und später in Prozeß geriet, wurden die beiden Männer zu Feinden, und Margaliti hatte die Feindschaft ihres Gatten teilen müssen.

Gestern hatte sich Manutschar zum zweitenmale nach dem Tode Tamoas blicken lassen; das erstemal war es bei Gelegenheit der Begräbnisfeier des auf der Jagd Verunglückten gewesen. Auch damals hatte er der Witwe versöhnend die Hand geboten, wie es Brauch ist, allein diese Hand war zurückgewiesen worden, denn der Schwur, daß sie keine Annäherung an Manutschar im Sinne fuhre, lastete ihr für alle Zeiten bindend auf der Seele, und so war denn auch gestern sein zweiter Versuch erfolglos geblieben ... Aber sein Kuß brannte ihr heute noch auf der Stirn — und jetzt dachte sie doch an ihn, dem sie im Innersten ihres Herzens nie ernstlich zu zürnen vermocht. Er hatte wahr gesprochen: nicht an ihm war die Schuld gelegen, sondern an der Habgier und der Unversöhnlichkeit Tamoas, der es nie sehen gekonnt, daß ein anderer außer ihm sich irgend eines Besitzes erfreue.

Sie seufzte leise vor sich hin ... Ein trauriges Schicksal, das ihr da beschieden war — eine traurige Zukunft ... so allein, ohne ein liebendes Wesen in der Nähe, die Jahre verbringen zu müssen, bis endlich das Alter kam mit seinen Runzeln, seinen grauen Haaren und seiner Menschenfeindlichkeit, in die gewöhnlich die zur Einsamkeit verdammten Frauen verfallen! Warum hatte sie eigentlich diesen unglückseligen Eid geleistet? War dem Sterbenden wirklich dadurch seine letzte Stunde erleichtert worden?

Sie war so sehr in ihre trüben Gedanken versunken, daß sie das leise Rascheln nicht vernahm, welches Manutschar verursachte, als er sich durch das Buschwerk zwängte.

„Margaliti!“ klang es plötzlich an ihre Ohren.

Betroffen sprang sie von ihrem Sitz empor und stand jenem gegenüber, den sie um jeden Preis vermeiden gewollt.

„Geh!“ rief sie hart. „Geh augenblicklich!“

Sein Blick war diesmal finster.

„Nein, ich gehe nicht!“ sagte er entschlossen.

*) Osterkuchen.

„Soll das Mut sein, wenn Du eine einsame Frau im Walde überfällst? Ist das die Art eines rechtschaffenen Mannes?"

„Schmähe mich, so viel Du willst, ich beuge mich dennoch nicht . . . Höre mich, Margaliti," er legte seine Hand auf ihren Arm und hielt sie mit eiserner Kraft fest. „Wenn Du es nie gewußt, mögest Du es jetzt wissen, daß ich Dich seit jeher zum Rasendwerden geliebt! Du mußt mich hören!" sagte er unwirsch, als sie eine abwehrende Bewegung machte. „Ja, zum Rasendwerden! So lange Du an einen andern gefesselt warst, suchte ich meine Gefühle vor Dir zu verbergen, dann als Du Witwe wurdest, mußte ich die Zeit der Trauer ehren . . . Diese Zeit ist nun aber längst dahingeschwunden, und ich frage Dich: Willst Du mir endlich den Versöhnungskuß geben?"

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Bedenke, Margaliti, nicht Erwiderung meiner Liebe ist's, die ich von Dir zu erflehen wage, sondern nur Erwiderung des Freundschaftsgefühls, Wiederherstellung des alten traulichen Verhältnisses, wo ich an Deiner Seite sitzen durfte, wo wir fröhlich mit einander plauderten und wo Du mir freundlich zulächeltest . . . ja, Margaliti? Darf ich hoffen?"

Sie wandte das Gesicht ab, da sich ihre Augen mit Thränen füllten. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu: „Was quälst du ihn und dich zu Tode! Dein Schwur galt ja nur damals, wo du den Sterbenden überzeugen wolltest, daß du, während er im Todesröcheln lag, an keinen andern dachtest! Jetzt bist du frei; ist es nicht ein noch größeres Verbrechen, wenn du da mit kaltem Blute zwei Herzen mordest!" Dann aber plötzlich sah sie den Gatten wieder vor sich, wie er drohend die Hand zu erheben versucht, wie er im Begriffe gestanden, über sie den Fluch auszusprechen, falls sie je mit seinem Feind eine Gemeinschaft haben sollte, — und man hatte sie gelehrt, derlei Flüche zu fürchten. „Die Verwünschungen eines Sterbenden sind die eines Propheten!" heißt es im Volksmunde.

„Hörst Du die Glockenklänge, Margaliti? Sie rufen der Welt das versöhnende Wort zu: Friede! Und Du willst der Mahnung kein Gehör leihen?"

Im Eifer des Sprechens hatte er ihren Arm losgelassen, und sie benützte diesen Moment der Freiheit, um plötzlich hinter einen Baum zu springen, wo sie rasch die Thränen trocknete.

„Nein, ich will nicht!" rief sie ihm dann heftig zu. „Lasse mich, und mögen sich unsere Wege nie mehr kreuzen!"

In seinen Augen leuchtete es wild auf.

„Du willst nicht? Also hat sich Dein Herz wirklich in Stein verwandelt? Du mußt aber, sag' ich Dir — Du mußt! Mein Pferd steht dort im Dickicht; wer kann es mir verwehren, Dich mit Gewalt zu entführen?"

„Ich!" rief eine Stimme und gleichzeitig knallte ein Schuß durch die Luft.

Manutschar ließ einen Schmerzensruf vernehmen und taumelte ins Gras . . . Wie eine Tigerin sprang Margaliti mit einem lauten Aufschrei auf Juraba los und riß ihm die zweite Pistole, die er in Bereitschaft hielt, aus der Hand.

„Elender Feigling! So verstehst Du es, zu kämpfen? Hinterm Busch lauert Du wie ein Straßenräuber? Schande über Deinen grauen Bart!" Dann wankte sie der Stelle zu, wo der Getroffene im Grase hingestreckt lag. Er atmete erregt, und sein trüber Blick ruhte unverwandt auf ihr. Sie war bleich wie der Tod, als sie mit zitternder Hand sein Haupt aufzurichten suchte. „Manutschar, wo bist Du verwundet? Sprich, fühlst Du Schmerz? . . . Manutschar," drang sie ängstlich weiter, „hörst Du mich? Verstehst Du mich? Weißt Du nicht, daß ich Dich liebe, daß Du mein Leben bist!" Jetzt sickerte langsam das Blut über die weiße Tschocha,*) knapp oberhalb des Gürtels, an dem der Dolch hing. „Mörderin!" schrie sie wild auf. „Ich bin's, die sein Blut vergossen!"

Manutschar hatte die Augen geschlossen, und ein mattes Lächeln zitterte um seine Mundwinkel. Margaliti beugte sich zu ihm herab, und während die Glockenklänge nun, von einem plötzlichen Luftzug getragen, laut herüberhallten, drückte sie ihm den Kuß der Versöhnung auf die Stirn; dann sank sie ohnmächtig an seiner Seite ins Gras.

*

Ein Jahr war um, und wieder strömte die Menge aus der Kirche, wo eben die Auferstehungsfeier beendet worden war. Die Glocken schlugen an, die Leute beglückwünschten sich und wichen nun wieder zurück, da die Fürstin aus der Kirche trat. Ihr zur Seite schritt diesmal ein stattlicher Mann, und sie schob hastig ihren Arm in den seinen, während er froh lächelnd ein rotes Ei aus der Tasche zog.

„Christ jalka!" sagte er leise; „ich will der erste sein — und diesmal wirst Du meine Friedensgabe wohl nicht verschmähen wie damals, als —"

„Still, Manutschar," erwiderte sie, ihm einen zärtlichen Blick zuwerfend, „trübe mir nicht die Freude mit jener schwarzen Erinnerung." Und sie drängte dem Hause zu.

„Margaliti, die Fürstin," ging das Geflüster durch die Gruppen, „wie schön sie ist, wie reich und — wie glücklich!"

*) Langer Tscherkessenrock.

Die Mainau.

(Hierzu die Bilder S. 673 u. 676.)

An heiteren Sommernachmittagen wimmelt es nicht selten auf dem Konstanzer Hafendamm von Menschen, als hätte ein Fest gefeiert werden. Die Menge drängt und strömt über die Landebrücke, daß selbst der stattliche „Greif" kaum die Zuzügler fassen kann; aber all die Einheimischen und Fremden, die da unter dem lustigen Zeltdache an Bord Schatten suchen, lockt nur ein stilles Ziel, wo es weder kirchliches Gepränge, noch rauschende Spiele oder lärmende Wirthshausfreuden gibt. Nach kurzer Wasserfahrt ein wohliges Stündchen unter uralten Bäumen, in weitgepflegten Gartenanlagen, inmitten einer Naturfernerie, die zum Ruhen und Träumen geschaffen scheint, das ist alles, was sie erwartet. Aber ist denn das nicht genug, sich eine Zeit lang aus dem hastigen, klapperndem, unermüdlichen Triebwerke des Lebens ausschalten zu können und sich in das süße Dämmerbehagen paradiesischen Friedens zu versetzen! — Die Großen der Erde müssen das bekanntlich zu schätzen wissen, sonst würden sie nicht mit Vorliebe solche Oasen aufsuchen, die ihnen im engumhegten Raume jeweilen eine kurze Rast in ihrer mühe- und verantwortungsvollen Existenz gewähren, und wo sie sich der erquickenden Illusion hingeben können, schlichte Alltagsmenschen zu sein; freilich ist es auch niemanden wie ihnen gegönnt, dies Fleckchen Erde mit aller Zier und allem Behagen ausgestattet, das nun einmal in unserer heutigen Welt dazu gehört, um es sich auch mit anspruchsvollen und verfeinerten Sinnen wohlklein zu lassen.

Das Schiff löst ab und dampft mit seiner bunten, eleganten Passagiertracht hinaus in den See, es beschreibt einen Bogen gegen Norden um die bewaldete Landzunge, an der sich der langgestreckte „Bodan"-gabelt, und ist nunmehr in jenem schmälern Teile desselben, welcher den Namen des „Ueberlinger Sees" führt. Hart an der Einfahrt in denselben leuchtet von sesslingem Hügel ein malerisches Schloß, am Hafen unterhalb desselben flaggen vom hohen getakelten Mast die Farben des Großherzogtums Baden. Hier steigt die Pilgerschar ans Land, denn sie ist am Ziele ihres Ausflugs, von wo diejenigen, welche es nicht vorziehen, die Rückkehr des Schiffes von Ludwigshafen zu erwarten, auf schattigen Waldwegen den Heimweg gegen Petershausen-Konstanz einschlagen können, nachdem sie ein Stündchen beschaulichen Schlendernens auf dem glücklichen Gelande genossen. Eine Insel ist's nämlich, deren zum der Landveste zu sanft ansteigenden Rücken das Schloß krönt, und die mit dem Ufer nur durch eine lange, erst in neuester Zeit hergestellte Brücke in Verbindung steht, die kleinste, aber gewiß die lieblichste Insel des Bodensees, seine «Isola bella», die Mainau.

Freiherr von Laßberg, der in nächster Nachbarschaft auf seinem romantischen Meersburg saß, erzählt die Sage, daß die Mainau einst im Besitze der Herren von Bodmann gewesen und von einer der Erbtanen dieses alten Geschlechts an den deutschen Orden, und zwar aus Liebe zu einem der Ritter desselben, vergabt worden sei. Die Geschichtsforschung geht aber sehr unbarmherzig mit derartigen unmöglichen Ueberlieferungen um. Nach den Urkunden war die Insel im Besitz derer von Langenstein; Ritter Arnold übertrug sie 1293 mit Bewilligung des Reichenauer Klosters, dessen Lehensmann er war, an den deutschen Orden, und einer seiner Söhne, Hug von Langenstein — zugleich ein eifriger Förderer der Dichtkunst in dem reichen Sängerkreise des Bodensees, der unter anderem das Leben der heiligen Martina in nicht weniger als 30,000 Versen erzählte — war einer der ersten Komture auf dem neuerrichteten Ordenssitze.

Ueber fünfhundert Jahre blieb die Mainau eine Commende und wurde erst im Jahre 1806 verweltlicht. Seither in wechselndem Besitze, ging sie zuletzt, eben im Momente, wo abermals eine Klostergemeinde sie zur Niederlassung wählen wollte, in das Eigentum des Großherzogs von Baden über, der sich hier eine herrliche Sommerresidenz schuf. Manch schöner Fürstentag spiegelt sich in den Wellen des Bodensees, idyllischer als dieser ist keiner.

Schon im sechzehnten Jahrhundert sagt der Geschichtschreiber Vadian von der Insel, sie sei „von Lustwegen Wagen-Aue" geheißen", und was in deren Bereich von einer halben Stunde Umfang die moderne landschaftliche Gartenkunst an Veränderungen vorgenommen, konnte nur beitragen, ihr diesen holden Charakter zu wahren und ihn im idealen Sinne zu erhöhen. Gleichwie in den Anlagen, hat auch in der Einrichtung des Schlosses ein feiner, fürstlicher Geschmack gewaltet. Es ist ein hübscher Bau mit drei hufeisenförmig gestellten Trakten im Stile des vorigen Jahrhunderts, an den sich die ehemalige Ordenskapelle lehr englehnt. Einfach und würdig ist die Ausstattung, aber nichts erinnert hier an die stereotype Langeweile und Steifheit sonstiger Residenzen. Von der säulengetragenen, getäfelten Empfangshalle des Erdgeschosses, durch die wohnlichen modernen Appartements bis hinauf zu dem schönen weißen Saale stößt man nirgends auf ein Durchjammern der Schablone. Es wird im Gegenteil auch der verwöhnteste Spätlingsrichter in angenehmer Ueberraschung diese teils imponirenden, teils anheimelnden Räume und diese langen Korridore durchwandeln, in denen Geschick, Sammeleifer, Fernsicht und kunstsinnige Laune durch eigenartige Anordnung von Gobelins, Gewehren und allerlei altertümlichem Hausrat wahre Wunder der Peripetive geschaffen.

Doch all das Erquicken an der schönen Behaglichkeit findet seine volle Ergänzung erst in der Augenlust bei der Umschau von den Terrassen über den sammetgleichen Rasen, die Blumenfelder, die Wiesen, Weizenpflanzungen und Waldhänge, oder von den Fenstern und Balkonen auf den Spiegel des Sees mit seinen weiter und weiter zurücktretenden grünen Ufern, dem Kranze von weißblinkenden Schlössern, Städten und Ortschaften und dem mächtigen Hintergrunde der eisgrauen Alpen. In solchen Anblick kann man versinken bis zur Selbstvergessenheit.

Bei so viel Schönheit ist es zu begreifen, wenn gar zahlreiche Gäste an diesen Gestaden zusehren. Auch Kaiser Wilhelm scheint seine Tochter mit Vorliebe in diesem reizvollen Sommeraufenthalte zu besuchen. Im verflossenen Jahre kamen bei diesem Anlasse sämtliche Offiziere der Garnisonsstädte am badischen, württembergischen, bayrischen und österreichischen Ufer, ihn ehrerbietig zu begrüßen, und kaum ein Jahrzehnt ist es her, daß vor ihm jenes Festspiel aufgeführt wurde, welches Viktor Scheffel und Freiherr von Wagern — nun sind sie beide tot — eigens für ihn gedichtet hatten.

In gespenstischem Dämmerlichte traten aus finsterer Nacht wohl ein Dutzend jener fünfundsechzig Komture, die von Rudolf von Schaffhus bis zu Karl von Reichenstein-Brombach hier segensreich gehaust hatten, unter dem dichten Laubdach der alten Bäume herbei und beratschlagten in der Tafelrunde über einst und jetzt. Die ganze Vergangenheit stieg vor ihnen auf. Die schweren Bedrängnisse der Zeit, die Fehden und Kriegszüge, die Schwedenbelagerung wie die Franzosenmonaden wurden geschildert und die Thaten des Ordens erwähnt, bis endlich bei der Besprechung der letzten für Deutschland so folgenreichen Jahre, in jähem Aufkommen bengalischen Glutscheins, Kolonne um Kolonne des Konstanzer Regiments von der Brücke her unter den schmetternden Klängen des Hohenfriedbergermarsches und den Hurrarufen der Soldaten angerückt kamen und vorbeimarschirten, dem jüngsten Meister der deutschen Ritter ihre Huldigung darzubringen — ihrem greisen Kaiser und Kriegsherrn.

Das war der erhebende Abschluß eines schönen, glücklichen Tages, deren die Chronik des Ortes — so wünscht gewiß jeder Besucher der lieblichen Mainau — noch recht viele verzeichnen möge.

Robert Byr.

Gestörte Partie.

(Hierzu das Bild S. 681.)

Neben der Liebesleidenschaft ist die Leidenschaft des Spielers wohl die stärkste; vielleicht reißt sie den Menschen noch gewaltiger mit sich fort als jene, denn der Spieler geht zuletzt so in seiner Leidenschaft auf, sie nimmt den ganzen Menschen derartig in Beschlag, daß er für Übriges völlig abstirbt. Dichtkunst und Malerei haben sich dieses Stoffes mit Vorliebe bemächtigt und die Tragik dieser merkwürdigen Neigung veranschaulicht; die Wirkung war stets eine tiefe. Das hat wohl auch unsern Maler veranlaßt, uns eine leidenschafterregte Spielszene vorzuführen. Es scheint bei dieser unterbrochenen Partie sich um nicht ganz korrekte Handhabung der Spielregeln zu handeln — möglicherweise nicht ohne Absicht — denn der junge, vornehme Mann, der jählig vom Tisch aufgesprungen ist und die Karten zur Erde geworfen hat, sieht so aus, als ob er in hohem Grade indigniert wäre, indes die übrigen drei Spieler sich mit etwas verdächtigem Mienen zu rechtfertigen suchen. Heftige Erregung herrscht bei allen, am interessantesten ist sie ausgedrückt in Geberden und in den Zügen des jungen Spielers, welcher sich erhoben hat und dem Streitenden sein Unrecht zu beweisen sucht. Verdruß, Zorn, Verachtung sprühen aus seinem Gesicht. Er hat etwas Wildes, Dämonisches; die anderen, erfahreneren Spieler sind äußerlich kühler, innerlich jedoch sichtlich nicht weniger bewegt als der junge Herr, gegen den sie ein nicht ganz ehrliches Spiel geübt zu haben scheinen. Es dürfte indes dem jungen Manne schwer werden, gegen diese Gefirnden aufzukommen. Das Bild erweckt stark unser Interesse und macht uns zu gespannten Zuschauern der leidenschaftlichen Spielerszene, die um so eindringlicher wirkt, als sie in aristokratisch feiner und vornehmer Form vor uns tritt.

Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien.

Von

Heinrich Brugsch.

(Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. de Monte und photographischen Aufnahmen.)

(Schluß.)

Der nächste Morgen, am 16. Oktober, war von dem Liebmendar für die Weiterreise angesetzt worden, die von Rosmin aus in sechs- und vierspännigen Kutschen des kaiserlichen Hofs auf der guten und bequemen Poststraße bis Teheran fortgesetzt werden sollte. Die letzten Stunden des Abends wurden zum Schreiben benützt und die ereignisvollen Geschichten der vergangenen Reisetage zu Papier gebracht, um dem Lieben in der Heimat zu melden, wie der erste Gruß des deutschen Reichs im Sonnenlande empfangen und gefeiert ward. Die Ueberraschung und das Neue wirkte mächtig auf Sinn und Gemüt, und jeder empfand es mit Stolz, aus so weiter Ferne im Herzen von Asien von Deutschlands Macht und Ehre zu singen und zu sagen. Den wohlverschlossenen dicken Briefen wurden zu guter Letzt die persischen Freimarken aufgeklebt und mit besonderer Genugthuung die hübschen und seltenen Zeichnungen derselben betrachtet, besprochen und bewundert.

Bereits am frühen Morgen war alles zum Aufbruch bereit und der Wagenzug fuhr mit den fröhlichen Reisenden zum Thor hinaus, das nach modernem persischem Muster aus einem lustigen Bau mit schlanken runden Türmen besteht. Das Material dazu liefert der Töpfer. Die buntfarbigen, gut glasirten Fayencen bilden die unterhaltendsten Zeichnungen, die sich über dem eigentlichen Thoreingang zu einem hemicyklischen Bilde abrunden. Die Helden des berühmten, vom Grafen Schack so meisterhaft in deutsche Verse übertragenen Epos des Schahname (Verfasser desselben ist bekanntlich der persische Homer, der viel gefeierte und schlecht belohnte Ferdusi) sind darin in leibhaftiger Gestalt gezeichnet, wie sie die unholden Divs, teuflische Wesen der Verzerrt, bekämpfen und besiegen. Man freut sich als Europäer selber darüber und schlägt es hoch an, daß sich in „den geschützten Königreichen von Iran" die Volkssage und das Angedenken an eine längst entschwundene Zeit so lebendig erhalten hat. Hinter dem Thor zeigte sich die breite Landstraße zwischen weit ausgedehnten Weingärten und Pistazien-

hainen, und ein freier Blick öffnet sich nach der großen Stadt, die zur Hälfte in Ruinen daliegt und die lombardischen Ueberreste aus der Glanzepoche der persischen Geschichte in ihren zahlreichen Moscheen und Imarets oder Palästen bewahrt hat. Die Kuppeldome der verfallenen Gotteshäuser haben ihren Hauptschmuck, die wertvollen Fayencen, gewöhnlich blau mit weißen Inschriften, verloren und nur wenige Stücke hatten noch in fragmentarischer Einsamkeit an dem großen Ringstreifen um den untersten Teil der Kuppel. Auch dies wenige entgeht den Verfolgungen nicht. Die alten Fayencen sind hoch geschätzt, und die Muster à reflet metallique werden fast mit Gold in Europa aufgewogen. Was wunder, wenn europäische Sammler und Kunstkenner Jagd auf die kostbaren Proben der alten Töpferkunst machen und durch Geld und Bestechung in den Besitz derselben zu gelangen suchen. Den Moscheen und Palästen dient es nicht gerade zum Heil, wenn sie durch sakrilegische Diebe bis auf die letzte Fayenceplatte ausgeraubt werden.

Von Enzeli aus bis nach Teheran weisen die ungedruckten Postbücher eine Entfernung von 57 Ferssach (oder Ferräng, die alte Parasange) oder 354 Kilometer, von Kaswin nach Teheran 24 Ferssach oder 149 Kilometer nach. Gewöhnlich legen die Reisenden den ganzen Weg zurück, ohne die Nacht in irgend einem der Posthäuser (die hier mit Betten und festigem Mobiliar versehen sind) zuzubringen. Nach dem Programm, wie es die „gelegnete" Genehmigung erlangt hatte, sollte der deutsche Gesandte die Strecke in zwei Tagen zurücklegen und in dem hotelartig eingerichteten Mehmanchane oder Gasthaus von Jengi-Imam nächtigen. Der Berechnung nach mußte die Ankunft vor Teheran somit am Abend des 18. Oktober stattfinden.

Der Demawend.

Der Generalgouverneur von Kaswin hatte nebst Sohn dem Minister das Geleit bis zum Weichbilde der Stadt gegeben, dann Abschied von dem Gesandten genommen und war mit seinen Reitern wieder stadtwärts zurückgekehrt. Den letzteren hatte der Mehmendar noch ein wohlwollendes »Kui schuma sefid basched!« (Euer Angesicht möge weiß sein!) als Dank zugerufen. Bald gegen Mittag hatten die Wagen nach dreistündiger Fahrt den Ort Kewende erreicht und an dem neuen hübschen Posthaus wurde gehalten, um das Frühstück einzunehmen. Die Zimmer waren bis zu den Betten hin reinlich und sauber und ließen europäische Einflüsse erkennen. Nach kurzem Aufenthalt nafften die Gespanne auf der breiten, steinigen Landstraße weiter, um nach einer zweistündigen Fahrt vor dem Posthaus von Tschiflak Halt zu machen. Vor dem Eingang zu demselben befand sich ein kleiner Garten, mit sogenannten Tabrizi-Pappeln bepflanzt, dem eine gewisse Anmut nicht abgesprochen werden konnte. Im Hause selber waren auf langen Tischen die üblichen Gastgeschenke aufgebaut worden, nur mit dem Unterschied, daß alles Obst bis zur Gurke hin (denn auch diese Frucht gilt bei den Persern als Obstsorte) sich in schöner Vergoldung präsentirte. Es sah alles sehr schmuck aus, und niemand getraute sich eigentlich, so recht einzubeißen. Irgend ein erfinderischer Kopf hatte außerdem die Ankunft des Gesandten und seiner Begleitung als Gelegenheit betrachtet, dieselben in den Stand zu setzen, etwa vergessene Reiseartikel durch Ankauf noch vor der Einfahrt in Teheran zu ergänzen. Auf einem Tisch paradirten hübsch aufgestellt ein Paar Stiefeletten, ein Paar weiße baumwollene Handschuhe, ein Opernguker, Zundholzbüchsen und eine Garnitur höchst seltsamer Photographien.

Die Physiognomie der Landstraße und ihrer Umgebung ist von entnüchternder Wirkung. Nach den saftigen Urwäldern des Gilan auf der nördlichen Seite der Gebirgskette des Elburs erscheint die Natur auf dem diesseitigen Hochplateau (im Durchschnitt gegen 4000 Fuß) wie entvölkert und die Reise wie eine Wanderung durch eine gewaltige Wüste, in welcher die einzelnen Städte und Dörfer grüne Oasen bilden. Auch sonst fehlt es nicht an den charakteristischen Merkmalen, welche die Wüste auszuzeichnen pflegen. Luftige Spiegelbilder, Seen, Wälder und Dörfer vorgaukelnd, tauchten allerwärts nach Süden hin auf,

Sefed aus Jagdasn

und oft hätte man auf die Wirklichkeit der Scheinbilder schwören mögen. Lange Reihen niedriger dunkler Zelte, wie man ihnen in der großen syrischen Wüste begegnet, dienten als Wohnstätte wandernder Nomaden, deren Herden in der Umgebung des Lagers weideten. Zur Linken und Rechten der Straße, aber nie unmittelbar an derselben, erscheinen größere und kleinere Dörfer und Ortschaften, die Gärten meistens mit dunnstämmigen Pappeln bepflanzt, deren graues Laub in wohlthuender Frische über die Lehmmauern der Umhegung hinwegragt. Im Hintergrund nach Norden hin baut der Elburs seine kahle, vegetationsleere Riesenmauer auf, die schneeigen Kämme glitzern im Schein der leuchtenden Sonne und nach Osten hin überragt wie ein weißer Zuckerhut der hagenhafte Demawend das gewaltige Naturgemälde. Nach Süden hin schweift der Blick über eine weite ode Fläche, der eine lange niedrige Gebirgskette, in der Richtung von Osten nach Westen sich am nahen Horizont hinziehend, die Abgrenzung verleiht. Kamel- und Maultierkarawanen, wandernde Reiter, Fußgänger, patrouillirende „Wegwächter" oder Gendarmen beleben die Straße, doch zieht ein jeder stillschweigend an dem andern vorüber.

Das Nachtquartier wurde, wie bereits bemerkt, in dem „Hotel" von Jengi-Imam aufgeschlagen, nachdem bis gegen fünf Uhr nachmittags die Strecke von 4½ Ferssach dahin ohne Unfall zurückgelegt worden war. Das Haus, eigentlich eine alte Karawanserai aus den Zeiten des großen Abbas, ist erst seit der zweiten Reise des Schah nach Europa seinem neuen Zweck geweiht worden und trägt seinen Namen nach dem Grabgebäude eines Imam oder Heiligen. Nah anstehend an das Haus ragt ein 40 bis 50 Fuß hoher Riesenhügel, ein sogenannter Tepe, über die Mauern desselben hinweg. Das Vorkommen dieser Hügel ist unendlich häufig in Persien, und von der Landstraße aus erschaut sie das Auge wie schwarze Punkte, die zu hunderten über die braune, wüste Fläche des Hochplateaus zerstreut sind. Nach den einen sind es künstliche Anböden, auf denen die Feueranbeter in früheren Zeiten der Sonne ihre Opferaltäre angezündet hätten, nach den anderen, was viel wahrscheinlicher klingt, Grabhügel verschütteter Bauten und Ortschaften. „Gott weiß es," muß man auch hier mit den Orientalen sagen, denn Nachgrabungen haben bisher zu keinem rechten Resultat geführt. Im Hotel fand eine neue, glanzvolle Wiederholung von Galen der Gastfreundschaft statt, die indes weniger die Aufmerksamkeit auf sich zogen als das plötzlich ertönende „Heil dir im Siegeskranz", das eine persische Militärkapelle im Hofe bei dämmster Beleuchtung der Notenblätter im klagendsten Tempo abspielte. Und das konnte eigentlich nicht anders sein, denn die gesamte Kapelle war am frühen Morgen von Kaswin aus auf zweiundfünfzig Postpferden aufgebrochen, um den sieben deutsche Meilen langen Weg bis gegen den einbrechenden Nachmittag hin zurückzulegen. Es war verständlich, daß die armen „Musikantschi" mit angestrengten Kräften zu blasen nicht mehr im stande waren. Trotz der Versicherung des Mehmendars, daß die Bande im Gegenteil lustig und guter Dinge sei, ließ der menschlicher fühlende Gesandte sich nicht davon abhalten, auf die weitere Ausführung des ganzen Programms zu verzichten.

Der Morgen des nächsten Tages, des 17. Oktober, hatte einen kleinen Beigeschmack von Aufregung. Das Reiseziel sollte gegen Abend erreicht werden und die dreiundzwanzigtägige Wanderung nach der „Wohnung des Chalifats" ihren Abschluß finden. Man stand früher auf wie sonst, als gäbe es etwas zu versäumen. Unter den Klängen desselben „Heil dir im Siegeskranz", welches die militärische Kapelle intonirte, zogen die Wagen zum Thore des Hofes hinaus, und eine helle Morgensonne goß ihren blendenden Lichtglanz auf den bräunlichen Boden der öden, traurigen Landschaft in der Umgebung von Jengi-Imam. Nach einer dritthalbstündigen Fahrt war das baumreiche Tschaparchane von Hessarek erreicht. Eine frische

Teheran, vom Schloß Nesiretje aus gesehen.

und angenehme Luft gab der Reise einen besondern Reiz. Die Zelte der Schahsewenstämme standen in einiger Entfernung auf der rechten Seite der Landstraße, und der Schneekegel des Demawend rückte dem Auge immer näher. Das landschaftliche Gemälde, das sich der weiten Ausschau enthüllte, blieb unverändert dasselbe. Nach zwei weiteren Fahrstunden hielten die Wagen vor dem Posthause von Schahabad. Die Pferde wurden gewechselt, das Frühstück eingenommen und weiter ging es dem letzten Wanderziel entgegen. Gegen sechs Uhr war Teheran in Sicht. Die lehmigen Stadtmauern bildeten eine lange und gerade festungsartige Linie. Die beiden Thore von Kaswin und Mehammedieh waren deutlich zu erkennen. Der Elburs

Digitized by Google

Haus der deutschen Gesandtschaft (Gartenfagade).

Offiziere hatte sich ihnen angeschlossen, und so herrschte jene erhebende Stimmung vor, welche unzertrennlich von bedeutsamen Ereignissen zu sein pflegt.

Die Zeit war mittlerweile herbeigekommen, um den Einzug in aller Herrlichkeit nach althergebrachtem Brauche zu vollziehen. Die Galapferde aus dem Marstall des Schah wurden herbeigeführt (das für den Gesandten bestimmte trug ein Zaumzeug, das von Edelsteinen und echten Perlen strotzte und den Neid jeder Dame erregen konnte) und unter dem Vortritt der reitpflichtigen Schatirs oder Läufer des Schah setzte sich der endlose Zug nach der Stadt zu in langsame Bewegung. Die Kavallerie begleitete zu beiden Seiten den Convoi, die Infanterie bildete Spalier und als der Gesandte den sogenannten Kanonenplatz erreicht hatte, intonirten die Kapellen der daselbst nach allen vier Richtungen hin aufgestellten und präsentirenden Garde-infanterie bald „Heil dir im Siegeskranz", bald „Die Wacht am Rhein", bald „Was ist des Deutschen Vaterland". Eine dichte Volksmenge füllte Straßen und Dächer der anstoßenden Häuser, und aus allen Augen sprach sich weniger das Gefühl der Neugierde als vielmehr die Befriedigung über das Eintreffen der ersten deutschen Gesandtschaft am Hofe des Schah zu Teheran aus. Der Kanonenplatz, im Geviert angelegt und von Kasernen (einstöckige Bauten mit hervorspringenden Söllern, letztere ohne Geländer) und großen Thorbauten eingeschlossen, führt seinen Namen von vier mächtigen Kanonen, die jede für sich besonders auf einem Unterbau aufgestellt sind und aus den Zeiten Nadir Schahs und Kerimah Chans herrühren. Eine Reihe moderner Batterien, die an der Westseite des Platzes aufgefahren sind, gehören dem Artillerieregiment an, das nach österreichischem Muster organisirt ist und in den Kasernengebäuden des Platzes seine Unterkunft für die Mannschaften findet. Nach der Südseite des Platzes öffnen sich zwei mächtige Thorbauten im Kasbiner Styl, das heißt aus buntfarbigen Fayencen aufgeführte triumphale Eingänge mit runden Türmen und Türmchen. Das westlich gelegene Thor oder das Derwaze-i-Ilmas (Diamantthor) mit einer Musikloge im luftigen Oberbau führt direkt in die „gesegnete" (d. h. kaiserliche) Burg oder Ark-e-mubarek. Das zweite nach Osten hin liegende Thor ist das Derwaze-i-nasserie oder das Siegesthor, von dem aus der gerade, mit Bäumen bepflanzte und mit Steinen gepflasterte Weg die Richtung nach den Bazaren nimmt. Neben der Hauptmoschee, an der westlichen Seite des Platzes, führt ein weniger hervorragendes Thor aus bunten Fayencen nach der Hauptstraße Zergerabad oder Goldschmiedquartier. An der nördlichen Seite wird der lange Kasernentrakt von zwei Eingängen durchbrochen, von denen der östlich gelegene nach der Straße von Lalehzar, der westliche nach der der englischen Gesandtschaft führte. Beide Straßen, von parkähnlichen Gärten hinter hohen Mauern und Gittern eingefaßt, bilden die Boulevards von Teheran. Der lange Zug bog durch das erstgenannte Thor seitwärts rechter Hand ab, um in den herrlichen Park des Schlosses Lahleyar oder Tulpenbeet einzutreten. Eine Wache, aus den schönsten Leuten der kaiserlichen Garde auserlesen und von einem persischen Offizier in österreichischer Majorsuniform kommandirt, präsentirte das Gewehr, und der deutsche Gesandte zog in das gastlich angebotene Schloß am Ende des lang ausgedehnten Parkes ein. Eine prachtvolle Allee dickstämmiger und dichtbelaubter Platanen, Ulmen und Ahornbäume, zu beiden Seiten von Rosenbeeten (darunter die selbst bei Schnee und Kälte im Freien blühende Winterrose von Reschd) begrenzt, und nach dem ersten Viertel der Gesammtausdehnung durch ein sogenanntes Kulah-e-frengi, das ist europäischer Hut, die seltsame persische Bezeichnung für einen freistehenden Kiosk, unterbrochen, läßt schon aus weiter Ferne das weißleuchtende Imaret

Das große Diamantthor in Teheran.

ließ sich in seiner ganzen Ausdehnung überblicken, und die zackigen Grate und Kämme des Bergriesen zeichneten sich mit aller Schärfe vor den prüfenden Augen ab. Die Dörfer zu seinen Füßen, hier und da von baumreichen Gärten umgeben, wurden namentlich der Reihe nach aufgeführt, und im besonderen ward auf diejenigen aufmerksam gemacht, in welchen die fremden Gesandten während der heißen Jahreszeit ihre Sommerresidenz aufzuschlagen pflegen.

Programmmäßig durfte der Einzug in Teheran erst am nächsten Tage stattfinden. Als die Wagen gegen sechs Uhr abends in der Dämmerung fast bis zu den Mauern der Stadt vorgerückt waren, wurde deshalb plötzlich eine Schwenkung nach links ausgeführt und auf sehr unebenem, selbst von Gräben durchfurchtem Terrain die Richtung nach Westen eingeschlagen. Endlich hielten sie vor einem Gartenthor, das durch kleine Alleen zwischen blumenreichen Beeten nach dem Landhause eines persischen Großen, des sogenannten Amin-ed dauleh, geraden Weges führte. Treue Freunde erwarteten hier die Kommenden, an ihrer Spitze der Abgesandte Oesterreich-Ungarns, Baron von Rosiel, und der Leibarzt des Schahmschah von Persien, Doktor Tholozan. Die Freude des Wiedersehens war ebenso herzlich als die zugemessene Zeit zum Austausch aller Neuigkeiten kurz. In dem Gartenhaus, sowie in zwei aufgeschlagenen Holzzelten wurden die Quartiere verteilt, das Diner mit gewohnter Etikette eingenommen, wobei es vor allem an Licht und Blumen nicht fehlte, und man begab sich endlich ins Bett, um mit Spannung die Ereignisse des nächsten Morgens zu erwarten.

Der Gesandte und seine Begleiter, sämtlich in großer Uniform, bestiegen gegen neun Uhr morgens die bereitstehenden Reisewagen, um zunächst den Weg bis zum Midan-e-asp-dewani oder dem Hippodrom bequem zurückzulegen. Die Besitzung des Amin-ed-dauleh, welche sich in der Nähe der kleinen Ortschaft Alberabad befindet, ist etwa eine halbe Stunde von Teheran entfernt und der Hippodrom halbwegs zwischen beiden gelegen. Ein Peloton äußerst schmuck aussehender persischer Kosaken begleitete die Wagen, und es machte Vergnügen, die munteren Pferde derselben zu bewundern, deren silberne Halsbänder im Widerschein der herbstlichen Morgensonne blitzten und funkelten. Vor dem kaiserlichen Imaret oder Schloß am Hippodrom machten die Wagen Halt, und ein Garderegiment des Schah erwies dem aussteigenden Gesandten die höchsten militärischen Ehren. Die Musikkapelle spielte die deutsche Nationalhymne, und unter den Klängen der Musik, durch eine bunte, in Staatskostüme gekleidete Menge von Persern und europäischen Beamten und Offizieren schreitend, bestieg man die hohen Stufen der Treppe, welche zu dem großen Empfangsaale des Imaret führte. Der Generaladjutant Nazer-el-oulk begrüßte den eintretenden Gesandten im Namen des Schah, stellte eine lange Reihe vornehmer Hofbeamten vor, die Mitglieder der deutschen Kolonie gaben in einer schwungvollen Anrede ihre Freude über die Ankunft des ersten deutschen Vertreters in Persien in herzlichster Weise zu erkennen, eine Reihe österreichischer und sonstiger ausländischen

Der Kanonenplatz in Teheran.

erkennen, in welchem die deutsche Gesandtschaft bis gegen das Weihnachtsfest hin sich der vollsten Gastfreundschaft des Königs der Perser zu erfreuen hatte. Mit seinem großen Wasserbecken und den schimmernden Goldfischen darin, mit seinen Gazellen und Rehen, die im Dickicht der Gebüsche fröhlich herumspringen und, nicht zu vergessen, mit seinen zahlreichen wilden Hunden, die sich von der Straße aus heimlich hineingestohlen hatten, um sich gegenseitig in stetem Kampfe mit einander arg zuzurichten, ist der Park ein reizender und wohlthuender Aufenthalt nach der dreiundzreißigtägigen Fahrt von Berlin nach Teheran.

Der Gesandte bezog die in dem Oberbau zu seiner Wohnung bestimmten Gemächer. Der Salon, welchen die Bilder unseres Kaisers und des Schah schmückten, die Nebengemächer, die Gänge und Treppen und, nicht zu vergessen, der breite, mit Fayencen getäfelte Balkon, der sich fast der ganzen Länge des Schlosses nach ausdehnte, trugen alle Zeichen des echt persischen Geschmacks an sich und erregten allseitig die ungeteilteste Bewunderung der eben eingezogenen Gäste. Eine Schar königlicher Lakaien in brauner Livree mit Goldtressenbesatz, es waren deren über dreißig auserlesen worden, besorgte den häuslichen Dienst, und so fehlte es an nichts, was sich die Deutschen überhaupt noch hätten wünschen können. Selbst die Möbel hatten europäischen Zuschnitt.

In dem Salon waren die üblichen Salzgeschenke in symmetrischer Ordnung aufgestellt und es war ein Gehen und Kommen persischer und europäischer Besucher, unter denen der im Namen des Schah zur Begrüßung erschienene Ceremonienmeister die erste Stelle einnahm. Die Sorge für die Gäste hatte Seine Majestät dem geläufig französisch sprechenden Minister Sani-ed dauleh, einem homme lettré im besten Sinne des Wortes, anvertraut und gleichsam zum Hofmarschall einen General ernannt, der armenischer Herkunft war, in Wien seine medizinischen Studien absolvirt hatte und türkisch, persisch, französisch und deutsch mit gleicher Fertigkeit sprach. So hatte der erste Akt der gesandtschaftlichen Reise seinen würdigen Abschluß erreicht.

Digitized by Google

Ruf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

(Fortsetzung.)

In einem zweiten, kleineren Raume saß in einer Laube von Blattgewächsen die verwittwete Gräfin Heltenberg, eine um einige Jahre jüngere Schwester der Frau von Rautenstein, eine volle, üppige Erscheinung, welche in dem vortheilhaft belebenden Kerzenlicht gerade so wie ihre Schwester nur eben die Grenze berührt zu haben schien, an welcher die weibliche Schönheit sich abwärts zu neigen beginnt.

Die Gräfin Heltenberg trug eine schwere Robe von tief dunkelblauer Seide, im Gegensatz zu ihrer Schwester kleidete sie sich stets in die dunkelsten Farben, um ihre etwas zu vollen Formen schlanker und ihre etwas zu starken Züge zarter erscheinen zu lassen.

Auch sie hatte einen Kreis von Herren um sich, unter denen sich ihr Schwager, Herr von Rautenstein, befand.

Auf einem Tabouret an ihrer Seite saß Käthchen in einem zarten blauen Seidenkleide, das die Feinheit ihrer Züge und den Schmelz ihrer Farben noch mehr hervortreten ließ, so daß das junge Mädchen in der That von blendender und fast feenhaft anmuthiger Schönheit war.

Die Gräfin Heltenberg hielt schmeichelnd die Hand ihrer Nichte und beugte sich ein wenig zu derselben hinüber, als ob sie zeigen wolle, daß sie den Vergleich mit der Jugendfrische des jungen Mädchens noch nicht zu scheuen habe.

„Ich versichere Ihnen, Gräfin," sagte der Lieutenant von Ribenau, der sich nachlässig auf die Lehne ihres Fauteuils stützte, „ich versichere Ihnen, daß Käthchen heute in der That sich selbst übertroffen hat. Sie war allein mit der Blangini in der Bahn und hat es ihr weit zuvor gethan. Es war nur eine Stimme darüber, und die Ingenstein wurde grün und gelb vor Aerger; sie wagte gar nicht, zu Pferde zu steigen. Sie hätten das sehen müssen, es war zu amüsant, wie sie sich Mühe gab, ihren Neid zu verschlucken."

„Ja, ja, es ist wahr," sagte Herr von Rautenstein, „ich muß es trotz meiner väterlichen Bescheidenheit zugeben, daß das Kind heute vortrefflich geritten ist. Schade, daß sie nicht im Zirkus auftreten kann, sie würde Furore machen."

„Bravo, Käthchen, bravo!" sagte die Gräfin Heltenberg, „das freut mich! Ich habe ja auch ein wenig teil an Deiner Ausbildung, und als ich in Deinem Alter stand, da war es auch mein Stolz, immer den Preis zu gewinnen vor jenen Damen des Zirkus, welche unsere Herren stets geneigt sind, uns vorzuziehen, vielleicht weil sie hoffen, daß die Bewunderung des Publikums für ihre Ideale sich auch ein wenig auf sie selbst übertragen werde. Jetzt freilich ist das vorbei; man wird alt," sagte sie seufzend mit elegischem Ton, „und die Jugendthorheiten müssen aufhören."

Die Herren protestirten lebhaft, Käthchen aber saß schweigend da und blickte in sinnendem Ernst vor sich nieder; sie beachtete kaum die Lobsprüche, welche sie sonst zu verdienen sich so eifrig bemüht zeigte, und es schien, als ob ihre Gedanken weit von dem Gegenstande der für sie so schmeichelhaften Unterhaltung entfernt seien.

„Ich will Käthchens Ruhm nicht zu nahe treten," bemerkte ein junger Reiteroffizier lachend, „denn sie hat heute wirklich alles Mögliche geleistet; aber vielleicht wäre es ihr doch nicht so leicht geworden, den Sieg zu gewinnen, wenn die Blangini nicht so ganz und gar durch diesen mit einemmal von den Antipoden zurückgekehrten Grafen Hilburg in Anspruch genommen gewesen wäre. Sie ließ ihn ja nicht aus den Augen und lancirte Blicke gegen ihn wie brennende Raketen!"

Käthchen zuckte zusammen, ihre Hände zitterten leise und ein fast drohender Blick schoß zu dem Sprecher hinüber.

Dem Herrn von Ribenau entging dies keineswegs, aber er schien es nicht zu beachten und meinte in dem gleichgiltig wegwerfenden Ton, der ihm eigen war:

„Da sieht man, was die Neugierde macht; denn dieser steife, pedantische Graf Hilburg, der wie ein reisender Professor aussieht und kaum die Lippen zu öffnen weiß, ist doch wahrlich nicht ein Mann, der das Interesse einer so gescheiten und lebenslustigen Person wie die Blangini fesseln könnte. Freilich, er ist Majoratsherr, das reizt diese Damen vom Zirkus und vom Theater, und gerade solch steife und ungelenke Pedanten wie dieser Hilburg fallen am leichtesten hinein, da die Beschränktheit gewöhnlich mit großer Eitelkeit verbunden ist. Nun, vielleicht," fügte er mit höhnischem Lachen hinzu, „könnten wir eines Tages die schöne Cora noch als Gräfin Hilburg begrüßen."

„Sie machen mich in der That neugierig, Hilburg zu sehen," sagte die Gräfin; „ich habe ihn nur als Knaben gekannt, seine Reisen müssen ihn entweder formirt oder zum Halbwilden gemacht haben."

Käthchen war rasch aufgestanden und nach dem vordern Salon gegangen; man hörte von dorther die hell näselnde Stimme des Grafen von Steinhausen, welcher soeben mit seiner Gemahlin, der Oberhofmeisterin, eingetreten war, einer starken, großen Dame, die weniger übrig gebliebene Spuren der Schönheit zeigte als ihre beiden Schwestern, dafür aber noch mehr als jene eine Freiheit in ihren Bewegungen und ihrer Sprache zur Schau trug, welche an die Allüren eines Kavallerieführichs erinnerte.

„Da bringen wir gleich den Weltumsegler mit!" rief Graf Steinhausen, indem er auf Ferdinand deutete, der mit ihm zugleich vorgefahren war und den seine Gemahlin schon im Vorzimmer in eine so eifrige Unterhaltung verstrickt hatte, daß er kaum zu einer flüchtigen Begrüßung der Dame des Hauses Zeit fand.

Käthchen war bis zur Schwelle des ersten Salons gekommen; sie blickte fragend auf Ferdinand. Dieser aber schien sie nicht zu bemerken. Freilich war er ja vollständig durch die Gräfin Steinhausen in Anspruch genommen, so daß er, ohne unhöflich zu sein, die Unterhaltung mit ihr nicht unterbrechen konnte.

Die Herren aus dem zweiten Salon waren aufgestanden, um den Grafen und die Gräfin Steinhausen zu begrüßen.

Als die Gräfin Heltenberg ebenfalls folgen wollte, hielt Herr von Ribenau sie zurück, indem er flüchtig seine Hand auf ihren Arm legte.

„Ein Wort, Editha," sagte er leise, während er sorgsam nach dem andern Zimmer hin spähte, ob er von dort nicht beobachtet werde.

Die Gräfin wendete sich um und trat ein wenig hinter die Portière zurück.

„Nun?" fragte sie überrascht und halb spöttisch. „Es ist lange her, daß wir nicht mehr die Verborgenheit vor den beobachtenden Blicken gesucht haben."

„Nicht so lange, Editha," sagte Herr von Ribenau, „daß ich vergessen hätte, was wir uns einst gewesen sind."

„Und was erinnert Sie heute daran so besonders?" fragte die Gräfin.

„Ich bedarf Ihrer Hilfe, Editha," erwiderte Ribenau, indem er stechend drohende Blicke nach dem ersten Salon hin schoß, „Ihrer Hilfe gegen diesen so plötzlich vom Himmel gefallenen Grafen Hilburg."

„Ah, er ist gestern erst angekommen, und schon sollte er Ihre Wege gekreuzt haben!" erwiderte die Gräfin.

„Sie wissen, Editha," fuhr Ribenau eifrig fort, „daß ich Käthchen heiraten will —"

„Sie? In der That, eine gute Partie!" sagte die Gräfin, immer ihren spöttischen Ton beibehaltend, „und es ist natürlich, daß Sie die Tante über der Nichte vergaßen."

„Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht, Editha! Niemals werde ich Sie vergessen, aber ich muß mich rangiren, ich kann mich nicht länger halten. Käthchens künftiges Vermögen bietet ausreichende Sicherheit für alle meine Verpflichtungen; es ist die höchste Zeit, daß meine Verbindung mit ihr proklamirt wird, dann gewinne ich Frist, dann kann ich mich arrangiren, und sind wir erst verheiratet, so muß ja Rautenstein die Sache ordnen, wozu er jetzt vielleicht nicht mehr geneigt sein möchte."

„Ja, ja," sagte die Gräfin Heltenberg, „das wird er wohl müssen, obgleich er geizig ist und nicht gern etwas für andere hergibt; aber er hat ja nur die eine Tochter, und es bleibt ihm wahrlich noch immer genug übrig, und Käthchen ist nach wie vor eine der reichsten Erbinnen. Ich selbst kann Ihnen leider nicht beistehen, ich bin zu sehr eingeengt durch die Vormundschaft meines Sohnes. Käthchen wird übrigens auch eine gute Frau für Sie sein; sie formirt sich immer besser und wird ihren Platz in der Gesellschaft ausfüllen. Aber warum brauchen Sie da meine Hilfe? So viel ich gesehen habe — und ich habe scharf beobachtet — stehen Sie ja mit dem Kind aufs beste, und weder meine Schwester noch mein Schwager werden Käthchens Willen entgegentreten."

„So war es, Editha," entgegnete Herr von Ribenau, „aber ich weiß nicht, ob es so bleiben wird, nachdem dieser Hilburg hier plötzlich wieder aufgetaucht ist. Er ist Käthchens alter Jugendfreund, und so junge Mädchen haben oft eigentümliche Launen. Es ist keine Seltenheit, daß sie einen pedantischen Sonderling einem vernünftigen Menschen wie ich vorziehen; und dann, was Rautenstein betrifft, — er ist, wie Sie selbst sagen, geizig, sobald es sich nicht ausschließlich um seine eigenen Bedürfnisse handelt, und ich fürchte, er wird Käthchen lieber dem größten Majoratsherrn des Landes geben wollen, der nichts von ihm in Anspruch nimmt, als einen Eidam meines Schlags begünstigen."

„Sie könnten recht haben," versetzte die Gräfin sinnend; „nun, wir werden sehen! Ich muß erst das Terrain sondiren und mich orientiren. Vielleicht machen Sie sich ganz unbegründete Sorgen; bedürfen Sie aber wirklich in dieser Sache einer vermittelnden Gönnerin, so zählen Sie auf mich. Käthchen hat es wahrlich nicht nötig, sich einen reichen Mann zu suchen. Ich schätze das Geld nach seinem vollen Wert, aber wer genug davon hat wie meine Nichte, der soll sich seine Freiheit bewahren."

„Ich danke Ihnen, Editha!" rief Ribenau; „wenn Sie meine Verbündete sind, so werde ich das Spiel gewinnen."

„Vor allem," mahnte die Gräfin, „zeigen Sie in Ihrem Benehmen gegen Käthchen, daß Sie sich ihrer gewiß fühlen. Behandeln Sie sie mit vertraulicher Sicherheit, damit Hilburg gar nicht erst auf den Gedanken kommt, sich ihr zu nähern. Am besten ist es, bei ihm selbst die ganze Sache im Keim zu ersticken. Doch jetzt kommen Sie, wir dürfen hier nicht länger allein bleiben. Verbündete können sich immer am besten unterstützen, wenn niemand etwas von ihrem gegenseitigen Einverständnis ahnt. Kommen Sie! Ich verspreche Ihnen, zu beobachten und, wenn es nötig ist, zu handeln."

Sie schritt Herrn von Ribenau voran nach dem vordern Salon.

Käthchen hatte, als sie hier eingetreten war, den Grafen und die Gräfin Steinhausen begrüßt und dann Ferdinand, flüchtig errötend, die Hand gereicht.

Er hatte ihre Hand zwar ergriffen, aber sie fühlte nur eine leichte Berührung, keinen warmen, herzlichen Druck, wie sie ihn erwartet haben mochte; auch hatte er für sie kein Wort des Grußes, sondern nur eine kühle, zeremonielle Verneigung, was dadurch etwas weniger auffallend wurde, daß die Gräfin Steinhausen ihre Unterhaltung mit ihm bei Käthchens Erscheinen nicht unterbrochen hatte.

Käthchen setzte sich ein wenig niedergeschlagen auf ein Tabouret neben ihre Tante und schien, die Augen zu Boden gesenkt, in ihre Gedanken sich zu vertiefen.

Die Gräfin Heltenberg trat ein.

Ferdinand wurde ihr vorgestellt, und während der flüchtigen Konversation beobachtete sie ihn scharf und durchdringend, als ob sie über sein ganzes Wesen gleich durch die ersten Eindrücke klar werden wollte.

Ribenau war herangetreten; er hielt sein leeres Punschglas in der Hand, klopfte Käthchen auf die Schulter und sagte in einem nachlässig vertraulichen und zugleich etwas erhobenen Ton:

„Nun, Käthchen, Sie sorgen schlecht für Ihre Freunde! Wollen Sie mir nicht ein Glas Punsch geben?"

Käthchen nahm, aus ihrem träumenden Sinnen erwachend, das Glas, das er ihr reichte, und sah ihn mit einem Blick an, welcher deutlich zeigte, daß sie kaum seine Worte verstanden habe.

Da bemerkte sie, daß Ferdinands Augen erwartungsvoll, flammend und drohend auf sie gerichtet waren; eine dunkle Glut färbte ihr Gesicht, auf ihren Lippen schien ein unmutiges Wort zu schweben. Dann plötzlich nahmen ihre Züge jenen kalten, hochmütigen Ausdruck an, der ihr zu Zeiten eigen war. Sie winkte nach dem Vorzimmer hin, — ein Lakai eilte heran.

„Ein Glas Punsch für Herrn von Ribenau!" befahl sie.

Der Lakai nahm das Glas aus ihrer Hand, füllte es aus der Bowle und brachte es dem Lieutenant auf einer silbernen Platte.

Dieser war erbleicht; hämisch zuckte es um seine Lippen, seine Hand zitterte, als er das Glas nahm, und sein schnell umherschweifender Blick schien sich versichern zu wollen, ob der Vorgang bemerkt worden sei; doch hatte niemand darauf geachtet außer der Gräfin Heltenberg, welche mit Ribenau ein flüchtiges Zeichen des Einverständnisses wechselte.

Die Unterhaltung war zwischen beiden beendet.

Graf Steinhausen fragte Ferdinand nach allen möglichen und unmöglichen Dingen über die Verhältnisse in den fremden Ländern, die er durchreist hatte, über seine Erlebnisse dort, und so kurz und zurückhaltend auch Ferdinand anfangs antwortete, so wurde er doch allmälich durch immer weitere Fragen in seinen Erinnerungen mehr und mehr angeregt, so daß er endlich, ohne es selbst so recht zu bemerken, in ausführlichen, zusammenhängenden Erzählungen seine mannigfaltigen Erinnerungsbilder aneinander reihte.

Die ganze Gesellschaft lauschte gespannt seinen Worten, selbst die jungen Offiziere, welche meist nur für die leichten Tagesereignisse des Gesellschafts- und Sportlebens Interesse hatten, hörten immer eifriger zu; vor allem aber hing Käthchen mit atemlosem Interesse an Ferdinands Lippen, und seine Erzählungen und Schilderungen waren in der That wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Phantasie anzuregen.

Der sonst so ruhige, kühl zurückhaltende junge Mann belebte sich von Minute zu Minute mehr, zahlreiche Zwischenfragen gaben ihm Veranlassung, immer neue Gegenstände zu berühren, und Käthchens Aufmerksamkeit schien ihn ganz besonders lebhaft anzuregen. Er wendete sich oft zu ihr hin, und wenn er in ihre bewegten Gesichtszüge, welche wieder ganz den kindlichen Ausdruck der vergangenen Zeiten angenommen hatten, und in ihre leuchtenden Augen sah, dann flammten auch seine Blicke höher und höher auf, immer feuriger und farbenreicher wurden seine Schilderungen, immer poetischer und schwungvoller seine Sprache.

Endlich war der Kammerdiener eingetreten, um das Souper anzukündigen.

Ferdinand unterbrach seine Erzählung.

Käthchen atmete tief auf, wie aus einem Traum erwachend. Graf Steinhausen und Rautenstein aber machten dem Grafen laut ihre Komplimente und meinten, es müsse doch ganz interessant sein in den fremden Ländern da draußen, aber sie möchten sich doch lieber davon so hübsch erzählen lassen, wie der Graf es gethan, als selbst sich solchen Strapazen auszusetzen.

„Nun," fragte Ribenau flüsternd die Gräfin Heltenberg, „was sagen Sie? Hatte ich recht, unruhig zu sein?"

„Ich habe gesehen," bestätigte die Gräfin; „aber fürchten Sie nichts, ich werde wachen!"

Man ging in den Speisesaal, dessen Thüren die Lakaien geöffnet hatten.

Es war ein Buffet mit kleinen Tischen arrangirt, an denen sich die Gesellschaft gruppirte.

Käthchen war, wie durch eine magnetische Kraft gebannt, nicht von Ferdinands Seite gewichen.

„Graf Hilburg," rief die Gräfin Heltenberg, indem sie an einem kleinen Tisch Platz nahm, „kommen Sie zu mir; ich habe Sie noch am wenigsten kennen gelernt und verlange, daß Sie heute abend mir den Hof machen!"

Ferdinand blickte ein wenig verwundert auf, aber schon hatte Käthchen sich an der Seite der Gräfin niedergelassen. So setzte er sich denn derselben gegenüber, während Graf Steinhausen den vierten Platz an dem kleinen Tisch einnahm.

Das kleine Souper verlief heiter und zwanglos wie immer im Rautensteinschen Hause.

Die Gräfin Heltenberg war von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit; sie führte mit sprudelndem Witz die Unterhaltung, so daß Ferdinand kaum mit seinen anderen Tischgenossen ein Wort zu sprechen Gelegenheit fand.

Käthchen mischte sich nicht in die Konversation; immer noch saß sie wie träumend da, nur hin und wieder blickte sie zu Ferdinand so eigentümlich fragend und sinnend auf, als ob sie sich über sich selbst klar zu werden suche. Ebenso sah Ferdinand, welcher sich heiter und unbefangen mit der Gräfin Heltenberg unterhielt, bei vielen seiner Bemerkungen wie unwillkürlich seitwärts zu Käthchen herüber, als wolle er den Eindruck seiner Worte auf sie verfolgen. Nur zuweilen faltete sich seine Stirn unwillig, wenn die Gräfin ein gar zu freies Wort sprach, das ihn aus dem Mund einer Dame und in Gegenwart eines jungen Mädchens zu verletzen schien.

Die beiden anderen Damen hatten jede ihren Kreis von jungen Herren um sich; man trank sich von den einzelnen Tischen zu, lustige Scherzworte flogen herüber und hinüber und die allerfreiesten derselben fanden oft den lautesten Beifall der Gräfin Steinhausen und der Frau von Rautenstein.

Wenn Ferdinand irgend eine solche Bemerkung hörte, welche kaum in diesen Kreis zu passen schien, dann sah er wohl Käthchen mit einem mitleidig wehmütigen Blick an; er richtete sich höher auf, seine Augen blitzten heller, und fast schien es, als wollte er seine Hand schützend über das Haupt des Kindes decken, das so vertrauensvoll zu ihm aufblickte.

Man verabschiedete sich bald nach dem Souper.

Käthchen hatte sich immer in Ferdinands Nähe gehalten, als ob sie jede andere Annäherung vermeiden wolle.

Er war es, der ihr jetzt die Hand zum Abschied reichte.

„Auf Wiedersehen!" sagte er mit einem innigen Ton.

„Werden Sie morgen wiederkommen?" fragte sie, indem es licht in ihren Augen aufblitzte.

„Sie werden im Tattersall beschäftigt sein, Fräulein Käthchen," erwiderte er, während eine dunkle Wolke über seine Stirn zog.

„Nein," erwiderte sie schnell mit lebhaftem Kopfschütteln, „ich werde nicht hingehen."

„Dann werde ich mir erlauben, vorzusprechen," erwiderte er mit warmem Händedruck. Hierauf wendete er sich schnell zu den anderen Damen, welche sich unter wortreichem Dank für seine interessanten Reiseschilderungen von ihm verabschiedeten.

„Er paßt nicht für sie," sagte die Gräfin Heltenberg zu Ribenau, welcher ihr den Arm bot, um sie zu dem Wagen zu geleiten; „er ist ein Pedant, der eine hohe Meinung von sich hat und den Tyrannen spielen würde. Im Interesse der Freiheit meines Geschlechts muß ich es verhüten, daß das arme Käthchen in solche Fesseln geschlagen werde. Rechnen Sie auf mich, ich habe meinen Plan!"

Sie stieg ein und grüßte noch einmal mit der Hand aus dem Schlage des fortrollenden Wagens, während Ribenau sich den anderen Herren anschloß, welche in lauter Unterhaltung nach ihrem Klub gingen, um dort noch einige Kameraden zu treffen. Ferdinand aber fuhr nach Hause, und der alte Franz war nicht wenig erfreut, als er seinen Herrn so außerordentlich heiter und glücklich aus der Gesellschaft zurückkehren sah, welche zu besuchen er so zögernd und widerstrebend sich entschlossen hatte.

„Er muß sich nur erst wieder daran gewöhnen," sagte er, als er das Schlafzimmer des Grafen verließ; „er ist zu fremd hier geworden. Wir müssen ja doch bald eine Gräfin haben, damit das alte Haus wieder seinen richtigen Platz in der Welt behaupten kann, und ich bin noch kräftig genug," fügte er schmunzelnd und händereibend hinzu, „um auch noch die erste Erziehung des nächsten jungen Grafen zu leiten."

Sechstes Kapitel.

Ferdinand Hilburg war mit äußerst gemischten Gefühlen nach Hause gekommen. Er war in seinen ganzen Lebensanschauungen älter als seine Jahre. Gewöhnt, stets über sich selbst nachzudenken und sich von allem, was in seinem Innern vorging, Rechenschaft zu geben, konnte er sich selbst nicht darüber täuschen, daß die Jugenderinnerungen, welche Käthchen Rautenstein in ihm wachgerufen, tief in seiner Seele widerklangen und daß der Schimmer dieser Erinnerungen das junge Mädchen mit einem ganz besondern, wundersamen Reiz für ihn umgab.

Bei den gelegentlichen Anspielungen des alten Franz über eine junge Gräfin, welche nun bald in das Haus einziehen solle, war wohl Käthchens Bild vor ihm aufgestiegen und ein süßer Schauer hatte ihn durchrieselt, wenn er daran dachte, daß dieses liebliche Bild einmal als holde Herrin in den alten Räumen seines väterlichen Hauses walten möchte; auf der andern Seite aber trat ihm wieder abstoßend und schmerzlich Käthchens Erscheinung entgegen, wie er sie im Tattersall gesehen hatte, wie sie mit der Kunstreiterin wetteiferte um einen Ruhm, der in seinen Augen für eine junge Dame der guten Gesellschaft so unendlich wenig bedeutete.

Er schüttelte unwillig das Haupt, als wolle er den Traum, der sich ihm eben schmeichelnd genaht, zurückweisen, und doch ließ sich dieser Traum nicht so leicht entfernen, sondern kehrte immer und immer wieder, wenn er der heutigen Abendstunden gedachte, in denen Käthchen lauschend an seiner Seite gesessen und unbekümmert um die ganze Gesellschaft ihn mit den alten klaren und reinen Kinderaugen angesehen hatte. Der Traum, den er abschütteln wollte, begleitete ihn bis in seinen Schlaf und zeigte ihm reizende Bilder seiner wiedergefundenen und neubegründeten Heimat. Wie es häufig geschieht, daß ein lebhafter Traum ein vorher schlummerndes Gefühl zu voller Lebhaftigkeit und zu klarem Bewußtsein erweckt, so war auch Ferdinand am nächsten Morgen noch mehr beschäftigt mit dem Gedanken an die wiedergefundene Gespielin seiner Jugend und er machte sich selbst kein Hehl daraus, daß er das süßeste Glück seiner Heimat an Käthchens Seite finden würde, wenn sie ihm immer so erschiene, wie er sie in der traulichen Erinnerungsplauderei vor sich gesehen. Nur vermochte er andererseits immer noch nicht ganz die Erinnerung an die zirkusmäßige Reiterin zu bannen, welche mit Fräulein Blangini um die Wette durch die Bahn jagte. Er erhielt schon früh ein Billet des Grafen Steinhausen, welcher ihm mitteilte, daß der Großherzog ihn um elf Uhr in besonderer Audienz empfangen wolle. Mit einiger Mühe kleidete er sich in die reiche Uniform seiner Hofcharge unter dem Beistand des alten Franz, dessen Augen immer höher aufleuchteten, und die alten Pferde schienen ebenso stolz wie der alte Kutscher, als sie, mit dem reichsten Geschirr bedeckt, den Galawagen mit dem alten Hilburgschen Wappen am Schlage nach dem Schlosse zogen.

Karl stand mit wehendem Federbusch in silberstarrender Livree auf dem Trittbrett und erfüllte seine Pflicht so sicher und gewandt, als ob er, statt mit seinem Herrn fremde Länder zu durchstreifen, immer am Hofe gelebt und immer den Dienst als Leibjäger gethan hätte.

Der Großherzog, ein alter, wohlwollender Herr von würdevoller Zurückhaltung und doch wieder einfachem, ernstem, männlichem Wesen, empfing den großen, landsässigen Edelmann nicht nur mit der Aufmerksamkeit, welche dessen mit der Geschichte des Landes eng verbundener Name beanspruchen durfte, sondern mit einem freundlichen und fast herzlichen Wohlwollen, welches bei der strengen Etikette des alten Herrn als eine besondere Auszeichnung gelten durfte.

Er unterhielt sich ziemlich eingehend mit Ferdinand über dessen Reisen und schien an seinen Erzählungen sowohl als an den Anschauungen, die er mit ungezwungener Offenheit darlegte, besonderes Gefallen zu finden. Er sprach dann in überaus gnädiger Weise die Hoffnung aus, daß Ferdinand nun dauernd im Lande bleiben und am Hofe wie in der Gesellschaft seinen Platz einnehmen werde, wobei er lächelnd hinzufügte, daß er hoffe, bald eine Gräfin Hilburg begrüßen zu können.

Fast ohne Uebergang warf der Großherzog dann die Bemerkung hin:

„Sie haben alte Bekannte gefunden, die es Ihnen erleichtern werden, sich in der Gesellschaft nach so langer Abwesenheit wieder zurechtzufinden: Steinhausen und Rautenstein. Fräulein von Rautenstein ist ja wohl eine alte Jugendgespielin von Ihnen? Eine liebenswürdige junge Dame!"

Der Großherzog brach ab.

Unter seinem durchdringenden Blick fühlte Ferdinand das Blut in seine Wangen steigen.

Er verneigte sich mit einigen gleichgiltigen Worten.

Der Großherzog erhob sich zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei.

„Wir haben heute Rennen in Waldenbrück," sagte er, auf die Uhr blickend; „Sie werden dort die ganze Gesellschaft sehen, denn Sie fahren doch wohl mit Rautenstein oder Steinhausen hinaus. Die Großherzogin wird Sie morgen empfangen, und ich hoffe Sie bald wiederzusehen."

Er reichte Ferdinand die Hand. Die Audienz war beendet.

Der Graf fuhr schnell nach Hause, kleidete sich um und eilte dann zu Rautensteins.

Er fühlte sich beklommen, und eine eigentümliche Unruhe bewegte ihn. Als der Großherzog das Rennen erwähnte, das heute stattfinden sollte, stieg Käthchens Bild, wie er sie im Tattersall gesehen, vor ihm auf und zugleich erinnerte er sich des Lieutenants von Ribenau, den er vom Tage vorher fast vergessen. Er glaubte sie an dessen Seite auf dem Rennplatz zu sehen und empfand eine unbestimmte Angst, sie nicht mehr zu Hause zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Viktor von Scheffel.

Wo die gen Süden blickenden Höhenzüge am Bodensee ihre Häupter erheben, in jenen lachenden Revieren des Oberrheins zwischen Basel und dem deutschen Meere, im Hegau und Klettgau, liegt vor dem Auge des Wanderers ein anmuthiges und zugleich großartiges Landschaftsbild gebreitet. Wie einsam aufstrebende Riesenleiber markiren sich an der südlichen Grenze der schwäbischen Alp entlang die mächtigen Felsenkolosse des Hohentwiel, des Hohenkrähen u. a. und heben sich wirkungsvoll ab von dem im Hintergrunde bläulich dämmernden Schwarzwald und dem finster herein drauenden schwäbischen Jura. Stehst du aber auf den Höhen, so schweift dein Blick weit hinaus auf die gligernde Wasserlinie des Rheins, auf den in grüne Ufer gebetteten Bodensee, auf die üppig prangende schwäbische Ebene bis hinüber zu den schneeigen Kuppen der schweizerischen Alpen. Es ist ein schönes, fruchtreiches Land, und es ist zugleich ein Land der Sage und der Geschichte, aber auch ein Land blühenden gegenwärtigen Lebens.

Das sind die Gelände, in denen die Muse des Dichters sich mit Vorliebe angesiedelt, den man vor wenigen Wochen in Karlsruhe, seiner Vaterstadt, zu Grabe getragen, die Muse Joseph Viktor von Scheffels.

Wer von dem lorbeerbekränzten Hügel, unter dem unser Sänger schläft, auf das Leben zurückblickt, das hier seine Endschaft fand, der wird von einem nur kurzen Sommer dichterischen Blühens und Reifens, aber von verhältnismäßig reichen Erträgnissen an Werken wie an Ehren zu berichten haben.

Das gesamte Schaffen des Dahingegangenen, soweit es sich um Leistungen von dauerndem Werte handelt, die zugleich seine Eigenart vollinhaltlich ausprägen, beschränkt sich auf den Zeitraum nur eines starken Jahrzehnts; denn wenn auch manches poetische Erzeugnis Scheffels in spätere Zeit erschienen ist, einstanden sind seine hervorragenden Dichtungen ohne Ausnahme in den letzten vierziger und den fünfziger Jahren. Das Leben unseres Sängers, das dem am 26. Februar 1826 Geborenen vom behäbig vornehmen Karlsruher Vaterhause aus durch juristische Studienjahre in Heidelberg, München und Berlin und eine kurze badische Beamtencarriere führte, ihm dann genußreiche Reisejahre in Italien und Frankreich und eine bedrängsame Winterrast in München (1850 bis 1857) gönnte, um ihn endlich über eine fürstlich Fürstenbergsche Bibliothekstätigkeit in Donaueschingen nach Karlsruhe zurück, schließlich aber nach Weimar und Eisenach zu geleiten — das Leben Scheffels fand erst im Jahre 1872 eine dauernde Raststätte, als er sich in Radolfzell am seinem geliebten Bodensee ein Heimwesen gründete. Die Tage des Schaffens lagen damals, wie angedeutet, bereits längst hinter unserem Dichter, aber — es ist eine nicht uninteressante Erscheinung — das kräftigste Wachsen seines Ruhms fällt gerade in diejenige Periode seines Lebens, in der seinem schöpferischen Vermögen Trieb und Kraft mehr und mehr abhanden kamen. Sein Dichten hat eigentlich keine Entwicklung, sondern nur eine Jugend gehabt, eine früh abgestorbene; aber dafür hat ihm sein jugendliches Dichten die deutsche Jugend in einer Breite gewonnen, wie neben ihm kaum ein anderer (Geibel etwa ausgenommen) dies von sich zu rühmen vermochte. Die Lieder seines „Gaudeamus“ gingen dem deutschen Studenten sozusagen in Fleisch und Blut über, und mit dem „Trompeter von Säkkingen“ wurde ein wahrer Kultus getrieben, bei dem die deutsche Jungfrau die Rolle der Priesterin übernahm. Die Beweiskraft der Zahlen ist hier evident: das erstgenannte Werk ist heute in dreiunddreißig Auflagen oder etwas mehr verbreitet, und das letztgenannte hat deren hundert und einige aufzuweisen. Gewiß schöne Erfolge!

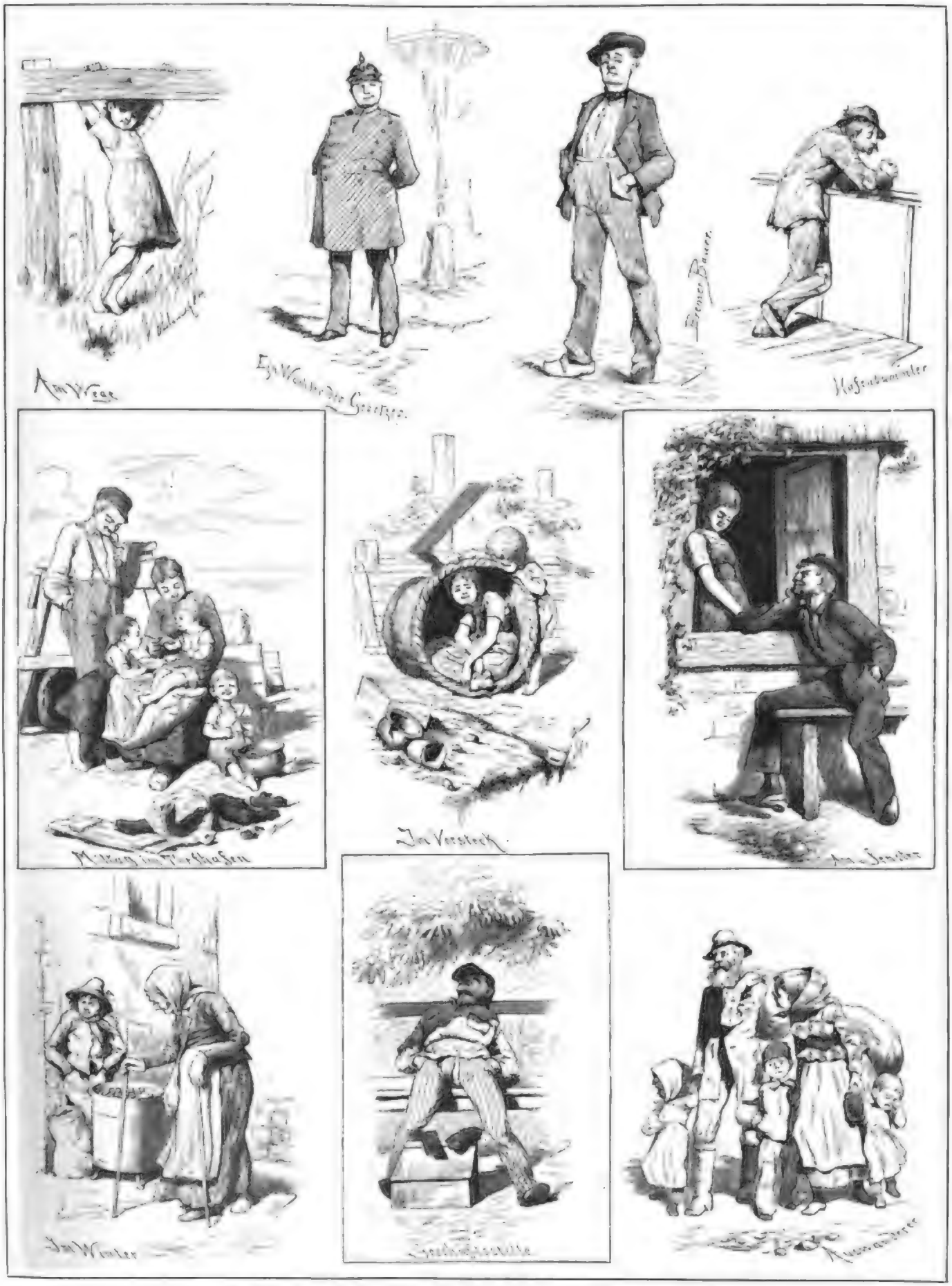
Viktor von Scheffel.

Nach einer Photographie der Hofphotographen Schulz & Sack in Karlsruhe.

Der „Trompeter“, das Erstlingskind der Scheffelschen Muse, erschien 1854. Unser junger Jurist empfing den Keim desselben 1850 oder 1851; er war damals besoldeter Rechtspraktikant in der alten oberrheinischen Waldstadt Säkkingen, und Natur und Romantik, die sich in dem weltverborgenen Städtchen die Hand reichen, betrachteten plötzlich und wie mit der Zaubermacht eines glücklichen Moments sein Talent. Ein moosüberwachsener Grabstein, der die Gebeine eines Herrn Werner Kirchhof und seiner Gattin, einer Freiin von Schönau, deckte, gab ihm die Anregung zu der geistesfrischen Dichtung; er trug die unsterblichen Linien des Bildes, als er von Säkkingen schied, in der Seele mit fort und träumte das Gedicht allmählich fertig, bis es drei Jahre später auf der Insel Capri Vollendung und Abschluß gewann — ein romantisches Idyll fand eine klassische Wiege. Wir besitzen im „Trompeter von Säkkingen“ einen feinsinnig erfundenen, zwischen Ernst und Humor anmutig die Mitte haltenden Romanzenzyklus, der, den Schauplatz zwischen Deutschland und Italien wechselnd, uns schildert, wie Jung Werner, ein flotter, joialer Bursch, pandektenmüde die Rechtsstadia zu Heidelberg auf sich beruhen läßt, wie er sich ganz seiner geliebten Trompete ergibt, die er bläst gleich einem Virtuosen, so daß sie ihm den Posten eines Kapellmeisters seiner Heiligkeit des Papstes einträgt, und wie er sodann durch die Gnade des heiligen Vaters — er, ein schlichter Trompeter — die Hand des deutschen Edelfräuleins, seiner geliebten Margarethe, erwirbt. Fern von aller amaranthischen Süßlichkeit, thut die Dichtung dar, wie man fröhliche Kraft und Frische sehr wohl mit unendlicher Zartheit und Schönheit verbinden, wie man, ohne ihn naß zu machen, den Pelz waschen, das heißt romantisch sein kann, ohne in die Romantik der Metternichschen Epoche zu fallen.

Bereits ein Jahr nach dem „Trompeter“ erschien „Effehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“, das Hauptwerk Scheffels. Der Literaturfreund kann diese herrliche Prosadichtung und was sich daran knüpft heute nicht anders als mit niederstreitenden Gefühlen betrachten, zugleich mit den Gefühlen bitterer Verstimmung und herzerwärmender Freude. Mit Verstimmung — denn der „Effehard“ gehört zu den Ausgangspunkten einer Reihe von literarischen Erzeugnissen, die für die Entwicklung unserer Literatur nichts weniger als heilsam gewesen sind: an Walter Scott, Scheffel und Flaubert knüpft unser heutiger „archäologischer Roman“ an, jene gezierte „Lutzenscheibenpoesie“, wie Paul Heyse sie sehr bezeichnend nennt, welche gegenwärtig eine be-

Insel Mainau. Originalzeichnung von J. Weber.



Bremer Straßenskizzen. Originalzeichnung von Max Wachsmuth.

Digitized by Google

klagenswerte Breite gewonnen. Aber auch mit Freude — denn so manieriert und verwaschen uns heute diese Richtung gemahnen mag, ihr Quellpunkt in der deutschen Dichtung, eben der „Ekkehard" Scheffels, zeigt die Art noch völlig rein und unverfälscht, mit keinem gröberen Metall legirt. Diese „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert", welche unser Dichter in der St. Galler Abtei begann, um sie in dem Gasthaus auf dem Abhang des Hohentwiel über Singen zu vollenden, ist, was das Zeit- und Lokalkolorit betrifft, ein in unserer Literatur nahezu ohnegleichen dastehendes Meisterwerk. Wir fühlen uns lebhaft hineinversetzt in das merkwürdige Jahrhundert, welches die Kirchengeschichte mit Recht das dunkle nennt. Und mit welch reizvollem Detail versteht der Dichter diesen Zweck zu erreichen! Die altehrwürdigen Hallen des Hohentwiel, das einsame Heim der frommen Büßerinnen, die stillen Klöster des heiligen Pirminius und Gallus, die aparte Behausung des Leutpriesters von Radolfzell — all diese Heimstätten der Dichtung und als großer Naturhintergrund al fresco die düsteren Berge mit ihren Tannenforsten, Kirchen und Gutshöfen — es ist ein Lokal, wie eine Dichterhand es plastischer und farbiger nicht oft hingestellt hat. Und nun die Menschen, die sich darin bewegen, die Handlung, die sich darin abspielt! Diese selbstsüchtige und selbstbewußte Schwabenherzogin Hadewig mit dem heißen Herzen, das nach Liebe dürstet, dieser junge Mönch Ekkehard, fromm, schwärmerisch, unkundig der Welt und der Menschen, Augen und Gedanken immer in seinem Virgil — ist es nicht ein sinniges, psychologisch interessantes Gegenüber? Und zwischen beiden ein schmales Hinüber und Herüber von Fäden einer halb aus tändelndem Uebermut, halb aus tieferem Empfinden erwachsenden Liebe, als großartiger Abschluß des Verhältnisses aber, gewissermaßen als poetische und ethische Sühne, der einsame Ekkehard, wie er auf dem hohen Säntis reinen Herzens das Waltarilied dichtet! Wo in unserer modernen Dichtung ist etwas, das sich dem hier mit unvergleichlicher Feinheit der Seelenmalerei Gebotenen an die Seite stellen könnte? Damit aber das Bild sich fülle und runde, welch ein prächtiges Ensemble von Nebenfiguren um diese Zwei! Der biedere Klosterpförtner Romeias, die demütige Klausnerin Wiborad, die muntere griechische Zofe Praxedis, der derbe Kellermeister Rudimann, die schöne Erica, der wilde Cappan, der thatkräftige Kämmerer Spazzo, und mehr im Hintergrunde Professoren und Schüler, Priester und Mönche aller Schattirungen — wahrlich, mit frappirender Kunst sind sie alle gruppirt und zu einander in die Beziehung der Ergänzung oder des Kontrastes gerückt. In ihrer Gesamtheit aber wie in der mehr äußerlichen epischen Handlung, welche sich an sie knüpft, bilden sie einen vom Dichter klug kalkulirten Gegensatz zu den beiden Helden der Dichtung, welche in ihrem bloß innerlichen Verhältnis zu einander als Träger der Idee des Ganzen erscheinen. Und über allem schwebt der keusche, feine Duft einer im besten Sinne naiven Darstellung, altertümlicher Geist in altertümlicher Sprache. Wir leben und weben, indem wir lesen, mit diesen Menschen des zehnten Jahrhunderts.

„Der Trompeter von Säkkingen" und „Ekkehard" bezeichnen den Höhepunkt — sofern ein Anfang zugleich ein Höhepunkt sein kann — der Scheffelschen Dichtung. Was unser Poet später veröffentlichte, ist leider nicht viel mehr als Cliché gegenüber der eigenartigen Individual- und Originaldichtung, wie sie sich in jenen beiden ersten Werken kräftig ausprägt. Er kopirt sich selbst. Seine Art wird Manier. Ausgenommen ist hievon einzig seine Liedersammlung «Gaudeamus», deren Entstehungszeit übrigens zwischen den „Trompeter" und „Ekkehard", in Scheffels Heidelberger Aufenthalt fällt, obgleich sie erst später (1868) erschien.

Wenn ich oben von Clichédichtung in dem Sinne der Wiederholung bereits früher vom Dichter angeschlagener Töne gesprochen, so habe ich dabei in erster Linie Scheffels Dichtungen: „Frau Aventiure" (1863), „Juniperus" (1868) und „Bergpsalmen" (1870) im Auge.

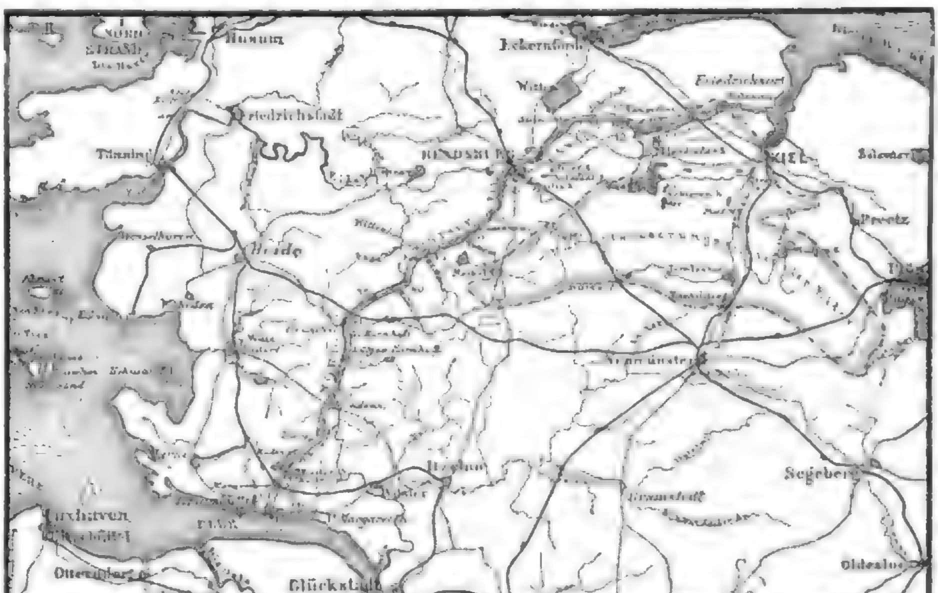
„Frau Aventiure" enthält „Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" und will uns in formenstrengen Nachahmungen mittelalterlicher Lyrik die Gefühls- und Gedankenkreise der sagenhaften Dichter des Sängerkriegs näher rücken. Die Anregung zu diesen Liedern empfing unser Poet bereits 1857, als er gelegentlich der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals zu Weimar von dort aus die Wartburg besuchte, und die Ausführung derselben fällt in die allernächsten darauf folgenden Jahre. Es ist viel Schönes und Duftiges, viel Frisches und Anmutiges in diesen Liederstrophen, aber auch etwas stark Akademisches, gar zu sehr auf gelehrte Studien Gepfropftes und daher allzu Unfreies, als daß ein Vergleich mit dem „Trompeter" und „Ekkehard" zulässig wäre.

Aehnliches gilt von dem „Juniperus" und den „Bergpsalmen". Die erstere Dichtung erzählt uns die Geschichte eines Kreuzfahrers in oft entzückender Schönheit der Seelenmalerei, aber doch auch in einer gewissen professorlichen Befangenheit in den Geleisen der Schulweisheit. Die „Bergpsalmen" dagegen schildern mit hohem lyrischem Schwung die Metamorphose eines Bischofs von Regensburg in einen einsamen Klausner und die begleitenden inneren Wandlungen, können aber das unbefangene Gefühl des Lesers über die Kluft nicht hinwegtäuschen, die nun einmal zwischen der künstlichen Verkappung in mittelalterliche Möncherei und dem modernen Bewußtsein unüberbrückbar klafft und trotz aller Anstrengungen höfischer und unhöfischer Poeten auch fortwährend klaffen wird.

Joseph Viktor von Scheffel, der außer den erwähnten poetischen Schöpfungen noch eindrucksvolle, landschaftliche Stimmungsbilder unter dem Titel „Waldeinsamkeit" (1873) und eine Reihe kleinerer Dichtungen veröffentlicht hat, unter denen die prächtige Novelle „Hugideo" hervorgehoben zu werden verdient, Scheffel war kein Vertreter des strengen modernen Prinzips in der Dichtung; ein dichterisches Eintreten für die großen Fragen der Gegenwart in Staat und Gesellschaft war nicht seine Sache; Blut vom Blute unserer Zeit war nicht übermäßig viel in ihm: er war weder ein politischer noch ein sozialer — aber er war entschieden ein vaterländischer Dichter. Für eine eingehendere Charakteristik Scheffels fehlt hier der Raum. Nur so viel sei noch gesagt: deutsch, durch und durch deutsch sind seine Stoffe; deutsch in jeder Faser war sein ganzes Wesen, und sehr unrecht würde man ihm thun, wollte man ihn wegen seiner Vorliebe für das Mittelalter zu den Romantikern, zu den altertümelnden, zeit- und wirklichkeitsblinden Phantasten und Schwärmern, den Fouqués und Genossen, werfen. Er hat mit den Romantikern, richtiger: mit der romantischen Schule nur den Stoff gemein; im übrigen weiß er überall diesen Stoff mit gesundem und edlem Realismus in Gehalt und Gestalt zu sättigen. Wahr ist es freilich: die Dichtung des Jahrhunderts hat höhere Aufgaben zu lösen, sie hat an anderen Ausgangspunkten anzuknüpfen und andere Ziele zu erstreben, als die Scheffelsche Idyllik sie aufweist, und die Schule, die sich an diese Idyllik anlehnt, hat zur Genüge gezeigt, wohin die archaistische und archäologische Dichtung führt, wenn nicht eine kernhafte und originale Dichterpersönlichkeit hinter ihr steht und Wort und Intuition sich ihrer bemächtigen — aber lassen wir unsern Scheffel gelten, wie er ist, gelten mit dem akademischen Manierismus seiner späteren Dichtungen, gelten mit dem studentischen Cynismus seines «Gaudeamus», aber auch gelten mit seinem jugendlich reinen und schönen „Trompeter von Säkkingen", mit seinem menschlich edlen und hohen „Ekkehard"! Wer da fragt nach einer kernhaften Poetennatur, nach einem Freunde der Jugend und des Volkes, nach einem Dichtergeiste voll Ernst und Humor zugleich, voll tiefem Versenktsein in die Geschichte unseres Vaterlandes und doch voll der Bildung unserer Tage, dem nenne man getrost den Namen des Einsiedlers von Radolfzell! —ſt—

Der Nord-Ostseekanal.

Wie einen begehrlichen Finger streckt das norddeutsche Tiefland seine Fortsetzung, den cimbrischen Chersones, nach Norden den Urgebirgen Skandinaviens entgegen. Zwei Meeresstraßen, Skagerrak und Kattegat, von den Schiffern ob der Tücke ihrer Gewässer gleich gefürchtet, trennen die beiden Halbinseln und stellen die natürliche Verbindung zwischen der Ostsee, einem wahren Binnenmeere, und dem völkerverbindenden Ozean her, welcher in jenem Teile die Bezeichnung Nordsee führt. Die Umschiffung der cimbrischen Halbinsel,



deren Nordhälfte das flache Jütland oder Jütland, der festländische Anteil des kleinen Königreiches Dänemark, einnimmt, durch das Skagerrak um das Kap Skagen herum nach dem Kattegat gehört heute noch, trotz aller Fortschritte der Nautik, trotz aller Vorkehrungen gegen Seeunfälle mittels Beleuchtung der Küsten und Betonnung des Fahrwassers, zu den außergewöhnlich gefährlichen Seereisen und immer verunglücken noch in der Nähe des genannten Vorgebirges alljährlich im Durchschnitt 200 Schiffe aller Nationen. Ist endlich das an Untiefen reiche Kattegat überwunden, so ist der Eintritt in die Ostsee durch die Gruppe der dänischen Inseln verschlossen, zwischen welcher bloß drei Meerespassagen den Durchlaß gestatten: der kleine und der große Belt, dann der Oeresund, gemeiniglich kurzweg Sund geheißen. Die breiteste dieser Straßen ist der große Belt zwischen den Inseln Fünen (Fyen) und Seeland (Själland); zwischen den Plätzen Nyborg und Korsör hat er an 15 Kilometer Breite und erweitert sich bis zu 30 Kilometer, wogegen der kleine Belt, welcher Fünen von Jütland und dem deutschen Herzogtum Schleswig trennt, an seiner schmalsten Stelle, gleich an seinem nördlichen Eingange bei der dänischen Festung Fridericia, gar nur 700 Meter Breite mißt. Wegen der vielen Krümmungen und heftigen Strömungen, der Sandbänke und zahlreichen kleinen Inseln sind indes beide Belte nur sehr schwer zu befahren, so daß die Schiffahrt fast ausschließlich auf die östlichste Passage, den zwischen Seeland und dem schwedischen Festland gelegenen Sund, angewiesen ist. Auch hier hat ein Schiff eine Fahrt von etwa 110 Kilometer in engem Fahrwasser zurückzulegen und zwischen Helsingör auf dänischer und Helsingborg auf schwedischer Seite beträgt die Entfernung wenig mehr denn 3500 Meter. Hier bietet sich also gleichfalls treffliche Gelegenheit, einer feindlichen Flotte den Weg zu versperren. Zur Zeit des Sundzolles bedrohten die Kanonen des Forts Kronborg bei Helsingör jedes die Meerenge passirende Schiff, das die an Dänemark zu zahlende Abgabe nicht hätte entrichten wollen. Heute würden seine Batterien die modernen Panzerkolosse wohl vielleicht nicht mehr aufhalten, immerhin aber sehr beschädigen, mit Hilfe von Torpedos auch völlig vernichten. So beherrscht denn Dänemark bis zur Stunde den mit Lotsen und Leuchten trefflich versehenen Sund, welcher infolge seiner geographischen Bedeutung eine der Hauptstraßen für den Welthandel ist, durch die zur Zeit alljährlich 35,000 Schiffe ihren Weg nehmen; durch die Beherrschung dieser Passage vermag aber Dänemark die Nordsee von der Ostsee auf das wirksamste zu scheiden.

Längst hatte sich das Bedürfnis fühlbar gemacht, die Ungunst dieser geographischen Verhältnisse durch die Anlage eines die jütische Halbinsel durchquerenden Kanals auszugleichen. Derselbe böte den augenscheinlichen Vorteil, nicht bloß eine von Dänemarks gutem Willen unabhängige Verbindung der beiden Meere zu gewähren, sondern auch die langwierige und gefährliche Fahrt um das Skagenkap durch eine viel kürzere und ganz sichere Route zu ersetzen. Wohl hauptsächlich die letzteren Erwägungen waren es, welche schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Steckenitzkanal entstehen ließen, der unter Benützung der Flüsse Steckenitz und Trave die beiden Hansestädte Hamburg und Lübeck verband. Fast zwei Jahrhunderte später setzte man die Alster durch den Alsterkanal mit einem Nebenfluß der Trave in Verbindung, doch ist diese unbedeutende Wasserstraße längst wieder in Verfall geraten. Daneben traten um dieselbe Zeit die großartigeren Durchstechungsprojekte in den Linien Ribe-Kolding, Ribe-Hadersleben und Ballum-Apenrade auf. Im Jahre 1761 wurden die Linien Tondern-Flensburg und Husum-Schleswig projektirt, von welchen die letztere den unbestrittenen Vorzug besaß, die jütische Halbinsel an ihrer schmalsten Stelle zu durchschneiden. Sie wäre auch zweifellos die allerkürzeste Verbindung zwischen Ost- und Nordsee. Doch erwies sich die Herstellung eines Kanals in dieser Richtung schwieriger, als man denken mochte. Zwar ist es bekannt, daß die gesamte Halbinsel mit Ausnahme einiger weniger Punkte im Norden Jütlands, die wie Inseln aus dem Meere hervorragen, mit aufgeschwemmtem Erdreich überdeckt ist; dennoch bildet das Land durchaus keine vollkommene Ebene. Seiner Natur nach zerfällt nämlich Schleswig-Holstein, das heißt der für dieses Projekt in Betracht kommende Teil der Halbinsel, in drei von Süden nach Norden hinauflaufende Streifen, die ebensoviele schroffe Gegensätze darstellen: in die hügelige, von tiefen Buchten oder „Föhrden" in eine Anzahl Halbinseln zerschnittene, zum Teil bewaldete Ostküste; in die meist flache und sandige, fast baumlose hohe Geest mit ihren Mooren und Heiden, eine Art Plateau oder Rücken in der Mitte des Landes; endlich im Westen, am Gestade der Unterelbe, dann der Nordsee der lange, schmale Saum der „Marschen". Der erwähnte Landrücken setzt nun der Durchstechung erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Statt ihrer ward unter Christian VII. in den Jahren 1777 bis 1785 der Eiderkanal ausgeführt, welcher von der Kieler Bucht bei Holtenau in das wasserreiche Eidernetz führt. Er erreicht dasselbe da, wo die obere Eider, 12 Kilometer westlich von Kiel, den Flemhudersee verläßt, und folgt sodann der Eider, bis dieselbe oberhalb Rendsburg ihren flußartigen Charakter gewinnt. Seinerzeit konnte dieser Kanal bei etwa 30 Meter Breite und 3,3 Meter Tiefe und mit mehreren Schleusen versehen als ein den Bedürfnissen völlig entsprechendes Bauwerk gelten; die Schiffahrt auf dieser Wasserstraße ist auch heute noch eine ansehnliche, allein sie wird nur von kleineren Schiffen, im allgemeinen von Küstenfahrern betrieben und kann auch infolge der Tiefenverhältnisse nur von flachbodigen und wenig tiefgehenden Fahrzeugen betrieben werden.

Den Ansprüchen der Gegenwart genügt nun dieser Eiderkanal schon längst nicht mehr, und gar seit der Einverleibung der Herzogtümer Schleswig und Holstein in den preußischen Staat, noch mehr aber seit der Aufrichtung des deutschen Reichs und der Begründung einer deutschen Seemacht ward die Herstellung eines Nord-Ostseekanals nicht bloß in merkantiler, sondern auch, und zwar hauptsächlich in strategischer Hinsicht, als eine dringende Notwendigkeit empfunden. Wir wollen an dieser Stelle nicht näher eingehen auf die verschiedenen Projekte, welche seit dem Jahre 1865, als die preußische Regierung den Geheimen Oberbaurat Lentze mit der Untersuchung behufs einer Durchstechung nach modernen Ideen beauftragte, emportauchten. Wir begnügen uns mit der Erwähnung, daß die Thronrede, mit welcher am 19. November 1885 der deutsche Reichstag eröffnet wurde, die Ankündigung enthielt,

wonach die Volksvertretung sich demnächst mit dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Herstellung eines Nord-Ostseekanals zu beschäftigen haben werde. Unterm 13. Dezember ging der Entwurf dem Reichstage zu, und zwar handelt es sich nicht um einen einfachen Schiffahrtskanal, sondern um einen solchen, welcher auch den größten Panzerkolossen freien Durchlaß gestattet. Ja, es kommt dabei geradezu in erster Linie darauf an, den durch das vorspringende dänische Vorland getrennten deutschen Geschwadern in der Nord- und Ostsee die Möglichkeit einer raschen und ungehinderten Vereinigung zu sichern. Zu diesem Behufe muß der Kanal zunächst den Anforderungen der Kriegsflotte entsprechen und soll demnach ein reiner Wasserweg, ohne dazwischen liegende Schleusen werden; solche Werke werden bloß an den beiden Eingängen angebracht. Für den normalen Querschnitt ist eine Breite von 60 Meter im Wasserspiegel, von 26 Meter in der Sohle und eine Tiefe von 8½ Meter in Aussicht genommen, welche Dimensionen sowohl für das Begegnen der größten Handelsdampfer als selbst für die ansehnlichsten Kriegsschiffe ausreichen. Wenigstens vorläufig, das heißt so lange nicht die fortschreitende Technik uns mit noch gewaltigeren Leviathanen beschenkt.

Was nun die dem Kanal zu gebende Richtung anbelangt, so hat man sich nach reiflicher Prüfung auf eine Linie zwischen der Kieler Bucht und der Elbemündung geeinigt. Der Kanal kommt also in das Herzogtum Holstein zu liegen, welches er in ziemlich nordost-südwestlicher Linie durchschneidet. Die Verlegung des westlichen Kanaleingangs in die Elbe bietet den Vorteil der einzig sicheren Ausfahrt, welche stets genügende Tiefe, den nötigen Raum und eine fast gerade Richtung besitzt. Man will also bei Brunsbüttel einen geräumigen, durch zwei 250 Meter weit in die Elbe hinausreichende, bogenförmig sich gegen einander neigende Molen gebildeten Vorhafen herstellen, dann soll der Kanal zuerst die ziemlich hohe Marsch des Brunsbütteler neuen Koogs auf etwa 3 Kilometer durchschneiden und darauf durch die Kudensee- und Gieselauniederung nach Wittenbergen an der Eider führen. Er zieht also durch die Sumpf- und Seenreihe dahin, welche die Landschaft Ditmarschen im Osten begrenzt. Von Wittenbergen verfolgt der Kanal den Eiderlauf bis Rendsburg, zweigt sich aber bei Steinrade von diesem ab, um fernerhin die Linie des schon bestehenden Eiderkanals unter Abänderung der Krümmungen einzuhalten. Der östliche Auslauf in die Kieler Föhrde bei Holtenau liegt etwa 3 Kilometer von den jetzigen Quaianlagen der Stadt Kiel entfernt. Das Durchfahren des ganzen Kanals wird voraussichtlich 18 bis 24 Stunden beanspruchen, die Baukosten sind auf 156 Millionen Mark veranschlagt, wovon der preußische Staat sogleich 50 Millionen zu übernehmen sich bereit erklärt hat, während der Rest durch eine Reichsanleihe aufzubringen wäre. Die Vorteile des neuen, beschlossenen Wasserweges in politischer, militärischer und merkantiler Hinsicht bedürfen nach unserer vorangegangenen geographischen Darlegung wohl keiner näheren Erläuterung. Auch dem Handelsverkehr und insbesondere der so mächtig aufblühenden Stadt Kiel, zugleich Deutschlands bedeutendstem Kriegshafen in der Ostsee, muß die dadurch gewonnene Abkürzung zweifelsohne zu statten kommen. Schon die Thatsache ist von Wichtigkeit, daß die von Osten wie Westen in den Kanal einlaufenden Schiffe ihre Reparaturen, statt wie bei der Sundpassage im Auslande, später in deutschen Häfen vornehmen lassen können. Immerhin dürfte die Rentabilität des Kanals, selbst wenn man eine jährliche Frequenz von 18,000 Schiffen annimmt, die man von der Sundpassage abzulenken hofft, für die allernächste Zukunft voraussichtlich nur eine bescheidene sein, zumal die Abgabe für Benützung des Kanals nur eine geringe sein darf. Der Nord-Ostseekanal — dieser Einsicht kann man sich nicht verschließen — kommt in erster Linie den militärischen Interessen zu gute, für diese ist aber die Schaffung des beabsichtigten Seeweges geradezu eine Notwendigkeit, mit der sich jedermann desto eher aussöhnen kann, als auch ein günstiger Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung Schleswig-Holsteins wie des norddeutschen Handels für spätere Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt.

J. v. H.

In der Sammlung von Gipsabgüssen.

Von

Alfred Friedmann.

Statue.

Ewig gebannt in der Schönheit bleibende, ruhige Formen,
Grüßt dich das marmorne Bild, eisig, unwandelbar, treu.
Ihm fehlt die Wärme, doch flammende Glut erregt's dem Beschauer,
Der wirft zurück, wie der Mond, sonnenverliehenes Licht.

Statuen.

Trübt sich dein Blick? Nicht vermagst du die Götterversammlung zu schauen?
Götter sind viel im Olymp. Künstler in Hellas doch mehr!

Venus von Melos.

Dich lieb' ich innig vor allen den Wellen- und Meißelgeborenen;
Scheint doch im Antlitz des Weibs Güte als herrlichster Zug!

Klytia.

Kannst du auch nicht den Vergleich mit dem höchsten der Werke ertragen,
Hauchten nie süßeren Duft Kelche der Pflanzen empor.

Der vatikanische Apoll.

Wie vor Orest die verscheuchten Erinnyen, nahend dem Tempel,
Wie du, o Bringer des Lichts, flammend die Pytho durchbohrst,
Scheuchst du mir jeden Gedanken, die Klarheit zeig' ich durch Stille,
Schweigend bestaun' ich dich, Gott! Blendet Vollendung denn nicht?

Niobe.

Ewig währenden Schmerz und bittersten trägst du mit Würde.
Wir, ein vergänglich Geschlecht, jammern und klagen um nichts.

Frühling.

(Hiezu das Bild S. [illegible])

Blaue Augen, ros'ge Wangen,
Wesen morgenfrisch und frei,
Löckchen, die wie Goldesspangen
Auf der Stirne Marmor hangen,
Hei, so liebst du's, junger Mai!

Solch ein Goldgelock zu kränzen,
Setzest du dein Bestes ein;
Gelt, wo Liebchens Blicke glänzen,
Da verlohnt es sich, zu lenzen,
Da ist's herrlich, Mai zu sein!

Lockst sie mit den Sonnenblicken,
Mit des Haines Melodie,
Deinen schönsten Flor zu knicken;
Wirst nicht müd', ihr zuzunicken, —
Jeder Halm ein Gruß für sie!

Möchtest ganz ihr Herz gewinnen,
Sie umschmeichelnd liebestraut;
Welch verwegenes Beginnen!
Kröne deine Königinnen,
Doch begehre keine Braut!

Deine duftig süßen Gaben
Nimmt sie mit vergnügtem Sinn,
Sich an ihrem Reiz zu laben,
Doch solch zartem Blumenknaben
Gibt man nicht sein Herz dahin.

Siehst du, einen Wettersjungen
Hat sie schon sich auserseh'n.
Der sie jüngst im Tanz geschwungen
Und ihr Herz im Flug errungen;
Laß das Werben dir vergeh'n.

Bist ja auch zu unbeständig,
Wendest dich bald so, bald so;
Heut umschwärmst du sie lebendig,
Streust ihr Blüten tausendhändig, —
Morgen bist du, Gott weiß, wo!

Unterfängst dich noch, zu fragen,
Ob ihr Schatz getreuer sei?
Soll er dich nicht stracks verklagen
Oder gar mit dir sich schlagen,
Laß dein Sticheln, loser Mai!

Otto Bauch.

Literatur.

— **Franz Genßchen ist ein Autor von Erfindung und großer** Energie in der Darstellung, er hat einen Hang zum Gewagten und das gerade gibt seinen Produktionen eine bestimmte Physiognomie. Diese Eigenschaften finden wir auch in einem neuen Buche dieses Autors, das den sehr einfachen Taufnamen „Vier Erzählungen" führt (Berlin, Grosser), in starkem Maß ausgeprägt. Hinter diesem wenig in die Augen fallenden Titel verbirgt sich viel Interessantes. Vor allem sind es die beiden Novellen „Lucretia" und „Finale", die tief ergreifen und manchen Widerspruch hervorrufen dürften, denen jedoch kein Leser den Reiz eines originellen und bedeutenden psychologischen Problems wird absprechen können. In Lucretia erschießt unter ganz merkwürdiger Gemütsbewegung eine junge Frau einen Mann, dessen dämonischem Zauber sie zu erliegen fürchtet, um das hohe Ideal, welches sie von der Ehe hat, sich zu retten; im Finale sehen wir, wie die Eifersucht eines Mannes auf den Jugendgeliebten seiner Frau düstere Schatten in die Ehe bringt und zu unheimlichen, aufregenden Ereignissen führt. Hier ist namentlich der Charakter des im Grunde edel und fein angelegten Gatten, der tief fällt, mit großer Kunst gezeichnet, während in Lucretia das Seelenleben der Mörderin in genial geschilderten, aber ziemlich sprunghaft ausgeführten Momenten vorgeführt wird. Diese zwei Novellen bilden eigentlich den Kern des Buches, obwohl „Frühlingsstürme" und „Weihnachtsglocken" gleichfalls Erzählungen von Geist, Phantasie und Kraft sind. Dies Buch Genßchens ist eine sehr eindrucksvolle Lektüre, die sich über das Mittelmaß bedeutend heraushebt und deshalb reifen Lesern als eine anregende und interessante Unterhaltung wohl empfohlen werden darf.

— **Die sehr geistreiche und interessante Schrift: „Die Revolution** in der Literatur" von K. Bleibtreu (Leipzig, Friedrich) ist jetzt in zweiter Auflage und sehr veränderter Form und Gestalt erschienen. Vor allem bemerkenswert ist die große Vorrede, auch erscheint der Autor sehr viel gemäßigter, und so wird der gute und gesunde Kern, welcher in dieser Schrift steckt, mannigfaltigen Augen sichtbar. An der Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und dem nur geistigen Zielen zugewandten Streben Bleibtreus ist nicht zu zweifeln. Aus diesem Grunde wirkt auch das Werkchen so bedeutend; es ist die Lauterkeit eines literarischen Charakters, welcher hier mit feuriger Zunge, wenn auch nicht mit ganz klarem Kopf zu uns spricht.

— **Von dem großartigen Unternehmen des Bibliographischen** Instituts in Leipzig, Allgemeine Naturkunde, deren ersten Band, Ratzels Völkerkunde, wir jüngst charakterisiert haben, liegt jetzt der zweite, gleichfalls wieder selbständige Band: „Der Mensch" von Professor Dr. Johannes Ranke vor. Der Autor, Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft, erscheint uns besonders für diesen Zweig des Schriftstellertums befähigt; er schreibt faßlich und klar und beherrscht den Stoff nach allen Richtungen hin vollkommen. Wir erhalten in dem stattlichen Band eine sehr eingehende Darstellung von der Entwicklung, dem Bau und Leben des menschlichen Körpers mit ganz spezieller Schilderung der Vorgänge des Stoffwechsels, der Blutbildung, Atmung, der Ernährung und Muskelbewegung, daran schließt sich die Begründung der Gehirn- und Nerventhätigkeit, indes einem zweiten Schlußbande dieses Werkes die körperlichen Verschiedenheiten der modernen und vorgeschichtlichen Rassen rc. vorbehalten bleibt. Ueber 300 Holzschnitte erläutern den Text; ebenso dienen 24 Tafeln mit Aquarelldruckillustrationen zur Veranschaulichung des Wortes. Gleich wie der erste Band macht auch diese Fortsetzung des Unternehmens den Eindruck des Echten, Wahren und Gediegenen, keiner Buchhändlerspekulation zweifelhaften Wertes, und wir glauben sicher, daß einst diese Allgemeine Naturkunde ein Familienschatz des deutschen Volkes werden wird in der Art wie Brehms Tierleben, mit dem es auch in der schönen und eleganten Ausstattung Aehnlichkeit hat.

Bildende Künste.

— **Zum Umbau der Fassade des berühmten Doms zu Mailand** ist unter sehr günstigen Bedingungen ein internationaler Konkurs ausgeschrieben worden. Den Konkurrenten ist bei ihren Entwürfen völlig freigestellt, die Ausschmückung der gegenwärtigen Fassade zu wechseln, die Zahl, das Maß und die Formen von Fenstern und Thüren zu ändern, die Front über die jetzige Linie hinaus auszudehnen, es ist dabei indes zu berücksichtigen, daß die neue Fassade aus Marmor gebaut und so weit als möglich mit den Formen und dem besondern Stil der Domkirche übereinstimmen muß. Der Gesamtentwurf muß als Minimum im Verhältnis von 1:100 ausgeführt werden. Die Projekte sind vom 1. bis 15. April 1887 in dem Palazzo di Brera in Mailand durch den Konkurrenten selbst oder seinen Vertreter einzureichen. Nach vorausgegangener öffentlicher Ausstellung der eingelaufenen Entwürfe tritt eine internationale Jury zusammen, welche nicht weniger als 10 und nicht mehr als 15 der Pläne auswählen wird, die dann einer endgültigen Prüfung unterzogen werden. Die Jury setzt sich aus 15 Mitgliedern zusammen, worunter deutsche, französische und englische Künstler vertreten sein werden. Unter die Jurymitglieder werden 4 Künstler von den Preisbewerbern gewählt. Für den besten und schönsten Entwurf ist ein Preis von 40,000 Lire ausgesetzt. Drei Prämien à 5000 Lire und drei Prämien à 3000 Lire und weitere zu 2000 Lire werden nach Gutachten der Jury den übrigen Bewerbern für gute Leistungen zugeteilt werden. Genaue Details werden an die Akademien und höheren Institute des In- und Auslandes gesandt.

— **Der künstlerische Nachlaß des berühmten Bildhauers Dannecker** ist in den Besitz des württembergischen Staates übergegangen. Wilhelm Bender, ein naher Verwandter von Dannecker, übergab den wertvollen Schatz (es sind meist plastische Skizzen und eine Mappe mit den verschiedensten Zeichnungen und Entwürfen) noch zu Lebzeiten dem Gewerbemuseum in Stuttgart zur Ausstellung, beziehungsweise Aufbewahrung. Man hat jetzt Gelegenheit, den großen Meister in den detailliertesten Arbeiten zu studieren.

— **Das neueste Bild von Gabriel Max, das in Berlin zur** Ausstellung kommen wird, trägt die Bezeichnung „Astarte". Der Stoff des Bildes ist Byrons „Manfred" entnommen, und zwar stellt es die Astarte im vierten Auftritt des zweiten Aktes dar, als sie Manfred auf dessen Frage: „Ein Wort, um Gottes willen, liebst du mich?" zum letztenmal mit seinem Namen antwortet.

— **In München erregt augenblicklich das im Odeon ausgestellte** Bild eines jungen, noch unbekannten Malers, Otto Wolf, „Christus und die Ehebrecherin", ein außergewöhnliches Aufsehen; es wird von vielen sogar über Munkacsys „Christus vor Pilatus" gestellt(!), an das es äußerlich und in der Mache erinnert. Es ist ursprünglich, kühn und groß in der Konzeption, tadellos in der Zeichnung, sicher breit und in mannigfacher Abstufung der Individualität und Entfaltung der Schriftgelehrten, Pharisäer und des Pöbels, und es fehlt dann, wie in Munkacsys Bild, nicht an Frauen, in welchen reges Mitempfinden zu Wort kommt. So blickt auf den Stufen des Tempels ein junges Weib die vor Christus knieende angeklagte Frau teilnahmsvoll an und verzeiht ihr, weil es selbst der „Minne schreiende Not" kennt. Christus ist ruhig und vornehm in der Haltung; sein Kopf verbindet trotz des naturalistischen Grundzuges des Gemäldes den Ausdruck der Milde mit dem Gepräge männlicher Schönheit. Dagegen kommt bei den Pharisäern und Schriftgelehrten der treu wiedergegebene semitische Typus mit dem Ausdruck der Empörung brutaler Vorurteile wirksam zur Geltung. Otto Wolf ist ein Schüler der Münchener Akademie.

— **In Berlin ist in dem Gebäude, in welchem früher das** Panorama der Belagerung von Paris sich befand, ein neues Rundbild von Philippoteaux: „Die Schlacht bei Plewna", aufgestellt worden. Es gibt den Augenblick wieder, in welchem die Türken ihren Rückzug antreten und Osman Pascha verwundet über die Widbrücke gebracht wird, deren Kopf die verfolgten Türken im wilden Handgemenge mit den Russen tapfer zu halten suchen. Das Bild ist so anschaulich gemalt, daß einzelne Figuren wie körperlich heraustreten. Feldmarschall Moltke, einer der ersten, welche das neue Panorama besuchten, bemerkte, daß die Kunst des Malers ebenso groß sei wie die richtige Wiedergabe der strategischen Situation.

Musik.

— **Robert Schumanns Scenen aus Goethes „Faust" mit einem** aus Dilettanten zusammengewürfelten Sängerchor zu Gehör zu bringen, ist ein Unternehmen, das fast an Tollkühnheit streift. Liefert dasselbe gleichwohl ein so gelungenes Ergebnis, wie dies die Aufführung der gedachten interessanten Komposition durch den Neuen Singverein in Stuttgart unter der tüchtigen Leitung seines ständigen Dirigenten Josef Krug-Waldsee that, so verdient das ganz besondere Anerkennung. Wurden doch selbst die kleineren Soli von Mitgliedern des Vereins recht brav ausgeführt. Nur für die Hauptpartien, Faust, Gretchen und Ariel, waren die Konzertsänger, Hungar aus Köln und Pia von Sicherer aus München sowie der Tenorist Hollaf vom Stuttgarter Hoftheater gewonnen, die sich dem Ensemble in entsprechender Weise einreihten.

— **In London werden in diesem Jahre neun der unter der** Leitung des Wiener Hofkapellmeisters Hans Richter stehenden Konzerte stattfinden und zwar in der Zeit vom 3. Mai bis 28. Juni. Der Unternehmer ist bekanntlich Hermann Franke, welcher diesmal das von ihm ins Leben gerufene Gesangsquartett, bestehend aus den Damen Hamlin, Little, den Herren Winch und Fischer, sowie den Richterchor zur Mitwirkung heranziehen wird. Als Hauptsolisten erscheinen Therese Malten und Gudehus aus Dresden, die Altistin Helene Hiefer aus Stuttgart, sowie Georg Henschel. Mit diesen Kräften werden Scenen aus Wagners „Siegfried" und „Tristan und Isolde" zur Aufführung kommen.

Bühne.

— **Wie im vorigen Jahr ist die Geistinger auch am Schlusse** dieser Saison wieder in Wien als Gast erschienen, aber nicht an der Wien, sondern in der Leopoldstadt auf dem Karltheater. Sie eröffnete ihr Gastspiel in einer Gesangsposse nach altem Zuschnitt „Die Frau Hausmeisterin" von Alois Berla. Das Haus war gefüllt und das Stück nach altmodischem Schnitt heimelte die Wiener durch seine Gemütlichkeit so an, daß es trotz vieler Längen recht gefiel. Die Geistinger schlug in der Rolle der Hausmeisterin durch. Sie zeigt, wie die virtuose Behandlung der Mittel sie in ungeschwächter Frische zu erhalten im Stande ist. Diese Künstlerin ist im Besitz einer unvergleichlichen Technik und der

Ton ihrer Stimme hat noch immer im Gesang wie in der Sprache einen außerordentlichen Wohllaut. Was diese Frau aber als Künstlerin so unendlich hoch stellt, ist die Verleugnung der Virtuosität. Ihr Spiel verrät nie eine Spur von Absichtlichkeit, es drückt sich dem Publikum gegenüber darin nie das selbstgefällige Gefühl eines das gewöhnliche Maß so weit überragenden Könnens aus. Diese Klippe des Virtuosentums versteht Frau Geßlinger wie keine andere zu vermeiden. Dies und ihre Vielseitigkeit machen sie zu einer der ersten jetzt lebenden Schauspielerinnen. Es ist dies der große Vorzug, den sie vor dem in der Technik auch so bedeutenden Schweighofer hat. Diesen Schauspieler haben die Wiener nun ebenfalls verloren; nicht ganz ohne eigene Schuld. Die Fehler, die man anderen nachsah, wollten die Leute von ihm nicht ertragen. Einen Ersatz wird man schwerlich für ihn finden. Die Zahl hervorragender Talente schrumpft in Wien mit jedem Jahre mehr zusammen. — Einen großen Erfolg haben wir noch zu verzeichnen. Es ist der der Fürstin Metternich in der Wohlthätigkeitsvorstellung, welche im Palais Schwarzenberg Mitte April stattgefunden hat. „Die Götterdämmerung in Wien" ist der Titel der Posse mit Gesang, in der sich Mitglieder der hohen Aristokratie vor der Elite der Wiener Gesellschaft produzierten. Eine Vergnügungsfahrt der Olympier auf die Erde hat den Stoff zu dem Stück geliefert. Wien, und zwar die Ringstraße zwischen der Oper und dem Schwarzenbergplatz, ist der Ort, auf dem sich der wichtigste Teil der Handlung abspielt. Die Himmlischen erscheinen im Kostüm beliebter Figuren des Wiener Volksstücks: eine Gräfin Kinsky als Wäschermädchen, eine Baronin Bourgoing als Reiterin; als die in ein Kindsmädchen gewandelte Diana eine Fürstin Montenuovo; die Juno wurde von der Fürstin Metternich dargestellt, die Mode in männlich-weiblich gemischter Kleidung repräsentierend. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Fürstin nicht nur ein großes schauspielerisches Talent besitzt, sondern daß sie dasselbe auch durch langes Studium zu künstlerischer Höhe entwickelt hat. Im letzten Akt, der wieder im Olymp spielt, entzückte eine Gräfin Wilczek als Hebe. Auch die männlichen Rollen, deren Träger der Mehrzahl nach ebenfalls der höheren Aristokratie angehörten, wurden recht gewandt gespielt und das Ensemble befriedigte denn auch allgemein. Der Ertrag der Vorstellung ist für die Poliklinik bestimmt, er muß bedeutend sein, denn der Platz kostete 50 Gulden.

— **Am 5. Dezember werden es 100 Jahre, daß die k. Theater** in Berlin bestehen. Der Tag wird nicht ohne Feier vorübergehen. Unter anderem wird ein umfangreicher „Schriftlicher Rückblick" erscheinen, der als wertvolles Geschichtswerk weit über die Grenzen der Theaterwelt hinaus dem lebhaftesten Interesse begegnen wird.

— **Der Generalintendant der k. Hofbühnen in München, Freiherr** von Perfall, hat seinen früheren, mit vielem Glück eingeführten Opern „Sakuntala" und „Melusine" eine dritte, „Junker Heinz", folgen lassen, welche unlängst an der Münchener Bühne zum erstenmal mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt wurde. Die Handlung fußt auf der in dem bekannten Gedicht „Heinrich von Schwaben" von W. Hertz verarbeiteten Sage, wonach Kaiser Konrad der Salier Befehl gab, den neugeborenen Sohn seines besiegten Feindes zu ermorden, weil die Astrologen in den Sternen gelesen hatten, daß er einst des Kaisers Tochter freien und den Thron einnehmen werde. Der mit der blutigen Mission betraute Diener erbarmt sich jedoch — wie dies in den zahlreichen gleichartigen Geschichten stets geschieht — des Kindes, tötet es nicht, sondern übergiebt es einem Kloster zur Erziehung. Der Kaiser bereut zwanzig Jahre lang die unselige That, bis er durch das zufällige Erscheinen des Jünglings an seinem Hofe die Gewißheit erhält, daß sein Befehl nicht ausgeführt wurde und er von Blutschuld frei ist. „Junker Heinz" wird nun vom Kaiser nach Speyer gesandt, um einen Brief an den dortigen Burgvogt zu überbringen, worin dieser angewiesen wird, Gesandte des griechischen Kaisers solenn zu empfangen, welche kamen, um die Hand der kaiserlichen Prinzessin Agnes für den Sohn ihres Herrn zu erbitten. Dort sieht die letztere den Junker, verliebt sich sofort herzlich in ihn und weiht ihm Herz und Hand. Der Kaiser widerstrebt, willigt aber endlich in die Verbindung, als Junker Heinz die griechischen Gesandten als gemeine Räuber entlarvt, die es nur auf die Freiheit der Kaiserstochter abgesehen hatten, und so erfüllt sich schließlich der Spruch der Sterne. Die Musik ist sehr melodiös, ohne sich doch ganz der modernen Schule zu entziehen; vor allem sind dem Komponisten die lyrischen Partien gelungen. Herr von Perfall wurde mehrfach gerufen, erschien aber nicht.

— **Die fünfaktige Komödie „Die Goldprobe", nach dem bereits** 1854 erschienenen französischen Originale «La pierre de touche» von Augier und Sandeau, deutsch von K. Saar bearbeitet, wurde im Residenztheater zu München sehr freundlich aufgenommen. Das Stück zeigt den Einfluß, welchen ein unverhofft erlangter Reichtum auf ein Trifolium von harmlosen, einfachen Menschen ausübt. Während zwei ihren Idealen treu bleiben und sich im Edelmut förmlich überbieten, wird der dritte leider zum Streber, läßt sich adeln und verleugnet in seinem Dünkel nicht nur seine Kunst und seine Freunde, sondern schämt sich auch seiner bürgerlichen Braut und wird schließlich von einer bankerotten adeligen Sippschaft auf plumpste Art umgarnt. Gespielt wurde vorzüglich, besonders thaten sich Frau Ramlo und Keppler hervor.

— **Wagners „Rienzi" ist vor kurzem zum erstenmal über die** Bretter der Stuttgarter Hofbühne gegangen. Ein Werk, das, ungeachtet der späteren Abneigung seines eigenen Schöpfers gegen dasselbe, eine anerkannte Bedeutung hat, mußte 44 Jahre alt werden, ehe es sich in Stuttgart Bahn brach. Wieder ein Blatt mehr im Verzeichnis der Unterlassungssünden der früheren Stuttgarter Bühnenleitungen! Und Bahn gebrochen hat sich die Oper an genannter Stätte im vollen Sinne des Wortes. Dank einer lebendigen Aufführung, um deren dramatisch musikalischen Teil die gefeierte Frau Vogl aus München als Adriano ein hervorragendes Verdienst hatte, und einer so reichen und glänzenden Inszenierung, wie man sie in Stuttgart noch kaum gesehen, erntete die Oper, die durch ihr noch etwas meyerbeerhaftes Kolorit auch den Nichtwagnerianern näher liegt als des Meisters spätere und eigenartigere Schöpfungen, stürmischen Beifall.

— **Die Tage, an welchen die Festspielhausaufführungen in** Bayreuth stattfinden, sind nunmehr endgiltig festgesetzt. „Parsifal" gelangt am 25., 28. und 30. Juli, ferner am 2., 6., 9., 13., 16. und 20. August zur Aufführung, „Tristan und Isolde" am 27. und 29. Juli, sowie am 1., 5., 8., 12. und 15. August. Da die Reihe der Aufführungen mit „Parsifal" eröffnet und geschlossen wird, so gelangt „Tristan und Isolde" nur an sieben Abenden, „Parsifal" hingegen an neun Abenden zur Aufführung. Der Eintrittspreis wird, wie in den Vorjahren, 20 Mark für jede Vorstellung betragen.

— **Am 11. April kam in Darmstadt — zum erstenmal auf einer** deutschen Bühne — die Oper „Antonius und Kleopatra" von Prinz Wittgenstein zur Aufführung und fand eine sehr beifällige Aufnahme. Der Komponist wurde wiederholt gerufen. In Wien, Weimar, Schwerin und New-York wird die Oper ebenfalls gegeben werden.

— **Am 10. April ging im neuen Stadttheater in Leipzig eine** Première in Scene, die sowohl des unbestrittenen Erfolges wegen, den sie errang, als auch durch die Person ihres Autors allgemeines Interesse verdient. Der letztere, der sich auf dem Zettel unter dem Pseudonym Karl Morino verbirgt, ist der sächsische Hauptmann Karl Maria von Weber, der Enkel des genialen Komponisten und der Sohn von Max Maria von Weber, also, beiläufig bemerkt, der Schwager Ernst von Wildenbruchs. Den Hintergrund des Dramas, das den Titel „Die von Hutten" führt, bildet der Aufstand der württembergischen Bauern gegen Herzog Ulrich. Die Sprache des Dramas ist edel und erhebt sich oft zu poetischem Schwung; besonders gelungen ist der erste, der vierte und fünfte Akt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Professor Mathias Duval in Paris hielt kürzlich in der** Sitzung der biologischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag über das Gehirn Gambettas, das ihm seinerzeit zur wissenschaftlichen Untersuchung übergeben worden war. Die auffallendsten Eigenschaften desselben sind seine Kleinheit und sein geringes Gewicht. Es wog nämlich in frischem Zustande 1160 Gramm, also noch etwas weniger als das Gehirn von Idioten und ungefähr um 200 bis 240 Gramm weniger als das eines erwachsenen Durchschnittseuropäers unserer Zeit. Professor Duval will eine besonders starke Entwicklung der dritten linken Stirnwindung bemerkt haben (die deutsche Anthropologie, welche die Stirnwindungen in umgekehrter Richtung zählt, bezeichnet dieselbe als die erste); diese Windung gilt seit den Untersuchungen Brocas, Hitzigs und Ferriers als das Organ oder „Centrum" der Sprache, und so würde sich Gambettas Rednergabe anatomisch erklären. Auch der rechte viereckige Schläfenlappen zeigt eine besondere Ausbildung, doch ist beim heutigen Stande der Wissenschaft eine Deutung dieser Erscheinung nicht möglich. Endlich ist der rechte Hinterhauptlappen unverhältnismäßig klein. Im ganzen nennt Professor Duval Gambettas Gehirn ein „kleines, aber schönes", giebt jedoch nicht an, wie er zu letzterem Beiwort gelangt ist.

— **Die deutsche Schillerstiftung hat im vorigen Jahre, dem** sechsundzwanzigsten ihres Bestehens, im ganzen 37 385 Mark und 1900 Gulden ö. W. (und zwar an lebenslänglichen Pensionen 9650 Mark, an einmaligen Bewilligungen 3850 Mark und 1800 Gulden, das übrige an zeitweiligen Pensionen) verausgabt. Daneben haben aber auch 9 der 24 Zweigstiftungen aus dem ihnen zufließenden Zinsendrittel zusammen 8450 Mark und 845 Gulden ö. W. für denselben Zweck verwandt.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Ueber Stahlfederkonservierung veröffentlicht ein Sonntags**blatt für die Jugend folgende Mitteilung: Wenn man eine Stahlfeder vor dem Gebrauch in eine frische, zerschnittene Kartoffel steckt, so läßt sie sofort die Tinte gut fließen. Ist eine Feder mit einer Tintenkruste überzogen, so genügt es, sie ein- oder zweimal in eine Kartoffel zu stoßen, um sie wieder rein zu machen. In manchen englischen Comptoiren befindet sich auf jedem Schreibpult eine Kartoffel, in die man die Feder steckt, wenn man zu schreiben aufhört. Es ist daher jedem Schreibenden zu raten, dasselbe Verfahren für sich zur Anwendung zu bringen.

— **Früher verwendete man von der Rhabarberpflanze nur die** Wurzeln zu Heilzwecken, seit einigen Jahren ahmt man aber auch auf dem Kontinent vielfach ein englisches Küchenrezept nach, welches die Blattstengel für den Haushalt nutzbar macht. — Entkleidet man diese ihrer Haut, schneidet sie in kleine Stücke und kocht sie ohne Wasser mit Zucker und Zimmet ein, so geben sie ein sehr wohlschmeckendes Kompot, das, luftdicht verschlossen, auch für den Winter sich aufbewahren läßt. Das Kompot, durch ein Haarsieb gerieben, so daß die Fasern heraus entfernt werden, und mit Wasser aufgekocht, giebt eine erfrischende Obstsuppe, kalt — ein limonadenähnliches Getränk. Selbst Kuchen und Puddings lassen sich aus dem Mark der Rhabarberpflanzen bereiten. Der Anbau dieser so ertragsfähigen Staude ist daher nicht dringend genug zu empfehlen, zumal sie leicht gedeiht und durch die Fülle ihrer großen, schön geformten Blätter eine Zierde jedes Gartens ist. Die bekannte Blumenhandlung von N. L. Chrestensen in Erfurt hat der Kultur der Rhabarberstauden ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt und versendet Setzpflanzen mit genauer Angabe über deren Pflege.

— **Wenn wir jetzt zur Jahreszeit der Gartenbestellung den**jenigen unserer Leser, die über ein selbstgepflegtes Hausgärtchen verfügen, durch Notizen und kürzere Artikel aus fachmännischen Federn einige gewiß nicht unwillkommene Fingerzeige zu geben bemüht sind, so können dieselben doch der ganzen Natur der Sache nach auf eine erschöpfende Behandlung des umfangreichen Themas selbstverständlich keinen Anspruch erheben. Da wird denn vielen ein Werk willkommen sein, das wie das „Illustrierte Gartenbuch" von O. Hüttig, Direktor emer. des Gartenbaus (Julius Hoffmann, Stuttgart, 4 Mark) in allgemein verständlicher, ansprechender Form ausführliche Anleitung zur Anlage und Pflege des Blumen-, Gemüse- und Obstgartens erteilt. Mehr als zweihundert Abbildungen dienen dem Text zur Zierde und dem Verständnis zur Förderung.

Feste und Versammlungen.

— **Das diesjährige siebente Preis- und Schaufechten des Ver**bandes mittelrheinischer Fechtklubs wird in Rüdesheim als derzeitigem Vorort abgehalten werden und zwar am Sonntag den 30. Mai in den Räumen des „Hotel Jung". Es beteiligen sich daran die dem Verband angehörenden Fechtklubs von Frankfurt („Hermannia"), Homburg, Mainz, Mannheim, Offenbach, Wiesbaden und Rüdesheim. Wie seither bei den Verbandsfesten üblich, wird das Preisfechten (in Florett, Säbel und Schläger) am Vormittag, das Schaufechten am Nachmittag stattfinden. Die Pause zwischen Preis- und Schaufechten wird zu einem gemeinsamen Bankett benützt, und auf das Schaufechten folgt die Verteilung der Preise. Für Montag den 31. Mai ist ein Ausflug nach dem Nationaldenkmal auf dem Niederwald in Aussicht genommen.

Sport.

— **Für die großen Baden-Badener Rennen sind die Preise** reduziert worden, so daß der Jubiläumspreis jetzt nur 30,000, der Zukunftspreis 15,000, die Badener Steeplechase 10,000, das St. Leger 8000 Mark wert ist.

— **Am zweiten Renntag zu Berlin-Westend gewann „Esser"** das Aprilhandicaprennen im Feld von sechs, „Kurator" den Preis von Fürstenbrunn gegen drei, „Baccarat" den Damenpreis gegen vier, „Generator" das Rolandjagdrennen gegen fünf Pferde, während „Potsi" den Preis der „Flora" vor vier Gegnern heimtrug.

— **Der dritte und vierte Renntag zu Wien brachte in „Re**member" und „Leder" zwei Derbykandidaten heraus, welche ihre Rennen im Handgalopp gegen gute ältere Pferde heimtrugen. Doppelsiege feierten „Hamlet" und im Hürdenrennen „Reichenau", letzterer damit seinen dritten Erfolg bei dreimaligem Starten in diesem Jahr erringend. Ihre zweiten Siege im Jahre verzeichneten auch „Chalil" und „Sokrates".

— **Bei den großen englischen Rennen gewann „Postscript" die** Great Metropolitan Stakes im Felde von 11 und „Royal Hampton" das City and Suburbanhandicap nach schönem Kampf vor „Highland Chief" und 15 anderen Pferden.

— **„Plaisanterie's" Verletzung hat sich als wenig bedeutend** herausgestellt, so daß die berühmte Stute noch in diesem Jahre wieder auf der Rennbahn erscheinen wird.

— **Der Berliner Ruderklub beabsichtigt eine Vierermannschaft** (ohne Steuermann) nach England zu entsenden, um auf dem Kurs, der den berühmten Frankfurter Germanen zwei Niederlagen brachte, den Kampf gegen englische Amateurs aufzunehmen.

— **Der zweite Teil der Wiener Hundeausstellung, Hunde, welche** nicht zur Jagd verwendet werden, umfassend, war vorzüglich beschickt, besonders durch Doggen und Neufundländer; zwei seltene japanische Chins hatte Baronin Klein-Erbach gesendet.

Mode.

— **Die Freude an glänzendem und phantastischem Schmuck,** welche dem Zigeuner eigen ist, hat den Wiener und Pester Juwelieren schon manches Interessante zu thun gegeben. Die seltsamen Goldschmiedarbeiten für das oft so unermeßlich reiche, nomadisierende Volk der ungarischen und kroatischen Wälder sind sehr begehrte und ergiebige Aufträge und geben zuweilen hinter den Spiegelscheiben gewisser Magazine am Graben in Wien vielbewunderte Ausstellungsobjekte ab. Neuerdings kommt für die Schmuckbedürfnisse dieser phantastischen Welt scheinbar auch die süddeutsche Goldschmiedindustrie in Geltung. Die Fachzeitung derselben erwähnt eines Zigeunerbrautschmuckes, der unlängst von der Firma Schäfer in Goslar ausgestellt wurde. Der Schmuck für den Bräutigam-Häuptling besteht aus fünf Silberplatten von der Größe eines Desserttellers, vier von 14 und die fünfte von 16 Centimeter Durchmesser. Die Vorderseite der Platten zieren außer den eingeschliffenen Rosetten je fünf silberne Fünfmarkstücke mit dem Bilde der verschiedenen deutschen Potentaten. Durch die Rückseite dieser Silberplatten ziehen sich in einer gewissen Entfernung von einander drei fingerdicke Silberketten bis zur Mitte der ersten und zweiten Platte, an deren Hinterseite auch zwei Haken zum Einhaken in die Oesen, welche sich an den Rockschößen befinden, gelötet sind. Wird die Kette angelegt, so liegen also zwei Silberteller auf den Schultern, zwei auf der Brust, rechts und links je einer, und die größte Platte in völlig symmetrischer Stellung weiter nach unten. Das Geschenk für die Braut besteht in einem Ohrgehänge, das in pyramidaler Ordnung aus vierzehn Zehnmarkstücken hergestellt ist. Auch ganze Gürtel aus großen Silber- und Goldmünzen, deren Zusammenhang durch fingerdicke Gliederketten bewirkt ist, gehören zu dem beliebtesten Zigeunerschmuck, ebenso werden mit Haken versehene Münzen als Knöpfe verwendet. Wiener Goldschmiede bemerken, daß namentlich den Männern keineswegs der Geschmack und die Bewunderung für subtilere und modernere Goldschmiedarbeiten fehlt, dieselben aber nur sehr schwer zu bewegen sind, dergleichen zu kaufen, weil sich bei dem Zigeuner gerade in Bezug auf den Schmuck Phantasien des größten Aberglaubens bewegen. So wird auch der Schmuck, welcher den in der zivilisierten Welt musizierend auftauchenden Zigeunern etwa geschenkt wird, in den meisten Fällen von ihnen verkauft oder eingeschmolzen.

Denkmäler.

— **In Reutlingen hat sich ein Verein gebildet, um dem dort** geborenen Dichter und Literarhistoriker Hermann Kurz ein Denkmal in Form einer Büste zu setzen.

Gestorben.

— **August Behrendsen,** Landschaftsmaler, 67 Jahre alt, Anfangs April, in Hildesheim.

— Graf di Beglio, Oberzeremonienmeister des Königs von Italien, 56 Jahre alt, am 6. April, in Rom.

— Dr. Bouchardat, Mitglied der Akademie der Medizin in Paris, 80 Jahre alt, am 7. April, in Paris.

— Dr. Ferdinand Heinrich Müller, außerordentlicher Professor der Geographie und Ethnographie an der Universität in Berlin, 80 Jahre alt, am 8. April, in Berlin.

— John Welsh, früher Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika in London, am 6. April, in New-York.

— Marie Maibach, geborene Brefeld, Gemahlin des Ministers Maibach, am 9. April, in San Remo.

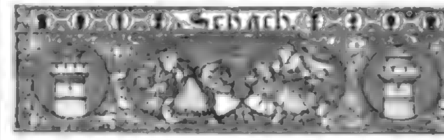
— Bankier Gustav von Eichthal, als Schriftsteller und Reisender bekannt, 81 Jahre alt, am 9. April, in Paris.

— Heydenreich, genannt Kruk (Rabe), bekannter Anführer der Polen im letzten Aufstand, am 9. April, in Lemberg.

— Otto Wüstlich, bekannter Porzellan-, Landschafts- und Bildnismaler, 67 Jahre alt, am 10. April, in Schönberg bei Passau.

— Graf Bludow, russischer Gesandter in Brüssel, am 12. April, in Brüssel.

— Professor Anton Linsmayer, Mitglied des obersten Schulrats von Bayern, 53 Jahre alt, am 14. April, in München.



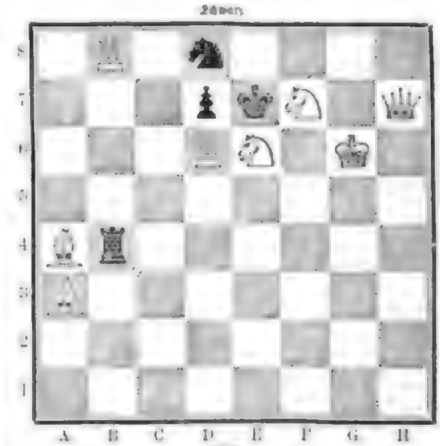
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Im letzten Problemturnier des „Mirror of American Sports" wurde der folgenden Aufgabe der erste Preis für „zweizügige" zuerkannt. Man bemerkt wohl, daß der Zug 1) T. B 8 – D 8 nicht zum Ziel führt.

Aufgabe Nro. 371.

Von A. C. Tennit.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 367:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 1 – H 2	1) K. E 3 – F 3.
2) L. A 5 – B 6	2) K. F 3 n. E 4 oder – G 4.
3) L. B 5 – C 6 oder – E 2 Matt.	
A)	
1)	1) K. E 3 – D 4.
2) T. H 2 – F 2 . . .	2) K. D 4 – C 5.
3) D. F 4 – E 5 Matt.	
B)	
1)	1) K. E 3 n. E 4.
2) L. A 5 – C 7	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

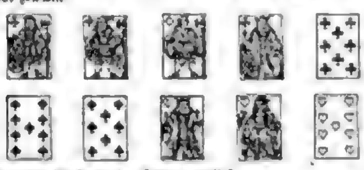
Digitized by Google

(Redigirt von Oskar Seeta.)

Aufgabe Nro. 15.

Skat.

Vorhand turniert, da alles paßt, Treff-Aß und findet den Alten; nachdem Carreau-Zehn und König gedrückt sind, hat sie folgende Karten, mit denen sie das Spiel gewinnt:



Wie waren die Karten der Gegner verteilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 13:

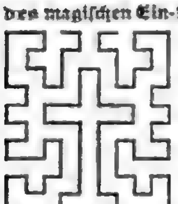
Preference.

Der Kartengeber hatte Carreau-König, Dame, Zehn; Pique-König, Dame, Neun und Treff-Dame, Dame, Zehn und Neun. Der Spieler bringt Carreau- oder Treff-Aß und gerät dadurch in eine Zwickmühle, welche das Böte zur Folge hat.

Rösselsprung Nro. 6.

herz	fre-	wie	den-	doch	ei	wie	mit
na-	te-	dort	lie-	und	sagt	und	tag
weiß-	in	schaft	ich	lich	ei	ich	und
beim	Fro-	her	in	ich	wo	gen	quält
wan-	der	schwillt	tio	das'	ver-	pflag	ver-
die	schaft	e-	sen-	su-	gan-	nen	tra-
treib'	nen	weis-	Fra-	wein	den	thun	ich
sen-	dirt	gern	dirt	den	hab'	in	son-

Auflösung des magischen Ein-Schritt-Turm-Zuges Seite 646:



Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden!

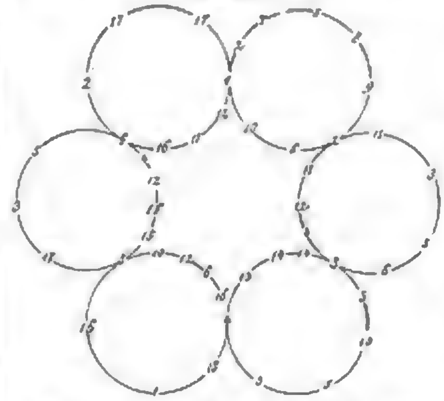
So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf;
Das wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb beschert
Und hältst du sie recht innig wert,
Die deine, —
Es wird wohl wenig Zeit nur sein,
Dann läßt sie dich so ganz allein;
Dann weine! E. v. Feuchtersleben.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 640:

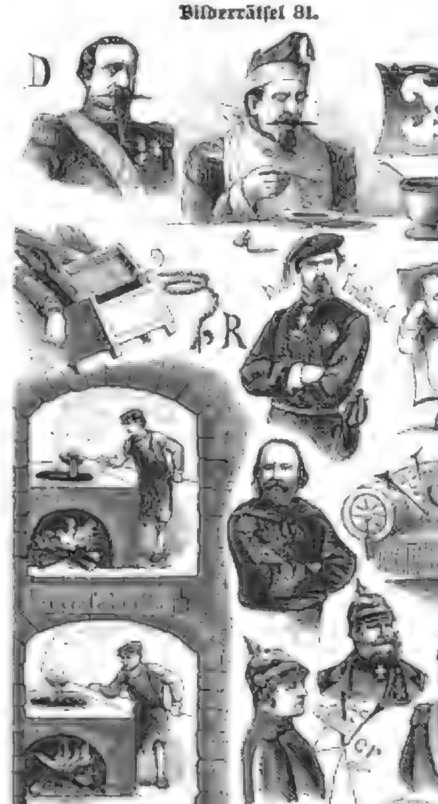
Zell am See; Halle; Hirschberg; Saalfeld; Zug; Stralsund.

Kreisdrehzahlenrätsel.



Werden in dieser Figur die Außenkreise um ihre Mittelpunkte so gedreht, daß an den Berührungspunkten zweier Nachbarkreise die gleichen Ziffern erscheinen, so ergeben diese Ziffern, mit den entsprechenden Buchstaben vertauscht und im Sinne der Zeiger einer Uhr gelesen, auf der Peripherie des inneren Kreises den Namen eines großen Theologen, und auf dem Bereich von der Außenkreise den Namen eines europäischen Staates, die Bezeichnung eines politischen Verhältnisses, den Namen eines russischen Admirals, einen Frauennamen, den Namen eines ungarischen Magnaten, den Namen eines europäischen Staates.

Bilderrätsel 81.



Unseren Abonnenten

offerieren wir zum Einbinden des ersten Bandes dieses Jahrgangs unsere auf das eleganteste ausgeführte

Einband-Decke

zu

Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken zum Preise von nur **2 Mark** per Stück.

Dieselbe Decke nur mit Golddrucken **ohne** Deckenvergoldung **à M. 1. 25 Pf.** Ferner

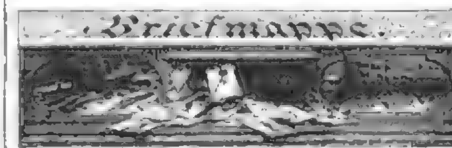
Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel **à M. 1. 25 Pf.**

(Zu dem Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten**, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden kann. Dieselbe wird auf Wunsch gegen frankierte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decke nur in **brauner** Farbe zu haben ist.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.



„Röschen und Kleeblatt". Weinigstens kann sie doch werden. Jacques Fromental-Halevy ist der Komponist der „Jüdin" und anderer geschätzter musikalischer Werke. Ludovic Halevy, der Schauspiel- und Operettentexte-Dichter, ein Neffe des Komponisten und Sohn Leon Halevys, der ebenfalls als Schriftsteller wirkte.

Margarete in Charlow. Ein Fakir bedeutet im Arabischen zunächst ein armer Mann, durch den Gebrauch ist das Wort ziemlich gleichbedeutend mit „Derwisch" geworden. — Wenden Sie sich an eine größere Staatsbibliothek. — Die griechisch-katholische. — Kreta.

„Böse Sieben" in M. Der Ausdruck wird von einigen auf die siebente Bitte des Vaterunser: „Erlöse uns von dem Uebel", von anderen auf die sieben Todsünden zurückgeführt. Auch kam schon im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts ein Kartenspiel in Aufnahme, in welchem diejenige Karte, die den Teufel darstellte, alle anderen, selbst den Kaiser, den Papst rc., schlug. Zählte man aber die 48 Karten dieses Spiels, das Karnöffel oder Karnüffel hieß, der Reihe nach auf, so war der Teufelskarte die siebente Stelle zugewiesen, und man nannte sie daher für gewöhnlich nur die „böse Sieben". Von sieben Teufeln oder bösen Geistern, sieben Gerechten und dergleichen ist in der Bibel des öfteren die Rede (vgl. Markus 16, 9, Lukas 8, 2, Matthäus 12, 45, Sprüche 26, 25).

Abonnent in Hamburg. Mit dem Jahrgang 1879 unseres Journals kann unsere Verlagshandlung nicht mehr dienen, derselbe ist gänzlich ausverkauft; vom Jahrgang 1880 können Sie dagegen, wenn Sie bald — bei Ihrer Buchhandlung — bestellen, ein Exemplar zu dem ermäßigten Preis von 5 Mark broschiert noch erhalten.

B. W. in Berlin. Das erfahren Sie am sichersten durch einen der Preisrichter, deren Namen wir angeführt.

Alte Abonnenten in Kassel. Das Sekretariat der Handelskammer in Offenbach wird Ihnen Auskunft erteilen, wo Sie am vorteilhaftesten gewisse Sorte beziehen können.

E. B. in Basel. Mit Schreibenblatt.

S. und D. Das Spielen in der Hamburger Lotterie ist in Württemberg verboten. Näheres erfahren Sie durch einen Advokaten.

K. G. Wer russische Schiffsgeschütze liefert, können wir Ihnen nicht sagen. Vielleicht kommt einer unserer Abonnenten uns und Ihnen zu Hilfe.

Therese S. in Budapest. Das kleine Werk „Die dankbarsten Zimmerpflanzen" (C. Conradi, Stuttgart) gibt Anleitung über die Zucht und Pflege der Azaleen und Hyacinthen.

A. T. in Glasgow. Herzlichen Dank! Wir haben das interessante Rezept über die Mirrenkuste bereits gebracht.

E. W. in Gammersbach. Dr. K. Thomas Lehrbücher werden vielfach empfohlen und gekauft.

Kammerherr v. B. in Steinhausen. Betreffs Seifers Praktischer Unterricht in Kunstdarstellungen mit Pferden (Bd. IV. der Schnitzlet für Pferdekunde) wird Ihnen Ihr Pferdebuch am besten entsprechen.

Angehender Bienenvater. Thüringer, Italienische Bienenzucht; Berlepsch, Die Biene und ihre Zucht; Vogel, Die Bienenpflege nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkt.

W. in H. Die gewünschten physikalischen Apparate erhalten Sie am besten durch die als Bezugsquelle von Lehr- und Veranschaulichungsmitteln für Schulen rühmlichst bekannte Buchhandlung von Trewendt in Breslau. Sie liefert die nötigen Apparate selbst für besonders bewährte Lehrbücher und wird ihren Katalog mit Vergnügen gerne versenden.

J. G. in Döbeln. Das Kammergericht in Berlin ist das sogenannte Palais, geheimer Staatsrat, auch wird auch hier sowohl eingetreten als im Lande selbst gebraucht.

Emilie H. in Weklau. Mehrere Erfahrungen nach kennen wir Ihrer Meinung, daß derartiger Unterricht den Mädchen erfreue, zu überzeugen, durchaus nicht beikommen. Im übrigen sind die Institute vorzüglich ihrer Unterrichtsweise, Lehrbücher und Werke ja so bekannt, daß sie einer besonderen Empfehlung unsererseits wohl kaum noch bedürfen, um ihre Zwecke zu erreichen und zu erfüllen.

Cornelie H. in Ingolstadt. Uns ist ein derartiger Verein nicht bekannt. Wir würden Ihnen empfehlen, sich an einen Vorstand der Versicherungsbranche zu wenden.

G. A. in Stettin. Diese Streitfrage ist noch gar nicht zu erledigen, da erst im entscheidenden Augenblick eine endgültige Entschließung darüber veröffentlicht werden wird. Vorläufig scheint es noch nicht einmal ganz sicher, ob beide Namen in Betracht kommen werden oder ob der erste alleinstehend gebraucht werden wird.

L. R. in Neustadt. Die „Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins" (Expedition in München, Amalienstraße 51) kosten für Nichtmitglieder bei direkter Zusendung jährlich 6 Mark.

Langjähriger Abonnent am Plattensee. Von der „Romanbibliothek" sind noch vorrätig und werden zu den beigesetzten ermäßigten Preisen an unsere Abonnenten abgegeben: Jahrgang 1873 broschiert ℳ 6. —, fein in 2 Bände gebunden ℳ 8. —; Jahrgänge 1877—81 broschiert je ℳ 3. —, fein in 2 Bände gebunden je ℳ 7. —; Jahrgänge 1882—83 broschiert je ℳ 8. —, fein in 2 Bände gebunden je ℳ 13.

„Freundin unseres Blattes. Die Frage, ob eine Braut in Abwesenheit des Bräutigams tanzen dürfe, ist taktischerweise. Ein liebendes Mädchen wird in solchen Fragen den besonderen Wünschen des geliebten Mannes gern Rechnung tragen.

J. W. V. in Mitau. Erhalten Sie leicht und billig durch jede Musikalienhandlung.

Gatte in R. Wie weit da zur oder abzuraten ist, kommt ganz auf persönliche Verhältnisse und Neigungen an. Wegen der Bedingungen wenden Sie sich an das nächstgelegene englische Konsulat.

Große Verehrerin eines zu wenig anerkannten Dichters. Alle Achtung vor dem edlen Poeten, dem Sie Ihre wohlbegründeten Huldigungen darbringen; aber sein Verdienst ist schon seinen ganzen Namen nach ein sicheres, während Scheffel und Freytag der deutschen Dichtung neue Bahnen erschlossen haben und somit als Koryphäen in des Wortes edelster Bedeutung gefeiert werden dürfen und müssen. Ein Dichter aber ist nicht nur derjenige, der seine Schöpfungen in gebundener Rede zu kleiden pflegt. Wer einen so gewaltigen poetischen Inhalt in eine so vollendete künstlerische Form gegossen, wie es Freytag beispielsweise in seinen „Ahnen" gethan, der ist zweifellos ein Dichter von Gottes Gnaden. Auch Scheffel hat seine bedeutendste poetische Schöpfung nicht in Rhythmen und Reimen, sondern in ungebundener Rede vorgetragen — den „Ekkehard"! Jeder Romanschriftsteller muß, wenn er seine Mission richtig erfüllen will, ein Dichter sein; nur derjenige Schriftsteller, der nicht sowohl schöpferisch als vielmehr auf irgend welchem Gebiete wissenschaftlich erläuternd wirkt, ist von der dichterischen Begabung unabhängig. — Der Dichter, welcher an der von Ihnen erwähnten Stelle mit den beiden Vorerwähnten in einem Atem genannt wurde, steht unseres Erachtens allerdings nicht ganz auf derselben Höhe, da seinem Talente, so liebenswürdig dasselbe auch war, die bahnbrechende Ursprünglichkeit fehlte.

Karl B. in Dobbertin. Das sind vermutlich Originalwerke von der Verfasserin des Romans; diese selbst wird Ihnen am besten eine ganz verläßliche Auskunft darüber geben können.

Richtige Lösungen sandten ein: Alfred Büttner in Arnsbachmühle, R. Kloning in Göttingen. Dr. Glaser in Baden. Die zwei Rätselschwestern Hesse und Fritze in Berlin. Lili in Mödling (2). Julius Fiedler in Wien. L. Fritz in Werrigheim (3). W. Zischurtz in Freiberg. Lina Wöch in Linden.

Anna Raue in Hamburg-Eimsbüttel. Elise E. in Hamburg. Joh. P. Stappel in Hamburg. Marie K. in Hamburg. Philipp und Charles Eimen in Hastings. Wilhelm Eimen in Rostock. Martha und Marie Hilscher in Gerrsdorf (1). Ein Jünger des Merkur in Schleiz. Arthur Hermes in Crefeld. Fr. Otto Helbing-Eichauer in Zürich (4). Olga Benkö in Hannover. A. Brenz in Rathenow. Herm. Euler in Bern. Margot Munk in Berlin (2). Frau Rosalie Hof in Jessen. Selma Lehmann in Algermissen. J. H. Jensen in New-Orleans (2). F. Gerbracht und E. Schwende in Karlsruhe (2). Frau Helene Weyhert in Kopenhagen. Otto Ruland in Crefeld. L. Siegel in Meiningen. Karl Ettner in Ponzhabt. Gretchen Lembcke in Crefeld. Fritz Eulenauer in Wiens i. W. Krackel und Frühling aus Wien (3).

Gesundheitspflege.

Bellermann. 1) Hier ist der Gebrauch einer mehrwöchentlichen Karlsbader Salzkur angezeigt. 2) Kräftige Kost, namentlich viel Milch trinken, womöglich mit Landaufenthalt. 3) Versuchen Sie das Pincus'sche Verfahren: an drei Tagen hinter einander den Kopf mit einem bis zwei Eßlöffel einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron waschen und am vierten Tage das Haar mit Olivenöl einreiben. Das Verfahren muß lange Zeit fortgesetzt werden.

D. M. in B. 1) Die hart gewordene Wangengeschwulst wird durch Einreiben mit Jodkalisalbe und durch feuchtwarme Umschläge zu beseitigen sein. 2) und 3) Gegen die Wimmerln u. s. w. empfehlen sich Waschungen mit Kamillenthee oder mit Ichthyolseife.

J. K. in Wien. 1) und 2) Eine Herzvergrößerung von dem angegebenen Grade ist zwar nicht leicht zu nehmen, doch kann ein damit Behafteter, namentlich bei entsprechendem Verhalten, noch eine lange Reihe von Jahren einer ungestörten Gesundheit sich erfreuen.

A. O., stud. jur. An und für sich ist die Brille dem Zwicker vorzuziehen, namentlich beim Lesen und Schreiben; absolut schädlich ist er aber nicht zu nennen. Bei jedem tüchtigen Optiker bekommen Sie entsprechende Zwicker.

L. Sch. in K. Gegen chronischen Magenkatarrh bewährt sich am besten der Gebrauch einer vier- bis fünfwöchentlichen Karlsbader Salzkur, welche ganz gut zu Hause durchgemacht werden kann. Sie finden dieselbe ausführlich angegeben in Nro. 43, Band 84, Jahrgang 37.

Köp. Vor dieser Broschüre kann nicht genug gewarnt werden.

(a + b)! Eine Kur, welche mit Erfolg zu Hause zu gebrauchen wäre, können wir bei diesem Leiden nicht angeben. Es wird Ihnen nichts weiter übrig bleiben, als wieder eine Kaltwasserheilanstalt aufzusuchen oder vielleicht einmal zur Abwechslung einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Gebirge zu wählen.

E. Jm., Studirender in Wien. Gegen zu starke Schweißbildung an Füßen und Händen empfehlt sich Einpudern der Füße und Strümpfe, beziehungsweise der Hände und Handschuhe mit folgendem Pulver: Salicylsäure 1 Teile, Stärkemehl 10 Teile und Talk 87 Teile. — **E. M., dreijähriger Abonnent in Odessa.** Dergleichen.

E. B. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich hier keine Ansicht über die Schwere des betreffenden Leidens äußern. Vertrauen Sie nur auch ferner Ihrem bisherigen Arzte.

E. Neudorfer in Cincinnati. Sollte ein dortiger Arzt nicht eher im stande sein, über die klimatischen Verhältnisse, sowie auch über die zweite Frage entsprechenden Rat zu erteilen?

L. M. 131 in Kehl. Dazu ist kein Spezialarzt nötig, zumal nicht für Sie, der Sie in Straßburg gewiß einen entsprechenden Arzt finden werden.

Dr. jur. L., Assessor. Wir raten von dem Gebrauch dieses sowie aller bleihaltigen Haarfärbemittel ab.

H. M. in Wald. Ein spezifisches Mittel gegen Gesichtsrose gibt es nicht. Wenden Sie sich überhaupt an einen Arzt.

E. in L. Ein Mittel, um die Augenbrauenhaare stärker wachsen zu lassen, gibt es nicht.

Gräfin S. in Potsdam. Das Poinlegische Depilatorium enthält weder Blei noch andere schädliche Substanzen, kann also öfters angewendet werden, ebenso auch das Rhusma.

Rivoli 720. Es ist auf jeden Fall besser, schadhafte und schlecht aussehende Zähne, die sich nicht mehr plombiren lassen, durch künstliche zu ersetzen, als die noch gesunden Gefahr laufen zu lassen, durch die schlechten auch angesteckt zu werden.

Dr. Sekm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Schwankende Herzen, Roman von Wilhelm Berger, Schluß. — Mercallit, eine Chorgeschichte aus Ringzellen von A. G. von Suttner. — Die Mainau, von Robert Byr. — Gestörte Partie. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, von Heinrich Brugsch, Schluß. — Auf Irrwegen, Novelle von Kurt von Walfeld, Fortsetzung. — Viktor von Scheffel, von -h-. — Der Nord-Ostseekanal, von F. v. H. — In der Sammlung von Gipsabgüssen, von Alfred Friedmann. — Frühling, Gedicht von C. B. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Rätsel: Rösselsprung Nro. 6; Auflösung des magischen Ein Schritt-Turm-Jagd Seite 646; Auflösung der Rätselantithese Seite 643; Kreuzbuchstabenrätsel; Bilderrätsel 31; Auflösung des Bilderrätsels Seite 644. — Briefmappe.

Illustrationen: Schwankende Herzen, vier Bilder von L. Bechstein. — Das Schloß auf der Insel Mainau, von J. Weber. — Frühling, von Charlotte Hempel. — Gestörte Partie, nach einem Gemälde von Hamza. — Reise der ersten deutschen Gesandtschaft nach Persien, mit sechs Bildern nach Originalzeichnungen von C. de Maine und photographischen Aufnahmen. — Viktor von Scheffel. — Insel Mainau, von J. Weber. — Berliner Straßenskizzen, von Max Wachsmuth.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Ein neuer Roman von Detlev von Geyern!

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Feenschloß.

Roman
von
Detlev von Geyern.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 15. —

Dieser Roman schildert die Zustände am spanischen Hofe gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der französischen Revolution, welche in ihren Folgen so verhängnisvoll auf die Schicksale Spaniens einwirken sollte. Die politischen Konstellationen der damaligen Zeit, sowie die Charaktere der maßgebenden Persönlichkeiten sind von dem Verfasser mit sorgfältig durchgeführter historischer Treue auf Grund eingehender Studien dargestellt. Der indolente, von der Last der Krone ermüdete König Karl IV., die stolze, sinnlich leidenschaftliche, in ihrer Liebe eigensüchtig herrschbegierige, in ihrer Eifersucht erbarmungslos grausame Königin Maria Louise, sowie der seinem Ehrgeiz alle Rücksichten auf seinen König und sein Vaterland opfernde Günstling Don Manuel Godoy sind die Hauptgestalten der historischen Handlung, an welche sich der ganz der Dichtung angehörende Roman in den Figuren zweier Hidalgos anschließt, die ihrerseits wieder als Typen ihres Standes gezeichnet sind. Das Buch entwickelt in lebendigen und wahrheitstreuen Bildern die sehr merkwürdigen politischen Verhältnisse jener Zeit, sowie die Zustände des Hofes und des spanisch-nationalen Lebens in den verschiedenen Volksklassen.

In der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger) in **Stuttgart** ist erschienen:

EBERS-GALLERIE.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von **L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, P. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.**

Zwanzig Kunstblätter in photographischen Reproduktionen von **Fr. Bruckmann** in München.

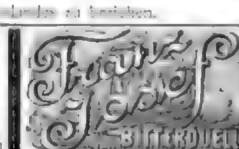
Imperial-Ausgabe. (Kartongrösse 85×62.) Preis der Sammlung komplet **M. 250.** — Preis des einzelnen Blattes **M. 15.** —
Grossfolio-Ausgabe. (Kartongrösse 52½×39.) Preis komplet in Leinwandmappe **M. 60.** — Preis des einzelnen Blattes **M. 4. 50.**
Kabinet-Ausgabe. Preis komplet in Leinwandmappe **M. 20.** — Preis des einzelnen Blattes **M. 1.** —

Allen Verehrern der Eberschen Muse sei unsere „Georg Ebers-Gallerie" angelegentlichst empfohlen. Diese prächtigen Kompositionen eignen sich in den beiden grossen Formaten zum schönen Wandschmuck wie zum Auflegen im Salon gleich gut, während die kürzlich erschienene zierliche und elegante Kabinet-Ausgabe als sinniges Geschenk, besonders für Damen, vorzüglich geeignet ist.

Die Ebers-Gallerie ist in allen drei Ausgaben durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

Ganz seidene bedruckte Foulards M. 1.90 per Meter bis 6.25

vers. in einzelnen Roben und ganzen Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg**, Zürich. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pfennig Porto. 3440



„Wirkt ausnahmslos rasch, zuverlässig und schmerzlos."
Prof. Dr. Scanzoni-Würzburg.
„Vielfach und stets mit sicherem und genügendem Erfolge angewendet."
Prof. Dr. Gerhardt-Berlin.
= Depots überall. = Die Direktion Budapest.
Nehmen Sie nach Tisch ein Gläschen Bitterquelle ... es ist das angenehmste Mittel zur regelmäßigen Verdauung.

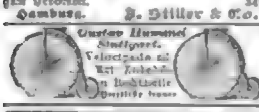
100,000 Exemplare verkauft!
Zu den erschienen:

Illustrirtes Briefmarken-Album von Alwin Zschiesche 3418
In 10ter Auflage. 71 Bogen stark mit über 1310 Markenabbildungen ... Wappen u. 41 Porträts ...
Echte Briefmarken verkauft billigst. Katalog 25 ₰. Preislisten gratis.
Alwin Zschiesche in Naumburg a. Saale.

Echte Briefmarken billigst. Preisverzeichnis gratis ... Neu: 3 Kamerun ... 10 Brasilien 30 Pf., 10 Japan 30 Pf. (alle verschieden). Preis extra. Seltenheiten in grosser Auswahl. 3484
Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 (gegr. 1864).

„Wir kennen keine bessere, lustigere ... Schule." 3446
... f. d. musikal. Welt, Leipzig.
J. G. Damm, Klavierschule, 48. Aufl. ... Steingräber Verlag, Hannover.

Gesucht Agenten und Reisende zum Verkauf von Kaffee, Thee, Reis und Hamburger Cigarren an Private gegen ein Fixum von 800 Mark und gute Provision. 3419
Hamburg. **J. Stiller & Co.**



Gustav Hummel Stuttgart. Velocipede ... Räder ... Preisliste franco.

Soeben erschienene neue Bücher:
Silberstein, Aug., Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.
Kohn, S. ... („Gabriel"). Neue Ghettobilder. 3 M. —
Dora. ... Gereimte Liebe. 2 Erzählgn. 3 M.
Buchholtz, ... in Paris, 13. Aufl. 3 M.
Burdo, Am Niger und Benue. 6 Monate ... Hinterlande v. Kamerun. 3 M.
Zola, ... Novellen. 3 M. —
Paradoxe über die ... 4 M. —
Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direkt vom Verlage: **Alb. Unflad** in Leipzig.

Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. ... Künstler-Atelier, Institut von C. HOMELL, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Prospekt gratis. **Fabrik Weidenslaufer,** Berlin NW.

Chrestensen Erfurt.
Fabrik für anderthalbhundert Gesellschaftsspiele, Lampions, Cotillon- und ...-Artikel.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin ..., Gemälde ... mit 5 Photographien ... Raffael, Murillo ... ist ... durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen. 3412

Patente besorgt u. verwerthet in allen Ländern. **Alfred Lorentz,** Berlin ...

In allen Buchhandlungen zu haben:
Weber — vollständig erklärendes Fremdwörterbuch,
14,000 fremde Wörter enthaltend, welche man jedes in Zeitungen und Schriften vorkommende fremde Wort erklärt findet.
Dreizehnte Auflage. 1 Mk.
Ernst ...

MÖBEL- u. PORTIÈREN-STOFFE
-Chemnitzer Fabrikate-
versendet meterweise zu Fabrikpreisen
Richard Zieger, Chemnitz.
Versendung gegen Nachnahme.

Methode des ... Verlangen Sie Prospecte und Probebriefe gratis.
Correspondenz, Comptoir-Arbeiten, **Buchführung**
... zum tüchtigen Geschäftsmann. —
Adresse bitte genau: Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach" in Wien

20 Medaillen.
Gebr. Stollwerck. Köln.
25 Hofdiplome
Chocoladen & Cacaopräparate, Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Traganthwaren u. konservirte Früchte, Chines. Theee u. Japan. Waren.
Dampf- und Maschinenbetrieb von 350 Pferdekraft.
Ausgedehntestes Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.
General-Agentur für die Verein. Staaten v. Nordamerika:
T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

B. Sprengel & Co., Hannover,
Königl. Hof-Chocoladen-Fabrik,
ff. Trink- u. Speise-Chocoladen, Chocoladen-Dessert,
durch feinsten Geschmack u. grossen Cacaogehalt sich auszeichnend.
Leichtlösliche entölte Cacaos, 100 Tassen aus 1 Pfunde. Specialitäten: **I. Leichtlösliche Malzextract-Puder-Chocolade** (50 Tassen aus 1 Pfd. augenblicklich durch Aufgiessen kochenden Wassers zu bereiten), bestes, blutbildendes, nahrhaftestes, angenehmst schmeckendes Gesundheitsgetränk für Jedermann, besonders geeignet als **Morgengetränk für Kinder** und zum Mitnehmen ins Bad. ... **II. Eisen-Anthracit-Chocolade,** ... Dr. med. ... Mittel gegen chronischen Magenkatarrh, Magenkrampf, Bleichsucht und Blutarmut. Preis per Pfd. ... Beide Specialität ... von fast allen Aerzten, welche dieselben kennen ... 3237
Filialen Berlin ..., Leipzigerstr. ...; Hamburg, Schleusenbrücke 10, ...

Gediegene neuere Romane aus der **Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.**

Byr, Lydia. M. 8. — *van Dewall,* An der Grenze. 2 Bände. M. 8. — *van Dewall,* Katharine Oslaand. 3 Bände. M. 12. — *van Dewall,* Ein Mann. M. 5. — *van Dewall,* N... 3 Bände. M. 12. — *Ernst,* ... gewalten. 2 Bände. M. 7. — *Keyserling,* ... M. 5. — *Reichenbach,* Zwei Novellen. M. 5. — *Römer,* Frühling und Hochsommer. M. 4. 50. — *Rosenthal-Bonin,* Die Thierbändigerin. M. 4. 50. — *Samarow,* Schwere Wahl. 4 Bände. M. 15. — *Samarow,* Um den Halbmond. 4 Bände. M. 15. — *Samarow,* Plewna. 3 Bände. M. 12. — *Samarow,* Peter der Dritte. 3 Bände. M. 12. — *Samarow,* Das Haus des Fabrikanten. 2 Bände. M. 8. — *Wachenhusen,* Der Schwedenschatz. 3 Bände. M. 12. — *Warren,* ... 3 Bände. M. 12.

Über Land und Meer.

№ 32.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Ehrenwort.

Novelle

von

R. Godin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein Ball, zu welchem der Regimentskommandeur gegen Ende des Karnevals die Elite der Stadt geladen hatte, beschäftigte alle Beteiligten lang im voraus. Das Haus stand im Rufe, seinen Gästen stets Glänzendes zu bieten; ohne dringende Abhaltungsgründe blieb keiner der Geladenen fern, und die Damen legten besondern Wert darauf, hier in ausgezeichneter Toilette zu erscheinen. Der Wink des Obersten, daß seine Frau sich freuen würde, in Betracht des Faschings einen Teil der Gäste kostümirt erscheinen zu sehen, war gern aufgenommen, für Maskenzüge und Quadrillen Verabredung getroffen worden. — Nun durchwogte eine große Anzahl fremdartig geschmückter Gestalten die schönen Säle. Der Ball war noch nicht eröffnet. Gruppen bildeten und lösten sich, neu auftauchende Erscheinungen lockten die Aufmerksamkeit an. Zwei Damen, deren völlig übereinstimmende Kostüme Zusammengehörigkeit verrieten, hatten ihren Platz so gewählt, daß sie die Eingangsthüre des Empfangsalons im Auge behalten konnten, und übten mehr oder weniger scharfe Kritik.

„Da kommt die Staatsrätin!“ sagte eine der Damen, nachdem sie sich über den Einfall eines ältlichen Fräuleins, das als Photographie auftrat, lustig gemacht hatte. „Siehst Du nun, daß der Grund ihrer Ablehnung, sich an unserer Quadrille zu beteiligen, bloß ein Vorwand war? Daß sie heute nicht ausbleiben würde, ließ sich voraussehen! Sie muß nur immer etwas Apartes haben!“

„Aber sie sieht gut aus,“ meinte die andere; „warum sollte man nicht gern aparte Toiletten wählen, wenn man sich diesen Luxus erlauben kann?“

Die junge Frau, welcher diese Bemerkungen galten, sah in der That „gut“ aus. Alle Blicke wendeten sich der reizenden, in voller Jugendblüte stehenden Erscheinung zu. Ein goldgelbes Atlaskleid umglänzte in vorteilhaftester Anordnung die schlanke, fein aufgebaute Gestalt. Ihr Kopfputz, eine flach auf dem Scheitel ruhende große Sonnenblume, deren schmale Blättchen an den Spitzen vergoldet waren, stand ihr sehr pikant zu Gesicht und hob die Schwärze ihres am Hinterkopf zu einem schweren Knoten verschlungenen Haares, das sich um Stirn und Nacken zu kleinen Locken kräuselte. Die vornehme Haltung des stattlichen, mit hohen Orden dekorirten Mannes, an dessen Arm sie erschien, trug dazu bei, ihren Eintritt sehr bemerken zu lassen. Einen Strauß gelber italienischer Tazetten in der Hand, welche sie zuweilen leicht grüßend bewegte, ging sie in freier Anmut dem Hausherrn entgegen, der raschen Schrittes auf sie zukam und ihr, nach

Ein Freund der Plastik. Nach einem Gemälde von H. Volz.

Digitized by Google

kurz mit ihrem Gatten getauschtem Worte, den Arm bot, um sie seiner im nächsten Salon befindlichen Frau zuzuführen.

Während sie so, auf Schritt und Tritt angesprochen, ihren Weg fortsetzte, näherten sich zwei junge Offiziere. Einer derselben war der Sohn des Hauses; als der Oberst ihn bemerkte, hielt er den Schritt an und sagte munter zu seiner Dame:

„Nun geben Sie acht, Frau von Berlitz, ich fische meinem Sohn eine Ueberraschung weg," und dann, ehe die jungen Männer noch dazu gelangt waren, ihre Verbeugung zu machen, mit rascher Handbewegung: „Lassen Sie sich die neueste Acquisition meines Regiments vorstellen, Gnädigste: Herr Lieutenant von Blessin."

„Arnold, Cousin Arnold!" rief Ida in heller Freude, während ihr Arm niederglitt und sie dem Offizier beide Hände entgegenstreckte. „Du bist schon hier? Ist das Brauch unter Verwandten, in fremdem Hause Wiedersehen zu feiern?"

„Ich bin erst gegen Mittag angekommen, habe mich sogleich bei dem Herrn Regimentskommandeur gemeldet und gütige Einladung für den Abend erhalten," vertheidigte sich der junge Mann mit glänzenden Augen. „Mein Freund versicherte mich Deines Erscheinens. Daß man Toilettenvorbereitungen nicht stören darf, haben mich meine Schwestern gelehrt."

„Ausflüchte!" lachte sie. „Aber jetzt muß ich Dich meinem Mann vorstellen — schau, Robert, das ist mein Spielkamerad, der kleine Arnold!"

Herr von Berlitz bot dem Offizier die Hand.

„Der kleine Arnold hat nicht versäumt zu wachsen," sagte er lächelnd. „Sie sind uns sehr willkommen!" Sein freundliches Auge streifte die junge Frau, es war nur der Schatten einer Handbewegung, welche den Blick begleitete, doch ward der Wink verstanden.

„Entschuldigen Sie, Herr Oberst," bat Ida, schob ihren Arm wieder in den ihres Führers und setzte sich in Bewegung.

Arnold betrachtete den Staatsrat mit Interesse, während er im Gespräch mit ihm den Vorangehenden folgte. Des Mannes vornehme Erscheinung imponirte ihm, ohne daß er sich doch im geringsten genirt fühlte. Dieses lag überhaupt nicht in seinem Naturell, das jede Erscheinung mit freier Unbefangenheit aufnahm. Herrn von Berlitz' feingeschnittenes, durch angenehme Heiterkeit eben jetzt belebtes Gesicht zog ihn sehr an. Er hatte sich diesen Verwandten, dessen hervorragende Eigenschaften ihm schon frühe eine einflußreiche Stellung erworben, etwas steif und formell gedacht; überdies waren dem Fünfundzwanzigjährigen die zwei Jahrzehnte, welche zwischen dem Alter des Ehepaares lagen, als ein ungeheurer Zeitabschnitt und sehr mißfällig erschienen. Den Gatten seiner Lieblingscousine nun bei persönlicher Bekanntschaft nichts weniger als alt, und sich selbst von ihm so freundlich aufgenommen zu finden, stimmte ihn rasch zu dessen Gunsten. Er war überhaupt in bester Laune. Daß ihn schon am Tage seines Eintreffens in der neuen, längst erstrebten Garnison ein hübscher Ball empfing, erschien dem Lebenslustigen als gutes Omen geselliger Freuden.

Erst spät glückte es ihm, seiner schönen Cousine für länger als einige Augenblicke habhaft zu werden. Ida war beständig umgeben, hatte gleich bei dem Eintritt in den Saal alle Tänze vor dem Souper versagt und saß während desselben am Tische der „Spitzen".

Dann kam aber doch der ersehnte Walzer und gleich bei dessen Raststaupe geriet das junge Paar in so eifriges Geplauder, daß beide vergaßen weiter zu tanzen, als die Reihe an sie kam. Kindheitserinnerungen gleichen einer Uhr — ist sie aufgezogen, so regt sich der Perpendikel unermüdlich. Zwischen all die Reminiszenzen hinein fiel Arnolds Frage:

„Hast Du mich denn erkannt?"

„Dazu blieb ja gar keine Zeit! Ich bemerkte Dich erst, als zugleich Dein Name genannt wurde. Laß Dich einmal darauf ansehen! Ehrlich gesagt, weiß ich's nicht — Du hast Dich doch sehr verändert — acht Jahre! Das ist auch lange her."

„Ich erkannte Dich in demselben Moment, als Du eintratest, trotz Deines Heiligenscheines! Hast Du Dir den zu Ehren Deiner Schutzpatronin aufgesetzt?"

„Heiligenschein?" wiederholte sie erstaunt und lachte dann; „meine Sonnenblume? Die Auslegung ist originell, aber sie gefällt mir. Schade, daß ich die goldige Strahlenkrone eingebüßt haben werde, wenn Du mich als Hausheilige wandeln siehst. Du besuchst uns doch morgen?"

„Dein Gebieter hat mich zu Tische geladen, doch ist, wie ich merke, dafür der Handschuh Konsens noch gar nicht eingeholt?"

„Gewährend auch regt sich ein Heil'ger nicht," sagte sie lachend.

Rasch erhob Arnold zwei Finger und deklamirte in knabenhaftem Pathos: „Wenn jemals mein verwegner Fuß entweiht Dein Heiligtum, so duld' ich jede Buße!"

Es kam ein Tag, an dem beide sich des Citates erinnern sollten.

*

„Smollis, Cousin!" sagte Herr von Berlitz, als er nach der Suppe feurigen Südwein eingeschenkt hatte.

Arnold hob sein Glas etwas zögernd; die Vorstellung, sich mit dieser Respektsperson zu duzen, war ihm noch nicht gekommen.

„Was der Frau recht, ist dem Manne billig," fügte der Staatsrat mit seinem Lächeln hinzu.

Ida wurde ein wenig rot und lachte.

„Eigentlich sind wir nicht besonders nahe verwandt, aber was thut's! Den kleinen Arnold mit feierlichem Sie anzureden, wäre zu wunderlich gewesen!"

„Wie soll ich nur danken für alle Güte," sagte der junge Mann warm, die frischen, schönen Augen auf Herrn von Berlitz gerichtet.

„Betrachte Dich als unseren Hause zugehörig," erwiderte dieser. „Ich halte auf Verwandtschaft. In unserer schnelllebigen Zeit, wo das meiste nur gestreift, sehr weniges bewahrt wird, sollten wenigstens die zusammenhalten, welche gleiches Blut vereinigt. Abgesehen davon, daß man so in guter Gesellschaft bleibt, was sicherlich ein Vorzug ist, kommt man im vertraulichen Verkehr, wie er sich unter Verwandten von vornherein gestaltet, schnell über zeitvergeudende Oberflächlichkeiten hinweg. Deine Eltern und Schwestern lernte ich, wenn auch nur flüchtig, bei Gelegenheit meiner Hochzeit kennen. Wie ging es zu, daß Idas Spielkamerad damals fehlte?"

„Weil es dem Spielkameraden am besten fehlte," gestand Arnold. „Meine Garnison war am Ende der Welt. Papa konnte außer der vorschriftsmäßigen Zulage nichts spendiren, da war von Vergnügungsreisen keine Rede. Seit ich Offizier geworden bin, hatte ich die Eltern nicht mehr besuchen können — auf diese Hochzeitskreise zu verzichten, ist mir jedoch schwerer gefallen als jeder andere Verzicht."

„Das klingt ja förmlich tragisch!" sagte Ida munter.

„Tragisch? Nein! Aber freue Dich, Du Glückskind, daß Du keine Ahnung davon hast, wie es um einen Lieutenant mit knapper Zulage bestellt ist. Jetzt läßt sich davon reden! Seit der Somthof Papa zufiel, steht es um unsere Finanzen brillant. Aber vorher! Meine ersten Offiziersjahre trugen das unabänderliche Motto: ‚Entbehren sollst du, sollst entbehren!' Man möchte doch mitmachen, wenn die Kameraden Gemeinschaftliches unternehmen, man muß sich doch schicklich präsentiren — welche Not macht da ein Budget, mit dem es beständig hapert! Ich versichere Dir, wenn man Ende Monats einen Veilchenstrauß verschenken möchte und kann ihn nicht kaufen, dann spürt man gerade so gut, was bittere Armut heißen will, als wenn man zum Abendessen ein Sandwich verspeist, das weder mit Butter noch mit Braten belegt ist. ‚Nur nicht merken lassen!' hieß die zweite Devise. Uebrigens hatte ich dem Papa mein Wort gegeben, keine Schulden zu machen."

„Und es gehalten?" sagte der Staatsrat wohlwollend.

Arnold sah ihn erstaunt an.

„Ich hatte mein Ehrenwort gegeben," wiederholte er einfach. „Aber auch ohne Versprechen würde ich der Mama nichts derartiges angethan haben. Die Zulage fiel den Eltern schwer genug. Es hat mir bei alledem nie an frohen Stunden gefehlt! Gute Laune ist unser Familienzug, daheim ging es stets heiter zu, welche vergnügten Ferientage verlebten wir auf dem Lande bei Idas Großpapa!"

„Weißt Du noch, wie Du mit mir durchgingst?" fragte die junge Frau.

„Pardon! Der Entführte war ich!" protestirte Arnold.

„Zum Bericht!" rief der Hausherr amüsirt.

„Ein alter Vagabund, der in den sogenannten Turm gesperrt wurde und den klein Ida trübselig hinter seinem Gitter hocken sah, rührte ihr mitleidiges Herzchen. Der Großpapa, bei dem sie ihn losbetteln wollte, sagte im Scherz: darum müßte sie bei dem Richter in der Stadt bitten, worauf sie mir sofort vorschlug, selbander zu dieser Magistratsperson zu wandern. Als ich nicht wollte, marschirte sie allein von dannen; natürlich lief ich hinter ihr drein, und wir spazierten ins Blaue, bis wir daheim vermißt, verfolgt und aufgegriffen wurden. Im Burgfrieden angelangt, erwartete mich mütterlicher Arrest, weil ein so großer Junge hätte gescheiter sein sollen. Der große Junge zählte damals acht Jahre, die kleine Landstreicherin fünf."

„Und ich ginge heut wieder!" sagte Ida lebhaft. „Nichts kann mich so jammern wie Gefangene — was sie auch begangen haben, ich behalte immer den Eindruck, daß ihnen kein Recht geschieht, sondern Gewalt angethan wird. Wie beängstigend ist es schon, durch Unwohlsein an das Zimmer gebunden zu sein, wie schaut man da den Vögeln, den freien Menschen nach — sich nun vorzustellen, daß heut ein Tag kommt und morgen wieder einer und immer so fort, während der Unglückliche zwischen einsamen vier Wänden ausharren muß — o, welches Vergehen könnte so schwer wiegen wie solche Strafe!"

„Die Freiheit beruht auf dem Geiste, nicht auf dem Raum," sagte Berlitz. „Sobald eine Schuld vorliegt, wird Strafe zur Notwendigkeit, sei auch das Begangene verzeihlich. Das Recht des Schwächeren zu schützen, ist die Aufgabe der Gerechtigkeit, und jede Schuld bedeutet einen Angriff auf fremde Rechte."

„Du überzeugst mich nicht!" fiel die junge Frau kopfschüttelnd ein. „Es geht mir Deinen Argumenten gegenüber fast immer wie einem Kinde, dem man den Daumen festhielt; ich weiß mich nicht zu wehren, mein Bewußtsein aber sträubt sich. — Was denkst Du, Arnold? Bist auch Du ein so unerbittlicher Anwalt der Gesetze?"

„Das fragst Du einen Soldaten?"

Ida schüttelte den Kopf.

„Da will ich nur lieber Tafel und Gespräch aufheben. Du kommst mit hinüber, Robert?"

Berlitz entschuldigte sich, da er vor der nächsten Poststunde noch einiges Dringliche zu erledigen habe. Arnold folgte seiner Cousine in ihr Wohnzimmer, einen anheimelnden Raum, dessen moderne Einrichtung sich mit feinem Geschmack den mattfarbigen, schon etwas verblaßten Brokattapeten anpaßte. Der schwachgetönte, weiche, warme Eindruck dieses Zimmers hätte vielleicht in zu großem Kontrast mit dessen jugendlicher Bewohnerin erscheinen können; eine Fülle blühender Tazetten und Hyazinthen, mehr noch das hellodernde Kaminfeuer gaben jedoch dem Gemach etwas Festliches.

Ida ging sogleich auf den Kamin zu, vor dem zwei breite, niedrige Polstersessel standen.

„Hier ist mein Lieblingsplatz," sagte sie, indem sie sich niederließ. „In einsamen Stunden ist solches Feuer ein guter Kamerad."

„Hast Du deren viele?" fragte Arnold, als er ihr gegenüber saß.

„Kameraden?"

Sie schüttelte lachend den Kopf.

„Einsame Stunden, meinst Du? Nicht mehr, als ich selbst will."

„Ihr lebt wohl sehr gesellig? Bei solchem Ballkönigtum, wie ich das gestern zu schauen bekam, wird es an regelrechtem Hofstaat nicht fehlen."

„Nein, nein! Robert ist kein Freund großer Gesellschaften — ich amüsire mich bei solchen Gelegenheiten, hänge aber nicht daran. Mein Mann hat viel, sehr viel zu thun, oft bis in den späten Abend hinein, deshalb nehmen wir nur selten Einladungen an. Dafür empfangen wir jeden Mittwoch und Sonnabend die Hausfreunde, wie das schon bei Roberts Mama Stil und Regel gewesen. Charmante Leute — nur —"

„Nur?" ermunterte Arnold.

„Nur sind sie mir fast zu klug," lächelte die junge Frau. „O, Du hast gar keine Vorstellung, wie viel Kluges hier gesprochen wird! Alle sind herzlich gut und lieb zu mir, aber ich komme mir zuweilen ganz dornirt vor, wenn mich die Lust zum Lachen überfällt und ich mich mit dem Drolligen, das mir durch den Kopf fährt, nicht heraus getraue, weil ich zu deutlich spüre, daß es weder geistreich noch witzig genug ist, um diese geistvollen Menschen zu ergötzen. In den ersten paar Jahren hatte ich an den Töchtern eines Kollegen Roberts nette Altersgenossinnen. Leider haben sie nicht nur Vater und Mutter, sondern auch ihre Freundin verlassen, um dem Manne zu folgen. Wie schön, daß Du jetzt hier bist, Arnold! Wir wollen einander im voraus Absolution geben für jeden kindischen Einfall und lachen, so oft le coeur nous en dit!"

Während sie in dieser Weise plauderte, suchte und fand Arnold in dem dunklen Köpfchen, das sich so be-

haglich gegen das Polster lehnte, alle vertrauten Züge wieder. Ein ganz individueller, weicher Reiz, welchen das etwas hervorgewölbte untere Lid schon den Augen der Dreizehnjährigen verliehen, hatte sich noch erhöht. Wenn die kleinen Zähne zwischen den etwas vollen purpurroten Lippen hervorblitzten, ward die Ida von damals ganz lebendig; ihr zutrauliches Reden klang wie die Strophe eines unvergessenen Kinderliedes.

Der junge Offizier kehrte in heiterster Stimmung von diesem ersten Besuche zurück. Als er heute nach der Parade in das stille Viertel gelangt war und hinter hohen Eisengittern den geplatteten, mit Bäumen bestandenen Vorhof des Hauses durchschritten hatte, war ihm die ganze Niederlassung etwas öde vorgekommen. Die dürren, weitgestreckten Aeste hatten ihn an Frierende gemahnt, welche Gaben heischen. Wie anders erschien ihm diese Scenerie, als er sie wieder und wieder aufsuchte. Gerade diese von allem Weltgeräusch abgetrennte Lage war so heimelig! Kaum verging ein Tag, der ihn nicht hinaus zu den Verwandten geführt hätte, und ergab sich ein Hindernis, dann trabte sein Bedienter sicherlich mit irgend einer mündlichen oder schriftlichen Botschaft des Weges. Selten fehlte Arnold Bleffin bei den Beelitzschen Empfangsabenden und ward bald persona grata im Kreise der Hausfreunde, woran sein schönes, offenes Gesicht keinen geringen Teil trug. Auf ihn paßte Gautiers Vers:

„Jung bin ich, in mir schäumt das rote Blut,
Mein Haar ist Nacht und meine Augen Glut,
Mit tollem Langen, aus gelinder Brust
Schöpf' ich des Himmels Luft, des Lebens Lust!"

Das naive Selbstgefühl, welches sich dem Frohmut des jungen Offiziers mischte, verhieß männliche Kraft im Augenblick der Gefahr. Jedermann hatte ihn gern, der Staatsrat war ihm besonders gewogen. Der feine Menschenkenner freute sich dieses kräftigen, unverdorbenen Naturells, und wenn er Arnold in dessen Eigenschaft als Verwandter aufgefordert hatte, sich seinem Hause anzuschließen, ward es ihm je länger desto mehr eine Genugthuung, den liebenswürdigen Menschen hiemit auch mancher Versuchung entrückt zu wissen, welche unbeschäftigter Jugend so nahe liegt — sei es auch nur die, sich ganz an oberflächliches Welttreiben zu verlieren. Arnold empfand diese Herzlichkeit nicht minder, wenn sie auch nach der gelassenen Weise Herrn von Beelitz' nicht eigentlich zu Worte kam. Nach wenigen Wochen fühlte er sich, dem landläufigen Ausdruck gemäß, völlig als Kind vom Hause, und bald ging ihm in diesem Hause eine neue Welt, ein weiter Gesichtskreis auf.

Bisher hatte sich dem jungen Mann nie Gelegenheit geboten, mit Familien intim zu verkehren. Im Kadettencorps aufgewachsen, kam er sogar zu den Seinigen immer nur für kurze Tage oder Wochen als Gast. Jetzt erst wurde er sich der Art des Einflusses bewußt, welchen ein bedeutender Mensch in seinem Hause und von diesem aus auf weite Kreise übt. Wenige Männer sind es in voller Bedeutung des Wortes wert, das Haupt einer Familie zu sein; ein schlecht regiertes Haus ist noch besser daran als eines, das gar nicht regiert wird. Robert Beelitz war König in dem seinigen. Mild und fest gab er den Ton an, der harmonischen Einklang schuf. Er litt nicht an der Nervosität, welche selten bei denen ausbleibt, deren stark angespannte Arbeitskraft sie gleichsam in ein beständiges Schuldnerverhältnis zur Natur stellt, weil ihr körperliches Vermögen stets über Gebühr erschöpft wird. Mit hervorragendem Verstand begabt, durch mancherlei Erfahrung gereift, nannte er die Art von Tüchtigkeit sein eigen, welche den kleinen Dingen ebensoviel Aufmerksamkeit gönnt wie den großen. Infolge dessen suchten die Augen seiner Umgebung ihn zuerst, sobald etwas zu bestimmen, zu entscheiden war. Dies galt für alle, die mit ihm in Berührung traten. Immer bereit, die Meinungen anderer mit Nachsicht und Aufmerksamkeit zu Worte kommen zu lassen, gab sein fester Charakter den Schwankenden oder Irrenden oft das Steuer in die Hand. Sparsam mit Worten, war Beelitz immer hingebend, wenn es galt, zu handeln, sei es für Freunde oder für Fremde; sobald er sich überzeugt hatte, daß er nützlich sein könne, sparte er nie seine ihm kostbare Zeit. Im übrigen sprach sein Prinzip, daß keine Kraft, kein Aufwand bis an die Grenze der Möglichkeit getrieben werden dürfe, sich auch in äußerlichen Dingen aus. Bei großem Wohlstand liebte er keinerlei Luxus. Die gediegene Einrichtung seines von Urvätern ererbten Hauses ward, als er sich verheiratete, nur für die dem persönlichen Gebrauch der jungen Frau zugedachten Räume erneuert. Die große Welt hatte ihre Bemerkungen nicht gespart, als seine Wahl auf ein Mädchen fiel, dessen Jugend und Schönheit Ansprüche auf ein Weltleben voraussetzen ließ, das seinen bisherigen Gewohnheiten widersprochen hätte. Seine Befreundeten zweifelten keinen Augenblick daran, daß sich diese Ehe harmonisch gestalten werde. Beelitz, der bis zum Tode seiner feinsinnigen Mutter mit dieser zusammengelebt hatte, verstand sich auf den Umgang mit Frauen. Sein reicher Geist gab Idas empfänglichem Naturell eine Fülle von Anregung und bewies ihr ein Verstehen ihrer eigensten Natur, das sie nie zum Bewußtsein des vorhandenen Altersunterschiedes kommen ließ. Ihre natürliche Herzensgüte, ihr lebendiger Thätigkeitsdrang fanden durch Vermittlung ihres Mannes, durch die vielfachen Fäden, welche Menschen aller Stände mit ihm verbanden, beständigen Anlaß, sich zu bethätigen. Da sich ihre Zeit vollauf ausfüllte, empfand sie es nicht als Entbehrung, daß die seinige vielfach besetzt war, und es kam ihr auch nicht in den Sinn, Ansprüche für sich selbst zu machen.

Bei alledem füllte sich, seit dem Hause durch die häufige Einkehr Arnolds ein jugendliches Element eingefügt ward, ganz unmerklich eine Lücke, deren sich Ida nicht bewußt gewesen war. Alles, womit sie sich je beschäftigt hatte, was ihr je sympathisch erschienen, gewann erhöhtes Interesse. Sie zeichnete mit Vorliebe und Originalität; Arnold, leidenschaftlicher Musikfreund, trug mit seiner schönen Tenorstimme Lieder sehr gut vor. Das wurde nun in beiderseitigem Anteil und Genießen ausgetauscht: der Geschmack der jungen Leute stimmte so ganz überein, daß sie einander unwillkürlich anblickten, so oft sich die eine oder der andere durch Ton, Bild oder Wort berührt fühlte. Der Besuch des Theaters, für Ida von jeher eine Freude, die mit ihr zu teilen die Zeit ihres Mannes selten erlaubte, ward ihr zum verdoppelten Genuß, seit sie das Geschaute, Gehörte unmittelbar besprechen konnte.

Diese erhöhte Lebensthätigkeit gab ihr eine Frische, die sie noch liebenswürdiger, aufmerksamer machte, als sie zuvor gewesen. Jede in ihr schlummernde Kraft regte sich, ihr ganzes Wesen erschien von sonniger Freudigkeit durchleuchtet, die alles um sie her erwärmte, nicht am wenigsten ihren Gatten. Beelitz war sich ganz klar über die Quelle dieser schönen Heiterkeit seiner Frau und gönnte ihr herzlich die Jugendfrische, welche durch Arnold in ihre Tage getreten war. Seiner hochstehenden Natur waren Neid und Mißtrauen durchaus fremd, und nur einer dieser bösen Blutstropfen hätte ihn bei der sichtlichen Unbefangenheit des Verkehrs zwischen Ida und ihrem jungen Verwandten an Gefahr denken lassen.

Diese jedem Auge offenliegende Zugehörigkeit schloß auch von vornherein jede üble Nachrede aus, so geneigt auch die Welt, in der sich die Beteiligten bewegten, zum Mediſiren ist. Der geschwisterliche Ton, in dem Ida mit ihrem Vetter verkehrte, das Du, welches gleich im ersten Moment fremden Ohren eine berechtigte Vertraulichkeit dargethan hatte, bezeichnete das Verhältnis mit einer bestimmten Etikette. Die Menschen haben durchschnittlich den Hang, alles zu rubriziren; vielleicht kommt es daher, daß bei jeder Beziehung zwischen Mann und Weib sofort „Wehe!" gerufen wird, wenn dieselbe nicht in eines der im voraus etikettirten Fächer paßt. Sicher ist, daß dieselbe Gesellschaft, welche so oft die arglosesten Plaudereien sowohl als das ernsthafteste Gespräch beanstandet, weil ein Menschenpaar dadurch häufiger zusammengeführt wird, als ihr gut dünkt — es ganz selbstverständlich fand, Lieutenant von Bleffin stets neben seiner jungen Cousine zu sehen, weil er eben ihr Cousin hieß.

So ging der Winter freundlich und freudig vorüber. Obgleich Ostern in diesem Jahre ziemlich frühe fiel, drängte doch schon das Grün aus den Knospen. Arnold verabschiedete sich für die Feiertage, um das Fest mit seiner Familie zu verleben, die erst kürzlich das zugefallene Erbgut bezogen hatte. Der Sonthof lag nicht sehr entfernt von der Hauptstadt; ein paar Stunden Bahnfahrt, dann ein kurzer Weg über die Felder führten an das Ziel. Es war durchaus kein großartiger Besitz, namentlich das Gutshaus ein schlichtes, einstöckiges Gebäude, wie man es im nördlichen Deutschland häufig findet; Wald, Aecker und Wiesen zeigten aber einen erfreulichen Wohlstand.

Arnold hatte die Seinigen schon ein paarmal besucht, war aber bisher stets abends wieder zurück gewesen. Fast schämte er sich vor sich selbst, als er nun während dieser vier Urlaubstage fand, daß ihm die Zeit lang wurde. Um keinen Preis hätte er dies die Seinen, an denen er mit großer Liebe hing, merken lassen; er bestand tapfer die häuslichen sowohl als die geselligen Freuden dieser Tage, obschon er meinte, daß es auf Erden nichts Uninteressanteres geben könne, als ländliche Nachbarschaft und deren gastliche Konsequenzen. In heimlichem Reuegefühl ließ er sich sogar bereden, den Mittwoch bis zum letzten Zuge auszunutzen, was ihm als ungeheures Opfer auf dem Altar der Familienliebe erschien, da er versprochen hatte, sich an diesem Abend noch bei Beelitz einzufinden.

Dafür war es nun wohl zu spät geworden; als er jedoch in seiner Wohnung anlangte, fand er dort eine Zeile Idas vor, die ihn bat, seines Versprechens gewiß eingedenk zu sein, da sehr auf ihn gerechnet würde. Erfreut kleidete er sich um, nahm eine Droschke und fuhr hinaus. Als er das liebe Haus, die erleuchteten Fenster zwischen den Bäumen hindurch bemerkte, ward ihm wohl bis in das Herz hinein. Es schien ihm, als sei er unendliche Zeit fortgewesen.

Die Gesellschaft, heute durch einige fremde Gäste erweitert, soupirte eben und war, nach der bei solchen Anlässen im Hause üblichen Gewohnheit, an runde Tische zu sechs oder acht Personen verteilt. Als Arnold eintrat, sprang die Hausfrau, deren Kopf eben der Thür zugewendet war, schnell auf und bot ihm mit dem Rufe die Hand entgegen:

„Schon hatte ich es aufgegeben!"

Beide sahen einander glücklich an.

Der Nachzügler wurde zwei fremden jungen Damen vorgestellt und zwischen sie gesetzt; Ida, ein paar ältere Freunde des Hauses und ein Offizier von Arnolds Regiment bildeten die übrige Tafelrunde. Das bereits im vollen Zuge befindliche Geplauder kam durch den letzten Gast in erhöhten Schwung. In diesem brauste ein Gefühl von Freude, das aus jedem seiner Worte, jedem seiner Blicke hervorströmte und auf den ganzen Kreis elektrische Wirkung übte. Nie hatte Arnold so gute Einfälle, so sprühenden Witz und liebenswürdigen Uebermut gezeigt als diesen Abend. Einer der älteren Freunde fragte scherzend, ob er sich vielleicht heimlich verlobt habe? Als nun Arnold lachend die Achsel zuckte, sagte sein Kamerad mit schlauem Blinzeln:

„Wer weiß? Bleffin kommt wirklich direkt aus dem Feuer — der Sonthof hat gefährliche Nachbarschaft, und auf dem Mitfastenball, der uns die Schönen der Flur hieherführte, ist manches Fädchen angesponnen worden."

„Wirklich?" rief der alte Herr neugierig. „Ei, wenn man aus der Schule plaudert, muß man es nicht halb thun! — Ihr Name?"

Der junge Offizier sah neckend zu Bleffin hinüber.

„Darf man verraten?"

Arnold, der eifrig mit seiner Tischnachbarin sprach, hörte aber längst nicht mehr hin, ahnungslos, daß aus dem flüchtigen Scherzworte ein Keim aufschießen sollte, der den Tod in sich trug.

Nach Tische begab sich die Gesellschaft in den Salon, um noch etwas Musik zu machen. Eine der fremden Damen hatte gespielt, nun wurde Arnold aufgefordert, zu singen. Ida suchte aus den Musikalien im Notenständer ein paar ihm gehörige Liederhefte hervor und fragte ihn, als er schon am Flügel saß, was er singen wolle.

„Wähle Du," sagte er heiter und griff einige Accorde; „man braucht sich nicht zu übereilen, Deine Gäste zwitschern so laut, daß sich eigentlich kein einzelner Vogel sollte hören lassen."

Ida antwortete nicht, sie blätterte zerstreut in den Heften, bis sie plötzlich fragte:

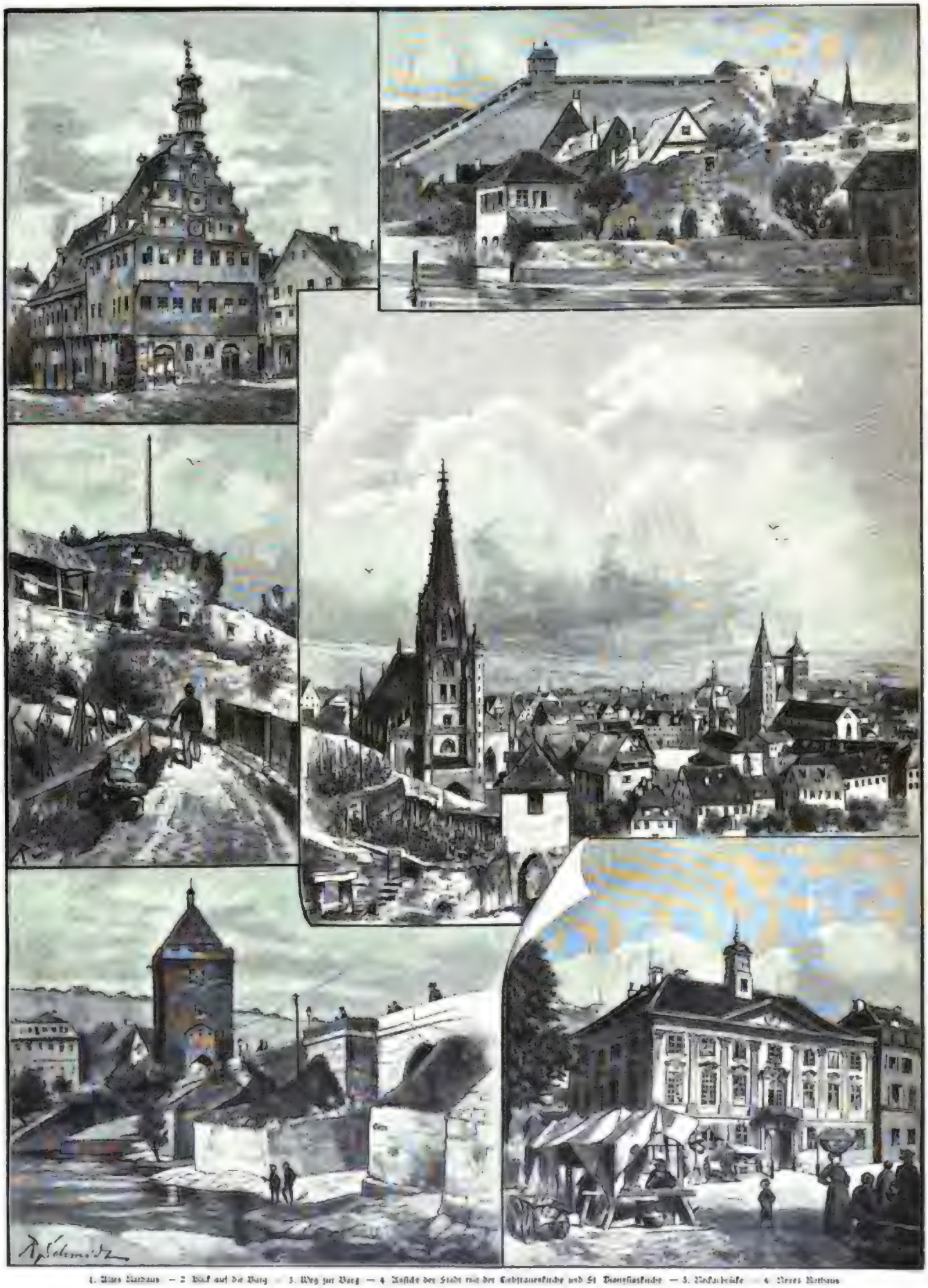
„Wie geht es Deinen Schwestern?" und dann schnell, ohne seine Antwort abzuwarten: „Wen meinte Lieutenant von Berg? Ich weiß ja von gar nichts!"

Arnold sah sie verwundert an, ohne ihren auf die Noten gehefteten Augen zu begegnen; er verstand sie nicht gleich. Auf einmal lächelte er und intonirte die Melodie des Volksliedes: „Ach, wie wär's möglich dann" — darauf, mit dem gleichen übermütig heitern Ausdruck, sprach er halblaut in sein Spiel hinein:

„Du hast des Herze mein so ganz gewonnen ein,
Daß ich dein' andre lieb' als dich allein!"

Ida wurde langsam rot. Ihre Schläfe, ihr kleines Ohr, ihr Hals sogar färbten sich, und Arnold sah es. Plötzlich fühlte er einen Druck auf der Brust, er atmete kaum und seine Hände ruhten unbeweglich auf den Tasten. Die Augen beider trafen sich und hafteten einen Moment ineinander.

Als Arnold in dieser Nacht nach Hause kam, war er wie im Taumel. „Sie liebt mich! Ida liebt mich!" — der eine Gedanke nur kreiste ihm unablässig durch



1. Altes Rathaus — 2. Blick auf die Burg — 3. Weg zur Burg — 4. Ansicht der Stadt mit der Stadtpfarrkirche und St. Dionysiuskirche — 5. Neckarbrücke — 6. Neues Rathaus

Eßlingen am Neckar. Originalzeichnung von Reinhold Schmidt.

Festlicher Empfang des Prinzen Wilhelm von Württemberg und seiner jungen Gemahlin in Stuttgart. Originalzeichnung von Th. Pelz.

Digitized by Google

Herz und Hirn mit der ganzen Gewalt des Plötzlichen. Nie war ihm eine solche Möglichkeit in den Sinn gekommen — die Worte, welche er heute vor ihr hingesagt hatte, entschlüpften ihm halb im Scherz, halb aus raschem Impuls. Diese Wahrheit existirte aber jetzt nicht mehr für ihn. In demselben Moment, als die Wirkung seines Wortes ihn wie ein elektrischer Schlag berührte, veränderte sich dessen Bedeutung für ihn so vollständig, daß ihm momentan ein halb wahnsinniger Jubel die Besinnung nahm. Die lang vertraute Gestalt verwandelte sich und ward zur neuen Gestalt des geliebten Weibes. Das schlug über ihm zusammen wie ein Meer — irgend eine bestimmte Vorstellung zu fassen, wäre ihm nicht möglich gewesen; er versuchte das auch gar nicht, sondern brachte die nächsten Stunden in vollem Glückssturm zu, schlief dann herrlich und erwachte am nächsten Morgen mit einem süßdunklen Gefühl von Erwartung. Da es unmöglich war, Ida in früher Stunde zu sehen, empfand er drängendes Bedürfnis, etwas in Händen zu halten, das von ihr kam; dieses trieb ihn, zwischen seinen Papieren nach einem der Zettel zu suchen, deren sie ihm so manche gesandt — meist irgend eine Verabredung betreffend. Das erste, was ihm in die Hände fiel, war die von ihr auf eine Visitenkarte geschriebene Einladung zu gestern abend, kurze, rein sachliche Worte, auf die er entzückt niederblickte, als sähe er das schlanke Händchen sich bewegen. Indem er endlich die Karte niedergleiten ließ, wendete sie sich, und in demselben Moment, wo ihm der gedruckte Name in die Augen sprang, der ihr Name war, stand, wie aus der Erde gewachsen, die Gestalt ihres Mannes vor seinem Geiste. Er hatte zuvor nicht einmal an dessen Existenz gedacht.

Jetzt warf er mit jäher Geberde beide Arme auf den Rücken und ging im Sturmschritt hin und wieder. Ihr Mann — Idas Mann, den er schätzte, hochstellte wie kaum einen zweiten, der ihm Herzlichkeit erwiesen hatte von der ersten Stunde an — dieser gehörte nicht in das Bild, welches mit einemmale alles verdrängte, was zuvor dagewesen. Die Revolution, welche in der Seele des jungen Mannes vorgegangen war, ließ aber Bestandenes nicht aufkommen. Er war schnell bereit, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß Idas Gatten kein Unrecht zugefügt werden sollte. Es bedurfte zu dieser Tröstung, welche den soeben erlebten innerlichen Stoß parirte, nicht einmal sophistischer Selbstbeherrschung. Arnold hatte nie eine Versuchung gespürt, irgend wie und wo den Roue zu spielen; das Entzücken, welches ihn bei dem Gedanken erfaßte, geliebt zu sein, war zu köstlich, um nicht sich selbst zu genügen, um sich nicht im vollen Rechte zu fühlen. „Sie liebt mich!“ Diese Vorstellung war wie ein reißender Strom, dem zu widerstehen gar nicht möglich schien. Welche Wonne ist es schon, das eigene Herz schlagen zu fühlen!

Die Exaltation, mit welcher Arnold gegen Mittag das Belitzsche Haus betrat, erlitt einen Rückschlag, als Ida ihn ganz unbefangen begrüßte. Er suchte in ihren Augen zu lesen, begegnete aber nur klaren Blicken. War der Moment, der Blitzstrahl des gestrigen Abends ein Fiebertraum gewesen? Als er nach einer halben Stunde, während welcher von diesem und jenem gesprochen wurde, wieder ging, nahm er eine Kühle mit sich fort, die sich, ehe noch der Abend kam, in ein Gefühl namenloser, niederdrückender Leere verwandelte.

Er mied das Haus einige Tage und ging dann wieder hin; nicht als derselbe, der dort seit Monaten ein und aus gegangen war. Eine Verwirrung, der zu widerstehen er gar nicht versuchte, hatte sich seiner bemächtigt. Er konnte keine andere Vorstellung mehr fassen, als die Frage, ob er geliebt sei oder nicht. Heute durch einen Blick wahnsinnig beglückt, ward er morgen durch ein Wort aus allen seinen Himmeln gerissen. Um Idas Liebe zu werben, wie er um die eines jungen Mädchens geworben haben würde, kam ihm nie in den Sinn. Alles handelte sich darum, ob die Erschütterung, von der er selbst ohne das geringste Vorgefühl erfaßt worden war, auch sie betroffen hatte. Sein Thun und Lassen ihr gegenüber war ganz naiv; er folgte in jedem gegenwärtigen Augenblick einzig dem Instinkt seines durch beständige Zweifel gestachelten Herzens. Zu berechnen lag weder in seiner Natur, noch hätte er es versuchen können, dafür war er zu ergriffen. Wenn er seine stärkste Macht übte, den Gesang, fiel ihm gar nicht ein, damit in Ida Leidenschaftliches wecken oder nähren zu wollen, er benützte einfach die Möglichkeit, wenigstens in dieser Sprache auszudrücken zu dürfen, was er anders nicht zu sagen wagte, und war dann von der eigenen Bewegung so hingenommen, daß Idas Herzklopfen, das ihr den Atem raubte, ihm entging. Wie hinreißend die Treuherzigkeit seines Empfindens ihm selbst zu Gesichte stand, wie weit er Ida mit sich führte, gerade durch seine Scheu, das zu Worte kommen zu lassen, was jeder Blick, jedes Ja oder Nein, jedes Thun und Lassen tausendfach beredter aussprach — davon wußte er nichts.

Er hatte ihr gegenüber weit mehr Mut in Gesellschaft anderer, als wenn er sie allein traf, was häufig geschah. Um diese Zeit des Jahres pflegt der gesellige Verkehr zu stocken. In der Verwaltung gab es viel zu erledigen, wodurch der Staatsrat noch mehr als sonst beschäftigt und in Anspruch genommen ward. Diese Intimität, welche Arnolds Verkehr mit der jungen Frau so viel Anmut verliehen hatte, wirkte jetzt auf ihn als ein nervöser Reiz, der ihn seltsam peinigte. Nicht, so lange er in ihrer Nähe war; da nahm ihre strahlende Heiterkeit ihn ganz gefangen. Ida ging wie von Flügeln getragen, jeder Atemzug war Leben, Jugend, Glück. Nie zog ein Schatten über ihre helle Stirn, wer immer in ihre Nähe kam, empfand den schönen, erhöhten Zauber dieses reizenden Menschenkindes. So lange Arnold ihre glücklichen Augen sah, war auch er bedingungslos glücklich; ging er von ihr, dann wurden alle Freuden zu Sorgen, zu Schmerzen. Denn sobald er sie nicht vor Augen hatte, sah er sein eigenes Herz, das ihm neu geworden war gleich der ganzen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Juristenstand in England.

Von

Wilh. F. Brand.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Großbritannien, das sich in so manchem Punkte seiner Verwaltung von Deutschland und den übrigen europäischen Großstaaten wesentlich unterscheidet, hat in Bezug auf seinen Juristenstand ganz besonders eigenartige Einrichtungen, die zu den interessantesten Vergleichungen herausfordern. Nicht Advokaten und Staatsbeamte, sondern barristers und solicitors, plaidirende und nichtplaidirende Anwälte bilden die beiden Klassen der lawyers oder Rechtsgelehrten in England. Die verhältnismäßig geringe Anzahl von Richtern — soweit dieselben überhaupt Juristen vom Fach sind — werden aus der Zahl der ersteren ernannt, nachdem dieselben in langjähriger Praxis sich als besonders tüchtige Anwälte erwiesen. Doch auch die übrigen lawyers sind keineswegs alle „Juristen“ in unserem Sinne, sonderlich in Hinsicht auf ihre Ausbildung, die lange nicht so umfassend und so langwierig ist als in Deutschland. Um «solicitor» zu werden, teilt ein junger Mann von vielleicht siebenzehn oder achtzehn Jahren, der von dem Incorporated law society ein Präliminareramen bestanden, das kaum unserem Einjährig-Freiwilligen-Examen gleichkommt, als articled clerk bei einem solicitor auf drei Jahre „in die Lehre“, hat diesem dafür ein «premium» von 300 Pfd. Sterl. zu zahlen und während dieser Zeit allerdings noch zwei Zwischenexamen zu bestehen. Diese sind keineswegs besonders schwer und 6000 Mark sind für sehr viele Engländer keine so unerschwingliche Summe. Doch ist es gerade dieses premium viel mehr als etwa die nötige Ausbildung, welche das Fach der solicitors einigermaßen «select» hält und namentlich die gewöhnlichen Advokatenschreiber verhindert, selbst Advokat zu werden. Ein junger Mann, der aber jene Summe zu zahlen vermochte, kann damit nach seiner kurzen Lehrzeit, sobald er einundzwanzig Jahre alt ist, wohlbestallter solicitor werden. Ob er als solcher nun Kundschaft erhält, das ist natürlich eine andere Frage. Manche bringen es nie sehr weit. Gibt es doch allein in London schon nahezu viertausend solicitors. Manche aber halten sich eine Menge clerks oder Schreiber und haben ein Jahreseinkommen von Tausenden von Pfunden Sterling. Jede Konsultation mit einem solicitor oder einem seiner clerks kostet 6 Schilling 8 Pence, also etwa 6 Mark 6 Pfennig — den dritten Teil einer Guinee — und jeder Brief, den er für seinen Klienten schreibt, respektive von einem seiner clerks schreiben läßt, kostet die Hälfte einer Konsultation. Davon darf kein solicitor abgehen. Die offizielle Amtstracht der solicitors ist die altertümliche lange schwarze Robe aus Baumwollenzeug, ohne Aermel, mit einem viereckigen «collar», der hinten am Halse auf dem Gewande selbst festgenäht ist. Sie dürfen indes nur im county court, dem niedrigsten Gerichtshof, etwa unserem Amtsgericht entsprechend, und vor dem davon getrennten bankruptcy court oder Fallitengericht plaidiren. Was darüber geht, ist Sache der barristers.

Ihre Thätigkeit ist ebenso verschieden von derjenigen der solicitors wie ihre Ausbildung. Auch sie studiren nicht die Rechte auf einer Universität. Die englischen Hochschulen besitzen gar keine juristische Fakultät, ebensowenig wie eine medizinische. Und diejenigen Rechtsbeflissenen, die sich erst auf der Universität einen Grad wie den «B. A.», das heißt baccalaureus artium, oder gar den «M. A.» — magister artium — Grade allgemein wissenschaftlicher Bildung, erwerben, thun dieses eben der allgemeineren Bildung und der Ehre wegen. Haben doch viele von diesen jungen Leuten, die darnach die Rechte studiren, keineswegs die Absicht, später wirklich als Juristen thätig zu sein, sondern sich dadurch nur eine soziale Stellung zu erwerben, vielleicht als Parlamentarier oder in dergleichen Ehrenämtern, oder aber als Jünger und Förderer der schönen Künste, meistens aber als independent gentlemen das von Haus aus reichlich ererbte Vermögen in Muße zu verzehren!

Die eigentliche juristische Ausbildung geschieht in einem der vier «Inns of court». Inn heißt bekanntlich Gasthaus, und so waren diese Inns in ganz alten Zeiten in der That Wirtshäuser, in denen die Rechtsgelehrten jener Zeit zusammen zu kommen pflegten, Wirtshäuser, die im Lauf der Jahrhunderte Heimstätten der juristischen Zunft und sodann auch Bildungsstätten, Kollegien für solche wurden, die ihnen zugehören wollten.

Da es in England keine Gymnasien in unserem Sinne gibt, mithin auch keine Maturitätsprüfungen, so ist bei Ausnahme in ein solches Inn ebenso wie bei den medizinischen Kollegien, den Universitäten und dergleichen — immer ein besonderes Eintrittsexamen nötig, das aber kaum dem Maturum in Deutschland gleichkommen dürfte. Von diesem sind bei der Aufnahme in ein Inn allerdings diejenigen ausgeschlossen, die bereits einen Universitätsgrad besitzen. Sie brauchten auch zur Kaution von 100 Pfd. Sterl. zu stellen, während die übrigen Studirenden thatsächlich diese Summe deponiren müssen, die ihnen aber, sobald sie ihr letztes Examen gemacht, oder im Falle sie vorher abgehen sollten, zurückerstattet wird. Dieses Geld ist eine Bürgschaft für richtige Zahlung der im Laufe der Studienjahre zu entrichtenden Unkosten — an sich schon ein unwürdiges Verlangen! Da aber den Statuten gemäß ein Student zu einem neuen Quartal nicht zugelassen wird, wenn er nicht sämtliche Gebühren des vorhergehenden gezahlt, die Unkosten eines Quartals aber sich nicht höher als schlimmsten Falls auf den zehnten Teil der deponirten Summe belaufen können, so ist die ganze Forderung ebenso wie die von einem angehenden solicitor zu zahlenden 300 Pfd. Sterl. offenbar nichts als eine jener schnöden, kleinlichen zopf- und zunftsüchtigen Erschwerungen des Studiums überhaupt, die mir ein englischer Jurist selbst jüngst als eine Schande bezeichnete.

Die Studenten müssen wenigstens drei Jahre einem Inn angehören, um barristers zu werden oder «to be called to the bar», wie der zutreffende Ausdruck heißt. Aber auch darnach bleibt dieses Inn für ihre ganze Lebensdauer eine Art Klub und Geschäftsbureau zugleich für sie, in dem viele ganz und gar wohnen; während für die Studenten das Inn so viel von seinem ursprünglichen Charakter als Wirtshaus beibehalten, daß die jungen Leute die Erlangung der Anwaltswürde formell nicht durch Studiren erreichen, sondern durch — Essen! Nur dem, der in jedem «term» oder Quartal in seinem Inn mindestens drei «dinners» gegessen, wird der term angerechnet. Diesem Essen haben sich mit der Zeit auch Prüfungen zugesellt. Doch das Essen bleibt, der Form nach wenigstens, die Hauptsache. Nur wer vorschriftsmäßig gegessen, wird überhaupt zum Examen zugelassen. Diese Tischgemeinschaft galt in alten Zeiten für unerläßlich, weil durch ein derartiges engeres Zusammenleben der Zunftgenossen der Studenten mit erfahrenen Advokaten der für notwendig erachtete Korpsgeist in jenen geweckt und genährt wurde. Aus diesem Grunde hat man den Brauch bis auf diesen Tag beibehalten. Denn die barristers als solche sind noch heute eine wundersame Priesterschaft. Für gewöhnliche Sterbliche ganz und gar unnahbar, sind sie nur vermittels ihrer Unterpriester, der solicitors, zu erreichen. Ein des Rechtsbeistands Bedürftiger wendet sich nicht an einen barrister, sondern an einen solicitor. Dieser oder einer seiner clerks nimmt den Fall zu Protokoll und händigt dieses einem barrister, der sein Gutachten darüber abgibt und nötigenfalls den Prozeß vor Gericht führt, ein. Aber wie langwierig dieser auch werden mag, mit seinem Klienten kommt er fast nie in direkte Unterhandlung, außer vor den Schranken des Gerichts, wo die Anwalte statt der Richter das Zeugenverhör vornehmen. Durch diese gleichsam doppelte Advokatur und andere Umstände wird das Gerichtsverfahren in England so äußerst kostspielig, daß es für Unbemittelte wenigstens in Zivilsachen völlig einer Rechtsverweigerung gleichkommt.

Bei alledem ist die Carrière der barristers nur in ganz vereinzelten Fällen eine einträgliche. Gibt es schon eine große Anzahl von solchen, die dieselbe nur erwählt, um einen sozialen Status dadurch zu gewinnen, so ist die Zahl derer noch unendlich viel größer, die schon gar gern ihr Brot auf diese Weise erwerben möchten, thatsächlich aber nicht das Salz dadurch verdienen, mögen sie auch noch so tüchtig und strebsam sein. Was dünkt ihnen alles Streben, dürfen sie es doch nicht einmal zu erkennen geben. Nur durch einen solicitor können sie irgend welche Praxis bekommen. Sie müssen aber ruhig warten, bis er zu ihnen kommt. Sich ihm nähern, ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen, gilt schon für zunftwidrig. Sie müssen warten — und die große Mehrzahl wartet ihr Leben lang — vergeblich! Kaum einer von zwanzig barristers hat irgend etwas zu thun und selbst diese glücklichen fünf Prozent verdienen nicht immer so viel, wie ihnen zum Leben nötig. Eine kleine Anzahl von Männern unter ihnen monopolisiren ziemlich alle Arbeit. Vielleicht daß ein junger barrister das Glück hat, von einem solchen aufgenommen zu werden, vielleicht daß dieser ihm gestattet, etwas von der Ueberfülle seiner Arbeit — natürlich ohne Entgelt! — für ihn zu thun. Vielleicht gelingt es ihm, da sich hervorzuthun. Wenn so «fortune or favour has brought him into prominence», dann kann vielleicht etwas aus ihm werden. Dann steht für ihn ein Einkommen von hundert, ja zweihunderttausend Mark das Jahr leicht zu erwarten.

Das geringste Honorar, das ein barrister für die kleinste Konsultation annehmen darf, ist eine Guinee oder 21 Mark. Der Q. C. oder Queen's Counsel — ein Titel, der den hervorragenderen Anwälten von dem Lord High Chancellor verliehen — thut indes den Mund nicht auf, noch rührt er die Feder an, wenn er nicht wenigstens seiner fünf Guineen gewiß ist. Für die Führung eines Prozesses aber werden ganz außerordentliche Summen von diesen Herren verlangt. Doch daß ich ihnen nicht unrecht thue — nicht von ihnen selbst, sondern von ihren clerks. Sie selbst sind über alle Geldesmaßen erhaben, so sehr und in so allgemeiner, selbst vom Staat anerkannter Weise, daß sie gerichtlich überhaupt keine Ansprüche machen können auf irgend welche Bezahlung, gesetzlich auch nicht einmal ein mit ihren clerks für sie vereinbartes Honorar einklagen konnten.

Diese Scheu, ein solches anzunehmen, muß in alten Zeiten eben noch schlimmer gewesen sein, wie schon ihre Amtstracht

barthut. Dieselbe unterscheidet sich von derjenigen der solicitors dadurch, daß sie Aermel hat und auf dem Rücken meistens noch eine Art von Kapuze, auf die ganz alten Zeiten deutend, wo die Mönche noch die Rechtspflege übten. Als im Laufe der Jahrhunderte der Stand der barristers als ein selbständiger sich entwickelte, behielten sie die Kapuze zwar bei, der Zipfel derselben wurde aber nach unten auf dem Gewande selbst festgenäht und soll nun dazu gedient haben, daß die solicitors in diese Art Tasche im Augenblick, wo die barristers einmal gerade nicht hersahen, verschämt ihr Fee hineingleiten ließen. Des barrister gown ist aber auch viel voller und weiter als das des solicitor und gleitet daher dem Träger desselben fortwährend von der Schulter. Deshalb ist an dem Gewande eigens ein langes, breites Band angebracht, vermittels dessen er es immerwährend emporzieht! Nach anderen aber soll dieses dazu gedient haben, daß der solicitor, wenn er jenem gar nicht bei kommen konnte, um ihm ein Honorarium aufzudrängen, schließlich auf ihn zugesprungen und ihn an diesem Bande festgehalten, bis es ihm gelungen, das Fee in die bereitete Tasche zu schieben! — Ganz so spröde sind die barristers indeß heute nicht mehr. Doch das lange Band ist geblieben. Wesentliche Stücke ihrer Tracht sind noch ihre weiße Perücke und ein Paar weiter Pulverbüchsen. Die Robe des einfachen barristers ist wie die des solicitor gleichfalls von Baumwolle; die des Q. C. jedoch von Seide. Seine Kopfbedeckung ist bei besonderen Gelegenheiten eine lange weiße Allongeperücke, die bis mitten auf Brust und Rücken herabfällt. — Früher gab es noch einen dritten Grad unter den barristers, den der sergeants-at-law, die ihren Rang nach den Q. C. hatten und durch einen schwarzen Fleck mitten auf der Perücke erkenntlich waren. Dieser Fleck deutete gleichfalls auf die Zeit der rechtserfahrenen Mönche, uni das schwarze Käppchen, das diese über der Tonsur trugen.

Den Grad des sergeant mußten bis zum Jahre 1875, wo derselbe ganz abgeschafft wurde — insofern wenigstens, als seitdem keine neue sergeants ernannt wurden — die barristers erreicht haben, ehe sie zu den höheren Richterämtern berufen werden konnten. Einige Richter tragen daher noch heute den schwarzen Fleck. Diejenigen aber, die nach 1875 kreirt worden, ohne noch vor jener Zeit sergeants geworden zu sein, haben an Stelle des patch ein Loch oder doch eine kleine Vertiefung in der Perücke! Die sergeants, wenige, wie ihrer noch vorhanden, reden sich mit den älteren Richtern, die denselben Grad besitzen, vor Gericht noch heute mit „Bruder" an.

Der oberste Richter des Landes, zugleich Präsident des Oberhauses und nächst den Erzbischöfen von Canterbury und York der erste Peer Englands, ist der Lord High Chancellor, der einen Jahresgehalt von 10,000 Pfd. Sterl. bezieht und mit jedem neuen Ministerium neu ernannt wird. Er hat auch einen Sitz im Kabinet, seine Stellung ist aber im übrigen wesentlich verschieden von der eines Justizministers in unserem Sinne. Bis zum Jahre 1875 bildete das Oberhaus als solches die höchste juristische Instanz, die aber seitdem einem Tribunal übertragen, das lediglich aus diesem Lord-Großkanzler, drei Law-Lords, das heißt drei auf Lebenszeit in das Oberhaus berufenen Richtern, und allen etwaigen Exgroßkanzlern zusammengesetzt ist. Das Appellationsgericht besteht aus zwei Abteilungen, deren jeder drei Richter vorstehen. Darunter steht das sogenannte «divisional court», welches aus zwei und in gewissen Fällen aus drei Richtern besteht. Doch bei den gewöhnlichen Prozessen des Obergerichts — selbst wo es sich um Leben und Tod handelt — wird ein Richter für genügend erachtet, mit Hülfe der Geschworenen — aber in den zuletzterwähnten Fällen auch ohne dieselben — das Urteil zu fällen. So kommt es denn, daß es in England und Wales — doch nicht Schottland und Irland einbegriffen, die ihre eigenen Richter haben — nicht mehr als neunundzwanzig superior judges gibt. Da sie alle erst als tüchtige barristers sich auszeichnen mußten, ehe sie zu dieser Würde gelangen konnten, so sind es alle ältere Männer, die ein jeder einen Jahrgehalt von mindestens 5000 Pfd. Sterl. beziehen. Sie alle sind in der Reichshauptstadt ansässig. Doch haben sie hier ihres Amtes gewaltet, so gehen sie auf Reisen oder doch «on circuit» und sprechen dann zu bestimmter Jahreszeiten in den einzelnen Provinzen Recht.

Die niedrigste Stufe der Richter wird von den county court judges bekleidet, die gleichfalls vorher als barristers gewirkt haben mußten, ohne daß sie indes als solche sich besonders hervorgethan zu haben. Sie beziehen einen Gehalt von mindestens 1500 Pfd. Sterl. und verrichten ungefähr die Dienste, die ein deutscher Amtsrichter in Zivilsachen zu versehen hat. Soweit seine Befugnis indessen auf Kriminalfälle sich erstreckt, ruht in England die Gerichtsbarkeit in den Händen von Männern, die sich von einem Amtsrichter vor allem dadurch unterscheiden, daß sie meistens gar keine Rechte studirt haben und keinerlei Gehalt beziehen. Sie richten nach den Buchstaben des Gesetzes — soweit sie es verstehen, im übrigen aber nach dem gesunden Menschenverstand — soweit derselbe eben gesund ist. Doch stehen ihnen honorirte rechtskundige Männer zur Seite, «clerks to the justices» genannt, die ihnen Rat erteilen, wo solcher nötig ist, gleichzeitig aber — das ist ein arger Uebelstand! — meistens als solicitors praktizieren. In den Städten richtet der aus der Bürgerschaft alljährlich gewählte „Mayor". Doch gibt es daneben noch eine Anzahl von «magistrates» zu diesem Zweck. So waltet der Lord-Mayor von London nur in der City des Rechts, das übrige London ist in zwölf Gerichtsbezirke geteilt, in denen vierundzwanzig «stipendiary magistrates» thätig sind, die allerdings alle rechtskundig und wie die county court judges bezahlt werden. Auf dem Lande aber werden die hervorragendsten Persönlichkeiten der einzelnen Bezirke zu magistrates gemacht, dazu die Pfarrer und gewöhnlicher auch die Squires oder Rittergutsbesitzer, die ohne Bezahlung, lediglich der Ehre wegen, das Amt verwalten. Da soll es denn auch wohl vorkommen, daß ein Angeklagter, der unbefugterweise einen Hasen geschossen, von einem solchen Squire-Magistrat als ein viel ärgerer Verbrecher betrachtet wird als ein Mensch, der bei der Unterzeichnung eines Dokumentes seinen Namen so unrichtig geschrieben hat, daß derselbe genau aussieht wie der eines andern. Doch derartige Fälle dürften sehr vereinzelt sein. Im allgemeinen machen diese Herren ihrem Amte gar keine Unehre. Gilt doch auch in den meisten Fällen der gesunde Menschenverstand weit mehr als alle Gesetzeskenntnis und für Fälle, wo diese durchaus notwendig, steht ihnen ja außer den juristischen Büchern, in die sie doch auch zuweilen blicken werden, der derselben einigermaßen kundige, ratende clerk zur Seite.

Auch die Verwaltungsbeamten brauchen keine Juristen von Fach zu sein, selbst der Lordlieutenant oder Oberpräsident nicht. Das Amt ist gleichfalls ein Ehrenamt und wird gewöhnlich von einem der Magnaten der Grafschaft bekleidet. Da mag es sich denn wohl treffen, daß derselbe in der Absicht, später in der einen oder andern Form seinem Vaterlande einmal zu dienen oder überhaupt doch irgend etwas, wenn auch nur dem Namen nach, zu sein, in seiner Jugend die vorgeschriebene Anzahl von dinners in einer der Inns verspeist hat, aber notwendig ist es keineswegs.

Und doch ließe sich trotzdem und alledem ein Engländer wohl kaum überreden, daß sein ganzes Gerichts- und Verwaltungsverfahren nicht in jeder Hinsicht mustergiltig sei.

„Wir wollen," sagte mir einmal ein englischer Jurist, der mit den kontinentalen Systemen nicht unbekannt war, „die individuelle Freiheit nicht durch die niederdrückende Wucht einer allgewaltigen Staatsmaschine, nicht durch die in Gestalt eines Heeres von halb verhungerten Beamten verkörperte, uns überall an die Ellenbogen stehende Ohrigkeit einzwängen lassen. Unsere höheren Richter müssen die ersten Juristen des Landes und den vor ihnen plaidirenden Advokaten unbedingt überlegen sein, weshalb wir nur diejenigen, die als solche sich besonders hervorgethan, zu Richtern machen. Alle aber, denen ein Rechtsspruch zusteht, sollen bis zum unbedeutendsten der magistrates, sei es durch ihr eigenes Vermögen und ihre eigene, freie, ehrenhafte Stellung, oder durch eine angemessene Besoldung, in jeder Weise unabhängig dastehend, auch über die kleinen alltäglichen Sorgen erhaben sein. Nehmen Sie es alles in allem, so sind wir immer noch the best governed people in the world!"

„Das bestregierte Volk der Welt!" Nun, die Engländer haben von jeher eine gute Meinung von sich gehabt. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß trotz der aus offenbarste zu Tage tretenden Schattenseiten das System der englischen Rechtsverwaltung auch wesentliche Lichtseiten aufweist und in der Praxis sich besser bewährt, als man auf den ersten Blick erwarten sollte.

Ein Freund der Plastik.

(Hierzu das Bild S. 697.)

Solch ein lustiger Italiener, der mit seinem „Gipsfigurenverkaufsstand" durch die Straßen zieht, ist ein vergnüglicher Anblick für jung und alt. Man braucht ja gar nicht zu kaufen, aber der flinke, geschmeidige schwarze Kerl mit den dunklen Kraushaaren und den listig und scharf überall umherspähenden Augen ist beliebt, obgleich man ihm gar nicht traut. Die Mädchen sehen ihn gerne, denn er hat eine elegante Haltung, der Hut sitzt ihm verwegen auf dem Kopfe, und für alle hat er in seinem kurzen Deutsch ein nettes Sprüchen, das ihnen schmeichelt. Die Burschen sind nicht eifersüchtig auf ihn, er gibt ihnen sogar Gelegenheit, dem Schatz ein billiges Geschenk zu verehren, einen betenden Knaben, einen frommen Engel, oder wenns was lustiges sein soll, eine wunderschöne, buntfarbige Katze mit rotem Halsband. So pilgert denn, sein Brett auf dem Kopf, der „Verkaufsstand" durch Stadt und Land und lehrt dann gern, besonders wenn der Markt zu Ende ist, in den Landwirtshäusern ein. Unser hübsches Bild veranschaulicht eine solche Szene. Da sitzt denn der ehrsame Bauer Laibel mit seinem Kätterle und läßt sich einen Schoppen gut schmecken. Der schlaue Welsche hat das Paar mit einem kurzen Blitz seiner Augen sofort als geschäftstauglich erkannt und präsentirt ihnen nun seine Herrlichkeiten. Zuerst bringt er mit einer gewissen steifen Feierlichkeit eine Statuette der Mutter Gottes mit der Lilie, dann eine Venusfigur, die er dem Herrn Laible zurückt, und schließlich hält er gewandt einen Amor, als er das hübsche Schenkmädchen erblickt, und erklärt diesem, daß der Amor schon seit zwei Stunden den Zeisinger nach ihr hinstrecke und ihm so den Weg leichter gemachen habe. Herr Laible, ein Freund der Plastik, betrachtet mit Interesse die Venusfigur, sein getreues Kätterle jedoch, welche so etwas heidnisches nicht gern im Hause haben möchte, zumal ihr Herr Gotte so manche Weiblichkeit in seiner Jugend gezeigt hatte, findet die Marmorstatuette schöner und passender. Das Schenkmädchen hat 'mal so etwas gelesen von dem Amor, der Liebespfeile in das Herz schießt — bei ihr braucht er es nicht erst zu thun, sinnt sie — ja, wenn er den Pfeil dem Karl Kögle ins Herz schießen könnte mit der Liebe für sie, dann wollte sie ihre Figur gleich kaufen und all ihre Ersparnisse dafür zahlen; aber das ist ja nur eine unnütze Gypsfigur, und der Italiener lügt — denkt das praktische und sparsame Mariele. Man darf gespannt sein, was der lustige Händler hier verkaufen wird. Wir glauben, die Madeana, denn wer — sagt mir — wer, ihr Männer, kann der Beredsamkeit der Frauen widerstehen, namentlich einer sorgesetzten häuslichen — im Fall nämlich wir unter solchen Umständen eine Venusstatue gekauft hätten! K.-B.

Feierlicher Empfang des präsumtiven württembergischen Thronfolgerpaares in Stuttgart.

(Hierzu das Bild S. 701.)

Kanonendonner von den die Residenzstadt Stuttgart umschließenden Höhen und feierliches Glockengeläute sämtlicher Kirchen verkündigte am Nachmittag des 13. April der in den Straßen nächst des Bahnhofes harrenden, nach Tausenden zählenden Menge, daß die festlich geschmückte Lokomotive in Sicht sei, welche den erwarteten Sonderzug mit dem neuvermählten Paare, Prinz Wilhelm und Prinzessin Charlotte von Württemberg, geborene Prinzessin von Schaumburg-Lippe, vorgespannt war.

Am 8. April hatte in der fürstlichen Schloßkapelle zu Bückeburg in Gegenwart zahlreicher hoher Verwandten des prinzlichen Paares und der Vertreter der Höfe von Württemberg und Oldenburg die kirchliche Trauung stattgefunden, der unmittelbar die Ziviltrauung vorhergegangen war. Die Festlichkeiten in der fürstlich Schaumburg-Lippeschen Residenz, welche sich an die Vermählungsfeier schlossen, trugen durchweg einen innigen, von der großen Beliebtheit des fürstlichen Oheims und Vaters und der Prinzessin-Braut zeugenden herzlichen Charakter, so besonders der am Abend des 7. April von den Einwohnern von Bückeburg dem Paare dargebrachte Fackelzug, an welchem trotz ungünstiger Witterung die gesamte Bevölkerung sich beteiligte und welcher mit einer vom Oberbürgermeister ausgebrachten, stürmisch bejubelten Huldigung an das Brautpaar schloß. Am Abend desselben Tages fand in den Galazimmern des festlich beleuchteten Schlosses ein Hoftheater statt, das erst gegen Mitternacht mit einer von Hofopernsänger Hill aus Schwerin gesungenen Huldigung, gedichtet von Emil Walther, schloß. Die Brautgeschenke für die Prinzessin waren außerordentlich reich und erregten die allgemeine Bewunderung; besonderes Interesse fand der vom Bräutigam dargebrachte Schmuck, bestehend in Diadem und Halsband in Brillanten. Nach einem Galaessen im goldenen und weißen Saale des Schlosses, an welchem etwa hundertundfünfzig Personen teilnahmen, erfolgte abends halb zehn Uhr die Abreise der Neuvermählten nach Hannover, von wo sie sich tags darauf nach Arolsen begaben. Hier stellte Prinz Wilhelm seine junge Frau den Eltern seiner ersten Gemahlin vor und das hohe Paar setzte dann über Frankfurt a. M. die Weiterreise nach Stuttgart fort.

Beim Einlaufen des Sonderzugs in den Stuttgarter Bahnhof intonirte die Musik der auf dem Perron aufgestellten Schützengilde, sobald sich der Prinz und seine junge Gattin am Waggonfenster zeigten, den Prinz Wilhelmmarsch. Als der Zug gehalten, stieg der Prinz rasch aus und reichte seiner Gemahlin die Hand. Der Prinz trug große Generalsuniform mit dem Bande des württembergischen Kronordens, die Prinzessin war in blaßrosa Velourkleid und Krone de Chine mit Gazestickereien gekleidet und trug ein allerliebstes Capotehütchen aus demselben Stoff mit einer Aigrette aus rosa Straußfedern. Sofort schritten der Prinz und die Prinzessin zur Begrüßung der auf dem Perron ihrer harrenden Mitglieder der königlichen Familie, nämlich der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Gemahl und Tochter, Herzogin Wera mit Töchtern, Herzog Albrecht von Württemberg und Herzog von Urach. Nach herzlichem Empfang der hohen Verwandten begaben sich die Herrschaften zu dem reich dekorirten Hofwartesaal, wo die Gesandten, sämtliche Minister, der Ausschuß beider Kammern und die Generalität Aufstellung genommen hatten und von dem hohen Paare begrüßt wurden. In den anstoßenden, gleichfalls geschmückten Wartesaal erster Klasse erfolgte nun die offizielle Begrüßung durch die königlichen Hofstaaten und die Vertreter der Stadt, wozu der königliche Oberstjägermeister, königliche Oberststallmeister, der Hofmarschall des Prinzen, die in Stuttgart anwesenden königlichen Adjutanten, die vollzählige Geistlichkeit und die bürgerlichen Kollegien sich eingefunden hatten.

Unser Bild stellt den Moment dar, in welchem Oberbürgermeister Dr. von Hack das hohe Paar in den Mauern der Stadt willkommen heißt und den Wunsch ausspricht, es möge der eben geschlossene Bund der Herzen ein Born unversiegbaren Glückes, eine nie versiegende Quelle reichsten Segens für das hohe Paar bleiben. Wir sehen links die bürgerlichen Kollegien, rechts das Gefolge, vor diesem die Prinzessin und den Prinzen, zu welchen der Oberbürgermeister spricht, im Vordergrunde zu beiden Seiten die Ehrenjungfrauen, an welche sich der Prinz wandte, nachdem die Vorstellung mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf das prinzliche Paar geschlossen. Das Bildchen in der rechten Ecke zeigt die Ueberreichung eines herrlichen Bouquets durch die im Vorsaal aufgestellten Festdamen an die Prinzessin, als sie nach der eben beschriebenen Begrüßung den Wartesaal verließ. Einen prächtigen Anblick boten die achtzig Jungfrauen, welche, in Weiß und abwechselnd mit Schärpen in den württembergischen und Schaumburg-Lippeschen Farben gekleidet, in der Halle aufgestellt waren. Im Bahnhofe selbst überreichten noch Schülerinnen des königlichen Katharinenstifts ein Bouquet aus Rosen und Vergißmeinnicht, und der Vorstand des in der Vorhalle aufgestellten Liederkranzes brachte ein Hoch aus, das auf der Straße kräftigen Widerhall fand. Das hohe Paar fuhr nun zu Wagen zunächst durch die von den Vereinen der Stadt gestellten Spaliere, begleitet von der Stadtgarde zu Pferd und dem Reitklub, über den prächtigen Schloßplatz zum Palais der Mutter des Prinzen, Prinzessin Katharine von Württemberg, woselbst es etwa eine Stunde verweilte. Auf dem Platze vor dem Palais hatte die Schuljugend Aufstellung genommen, und eine Musikkapelle konzertirte; dann wurde der Wagen wieder bestiegen, und durch die jubelnde Menge fuhr der Prinz mit seiner Gemahlin, die sich die Herzen im Sturm erobert hatte, zum eigenen Palais, wo der Empfang durch den Hofmarschall des Prinzen mit Gemahlin und Kindern und durch die Dienerschaft stattfand. Auf einer vor dem Palais errichteten Tribüne konzertirte eine Musikkapelle, und bald erschienen der Prinz und die Prinzessin mit der kleinen Prinzessin Pauline, Tochter aus erster Ehe, auf dem Balkon, um für die immer wieder sich erneuernden stürmischen Hochrufe der das Palais umwogenden Volksmenge zu danken.

Die Stadt selbst trug am Tage des Einzugs reichen Flaggenschmuck; besonders glänzend gestaltet war die via triumphalis, durch welche das prinzliche Paar fuhr, und der Schloßplatz, der am Abend, mit elektrischem und bengalischem Licht beleuchtet, einen prächtigen Anblick bot. Unser Bildchen in der linken Ecke zeigt die Serenade, welche vor dem Palais des Prinzen durch den größten Gesangverein Stuttgarts, den „Liederkranz", dem neuvermählten Paare dargebracht wurde und bei welcher der Obmann des Bürgerausschusses, Dr. Schall, ein von der tausendköpfigen Menge enthusiastisch aufgenommenes und weitergetragenes Hoch auf das hohe Paar ausbrachte.

Reiche Hoffnungen des Württemberger Landes knüpfen sich an die Wiedervermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Charlotte, deren kurze Biographie wir schon in Nro. 20 des laufenden Jahrgangs unseres Blattes gegeben haben. Bei der Liebenswürdigkeit, welche die hohe Frau allen bewies, die bei den Einzugsfeierlichkeiten mit ihr in Berührung traten, wird sie sich in ihrer neuen Heimat bald die unumschränktesten Sympathien erwerben haben. Carl Fischer.

Ausgegrabene Bildwerke.

Besuch des Königs von Griechenland auf der Stätte der Ausgrabungen.

Die jüngsten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen.

Digitized by Google

Bilder aus dem jüdischen Leben: **Das Neumondgebet.** Originalzeichnung von Herm. Junker.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

(Fortsetzung.)

Vor dem Rautensteinschen Hause hielt eine Mailcoach mit einem prachtvollen Vierergespann von tadellosen Rappen; mehrere Offiziere des Gardereiterregiments saßen auf den Polsterbänken, zwei Lakaien im langen Ueberrock standen bereit, auf den Hintersitz zu springen.

Ferdinands Coupé hielt seitwärts, und von den in lauter Unterhaltung begriffenen Herren nicht bemerkt, trat Ferdinand in das Haus.

Der Kammerdiener öffnete ihm ohne Meldung sogleich die Thür des Salons und er fand, als er eintrat, Rautenstein im Ueberrock, den Hut in der Hand, den Krimstecher über der Schulter, zum Ausfahren bereit.

Frau von Rautenstein ruhte in ihrer Chaiselongue, Käthchen, in einfacher Morgentoilette, saß neben ihr, während Ribenau, lebhaft und fast heftig sprechend, mit unmutig gerötetem Gesicht vor den Damen stand.

„Guten Morgen, Hilburg!“ rief Rautenstein; „es ist gut, daß Sie kommen; vielleicht können Sie dem Streit ein Ende machen. Denken Sie sich,“ fuhr er fort, während Hilburg die Damen begrüßte, „Käthchen hat sich in den Kopf gesetzt, zu Hause zu bleiben, während sie sonst kaum die Ausfahrt nach dem Rennplatz erwarten kann. Sie hat Migräne oder sonst irgend eine Damenkrankheit, und Ribenau gibt sich vergebens Mühe, ihr den Eigensinn auszureden. Viel Zeit haben wir aber nicht mehr für diese Erörterungen; es ist spät, und ich habe auf ‚Sir Rodny‘ gewettet, der gleich im ersten Rennen dran kommt. Versuchen Sie Ihr Heil bei dem trotzköpfigen Kinde! Sie fahren doch mit mir hinaus?“

„Ich muß es fast,“ erwiderte Ferdinand. „Der Großherzog hat die Gnade gehabt, mit mir von dem Rennen zu sprechen in einem Sinne, der meine Anwesenheit bei demselben mit Bestimmtheit voraussetzte; wenn Sie also einen Platz in Ihrem Wagen für mich haben, so schließe ich mich gern Ihnen an. — Und warum,“ fragte er, zu Käthchen heranitretend, „wollen Sie zu Hause bleiben? Das Wetter ist so schön, daß Sie sich im Freien gewiß wohler fühlen werden als zu Hause, und die ganze Gesellschaft wird draußen sein.“

„Nun,“ sagte Käthchen aufstehend, mit einem reizenden Lächeln, „so will ich es denn auf Ihre Verantwortung hin wagen; aber ich werde böse sein,“ fügte sie neckend hinzu, „wenn mein Kopfschmerz schlimmer wird. Ich bedarf nur einen Augenblick, um bereit zu sein.“

Sie zog die Glocke.

Bald brachte ihr Kammermädchen Hut und Mantel. Sie hing das zierliche Glas über die Schulter und küßte ihrer Mutter zum Abschied die Hand.

„Gott sei Dank, daß wir so weit sind!“ rief Rautenstein, während Ribenau erbleichend die Lippen zusammenpreßte.

„Kommen Sie, Hilburg, kommen Sie! Sie sollen mein Viergespann fahren; ich bin gewiß, Sie werden Freude an den Gäulen haben. Morgen werde ich mich damit beschäftigen, auch Ihren Stall zu montiren, und Ribenau wird mir dabei beistehen; er kennt, wie ich Ihnen schon sagte, alle Quellen und wird dafür sorgen, daß Ihre Equipagen bald in anständiger Verfassung sind.“

„Und zum Diner erwarte ich Sie, Hilburg!“ betonte Frau von Rautenstein, als Ferdinand sich von ihr verabschiedete, während ihr Gatte bereits, Ribenau mit sich fortziehend, vorangeeilt war.

Ferdinand führte Käthchen die Treppe hinab.

Er war ganz glücklich, das holde Erinnerungsbild aus seiner Jugend an seiner Seite zu sehen. Unwillkürlich drückte er ihren Arm, der in dem seinen ruhte, und er fühlte einen leisen Gegendruck ihrer zarten Hand.

Nach flüchtiger Vorstellung der wartenden Herren, welche Käthchens Erscheinen mit lautem Jubel begrüßten, nahm Ferdinand auf Rautensteins Aufforderung den Platz auf dem Bock ein. Käthchen setzte sich neben ihn. Die Lakaien sprangen auf den Hintersitz, und in gleichmäßigem, leichtem Trabe, kaum mit den zierlichen Füßen die Erde berührend, eilten die herrlichen Pferde mit dem schweren Wagen davon.

„Sie müssen mir den Weg zeigen!“ sagte Ferdinand, als sie den Park erreicht hatten. „Wohl bin ich früher nach Waldenbrück hinausgefahren, aber nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit haften so fest wie diejenigen an unsere kindlichen Spiele im Wald von Hilburgshausen.“

Lächelnd deutete Käthchen mit der Spitze ihres Fingers auf die Wendung des Weges, der man zu folgen hatte, und bald waren beide in ein fröhliches Geplauder vertieft. Sie hörten nichts von den lauten Gesprächen der Herren auf den Sitzen hinter ihnen. Dort wurden alle Tagesanekdoten aus der Sportswelt und der Gesellschaft abgehandelt und man begleitete die Pointen, welche oft nicht eben sehr fein zugespitzt waren, mit lautem Lachen. Nur Ribenau saß meist in finsterem Schweigen da und suchte zwischendrein, wenn einer der anderen darüber eine Bemerkung machte, durch übertriebene Lustigkeit seine Verstimmung zu verbergen.

Der Rennplatz bei Waldenbrück bot einen überaus glänzenden und farbenreichen Anblick dar. Dichte Volksmassen bedeckten die sanft ansteigenden Hügel, welche die Ebene umgaben, von der die Rennbahn in weitem Bogen auslief, um, an ihrer äußersten Biegung ein Wäldchen umkreisend, wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren. Man sah hier ländliche und städtische Gefährte der verschiedensten Art, und die kleinen bäuerlichen Besitzer der Umgegend, sowie die kleinen Bürger der Stadt drängten sich mit ihren Familien durcheinander. Schenkbuden waren aufgeschlagen, Verkäufer von Erfrischungen und Hausirer zogen zwischen den Massen umher. Gerade dem Ziel der Rennbahn gegenüber waren einige Reihen von Sitzen aufgeschlagen, auf welchen eine zahlreiche elegante Gesellschaft Platz genommen hatte. In der Mitte der Tribünenreihe befand sich ein Pavillon für die großherzoglichen Herrschaften. Hier saß die Großherzogin mit ihren Damen und Kammerherren, der Großherzog selbst aber war mit dem Erbprinzen und dessen jüngerem Bruder in die Bahn herabgestiegen, die Pferde zu mustern, welche von den Jockeys in ihren farbigen Kostümen hin und her geritten wurden, und hier und dort mit einem der Direktoren des Rennvereins einige Worte zu wechseln.

Auf dem großen Platz, inmitten dessen sich die Wage befand, war alles versammelt, was zur vornehmen Sportswelt gehörte oder zu derselben zu gehören sich den Anschein geben wollte. Hier sah man Wagen der verschiedensten Formen, aber alle von gleicher Eleganz und mit edlen Pferden bespannt, langsam hin und her fahren; junge Herren in Uniform und in Zivil ritten oder gingen dazwischen auf und ab; hier und da hielten die Wagen, ihre Insassen, meist ältere Damen und Herren, stiegen aus. Fröhlich plaudernde Gruppen bildeten sich und überall waren die Pferde, welche rennen sollten, der Gegenstand des Gesprächs, überall nahm man für eins oder das andere der edlen Tiere, welche in ihren Namen die Mythologie, die Geschichte und die Literatur aller Völker und Zeiten repräsentirten, Partei. Da und dort sonderten sich wohl auch wie zufällig ein junger Herr und eine junge Dame ein wenig von den größeren Gruppen ab und flüsterten über Dinge, die für sie selbst interessant zu sein schienen, aber mit dem Interesse des Sports wohl kaum etwas gemein hatten.

Ein dichtes Gedränge umgab die Wage selbst. Hier zeigte sich das Interesse an den verschiedenen Pferden nicht nur in den Debatten einer leichten Konversation, sondern in den hohen Wetten, welche die Habitués des Rennplatzes mit derselben Leidenschaft betrieben, mit welcher die Spieler der Drehung der Roulettekugel oder dem Fall der Karten folgen. Hier trieben die Buchmacher, diese Mäkler und Jobber der Rennbörse, ihr Geschäft und hier war denn auch die Gesellschaft weit gemischter als in den bisher beobachteten Gruppen auf dem Rennplatz, denn hier fanden sich mit den Herren der vornehmsten Gesellschaft auch verschiedene Elemente zusammen, welche mit der letztern sonst nichts gemein hatten. Hier hielt sich auch der Herr von Krempel-Rothenstein auf; er trug einen grünen Frack, lackirte Reitstiefel und einen weißen Hut. In einiger Entfernung hielt ein betreßter Reitknecht sein Pferd.

Seine Stimme übertönte weithin die laute Unterhaltung. Er zog, wen er nur von den Herren der hohen Aristokratie erlangen konnte, in das große Zelt, das der erste Gastwirt der Residenz aufgeschlagen hatte. Dort brachten die Kellner auf seinen Wink immer neue Flaschen Champagner in silbernen Eiskübeln herbei, und er erklärte laut und siegesgewiß, daß er jede Wette annehme, die man ihm gegen das von ihm begünstigte Pferd vorschlagen wolle; kurz, er war überall und mußte jedem Uneingeweihten als der eigentliche Leiter des ganzen Rennens und als die hervorragendste Größe der Sportswelt erscheinen. Dabei war er indes mit kluger Vorsicht darauf bedacht, sich nur denjenigen Kavalieren vertraulich zu nähern, von denen er gewiß war, daß bei ihnen seine stets volle Börse, die auch für seine vornehmen Freunde bei vorkommenden Verlegenheiten immer offen war, die richtige Würdigung fand.

In all diesem bunten und glänzenden Treiben der elegantesten Welt der Residenz bildeten sich vorzugsweise zwei große Mittelpunkte, um welche die hin und her wogenden Gruppen sich dichter zusammendrängten.

Der eine dieser Mittelpunkte war die Gräfin Heltenberg. Sie lehnte in einer leicht und zierlich gebauten, à la Daumont mit zwei prachtvollen Füchsen bespannten Viktoriachaise. Das ungemein anspruchslose Morgenkostüm, sowie der leichte Florschleier, der ihre Stirn beschattete, ließen sie auch hier im hellen Sonnenschein noch fast jugendlich erscheinen. Sie fuhr langsam hin und her, bald hier, bald dort anhaltend, und überall drängten sich nicht nur die Herren, sondern auch die Damen der Gesellschaft an ihren Wagen heran. So oft sie einen Augenblick anhielt, war sie stets von einem großen, laut plaudernden und lachenden Kreise umgeben.

Nicht minder war aber auch die schöne Kunstreiterin Cora Blangini beständig von Verehrern umringt. Sie war zu Pferde auf dem Rennplatz erschienen und ritt ihren prachtvollen Apfelschimmel hier ebenso kunstvoll und anmutig wie im Zirkus. Ein Reitknecht in schwarzem Rock mit breitem Ledergürtel, schwarzem Cylinderhut und Stulpenstiefeln folgte ihr in tadelloser Haltung. Die Herren drängten sich zu ihr heran und zuweilen wurden ihr auch von den in den Wagen sitzenden Damen herablassende und selbst freundliche Grüße zugewinkt.

Als sie in ihrer Nähe die Gräfin Heltenberg erblickte, ritt sie auf ihrem zierlich courbettirenden Pferde an den Wagen derselben heran und grüßte mit tiefer Verbeugung.

„Ah, da ist unsere schöne Königin des Sports!“ rief die Gräfin, Fräulein Cora ihre Hand entgegenstreckend; „hier ist Ihr Königreich; hier müssen wir alle vor Ihnen zurückstehen. Aber damit ich doch nicht gar zu sehr in den Schatten trete, steigen Sie ein wenig in meinen Wagen, Fräulein Cora! Sie werden auf diese Weise näher an die Bahn herankommen als zu Pferde, wenn das Rennen beginnt; ich aber werde mir einbilden, daß ein Teil der Huldigungen, die man Ihnen darbringt, auch mir gelte.“

Fräulein Blangini folgte sogleich dieser Einladung. Sie winkte ihren Reitknecht heran; auf dessen Schulter sich stützend, sprang sie aus dem Sattel und stieg in den Wagen der Gräfin.

So waren denn die beiden Mittelpunkte des Interesses der eleganten Welt vereinigt. Die Dame der vornehmsten Gesellschaft und die Heldin des Zirkus saßen neben einander und noch dichtere Gruppen drängten an die elegante Viktoriachaise der Gräfin heran.

Bald aber gab die Gräfin Heltenberg das Zeichen zum Weiterfahren. Wenn ihre Pferde sich auch nur im Schritt in Bewegung setzten, so wurden die Damen doch bald von dem sie umringenden Kreise getrennt, und da die Gräfin nicht wieder halten ließ, blieb sie inmitten der bunten Bewegung auf dem Rennplatze mit Fräulein Blangini allein.

„Ich möchte Ihnen einen Rat geben,“ sagte sie zu der Künstlerin, „vielleicht sogar eine Bitte aussprechen —“

„Ein Rat der Frau Gräfin,“ erwiderte Cora verbindlich, „kann mir nur von hohem Nutzen sein, und Sie wissen, daß jeder Ihrer Wünsche mir Befehl ist.“

„Sehen Sie dort,“ sagte die Gräfin, mit der Spitze ihres Sonnenfächers nach dem Eingang des Rennplatzes deutend, „dort kommt der Gegenstand meines guten Rates und meiner Bitte.“

Eben bog die Mailcoach des Herrn von Rautenstein in den Rennplatz ein.

Alle Welt blickte bewundernd auf das prachtvolle Viergespann, das Ferdinand sicher und elegant lenkte, während er sich zu Käthchen, der glücklich lächelnden, herabbeugte, um derselben eine Bemerkung zuzuflüstern.

Fräulein Cora neigte leicht den Kopf.

„Graf Hilburg!“ warf sie in einem Ton und mit einer Miene hin, welche deutlich bewiesen, daß sie auch ein halbes Wort, einen Blick und eine Miene zu verstehen vermochte.

„Ribenau ist Ihr Freund," sagte die Gräfin lächelnd, mit einem unbeschreiblichen Blick.

„Gewiß!" erwiderte Fräulein Cora mit fast genau demselben Blick und demselben Lächeln, „gewiß, ebenso wie er der Freund der Frau Gräfin ist."

„Nun denn," fuhr diese fort, „der arme Ribenau muß sich etabliren und seine etwas brouillirten Angelegenheiten arrangiren —"

„Und dazu hilft ihm eine gute Partie," fiel Fräulein Cora ein, „Fräulein von Rautenstein zum Beispiel..."

„Ganz recht!" bestätigte die Gräfin; „ich sehe, wir werden uns vollkommen verstehen. Das alles war so gut wie abgemacht. Nun kommt da mit einemmal dieser Graf Hilburg sehr mal à propos von seinen Reisen zurück; er bedarf wahrlich keine reiche Partie, ebensowenig wie meine Nichte, aber doch, Sie wissen: ein Majoratsherr wie Hilburg könnte immer ein gefährlicher Nebenbuhler für den armen Ribenau werden; ich glaube indes nicht, daß er für Käthchen paßt, und beide können besser andere glücklich machen."

Fräulein Cora nickte nur schweigend.

Die Gräfin fuhr fort:

„Hilburg hätte es noch nicht nötig, sich zu verheiraten; er könnte immerhin einige Jahre unabhängigen Lebensgenusses sich noch gönnen, und wenn er eine Dame fände, die ihm seine Freiheit besonders wünschenswert und lockend erscheinen ließe —"

„So würde diese Dame," fiel Fräulein Cora ein, „vortrefflich für sich selbst sorgen und zugleich unserem Freund Ribenau einen großen Dienst leisten."

„Ganz recht, ganz recht!" rief die Gräfin erfreut, indem sie flüchtig die Hand der Kunstreiterin drückte. „Und glauben Sie, mein Fräulein, daß eine solche Dame sich finden würde?"

„Sie wird sich finden, Frau Gräfin, und sie zweifelt nicht an ihrem Erfolg, der sie reizt, nicht nur, weil Graf Hilburg der reichste Grundherr des Landes ist, sondern auch, weil er so ganz anders ist als alle übrigen, weil der Mann selbst der Eroberung wert ist."

„Gut also!" rief die Gräfin; „wir sind Verbündete."

„Auf Ihr Wort?"

„Auf mein Wort!"

Die Mailcoach Rautensteins hielt in der Nähe, die Herren sprangen heran, Rautenstein und die anderen eilten zur Wage, um sich an den Wetten zu beteiligen.

Die Lakaien nahmen Hilburg die Zügel ab.

Die Gräfin ließ ihren Wagen ganz nahe heranfahren.

„Guten Morgen, Graf Hilburg! Guten Morgen, Käthchen!" rief sie; „wollt ihr nicht absteigen? Ihr könnt in dem Viergespann ja ohnehin nicht an die Barrière kommen."

Ferdinand half Käthchen von ihrem Sitz herab und trat, ihr den Arm bietend, an den Wagen der Gräfin.

„Ich werde dem gnädigen Fräulein den Platz räumen," rief Cora, indem sie aus dem Wagen stieg; „Graf Hilburg hat vielleicht die Güte, mich in dem Gedränge zu beschützen. Man muß an die Barrière herankommen, der Start beginnt."

Die Gräfin hatte Käthchen die Hand gereicht und sie zu sich auf den Sitz gezogen. Sie ließ sogleich den Wagen weiter fahren, und ehe Ferdinand sich von seinem unmutigen Erstaunen erholen konnte, hatte Fräulein Cora ihren Arm in den seinen gelegt und führte ihn über den Platz nach der Barrière.

Sie entfaltete in lebhafter Unterhaltung all ihren sprühenden, kecken Witz, ihre übermütige, boshafte Kritik schonte weder die Herren noch die Damen, welche sich um sie her bewegten.

Sie schien es nicht zu bemerken, daß Ferdinands Stirn sich faltete und er sie fast ohne Antwort ließ. Sie schmiegte sich näher an ihn und zog ihn nach der Barrière hin, wo beide den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bildeten.

„Ah," rief die Gräfin Ingenstein, welche eben an ihnen vorbeiging und mit boshaftem Lächeln grüßte, „jetzt sind wir des Flüchtlings sicher! Wenn solche Fesseln ihn halten, werden die fremden Weltteile keinen Reiz mehr für ihn haben."

Ferdinand fühlte, daß das Blut in sein Gesicht stieg, aber Fräulein Cora schmiegte sich noch fester an ihn, und ein Blick, den sie zu ihm aufschlug, schien den Worten der Gräfin, welche von allen Umstehenden gehört worden waren, gefährlichen Nachdruck verleihen zu wollen.

Ferdinand suchte Käthchen mit den Augen, aber der Wagen der Gräfin war weit fortgefahren.

Der Start stand bevor, es war unmöglich, jetzt den Platz zu verlassen.

Ribenau hatte sich den Gruppen an der Wage angeschlossen, wo Rautenstein sich eifrig mit hohen Summen an den Wetten beteiligte.

„Ich will mit auf Ihren Favorit wetten," sagte Ribenau zu Herrn von Krempel-Rothenstein; „ich habe Vertrauen zu meinem Glück, aber," fügte er leise, seine Hand auf den Arm des Herrn von Krempel legend, hinzu, „ich würde in Verlegenheit geraten, wenn wir verlören, Sie müßten mir dann vorläufig aushelfen."

„Mit Vergnügen!" rief Herr von Krempel. „Ich bin meiner Sache gewiß, wir werden ein vortreffliches Geschäft machen. Apropos, Graf Hilburg will seinen Stall ergänzen, ich habe etwas ganz Vortreffliches für ihn, einen Viererzug und zwei Reitpferde, hochelegant, bestes Blut, aber freilich etwas teuer."

„Das kommt bei Hilburg nicht in Frage," sagte Ribenau, „Rautenstein hat ihm schon Ihre Vermittlung versprochen und wir werden das abmachen."

Der Start begann.

Alle Gespräche verstummten, eine tiefe Stille verbreitete sich über den eben noch so unruhig bewegten Platz.

Alle Gläser richteten sich auf die Bahn und man hörte nur hie und da einzelne Ausrufe des Unwillens oder des Triumphs, je nachdem das eine oder das andere der Pferde einen Vorsprung zu gewinnen schien.

Die Pferde verschwanden hinter dem Wäldchen. Als sie auf der andern Seite desselben wieder auf der Bahn erschienen und sich dem Platz näherten, wurde die Spannung immer höher, bis endlich ein laut brausendes Stimmengewirr sich erhob, als das erste Pferd durch das Ziel ging.

„Sir Rodny ist Sieger!" hörte man den Herrn von Krempel, alle Stimmen übertönend, rufen.

Das zweite und dritte Pferd erregten weniger Interesse.

Alles geriet wieder in Bewegung, die Sieger in den Wetten jubelten und die Verlierenden zuckten gleichgiltig die Achseln oder verwünschten mit wilden Flüchen die Jockeys, welche die geschlagenen Pferde geritten hatten.

Ferdinand zog Fräulein Blangini mit rücksichtsloser Hast von der Barrière zurück. Einige Herren traten heran. Er ließ ihren Arm los und eilte über das Feld hin zu dem Wagen der Gräfin; derselbe war bereits wieder von einem größern Kreise umringt; es war Hilburg unmöglich, mit Käthchen ein Wort zu sprechen. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen da und schien verstimmt, aber auch sie mußte es sich versagen, eine Frage an ihn zu richten.

Das Rennen nahm seinen Fortgang.

Fräulein Blangini versuchte es von neuem, sich Ferdinand zu nähern; er wich ihr aus, vermochte aber auch nicht in Käthchens Nähe zu bleiben. Zahlreiche Herren kamen heran, um seine Bekanntschaft zu machen. Der Großherzog ließ ihn an seine Tribüne rufen, und die Auszeichnung, mit welcher er von den hohen Herrschaften behandelt wurde, vermehrte noch die Zahl derjenigen, welche von allen Seiten herbeikamen, um sich ihm vorstellen zu lassen.

Ribenau war an den Wagen der Gräfin getreten und fand einen Augenblick, um ihr zuzuflüstern:

„Alles geht schlecht! Dieser verwünschte Hilburg bringt in mein Gehege, es wird mir nichts übrig bleiben, als ihn niederzuschießen."

„Alles geht gut!" erwiderte die Gräfin; „überlassen Sie mir Ihre Sache und vertrauen Sie Ihrer Freundin; vor allem zeigen Sie keine Verstimmung und halten Sie sich zurück."

Das Rennen war beendet. Die großherzoglichen Herrschaften verließen die Tribüne. Alle Welt kehrte zu den Wagen zurück.

Die Gräfin fuhr an Rautensteins Wagen heran.

Hilburg hob Käthchen auf den Polstersitz. Rautenstein stieg mit den übrigen ein in lautem Gespräch, nur mit den Vorgängen des Rennens beschäftigt.

„Was ist Ihnen, Käthchen, daß Sie so wenig heiter sind?" fragte Ferdinand, indem er das Viergespann in Bewegung setzte.

„Haben Sie das bemerkt?" erwiderte sie kurz; „Sie waren ja so eifrig beschäftigt, so sehr von anderen in Anspruch genommen."

Er konnte das Gespräch nicht fortsetzen, da er seine Aufmerksamkeit den Pferden zuwenden mußte, um den Weg durch die an einander vorüberdrängenden Wagen aller Art zu finden.

Als sie die freie Straße erreicht hatten, sprengte plötzlich Fräulein Blangini an den Wagen heran.

Die Herren begrüßten sie.

Sie nahm an der Unterhaltung teil, immer vorzugsweise ihre Worte an Hilburg richtend, als ob sie zu ihm in ganz besonderen Beziehungen stünde.

Bis zur Stadt blieb sie an der Seite des Wagens; es war Hilburg unmöglich, ein Wort zu Käthchen zu sprechen, welche schweigend mit gesenkten Blicken neben ihm saß und zuweilen ihre Lippen zu einem spöttischen Lächeln kräuselte.

Der Rückweg war so ganz anders, als die Ausfahrt am Morgen gewesen war.

Ferdinand fühlte sich tief verstimmt, ohne sich über den Grund volle Rechenschaft geben zu können.

Erst kurz vor dem Rautensteinschen Hause verließ Fräulein Blangini den Wagen, indem sie mit einem flammenden Blick auf Ferdinand diesem mehr als der ganzen übrigen Gesellschaft zurief:

„Auf Wiedersehen!"

Die übrigen Herren empfahlen sich.

Ferdinand mußte der Einladung zum Diner folgen, welche er am Morgen angenommen hatte; er arrangirte in Rautensteins Zimmer seine Toilette ein wenig, und als man sich eine halbe Stunde später zu Tisch gesetzt hatte, trug Rautenstein allein die Kosten der Unterhaltung, indem er alle Chancen und Vorgänge des Rennens noch einmal durchsprach.

Ferdinand und Käthchen saßen schweigend und stumm da.

„Hilburg hat heute eine Eroberung gemacht," sagte Rautenstein endlich zu seiner Frau. „Die Blangini," wandte er sich dann an Ferdinand selbst, „hat Sie ja gar nicht von der Seite gelassen! Ja, ja, so geht es! Wenn jemand jahrelang abwesend war, dann ist er nach seiner Heimkunft so neu und interessant, daß die Damen über ihn alle anderen Kavaliere vergessen."

„Ich habe von dieser Eroberung nichts bemerkt," erwiderte Ferdinand fast heftig, „und sie würde mir in der That sehr wenig wertvoll erscheinen. Ich bin nicht hochmütig und habe keine exklusiven Neigungen, aber dennoch begreife ich es in der That nicht, wie die gute Gesellschaft auf dem Fuße der Gleichheit mit einer Kunstreiterin verkehren kann, von der niemand weiß, woher sie kommt."

Der Ton seiner Worte war so scharf, seine Miene so stolz und kalt, daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, Fräulein Blanginis flammende Blicke hatten in der That vergebens den Weg zu seinem Herzen oder auch nur zu seiner Eitelkeit gesucht.

Das Gespräch wendete sich auf andere Gegenstände, aber von diesem Augenblick an war Käthchen wie verwandelt; ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit, sie scherzte wieder fröhlich und kindlich mit Ferdinand im Ton ihrer alten Jugendfreundschaft und Ferdinand verbrachte den Abend ganz glücklich im Kreise der Familie, denn heute kam kein weiterer Besuch; nicht einmal Ribenau ließ sich mehr sehen.

Alle Verstimmung war vergessen, und als Ferdinand später nach Hause zurückkehrte, trug er Käthchens Bild in seinem Herzen mit fort, umflossen von dem holden Schimmer lieblicher Erinnerungen und süßer Hoffnungen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche und Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Was dir zu leide die Welt auch that,
Ertrag' es sonder Haß und Spott!
Denn wen die Bosheit der Menschen zertrat,
Erheben wird ihn ein gütiger Gott.

•

Ganzer Mann und ganze That!
Wahre Ehre hat keine Naht.

•

Juristenperlen
Gehören zu des Teufels Akten.

•

Von einem Stern, in Asche längst verglommen,
Weilt noch ein Bild am Himmel, glanzumschwommen.
So blüht, wenn längst dein Glück erstarb, noch jung
Im Herzen dir Erinnerung.

•

Sieh! Welten zerstäuben im Sphärenlicht,
Allein sie klagen und murren nicht,
Und du, ein zerstäubender Tropfen im All,
Was klagst du und murrst du um Tod und Verfall?

Skizzen aus dem deutschen Marineleben.

Von

H. Flüggen.

Unter allen öffentlichen Einrichtungen des deutschen Reichs ist keine populärer als die Marine. Wo die blaue Jacke und die schirmlose Mütze mit den flatternden Bandzipfeln sich zeigen, werden sie freundlich begrüßt; selbst der hartnäckige, kühl erwägende deutsche Volksvertreter, der mit so viel Ueberzeugung sein Palladium, den Geldbeutel, verteidigt, verkehrt seine Natur und wird freigebig, sobald es um unsere Seemacht sich handelt; die Regierung wendet ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu: und so ist denn auch durch das einmütige Zusammenwirken aller entscheidenden Faktoren in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas entstanden, das seine Schöpfer

Der Bootsmann.

lobt und sich die Anerkennung der ganzen Welt erworben hat. Aber alle Anstrengungen und Opfer wären dennoch vergeblich gewesen, wenn Deutschland nicht, besonders in den Küstenländern, ein so vortreffliches Menschenmaterial für seine Schiffe zur Verfügung stände. Nur wer — wie ich — den deutschen Seemann und seine vielseitige Thätigkeit in allen ihren Einzelheiten aus eigener Anschauung kennen lernte, weiß ihn ganz zu würdigen — seine Unerschrockenheit, seine Ausdauer, seine Nüchternheit. Am meisten aber habe ich immer die stille und willige Art anerkennen müssen, mit welcher die größtenteils noch sehr junge Mannschaft sich den unerhörtesten Anstrengungen unterwarf. Ob in der Nacht drei oder viermal „Alle Mann auf Deck!" gerufen wurde, ob fast ununterbrochen die Pfeife des Bootsmannes zur Arbeit rief, ob die Leute von Sturzwellen durchnäßt waren oder vom Schweiße triefen, nie hörte ich ein Murren oder bemerkte ich eine Unzufriedenheit. Welche Anforderungen an einen Matrosen gestellt werden, kann man eigentlich nur in solchen Stunden beobachten. Noch deutlich ist mir die Beklemmung erinnerlich, die ich empfand, wenn ich die Leute bei der starken Bewegung des Schiffes bis in die

Der Freistander.

höchsten Spitzen der Masten hinaufklettern sah, um dort gefahrvolle Arbeiten vorzunehmen. Für den Laien erscheint es rätselhaft, wie sich die Leute in dem Wirrwarr der Taue, Leitern, Raaen und so weiter überhaupt nur zurecht finden, wie es möglich ist, eine viele Zentner wiegende Raae hinauf in die Masten, oder, wie es ja bei Unwetter nicht selten geschieht, herabzulassen, und doch geschieht das alles spielend, ohne großen Lärm. Die Kommandopfeife schrillt, es wird angeholt, und das unmöglich Scheinende ist vollbracht.

In dem dienstlichen Leben an Bord eines Schiffes spielt nächst den Seeoffizieren der Bootsmann oder sogenannte Deckoffizier eine sehr wichtige Rolle. Diese Leute gehen aus den Mannschaften hervor, müssen aber, ehe sie zu einer solchen Stellung kommen, mehrere Schulen und Examina durchmachen. Ihre Charge läßt sich am besten mit der eines Feldwebels der Landarmee vergleichen, dem sie übrigens im Range vorangehen sollen. Die Uniform ist fast denen der Offiziere gleich, nur ohne die eigentlichen Abzeichen der Offiziere, wie Epauletten, Schärpe, Hut und Stern. In Wind und Wetter draußen an Bord wird freilich dem Uniformswesen nicht so viel Wert beigelegt; da werden die Beinkleider in die Stiefel gesteckt oder in den Tropen auch wohl barfuß gegangen. Diesen Deckoffizieren liegt die eigentliche Ausführung der Befehle ob; sie leiten die Segelmanöver, sind Munitionsverwalter und überwachen alle Arbeiten an Bord, für alles verantwortlich, immer die ersten und die letzten. Die nächst Untergebenen sind die Maate, die Unteroffizierschaft der Marine. Ihre Stellung charakterisirt sich weniger dadurch, daß sie den Matrosen etwas befehlen, sondern dadurch, daß sie ihnen in allem vorangehen, in Arbeit und Gefahr.

Daß auf einem Kriegsschiff in Bezug auf Raum alles aufs knappste und genaueste eingeteilt ist, versteht sich von selbst. Dennoch wird man sich, ohne es gesehen zu haben, schwer einen Begriff davon machen, wie wenig Platz dem einzelnen Mann zu Bergung seiner Kleidung und sonstigen Habe zur Verfügung steht. Er beschränkt sich auf Kasten von sehr mäßiger Größe, die in Holzverschlägen, dicht neben und über einander gereiht, meist im Zwischendeck in dunklen, engen Räumen und Gängen sich befinden, mit großen Nummern für den einzelnen Mann bezeichnet. Welch ein Wirrwarr war es, wenn schnell ein Umkleiden befohlen wurde, wenn hunderte von Matrosen sich auf dem denkbar kleinsten Flecken von der Arbeitstracht in wenigen Minuten in die Paradeuniform werfen mußten, wie es beispielsweise bei der bekannten Reise des Kronprinzen nach Spanien, deren Teilnehmer ich war, durch die Anwesenheit des Kaiserlichen bedingt war. Wie ein Ameisenhaufen kribbelte es dann einen Moment durcheinander, aber in wenigen Minuten war alles wieder geordnet. Das unbestreitbar kostbarste Gut für den Seemann ist die Zeit, die ihm zum Schlafen zugemessen ist; aber weil sie so kurz gemessen, wird sie auch mit großem Raffinement ausgenützt. Das Lager selbst ist das denkbar primitivste — ein festes Stück Segeltuch, der Körperlänge entsprechend, wird an seinen Enden zusammengezogen und unter der Decke in den Batteriedurchen an zwei starken Haken befestigt; dazu eine wollene Decke, das ist alles. Es muß sich aber vortrefflich darin schlafen; die Seeleute sind einstimmig in dem Lobe des Lagers. Der Schlafraum eines Kriegsschiffes macht, wie man sich leicht vorstellen kann, in den Nachtstunden einen seltsamen, phantastischen Eindruck. In dichten Reihen hängen die leinenen Kanoes an der niedrigen Decke oder schwanken bei starker Schiffsbewegung gespensterhaft hin und her. Wer einen solchen Raum passirt, kann nur gebückt unter den Schläfern hergehen, die indessen selbst bei unsanftesten Berührungen absolut unempfindlich sind und sich durch nichts stören lassen. Wären diese jungen Seeleute nervös, sie würden nachts nie schlafen können, denn der Lärm hört eigentlich nie auf; sind nicht lärmende Hantirungen nötig, so werden mit lauten Kommandorufen die Wachen abgelöst; die ganze Nacht geht es treppauf treppab.

Das Leben und Weben der Mannschaft eines Kriegsschiffes spielt sich, soweit es nicht dienstlich ist, im vorderen und mittleren Teile desselben ab; der hintere ist allein von den Offizieren bewohnt. Auch hier herrscht eine große Knappheit der Raumverhältnisse vor. Abgesehen von der Wohnung des Kommandanten, der auf einem größeren Schiffe gewöhnlich über Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer zu verfügen hat, ist für jeden Offizier nur ein enges Kämmerlein vorhanden, das außer dem

Zur Wache.

nötigen Bett kaum Platz für drei Personen zum Sitzen gewährt. Die Möblirung und Ausstattung ist ganz Sache des jeweiligen Bewohners, der sie auf seine Kosten herzustellen hat. Trotz des winzigen Fensterchens sehen die Räume meist behaglich und schmuck aus. Bilder, Andenken von den Lieben in der fernen Heimat, Bücher und Waffen schmücken die Kabine in allen Winkeln; ist es doch der einzige Raum, wo der Seeoffizier sich selbst gehört, wo er ungestört von Heimkehr und Wiedersehen träumen und die wenigen Stunden der Ruhe genießen kann! Das Leben eines Seeoffiziers an Bord ist ebensowenig leicht und bequem wie das der Mannschaften. Der Dienst und die Wachen in Verbindung mit der großen Verantwortlichkeit bedingen hohen Mut und einen eisernen Körper. Die geselligen Vergnügungen bestehen meistens in Zusammenkünften in den Offiziersmessen, zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, in Musik, in Kartenspiel und Lektüre, alles aber unter mancherlei Beschränkungen, die der Dienst und die Schiffsordnung bedingen.

Die Stärke eines solchen Offizierkorps richtet sich selbstverständlich nach der Größe des Schiffes und der Besatzung, über-

Wächter an Bord.

Marinekapelle.

Aufsichtsbeamtengewissen die verschiedenen Rangstufen im Verkehr sich leicht vermischen müßten, aber das ist durchaus nicht der Fall. Der Kommandant eines Schiffes ist für sein Offizierscorps weit unnahbarer wie der Oberst eines Regiments. Er hat seine eigene Katze, ißt für sich allein und ladet sich nur zuweilen einen oder den andern seiner Offiziere oder Kadetten ein. Erscheint er einmal in der Offiziersmesse, so ist das ein förmliches Ereigniß.

Auf dem Schiffe, das uns damals nach Spanien trug, befanden sich auch einige dreißig Seekadetten. Diese munteren, schneidigen und frischen jungen Leute bildeten einen der interessantesten Theile der Besatzung. Söhne gebildeter Eltern aus allen Theilen Deutschlands, boten sie stets das erquickliche Bild jugendlicher Sorglosigkeit, ungetrübten Frohsinns und Thatendranges. Wenn man in den Freistunden ihre Messe betrat, glaubte man in eine andere Welt zu kommen, so zwanglos heiter, echt kameradschaftlich ging es dort her. Der kleine Raum hallte dann von fröhlichen Liedern wider, und der Steward hatte nicht Hände genug, um alle durstigen Kehlen zu befriedigen.

Glanzlage im Leben des Seemanns sind bekanntlich die Tage der Ruhe in den Häfen, die auf der Reise berührt werden. Dann wird die beste Uniform angezogen und in den fremden Städten unterhaltet, die Luft und Freiheit des Lebens am Lande wird mit vollen Zügen genossen, kein Vergnügungslokal unbesucht gelassen. Da kehrt dann mancher mit schwerem Haupt und leichtem Geldbeutel in dunkler Nacht nach seinem Heim, dem Schiffe, zurück, um in der Hängematte einen nächtlichen grimmigen Kampf mit dem gekränkten Kater durchzukämpfen; aber schön war's doch! Im grellen Gegensatz zu dem eigentlichen Lebensberuf des Seemannes, dem Reisen, steht das Leben in den heimatlichen Häfen, da wird alle Romantik abgestreift. Aus dem schwankenden Schiffe geht's in die Kaserne, von den blauen Wogen in den Sand des Exerzierplatzes, aus der schwankenden Hängematte in das eiserne Bettgestell. Der Drill, der bei dem Landherr so viel zur Erziehung des Soldaten beiträgt, darf auch bei der Marine nicht fehlen. Auf den Kasernenhöfen in Wilhelmshaven, Kiel und Danzig stecken die Blaujacken die Fußspitzen im Paradeschritt trotz der besten Infanterie, und in den holsteinischen Fluren wird Felddienst geübt wie in der Hasenheide bei Berlin. Man sieht, die Ansprüche an den Seemann sind recht vielseitig.

Trotz alledem aber umweht das Seemannsleben ein unverlierbarer Zug der Romantik, der so manchen Jüngling hoffnungsvoll zu unseren Gestaden zieht und es ihm leicht macht, alle Entbehrungen und Anstrengungen zu ertragen. Hoffentlich erstirbt dieser Zug zur Marine nie; sie repräsentirt wie keine andere Institution unsere Einheit und Machtfülle; was die deutsche Marine leistet, kommt dem ganzen Deutschtum zu gute, wie weit es seine Söhne über den Erdball verstreut — und das jetzt ist Deutschtum und Zivilisation noch immer dasselbe gewesen.

Nachtwache auf dem Vorderschiff.

Schwebe gehalten und die Flaschen und Gläser möglichst sicher und eingeklemmt placirt werden. Dennoch habe ich es erlebt, daß bei einer plötzlichen starken Bewegung alles vom Tisch herunterflog und selbst mehrere Tischgenossen von ihren Stühlen fielen; das war dann natürlich ein wildes Durcheinander, das viel Heiterkeit erregte.

Dem Fernstehenden liegt immer die Vermutung nahe, daß bei dem engen gemeinschaftlichen Leben an Bord, bei dem ganz

Elterlicher Besuch in der Hafenbahn.

Besuch an Bord.

Eßlingen.

(Siehe das Bild S. 709.)

Da, wo der Neckar, hauptsächlich durch die Einmündung des muntern Aichbaches, der Fils, verstärkt, zum stattlichen Fluß geworden ist, dreht sich an seinem rechten Ufer in einer sanften Ausbiegung gegen Norden die Stadt Eßlingen aus. Wer, mit der Eisenbahn von Stuttgart nach Ulm oder Tübingen fahrend, auch nur einen flüchtigen Blick auf die Stadt wirft, dem wird sich ihr Gesamtbild, — die massige, hoch an der Berghalde ragende Burg mit ihrer ins Thal streichenden Mauer, die wunderbar schöne gotische Zackenpyramide des Turms der Liebfrauenkirche, samt den bescheideneren, aber ebenfalls ansprechenden Zwillingstürmen von Sankt Dionysius, die weitläufigen Maschinenwerkstätten, die sich um den Bahnhof her lagern, — als ein bedeutsamer Anblick in die Seele prägen. — Und nicht bloß der Dunst und Qualm neuzeitlichen Gewerbfleißes lagert über den breiten und engen Straßen und Gäßchen der lustigeren und der gedrängteren Stadtviertel, auch das Mittelalter kommt hier, ohne aufdringlich oder beengend zu wirken, in manch stolzem und trotzigem Ueberrest seiner Bauwerke zu kräftigem Ausdruck, und um die spitzen Giebel der Häuser, um die schlanken Turmspitzen webt sich ein besonders reicher Kranz geschichtlicher Erinnerungen.

Der uralte Name der Stadt Eßlingen oder Heßlinga, wie er um 856 und 866 in den Jahrbüchern der Geschichte auftaucht, führt uns zwar nicht in die Zeiten der Völkerwanderung zurück; denn der Hunnenkönig Etzel, den man mit dem Namen der Stadt auch schon in Verbindung bringen wollte, hat sicherlich nichts mit Eßlingen zu schaffen, — ahnehin hatte ja der Hunne mehr im Städtezerstören als im Städtegründen seine starke Seite; — wohl aber in die Zeit, da sich die alemannische Bevölkerung dem mächtigen fränkischen Reich beugte.

Ein Alemanne Namens Hatti besaß hier am Neckar eine Kapelle, darin die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten. Diese Kapelle schenkte er einem Kaplan und Schreiber des Königs Pipin, Namens Fulrad, und dieser gab das Heiligtum im Jahr 777 dem Kloster des heiligen Dionysius bei Paris (St. Denis), dessen Abt er war, zu eigen. Unter den Karolingern entwickelte sich aus der Wallfahrt zu dem heiligen Vitalis ein stark besuchter Markt, und der Marktflecken, der von einem seiner ersten Ansiedler Hezilo den Namen Hezelingen (später auch Ezzelingen geschrieben, 1273 Eßlingen) erhalten haben mochte, wurde von König Ludwig dem Deutschen in seinen besondern Schutz genommen, während sich seine Abhängigkeit von dem fränkischen Kloster mehr und mehr löste. Ende des elften Jahrhunderts in den Kämpfen, welche der Kaiser aus fränkischem Hause, Heinrich IV., mit auswärtigen und inneren Feinden zu bestehen hatte, hielt Eßlingen zum Gegenkönig Herzog Rudolf von Schwaben, mußte dies aber hart büßen, indem der bereits ansehnliche und wohlbefestigte Ort von Heinrich im Jahr 1077 gänzlich zerstört wurde.

Unter der Hohenstaufenherrschaft schwang sich Eßlingen rasch zu neuer Blüte empor. Die Staufer hielten hier gerne ihr vorübergehendes Hoflager vom Friedrich Barbarossa an (1181) bis zu dem jungen Konradin, der, kurz bevor er seine verhängnißschwere Fahrt nach Italien antrat, am 31. März 1267 hier weilte. Schon im Jahr 1241 hatte sich Konrad IV. die Stadt als Sammlungsort kriegerischer Heerscharen bei dem Kreuzzug wider die Mongolen ausersehen. Dem hochgebildeten Staufer Friedrich II. hat Eßlingen seine Ummauerung und den Ausbau seiner Burg zu verdanken, auf welcher ein hohenstaufischer Vogt seinen Sitz nahm. Der durch eine Heirat mit den Staufern aufgelöhnte Welfe Otto IV. hatte 1200 Eßlingen mit verschiedenen bürgerlichen Freiheiten begabt.

Auch nach Konradins blutigem Ende blieb die Reichsstadt dem Kaiserhaus mit zäher Anhänglichkeit zugethan, und diese Anhänglichkeit führte, als sich über den Trümmern hohenstaufischen Besitzes im Schwabenland die Grafschaft Wirtemberg aufbaute, zu einer sich lang hinziehenden Reihe blutiger Fehden mit den Grafen von Wirtemberg.

König Rudolf aus dem Stamm der Habsburger, der nach „kaiserloser, schrecklicher Zeit" wieder ein „Richter auf Erden war", wurde dies auch für Eßlingen, indem er die zwischen dem Handwerkerstand und der Obrigkeit ausgebrochenen inneren Zwistigkeiten

durch Einsetzung von Zunftmeistern schlichtete. Uebrigens war diesem Herrscher gerade in Eßlingen ein merkwürdiger Gegner erstanden, der unter dem Titel „Der Schulmeister von Eßlingen“ bekannte mittelalterliche Dichter, der Vorgesetzte einer in unserer Reichsstadt früh blühenden Gelehrtenschule, welcher nicht nur holde Minnelieder dichtete, sondern sich auch in beißenden Spottversen gegen Rudolf von Habsburg erging. Die Leobener Jahrbücher zum Jahr 1287 erzählen eine hübsche kleine Geschichte, welche hier eine Stelle finden mag. Da einst der König Rudolf in die Stadt kam und das Volk wie gewöhnlich in Menge sich um ihn drängte, trat ihm ein Eßlinger in den Weg und rief, vor der großen Nase des Königs könne er nicht vorbeikommen. Der König wandte sich seitwärts und sagte: „Geh immer vorbei, meine Nase soll Dir keinen Riegel vorschieben.“ Das Volk lachte den Spötter aus, und Rudolf setzte das königliche Wort hinzu: „In einer freien Stadt muß auch Sinn und Rede des Mannes frei sein.“

Obwohl sich die Stadt, nunmehr ein Sitz reger Bauthätigkeit und einer der ersten Buchdruckorte Schwabens, im Jahre 1473 in den Schirm des Grafen Ulrich von Wirtemberg begeben hatte, war sie doch längere Zeit von 1488 an ein Vorort des dem Herzog Ulrich feindseligen schwäbischen Bundes.

Die Reformation drang nach langen Kämpfen der Bürger gegen ihre Obrigkeit durch, indem von Konstanz Ambrosius Blaurer, ein Anhänger Zwinglis, berufen wurde; der aus Eßlingen gebürtige geistreiche Mathematiker Michael Stifel (1486—1567) war ein persönlicher Freund Luthers. In dem benachbarten Dorf Liebersbronn hatten die Wiedertäufer einen ihrer Hauptsitze. Viel litt Eßlingen während des dreißigjährigen Krieges, nach demselben fehlte es dort nicht an traurigen Beispielen von Hexenprozessen (1662—1665). Die drei Franzoseneinfälle 1688, 1693, 1707 bewiesen die Ohnmacht der vom Reich verlassenen freien Reichsstadt, obwohl sie von Melac im Vergleich mit den rheinischen Städten einigermaßen glimpflich behandelt wurde. (Die hieran sich knüpfende Geschichte des „Mädchens von Eßlingen“ bedarf noch der Aufhellung, wenn entschieden werden soll, was Sage, was Geschichte ist.) Die inneren Zwistigkeiten, welche sich durchs vorige Jahrhundert hinziehen, zeigten immer deutlicher, daß sich die reichsstädtische Verfassung, welche seit Kaiser Karl V. eine aristokratische geworden, überlebt hatte. Unter den Stürmen der napoleonischen Kriege ging Eßlingen durch den Frieden von Lunéville (November 1802) an Württemberg über, in dessen Schutz und Schirm es zu erfreulicher Blüte in Handel und Gewerbe, in edler Kunst und Wissenschaft gediehen ist. 1811 wurde hier ein Schullehrerseminar errichtet. Seit 1826 brachte die Firma Keßler den Eßlinger Champagner unter deutscher Marke mit Erfolg in den Welthandel. 1845 wurde Eßlingen mit dem benachbarten Cannstatt durch die erste württembergische Eisenbahn verbunden.

Wer heutzutage durch die Stadt wandelt, kann sich der Gegenwart freuen, ohne der Drangsale der Vorzeit weiter zu gedenken. Der Neckar ist hier künstlich in mehrere Arme geteilt; die hübsch angelegten, gebüschreichen Inselchen, wie zum Beispiel die „Maille“ (Ballspielplatz), die größere Anzahl hölzerner Stege und hochgesprengter Brücken, welche über die Neckararme führen, auf deren einer, der „inneren“, die jetzt zu einer Altertumssammlung eingerichtete Nikolauskapelle von 1430 steht, die noch erhaltenen drei Thortürme: Wolfs-, Schelz- und Pliensauthor, die Einengung des nördlichen Stadtteils in dem Sulzgrieser Thälchen, der warme Farbenton des Erdreichs an den sommerlichen Weinberghalden des rechten Neckarufers, die Rasenabhänge am linken, obstbaumreichen Ufer — dies alles gibt dem ganzen Bild etwas ungemein Abwechslungsreiches und Lauschiges. Kein Wunder, daß Eßlingen seit Jahrzehnten einen Lieblingsaufenthalt beschaulicher Landschaftsmaler bildet.

Machen wir einen Gang durch die Stadt, so verweilen wir zunächst vor der Hauptkirche zum heiligen Dionysius, die der Hauptsache nach im Uebergangsstil (vom romanischen zum gotischen) erbaut ist, und deren beide Türme, der nördliche 1437 vollendet, der südliche etwas älter, durch eine eigenartige, architektonisch freilich anfechtbare bedachte Brücke in schwindelnder Höhe verbunden sind.

Etwas höher, schon an der Berghalde hinauf von Häusern ziemlich eingeengt, steht die „Liebfrauenkirche“, ursprünglich nicht als stolze Kathedrale, sondern nur als bescheidene Marienkapelle angelegt, 1321 begonnen, kurz vor der Reformation vollendet, gleichwohl ein Kleinod edelster gotischer Baukunst, neuerdings von Egle mit feinem Kunstsinn restauriert. Treten wir aus dem ehrwürdigen Dämmerlicht der Frauenkirche und gehen die sonnige Weinberghalde hinauf, so eröffnet sich eine der lieblichsten Fernsichten, welche die reizende Umgebung der Reichsstadt in reicher Fülle bietet. Das Thal liegt zu unseren Füßen wie ein wohlangebauter Garten, aus der Ferne grüßen die schöngeformten blauen Berge der schwäbischen Alb herüber.

In der Stadt selbst betrachten wir noch das alte Rathaus von 1705, welches 1806—1869 als Gerichtshof diente, mit seinem ins Barocke übergehenden stattlichen Renaissancegiebel und seinem zierlichen Laternentürmchen, sowie das neue Rathaus mit seinen antikisierenden Blendpilastern, 1746 als „oberer Salmscher Bau“ errichtet, seit 1842 seinem jetzigen Zweck dienend.

Dann gehen wir durch die Beutauvorstadt der „Burg“ entgegen, die, halb zerfallen, gegen Norden von der Halde durch einen tiefen Graben getrennt, am Abhang des Schönenbergs sich dehnt und die neuen und alten, längs dem Flußarm hinziehenden Häuser und halb abgetragenen Mauern immer noch trotzig überragt. Diese Burg war nie ein eigentliches Schloß, sondern ein weiter, mit Mauern und Türmen eingefriedigter Raum, ein „Bergfried“ oder „Pfärrich“, wie sie früher im Volksmunde hießen. Die drei von der Beutau und der Stadt hinauflaufenden, mit Staffeln versehenen Mauern, von denen eine noch gangbar ist, soll König Rudolf erbaut haben. Der gewaltige runde, jetzt dachlose Turm an der südöstlichen Ecke, welchen unser Bild zeigt, wurde 1527 errichtet.

Gehen wir zum Bahnhof zurück, so haben wir noch Zeit, über die Eisenschienen und durch das spitzbogige Portal des aus Buckelquadern erbauten Pliensauthorturms schreitend, uns die äußere Neckarbrücke, die längste Brücke Württembergs, zu betrachten. Und unter das Rauschen der Wellen hinein klingen uns die Verse des alten Minnesängers, des Schulmeisters von Eßlingen, vom Lob des Sommers, das die Vögel wetteifernd singen in Landen überall, und von den Blumen, die mit einander plaudern und kosen, als ob sie sich im Reigentanz bewegten.

Paul Lang.

Die jüngsten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen.

(Hiezu die Bilder S. 708.)

An jener künstlerisch geweihten Stätte, von welcher aus die bedeutsamsten architektonischen und plastischen Ueberlieferungen aus altklassischer Zeit auf uns Nachgeborene gekommen sind, — auf der Akropolis von Athen — hat man auch in unseren Tagen wieder Nachgrabungen angestellt, die von namhaftem Erfolge begleitet gewesen sind. Die weiblichen Statuen, die daselbst neuerdings aus beträchtlicher Tiefe zu Tage gefördert worden sind, gehören zwar nicht der Zeit der höchsten Blüte griechischer Kunst an, sondern fallen vielmehr, wie uns der erste Blick belehrt, in jene frühere Zeit zurück, in welcher die Plastik von dem starreren Formenwesen ihrer ersten bemerkenswerten Anfänge sich noch nicht ganz losgerungen hatte. Aber gleichwohl spielen in ihre Auffassungsweise schon einzelne keck naturalistische Züge so frohgemut herein, daß sie gerade dadurch zu Zeugnissen einer höchst interessanten Uebergangsperiode werden, die bereits die Vorahnung der glorreichen Epochen eines Phidias und Praxiteles in sich barg. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir hier hervorragende Teile der bildkünstlerischen Ausstattung jenes ersten Parthenon vor Augen, dessen Schätze angesichts des unter Xerxes herannahenden Perserheeres vergraben wurden und das darauf selbst jener mordbrennenden Horde zum Opfer fiel. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß man in diesen diademgeschmückten Frauengestalten die Töchter des Kekrops vor sich habe, jenes mythischen ersten Königs von Attika, dem die Erbauung der Akropolis von Athen zugeschrieben wird. Gleichviel, ob diese Vermutung Recht behält oder nicht, jedenfalls geben sie uns durch sich selbst manchen neuen Aufschluß über das Wesen, die Formen und die Kunstübung der älteren griechischen Kunst und werfen so manches neue Licht auf vielerörterte Streitfragen. Selbstverständlich hat man sie sofort auch auf die modernste dieser Fragen hin genau untersucht: — die Frage, ob die Bildwerke der Alten bemalt gewesen seien oder nicht. Da entdeckte man denn, wie berichtet wird, daß bei einer dieser Frauengestalten die Haare rot gefärbt, daß an anderen die Säume der Kleider mit Mäandern oder griechischen Gängen in Rot und Grün geschmückt gewesen.

Die Ausgrabungen gingen sozusagen unter den Augen des Königs Georg vor sich, den man herbeirief, sobald die ersten Spuren der neuen Fundgegenstände sich ankündigten. Einen seiner wiederholten Besuche an der denkwürdigen Stätte schildert unsere Abbildung, welche uns zugleich ein anschauliches Bild jener altehrwürdigen Trümmerwelt vor Augen führt, die — auch in ihrem Verfall noch so großartig — den glänzenden Mittelpunkt des althellenischen Kulturlebens bezeichnet. O. P.

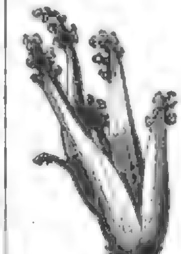
Aeltere und neue empfehlenswerte Gemüsepflanzen.

Von

M. Lebl.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Neu eingeführte Nutz- und Zierpflanzen werden von dem Gartenbau treibenden Publikum in der Regel, und oft nicht ohne Grund, mit Mißtrauen aufgenommen. Daher kommt es auch, daß manche gute Novität die ihr gebührende Geltung nicht gleich bei ihrem Erscheinen, sondern häufig erst nach Jahren erlangt. Zu den anfänglich verkannten, jetzt mehr geschätzten guten Pflanzen gehören beispielsweise: der Meerkohl (Crambe maritima), die Kerbelrübe (Chaerophyllum bulbosum), die Brüsseler Cichorienwurzel, der süße oder Bologneser Fenchel (Foeniculum dulce) und der Neuseeländer Spinat (Tetragona expansa). Diese immer noch viel zu wenig gebauten Pflanzen verdienen die Beachtung der Gemüsefreunde um so mehr, als sie leicht zu ziehen sind und ein wohlschmeckendes, gesundes Gemüse liefern.



Meerkohl (Crambe maritima).

Der See- oder Meerkohl ist ein delikates, in England und Schottland äußerst beliebtes Gemüse; er gehört nicht zu den eigentlichen Kohlarten, sondern ist ein zehn bis zwanzig Jahre andauerndes Staudengewächs, das in den nördlichen Gegenden Europas an dem Meeresufer wild wächst und durch Teilung der Stöcke, Schößlinge, Wurzelstücke, hauptsächlich aber durch Samen fortgepflanzt wird. Bei richtiger Behandlung ist der Geschmack der jungen Schosse des Meerkohls, die nur in gebleichtem Zustande zum Kochen geeignet sind, dem des Spargels ähnlich; sie werden auch wie Spargeln in Wasser gekocht und entweder kalt mit Essig und Oel, oder warm in einer Buttersauce verspeist. Der Geschmack derselben ist fein und angenehm. Der Same wird entweder in einem kalten Beet im März bis April gesät und die Sämlinge dann in Reihen, einen Meter von einander und mit einem Abstand von 50 Centimeter in der Reihe, gepflanzt oder gleich an Ort und Stelle gelegt. Der Meerkohl verlangt einen etwas sandigen, jedoch nahrhaften, mit verrottetem Dünger verbesserten Boden. Wenn der Same im März gesät wurde, so kann schon vor Ablauf des zweiten Jahres mit dem Bleichen, das heißt Verwahren der Pflanzen vor dem Zutritt des Lichts und der Luft, begonnen werden. Zu diesem Zwecke werden die Pflanzen mit Sand oder Steinkohlenasche bedeckt und auf jede ein Blumentopf gestülpt; die Töpfe werden dann ebenfalls mit Erde umgeben. Will man die Pflanzen treiben, so verfährt man auf die gleiche Weise im November, nachdem die Blätter abgeschnitten sind, und bedeckt die darüber gestülpten Töpfe oder den Kasten, in dem die Pflanzen stehen, mit Laub oder warmem Pferdedünger. Nach drei bis vier Wochen können die zarten Triebe, die inzwischen unter den Töpfen gewachsen sind, abgeschnitten werden. Sie bestehen aus jungen, zusammengerollten Blättern, in der Form eines dünnen, verlängerten Kohlkopfes und werden, wenn sie 15 Centimeter hoch sind, dicht über der Erde abgenommen. Nach der Abnahme der Sprossen werden die Pflanzen wieder bedeckt, und es wird auf die gleiche Weise bis Mai fortgefahren. Diejenigen Pflanzen, welche auf die eben angegebene Art behandelt wurden, dürfen aber ein Jahr lang nicht mehr getrieben oder zum Ertrag benützt werden, sondern müssen den Sommer über bei trockener Witterung fleißig begossen, gelockert und stets von allem Unkraut rein gehalten werden. Aus diesem Grunde ist es gut, wenn man zwei oder besser noch drei Beete mit Meerkohl bepflanzt, damit jedes Jahr gewechselt und alle drei Jahre eines getrieben werden kann.

Kerbelrüben

Die Kerbelrübe gibt, als Gemüse gekocht, eine ebenso wohlschmeckende als gesunde und nahrhafte Speise. Da der Same der Kerbelrübe sofort nach seiner vollständigen Reife im Herbst gesät werden muß, so richte man im September und Oktober ein Beet für die Aussaat desselben her. Den Samen säe man breitwürfig, harke ihn mit dem Rechen gleichmäßig ein und pritsche dann den Boden. Wenn die jungen Pflänzchen im Frühjahr erscheinen, verdünne man sie entsprechend, halte sie von Unkraut rein und gieße bei warmer, trockener Witterung fleißig. Die Samenreife der Kerbelrübe erfolgt Ende Juli oder Anfang August, und um diese Zeit schneide man die Stengel über dem Boden ab, grabe die Wurzeln heraus und schlage sie im Keller in Sand oder Erde ein; übrigens kann man auch die Rübchen bis zum Eintritt der Nachtfröste nach Bedarf aus dem Beete nehmen und den Rest an Ort und Stelle lassen, wenn das Beet nicht zu einer andern Anpflanzung gebraucht wird.

Brüsseler oder Witloof-Cichorie

Die Brüsseler Cichorienwurzel, in Belgien Witloof genannt, verdient des guten Salates wegen, den ihre Blätter liefern, viel häufiger angebaut zu werden, als es der Fall ist. Der Hauptwert, den die Brüsseler Cichorienwurzel hat, besteht darin, daß man sich während des ganzen Winters mit geringer Mühe im Keller einen schmackhaften Salat selbst ziehen kann, und dabei verfährt man wie folgt: Auf einen lockeren, mit gutem, tiefgründigem Boden versehenen Beete zieht man, je 60 Centimeter von einander entfernt, 10 bis 12 Centimeter tiefe Furchen, sät in diese nicht zu dicht, jedoch gleichmäßig, den Samen aus und verdünnt später die zu dicht stehenden Sämlinge. Bei fleißigem Begießen und Auflockern der Erde, Freihalten von Unkraut gedeihen die Pflanzen gut und machen starke Wurzel. Im Spätherbst grabe man die kräftigen Wurzeln aus, entfernt die daran hängen gebliebene Erde, läßt sie gut abtrocknen und grabt sie in einen sandigen, lockeren Boden, entweder gleich im Keller und dann aufrechtstehend an einer finstern Stelle oder nur provisorisch in Sand ein. Sie werden da infolge der gleichmäßigen Kellerluft bald gelbe Blätter treiben, welche, im Finstern aufgewachsen, ungemein zart sind und sehr angenehm schmecken. Zu empfehlen ist, die Blätter 8 bis 12 Centimeter lang wachsen zu lassen und dann immer nur die äußeren abzunehmen.

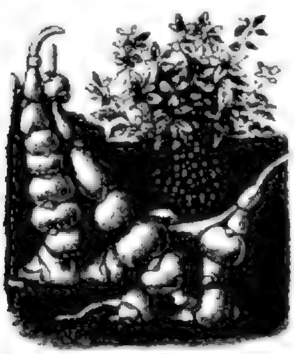
Der süße oder Bologneser Fenchel ist in Italien, besonders in der Mark Ancona, ein sehr beliebtes Küchengewächs, dessen Blattstiele an der Basis zusammenschwellen und eine Art fleischiger Knolle bilden, die in gebleichtem Zustande entweder wie Artischocken roh mit Essig und Oel, auch wie Spargel oder in anderer Art zubereitet, als ein vortreffliches, gesundes und aromatisches Dessert betrachtet werden darf. Bei der Zubereitung des Fenchels ist das Kraut kurz über der Blattknolle abzuschneiden, die äußersten Hüllblätter sind zu entfernen, und die Knolle soll in einzelne Teile zerlegt werden. Die im Frühjahr aus Samen gezogenen Pflanzen sind auf kräftigen, milden Boden, 25 Centimeter von einander entfernt, auszusetzen, der Boden ist öfter zu lockern, und später ist er zum Zweck des Bleichens um die Pflanzen zu häufeln; bei trockener Witterung muß reichlich begossen werden.

Neuseeländer Spinat. Die Einführung dieser Pflanze haben wir bekanntlich dem Kapitän Cook zu verdanken. Als derselbe nämlich in Neuseeland landete, entdeckte er ein massenhaft vorhandenes Kraut, welches von den Naturforschern als genießbar erklärt wurde. Man kochte die Blätter und war von dem Geschmack derselben vollständig befriedigt. Als in Paris dieser Spinat zum erstenmal auf die Tafel kam, soll einer der Tischgenossen geäußert haben, daß die Entdeckung eines neuen Gemüses entschieden wichtiger sei als die eines neuen Sternes. Die ersten Samenkörner des neuseeländischen Spinats brachte Sir Robert Banks nach Europa. Der Same bleibt drei bis vier Jahre keimfähig. Wenn im Monat Mai keine Fröste mehr zu befürchten sind, so setzt man die im Topfe hinter einem sonnigen Zimmerfenster gezogenen Pflänzchen auf ein gut umgegrabenes und gedüngtes Beet in nur einer Reihe mit einem Abstand von 60 bis 70 Centimeter in die Mitte des Beetes aus. Der übrige Raum kann vorderhand mit Salat besetzt werden, denn bis sich der Spinat auszubreiten beginnt, ist der Salat längst verbraucht. Der Neuseeländer Spinat ist den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbst nutzbar. Man kann nicht nur die Blätter allein, sondern auch die 5 bis 7 Centimeter langen Triebspitzen zum Kochen verwenden. Letztere

werden bald durch neuere, ebenfalls zur Benutzung geeignete Seitentriebe ersetzt. Da älterer Same schwer keimt, so ist anzuraten, den Neuseeländer Spinat im Herbst sich selbst aussäen zu lassen und die im nächsten Frühling erscheinenden Pflanzen auf die zu diesem Zwecke hergerichteten Beete zu setzen. Für eine Familie von 5 bis 6 Personen genügen 12 bis 15 Pflanzen, und diese liefern vom Juli bis Oktober wöchentlich einmal ein Gericht Spinat. Der Neuseeländer Spinat wird wie der gewöhnliche Spinat bereitet, hat aber einen etwas kräftigeren Geschmack.

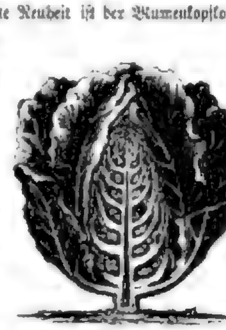
Same von vorstehenden Gemüsen kann von jeder guten Samenhandlung Deutschlands bezogen werden.

Eine voriges Jahr aus Japan eingeführte neue Pflanze, dort Choro Gi, botanisch Stachys affinis genannt, wird als vorzügliches Gemüse angegeben. Die Knollen dieses Gewächses, welche zum Küchengebrauch dienen, sind wenig umfangreich, eigentümlich geformt und haben einen kaum wahrnehmbaren Geschmack, der an Schwarzwurzel erinnert; sie kochen sich sehr rasch, sind außerordentlich zart und leicht stärkemehlhaltig. Man bereitet diese knollige Wurzel auf verschiedene Art, nämlich wie frische Bohnen mit Petersilie, wie Schwarzwurzel oder in Essig eingemacht (Mixedpickles). Proben haben dargethan, daß die Pflanze im Freien aushält, leicht zu ziehen und in Betreff des Bodens nicht wählerisch ist. Bedeckt man ein mit Stachys affinis besetztes Beet vom November bis Februar mit Laub oder Streu, so können den ganzen Winter über Knollen aus dem Boden genommen und verspeist werden. Um die schön perlweiße Farbe der Knollen nicht zu beeinträchtigen, wird geraten, sie nicht früher als unmittelbar vor dem Gebrauch aus der Erde zu nehmen, denn wenn dieselben längere Zeit der Luft ausgesetzt werden, so nehmen sie eine schwärzliche Färbung an. Ob die in Rede stehende Pflanze eine neue Spezies oder bloß eine durch Kultur verbesserte Spielart von Stachys palustris, einer ebenfalls eßbaren Pflanze ist, können wir vorderhand nicht mit Bestimmtheit sagen; da sie viel Feuchtigkeit liebt, so könnten damit Anbauversuche auf Grundstücken gemacht werden, die sonst weniger eintragen.



Stachys affinis.

Eine weitere interessante Neuheit ist der Blumenkopfkohl. Das Ansehen desselben gleicht einem normalen Kopfkohl. Beim Durchschneiden desselben findet man jedoch in jeder Blattachsel einen kleinen Blumenkohlansatz, welcher den gleichen Geschmack wie der Blumenkohl hat und auch ebenso zubereitet wird. Diese Ansätze bilden sich wie beim Broccoli erst im Laufe des Winters aus, und man schlägt daher die Köpfe am besten im Keller ein.



Blumenkopfkohl (Chou de Bourghley)

Zu den neu eingeführten Gemüsen gehört auch der chinesische Senf, dessen Same, gleichwie der von Stachys affinis, von Paris aus in den Handel gegeben wurde. Die Wurzel dieser Pflanze hält man auf den ersten Blick für eine Rübe; sie hat die Form einer kurzen Karotte, ist oben faustdick und grünlich gefärbt; das Fleisch ist weiß und kernig. Soll ein vorzügliches Gemüse sein.

Ueber Cuivre poli.

Von

A. Raab.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es gehört jetzt zum guten Ton, die Zimmer mit cuivre poli zu schmücken.

Ueber diesen Mischling, der sich der besonderen Protektion des schönen Geschlechtes erfreut und wohl noch auf Jahre hinaus das Schoßkind bleiben wird, sind die wunderlichsten Vorstellungen verbreitet. — Cuivre poli ist nichts als eine Messingabart, Glanzmessing. Der Franzose hat zwar für Messing das Wort laiton, gebraucht dasselbe indes im gemeinen Leben selten; sobald es sich um bestimmte Kennzeichnung handelt, pflegt er das Messing cuivre jaune, das Kupfer cuivre rouge zu nennen.

Messing ist eine Legirung von Kupfer und Zink. Die Farbenschattirungen derselben können von der Weiße des Zinks bis zu tiefem Goldgelb variiren; eine gewisse Mischung zeigt einen Stich ins Grüne. Nach Dr. Wagner beträgt der Zinkgehalt desjenigen Messing, für welches die Bezeichnung „Gelbguß" üblich ist, durchschnittlich dreißig Prozent. Ein Messing, welches achtzig Prozent und mehr Kupfer enthält, heißt Rotguß oder Tombak.

Mit dem Kupfergehalt steigt die Dehnbarkeit.

Das Messing hat größere Politurfähigkeit, Härte und Steifheit als Kupfer, oxydirt nicht so leicht, läßt sich durch Treiben in jede beliebige Form bringen, hat einen niedrigeren Schmelzpunkt und ist im geschmolzenen Zustande weit dünnflüssiger, ohne beim Erstarren gleich dem Kupfer blasig zu werden. Schon seiner Billigkeit halber empfiehlt sich Messing als Material für Gußwaren. Ein Zusatz von ein bis zwei Prozent Blei erleichtert die Bearbeitung auf der Drehbank. Dem Messing für Graveure wird etwas Zinn beigegeben.

Die sogenannte echte Bronze soll eine Legirung von Kupfer und Zinn sein. Diese Definition paßt nicht mehr. Sehr viele Bronzen haben mit Zink präparirte Eingeweide. Ludwig Müller unterscheidet in seinem gewissenhaft ausgearbeiteten Werke „Die Bronzewarenfabrikation" (A. Hartleben, 1877) zwischen Bronzen ohne Zinkgehalt, Bronzen mit Zinkgehalt und Bronzen der Neuzeit. Zu den ersteren zählen unter anderem das Glockenmetall und Kanonengut, zu den Bronzen mit Zinkgehalt die Statuenbronze und Bronze für Nippsachen. Die Bronzen der Neuzeit lassen wir hier außer Betracht.

Wir sehen, es existiren Messinglegirungen mit Zinnzuthat und andererseits Bronzelegirungen mit Zink als Bestandteil. Zwischen den beiden Gruppen ist kaum noch eine Schranke aufgerichtet.

Cuivre poli spielt eine Vermittlerrolle.

Der zu den Leitern des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie gehörige ausgezeichnete Gelehrte und Forscher, Herr Regierungsrat Bruno Bucher, Verfasser der „Geschichte der technischen Künste" und so weiter, schreibt mir unterm 18. Februar d. J. aus Wien: „Cuivre poli ist thatsächlich nur ein Modeausdruck, um etwas längst Bekanntes als Neuigkeit auf den Markt zu bringen. Die Legirung wird meistens etwas mehr Kupfer enthalten als cuivre jaune, Messing, steht aber auf jeden Fall dem letztern sehr nahe, ist, wenn Sie wollen, eine stark zinkhaltige polirte Bronze."

Für Kunstgegenstände hat man schon seit langer Zeit Metallgemische angewendet, die zum Messing mehr Verwandtschaft haben als zur Bronze. Kleinere Sachen für das Haus bleiben meist frei von Zinn. Der Name „Bronze" wurde jedoch auch für diese Artikel, überhaupt als Gattungsbegriff für Kunsterzeugnisse beibehalten, die durch ihren hohen Kupfergehalt dem Angriff der Luft lange zu widerstehen vermögen. Auf die Verwendung von Zinn wird deshalb gern verzichtet, weil sich die zinnreiche Legirung besser gießt, weicher ist und sich demzufolge nachträglich besser bearbeiten (ziseliren) läßt.

Auf den Farbenton wurde eine geraume Zeit keine Rücksicht genommen. Der natürliche Ton der Legirungen hält sich ja auf die Dauer doch nicht; sie laufen an der Luft an. Die Oberfläche wird dunkler, sie bräunt sich unter Umständen mit grünlichem Schimmer. An der Statuenbronze schätzt man die Eigenschaft, sich bald mit einem gleichmäßigen malachitartig glänzenden Grün zu überziehen. Je nach der Farbe der Legirung und der Beschaffenheit der Luft können diese Nuancen sehr verschieden sein. Den sich so bildenden, aus kohlensaurem Kupferoxyd bestehenden Ueberzug bezeichnet man als Patina oder Antikbronze.

Die Patina trägt immer einen metallischen Charakter; der eigentümliche Metallglanz leuchtet durch die Farbe durch. Damit ist ein wesentlicher Gegensatz zum Anstrich gegeben. Der Glanz, welchen der letztere durch Firniß erhält, sitzt oben, nicht in der Tiefe.

Etwa vor einem Vierteljahrhundert lernte man eine künstliche Patina zu bereiten, das heißt der Bronze, beziehungsweise dem Messing ein Feierkleid zu verschaffen, welches das Auge durch einen gleichförmigen, den Charakter des Metallischen wahrenden Farbenton erquickt.*) Die echte Bronze präsentirte sich nun in allen Abstufungen zwischen gelb, braun, schwarz und grün.

Vor zehn Jahren kamen zuerst von Antwerpen große Platten, Teller, Schilde mit Ornamenten aus gepreßtem Messingblech auf den Markt, Imitationen alter, handgetriebener Arbeiten, teils ganz blank, teils mit geschwärzten Vertiefungen. Sie wurden als cuivre repoussé bezeichnet und führten sich als Wanddekorationsstücke um so leichter ein, als ihr Preis kein sehr hoher war. Gegenwärtig werden solche Sachen an verschiedenen Orten und auch in neueren Kompositionen fabrizirt.

Fast gleichzeitig brachte Paris, wo die Sucht, Geld und Goldähnliches zur Schau zu stellen, fast krankhafte Dimensionen angenommen hatte, als Neuheit unter dem Namen cuivre poli kleinere Kunstgegenstände — wie Handleuchter, Briefbeschwerer, Schreibzeuge, Cigarrenbecher — in Messingguß, glänzend polirt, anfangs ganz in der natürlichen Messingfarbe, später die Vertiefungen geschwärzt, um durch den Farbenkontrast das Relief besser zu heben. Die Artikel fanden Anklang, drangen in den Salon, in das Boudoir, ins Bürgerhaus und besetzten Tische, Kommoden und Schränke.

Schnell und mit Verständnis bemächtigte sich die Berliner Industrie der Fabrikation dieser «Articles de luxe».

Heute ist die französische Ware vom deutschen Markte vollständig verdrängt. Berlin, an welches Paris die Oberherrschaft abgetreten hatte, durfte sich der Alleinherrschaft nicht lange freuen. Es entstand ein Wettstreit deutscher Firmen, von denen einzelne Hervorragendes leisten. Die Liebhaberei für die Messingfarbe beschränkte sich schon nach wenigen Jahren nicht mehr auf die kleinen Gebrauchs- und Dekorationsstücke des Zimmers, auch größere Sachen — wie Vasen, Standuhren, Lampen, Kandelaber, Kronleuchter — sind jetzt in diesem Ton gehalten.

Die Hauptstadt des deutschen Reiches wurde zunächst von Stuttgart überflügelt. Dort bringt die kunstgewerbliche Werkstätte von A. Stotz, Hoflieferant Ihrer Majestäten der Könige von Holland und Rumänien, technisch vollendete Messingbronzen in den Handel. Die Ueberlegenheit begreift sich schon aus der Art der Herstellung. Das Berliner Verfahren, bei welchem, abgesehen von Entfernung der Gußnähte, die Oberfläche rein mechanisch mit auf der Drehbank laufenden Kratzbürsten, Schmirgelscheiben und Polirlappen behandelt wird, paßt namentlich nicht für Figurales. Die Stuttgarter Erzeugnisse sind durchweg handziselirt, eine mühsame und kostspielige Prozedur, welche naturgemäß die Preise um ein Erkleckliches erhöht. Verwendet werden nur Legirungen aus Kupfer und Zink in verschiedenen Mischungsverhältnissen.

Es gibt auch bereits unechtes cuivre poli. In der Fabrikation auf diesem Gebiete gebührt der Ehrenplatz dem Institut für kunstgewerbliche Metallgegenstände von J. P. Kayser Sohn in Crefeld, aus welchem lauter Meisterwerke hervorgehen.

Während der Messingguß bei den Imitationen in der Regel durch Zinkguß, in einzelnen Fällen durch Eisenguß ersetzt wird, besteht bei den Crefelder Fabrikaten die Unterlage aus Britanniametall, welches in Messingformen gegossen wird. Hiebei ergeben sich so scharf ausgeprägte Konturen, wie sie bei Messing- oder Zinkguß selbst durch die sorgsamste Nachziselirung kaum zu erreichen sind. Die Messingformen sind bei der Crefelder Fabrikation die Hauptsache; sie müssen mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit gearbeitet werden und kosten sehr viel Mühe und Geld. Freilich lassen sich aus jeder fertigen Form unzählige Exemplare gießen, die sämtlich gleich schön ausfallen müssen, und jedwede Nachziselirung ist entbehrlich. Deshalb sind die Preise für viele Artikel immerhin so bemessen, daß letztere weiteren Kreisen zugänglich werden. Die als cuivre poli zu verkaufenden Gegenstände werden nach beendetem Guß galvanisch vermessingt. Für andere imitirte Bronzen wird galvanische Verkupferung, Versilberung oder Vernickelung gewählt, oder sie werden in den eigentlichen Bronzeton gesetzt, vergoldet, als Altsilber hergerichtet. Unter Altsilber versteht man den Farbenton, welchen echtes Silber bei längerem Gebrauch durch Einwirkung von Luft und Händen annimmt: dunkleres Grau in der Tiefe, helleres Grau an den erhabenen Stellen. Dieser Ton kann künstlich auf verschiedene Weise, unter anderem durch Einreibung mit Graphit, erzeugt werden. Die Ornamentation ist über alles Lob erhaben. Häufig wiederkehrende Fehler, wie zum Beispiel Unvollständigkeit der Motive, sind mit Glück vermieden. Die Sachen sind teils im Renaissance-, teils im Rokokostil ausgeführt. Ein in meinem Besitz befindlicher, in dem Etablissement von J. P. Kayser Sohn nach Entwurf und Modell von C. Sürig in Idar in cuivre poli angefertigter Krug ist von berückender Schönheit.

In Zinkguß-cuivre poli excelliren H. Andrée junior in Iserlohn und Schuster & Baer in Berlin. Die Andréesche Fabrik bietet eine reiche Auswahl von gezogenen und geprägten Bronzewaren, sowie von feinen Gußwaren. Zwei von mir erworbene Brustbilder aus versilbertem Messingblech — Maria und Jesus — bekunden vornehmlich in Bezug auf Tiefprägung eine höchst anerkennenswerte Leistungsfähigkeit. In cuivre poli werden besonders reich verzierte Portierenstangen, Huthaken und Tischglocken ausgeführt. Bei den letzteren ist der Fuß gegossen, die Schale gepreßt.

Die Lampen- und Bronzewarenfabrik von Schuster & Baer versieht ihre galvanisch vermessingten cuivre poli-Waren mit dunkel eingesetzten (schwarz ausgesparten) Grundflächen. Bei den aus Zink, Eisen und Messing kombinirten Zuggehängen (Hängelampen mit Flaschenzug in sich) befindet sich nicht nur auf den in Zinkguß hergestellten Bassin- oder Vasenkörpern und den Schirmreifen galvanischer Messingniederschlag, sondern auch die Eisengußteile (Arme, Aufzugsketten, Baldachin, Flaschenzugballast) sind in seltener Vollkommenheit cuivre poliartig bronzirt.

Die Firma, welche neuerdings durch die von Professor Dr. Kohn empfohlenen „Gesundheitslampen" die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, liefert übrigens als cuivre poli auch echten Bronzeguß, geschliffen und fein polirt, mit schwarz dekorirten vertieften Flächen.

Glanzmessing läuft, wie alle reinen, das heißt nicht mit Firniß oder Patina überzogenen Kupferlegirungen, an der Luft allmählich an, wird matter und verändert seinen Farbenton, es muß deshalb gleich den messingenen Handleuchtern und Thürgriffen und so weiter von Zeit zu Zeit geputzt werden. Um das Putzen zu vermeiden, können die Glanzmessingwaren mit einem undurchsichtigen Lack bekleidet werden, was bei größeren Gegenständen, wie Kannen, thatsächlich vielfach geschieht. In ganz trockenen Räumen stehende Sachen bedürfen übrigens des Putzens in langen Monaten nicht.

*) Beim Patiniren werden jetzt mancherlei Kunstgriffe angewendet. Hieher gehört die feuille d'or granulée Behandlung, welche bewirkt, daß die höchsten Stellen der Figuren, Haare, Kleiderfalten u. s. w., goldglänzend erscheinen.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Joh. v. Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Fast mehr noch als in den Toiletten der Erwachsenen ist in denjenigen der Kinder gegenwärtig das Vorherrschen des englischen Geschmackes zu bemerken. Die beliebtesten unserer Kindermoden sind den Modellen englischer Magazine entnommen, und während in England selbst — wenigstens für die Toilette, welche die Kinder im Drawingroom tragen — wiederum französische Muster für die eleganteren gelten, wird in Frankreich und Deutschland das Kostüm der englischen Spielplätze und Schulbänke zum ersten Ausdruck der Mode. Das Costume anglais in seinen gefälligen, bequemen, ungezierten Formen überflutet unsere Promenaden und Turnplätze, und da man bei uns zu Lande eine Gesellschaftstoilette des Kindes in dem Sinne, wie dieselbe in England schon von dem zehnjährigen Knaben und Mädchen für seinen Aufenthalt im Salon gefordert wird, nicht kennt, sieht man die Jerseybluse unverkümmert auch in den gesellschaftlichen Bewegungen des Hauses als die bevorzugteste Form getragen. Das Matrosenkostüm ist ja der eigenste Ausdruck der englischen Kindermode. Das Element des englischen Knaben ist das Leben an der Küste, der Umgang mit

Ruder, Segel und Steuer, und schon achtjährige Burschen sieht man in dem blauen Kostüm der Seeleute in großen Kähnen selbständig hinausrudern. Diesen Knaben kleidet der Sailoranzug auch fast ohne Ausnahme. Denn die schon in zartem Alter für ihn beginnende systematische Körpererziehung durch anstrengende Bewegung und Spiele im Freien bringt schlanke,

nervige Burschen hervor, und wenn man dort einmal einen dicken Jungen zu sehen bekommt, so gehört's gewiß zu den Ausnahmen.

Diese Vorliebe für den Matrosenanzug wird nun auch von unseren Knaben geteilt. Sie haben meist noch nie einen Seemann und ein Boot gesehen, und fürchten sich vielleicht noch vor den Gefahren der Waschschüssel, wenn sie schon nach ihm verlangen, und im allgemeinen wird dieses Kostüm, das sich erst für acht- und zehnjährige schlanke Knaben eignet, bei uns viel zu früh getragen. Um den kleinen runden Buben so früh wie möglich als „echten Jungen" zu sehen, läßt man ihn schon im vierten Jahre Tuchhosen und Bluse tragen, deren volle, kurze Form mit dem breiten Querkragen manchen kleinen, niedlichen Liebling einer eitlen Mama zur Karikatur macht. Dieses Miniaturstückchen von Mensch gehört noch in das zierliche Kleidchen der Babies, und soll's a tout prix ein Seemannskostüm sein, dann hat die Mode auch Muster, welche dieses Alter doch nicht um alle Anmut bringen. Diejenigen, welche Wert darauf legen, nicht nur echt englische Anzüge, sondern auch die große Abwechslung ihrer Modelle kennen zu lernen, werden gut thun, sich direkt an englische Magazine zu wenden. Da sieht man wirklich originelle, praktische, strapazen- und wasserdichtige Knabenanzüge, und was diesen Mustern vielleicht an Vierlichkeit gebricht, ersetzt meistens jener eigentümlich vornehme und originelle Chic, welchen der englische Schnitt auch dem größten Flanell- oder Segeltuchstoff zu geben versteht. Solche

Magazine gibt es ja auch auf dem Kontinent, und wer bei uns in Berlin und Wien nicht findet, was er sich für seine Buben an gefälligen, praktischen Mustern wünscht, der lasse sich von Paris Modejournale kommen, das auf dem Boulevard de la Madelaine sein English Warehouse hat, und will er der Quelle noch näher kommen, etwas unmittelbar von John Redfern & Sons in Cowes oder einem der großen Londoner Magazine, welche die Bedürfnisse der vornehmen deutschen Gesellschaft vielfach direkt versorgen.

Das betrifft auch die moderne Toilette der Mädchen, für welche der englische Geschmack nicht minder in Aufnahme gekommen ist. Im geraden Gegensatz zu der lange Jahre tonangebend gewesenen französischen Richtung, welche aus den kleinsten Mädchen getreue Kopien ihrer Mamas und veritable Miniaturdamen machte, hat die englische Mode einem natürlichen Kinderkleide Bahn gebrochen. Mag ja sein, daß auch schon die Zehnjährige in den Stunden, in denen sie die Kinderstube und die Rasenplätze des Lawntennis mit dem Salon vertauscht, dieses naturgemäße, praktische Kinderkleid ablegt und mit Vorliebe zur kleinen „coquetterie" angezogenen Lady wird, für uns sind die Toilettenmuster ihrer Parks, ihrer Schulstuben, ihres sommerlichen Kastenlebens just ebenso wie bei den Knaben die beliebtesten Vorbilder einer allgemein gültigen Toilette. Es wird kaum fehlgegriffen sein und liegt nahe genug, diese Verallgemeinerung des englischen Geschmackes im Anzuge der Kinder mit Bestrebungen der deutschen Kronprinzessin in Zusammenhang zu bringen. Seit jener Zeit, wo ihre unter musterhaft gesunden und natürlichen Grundsätzen erzogenen Kinder in blauen Leinwandkitteln ihre ersten Kindergeschichten gaben und sechsjährige Gäste mit Spitzenjäckern und Babylavaliere in weißer Krawatte empfingen, hat sich in der inneren und äußeren Behandlung des Kindes bei uns ein Umschwung vollzogen, dessen kräftige Impulse zum großen Teil aus dem Familienleben des deutschen Kronprinzenhauses ausgingen. Die Einfachheit und Bescheidenheit der Toiletten, welche für die kronprinzlichen Kinder geliefert wurden, riefen zuerst Verwunderung hervor, bis sie nach und nach maßgebend für den Geschmack der guten Gesellschaft wurden.

Auch die englischen Mädchenkleider verwerfen jeden Schnitt, welcher für die zwanglose und natürliche Bewegung des Körpers, zumal für das Spiel im Freien, unbrauchbar ist. Die erste Bedingung einer Kindertoilette ist, daß sie ihrer Bestimmung angemessen, bequem und gesund sei; erst dann kommt die Frage nach jenen Koketterien, auf welche bei uns eitle Mütter so viel Wert legen, und unter deren Zwang das moderne Kind um

einen großen Teil aller Jugendfreiheit und Kinderlust kommt. Englische Kinder lernen nie die Pontenz kennen, sich mit Rücksicht auf ein Plissee nicht setzen, aus Schonung für einen zarten, dänischen Handschuh am Spiele der Kameradinnen nicht teilnehmen, wegen der fragilen Farbe des neuen Regenmantels nur bei wolkenlosem Himmel ausgehen zu dürfen. Und wo wäre auch das Kind — es wäre denn ein ganz bedauernswert verzogenes und verunartetes Kind — das nicht mit Freuden in den Erdbeerbeeten seiner Volants vergäße und über einer Schmetterlingsjagd seines Hutes und seines Schirms und für eine träge sonnige Stunde im Tennisgarde gern braungebrannte Hände nach Hause brächte! Die englischen Kinder genießen ihre Jugend, und ihre Toiletten dürfen ihnen nie ein Hemmnis sein.

Im Freien werden helle Kleider meist nur von den älteren Mädchen getragen und Waschstoffe auch von diesen nur selten. Der beliebteste Modestoff des Frühjahrs ist der Jersey, daneben eine Anzahl leichter, eleganter Wollengewebe, und spätestens sieht man die Kinder vielfach bunt gemusterte Foulards und Seiden tragen. Wie die englische Mode überhaupt zu lebhaften Nuancen geneigt ist, so sind die Kinderkleider meistens bunt, und man sieht hier sehr viel rote Kleidchen, rote Strümpfe, rote Hüte und Mützen. Auf den Rote Greenaway-Hut, dessen vorspringender Schutzdirm dem kleinen Kopf nicht selten etwas Groteskes gab, wiewohl die Mode seit langem keinen so praktischen Kinderhut gebracht hat, sind die schottischen und bretonischen Mützen in den Geschmack gekommen. Die kleinen Buben und Mädchen verbrennen darunter, aber sie kleiden die Kinder gut. Sind die Kinder noch kleiner, läßt man sie diese Mützen, die für gewöhnlich schwarz oder marineblau sind, rot, crèmefarben oder schottisch tragen. Zu weißen oder crèmefarbenen Toiletten tragen die Mädchen schwarze Strümpfe und schwarze Handschuhe. Um bei den Spielen im Freien Arm und Nacken zu schützen, sind, zumal bei kurzen Aermeln und ausgeschnittenen Kleidern, Halbhandschuhe, welche die Hand nicht einzwängen, aber den Arm bedecken, und Schulterkragen von dänischem Leder gebräuchlich.

Für einzelne dieser Vergnügungen im Freien gibt es ganz besondere, den Bedürfnissen und Anforderungen derselben spezielle angepaßte Toiletten, welche den Sportingkostümen der Großen nachgebildet sind. Schon die kleinsten Mädchen haben ihr Tobing-costume mit Knickerbockers und einem kurzen Rauchjuckrock, der über am Knie festgeknöpftem Beinkleid getragen wird, mit praktischen Vorrichtungen für das Angelgerät, ihren Anzug für den Federball, die Bewegungen des Damenbicycles, die Reitstunde auf dem Pony und die Turnlektionen, welche auch bei den

Mädchen in vielen Häusern einen Teil der bestimmten Tageseinteilung ausmachen. Diese Kindersportkostüme haben auf dem Kontinent, namentlich aber in der eleganten Welt der französischen Chateaux, gleichfalls ein großes Interesse gewonnen, und da, wo der moderne englische Luftstrom andere Gewohnheiten der Erziehung überwunden hat, wo man seine Mädchen nicht in der strengen Tracht der Klosterschülerinnen sehen zu müssen glaubt, um sie für das Leben passend vorzubereiten, sondern sie in jenem Geschmack erzieht, den seine Gegner „die Schule der Garçons" nennen, da ist auch diese Spezialität der englischen Kindermode schon der Ausdruck vollendeten Chics geworden. Daß die gegenwärtige Mode bei uns es versteht, unter Anlehnung an die Muster der Toiletten für Erwachsene der Kindertoilette den Ausdruck der Kindlichkeit und den Vorzug vernunftgemäßer Bequemlichkeit zu sichern, ist also vorwiegend das Verdienst des englischen Einflusses.

Wir streuen diesem Artikel eine Anzahl kleiner Bildchen ein, von denen der größere Teil englischen Mustern entnommen ist, allerdings unter Vermeidung von Toiletten, welche dem allgemeinen Geschmack auffällig erscheinen könnten. Das kann uns aber nicht hindern, jene Mütter, welche in Bezug auf ihre Kleinen vor einer kleinen Absonderlichkeit, einem etwas exotischen und auffälligen Anstrich nicht zurückschrecken, auf die große Abwechslung origineller englischer Kindertoiletten hinzuweisen, welche ihnen in den Modebildern der tonangebenden Londoner Magazine zur Verfügung stehen.

Ist man dort also für das Kind bezüglich seines Anzuges im allgemeinen, ohne jede andere Rücksicht als diejenige, daß seine Toilette gesund, bequem und zweckentsprechend sei, und schafft unter diesen Gesichtspunkten zuweilen auch eine Mode, die sich vom Auffallenden nicht immer frei hält, so tritt mit dem Zeitpunkt, wo ein junges Mädchen »out« ist, eine außerordentliche Subtilität in ihrer Toilette ein. Wir sprechen nicht von

Typen aus unseren Lieblingsopern.

Nach Skizzen von E. M. Vacano.

Der Freischütz.
Samiel. „Eins — zwei!"

Die Zauberflöte.
Die drei Damen. „Stirb, Ungeheuer!"

La Traviata.
Ninetta, die treue Dienerin, welche am Fußende des Bettes der Traviata (letzter Akt) wacht.

Lohengrin.
Herzog Gottfried, welcher aus den Fluten steigt, nachdem der Schwan verschwunden ist.

Die Stumme von Portici.
Die Hellebardiere, welche Fenella drohend von den Kirchenstufen fortweisen.

Der Troubadour.
Der Scherge, welcher Manrico zum Schafott führt (leise): „Seien Sie nicht böse, Herr von Fetter, wenn ich Ihnen unsanft anfasse, aber der Herr Regisseur will's!"

Martha oder Der Markt zu Richmond.
Der Friedensrichter (laut für's Publikum):
„Ward das Handgeld angenommen,
Mag der Magd kein Weigern frommen!"
(Leise für sich: „Herrjeh, ich möchte man nur wissen, was die Leute so zu prahlen und zu kichern haben da drauten! Doch nich über mir! Und ick soll nächstens den Dong Schwang singen ... Wenn's nur der Olle nich merkt!"

Lucia von Lammermoor.
Der Bräutigam Arthur. Gewöhnlich erstes Debüt eines jungen Tenoristen. Höchstes Lampenfieber! Jede einzelne, zierlich gekräuselte Locke sträubt sich, der angeklebte Bart wackelt, die Handschuhe sind zu groß; das Schwert kommt zwischen die Beine, die sich zu Pfropfenziehern zerzittern. Ein Jammerbild eines Bräutigams!

Die Hugenotten.
Die Choristin, welche im ersten Akt im Hintergrunde als Valentine über die Bühne geführt wird.
Wie dann die wirkliche Primadonna Valentine im zweiten Akt erscheint.

Unbefangener Herr im Parket: „No, hat der aber der Zwischenakt gut angeschlagen!"

Digitized by Google

Ausnahmen, die gibt es überall, ja, es mag zugegeben werden, daß England an solchen Ausnahmen vielleicht besonders reich ist, handelt es sich aber um den allgemeinen Eindruck, so muß eingeräumt werden, daß die junge Dame nirgends wieder von so strenger Abneigung gegen alles Auffallende in der Toilette ist, als hier. Wir sprechen natürlich von der guten Gesellschaft, von der Welt der Erzogenen. Das Genre der lady of the period, das ist derjenigen, welche jeder auftauchenden Excentrizität des Tages huldigt, ist nirgends verpönter als in England. Die wirkliche Dame kennt nichts Unfeineres, als sich conspicuous zu machen und aus dem Rahmen vornehmer Anspruchslosigkeit herauszutreten. Zu dieser Auffassung wird jedes junge Mädchen in der Gesellschaft erzogen, und die Pariser Modeschneider bestätigen, wie schwierig sich Extravaganzen der Mode in der Londoner Gesellschaft einführen lassen.

Unsere Bildchen geben zwei Toiletten, welche die Mode für das eben erwachsene junge Mädchen gedacht hat. Die eine ein young lady's home-dress, von Uni und gestreiftem Stoff und in seiner großen Einfachheit besonders anmutigem Arrangement, die andere eine Toilette für den afternoon dance. Die Mode, mit dem beginnenden Frühjahr die kleinen und intimeren Tanzgesellschaften auf vorgerückte Tagesstunden zu verlegen, ist in der englischen Gesellschaft sehr beliebt, und auch in Paris tanzt man nach diesem Muster im Mai und Juni noch mit derselben Leidenschaftlichkeit wie auf den winterlichen Festen. Die Toiletten dieser modernen Tanzgesellschaft bei Tage, die trotz ihres einfacheren und intimeren Charakters meist alle Chicanen des Balles, bis zu den raffinirtesten Cotillonüberraschungen herab, beibehält, ist meist nur ganz einfache Gesellschafts-, häufig auch nur Promenadentoilette mit Hut. Nur die ganz jungen Mädchen, die Novizen des Tanzes, pflegen gern dekolletirte Gesellschaftstoilette in bescheidenem Schmuck von Blumen und ohne Hut zu tragen. Dieser Blumenschmuck garnirt dann aber nur die Toilette; das Haar jedenfalls nur sehr bescheiden und kunstlos. Junge Frauen tanzen fast immer im Hut, und diese reizenden und koketten Ballhüte, aus dem zartesten und duftigsten Material der Mode hergestellt, sind das Anmutigste und Graziöseste, was Geschmack und Caprice ersinnen können.

An Umhängen hat die moderne Kindertoilette gleichfalls sehr verschiedene Formen. Die Paletots der Knaben und Mädchen zeigen vielfach den zwei- oder dreifachen Schulterkragen. Kleine Kautschukmäntel (englisch Gossamers) sind eine bevorzugte Konfektion für die Reise und den Strand. Lange, capuchonirte Pelissiers von breit gestreiften bunten Flanells und Cheviots dienen derselben Bestimmung. Die kleineren Mädchen tragen über bauschigem Gilet von Spitze oder farbigem Surah vielfach offene, zierliche Jäckchen von den verschiedensten modernen Sommerstoffen, vorzugsweise gestreiftem Jersey passend assortirter Farben. Aeltere Jahre gefallen sich in der Visite und dem Mantelet, was dem lieben, kleinen, schlanken Backfisch einen so ersehnt fertigen und damenhaften Anstrich gibt, wie es Jaquette und Paletot nicht immer vermögen. Auch das Fichu in seinen vielfachen und meist überaus anmutigen Formen gehört diesen Jahren. Der dafür modernen Stoffe gibts zahllose; zu den neuesten gehört ein geperltes Netzgewebe, das von großer Leichtigkeit und Luftigkeit und großer Eleganz ist.

Auch hier bietet die englische Mode die gesuchtesten Modelle, namentlich in den für die praktischen Bewegungen des Reiselebens in der sommerlichen Ferienzeit zweckmäßigen Konfektionen.

Den Ruf, schön und elegant zu sein, haben die englischen Umhänge nie gehabt, aber zweifellos denjenigen, zumal auf der Reise, außerordentlich gewürdigt zu werden.

Das Neumondgebet.

(Siehe das Bild S. 708.)

Wir haben bereits in Band 55, Nro. 28 ein Bild des Malers Hermann Junker gebracht, der in unmittelbarem Anschluß an Oppenheim das Leben der modernen Juden ungefähr im Anfang dieses Jahrhunderts in seinen verschiedenen Erscheinungen festzuhalten und malerisch zu gestalten sucht. Wir bringen jetzt ein zweites dieser Bilder: „Das Neumondgebet“ am Ende des Jom Kippur, des Versöhnungsfestes. Der Ort ist die alte Judengasse zu Frankfurt a. M. mit der damaligen Synagoge zur Linken. Ueber den Häusern zur rechten Seite erscheint der Mond, zu dem die in Gruppen betenden Greise, Männer und Kinder gewendet stehen, den Segen sprechend: „Gelobt seist du, Herr, unser Gott, du König der Welt, der du mit dem Wort und mit dem Geist deines Mundes den Himmel und all sein Heer erschaffen hast, und hast ihnen Gesetz und Zeit vorgeschrieben, was ihnen zu thun obliegt, daß sie sich nicht verändern, sondern sich Gottes, ihres Schöpfers, der ein rechter Werkmeister ist und dessen Werke wahrhaftig sind, Willen gemäß erzeigen. Er hat den Mond sich erneuern heißen, welche Erneuerung allen denen, so im Mutterleibe getragen werden, eine schöne Krone und Zierde ist, daß sie auch wie der Mond erneut werden und ihren Schöpfer loben und erheben wegen seines mächtigen und herrlichen Reiches. Gelobt seist du, Herr, der du die Neumonde erneuerst. Gelobt sei dein Schöpfer, gelobt sei, der dich gemacht, gelobt sei dein Former, gelobt sei dein Schöpfer“ &c. An dem Eingange der Synagoge, aus deren Fenster mattes Licht hervorbricht, seitwärts an der Mauer, sieht man den eingehauenen Stern, gegen welchen der Bräutigam nach geschehener Kopulation ein Glas Wein werfen mußte, mit der hebräischen Inschrift, welche bedeutet: die Stimme der Freude und die Stimme der Fröhlichkeit; die Stimme des Bräutigams und die Stimme der Braut. Da inmitten der Scene lehnt sich betend ein Greis im Sterbegewande an den stattlichen Sohn, mit der herabgebrannten Kerze in der Hand. Knaben im Vordergrunde, eine betende Gruppe bildend, lesen bei dem Licht ihres Kerzenrestes aus dem Gebetbuche des Tages den Segen ab, freilich nicht mit der Andacht der Alten; sie haben die Säcke bei sich, in welchen die Gebetmäntel der Väter sich befinden. Eine personenreiche Gruppe, von dem Mondeslichte des Mondes und dem in Händen gehaltenen Licht übergossen, zieht sich die Straße entlang dem Hintergrunde zu. Unter diesen sind die Porträtfiguren von Moses Mendelssohn, Konzert, James von Rothschild, Vorsänger Popper und dem verdienstvollen Gemeindeanwalt Eliot Ullmann. Im Schatten an der rechten Seite des Vordergrundes erscheint eine Frau, die Sterbekleider teilweise mit einem Shawl verdeckt, ein kleines Mädchen abwehrend, welches sie an der Hand führt und das neugierig sich herzudrängen will.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Wilhelm Walloth nennt seinen in Leipzig bei W. Friedrich** erschienenen Roman „Paris, der Mime“ einen realistisch bildenden Roman. Mit dem Wort Realismus wird jetzt viel Unfug getrieben. Jedes wahre, wirkliche und echte Kunstwerk muß bis zu einem gewissen Grad realistisch sein, und wenn diese Grenze überschritten, so verletzt es die ewigen Gesetze der Kunst. W. Walloth scheint in dieser Geschichte eines römischen Tänzers zur Zeit Domitians geglaubt zu haben, recht realistisch zu verfahren, wenn er widerwärtige Scenen wie Bacchanalien mit ihren üblen Folgen sehr eingehend und drastisch ausmalt. Diese Schilderungen werden jeden abstoßen; im übrigen finden wir nicht, daß der Realismus in der Auffassung des Geschichtlichen, in der Wiedergabe der Charaktere und in der Fabel selbst anders ist als bei den antike Stoffe behandelnden Romanen, deren Autoren das Wort Realismus nicht besonders pointiren; den pronuncirten Realismus jedoch in der Ausmalung bedenklicher und unästhetischer Scenen halten wir für einen Fehler. Diese Einschränkung vorausgeschickt, müssen wir den Roman Walloths als ein kraftvolles und plastisches Bild römischen Lebens zur Kaiserzeit anerkennen. Die Figuren des Helden, seiner Mutter, des Kaisers selbst, der schauspielerischen Kaiserin, der lieblichen Lydia, des Zwerges Antenius, all dies sind lebensvolle, wahre Gestalten, vortrefflich im Geiste der Zeit aufgefaßt und mit großer Feinheit ausgearbeitet; auch der Gang der Handlung mit dem unheimlich düstern Ende des Tänzers, der sich in die Intrigue mit der Kaiserin einläßt, um den Kaufpreis für eine schöne Sklavin, die er liebt, zu erhalten, ist ganz im Sinn und Geist jener Zeit. Auch dieser Roman Walloths gehört zu den besten Erzeugnissen unserer Tage, die sich mit jener wilden, wüsten und doch so raffinirten antiken Periode beschäftigen. Jedoch gegen jenen Realismus, der uns in gewissen Partien des Buches aufgedrängt wird, müssen wir im Interesse des guten Geschmacks und des Anstandes protestiren.

— **Von J. J. Honeggers gediegenem Werke: „Allgemeine Kulturgeschichte“** (Leipzig, Weber) ist jetzt der zweite Band, „Die Geschichte des Altertums“, erschienen. Ein so gewissenhafter Forscher und Darsteller wie der schweizerische Gelehrte arbeitet nicht schnell, und dennoch wurde von allen Freunden dieses groß angelegten und tief durchdachten Werkes die Fortsetzung mit Sehnsucht erwartet. Der Autor erfüllt nun aber auch die Hoffnungen, welche man auf diese Geschichte gesetzt hatte, in immer weiterem Umfange, je mehr sein Werk fortschreitet, und dieser Band, der die Römer, Griechen, Juden, die Aegypter und Ostasiaten behandelt, weist eine staunenswerte Reichhaltigkeit des Materials in erster Linie auf, dann erfreut nach diesem Sammelfleiß die lichtvolle Klarheit des Vortrags. Honegger hat stets große Gesichtspunkte und zieht mit äußerstem Scharfsinn seine Konsequenzen. Wenn wir an diesem Werke etwas bezeichnen sollen, was nicht ganz unsere Billigung hat, so ist dies die zu große Kürze und Gedrängtheit des Stils, die manchmal den Genuß der Lektüre stört und gerade doch interessante Partien dieser Kulturgeschichte trocken erscheinen läßt. Man muß hier sozusagen erst den rauhen Kern durchdringen, um zu der köstlichen Frucht zu gelangen, das ist aber etwas Individuelles, und der Autor wird schwerlich durch unsere Aussetzung von seinem Darstellungsprinzip, den größten Reichtum in der schlichtesten und einfachsten Form darzubieten, abzubringen sein. Wir müssen eben dieses Juwel in der simplen, strengen Fassung hinnehmen. Ein Edelstein bleibt diese Kulturgeschichte immer.

Bildende Künste.

— **Von der Beteiligung der deutschen und ausländischen** Künstlerschaft an der Ausstellung in Berlin wird folgendes bekannt: Die Berliner Künstlerschaft hat etwa 600 Gemälde eingeliefert, welche noch dem Urteil der Jury unterliegen. München wird durch etwa 200, Düsseldorf durch etwa 150, Dresden durch etwa 60, Weimar durch etwa 40 Bilder Vertretung haben. Aus den übrigen Teilen des deutschen Reiches sind etwa 160 Gemälde eingetroffen. Der österreichisch-ungarischen Kunst ist ein eigener Saal eingeräumt worden, woselbst etwa 200 Gemälde Aufstellung finden werden. Der würdigen Vertretung der fremdländischen Kunst wurde vom Senat der Akademie besondere Fürsorge gewidmet. So wird England zum erstenmal in Berlin in einer geschlossenen Gruppe ausstellen und zwar 60 Künstler mit etwa 150 Werken; unter diesen begegnen wir den gefeierten Namen Sir Millais, Sir Leighton, Orchardson, Poynter, Sir Gilbert, Sir James Linton, Alma-Tadema und H. Herkomer. Die italienische Abteilung wird etwa 40 Gemälde umfassen. Einer gleichen Anzahl von Gemälden, die zum Teil dem Museum und der Nationalgalerie zu Madrid entnommen sind, wird man in der Gruppe der spanischen Künstler begegnen. Die in Paris gegebene Anregung zur Beschickung der Jubiläumsausstellung hat nicht das erhoffte Entgegenkommen gefunden; die Ausstellung wird daher auch nur von Deutsch-Franzosen gesandte Werke enthalten, die sich in der Zahl auf etwa 30 belaufen. Zu hoffen ist, daß auch Munkacsys vielbesprochenes neuestes Werk: „Mozarts letzte Augenblicke“, wenigstens vorübergehend der Ausstellung angehören wird. Belgien wird etwa 60 Bilder, Holland 30, Dänemark 20 und Schweden eine gleiche Anzahl aufweisen; außerdem ist von St. Petersburg eine Sendung von etwa 30 Oelgemälden unterwegs. Zieht man die Summe dieser ungefähren Zifferschätzung, so erhält man eine Vertretung der deutschen Kunst mit etwa 1200 Gemälden und des Auslandes mit etwas über 400 Bildern. Diesen gesellen sich etwa 200 Aquarelle, 180 Architekturdarstellungen und 200 Skulpturwerke hinzu, so daß die Ausstellung — abgesehen von den Gemälden und plastischen Bildwerken, welche einen Bestandteil der historischen Ausstellung ausmachen, sowie von den Werken der Kleinkunst und der dekorativen Abteilung — im ganzen 2140 bis 2200 Erzeugnisse der Kunst enthalten dürfte.

— **Gelegentlich der Terrainarbeiten an der Sekundärbahn in Altkirch** wurde ein antiker Frauenkopf von entzückender Schönheit zu Tage gefördert. Es ist eine Steinbüste, und der Helm, der auf hoher edler Stirn und sorgfältig geordnetem Haarschmuck ruht, charakterisirt sie als Minerva, die Schutzgöttin Roms. Neben ihr fand sich ein Bronzekopf. Die überlebensgroße Büste, nur an der Nase leicht beschädigt, hat in einem anstoßenden Garten Aufstellung gefunden.

— **Recht sorgsam in Farbendruck ausgeführte lebensgroße Brustbilder des Kaisers und des Kronprinzen** hat der Kunstverlag der Hofbuchhandlung Herm. J. Meidinger in Berlin als Seitenstücke zu den in demselben Verlag und in gleicher Ausstattung erschienenen Bildnissen Bismarcks und Moltkes herausgegeben. Die Besitzer der letztgenannten Bilder werden auch die neuen willkommen heißen, die bei ihrer guten Ausstattung und ihrem billigen Preis (3 Mark pro Blatt, quadratmäßig auf starken Karton aufgezogen) auch zahlreiche neue Freunde finden werden.

Musik.

— **Franz Liszt wurde während seiner Anwesenheit in London** auch vom deutschen Verein für Kunst und Wissenschaft eine Ovation bereitet. Er wurde zum Ehrenmitglied ernannt und ihm zu Ehren ein Diner veranstaltet, welchem ein Konzert mit ausschließlich Lisztschen Kompositionen folgte. Der greise Meister war von den ihm dargebrachten Ovationen, wie von der Ausführung seiner Schöpfungen, in gleichem Maße hoch erfreut und revanchirte sich, indem er sich unter stürmischem Applaus an den Flügel setzte und die Anwesenden (circa 500) durch den Vortrag des „Frühlingsglaube“ von Schubert-Liszt und des momento capriccioso von Weber geradezu bezauberte.

— **Jules Massenet, der fruchtbarste und erfolgreichste französische Tondichter** der Gegenwart, beschäftigt sich wieder mit einer neuen Oper. Der Text zu derselben wird von seinem literarischen Mitarbeiter Millet geschrieben und hat Goethes Roman „Die Leiden des jungen Werther“ zur Unterlage. Mit dieser Stoffwahl folgt Massenet dem Beispiel seines Lehrers Ambroise Thomas, für dessen Oper „Mignon“ bekanntlich „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zum Vorwurf gedient haben.

— **August Wilhelmj beendet soeben in Konstantinopel eine** Konzertcampagne, während welcher der deutsche Künstler in circa vierzig Städten Rußlands mit ganz ungewöhnlichen Erfolgen seine Geige erklingen ließ. Als besonderes Verdienst erwächst ihm daraus, daß er daselbst die unsterblichen Werke unserer großen deutschen Tondichter: Beethoven, Mendelssohn, Joh. Seb. Bach, Wagner &c. vornehmlich interpretirte, somit wieder im fernen Auslande für die Ehre der deutschen Kunst gewirkt hat. Von besonderem Interesse ist es, daß dieser künstlerische Triumphzug in Konstantinopel seinen Abschluß findet, woselbst unser berühmter Landsmann vor dem Sultan in dessen Palais zu spielen eingeladen wurde. Bekanntlich ist der Sultan selbst sehr musikalisch und komponirt mit vielem Geschick. Von Konstantinopel wird sich Wilhelmj geradewegs nach seiner Besitzung bei Biebrich-Mosbach am Rhein begeben.

Bühne.

— **Noch in keinem Jahre ist der Reigen, den die Musen gegen** das Ende der theatralischen Saison um das goldene Kalb aufzuführen gezwungen werden, in einen so toll bacchantischen Wirbeltanz ausgeartet wie diesmal. Es ist kein Wunder, wenn dem, der entweder aus Beruf oder aus unwiderstehlicher Neigung diesem Strudel sich überläßt, dabei die Sinne vergehen. Eine Neuheit jagt die andere, und leider ist das Ergebnis beim Durchsieben dieses Segens ein recht unbefriedigendes. Es bleibt wenig zurück, was Wert hat. Von den in jüngster Zeit in Berlin aufgeführten Neuheiten muß des Grafen Schack „Timandra“ im Schauspielhause zuerst erwähnt werden, ein achtbares Trauerspiel, welches des Pausanias Abfall und Verrat an Sparta behandelt und echte Dichterkraft beweist, wie es auch in der Form den vornehmen Stil des Idealdramas bewahrt. Das k. Schauspielhaus, das immer bereit ist, dem Idealismus, der anderweit vergebens anpocht, seine Pforten zu öffnen, hat auch in diesem Fall einem Dichter durch die Aufführung seines Werkes eine ehrende Huldigung erwiesen, der bisher über zu geringe Würdigung zu klagen hatte. Aber einen Dienst hat es dem Publikum damit nicht erwiesen, weil das Stück durchaus kalt ließ wie alle diese marmornen Nachbildungen der Antike. So ist denn das Stück, das in recht guter Aufführung geboten wurde, schon nach wenigen Wiederholungen dem Gesichtskreise derer, die in der Gegenwart zu leben gewohnt sind, entschwunden. — Das Deutsche Theater hat einen glücklichen Griff mit der Aufnahme von Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ gethan, das, mit den besten Kräften dieser Bühne besetzt, in ausgezeichneter Gestaltung zu neuem Leben erweckt wurde und ein lebhaftes Interesse erregte. Aber fast scheint es, als ob auch ihm die Beständigkeit gemangelt hat, denn die Parole lautet immer noch: „Der Trompeter sitzt“ und das Feldgeschrei „Don Carlos“ und „Romeo und Julia“ mit Kainz, der die große Zugkraft dieser Bühne geworden ist. — Eine Neuheit: „Die Liebesbotschaft“ von Alvin Rheinisch, einem aus Oesterreich eingewanderten begabten Schriftsteller, der das Feuilleton der „Berliner Börsenzeitung“ redigirt, hat es nur zu einem halben Erfolge zu bringen vermocht, weil nach zwei recht unterhaltenden Akten zwei weitere folgten, in denen sich die Kraft des Verfassers auf interesselose Nebendinge verzettelte. Der Stoff war eben nicht ausgiebig genug, um die Handlung für einen ganzen Abend zu liefern. Denn daß eine Opernsängerin, die ein gewissenloser Theateragent nach Petersburg an ein Nachtcafé verschachert, Himmel und Erde in Bewegung setzt, um aus der unwürdigen Sklaverei befreit zu werden, und dabei von den Mitgliedern der Botschaft, die sie um Hilfe anruft, aufs eifrigste umworben wird, sich schließlich als eine Baronesse entpuppt und einen der Sekretäre heiratet, welcher sie schon in Berlin, ohne ihren Namen und Stand zu kennen, aus der Ferne angeschwärmt hat, ist am Ende doch nur ein Roman, in dem wenig dramatische Spannung liegt. Der feingeformte Dialog und einige hübsch gezeichnete Lustspielfiguren bewiesen ein Talent von höherer Veranlagung, das jedoch erst allmählich zur Künstlerschaft heranreifen wird. Die Berliner kritischen Kollegen des Verfassers haben ihn gegen Gewohnheit äußerst glimpflich behandelt. Aber damit ist das Stück doch nicht zu retten gewesen, so gut es auch gespielt wurde, besonders von Höcker in der Rolle des Botschafters und von Sommerstorff in der eines Attachés. Beide Darsteller — Künstler ersten Ranges — lieferten Gestalten von feinster Charakteristik. Zum Schluß aber ertönte dennoch das verhängnisvolle Zischen, das einer Novität in Berlin immer das Lebenslicht ausbläst. — Auch das Wallner- und das Residenztheater haben die unheilvolle Bedeutung dieser Höllenmusik in den letzten Tagen von neuem verspüren müssen. Dort wurde ein älterer Schwank des ewig lustigen und nie verlegenen L'Arronge: „Die Spielkasse“, hier ein Schauspiel von V. Thal nach einem ungenannten französischen Original unter dem Titel: „Die Dummköpfe“ bei sehr erbarmungslosen Grabesklängen bestattet. „Die Spielkasse“, die von einem Berliner Schriftsteller Namens Gerstmann übertragen und, leider mit bösen Berliner Kalauern garnirt, vorgesetzt wurde, ist keineswegs ein so mißratenes Stück, wie man glauben möchte. Indessen macht es den Eindruck der Altmodigkeit und Vollblüterhaftigkeit. Dieser Umstand und die deutsche Verdüsterung haben die kritische Geduld zum Platzen gebracht. Das Wallnertheater, dem trotz aller Anstrengungen immer noch nicht die Sonne des Glücks leuchten will, hat infolge dessen rasch entschlossen, zu älteren Schwänken gegriffen und zunächst den „Raub der Sabinerinnen“ von den Gebrüdern Schönthan, hierauf die vor Jahr und Tag lange Zeit im Belle-Alliance-theater gegebene Posse von Jacobson: „Ein gemachter Mann“ (wie der Berliner witzelt: Das neueste Komposit) wieder hervorgesucht. Noch resoluter ging der eifrige und rastlos thätige Direktor Anno vom Residenztheater zu Werk. Als das obengenannte Schauspiel — ein echtes Vorstadtstück, das mit grobem Pinsel und mit grellen Farben aus einem Kriminal- und Schwindlergemälde, wie sie die Pariser Chronik massenhaft liefert, nicht ohne Raffinement und Routine, stellenweise sogar mit künstlerischem Ansatz im Dialog zurecht geflickt wurde — einen Abfall erlitt, ließ es der Direktor unmittelbar nach dem Fallen des Vorhanges vom Repertoire absetzen und wandte sich zu der immer noch zugkräftigen „Frau Doktor“ zurück: ein Fall, der beinahe als Unikum dasteht und von einer thatkräftigen Selbstverleugnung zeugt, die in den literarischen Kreisen völlig verblüfft hat. — Eine neue Oper, die nur erst in Köln aufgeführt worden ist: „Johann von Lothringen“, von dem Pariser Komponisten Joncières, übersetzt von Ferd. Gumbert, hat im k. Opernhause einen recht günstigen Erfolg erzielt. Sie wird als melodiös, gefällig und einschmeichelnd anerkannt und dürfte auf lange Zeit hin die Hauptanziehung für diejenigen bilden, die leichte Grazie und Innigkeit von der Musik verlangen.

— Im Stadttheater von Augsburg hat am 10. April eine sehr interessante Premiere stattgefunden. Vor einem geladenen, meist aus literarischen Kreisen kommenden Publikum wurde (in Deutschland überhaupt zum erstenmal) das Familiendrama „Gespenster“ von Henrik Ibsen aufgeführt. Für das kühne Experiment, das gewaltige Werk den deutschen Bühnen zu erobern, muß man — so wird geschrieben — dem Leiter der Bühne, Direktor Große, alle Anerkennung zollen. Die Wirkung dieser revolutionären Schöpfung, welche mit eherner Stimme den Grundsatz verficht, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, ist eine gewaltige, denn all die herben und trostlosen Wahrheiten, welche uns da mit kühnem Mut entgegentreten, bohren sich mächtig in Sinn und Herz. Die Aufführung, welche seitens aller Darstellenden eine überaus gelungene war, gestaltete sich zu einer glänzenden Ovation für den anwesenden Dichter.

— Einen vorzeitigen Heiterkeitsabschluß fand kürzlich Nicolais Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ im Theater zu Chicago. Es war im letzten Akt, in dem reizenden Terzettino zwischen Falstaff und den beiden Frauen, als die letzteren, von Falstaffs Armen umschlungen, ihm plötzlich unbeabsichtigt eng an die lied glühende Brust sanken. Gleichzeitig brach das Publikum in ein unbändiges Gelächter aus und man sah den edlen Ritter John Falstaff plötzlich ganz dünn und mager werden, so daß die Kleider um ihn schlotterten wie um einen Kleiderstock. Das Gummikissen, das die Stelle des Schmerbauchs vertrat, war im Eifer des Spiels geplatzt, und die Wirkung war eine so überwältigend komische, daß die Sänger vor Lachen nicht mehr singen, das Orchester nicht mehr spielen konnte und unter homerischem Gelächter des Publikums der Vorhang fallen mußte.

— Eine bezeichnende Illustration der Gagenverhältnisse vor 100 Jahren bietet ein Brief, den der berühmte Schauspieler Unzelmann aus Frankfurt a. M. an die Direktion des k. Hof- und Nationaltheaters in Berlin richtete. Unzelmann sollte mit seiner Frau, der hochbegabten und nachmals so berühmten Friederike Unzelmann-Bethmann, geborenen Flittner, engagiert werden, und im Laufe der Unterhandlungen schreibt er: „Madame Unzelmann wünscht unter allen Umständen in ‚Nina‘ zu debütiren, und ich bitte daher ganz gehorsamst, dies Stück für unsere Ankunft aufzuheben. ‚Don Carlos‘ und ‚Betrug durch Aberglauben‘ will ich hier abschreiben lassen und mitbringen, nur das Geld vor den Kopisten möge man so gnädig seyn zu besorgen. Meine und meiner Frau Gagenforderung muß ich aber, obwohl es Ihnen etwas hoch dünken möge, auf 24 Thaler wöchentlich festhalten, was demnach 1248 Thaler vor das Jahr betragen würde. Dafür will ich aber auch das gute und neue Opern und Stücke, die Sie dort nicht haben, spaaren, daß ich sie ohne Kränkung meiner Ehre mitbringen kann.“ Der Kontrakt für beide Eheleute wurde schließlich mit 22 Thalern wöchentlich ratifiziert.

— Nach einer vom Antwerpener „Précurseur“ (?) gemachten Zusammenstellung haben in der diesmaligen Wintersaison in Belgien nicht weniger als 31 Theater geschlossen werden müssen. Nur ein einziges größeres Theater geht ohne Fallissement aus der Wintersaison hervor: das königliche Theater zu Lüttich, das zwar auch schlechte Geschäfte gemacht, aber sich doch wenigstens gehalten hat. Der Kommunalrat hat dem dortigen Theaterdirektor in seiner letzten Sitzung im Hinblick auf den durch die Unruhen geringen Theaterbesuch einen Extrazuschuß von 9000 Franken bewilligt.

Kultur und Wissenschaft.

— Bekanntlich heißt in Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ Jung Werners Angebetete Margarethe, während sie in der gleichnamigen Oper von Neßler den Namen Maria trägt. Nun hat jüngst ein Hallenser Student den Textdichter dieser Oper, Geheimrat Bunge in Köthen, um den Grund dieser Namensänderung brieflich befragt. Dieser sendete dem Studenten ein verbindliches (?) Antwortschreiben, welches besagt, daß auf dem Kirchhofe von Säkkingen, in welchem alle Angehörigen des freiherrlichen Geschlechtes von Schönau ruhen, auch ein Leichenstein zu finden ist, welcher folgende Inschrift trägt: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein Trompeter war, und seine Eheliebste, Maria Ursula, geb. Freiin v. Schönau.“ Die Inschrift besage weiter, „daß Beid' auf Erden schon den Himmel hatten, und daß nach kurzem Witwenleid Marie ins Grab gefolgt dem Gatten“.

— Einen vergessenen Dichter des elften Jahrhunderts, der allerdings leider nicht deutsch, sondern lateinisch geschrieben, hat Professor Joh. Huemer in Wien in einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek wieder aufgefunden. Es ist das Warnerius aus Basel; sein Werk heißt »Synodicus«. Verfasser und Gedicht waren einst berühmt, gerieten aber allmählich in Vergessenheit, so daß die Litterarhistoriker des Mittelalters gar nichts mehr darüber sagen. Das Gedicht wird demnächst in den „Romanischen Forschungen“ (Erlangen, bei A. Deichert) erscheinen.

— Der Codex aureus zu Trier wird vervielfältigt werden. Der Rheinische Verein für Geschichtskunde ersuchte die dortige Stadtverwaltung um Ueberlassung des kostbaren Dekels an die Universitätsbibliothek in Bonn für die Zeit von drei Wochen und auf weitere sechs Wochen an die Reichsdruckerei. Die Handschrift enthält bekanntlich neben den vier Evangelien eine Konkordanz, mit Goldtinte auf Pergament geschrieben. Der sehr wertvolle Einband trägt die mit Gold und Edelsteinen reich verzierten Symbole der vier Evangelisten, während in der Mitte ein ungemein großer, mit Brustbildern verzierter Onyx glänzt. Das Werk zählt zu den schönsten Ueberresten der karolingischen Zeit. Mit größter Bereitwilligkeit ist die Stadtverwaltung auf das Gesuch eingegangen, da sie mit dem Bibliothekar der Ansicht war, daß solche Vervielfältigung eine nationale That von hoher wissenschaftlicher Bedeutung sei.

— Nach der „New-Yorker Handelszeitung“ sollen in der Nähe von Cartersville, Georgia, Nordamerika, auf dem sogenannten Tumlin Mounds infolge von Ueberschwemmung Teile von menschlichen Skeletten bloßgelegt worden sein, deren einige, ihrem Umfang nach zu urteilen, Menschen von wenigstens 14 Fuß Höhe angehört haben müßten. (?) Auch andere Funde von archäologischem Interesse sind in dortiger Gegend gemacht worden, und ein Repräsentant des Smithsonian Instituts in Washington ist mit Sammlung und Prüfung der entdeckten Altertümer beschäftigt.

Industrie, Handel und Verkehr.

— Als Ersatz des immer teurer werdenden Gummiarabicum wird das westindische Kajugummi vorgeschlagen. Die Kajubäume finden sich nicht nur auf der Insel Aruba, sondern in außerordentlicher Menge auch auf St. Martin, wo sie in dem feuchten, sandigen Boden zwischen den Bergen und dem Meere gut gedeihen. Auf St. Martin wird dieses Gummi in solchen Massen gefunden, daß es dort als Zusatz zum Tünchkalke dient, um ihm genügende Kohäsion zu geben; Thüren, Fensterladen, alles äußere Holzwerk wird mit solchem Kalke getüncht, dem irgend ein Farbmaterial zugesetzt wird. Das Haarlemer Kolonialmuseum empfiehlt die Kultur des Kajubaumes (Anacardium occidentale) wegen des großen Handelswertes des Kajugummis in Ost- und Westindien. In Westindien wachsen diese Bäume wild, in Ostindien gedeihen sie sehr gut.

— Bei dem letzten in Edinburg abgehaltenen Jahresbankett der Fischhändlervereinigung in Edinburg und Leith wurde Mitteilung über ein neues Verfahren zur Konservirung der Fische gemacht, das von Rich. A. g. Roosen aus Hamburg erfunden worden ist und eine große Zukunft zu haben scheint. Eines der besten antiseptischen Mittel für Konservirung von Fischen und Fleisch ist ohne Zweifel die Borsäure, die vollständig harmlos ist und Tag für Tag in Mengen von 15 Gramm und mehr genommen werden kann, ohne daß dadurch für die Konstitution des Körpers die geringste Gefahr entsteht. Um nun eine vollständige Erhaltung der Fische zu erzielen, werden Stahltonnen verwendet, die man zum dritten Teil mit Seewasser füllt, in welchem die antiseptische Mischung aufgelöst ist. Nach dem Füllen der Tonne mit Fischen wird das Spundloch verschlossen und eine Druckpumpe angestellt, welche noch ein weiteres Quantum Wasser in die Tonne hineinpumpt, während die Luft durch ein Loch, das später hermetisch verschlossen wird, entweicht. Ehe man das Ventil schließt, wird der Inhalt der Tonne einem Druck von sechs Atmosphären unterworfen, welcher bewirkt, daß die antiseptische Lösung rasch und vollständig alle Fische durchdringt, die, weil die Luft keinen Zugang zu denselben hat, ihren vollen Nahrungswert und ihre Güte behalten. Es dringt kein Blut aus den Fischen und bildet sich auch keine Lake; vielmehr bleibt die Lösung völlig klar und rein. Proben hat auf diese Weise Hammelfleisch 33 Tage aufbewahrt, dasselbe blutete nach Ablauf dieser Zeit noch sehr reichlich. Fische, welche nach dieser Methode konservirt wurden, schmeckten nach mehreren Tagen völlig frisch und gut.

— Die deutsche Ausfuhr von Wildbret, Krebsen u. s. w. nach Paris ist sehr bedeutend. Deutschland schickt etwa 230,000 Hasen nach Paris, während im ganzen dort 250,000 eingeführt werden. Und doch glaubt jeder Pariser, daß er nur ganz ausnahmsweise einmal von einem deutschen, das heißt für ihn „schlechten“ Hasen ißt. Deutschland liefert außerdem 11,000 Hirsche und Rehe, sowie 200 Wildschweine in Paris ein. Auch in Krebsen ist Deutschland der Hauptlieferant.

— Das Riesenwerk der Erbauung der transkaspischen Eisenbahn ist nunmehr bis in eine Entfernung von 140 Kilometer vor Saraks gediehen, und nach ganz sicheren Berechnungen wird die Bahn in den ersten Tagen des Mai Merw und Ende Juli den Amur-Darja erreicht haben. Die Perspektive einer Verbindung der transkaspischen Bahn mit den ostindischen Schienenwegen scheint dadurch immer näher gerückt und kann nur als Frage einer nicht allzu langen Zeit gelten. Von Saraks nach Herat beträgt die Entfernung bloß noch 200 Kilometer, und die letztgenannte Stadt trachtet bekanntlich die englische Regierung durch einen Schienenweg zu erreichen, der in der Richtung nach Quettah und von dort mittels einer Abzweigung nach Kandahar bereits teils in Ausführung begriffen, teils im Prinzip beschlossen ist.

Natur.

— Ein interessantes Hirschgeweih befindet sich in Halle in der Geweihsammlung, welche in der vergleichend-anatomischen Sammlung im Gebäude des anatomischen Instituts der Universität aufgestellt ist. Es ist ein seltsames Hirschgeweih, welches Ende der dreißiger Jahre in dem Schlamme des alten Rheinarmes bei Stockstadt neben vielen anderen Geweihen und Knochenresten aus der Diluvialzeit gefunden wurde. Das monströse Geweih ist fast seinem ganzen Umfange nach von dicht neben einander stehenden zapfenförmigen Auswüchsen umgeben, welche entweder, ähnlich den Enden normaler Geweihe, nach außen sich zuspitzen, oder in eine kleine mit Spitzen und Zacken besetzte Krone auslaufen. Man könnte das Geweih im Vergleich mit denen anderer Hirsche der neuern Zeit mindestens als das eines Hundertenders bezeichnen. Als das endenreichste Geweih war bekanntlich das eines Sechsundsechzigenders im k. sächsischen Jagdschlosse Moritzburg bezeichnet.

— Wenn so viele Austern ihre Bestimmung nicht erfüllen und im Jugendalter elendiglich zu Grunde gehen, so liegt es nach neueren Untersuchungen von Kerr weniger an den Raubfischen wie an zwei winzigen Schmarotzern. Der eine, Asterias Forbesii genannt, nähert sich der Auster, die natürlich nicht fliehen kann, setzt sich auf deren Schale fest und scheidet einen Saft aus, der die Auster so schwächt, daß sie ihre Schale nicht mehr schließen kann, worauf sie von dem Feinde in aller Gemütlichkeit verspeist wird. Ein Trupp solcher Tiere vermag in einer Nacht eine ganze Austernbank zu zerstören. Ein Schutzmittel gegen sie gibt es nicht. Der zweite Schmarotzer heißt Urosalpina. Er bohrt mit überraschender Geschwindigkeit ein Loch in die Austernschale und saugt durch die Oeffnung so viel von dem Austernfleisch heraus, als ihm gefällt. Die so verwundete Auster stirbt bald ab. Auch dagegen hat sich bisher keine Hilfe gefunden.

Gesundheitspflege.

— Die Erfolge Pasteurs haben eine Abhandlung des französischen Arztes Buisson aus dem Jahre 1855 wieder ans Licht gezogen, in welcher dieser eine mit dem glücklichsten Erfolg angewendete Methode zur Bekämpfung der Wutkrankheit bespricht. Das Verfahren Pasteurs ist bekanntlich nur dann wirksam, wenn es vor dem Ausbruch der Krankheit in Anwendung kommt. Buisson aber behauptet, daß sein Mittel auch dann hilft, wenn die Krankheit bereits ausgebrochen ist. Buisson hatte bemerkt, daß die Wut eine Spezialkrankheit des Hunde- und Katzengeschlechts ist und daß diese Tiere nie schwitzen; er wußte ferner, daß das Gift der Schlangen, Spinnen und Skorpione durch Schwitzen unschädlich zu machen ist, ein Verfahren, das in der Heimat der genannten giftigen Tiere vielfach mit Erfolg angewendet wird; er wußte endlich, daß das gewöhnliche Blatterngift nicht wirkt, wenn das geimpfte Subjekt sofort in ein Dampfbad gebracht wird, sowie daß das Kontagium der Sumpffieber und ähnlicher Krankheiten sich durch Schwitzen vertrieben wird. Er folgerte hieraus die Wahrscheinlichkeit, daß die Wut durch das nämliche Verfahren sich heilen lasse. Er hatte bald Gelegenheit, das Experiment an sich selbst zu machen. Von dem Schaum eines Wutkranken, zu dem er gerufen wurde, spritzte ihm ein wenig in eine geritzte Stelle der Hand, und es dauerte nicht lange, so bekam er furchtbare Schmerzen, und alle Zeichen der Hundswut stellten sich ein. Er beschreibt dieselben in seiner Abhandlung sehr anschaulich und lebhaft. Nachdem alle gebräuchlichen Mittel nichts genutzt, ging er in ein russisches Dampfbad von 42° Réaumur. Er kam bald in Schweiß, die Symptome milderten sich und hörten endlich ganz auf. Er konnte wieder trinken, schlief darauf gut und war am andern Tage ganz gesund. Von nun an heilte er die Wut durch Schwitzen, und zwar erreichte er damit in kurzer Zeit in 80 Fällen vollständige Heilung. „Die Erfahrung einer langen Praxis,“ schreibt er in seiner Abhandlung, „hat mich gelehrt, daß die Krankheit nach ihrem Ausbruch gewöhnlich drei Tage dauert. Am ersten Tage ist die Heilung durch schweißtreibende Mittel sicher, am zweiten ist sie ungewiß, und am dritten ist der Fall beinahe hoffnungslos. Aber wer möchte, wenn er ein sicheres Mittel weiß, bis zum dritten Tage warten!“

Militär und Marine.

— Eine ganz neue Art von Kriegsschiffen ist erfunden worden. Im Laufe des verflossenen Jahres forderte die spanische Regierung nicht weniger als 15 Firmen auf, unter denen die ersten ganz Europas vertreten waren, Pläne zu einem Schiffe einzureichen, welches ganz speziellen, von der spanischen Regierung vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen sollte. Nach Prüfung aller eingegangenen Entwürfe erwies sich, daß in Bezug auf Geschwindigkeit, Schutz, Kohlenstauungsvermögen und zweckmäßige Einteilung in Kompartements die englische Firma Thomson die besten Pläne geliefert hatte. Seltsamerweise erhält der Kreuzer keinerlei Seitenpanzer, dagegen ein Stahldeck, welches von Steven zu Steven und Seite zu Seite reicht, also das ganze Schiff deckt; und zwar liegt dieses Deck gerade unter der Wasserlinie und hat eine Stärke von 5 bis 2½ Zoll. Die gesamten Maschinenanlagen und Pulvermagazine sind durch dieses Stahldeck geschützt, der Raum zwischen diesem und dem über Wasser liegenden Deck ist in eine große Zahl wasserdichter Unterabteilungen geteilt, die zur Aufnahme von Kohlen und Vorräten aller Art dienen. Die wasserdichten Abteilungen sind von einer Reihe von Kofferdämmen umgeben, die mit einem Material gefüllt werden können, welches die Eigenschaft hat, daß, wenn ein Schuß durch dasselbe hindurchgeht und Wasser in die Abteilung eintritt, das entstandene Loch durch Aufschwellung der Füllmasse und Einsaugung in dasselbe verstopft wird. Dies Prinzip ist auf die ganze Länge des Schiffes ausgedehnt, und es kann aus diesem Grund eine seitliche Stahlpanzerung ohne Bedenken fortgelassen werden. Ob sich diese neue Konstruktionsmethode bewähren wird, muß allerdings die Praxis lehren; ihre Grundverschiedenheit von den jetzigen Panzerschiffen hat den Fachleuten aber dennoch zu mancherlei praktischen Fragen Anregung gegeben, um so mehr, als man allgemein beginnt, das Panzerschiff in seiner jetzigen Gestalt nicht mehr als das Schlachtschiff der Zukunft anzusehen.

Feste und Versammlungen.

— Die technische Schule in Darmstadt begeht bekanntlich in den Tagen vom 1.—4. Juli dieses Jahres die Jubelfeier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Der unter dem Vorsitz des derzeitigen Direktors, Professor Dr. Schmitt, gebildete Festausschuß hat seine Arbeiten bereits vor längerer Zeit begonnen, und zwar mit der Aufstellung eines Adressenverzeichnisses der ehemaligen Studierenden. Dieses Verzeichnis, welches nahezu 3000 Namen aufweist, ist an alle diejenigen ehemaligen Studierenden versendet worden, deren Adressen ermittelt werden konnten.

Sport.

— Am fünften Frühjahrsrenntage zu Wien brachte der Sieg des vierjährigen „Go on“ im Eintrittshandicap vor „Rischo“, „Malabar“ und vier andern Pferden eine große Ueberraschung. Seinen ersten Erfolg verzeichnete „Alfons“ im Campagnerennen für Dreijährige, während „Arva“ im Feld von fünf die Steeplechase nur gewann, weil „Konstantinowitsch“ an der letzten Hürde ausbrach.

— Das erwartete Auftreten des österreichischen Derbysiegers „Buzgo“ im Newmarkethandicap unterblieb in letzter Stunde. Das Rennen wurde von „Sir Kenneth“ vor „King Monmouth“ und acht anderen gewonnen.

— Graf Kinskys Farben waren in Newmarket in einem Zweijährigenrennen durch die br. St. v. „The Palmer“ a. d. „Lady Salisbury“ vertreten, welche als Favorit zum Pfosten ging, doch von „Bertha“ um einen starken Kopf geschlagen wurde.

— Kaiser Franz Josef hat seine erste Auerhahnjagd in diesem Jahre Mitte April in der Steiermark abgehalten und am ersten Tage drei Hähne zur Strecke gebracht.

— Der diesjährige Schnepfenstrich war in Mitteleuropa der schlechteste, den man seit 25 Jahren verzeichnet.

— Ein kynologischer Kongreß wird in den Tagen vom 22. bis 24. Mai dieses Jahres in Brüssel zur Zeit der Hundeausstellung abgehalten.

— De Civry, der berühmte Radfahrer Frankreichs, wurde im Mont de Marsan von Duncan in 10:54 über 5300 Meter geschlagen, während letzterer auf dem Dreirade in 5:50 über 2650 Meter wiederholt unterlag.

— 260½ Sekunden unter dem Wasser hat der Engländer James Finney zugebracht und damit den weitaus besten Rekord im Dauertauchen erzielt.

— Von Sportfreunden wird in den Monaten Mai und Juni dieses Jahres in Wien eine Ausstellung von Velocipeden jeder Art, sowie aller zur Velocipedfabrikation gehörigen Bestandteile veranstaltet werden. Für die besten und preiswürdigsten Erzeugnisse werden Ehrendiplome und Medaillen zuerkannt. Als Preisrichter werden Fachleute, Sportsfreunde, sowie Vertreter des österreichisch-ungarischen Klubs zu einem Kollegium zusammentreten. An Beiträgen zu den Ausstellungskosten haben die Aussteller zu entrichten: für jedes zweiräderige Veloziped samt Zugehör und Ständer 10 Gulden Gold, für jedes mehr als zweiräderige Veloziped samt Zugehör 15 Gulden Gold, für jedes Jugendveloziped samt Zugehör 5 Gulden Gold, ferner 1 Gulden Gold für jeden Quadratmeter Raum für alle übrigen zur Ausstellung gelangenden Sportgegenstände. Auskunft erteilt Direktor F. Kromatka, Wien I., Nibelungengasse Nummer 10.

Statistik.

— Die literarischen Erzeugnisse des Jahres 1885 umfassen 15,931 Bände und Broschüren in deutscher Sprache, und zwar 409 Sammelwerke, litteraturwissenschaftliche und bibliographische Werke, 1291 theologische Werke, 1433 Werke aus dem Gebiet der Jurisprudenz, Politik, Statistik und des Verkehrswesens, 904 heilwissenschaftliche, 851 naturwissenschaftliche, chemische und pharmazeutische, 136 philosophische, 2169 Werke über Pädagogik und Gymnastik, 529 Jugendschriften, 710 Werke über altklassische und orientalische Sprachen, Altertumswissenschaft und Mythologie, 570 über neuere Sprachen und altdeutsche Litteratur, 717 über Geschichte, Biographien, Memoiren und Briefwechsel, 495 über Geographie und Reisen, 252 über Mathematik und Astronomie, 415 über Kriegswissenschaft und Pferdekunde, 727 über Handelswissenschaft und Gewerbekunde, 507 betreffend Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde, Bergbau und Schifffahrt, 109 über Forst- und Jagdwissenschaft, 418 über Haus- und Landwirtschaft und Gartenbau, 1845 Erzeugnisse der schönen Litteratur (Romane, Gedichte, Theater ic.), 660 Werke über die Künste und Stenographie, 712 Volksschriften und Kalender, 21 Freimaurerschriften, 340 Vermischte Schriften. Dazu kommen noch 874 Karten.

Denkmäler.

— Am 12. April, dem Jahrestag des Todes Karl Stielers, wurde auf dem Friedhof von Tegernsee das Grabdenkmal des verstorbenen Dichters aufgestellt. In der Mitte desselben, etwas eingelassen, befindet sich ein in Erz gegossenes Bildnis des Dichters, ausgeführt in der von Millerschen Erzgießerei in München. Das ganze Arrangement ist edel gehalten, und das Denkmal bildet ein Kunstwerk, das alle Freunde des toten Sängers erfreuen wird, die sein frühes Grab aufsuchen.

Gestorben.

— Geh. Sanitätsrat Schnieber, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, Anfangs April, in Glatz.

— Kammerherr von Holtzbrinck, früher Landrat des Kreises Altena (Westfalen), 75 Jahre alt, am 9. April, in Altena.

— Karl Thern, emeritirter Professor des Nationalmusikkonservatoriums, ehemaliger Kapellmeister des ungarischen Nationaltheaters, 69 Jahre alt, am 13. April, in Wien.

— Bildhauer Schuler, der Schöpfer des Prinz Adalbertdenkmals in Wilhelmshaven und des Lutherdenkmals in Nordhausen, am 13. April, in Friedenau bei Berlin.

— Otto von Egh, Hauptmann a. D., bekannter Veteran aus dem schleswig-holsteinischen Feldzug im Jahre 1848, am 13. April, in Leipzig.

— Professor Phil. Ad. Vogel, Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, Meister der Holzschneidekunst, 72 Jahre alt, am 15. April, in Berlin.

— Justizrat Warburg, früher preußischer Abgeordneter für Altona, 78 Jahre alt, am 15. April, in Altona.

— Frau Bosboom-Toussaint, berühmte holländische Schriftstellerin, 74 Jahre alt, Mitte April, im Haag.

— Dr. Moritz von Brennerberg, Obergespan und Comes der Siebenbürger Sachsen, am 16. April, in Hermannstadt.

— Landgerichtsrat Schmidt, früher preußischer Landtagsabgeordneter, einer der Gründer der „katholischen Fraktion“, am 16. April, in Potsdam.

— Dr. A. F. Elsner, Chefredakteur der „Deutschen Versicherungszeitung“, Autorität auf allen Gebieten des Versicherungswesens, am 16. April, in Berlin.

— Karl Kasloln, hervorragender Kunstzieher, 63 Jahre alt, am 19. April, in Wien.

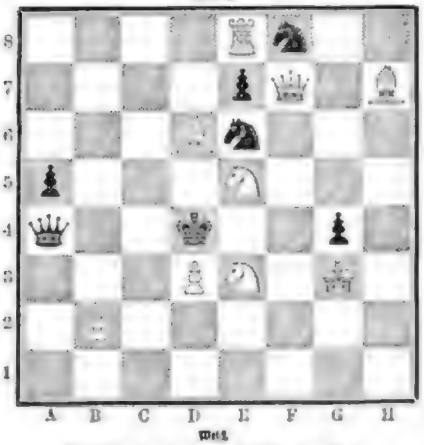
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 372.

Von R. Kahlberg in Eisleben.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 368:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 7 — A 2, droht mit 2) F 2 u. G 3 ‡. K. F 4 u. E 3: 2) L. D 2 — C 1 matt zu setzen.	1) D 4 u. L. E.
2) F 2 u. G 3 ‡.	2) K. F 4 u. G 3.
3) L. E 2 — E 5 Matt.	
A)	
1)	1) L. D 3 — C 2.
2) T. 2 — A 3	2) Beliebig.
3) T. A 3 — C 3 oder F 7 u. G 3 (2 — C 3) Matt. — Andere Spielarten entsprechend oder leicht.	

Kartenspiele.

(Redigirt von Lothar Meyer.)

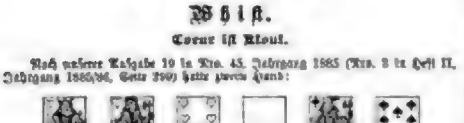
Aufgabe Nro. 16.

Whist.

Corner ist Klout.

Nach unserer Aufgabe 10 in Nro. 45, Jahrgang 1885 (Nro. 3 in Heft II, Jahrgang 1885/86, Seite 240) hatte zweite Hand:

vierte Hand:



Sie werden auf diese Karte Klein-Schlemm. Wer besser von die Aufgabe: Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein, wenn sogar Groß-Schlemm gemacht werden kann?

Auflösung der Aufgabe Nro. 14:

Skat.

Unterhand hat den Jungherr, Treff, Coeur- und Carreu-As, Treff-, Pique- und Coeur-Zehn; Treff- und Carreu-König und Carreu-Dame; im Skat liegen Treff-Dame und Carreu-Zehn.

Rätsel.

Rechnenexempel.

In die Felder obenstehender Figur sind die Zahlen von 1—21 so einzustellen, daß die Addition jeder aus drei Feldern bestehenden Reihe von oben nach unten und über Kreuz (quer) immer die Zahl 33 ergibt.

Auflösung der Rätselantithese Seite 646:

Nachsicht — nach Sicht.

Auflösung der Charade Seite 672:

Winde.

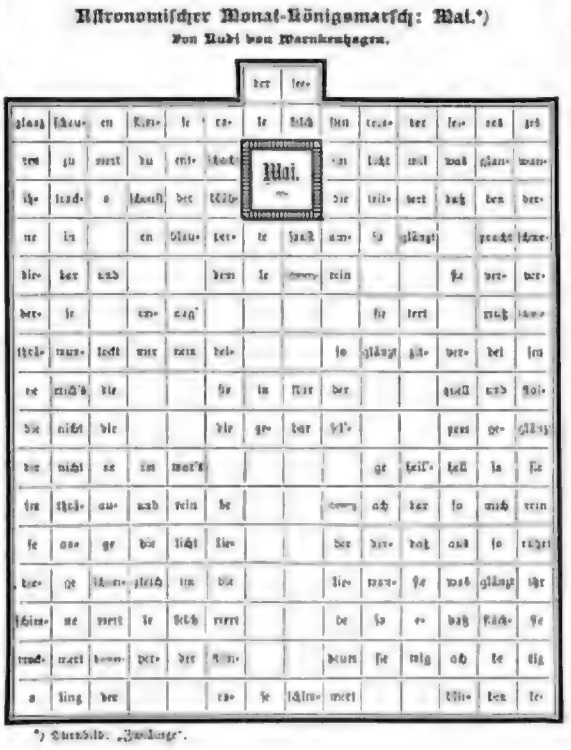
Bilderrätsel 82.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 672:

Der Tod reinigt und einigt alles.

Astronomischer Monat-Königsmarsch: Mai.*)

Von Rudi von Warnkenhagen.



*) Lautbild. „Zeitung".

Für nur zwei Mark vierteljährlich oder
35 Pfennig für das Heft
kostet die
Deutsche Romanbibliothek
zu „Ueber Land und Meer"
in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen
oder
in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag
reiche Unterhaltung in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Romanschriftsteller.

Der neue, vierzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern folgende Romane:

„Der Baccano" von . . . . . A. v. Suttner.
„Ein Fernschloß" von . . . . . Detlev v. Liliencron.
„Karadi-nisa" von . . . . . F. v. Zobeltitz.
„Der Mohr von Berlin" von Georg Horn.
„Do ut des" von . . . . . O. Heller.
„Die Tennisjungfer" von . . . Emile Erhard.
„Blinde Liebe" von . . . . . Hugo Klein.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Soeben hat neu begonnen:

Auf dem einsamen Schloß.

Roman
von
Hieronymus Lorm.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht. — Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrganges werden von unterzeichneter Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum ermäßigten Preise nachgeliefert.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vorm. Ed. Hallberger.

Briefmappe.

„Faselhans". Die Redaktion des Organs der Schlesischen Provinzialsynode in Breslau. — Die zweite Nummer Ihrer jüngsten Sendung werden Sie in „Romanbibliothek" finden und zwar in bekannter redaktioneller Uebertheilung, die Ihnen besser als lange Ladenausdeutungen sagen wird, in welcher Weise poetischer Ergüsse, denen es in ihrer echten Gestalt an der nöthigen redaktionellen und literarischen Kenntniß fehlt, durch sorgfältige Feilung zur Druckreife gebracht sein werden.

Jerry in Cuxe. Für Schwimmvereinsbereiten gibt es keinen besonderen zu empfehlenden Leim. Gold gravirtes Silberbein wird wieder matt, wenn man es mit Essigwasser bestreicht und dann an der Sonne trocken läßt.

M—d in St. Petersburg. Aber freuen uns, daß Sie mit den durch unsere Notiz angeregten Versuchen, Fröhlingsgewächse im Zimmer zum Blühen zu bringen, so guten Erfolg erzielt haben und danken Ihnen für die freundlich gesandte Probe.

Alter Werner. Sie thun dem Betreffenden unrecht; Bilder wie diese sind schon ungefähr angewendet worden und drängen sich der poetisch angeregten Empfindung ein ratsprechenden Vergleich unwillkürlich auf. Gewisse Redensarten sind bereits Gelegtum geworden, sich auf diese Weise von selbst und sind so unverwerflich, daß in solchem Falle gleich den Dankesakt der Plagiatsbeschuldigung schonenden zu wollen, sehr angebracht wäre.

A. H. in Naumburg. Das Bild „Er ist auferstanden" ist für uns geeignet und nur durch unsern Holzschnitt verdrängt. Auch von „Cydonia und Garyota" ist kein Exemplar vorhanden, sondern nur eine photographische Abbildung.

Ein Jünger des Merkur in Schlesien. Das Wissen Sie in der für alle ähnlichen Fragen sehr empfehlenswerthen Broschüre: „Die deutsche Ueberfluth", von Otto Bader (Krefeld, Moritz Kühl), durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

P. V. in Breslau. Wir verweisen auch Sie auf die vorgenannte Broschüre. — Die Verlagerin der Hofkirche zu München ist ein Unternehmen, in dem unsere Blätter nur erprobte Annoncenorgane aufnahmen haben und in welches auch diese nur vermöge ganz besonderer Begünstigung eingereiht worden.

H. v. H. in L—n. Ein guter Glutner muß, wenn Sie ihm die Mittel bieten, geeignete Erde anfragen zu lassen und guten Gewächsen zu sein, ohne Frage im Stande sein, einen Garten, gleichmäßigen Rasenboden herzustellen, der für Ihre Zwecke entsprechen soll. Genügendes leistet.

„Landwirt" Westpreußen. Steht mit dem vorigen nicht auf gleicher Höhe.

„Einen Klatschmaterialien". Januar Fremmtal Halsey Kamate in der That von strafrechtlichen Folgen ob. über die Schreibweise des Namens Halsey. ist unserer Meinung die ursprüngliche, nicht eine erst nachträglich angenommene.

J. K. in Wien. Den medizinischen Rath über die „Vertheilhaftigkeit der Haut und Pflege der Haare" finden Sie im ersten Band des Jahrgangs 1881, Seite 350.

Richtige Lösungen sandten ein. Valeria Pfaff in Prag. Joh. C. Stiegel in Hamburg (2). Phil. und Charley in Hamburg. Ida Cramer in Hohenow (2). Ja Ja und Mo Mo in Hamburg. Anna Treitz-Gruß in Leibnitz. Horn. Regierungsbaurath in Mz. Anna Schramm in Prag. Frau Jenny Frank in Stolp. P. Jansch auf Schloß Waldenstein (4). Ein Jünger des Merkur in Schlesien (2). Agnes Hartmann in Neurode. Marie Gollenstein in Hannover. „Der kleine Heinrich" in Kaiserslautern. Friedrich Schenk in Neustadt. Lotte Otto in Barmen. Marie Arnold in Grunsee. A. Koenning in Göttingen. Hermine Baumeister in Lauenburg. Henriette Liebmann aus Kassel. Eduard Schultz in Grottau (4). Nikolai Danilewitsch in St. Petersburg. Otto Kallstroh in Hamburg (2, Nr. 13). Th. u. M. Ariker am grünen Pankestande. Mathilde Bruns in Hannover. Ida Lunajew in St. Petersburg. O. K. in S. (2). Bertha Thalheimer in Linz (2). Maria Hennings in Crefeld. Gar. Jandel in New-York (2). Paul in Bromberg. Emma C. in Frankfurt a. M. Carl Hempelmann in Freudenstadt. H. Hauck in Prag. Clemens (4).

Digitized by Google

Gesundheitspflege.

E. S. Ueber die Wirkung der Pflanze Hovenenia bei Lungenleiden läßt sich kein bestimmtes Urteil aussprechen. Dieselbe soll sie nach Angabe des „Entdeckers", Paul Hamero in Triest, nur bei ihm selbst oder bei Apotheker Philipp Neudein in Wien I., Plankengasse 6 zu haben sein.

R. L. Pr. In dem kleinen Buche: „Die Haut und das Haar", von Dr. med. Eichen, Stuttgart, Verlag von Wendert, erschienen oder durch jede Buchhandlung zu beziehen, werden Sie die entsprechenden Mittel zur Erhaltung des Kopfhaares finden.

A. D. in Turn (Böhmen). 1) Wenn das Kind angehalten wird, die Bücher nicht zu nahe an die Augen zu halten, wird das dabei auftretende zeitweise Schielen aufhören. 2) Es handelt sich hier um einen Bindehautkatarrh. Sollte derselbe auf Umschläge mit Bleiwasser nicht schwinden, so sind Einträufelungen mit einprozentiger Lösung von schwefelsaurem Zink in die Augen zu machen und zwar morgens und abends einige Tropfen. 3) Lassen Sie die Kinder reichlich Milch trinken, ein bis anderthalb Liter täglich, und zwar durch einige Wochen fortgesetzt.

O. G. in Amerika. Bei so viel Fragen und auf so weite Entfernung hin läßt sich ohne persönliche Untersuchung kein Rat erteilen. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Ehrenwort, Novelle von A. Codis. — Der Irrsinnstand in England, von Wilh. F. Brand. — Ein Freund der Plastik, von R. B. — Feierlicher Empfang des präsumtiven württembergischen Thronfolgerpaares in Stuttgart, von Carl Hildner. — Auf Irrwegen, Novelle von Karl von Walse. (Fortsetzung.) — Sprüche und Gedanken, von Ernst Zul. — Skizzen aus dem deutschen Marineleben, von H. Ekdert. — Eßlingen, von Paul Lang. — Die jüngsten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen, von C. B. — Sellerie und einige empfehlenswerte Gemüsekonserven, von M. Kehl. — Ueber Lawn-Tennis, von M. Rach. — Blätter für die Frauen: Mode, von Joh. v. Eyben. — Das Krummbogenspiel. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Rätsel: Rechenexempel; Auflösung der Bilderrätsel Seite 646; Auflösung der Charade Seite 672; Bilderrätsel 32; Auflösung des Bilderrätsels Seite 671; Akrostichon; Mosaik-Rätsel von Kuhl von Warnkinghagen. — Briefmappe.

Illustrationen: Ein Freund der Plastik, nach einem Gemälde von H. Belz. — Eßlingen am Neckar, von Reinhold Schmidt. — Feierlicher Empfang des Prinzen Wilhelm von Württemberg und seiner jungen Gemahlin in Stuttgart, von Th. Volz. — Die jüngsten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen. — Bilder aus dem jüdischen Leben: Das Neumondgebet, von Herm. Junker. — Skizzen aus dem deutschen Marineleben, acht Bilder von H. Lübert. — Blätter für die Frauen, fünf Bilder. — Typen aus unseren Ausflugsorten, nach Skizzen von C. M. Bacena.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Mohr von Berlin.

Roman

von

Georg Horn.

3 Bände. Preis geheftet *M.* 10. —; fein gebunden *M.* 13. —

Diesem Romane liegen bedeutsame historische Begebenheiten zu Grunde, die zu den Interessen der Gegenwart in den lebhaftesten Beziehungen stehen. Abba, der Leibmohr der Gemahlin des großen Kurfürsten, ist nicht sowohl der Held des Romans, als der Mittelpunkt desselben, um den sich das Schicksal der ersten, vom großen Kurfürsten 1682 nach Afrika ausgerüsteten Expedition gruppirt. Der Verfasser führt den Leser zunächst in die Residenz des großen Kurfürsten, er schildert die damaligen Gegner der Kolonisation, welche denen von heute in frappanter Weise gleichen; er führt den Leser weiter an die Goldküste und läßt vor ihm die Mauern des Forts von Großfriedrichsburg aufsteigen; auf Grund jenes berühmten und seltenen Buches, welches der Führer der Expedition, Friedrich von der Gröben, über dieselbe hinterlassen hat, schildert er die Kämpfe, Gefahren und Erfolge, welche die Brandenburger in dem damals noch ganz unbekannten Weltteile zu bestehen hatten, bis endlich Friedrich von der Gröben dem großen Kurfürsten melden konnte, daß Brandenburg an der Westküste Afrikas sein Panier aufgeworfen habe. Zu rühmen ist die künstlerische Gestaltung des Stoffes, die Entwicklung der äußeren Ereignisse aus inneren Motiven in den drei Hauptpersonen, Fritz von der Gröben, Erika von Fuchs und dem ersten Seemann Brandenburgs, Benjamin Raule. In diskreter Weise läßt der Verfasser die machtvolle Persönlichkeit des großen Kurfürsten und seine Gemahlin in die Erzählung treten. Was aber den Leser besonders anmuten wird, ist bei aller Einheit der Form die Verschiedenheit des Lokalen und der Wechsel von ergreifenden wie von humoristischen Kapiteln, nicht zu vergessen der patriotischen Genugthuung, die jeder deutsche Leser darüber empfinden wird, daß Deutschland so erfolgreich wieder aufgenommen hat, was Brandenburg schon vor zweihundert Jahren kraftvoll eingeleitet.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist soeben eine neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe der Kaiser Wilhelm-Biographie erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

„Neunundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg". Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding.** Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von **Carl Hallberger.** 136 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Dem deutschen Volke bietet sich hier ein abgerundetes Bild dieses einzig in der Weltgeschichte dastehenden Herrscherlebens, vollauf angethan, die Liebe und den Dank, den eines jeden Deutschen von wahrhafter Vaterlandsliebe erfülltes Herz für seinen ehrwürdigen Kaiser in Treue hegt, zu hellen Flammen der Begeisterung und hingebendster Verehrung zu entzünden. Möge diese Kaiser Wilhelm-Biographie in ihrer, durch den sehr mäßigen Preisansatz den weitesten Kreisen zugänglich gemachten neuen Ausgabe in jedem gut deutsch denkenden und empfindenden Hause ihren Einzug halten, um dort einen Ehrenplatz in der Familienbibliothek zu erhalten, bei jung und alt, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich wach zu erhalten und zu kräftigen.

Neue Bahnen.

Wohl jede Hausfrau hat es zu ihrem Nachteil schon erfahren, wie schwer es heutzutage ist, gute, haltbare Leinenwaren zu bekommen. Der Grund dieser traurigen Thatsache liegt keineswegs immer an der Unreellität der Bezugsquelle, sondern er ist in erster Linie in dem unverständigen Drängen nach beispielloser Billigkeit zu suchen, welches leider zu einer traurigen Spezialität gerade des deutschen Handels zu werden droht.

Unter dem vereinigten Druck des Käufers, des Klein- und Großhandels ist der Fabrikant gezwungen, entweder die Konkurrenz aufzugeben, oder zu immer schlechteren Rohmaterialien seine Zuflucht zu nehmen.

Daß auf diese Weise wenig Gutes entstehen kann, liegt auf der Hand.

Es ist daher gewiß ein anerkennenswertes Streben, wenn sich neuerdings der Fabrikant aus dieser für ihn ebenso entwürdigenden als bedrückenden Zwangslage zu befreien sucht, indem er ohne Rücksicht auf jenes unverständige Drängen ausschließlich Artikel der besten Qualität herstellt, dieselben mit einer gerichtlich eingetragenen Schutzmarke zeichnet und durch das mächtige Mittel der Zeitungsannonce dafür Käufer sucht, wo immer er sie findet.

Daß einem solchen energischen Abweichen von den hergebrachten Bahnen des Handels zumeist von seiten des Groß- und Kleinverkaufes wenig Sympathie entgegengebracht wurde, braucht wohl kaum erwähnt zu werden: — desto freundlicher wurden diese Bestrebungen von dem kaufenden Publikum begrüßt, welches ja schließlich auch das meiste Interesse daran hat, Bezugsquellen zu kennen, deren Erzeugnisse unter allen Umständen gut sind.

Wie rasch hat sich zum Beispiel das kaufende Publikum daran gewöhnt, seinen Bedarf an Taschentüchern von dem Fabrikanten **Wilhelm Bertram** in **Lauban** zu beziehen, der ja bekanntlich als einer der ersten die alten Bahnen des Handels verließ und ohne Rücksicht auf jenes wilde Drängen nach billigen Preisen nicht mehr vom Billigen das Billigste, sondern vom Guten das Beste nahm. — Wer kennt nicht die kleine aufgeklappte Schere, die man fast in allen illustrierten Zeitschriften als die Schutzmarke dieses Fabrikanten abgebildet sieht und welche jenen Taschentüchern im Volksmund den Namen „Scherentaschentücher" eingetragen hat! Ja, diese kleine Schere ist schon zu einem so untrüglichen Zeichen für die gute Qualität von Taschentüchern geworden, daß trotz der hohen Strafen, welche die Gerichte auf die Nachahmung von Schutzmarken legen, dergleichen zweifelhafte Manipulationen gewagt wurden.

Ein solches Unterfangen ist um so unverständiger und betrügerischer, als ja die echten Scherentaschentücher nicht nur für jeden Privatmann, sondern auch für jeden reellen Kleinhändler, dem an einer ernstlichen und gründlichen Verbesserung seiner Vertriebsartikel gelegen ist, von **Wilhelm Bertram** in Lauban zu haben sind. 3000

Deshalb ist dieses neue Geschäftsverfahren auch keineswegs als eine Schädigung des reellen Zwischenhandels anzusehen, sondern es soll nur dem Bestreben derer wirksam entgegentreten, welche den einzigen Zweck des Handels darin erblicken, möglichst billig einzukaufen, um einen möglichst hohen persönlichen Nutzen zu erzielen. Ein auf diesem Grundsatz beruhender Zwischenhandel hat gar keine Berechtigung, denn er drängt den Fabrikanten nur zur Wahl der denkbar billigsten und geringsten Rohmaterialien und liefert dem Käufer Erzeugnisse, deren gleichwertiger äußerer Schein denselben täuscht und deren eigentlicher Wert leider erst zu spät erkannt wird. m. —

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlischt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke portofrei ins Haus, ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich. **G. Henneberg's**
Seiden-Fabrik-Depot,
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant 3493

Tanagra-Figuren,
den Originalen der Museen zu Berlin, London u. Petersburg in farbiger Terracotta auf das getreueste nachgebildet.
„Sie sind Geschenke im besten Sinne des Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne ihr Gesetz ist." *G. Ebers.*
Illustr. Kataloge gratis.
Zu beziehen von 3163
Fritz Gurlitt, Kunsthdlg.,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Statt Eisen gegen Blutarmut wird jetzt echter Magnitzberger ... in Reihen von renommiertesten Aerzten erfolgreich verordnet. 2959

„Wirkt ausnahmslos rasch, zuverlässig und schmerzlos."
Prof. Dr. Scanzoni-Würzburg.
„Vielfach und stets mit sicherem und genügendem Erfolge angewendet."
Prof. Dr. Gerhardt-Berlin.
= Depots überall. = Die Direktion Budapest.

In jeder Buchhandlung:
Buchholtzens in Paris. 3 M., geb. 4½ M. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag A. Undeutsch in Leipzig.

Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau.

Wochenschrift für Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirte.
Abonnement vierteljährlich 1 Mark.
Im vierten Monat über 5000 Abonnenten.

Der „Praktische" unterrichtet alle, die Gartenbau treiben, in schlichter, allgemein verständlicher Sprache, wie sie aus ihrem Garten die höchsten Erträge erzielen, das Vollkommenste ernten und das Gewonnene am lohnendsten verwerten.

Am besten kann man den „Praktischen" kennen lernen durch Einblick in eine Probenummer, die auf Wunsch sehr gern von der Kgl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch u. Sohn zu Frankfurt a. Oder gratis und franko zugesandt wird.

Alle Postanstalten und Landbriefträger, sowie jede Buchhandlung nehmen Abonnements an. — Preis vierteljährlich 1 Mark, durch die Post ins Haus bestellt 1,15 Mark. — Die bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert. 3415

Enthaarung.
Aerztl. empfohl. unschädl. Mittel zur sofort. spurlos. Entfern. v. Arm- u. Gesichtshaaren M. 1 Mk. Apoth. Vandalias, Berlin, Linienstr. 19.

Haushaltungs-Gegenstände
Praktische der Neuzeit angemessene Zugrollen (Mangeln oder Mangen) in allen Sorten von 6 Thlr., Waschbretter, Wasch- u. Wringmaschinen, sowie für jede Kindergröße verstellbare Kinderpulte empfiehlt d. Fabrik v.
H. Albers, Hannover, *Schneiderstr. 11.*
(Illustr. Prospekte gratis.)

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Prospekt gratis.
Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

„Wir kennen keine bessere, lehrreichere und lehrerhaltendere, zu Lust und Fleiß feigerndere Schule."*) 3426
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) **G. Damm,** Klavierschule, 46. Aufl., *M.* 4.
Steingräber Verlag, Hannover.

Das beste u. gediegenste
Ueberraschungs- oder Beschäftigungsgeschenk ist unzweifelhaft ein Original- oder Ergänzungs- 2209
Steinbaukasten.

Höchst interessant für jung und alt! Wer den Artikel noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine Liste. (farbige) Preisliste.
F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hotels etc. ohne Zwischenhändler.
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 3166
Falls speziell feinste Genres erwünscht, erbittet man diesbezügl. Notiz.
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Prachtwerke und Galeriewerke, Photogravuren n. n. 1111 Photographien nach Amberg, Kranz, Rafael, Correggio) ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen. 3012

Central-Blatt Deutscher Zither-Vereine

erscheint monatlich mit zahlreichen Gratisbeilagen in Hamburg. Probenummern gratis u. franko d. d. Expedition in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

100 Polterabendscherze

Der Mensch u. sein Geschlecht

Von feinem Humor durchwürzte

Chem. Tinten

in Pulverform ... Dr. ... in Bonn a. Rh.

Gesucht

Hamburg. F. Stiller & Co.

LEONHARDI'S TINTEN

Rühmlichst bekannt Mit ersten Preisen ausgezeichnet!

Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibm.-Hdlg. des In- & Auslandes.

Sichersten Schutz gegen Motten Naphtalin-Blätter

v. MAX ELB DRESDEN. Vorräthig bei den meisten Drogisten. ... 50 Bogen für 3 Mark.

Mariage.

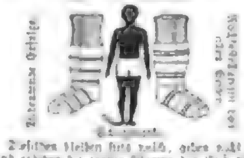
Rudolf Mosse, Leipzig.

Aeolsharmonika

Adolf Klinger.

Judlin

Kongo-Socken aus extrapräparirtem Garn. Eigene Fabrikation.



H. V. Jaeger, Chemnitz.

Patent-Kinderhäuser.

Prospekt gratis und franko. Davids & Co., Hannover.

Echtamerikanische wasserdichte Patent-Wäsche

Alexander Brünell, Köln und Berlin.

Hunde-Sport!

Die Verwaltung der Ersten Deutschen Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt, Arthur Seyfarth, Köstritz, Thüringen,

Blumentische

Berlin W.

Hühnerzucht Radebeul bei Dresden

Kanarienvögel

Julius Häger, St. Andreasberg, Harz.

Mineralwasser-Apparate

Carl Heinemann.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille. Kupferberg Gold. Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz.

Gesundheits-Apfelwein

Ferdn. Poetko. Guben.

Arm- u. Gesichtshaare mit Wurzeln. R. Boettcher,

CACAO-VERO, entölter, leicht löslicher Cacao. HARTWIG & VOGEL Dresden

Seidel & Naumanns Deutsche Universal-Nähmaschinen (System Singer)

sind die besten Maschinen der Welt. Das neue hocharmige Singer-Modell ...

Der Knopfloch-Apparat,

mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflöcher ... herstellen kann, macht die Seidel & Naumann-Maschine zur vollkommensten Familien-Nähmaschine.

Die Schneider-Innung zu Magdeburg erklärt, dass die Leistungen der Seidel & Naumanns Universal-Nähmaschinen das Prädikat „vorzüglich" verdienen.

Reflektanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wollen sich direkt an die Fabrik wenden. Knopfloch-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab.

Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrikmarke die volle Firma.

Seidel & Naumann, Dresden.

H. GRUSON Buckau-Magdeburg

Specialität: Hartgussfabrikation

Preiscourante u. Cataloge gratis.

Die Dame

Verband-Kästen. Franz Meusel & Co. Chemnitz.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg. Locomobilen.

Tandem Compound Locomobile,

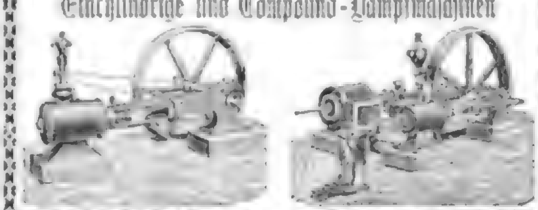
Garrett Smith & Co.

Kleider-Stoffe

C. L. Flemming Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Handwagen

Einzylindrige und Compound-Dampfmaschinen



Menck & Hambrock, Ottensen b. Altona.

Reiniger, Gebbert & Schall in Erlangen, New-York, Stuttgart

Apparate und Instrumente

Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen a. Harz,

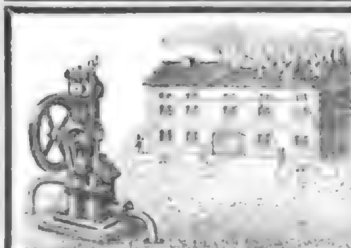
Eismaschinen

für industrielle, Haushaltungs- und Schiffszwecke jeder Grösse,

Bier- und Milchkühler

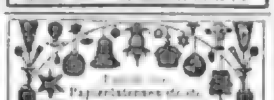
Apparate zur Fabrikation von Mineralwasser und moussirenden Weinen.

Solide Ausführung. — Lieferung unter Garantie.



Klein, Schanzlin & Becker, Frankenthal, Rheinpfalz

Pumpen für Feuerlösch-Zwecke.



Über Land und Meer.

№ 33.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 60.

Ein Ehrenwort.

Novelle

von

K. Godin.

(Fortsetzung.)

Es ward Frühling. Nachdem der Winter, dessen Abzug schon als sicher betrachtet worden, noch einmal Kehrt gemacht und manches bereits Keimende und Werdende ertötet hatte, erschienen Obstblüte und Laub in diesem Jahre ungewöhnlich spät, aber in unverhofft reicher Pracht.

Ida stand eines Nachmittags am Fenster ihres Wohnzimmers und blickte zwischen den Platanen hindurch nach der Straße. Eben kehrten aus einer nahegelegenen Schule die Kinder heim; sie trippelten und sprangen nach glücklich erfüllter zweiter Hälfte ihres Tagewerks fröhlich einher. Das machte der jungen Frau heut einen bewegenden Eindruck.

Ihre Kinderzeit fiel ihr ein — da war sie auch so in Sprüngen aus dem Pfarrhause zurückgekehrt, wo sie Unterricht erhalten hatte, bis sie nach B. in das Institut kam. Dann zwei fröhliche Jahre mit den Freundinnen! Sie dachte an Arnolds Schwestern, mit denen zusammen sie in der Pension gewesen. Eigentlich sah man sich doch gar zu selten, jetzt, nachdem Blessins erreichbar geworden. Sie mußte nächstens einen Besuch dort machen, jedenfalls ehe die Berliner Reise unternommen wurde, welche die Familie plante. Anna und Irene waren so liebe Mädchen! Mit ihnen zugleich stiegen die Gestalten anderer Schulfreundinnen auf — alles blaß, unbestimmt. Ida trat vom Fenster zurück und nahm eines der Bücher, die auf offenem Gestelle lagen, zur Hand. Es war ein Poesiealbum, das Abschiedsgeschenk der liebsten Pensionsgefährtinnen, in welchem diese einige Blätter beschrieben hatten; andere waren ab und zu von Idas eigener Hand gefüllt worden, wenn ein Gedicht ihr besonders gefiel. Ein rosiger Hauch überflog ihr Gesicht. Sie hatte das Buch vor einiger Zeit Arnold gezeigt, um ihn die Worte seiner Schwestern lesen zu lassen; als sie jetzt hieran zurückdachte, hörte sie ganz deutlich, ganz vernehmlich den Ton seiner Stimme, jede Silbe, die er damals gesprochen — dies Gefühl von Nähe ward ihr so lebendig, daß ihr Herz zu klopfen begann, wie jedesmal, wenn sie seine Stimme vernahm oder seinen Schritt. Sie lächelte und blätterte mechanisch weiter, ihre Gedanken waren nicht mehr bei dem Buche. Plötzlich hielt sie inne und wurde purpurrot; auf einer der Seiten stand ein Gedicht, von dem sie nichts wußte. Sie hielt das Buch mit beiden Händen fest und las:

„Hat dich die Liebe berühret
Still unter klirrendem Volke,
Geht du in goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt.

Nur wie verloren umher
Lassest die Blicke du wandern,
Gönnst ihre Freuden den andern,
Trägst nur nach einem Begehr.

Scheu ich dich selber verzückt,
Möchtest du dahlen vergebens,
Tust nun die Arme des Lebens
Streckend die Sterne dir schmückt."

Sie kannte das Gedicht — jeder kennt es — sie kannte auch die Hand, welche es hier niedergeschrieben hatte. Für sie! Für sie! Hinreißendes Glücksgefühl verwandelte plötzlich alle Scheu ihrer Seele in den Mut, bewußt zu lieben. Sie schloß die Augen, neigte ihre Wange auf das Blatt und überließ sich ganz und gar der Gewalt.

Wie lange sie saß, ohne aus dem Traume zu erwachen, wußte sie nicht; kein Laut von außen drang in die entzückte Seele, bis unerwartet ein naher Schritt erklang, mit dem Idas Herzschlag gleichen Takt hielt. Aber auch jetzt richtete sie den Kopf nicht auf. Sie

Das Stelldichein. Originalzeichnung von E. Ravel.

Digitized by Google

fühlte sich wie gebunden, als sei ihr unmöglich, sich zu regen, und doch zitterte sie vor Wonne bis ins Herz hinein.

Arnold stand einen Moment betroffen. Dann eilte er, unwiderstehlich getrieben, zu ihr hin. Ida hob den Kopf und sah ihn an, das Buch glitt zur Erde, Arnolds Mund neigte sich auf ihre Lippen — stammelnde Worte dann, auf die keines der beiden sich je besinnen konnte, und nochmals, ohne daß die jungen Arme einander umschlungen hätten, ein kurzer, süßer, scheuer Kuß. Ida machte eine Bewegung, aufzustehen, erbleichte und sank auf ihren Sitz zurück. Ehe Arnolds Schreck aber noch zum Gedanken an Beistand hatte werden können, öffneten sich die geliebten Augen wieder, und er lag zu ihren Füßen.

„Vergib," flehte er, „vergib! Ich liebe Dich, ich kann nicht anders!"

Ihre zarten Hände stützten sich leicht auf seine Schultern, wie sein Schatten, sein Echo atmete sie leise: „Ich liebe Dich, ich kann nicht anders!"

Dann verstummten beide, weil ihre Herzen zu heftig klopften, oder weil kein Wort an die Beredsamkeit reichen konnte, die in ihren Augen lag, welche sich küßten, in ihren Händen, die sich hielten. So beisammen sein war höchste Seligkeit.

Das Rollen zweier Wagen, die fast gleichzeitig vor das Haus fuhren, brach den Zauber. Arnold sprang auf. Dem Diener, welcher brennende Lampen hereinbrachte, folgten bald die gewöhnlichen Samstagsgäste. Arnolds erster Impuls trieb ihn hinweg; als er dafür einen Vorwand ersonnen hatte, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, auf Idas Nähe zu verzichten. Er vermied, mit ihr zu sprechen, doch blieb dieser Abend aller Wonnen voll. Jedes Wort ihrer Lippen, an Gleichgültige gerichtet, erschien seinem beglückten Herzen weihevoll, geheimnisreich.

Ida schlief kaum in dieser Nacht. Was sie wach hielt, war weder Furcht noch Reue; ihr Innerstes war so erfüllt mit glückseligen Visionen, daß kein Raum für anderes blieb. Nichts über die heut erlebte Stunde hinaus kam ihr in den Sinn — sie fühlte nur instinktiv, daß es weder in ihrer Kraft noch in ihrem Willen stehe, zu unterlassen, was ihr so unermeßliches Glück zu kosten gab.

Bald nachdem sie sich zur Ruhe gelegt hatte, hörte sie ihren Mann nach Hause kommen, dem eine spät anberaumte Abendsitzung heute unmöglich gemacht hatte, seine Freunde selbst zu empfangen. Die leisen Schritte und Bewegungen trafen aus seinem anstoßenden Schlafzimmer wohl ihr Ohr, nicht ihr Herz. Das Gewissen schlief, kein anderes Recht wachte in ihr als das der Liebe. Wie etwas Fernes, Wesenloses glitt das Bild Roberts einen Moment an ihrer Seele vorüber, machtlos, sie zu erschüttern. Sie wollte nichts fühlen als den Kuß, der noch so lebendig auf ihren Lippen ruhte, daß sie dessen Süße immer neu empfand, nichts erkennen, als die Augen, deren Leuchten die Mitternacht durchdrang. Sie wollte auch nicht schlafen — welcher Traum hätte vermocht, diesen Glücksrausch zu erhöhen! Erst gegen Morgen schlossen sich ihre Lider.

Spät erwacht, hatte die junge Frau eben ihr Schlafzimmer verlassen, als die Jungfer ihr zugleich mit Frühstück und Tageszeitung eine Rolle Noten und einen Maiblumenstrauß überreichte, welche Herr von Bleisin gesendet. Der Bursche habe nicht warten können und gemeint, weil heut Sonntag sei, käme der Herr Lieutenant ja wohl noch vor Tische selbst hinaus.

Ida drückte die duftenden Blumen gegen ihre Augen und löste dann die Schnur vom Notenheft; ihre Ahnung täuschte nicht, zwischen den Blättern lag ein geschlossenes Couvert, das sie mit heißen Wangen öffnete. Es enthielt nur eine Zeile.

„Liebst Du mich noch? Heut sehen wir uns wieder!"

Arnolds Augen leuchteten sie an, während sie die kurzen Worte wieder und wieder las. Versunken rückte sie ihren Stuhl etwas vom Tische ab und blickte in die tanzenden Flammen des Kamins, welche sie trotz der schon wärmer werdenden Tage früh morgens noch zu finden liebte. Hier hatte ihr Arnold zum erstenmal allein gegenübergesessen, hier waren unzählige Stunden mit ihm verplaudert worden! Wieder hing ihr Auge an der Zeile: „Liebst Du mich noch?" Da ging neben ihr die Thüre auf und ihr Mann trat ein.

Plötzlich wurde ihr kalt. Wie anders war es doch, dies gütige Angesicht sich Aug' in Auge gegenüber zu sehen, mit diesem Blättchen in der Hand — wie anders als das schwache Bild der Nacht, mit dem Taumel in ihrem Herzen. Er trat mit freundlichem Morgengruß heran, setzte sich ihr gegenüber und sagte nach einem zweiten Blick auf sie besorgt:

„Nicht wohl, Ida? Du bist blaß."

„Ich habe nicht gut geschlafen," sagte die junge Frau; „verzeih deshalb, daß ich so spät zum Vorschein kam. Liesbeth sagte mir, Du hättest schon gefrühstückt. Wie ging es gestern?"

Beelitz zuckte die Achseln.

„Nicht erfreulich. Es gab mancherlei Differenzen, ich hätte den Abend in erster Gesellschaft angenehmer zugebracht. Unsere Freunde scheinen aber auch nicht sehr disponirt gewesen zu sein! Ich war überrascht, schon alles dunkel zu finden, als ich gegen elf Uhr nach Hause kam."

„Ich weiß nicht," sagte Ida zerstreut.

„Du warst wohl schon gestern abend nicht ganz wohl?" fragte ihr Mann mit prüfendem Blick auf ihr Gesicht. „Da trifft es sich im Grunde günstig, daß unsere beabsichtigte Schlußgesellschaft verschoben werden muß. Ich soll den Minister nächster Tage nach B. begleiten, habe mich also disponibel zu halten. Ist das noch abgethan, so denke ich nach all den anstrengenden Wochen mein Recht auf wohlverdiente Ruhezeit geltend zu machen und mit Dir ein Stück Welt zu sehen. Was meinst Du dazu?"

„Eine Reise?" sagte Ida tonlos. Das Blatt, welches sie in ihrer Bestürzung noch immer hielt, entglitt der kalt gewordenen Hand und fiel zu Boden. Beelitz bückte sich darnach. Ida wurde totenbleich, diesmal machte ihr Mann aber keine Bemerkung darüber. Er hatte das Blättchen schweigend auf den Tisch gelegt; sie wagte weder dorthin noch auf Beelitz einen Blick zu richten, tödliches Schuldbewußtsein krampfte ihr Herz und Kehle zusammen. Endlich nach stummer Pause, die ihr als eine Ewigkeit erschien, erhob sie dennoch mit beinahe physischer Anstrengung die zitternden Wimpern. Das Blatt lag auf der unbeschriebenen Seite. Beelitz hielt die Zeitung in der Hand und erschien ganz vertieft in deren Zeilen. Als nach einiger Zeit die Jungfer eintrat, um die eben abgegebenen Posteinläufe zu bringen und das Frühstück abzuräumen, streckte Ida die Hand aus und schob mit schwachem Seufzer das Blättchen in die Tasche ihres Morgenkleides.

Beelitz hatte die Adressen der ihm zugestellten Briefe überblickt, stand nun auf und ging nach einigen flüchtigen Worten in sein Zimmer, wie dies seine tägliche Gewohnheit war.

Eine Stunde nachher trat er bei Arnold Bleisin ein.

Der Staatsrat war in der Wohnung seines jungen Verwandten ein seltener Gast, und so wenig Arnold sich träumen ließ, was ihn heute hergeführt, war es ihm peinlich, daß er überhaupt kam.

„Ich habe mit Dir zu sprechen," sagte Beelitz, nachdem er den gebotenen Sitz eingenommen hatte; „sorge, daß wir nicht gestört werden."

Arnold gab seinem Burschen den nötigen Befehl und blieb dann, ohne ein Wort zu äußern, in soldatischer Haltung vor dem Staatsrat stehen. So ruhig dessen Ton gewesen, glaubte er in seinem Gesicht etwas zu lesen, wogegen es galt, sich zur Wehre zu setzen.

Auch Beelitz schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er mit vollem Blick auf den jungen Offizier:

„Ich habe gelesen, was Du meiner Frau heute morgen schriebst. Erkläre Dich."

Arnold nahm sich zusammen.

„Ich habe nichts zu erklären," sagte er fest; „ich stelle mich zu Ihrer Disposition."

Beelitz hob fast unmerklich die Schultern.

„Bist Du so jung, um zu glauben, ich käme hierher, um mich mit Dir zu schlagen?" entgegnete er scharf. „Es handelt sich um Ernsteres. Eine Frage an Ida würde mich sogleich aufgeklärt haben, sie ist nie der Lüge fähig gewesen. Weil ich sie schonen will, komme ich zu Dir." Er stand rasch auf, wanderte einigemal auf und nieder und blieb dann vor Arnold stehen, der sich stumm verhielt: „Wenn eine Natur wie Ida strauchelt, dann ist der Mann, dem ihr Leben angehört, nie ganz frei von Schuld daran. Dies zugestanden, habe ich das Recht, auch von Dir Offenheit zu fordern. Daß Du nicht ohne Berechtigung die Zeile dieses Morgens geschrieben, weiß ich. Daß nichts geschah, was sich nicht vergeben ließe, glaube ich — —"

„Ida ist engelrein!" rief Arnold stürmisch. „Gestern habe ich das erste Wort gewagt, das erste Wort von ihr empfangen. Deine Rechte sollten nie gekränkt werden —"

Beelitz machte eine Bewegung.

„Und was denkst Du Dir unter meinen Rechten?" sagte er kalt, während die Ader auf seiner Stirne schwoll. Und dann gelassener: „Höre mich an! Ich bin kein Jüngling mehr, ebensowenig ein alter Mann, daran erinnere Dich! Meine Verbindung mit Ida ist als Konvenienzehe betrachtet worden; in gewissem Sinne ist dies richtig, der Wunsch, mich zu verheiraten, führte mich zu dem Wunsche, Ida heimzuführen. Dennoch war es eine Herzenswahl. Wäre mir nicht Gelegenheit geworden, Ida genau zu beobachten, so würde ich Scheu getragen haben, mich mit einem so jungen Mädchen zu verbinden. Nachdem ich sie kennen gelernt, war ich überzeugt, den Schritt nicht nur für mich, auch für sie wagen zu dürfen." Er hielt einen Moment inne und wandte die Augen ab. „Ida ist mir während dieser drei Jahre ins Herz gewachsen," sagte er mit weniger fester Stimme, „und auch sie war glücklich. Da sie mehr Seele besitzt als Phantasie, fürchtete ich keine Gefahr. Ich will niemand einen Vorwurf machen. Von Dir, Arnold hielt ich viel, — daß ich hier stehe, beweist, wie viel ich noch von Dir halte. Wie wenig Du Dir bewußt bist, was Du thatest, zeigte mir eben noch Dein unbesonnenes Wort von Rechten, die nicht gekränkt werden sollten. Leidenschaft ist ein Fieber! Es mag sein, daß der Wille bei dessen Kommen und Schwinden außer Recht gesetzt ist, ebensowenig kommt aber derselbe Wille in Betracht gegen Wahnsinn des Fiebers! Geht ihr beide noch einen Schritt vorwärts, so heißt das Ende Untergang. Es ist möglich, daß Ida, gerade weil sie ganz Natur ist, durch Leidenschaft hingerissen werden könnte, aber sie gehört nicht zu denen, die es ertragen würden, zu sinken — jenseits der Schuld gäbe es für sie nur Tod oder Verzweiflung." Er atmete schwer, dann faßte seine Hand Arnolds Arm, und er sah ihm fest in die Augen. „Ich fordere Dein Wort, meine Frau nicht wiederzusehen," sagte er langsam.

Das Blut rauschte Arnold bis in die Schläfen. Sein ehrliches Herz war unfähig, sich der Wahrheit zu verschließen. Aufzugeben, was ihm der Nerv all seines Denkens und Fühlens geworden, war aber ein Schnitt durch sein Leben, den er so scharf, so glühend empfand, daß physischer Schmerz ihm das Herz durchzuckte und in der Kehle das Wort erstickte. Nur ein Blick voll Verzweiflung gab Antwort.

„Noch weiß Ida nichts," sagte Beelitz. „Ein bloßer Zufall ließ mich Deine Worte lesen, ihr Benehmen dabei hat mir bewiesen, daß mir die Kraft nicht gefehlt hat, mein Gesicht zu beherrschen. Gib mir Dein Wort, sie nicht wiederzusehen, ihr nicht zu schreiben, Dich ohne jede Erklärung und so bald als möglich von hier zu entfernen — und nimm dagegen mein Wort, daß sie nie ahnen soll, daß ich Mitwisser geworden bin."

Arnold schlug beide Hände vor das Gesicht. Wider Willen drang ein kurzes Stöhnen aus seiner Brust.

„Ich will gehen," rief er, „ich will sie nie wiedersehen, nur den Abschied zuvor, den Abschied gönne uns! Ohne Erklärung, ohne ein Wort? — O, das ist ja nicht möglich, sie müßte mich hassen; o, und sie würde leiden, nicht weniger als ich!"

Beelitz preßte die Lippen auf einander.

„Wir alle müssen leiden," sagte er mit gewaltsamer Ruhe. „An Dir aber ist es jetzt, zu beweisen, daß Ehre und Gerechtigkeit keine leeren Worte für Dich sind, daß Deine Liebe zu Ida mehr ist als ein Spiel der Phantasie oder der Sinne. Ein Abschied, wie Du ihn begehrst, sei es mündlich oder schriftlich, wäre nichts als ein neuer Schritt auf dem Wege der Gefahr. Schwerer fällt noch ins Gewicht, daß eine letzte Erklärung zwischen euch nicht stattfinden kann, ohne Ida ahnen zu lassen, was Dich zu plötzlichem Verzicht bewog — damit wäre alles in Frage gestellt, was ich erhoffe. Erfährt sie, daß ich weiß, so ist es um ihre innere Freiheit geschehen, und diese will ich ihrer Zukunft retten. Nur wenn sie mich für unbefangen hält, würde ich vermögen, sie langsam an die Stelle zurückzuführen, von der sie sich verirrt hat. Ihr dazu beizustehen, bin ich entschlossen, mit Liebe und Geduld, mit jeder Entsagung."

„Entsagung?" wiederholte Arnold; seine Augen blitzten auf.

Beelitz wechselte die Farbe.

„Ich verstehe Dich," sagte er nach kurzem Schweigen. „Wäre ich überzeugt, Idas Rufe an Deiner Seite gesicherter zu wissen als neben mir, so würdest Du mich zur Entsagung in Deinem Sinne bereit finden. Ich habe diese Ueberzeugung nicht." Er trat einen Schritt

näher und blickte fest in die Augen des jungen Mannes: „Hast Du selbst Dich schon gefragt, welchen Ersatz Du zu bieten hättest für alles, was aufgegeben werden müßte?“

Arnold wurde flammend rot.

„Wenn Ida mich liebt — —“

„Wenn — wenn sie Dich liebt?“ sagte Beelitz gepreßt und wiederholte dann in energischem Ton: „Ich habe diese Ueberzeugung nicht und werde mein wohlerworbenes Recht wahren. Eure Jugend nur hat euch beraucht, Ida wird überwinden — wie es geschieht, hängt von uns beiden ab. Du bist ein Mann, Arnold, beweise Deine Kraft. Wenn ich von Dir fordere, zu schweigen, so übe ich ein gleiches. — Nimm mein Wort und gib mir das Deine!“

Heftiger Kampf durchwühlte Arnolds Züge, aber nur für einen Moment. Dann preßte er die Hand, welche sich ihm entgegenbot, mit starkem Druck.

„Ich gebe mein Wort.“ sagte er und brach in einen unaufhaltsamen Strom von Thränen aus.

*

Die Jugend kennt in leidenschaftlichen Zuständen nur Aeußerstes. Augenblicklich zu handeln, war für Arnold das einzige Labsal, hier an dem Orte zu verweilen, der ihm so plötzlich zur Wüste geworden, das höchste Schreckmis. Nicht lange nachdem Beelitz ihn verlassen hatte, begab er sich in die Privatwohnung seines Regimentskommandeurs, um von demselben sofortigen Urlaub zu erbitten, Familienangelegenheiten halber.

„Doch nichts Unerfreuliches?“ fragte der seinem Vater befreundete Oberst, dem die Verstörung des jungen Offiziers nicht entging, so sehr Arnold sich auch zusammennahm, und welcher der gegenteiligen Versicherung nur halben Glauben schenkte. In dieser Vermutung, daß irgend Wesentliches vorgefallen sei, bewilligte er den sofortigen sechswöchentlichen Urlaub, worauf sich Bleffin bei seinem Compagniechef abmeldete und dann sogleich nach Hause begab, um sich in Zivil zu kleiden und das Nötigste in eine Reisetasche zu schieben. Seinem Burschen gebot er, die übrige Garderobe einzupacken und weitere Ordre abzuwarten. Denselben Nachmittag verließ Arnold die Stadt mit dem Bahnzuge, der in die Richtung des Sonthofes führte, fuhr aber an diesem vorbei. Jetzt im Familienkreise auszuharren, Rede und Antwort zu geben, erschien ihm geradezu unmöglich, seine Verstörung bedurfte der Einsamkeit. Unter allem, was ihm durch den Kopf wirrte, stand aber die Vorstellung fest, nach einigen Tagen sich wirklich nach dem Sonthofe zu begeben und sich den Seinigen für die Reise anzuschließen, was er zuvor abgelehnt hatte. Von Berlin aus wollte er dann um seine Versetzung einkommen, wozu sich wohl inzwischen ein Vorwand würde finden lassen.

Er fuhr und fuhr — gleichgiltig gegen die blühende Frühlingspracht; aus der Natur schien jedes Leben verschwunden. Mitten in der Nacht in der Stadt angelangt, wohin er halb gedankenlos ein Billet gelöst hatte, verließ er das Coupé, warf sich todmüde im nächstliegenden Gasthof auf ein Bett und schlief den tiefen Schlaf der Jugend, welcher ihr nur gegeben scheint, um für ihre tobenden Schmerzen neue Kräfte zu sammeln.

Es war noch dunkel, als er plötzlich erwachte — mit dem lebendigen Gefühl der Lippen Idas auf seinem Munde, ihrer Hände auf seinen Schultern. Ob er das eben geträumt, ob er sich darauf nur besann, wußte er nicht, eine herzzerreißende Sehnsucht fiel ihn an, daß er beide Arme in die Finsternis streckte und in seine Kissen zu wimmern begann wie ein krankes Kind.

Als es Tag geworden, durchstreifte er in seiner Rastlosigkeit stundenlang die Straßen der fremden Stadt. Dort wurde ein großer Markt abgehalten, es wimmelte von Fuhrwerken, von Leuten, an denen Arnolds Augen achtlos vorüberglitten, bis ihm auf einmal in den Sinn kam, daß von allen diesen Menschen jeder sein eigenes Schicksal habe. Da überkam es ihn wie Grauen vor all dem unbekannten Jammer, der im Herzen verschlossen bleibt wie in einem Gefängnis, während der Himmel darüber hinblaut. Was that Ida jetzt? Wie ging sie in den Tag hinein, den ersten, der ihr nichts von ihm bringen würde, keinen Ton, kein Zeichen! Eine unerträgliche Angst ergriff ihn, es litt ihn hier nicht mehr, es drängte ihn zu seinen Eltern, Geschwistern hin — dort würde Idas Name ausgesprochen werden, würde er vielleicht irgend eine Kunde ihres Ergehens hören. Auch durfte er nicht allzu lange zögern, seine Familie den Entschluß zur Mitreise wissen zu lassen; leicht konnte ein Zufall verraten, daß er Urlaub genommen, die Stadt verlassen hatte. Wie auffallend mußte sein Benehmen dann erscheinen! Ohne weiteres Zaudern kehrte er um.

Auf dem Sonthofe angelangt, fand er das Haus leer. Die Familie war, nach Bericht des Hausmeisters, denselben Morgen abgereist.

„Die gnädige Frau hatte doch dem Herrn Lieutenant geschrieben? Sie wurden gestern mit jedem Zuge erwartet —“

Der Brief lag in Arnolds Garnisonsstadt; was ihm darin mitgeteilt werden sollte, erfuhr er aber jetzt hier — daß sich die Seinigen zu einer Besuchsstation bei Freunden und deshalb zu früherem Aufbruch entschlossen hatten. Dorthin zu folgen, wäre leicht gewesen, während ihn aber der Gedanke an Gleichgiltige abschreckte, denen er hätte standhalten müssen, war die Stille hier ihm ein Labsal. Die heftige Aufregung hatte großer Mattigkeit Raum gegeben, und trotz des dumpfen Schmerzgefühls, das ihn keinen Moment verließ, fühlte er in dieser Einsamkeit, zwischen dem lang vertrauten Hausrat, den mancherlei Spuren seiner Angehörigen, etwas wie Erleichterung. Er beschloß, sich den letzteren erst anzuschließen, wenn sie in Berlin eingetroffen seien, und so lange hier zu bleiben. Eine Postkarte brachte seinem Burschen den Befehl, mit dem gepackten Koffer herauszukommen, im Fall einer Nachfrage aber niemand Auskunft zu geben.

*

Ida hatte inzwischen qualvolle Zeit verlebt. Der Morgen jenes Sonntags wollte kein Ende nehmen; wie im Fieber ergriff sie eine Beschäftigung nach der andern, dazwischen atemlos lauschend, immer wartend, trotzdem sie wußte, daß Arnold keinenfalls vor Mittag kommen würde. Sonntags lag ein für allemal ein Couvert für ihn auf. Ob er heut zu Tische kam, oder erst später? — Der Morgen schlich ruhelos hin. Als Beelitz sich ein halbes Stündchen vor Tische im Wohnzimmer einfand, flog Idas Auge bang über sein Gesicht. Sie hatte unter dem Warten den Schreck dieses Morgens vergessen, jetzt lebte sie ihn in der innersten Seele wieder durch. Aber ihres Mannes Blick war gütig, sein Ausdruck gelassen wie immer. Er setzte sich zu ihr, erzählte ihr Verschiedenes in seiner alle Dinge sicher beherrschenden Weise. Als zu Tische gerufen wurde und die Gatten Platz genommen hatten, sagte Beelitz zum Diener:

„Sie können das dritte Couvert wegnehmen,“ — dann, zu Ida gewendet, in seinem ruhigsten Ton: „Arnold läßt sich entschuldigen, er ist nach dem Sonthofe hinaus.“

Ida fühlte ihr Blut nach dem Herzen strömen, sie war außer stande, ein Wort über die Lippen zu bringen, am wenigsten die Frage, ob ihr Mann Arnold selbst gesprochen oder ob dieser seine Botschaft hätte sagen lassen. Sie begriff nichts — heute war er fortgegangen, heute! Hundert Vorstellungen durchwirbelten ihr Hirn, die einfachste kam zuletzt: daß Dringendes ihn zu den Seinen gerufen habe, daß er jedenfalls heut abend zurück sein und kommen würde, und wenn nicht er selbst, dann eine Zeile, ein Zeichen. Sie nahm sich zusammen, und da ihr Beelitz sehr zu Hilfe kam, glaubte sie ihre Bestürzung nicht verraten zu haben.

Der Nachmittag, der Abend vergingen, alles blieb still und stumm. Beelitz hatte eine Spazierfahrt vorgeschlagen; dem qualvollen Warten zu entgehen, stimmte Ida zu. Während sie zusammen durch den Park fuhren, Bekannten begegneten und mit diesen eine Strecke wanderten, glitt die Welt schemenhaft an der jungen Frau vorüber; sie sprach, bewegte sich wie durch einen Mechanismus. Als der Tag zu Ende war, fühlte sie sich sterbensmüde; ihre Augen schlossen sich aber nicht, sie wartete die ganze Nacht hindurch auf den andern Tag. Der Morgen brach an, Stunde nach Stunde verging; so matt und elend sich Ida fühlte, nahm sie Besuche an in der bestimmten Erwartung, irgend jemand müsse Arnolds Namen aussprechen. Es kam ihr sonderbar vor, daß weder ihr Mann noch die Dienerschaft diesen Namen nannten, und doch besann sie sich gleich darauf, daß hiezu ja gar kein Anlaß vorhanden sei. Zufällig sprach die Frau des Obersten bei ihr vor, welche zwischen hundert andere Dinge die Bemerkung warf:

„Sie werden Herrn von Bleffin wohl sehr vermissen?“ — und als Ida sie frappirt anblickte, in lebhafterem Ton beifügte: „Also hatte mein Mann doch recht, der plötzliche Urlaub gilt einer ernsten Familienangelegenheit!“

„Eine Familienangelegenheit?“ wiederholte Ida mühsam. „Ich weiß von nichts.“

„Entschuldigen Sie, liebe Staatsrätin, ich wollte nicht indiskret sein. Sie wissen aber, wie sehr wir uns für die Bleffins interessiren. Der Lieutenant kam meinem Mann etwas aufgeregt vor — auch daß er nicht auf dem gewöhnlichen Dienstweg um diesen sechswöchentlichen Urlaub einkam, sondern sich direkt an meinen Mann wendete, um ihn zu beschleunigen — aber, wie gesagt, ich möchte nicht indiskret sein!“

„Wirklich, gnädige Frau, Sie irren,“ sagte Ida mit der merkwürdigen Beherrschung, welche die sogenannte gute Lebensart ihren Zöglingen gibt. „Es handelt sich nur um eine Reise, so viel ich weiß, eine Familienreise.“

Die Dame lenkte geschickt zu einem andern Thema über, empfahl sich dann und ließ Ida in einem Sturm von Aufregung zurück. Was hatte das alles zu bedeuten? Zwei bis dreimal im Laufe dieses Tages war sie im Begriff, eine Frage an ihren Mann zu richten, fühlte sich aber nicht genug Herrin ihrer Stimme, um das Wort über die Lippen zu bringen. Fieberend wartete sie Poststunde um Poststunde auf eine Erklärung des Unerklärlichen. Aber auch dieser Tag verrann ohne ein Zeichen von Arnold. Er war geflohen — warum? warum? — Die Antwort, welche das eigene wunde Gewissen ihr hätte geben können, hielt nicht stand vor der Zeile, die so oft in ihrer Hand, unaufhörlich in ihrem Herzen lag und jetzt fast wie Hohn klang: „Liebst Du mich noch? Heut sehen wir uns wieder.“

Beelitz sah ihre stumme Qual, die zu bergen ihr nicht möglich war; sie ergriff ihn stärker noch als seine eigene. Die Notwendigkeit, sie morgen auf zwei Tage zu verlassen, welche ihn sehr beunruhigt hatte, erschien ihm nun in anderem Lichte. Er hoffte, daß es ihrer auf das äußerste gespannten Seele wohlthun werde, eine kurze Zeit hindurch sich selbst überlassen zu bleiben, er hoffte das um so mehr, als er von dieser Pause Kräftigung seiner eigenen Standhaftigkeit erwartete. All sein Zartgefühl, alle Sympathie konnten aber nicht ausreichen, um ihn den ungeheuren Unterschied erkennen zu lassen zwischen dem Herzen des Vierzigers, das, liebes- und leidensfähig wie je, doch durch manche bestandene Krisis gestählt und bewehrt war, und dem jungen, durch Schuld und Weh zuvor nie erschütterten Herzen, das ganz offen und wehrlos den ersten Streich empfing.

Er trat gegen Abend, als es schon zu dämmern begann, in das Zimmer seiner Frau. Die Fenster standen offen, der leise Duft des Laubes drang herein; Ida saß unbeschäftigt, den Kopf der schon halb verschatteten Straße zugewendet, die Hände im Schoße, dicht am Fenster. Sie müßig zu sehen, war so selten, in ihrer Haltung drückte sich solche Mutlosigkeit aus, daß Beelitz schweigend näher trat und ihr über die Haare strich wie über die eines Kindes. Sie schauerte unter seiner Hand, und er empfand es. Die Arme ineinander geschlagen, schritt er langsam im Zimmer auf und nieder.

„Es bleibt also dabei, liebes Kind, morgen gehe ich mit dem Minister nach B. Uebermorgen, spätestens Donnerstag sind wir zurück. Bist Du einverstanden, so könntest Du diese Tage zu Reisevorbereitungen verwenden — mein Urlaub ist bewilligt, und es hängt nur von uns ab, wann wir aufbrechen.“

„Bestimme Du,“ sagte Ida nach einer kleinen Pause.

Der Staatsrat setzte sein Wandern fort.

„Und Du fragst nicht, wohin ich Dich zu führen denke? Mein Plan wäre, falls Du einverstanden bist, zunächst nach Rügen zu gehen, um Dich endlich mit meinem ältesten und besten Freunde bekannt zu machen.“

„Pastor Schott?“

„Derselbe; ein Freund, auf den man sich verlassen kann, und der liebenswürdigste Mensch. Von dort nach Skandinavien — Du wünschtest ja längst, Kopenhagen und Stockholm kennen zu lernen. Es ist jetzt gute Reisezeit,“ wiederholte er, als Ida nicht antwortete, und dann: „Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß Arnold sich nun doch entschlossen hat, seine Eltern zu begleiten.“

Ida wurde glühend rot.

„Ich erfuhr von der Frau Oberst, daß er einen längeren Urlaub nahm,“ sagte sie hastig, durch die wachsende Dämmerung ermutigt; „das wunderte mich. Er hatte sich ja gar nicht bei uns empfohlen — hat er Dir geschrieben?“

„Ich begegnete ihm gestern," sagte Beeliz, „lassen wir ihn nur ziehen."

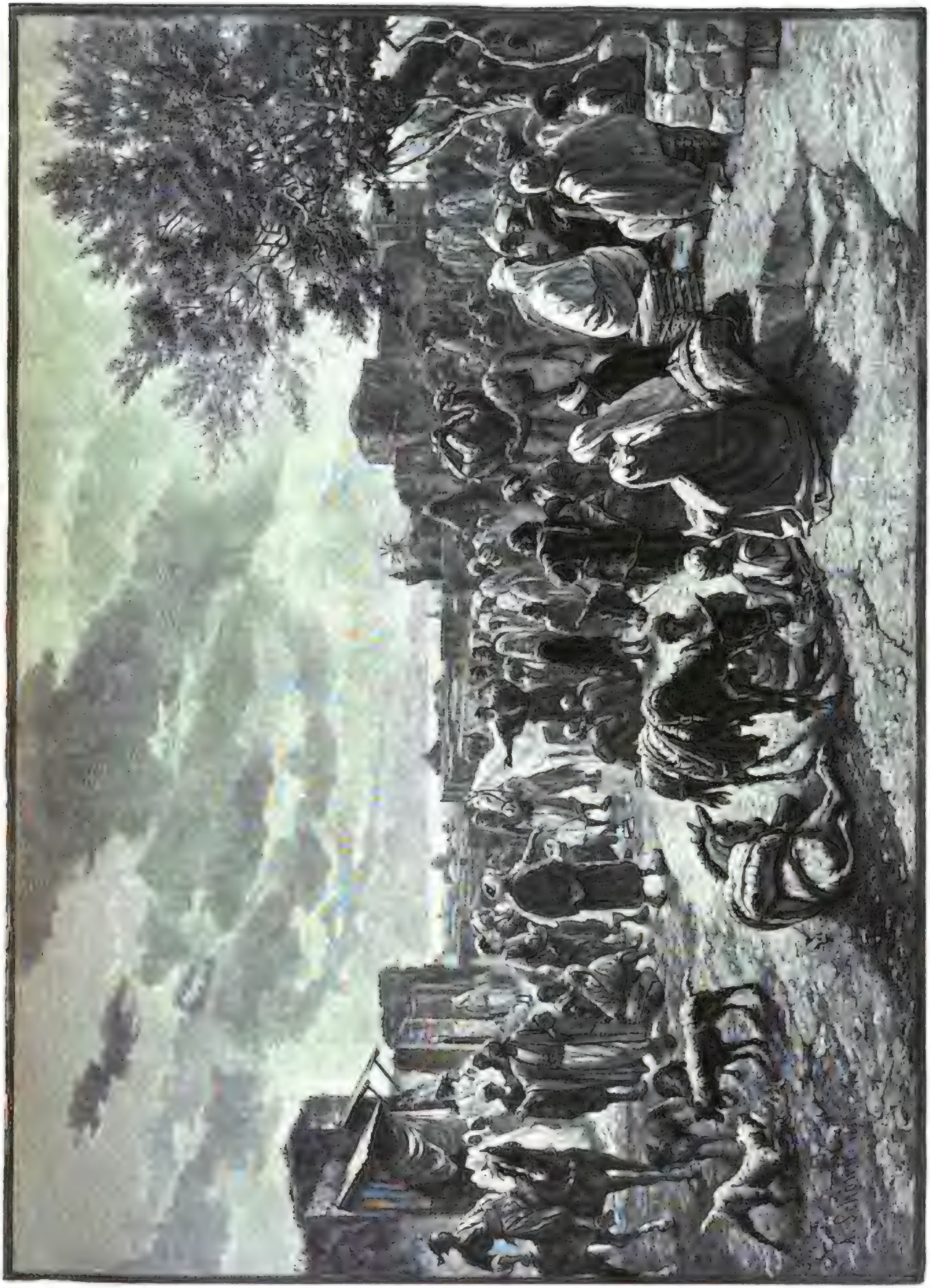
So gelassen die Worte klangen, fuhr doch der jähe Schreck abermals durch Idas Seele. Aber sie war zu arglos, zu jung, vor allem zu gläubig ihrem Manne gegenüber, um den Gedanken, dieser könne wissen, wirklich Wurzel fassen zu lassen, während er sie nichts sehen ließ, als Ruhe und unveränderte Herzlichkeit. Dennoch geschah ihr durch seine Abwesenheit in den nächsten Tagen eine Wohlthat — wenigstens glaubte sie das, als die furchtbare Spannung in ihr während der ersten Stunden nach seiner Abreise etwas nachließ. Als nun aber der ganze Tag dahinschlich, einsam, öde, bleischwer jeder Augenblick, als ihr die Post wieder nichts brachte, ergriff eine qualvolle Angst ihr Gemüt. In diesem plötzlichen Bruch, der nichts löste, der nur vernichtete, lag etwas so Dunkles, so Unergründliches — es kam ihr vor, als sei Arnold vor ihren Augen in eine Tiefe versunken, finster wie das Grab. Ihre Seelenqual galt aber nicht ihm allein. Nur blitzartig war bisher die Furcht in ihr aufgezuckt, daß ihr Mann alles wisse, seine Beherrschung hatte ihr Schuldbewußtsein eingeschläfert, so lang er in ihrer Nähe blieb; jetzt aber, sich selbst überlassen, mit dem nagenden Gewissen, der folternden Herzensangst brach volle Ahnung der Wahrheit über sie herein: Beeliz hatte Arnolds Worte doch gelesen, zwischen beiden hatte eine Erklärung stattgefunden! Nur Zwingendes konnte Arnold dazu vermocht haben, sie so zu verlassen, so aufzugeben. Wo war er jetzt, in welchem Zustande? Sie glaubte nicht an den Vorwand dieser Familienreise, ihre Verzweiflung ward ihr zum Maßstab der seinigen. Dann wieder zweifelte sie plötzlich an dem, woran sie doch am unverbrüchlichsten glaubte: an seiner Liebe! — um schon im nächsten Augenblick solchen Zweifel hinwegzuscheuchen als eine Sünde wider den Geliebten. Die zahllosen Stunden glückseligen Beisammenseins stiegen ihr auf, sie wähnte seinen Hauch zu fühlen, wenn er sich über sie beugte, um in ihr Buch zu blicken; sie gedachte der Tage, wo jeder Augenblick, jeder Herzschlag beider sich dem des andern vereinte, jede leiseste Regung verstanden ward. All das war ihr so natürlich gewesen, weder Schuldgefühl noch Bangen hatte das beschwingte Herz gestört, erst die letzten Augenblicke seliger Hingabe wühlten seine Tiefen auf. Schreckensvoll gähnte ihr ein Abgrund entgegen, über den ihre gemarterte Seele keine Brücke zu schlagen wußte.

Prinzessin Elvira von Bayern. Nach einem Gemälde von K. Gamperrieder.

Sie zergrübelte sich, wie sie erfahren könne, wo Arnold sei. Wenn sie weiter leben sollte, mußte sie ein letztes Wort von ihm hören — darnach schrie und bettelte nicht nur ihre Liebe, ihr Frauenstolz, es galt ihr ganzes Sein! Der Gedanke, morgen oder übermorgen ihrem Mann wieder gegenüberzustehen mit der Ueberzeugung, daß sie beide einander das Schwerste verheimlichten, erschien ihr unaushaltbar. Und doch — wenn sie irrte? Durfte sie bekennen, was auch Arnolds Geheimnis war?

Ein Groll gegen Robert stieg in ihr auf. War es Geringschätzung, die ihn schweigen, sich verstellen hieß, wo selbst rauhe Freimütigkeit würdiger gewesen wäre? Sie errötete unter diesem Vorwurf; die unermüdliche, zartsinnige Neigung, welche sie jahrelang beglückt hatte, stieg wie ein Lebendiges vor ihr auf, glühende Thränen der Scham und Reue stürzten aus ihren Augen, doch galt die Reue nur dem anklagenden Gedanken. Dies bestärkte sie noch in dem unabweislichen Gefühl, daß sie sich mit Arnold aussprechen müsse, um nicht in der Irre, im Dunkel zu gehen morgen und alle folgenden Tage ihres Lebens. Sie sann und sann. Sollte sie einer seiner Schwestern schreiben, einen Brief an ihn beischließen? Das wäre aber auffallend und nicht einmal sicher — wer weiß, ob seine Familie augenblicklich über seinen Aufenthalt unterrichtet war. Sollte sie Irene Blessin nur um Auskunft ersuchen? Auch davor scheute sie sich; wußten doch die Schwestern, wie nahe befreundet Arnold ihr war, und würden staunen, daß sie, die er kaum verlassen hatte, nicht unterrichtet sei. Was sie auch ersinnen, ergrübeln mochte, es zerrann ihr, sobald sie es ansah. Ihre Beängstigung wuchs mit jeder Sekunde, alles in ihr fieberte.

Am Nachmittag litt es sie nicht mehr im Hause; ihr war, als müsse sie erst viele Straßen durchwandern, um nachher die Wände ihres Zimmers wieder ertragen zu können. Draußen aber hörten sie die Menschen, welche sich in der volkreichen Stadt umherbewegten. Sie schlug



Markt in Tunis. Gemälde von A. Schlen. Nach einer Photographie von D. Angerer in Wien.

Digitized by Google

die Richtung nach der um die Stadt führenden, zu dieser frühen Nachmittagsstunde wenig besuchten Anlage ein, und ging, und ging, ganz in ihr qualvolles Brüten verloren, ohne auf irgend etwas um sich her zu achten, bis sie durch eine äußerliche Unruhe veranlaßt wurde, aufzublicken. Sie war auf den Weg geraten, der zum Bahnhof abzweigte, und die Zeitnähe eines abgehenden Zuges verriet sich durch Wagen und Wanderer, welche gleichem Ziele zustrebten. Eben im Begriff, umzukehren, fuhr Ida plötzlich zusammen. Wenige Schritte von ihr entfernt ging Arnolds Bursche, mit verschiedenem Gepäck beladen, neben ihm ein Dienstmann, welcher einen großen Koffer beförderte. Unwillkürlich, mit ganz spontaner Bewegung rief die junge Frau: „Johann!" und erschrak in demselben Moment vor dem Klang ihrer eigenen Stimme.

Der Bursche wendete den Kopf und blieb stehen.

„Sie gehen nach der Bahn?" fragte Ida hastig; „Sie bringen Herrn von Blessins Gepäck fort?"

„Ja, nach dem Sonthof," sagte Johann mit seinem treuherzigsten Ausdruck. Daß sich ein Verbot, Auskunft zu geben, auf die gnädige Frau erstrecken könne, wäre ihm nie eingefallen. „Der Herr Lieutenant wollen ja morgen verreisen."

„Wohin?" fragte Ida mit schwacher Stimme.

„Ich weiß nicht, der Herr Lieutenant hat bloß geschrieben, es müßte alles verpackt werden, Kleider und Sachen; auch seine Bilder und Gewehre soll ich in Kisten packen, die später auf das Gut geschickt werden. Also glaub' ich, daß er lang ausbleibt."

Jedes Wort fuhr Ida gleich einem Blitz durch Hirn und Herz. Ein völliger Aufbruch also — auf Nimmerwiederkehr! und — noch war er auf dem Sonthof — heute noch! Sie stand einen Augenblick unbeweglich, dann gab sie dem Burschen ein Zeichen, daß er seinen Weg fortsetzen möge, und blickte ihm und dem Gepäck nach, wie man vom Strande aus einem verschwindenden Schiff nachblickt. (Schluß folgt.)

Deutsche Schalksnarren und Lustigmacher.

Skizze

von

Ernst Keiter.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Humor ist eine Frucht, die unter allen Himmelsstrichen gedeiht, und es wäre wohl ein schwieriges Beginnen, festzustellen, welche Rasse und welche Nation die am meisten mit ursprünglichem, angeborenem Witz ausgestattete sei. Der Sohn eines Kulturvolkes hat vielleicht nicht mehr von dieser köstlichen Gabe erhalten, als der Wilde, der fern jeder Zivilisation aufgewachsen ist. Zu allen Zeiten und in allen Landen hat es Schelme gegeben, die durch ihre losen Schwänke, durch ihre Possen und Scherzworte ihre Umgebung erheiterten, ergötzten, und wenn wir bis ins dämmerhafte Altertum zurückgehen, bis nach Tiryns in Argolis, so finden wir sie auch dort schon heimisch. Die Tirynthier waren bekannt wegen ihrer Spaßmacher, und man behauptete damals, vielleicht boshafterweise, daß dieselben zu ernsthaften Beschäftigungen gar nicht taugten, daß ihr ganzes Sinnen und Denken nur auf spitzbübische Allotria, auf Scherz und Schelmerei gerichtet sei. Die Phästider hinwieder übten sich schon von Jugend auf im Possenreißen und Possenspiel und wurden von den ernsten Kretensern auch nur für Lustigmacher, und zwar für solche ersten Ranges, gehalten. Im Morgenlande, beim Kaiser Bajazet I., gab es einen lustigen Rat Namens Nasreddin Chodscha, von dem noch heute die Tradition oder die Sage eine stattliche Reihe von losen Streichen erzählt. Montezuma, der letzte der mexikanischen Kaiser, hatte bei der Tafel stets drei oder vier Narren, die ihn auf jede Weise erheitern mußten und deren größte Seligkeit es war, wenn der Potentat und seine Gäste herzhaft über ihre Schwänke lachten.

Wir können bis an die Westküste Afrikas wandern, und selbst dort werden wir unter den Negern Spaßmacher und Witzbolde finden, welche sich einen Namen errungen, der heute noch fortlebt. Nanzi, der schwarze Eulenspiegel, ist den dortigen Negern noch nicht gestorben.

Allerdings gab es einzelne Länder oder Landstriche, in denen die Schalksnarren ganz besonders gediehen. Italien zum Beispiel war ungemein fruchtbar an solchen Narrenleuten, und jede Stadt, jedes Städtchen stellte sein erkleckliches Kontingent zu dem zahlreichen Heere der Lustigmacher. Das Lächerliche jeder Ortschaft wurde durch einen spezifischen Typus, durch eine typische Figur ausgeprägt, und in der alten Commedia del arte fanden sie alle ihren charakteristischen Ausdruck. Neapel schritt dem ganzen Italien voran. Hier gab es eine schwere Menge von komischen Gestalten, die volkstümlich wurden und sich in Aufzügen und Improvisationen erhalten haben. Der Erzprahler Spaviento, der Betrüger Covicello, der alte, einfältige Graf Pascariello, der Possenreißer Pulcinello aus Acerra und verschiedene andere sind fast unsterblich geworden. Keine Stadt Italiens aber war so reich gesegnet mit lustig-tollen Possenreißern als das kleine Bergamo, von wo selbst der Papst sich seinen Arlechino im Bedarfsfalle kommen ließ.

In Frankreich war es wieder die Stadt Troyes in der weinbeglückten Champagne, die ein besonderes Privileg in der Hervorbringung von Lustigmachern zu haben schien. Von dort bezogen wieder die Könige von Frankreich ihren Bedarf an Hofnarren, und in den Archiven der genannten Stadt findet sich noch ein Brief des Königs Karl V., in welchem er dem Bürgermeister und den Schöffen meldet, daß sein Narr gestorben sei und daß sie ihm schleunigst, alter Gewohnheit entsprechend, Ersatz senden mögen.

Auch in Mecheln sollen die Schalksnarren, einer alten Urkunde gemäß, nicht schlecht gediehen sein.

Aber auch unser Deutschland blieb in jenen mittelalterlichen Zeiten nicht hinter den vorgenannten Ländern zurück. Eine endlos lange Reihe von Namen taucht in der Erinnerung auf; denn nicht nur der Kaiser hielt seinen lustigen Rat, seinen Possenreißer, Freudenmacher, Pickelhering oder wie er just sonst heißen mochte, sondern jeder kleinste Regent, ja selbst jeder Edelmann fast gönnte sich den Luxus eines eigenen Schalksnarren, der nie von seiner Seite weichen durfte. Oft tauschten diese Schalksnarren wohl auch ihre Rolle gegen die eines weisen Ratgebers aus, und in manchen ernsten Momenten, wo Glück und Leben für ihren Herrn auf dem Spiele stand, griffen sie mit einem Vernunftspruche zu rechter Zeit ein und retteten ihn wirklich! Mit einer Aufopferung und Selbstverleugnung, die eines Weisen würdig gewesen, stunden sie zuweilen dem bedrängten, etwa von allen seinen Hofschranzen verlassenen Fürsten zur Seite. Wer hätte die schöne, legendenhafte That vergessen, die Kunz von der Rosen, der Narr Kaiser Maximilians I., ausübte, als dieser zu Brügge gefangen saß und jener sich als dessen Beichtiger in das Gefängnis Eintritt verschaffte, um durch eine Verkleidung die Flucht des hohen Herrn zu ermöglichen, während er an Stelle des Entweichenden zurückbleiben wollte.

So weissagte Jenny von Stocken, der Narr Leopold des Frommen, Herzogs von Oesterreich, den unglücklichen Ausgang des Einfalles in die Schweiz, nachdem er um seine Meinung in Hinsicht auf das kriegerische Unternehmen gefragt worden war, mit folgenden Worten: „Ihr Narren, Ihr ratet alle, wie Ihr ins Land hineinziehen wollt, aber keiner denkt darauf, wie er wieder herauskommen könnte."

Bekanntlich ist die Prophezeiung des Narren auch thatsächlich in Erfüllung gegangen in der Unglücksschlacht bei Sempach. Herzog Leopold blieb tot auf dem Schlachtfelde und zweitausend Mann mit ihm.

Und Klauß Narr, der den sächsischen Kurfürsten Ernst, Albrecht, Friedrich und dem Erzbischof Ernst von Magdeburg als Lustigmacher gedient hatte und von dem hunderte von sinnreichen Sprüchen existiren, rettete einst dem letztgenannten Kurfürsten ein Stück seines Landes. Friedrich wurde von einem Nachbarfürsten der Besitz eines guten Teils seines Erblandes ernstlich angefochten, und der Fürst war schon geneigt, diesen vermeintlichen Anrechten Folge zu geben. Doch wie in vielen ernsten Dingen, fragte er auch diesmal seinen Narren Klauß um Rat. Der jedoch verlangte statt jeder Antwort von seinem Herrn dessen besten Kammerrock, erhielt ihn und ging damit auf seine Stube. Hier zerschnitt er das Kleid des Fürsten in zwei Stücke, zog eines derselben an und begab sich zu Friedrich zurück. Als dieser ihn in solchem Aufzug erblickte, wurde er nicht wenig darüber entrüstet, daß Klauß ihm sein prunkvolles Kleid derart zugerichtet, und er ließ den Narren eine Flut von Scheltworten hören, ja er drohte diesem allen Ernstes, ihn für seine kecke That prügeln zu lassen. Aber Klauß ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Siehst Du," sagte er rasch, ehe sich noch die ganze Schwere des fürstlichen Donnerwetters über seinem Haupte entladen konnte, „siehst Du, wie schlecht mir der halbe Rock ansteht? So wird es auch Dir anstehen, wenn Du Deine Länder teilst." Und der Kurfürst zog sich die Moral aus der Lehre seines Narren, zeigte sich voll Energie gegenüber seinem Gegner und hatte bald nachher keinerlei Teilungsgelüste desselben mehr zu fürchten.

In der Geschichte der Hofnarren finden wir aber auch mehr als einen Fall, wo ein solcher Lustigmacher, der meist das unbeschränkte Vertrauen seines Herrn besaß und stets an dessen Seite sich bewegen durfte, von den Feinden dieses Herrn heimlich gedungen war, um jenen Dienste zu leisten. Von einem solchen Stocknarren, der Kaiser Friedrich dem Rotbart angehörte, wird berichtet — sein Name ist verweht — daß er von den Mailänder Gegnern des Kaisers bestochen worden, um denselben zu töten, da sie selbst dem Fürsten nicht beizukommen vermochten. In einer Nacht, als der Narr sich allein bei Friedrich befand, schritt er zur grausen That. Er erfaßte den Kaiser, der am offenen Fenster des Gemaches stand und auf das schlummernde Milano hinabblickte, hob ihn mit großer Raschheit empor und versuchte ihn über die Brüstung in die Tiefe zu stürzen. Aber wie durch ein Wunder klammerte sich Kaiser Rotbart noch an einer Säule fest; auf sein mächtiges Rufen eilten alsbald Diener herbei und retteten den Bedrohten. Sodann ward auf Geheiß des Kaisers der Narr durch das Fenster geschleudert; er brach sich bei dem Sturz den Hals und blieb tot auf dem Platze liegen.

Durch die Unvorsichtigkeit eines Schalksnarren wäre dem Kaiser Max I. in Tirol bald großes Unheil erstanden. Im „Theuerdank" wird erzählt, daß der Kaiser sich einst mit seinem Narren in ein Gefecht mit Schneeballen eingelassen, in welchem keiner von beiden auf den andern Partner Rücksicht zu nehmen hatte. Unglücklicherweise traf ein Schneeball des Lustigmachers den Kaiser ins Auge und zwar mit solcher Wucht, daß dasselbe beinahe verloren gewesen wäre. Es ist nicht gesagt, ob dieser Zwischenfall, der freilich hätte bedenklich werden können, Kunz von der Rosen passiert ist.

Sonst ist wohl von den „lustigen Räten" fast ausnahmslos nur Heiteres und Drolliges zu vermelden. Viele von ihnen haben sich durch Witz und Geist und köstliche Laune gar zu „graduirten" Hofnarren emporgeschwungen, eine Hofcharge wie manche andere, die etwas zu bedeuten hatte in der Umgebung des Monarchen.

Ein solch graduirter Hofnarr war zum Beispiel „Papa Theun", der in Diensten Kaiser Karls V. stand und demselben manche sorgenschwere Stunde verkürzte. Aber der Lebenswandel des lustigen Schalks war ein wenig locker, zuweilen wohl auch ein ausgesprochen liederlicher, so daß der Kaiser sich einmal bewogen fühlte, Papa Theun den Eintritt in die kaiserlichen Küchenräume durch den Küchenchef zu verbieten. Da ihm auch der Zutritt zur Tafel verschlossen war, so rächte sich der arg Bestrafte damit, daß er sämtliche Gemächer, die für gewisse natürliche Verrichtungen offen stehen mußten, vernagelte, ein Unternehmen, das viele komische und peinliche Scenen in den Hofräumlichkeiten nach sich zog. Die Hofleute ermangelten nicht, von diesem pikanten, tollen Streich den Kaiser zu unterrichten, welcher seinen Narren rufen ließ und ihn wegen seines Uebermutes zur Rechenschaft zog. Aber Papa Theun erklärte seinem kaiserlichen Gebieter in aller Seelenruhe, daß er sein Treiben nicht mehr als natürlich finde. Er könne nämlich nicht begreifen, meinte er, wozu es am Hofe überhaupt derlei geheime Gemächer gebe, da ja doch nichts gespeist werde. Der Kaiser mußte herzhaft lachen über das treffende Wort und nahm seinen losen Schalk wieder in Gnaden auf. Papa Theun ließ sich überhaupt durch kleine Verstimmungen seines Herrn nicht einschüchtern. Gar bald hatte er den Kaiser durch einen allzu derben Spaß neuerlich erzürnt, doch sollte es diesmal nicht gelingen, so rasch wieder eine Versöhnung herbeizuführen. Karl verbannte den Schelm aus allen seinen Ländern, also aus dem gesamten Reiche, in dem „die Sonne nie unterging". Nur bei Verlust seines Lebens durfte es Theun wagen, dies Gebot zu übertreten. Diesmal half kein Scherzwort und kein geistvolles Aperçu, er mußte sein Ränzlein schnüren und über die Grenzen wandern. Die Reise ging nach Lüttich, das nicht mehr zu dem Reiche Kaiser Karls V. gehörte. Aber das weltabgeschiedene Leben in dem stillen Lüttich wollte dem Narren, der die Aufregungen und das rauschende Treiben des Hofes gewöhnt war, durchaus nicht behagen. Nur eine ganz kurze Zeit hielt er es in der Verbannung aus, es zog ihn immer mächtiger und mächtiger gen Brüssel, und eines Tages stand sein Plan fest, mit dem es ihm gelingen sollte, dem strengen Befehl des Kaisers aus dem Wege zu gehen und doch sein Ziel zu erreichen. Er mietete sich einen Karren, den er mit Erde füllte, setzte sich auf die Ladung, spannte ein Rößlein vor und fuhr nach Brüssel. Als Theun vor dem Palast des Kaisers mit seinem seltsamen Fuhrwerk auf dem Platze anhielt, sammelte sich alsbald eine Menge Volkes, das ihn erkannte und in staunende Rufe, in Lärmen und Toben über die Verletzung des kaiserlichen Bannwortes ausbrach. Der Kaiser, von der turbulenten Straßenscene benachrichtigt, trat an ein Fenster und erkannte seinen ehemaligen Narren, der gegen sein strenges Verbot doch in Brüssel erschienen war. Karl war nun nicht wenig neugierig, zu vernehmen, wie der Schelm seine grenzenlose Kühnheit verteidigen werde. Er rief daher selbst zum Fenster hinab, wie er, Theun, ein solch schweres Vergehen auf sich laden könne.

„Ich werde mich wohl hüten," erwiderte der Narr, „in Ihre Länder zu kommen, Herr Kaiser! Ich sitze ja auf Grund und Boden von Lüttich!"

Die kluge Antwort belustigte Karl in solchem Maße, daß er Theun verzieh.

Einer der witzigsten Köpfe unter den fürstlichen Lustigmachern in Deutschland war Nelle, der Narr des Kaisers Mathias. Als 1613 zu Regensburg der Reichstag geschlossen worden war, trug Nelle ein kleines, nettes Büchelchen unter dem Arm, das er eigens hatte anfertigen lassen. Der Kaiser bemerkte es und fragte seinen Narren, auf den er große Stücke hielt, was das Büchelchen zu bedeuten habe. Rasch erwiderte der Schelm mit ernsthafter Miene, daß er in dasselbe die Reichstagsakta hineingeschrieben. Der Kaiser ließ das Büchlein sich reichen, blätterte es aufmerksam durch, fand jedoch nichts als leere weiße Papierblätter und äußerte sich in diesem Sinne zu Nelle. Dieser aber meinte: „Konnte ich denn etwas hineinschreiben, da nichts auf dem Reichstag verrichtet worden ist?"

Und als der Bischof Clesel zu Wien in den Kaiser drang, er möge verbieten, daß die Bürger nach Hernals gehen, um dort den lutherischen Prediger zu hören, und der Kaiser Nelle um seine Meinung in dieser Sache anging, da sagte der Schelm:

„Laß den Clesel zu Hernals und den dortigen Prediger in Wien predigen, so werden die Lutheraner nicht nach Hernals zu gehen begehren."

Von dem Hofnarren des Kurfürsten Maximilian von Bayern, Jonas, erzählt die Tradition auch manch lustiges Sprüchlein. Als man ihn in Wien fragte, was man in Bayern mache, meinte er: „Sie haben viele Nüsse, woran sie zu knacken haben: die Betrübnuß, Bekümmernuß, Beschwernuß, allein die Erkenntnuß ist nicht darunter zu finden."

Nicht geringe Aufregung aber rief in den höheren Kreisen der Kaiserstadt ein Ausspruch dieses lustigen Rates hervor, der rasch Verbreitung fand. Es waren einige gemeine Soldaten geringfügiger Verbrechen wegen, an denen eigentlich die höheren Offiziere die Schuld trugen, gehenkt worden, und zwar hingen die Leichname der Hingerichteten bis tief zum Erdboden hernieder. Als Jonas von dieser Exekution erfuhr, äußerte er gegenüber dem General Altringer: „Der Kaiser kann kein Glück haben." Und auf die Frage des Generals, warum? meinte der Schalk: „Man henkt gar zu niedrig; man sollte etwas höher henken!"

Auch Pritschen-Peter, der lustige Rat Friedrichs IV., des Kurfürsten der Pfalz, hat sich durch zahllose lustige Einfälle und treffliche Antworten einen gut klingenden Namen gemacht, und es leben noch manche witzige Sprüchlein von ihm im Volke. Einmal wurde der Kurfürst aus irgend einem Grund böse auf ihn; er ließ ihn barsch an und sagte: „Peter, Du mußt mir den Hof räumen!"

„Ich bin's zufrieden," entgegnete dieser, „aber laßt mich bei der Silberkammer beginnen!"

Und zu einem, der Peter einen „Narrenfresser" schalt, sagte er schlagfertig: „Es ist ein Wunder, daß Du noch lebst, oder Du mußt noch nicht lange zu Hofe sein."

Ein anderer wieder hänselte ihn und meinte: „Ich wollte, Du wärest entweder ein ganzer oder gar kein Narr, so könnte man besser mit Dir zurecht kommen."

Darauf Peter: „Gib mir Deinen Witz zu dem meinen, so bin ich ein ganzer Narr."

Und einen dritten, der ihn hämisch fragte, warum die Narren keine Weiber hätten, oder wenn sie welche hätten, weshalb sie dann doch keine Kinder bekämen, dem antwortete er:

„Weißt Du das nicht? Die Welt ist so voll Narren, daß keine mehr nötig sind!"

Viele köstliche Stückchen und manches witzsprühende Wort kam aus dem Munde des Hofnarren des Herzogs Wilhelm zu

Neuburg, des Junker Peter. Als ein Advokat unserem Schalksnarren versprach, er wolle ihn lehren, wie er seine Sache nimmer vor Gericht verlieren sollte, da versprach Peter dem rechtskundigen Manne einen Dukaten.

„Alles leugnen, wessen man Dich beschuldigt," war die Lehre des Juristen.

Junker Peter war ein trefflicher Schüler, denn als der Advokat den versprochenen Dukaten forderte, leugnete Peter steif und fest, daß er ihm je ein solches Versprechen gemacht habe.

Ein ganz besonderer Narr und Lustigmacher mag aber wohl Hans Mieslo, oder Miske, der lose Schelm des Herzogs Philipp II. zu Stettin, gewesen sein, denn als der heitere Rat das Zeitliche gesegnet hatte, ließ der Herzog eine Leichenrede auf den Verblichenen drucken, deren ganzer Titel freilich etwas zu langatmig wäre, um ihn hier wiederzugeben; doch möge der Anfang desselben immerhin der Kuriosität halber und weil der Fall wohl einzig dastehen dürfte, hier Platz finden. Da heißt es: „Eine Lehr-, Trost- und Vermahnungspredigt bei der Leich und Begräbniß des Weyland albern und unweisen Herrn Hans Mieslo, fürstlich Alten Stettinischen Naturalis Philosophi und kurzweiligen Tischrats, welcher den 22. Dezembris des 1619. Jahres auf dem fürstlichen Hause in Stettin selig im Herrn eingeschlafen und folgendes den 23. in der Kirchen zu Sankt Peter daselbst mit christlichen Zeremonien zur Erden bestattet worden" und so weiter. Und damit die Nachwelt dem Herzog, der für ein solennes Begräbnis seines Narren Sorge getragen, dieserwegen keine Vorwürfe machen könne, läßt er in dem Büchlein eine ganze Reihe von Gründen anführen, die ihn eben bewogen haben, einem Narren eine solch fürstliche Bestattung zu teil werden zu lassen. In diesen Gründen heißt es unter anderem: „Ja, er ist seinen Fürsten und Fürstinnen in ihrem Gemach und Kammer mit seiner Aufwartung nach seinem Vermögen bisweilen nützlicher und dienstlicher gewesen, denn sonst ein anderer verdrossener und fauler Aufwärter, sonderlich wenn man ihn in seinem Friedenshumor und rechten Terminis gelassen und mit unzeitiger Vexation und Necken nicht turbiret und molestiret hat ..."

Das Stelldichein.

(Hiezu das Bild S. 721.)

Die Sonne senkt sich, es wird Feierabend. Die Betglocke ruft, von den Äckern kehren die Arbeiter heim, die Vögel bergen sich unter dem Laubdach. Ruhe überall — bis auf die breite Dorfstraße, wo für kurze Zeit ein ungewöhnliches Leben und Treiben sich entfaltet. Die Knechte schirren die Pferde aus, die Mädchen kommen singend aus der Ernte, mit der Wäsche von der Bleiche oder mit frischem Gemüse aus dem Krautgarten; Kinder schreien, Hunde bellen, auf der Wiese dengeln die Mäher ihre Sicheln und Sensen, von der Schmiede schallt der helle Klang des Hammers auf dem Amboß durch die Stille daher. Hier ist die letzte Abendstunde die geschäftigste; die Pferde, welche im Laufe des Tages die Hufeisen verloren haben oder am andern Tage besonders angestrengt werden sollen, werden neu beschlagen; da gibt es Arbeit in Hülle und Fülle, und es thut Eile not, um vor Hereinbrechen der Dunkelheit fertig zu werden. Nun reitet auch der letzte davon — es ist des Apfelbauern Hans, der tüchtigste und munterste Junge im Dorf, ein ländlicher Don Juan, der Abgott aller Schönen in der ganzen Umgegend. Er ist etwas leichtfertig und flatterhaft, aber des Vetters Käthe hat ihm doch stets vor allen in die Augen gestochen, und auch sie ist ihm rechtschaffen gut. Nicht ohne Herzklopfen hat sie ihn heute abend vorbeireiten sehen; der Wasserkrug steht schon bereit, damit es nicht an einem Vorwand fehle, um dem Geliebten zu begegnen, wenn er zurückkommt. Und nun endlich hat sie ihn erspäht, rasch ist sie auf der Straße am Brunnen. Der Hans lacht, als er sie erblickt, und lenkt vergnügt den abgematteten Gaul dem Wasser zu, um ihn trinken zu lassen; dann beginnt ein heiteres Zwiegespräch. Worüber? Nun, die beiden am Brunnen würden es vielleicht selbst kaum wissen, wenn sie es sagen sollten. Sie sind eben verliebt und schwatzen blind darauf los, um einander ins Auge sehen zu können und ihrer Nähe sich gegenseitig zu freuen — tolles, närrisches Zeug, das einen Sinn und Zweck hat nur für die beiden. Der Brunnen rauscht, der Abendwind flüstert in den Blättern — über die Berge lauscht lächelnd der Mond.

L. Ch.

Prinzessin Elvira von Bayern.

(Hiezu das Bild S. 724.)

Betrachtet man das Bildnis der Prinzessin Elvira von Bayern, welches heute unseren Lesern nach einem Gemälde von Karl Gampenrieder in einem sorgfältig ausgeführten Holzschnitt von Kaeseberg vor Augen gebracht wird, so fallen die edle Schlankheit der Gestalt, der Liebreiz des Kopfes mit den dunklen Augen und mit den scharf gezeichneten Brauen, sowie die feinen, harmonischen Linien des Halses und Nackens vorteilhaft auf. Wer das Vergnügen hat, die Prinzessin Elvira — eine Tochter des Prinzen Adalbert von Bayern und der Infantin Amalie von Bourbon — näher zu kennen, der weiß, daß diese vornehme und anmutreiche Aeußerlichkeit ihrem edlen, herzgewinnenden Charakter entspricht.

Die holde Fürstentochter liebt es, für arme Kinder zu arbeiten, wobei sie sich die besten Erzeugnisse der neueren Literatur vorlesen läßt. Sie nimmt an fremdem Glück, aber noch mehr an fremdem Unglück den regsten und wärmsten Anteil; für jedermann, der ihr naht, ob arm, ob reich, hält sie ein freundliches, gutherziges Wort bereit, und ihre größte Freude findet sie darin, andere zu erfreuen.

Prinzessin Elvira nimmt es trotz ihrer Jugend — sie ist am 22. November 1868 geboren — mit ihren Pflichten sehr ernst und erfüllt sie gewissenhaft. An den Vormittagen widmet sie sich mit großem Eifer dem Studium der Sprachen, der Geschichte und der Malerei; auch das Klavierspiel und die Ausbildung ihrer klangvollen, sympathischen Sopranstimme nimmt die Zeit der anmutigen Prinzessin in Anspruch. Im übrigen drückt dieser Ernst im Lernen die helle, heitere Lebensstimmung der Prinzessin Elvira keineswegs nieder. Man merkt es ihrem Frohmut, ihren frischen Wangen an, daß sie kein Opfer des modernen Pessimismus geworden ist; sie gibt sich im Ballsaal ohne Vorbehalt den Freuden des Tanzes hin, fährt mit ihrem Bruder, dem Prinzen Alfons, in elegantem Phaeton durch die Straßen von München und macht nachmittags große Spaziergänge in den Umgebungen der Isarstadt, wobei sie das landschaftlich Schöne mit Verständnis zu würdigen weiß. Auch die amtlichen Verrichtungen der Prinzessin Elvira als Aebtissin des Damenstiftes von St. Anna in Würzburg werden von ihr kaum als eine Last empfunden.

Im Sommer lebt die Prinzessin im Lustschloß Nymphenburg, welches ein Lieblingsaufenthalt der fürstlichen Familie, sowie des Prinzen Ludwig Ferdinand und seiner Gemahlin, der Infantin Maria della Paz, ist.

Nach dem Gesagten darf es nicht wundernehmen, wenn Prinzessin Elvira von Bayern allen liebenswert erscheint, die ihr nahe stehen, und wenn ihr die lebhaften Sympathien der ohnehin sehr dynastisch gesinnten Münchener Bevölkerung ganz besonders zugewendet sind.

Der Münchener Maler Karl Gampenrieder, der es so gut verstanden hat, den Liebreiz der jungen Fürstentochter zu verbildlichen, ist ein vormaliger Schüler des Akademieprofessors W. Lindenschmit, sowie der französischen Maler Fleury und Bouguereau. An der Pariser Akademie Julienne hat dieser geschickte junge Künstler einen Ehrenpreis davongetragen. -o-

Markt in Tunis.

(Hiezu das Bild S. 725.)

Das Gemälde zeigt uns einen hochgelegenen Platz außerhalb der Stadt mit der Aussicht auf den See von Goletta und die ihn umrahmende Gebirgskette. Es wird eben Markt abgehalten, die Feldfrüchte des flachen Landes, Schafe, Esel, Pferde, Kamele und so weiter werden hier verkauft und gekauft. Auch die Beduinen, welche in Tunis wohl längst aufgehört haben, freie Söhne der Wüste zu sein, bieten sich hier als Feldarbeiter aus. Haben sie doch ihren Hauptlebensunterhalt von ehedem durch die Einführung der Dampfschiffe und Eisenbahnen eingebüßt; der Transport der Waren durch die Wüste hat in diesem Teil von Afrika fast ganz aufgehört und aus Wüstenfürsten sind arme Teufel geworden, die von den Städtern verachtet werden. So verrichten sie nunmehr niedere Dienste, bis sie so viel erspart haben, daß sie Grundstücke für die nächste Fechsung pachten können. Auf dem Bilde sehen wir fast im Mittelpunkt als Hauptgruppe die Lizitandofeilbietung eines Pferdes; eine große Anzahl Beduinen, Soldaten, neugieriger Knaben, Wasserträger und so weiter umstehen das Objekt, welches der Händler mit großem Geschrei einer Gruppe Stadtbewohner anbietet; am Boden hockt der Stadtschreiber und notirt den eventuellen Betrag. Ein Kamel mit seinem Jungen dürfte der nächste Kandidat werden; auch der Fuchs, der eben vorgeritten wurde, wird seinem Schicksal nicht entgehen — ein Vornehmer mit seinem Diener scheint sich dafür zu interessiren. Hinter denselben drängt sich eine Menge Käufer zu den mit Zelten gegen die Sonne geschützten Buden. Rechts vom Beschauer setzt sich der Markt von Heu und Feldfrüchten fort bis zu den Thoren der Stadt.

Den Vordergrund bildet ein arabisches Café unter Weinlauben, Granat- und Olivenbäumen. Es gehört wohl zu dem reizendsten Vergnügen, in einem solchen Café hinzukauern, sein Schischi (Wasserpfeife) zu schmauchen und hinauszuschauen auf die schwirrende Menge, und wenn das Auge ermüdet, den Blick hinauszuführen auf die Bucht und den Silberstreifen des weiten Meeres.

Alois Schönn, geboren in Wien 1826, machte sich zuerst als Künstler geltend durch seine Darstellungen aus den österreichischen Kriegen der Jahre 1848—1849 (k. k. Belvedere und Museum in Innsbruck), später durch seine Gemälde: „Aus dem Leben eines Bajazzo", „Nacht und Morgen", „Die drei Zigeuner", welche durch Radirung und Lithographie in weiten Kreisen bekannt wurden, hauptsächlich aber durch seine Volksscenen aus Italien; für sein „Volksfest an der Riviera von Genua" erhielt er bei der Pariser Weltausstellung 1878 das Ritterkreuz der Ehrenlegion. Mit besonderer Vorliebe behandelt er auch Gegenstände aus dem Orient, den er seit dreißig Jahren nach vielen Richtungen bereiste.

Die Schiffahrt auf dem Rhein.

Von

Ferdinand Hey'l.

Mit Originalzeichnungen von Ferdinand Lindner.

„Gerüstet liegt am Strand der leichte Kahn,
Die Matte trägt den Wimpel bunt entgegen,
Es schwellt ein Hauch die weißen Segel an,
Das Ruder zweifach ist ins Bord gezogen.
Der tiefe Himmel blickt in blauer Pracht,
So spiegeln ihn des Rheines tiefe Wogen.
Frisch auf! Der strahlende Sommermorgen lacht
Und lockt uns in die sonnengebaren Lande."

Wolfgang Müller.

Der so oft besungene, vom Dichtermund vielgepriesene, ob seiner malerischen Schönheiten wie der Produkte seiner Ufer so vielfach belobte Rhein ist auch in Beziehung auf seinen Verkehr und der Handelsvorteile halber, welche diese Wasserstraße bietet, der wichtigste Strom Europas. Steht der Rhein auch an Ausdehnung seines Stromgebietes und Längenlaufes gegen Donau und Wolga zurück, so durchströmt er doch die zumeist bevölkerten Landstriche unseres Erdteiles, so hat er doch gerade durch die Verbindung mit seinen Nebenflüssen, durch den Handel rechts und links seiner Ufer, durch seine Mündung in das gerade hier so belebte Meer, eine solche Bedeutung für den allgemeinen Verkehr stets gehabt und in neuerer Zeit noch mehr gewonnen, daß Wolga und Donau zusammengenommen ihm an Wichtigkeit in dieser Beziehung nicht gleichkommen.

Als unsere Urahnen, die Germanen, noch seine Ufer bewohnten, kannte der Strom schon die Schiffahrt, und waren die damals benützten Fahrzeuge auch noch so unvollständig, so vermittelten sie doch bereits — unter den größten Schwierigkeiten — den Verkehr auf und ab am Strom. Römer und Franken erhoben schon Rheinzölle von diesen unbehilflichen Fahrzeugen des Flusses, und das Mittelalter machte durch das Raubrittertum, die geistlichen und weltlichen Fürsten aber — Kurfürsten und Kaiser — durch Zollstätten, den Strom für sich zu der ergiebigsten Einnahmequelle. Noch zeugen die Burgen rechts und links an den Ufern, noch zeugen die Pfalz im Rhein, der nunmehr als „Wahrschau" dienende, neu hergestellte Mäuseturm im Strom für die Zollbelästigungen früherer Tage, denn nichts anderes waren sie als Säckelstätten für die amtlichen Zöllner. Und auch bei St. Goar, in Boppard und Andernach, in Bonn und an der Grenze bei Zons thaten die Herren die Hand auf. Später, nach dem Lüneviller Frieden, hatte der Rheinstrom sogar neunundzwanzig Zollstätten. Von Freihandel war also damals keine Rede! Die vielfachen Stromschnellen und Klippen im Flußbette gestatteten nur den Verkehr hinunter zum Meere durch Ueberladungen, und so entstanden Stapelplätze, zunächst bei den Ansiedelungen der Römer in Köln, Bingen, Mainz; aber auch in den kleineren Orten, in Bacharach, Caub und anderwärts, mußte die freie Fahrt allezeit abgelöst werden. Im Folge des Stapelrechtes waren die Schiffe gehalten, an den betreffenden Orten anzulegen, auszuladen und drei Tage lang ihre Güter zum öffentlichen Verkauf zu stellen.

Die anfänglich benützten Schiffe für den Stromverkehr müssen in der That sehr einfacher Bauart gewesen sein, denn noch heute zeigt das sogenannte „Dreibord", der eigentliche „Rheinnachen", eine sehr primitive Form, die sich mit den älteren Fahrzeugen selbst auf den Gebirgsseen kaum vergleichen läßt. Es ist eine Dreibretterkonstruktion, und doch erbauten die Römer zum Teil mit Hilfe solcher einfachen Schiffe ihre Rheinbrücken bei Mainz und Engers. Die ersten Segelschiffe waren bei dem damaligen Verkehr nur klein und ebenfalls ziemlich dürftige Holzbauten. Erst als die Sprengungen im Bingerloch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, durch die Kaufleute von Steckum von Frankfurt vorgenommen, den Strom auf weitere Ausdehnung hin frei machten, dürfte für die großen „Flöße" der Weg hinunter bis zum Meere fahrbar geworden sein.

Wenn der Rheinreisende vom Deck der modernen Dampfer und Salonboote auf ein solches Floß herabschaut, so staunt er wohl über die Länge und Ausdehnung desselben, ahnt aber schwerlich, welch ein Vermögen neben ihm dahinschwimmt. Es ist schon lange her, daß diese Art der Beförderung des Schwarzwaldholzes und der mächtigen Stämme vom Spessart und aus den oberrheinischen Wäldern betrieben wird — in neuerer Zeit kommen auch noch durch den Donau-Mainkanal slavonische Eichen hinzu — und so einfach diese schwimmenden Holzinseln auch konstruiert scheinen, so schwierig ist doch ihre Zusammensetzung und ihre Steuerung hinunter nach Holland.

Bis auf 1000 Schritte Länge und 80 bis 90 Fuß Breite dehnten sich ehedem die Flöße auf der Wasserfläche aus, und sind sie heute auch nicht mehr so groß wie ehemals, ein tüchtiges Floß bedarf immer noch etwa 90 bis 100 Köpfe Bemannung, um seine Fahrt ins Niederland ungefährdet zurücklegen zu können.

Es gab früher Flöße, die in einem Dutzend Hütten 300 bis 400 Flößknechten Wohnung während der Fahrt boten, die vier, auch sechs lebende Ochsen an „Bord" nahmen, um in einem eigenen Schlacht- und Küchenbau dieser Bemannung frisches Fleisch auf der Reise zu beschaffen. 50,000 Pfund Brot und bis zu 20,000 Pfund gesalzenes und geräuchertes Fleisch, 10,000 Pfund Butter, 5000 Ohm Bier und einige Stückfaß Wein zehrte eine solche Flößerkolonie auf der langen Fahrt auf, Gemüse und andere Notwendigkeiten nicht gerechnet. Eine Herrenhütte diente dem Kapitän. Und das Kapital, welches in einer solchen Unternehmung steckte! Man kann es darnach bemessen, daß vor Aufhebung der Zölle ein solches Riesenfloß nahezu 30,000 Gulden Zoll bezahlte, daß ein Steuermann mit 1000 Gulden, ein Flößerknecht mit 150 Gulden bezahlt wurde, und das Sprichwort galt: „Zu einem Floß gehören mindestens 300,000 Gulden, davon stecken 100,000 im Walde, 100,000 im Wasser und ebensoviel in den Unkosten." Im Schwarzwald bestand und besteht zum Teil noch heute eine sogenannte „Schiffergesellschaft", eine Handelsverbindung, welche ganze Waldungen besitzt (sogenannter Schifferwald), welche Floßrechte genießt, und Sägemühlen, ja sogar eigene Förster unterhält. Diese Gesellschaft war und ist es zumeist, welche diese Unmassen an Holz verfrachtet. Ein solch unbehilfliches Gefährt gefahrlos hinunter zu fahren ins Niederland, es unbeschädigt an Inseln, Sandbänken, Klippen, Schiffsmühlen, Strandkrümmungen vorbeizubringen, erfordert heute wie ehedem Mut, Kenntnisse und Bedachtsamkeit, und ein Steuermann auf einem Rheinfloße bedarf ebensovieler Kenntnisse als ein solcher für wohlbefrachtete Schiffe auf hohem Meer. Vor mehr als einem halben Jahrhundert war nur eine einzige Familie (Jung) in die Geheimnisse der Floßschiffahrt eingeweiht, und noch heute ist es schwer, zuverlässige Leute hiefür zu finden und heranzubilden. Ein wohlabgelegtes Examen und lange, praktische Erfahrung gehören dazu, ehe das Patent als Steuermann für ein Floß erteilt wird, und außerdem darf ein Steuermann immer nur eine gewisse Strecke befahren, er wird stets durch neue Fahrwegkundige während seiner Fahrt auf gewissen Stationen abgelöst. Zur Zeit haben das Patent auf deutschem Gebiete für die Floßschiffahrt nur zwanzig Personen. Aus kleinen Flößen, die man aneinander bindet, werden an den Flußmündungen des Neckars, des Mains und der Mosel die Ungeheuer zusammengesetzt, und auch diese Arbeit wurde und wird noch gut gelohnt. Noch heute leben ganze Familien in Kostheim und Gustavsburg bei Mainz, in Neuendorf bei Koblenz lediglich von der Flößerei, und bis heute hat sich ein besonderes Kommando auf diesen Flößen erhalten. Nicht „rechts", nicht „links" ruft der Steuermann: „Hessenland" — „Frankreich!" lautet das Kommando. Nicht zum Essen wird gerufen, sondern wenn alles „klar", erschallt der Ruf: „Packholz überall!", und „Auf überall" lautet der Befehl zur Abfahrt. In Dortrecht und in anderen holländischen Häfen wird dann das Riesengefüge aus-

einandergenommen, und was nicht von der Fracht vorher fest bestellt war, wird dort verkauft und wohl auch versteigert.

Zum Teil wird die Fracht heute in Accord an Unternehmer vergeben, nur wenige Handelshäuser verfrachten noch selbst und arbeiten mit eigenen Leuten. Aber noch sind Flöße mit einem Gesamtgewicht von 8—9000 Zentner nicht selten, die gegen 1000 Stück Stämme — Eichen und Tannen — und nahe 10,000 Stück geschnittene Bretter hinunter nach Holland führen.

Am Floß selbst sind — vorn und hinten — Stämme mit einer vertikalen Bretterwand als Ruder angebracht, die „Lappen" genannt werden. Jedes Ruder ist mit zwei, vier oder sechs Leuten — je nach Größe des Floßes — bemannt. Die Vorderleute heißen „Kojaken" (im Norden auf der Weichsel „Flißaken") und die Hinterleute, aus erprobten Schiffleuten bestehend, halten auf ihre „Manstigkeit" so streng, daß sie mit den oft aus meistbietenden Elementen zusammengeworbenen Kojaken einen Verkehr nicht unterhalten, ja diese sind sogar oft gehalten, auf dem Vorderteil allein verkehren zu müssen. Zur Bemannung eines größeren Floßes gehören sodann noch die Floßmeister, Koch, Küchenjunge, Metzger, Schreiner und Zimmerleute, so daß sich, wie erwähnt, oft die ganze Besatzung auf großen Flößen auf nahe 100 Mann berechnen läßt. Die in neuerer Zeit entstandenen festen Rheinbrücken gestatten nicht mehr die Zusammenstellung der Flöße in der früheren Breite.

Rheinschiff älterer Bauart.

Dem Floß voran fährt ein rudergewandter Schiffer, der sogenannte „Wahrschauer", im „Meldnachen", welch letzterer mit einem Fähnchen versehen ist und der mittelst einer Viertelstunde Vorsprung entgegenkommende Schiffe, insbesondere am Pfingerloch und im wilden Gefährt, „wahrschaut", das heißt das Herannahen des Floßes verkündet. „Ihr seid gewahrschaut, es kommt ein Floß!" lautet der Ruf. Gelchähe dies nicht, ein Schiff wäre rettungslos verloren, wenn ein Floß mit der treibenden Gewalt des Wassers ihm in die Flanken führe. Schlag auf Schlag legen die Ruderer ein und packt einmal ein Sturm in dem engen Thale des Rheinbettes einen solchen Floßriesen, dann ist es gemeinhin ein erbitterter Kampf, den die Bemannung mit dem entfesselten Element führen muß; denn noch sind die Klippen und Strudel im Rhein nicht ganz beseitigt, wenn auch gemindert, noch drohen Sandbänke, da der Rhein durch das lockere Geschiebe des Sandes sein Bett fast allwöchentlich mehr oder minder ändert; dann schallt das Kommando durch den Sturmwind: „Die Hunde los!" Hunde heißen die kleinen Anker, welche in einer Anzahl von in der Regel acht Stück an den Langseiten angebracht sind, während ebensoviel größere Anker am Hinterteil des Floßes den festen Halt im Grunde des Flusses — an den Felsen oder im Sande — zu gewinnen suchen. Ein mächtiger Fichtenstamm ist hohl kunstvoll und doch einfach am Hinterteil jedes Floßes befestigt. Rechtzeitig gelöst, schiebt er sich quer in den Fluß und mit gewaltigem Rucke teilt er im Falle der Not haufig genug dem ganzen Gefährt schnellen Halt oder doch langsamere Fahrt mit. Dieser Stamm heißt der „große Hund". Oft reißt wohl die Gewalt der Strömung einen Teil des Floßes hinweg, dann versinkt — besonders bei einer der gewaltigen Flutkatastrophen wie an der Lorelei — der eine Teil des Floßes im Wasser, dann arbeiten die Kojaken und Flößer, die den Booten nicht verlassen dürfen, bis unter die Arme im Wasser stehend, dann ist Gefahr für Ladung und Mannschaft allerwegen, dann heißt's „geschellt", wie der rheinische Schiffmann sagt, und Glück gehört dazu, wenn es mit weniger Fährlichkeit von statten geht, als uns der Zeichner im Bilde die Situation heute nahe führt. Der fromme Rheinländer aber vergißt nach solcher Fahrt ebensowenig, wie morgens bei der Abfahrt von der Nachtstation, seine Andacht: „Zum Gebete, Vorderleute vor!" und bei entblößten Häuptern findet hier ein stiller Gottesdienst statt, dessen Eindrücken sich selbst der Kosak nicht entziehen kann.

Gehören auch die Flöße noch in ihrer ganzen Einrichtung einer früheren Zeit an, so ist doch die übrige Schiffahrt auf dem Rhein durch die Erfindungen und Neuerungen der Wissenschaft heute eine andere, als vor dreißig oder vierzig Jahren. Selten nur erscheint das „älteste Rheinschiff", welches wir im Bilde geben, heute noch auf dem Strom. Die Konstruktionen werden in unseren Tagen andere, denn die Zeit ist fast ganz vorüber, wo noch die „Halterer" auf den „Leinpfaden" den zu Berg gehenden Schiffen am Ufer Vorspanndienste leisteten. Schlepper und Dampfboote, Schraubendampfer und Tauer haben den einfachen und ursprünglichen Transport fast ganz verdrängt. Durch alle bedenklichen Strömungen zogen Pferde, an mächtige Seile angeschirrt, seinerzeit die Schiffe vom Niederrhein hinauf zu „Berg".

Dieser Halterdienst trug ehemals der Bevölkerung ein schönes Stücklein Geld ein. Auch das sogenannte „Marktschiff" ist fast verschwunden. Diese Fahrzeuge, welche dem Lokalverkehr dienten, wurden fast alle bergauf gehalftert. Sie vermittelten allerdings zumeist nur den lokalen Handel, waren aber seinerzeit ein wesentliches Beförderungsmittel, auch für den Passagierverkehr. Heute verkehren nur noch einige kleinere am Oberrhein, von Ort zu Ort die Erzeugnisse der Feld- und Gartenkultur verfrachtend.

Nur eines der größeren Marktschiffe, allerdings ein historisches, hat sich bis in die letzten Zeiten erhalten. Es ist dies das St. Goarer, später St. Goarhäuser „grüne" Marktschiff. Seit Jahrhunderten fährt es vom Mittelrhein nach Frankfurt hinauf zur Messe. Dort am Mainufer hatte es eine Berechtigung eigener Art. Kein anderes Schiff durfte an seinem Ring am Fahrtor

Die Lorelei im Sonnenbrand.

Digitized by Google

zu Frankfurt anlegen. Es ist anzunehmen, daß das Schiff früher von Bacharach ab verfrachtet wurde. Bacharach war der Hauptstapelplatz für die besten, die Rheingauer Weine am Rhein. Die fleißigen Mönche von Eberbach trieben hier ihren einträglichen Handel. Das Schiff kam durch Verkauf nach St. Goar, dann nach St. Goarshausen, und sein letzter Besitzer, J. Koch, hat es seit 1847 alljährlich gen Frankfurt geleitet. Drei Tage brauchte es von St. Goarshausen bis zu seinem Ziele. Mit zwei Pferden bespannt, brauchte es bis zur Mainmündung ein und einen halben Tag und ebenso lange den Main hinauf durch Anhang an Schleppzug. In Frankfurt angekommen, bedeckte sich sein Oberdeck sofort mit Tischen und Stühlen, und der Besitzer etablirte eine Weinwirtschaft darauf, wie auch in den inneren, recht sauber eingerichteten Räumen gewirtschaftet wurde. Auch ein Tänzchen fehlte an Bord in den früheren Zeiten selten. Der Besitzer kelterte seinen Wein in der Regel selbst und führte zumeist St. Goarshäuser und Patersberger (rote) Weine, aber auch Rüdesheimer und Lorcher. Während der Messe, innerhalb drei Wochen, wurde nicht nur die ganze Weinfracht des Vehikels aufgezehrt, sondern oft waren noch gewaltige Nachschübe nötig. Seine Tragfähigkeit betrug 1442 Zentner, und häufig waren 200 bis 250 Personen auf Deck. Ein Privilegium soll dem Schiffseigner sogar Zollfreiheit für seine Weine verliehen haben. Im Jahre 1866 und 1883 ist das Marktschiff zum erstenmal seit Jahrhunderten nicht in Frankfurt erschienen, und in der letzten Zeit lag es zum Teil unter Wasser in seiner Heimat am Strande. Seine Privilegien sollen sich an die Bedingung geknüpft haben, daß es alljährlich nach Frankfurt kommen müsse. Als man nach den Privilegien indessen amtlich suchte, war nichts aufzufinden, und dieselben scheinen demnach nur traditionell bestanden zu haben. Jedenfalls aber erkundigten sich die Behörden, als das „Grüne" mit seiner Weinlast zum erstenmal an der gewohnten Ankerstelle nicht erschien, sehr genau nach seiner Vorgeschichte. Seine Mission aber hatte sich schon in der letzten Zeit etwas trivialer gestaltet, neben den Rheinweinen brachte es der ehemals freien Reichsstadt in den letzten Jahren hauptsächlich „Einmachzwiebeln" zum Kauf.

Rheinsegelschiff neuerer Form.

Mit dem Marktschiff und den ältesten Rheinschiffen sind auch die „Rheinmühlen" auf dem Strome so ziemlich verschwunden. Nur am Oberrhein und vereinzelt bei Mainz und Bingen finden wir deren noch. Diese Häuser auf Wasser waren interessante Bauten. Bewohnt wie jede Mühle am Lande, war stets ein reger Verkehr vom Ufer zu den mächtigen Nachen, auf denen die Mühlen ruhten. Und drollig erschienen die weißbemützten Gesellen, die aus den Luken der absonderlichen Gebäude auf die vorüberdampfenden Dampfer „Ausleg" legten. Bei Mainz allein lagen siebenzehn solcher Mühlen verankert auf den „Arken" (von Arcus, Bogen), auf den Resten der früheren Bogen der römischen Rheinbrücke. Bei dem Bau der neuen Rheinbrücke jüngsthin wurde noch Gehälz in Menge aus der Römerzeit gefunden und gehoben, sehr verkleinertes Material, welches, zu trefflichem Hausgerät umgestaltet, viele Liebhaber und tüchtig zahlende Käufer fand. Unser Bild zeigt noch neben der neuesten Erscheinung auf dem Rhein, neben einem „Riesendampfer", einen letzten Rest dieser Mühlen. Und den Uebergang zur neueren Zeit kennzeichnet auf demselben Bilde die „schwimmende Eisenbahn", mächtige Ueberfahrtsnachen, welche vermittelst einer schiefen Ebene ganze Last- und Transportwagen (bei Rosengarten-Worms, Castel-Mainz, Rüdesheim-Bingerbrück, Ruhrort u. s. f.) an Bord nehmen und von der Station der einen linksseitigen Eisenbahn zur Station der rechtsseitigen befördern; dieselbe Erscheinung, wie sie zwischen Lindau und Rorschach auf dem Bodensee eingeführt wurde, um das Umladen der Güter und die Verfrachtung von Waggon zu Waggon zu ersparen.

Auch das „Rheinsegelschiff" wird seltener, es legt seine Reisen, bei dem häufig ungünstigen Wasserstande des Rheins großenteils im Schlepptau der Remorqueure zurück; die neuere Zeit will Zeitersparnis, entsprechend dem bekannten englischen Sprichwort, und so schwindet auch hier das lang erhaltene „gute Alte", und „neues Leben blüht aus den Ruinen" auch der verfallenden Schiffskörper. (Schluß folgt.)

Schwimmende Eisenbahn. Rheinmühle. Riesendampfer.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Siebentes Kapitel.

Die nächste Zeit verging äußerlich ziemlich ruhig. Graf Hilburg hatte seine Visitentour gemacht und war überall mit der seinem Namen und seinem Reichtum gebührenden Aufmerksamkeit aufgenommen worden. Aber da die Saison noch nicht begonnen hatte, nahmen ihn seine Pflichten gegen die Gesellschaft noch wenig in Anspruch.

Er war am Hof in kleineren, halb vertraulichen Kreisen zur Tafel befohlen und von den höchsten Herrschaften mit der liebenswürdigsten Auszeichnung behandelt worden. Einige der größeren Häuser hatten ihn ebenfalls einstweilen zu kleineren Diners eingeladen, aber neben alle dem behielt er Zeit genug, um sich mit der Verwaltung seiner Güter zu beschäftigen und sich nach den Berichten und Fingerzeigen des alten Wehrmann in diese ihm noch etwas fremde und doch so anziehende Thätigkeit einzuarbeiten.

Meist blieb der alte Verwalter mehrere Tage hinter einander in der Stadt, um dem Grafen seine ausführlichen Vorträge zu halten; dann fuhr Ferdinand hinaus, um an Ort und Stelle zu prüfen, was beabsichtigt und was geschehen war, und immer mehr überkam ihn das Gefühl, als ob er durch sein langes Herumschweifen in der Welt eigentlich wohl eine Pflicht versäumt habe, die ihm die Vorsehung selbst auferlegt, als sie ein so schönes Stück Erde und das Schicksal so vieler guten, treuen und arbeitsamen Menschen in seine Hände gab.

Er richtete sein Haus, das einen etwas altfränkischen Eindruck machte, auf großem Fuß wieder ein und montirte seinen Stall so vollständig, daß seine Wagen und Reitpferde überall Aufsehen erregten und eine Zeit lang den Gesprächsgegenstand der Residenz bildeten. Indes befahl er zur großen Freude des befahrten Kutschers, daß die alten Tiere, welche noch aus der Zeit seines Vaters stammten, bis zu ihrem Tode das Gnadenbrot erhalten und im Sommer nach Hilburgshausen gebracht werden sollten.

Hatte er seinen Tag mit verschiedenartigen Beschäftigungen, welche sich ihm entgegendrängten, ausgefüllt, so verging fast kein Abend, an dem er nicht in dem Rautensteinschen Hause erschien, das ihm stets offen stand und sich in Erwartung der Saison für die großen Gesellschaften vorerst noch auf die vertraulichen Kreise der nächsten Bekannten beschränkte. Er fühlte sich unwiderstehlich dorthin gezogen, denn so wenig ihm auch Herr und Frau von Rautenstein eigentlich sympathisch waren, so übte doch Käthchens frische, kindliche Natürlichkeit, der reiche Geist, das tiefe Gefühl, die er täglich mehr in ihr erkannte, einen immer unwiderstehlicheren Zauber auf ihn aus. Es erschien ihm, als ob er nach langer Irrfahrt endlich das Ziel gefunden habe, an dem er ausruhen könnte im friedlichen Glück, im ordnenden, schaffenden Walten auf seinem reichen Besitz.

Käthchen war völlig verändert. Aus ihrem Gesicht war jener Zug ganz und gar verschwunden, der Ferdinand bei dem ersten Anblick ihres Bildes so unangenehm berührt hatte. Ferdinand sah wieder das alte Kindergesicht vor sich, das mit den lebhaften, forschenden Blicken seiner treuen, frommen und doch so klugen Augen zu ihm aufsah, und fast schien es ihm, als ob alles in ein bedeutungsloses Nichts zusammensinke, was zwischen dem Heute und den Tagen der glücklichen Kindheit lag.

Käthchen hatte den Tattersall nicht mehr besucht, ohne daß Ferdinand ihr noch einmal einen Wunsch in dieser Beziehung ausgesprochen hätte. An schönen, hellen Tagen ritt sie wohl in Begleitung ihres Vaters und Ferdinands während der Promenadenzeit durch die Alleen des Parks, aber wenn dann auch die jungen Herren der Gesellschaft zu ihr herankamen und in dem alten, leichten und vertraulichen Ton mit ihr sprachen, so hielt sie sich kühl zurück; sie wich nicht von Ferdinands Seite, statt, wie sie sonst wohl gethan, bald mit dem einen, bald mit dem andern ihrer Bekannten im wilden Wettritt durch die Alleen dahinzufliegen, und ganz unwillkürlich wurde durch Käthchens Zurückhaltung der Ton zwischen ihr und den jungen Herren ein ganz anderer, als er es früher gewesen war.

Ferdinand war ganz glücklich über diese Veränderung, welche er ohne besondere Eitelkeit wohl seiner Einwirkung zuschreiben durfte, denn er glaubte es bei jeder Gelegenheit zu bemerken, daß das junge Mädchen sorgsam bemüht war, überall seine Wünsche zu erfüllen und sich seinen Anschauungen anzupassen. Er hatte stets, wenn er abends am Theetische des Rautensteinschen Hauses erschien, reiche und anregende Gesprächsstoffe bereit für die Unterhaltung mit Käthchen, die, wie einst in den Kindertagen, bald still mit glänzenden Augen lauschte, bald durch lebhafte Zwischenfragen die Unterhaltung reizvoll belebte. Er erzählte ihr bald von seinen Reisen und wußte dann seine Erlebnisse und Beobachtungen ebenso belehrend als poetisch warm und anregend zu schildern, bald sprach er von den Verbesserungsplänen für seine Güter und von den Einrichtungen, durch die er die Lage seiner Unterthanen, wie die Eingesessenen seiner Herrschaften sich selbst nannten, günstiger gestalten wollte. In solchen Stunden blickte sie fast ehrerbietig zu ihm auf, sprach freudig ihren Beifall aus und gab zuweilen schüchtern und bescheiden eine Meinung ab, über deren treffende Richtigkeit er erstaunt war.

Einmal war er mit Rautenstein und Käthchen nach Hilburgshausen hinausgefahren. Sie hatten dort einen Ritt durch die Wälder und Felder gemacht; an vielen Stellen war die vergangene Kinderzeit in lebhaften Bildern wieder heraufgestiegen, und diese Erinnerungen hatten die beiden jungen Leute noch inniger mit einander verbunden, während Herr von Rautenstein sich mit dem Jäger und dem alten Wehrmann, der sie begleitete, lebhaft über die künftig auf dem weiten Terrain abzuhaltenden Jagden unterhielt.

Ferdinand war häufig den größten Teil des Abends mit Käthchen und ihrer Mutter allein. Rautenstein besuchte regelmäßig den Klub; er führte den Lieutenant von Ribenau mit sich und kehrte dann erst spät mit diesem und einigen anderen Herren seiner nähern Bekanntschaft zurück. Frau von Rautenstein aber pflegte den Unterhaltungen zwischen Hilburg und Käthchen ziemlich gleichgiltig zuzuhören. Sie war nicht ohne Geist und Empfindung, allein die Oberflächlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, in dem sie sich seit Jahren bewegte, hatte auch sie verflacht und träge gemacht. Es fehlte ihr jeder leidenschaftlichere Impuls, um Abwechslung und Aufregung in die Einförmigkeit ihrer Existenz zu bringen; dem entsprechend gewann sie den Erzählungen und Mitteilungen Ferdinands nur hin und wieder ein flüchtiges Interesse ab und suchte häufig eine Gelegenheit, sich in ihr Boudoir zurückzuziehen. Es konnte fast scheinen, als wolle sie eine vertrauliche Annäherung zwischen den jungen Leuten in jeder Hinsicht fördern. In Wahrheit war dies nicht eigentlich der Fall. Frau von Rautenstein lebte in zu glänzenden und gesicherten Verhältnissen, um wegen der Zukunft ihrer Tochter besorgt zu sein, auch war sie zu sehr vornehme Dame, als daß sie ein Spiel wie das angedeutete mit Bewußtsein und Absicht zu dem ihrigen gemacht hätte; aber allerdings wäre es ihr durchaus erwünscht gewesen, Käthchen dereinst als Gräfin Hilburg einen der ersten Plätze in der Gesellschaft der Residenz einnehmen zu sehen.

Es hätte daher nur an den beiden jungen Leuten gelegen, sich auch äußerlich ebenso schnell nahe zu kommen, wie sie sich innerlich aneinander zu schließen schienen. Aber dies geschah nicht; auch wenn sie allein waren, blieb die Form ihrer Unterhaltung dieselbe freundschaftlich artige, wie sie zwischen zwei alten Jugendbekannten natürlich war.

Ferdinand war sich völlig darüber klar, daß er Käthchen mit einer Glut liebte, deren er sein so lange einsam verschlossenes Herz selbst kaum fähig gehalten hätte; aber er war so glücklich in dieser erwachenden und immer mehr wachsenden Liebe, daß er kaum darauf ausging, ihre Entwicklung zu beschleunigen. Wohl denkt man ja bei dem Anblick einer lieblichen, dem Licht entgegenschwellenden Knospe freudig an die Pracht der künftigen Blüten, aber doch möchte man auch wieder in wehmütiger Scheu die holden Knospen zurückhalten mit ihrem süßen, verheißungsvollen Reiz. Ist doch die Blüte, so sehr sie entzücken mag, immer bereits eine weitere Stufe auf dem Wege der Vergänglichkeit.

Ferdinand glaubte in Käthchens Blicken, in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Begrüßung und ihrem Abschied deutlich zu lesen, daß sie sein Gefühl verstand und sich auch ihrerseits immer inniger zu ihm neigte; er lebte darum glücklich in der Gegenwart, ohne daß es ihn drängte, die Zukunft zu beschleunigen, deren er sich sicher fühlte. Wohl waren ihm nach dem stillen, ungestörten und genußvollen Verkehr mit Käthchen die späteren Abendstunden oft peinlich, wenn die Unterhaltung sich dann nur um die boshaften, pikanten, oft auch recht gleichgiltigen, inhaltlosen, wahren oder erfundenen Anekdoten aus der Gesellschaft drehte, und oft stieg ihm eine heiße Blutwelle zu den Schläfen herauf, wenn Herr von Ribenau gegen Käthchen seinen alten, rücksichtslosen, vertraulichen Ton annahm und das um so auffälliger, je größer die Gesellschaft war. Zuweilen zuckte ein heftiges Wort auf Ferdinands Lippen, aber er sagte sich, daß er sich ja nur lächerlich machen und Käthchen selbst schaden müsse, wenn er eine Scene hervorrief, zu der kein anerkannt giltiger Grund vorlag und zu welcher er noch kein Recht hatte. Auch schien jedesmal, wenn der Zorn in seinen Augen aufflammte, Käthchens bittender Blick den seinen zu suchen, und jedesmal wies sie ebenso taktvoll als bestimmt mit einem leichten Scherzwort den Herrn von Ribenau in seine Schranken zurück.

Unter diesen Umständen hätte es eigentlich kaum fehlen können, daß die sonst so scharf blickende und genau beobachtende Gesellschaft Ferdinand und Käthchen zu ihrem Gesprächsthema machte, um, wie es in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt, zwei einander sich nähernde Herzen durch die öffentliche Behandlung des ihnen selbst noch kaum klar gewordenen Geheimnisses einander schneller zuzutreiben oder, was freilich auch oft der Fall ist, sie für immer zu trennen.

Von solchem Vorgehen war aber nichts bemerkbar, obgleich die Gesellschaft der großherzoglichen Residenz keiner andern an neugieriger und scharfspähender Beobachtung nachstand. Im Gegenteil! Man schien eine innigere Beziehung zwischen Ferdinand und Käthchen gar nicht für möglich zu halten und behandelte den Grafen Hilburg ganz ausschließlich wie einen alten Hausfreund des Rautensteinschen Hauses, der für die schöne Tochter desselben höchstens ein allgemeines Interesse haben konnte. Man machte in seiner Gegenwart fast absichtlich Anspielungen auf eine zärtliche Neigung zwischen Herrn von Ribenau und Fräulein von Rautenstein. Bei allen kleinen Diners, zu welchen Ferdinand eingeladen wurde und bei denen der Rautensteinsche Kreis fast immer ebenfalls gegenwärtig war, wurden die Plätze so verteilt, daß Ribenau und Käthchen neben einander saßen, während Ferdinand sich am entgegengesetzten Ende der Tafel neben irgend einer ältern Dame befand. Freilich gab ihm sein Hofamt ein Recht auf einen solchen Platz, aber man schien doch dabei ganz zu vergessen, daß der Erbschenk des Großherzogtums zugleich ein junger Mann sei, der fast die Verpflichtung hatte, unter den Töchtern des Landes eine Gemahlin zu wählen.

Ferdinand war bestürzt, so oft er in seiner Nähe die Namen Ribenau und Käthchen in einem Atemzug nennen hörte. Er wagte nicht, näher nachzufragen, aber finstere Zweifel stiegen in seiner Seele auf. War es nicht möglich, ja, fast wahrscheinlich, daß Ribenau bei dem leichten Ton, der im Rautensteinschen Hause herrschte, und bei der Gleichgiltigkeit, mit welcher Frau von Rautenstein ihre Tochter sich selbst überließ, zu Käthchen in ein intimeres Verhältnis getreten sei, welches die ganze Welt schon vor seiner Ankunft gekannt? War nicht der junge Offizier ganz der Mann, um zu gefallen und ein junges, eben erwachendes Mädchenherz zu bethören?

Er schauderte bei solchen Gedanken, die er in einsamen Stunden und in schlaflosen Nächten weiter verfolgte, bis er in Fieberglut aufsprang, um die entsetzlichen Bilder zu verscheuchen, die sich an ihn heranbrängten.

Wenn er dann aber wieder Käthchens reinen, kindlichen Blick sah, so lächelte er fast über seine eigene Sorge und schalt sich, daß er zu der Freundin seiner Jugend so wenig Vertrauen hatte, um sie eines solchen Spiels für fähig zu halten. Aber immer von neuem wurden seine Zweifel angeregt durch das eigentümliche Verhalten der Gesellschaft, welche Käthchen und Ribenau wie ein zusammengehöriges Paar zu behandeln pflegte.

Die Sache hätte ihn weniger gewundert und bekümmert, wenn er gewußt hätte, wie eifrig die Gräfin Heltenberg für ihren Freund Ribenau thätig war. Bei jedem Besuch, den sie in dem einen oder dem andern Salon machte, erzählte sie ihren Bekannten mit betrübter, mitleidiger Miene und unter Auferlegung strenger Diskretion, welchen schmerzlichen Anteil sie an ihrer Nichte nähme und dem armen Ribenau nehme. Die beiden jungen Leute, welche ganz für einander geschaffen seien, liebten sich; alles sei in Ordnung gewesen, bis dieser unglückliche Hilburg angekommen sei. Nun habe sich ihre Schwester, die Frau von Rautenstein, welche doch wahrlich nicht nötig habe, auf die Vermögensfrage

Gewicht zu legen, in den Kopf gesetzt, Hilburg als die glänzendste Partie des Landes für ihre Tochter zu gewinnen. Er interessire sich auch für Käthchen, aber jedermann müsse doch einsehen, daß das lebenslustige Kind und der pedantische, gelehrte Reisende so ganz und gar nicht für einander paßten. Sie habe sich zum Grundsatz gemacht, sich niemals in die Rautensteinschen Angelegenheiten zu mischen, aber sie beklage aufrichtig ihre arme Nichte und Ribenau, der sich trotz seines Schmerzes in bewunderungswürdiger Diskretion und Resignation zurückhalte.

Diese hingeworfenen Bemerkungen genügten, um die ganze Gesellschaft für den „bemitleidenswerten Herrn von Ribenau" gegen den „hochmütigen, kalt verschlossenen Hilburg" Partei nehmen zu lassen. Man behandelte demzufolge Ribenau und Käthchen fast wie ein Brautpaar, um auf diese Weise der Frau von Rautenstein zu markiren, wie sehr man ihre eigennützigen Pläne, die sie auf Kosten des Glücks ihrer Tochter verfolge, mißbillige.

Frau von Rautenstein bemerkte freilich in ihrem Gleichmut nichts von dem allem; sie hatte daher auch keine Gelegenheit, auf irgend eine Weise das Spiel ihrer Schwester zu durchkreuzen, ja, sie unterstützte dasselbe sogar, da sie Hilburg stets mit einer gewissen mütterlichen Freundlichkeit behandelte und man aus einzelnen ihrer Aeußerungen schließen konnte, daß ihr der junge Majoratsherr in der That als Schwiegersohn nicht unwillkommen wäre.

Ribenau spielte seinerseits die Rolle des unglücklichen, aber resignirt entsagenden Liebhabers vortrefflich und bestätigte die immer wiederholt ausgestreuten Mitteilungen der Gräfin Heltenberg zwar nicht mit bestimmten Worten, aber um so mehr durch seine ganze Miene und Haltung.

So kam der Tag heran, für den die erste der Parforcejagden angesagt war, welche vom Hof während des Herbstes in dem Revier des Sauparks von Ellerngrund in der Nähe der Residenz abgehalten wurden.

Hilburg war kein Jäger, aber als vortrefflicher Reiter bekannt, und so mochte er die Einladung nicht ablehnen.

Am Abend wurde im Rautensteinschen Zirkel davon gesprochen. Die Gräfin Heltenberg war gegenwärtig.

„Du wirst doch mitreiten, wie im vorigen Jahr?" fragte sie Käthchen, leicht hingeworfen, in einem Ton, als ob sich das ganz von selbst verstünde; „die Gräfin Ingenstein hat sich auch zur Teilnahme gemeldet und der Erbprinz, den ich gestern sah, sagte mir viel Schmeichelhaftes über Deine für eine Dame so seltene Geschicklichkeit."

„Natürlich!" erwiderte an Käthchens Stelle ihr Vater, der mit Ribenau in ein Gespräch über die Wahl eines Jagdortes vertieft war.

Käthchen selbst errötete; heller leuchteten ihre Augen auf, dann aber sah sie Hilburg wie fragend an.

Er war wohl kein Freund von so extravagantem Damenwort, doch fühlte er auch, daß er hier unmöglich eine Einsprache erheben könne, zu der ihm ja, nachdem Herr von Rautenstein seine Zustimmung gegeben, gar kein Recht blieb. Auch mochte er Käthchen, welche seinen Wünschen und Anschauungen in jeder Weise so bereitwillig entgegengekommen war, das Vergnügen nicht verderben, und so sagte er denn lächelnd, daß es ihn freuen werde, Käthchens bewährte Reitkunst auch auf diesem neuen, von den Damen so selten gepflegten Gebiete zu bewundern.

Käthchen dankte ihm mit einem glücklichen Blick, den Ribenau mit einem bösen, hämischen Lächeln bemerkte, und das Gespräch wurde leicht und heiter fortgesetzt.

„Der Erbprinz," sagte die Gräfin Heltenberg, „teilte mir auch mit, daß er noch eine ganz eigene Ueberraschung in petto habe, welche unserem Freunde Hilburg gewiß besonderes Vergnügen machen werde; doch wollte er mir sein Geheimnis nicht mitteilen."

Diesmal sah Käthchen verwundert auf; ihr Blick schien Hilburg zu fragen, was das bedeuten solle. Er aber sah ernst vor sich nieder und schien die Worte der Gräfin überhört zu haben.

Man trennte sich heute früher als sonst, um Kräfte für die Anstrengung des nächsten Tages zu sammeln.

Früh schon am nächsten Morgen wurden die Pferde, sorgfältig in Decken gehüllt, nach der Station vor dem Jagdschlosse Ellerngrund gesendet.

Zur festgesetzten Mittagsstunde trafen die Gäste dort ein und versammelten sich in dem ziemlich geräumigen Hofe des kleinen, bescheidenen Jagdschlosses, das mitten in einem prachtvollen, nach der Ebene hin offenen Forst lag. Die Herren trugen den roten Frack, den schwarzen Cylinderhut und die Stulpenstiefel, dieses traditionell für die Parforcejagden von den englischen Hofjägern übernommene Kostüm, die Gräfin Ingenstein und Käthchen Rautenstein das so besonders vorteilhafte schwarze Reitkleid.

Graf Hilburg sah stattlich aus in seinem Jagdrock, und der prachtvolle Schweißfuchs, der für ihn bereit stand, wurde vielfach bewundert.

Auch der Herr von Krempel-Rothenstein war da; er glich in seinem roten Frack, dessen Farbe sich nur wenig von der seiner vollen Backen unterschied, einem jener englischen Pächter, welche ohne Erfolg den Gentleman zu spielen versuchen und um so gewöhnlicher aussehen, je eifriger sie die leichten Manieren der vornehmen Welt nachzuahmen bestrebt sind.

Nach kurzem Warten fuhr der Erbprinz im offenen sechsspännigen Wagen mit Postillonen heran, von der Jägerei mit den weithin schallenden Hörnerklängen des Fürstenrufes begrüßt.

Der Prinz wollte heute, da keine anderen fürstlichen Gäste gegenwärtig waren, an dem allgemeinen Frühstück teilnehmen, welches an langen Tafeln auf dem Hofe für die eingeladene Gesellschaft servirt war; bevor er aber das Zeichen zum Beginn des Frühstücks gab, trat er unter das Portal des Schlosses und sagte:

„Ich habe Ihnen allen eine Ueberraschung vorbehalten, welche, wie ich gewiß bin, den Reiz unserer heutigen Jagd nicht wenig erhöhen wird."

Schnell schritt er über die Flurhalle und trat in eins der Zimmer des Erdgeschosses. Unmittelbar darauf kehrte er wieder zurück, Fräulein Cora Blangini an der Hand führend.

„Hier," rief er, indem die schöne Kunstreiterin sich anmutig nach allen Seiten hin verneigte, „führe ich die Meisterin in unsern Kreis, welche wir auf der freien Bahn der Natur noch mehr bewundern werden als im Zirkus. Die Damen," fügte er lächelnd hinzu, „haben ja wahrlich keine Ursache, Fräulein Blanginis Triumph zu beneiden, da sie selbst des ihrigen so sicher sind."

Alle Herren eilten heran, die Kunstreiterin zu begrüßen, wenn auch manche der älteren Kavaliere, ein wenig verwundert über diesen kühnen Eingriff in die Etikette, den Kopf schüttelten.

Käthchen sah mit einem eigentümlichen Blick, in welchem sich Schrecken, Furcht und Vorwürfe vermischten, zu Ferdinand herüber, als wolle sie bei ihm Aufklärung über dies außerordentliche Ereignis suchen. Sie dachte an die Worte der Gräfin Heltenberg vom Abend vorher, und ein jäher Schmerz schnürte ihr Herz zusammen.

Ferdinand aber starrte, seitwärts stehend, die Kunstreiterin an; das Blut stieg ihm ins Gesicht bei dem Gedanken, daß Käthchen abermals mit der Heldin des Zirkus hier um den Preis in einem Kampfe ringen solle, in welchem sie seiner Empfindung nach doch immer nur an der Würde wahrer und edler Weiblichkeit verlieren mußte.

Fräulein Blangini eilte in richtigem Takt, ohne sich um die galanten Begrüßungen der Herren zu kümmern, zu den beiden Damen hin und bat unter tiefer Verneigung, sich ihnen anschließen zu dürfen.

Käthchen reichte ihr, dem Beispiel der Gräfin Ingenstein folgend, wenn auch etwas zögernd, die Hand.

Wieder suchte ihr Blick Ferdinand und wieder schlug eine dunkle Röte in dessen Gesicht auf, als er die beiden so schönen und doch wieder so unähnlichen Gestalten neben einander stehen sah.

„Jetzt zum Frühstück!" rief der Erbprinz; „die Damen müssen sich jede einen Kavalier wählen und ich erlaube mir an die Gräfin Ingenstein die Bitte, daß sie mir gestatten wolle, sie zu unserer improvisirten Jagdtafel zu führen!"

Die Gräfin reichte strahlend dem Prinzen die Hand.

Fräulein Blangini eilte durch die Gruppen der Herren zu Ferdinand hin, neigte sich mit einem reizenden Lächeln, halb bittend, halb verheißungsvoll zu ihm aufschauend, und reichte ihm die Hand.

Ferdinand war verwirrt und unmutig über diese auf ihn gefallene Wahl der schönen Reiterin. Schon zuckte seine Hand, um sich aus der ihrigen zurückzuziehen, aber eine solche Abweisung wäre ja eine unverdiente Kränkung und insbesondere auch eine Verletzung des Prinzen gewesen, unter dessen Schutz Fräulein Blangini stand. Er folgte ihr also, wenn auch etwas zögernd und ohne ein galantes Wort des Dankes, zu einer der im Hof aufgeschlagenen und mit allerlei kalter Küche besetzten Tafeln.

Käthchen hatte sich umgewendet, als der Prinz an die Damen die Aufforderung richtete, sich einen Kavalier zu wählen. Sie sah, wie Fräulein Blangini zu Ferdinand herantrat und wie er in sichtlicher Verwirrung ihr folgte; sie erbleichte und preßte ihre Lippen auf einander, während ein feindlicher Blitz in ihren Augen aufflammte.

Ribenau stand neben ihr; er streckte ihr die Hand entgegen; wie mechanisch ergriff sie dieselbe und ließ sich von ihm zur Tafel führen, während er, sich zu ihrem Ohr hinneigend, lachend flüsterte:

„Es scheint, daß die Blangini uns heute das Resultat ihrer Dressurkünste vorführen will."

Zu jeder andern Zeit hätte eine solche Bemerkung eine scharfe Erwiderung von Käthchen gefunden, setzt aber lächelte sie nur bitter und wendete hastig den Kopf um.

Ferdinand führte Fräulein Blangini zu einem ziemlich entlegenen Platz; er sah Käthchen an Ribenaus Hand zur Tafel gehen. Seine Verwirrung schien sich zu vermehren und viele der Herren steckten flüsternd die Köpfe zusammen, indem ihre auf Ferdinand gerichteten Blicke deutlich zeigten, daß er und die schöne Kunstreiterin den Gegenstand ihrer leisen Bemerkungen bildeten.

In allgemeiner Heiterkeit verlief das kurze Frühstück. Ferdinand sprach fast kein Wort, aber Fräulein Blangini neigte sich flüsternd mit auffallender Vertraulichkeit zu ihm; sie wußte ihn durch tausend kleine Dienste, die sie von ihm erbat, so unablässig zu beschäftigen, daß es den Anschein hatte, als ob ein besonders nahes und intimes Verhältnis zwischen ihnen bestände. Auch Ribenau widmete sich Käthchen so ausschließlich und so lebhaft, als dürfe er ein bevorzugtes Recht ihr gegenüber geltend machen. Käthchen schien zuerst starr und gleichgiltig, dann aber flammten ihre Blicke und ihre Wangen in fast fieberhafter Glut. Sie begann in ausgelassener Heiterkeit die Unterhaltung in den sie umgebenden Kreisen zu führen und schien Ferdinand gar nicht mehr zu bemerken.

Der Prinz hob die Tafel auf.

Der für die Jagd bestimmte Keiler war inzwischen aus dem Gehege herausgelassen und als er den nötigen Vorsprung gewonnen, verkündete der Ruf der Hörner den Beginn der Jagd.

Der Prinz stieg, nachdem er galant der Gräfin Ingenstein in den Sattel geholfen, zu Pferd und die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiel.

Fräulein Cora nahm Ferdinands Arm; Käthchen sah, wie sie von ihm gestützt sich in den Sattel schwang und ihm mit einem zärtlichen Dankesblick die Hand reichte. Sie bemerkte es kaum, daß Ribenau sie wie ein Kind aufhob und in den Sattel setzte.

Die Jagd begann und nahm schon nach wenigen Augenblicken ein scharfes Tempo an. Mit hellem Geläut stürmte die Meute hinter dem Keiler her, welcher sich noch in der Nähe der Waldlisière hielt. In immer wilderem Jagen folgten die Jäger. Für einen Augenblick nahm die Jagd ausschließlich alles Interesse in Anspruch, selbst Ferdinand folgte mit Spannung der Meute und war ganz beschäftigt mit seinem edlen Tier, das fast dem Erbprinzen selbst vorangestürmt wäre, wenn er es nicht mit aller Kraft zurückgehalten hätte.

Fräulein Blangini hielt sich unmittelbar neben ihm; sie wußte mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit den Anschein einer zufälligen und völlig freien Bewegung ihres Pferdes zu bewahren, aber immer blieb sie kaum zwei Schritte von dem Grafen getrennt. Der wilde Ritt regte Käthchen um so mächtiger auf, als schon vorher ihr Blut in leidenschaftlicher Wallung gewesen war. Ihre Augen flammten; mit lautem Ruf ihr Pferd antreibend, stürmte sie an Ferdinand vorbei allen anderen voraus. Der kindlich anmutige Ausdruck war von ihrem Gesicht verschwunden, wieder glich sie dem Amazonenbilde in dem Salon ihrer Mutter.

Ribenau hielt sich dicht an ihrer Seite und bald hatten die beiden einen ziemlichen Vorsprung vor der übrigen Jagdgesellschaft gewonnen.

Der Keiler wendete sich vom Walde ab und stürmte einen Abhang hinunter der Ebene zu.

Die Jagd folgte, aber als Ferdinand sein Pferd nach der ziemlich scharf abschüssigen Richtung wendete, hörte er plötzlich Fräulein Blanginis Stimme hinter sich, welche laut und ängstlich rief:

„Halt — halt! Zu Hilfe, Graf Hilburg, zu Hilfe!"

Erschrocken brachte er sein Pferd zum Stehen und als er sich umwendete, sah er, wie Fräulein Blangini in einiger Entfernung hinter ihm mit großer Mühe ihr unruhiges Pferd, das sich im Kreise herumdrehte, zu bewältigen suchte.

Rasch sprengte er heran.

Auf der einen Seite hatte sich der Zügel auf unerklärliche Weise vom Gebiß gelöst; ein Ring mußte gebrochen sein, und da die Kunstreiterin versuchte, das Pferd anzuhalten, wurde dasselbe fortwährend nach der

1. Altar im Zeithause. — 2. Jackonstraße, Hauptverkehrsader im Chinesenviertel. — 3. Chinesenblock an der Plaza. — 4. Sacramentostraße. — 5. Wohnungen armer Chinesen. — 6. Versammlungszimmer der Gemeindevorstände. — 7. Geschäftshäuser von Großhändlern. — 8. Wohnhäuser von Kaufleuten. — 9. Auf einer chinesischen Compagnie. — 10. Restaurant an der Depotstraße.

Bilder aus dem Chinesenviertel in San Franzisko. Originalzeichnungen.

Digitized by Google

Unser Hausgärtchen

in Wort und Bild

von

Mathilde Foester.

1.

Ein Gärtchen haben wir am Haus
Da hat wie andre
Blumen
[illegible] Pflanzung
[illegible] sieht's nicht aus,
Doch manche und
große Freude.
Viel Ringelblümchen hier gedeihn,
Auch Unkraut geht's darunter,
Schlingpflanzen färben's Efeu hier,
Nesseln und Brennden

Ringelblümchen
und
Ehrenpreis.

2.

Am Kletterröschen
ziehn wir auf
In unserm Gärtchen
runde
Man muß nur immer
acht'n drauf
Doch wie ja doch es
kriegt
Die Rosen haben nur im Haus
Sogar an Wintertagen,
Blattläusen nur, die reib ich aus,
Ich kann sie nicht vertragen

3.

Das Schlafmützchen ist zur Zeit
Im Haus ein rechter Segen
Es hält der Schlüssel stets bereit
Der andre oft verlegen.
Die Hausfrau hat es gern zur Hand
Es hängt sie auch nach Kräften,
Drum wird es immer viel verkannt
Ja blauen Montagsgeisten.

4.

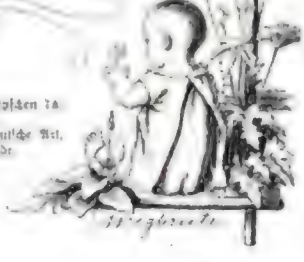
Kamillen hat auch Ehrenpreis
Verblüht in unsern Beeten
Doch muß man öfters jahrelang
Auf eine Pflanze warten.
Wir hegen es mit Sorgfamkeit
Und schauen seine Blüte,
Damit doch zur Erinnerung
Uns sein Pflänzchen bliebe

5.

Wie wäre wirklich wunderbar
Wenn nicht auch eine Rose
Bei einer großen Pflanzenschar
Man zu den andern stöße
Wenn da mit ihr nur Streit und Zank,
Ist sie der Zeit zur Seite
Doch wenn du recht viel Arbeit hast
Hängt sie dir auch ein Kleid.

6.

Ich hätte das Vergißmeinnicht
Doch richtig fast vergessen!
Man sieht sein blitzend Angesicht,
Wenn wir was Gutes essen.
Der blauen Aeuglein mahnen sehr
„Du mußt mich nun pflücken."
Doch will es mehr und immer mehr,
So rufen wir: „Nimmersatt!"



Am schönsten wächst bei uns
Der Flachs zu allen Zeiten
Denn dicht und saftig stehet er auf
Kein Gift mit ihm auch streuten

Blattläuschen hier, Fackelträgen da
Bieten den Blick ich wende
Ja, deutsch Gemüth und deutsche Art,
Ihr nimmt so bald kein Ende

einen Seite gezogen und zeigte sich äußerst wild und unbändig.

„O, ich bitte Sie, Graf Hilburg, helfen Sie mir; ich habe mit dem zerrissenen Zügel keine Gewalt mehr über das Tier!“

Hilburg griff seitwärts in den Zügel und in demselben Augenblick sprang Fräulein Blangini aus dem Sattel zur Erde.

Sogleich stand das Pferd lammfromm, als ob es bei einer Vorstellung im Zirkus einem Kommandowort gehorchte. Die Kunstreiterin aber ließ sich mit einem Schmerzenslaut auf die Erde niedersinken.

„O mein Gott,“ rief sie, „welches Unglück! Ich habe den Fuß übertreten. O mein Gott, wenn das Gelenk gebrochen wäre! Welch ein Unglück!“

Sie rang die Hände; ihr Gesicht zeigte einen überaus schmerzlichen Ausdruck.

Ferdinand sprang zur Erde und näherte sich, die beiden Pferde am Zügel führend, der Jammernden.

Die Jagd war schon weit voraus und aus dem Thal herauf klang das Geläute der Meute, welche den Keiler am Ufer eines Flusses hin verfolgte.

Ferdinand war peinlich berührt durch das plötzliche tête-à-tête, in welchem er sich so ganz unerwartet befand und dem er sich so gar nicht entziehen konnte, denn es war ja unmöglich, eine Dame in solcher Lage allein auf dem freien Felde zu lassen.

„Wie gut,“ sagte Fräulein Blangini, „daß Sie in meiner Nähe waren, Graf Hilburg, so habe ich doch einen ritterlichen Beschützer gefunden, und das tröstet mich darüber, daß ich mein Debüt auf diesem Gebiet so schlecht bestehe.“

Sie reichte ihm ihre Hand, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, und er fühlte den warmen Druck ihrer schlanken Finger.

„Mögen sie doch sagen,“ fuhr sie fort, „daß Graf Hilburg unter den wilden Völkern den Ton der Gesellschaft verlernt habe, ich finde es tausendmal schöner, wenn man nicht ist wie jeder erste Beste. Die anderen haben mich meinem Schicksal überlassen und es kaum bemerkt, daß ich der Hilfe bedurfte; für sie bin ich ja immer nur die Kunstreiterin, die keinen berechtigten Platz hat in der Gesellschaft, und doch bin ich nicht schlechter als die vornehmen Damen, die so hochmütig auf mich herabsehen. Ja, bei Gott, ich bin besser als sie; ich spiele kein doppeltes Spiel, bei dem ich den einen und den andern betrüge.“

Sie hatte immer noch Ferdinands Hand festgehalten. Die letzten Worte sprach sie mit einer eigentümlichen Betonung, bei der sich Ferdinands Herz zusammenschnürte.

„Ich werde versuchen,“ sagte er befangen, indem er seine Hand zurückzog, „Ihren Zaum so gut als möglich in Ordnung zu bringen.“

Und ganz zufrieden, eine Beschäftigung zu haben, welche ihn für den Augenblick aller weitern Unterhaltung überhob, befestigte er, so gut es ging, den losgerissenen Zaum durch einen starken Knoten wieder an der Kette des Gebisses.

„Jetzt, glaube ich, wird es möglich sein, daß Sie Ihr Pferd wieder in der Gewalt haben,“ sagte er, „wenn Sie auch freilich kaum mit diesem unsichern Zaum der Jagd folgen dürfen,“ fügte er hinzu, indem er nach der Ebene hinabblickte.

Der Keiler hatte sich rückwärts gewendet, die Jagd näherte sich wieder, immer lauter hörte man die Meute und schon konnte man die Jäger erkennen, an deren Spitze Röthchen und Ribenau einherjagten.

„Ich will versuchen, wieder in den Sattel zu kommen,“ sagte Fräulein Cora; „o, daß mir dies hat geschehen müssen, daß die Kunstreiterin auf dem freien Felde so schlecht die Probe besteht! Wird man nicht sagen, daß wir nur in der sichern Bahn unsere Künste machen können?“

Sie seufzte bei diesen Worten, aber der lächelnde Blick, mit dem sie Ferdinand ihre Hand entgegenstreckte, um sich von ihm emporhelfen zu lassen, drückte keine allzu große Betrübnis über diesen Unfall aus.

Sie versuchte aufzustehen, sank jedoch mit einem Schmerzenslaut wieder zusammen.

„Es geht nicht,“ sagte sie; „es ist mir unmöglich, auf dem übertretenen Fuß zu stehen. O, wie bedaure ich es, daß Ihre Güte für mich Sie von der Jagd zurückhält und Sie vielleicht angenehmerer Gesellschaft entzieht. Doch nun,“ fügte sie bittend hinzu, „dürfen Sie mich nicht verlassen. Sie müssen sich in Ihr Schicksal ergeben und Ihren Ritterdienst bis zu Ende durchführen.“

Sie schien irgend eine Artigkeit zu erwarten, aber Ferdinand schwieg und blickte finster nach der Jagd hinüber, welche sich noch mehr genähert hatte.

„O, sehen Sie,“ rief Fräulein Cora, „der Keiler ist gedeckt. An dem Gebüsch dort hat er sich gesetzt. Sehen Sie! Einer der Jäger steigt vom Pferde, es ist Herr von Ribenau, der neben Fräulein von Rautenstein an der Spitze des Zuges reitet. Er tritt heran — jetzt ist auch der Erbprinz angelangt — auch er steigt ab — sehen Sie nur, jetzt hebt Ribenau aus — der Erbprinz hebt den Fang!“

Die hellen Fanfaren des Halali klangen herüber.

Fräulein Cora hatte, wie um besser zu sehen, abermals den Versuch gemacht, sich zu erheben, aber wieder schien sie zusammenbrechen zu wollen; sie hielt sich an Ferdinand, sie schmiegte sich, den Arm um seine Schulter schlingend, an ihn, als ob sie, ganz von dem Interesse der Jagd hingerissen, nur eine Stütze suche, um sich noch aufrecht zu erhalten.

Immer noch blieb sie so stehen, immer fester hielt sie sich an ihm, den Arm um seine Schulter geschlungen. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er befand sich auf einer ziemlich freien Anhöhe, die Jäger mußten ihn, während die Büsche der grünen Tannenzweige verteilt wurden, sehen können, wie er so, von der schönen Kunstreiterin umschlungen, dastand, und doch war die Situation, die er so peinlich empfand, wiederum so natürlich, und ohne direkte Unhöflichkeit, zu welcher ihm Fräulein Blangini keine Veranlassung gab, konnte er sich nicht aus seiner peinlichen Lage befreien.

Langsam kam die Jagdgesellschaft den Abhang heraufgeritten.

Der Prinz ritt zwischen den beiden Damen. Ribenau hielt sich an der Seite Röthchens, welche mit flammenden Blicken und glühenden Wangen auf ihrem schnaubenden Pferde saß, während ein bitteres, hochmütiges und höhnisches Lächeln um ihre zuckenden Lippen spielte.

Langsam glitt Fräulein Blangini jetzt wieder zur Erde nieder und schnell trat Ferdinand einen Schritt von ihr zurück.

Der Zug war nahe herangekommen.

„O Fräulein Blangini,“ rief der Prinz, „war Ihre Konversation mit dem Grafen Hilburg so interessant, daß Sie die Jagd verließen und uns der Gelegenheit beraubt haben, Ihre Meisterschaft zu bewundern?“

„Es war ein Unfall, Königliche Hoheit,“ sagte Ferdinand schnell, „aus dem leicht ein Unglück hätte werden können. Fräulein Blanginis Zaum war gerissen und beim Abspringen hat sie sich den Fuß verletzt.“

„Ah,“ sagte der Prinz, „das bedaure ich von Herzen, Fräulein Blangini. Es war nur ein Glück dabei, daß Graf Hilburg in der Nähe war, um Ihnen beizustehen.“

Ein spöttisches Lächeln begleitete die Worte des Prinzen und dasselbe Lächeln zeigte sich auf allen Gesichtern ringsum.

Ferdinands Blicke schweiften drohend umher; eine heftige Antwort schwebte auf seinen Lippen, aber er hielt dieselbe zurück. Trotz seiner Erregung begriff er doch, daß die Situation dadurch nur verschlimmert werden könne.

„In der That war es ein Glück, gnädigster Herr,“ sagte Fräulein Blangini, „daß ich einen ritterlichen Beschützer fand, ein Glück, das wohl meinen kleinen Unfall aufwiegt und für das ich immer dankbar sein werde.“

Röthchen hatte stumm vor sich niedergeblickt. Ribenau beugte sich zu ihr herüber und flüsterte eine Bemerkung in ihr Ohr. Noch höhnischer als zuvor lächelten ihre hochmütig aufgeworfenen Lippen.

Der Erbprinz befahl den Piqueurs, eine Tragbahre aus Zweigen zu machen, um Fräulein Blangini bis zum Jagdschloß Ellerngrund zu tragen; sie aber verbat sich das.

„Nein,“ rief sie, „es wird gehen — ich werde reiten können — ich vermag nur nicht aufzutreten — wenn ich nur erst im Sattel wäre. O Graf Hilburg, Sie sind einmal heute mein Beschützer, heben Sie mich auf — hoffentlich werde ich für den so starken Arm meines Ritters keine zu schwere Last sein!“

Sie richtete sich auf das Knie auf und streckte dem Grafen ihre Arme entgegen.

Es war keine Möglichkeit für ihn, sich der Erfüllung ihrer Bitte zu entziehen. Er beugte sich herab, nahm sie in seine Arme, hob sie empor und setzte sie leicht und sicher in den Sattel ihres Pferdes.

Röthchen erbleichte, ein zischender Atemzug stieg aus ihrer wogenden Brust auf. In wildem Satz bäumte sich ihr Pferd.

Fräulein Blangini hatte ihre Arme noch einen Augenblick auf Ferdinands Schulter ruhen lassen.

„Dank, mein Ritter!“ flüsterte sie ihm zu, indem sie sich so nahe zu seinem Ohr neigte, daß ihr Dank fast wie eine zärtliche Umarmung erschien. Dann ließ sie anmutig und sicher ihr Pferd eine Wendung machen.

„Bravo,“ rief der Prinz, „die Königin hat ihren Thron wieder bestiegen, ihr gehört die Welt!“

Er ritt an die Seite der schönen Kunstreiterin, und in scharfem Trabe kehrte der Jagdzug nach Ellerngrund zurück.

Hilburg hatte es versucht, sich Röthchen zu nähern, aber jedesmal, wenn er an ihre Seite kam, wendete sie sich, ohne daß sie ihn zu bemerken schien, lachend mit einem Scherzwort zu Ribenau, so daß er unmutig und verletzt zurückblieb.

Im Hofe von Ellerngrund rief ihn Fräulein Cora wieder zu sich heran und bat ihn, sie vom Pferde zu heben und nach ihrem Wagen zu führen. Abermals konnte er sich diesem Dienst, der so ganz natürlich von ihm erbeten wurde, nicht entziehen, aber zornig flammten seine Wangen und drohend blitzten seine Augen, als er die spöttisch geflüsterten Bemerkungen rings um sich hörte.

„Zum Teufel!“ sagte Herr von Krempel-Rothenstein, „es scheint, daß der Graf Hilburg von uns allen die beste Jagd gemacht hat und wir dürfen ihn alle um sein Halali beneiden.“

Ferdinand wendete sich nach ihm um, während er Fräulein Blangini in ihren Wagen hob, und sah ihn mit einem so niederschmetternden Blick an, daß Herr von Krempel ganz erschrocken sich hinter die anderen zurückzog und auffallend laut ein Gespräch über die Vorzüglichkeit seines Pferdes begann.

Röthchen war bereits in ihren Wagen gestiegen. Der Prinz verabschiedete sich von ihr, und ehe Ferdinand herantreten konnte, hatte sie dem Kutscher den Befehl zur Abfahrt zugerufen.

Der Prinz rief noch bei der Abfahrt Hilburg ein neckendes Scherzwort zu, auf welches dieser nur durch eine stumme Verbeugung antwortete; dann sprang er, die übrige Gesellschaft nur flüchtig grüßend, in seinen Wagen und fuhr in finsterem Sinnen nach der Stadt zurück.

Er hegte keinen Zweifel, daß er für die nächsten Tage der Gegenstand des Gesprächs der Gesellschaft sein werde. Aber mehr als daran dachte er an die so vollständig veränderte Erscheinung Röthchens am heutigen Tage. Ganz so hatte er sie wieder gesehen, wie sie auf jenem Bild vor ihm gestanden hatte, das ihn so fremd und abstoßend berührte, und wie sie gewesen war, als sie in leidenschaftlichem Wettstreit mit Fräulein Blangini die Bahn des Tattersall durchflog. Sollte sie wirklich zwei Gesichter haben? Sollte es möglich sein, daß sie — so jung noch — schon so meisterhaft die Kunst der Verstellung besäße? Immer und immer wieder war es ihm, als höre er die Kunstreiterin sagen:

„Bin ich nicht besser als jene vornehmen Damen, die ein doppeltes Spiel spielen und den einen wie den andern betrügen?“

(Fortsetzung folgt.)

China in San Franzisko.

Von

Henry Hasbach.

(Hierzu das Bild S. 732.)

Die älteren Bewohner Kalifornien und besonders der Stadt San Franzisko haben sich so sehr an das chinesische Volk, welches sich daselbst seit Jahrzehnten angesiedelt hat, gewöhnt, daß die eigentümlichen Sitten und Gebräuche des alltäglichen Lebens dieser fremdartigen und zugleich interessanten Gäste nicht im mindesten mehr auffallen. Und doch kennen nur wenige von den Tausenden, welche fast stündlich das Chinesenviertel durchkreuzen, Genaueres über die Stellung, welche die Chinesen in ihrem Vaterlande und dem Staate Kalifornien, den dieselben meistens nur vorübergehend zu ihrem Wohnsitz erwählt haben, einnehmen.

Ehe das Beschränkungsgesetz bezüglich mongolischer Einwanderung in Kraft trat (August des Jahres 1882), war die Zahl der von Hongkong nach San Franzisko geschafften Kulis eine sehr bedeutende, da ein jedes sich in den indischen Gewässern müßig umhertreibende britische Dampfschiff in den Dienst gestellt wurde, um Kalifornien mit den unwillkommenen Gästen zu überschwemmen. Es befanden sich hierselbst nach oberflächlicher Schätzung (ein genauer Census ist unmöglich) beiläufig 140,000 Chinesen, wovon auf die Stadt San Franzisko so ziemlich die Hälfte kommt. Im Chinesenviertel geht es deshalb zu Zeiten kraus und bunt zu, namentlich an Sonntagen gleicht dasselbe einem Bienenstock. Die Kaufmannshäuser sind geschlossen, die Fabriken ruhen still; der Bügler hat die ihm anvertraute Wäsche abgeliefert und strahlt glatt rasirt und mit frisch geflochtenem Zopf durch die engen Gassen; der Aufwärter genießt seinen Urlaub bis zum Sonnenuntergang; Gruppen von Damen in bunten Seidengewändern trippeln, sich an den Händen haltend, über die Trottoirs; man macht ihnen bereitwillig Platz. Die Erfrischungslokale sind überfüllt; an allen Tischen wird auf das geräuschvollste Domino gespielt; in abgelegenen Räumen frohnen viele dem Hazardspiel und dem stark verpönten Opiumgenuß. Jeder sucht sich auf seine Weise und nach besten Kräften

zu belustigen, um am nächsten Tage um so emsiger dem Erwerb nachzugehen. Und fleißig sind die kleinen, beweglichen Kerle. Das Licht, welches dem nächtlichen Wanderer in den öden Straßen entgegenschimmert, kommt sicherlich aus einem chinesischen Waschhause; der früheste Besucher ist gewiß ein chinesischer Fischhändler, Gemüseverkäufer oder Lumpensammler. Wo es etwas zu „machen" gibt, ist „John" da, unbekümmert um Zeit oder Ort. Aber sein Erwerb kommt dem Lande nicht zugute; denn sobald er genügend Schätze gesammelt hat, kehrt er zurück ins „Reich der Mitte", um bei den Seinen zu leben, zu sterben, und, was ihm am wichtigsten ist, um dort begraben zu werden. Nur in äußerst seltenen Fällen kommt es vor, daß ein Chinese auf amerikanischem Boden dauernd bestattet wird, und sollte es geschehen, so wird es als das größte Unglück für die Familie betrachtet. Gewöhnlich gräbt man nach Ablauf einer gewissen Frist die Ueberreste aus, säubert die Gebeine, verpackt sie in Kistchen und schickt sie sorgfältig numerirt nach China zurück; dort werden sie in ununterbrochener Reihe mit den Vorangegangenen in heimatlicher Erde bestattet; die Geister sind versöhnt und lassen den Hinterbliebenen ihren wohlthätigen Einfluß angedeihen. Es ist in der That in jedem Kulikontrakt die Zurücklieferung des Körpers vorgesehen, und kein Chinese würde ins Ausland, sei es nach den Vereinigten Staaten, den Sandwichinseln, den Chinchas oder Kuba gehen, ohne in jener Hinsicht die vollste Garantie zu haben. Von hoher Wichtigkeit ist ferner dem Chinesen sein Zopf; warum auch nicht? Ist er doch nicht allein seine, sondern auch manches anderen Eigentümlichkeit. Den Verlust seines Zopfes verschmerzt ein Chinese nie, und wird ihm einmal, sei es im Streite mit Weißen oder im Zuchthause, dieser zärtlich gepflegte und gehegte Appendix abgeschnitten, so meidet er die Gesellschaft seiner Brüder, trägt sein Haar nach amerikanischem Schnitt, legt seine Nationaltracht ab, kurz, er hört auf Chinese zu sein, denn für den Aermsten gibt es keine Rückkehr nach der Heimat mehr; ohne Zopf ist er ein Paria!

Die meisten der in San Franzisko ansässigen Chinesen sind Buddhisten; die Gebildeteren jedoch Anhänger des Kon-fu-tse (Konfuzius). Die ersteren beten den „Josh" an, den fürchterlichen Rachegott, und suchen ihn durch Opfer und Geschenke für sich zu gewinnen, damit er fein säuberlich mit ihnen verfahre. Um gute Götter bekümmern sie sich nicht, indem sie dafür halten, daß es nicht in deren Prinzip liege, ihnen Böses zuzufügen oder ihnen auch nur im entferntesten lästig zu fallen. Ein paar Lichtchen und Räucherwerk an der Schwelle der Hausthüre hält des Nachts die Kobolde ab, und so fühlt sich „John Chinaman", wie man dort zu Lande die Chinesen zu nennen pflegt, vollständig geborgen.

Alle Chinesen, nicht allein in Kalifornien, sondern in den Vereinigten Staaten im allgemeinen, stehen unter der Gerichtsbarkeit von sechs Compagnien, welche sämtlich in San Franzisko ihren Sitz haben und je nach der Anzahl Höriger und deren Mitteln eine geringere oder bedeutendere Macht entfalten. Die Häupter der Compagnien treten nur sehr selten in direkten Verkehr mit der Außenwelt und lernen geflissentlich kein Englisch. Sie wollen mit den rothaarigen Barbaren nichts zu schaffen haben; dafür sind ihre Inspektoren und Dolmetscher da. Nur in Fällen, in denen die Landesgesetze auf allzu grobe Weise verletzt werden, können die Schützlinge dieser Compagnien zur Rechenschaft gezogen werden. Wehe aber dem Chinesen, der gegen die Autorität der Compagnien zu handeln wagte, oder es sich einfallen ließe, vor Gericht zu ihrem und ihrer Angehörigen Nachteile Zeugnis abzulegen. Er verschwindet spurlos von der Bildfläche, und niemand wagt zu fragen: „Was ist aus Ah-Yen oder Lee-Han geworden?" Ein Chinese, selbst wenn er fertig englisch spricht, äußert sich über Dinge, welche seine und seines Volkes Angelegenheiten und Verhältnisse betreffen, sehr zurückhaltend. Er fragt sehr gerne den «melican man» (american man — der Chinese hat kein „r" in seinem Alphabet) aus; nimmt man sich jedoch dieselbe Freiheit, so darf man versichert sein, von ihm, sobald er denkt, daß man zu weit gegangen, die Antwort zu erhalten: «me no shabee» (vom spanischen «saber» = wissen korrumpirt) = „Ich weiß nicht." Und keine Macht der Erde könnte ihn nach diesem Ultimatum dazu veranlassen, die Unterhaltung fortzusetzen. Mit einem mißtrauischen Blick aus seinen Schlitzäuglein zieht er sich ohne viel Umstände zurück und läßt den Frager verblüfft stehen. Die Missionare in San Franzisko haben bisher nur geringen Erfolg mit ihren Bekehrungsversuchen unter den Chinesen gehabt. Viele junge Leute besuchen zwar die Missionsanstalten, jedoch in den meisten Fällen nur so lange, bis sie sich eine Kenntnis der englischen Sprache oder anderer Gegenstände, die ihnen nützlich oder wünschenswert erscheinen, angeeignet haben. Späterhin hören ihre Besuche daselbst auf, und zu ihrem Leidwesen müssen die Missionare erfahren, daß das Samenkorn christlicher Lehre zwischen die Dornen gefallen ist. Sicherlich steht der Wert der geretteten chinesischen Seelen in keinem Verhältnis zu dem Schaden, welchen die Einwanderung dem Handel und Wandel, namentlich aber dem Wohle des Arbeiterstandes in den Pacifikstaaten zufügt. Durch die Verringerung der Arbeitslöhne seitens der Chinesen wurden Frauen, Mädchen und Knaben von der Arbeit in Fabriken gänzlich ausgeschlossen, und Tausende, die gerne ein paar Dollars die Woche durch leichte Arbeit verdienen möchten, sehen sich von jenen unterboten und sind zum Müßiggang gezwungen. Es hat sich infolge dessen die Zahl der Taugenichtse (hier Hoodlum genannt) beiderlei Geschlechts in schreckenerregender Weise vermehrt, so daß die Korrektionshäuser stets überfüllt sind. Die Lebensweise des Chinesen befähigt ihn, jeden Arbeiter zu unterbieten, namentlich was Fabrikarbeit betrifft, denn dazu eignet er sich vorzugsweise, da er mit Geduld ein großes Nachahmungstalent verbindet. Der Unterhalt kostet ihn wenig. Er lebt in Massenquartieren, zu zwanzig in einem kleinen Zimmer übereinandergeschichtet, so daß die Sanitätsbehörde endlich zum Einschreiten gezwungen war und ein Gesetz erließ, kraft dessen nur eine bestimmte Anzahl Menschen in einem Raume von gegebener Größe hausen dürfen (Kubikluftgesetz). Eine Handvoll Reis, ein paar Loth Schweinefleisch und ein Stückchen Fisch machen seine Mahlzeit aus. Der Reis kommt von China, die Fische können in Flüssen und im Meer frei gefangen werden, und Schweine mästet man vom Abfall. Seine Bekleidung besteht in ein paar Beinkleidern nebst Bluse von Nanking im Gesamtwert von zwei Dollars.

Ein Familienleben in unserem Sinne des Wortes existirt fast gar nicht. Zwar gibt es in San Franzisko mehrere tausend chinesischer Frauenzimmer, doch dienen neun Zehntel derselben der Prostitution. Da der Chinese das Bürgerrecht nicht erwirbt — ob er es erwerben kann, steht noch dahin — so lebt er der Staatsgewalt gegenüber unter dem Schutze eines Konsulats, von welchem das Oberhaupt ein Mandarin, der ausübende Beamte jedoch ein Amerikaner ist. Den direkten Beistand aber liefert, wie schon oben angeführt, die Compagnie, zu welcher er gehört. Eine jede Compagnie ist verpflichtet, für die Bedürfnisse des Mitglieds, mit dem sie im Kontraktverhältnis steht, zu sorgen, ihm Beschäftigung zuzuweisen, es vor Ungerechtigkeit zu schützen, im Falle der Arbeitslosigkeit zu unterhalten und endlich, wie auch schon oben angeführt, im Todesfall seine Gebeine nach China zurückzuliefern. Eine jede Compagnie besitzt ein sogenanntes „Joshhaus" — meistens ein dreistöckiges Gebäude, welches im obern Stock das furchtbarlich angemalte Götzenbild des Josh, Waffen, Trophäen, Fahnen, Pfauenwedel, sowie eine große Glocke enthält. Letzterer bedient man sich dazu, mit den Geistern in Verkehr zu treten. Auf einem Altar, der mit kostbaren Stickereien geschmückt ist, stehen Weihrauchgefäße aus getriebenem Kupfer, in denen beständig Sandelholz und Spezereien verbrannt werden; dort werden auch dem Götzen Opfer gebracht, damit er bei guter Laune bleibe. Der Mittelstock enthält die Versammlungszimmer der Beamten der Gesellschaft; das Erdgeschoß endlich dient als Karawanserai, in welcher durchreisende Mitglieder der Compagnie Quartier finden und gespeist werden. Ferner unterhält eine jede Compagnie ein Theater, welches, ob gewinnbringend oder nicht, allabendlich geöffnet ist. Schreiber dieses vertrat vor mehreren Jahren einmal die Ning-Yung-Compagnie im Zollhause bei Gelegenheit der Importation einer neuen Schauspielertruppe. Dieselbe bestand aus sechzig Mitgliedern und führte ihre Garderobe im Wert von vierzigtausend Dollars mit sich. Der erste Held bezieht ein Jahrgehalt von fünftausend Dollars; er ist allerdings von sechs Uhr abends bis nach Mitternacht beschäftigt, muß Stücke, die bis zu sechs Monaten dauern, ohne Souffleur spielen können und dazu ein tüchtiger Athlet sein, da gelegentlich Mord und Totschlag, wütende Kämpfe und gewaltige Turniere vorkommen. Die Frauenrollen werden von jungen Männern und zwar oft meisterhaft gespielt. Vorhang und Dekorationen fehlen gänzlich; im Fond der Bühne sind zwei mit Portièren versehene Thüren, durch welche die Akteure kommen und gehen. Das Orchester, aus Trompeten, Flöten, Guitarren, dreisaitigen, sehr primitiven Violinen und endlich aus Pauken und Tamtams bestehend, sitzt, wie es zu Shakespeares Zeiten gebräuchlich war, hinten auf der Bühne und vollführt, namentlich bei Schlachtscenen, einen Höllenlärm. Gewöhnlich behandeln die Stücke Episoden aus der chinesischen Geschichte und spielen sich wochen-, ja monatelang ununterbrochen fort; und schon aus dem Grunde ist der Chinese ein eifriger Theaterbesucher, da ihm daran liegt, sich über alles nach Kräften zu unterrichten. Man hört oft Chinesen der besseren Klassen sagen: „Ich habe sechs Billette gekauft; ich muß sechs Abende ins Theater gehen, indem ein Abschnitt aus der Geschichte, der mir noch nicht bekannt ist, aufgeführt wird." Im Zuschauerraum, aus Parterre, einer Galerie und einer Logenreihe bestehend, sitzen, dichtgedrängt und aufmerksam horchend, die bezopften Burschen; im Parterre der Janhagel, auf der Galerie die Weiber, in den Logen die Chefs der Compagnie und ihre Gäste. Während der Vorstellung werden Früchte, Konfekt, Thee und Cigarren feilgeboten, und alle Welt ißt, trinkt und raucht tapfer darauf los. Bei hochtragischen Stellen wird nicht applaudirt; nur wenn Komiker und Gaukler auf den Brettern, die dort thatsächlich die Welt bedeuten, ihr Wesen treiben, ertönt als Zeichen des Beifalls häufig schallendes Gelächter. Um unbeschäftigte Kulis vor dummen Streichen zu bewahren, gibt man ihnen ein Freibillet und schickt sie in die Komödie, und auch schon deshalb unterhält jede Compagnie ein Theater.

Der Laster der Chinesen sind unzählige: in erster Reihe der Opiumgenuß und das Hazard, denen sich auch leider viele Weiße männlichen und weiblichen Geschlechts ergeben haben. Die Polizei hat ein scharfes Auge auf jene Lasterhöhlen, doch ist es kaum möglich, in jedes Versteck zu dringen. Von Zeit zu Zeit werden jedoch Razzias unternommen und Hunderte wegen Gesetzesübertretungen verhaftet; eine ansehnliche Strafsumme, die in den Stadtsäckel fließt, ist alsdann das Resultat. Die Geldbuße für ertappte Spieler beträgt vierzig Dollars, die immer prompt und ohne Murren hinterlegt wird. Opiumraucher, wenn überführt, wandern vielleicht auf sechs Monate ins Korrektionshaus. Auch den Zollbehörden machen die Chinesen viel zu schaffen, denn sie sind geborene Schmuggler und gehen mit erstaunlicher Schlauheit zu Werke. Sie operiren meistens in Opium und Seidenstoffen, da der Zoll auf jene Artikel ein sehr hoher ist. Der christliche Eid, der sowohl im Zollhaus als auch in den Gerichten administrirt wird, kümmert die Chinesen gar wenig und hält sie nicht im entferntesten davon ab, der Wahrheit ein Schnippchen zu schlagen. Nur in Fällen, wo beide Parteien Chinesen sind, kommt es dann und wann vor, daß die in China gebräuchliche Eidesform mit den dieselbe begleitenden Zeremonien, wozu die Opferung eines Huhns gehört, angewendet wird.

Der Hauptfeste, welche die chinesischen Bewohner von San Franzisko alljährlich begehen, sind drei, nämlich „Neujahr" im Februar, das Fest „Vieler Götter" im Hochsommer und das „Laternenfest" im Herbst. In früheren Jahren fand im Sommer häufig Drachensteigen statt, doch hat mit der wachsenden Unpopularität der Chinesen dieser Gebrauch gänzlich aufgehört. Das Neujahrsfest dauert dreißig Tage, von denen die drei ersten zum Empfange von Freunden, die übrigen zur Abwicklung der Geschäfte bestimmt sind. An jenen drei Empfangstagen geht es im Chinesenviertel hoch her. Jeder anständige Besucher wird festlich bewirtet. Auch der fröhliche „Hoodlum" feiert mit und erwischt sein Deputat an Cigarren und Süßigkeiten, denn der verbissenste John sieht an solchen Tagen der Festfreude über die Unarten seines schlimmsten Antagonisten hinweg. Abends wird Feuerwerk abgebrannt, und je mehr Kulis eine Compagnie zählt, um so mehr Bomben, Schwärmer und Frösche werden losgelassen. Die Restaurants haben vollauf zu thun, denn die Großen geben sich glänzende Mahlzeiten, zu welchen auch wohl Weiße eingeladen werden. Die feinsten Gerichte werden alsdann aufgetischt: Vogelnestersuppe, Haifischflossenragout, Fasanen u. s. w., dabei fließt der Champagner in Strömen. An den zur Ordnung der Geschäfte bestimmten Tagen herrscht große Rührigkeit, da alle ausstehenden Forderungen einkassirt werden müssen. Was in jener Zeit nicht eingezogen wird oder werden kann, geht dem Gläubiger verloren, da das chinesische Handelsgesetz die Eintreibung einer zu Neujahr nicht liquidirten Schuld untersagt. Der Name des säumigen Zahlers wird jedoch auf eine Tafel im Joshhause geschrieben zum warnenden Beispiel für andere.

Eine große Anzahl der im Chinesenviertel zu San Franzisko geborenen Kinder sind Mischlinge, meistens von weißen Vätern und chinesischen Müttern. Sie sind fast immer hübsch und zeichnen sich namentlich durch einen hellen, durchsichtigen Teint aus; einige haben blondes Haar und blaue Augen und sehen mit ihrem Zöpfchen und in der Chinesentracht sonderbar genug aus; die meisten gleichen jedoch Quadronen und könnten, wenn man sie amerikanisch kleidete, dafür passiren. In der Regel erscheinen die Mischlingskinder sauberer in der Kleidung als die Vollblutchinesen; auch ist ihr Gang und ihre Haltung straffer. Sie gesellen sich vorzugsweise zu den Weißen, die in ihrem Quartier wohnen, da ihnen von ihren vollblütigen Kameraden wenig Zuneigung entgegengebracht wird. Nur wenige weiße Frauen sind mit Chinesen verheiratet; sie sind der Verachtung ihrer Stammesgenossinnen preisgegeben. Die solchen Ehen entsprossenen Kinder erben die Eigentümlichkeiten der mongolischen Rasse in vollem Maße. Chinesische Kinder, wenn in zartem Alter, werden von ihren Vätern auf das beste gehätschelt; sobald sie jedoch das sechste Jahr erreicht haben, überläßt man sie fast gänzlich sich selbst. Sie treiben sich einen großen Teil des Tages auf den Straßen umher, thun auch wohl Botengänge. Knaben, welche vermögende Verwandte haben, besuchen Privatschulen, um später in Handlungshäusern angestellt zu werden. Mädchen werden bisweilen in Schuhfabriken oder Weißwarengeschäften für leichte Arbeit verwendet; der bei weitem größte Teil wächst jedoch wild auf, um dem Verbrechen und der Prostitution zu verfallen. Die Spielwut scheint dem Chinesen angeboren zu sein, denn sie äußert sich schon bei den Kindern. Man sieht häufig Trupps von acht- bis zehnjährigen Bengeln auf die Werften oder Baustellen ziehen, um Holz aufzulesen. Wenn ein jeder einen Armvoll zusammengetragen, verfügen sie sich an eine Mauer oder eine Häuserwand und werfen je ein Scheit dawider. Derjenige, dessen Scheit beim Abprallen am nächsten beim Mal zu liegen kommt, gewinnt, und so geht es fort, bis einer alles Holz für sich aufgestapelt hat, das er nun vergnügt nach Hause trägt oder für einige Pfennig verkauft.

Es wurde eingangs bemerkt, daß sämtliche in Kalifornien und in den übrigen Staaten der Union ansässigen Chinesen unter einem Konsulate und den vorerwähnten sechs Compagnien stehen. Es ist dieses richtig, insoweit es die Beziehungen zum Mutterland und zur Adoptivheimat und den direkten Schutz, den der einzelne nötig haben mag, angeht. Es ist jedoch vielen Weißen bekannt, daß eine Gesellschaft besteht mit der Freimaurerei ähnlichen Gebräuchen, die sich „Chee-Kung-Tong" (Gesellschaft der Gerechten) nennt und unter gewissen Umständen dem Konsulat sowohl als auch den Compagnien Gehorsam abzwingt. Auch die Landespolizei hat von der Existenz derselben vollständige Kenntnis, konnte jedoch bisher nur wenig ausrichten. Die Glieder jener Gesellschaft sind ein Schrecken für die Chinesen geringeren Standes, denen von Zeit zu Zeit ein Tribut auferlegt wird, und selbst die Compagnien müssen sich wohl oder übel bequemen, sich ihren Dienst oder Schutz zu erkaufen. Es ist eben eine Bande der verwegensten Gesellen, die fest zusammenhalten und wenn es sich um die Erreichung gewisser Zwecke handelt, vor keinem Verbrechen zurückbeben.

Der Leser wird fragen: „Wie sind solche Verhältnisse und Zustände unter den Augen einer wachsamen, energischen Polizei möglich?" Es erscheint fast unglaublich. Und doch erklärt es sich, wenn man Land und Leute kennt und in Rechnung zieht, daß der Abgeschlossenheit der chinesischen Bevölkerung, die gleichsam einen Staat im Staate bildet, ein mächtiger Faktor zu Hilfe kommt, nämlich „der allmächtige Dollar", welcher in Hülle und Fülle vorhanden ist. Nach dem Wortlaute des schmachvollen Burlingamevertrages steht den Chinesen der höchste nur denkbare Schutz zu, und falls einem Chinesen einmal ein wirkliches oder vermeintliches Unrecht zugefügt wird, gleich werden die stets zur Ahndung bereiten Bundesgerichte zu Hilfe gezogen. Bei aller Abneigung gegen Chinesen, sogar in den Zeiten der gewaltigsten Agitation gegen deren Einwanderung, dachte niemand in Kalifornien an Selbsthilfe. Einesteils respektirt man das Gesetz, selbst wenn es nachteilig wirkt, zu sehr, anderenteils geht es jedem zu wohl. Die mächtigsten Triebfedern der Revolution sind Hunger und Kälte. Wir aber leben in einem Lande, darinnen Milch und Honig fließt und das Thermometer hübsch über dem Gefrierpunkt bleibt.

In der Frühlingsnacht.

Die Frühlingsnacht ist lau und lind
Und märchenschön wie du, mein Kind.
O könnt' ich statt des Wildbachs Rauschen
Ein herzig Wort von dir erlauschen,
Nur einen Laut,
So seelentraut!

Der Flieder durchduftet das Lenzgefild.
Ich kranke vor Sehnsucht, du Engelsbild;
Ich seufze hinaus in die Sternenhelle
Wie ein Gefang'ner aus einsamer Zelle
Und träume zurück
Versunk'nes Glück!

Die Nacht ist verschwiegen, die Nacht ist warm.
O, ruhtest du doch in meinem Arm:
Den Mund an deinen möcht' ich pressen,
Mein Schicksal und die Welt vergessen —
Und all das Leid
Der Trennungszeit!

Maximilian Bern.

NOTIZ-BLÄTTER.

Literatur.

— **In heutiger Zeit, wo aller Augen mit Interesse und Spannung** auf die Erfolge unserer Marine und unserer überseeischen Kolonisationsbestrebungen gerichtet sind, wird man mit verdoppeltem Interesse einen Roman zur Hand nehmen, der — wie Georg Horns „Mehr von Berlin" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, drei Bände) — die ersten deutschen Unternehmungen zur See und in fremden Weltteilen zur historischen Grundlage hat. Aber auch abgesehen von dieser besondern Rücksicht sind die Zeiten des großen Kurfürsten, die Vorgänge an seinem Hof und die weitgehenden Projekte, die seinem kühnen Geist ihren Ursprung und ihre Verwirklichung verdankten, ein überaus anregender Darstellungsstoff. Umrankt von dem reichen Laub- und Blütengewinde einer dichterischen Erfindung, die sich in ihrem besondern Kolorit an den Charakter der damaligen Zeit hält, ohne dabei die Rücksichten aus dem Auge zu lassen, welche die heutige Leserwelt zu beanspruchen hat, bildet der Roman „Mehr von Berlin" eine Lektüre, die das Interesse lebendig erhält und zugleich auch das Wissen des Lesenden nach der spezialhistorischen Seite hin um wesentliche Errungenschaften bereichert.

— **Ein sehr interessantes Buch für alle Gebildeten ist die „Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes"** von Gustav Hauffe (Minden, Bruns). Der Autor ist als geistvoller und kenntnisreicher Schriftsteller auf diesem Gebiete bekannt, und diese Eigenschaften verleugnet auch das neue Werk nicht; hier kommt aber eine feine Mäßigung in dem Ausdruck der eigenen Meinung hinzu, welche dem Verfasser auch die zu Freunden gewinnen wird, deren Ansichten von den seinen abweichen. Hauffe faßt die Anthropologie auf als eine untrennbare Vereinigung der Psychologie mit der Physiologie, und er trägt zuerst die Anschauungen aller bedeutenden Philosophen und Forscher über das Wesen und die Entwicklung der Seele vor und schließt mit den Resultaten, zu denen Lamarck, Darwin und Häckel gekommen. Besonders interessant nach dieser Richtung hin sind die Abschnitte: Geschichtliche Entwicklung der Vorstellungen über Leib und Seele und die drei Schlußkapitel. Brillant geschrieben ist der Abschnitt: Der Weltgeist, die Weltseele, er kann für ein Muster feinen und doch populären Vortrags eines sehr schwierigen Stoffes gelten. In ähnlicher Weise erfreuen die Essays: Vom Sitz der Seele, Die Sprache und über Physiognomik und Pantomimik. Durch die große Fülle von Aussprüchen berühmter Denker und Gelehrter auf diesen Gebieten, die der Autor hier in seinen Text verwebt, erhält das Buch noch eine besondere Anziehungskraft. Wir empfehlen es warm als eine sehr geistreiche, anregende und belehrende Lektüre; wir sind sicher, daß die Leser es uns Dank wissen werden, auf dies Werk hingewiesen zu haben.

Bildende Künste.

— **„Das eiserne Wunder" nennen Wiener Blätter die neue** feuersichere Deckenkonstruktion des im Bau begriffenen Hofburgtheaters. Dieselbe schwebt, wie es in den Wiener Berichten heißt, vollkommen frei in der Luft, und von der höchsten Galerie des imposanten Hauses ist der Ausblick auf dieses Weltwunder der Technik höchst interessant. Es flimmert dem Beschauer vor den Augen, wenn der Blick niedertaucht in das Gewirre von Verankerungen, Säulen und Traversen, und man sucht nach der Hand, die Ordnung in das unförmige Getriebe zu bringen vermag. Bei der Herstellung der Konstruktion wurden die seit dem Ringtheaterbrande gemachten Erfahrungen berücksichtigt. Die Decke und der ganze Zuschauerraum werden aus Stein und Eisen hergestellt, und so weit wird die Vorsicht gegen das den Theatern feindliche Element getrieben, daß sogar die Trennungsscheidewände der Logen aus Eisen hergestellt werden. Eine weitere Vorsicht besteht darin, daß im Fall eines Feuers der qualmende Rauch leicht durch die für den Lustre bestimmte große Oeffnung in der Decke abziehen kann.

— **Die große Jubiläumsausstellung in Berlin wird eine Ergänzung** in den Räumen des Wintergartens finden. Von seiten sowohl dortiger als auswärtiger Künstler, unter welchen sich einige hervorragende Kapazitäten befinden, ist der Direktionsvorstand des Wintergartens, welcher schon vor drei Jahren die große spanisch-italienische Ausstellung in diesem Etablissement veranstaltete, aufgefordert worden, dort, wie es bekanntlich in Paris zur Zeit der berühmten Salonausstellung stets geschieht, eine Ausstellung derjenigen Werke zu veranstalten, welche entweder aus Raummangel oder aus anderen Gründen von der diesjährigen großen Jubiläumsausstellung zurückgewiesen worden sind. Es haben auch bereits verschiedene Besprechungen mit einigen bekannten Finanzmännern hierüber stattgefunden, welche den ganzen Wintergarten auf drei bis vier Monate pachten und auf eigene Rechnung die Sache in die Hand nehmen, respektive selbige zur Ausführung bringen werden. Für das künstlerische Arrangement sind ebenfalls bereits namhafte Männer dieses Faches in Aussicht genommen.

Musik.

— **Unlängst gelangte in Wiesbaden ein neues Werk von August** Reißmann, die Kantate „König Drosselbart", mit großem Erfolg zur erstmaligen Aufführung. Der sympathische, dem Grimmschen Märchen entlehnte Stoff erscheint hier zum erstenmal für den Konzertsaal bearbeitet. Dichtung und Musik fanden außergewöhnlich warme und lebhafte Anerkennung. Ganz besonders überraschte die Frische der Erfindung und bei aller Gediegenheit der contrapunktischen Faktur ein seltener Reichtum an Melodien in den Soli und den Chören.

— **Die Tournee der Patti durch Spanien, welche vom 12. Dezember** bis zum 17. April dauerte, hat ein Gesamtresultat von 1,698,113 Franken ergeben. Die Durchschnittseinnahme beziffert sich auf 35,193 Franken für den Abend. Die Leiter der Tournee haben in Pariser Blättern folgende Bilanz veröffentlicht: Anteil von Madame Patti 310,500 Franken, Künstler, Orchester, Chöre, Steuern ꝛc. 327,600 Franken, Reisekosten 19,800 Franken, Miete für Konzertsäle und Theater 97,413 Franken, Gewinn für die Herren Schürmann und Bolloni 251,400 Franken; total 1,698,113 Franken.

— **Aus Amerika wird folgendes mitgeteilt: Ein Bundesgesetz** verbietet das Importieren von Arbeitern und Handwerkern unter Kontrakt, es ist jedoch ausdrücklich bestimmt, daß dieses Gesetz nicht Anwendung finden soll auf Künstler. Trotzdem versuchte auf Grund dieses Gesetzes schon im vorigen Jahre der New-Yorker Musikerverein, die Landung eines Orchesters zu verhindern, das in Deutschland unter Kontrakt für Amerika engagiert worden war. Die Entscheidung der ersten Instanz fiel gegen den Musikerverein aus. Dieser wußte jedoch später mit Hilfe des „Boycotts" sogar den Direktor des New-Yorker Thaliatheaters zur Entlassung der „Nichtunionsmusiker" zu zwingen. Der Musikerverein in Philadelphia prozessiert jetzt mit dem Besitzer eines Parks, einem Herrn Braun, der ebenfalls in Europa eine Kapelle zu einem niedrigeren Preis engagiert hat, als ihm die dortigen Musiker auf Grund ihrer Statuten fordern. Bei dieser Gelegenheit soll die Frage, ob Musiker Künstler oder Handwerker sind, das heißt, ob sie den Bestimmungen des gedachten Gesetzes unterworfen sind oder nicht, bis vor das Obertribunal gebracht werden, und der Verein glaubt sein Recht auch wirklich zu behaupten. Auf alle Fälle thun Musiker gut, es sich reiflich zu überlegen, ehe sie unter Kontrakt zu einem billigern Preis als dem von der Musikerunion bestimmten nach Amerika gehen. Denn selbst wenn die Musikerunion nicht in den Stand gesetzt werden sollte, das Landen der neuen Ankömmlinge zu hintertreiben, so bliebe ihr doch immer noch das gerade jetzt täglich mit Erfolg angewendete Mittel übrig, die Nichtunionsmitglieder brotlos zu machen. Wer Nichtunionsmitglieder beschäftigt, wird von den vereinigten Gewerkschaften so lange boycottiert, das heißt geschäftlich auf alle nur denkbare Weise geschädigt, bis er die Nichtunionsmitglieder entläßt. Das ist bisher in fast allen Fällen geschehen. Unionsmitglied kann aber nur derjenige Musiker werden, welcher sechs Monate im Land ist und nicht unter dem von der Union bestimmten Minimalsatz arbeitet.

Bühne.

— **Es gibt in Berlin eine Anzahl wunderlicher Heiligen, meist** wohlhabende Nichtsthuer, welche es sich zum Gesetz gemacht haben, keine Première zu versäumen, weil es ebenso „schick" ist wie die rote Krawatte und das täppische Stöckchen im Ballsaal. Man erkennt sie an der gedenhaft gelangweilten Greisenmiene und der schlotterigen Haltung in ihrem englischen [illegible]. So gewissenhaft sie sonst auch sich auf ihren Plätzen einzufinden pflegen — in den letzten Wochen vermißte man sie: die Novitätenlawine hatte sie unter sich begraben. Kein merkwürdigeres Phänomen als dieses kann die Not der aufs höchste Niveau gestiegenen Theaterlust bezeichnen als dieser Umstand. Aber unsere Premièrentiger sind nur scheintot gewesen, die Lawine hat sie leider nicht getötet. Beim letzten großen Ballet, das im Viktoriatheater, mit Pauken und Trompetenschall der Reklame eingeleitet, vor sich gegangen ist, sind sie wieder auf der Bildfläche erschienen, alle in der bekannten Stutzeruniform und das unvermeidliche Monocle im Auge: herrliche Nachkommen des großen Arminius! Fast sollte man glauben, Manzotti, der bekannte italienische Balletkomponist, der sein neuestes Werk „Amor" in der Fremdherrschaft verkaufte, habe sich ein ganzes Haus solcher Prachtexemplare als sein Publikum gedacht — so launisch und gequält, oft bis zur Lächerlichkeit übertrieben ist der Gedankengang, der ihn geleitet hat. Die Liebe in Amors Gestalt als das treibende Prinzip der Entwicklung der Menschheit und ihrer zeitlichen Geschicke darzustellen — das ist nur einem Kopfe möglich, der da glaubt, vermittels einiger Symbolismen alle Völkerpsychologie völlig über den Haufen werfen zu können. Amor lehrt, nachdem er das erste Menschenpaar zusammengeführt, die Nachkommen die Werke der täglichen Arbeit, der Kunst und Industrie und hält Brutus späterhin sogar von der Ermordung Cäsars ab; er waltet zwischen den wüsten Orgien der entsetzlichen Römer als Warner und geleitet die christlichen Märtyrer zum Holzstoß. Daß er beim Zuge Cäsars nach dem Kapitol nicht mit einherparadiert unter den Konsuln und Senatoren, ist eine unbegreifliche Lücke in der Komposition, denn mit derselben Logik, mit der ihn der Dichter später vor einem gemalten (!) Hohenzollerntableau zur Cour vorbeidefilieren läßt, könnte er auch Cäsar huldigen. Später sieht man noch die Zerstörung Roms und den Römerzug Barbarossas über die Alpenpässe und schließlich ein grandioses Chaos von phantastischen Balletfiguren, das Reich Amors, das, in harmonischem Wirrwarr blitzend und in elektrischen Lichtern strahlend, wie die Chromatropen einer Laterna magica bunt durcheinander wogt, webt und sich tummelt. — Das ist das neueste Werk, dessen Herrlichkeit die italienischen Zeitungen sogar in langen Telegrammen nach seiner im Februar erfolgten ersten Aufführung in Mailand, feiern zu müssen glaubten. Was im Punkte des Blendwerks durch Kostüme, Requisiten, Farben, Dekorationen und wunderbare Ausstattungen überhaupt ein menschliches Gehirn zu ersinnen vermag, das hat hier in wahrhaft verschwenderischem Luxus und üppigem Kolorit Gestalt gewonnen. Nicht weniger als 750 Personen wimmeln auf der Bühne umher und ein fertiges Regiment muß obendrein noch nach jedem Bilde, deren es nicht weniger als 15 gibt, zu einem Teil die Uniform wechseln. Man denke sich, was auf solche Weise an stupendem Farbeneffekt geleistet werden kann. Berlin hat derlei noch nicht gesehen. Die Ausstattung, zu der Sammet und Seide, blinkende Metallverzierungen und Schmucksachen, Helme, Waffen, Geräte und sonstige Requisiten, die glänzen, in Hülle und Fülle verwendet wurden, hat ein ansehnliches Vermögen erfordert. Nur schade, daß solche Anwendung zu keinem würdigeren Zweck gewagt werden durfte. Ein Glück ist es, daß kein Wort gesprochen wird, sondern alles Pantomime ist. Jede Texteserläuterung hätte die Gewagtheit des Gedankenfluges nur noch fühlbarer machen müssen. Wer nicht gerade in ein Textbuch sich vertieft, hat auf diese Weise den Vorteil, sich beim Anschauen des bunten Zaubers gar nichts denken zu brauchen, und das ist auch eine Erholung — wenigstens für viele. Dies Ballet wird für den Sommer die Sehenswürdigkeit Berlins für alle Fremden sein, welche nach bunten Sinnenkitzel trachten. Direktor Scherenberg (ein Bruder des Lyrikers) hat diesmal ein ganz richtiges Exempel aufgestellt: Wie große Summen auch der Feldzug gekostet haben mag, er wird die fünf Milliarden als Kontribution einbringen! — Die übrigen Theater zehren von ihrem Vorrat, den sie sich in den letzten Wochen erworben, aber etwas recht Zugkräftiges haben sie mindestens nicht zu erjagen vermocht. Man ist wieder zu den alten Göttern L'Arronge, Blumenthal und Sardou zurückgekehrt.

— **Seit bereits mehr als zwanzig Jahren werden Schillers dra**matische Dichtungen auf den serbischen Bühnen aufgeführt. Sowohl in Belgrad als in Neusatz und Agram bilden Schillers „Räuber", „Kabale und Liebe", „Maria Stuart", „Don Carlos" das ständige Repertoire. Obwohl man auch Shakespearesche Stücke („Romeo und Julie", „Othello", „Kaufmann von Venedig") aufführt, so hat man sich an Goethes „Faust" bisher noch nicht gewagt. Teils die Schwierigkeit einer guten Uebersetzung, teils die technischen Schwierigkeiten für die Aufführung eines solchen Stückes auf einer kleinern Bühne verhinderten den Versuch der Aufführung „Fausts" auf der serbischen Bühne. Aber nachdem im vorigen Jahre der rühmlichst bekannte serbische Novellist Dr. Milan Savić eine gelungene Uebersetzung veröffentlichte, hat das serbisch-nationale Theater in Neusatz kürzlich zum erstenmal Goethes „Faust" in serbischer Sprache aufgeführt. Alle literarischen serbischen Kreise haben sich für diese Aufführung interessiert. Neue Kostüme und neue Dekorationen waren angeschafft worden. Das Experiment gelang in der That so vorzüglich, daß der „Faust" nun auch in Belgrad und Agram aufgeführt werden wird.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Verwandtschaft der Thraken und der Germanen, welche** in Schliemanns „Troja" durch einen Beitrag Karl Blinds wieder in umfassenderer Weise angeregt worden ist, bildet jetzt den Gegenstand häufiger Erörterungen in den wissenschaftlichen Vereinen Deutschlands. In einem längern, vor einiger Zeit in der anthropologischen Gesellschaft zu München gehaltenen Vortrag über „Die große Völkerfamilie der Arier oder Indogermanen, insbesondere über deren nördliche Glieder, die Thraken und Skythen", führte J. Fressl folgendes aus: Zu den ältesten und größten Völkern der Erde sind die Thraken zu rechnen, welche nicht bloß die altbekannten Sitze in Europa inne haben, sondern auch über ganz Kleinasien sich erstrecken. Ihre äußere Erscheinung, ihre Kleidung, ihre Rüstung, ihre Sitten, Gewohnheiten, religiösen Anschauungen tragen den Stempel des Ariertums. Dasselbe gilt von den Phrygern, und wenn Karl Blind die Thraken mit den Franken identifiziert, so wandelt er auf dem Pfade Jakob Grimms, der die Geten für Goten erklärte und bloß den sprachlichen Beweis nicht fand. Wenn nur Ovids getische Gedichte gerettet wären! Denn aus ihren Zeilen klingt ein Stück germanischer Urgeschichte. Grimm wird bald glänzend gerechtfertigt dastehen. Schliemann legte in Troja und Argolis thrakische Stätten bloß; und er, der Redner, werde auf Grund der Zeugnisse der alten Griechen und Römer in seinem demnächst erscheinenden Werke die Frage betreffs der Skythen dahin lösen, daß sie, wie die Thraken, einen Ast der Urgermanen darstellen. Ihre Kultur war älter als jene der Griechen und Römer. Die Westgermanen im alten Germanien und die Nordgermanen in Skandinavien aber bilden nur einen Bruchteil des gewaltigen Volkes der Urgermanen. — Ein Drittel der erhaltenen skythischen Namen ist von Müllenhoff jedenfalls als arisch oder ernstlich mit Sicherheit erwiesen; ein anderes Drittel als nahezu sicher. Auf eine Anzahl skythischer Namen, wie Ibanthyrs, Gane, Lik, Spargapith, ist von Karl Blind als auf augenscheinlich germanische hingewiesen worden.

— **Das Originalmanuskript von Max Schneckenburger: „Die** Wacht am Rhein", welches bekanntlich seit des Dichters Tod im Besitze des Oberförsters Manuel in Burgdorf, eines Freundes des Verstorbenen, war, ist neuerdings von Kraft-Mossert in Bern erworben worden, welcher Schritte gethan hat, um das wertvolle Schriftstück für alle Zeiten als Nationaleigentum des deutschen Volkes zu sichern und in die richtigen Hände gelangen zu lassen.

Erfindungen.

— **Von Eduard Pehr in Wolfsberg in Kärnthen ist ein neues** Repetiergewehr erfunden worden, das in österreichischen Schützenkreisen großes Aufsehen erregt. Das Gewehr faßt im Kolben 12 Stück Kropatschek-Gefechtspatronen, welche durch den Kolbenschuh eingeführt werden. Die vorgenommenen Proben erwiesen, daß sich dieses Gewehr ebenso als Einzel- wie Repetierfeuerwaffe eignet. Im Einzelfeuer wurden in der Minute 11 gezielte Schüsse, im Repetierfeuer in 16 Sekunden 12 gezielte Schüsse mit guten Trefferresultaten abgegeben. Das Einführen der 12 Vorratspatronen erforderte einen Zeitaufwand von kaum 16 Sekunden. Der Verschlußhebel ist vor dem Abzugsbügel in der Weise angebracht, daß beim Schnellfeuer der Hebel mit der linken Hand gehalten und in Funktion gesetzt wird, so zwar, daß man thatsächlich nach einander 12 Schüsse, ohne überzugreifen, ohne aus der Visierung zu kommen, ja ohne den Blick vom Zielobjekte abzuwenden, abfeuern kann. Die Repetiervorrichtung kann durch eine einfache Drehung abgesperrt werden. Das Gewehr ist von gefälliger Form und sogar etwas leichter als gewöhnliche Militärgewehre.

Industrie.

— **Als Neuheit ist aus der bekannten Landeshuter Industrie** für die Wiederbelebung artistischer Gewebe von F. V. Grünfeld neuerdings ein „Schlesischer Leinenplüsch" hervorgegangen, dem von dem modernen Dekorateur eine große Zukunft in Aussicht gestellt wird. Zu all den Vorzügen, welche der Flachsfaser mit Bezug auf ihren praktischen Wert eigen sind, tritt noch ihr schimmernder Glanz, durch welchen dieser prächtige Dekorationsstoff im Aussehen mit dem blendendsten Seidenplüsch zu wetteifern vermag. Sicherlich wird dieser schlesische Plüsch den sogenannten Jutepluschen Abbruch thun durch die unverwüstliche Haltbarkeit, welche er besitzt, und die Erweiterung der Verwendungsfähigkeit des Flachses mag der „blauen Blume" neue Ehren zuführen.

Natur.

— **Ueber Wachstum und Körpergewicht des Menschen hat** Hansen, Direktor des Taubstummeninstituts in Kopenhagen, sehr interessante Beobachtungen gemacht. Derselbe hat die 130 Zöglinge seines Instituts drei Jahre lang täglich dreimal gewogen und täglich einmal gemessen. Das Resultat dieser Beobachtungen ist, daß der Mensch nicht in regelmäßigen Fortschritten wächst, sondern in bestimmten Abschnitten, die durch Ruhepausen getrennt sind. Ebenso nimmt das Gewicht nur periodisch zu, nach jeweiligem Stillstand. Endlich steht auch fest, daß wenn das Gewicht zunimmt, das Wachstum stille steht und umgekehrt. Das Maximum des Gewichts fällt in den September; vom Dezember bis April ist Stillstand. Das Maximum des Wachstums entspricht dem Minimum der Gewichtszunahme; beide Lebenskräfte scheinen also nicht gleichzeitig wirken zu wollen. Im Herbst und Winteranfang nimmt das Kind an Gewicht zu und wächst nicht; vom Anfang Sommers an bleibt das Gewicht stationär, aber das Kind wächst zusehends. Hansen vergleicht dieses Verhalten mit dem der Pflanzen, die er gleichfalls daraufhin untersucht hat. Er fand, daß die Bäume, wenn sie Blätter und Blüten treiben, an Dicke nicht zunehmen; erst von Juni und Juli an wachsen sie, und im Spätjahre tritt eine Pause ein, die den ganzen Winter über dauert. Außer dieser Jahresschwankung hat Hansen für den Menschen auch noch kleinere Schwankungen beobachtet, so zum Beispiel nimmt das Körpergewicht im allgemeinen zu nach einer Erhöhung der Temperatur.

— **Der Kapitän des Hamburger Dampfers „Bohemia" berichtet** über seine letzte, sehr stürmische Fahrt von New-York, daß er im ärgsten Wetter das Oel mit großem Erfolge zum Glätten der Wellen angewendet habe. Nachdem er an der Windseite mehrere Schläuche aus Segeltuch hatte anbringen lassen, die mit Oel und Werg angefüllt und mit schmalen Löchern versehen waren, hörten die Sturzseen plötzlich auf, beziehungsweise büßten in einigen Meter Abstand von der Schiffswand ihre Kraft ein. Der Oelverbrauch betrug während des Sturmes stündlich für jeden Schlauch etwa ein Pfund, kommt also kaum in Betracht.

— **Schon Alexander von Humboldt wies auf den Ural als eine** sehr wahrscheinliche Fundstätte von Diamanten hin. Er fand nämlich ein dem brasilianischen Itakolumit sehr ähnliches Gestein im Ural. Der Itakolumit aber ist bekanntlich jener merkwürdige, biegsame Sandstein Brasiliens, der wegen seines Diamantengehaltes lange als das Muttergestein der dort in den Seifenablagerungen der Flüsse vorkommenden Diamanten angesehen wurde. Auf Humboldts Anregung wurde denn auch im und am Ural auf Diamanten gefahndet. Wirklich fanden sich und finden sich auch dort Diamanten und zwar meist gefärbte — speziell blaue oder bläuliche am häufigsten. In der neuesten Zeit hat sich nun wieder die Aufmerksamkeit in dieser Beziehung auf den Ural gelenkt. Professor Arzruni vom Aachener Polytechnikum, der sich im Auftrage der kaiserlich russischen mineralogischen Gesellschaft nach dem Ural begibt, um speziell den Hüttenbezirk von Newjansk geologisch zu untersuchen und kartographisch aufzunehmen, wird sich von dort, nach Vollendung jener Aufgabe, nach dem südlichen Ural begeben. Hier gedenkt er diesen und seine Verhältnisse zu untersuchen, speziell um das Muttergestein der dortigen Seifenablagerungen festzustellen. Da diese Seifenablagerungen genau den brasilianischen diamantenführenden Seifenablagerungen entsprechen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß bald ein neues Diamantengebiet und zugleich Goldgebiet die Augen Europas auf sich lenkt.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Der Fabrikant A. G. Fleen (St. Leonards-on-Sea) hat einen** sehr praktischen Apparat zum Wärmen und Trocknen der Stiefel erfunden. Sein Stiefelwärmer besteht in zwei oben durch einen Handgriff verbundenen Metallröhren in Stiefelform, welche, mit heißem Wasser gefüllt, in die Stiefel gesteckt werden. Die Stiefel werden durch diesen Apparat nicht beschädigt, wie es gewöhnlich beim Trocknen am Feuer der Fall ist. Der abgehärtete Gesunde mag diese Erfindung lächerlich finden; sie ist trotzdem für zarte Personen, welche leicht an Erkältungen leiden, notwendig und angenehm, während zugleich das Leder bei Benützung dieses Stiefelwärmers länger konserviert wird.

— **Sehr dicht belaubte Obstbäume fangen den Regen auf, es** kommt daher wenig Feuchtigkeit an ihre Wurzeln und dies verursacht oft deren Verkümmerung. Abhilfe kann nur dadurch geschaffen werden, daß man in heißen Sommertagen etwa 80—100 Centimeter rings herum vom Stamm entfernt, in Abständen von 50—60 Centimeter, 60 Centimeter tiefe und ebenso breite Löcher ausgräbt und diese mit verdünnter Gülle (Mistjauche) füllen läßt. Auch ein in der angegebenen Entfernung vom Baumstamm rings herum gezogener, 30 Centimeter tiefer und breiter, vollgegossener Graben leistet die gleich guten Dienste. Wenn der Boden die eingegossene Flüssigkeit eingesogen hat, müssen selbstverständlich die Löcher, beziehungsweise der Graben, wieder mit der aufgeworfenen, oder wenn diese schlecht ist, mit frischer Erde gefüllt werden. Durch dieses Verfahren wird nicht nur der Vertrocknung des Baumes und dem Abfall der Früchte vorgebeugt, sondern es wird auch

der Rinde desselben schildert. Hier mag auch zugleich angefügt werden, daß Begießungen der Obstbäume mit Petroleumwasser ein vortreffliches Mittel zur Beförderung des Wachstums und der Fruchtbarkeit ist. Neu ist dieses Mittel nicht, denn schon der berühmte Pomologe Christ empfiehlt in seinen Schriften die Düngung der Obstbäume mit Holzasche, „womit der Boden unter den Bäumen in ziemlich weitem Umkreis bestreut werden soll“. Der Regen laugt die Asche aus und das kohlensaure Kali (Pottasche) kommt so an die Wurzeln. Für Birnbäume ist Asche eine ganz besonders gute Düngung und zugleich ein Mittel gegen die Gelbsucht.

Sport.

— Für den Jubiläumspreis von Baden-Baden wurden 40 Pferde genannt, 8 weniger als im Vorjahre, das jedoch an Qualität der Pferde weit hinter den neuesten Nennungen zurückstand. Von den verschiedenen Ländern ist Deutschland durch 15, England durch 12, Frankreich und Oesterreich-Ungarn durch je 10 und Amerika und Rußland durch je 1 Unterschrift vertreten.

— Die Flachrennsaison Deutschlands wurde am Ostermontag zu Berlin-Hoppegarten mit einem Siege der dreijährigen F.-St. „Germalkin“ des k. preußischen Hauptgestüts Graditz vor „Freiherr“ und „Pechvogel“ eröffnet. Johnsons fünfjährige „Antoinette“ trug das Schneemannhandicap vor „Idee“, „Souvenir“ und „Trifolg“ heim und Edwards' dreijähriger „Pegasus“ den Preis von Dalwitz vor „Archivar“ und „Modena“. Das Verkaufsrennen fiel an Goyes dreijährige „Eberzahne“ und der Staatspreis vierter Klasse an die Graditzerin „Goldelinde“ vor „Thronfolger“ und „Marmelade“, während Graf Schmettows „Kiliat“ im Hürdenrennen Sieger blieb.

— Bei den Rennen zu Wien konnte „Remember“ die Trialstakes von 5000 Gulden nur nach verzweifeltem Kampf gegen „Virtuos“ gewinnen, dem „Buck-a-boo“ als guter dritter folgte. Im Hürdenrennen feierte „Reichenau“ beim vierten Start im Jahre seinen vierten Sieg.

— Die 2000 Guineasstakes wurden am 28. April zu Gunsten von des Herzogs von Westminster F.-H. „Ormonde“ entschieden, dem ersten Derbyfavorit, der „Minting“, „Mephisto“ und drei andere schlug.

Mode.

— Es war der Auffassung der gegenwärtigen Mode vorbehalten, aus dem Taschentuch, welches in früheren Tagen eine rein praktische Bedeutung und eine so geringe ästhetische Taxe besaß, daß unsere Großmütter nur „mit Respekt“ davon reden zu können meinten, einen Gegenstand der Koketterie und des Luxus zu machen. Das Taschentuch spielt in der Toilette des modernen Elegant keine geringere Rolle als die Krawatte und der Schnitt des Beinkleides und leider muß man bekanntlich einen ganz bestimmten Modisten anziehen können, um heute wirklich chic zu sein. Derjenige, der im Kreise eleganter Freunde für wirklich modern gelten will, darf beileibe zwischen dem dritten und vierten Knopf seiner Weste keinen andern Foulardzipfel sehen lassen als denjenigen, dessen Farbe heute modern ist und morgen es vielleicht nicht mehr sein wird. Oft haben diese Miniaturfoulards mit dem gestickten Zipfel kaum den Durchmesser einer besonders ausgebildeten Nase, deren Proportionen ja nicht immer im Belieben des modernen Dandy stehen. Die Manier, das Taschentuch zwischen den Knöpfen der Weste zu tragen, ist durchaus modern, in der Tasche des Beinkleides, wohin die alte gute Zeit das voluminöse Sacktuch verwies, trägt man heut die Uhr. Außer dem Foulard, dessen Farbendispositionen immer die allerneuesten Nuancen verwenden, so etwa lachs und grün, kupferrot, koralle und blau und dergleichen — gegenwärtig ist blauschillernd auch sehr beliebt — werden natürlich auch feine Batiste getragen, von dem echten Modejünger aber ganz gewiß nicht etwa aus dem Grunde größerer praktischer Verwendbarkeit, sondern gleichfalls nur aus Geschmacksrücksichten. Während in einer vergangenen Saison der Fond des Taschentuches aus hellem und die Kante aus dunklem Batist bestand, ist's gegenwärtig umgekehrt. Der Fond dieses kleinen Miniaturtuches ist in den dunkelsten Modefarben gehalten, während die Bordüre sich in den zartesten Tönen bewegt. Der Fond ist schwarz und die Bordüre vergißmeinnichtblau; der Fond flaschengrün, der Rand rosa, der Fond granat und der Saum hellgrün u. s. w. Die Stickereien der Initialen sind außerordentlich groß und anspruchsvoll, über den praktischen Wert des Tuches führt auch der Umstand auf, daß die Wappen und Chiffren häufig unter Anwendung von Goldfäden gestickt sind, noch mehr aber der nicht selten zu bemerkende Einfall, das Tuch nicht im Zipfel, sondern mitten im Fond mit seiner vornehmen Signatur zu versehen, sehr zierlich, um in verliegenem tête-à-tête damit zu spielen, sehr kokett, um es zur Prüfung des neuesten Parfüms seinen Damen zu präsentieren, aber welche verzweiflungsvolle Hilflosigkeit in den Stürmen eines einzigen, herzhaften Schnupfens, gegen den ja auch der modernste aller Hyperelegants bisher noch nicht gefeit ist.

— In der englischen Mode, wo die Dekoration der Tafel meist mit großem Geschmack geschieht und man immer wieder auf neue Ueberraschungen kommt, ist es früher schon beliebt gewesen, das Tafeltuch mit kleinen Blumensträußchen zu bedecken. In dieser Dinersaison nun sind blühende Blumen dafür nicht so gebräuchlich als eine Ausschmückung des Tisches mit Farnen und Moos. Große Tafeln erwecken zuweilen den Eindruck, als wenn man im August im grünen Walde dinierte. Jeder freie Raum ist durch irgend welches aus Baumrinde hergestellte Platte oder hohe Gefäß ausgefüllt, woraus aus frischer Erde eingepflanzte Farnbüsche brechen und der Duft des Mooses sich verbreitet.

Denkmäler.

— Ein Aufruf zur Leistung freiwilliger Beiträge behufs Errichtung eines Nationaldenkmals für den verewigten Prinzen Friedrich Karl wird jetzt von dem Zentralkomite veröffentlicht. Als Ort der Aufstellung für das vom deutschen Volke zu errichtende Reiterstandbild, das den Prinz-Feldmarschall und berühmten Reitergeneral in der Uniform der 3. Husaren, den Feldmarschallstab in der Hand, auf galoppierendem Pferde sitzend, darstellen soll, ist eine zwischen Berlin und Potsdam sehr schön gelegene Anhöhe ausersehen worden. Das Terrain eignet sich insofern ganz wesentlich für das Denkmal, als Prinz Friedrich Karl gerade in dieser Gegend sich mit großer Vorliebe aufhielt. Sendungen sind zu richten an Adolf Bettin in Frankfurt a. O., an Fabrikbesitzer und Stadtverordneten Tierlich in Berlin, Gesundbrunnen, Grünthalerstraße 3, oder an Verlagsbuchhändler Eisenschmidt Berlin, Kurfürstenstraße 13. Ueber jede aus den einzelnen Ortschaften des Reichs eingehende Geldsendung wird seiner Zeit öffentlich Quittung gegeben werden.

— Von der Preisjury für die Smidtstatue in Bremerhaven wurde der Entwurf des Bildhauers Werner Stein in Leipzig mit dem ersten Preis, 1000 Mark, gekrönt und die Ausführung desselben von den Preisrichtern empfohlen. Ein zweiter Preis wurde nicht erkannt.

Gestorben.

— Amtsgerichtsrat a. D. Franz von Hatzfeld, langjähriger Landtagsabgeordneter für den Wahlkreis Münster-Coesfeld, am 17. April, in Münster (Westfalen).

— Geh. Justizrat Nemitz, 1848 Abgeordneter des Dramburger Wahlbezirks nach Frankfurt in die deutsche Nationalversammlung, am 17. April, in Stargard.

— General der Infanterie von Horn, hervorragender Heerführer im deutsch-französischen Krieg in den Jahren 1870/71, 60 Jahre alt, am 19. April, in Berlin.

— Dr. Max Theodor Mayer, Oberlandesgerichtsrat a. D., von 1871—84 Vertreter des Wahlkreises Donauwörth-Nördlingen-Neuburg im Reichstag, am 22. April, in Augsburg.

Joseph Huber, bekannt als Komponist und ausgezeichneter Musiker, 49 Jahre alt, am 23. April, in Stuttgart.

— Dr. Ernst von Müller, Staatssekretär des preußischen Staatsrats und Unterstaatssekretär im Ministerium für Handel und Gewerbe, 51 Jahre alt, am 24. April, in Berlin.

— Eugène Isabey, Altmeister der französischen Genremalerei, 82 Jahre alt, am 26. April, in Paris.

— Frau Elise Flindt, Ehrenmitglied und lange Jahre hindurch die Stütze und Zierde des Hoftheaters in Wiesbaden, am 27. April, in Wiesbaden.

— Geh. Rat Dr. Karl Junghans, Justizministerialdirektor a. D., 68 Jahre alt, am 28. April, in Karlsruhe.

— Professor Louis Melsens, bedeutender belgischer Physiker und Chemiker, 72 Jahre alt, Ende April, in Brüssel.

— Frau Dr. Niethammer, eine Tochter Justinus Kerners und selbst als Schriftstellerin bekannt, 73 Jahre alt, Ende April, in Tübingen.

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 873.

Von Emil Lindquist.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 869:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 2 — H 3	1) K. C 4 — B 5 (— D 5).
2) S. B 1 — C 3 + ...	2) K. B 5 (D 5) n. C 6 oder C 4.
3) D. H 3 — C 8 oder L. C 5 — E 3 Matt.	
A)	
1)	1) S. F 2 n. H 3.
2) S. B 1 — C 3	2) Beliebig.
3) L. C 5 — E 3 Matt.	
B)	
1)	1) E 5 — E 4.
2) D. H 3 — C 3 + ...	2) K. C 4 — B 5 (— D 5).
3) L. C 6 — B 4 (D 6) Matt.	

Rätsel.

Buchstabenrätsel.

Fünf Zeichen — betrogene Liebe,
Erfüllet von rächendem Triebe.
Fünf Zeichen — ein Frauengebild'
Aus Ossians Nebelgefild'.
Vier Zeichen — ein Nam' in Verkürzung,
Vier Zeichen sind Duft und sind Würzung.
Vier Zeichen — unsterblicher Dichter
Der tapferen römischen Alten.
Vier Zeichen — Verwirrer und Schlichter,
Ein Herrscher voll hoher Gewalten.
Vier Zeichen — im Norden von Afrika,
Und vier auch im Lande Italia.
Doch schreibest der Zeichen drei du dahin,
Erscheint dir die zweifache Herrscherin.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 6 Seite 698:

Wie ich verthan den ganzen Tag? —
Ei, tiefer Wissenschaft ich pflag:
Ich hab' studiert Astronomie! —
Und wo und wie? —

Ei, in der Kneip' zum Sonnenbild,
Wo Wein in runden Tonnen quillt
Und hoch das Herz in Wonnen schwillt! —
Ich hab' studiert die Wissenschaft
Beim Rebensaft!

Bilderrätsel 88.

Wir geben mit nebenstehender Abbildung ein höchst interessantes Relief, das kürzlich von einem italienischen Ingenieuroffizier in der Nähe von Ravenna ausgegraben und von diesem an das Nationalmuseum in Berlin geschenkweise abgegeben wurde. — Das Bruchstück, dessen zugehörige Teile bis jetzt nicht aufgefunden wurden, stellt eine Episode aus C. J. Cäsars Leben dar, und zwar die bekannte Scene, als er auf seinem Feldzug gegen die Helvetier bei einem anstrengenden Marsch auf schlechten Wegen aus Mitleid und zur größten Bewunderung seitens seines Heeres dem die Kesselpauken der Legionsmusik ziehenden Hund in eigener Person Vorspann leistet. Die, wie ein Teil der Inschrift sagt, „miseria bellica“ scheint allerdings groß gewesen zu sein, denn nach den auf der Platte von oben nach unten laufenden Strichen zu urteilen, muß es wohl stark geregnet haben. Der letzte Teil der Inschrift scheint noch etwas unklar, da eine Anzahl von Buchstaben arg lädiert ist; wir werden übrigens nach vollständiger Entzifferung derselben demnächst auf diesen interessanten Fund zurückkommen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 698:

Der Franzose ißt seine Sorgen, der Spanier beweint sie, der Italiener verschläft sie, der Deutsche vertrinkt sie.

Briefmappe.

Th. W. in Weilheim. [illegible] erhalten Sie durch die Kunsthandlung von Chr. [illegible] in Stuttgart.

W. H. in Berlin. Vögel, Aquarien und Terrarien-Freunde, [illegible]. Ueber den gewünschten Katalog gibt Ihnen jede Buchhandlung Auskunft.

Eine Russin in Kasan. Der Ausdruck „eine intrigante Person“ ist durchaus korrekt. Intrigant ist Adjektiv und bezeichnet als solches eine Eigenschaft, während intriguierend als Partizip eine Thätigkeit ausdrückt. Eine intrigante Person ist nicht immer eine intriguierende, und eine intriguierende nicht immer eine intrigante. Jemand kann daher für sein ganzes Leben intrigant, aber nur für einen bestimmten Zeitraum intriguierend sein.

C. H. in Malaga. Die genannte Firma steht in gutem Rufe und läßt sich annehmen, daß ihre Erzeugnisse brauchbar und solid sind. Vielfach empfohlen werden in letzter Zeit auch die photographischen Apparate von Liesegang in Düsseldorf.

Ert. Ratgeber in D. [illegible]. Italienischer Lehrgang 12 [illegible] und Sauer, Italienische Konversationsgrammatik, sind zu empfehlen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

J. P. in J. Wir haben in Band 49, Nro. 21 und 26; Band 50, Nro. 31 und 32; Band 51, Nro. 1; Band 52, Nro. 29 und 30; Band 53, Nro. 23 und 24 Aufsätze über Graphologie gebracht; die betreffenden Nummern sind noch vorrätig und durch jede Buchhandlung zu beziehen. [illegible] Die Graphologie.

J. Th. in Warschau. Ein geographisches Spezialwerk über Rußland in deutscher Sprache ist uns nicht bekannt; die Herren Gebethner & Wolff dort werden Ihnen am besten Auskunft erteilen. — Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. — Wir haben Rücksichten zu nehmen und möchten uns nicht gerne die Finger verbrennen; wir werden dabei wahrscheinlich zu langem einiges beitragen können.

L. G. in Sch....n. Ungeeignet.

Langjährige Abonnentin. Besten Dank! Aber [illegible] war nicht das Beispiel der [illegible].

„[illegible]“. Für „Ueber Land und Meer“ müssen wir in diesen Dingen ganz besonders wählerisch sein.

Abonnentin in Hamburg. Der Jahrgang 1877 von Zeitschrift „Illustrated Magazine“ ist vollständig vergriffen, und unsere Verlagshandlung kann damit nicht mehr dienen. Vom Jahrgang 1879 ist noch ein kleiner Vorrat da; bei baldiger Bestellung durch Ihre Buchhandlung können Sie von dem letztgenannten Jahrgang noch ein Exemplar zum ermäßigten Preise von M. 6 broschiert beziehen.

A. (G.) T. in Gleiwitz und Gust. L. in New-York. Die vier auf den [illegible] Berlin, Wien, St. Petersburg und New-York.

Alter Leser in Wien. „Leipziger [illegible]“, „[illegible]“ [illegible].

H. Tr. in Wien. Gust. Jäger, Deutschlands Tierwelt. 2 Bände mit kolorierten und schwarzen Bildern.

G. T. in Augsburg. Wenden Sie sich an eine Fachzeitung oder an einen Notar.

Dr. R. Str. in A. Die Gebr. [illegible] in Oberndorf werden Ihnen die gewünschte Munition jedenfalls — wenn überhaupt zu haben — am zuverlässigsten und billigsten besorgen.

A. in Warendorf. 1) Dufresne, Lehrbuch des Schachspiels. 2) [illegible]. Der gute Ton in allen Lebenslagen; [illegible]. Der Umgang in und mit der Gesellschaft; „Es schickt sich nicht“. 3) Darüber gibt es keine bestimmten Vorschriften, doch wird man in solchem Fall gut thun, die Damen vorangehen zu lassen. 4) Rechts. 5) Stumme Verbeugung und Verabschiedung (unter Beobachtung der bekannten Höflichkeitsformen) ist da das Richtige. 6) Ein artiger Mann wird seinen Hut vor jedem Bekannten ziehen!

F. in Harburg. Die gewünschten Medaillen werden Sie durch die Württembergische Metallwarenfabrik in Stuttgart erhalten. Für die freundlich angebotenen Photographien haben wir keine Verwendung.

Hans Guck in die Luft. Der [illegible] in diesem Jahre am 2. Mai. [illegible]

Digitized by Google

Herrn Emil B. in Olb. Betreffs der bedeutenden Preisermäßigung des [illegible] Romans-Cyklus „Aus Sturm und Frieden" verweisen wir Sie auf die der Nro. 36 beigelegte ausführliche Ankündigung unserer Verlagshandlung, event. finden Sie auch in der Briefmappe der Nro. 29 unter Chiffre H. Sch. in Berlin Antwort auf Ihre Anfrage.

J. R. in W. A. Das darf ohne ausdrückliche Erlaubniß des betreffenden Verfassers, die übrigens gerade hierin schwer zu erzielen sein wird, nicht geschehen.

Ganz alter Abonnent in Düsseldorf. Unglückliche Verkettung der Dinge, deren unliebsame Ergebnisse inzwischen abgestellt sind.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Basel (2). Viktoria Dorf in Prag. J. H. Jordan in New-Orleans. Alfred [illegible] in [illegible]. Frau Helene [illegible] in Kopenhagen. H. [illegible] in Livorno (2). „Jünger des Merk" in Freiberg i. S. A. [illegible] in [illegible]. Sigmund [illegible] in [illegible]. „Goldmädchen" in Frankfurt a. M. Martha [illegible] in [illegible]. Wilhelm Lamberg in Münster i. W. Franz Lamberg in Münster i. W. Anna Schramek in Prag. [illegible] in Colmar (2). Kanadierin in [illegible]. M. Stoppel in Hamburg. Josef [illegible] in München. Marie K. in Hamburg. Ja Ja und Ro Ro und [illegible] W. in Hamburg. Friedrich [illegible] in [illegible]. Rudolf Teichmann jun. in Wien (2). Martha und Marie [illegible] in [illegible]. Jenny Frank in [illegible]. U. St. in [illegible] a. Rh. Anna [illegible] in Laibach. Alina [illegible] in [illegible]. J. [illegible] in Hanau. W. Th. Sch. H. in Hamburg.

Gesundheitspflege.

Ein besorgter Freund. Heilanstalt Bad Brunnthal-München; Alexanderbad im Fichtelgebirge; Herrenalb im Schwarzwald; Wilhelmsbad in Cannstatt.

Schlänberin in R. 1) Wenn der übelriechende Athem nicht von den Zähnen herrührt, so hat er seine Ursache höchst wahrscheinlich in einem Nasenleiden, sogenannter Ozäna. Eine genaue Untersuchung der Nase wäre daher vor allem nothwendig. 2) Nein.

Eine Neugierige in Kitzingen. Wenn es alle sagen, wird es wohl so sein. Freuen Sie sich doch über den besonders guten Teil Ihrer Haare.

Langjähriger Abonnent in S. Eine besondere Krankheit liegt nicht vor. Wir glauben auch nicht, daß Sie deswegen den Bart verlieren.

Abonnentin in Ober-Schlesien. Der Gebrauch von ein paar Flaschen Kenigenwasser wirkt nicht schädlich. Der Gehalt an Arsenik ist zu gering und zudem wird das Wasser ja nur [illegible] genommen. — Waschen Sie bei [illegible] Teint u. s. w. das Gesicht mit Ichthyolseife (von Mensen & Comp. in Frankfurt).

Eine Sommersprossige. Nach Ihrem empfehlen wir Waschungen mit dieser Seife. Dieselbe wird am besten in der Weise angewendet, daß man zunächst die betreffenden Hautstellen mit lauem Wasser gut reinigt und sie nach leichtem Abtrocknen 5 bis 10 Minuten lang reichlich mit der Ichthyolseife und in dem entstehenden Seifenwasser wäscht und dann wieder, ohne zu reiben, abtrocknet, oder man läßt den Schaum eintrocknen und reibt denselben am andern Morgen trocken ab. Die Waschungen sind morgens und abends vorzunehmen.

L. von G. in Düsseldorf. Die Zusammensetzung dieses Balsams ist uns unbekannt. Wenden Sie als Haarwasser eine Mischung von 3 Gramm Borax, 150 Gramm Rosmarinwasser und 1.5 Gramm Glycerin.

J. M. in Augsburg. Versuchen Sie gegen das Kaltwerden der Knie kalte Waschungen mit nachfolgenden Abreibungen mit einem groben Handtuch.

W. M. in Hannover. Dieser Zustand dürfte wohl nur vorübergehend sein, wenn nicht, so wenden Sie sich am besten an einen Arzt werden.

R. W. in Altenburg. Warzen werden durch vorsichtiges Betupfen mit rauchender Salpetersäure beseitigt.

G. M. in Brieg, Bez. Breslau. Zu Hause kann unmöglich eine Morphiumentziehungskur streng durchgeführt werden, dies muß vielmehr in einer entsprechenden Anstalt geschehen, sei es nun eine Kaltwasserheilanstalt oder eine Anstalt für Nervenkranke.

M. L., Carl. theol. Ohne Besichtigung der Haut läßt sich weder über die Ursache des anfallsweise auftretenden Juckens noch über dessen Heilung etwas Bestimmtes sagen, zumal Sie nicht einmal angeben, ob zur Zeit des Anfalls sichtbare Veränderungen auf der Haut wahrzunehmen sind, etwa Quaddeln, Knötchen oder dergleichen. Die von Ihnen angedeuteten Ursachen stehen in keinem Zusammenhang. Durch kalte, beziehungsweise allmählich abgekühlte Bäder mit ca. 2 Liter Essig werden Sie sich übrigens Linderung verschaffen können.

Glücklicher Bräutigam in Breslau. Zur Beseitigung des [illegible] Magenkatarrhs, welcher wohl die Ursache der schon seit Monaten bestehenden Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen ist, empfehlen wir den Gebrauch einer mehrwöchentlichen Karlsbader Salzkur. Sie finden dieselbe ausführlich angegeben im Jahrgang 27, Band 54, Nro. 43 dieses Blattes. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Ehrenwort, Novelle von A. Godin, Fortsetzung. — Deutsche Schellennarren und Lustigmacher, Skizze von Ernst Kelber. — Das Stelldichein, von L. Th. — Prinzessin Gisela von Bayern, von —. — Markt in Tunis. — Die Schifffahrt auf dem Rhein, von Ferdinand Hey'l. — Auf Irrwegen, Novelle von Karl von Walt's, Fortsetzung. — China in San Franzisko, von Henry Hosbach. — In der Frühlingsnacht, Gedicht von Maximilian Bern. — Notizblätter. — Schach. — Räthsel: Buchstabenräthsel, Auflösung des Räthselsprungs Nro. 6 Seite 683; Bilderräthsel 33, Auflösung des Bilderräthsels Seite 683. — Briefmappe.

Illustrationen: Das Stelldichein, von O. Pippel. — Prinzessin Gisela von Bayern, nach einem Gemälde von A. Gampenrieder. — Markt in Tunis, Gemälde von L. Schoenn. — Die Schifffahrt auf dem Rhein, mit vier Bildern von Ferdinand Lindner. — Bilder aus dem Chinesenviertel in San Franzisko. — Unser Handgärtchen in Wort und Bild, von Mathilde Gerster.

Die „Kölnische Zeitung" sagt über

Georg Ebers' Idyll „Eine Frage":

„Dieses Idyll, antik und doch rein menschlich gehalten, ist eins der lieblichsten, formenvollendetsten Kabinetsstücke der modernen deutschen Literatur. Einzelne Scenen sind Muster von Zartheit und Liebreiz."

In unserem Verlage sind nachstehende vortreffliche Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Elfte, vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern, selected and arranged by Ferd. Freiligrath. Fifth edition. With illustrations. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Album lyrique de la France moderne. Par Eugène Borel. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Diese drei dem Format und der wesentlichen Ausstattung nach ganz gleichmäßig behandelten Anthologien sind Mustersammlungen gediegenster Art und bieten vereinigt eine reizende Uebersicht über die Lyrik der drei dichterisch bedeutendsten Nationalitäten heutiger Zeit, aus deren Werken hier die kostbarsten Perlen ausgewählt sind. Aber auch für sich allein bildet jede dieser prächtigen Anthologien ein Festgeschenk, das ganz dazu angethan ist, den Geber zu ehren und den Empfänger zu erfreuen.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine **neue, wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig** von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Inhalt: Jerusalem. — Bethlehem und das nördliche Judäa. — Das Gebirge von Juda und Ephraim. — Sichem und Samaria. — Die grosse Ebene. — Untergaliläa und der See von Tiberias. — Obergaliläa. — Der Hermon und seine Tempel. — Damaskus. — Palmyra. — Der Wadi Barada. — Ba'albek. — Der Libanon. — Die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus. — Die Bucht von Akko und ihre Umgebungen. — Das Küstenland vom Karmel bis Jafa. — Jafa, Ramle und Lydda. — Das Küstenland der Philister. — Das südliche Judäa. — Petra und das Land der Edomiter. — Von Sues zum Sinai. — Vom Wadi Mekara bis zur Dschebel Musagruppe. — Das St. Katharinenkloster und die Berge und Thäler des Sinai der Mönche. — Das Land Gosen.

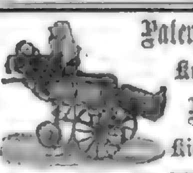
Durch Veranstaltung dieser **neuen wohlfeilen Ausgabe**, welche **in 84 Lieferungen** von je 3 Bogen **zum Preise von nur 50 Pfennig pro Lieferung** erscheint, ist nunmehr **Jedem**, der sich für Palästina und dessen Geschichte interessirt, dem Geistlichen, dem Schulmann, dem Kunstfreund, wie dem religiösen Familienhaupt die Anschaffung dieses **grossartigsten** und **schönsten aller Prachtwerke über das Heilige Land** ermöglicht.

Alle acht Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe** entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Einen herrlichen Schlaftrunk, der gut bekommt, erhalten Sie aus ½ echtem Magenbitter von August Wittekind in Nahen und ½ siedendem Wasser. [illegible]



Patent-Kinderwagen,
Krankenfahrstühle,
Netzbettstellen,
Kinder-Velocipedes

eigner Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie eleganteten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die

Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.

[illegible] (mit vielen Preislisten aus allen [illegible] als Kataloge) auf Wunsch gratis. Niederlage Wien I., [illegible] 12.

Weiße u. crème seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete u. Atlasse Mk. 1.25 Pf. p. Met.

bis Mk. 14. 80 versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das 3342

Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Der vollkommenste u. beste Fahrstuhl

ist mein vom Geheimrath Dr. [illegible] v. Nußbaum und v. a. bestens empfohlener Patent-Universal-Fahrstuhl, [illegible]

J. Schöberl, Fabrikant, München,
großherzogl. badischer Hoflieferant.

Lehr- und Erziehungs-Anstalt
J. & E. Diehl in Mainz.

Möglichst vollendete Bildung der ihnen anvertrauten jungen Mädchen, gegründet auf Veredlung des Charakters, ist die Aufgabe, welcher die Vorsteherinnen, von tüchtigen Lehrern unterstützt, [illegible]

Buchführung

Correspondenz

„Postfach" in Wien.

OSCAR SPERLING LEIPZIG

offerirt seine rühmlichst bekannten und durch § 5 des D.-Patentgesetzes geschützten

Hectographen

in vorzüglichster Qualität zu nachstehenden Preisen:

		Kastengrösse	Preis per Stück	
No. 1	Octav-Format	ca. [illegible] cm.	M. 3.50 Pf.	incl. 1 Flasche schwarzer Tinte.
No. 2	Quart-Format	ca. [illegible] cm.	- 5.00 -	
No. 3	Folio-Format	ca. [illegible] cm.	- 7. -	
No. 4	Doppelfolio-Format	ca. 37:50 cm.	- 12. -	

Andere Grössen werden auf Bestellung sofort zu entsprechend billigen Preisen gefertigt.

Ergänzungs-Masse bester Qualität à Ko. M. 3.— incl. Dose.

Hectographen-Tinte etc. pro Flasche [illegible]

Es ist eine bekannte Thatsache, dass sämmtliche in letzter Zeit für die Vervielfältigung von Schriftstücken und Zeichnungen gemachten „Erfindungen" neben dem altbewährten Hectographen [illegible] ist sehr praktisch und höchst einfach in der Handhabung, [illegible]

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Patente

[illegible]

Alfred Lorentz, Berlin [illegible]

Echte Briefmarken

[illegible] Auswahl. 3371

Paul Lietzow, Berlin SW., Unter den Linden 31 (gegr. 1861).

„Wir kennen keine

[illegible] Schule." [illegible] musikal. Welt, Leipzig.

G. [illegible], 46. Aufl. [illegible] Verlag, Hannover.

Echte Briefmarken!

[illegible] 3 u. 50 Pf. — [illegible] 20 Pf. etc. Preisliste gratis u. franco.

Ernst Mayr, Berlin N., Invalidenstraße 1[illegible].

Stollwerck'sche Chocoladen.

[illegible] 20 Medaillen. [illegible] 25 Hoflieferanten. Niederlagen in allen Städten Deutschlands. Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

[illegible] T. C. Weygandt, New-York, 75 & 77 Beaver Street.

Über Land und Meer.

№ 34.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ein Ehrenwort.

Novelle

von

A. Godin.

(Schluß.)

Vom nahen Bahnhof her tönte das erste Signal; es übersetzte sich für Ida in Worte, so deutlich, als hätte sie selbst den Satz laut ausgesprochen: „Ich muß hin!“ — und sie wußte in demselben Moment, daß sie das thun würde, obgleich ihr Fuß sich noch nicht regte, obgleich ein anderer Ton, tief wie Wasser, welche unter der Erde strömen, in ihr warnte: „Thu es nicht!“ Jede Fiber, jeder Gedanke drängte sie vorwärts mit der stumpfen Hartnäckigkeit, welche sich des Gehirns bemächtigt, wenn seinem Toben weder Nahrung noch ein Ablenken zu teil wird. Keine Empfindung war rückwärts gerichtet, alles auf den Moment gespannt, wo sie Arnold fragen konnte, fragen!

Der Schaffner, welcher sie kannte, hatte nur eben noch Zeit, sie in einen Waggon zu heben, als sie atemlos anlangte; er vermittelte ihr das fehlende Fahrbillet. Sie lehnte den Kopf in die Wagenecke und schloß die Augen. Ihr Herz, das eben noch so stürmisch geklopft hatte, wurde auf einmal stille, das seltsame Innehalten, welches gerade in leidenschaftlichsten Zuständen die Seele manchmal überkommt, fiel lethargisch über sie hin. Es kam ihr ganz selbstverständlich vor, diesen Weg zu fahren.

Als sie aber an der Station den Zug verließ und den Feldweg einschlug, der von da nach dem Gute führte, verwandelte sich die dumpfe Beschwichtigung in quälende Angst. An dieser Stelle war die junge Frau bei früheren Besuchen von ihren Freundinnen erwartet worden. Heute lag rings alles öde, stumm und verlassen. Es war zwischen vier und fünf Uhr, die Felder streckten sich menschenleer über das flache Land. Das graue Dach des Gutshauses ward zwischen den noch leicht belaubten Bäumen des Gartens sichtbar. Dieser Pfad, erst seit einigen Jahren für den Verkehr mit der Bahn angelegt, führte nach einer Seitenpforte des Gartens, eigentlich nur einer Gitterthüre, welche durch einfache Mechanik geschlossen war. Die junge Saat lachte in freudigem Grün, zwischen den Feldern standen blühende Obstbäume, Vogelgezwitscher, Flügelschlag in der Luft, alles so friedlich, so frühlingsheiter! Ida blickte nur wie im Traum darüber hin, doch that ihr dieser Friede furchtbar wehe — wie freundliches Zusprechen einem ganz von Schmerz und Aengsten durchsättigten Herzen wehe thut. Die Furcht, welche sie daheim geängstigt, die sie fortgetrieben hatte, kehrte gewaltsam zurück, als stünde Entscheidung über Leben und Tod bevor! Ein lähmendes Vorgefühl von Unglück bemächtigte sich ihrer dieser Laut- und Regungslosigkeit gegenüber. Auch im Garten erschien alles wie ausgestorben. Da erblickte sie ein kleines Mädchen, das in den Beeten jätete, blieb stehen und fragte, ob Frau von Bleisin und die Fräulein zu Hause seien.

Das Kind sah die fremde Dame verwundert an und sagte:

„Die Herrschaft ist ja fortgereist gestern früh.“

Idas Herzschlag stockte einen Moment, um sich gleich darauf stürmisch zu regen; sie beugte sich vor und lauschte auf schwache Klaviertöne, die aus dem Gartenhause klangen. Die ganze Welt verschwand ihr. Leicht, unaufhaltsam, wie ein Kind lief sie über den leise knisternden Gartensand nach dem Pavillon. Als sie die Klinke niederdrückte, leuchtete ihr Gesicht. Arnold wandte den Kopf — ein schwacher Laut, und beide lagen einander in den Armen, einem Rausch von Wonne hingegeben, der sie alles vergessen ließ. Ob Sekunden, ob Minuten verströmten, während sie so standen, Herz an Herz klopfen fühlend — sie wußten es nicht, wußten von nichts als von brausender Freude. Sie waren beisammen!

Noch von Arnolds Arm umschlossen, das glühende Gesicht gegen seine Schulter gedrückt, murmelte Ida:

Die Schiffahrt auf dem Rhein: Die Dey. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Digitized by Google

„Jetzt ist alles, alles gut!“

Er ließ sie plötzlich los und fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Gut?“ sagte er gepreßt und sah verloren auf sie hin, „was ist gut?“ — und dann in schneidendem Ton: „Ida, Ida, warum kamst Du hieher?“

Die junge Frau sah ihn dunkel an.

„Weil ich wissen muß —“ sagte sie, „weil ich Unerträgliches gelitten habe —“

Arnold blickte starr auf das blasse junge Gesicht.

„Gelitten?“ wiederholte er, — „wir alle müssen leiden, das sagte auch er.“

Sie stand zitternd vor ihm.

„Du sprichst von Robert?“ atmete sie kaum hörbar, — dann heftiger: „Er ist von mir gegangen, stumm wie Du. Ich habe gewartet, gewartet, bis ich halb von Sinnen kam. Arnold, Du bist mir Wahrheit schuldig — was ist vorgegangen zwischen Dir und ihm?“

Arnolds Brauen zogen sich zusammen.

„Ich gab Deinem Manne mein Ehrenwort, Dich niemals wiederzusehen,“ sagte er mit Anstrengung.

Ida warf einen heißen Blick auf ihn, der seine zu Boden gerichteten Augen nicht traf. Es blieb totenstill zwischen den beiden, welche sich ganz nahe und doch abgewendet standen. Endlich sagte die junge Frau mit zuckenden Lippen:

„Du hast es nicht gebrochen. Lebe wohl!“

Als sie schon im Begriff war, die Schwelle zu überschreiten, stürzte Arnold ihr nach, erfaßte ihre beiden Hände und zog sie mit leidenschaftlich flehender Bewegung zurück.

„Geh nicht so von mir, nicht so! Zürnst Du mir?“

Sie entzog sich ihm.

„Ich verstehe Dich nicht mehr, ich verstehe nichts mehr!“ rief sie schmerzlich. „Wie durftest Du das geloben, wenn Du mich liebst, wenn ich Dich liebe! Wie habt ihr mich behandelt, alle beide — habt über mich verfügt, als sei ich ohne Recht, wo es mein Leben gilt, mehr als das Leben! Robert konnte sich verstellen, und Du — Du — konntest mich aufgeben?“

Sie sank schluchzend auf einen Stuhl, ihre Füße trugen sie nicht mehr.

„Höre mich an,“ sagte Arnold tonlos, und sein bleiches, entstelltes Gesicht war dem ihrigen ganz nahe, während er kaum vernehmlich weiter sprach: „Dein Mann kam zu mir, er hatte mein unvorsichtiges Wort gelesen. Er war groß, so groß und gut, daß mein Herz ihm recht geben mußte, als er behauptete, ich könne Dir nicht ersetzen, was ich Dir vielleicht zu nehmen vermöge. Er dachte einzig nur an Dich! Kein Vorwurf kam von seinen Lippen. Dich zu schonen, war sein Wille — ich durfte ihm mein Wort nicht weigern.“

Idas Augen schlossen sich einen Moment.

„Dann hättest Du mir nicht sagen müssen: ‚Ich liebe Dich, ich kann nicht anders!‘“ Sie faßte plötzlich die Hände, welche sie zuvor von sich gedrängt hatte, und sah Arnold mit einem Blick an, der ihn bis in das innerste Leben traf. „Es kann ja doch nicht möglich sein, daß wir uns scheiden!“ rief sie angstvoll, „ich lebe ja erst, seit wir eins sind, und mit Dir ist es nicht anders, ich weiß das, Du weißt es auch! Hätten wir es nie gewußt, so wüßten wir es heute. Arnold, Arnold, warum sprichst Du nicht, warum siehst Du mich mit dem jammervollen Blick an, warum willst Du nicht mein sein, wie ich Dein bin, heut und in alle Ewigkeit?“

„Es ist zu spät,“ sagte er dumpf. „Vielleicht hätte ich Dich an mich reißen können — heut ist's zu spät. Ich gab mein Wort, freiwillig, von Mann zu Mann. Das nimmt sich nicht zurück. So fahre denn wohl!“

Sein bisher abgewendeter Blick traf ihr Gesicht. O, dies Gesicht! Im nächsten Augenblick lag er schluchzend zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Kniee gedrückt, die Arme um ihren Leib geschlungen.

Ein helles Glöckchen, welches die Gutsleute zur Mahlzeit rief, schickte sein weittönendes Gebimmel über Hof und Felder.

Arnold sprang auf.

„Es ist Zeit,“ sagte er mit fremd klingender Stimme, „höchste Zeit. Du mußt fort.“

Ida strich wie betäubt über ihre Schläfen hin und erhob sich mechanisch. Kaum vermochte sie Arnolds Züge noch zu unterscheiden, die Dämmerung begann schon in Dunkelheit überzugehen; dennoch sah sie, wie bleich er war, wie fahl.

„Fort?“ wiederholte sie verstört, — „und wohin?“

„Nach Hause, Ida! Was jetzt notthut, wissen wir beide. Du darfst Deinem Mann nicht verschweigen, daß wir uns sahen — mag er mich darum verdammen, Dir wird er vergeben. O, er hätte uns den Abschied nicht wehren sollen, dann hätten wir ihn nicht stehlen müssen!“

Idas Hände umklammerten seinen Arm.

„Nur einen Augenblick noch — nur so lange noch, daß ich Dich ansehen kann, jeden Zug für alle Ewigkeit! Kannst Du — kannst Du es ausdenken — nie wieder? Wär's nicht besser, zusammen zu sterben?“

Arnold erbebte, in den geliebten Augen flammte eine Glut, die er darin nie gekannt.

„Komm!“ sagte er beinahe rauh und öffnete die Thüre. Verstummt folgte ihm Ida aus dem Hause, dem Garten, durch die grünen Felder, über welche sich jetzt lange Schatten breiteten. Als die Schweigenden bei der Station anlangten, wurde der nahende Zug eben signalisirt. Ida erhob ihre fest ineinander gepreßten Hände:

„Erbarme Dich meiner! Laß mich erfahren, wie es Dir geht — wir sehen uns niemals wieder —“

„Wer weiß?“ sagte er düster. „Haben wir uns doch heute wiedergesehen —“

Der Zug stand. Arnold hob die junge Frau in einen leeren Waggon.

„Vergib mir!“

Es war das letzte Wort, was sie je von ihm hören sollte. Er vernahm keine Antwort, schon setzte sich der Zug in Bewegung. Als jeder Laut erstorben, die roten Lichter längst im Dunkel verschwunden waren, stand er noch immer und starrte ihnen nach, dann ging er zurück in das Gartenhaus. Nachdem dessen Thüre hinter ihm zugefallen war, umgab ihn völlige Dunkelheit — nicht tief genug, denn er sah! Sah der Geliebten gequälte Züge, ihre Augen, diese lieben Augen mit den weichen Lidern, welche durch ihn gelernt hatten, zu flammen und zu weinen. Eine schmerzliche Gewalt zwang seine Gedanken wider Willen zu jener ersten Stunde zurück — sie übersprangen alles Erlittene und drängten ihm Lichterglanz und Geigentöne auf, unter denen ein mit goldenen Strahlen bekröntes Gesicht ihn anlächelte: „Gewährend auch regt sich ein Heil'ger nicht!“ Er stöhnte laut auf. Nun war ihr Heiligtum entweiht, sein verwegener Fuß hatte ihr sicheres Glück niedergeworfen, und nicht die strengste Buße konnte das je wieder gut machen. Der süße Taumel des ersten Kusses ließ ihn nicht ermessen, was in Ida aufgewacht war — heut, nachdem großgewachsene Leidenschaft ihn mit sich fortgerissen hatte bis zum Vergessen des Höchsten, was es für ihn gab: seines Wortes, seiner Ehre, tagte ihm plötzlich die Erkenntnis des nie zu sühnenden Verbrechens an ihrem geliebten Leben, am Frieden des Hauses, das ihn vertrauend aufgenommen hatte. Und — furchtbar, zugleich mit dieser Erkenntnis erhob wahnsinnige Versuchung ihr Schlangenhaupt! Wenn Idas Glück und Heil doch verloren war, warum auf halbem Wege stehen bleiben? Kein Deuteln half über das Bewußtsein hinweg, daß sein Wort gebrochen sei — er hatte Ida nicht gesucht, aber er hatte sie zurückgehalten. Wenn nun alles dahin waren: seine Ehre, ihre Ruhe, ihres Mannes Träume von Schonung — warum auch noch den teuren Kaufpreis hingeben, statt festzuhalten, was sein war? Tobende Sehnsucht zerriß ihm das Herz. War mit der heutigen Folter nun wirklich alles zu Ende? Es schien ihm, als müsse fortan der Boden unter seinen Füßen wanken, wo er auch stehen, was er auch beginnen möge — als könne er dem Verhängnis nicht entrinnen, wenn er auch flöhe bis an das Ende der Welt. Daß er Ida wiedergesehen hatte, gegen seinen Willen, erschien ihm fatalistisch — das nächstemal würden sie einander begegnen ohne ihren Willen, und was dann geschehen würde, stand mit brennender Gewißheit vor seiner Seele. Grauen überkam ihn vor sich selbst, vor dem Leben — sollte es so weit mit ihm kommen, daß er zum Schurken würde, der vollbringt, was er selbst verdammt?

Nimmermehr!

*

Dem Staatsrat blieb während der Tage, die ihn von seinem Hause fernhielten, wenig Zeit zum Grübeln. Das Ziel der Fahrt war ein kürzlich durch Ueberschwemmung heimgesuchter und so schwer betroffener Landstrich, daß der Minister nötig befunden hatte, sich in Begleitung eines seiner Räte persönlich von der Ausdehnung der Beschädigungen zu überzeugen. Im Verlauf eines einzigen Tages kam Beeltz so viel nacktes Elend, so jammervolle Zerstörung an Menschenleben und Besitz jeder Art vor Augen, daß alles, woran er selbst so schwer trug, momentan zurücktrat. Und doch stieg ihm gerade hier Idas Bild bei Schritt und Tritt auf. Dieser grenzenlosen Not gegenüber mußte er ihrer Herzensgüte gedenken, die kein Leiden, kein Entbehren ohne Trost und Linderung zu lassen vermochte, die in so liebreicher Weise half, wo es zu helfen gab. Jeder Tropfen Bitterkeit, den er von daheim mit sich fortgenommen hatte, schwand jetzt dahin, im geheimsten Winkel seiner Seele blieb nichts als schwermütiger Verzicht und kräftiger Entschluß. Wie sehr es notthue, daß sich die Menschen als Gefährten auf denselben Wegen unter einander beistehen, war ihm nie so lebendig zum Bewußtsein gekommen als hier, vielgestaltigem Jammer und Elend gegenüber, dem nur lange, unermüdliche Ausdauer im Helfen und Unterstützen Abhilfe bringen konnte, bringen mußte! Er gedachte des eigenen Herdes und daß es auch da galt, neu aufzubauen, was zerstört worden, für ihn selbst ebenso plötzlich, wie hier Sturm und Wetter zerstört hatten. Was er Arnold gelobt hatte, gleichsam als Pfand und Gegengewicht für geforderten Verzicht, gelobte er nun sich selbst von neuem: unermüdliche Geduld, selbstverleugnende Liebe. Er unterschätzte keineswegs die Aufgabe, seine junge Frau an die Stelle zurückzuführen, von der sie sich verirrt hatte, doch war er tief überzeugt, daß es sich nicht um Unüberwindliches handle. In seiner Rechnung einen Bruch zu vermuten, lag ihm fern. Sein hoher Verstand, seine gereifte Erfahrung konnten auch ihn nicht vor dem Verhängnis schützen, dem jeder unterliegt: in plötzlichen Krisen, welche das eigene innere Leben erschüttern, die Klarsichtigkeit zu verlieren. Obgleich sich aber Beeltz nicht des verhängnisvollen Fehlers bewußt war, den er begangen hatte, indem er unvermittelten Bruch forderte, überfiel ihn doch während seiner Heimfahrt wachsendes Unbehagen — eine Unsicherheit und Ruhelosigkeit, die seinem festgeschlossenen Wesen ein neues Leiden schufen. Die Frage, in welcher Stimmung er seine Frau finden werde, wie sie sich äußern und geben würde, peinigte ihn unablässig.

Endlich traf er vor seinem Hause ein und erfuhr vom Diener, der ihm öffnete, die gnädige Frau sei oben. Eine seltsame Erleichterung lüftete momentan den lastenden Druck. Im Begriff, das Wohnzimmer zu betreten, zögerte er einen Augenblick auf der Schwelle. Der vertraute Raum blickte ihm so heimatlich entgegen, nichts schien verwandelt. Als Ida, die vor dem Kamin stand, ihn nun ihr Gesicht zuwendete, wurde ihm kalt. Namenlose Veränderung lag über ihr wie ein starrer Schleier, jeder Ausdruck, den er kannte, war einem fremden Ausdruck gewichen. Dumpfe Ahnung neuer Schmerzen ließ ihn die Lippen zusammenpressen. Sich zu beherrschen, war aber seine oft geübte Kraft.

„Du wirst mich noch kaum erwartet haben,“ sagte er freundlich, indem er Platz nahm.

„Doch, Robert, ich habe längst auf Dich gewartet.“

„Wie ging es Dir unterdessen?“

Sie stand vor ihm, totenblaß, mit gesenkten Augen. Er sah ihre Wimpern zucken, sie erbarmte ihn.

„Du bist noch immer nicht wohl,“ sagte er mild und strich leicht über ihren Scheitel.

Ida wich zurück.

„Ich war auf dem Senthofe,“ sagte sie unvermittelt und erhob ihre überwachten, erloschenen Augen.

Beeltz machte eine Bewegung.

„Nun?“

Als sein durchdringender Blick Ida traf, sank sie in die Kniee. Ihre Arme hingen wie leblos an ihr herab, große Tropfen perlten auf ihrer Stirn. Kein Laut unterbrach für die nächste Minute das tote Schweigen.

Endlich begann sie, tonlos wie zuvor:

„Ich wußte Arnold dort und ging zu ihm. Ich kam ungerufen, unwillkommen, er hat Dir sein Wort nicht gebrochen, er hieß mich gehen — hätte er mich bleiben heißen, wäre ich geblieben. Das habe ich an Dir begangen, Robert, und darf nicht einmal sagen: ‚Vergib!‘, denn ich liebe ihn, ich liebe ihn!“

Beeltz regte sich während ihrer ersten Worte so wenig, als sei das Leben von ihm gewichen. Nun erhob er sich jäh und trat an ihr vorbei. Eine strenge Linie grub sich zwischen seine Brauen:

„Wozu sagst Du mir das?“

„Weil ich muß! Denkst Du, ich wüßte nicht, was ich Dir zufüge? Du hast mich allezeit auf Deinen Händen getragen, dafür trete ich Dein Herz mit Füßen. Soll ich Dich auch noch belügen? Zuerst kam es über mich, wie das Leben kommt und der Tod, ohne Willen — gestern aber, als ich zu ihm ging, habe ich Dich

nicht bloß vergessen, da habe ich Dich verraten. Und ich kann Dir kein Gelübde thun, denn ich liebe ihn, ich liebe ihn!"

Robert warf einen finstern Blick auf seine Frau. Auf was er auch gefaßt sein mochte, auf den Ausbruch wilder Leidenschaft war er nicht gefaßt. Die Erkenntnis, daß alles verloren sei, ging wie ein Riß durch seine Seele. Das letzte Wort seines Unglücks war gesprochen. Unsägliche Bitterkeit füllte sein Herz bis zum Rande.

„Steh auf," sagte er kalt, „und besinne Dich. Ich habe Dir in diesem Augenblick nichts zu sagen."

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, vernahm er laute Stimmen vor der Thür und zögerte. Im nächsten Moment trat Arnold Bleffins Bursche ein, ohne angeklopft zu haben, sein ehrliches Gesicht war tief verstört.

„Gnädige Frau," keuchte er, „gnädige Frau —"

Ida stand auf ihren Füßen, ihre weitgespannten Augen bohrten sich in des Menschen verängstigtes Gesicht, doch kam keine Frage über ihre Lippen. Sie streckte nur die eiskalte Hand nach dem Briefe aus, welchen er in den Fingern hielt. Beeliz kam ihr zuvor. Während er das Couvert löste, stammelte der Bursche, indem große Tropfen aus seinen Augen stürzten:

„Mein Herr Lieutenant — mein Herr Lieutenant hat sich erschossen."

Ida taumelte auf ihn zu und brach mit markerschütterndem Schrei zusammen.

Das an den Staatsrat adressirte Couvert enthielt nur eine Zeile: „Ich löse mein Wort."

*

In geringer Entfernung vom Meeresstrande steht das von den Riesenblättern des Pfeifenkrautes umgrünte Pfarrhaus eines der freundlichsten Kirchdörfer der Insel Rügen. Seine freie Lage bietet von der Front aus den Blick auf waldreiche Hügel, wogende Felder und Auen, die zur Sommerzeit von Licht und Düften ganz umflossen sind. Von den Fenstern der Rückseite, die von einem der Gärtchen begrenzt wird, welche sandigem Boden nur mit Fleiß und Mühe abzugewinnen sind, öffnet sich weiter Ausblick nach der See. Das zwischen Haus und Düne liegende Terrain wird durch zahlreiche Hünengräber zur welligen Fläche geschaffen, deren Hügel teils mit Moos und dichtem Laubwerk bekränzt, teils mit aufeinander getürmten, gewaltigen Steinen beschwert sind. Auf einem dieser Gräber stehen drei Eichen, nicht verkümmert, doch altersgrau und knorrig, wie durch Narben zerrissen. Wenn die See ihr Sturmlied rauscht, muß der Blick aus den umrankten Fenstern, die eben jetzt offen stehen, alles Dunkelste der Seele aufwühlen. Heut, wo das Meer wie ein Lindesange blaut und ruhig atmet, trägt selbst der Gedanke an diese tausendjährigen Grüfte zum Eindruck lullenden Friedens bei.

Es war gegen Mittag, im Dorfe herrschte Stille, alle Regsamen befanden sich in den Feldern zur Ernte; aus den Dächern stieg leichter Rauch auf, die daheimgebliebenen alten Mütterchen bereiteten den Arbeitern die Mahlzeit, um sie dann mit Hilfe der Kinder hinauszutragen. Auch im Pfarrhofe schien sich kein Laut zu regen, obgleich ein städtischer Wagen, der ausgespannt davor stand, auf die Ankunft von Gästen deutete.

Im Arbeitszimmer des Pastors saßen zwei Männer in tiefem Gespräch; vielmehr war es der Hausherr, ein Fünfziger mit intelligentem Gesicht, der anhaltend sprach, während sein Gast sich schweigend, fast unbeweglich verhielt und nur dann und wann eine kurze Frage einschaltete.

„Du hast mir wohlgethan," sagte dieser fest, als der Erzählende zu Ende war. „Bestätigung von Mund zu Mund gilt doch mehr als jeder Brief. Wir kennen uns lange, Du bist der einzige, der um alles weiß. Dir kann es nicht in den Sinn kommen, mir durch fromme Täuschung künstliche Ruhe geben zu wollen."

Der Geistliche erhob seine ernsten Augen.

„Das käme mir für keinen in den Sinn, für Dich am letzten, Robert! Wahrheit allein bringt Ruhe, möge sie noch so herbe sein. Ich habe Dich nicht geschont, als Deine unglückliche Frau sich das erste Jahr unter meinem Dach verhärmte und verweinte. Seitdem ist sie von Jahr zu Jahr ruhiger geworden. Die Schwermut des getrübten Geistes jemals ganz weichen zu sehen, stand nach Ausspruch der Aerzte nicht zu hoffen. Seit sie aber begann, an den Vorgängen unseres Hauslebens teilzunehmen und sich zu beschäftigen, war viel gewonnen, und in letzter Zeit wich der herzbeklemmende Ausdruck ihrer Augen nicht selten einem Strahl von Heiterkeit. Du hättest sie sehen sollen, wenn Kinder im Pfarrhofe vorsprachen oder meine Frau sie mit sich in die Hütten der Armut nahm! Da kam das reinste seelische Leben in ihre Züge, dann sprach sie auch."

Beeliz hatte sich erhoben und ging mit gekreuzten Armen auf und nieder.

„Ich hätte sie sehen sollen," sagte er gepreßt, „ich durft' es nicht! Alter Freund, das war und ist und bleibt das Bitterste, daß mein bloßer Anblick genügte, den armen gestörten Geist in Aufruhr zu bringen. Doch — schweigen wir —"

Pastor Schott antwortete nicht, sein Auge folgte bekümmert der das Zimmer durchkreuzenden Gestalt; sie war ungebeugt, doch hager geworden, das vor fünf Jahren noch volle Haar gelichtet und gebleicht. Trotz des Grams, der seine unverwischbaren Spuren eingeprägt hatte, war der festgeschlossene, charaktervolle Ausdruck von einst dem Manne eigen geblieben.

„Komm!" sagte Schott nach einer Weile und schob seinen Arm in den des Freundes. Beeliz sah ihn an und folgte. Während sie treppaufwärts stiegen, sagte der Pastor wie in Fortsetzung seiner vorigen Berichte: „Sie liebte es, nach dem Meere zu schauen. Stundenlang saß sie im Gärtchen oder am Fenster, der See zugewendet; wenn diese hoch ging, sang sie oft leise vor sich hin. Deshalb haben wir sie jetzt hier gebettet, ihr Schlafzimmer lag den Feldern zu."

Er drückte eine Klinke nieder und ließ Beeliz allein.

In der Mitte des geräumigen Gemaches stand ein schlichter Sarg aufgebahrt. Die weiße Gestalt, welche er umschloß, war mit sommerlichen Feldblumen überstreut, ein Kornblumenkranz lag frisch auf dem dunklen Haar.

Beeliz fühlte seine Kniee wanken, als er, schwer atmend, näher trat. Der Schwindel, welcher ihn ergriffen hatte, ihn nichts unterscheiden lassen als die Kerzen, die dem Sarge zu Häupten brannten, ihre Flammen erschienen ihm von blendenden Ringen umkreist. Als er nun aber auf das weiße, stille Gesicht niederblickte, war ihm, als sei der eherne Reif um seine Brust mit einemmal gesprungen. Das war Ida! Seine Ida, sein Weib, sein Kind! Jung, wie sie in seinen teuersten Erinnerungen lebte, lächelnden Frieden im wundersamen Gesicht, ganz überhaucht von der Verklärung, die von Schuld und Qual erlöst und den, der sie schaut, von Ewigkeiten predigt.

Ein großer Tropfen fiel aus seinen Augen auf die ineinander gefalteten Händchen. Er neigte sich, als wolle er diese bleichen Hände mit seinen Lippen berühren, unterließ es aber und nahm, als er sich aufrichtete, eine der Blumen an sich, die über Idas Brust gestreut waren. Seine Stirn furchte sich tief, während er lange stand und letzte Zwiesprach hielt, wie Lebende sie vermögen und Tote sie verstehen. Dann trat er an eines der Fenster, aus denen sie so oft in das Weite geblickt hatte.

Die weißen Schaumkronen der See blitzten im Strahl der Mittagsonne, Möven flogen mit glänzender Brust dem Strande zu. Beeliz' Auge streifte die Eichen des Hünengrabes, die so viele Geschlechter hatten in die Grube fahren sehen; seit sie gepflanzt worden, hatte sich alles um sie her verwandelt, ihre Wurzeln stiegen zu vermorschten Gebeinen hinab, ihre Rinde war zerrissen, noch aber standen sie und ihre Wipfel grünten. Unwillkürlich hob er die Rechte, als wolle er ein Gelübde bekräftigen, das seine Seele wortlos sprach.

Am Nachmittag wurde Ida zur letzten Ruhe bestattet. Nur wenige der Dörfler schlossen sich dem Zuge an, sie konnten die Felder nicht vor Abend verlassen, und doch folgte ein zahlreiches, rührendes Geleit den Bewohnern des Pfarrhofes. Alle Dorfkinder und alle Gebrechlichen, Alten, deren Thränen zur Genüge verrieten, daß sie eine milde Hand bewekten, die oft der Not gesteuert hatte, reihten sich an. Sie kamen in ihren Sonntagskleidern, mit Feldblumen, die zugleich mit der kühlen Erde auf das Herz fielen, das immer matter geworden war, seit es allzu stürmisch geschlagen hatte.

Nachdem alles vorüber war, rüstete sich der Staatsrat zur Abfahrt. Er wollte noch vor Nacht in Stralsund sein, um dort sogleich seine Rückreise anzutreten, und sein Freund drängte ihn nicht zum Bleiben. Während der Wagen angespannt wurde, gingen beide Männer voraus. Es dämmerte bereits. Leiser Windhauch strich über die erst teilweise abgemähten Felder, deren lang hingestreckte Linie sich mit dem endlosen Wasser, dem Streifen des nun bewölkten, bleifarbigen Himmels zum einförmigen, beruhigenden Bilde gestaltete. Der feine Meersand knirschte unter den Füßen der Wanderer, zuweilen schwirrte ein Flügel hoch über ihnen durch die Stille, welche sie durch keine Silbe unterbrachen. Und doch lag in beiden das Gefühl, als sei das letzte Wort zwischen ihnen noch nicht gesprochen.

Das leise Geräusch der Räder seines nahenden Wagens riß Beeliz aus der Versunkenheit. Er blieb stehen und ergriff des Freundes Hand mit starkem Druck.

„Ich danke Dir!" sagte er still. „Nicht nur für alles, was Du und Deine liebreiche Frau seit diesen vier Jahren meinem Weibe gewesen seid, — ich danke Dir auch für Deine Milde gegen mich. Du hast mich nie meines Verschuldens gegen zwei Leben angeklagt."

Der Pastor machte eine abwehrende Bewegung.

„Du handeltest großmütig und nach bester Erkenntnis."

„Ich handelte vermessen, und nichts kann das Bewußtsein schuldvoller Eigenmacht von mir nehmen! Eine Menschenseele läßt sich nicht gängeln wie ein Kind, das der führenden Hand folgt, ohne daß es erfährt, wohin und warum. O Freund, was mir selbst als großmütiger Entschluß galt, war vielleicht nur die versteckte Furcht, mehr, als ich ertragen wollte, zu erfahren, wenn ich in meines Weibes tiefste Seele eindrang. Hochmütig nahm ich an, daß Arnolds Wert jedenfalls zu leicht wäge, wenn es Verzicht gelten sollte — er hat das Gegentheil bewiesen! Idas Geständnis bezeugt mir, daß ihn nicht das Aeußerliche, nicht das wider seinen Willen gebrochene Wort in den Tod trieb! Er starb im Gefühl, nicht immer widerstehen zu können, er starb für unser aller Ehre. Das hat auch Ida begriffen und daran ging sie zu Grunde."

„Nicht so!" rief der Pastor energisch. „Deine Schlüsse mögen richtig sein, Deine Selbstanklage ist es nicht. Wir alle irren zuweilen, aber nicht im Irrtum liegt die Schuld. Der Deinige entsprang aus großer Gesinnung. Fern liegt es mir, einen Stein auf die Toten zu werfen. Ich teile Dein Urteil über Bleffin, und Ida ward mir durch ihr liebenswertes Wesen teuer wie ein eigenes Kind. Daß aber der Bruch heiligen Sittengesetzes Sühne fordert, ist eine Wahrheit, die durch tausend Beispiele ungesühnter Schuld nicht aufgehoben wird. Keine Leidenschaft und kein Leiden darf Heiliges antasten, es ist ein unbezahlbares Gut. Solches Heiligtum war Deine Ehe, und Dein Recht, es zu verteidigen, steht hoch über dem Fehler, der Dich in den Mitteln dazu falsch greifen ließ. Richte Dich auf! Kreuze bezeichnen jeden Lebensweg; die auf dem Deinigen stehen, werfen dunklere Schatten als viele andere, aber sie hemmen kein Vorwärtsschreiten!"

„Nein," sagte Beeliz und seine hohe Gestalt schien zu wachsen, „sie haben mich nicht gehemmt und werden es nicht. Wie man Erlittenes empfindet, kann keiner uns nachfühlen, auch nicht der beste Freund, und von erkannter Verschuldung kann keiner lossprechen, auch nicht der weiseste Mensch. Du darfst aber nicht glauben, daß sich mein Leben an seinen Erfahrungen verblutet. So lange mir Kraft und Atem bleibt, denke auch ich zu sühnen. Schuld und Leid umschließen als ewige Kette die ganze Welt und das Amt der Wissenden ist: hilfreich sein!"

Schmerzstillungsmittel.

Von

Dr. med. Lahmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Was ist Schmerz? Dies ist eine schwer zu beantwortende Frage, an der sich Physiologen und Philosophen schon oft vergebens versucht haben.

Sagt man: Schmerz ist eine unangenehme Empfindung, so ist diese Erklärung unzureichend, da der Schmerz oft das gerade Gegenteil ist und beispielsweise als Gegenreiz bei einem juckenden Hautleiden empfunden wird. Man sieht hieraus, daß das Schmerzgefühl nur eine relative Empfindung sein kann, das heißt eine Empfindung, die von anderen, äußeren oder inneren, Verhältnissen abhängig ist. So ist auch die Temperaturempfindung eine relative Empfindung, wir haben kein absolutes Maß für warm oder kalt; ist es heute ein glühend heißer Tag gewesen und bewegt sich unsere Temperatur um 15 und 16 Grad herum, so fröstelt es uns vielleicht, während uns die gleiche Temperatur im Winter in geheiztem Zimmer als äußerst angenehm erscheint, da sie ein bedeutender Gegensatz zu der Außentemperatur ist.

Die Schmerzempfindung selbst wird allein durch die Nerven geleitet und allein im Gehirn empfunden; zwar scheint es uns, als ob wir den Schmerz an der verwundeten Stelle verspürten, doch rührt dies daher, daß das Gehirn durch Gewohnheit allen Schmerz in die äußersten Nervenendigungen, die ja die Empfangsstätten für äußere Eindrücke sind, verlegt. Daß es nur die Gewohnheit ist, zeigt der Umstand, daß oft schon mehrjährige

Ha

Gemälde von

h v.

Alma-Tadema.

Digitized by Google

Kinder nicht im stande sind, anzugeben, wo es ihnen denn weh thue. So verliert auch derjenige, dem ein Bein amputirt wurde, alle Empfindungen, die am Amputationsstumpfe angeregt werden, gewöhnlich dahin in seinen Fuß, der gar nicht mehr vorhanden ist, er fühlt sich also momentan im Besitz seines Fußes.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Schmerzes ist die, daß er auf die mannigfachste Weise ausgelöst werden kann, sowie daß andere Empfindungen: Tast-, Wärme-, Gehör- und Lichtempfindung, durch eine gewisse Steigerung in Schmerz übergehen können, wobei es sich herausstellt, daß eine übermäßige Reizeinwirkung durch Lähmung der Nerven den Schmerz wieder verschwinden macht. Wie bei allen Empfindungsqualitäten sehen wir also auch hier, daß wir Schmerz nur innerhalb eines gewissen Breitenmaßes verschiedener Reizeinwirkungen empfinden, gerade so wie wir nur eine beschränkte Farben- und Tonempfindung haben, das heißt nur gewisse Reizeinwirkungen (Wellenbewegungen) als Farbe, als Ton empfinden.

Da die Schmerzempfindung sich im Gehirn abspielt, so ist es auch verständlich, daß durch anderweitige Inanspruchnahme der Gehirnthätigkeit das Bild der Schmerzempfindung ausgelöscht werden kann; so erklärt es sich, daß Ablenkung der Gedanken Schmerz verscheucht, daß eine stärkere Schmerzeinwirkung an einem andern Körpertheil die ursprüngliche Empfindung zeitweilig aufhebt.

Wenn der Schmerz ein außerordentlicher ist, besonders aber wenn er an einer dem Gehirn nahen Stelle Platz greift, so zeigt sich noch die eigenthümliche Erscheinung des Ausstrahlens des Schmerzes in andere Nervenbahnen, das ist die sogenannte Irradiation. Man kann sich dies gleichsam zu erklären, daß das Gehirn nicht fassen kann, daß dieser wegen seiner Nähe (zum Beispiel Zahnweh) so heftige Schmerz nur von einem Nerven übermittelt werden sollte, vielmehr wohl durch das ganze Nervengebiet, zu dem der übermittelnde Nerv gehört, veranlaßt sein müsse.

Wenn wir so der Definition von Schmerz auch noch nicht um ein bedeutendes näher gekommen sind, ebensowenig wie wir Licht- und Tonempfindung definiren können, so haben wir doch alle drei in einen Rahmen gebracht; der Schmerz steht nicht mehr als etwas Besonderes außerhalb der anderen Empfindungsqualitäten, und hiedurch ist zum Zwecke seiner Bekämpfung schon viel gewonnen. Gerade so wie wir durch Meiden des Lichtes der Lichtempfindung aus dem Wege gehen, durch Antiphone uns unangenehme Gehörseindrücke ersparen können, so werden wir auch nicht Schmerz zu leiden brauchen, wenn wir seine Ursachen entfernen können.

Wie steht es nun hiemit? Gewiß werden wir äußeren Reizeinwirkungen uns vielfach entziehen können, die wie Druck, Schlag, Schnitt, Wärme, Elektrizität und chemische Einflüsse auf physikalischem und chemischem Wege eine derartige Bewegung der Nervenelemente veranlassen, daß sich ein Vorgang im Gehirn abspielt, den wir Schmerz nennen. Wie verhält es sich aber mit dem inneren, selbständigen Schmerz, der sich als rasender Zahnschmerz, heftige Migräne und so weiter äußert? Dieser scheinbar selbständige Schmerz ist nicht grundlos, er macht keine Ausnahme von anderen Schmerzarten und kann nur eine ähnliche, physikalisch-chemische Ursache haben, der man eben nachforschen muß, wenn wirkliche Heilung und nicht nur zeitweilige Betäubung erzielt werden soll. Wenn ein Nerv durch einen gebrochenen Knochen verletzt wird oder wenn er von der an der Bruchstelle sich bildenden Wucherung von Knochenmasse eingeschlossen und gedrückt wird, wenn der Nerv in der Nachbarschaft eines Eiterherdes in Mitleidenschaft gezogen wird, so ist uns dies noch verständlich, da wir eine greif- und sichtbare Ursache auch hier vor uns haben; wenn es sich aber um Neuralgien, um Zahn-, Kopf- und Magenschmerzen handelt, sind wir geneigt, die abenteuerlichsten Ursachen anzunehmen, weil wir mit unseren Sinnen nichts Besonderes wahrnehmen können; und doch sollten uns die als schmerzauflösende Mittel bekannten chemischen Reize, deren Wirkung wir auch nicht recht verstehen, da wir selbst mit bewaffnetem Auge nichts Außergewöhnliches an dem betreffenden Nerven entdecken können, hier den richtigen Weg zeigen.

Alle inneren Schmerzen, die nicht auf physikalischem Wege geheilt werden können, beruhen in einer Störung des Chemismus des Körpers, speziell der betreffenden Nerven; da aber die normale Funktion aller Organe, die Ernährung aller Körpertheile vom Blut abhängt, so ist die Grundursache immer in einer ungenügenden Blutzusammensetzung zu suchen. Der beste Beweis hiefür ist die bekannte Thatsache, daß blutarme Leute immer von einem Heer von Schmerzen (Migräne, Neuralgien, Zahnschmerzen, Magenkrämpfen und so weiter) heimgesucht sind.

Gegen alle die mannigfachen Schmerzen ist man von jeher mit Schmerzbetäubungsmitteln zu Felde gezogen, um so weniger man zu einer Zeit die Ursachen kannte, um so zahlreicher waren die Mittel. Wohl keine Rubrik der verschiedensten Arzneimittel weist so viel Nummern auf wie die Betäubungsmittel; die neuere Zeit jedoch hat sich auf einige wenige beschränkt. Man unterscheidet allgemein betäubende und örtlich unempfindlich machende Mittel; zu den ersten gehört das Chloroform, das chemische Produkt der Einwirkung von Chlor auf Grubengas, einer Kohlenwasserstoffverbindung, welche angewendet wird, wenn eine vorübergehende Empfindungs- und Thätigkeitslähmung behufs einer Operation oder dergleichen erzielt werden soll. Man läßt das Chloroform einathmen; zuerst zeigt sich hiebei ein leichtes Erregungsstadium, weiterhin treten leichte Delirien fröhlichen oder ängstlichen Inhalts auf, und endlich folgt tiefer Schlaf durch Lähmung des ganzen Nervensystems mit Ausnahme des Athmungs- und Herzzentrums. Bei langandauernder Narkose kann sich die Lähmung auch auf das Athmungszentrum ausdehnen, in welchem Falle der Tod eintreten kann. An Stelle des Chloroforms verwendet man auch den weit weniger gefährlichen Aether, dessen Gebrauch in Amerika, wo die Anwendung von Chloroform gesetzlich verboten ist, allgemein ist. Nach der Statistik von Morgan kamen bei Aetheranwendung in 92,815 Fällen 4 Todesfälle vor, während das Chloroform in 152,200 Fällen angewendet, 5mal den Tod bewirkte. Das nächstwichtige allgemeine Betäubungsmittel ist das aus Mohnkapseln gewonnene Opium oder vielmehr ein Hauptbestandteil desselben, das Morphium. Dasselbe wird ungemein viel, vielleicht viel zu viel gebraucht und sehr bereitwillig bei allen Schmerzen, für die man nicht gleich die Ursache kennt, bei Schlaflosigkeit und Aufregungszuständen und so weiter meist zum Nachteil der Patienten angewendet; denn während man bei dem ersten Auftreten der Störungen durch sofortige Beseitigung oder Bekämpfung der veranlassenden Ursache eine gründliche Heilung erzielt haben würde, wird durch die bloße Bekämpfung der Symptome, der Krankheitsäußerungen, dem Leiden Gelegenheit gegeben, sich fortzusetzen, sich auszubilden und — unheilbar zu werden. Es kommt daher nicht allzu selten vor, daß Leute, durch Beibehalten des Schmerzes zum längeren Gebrauch des Morphiums veranlaßt, sogenannte Morphiomanen werden, das heißt sich so an den Genuß des Morphiums gewöhnen, daß es ihnen ein Bedürfnis wird, wie der Alkohol dem Trinker; wie dieser aber, so sind auch sie durch die Giftwirkung in ihrem ganzen körperlichen und geistigen Wesen verändert, zu lauten Gelahr, durch plötzliche Aufgabe des gewohnten Reizmittels in Delirien und Kollaps zu enden.

Dem Morphium in seiner Wirkung sehr ähnlich ist das Chloralhydrat, eine chemische Verbindung, die durch Einleiten von Chlorgas in Alkohol erhalten wird; seine schlafmachende Wirkung überwiegt die schmerzstillende, es scheint jedoch bei dauerndem Genuß nicht so nachteilig wie das Morphium zu wirken.

In den allgemein betäubenden Mitteln gehört auch noch das viel gebrauchte Lachgas, eine besondere Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff. Es wird in der Zahnheilkunde viel angewendet, wenn man aber meinte, daß es unschädlich sei, so hat sich das als ein großer Irrtum erwiesen, da schon mehrfach Todesfälle bei seiner Anwendung vorgekommen sind.

Die Reihe der örtlich schmerzstillenden Mittel ist gering; der Aether macht Hautstellen unempfindlich durch die erzeugte Verdunstungskälte, die Chloroformliniments wirken mehr durch das Reiben selbst als durch die Chloroformbeimengung; aber in allerneuester Zeit ist ein viel versprechendes Mittel auf den Markt gebracht: das Cocain. Dies ist ein Präparat aus den Blättern des südamerikanischen Cocastrauches (Erythroxylon Coca, Lamarck) und hat die Eigenschaft, auf die Haut oder Schleimhaut gebracht, jede Empfindung an dieser Stelle aufzuheben. Wegen dieser rein lokalen Wirkung wird sich das Cocain da, wo es sich um unblutige Operationen handelt, wie in der Augenheilkunde und so weiter, viele Freunde erwerben und das Chloroform wohl aus diesem Zweige der operativen Heilkunde mehr und mehr verbannen.

Je mehr aber die Medizin fortschreitet, das heißt je mehr sie die Ursachen der Krankheiten erkennen lernt, um so weniger Medizin gibt sie, um so weniger werden auch die schmerzstillenden Mittel angewendet. Man weiß, daß der Schmerz in entzündeten Teilen, in Wunden und so weiter von der Entzündung, von dem übermäßigen Blutandrang herrührt, und dadurch, daß man die Entzündung bekämpft, am besten durch häufig gewechselte feuchte Kompressen, dadurch daß man die Wunde gut reinigt und verbindet, bezüglich auch erst so lange kühlt, bis der Schmerz verschwunden ist, wird man immer auch am sichersten den Schmerz verscheuchen. Bei den sogenannten neuralgischen (Nerven-) Schmerzen, die weist auch in einer Entzündung der betreffenden Nerven bestehen, wird man durch Bekämpfung der Entzündung mit kühlen Aufschlägen, sowie durch Darreichung der leber- und entzündungshindernden Fruchtsäuren (Zitronensäure), jedenfalls aber durch ein Verfahren zum Ziele kommen, welches den Blutandrang zu der entzündeten Partie ableitet, sei es durch die Massage, das Weitstreichen der andrängenden Säfte in der Umgebung des Entzündungsherdes selbst, sei es durch ableitende Bäder, zum Beispiel Fuß- und Sitzbäder bei Kopfneuralgien.

Bestehen Kopfschmerzen, Migräne bei Blutandrang nach dem Kopfe, so wird das ableitende Verfahren das einzig rationelle sein; wird aber umgekehrt bei blassem Gesicht das Kopfweh durch Liegen besser, so ist dies ein Beweis, daß mangelhafte Blutzufuhr, mangelhafte Ernährung des Gehirns die Ursache ist. Hier hilft nur eine gleichzeitige diätetische Kur, wenn wirkliche Genesung, das heißt dauernde Beseitigung der Schmerzen erreicht werden soll.

Zahnschmerzen sind oft rein nervöser Natur, das heißt sie beruhen auf einer ungenügenden Ernährung des Nervensystems bezüglich schlechter Blutbildung; doch ist dies nicht so zu verstehen, daß die oft schon mehr als genug elenden Kranken nun noch mehr essen sollten, im Gegenteil ist hier nur von qualitativer mangelhafter Ernährung die Rede. So reagirt das Nervensystem auf nichts stärker, als die Entziehung, bezüglich Vorenthaltung der für dasselbe wichtigen mineralischen Bestandteile; durch ungenügende Nahrungsaufnahme, durch den viel zu reichlichen Kochsalz- und Wassergenuß, zu dem aber gerade bleichsüchtige und blutarme Menschen neigen, führen jedoch viele Menschen sich erstlich einmal zu wenig wichtige Nährbestandteile zu und schwemmen zweitens mit dem unnütz genossenen Wasser dieselben zu reichlich aus. Bei Zahnschmerzen, die von kranken Zähnen herrühren, ist die Reinigung derselben, sowie das Meiden zu warmer und zu kalter Speisen und Getränke die erste Aufgabe; weiterhin erweist sich das häufig wiederholte, langdauernde Halten eines Schluckes nicht zu kühlen Wassers im Munde, bis dasselbe ganz warm und schleimig geworden ist, als das beste Mittel. Bei allen ziehenden rheumatischen und ähnlichen Schmerzen ist das Reiben mit bestem Fingern das erfolgreichste Verfahren, da es sich um Blutstockung in den feinen Haargefäßen handelt. Magen- und Kolikschmerzen sind direkt oder indirekt immer die Folgen diätetischer Sünden, direkt, wenn es sich um grobe Diätfehler handelt, indirekt, wenn infolge eines dauernd verkehrten Regimes die Blutbildung notgelitten und die Magen- und Unterleibsnerven verstimmt wurden. Die Behandlung muß eine diätetische sein, die momentanen Schmerzen werden durch Streichungen des Unterleibes, sowie durch beruhigende feuchtwarme Kompressen beseitigt.

Bei den eigentlichen nervösen Schmerzen, die meist durch periodischen Wechsel charakterisirt sind, sowie dadurch auf sich schließen lassen, daß jede andere Ursache, wie Entzündung und so weiter, auszuschließen ist, bewährt sich eigentlich nur ein Mittel, welches unsere Zeit endlich zu Ehren bringen zu wollen scheint — der Magnetismus. Man soll sich nicht durch das an und für sich unzweckmäßige Wort abschrecken lassen, sondern es einfach mit „Betäubung" übersetzen und sich hiebei erinnern, daß, wie wir oben sahen, anderweitige Inanspruchnahme des Gehirns eine Schmerzempfindung austilgen kann. Dann wird es schon fruchtbarer, daß ein Nerv, der vielleicht noch vor einer Stunde ganz richtig arbeitete, jetzt aber plötzlich Schmerz, unmöglich eine schwere Störung eines Gefäßes erlitten haben kann, vielmehr nur eine leichte Schwankung im Gleichgewicht seiner einzelnen Bestandteile (Molekule) zur Schau trägt, die durch eine Aenderung der elektrischen Spannungsverhältnisse des Nerven, beziehungsweise seiner Umgebung oder des Blutes erklärt werden könnten.

Die Erklärung hinkt noch; Thatsache aber ist, daß durch das bloße Auflegen einer angenehm trocken-warmen Hand, durch sanftes Streicheln, ja durch Hinfahren über die Schmerzenden Partien ohne direkte Berührung die heftigsten Kopf-, Zahn-, Leibschmerzen und so weiter getilgt werden können. Ganz unabweisbar aber wird die Annahme der „Beeinflussung", wenn wir Fälle von langjährigen Gelenkrekrümmungen (vorausgesetzt, daß sie nicht auf mechanischen Hindernissen beruhen), von Schiefhals, Gelenkschmerzen und so weiter, die allen möglichen medikamentösen Einwirkungen, der Elektrizität, sowie der Massage widerstanden, durch sanftes Streicheln, sowie durch Willensbeeinflussung, das heißt durch Magnetismus, zur Heilung kommen sehen.

Die heftigen Schmerzen, die sich im Anschluß an eine Verbrennung einstellen, kann man auf mehrfache Weise lindern; einmal erweist sich die isolirte Bedeckung mit einer dicken Lage trockener Baumwolle (reine, entfettete Wundwatte) als zweckdienlich, ein andermal genügt die Einreibung mit Oel oder ungesalzener Butter, ein drittesmal ist es eine Wohlthat, den verbrannten Körpertheil so lange in Wasser zu tauchen, bis der Schmerz verschwunden ist. Gegen kleine Brandwunden erweisen sich auch aufgelegte frische Kartoffelschnitzchen als sehr schmerzlindernd. Bei localen Verbrühungen des Körpers, die wegen der unterdrückten Hautthätigkeit, besonders aber wegen des starken, von den zahlreichen verbrannten Nervenenden in der Haut ausgehenden Nervenreizes meist den Tod im Gefolge haben, hat sich in einzelnen Fällen das permanente Wasserbad als das einzige Hilfsmittel erwiesen. Das Wasser wird beständig in einer Temperatur von zuerst 25° und in den nächstfolgenden Tagen von 26 bis 27° R. gehalten und der Beginn der Abheilung abgewartet, worauf Einwicklung in Baumwolle nach vorheriger Bestreuung der Brandstellen mit Talkum die Abheilung beschleunigt.

So kann man oft mit den einfachsten Mitteln ungeahnte Erfolge erzielen, weshalb es Pflicht ist, sie gebrauchen zu lehren, da in solchen Fällen dringende Hilfe nottut und der Arzt meist deshalb zu spät kommt, weil in der Zwischenzeit gar nichts oder — schlimmer noch — Unzweckmäßiges geschah.

Sappho.

(Siehe das Bild S. 744 u. 745.)

Die Grenzen der Kunst reichen so weit wie die des menschlichen Geistes, und wenn dem bildenden Künstler nur die Erscheinungswelt angehört, so steht es ihm doch frei, seine Stoffe auch an den örtlich und zeitlich entlegensten Stellen zu suchen. Ja, in unseren Tagen, über die das reale Interesse als Königin gebietet und selbst von der Kunst verlangt wird, die Flügel zu flattern und sich nicht über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, flüchtet sich der Künstlergeist gern in jene Glanzepoche des Lebens der Menschheit, die, obwohl längst vergangen, lebendig unter uns geblieben ist und immer noch legendringende Frucht zeitigt. Die großen Jahrhunderte der griechischen Kunstlebens mit ihrer vollen und feurigen Hingabe an das Schöne werden nicht vergessen werden so lang es eine Kunst gibt, und geht je einmal die Erinnerung an sie verloren, sollten sie jemals aufhören, auf die Nachgeborenen zu wirken, so wird deren Kunst dem Hinsiechen oder dem Tode verfallen sein. Kein Maler, kein Bildhauer unserer Zeit schafft Dauerndes und Großes, der nicht sein Bestes den Griechen verdankte, und wenn er nie einen antiken Stoff zur Ausführung brachte, das Schauen, das Formgefühl, die Hingabe an die Natur und das Schöne, welche seinen Schöpfungen den Adelsbrief verleihen, hat er doch in der Schule der Alten geübtet. Diese selbst, in ihrem Thun und Leben, wahr und wahrhaft zur künstlerischen Darstellung zu bringen, gelingt nur wenigen; denn dazu gehört nicht nur tiefes Studium, sondern vielmehr auch eine entsprechende Komplexität mit ihnen, eine Geistesverwandtschaft, welche mit feinem Fühlfäden herauszutasten und zu ahnen versteht, wie sich die antike Welt bei der darzustellenden Handlung nicht nur gekleidet und bewegt, sondern innerlich verhalten. Unter allen lebenden Künstlern werden diese Bedingungen von keinem vollständiger und glücklicher erfüllt als von Alma-Tadema, dem Maler des Bildes Sappho, das wir hiermit unseren Lesern zeigen.

Obgleich ja der Holzschnitt niemals im stande ist, ein Gemälde, das mehr durch Farbe als durch Zeichnung zu wirken bestimmt ist, auch nur annähernd genügend wiederzugeben, wird sich doch jeder Beschauer durch unsere Wiedergabe des berühmten Meisterwerkes angezogen fühlen. Ein gewisses, schwer definirbares Etwas drängt ihm die Ueberzeugung auf, daß er hier vor etwas Besonderem, Bedeutendem, großartig Schönem stehe, und doch wird er sowohl in mancher Einzelgestalt als auch in der gesamten Komposition etwas Eigenthümliches, auf den ersten Blick Befremdliches finden. Dies Etwas liegt in dem strengen, von den Alten überall geforderten, von uns so gern vernachlässigten „Maß" oder „Maßhalten", das Tadema sich, als sei er selbst ein Grieche, bei der Behandlung jeden antiken Stoffes auferlegt. Da begegnet uns keine heftige oder gar übertriebene Bewegung, da widerfährt auch dem einzelnen das vollste Recht, da sehen wir liebevoll und mit erstaunlichem Geschick zum Ausdruck bringen, daß die Handlung, welche hier vorgeführt wird, sich in jener frühen Zeit des griechischen Kunstlebens zugetragen, deren Leistungen, wenn wir von den poetischen absehen, eine gewisse Gebundenheit zeigen; dies Etwas, wir können es den glücklich getroffenen Stempel der Epoche, welcher der gewählte Stoff angehört, nennen.

Unser Gemälde führt uns auf die Insel Lesbos und zeigt uns die größte Dichterin ihrer Zeit, den „lieblichen Schwan",

„die zehnte Muse“, Sappho und an ihrer Seite ihre schöne junge Freundin und Sanggenossin Erinna, die trotz ihres frühen Endes als neunzehnjähriges Mädchen Sappho, wie ein Epigramm sagt, so weit in der epischen Sangweise übertraf wie diese sie in der lyrischen. Beide, umgeben von einem Kranz anmutiger Gefährtinnen, unter denen sich auch Sapphos kaum den Kinderjahren entwachsene Tochter und die geliebteste unter ihren Freundinnen, jene Atthis befindet, der das glühendste unter den beiden einzigen vollständig erhaltenen Liedern der Lesbierin gewidmet ist, — beide schicken sich an, dem Gesang eines jungen Dichters zu lauschen, der soeben in die Saiten gegriffen hat und sich sammelt, um die Stimme wiederum im Lied zu erheben. Es ist kein geringerer als Alkaios (Alcäus), und er hat schon vorher Herrliches zu genießen gegeben; man sieht es den Zuhörerinnen und besonders der reifen Schönheit Sappho an, die hochbefriedigt und mit einem Lächeln, das dem Sänger den Beifall im voraus sichert, den Lorbeerkranz für ihn bereit hält; die junge Erinna ist ganz Spannung und will nur genießen und hören. Atthis hat sich's bequem gemacht und will sich weiter in allem Behagen des Vortrages freuen. Die beiden jungen Mädchen hören auch gern zu; sie sind schon mit einander einig, wie ihnen der Sänger gefällt.

Die edelsten und größten Freunde der Musen zeigt dies herrliche Gemälde in neidloser Vereinigung. Die lesbische Fürstin der äolischen Dichtung ist bereit, dem Fürsten derselben, ihrem ebenbürtigen Landsmann, zu huldigen. Ein herrlicher Stoff für einen Meister, der selbst freudig, wie wenig andere, die Verdienste seiner Kunstgenossen anerkennt. Irren wir nicht, so hat er diesmal sein Motiv einer Elegie des Hermesianax entnommen, worin es heißt:

„Du weißt es ja, wie in dem Lesbierland
Alkaios oft den Festreigen führte,
Vom Liebesgott für Sapphos Reiz entbrannt,
Im Lied sie feiernd, seine Saiten rührte.“

Man kann sich kein glücklicheres Jugendbild dieses Alkaios, des vornehmen, streitlustigen und heftigen Kriegers, Dichters und Kavaliers, des — dieser Ausdruck ist hier am Platze — „galanten“, später so hochgefeierten Melikers denken, als das auf unserem Gemälde. Aus diesem selbstbewußten Jüngling mit den starken Augenbrauen und sinnlichen Lippen mußte der streitlustige, schwer versöhnliche und doch den Genüssen dieser Welt, der Liebe und dem Wein ergebene Parteimann werden, dessen lustiges Wesen sein Bild auf einer Münze zu Paris, auf deren anderer Seite sein weiser und gemäßigter Zeitgenosse Pittakos zu sehen ist, vortrefflich zum Ausdruck bringt. So mag die des eigenen Ruhmes sichere Sappho dem jungen, schon um seiner Geburt willen beachtenswerten Meliker, freudig bereit, ihm Beifall zu spenden, zugehört haben. Daß Alkaios die Sappho geliebt hat, wird durch nichts bestätigt; ihr Herz hat jedenfalls nie schneller für den berühmten Landsmann und Sanggenossen geschlagen.

In der Weise archaischer Kunst erleichtert Tadema durch Beischriften das Verständnis seines Gemäldes. Künstler begreifen, was es heißt, den ganzen Vordergrund und alle Gestalten darin, wie es hier von Tadema geschehen ist, in das hellste Licht zu setzen. Der Laie, welcher dies Kunstwerk ganz genießen will, denke sich zur Rechten des Dichters und hinter der dunklen Linie die See bei Lesbos in einer so tiefen, gesättigten Bläue, wie sie nur das mittelländische Meer zeigt und sie nur Tadema wiederzugeben vermag, und er denke sich weiter die Plattform und die Exedra, auf denen die Handlung vor sich geht, nicht von gemaltem, sondern von echtem Marmor; denn Tadema versteht es, diesen Stein mit Farbe und Pinsel so darzustellen, daß er in nichts von dem wirklichen abweicht und die Hand in Versuchung führt, ihn zu betasten und sich an seiner Glätte und Kühlheit zu freuen. Was wir an Tracht, Gerät und anderen äußeren Dingen aus Sapphos Zeit kennen, wird mit gleicher Treue und gleichem Realismus zur Anschauung gebracht, das Ganze aber ist wie in den Geist dieser Epoche (Ende des siebenten bis Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb.) getaucht, und das Reale hat auf dem Weg durch die ideal gestimmte Seele seines Schöpfers jenen hohen Schönheitszauber gewonnen, der ihm den Stempel des echten, unvergänglichen Kunstwerkes verleiht. Georg Ebers.

Louis Pasteur.

(Hiezu das Porträt S. 732.)

Nur wenigen vom Hauche des Genius berührten Männern ist es gegeben, der Wissenschaft neue Bahnen zu öffnen und zugleich in großen Resultaten für das praktische Leben den Ruhm der Popularität zu erwerben. Beides, und zwar beides auf nahe verwandten Gebieten, ist zwei Chemikern unseres Zeitalters zu teil geworden: dem Deutschen Justus Liebig und dem Franzosen Louis Pasteur. Jenem auf dem Gebiete der Pflanzenernährung, diesem in der Erforschung kleinster pflanzlicher Lebewesen, die in mancher Beziehung dem Menschen feindlich und durch ihre massenhafte Vermehrung gefährlich entgegentreten.

Auf Grundlage seiner Studien über Gärungsvorgänge, welche verschiedene mikroskopische Pilze als Ursache der abnormen, besonders für Wein, Bier und Essig verderblichen Gärungen kennen und durch genau geregelte Erwärmung bekämpfen lehrten und zu dem jetzt allgemein angenommenen Verfahren des Pasteurisierens führten, ging Pasteur vor beinahe zwanzig Jahren an die Erforschung ansteckender Tierkrankheiten, als deren Ursache eben auch mikroskopische Pilze erkannt oder wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt waren.

Zuerst lehrte er gewisse Krankheiten der Seidenraupen, welche durch ihre Verheerungen den ganzen Seidenbau Europas in Frage stellten, erkennen und so wirkungsvoll verhüten, daß ihm dafür, außer anderen Anerkennungen, im Jahr 1872 von der österreichischen Regierung ein Ehrenpreis von zehntausend Franken erteilt wurde.

Bald darauf fand er ein Verfahren, die von Davaine als Ursache der verheerenden, auch für Menschen höchst gefährlichen Milzbrandseuche erkannten Bakterien durch künstliche Züchtung so abzuschwächen, daß Impfung mit diesen gemilderten Krankheitskeimen nicht mehr Milzbrand erzeugte, sondern eine leichtere Erkrankung, die aber durch ihre Ueberstehung gegen Ansteckung durch den echten Milzbrand schützt. Diese wichtige (1878 veröffentlichte) Entdeckung ist durch zahlreiche Probeimpfungen und die Untersuchungen der bewährtesten Forscher (auch unseres Robert Koch) in Frankreich, Deutschland und Ungarn über allen Zweifel erhoben, wenngleich der Methode noch Fehler ankleben, welche die Impfung zuweilen unwirksam, zuweilen gefährlich machen.

Im Jahre 1882 lehrte Pasteur bereits eine gleichfalls mörderische Krankheit der Hühnerhöfe, die sogenannte Hühnercholera, durch Impfung der in künstlicher Züchtung abgeschwächten Krankheitskeime, ebenfalls stäbchenförmige Pilze, verhüten; und nur zwei Jahre später veröffentlichte er seine auf gleicher Grundlage beruhende Schutzimpfung gegen den Rotlauf oder das Feuer der Schweine. Während aber die Pilze des Milzbrandes und der Hühnercholera durch Züchtung in künstlichen Nährmitteln weniger giftig gemacht wurden, geschah dasselbe für den Schweinerotlauf vermittels der Ueberimpfung auf weniger empfindliche Tierarten, hier auf Kaninchen, von denen dann die ungefährliche und gegen die gefährliche Krankheit schützende Schutzimpfung auf Schweine gemacht ward. Auch diese Entdeckung ist durch zahlreiche Prüfungen der berufensten Forscher, sowie durch die auf Veranlassung des badischen Ministeriums an vielen einzelnen Stationen ausgeführten Schweineimpfungen vollauf bestätigt, wenngleich die Methode ebenfalls noch nicht so weit ausgebildet ist, um die Impfung in allen Fällen ungefährlich und doch wirksam zu machen.

Alle diese wirtschaftlich so hochbedeutenden Entdeckungen Pasteurs werden aber weit übertroffen durch die im letzten Jahre erfundene Schutzimpfung gegen die Hundswut. Denn hier handelt es sich nicht nur um eine unsern Viehbestand gefährdende Seuche, sondern um eine Krankheit, die durch die bei den kranken Hunden und anderen Tieren erzeugte Beißwut den Menschen sehr oft eine fürchterliche, fast unbedingt tödliche und auch für ihre Umgebungen, Pfleger und so weiter höchst gefährliche und mit Recht gefürchtete Krankheit mitteilt. Der Ansteckungsstoff, dessen bacilläre Natur mit hoher Wahrscheinlichkeit zu vermuten, aber noch nicht erwiesen ist, wird nämlich durch Uebertragung auf Reihen gewisser Tiere, und zwar Affen, nach und nach so gemildert, daß seine Weiterimpfung auf Hunde und auch auf Menschen nicht mehr gefährlich ist, aber gegen die Hundswut selbst schützt, und zwar sogar, wenn die Impfung nach dem gefährlichen Biß, aber vor Ausbruch der Wutkrankheit vollzogen wird.

Die annoch gegen diese letzte Schutzimpfung erhobenen Einwürfe gründen sich hauptsächlich auf die Erfahrung, daß nicht alle Bisse toller Hunde den gebissenen Menschen gefährlich werden und man deshalb über die Wirkung der Schutzimpfung beim Menschen erst durch ausgedehntere Erfahrungen ein Urteil gewinnen könne, und daß andererseits bei schlimmen Bißwunden der Ausbruch der Wutkrankheit nicht oder doch nicht immer durch Pasteurs Schutzimpfung sich verhindern lasse. Gegen den ersten Einwand sprechen schon jetzt die überwiegend guten Erfolge bei Tieren, aus denen geschlossen werden darf, daß die Sache sich bei Menschen nicht wesentlich anders verhalten wird. Der letztere Einwurf verliert an Kraft dadurch, daß auch ein relativer Schutz von großem Wert ist, ganz abgesehen davon, daß größere Sicherheit durch verbesserte Methoden nicht ausgeschlossen ist. Immerhin aber gebührt Pasteur der Ruhm der genialen Idee und des Nachweises ihrer praktischen Anwendbarkeit, deren Ausdehnung auf andere Infektionskrankheiten nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte. Und auch die Wirkung dieser epochemachenden Entdeckungen ist nicht gering anzuschlagen, daß sie dazu beitragen werden, die Scheingründe der Gegner der Schutzpockenimpfung mehr und mehr in ihrer wissenschaftlichen Nichtigkeit und ihrer Gefährlichkeit für das öffentliche Wohl bloßzustellen. Dr. Fr. Dornblüth.

Antike Gastronomie.

Von

Dr. Kirse.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben uns früher schon bemüht, die Grundlagen kulinarischer Kunst und Wissenschaft aufzustellen, und wenn dies auch manchem paradox erscheinen mag, so beweisen doch schon die unendlich mannigfaltigen Verfälschungen der Nahrungsmittel und die immer neu entdeckten, unsere Gesundheit und unser Leben gefährdenden mikroskopischen Bildungen in den verschiedenen Genußmitteln, wie notwendig es ist, die Küche, das heißt die Vorbereitung der Naturstoffe zur Ernährung des menschlichen Körpers, zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben.

Was die Kunst betrifft, so brauche man nicht im vulgären Sinne des Wortes Gourmand, das heißt ein Mensch, der nur der Leckerei und Völlerei lebt, zu sein, um einen hohen Wert auf die Zubereitung unserer Speisen zu legen. Unsere Nahrung, auch die einfachste, soll nicht nur die Körperfasern erhalten und ersetzen, sondern auch die Nerven und durch sie den Geist anregen und beleben, und gerade dies ist die Aufgabe der Kochkunst, welche sich auch nachweisbar immer im Gleichmaß mit der menschlichen Kultur entwickelt und gewissermaßen immer auch ein Bild des geistigen Lebens der Völker darbietet.

Ehrliche, derbe Kraft zeigt die deutsche Küche, vom Mittelalter an bis zum Anfange dieses Jahrhunderts und in den bürgerlichen Kreisen auch heute noch. Subtile Verfeinerung drückt sich in der französischen Küche aus, wie sich dieselbe seit Ludwig XIV. von Versailles aus entwickelt hat. Praktischer, auf kräftige Ernährung gerichteter Sinn ist die Grundlage der englischen Küche. Süßliche Weichlichkeit zeigt die Küche Italiens. Eine rauhe Genügsamkeit ist das Prinzip der spanischen Küche. Mäßigkeit und vorsichtige Rücksicht auf das heiße Klima sind für den orientalischen Mohammedaner bei seiner Ernährung maßgebend.

Bei diesem unleugbaren Zusammenhange der Kochkunst mit den nationalen Eigenschaften der Völker und mit den verschiedenen Kulturepochen ist es daher nicht bloß vom kulinarischen Standpunkte aus interessant, die Geschichte der Kochkunst und der Ernährung zu studieren. Wie bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten der Tisch gedeckt wurde und was man auf denselben auftrug, das ist ebenso charakteristisch für den Zeit- und Volksgeist, wie die Kostüme und Waffen, die Volksbelustigungen und die Tänze. Wie noch alle unsere heutigen Wissenschaften und Künste auf das griechische und römische Altertum zurückgehen, so muß man auch bei der leider immer noch sehr mangelhaften und wenig systematischen Entwicklung der Kochkunst auf die antiken Zustände zurückgehen, wenn man dieselbe klar verstehen will.

Bei den alten Griechen ging die Kochkunst von unendlich einfachen Anfängen aus. Die homerischen Helden lebten wesentlich von Fleisch und Wein, wenigstens werden uns wenig andere Nahrungsmittel in der „Ilias“ und „Odyssee“ vorgeführt. Gemüse scheint man zu jener Zeit gar nicht gekannt zu haben. Bei den Festmahlen wurden nur die fetten Rippenstücke der geschlachteten Opfertiere unter die Gäste verteilt und dazu mit Wasser gemischter Wein getrunken, aus welchem der alte Nestor eine ganz eigentümliche und dem heutigen Geschmack ziemlich fremdartige Bowle durch einen Zusatz von Ziegenkäse und Honig zu bereiten verstand. Brot, wahrscheinlich den jüdischen Mazzen ähnlich, wurde dazu in Körben herumgereicht. Man saß zu jener Zeit beim Essen und jedem Gast wurde auf einem kleinen Tische besonders serviert, immer aber bestand die eigentliche Mahlzeit aus Fleischnahrung, und zwar hauptsächlich von Haustieren. Die Jagd war in jenen ältesten Zeiten mehr ein Kampf gegen schädliche wilde Tiere, als ein Suchen nach Beute für die Nahrung.

Allerdings schildert uns Homer hauptsächlich die Mahlzeiten der Fürsten, welche reichlichen Ueberfluß an Herden besaßen.

Die Hirten waren deshalb auch eine Art von Haushofmeister und spielten an den Höfen eine große Rolle, wie zum Beispiel der göttliche Sauhirt des Odysseus, als sein Herr unter der Gestalt eines Bettlers sein Haus betrat, nichts Eiligeres zu thun hatte, als hinauszugehen, ein Schwein zu schlachten und sofort dem Gast zu braten.

Das ärmere Volk, das keine Herden besaß, lebte dann wohl von Honig und Milch und mag auch die im Homer niemals erwähnten Früchte gegessen haben. Der Cyklop soff große Kübel voll Milch und fraß dazu, wenn er es erlangen konnte, rohes Menschenfleisch. Die Götter speisten Ambrosia und Nektar und ergötzten sich dabei an dem Dufte der reichlich mit Fett umwickelten gebratenen Opferstücke, der zu ihnen emporstieg. Jene Einfachheit erhielt sich in Griechenland ziemlich lange, ganz besonders in Sparta, wo nach Lykurgs Gesetz niemand bei sich zu Hause essen durfte, sondern zu den öffentlichen Mahlzeiten seine Suppe, sein Mehl, seinen Wein, seine Feigen und sein Oel bringen mußte.

Die legendäre schwarze Suppe, welche sich wohl aus Blut, Mehl und einzelnen Fleischstücken zusammensetzte und unserem heutigen in manchen Gegenden beliebten sogenannten Schwarzsauer ähnlich gewesen sein mag, war berühmt, aber zugleich gefürchtet bei allen Fremden, welche Sparta besuchten.

In Athen entwickelte sich mit der Verfeinerung der Sitten, mit dem Luxus und der Bequemlichkeit, sowie mit dem Kultus der Wissenschaften und der Künste auch die Kochkunst ziemlich schnell. Man begann dort, außer der primitiven Fleischnahrung, auch alle möglichen anderen Naturerzeugnisse für die Tafeln der Vornehmen heranzuziehen und durch künstliche Mischung und Bereitung derselben einem verfeinerten Geschmacksinn Rechnung zu tragen, sowie auf Belebung und Anregung der Nerven zu wirken. Man zog vor allem die Fische, welche das frühere Altertum gar nicht kannte, die Früchte und die Gemüse herzu, und schon früh wurde die Kochkunst von Mithaecus, Actides, Philoxes, Hegemon von Thasos und Archistratos behandelt, welch letzterer sogar ein Kochbuch in poetischer Form schrieb.

Man farcirte damals schon die Hühner, die Truthahner, sowie die Lämmer; man kannte verschiedene Bereitungsarten der See- und Flußfische, und benützte als Gewürz eine große Anzahl von Kräutern, von denen besonders der Kümmel, der Dill, der Thymian, der Quendel erwähnt werden.

Man komponierte eine große Zahl von Saucen und Farcen. Thearion war berühmt durch seine Erfindung der verschiedenartigsten Pasteten und Bäckereien, und die Kappadozier verstanden es besonders, aus dem berühmten Honig von Hymettus hochgeschätzte und sehr teure Kuchen zu backen, welche so weiß wie Milch waren und in ihrem außerordentlich zarten Teig die Gewürze von zahllosen Kräutern vereinigten.

Das Volk lebte freilich auch zu jener späten Zeit vorzugsweise nur von Brot und Oel, und auch Sokrates zieht in seinen Gesprächen bei der Berechnung der Kosten des Lebensunterhalts nur die Preise dieser einfachen und primitiven Nahrungsmittel in Betracht.

Trotz dieser Verfeinerung der griechischen Kochkunst behielt dieselbe immer einen gewissen idealen Charakter. Die leichte, anregende und belebende Ernährung des tierischen Organismus, durch welche derselbe zu einem willigen Diener des Geistes gemacht werden soll, gilt als Ziel der griechischen Gastrosophie. Die Gastmahle der Griechen arteten niemals, wenigstens prinzipiell nicht, zur Völlerei aus, sie waren gesellige Vereinigungen, bei welchen der Kultus des Geschmacksinnes nur dem Vergnügen einer geistig bewegten Unterhaltung höheren Reiz verleihen sollte, und wenn auch hie und da bei übermütigen jungen Leuten, wie zum Beispiel bei Alkibiades, Schwelgereien und Orgien vorkamen, so war dies eine Ausnahme, welche allgemein getadelt wurde. Das platonische Symposion war immer das Muster und die Regel der Mahlzeiten zur Zeit der Blüte Griechenlands, und das attische Salz blieb auch in der Kochkunst die feinste und beste Würze.

Anders war es bei den Römern, indem dieselben die ursprüngliche rauhe und kriegerische Einfachheit ihrer Lebensweise verließen und die Sitten der Griechen, die sie politisch unterjocht hatten, sklavisch nachahmten, ohne doch die Empfänglichkeit für den feinen, durchgeistigten Genuß der griechischen Symposien gewinnen zu können.

Man nahm in Rom zur Zeit des Verfalls der Republik und unter dem Regiment der Cäsaren wohl die griechische Kochkunst als Fundament an, aber auch auf diesem Gebiet zeigte sich teils in lächerlicher, teils in abschreckender Weise der Größenwahnsinn, welcher die Herren der Welt erfaßte und ihr ganzes Leben fast bis zum Blödsinn ins Gigantische und Ungeheuerliche hineintrieb. Die griechische Kochkunst, welche man annahm, wurde auf eine thörichte und sinnlose Weise nur durch wahnsinnige

Verschwendung, durch welche man sich ein Ansehen geben wollte, verfeinert — man wählte die sonderbarsten Dinge zu Nahrungsmitteln, nur weil sie unerschwinglich teuer und fast unmöglich zu beschaffen waren; damit verband sich Unmäßigkeit und wüste Völlerei — man überlud sich mit unzähligen Speisen und Weinen und trieb die Tollheit so weit, daß man sich nach dem Schluß jeder Mahlzeit durch Brechmittel wieder in den Stand setzte, eine neue beginnen zu können. Man ahmte die griechische Kochkunst nach, aber man fügte derselben die unglaublichsten Geschmacklosigkeiten bei, und das attische Salz bildete nicht mehr die Würze. Die römischen Gelage verhielten sich zu den griechischen Symposien, wie die wilden Gladiatorenkämpfe des Zirkus zu den edlen Ringkämpfen in der Arena zu Athen und zu Olympia. Statt der edlen Sänger, welche schon von Homers Zeiten an bei den Gastmahlen der Griechen ihre Vorträge hielten, traten bei den römischen Gelagen Possenreißer und üppige, sittenlose Tänzerinnen auf, um den abgespannten Nerven der von geschmacklosen Genüssen überladenen Gäste einen neuen Reiz zu geben.

In der ersten Zeit dieses Größenwahnsinns der römischen Gastronomie behielt dieselbe indeß immer noch einen gewissen vornehmen und edlen Ton; die wüste Verschwendung erschien wenigstens äußerlich noch als eine Dienerin feinen und edlen Lebensgenusses, weil die Römer selbst noch auf griechischen Geschmack und griechische Bildung Wert legten und noch nicht zur vollständigen cynischen Roheit der späteren Kaiserzeit herabgesunken waren. Der durch seine unerhörte Verschwendung sprichwörtlich gewordene Lucullus war immerhin ein großer Herr und ein feingebildeter Mann, der als Feldherr bewiesen hatte, daß er dem Ernst des Lebens gewachsen war, und auch in seiner Verschwendung immer dem guten Geschmack treu blieb. Er hatte in seinem Palast verschiedene Säle, die den einzelnen Göttern geweiht waren; für jeden dieser Säle standen besondere Köche in seinem Dienst, und die Mahlzeiten waren für jeden Saal an jedem Tage verabredet. So befahl er, als Cicero und Pompejus ihn besuchten, nur, daß man im Saal des Apollo servieren solle, und unmittelbar darauf setzte man sich zu einem Gastmahl zu Tisch, von dessen Glanz man sich heute keine Vorstellung machen kann. Diese Säle waren zugleich mit allen Kunstgegenständen geschmückt, welche auf die Mythologie des betreffenden Gottes Bezug hatten, und ebenso trugen Vorleser, wenn die Unterhaltung stockte, Dichtungen zu Ehren dieses Gottes vor. Lucullus selbst war mäßig, seine ungeheure kulinarische Verschwendung war eben nur ein Pomp, den er trieb, um seiner Eitelkeit zu genügen; er liebte ganz besonders feine und einfache Genüsse und trieb mit besonderem Eifer die Kultur der edlen Obstarten. Ihm verdankt das Abendland die Kirschen, denn er brachte die ersten Kirschbäume aus Asien nach Europa, deren ausgezeichnete Früchte er in seinem Feldzuge gegen Mithridat kennen gelernt hatte. Den Geschmack für die Kirschen teilte der altrömische Gastronom übrigens mit verschiedenen historischen Persönlichkeiten. Potemkin, der Günstling der Kaiserin Katharina, ließ in Rußland für seine Tafel stets vorzügliche Kirschen in besonderen Glashäusern ziehen, und der sonst so sparsame König Friedrich der Große bezahlte seinem Hofgärtner im Januar jede einzelne Kirsche mit einem Thaler, was für die damalige Zeit wenigstens den dreifachen Wert des heutigen Thalers bedeutete.

Die Köche gewannen zur römischen Zeit eine besonders bevorzugte Stellung und rangirten nicht mit den übrigen Hausdienern. Sie wurden außerordentlich hoch bezahlt und für jede neue Erfindung auf dem Gebiete der Gastronomie mit Ehren und Auszeichnungen belohnt. Marcus Antonius schenkte dem Koch der Kleopatra eine ganze Stadt mit deren Einkünften, um ihn für seine gastronomischen Kunstwerke zu belohnen. Zur Zeit des Kaisers Trajan war Apicius durch seine Kochkunst und seine außerordentliche Verschwendung berühmt; er erfand besonders merkwürdige Pasteten und Saucen und hatte auch die heute leider wieder verloren gegangene Kunst erfunden, Austern frisch zu erhalten. Apicius sendete dem Kaiser Trajan, als derselbe sich im Feldzuge gegen die Parther befand, täglich Austern, welche dort so frisch ankamen, als ob sie eben gefischt wären, und ihm die dankbare Gunst des Kaisers erwarben. Er verschwendete für die Saucen seiner Ragouts 1,500,000 Thaler nach unserem Gelde und vergiftete sich, als er bei der Aufstellung seiner Rechnung fand, daß ihm nur noch ein Vermögen von 100,000 Thalern übrig blieb, weil er davon nicht mehr leben könne. Aber in aller dieser Tollheit war immer noch guter Geschmack und Sinn für feinern Genuß. Bald jedoch wurde die römische Kochkunst zur Sklavin der wüsten und blödsinnigen Völlerei, in welcher es nur noch darauf ankam, durch tolle Ungeheuerlichkeiten sich zu überbieten und ohne eigentlichen Genuß die Einkünfte ganzer Provinzen zu verprassen. Der Kaiser Vitellius gab eines Tages seinem Bruder ein Gastmahl, bei welchem unter unzähligen anderen Gerichten allein 7000 Vögel und 2000 Fische aufgetragen wurden. Der Sohn des [illegible] setzte sich mit der Morgenröte zu Tisch, und der nächste Morgen fand ihn dort noch in seiner Gesellschaft [illegible] und auf längere Zeit zu jedem Genuß unfähig. [illegible] erklärte offen, daß ihm eine Schüssel Champignons lieber sei als alle Feldherren. Tiberius verbrachte seine Nächte auf Capri ausschließlich mit [illegible], und Geta pflegte bei seinen Gelagen nach den Anfangsbuchstaben der einzelnen Gerichte seines Menu das ganze Alphabet durchzugehen. Der Kaiser Domitian erschien einst im versammelten Senat und legte in längerer feierlicher Rede dieser erlauchten Versammlung, welche einst den Erdball beherrscht hatte, die Frage zur Beratung und Entscheidung vor, mit welcher Sauce eine große Steinbutte, die man ihm geschickt hatte, bereitet werden solle. Nach längerer ernsthafter Beratung entschied man sich für eine der damals bekannten, noch von Apicius erfundenen Saucen, und es wurde darüber in aller Form ein senatus consultum abgefaßt, dem der Kaiser ebenso ernst und feierlich seine Zustimmung erteilte, als ob es sich um die Einverleibung einer Provinz handelte.

Alle diese unglaublichen Dinge beweisen, daß, ebenso wie in das Staats- und Gesellschaftsleben des kaiserlichen Roms, auch in die Kochkunst der Größenwahnsinn eingedrungen war — der Geschmack wurde nicht mehr kultiviert, nur das Ungeheuerliche, Unglaubliche, Unmögliche reizte. Und jene blödsinnige Kochkunst mit ihrer sinnlosen Ueberfeinerung und ihrer maßlosen Massenvertilgung brach wie der römische Staat und die römische Gesellschaft unter dem Ansturm der Barbaren zusammen, um keine Spur zu hinterlassen. Von neuem mußte sich die Kochkunst im Mittelalter aus den rohesten und primitivsten Anfängen herausarbeiten, um nach mancherlei wunderbaren Ab- und Irrwegen, auf die wir demnächst vielleicht zurückkommen werden, bis zu ihrem heutigen, immerhin leider noch unvollkommenen Standpunkt durchzudringen.

Die schöne Straßburgerin. Eine Jugenderinnerung Goethes.

Maiabend im Schwarzwald.
Nach einem Gemälde von Emil Ischimmer.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Achtes Kapitel.

In hellem Kerzenglanz strahlten die Säle des großherzoglichen Residenzschlosses. Zum erstenmal fand Cour und Konzert bei den allerhöchsten Herrschaften statt, das alljährliche Signal zum Beginn der Gesellschaftssaison, und alles, was durch Geburts- und Dienstrang nur immer Anspruch darauf machen konnte, war befohlen worden. Die Wagen rollten von allen Seiten den verschiedenen Portalen des Schlosses zu, für welche die Auffahrt nach den einzelnen Rangklassen bestimmt war: glänzende Equipagen, deren wappengeschmückte Schläge von den goldbetreßten Lakaien aufgerissen wurden, einfache Mietwagen mit schlichten Livreen und darunter auch einzelne Fiaker, aus denen in dunkle Mäntel eingehüllte Gestalten hervorschlüpften, die erst auf der großen Treppe ihre Hüllen lüfteten, um ihre goldgestickten Uniformen zu zeigen.

An dem besondern Portal, durch welches die Hofchargen ihren Eintritt nahmen, hielt die prächtige Equipage des Grafen Ferdinand Hilburg, ein geschlossenes Coupé von der äußersten Eleganz. Der Jäger sprang wie der Blitz herab und nahm seinem Herrn den Mantel von den Schultern; leichten, sichern Schrittes stieg der Graf in der reichen Uniform seiner großen Hofcharge die Stufen zu den oberen Räumen hinauf. Als er in die Zimmer trat, in welchen der Hofdienst sich versammelte, wurde er von allen Seiten besonders zuvorkommend begrüßt, die näheren Bekannten drückten ihm herzlich die Hand, fast jedermann sagte ihm einige verbindliche Worte, denn er stand — vielleicht eine einzige Ausnahme abgerechnet — mit der ganzen Gesellschaft auf dem besten Fuß. Er beanspruchte nichts vom Hof und durchkreuzte daher die Pläne keines andern. Gleichwohl war kaum ein einziger in der ganzen Gesellschaft, der nicht diesen jungen, reichen und schönen Mann beneidet hätte, gerade deshalb, weil er nichts bedurfte, verlangte und erwartete.

Hilburg erwiderte alle Begrüßungen mit ruhiger Artigkeit, er gab auf manche Anrede freilich eine kaum recht passende Antwort, aber das wurde wenig bemerkt. Alles, was man hier sprach, wurde ja eben nur gesprochen, damit etwas geredet und die Zeit ausgefüllt sei. Jeder erwartete mit Ungeduld den Beginn des Festes, das fast einem jeden die Freude bereiten sollte, sich von anderen ebenso beneiden zu lassen, wie er selbst Höherstehende und mehr Begünstigte beneidete.

Auf Hilburgs Stirn lag ein leichter Schatten, den man trotz seiner sichern Selbstbeherrschung bemerkt haben würde, wenn nicht eben alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wären, als daß sie auf irgend etwas geachtet hätten, was nicht mit den äußerlichen Interessen des Hoflebens zusammenhing. Was den innern Menschen anging, war hier ja gleichgiltig. Hilburg war in seinem Innern aber in der That noch viel bewegter, als es äußerlich sichtbar wurde; die Schatten, die auf seiner Seele ruhten, waren dunkler als die leichte Wolke, welche seine Stirn beschattete.

Seit dem Jagdtage war Käthchen völlig verwandelt geblieben; fast täglich fuhr sie wieder nach dem Tattersall, um dort ganz in früherer Weise die kühnsten Reiterkünste zu produziren. Sie schien ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden, mit Fräulein Blangini zu wetteifern, und die schöne Kunstreiterin war geschickt genug, um Käthchen immer einige kleine Triumphe zu lassen, während sie dann wieder gelegentlich ihre ganze Ueberlegenheit zeigte und den Wetteifer neu anspornte. Hilburg besuchte zwar den Tattersall niemals, aber er erfuhr jedesmal, was dort vorgegangen, denn man sprach davon in allen Gesellschaften und auch Käthchen sorgte in dem Abendzirkel ihrer Mutter dafür, daß Hilburg ganz genau über alles, was sie gethan und an tollen Wagnissen geleistet hatte, unterrichtet wurde. Sie unterhielt sich nahezu ausschließlich mit Ribenau in jenem eigentümlichen Jargon der Sportswelt, der fast zum Modeton unter den Damen der Hofgesellschaft geworden war; sie that überhaupt alles, was Ferdinand an ihr früher mißfallen hatte und was sie eine Zeit lang sorgfältig zu vermeiden bedacht gewesen war; ja, sie schien es in einer gewissen trotzigen Ostentation darauf anzulegen, daß Ferdinand so recht deutlich bemerken solle, wie sehr sie gerade das Gegenteil von allem that, was er wünschte. Eine Unterhaltung mit ihr machte sie ihm unmöglich, indem sie immer ihren Platz so wählte, daß sie von den jungen Offizieren umgeben war, und wenn er jemals das Wort an sie richtete, so gab sie, kaum den Blick zu ihm wendend, eine so kurze, hochmütig abweisende Antwort, daß er Mühe hatte, seine zornige Aufwallung zu unterdrücken und keinen weitern Versuch machte, sich ihr zu nähern.

Er begriff diese Veränderung nicht und litt unter derselben um so mehr, je weniger er eine ausreichende Erklärung dafür fand. Er mußte ja nun wohl glauben, daß dies ihm so antipathische Wesen die eigentliche Natur Käthchens sei, daß sie ihm in kindischem Unwillen zürne, weil er sie eine Zeit lang von dem Weg abzulenken versucht, auf den ihre Natur sie drängte, und daß sie nun ihre Gefügigkeit durch eine geradezu feindliche Unart an ihm rächen wolle, dann aber erinnerte er sich wieder, welches feine, warme Gefühl sie ihm oft bewiesen, welches zarte Verständnis sie ihm entgegengebracht hatte. Wie vertrug sich das mit ihrem jetzigen Gebahren? Er stand vor einem Rätsel, das ihn mit schmerzlicher Pein erfüllte und dessen Lösung er um jeden Preis finden wollte, bevor er für immer den Träumen und Hoffnungen ein Ende machte, die ihn eine Zeit lang beglückt hatten und von denen er jetzt fast wünschte, daß sie niemals in seinem Herzen aufgetaucht wären.

Fräulein Blangini hatte ihr Spiel fortgesetzt und zwar mit all der Geschicklichkeit, welche die Gräfin Heltenberg von ihr erwartete und welche sie auch in ihrem eigenen Interesse aufzubieten sich bemühte.

Am zweiten Tage nach der Jagd begegnete Ferdinand der schönen Kunstreiterin auf der Promenade im Park. Sogleich kam sie zu ihm herangeritten, um ihm lächelnd Vorwürfe zu machen, daß er nach ihrem Unfall nicht gekommen sei, um nach ihrem Befinden zu fragen. Er antwortete kurz und wenig galant, doch sie ritt leichthin plaudernd an seiner Seite weiter. Bei der nächsten Wendung des Weges kam ihnen Rautenstein mit Käthchen und Ribenau entgegen. Fast unartig verabschiedete sich Ferdinand von seiner Begleiterin, um Rautenstein zu begrüßen; dieser empfing ihn mit einem neckenden Scherz, Käthchen aber wartete seinen Gruß nicht ab, sondern sprengte mit Ribenau, der ihr lachend einige Worte zuflüsterte, weit voraus. Fräulein Cora war fast gleichzeitig mit Ferdinand herangekommen und setzte nun, zwischen ihm und Rautenstein reitend, ihre Promenade fort.

So war es seitdem fast jeden Tag gegangen, immer war Fräulein Cora auf Ferdinands Weg im Park zu finden, immer ritt sie dann zu ihm heran und immer auch geschah dies fast in demselben Augenblick, in welchem Käthchen desselben Weges kam, entweder im Wagen mit ihrer Mutter oder zu Pferde mit ihrem Vater und Ribenau. Ferdinand suchte durch eisige Kälte gegen Fräulein Blangini diese ihm so lästigen Begegnungen zu beseitigen, aber Cora achtete nicht darauf. Was sie sagte und that, war übrigens, obgleich sie ihre Blicke und ihr Lächeln mit allem Eifer spielen ließ, so natürlich und schien so harmlos, daß sich Ferdinands ritterliches Gefühl zu einer verletzenden Zurückweisung nicht entschließen konnte. So geschah denn alles den Plänen der Gräfin Heltenberg und auch den Berechnungen der klugen Kunstreiterin entsprechend. Die Welt konnte nicht glauben, daß dem täglichen, öffentlichen und so vertraulichen Verkehr zwischen Fräulein Blangini und dem Grafen Hilburg keine intimere Beziehung zu Grunde liegen sollte; niemand fand in solchen Beziehungen etwas Wunderbares oder Außergewöhnliches; alle Welt sprach davon als von etwas Selbstverständlichen und Herr von Ribenau sowohl als die Gräfin Heltenberg sorgten dafür, daß diese Gespräche immer wieder neue Nahrung fanden. Ferdinand freilich erfuhr nichts davon und merkte in seiner Verachtung der Welt zu wenig darauf, als daß er dies alles mit Käthchens plötzlicher Wandlung, die ihn so peinlich beschäftigte, in Verbindung hätte bringen sollen.

Fräulein Blangini arbeitete dabei, wie gesagt, auch für ihre eigene Rechnung, sie wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Beziehungen, die allgemein als bestehend angenommen werden, sich leicht und sehr häufig zur Wirklichkeit verdichten, denn die Helden solcher Gerüchte folgen zumeist ebenso der Macht der allgemeinen Strömung wie die übrigen und glauben zuletzt selbst an das, was man allgemein über sie sagt. Auch hatte sie ein vielleicht durch ihre Erfahrungen begründetes, aber in Bezug auf Hilburg nicht berechtigtes Vertrauen auf die Macht ihrer Schönheit und auf ihre Kunst, diese Macht zu gebrauchen. So setzte sie denn ihre Taktik in der Hoffnung fort, daß ihr dennoch die Eroberung des unermeßlich reichen Majoratsherrn gelingen werde, der ihr außerdem durch seine von allen anderen jungen Leuten so unendlich abstechende stolze und edle Würde auch persönlich wohl wert schien, mit den Damen der vornehmen Welt um ihn zu kämpfen.

Frau von Rautenstein bemerkte wohl auch die Veränderung in dem Verhältnis zwischen Käthchen und Hilburg und war dadurch unangenehm berührt, da ihr der Graf für ihre Tochter als eine wünschenswerte Partie erschien. Sie fragte auch Käthchen darnach, diese aber gab ihr eine kurze, ausweichende Antwort, und die Mutter, welche niemals das Vertrauen ihrer Tochter besessen oder erstrebt hatte, beruhigte sich dabei. Lächelnd sprach sie von einer querelle d'enfant und war auch in ihrer ganzen Natur viel zu indolent, um sich weiter um eine Sache zu kümmern, die sich ja ganz von selbst wieder ausgleichen mußte.

So war denn auch hier wieder, wie so oft, die Welt geschäftig, zwei Herzen, die, kaum selbst zum Bewußtsein ihrer Empfindungen erwacht, einander sich zuwendeten, durch die feinen, giftigen Atome der Lüge, die sie immer wieder dazwischen warf, von einander zu reißen oder, wenn man so will, gar nicht zu einander gelangen zu lassen.

Kehren wir denn nach diesen allgemeineren Betrachtungen dessen, was sich inzwischen entwickelt hatte, zu der glänzenden Gesellschaft in den großherzoglichen Gemächern zurück.

Der Hofmarschall von Steinhausen benachrichtigte die Gesellschaft, daß alles für den Eintritt in die großen Säle vorbereitet sei, und sogleich eilten die sämtlichen Geladenen in die Galerie, in welcher die großherzoglichen Herrschaften ihren Hofdienst erwarteten. Es fand ein kleiner Cercle statt, die meisten wurden nur kurz begrüßt, Ferdinand fand eine besonders liebenswürdige Auszeichnung seitens der höchsten Herrschaften und nahm dann seinen Platz unter den Vertretern der Erbämter ein, welche unmittelbar nach dem Oberkammerherrn gingen. Die Flügelthüren zu den großen Empfangssälen wurden geöffnet; der Hofmarschall stieß dreimal mit der Spitze seines Stabes auf den Boden, aus dem großen Saal erklang ein Rauschen, als ob der Wind durch die Waldwipfel streifte, und die Musik intonirte die Landeshymne — hier wie an den meisten kleineren Höfen nach den Klängen des God save the King, welche zuerst Lully für die Elevinnen von Saint Cyr zur Begrüßung Ludwigs XIV. komponirte und welche dann erst der britischen Königshymne untergelegt wurden.

In langer Reihe folgten dem Hofmarschall die Oberhofchargen, die Hofchargen, die Kammerherren und Kammerjunker, endlich traten die Herrschaften ein und wie ein Aehrenfeld beugte sich die ganze im Thronsaal befindliche Gesellschaft. Der Großherzog und die Großherzogin schritten zur Thronestrade und blieben vor den Thronsesseln stehen, während der Erbprinz und die Prinzessinnen auf den Stufen ihren Platz nahmen und der ganze Hofdienst sich seitwärts in großem Halbkreis gruppirte. Die Mitte des Saales blieb frei und die Zeremonienmeister eilten davon, um die verschiedenen Gruppen zur Cour heranzuführen. Es war keine leichte Aufgabe, so durch einen großen, freien Raum unter dem Kreuzfeuer neugieriger Blicke an den Herrschaften vorüberzuschreiten und die vorschriftsmäßigen Verbeugungen mit der richtigen Würde und Devotion zugleich zu machen. So manche Dame, welche sonst ihrer Haltung vollkommen sicher war, trat dennoch klopfenden Herzens diesen gefährlichen Weg auf dem glatten Parkett an, denn ein kleiner Fehler konnte hier verhängnisvoll werden und die Betreffende für lange Zeit unerbittlichem Spott preisgeben.

Die fremden Diplomaten hatten zuerst defilirt, die Excellenzen folgten, endlich kamen die Damen der Hofgesellschaft, und damit war der pikanteste Höhepunkt der Cour erreicht, denn eine nach der andern mußten die Damen eine lange Gasse von neugierigen Zuschauern passiren, um dann auf dem freien Raum vor den Herrschaften ihre Verbeugungen zu machen. Ihre Toiletten, ihre Haltung, ihr Schmuck und auch ihre persönlichen Eigenschaften wurden dabei streng gemustert und

unerbittlich kritisirt. Nicht selten kam es vor, daß die vorüberschreitenden Damen eines oder des andern kritisches Wort vernahmen, das vielleicht absichtlich etwas lauter geflüstert wurde. Jedenfalls aber bildeten die auf dem sogenannten Lästerwege hingeworfenen Kritiken in den nächsten Tagen das Thema der Gespräche in den verschiedenen Salons, und die wohlwollenden Freundinnen sorgten dafür, daß die pikantesten Bemerkungen sicher zu den betreffenden Damen gelangten.

Auf dem Wege, den die Damen zu machen hatten, standen in der Nähe der Thronestrade die Offiziere des Gardereiterregiments, daneben einige der ständischen Rittergutsbesitzer, unter ihnen Herr von Krempel-Rothenstein, dessen Gesicht durch den Druck des engen Kragens der ritterschaftlichen Uniform fast blaurot aussah, und der sich die äußerste Mühe gab, so degagirt als möglich dazustehen, wodurch seine Erscheinung eine fast groteske Komik annahm. Der Lieutenant von Ribenau hatte sich dem Herrn von Krempel genähert und flüsterte ihm leise seine Bemerkungen über die vorbeischreitenden Damen zu, was dann jedesmal den nobilitirten Wollhändler zu außerordentlicher Heiterkeit veranlaßte.

Die Cour der Damen nahm ihren Fortgang. Endlich erschien Käthchen in der Reihe; sie war schöner als je. Eine außerordentlich einfache und doch reiche Toilette von weißer Seide mit silberner Blumenstickerei hob die Eleganz ihrer Erscheinung noch mehr hervor. Mit sicherem, elastischem Schritt, ein siegesgewisses Lächeln auf den Lippen, folgte sie ihrer Vorgängerin auf dem gefürchteten Wege. Sie hörte im Vorbeischreiten einzelne geflüsterte Worte der Bewunderung, und immer stolzer blitzten ihre Augen, immer hochmütiger und herausfordernder lächelten ihre Lippen.

„Famos — ganz famos!“ flüsterte der Lieutenant von Ribenau dem Herrn von Krempel zu; „sehen Sie nur, wie schön Käthchen ist, ganz wie im Tattersall, wenn sie zu ihrem Meistersprung heranreitet. Man glaubt zu hören, wie sie ruft: ‚Stange hoch!‘ — Stange hoch,“ flüsterte er noch einmal, indem er den Arm des Herrn von Krempel drückte.

„Stange hoch!“ wiederholte dieser, indem er die Hände ineinander legte, als ob er Bravo klatschen wollte; aber er hatte seine Stimme nicht so in der Gewalt wie Herr von Ribenau und die Worte klangen so laut von seinen Lippen, daß die Umstehenden sie ganz gut verstehen konnten. Sogar der Erbprinz vernahm sie und ließ dies deutlich genug erkennen, indem er ein wenig den Kopf umwendete, während ein flüchtiges, spöttisches Lächeln um seinen Mund zuckte.

Von allen Seiten wurde ein leises, unterdrücktes Lachen — freilich nur für die unmittelbar Vorbeischreitende — hörbar. Käthchen stutzte, als ob sie auf eine Schlange getreten wäre; sie warf einen halb erschrockenen, halb drohenden Blick nach der Stelle hin, woher das Wort erschallt war; sie sah das rote Gesicht des Herrn von Krempel, der noch die Hände wie zum Beifallklatschen erhoben hatte, sie sah ein spöttisches Lachen auf allen Gesichtern ringsum; ihr Blick flammte auf, glühendes Rot bedeckte ihre Wangen und hastig, mit unsicheren Schritten, eilte sie vorwärts. Herr von Ribenau war mit unnachahmlicher Geschmeidigkeit von der Seite des Herrn von Krempel verschwunden und stand unsichtbar hinter den Reihen der übrigen Herren.

Käthchen war wie betäubt vor Schreck und Zorn. Ihr, der Gefeierten und Bewunderten, die zum Neid aller übrigen Damen jedesmal stolz und sicher den sogenannten Lästerweg zurückgelegt hatte, ihr konnte es widerfahren, daß sie verhöhnt und beleidigt wurde, daß man über sie lachte — es war unerhört, unglaublich! Ihre Blicke verdunkelten sich — unsicher, in überstürzter Hast trat sie in den freien Raum, sie, die sonst so sicher ihre Cour machte, blieb seitwärts von den Herrschaften stehen, und als sie ihr Kompliment begann, verwickelte sie sich in die Schleppe ihrer Robe so, daß sie zu straucheln anfing.

Der Oberhofmarschall, welcher vor den Herrschaften stand und die Namen der Defilirenden nannte, eilte herbei, um sie zu unterstützen. Es gelang ihm, sie vor dem Fall, dem sie schon nahe war, zu bewahren, und ohne die Verbeugungen der Etikette gemäß zu vollenden, eilte Käthchen, außer sich vor Scham und Zorn, von dem Hofmarschall gestützt, über den freien Raum hin, um sich hinter den Damen zu verbergen, die bereits ihre Cour gemacht hatten und die sie meist mit spöttischen Blicken musterten.

Die Zeremonie war auf einen Augenblick unterbrochen. Der Großherzog rief den Hofmarschall heran, und erst als dieser ihm, wie es schien, eine beruhigende Mitteilung machte, winkte er, daß die Defilircour fortgesetzt werde.

Hilburg stand seitwärts von den Herrschaften, hinter den Damen vom Dienst. Er hatte die Worte gehört, welche Käthchen so aus aller Fassung gebracht hatten und in der That hier eine schwere Beleidigung, eine erbarmungslose Kritik ihres unweiblichen Sporttreibens waren. Ein unnennbares Mitleid erfaßte ihn, als er das junge Mädchen ihre Sicherheit verlieren und schwankend weiterschreiten sah. In diesem Augenblick war sie für ihn wieder das zarte, schutzbedürftige Kind, das er in seinen Jugendspielen auf seinen Armen über Bäche und Steine getragen hatte; alles war vergessen, was sie in der letzten Zeit ihm entfremdet, er hatte kein anderes Gefühl, als sie zu schützen und zu verteidigen, und da sie strauchelnd zusammenbrach, wollte er vorstürzen, um sie in seinen Armen aufzufangen, als der Hofmarschall ihm zuvorkam.

Als nun die Cour ihren Fortgang nahm, wollte nach dem ersten Schrecken über Käthchens Unfall die Entrüstung mächtig in ihm auf. Er trat langsam, wie zufällig, weiter seitwärts und befand sich bald neben dem Herrn von Krempel-Rothenstein, dessen Arm er leicht mit der Spitze seines Hutes berührte.

Herr von Krempel wendete sich um und begrüßte in tiefer Devotion den Grafen, gegen den er niemals den leichten, familiären Ton wie gegen die jungen Offiziere anzunehmen gewagt hatte.

„Sie machten soeben eine Bemerkung über das Fräulein von Rautenstein!“ sagte Ferdinand leise, mit einem eiskalten Blick von oben herab.

„Haben Sie es gehört, Herr Graf?“ entgegnete Herr von Krempel ganz vergnügt, mit einem unendlich einfältigen Gesicht; „nicht wahr, das war gut! Ribenau hatte ganz recht, sie war reizend, sie hat es verdient, daß man ihr etwas Schmeichelhaftes sagte; ganz wie auf der Reitbahn im Tattersall! Schade, daß sie hier das Hindernis nicht so glatt nahm wie dort! Nun, das hat nichts zu sagen; jeder kann einmal Unglück haben. Es war gut gemeint von mir, ich wollte ihr Courage machen, und es war ein guter Witz!“

Er lachte so herzlich, daß seine schwere Gestalt sich schüttelte.

Aus Ferdinands Augen blitzte es drohend; er erhob die Hand, in der er seinen Hut hielt, bis zur Höhe des Gesichts des Herrn von Krempel, seine Hand zuckte so, daß die weißen Federn seines Hutes zitterten, und im nächsten Augenblick würde vielleicht etwas Unerhörtes, Irreparables geschehen sein, wenn nicht der harmlos einfältige Ausdruck in dem Gesicht des nobilitirten Wollhändlers Ferdinand zum Nachdenken und zur Ueberlegung gebracht hätte.

Wenn er diesen Menschen tödlich beleidigte und sich mit ihm schlagen mußte — wegen Käthchens schlagen, denn von dem Herrn von Krempel war keine Diskretion zu erwarten — so wurde der Skandal zu ungeheuren Dimensionen ausgedehnt, Käthchen mußte darunter fast erliegen und doch traf er den Unschuldigen. Krempel hatte ja Ribenau genannt! Freilich konnte Ferdinand diesen, der ja äußerlich so ganz unbeteiligt an dem ganzen peinlichen Vorgang schien, nicht antasten. Jeder Eclat mußte überhaupt für Käthchen verhängnisvoll werden. So war es möglich, alles auf Kosten des Herrn von Krempel zu einer lächerlichen Geschichte zu machen, und dann gab es ja noch ein besseres Mittel, um das Gespött über Käthchen verstummen zu lassen.

Er ließ langsam seine Hand wieder sinken und sagte, halb über die Schulter zu Herrn von Krempel hinsprechend:

„Ein guter Witz, in der That! Schade, daß die Stallknechte des Tattersall nicht da waren, um denselben zu bewundern!“

Er wendete sich um und kehrte, über das Parket hingleitend, zu seinem Platz neben der Thronestrade zurück.

Käthchen war außer sich; sie wußte, was ihr Unfall für den Damenkreis der Gesellschaft bedeutete, sie wußte, daß bald auch diejenigen, welche jenen frech beleidigenden Zuruf nicht gehört hatten, den Grund ihrer Verwirrung erfahren würden, und sie fühlte, erbittert und tief beschämt zugleich, wie furchtbar boshaft und treffend jener Zuruf gewesen war. Wie durch einen Blitzstrahl war ihr das Unweibliche und Unwürdige ihres Treibens klar geworden und diese Empfindung war ihr noch bitterer, noch demütigender als der Unfall bei der Cour, so sehr derselbe auch ihre Eitelkeit kränkte. Sie dachte an Hilburg und seine freundlichen Mahnungen; hatte er es nicht doch besser als alle anderen mit ihr gemeint? Was würde er zu dieser entsetzlichen Scene sagen? Thränen traten in ihre Augen, ihr Herz schnürte sich zusammen und sie bedurfte ihres ganzen Stolzes, um ihre Haltung zu bewahren und die forschenden, höhnenden Blicke auszuhalten, die von allen Seiten auf sie gerichtet waren.

Die Cour war zu Ende, das Konzert begann. In der Bewegung, welche zwischen beiden entstand, hatte Gräfin Heltenberg sich dem Lieutenant von Ribenau zu nähern gewußt.

„Das war geschickt, mein Freund!“ flüsterte sie ihm zu; „denn nicht wahr, Sie sind es gewesen, der jenem tölpelhaften Krempel soufflirte?“

Herr von Ribenau nickte zufrieden lächelnd mit dem Kopf.

„Das arme Käthchen!“ sagte Ribenau mit hämischem Lächeln, ohne auf die Frage der Gräfin zu antworten; „sie thut mir leid. Es ist ein harter Schlag für sie, dieses Fiasko bei der Cour, und der vortreffliche Herr von Krempel hat diesmal wirklich ein boshaft pikantes Wort gefunden, das wie ein Giftpfeil an Käthchen hängen wird. Dieser feierliche, pedantische Hilburg hat, wie mir scheint, eine große Scheu vor solchen Pfeilen. Das Verhältnis war in der letzten Zeit schon recht locker geworden, ich hoffe, der heutige Coup wird genügen, um es ganz zu lösen; ich aber werde nicht grausam sein, ich bin ein Freund von Rothenstein und werde das arme Käthchen mit meinem Namen decken.“

„Es war in der That schlau berechnet,“ flüsterte die Gräfin, „ein wenig diabolisch zwar, aber kann man anders seinen Zweck in dieser unvollkommenen Welt erreichen? Ich freue mich mit gutem Gewissen, denn Käthchen mit ihrem Geist und ihrer Lebhaftigkeit würde sehr unglücklich mit diesem Hilburg geworden sein.“

Sie gab Ribenau scherzend einen leichten Fächerschlag auf den Arm und eilte, ihren Platz einzunehmen, während Ribenau sich an die Wand des großen Saales zurückzog.

Inzwischen hatte die Gräfin Ingenstein sich neben Käthchen gesetzt. Sie sprach, während boshafte Freude aus ihren Augen glänzte, ihr Bedauern über den Unfall aus.

„Und doch,“ sagte sie lächelnd, „hatte dieser Kaliban von Krempel recht, Sie waren wunderschön, als Sie so siegesgewiß herangestürmt kamen, man mußte unwillkürlich an Ihren kühnen Ruf im Tattersall denken. Nun, zuweilen kommt es vor, daß die Stange zu hoch gehalten wird; das kann selbst Fräulein Blangini widerfahren.“

Käthchen bückte sich nieder, um unbemerkt eine Thräne in ihrem Auge zu zerdrücken; der Fächer krachte in ihrer Hand.

Die Gräfin plauderte ganz heiter fort, fast wollte Käthchen die Qual zu groß werden, da sah sie, aufblickend, Hilburg in einiger Entfernung stehen. Er schaute zu ihr hinüber, sie las in seinen Mienen innige, warme Teilnahme, und plötzlich überkam sie ein Gefühl stolzer, ruhiger Sicherheit. Sie hatte sich einsam und verloren gefühlt, ihre Mutter hatte sich ihr nicht nahen gekonnt, da sie an dem Platz ihres Ranges festgehalten wurde, auch war ja das Geschehene äußerlich so wenig, ein kleiner, nichtssagender Unfall, und doch hatte sie so schwer gelitten, so lange sie ringsum nur Spott und Schadenfreude entdecken konnte.

Jetzt aber war sie plötzlich neu belebt, das war Ferdinands alter, treuer Freundesblick, der da zu ihr herüberglänzte, er war da, er verurteilte und verspottete sie nicht, obgleich er vielleicht von allen am ehesten ein Recht dazu gehabt hätte.

Sie richtete sich auf, sie antwortete heiter, hochmütig und sicher wie sonst, so daß ihre Nachbarin sie ganz erstaunt ansah und von neuem versuchte, sie durch einige mitleidig boshafte Bemerkungen aus der Fassung zu bringen. Aber ihre Mühe war vergebens, Käthchen hatte ihre Sicherheit und ihren Mut wiedergewonnen, und so oft sie zu Ferdinand hinübersah, fühlte sie immer wieder neue Kraft, der Welt und ihrer Bosheit zu trotzen.

Gräfin Heltenberg und Lieutenant von Ribenau hatten Käthchen im Auge behalten, um die weiteren Folgen des Vorfalls, der in der ganzen Gesellschaft flüsternd besprochen wurde, zu beobachten. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen aber entsprachen durchaus nicht ihren Erwartungen. Mit Erstaunen sahen sie, wie stolz und sicher Käthchen dastand und fast hochmütig herausfordernd auf die Gesellschaft hinblickte. Beide bemerkten auch, daß ihre Blicke Ferdinand suchten,

und es schien, daß er wie grüßend sein Haupt neigte. Sie fanden dafür keine Erklärung; denn wie Ferdinand nach seinen Aeußerungen die weibliche Würde auffaßte, konnte er ja kaum noch etwas anderes als Verachtung für Käthchen empfinden, nachdem dieselbe durch einen solchen Eclat und durch ein Wort kompromittirt war, dessen gefährlichste Schärfe seine Wahrheit war. Auf solche Folgerungen gestützt, gelangten die beiden bald zu der Ueberzeugung, falsch gesehen zu haben, und Ribenau drängte sich, als das Konzert beendet war, durch die Gruppen in Käthchens Nähe. Er hatte darauf gerechnet, daß es ganz günstig sein werde, sie eine Zeit lang unter dem lähmenden und niederdrückenden Eindruck der Isolirung zu lassen, in der sie sich den übrigen Damen gegenüber befand, und ihr dann als Beschützer und Retter zu nahen. Aber während er noch zögerte, um die Rolle des rettenden Ritters um so sicherer und erfolgreicher spielen zu können, war ihm Hilburg bereits zuvorgekommen.

Der Graf war außerordentlich eilig, einige Gruppen fast unhöflich durchschneidend, auf verschiedene Anreden kaum antwortend, durch den Saal gekommen und hatte Käthchen, die ihn, hoch errötend, mit glückstrahlenden Blicken empfing, seinen Arm gereicht, um sie nach dem in einem Nebengemach aufgeschlagenen Büffet zu führen.

Wie vom Blitz getroffen, blieb Ribenau stehen, als er die beiden so im augenscheinlich besten Einverständnis mit einander dahinschreiten sah. Er war durch dies unerwartete Ereignis so sehr aus der Fassung gebracht, daß er kaum einigen Kameraden zu antworten vermochte, welche ihn nach einem entlegenen Büffetsaal mit sich fortzogen, um dort ruhig und durch keine Pflichten der Galanterie gestört ihr Souper einzunehmen und namentlich auch den vortrefflichen Weinen des großherzoglichen Hofkellers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Verachten Sie die Falschheit der Welt, Käthchen!“ sagte Hilburg mit herzlicher Teilnahme, während er das junge Mädchen fortführte; „die hämische Bosheit verstummt am schnellsten, wenn man ihr nicht die Genugthuung gewährt, sich durch sie verblüffen oder beunruhigen zu lassen.“

Louis Pasteur.

„O, ich verachte sie von ganzem Herzen,“ erwiderte Käthchen, indem sie ihre blitzenden Augen rechts und links umherschweifen ließ, „und wenn ich es noch nicht gethan hätte, so würde ich es heute gelernt haben.“

„In der That,“ bekräftigte Hilburg, „man kann kaum anders mit der Welt leben, als wenn man sich durch den Panzer der Geringschätzung gegen ihre giftigen Pfeile wappnet; aber,“ fügte er ernst und doch mit herzlicher Wärme hinzu, „nicht so weit dürfen wir die Welt mißachten, daß wir die über den wechselnden Moden und Launen stehenden Gesetze der Gesellschaft verletzen und der Bosheit selbst das Gift für die Pfeile bieten, die sie gegen uns abschießt.“

„O, ich verstehe auch das,“ erwiderte Käthchen; „ich habe es heute verstehen gelernt wie noch nie zuvor, und diese Lehre werde ich niemals vergessen; ebensowenig,“ fügte sie leise mit zitternder Stimme hinzu, „werde ich den Dank vergessen, den ich Ihnen schulde, Ihnen, der Sie heute allein es wagen, sich als meinen Freund zu zeigen.“

„Im Mißgeschick bewährt sich die Freundschaft,“ sagte Hilburg, „wenn sie zu anderer Zeit auch Grund hätte, zu zweifeln und sich schweigend in sich selbst zurückzuziehen. Uebrigens,“ fuhr er fort, ohne den Blick zu bemerken, den sie zu ihm aufschlug und in dem eine rührende Bitte um Verzeihung lag, „übrigens — was wagt man dieser Gesellschaft gegenüber? Ich wollte in der That, daß ich Ihnen meine Freundschaft besser beweisen könnte, als indem ich hämische und feige Bosheit unter meinen Fuß trete.“

Sie waren während dieser Reden und Gegenreden im Speisesaal angelangt. Ferdinand führte Käthchen zu einem der kleinen Tische, welche zu vier bis fünf Couverts gedeckt waren. Ein großer Teil derselben war bereits in Beschlag genommen.

An einem noch unbesetzten Tische ließen sich Ferdinand und Käthchen nieder. Sie blieben dort eine Zeit lang allein; die Damen namentlich gingen scheu vorüber. Endlich aber geleitete ein Zeremonienmeister einige Herren, die nicht zur regelmäßigen Hofgesellschaft gehörten und noch keinen Platz gefunden hatten, an den Tisch.

Ferdinand führte die Unterhaltung mit der ganzen Sicherheit, welche ihm seine Stellung in der Gesellschaft gab, und zugleich mit der ganzen Lebhaftigkeit seines durch Studien und Erfahrungen so vielfach gebildeten Geistes.

Die Lakaien bedienten den Tisch, an welchem der

Die Schiffahrt auf dem Rhein: **Anlegen eines Schnelldampfers.** Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

„Gieb Acht Ritter Knut!"

1. Der Ritter Knut von Knutenhorst
Das war ein Gaugraf dem Dorf und Forst
Und Schloss und Minne gehorchte,
Doch leider der Ritter der schnorchte —
„Gieb Acht Ritter Knut!"

2. Freifräulein Elvire von Wirenstein
Das war ein minniglich Roselein
Sie sang sehr lieblich und schielte
Ihr Alter, der Freiherr, der spielte
„Gieb Acht Ritter Knut!"

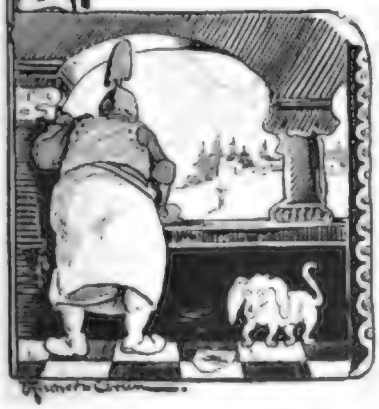
3. Nun hatte verloren die Güter sein
Der Freiherr Wiro von Wirenstein
Bei dem letzten Wurf den er spielte
Setzt er ein seine Tochter, die schielte
„Gieb Acht Ritter Knut!"

4. Gewonnen hat Rumo von Rumenick,
Der war nicht allzu erbaut von dem Glück,
Die Güter hat er behalten,
Die Tochter gab er dem Alten.
„Gieb Acht Ritter Knut!"

5. Da hat in furchtbarer Zorneswuth
Der Freiherr gewandt sich an Vetter Knut
Der hat rasend den Rumo erschlagen
Will müde von dannen jagen. Da —
„Gieb Acht Ritter Knut!"

6. Da tritt mit gerührtem Vatersinn
Der Wirenstein vor den Knutenhorst hin:
„Meiner Tochter Rächer und Retter!"
„Zum Weibe Dir geb' ich sie Vetter!"
„Gieb Acht Ritter Knut!"

7. Nun gieb Acht Ritter Knut, lass Dein Schnorchen sein,
Denn beschuppen will Dich der Wirenstein
Wenn die Gattin schielt, und der Ehmann schnorcht,
Wenn der Schwiegervater nur spielt und borgt,
Dann gieb Acht Ritter Knut!



8. Der Ritter Knut von Knutenhorst
Blieb Junggeselle, dem Dorf und Forst
Und Schloss und Minne gehorchte
Der Wirenstein spielte und borgte
„Gabst Acht Ritter Knut!"

9. Freifräulein Elvira von Wirenstein
Im Jungfernstifte beim Mondenschein
Sang zärtliche Lieder und spielte.
Das Fräulein war ältlich und schielte.
„Gabst Acht Ritter Knut!"

E. F. C.

Originalzeichnung von E. Fischer-Cörlin.

Digitized by Google

Erbobersschenk des Großherzogtums Platz genommen hatte, mit besonderer Aufmerksamkeit.

Die Herren waren entzückt über die anregende und liebenswürdige Unterhaltung des hohen Würdenträgers und Käthchen bot alles auf, um auch ihrerseits immer mehr Reiz in das Gespräch zu bringen; sie sprühte von Geist, Anmut und Laune.

Der Tisch, an dem sie saß, bildete den Mittelpunkt des ganzen Saales.

Das Souper war beendet. Die Herrschaften zogen sich zurück.

Hilburg führte Käthchen zu ihrer Mutter.

„Kümmere Dich nicht um die boshafte Freude über Deinen kleinen Unfall, mein Kind,“ sagte Frau von Rautenstein, „das kann jedem einmal passiren, aber es ist nur der Neid, der daran sein Vergnügen hat.“

„O mein Gott, Mama, ich kümmere mich nicht im geringsten darum,“ rief Käthchen, indem ihr Gesicht so glücklich strahlte, als ob sie heute den höchsten Triumph erlebt hätte.

Auch Rautenstein war mit Ribenau herangetreten; er sagte Käthchen einige teilnehmende Worte.

„Es ist doch in der That zu frech von diesem Krempel-Rothenstein, man sollte ihm solche Unverschämtheit nicht durchgehen lassen,“ fügte er dann, halb zu Hilburg gewendet, hinzu.

Dieser fixirte Ribenau mit eiskalten Blicken und sagte, ohne die Augen von ihm abzuwenden, in schneidendem Tone:

„Die Bosheit hätte wohl eine Züchtigung verdient — Dummheit muß man laufen lassen.“

Frau von Rautenstein hatte sich zum Abgange gewendet. Hilburg folgte ihr mit Käthchen und führte die Damen zu dem Wagen.

Ribenau suchte die Gräfin Heltenberg; er fand sie im Vorzimmer und bot ihr den Arm, sie zum Wagen zu führen.

„Es scheint,“ sagte er grimmig, „daß Käthchens Eigensinn und Hilburgs pedantische Albernheit alle Berechnungen umwerfen; haben Sie wohl bemerkt?“

„Ich habe es bemerkt, mein Freund,“ erwiderte die Gräfin. „Seien Sie indes ruhig; wir müssen einen entscheidenden Schlag führen, und ich habe bereits darüber nachgedacht; fahren Sie mit mir und nehmen Sie einen Thee bei mir, wir müssen schnell handeln.“

Ribenau folgte der Einladung der Gräfin, während Hilburg sich von seinem Jäger den Mantel umhängen ließ und dann seinen Wagen fortschickte, um, von tausend widersprechenden Gefühlen bewegt, zu Fuß nach Hause zu gehen. (Fortsetzung folgt.)

Die Schiffahrt auf dem Rhein.

Von

Ferdinand Hey'l.

(Schluß.)

(Hiezu die Bilder S. 744 u. 752.)

Es war im Jahre 1817, als das erste Dampfboot, von London kommend, den Rhein befuhr. Welche Wandlung hat der Schiffsverkehr seitdem erfahren! Die „Nederlandsche Stoomboot-Maatschappij“ war es, welche dieses erste Dampfboot für den Strom bestellte. Zehn Jahre später richtete eine Kölner Gesellschaft einen regelmäßigen Personenverkehr auf dem Rhein durch Dampfboote ein. Abermals zehn Jahre später entstand die Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft, die sich indessen, der gegenseitigen Konkurrenz müde und im gemeinschaftlichen Interesse beider, im Jahre 1853 mit der Kölner Gesellschaft vereinigte. Für den Personenverkehr sind die Boote dieser vereinigten Gesellschaft am entsprechendsten eingerichtet, während die holländische neben ihrem ausgedehnten Gütertransport weniger Wert auf Personenbeförderung legt.

Welche Wandlungen nun im Laufe der Zeiten! Trotz der bedeutenden Schwankungen im Wasserstande, trotz der Hindernisse, welche Felsen und Sandablagerungen im Strombette bieten und deren man Herr zu werden sucht durch Sprengungen, durch Baggerung und die Erbauung steinerner Krippen (Buhnen), die sich wie riesige Fangarme in den Strom hinein erstrecken, und endlich trotz der nunmehr an beiden Ufern des Rheins hergerichteten Eisenschienenwege hat der Verkehr auf dem Rhein selbst in früher ungeahnter Weise zugenommen. Um einen Begriff davon zu geben, können wir uns der Zahlen nicht ganz entschlagen, und so mag denn hier konstatirt sein, daß im Jahre 1884 die vereinigte Köln-Düsseldorfer Gesellschaft mit 27 Dampfbooten 1,064,000 Personen und circa 65,000 Tonnen Güter befördert hat. Die Mainzer Schiffbrücke passirten im selben Jahre nicht weniger als 515 Flöße. Der Gesamtverkehr an Gütern belief sich im Jahre 1884 in den deutschen Rheinhäfen auf nahe sieben und eine halbe Million Tonnen, wovon je ungefähr die Hälfte auf den Bergverkehr, die Hälfte auf den Thalverkehr kommen. Der Gesamtverkehr in den niederländischen und belgischen Häfen beträgt gleichfalls weit über 5 Millionen Tonnen, und dieser Verkehr erstreckt sich neben dem gewöhnlichen Kaufmannsgut, neben Kolonialwaren, Obst, Wein u. s. f., hauptsächlich auf den Transport von Steinkohlen, Baumaterial und Getreide. Rund 5000 Segelschiffe, (695 eiserne und 4300 hölzerne, darunter 2409 niederländische, 139 belgische, 14 britische und über 2400 Schiffe der Rheinuferstaaten) befahren den Strom in genanntem Jahre. 467 Dampfschiffe (235 deutsche, 53 belgische und 179 niederländische) waren registrirt und mit Schiffspatenten versehen, zu denen neuerdings noch 143 Segelschiffe und 8 Dampfschiffe hinzugekommen sind. Die deutsche Landesgrenze bei Emmerich passirten 19,000 Schiffe zu Berg und 18,692 Schiffe zu Thal, und die Brücke über den Königshafen bei Rotterdam gar 72,006 Schiffe. Seit dem Jahre 1870 hat sich die Zahl der Schraubendampfer ganz wesentlich vermehrt, und es befahren zur Zeit wohl nahe an 200 den Strom. Etwa 20 Trajektboote vermitteln neben den Brücken den Verkehr von Ufer zu Ufer. Die sogenannten Fähren und fliegenden Brücken, letztere an Ketten geschlossene mächtige Pontonnachen, welche, in der Mitte des Rheins verankert, je nach der Steuerung durch die Gewalt des Wassers von Ufer zu Ufer getrieben werden, finden sich nur noch vereinzelt am Niederrhein. Die Mehrzahl aller Segelschiffe ist aus Holz erbaut, und diese Fahrzeuge haben selten mehr als 5000 Zentner Tragfähigkeit; in neuerer Zeit aber erhält die Eisenkonstruktion den Vorzug, da diese eisernen Schiffe bis zu 16—18,000 Zentner verfrachten können. Die „Arche Noah“, ein neueres Schiff (Schleppkahn) der Art, trägt nahezu 20,000 Zentner, und zur vollständigen Entladung dieses Ungeheuers sind nicht weniger als 91 Wagen zu 200 Zentnern erforderlich, ungefähr so viel wie vier Eisenbahngüterzüge in beladenem Zustande befördern. Dabei kostet eine solche Arche etwa 40,000 Mark, ein kleineres Personendampfboot 80,000 bis 100,000 und 160,000 Mark, die größten Salondampfer 240,000 Mark und mehr. Wir wollen unsere freundlichen Leser mit Zahlen nicht ermüden, können doch aber nicht umhin, noch anzufügen, daß die verschiedenen Gesellschaften, die Mannheimer, die Badische, die Bayerische, Pfälzische, der Mainzer Schleppschiffverein, die Rhederei von Tisch in Mainz, die Frankfurter Aktiengesellschaft, die Kölnische, die Niederrheinische, die Zentral-Aktiengesellschaft für Tauerei, die Firmen Franz Haniel & Co. in Ruhrort, Mathias Stinnes in Mülheim u. s. f. viele Millionen in einem Jahre umschlagen, und nimmt man nun die Legionen von Arbeitern und Schiffern auf den Booten selbst, die Verfrachter und Verlader an den Uferorten hinzu, so wird man zugeben müssen, daß unsere Binnenschiffahrt auf dem Rhein eine Bedeutung gewonnen, welche den Verkehr auf allen anderen Strömen Europas weit in den Schatten stellt.

Noch um 1780 bis 1790 galt eine Fahrt von Mannheim bis Köln nach der Chronik als ein Ereignis. Wie anders heute. Dieselbe Strecke, die früher mehrere Tage, ja Wochen erforderte, legt man nunmehr in einem Tage, in wenigen Stunden (7½ bis 8½) zurück. Ein Dampfboot, welches morgens Mannheim verläßt, kann mit Hilfe der erst von Mainz abfahrenden Schnellboote den Reisenden bis zum frühen Abend nach Köln befördern. Mit dem Verkehr wuchsen aber auch die Ansprüche an die Unternehmer und die unternehmenden Gesellschaften. Die kleineren Dampfboote faßten den Zudrang nicht mehr, und so entstanden 1867 die musterhaft eingerichteten „Riesendampfer“, welche, mit amerikanischer Einrichtung versehen, Haus auf Deck haben, englische Maschinen besitzen und bei etwa 240 Fuß Länge 25 Fuß Breite, 3 Fuß Flottgang und 140 Pferdekraft haben. Es sind dies die Salonboote „Humboldt“ und „Friede“, denen 1871 sich noch die 260 Fuß langen und noch kräftigeren Boote „Deutscher Kaiser“ und „Wilhelm“ zugesellten. Sie vermitteln eine besondere Schnellfahrt von Mainz nach Köln und umgekehrt, und bieten durch ihre ausgedehnten und geradezu musterhaften Einrichtungen dem Rheinreisenden die größte Bequemlichkeit wie auch die Möglichkeit, die malerischen Rheinufer vom erhöhten Standpunkt aus an sich vorübergleiten zu lassen.

Selten aber bemerkt der Reisende, wie von den Stationen Mainz, Bingen, Caub, St. Goar und weiter hinab der Steuermann, dem die Leitung des Schiffes anvertraut ist, im Dienste wechselt. Denn jede dieser Strecken wird durch besondere Lotsen gesteuert, jede dieser Strecken bietet ihre besonderen Schwierigkeiten. Der Wechsel in dieser Leitung geschieht geräuschlos und unbemerkt; entweder vollzieht sich die Abwechslung an Stationen mit Landebrücken, oder mittels eines kleinen Lotsenkahnes, der dem Schiff dann angehängt wird. Still naht sich der wettergebräunte, geprüfte Führer, wortlos, ernst und sorgsam schaut er aus. Dem Publikum ist es verboten, mit ihm zu sprechen, obwohl der Mann vorschriftsmäßig drei Sprachen sprechen können muß. Es ist wohl zu bemerken, daß das Lotsenwesen nur in Bayern, Hessen und Preußen durchaus entwickelt ist, in Baden ist dasselbe ganz frei, in Elsaß-Lothringen bestehen keine Lotsenstationen, und auch im Niederland besteht kein eigentliches amtliches Lotsenpersonal, die Strompolizeibeamten sind dort nur angewiesen, den Schiffern Lotsenhilfe auf Verlangen zu leisten.

Die Zahl der Lotsen oder Steuerleute mit Patent für den Rhein beträgt in Bayern 6, in Hessen 29, und zwar für die Strecke von Mainz bis Bingen und von da bis Caub. In Preußen beträgt die Zahl der Steuerleute von Rüdesheim bis zur deutsch-holländischen Grenze 148, von denen nur 20 zur Führung von Flößen patentirt sind.

Und wer den jetzt modernisirten Mäuseturm, der allerdings sein romantisches Aeußere leider ganz verloren hat, im Vorüberfahren betrachtet, ahnt sicher nicht, welchen wichtigen Dienst der Schiffahrt zu leisten er gegenwärtig berufen ist. Das rote Fähnlein oben am Zinnenkranz wahrschaut die Schiffe im Bingerloch, damit ein Begegnen vermieden wird. Denn noch sind sie gefährlich, die Strudel, noch drohen unterhalb der Flußenge: der Harrenstein, die Fiedel, der große und kleine Wegstein, der Lochstein als bedenkliche Klippen, wenn auch die preußische Regierung im Jahre 1832 und später wesentliche Sprengungen vorgenommen, eine Arbeit, welcher ein Denkmal am linken Rheinufer errichtet wurde, ein Erinnerungsmal, das nur aus diesen Sprengsteinen zusammengefügt worden ist.

Bei der außergewöhnlichen Entwicklung des Güterverkehrs auf unserem Strome war es natürlich, daß auf die Erleichterung der Befrachtung von unternehmender Seite Bedacht genommen wurde, und so entstand auch auf dem Rhein die sogenannte „Tauerei“. Die großen Schlepper (Remorqueurs), welche bis zu 400 Pferdekräfte entwickeln und welche den Rhein mit ihren oft zahlreich angehängten Schleppkähnen so außergewöhnlich beleben, wurden Ende April 1873 auf der Strecke von Duisburg bis Emmerich noch durch Kettenschleppschiffe (Tauer) vermehrt. Man setzte später die Kettenverbindung am Mittelrhein fort, mußte aber den Betrieb am Unterrhein einstellen, da das Flußbett dieselbst zu sehr versandete; „versennert“ nennt es der Schiffsmann. Dieser Ausdruck wird häufig auch dann angewendet, wenn ein Schiff sinkt. Es „versennert“ dann, das heißt es versinkt im Treibsande. Tauer nennt der „Schiffische“ – ein Ausdruck, mit dem der Mainzer alles bezeichnet, was bei der Schiffahrt auf dem Rhein thätig ist — jene Schiffe nicht, sondern „Hex“, die rote, die weiße oder schwarze Hex. Um nun die Konzession für die Strecke von Ruhrort bis Bonn durch Nichtbenützung nicht zu verlieren, wurde diese Fahrt bis vor kurzem alle Monat ein- bis zweimal von der Hex zurückgelegt. Regelmäßige Fahrten unterhalten die Tauer zur Zeit indessen nur vom sogenannten Trajekte bei Oberkassel (Bonn) bis St. Goar und Bingen; bei St. Goar ist ein besonderer Hafen für die Kettenschiffe hergerichtet. Das Bonner Seil (Schleppkette) ist auf dem rechten Rheinufer oberhalb St. Goar mit Blei in den Felsen eingelassen. Vor St. Goar wird dasselbe nach der Fahrt bis dorthin dann abgelöst und das Binger „Tau“, welches bei jenem Orte befestigt ist, aufgenommen. Die Hex selbst führt hinten eine Schraube, um für den Fall eines brechenden Seiles Ankergrund erreichen zu können. An Bord befindet sich eine vollständige Schmiede, da es nicht selten vorkommt, daß sofortige Reparaturen an der Kette vorgenommen werden müssen. In diesem Falle werden sogar zuweilen ganze Stücke neuen Seiles während der Fahrt eingeflickt. Im Winter wird das Seil aufgenommen, indem es vollständig gekappt und im Frühjahr wieder gelegt wird. Es wird auf diese Weise einer Beschädigung durch den Eisgang vorgebeugt, wie auch bei hohem Wasser und aus Sorge vor Versandung diese Vorsichtsmaßregel hie und da nötig werden kann. Da die Hexen sämtlich sehr flach gehen, so sind sie im stande, den Schleppverkehr auf dem Strome auch dann noch zu unterhalten, wenn bei dem niedrigen Wasserstande der sonstige Schiffahrtsverkehr ruhen muß. Neuerdings ist auch eine Konzession für Tauer vom Hafen in Mainz bis zur Mainmündung und den Main hinauf erteilt worden.

Es ist ein rußiger Geselle — der Tauer — in der That. Pechschwarzer Qualm entsteigt dem Schlot, rasselnd und klirrend bezwingt er den Strom, unter Stöhnen und Aechzen legt er seinen Weg zurück, man hört und sieht ihm an, welche Lasten er zu schleppen hat. Als eigentlicher Arbeitsmann des Rheins, dem oft zehn mächtige Schleppkähne angehängt sind, beherrscht er nichtsdestoweniger den Strom, und respektvoll weicht ihm alles aus, der stolze Dampfer wie der Segelkahn, das Passagierschiff wie der Ruderkahn des Fährers und des Sportliebhabers. Denn er kann den Weg nicht räumen, er muß vorwärts — der Tauer — seine Bahn führt niemals zurück; das ganze Gesetz, auf dem seine Wirksamkeit beruht, zwingt ihn „vorwärts, vorwärts!“ und so holt er sich, der qualmende schwarze Bursch mit dem Machtgebot: „Platz und Raum der Arbeit!“, ruckweise das vermittelnde Eisenband aus den Tiefen des Flusses herauf, und in der That, was er da hinzieht, ist oft weit, weit mehr, als einige Güterzüge zu befördern im stande wären. So mischt sich Freude und Lust mit Arbeit und Ernst in den Schiffahrtsbetrieb auf dem Strome und in das geschäftliche und touristische Leben am Rhein.

Und mit dem Abschiedsgruße des Dichters nehmen auch wir Abschied von unserem vaterländischen Flusse, dessen Bedeutung für den Handel in flüchtiger Skizze zu schildern uns eine entsprechende Aufgabe für ein Weltblatt zu sein schien. Ist der Rhein doch so eng mit der Geschichte unseres Volkes verknüpft wie kein anderer Strom, war er doch stets der Preis unseres Ringens in allen Kämpfen, welche unsere Nation begeistert und zum endlichen Siege geführt hat:

„Leb wohl, o Rhein! Wie reich bist du beglückt
Vom hohen Alpenstock zum tiefen Meere!
Wer Schönheit sucht, ihn hast du stets entzückt;
Beschenkt hast du, wer sich Rat und Lehre
Auf der Geschichte breitem Feld gesucht;
Du gabst der Sinne kindlichem Begehre
Des Märchens und der Sage goldne Frucht;
Der fleiß'gen Hand gabst Nahrung du zum Lohne,
Den Geist voll kühner Unternehmungswucht
Erhobst du auf die stolzen Handelsthrone!“

Die schöne Straßburgerin.

(Hiezu das Bild S. 748.)

In jenem inhaltsreichen Abschnitt von Goethes Lebenserinnerungen, in denen er uns über seine bedeutsamen Erlebnisse in Straßburg und dessen Umgebungen berichtet, erzählt er unter anderem auch von jenem anmutigen Intermezzo im Hause des Tanzmeisters, unter dessen Anleitung der junge Dichter sich in der gefälligen Kunst Terpsichores zu vervollkommnen beflissen war. Der gute Meister hatte, wie wir in Kürze rekapituliren wollen,*) zwei liebliche Töchter, beide noch unter zwanzig Jahren stehend, die seinen Unterricht auf die angenehmste Weise dadurch unterstützten, daß sie dem gelehrigen Eleven bei seinen Tanzübungen als Partnerinnen dienten und die an dem jugendlich schlanken, elegant auftretenden Poeten augenscheinliches Gefallen fanden. Die jüngere, wohl kaum dem ersten Backfischalter entwachsen, hegte zwar, wie sich bald ergab, eine stille Neigung für einen Entfernten, sah es aber gleichwohl nicht ungern, daß der junge Dichter ihr seine bevorzugenden Aufmerksamkeiten zuwandte, um welche ihre Schwester Lucinde, die ihr ganzes Herz für den schmucken Eleven ihres Vaters erglühen fühlte, sie heiß beneidete. Das stillsinnige, heimlich schmachtende Wesen dieses schönen Mädchens, das uns aus den in ihrer Schmucklosigkeit reizvollen Schilderungen des Dichters anschaulich entgegentritt, hat unser Künstler durch das heute mitgeteilte Prachtbild — wie uns bedünkt, recht glücklich — zu verkörpern gesucht. Aus

*) Die ausführliche Darstellung dieser zugleich ergötzlichen und rührenden Episode findet sich am Schluß des neunten Kapitels von „Wahrheit und Dichtung“ (Seite 210 bis 221 des fünften Bandes der in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, erschienenen illustrirten Ausgabe von Goethes Werken).

dem sanft schwärmerischen Augenaufschlag spricht die süße Pein einer Liebe, die sich nach Erwiderung sehnt, um das feine und doch jugendlich schwellende Mündchen mit dem halb kindlich unschuldvollen, halb zärtlich verlangenden Ausdruck spielt das leise, noch unbewußte Begehren nach jenen glühenden Küssen, mit denen sich das holde Kind, als es sich um die letzte Aussicht auf Erfüllung seiner innigen Herzenswünsche betrogen sah, in einem Anfall verzehrender Leidenschaft von den geliebten Lippen für immer verabschiedete. O. F.

Maiabend im Schwarzwald.

(Hiezu das Bild S. 749.)

Wo würziger Harzduft niederweht
Von waldigen Bergeshängen,
Wie gut sich's da durch die Thäler geht,
Begleitet von Vogelsängen!
Die schwärzlichen Tannen rings umher,
Sie prangen in mailichem Schmuck nunmehr
Mit Spitzen, die kühn
Im hellsten Grün
Zum Lichte hervor sich drängen.

Und lenkst du den Schritt ins Dorf hinein,
Wo während der Sonne Sinken
So goldig im flimmernden Widerschein
Die Fenster des Kirchleins blinken,
Wie da die Blüten in reichster Pracht,
In allen Seiten vertausendfacht,
Mit duftigem Hauch
Von Baum und Strauch
Dir grüßend entgegenwinken!

O Maienabend im Schwarzwaldgrund,
Wie nimmt dein sonniges Prangen,
Dein Blühen und Duften in süßem Bund
Die schwelgende Brust gefangen!
Wie — von der Sonne so warm beschaut —
Der letzte Schnee auf den Bergen taut,
Sind Sorgen und Qual
Mit einemmal
Geschmolzen und hingegangen.

Otto Dorch.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Von Detlev von Geyern, unserem eifrigen Mitarbeiter,** Verfasser der Romane „Die Tonsicherzt", „Gräfin Resi" und zahlreicher kleinerer Arbeiten, liegt der neue Roman „Ein Herzschlag" nunmehr in dreibändiger Ausgabe (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) vor. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im „schönen Land des Weins und der Gesänge" spielend, führt uns dieses Werk mitten in das intriguenreiche Thun und Treiben, das zur Zeit der Vorbereitung und des Ausbruchs der französischen Revolution das Leben am Hofe zu Madrid beherrschte. Durch Einführung zweier armen, aber von echt spanischem Stolz und Thatendurst durchglühten Hidalgos, deren ehrliche Weise einen scharfen Gegensatz gegen das den Königspalast umwuchernde Gewebe von glänzend übertünchter Falschheit bildet, erzielt der Verfasser eine reich gegliederte Handlung, die das Leben der Metropole jenseits der Pyrenäen in allen ihren Phasen streift und uns tiefe Einblicke ebensowohl in die Hütten der Armut und das Gewoge der grotesken Volksbelustigungen, wie in das ränkevolle Getriebe gewährt, das sich in den glänzenden Palästen entfaltet und den in höfische Schranken geratenen Hof mit schillernden Netzen umgarnt. Aus solchen Ingredienzien entwickeln sich auf naturgemäßestem Wege hochphantastisch anmutende Gebilde, die den märchenhaft klingenden Namen des Ganzen zur Genüge erläutern und rechtfertigen.

— **Wenn Carola von Caster ihren soeben erschienenen Damenbriefsteller** „Der Erfolg" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben) betitelt, so könnte das auf den ersten Blick etwas befremdlich und gesucht erscheinen, ist aber weder das eine noch das andere. Sollen doch die in diesem Buch enthaltenen Musterbriefe darthun, auf welchem Wege, durch welche Wendungen man in gewissen Lagen des Lebens und der Gesellschaft den angestrebten Erfolg am besten und auf die schicklichste Art erzielen kann. In mehr als 250 Briefen sind so ziemlich alle erdenkbaren Verhältnisse berücksichtigt, unter welchen ein Mädchen oder eine Frau der gebildeten Gesellschaft sich zur Abfassung einer brieflichen Mitteilung veranlaßt sehen kann. Von dem kurzen, gemessenen Billet an, das die Bitte eines Herrn um Annahme eines zugedachten Besuchs bald in bejahendem, bald in ablehnendem Sinn beantwortet, bis zu den Liebesbriefen aller Gattungen durchlaufen wir eine lange Reihe der verschiedenartigsten Situationen. Kleine zusammengehörige Folgen von Briefen fassen ganz artige Novellenstoffe in sich, so daß auch diejenige, die sich nicht unmittelbar Rats erholen will, das zierlich elegant ausgestattete Büchlein mit Interesse zur Hand nehmen kann und nicht unbefriedigt weglegen wird.

Bildende Künste.

— **An dem großen Künstlerfest, welches anläßlich der Jubiläumskunstausstellung** für Anfang Juni im Ausstellungspark in Berlin geplant ist, werden sich circa 1000 Personen aktiv beteiligen. Dasselbe wird eingeleitet durch einen von Ernst von Wildenbruch verfaßten Prolog, welcher die Verdienste des neuen deutschen Reiches um die antike Kunst verherrlicht. Dieser Prolog wird vom Maler Tielitz gesprochen. Daran schließt sich der erste Hauptteil des großen Festes, bestehend aus einem Kampf- und einem Kriegerzuge. Es folgen antike gymnastische Spiele und eine Pantomime, die von Professor Kruse und dem Dichter Julius Wolff geleitet wird. Den Schlußteil bildet ein antikes Volksfest. Zur Aufstellung des Platzes soll unter anderem ein großer Triumphbogen im Durchbruch der Ulmenstraße erbaut werden. Der umfangreiche Platz vor dem Bergmannpanorama wird gegenwärtig von den gärtnerischen Anlagen älteren Datums gesäubert und mit anmutigen, sanft ansteigenden Böschungen versehen, welche von allen Punkten einen schönen Blick auf die Tempelanlagen gewähren. Hiedurch wird auch genügender Platz für die Zuschauermassen geschaffen werden. Zum Feste werden 6000 Festkarten ausgegeben.

— **Bei Versuchen von G. Kayser zur Auffindung eines Mittels,** welches die Einwirkungen der atmosphärischen Verunreinigungen der Denkmäler so weit abschwächt, daß die normale Patinabildung stattfinden kann, wurde die eine von zwei im Oktober 1884 aufgestellten Bronzefiguren zuerst wöchentlich, vom Frühjahr 1885 ab zweiwöchentlich mit einer Seifenlösung (50 Gramm gewöhnliche Talgseife auf 1 Liter Wasser) benetzt und dann letztere durch Aufgießen und Aufspritzen von Wasser wieder entfernt. Die nicht so behandelte Bronzefigur hat eine gleichmäßig schmutzigbraune Farbe angenommen, während bei der andern die Patinabildung bereits eingeleitet ist.

Musik.

— **Professor Edmund Singer in Stuttgart feierte am 1. Mai** sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Konzertmeister und erster Geiger der dortigen Hofkapelle und erfreute sich bei dieser Gelegenheit einer langen Reihe schmeichelhafter und wohlverdienter Auszeichnungen. Tags zuvor hatte die letzte der diesjährigen Quartettsoireen, an deren Spitze Singer steht, den Reigen der Konzerte der jüngsten Saison würdig abgeschlossen, nachdem die Kammermusikabende, die der treffliche Geiger im Verein mit Professor Pruckner, dem hervorragenden Klaviervirtuosen, und Cabisius, dem tüchtigen Cellisten, zu veranstalten pflegt, bereits früher ihr vorläufiges Ende erreicht hatten, um in nächster Saison, wie wir hoffen, in gewohnter Weise eine schöne Auferstehung zu feiern. — Die Abonnementskonzerte der k. Hofkapelle gelangten, alter Tradition gemäß, mit dem Osterfest zum Abschluß. Sie hatten sich der Mitwirkung so mancher schätzenswerten Kraft zu erfreuen, wie denn beispielsweise in einem der letzten dieser Konzerte Johanna Klinckerfuß namentlich durch den mit empfindungsvoller Feinheit nuancierten Vortrag des Schumannschen „Karneval" reichen und durchaus begründeten Beifall erntete.

Bühne.

— **„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus"** — wie oft mag wohl dies Citat mit grimmigem Hohne zu Anfang des diesjährigen Mai gebraucht worden sein! Nur eine Gattung von Menschen fühlte sich durch die Kälte zu heißem Dankgebet für den grün angestrichenen Winter begeistert, die Bühnenleiter, die nunmehr ihre Kochernte abhielten. Der Direktor des Berliner Viktoriatheaters hat mit seinem Ballet „Amor" just den „psychologischen Moment" getroffen. „Liebe erweckt Gegenliebe", diesmal ist der Satz wirklich wahr. Die anderen Theater der Reichshauptstadt begnügten sich damit, von den Resten ihrer Wintervorräte zu zehren oder Gäste kommen zu lassen. In dem Wallnertheatertempel wurde, nachdem alle anderen Fetische sich als falsch und tückisch erwiesen, bis Anfang Mai nur noch dem großen Baal L'Arronge geopfert, dessen beliebteste Stücke noch einmal die Revue passieren mußten. Aber schon sind andere Götter dort eingezogen, „die Münchener Naturschauspieler", wie sie im norddeutschen Fovergargon genannt werden. Man braucht keine Gräfin Melanie zu sein, wie sie Strauß im „lustigen Krieg" verewigt (!) hat, um für diese Natur zu schwärmen. Denn wenn es eine Kunst gibt, die mit der Natur den innigsten Seelenbund eingegangen ist, so ist es die der „Münchener". Während im Wallnertheater sich Fremde heimisch zu machen im Begriff stehen, hat dessen ehemaliger Direktor, Theodor Lebrun, der Stätte seines frühern Ruhms den Rücken wenden und als ein Fremder von Ort zu Ort ziehen müssen, um sein Alter vor Dürftigkeit zu schützen, er, der einst die glänzendsten Einnahmen erzielte und ehrlich genug war, in der Zeit der sieben mageren Jahre das Theater unter kolossalen Opfern über Wasser zu halten — dessen Rückgang er freilich zum größern Teil selbst verschuldete. Auf seiner Pilgerreise ist er nun wieder in Berlin angelangt und hat an den gastlichen Pforten des Belle-Alliancetheaters gepocht, das ihm Weltenthals „Sonnenwendhof" als Unterschlupf zuwies. Daß Lebrun in der Kunst, deren Kräfte er lieber einer ist, zu charakterisieren, nicht leicht einen Rivalen zu scheuen braucht, hat er diesmal von neuem bewiesen. Schade, daß die Direktionssorgen und das Alter ihm doch nicht mehr die frühere Frische und Schneidigkeit gelassen haben, die ihn ehedem zum gefeierten Liebling der Berliner machten. Aber er ist immer noch ein Künstler von Bedeutung und wohl eines bessern Loses wert als des nomadisierenden Virtuosentums. Aber leider, gealterten Künstlern thut sich selten ein gutes Theater auf, um ihnen eine bleibende Stätte zu bereiten! Das ist eine recht bittere Satire auf die angebliche ewige Jugend der Kunst! Lebrun, der übrigens mit seinem wahren Namen Brinnweber heißt und ein Königsberger Kind ist (man merkt ihm die Knorrigkeit des Ostpreußen auch im Spiel an, wo sie aber meistens gut am Platz ist), gehört zu dem immer mehr zusammenschmelzenden Veteranencorps, das sich aus romantisch-genialisierenden Studenten zu rekrutieren pflegte, gewöhnlich nicht zum Nachteile der Kunst, im vorliegenden Falle wohl auch nicht zu dem jener, der er untreu wurde, der medizinischen. — Das k. Opernhaus verliert demnächst den ausgezeichneten Bassisten Fricke, der zu den seltenen Künstlern gehört, die weise genug sind, sich früher vom Publikum zu verabschieden, als dieses sich von ihnen verabschiedet. Fricke steht noch in der ungebrochenen Kraft seiner Künstlerschaft, „allein es kommt die Zeit, wo man das Gold in Ruhe schmausen möge". Und dies ist einem Künstler, der dreißig Jahre wirkte, wohl zu gönnen. Wie meistens in solchen Fällen wird aber der Ersatz schwerlich ein genügender sein können. — Eine junge Schönheit, Rafaela Pattini, die als Konzertsängerin Aufsehen erregte, ist an diese Bühne dauernd gebunden worden. Lili Lehmann ist nunmehr die Rückkehr an eine deutsche Bühne endgiltig versperrt worden. Einige vierzig Theater, darunter alle Hof- und größeren Stadtbühnen, haben sich gegenseitig gelobt, in solchem Falle von Wortbruch einmütig die Acht zu verhängen. Frl. Lehmann wollte im Frühjahr in Wien singen, sie wird diese Absicht nunmehr aufgeben müssen. Sehr bemerkt wird der scharfe Tadel, den der Kaiser in einer Kabinettsordre über die pflichtvergessene Sängerin ausgesprochen hat.

— **Ernst von Wildenbruchs „Karolinger" haben nunmehr auch** am Stuttgarter Hoftheater bemerkenswerten Erfolg erzielt, ungeachtet starker Uebertreibungen, deren sich die Darsteller verschiedener Rollen schuldig machten. — Kurz zuvor ließ von derselben Bühne herab an zwei Abenden Alexander Strakosch seine Stimme erschallen und erntete mit seinen Scenen aus „Demetrius", den „Räubern", „Julius Cäsar" und „Lear" stürmischen Beifall. In dem Learfragment war namentlich die durch das bloße Wort in packender Weise verkörperte Gestalt des Narren von überwältigender Wirkung.

— **Die hervorragenden Künstler werden in den diesjährigen** Festspielaufführungen in Bayreuth keine Honorare erhalten. In Anbetracht des Umstandes, daß die Festspielaufführungen jetzt, da der König von Bayern nicht mehr das Hoforchester zur Verfügung stellt, bedeutend höhere Unkosten als früher verursachen, haben die Vertreter der Hauptrollen auf ihre ehedem bezogenen glänzenden Honorare Verzicht geleistet. Die Künstler und Künstlerinnen erhalten für die Zeit ihres Aufenthalts in Bayreuth zur Deckung ihrer persönlichen Unkosten eine Entschädigung, welche sich allerdings täglich auf 50 Mark beläuft. Diese Abmachungen gelten indes nur für die Vertreter der Hauptrollen und die musikalischen Leiter der Festspielaufführungen; die Darsteller der übrigen Rollen, sowie die Mitglieder des Orchesters erhalten ein festes Honorar.

— **Wagners „Tannhäuser" ist im Apollotheater in Rom in** Scene gegangen. Alle Berichte nennen die Aufführung einen Triumph für die deutsche Musik. Der „Corriere del Mattino" schreibt: „Die Oper Wagners im Apollotheater hat einen großen Erfolg davongetragen. Ein äußerst zahlreiches und distinguiertes Publikum würdigte vollkommen die Schönheiten dieses Meisterwerks des berühmten deutschen Komponisten. Wiederholt werden mußten die Ouvertüre, das große Ensemble des ersten Aktes und die Romanze „O du mein holder Abendstern"."

— **Eine Pariser Theatertruppe war nach Belgien gezogen,** um das neue Stück „Martyre" in den belgischen Hauptstädten zur Aufführung zu bringen. Im Genter Theater sollte die erste Aufführung stattfinden. Zur Generalprobe war ein kleines Publikum geladen. Im zweiten Akt muß Roger de Mérac auf Robert Pirel einen Revolverschuß abfeuern. Der Schuß wurde abgefeuert — Pirel sank mit lautem Aufschrei nieder. Zehn kleine Bleistücke waren rings um das linke Auge eingedrungen, ein Bleistück hatte das rechte Auge durchbohrt! Der Pariser Waffenlieferant hatte sich in den Patronen vergriffen. Die Probe hatte ein Ende; der Schwerverletzte wurde nach dem Hospital geschafft. Einige Tage später sollte nun nach Eintritt eines Ersatzmannes die erste Aufführung des Stückes stattfinden, aber — nicht ein einziger Zuschauer war erschienen! Das Theater mußte geschlossen werden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Zu der ersten Jahresversammlung des jungen Goethevereins** in Weimar waren die Anhänger der großen Goethegemeinde zu Hunderten zusammengeströmt; die Hotels waren überfüllt. Hermann Grimm hielt den Festvortrag, das Hoftheater veranstaltete eine Aufführung der „Pandora". Im wesentlichen hatte der Goethetag über die neue Goetheedition zu beraten. Man wird nämlich eine neue Ausgabe sämtlicher Goetheschen Werke veranstalten und eine vollständige Biographie des Dichters auch im Sinn einer endgiltigen Würdigung seiner wissenschaftlichen Stellung und Leistungen herausgeben. Die Werke Goethes, wie sie in letzter Redaktion aus seiner Hand hervorgegangen sind, werden durch die Auffindung einer Reihe von Entwürfen und ersten Bearbeitungen fast auf eine neue Grundlage gestellt werden können. Die neue Ausgabe der Werke ist daher kein bloßer verbesserter Druck mit entsprechenden Kommentaren, sondern zugleich eine Vervollständigung. Was die Biographie anbelangt, so zerfällt sie in mehrere Abteilungen, unter denen auch die naturwissenschaftliche Thätigkeit Goethes besondere Aufmerksamkeit verdient. Die verschiedenen Richtungen, in welchen sich der Dichter bewegt hat, sollen von verschiedenen Verfassern dargestellt werden. — Gleichzeitig hielt an demselben Ort die Kommission des allgemeinen deutschen Schriftstellertages ihre Sitzung ab. Dieselbe präsidierte Geheimerat Genast (Weimar). Von den Anwesenden, Alfred Klaar (Prag), Hermann Heiberg (Berlin), Maximilian Schmidt (München), unter dem Beisitze Dr. Robert Keils, wurden die zur Beratung vorliegenden Gegenstände durch endgiltige Revision der Satzungen und Fassung mehrerer Beschlüsse, unter anderem die Gründung von Hilfspensionskassen betreffend, zum Abschluß gebracht und beschlossen, die Vereinigung mit dem Stuttgarter Verein (Kürschner) zu erstreben. Einige Tage vorher hatte in Weimar auch die Generalversammlung der deutschen Shakespearegesellschaft stattgefunden.

Erfindungen.

— **Einen wahren Geldschrank für die Tasche, wenigstens was** Schwierigkeit des Oeffnens für Unbefugte anbelangt, stellt das neue Sicherheitsportemonnaie der Firma Fischer & Ziegler in Berlin C. dar. So mühelos das Oeffnen des Geheimverschlusses für Eingeweihte ist, ebenso schwierig ist die Entdeckung des letzteren für jeden, der die Einrichtung des Schlosses nicht kennt. Wird letzteres aber noch durch eine weitere, ebenfalls mit dem Portemonnaie verbundene Vorrichtung gesichert, so ist auch die ohnehin geringe Wahrscheinlichkeit, daß das Geheimnis des Verschlusses durch Zufall entdeckt wird, als ausgeschlossen zu betrachten, und der geübteste Mechaniker wird sich vergebens mit dem Oeffnen eines derartigen Sicherheitsportemonnaies mühen. Gegen Gelüste kleiner Hausdiebe — große würden wohl das ganze Portemonnaie nehmen und es gewaltsam öffnen — unerwünschte Kassenrevisionen und so weiter gibt es kein besseres Mittel als diese neue Erfindung. Der Verschluß zeichnet sich noch dadurch aus, daß man ihn zu wiederholtenmalen vor den Augen selbst aufmerksamer Zuschauer in und außer Wirkung setzen kann, ohne dadurch das Geheimnis desselben preiszugeben.

Industrie und Verkehr.

— **Das Mittel, aus Torf einen neuen Webstoff zu gewinnen,** hat Beraud, ein Industrieller in Mastricht, entdeckt; derselbe erzeugt aus gewissen Torfgattungen eine Faser zum Weben von Stoffen, welche er Beraudine nennt, und welche eine große Aehnlichkeit mit verschiedenen wollenen Kleiderstoffen haben, jedoch billiger als diese herzustellen sind. Der neue Webstoff wird aus der Faser gewonnen, welche den Torf wie eine Art Füllhorn umgibt und beseitigt werden muß, ehe man den Torf als Brennmaterial benutzen kann. Unter Hinzufügung von 40—50 Prozent Wolle werden wenig teure Stoffe, welche der Abnutzung großen Widerstand leisten, hergestellt. Ein aus diesen Stoffen angefertigtes Kleidungsstück zeigte, nachdem es ein Jahr getragen worden, die Beraudine noch vollkommen intakt, während die Wolle vollständig abgetragen war.

— **Ein unbestreitbares Verdienst um die gesamte Metallindustrie** hat sich die Firma Wilh. Hartmann & Comp. in Fulda durch ihre mit Recht „Diamantstahlsägen" genannten vorzüglichen Sägeblätter erworben. Die bisher üblichen Blätter, auch Bogenfeilen genannt, deren man sich bedient, wo Eisen abgeschnitten oder auch mit einem schmalen Spalt versehen werden soll, pflegten, wenn sie hart waren, so häufig zu brechen, daß man ihre Anwendung so viel als irgend möglich zu umgehen suchte, und andererseits bei weichem, biegsamem Zustand ihre Schärfe schnell einzubüßen, bei einigermaßen harten Arbeitsstücken aber den Dienst überhaupt zu versagen. Die neuen Diamantsägeblätter von Hartmann & Comp. in Fulda sind nun so elastisch, daß ein Zerbrechen nur durch Fahrlässigkeit des Arbeiters veranlaßt werden kann, besitzen dabei aber Zähne von ganz bedeutender Härte. Letztere dringen nicht nur in Eisen ein, sondern auch in federhartem Stahl, Glas, Porzellan und nutzen sich auch bei starker Beanspruchung erst nach sehr langem Gebrauch ab. Diese wertvollen Eigenschaften werden zweifellos die neuen Blätter, welche man in die bekannten Bogen einspannt, bald in alle Werkstätten der Metallindustrie einführen.

— **Für Reisende dürfte es von Interesse sein, zu erfahren,** daß in diesem Jahr eine ganze Anzahl neuer sogenannter Verbindungscoupons (für Gebirgsübergänge) eingeführt worden, unter anderem von den Eisenbahnstationen Schliersee, Schaftlach, Tölz, Penzberg, Murnau, Peißenberg, Sonthofen, Oberdorf nach Kufstein, Innsbruck, Landeck und Bregenz, ferner zwischen Oberdorf und Sonthofen, und von diesen beiden nach Peißenberg oder Murnau. Dadurch wird es namentlich den von Norden kommenden Reisenden ermöglicht, den Weg nach Tirol durch das bayrische Hochland zu nehmen. Den Mitgliedern des deutschen und österreichischen Alpenvereins wird auch heuer die Benützung der wesentlich ermäßigten Abonnementskarten auf den Strecken der österreichischen Staatsbahnen und die Fahrpreisermäßigung auf der Südbahn gewährt.

— **Von den Sektionen des deutschen und österreichischen Alpenvereins** sind teils im Spätherbste, teils jetzt im Frühjahr wiederum eine ganze Reihe neu gebauter und markierter Wege und neuer Hütten hergestellt worden. In Kärnten haben die Sektionen Klagenfurt und Wolfsberg, erstere in den Karawanken, letztere auf der Koralpe, verschiedene Wegarbeiten durchgeführt, in der Zillerthaler- und Großvenedigergruppe hat die Sektion Prag eine rege Thätigkeit entfaltet, welche auch das Gebiet des Achensees mit zahlreichen Wegmarkierungen versah und die Vergrößerung der Payerhütte auf dem Ortler ausführte. Die Sektionen Zillerthal in Weidischmarei, dann Inst. Teiss und Wipptal in Steinach haben verschiedene Wege teils hergerichtet, teils markiert; den Besuchern

des Brenner werden insbesondere die Wegarbeiten auf dem Plaseckberg und Pendelstein willkommen sein. Im Salzburgischen hat die Sektion Pongau die schöne Aussichtswarte Gründeck bei St. Johann zugänglich gemacht, und die Sektion Gastein den Weg auf das Schareck direkt vom Naßfeld aus vollendet. Im Lechthale wird gleichfalls eifrig gearbeitet; besonders hervorzuheben ist aber die Thätigkeit der Sektion Gröden, welche das schöne Grödnerthal dem großen Verkehr erschließen will. Freunden stiller Zurückgezogenheit kann der Lungau bestens empfohlen werden, der sich durch sein hochalpines Klima, bequeme Wege und große Billigkeit sehr zur Sommerfrische eignet. In dem heurigen Sommer werden auch eine Reihe neuer Schutzhütten des deutschen und österreichischen Alpenvereins fertiggestellt werden, so die Douglashütte bei Ampezzo, die Nürnbergerhütte im Langenthale (Stubai), die neue Kürsingerhütte im Obersulzbachthale, die Memmingerhütte im Lechthale, die Hütte auf dem Hochjoch im Rofenthale, die Magdeburgerhütte im Pflerschthale, die Hütte am Lahngangsee und jene auf dem Stoderzinken und so weiter.

Natur.

— **Kürzlich hielt in der Gesellschaft russischer Aerzte zu Petersburg** Dr. Beliajew einen interessanten Vortrag über „geschwänzte Menschen in Rußland". Unter anderem teilte der Redner mit, daß er eines Tages zu einer Kranken gerufen worden sei, welche über heftige Kreuzschmerzen klagte und weder sitzen noch gehen und stehen konnte. Es erwies sich, daß die Patientin einen etwa 46 Millimeter langen und an der Wurzel 36 Millimeter dicken, mit Haaren bewachsenen Schwanz hatte, welcher ihr die Schmerzen verursachte. Die Kranke erzählte, diese Erscheinung sei in ihrer Familie schon wiederholt beobachtet worden, habe jedoch bisher ein Familiengeheimnis gebildet. Ihre Mutter sei zwar ganz normal veranlagt gewesen, ihre Großmutter aber habe einen noch nicht entwickelten Schwanz gehabt, als sie selbst. Nach der Familientradition sei diese Abnormität bisher nur bei den weiblichen Familienmitgliedern beobachtet worden. Als Kind habe sie nichts an sich bemerkt und ihr sei der Schwanz erst vom 12. bis zum 17. Lebensjahr gewachsen.

— **Ueber das Eintreffen der Zugvögel hat in diesem Jahr der** Nürnberger ornithologische Verein recht interessante Beobachtungen anstellen lassen. Nach denselben waren die Staren die ersten; sie stellten sich schon am 3. Februar ein; gleich hinter ihnen folgten am 10. Februar die Lerchen. Dann kam eine längere Pause, denn die nächsten Vögel, die zurückkehrten, waren erst am 19. März die Kiebitze. Nun aber ging es schnell weiter: 20. März Bachstelzen, 28. März Rotkehlchen und 2. April Hausschwalben. Am 21. April beobachtete man die ersten Störche, welche aber weiter nordwärts zogen.

Gesundheitspflege.

— **Schon länger war die gute Wirkung des Dr. Michaelis'** Eichelkakao in diätetischer Beziehung bekannt. Dr. von Stöhlin hat nun im Dr. von Haunerschen Kinderspital in München neue Untersuchungen angestellt, die abermals sehr günstig für das genannte Präparat ausgefallen sind. Sie erstreckten sich auf 30 Kinder im Alter von 4 Wochen bis 6 Jahren; zwei Drittel waren unter 1 Jahr — sämtlich künstlich ernährte Kinder. Der Art der Erkrankung nach waren es teils chronische Magen- und Darmkatarrhe, teils länger dauernde chronische Diarrhöen. In 29 Fällen wurde auffallend rasche und dauernde Besserung erzielt; nur ein 1 Jahr altes Kind, welches sich in äußerst mangelhafter Pflege befand, starb 27 Tage nach Aufnahme. Sämtliche Kinder wurden vor der Darreichung des Eichelkakaos längere oder kürzere Zeit mehr oder weniger erfolglos mit Regulierung der Diät und antiseptischen oder stopfenden Medikamenten und mit Wein behandelt. Alle Kinder unter 1 Jahr, also 20, bekamen mit Beginn der Kakaogabe sonst keinerlei Nahrung; die älteren erhielten nebenbei etwas Schleimsuppe. Bei der Weitergabe des Weines wurde nirgends Umgang genommen. Die Art der Verabreichung des Kakao richtete sich nach der Art der Erkrankung und dem Alter des Kindes. Von Wichtigkeit ist die Verordnung, das Pulver ganz langsam kochen zu lassen und während dessen sorgfältig zu verrühren. In allen Fällen wurde die Nahrung, einerlei ob mit oder ohne Milch, sehr gern genommen und gut vertragen, regelmäßig zeigte sich schon nach wenigen Tagen ein Nachlaß der Diarrhöen, die Kinder erholten sich fast sämtlich rasch, der Appetit steigerte sich bei allen, und sie zeigten schon nach 8—10 Tagen einen bessern Ernährungszustand.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Durch große Regulierfähigkeit, wie sie dem Bedürfnisse der** Praxis entspricht, zeichnet sich eine neue, der Firma Hölterhoff & Comp. in Marienburg-Köln patentierte Kaffeemaschine aus, die zur bessern Unterscheidung von anderen ähnlichen Fabrikaten den Namen „Meteorkaffeemaschine" führt. Um eine gewünschte Zahl von Tassen des beliebten braunen Trankes zu brauen, hat man nur nötig, einen am Deckel befestigten kleinen Zeiger entsprechend zu drehen, nachdem man zuvor in allen Fällen diesen Zeiger auf den Nullpunkt der zu seiner Kontrolle angebrachten Skala einstellte. Die Drehung des Zeigers veranlaßt nämlich zugleich nicht allein diejenige des als Kaffeemehlbehälter dienenden Deckels, sondern auch diejenige eines Hahnes, der aus einer untern Abteilung der Kanne Dampf, beziehungsweise siedendes Wasser über den auf dem Boden des Kaffeemehlbehälters ausgebreiteten Kaffee strömen läßt. Durch zwei Siebe, zwischen die man noch eine Scheibe Filtrierpapier legen kann, gelangt alsdann erst der Dampf und hierauf die bestimmte Menge siedenden Wassers in den obern, also zwischen Deckel und Wasserbehälter liegenden Raum der Kanne, wobei alle wertvollen Teile des Kaffeemehles nach unten geführt, das heißt dem Getränk einverleibt werden.

— **Die bekannten Blechbüchsen mit hermetischem Verschluß,** deren man sich in neuerer Zeit zum Konservieren von Früchten und Gemüsen zu bedienen pflegte, haben jetzt eine weitere Verwendung, nämlich zur Herstellung des so schnell beliebt gewordenen Beeftea, gefunden. Letztere Bezeichnung hat man dem ohne weiteren Wasserzusatz ausgekochten Safte des Rindfleisches gegeben. Zur Bereitung dieses Beeftea füllt man eine der erwähnten Blechbüchsen mit Rindfleisch, verschließt sie und setzt sie in kochendes Wasser, bis man ausreichende Zeit in der Siedetemperatur erhält. Derartige Beefteabüchsen sind von E. Cohn, Berlin, Leipzigerstraße 88, zu beziehen.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Hamburg feierte „Piano" einen Doppelsieg,** indem es an jedem Tage das erste Rennen heimtrug. Das große Handicap fiel an Lorgs „Halle", welche im kurzen Handicap jedoch gegen einen Stallgenossen „Franck", gegen „Faust II" und „Ludewig" unterlag. „Horace Vernet" und „Anderlon" aus dem Stalle von Tepper-Laski trugen ein Hürdenrennen und eine Steeplechase siegreich nach Hause, und „Lovely Heme" und „Terianus" brachten Rennliste Stoll das Gebote- und ein Verkaufsrennen. Das Herrenreiten des ersten Tages gewann „Tiara" und das Verkaufsrennen „Auburn", während das Trosthandicap „Belle" und das Jagdrennen „Eske" zufiel.

— **In dem großen Berliner Hürdenrennen über 2500 Meter** blieb Graf Schönburgs vierjähriges „Gladiolus" vor „Mezzarin" und 5 anderen Pferden Sieger.

— **Der erste Tag des Budapester Frühjahrsmeetings brachte** dem Tattersaal Graf Tass. Festetics' br. H. „Herold" im vereinigten Armeeoffiziersrennen einen leichten Erfolg vor „Dolor", „Hannibal" und „Ulysses", während das erste Rennen der Dreijährigen über Graf Henckel's „Etta Nero" in einem Felde von 9 gewonnen wurde. Am zweiten Tag siegte „Telietec" im Dianatrennen sich vor Baron Springers „Dorado" und im Damentrennen sich „Matador" vor „Medaillist" dergleichen.

— **Am letzten Wiener Frühjahrsrenntage trug Baron Nathan** Rothschilds „Little Jemimah" das Rathaushandicap vor 5 anderen Pferden nach Hause, nachdem er kurz zuvor in Prag einen Doppelsieg gefeiert, und ein vierjähriger br. H. „Konstantinovich" des Fürsten Auersperg vollbrachte durch seinen Sieg in der großen Steeplechase über 5800 Meter eine ganz außergewöhnliche Leistung, indem er, etwa 600 Meter vor dem Ziel nach 30 Längen zurückgeworfen, seine 6 Gegner im Nu niederlegte.

— **Das österreichische Traberderby für Vierjährige gewann** Meters „Stuker" nach Kampf gegen „Russelbinder", „Steffel" und „Norma", während der bewährte Amerikaner „Anker" den großen Wiener Preis gegen 3 Gegner sicher heimtrug.

— **The One Thousand Guineasstakes, das große Rennen für** dreijährige Stuten, gewann der Herzog von Hamilton mit Miß „Jummy" im Felde von 10 Pferden.

— **Bei den Rennen zu Paris gewann Baron Schicklers „Cantuola"** die Poule d'Essai des Pouliches im Wert von 33,450 Franken, Ephrussis „Gamin" die Poule des Poulains im Werte von 58,340 Franken und den Prix Triennal, 30,400 Franken. Der Vingt-Quatrième Prix Biennal, 29,000 Franken, fiel an „Lapin".

— **Rais of Kipping, der vielfach preisgekrönte Pointer, wurde** jetzt dem Prinzen Albrecht zu Solms für 6000 Mark nach Amerika verkauft.

— **Das internationale Wiener Velocipedrennen brachte dem** Prager Eduard Sochor (Club velocipedistu na Kral. Vinohradech) einen glänzenden Triumph, indem er das Zehnkilometer-, das Meisterschaftsfahren und den Damenpreis gegen zahlreiche Gegner gewann; im Meisterschaftsfahren auf dem Tricycle blieb Engelmann Sieger.

— **Duncan, ein Franzose, gewann die Meisterschaft der Welt** auf dem Bicycle jetzt zum drittenmal.

— **Die Homburger Regatta ist auf den 24. und 25. Juli verschoben** worden.

— **Pearce wurde von Kuhne über den Meisterschaftskurs auf** der Themse leicht geschlagen.

— **Ein Biber wurde in der Havel, nahe bei Havelberg, gefangen;** derselbe wog 30 Pfund.

Mode.

— **Gegen die Neigung eitler Mütter, ihre Kinder an dem** Kleiderluxus und den Uebertreibungen der Tagesmode schon in einem Alter Anteil nehmen zu lassen, wo dieselben noch auf der Schulbank sitzen, richtet sich ein Beschluß des Vorstandes des schweizerischen Frauenverbandes. Demzufolge sind zunächst die kontinentalen Erziehungsdirektoren darum ersucht worden, dem auf diesem Gebiet herrschenden Unfug, welcher in vielen Fällen sanitäre Gefährdung des Kindes einschließt, dadurch zu steuern, daß den Lehrern die Befugnis erteilt wird, Kinder, welche gesundheitsgefährlich oder übertrieben modisch gekleidet sind, von der Teilnahme am Unterricht auszuschließen. In der betreffenden Resolution, deren Prüfung und Beherzigung auch bei uns mancher Mutter anempfohlen werden möchte, wird die moderne Mutter, ganz abgesehen von der moralischen Seite der Sache, sehr ernst mit der Verantwortung für zahllose körperliche Leiden belastet, welche sich in späterer oder früherer Zeit bei dem unvernünftig gekleideten Mädchen einstellen müssen. Was nützen die luftigen, geräumigen, hohen Schulzimmer, auf welche die Behörden verständiger Väter für ihre Kinder alljährlich hinarbeiten, wenn die Lungen der Schülerinnen zu Hause von der eitlen Mama zuvor mit den Panzerkorsets und Wespentaillen der Kleider systematisch zusammengeschnürt werden. Was nützen die nach allen Regeln anatomischer und physiologischer Studien angefertigten Schulbänke und Tische, wenn die kleinen Dämchen vermöge ihrer unsinnigen Toilette nicht einmal naturgemäß zu sitzen vermögen. Da bürdet die Schule dem Gemeinwesen Ausgaben und Kosten auf, und der Unverstand des einzelnen arbeitet dem Nutzen direkt entgegen. Ob und in welcher Weise sich der Wunsch nach durchgreifender Abhilfe auf diesem Gebiet aber durch den nachgesuchten behördlichen Eingriff wird erfüllen lassen, das bleibt ganz gewiß ein allgemeineres Interesse.

— **Das ist die Zeit der Hochflut neuer Kosmetika.** Die Saison der Frühlingssonne scheint darin noch ergiebiger zu sein als diejenige des Kerzen- und Lampenlichtes, denn mit den ersten erwärmten Strahlen wirbeln, einer Puderwolke gleich, zahllose Verschönerungsmittel auf. Unter denjenigen, welche von Paris aus der modernen, für ihren Teint besorgten Frau besonders empfohlen werden, genießt die Pâte des Prélats aus der Parfumerie Exotique viel Reklame. Sie will das Universalmittel dafür sein, unseren Händen die Schönheit derjenigen zu verschaffen, welche die venetischen Jungfrauen besitzen; das Rezept zu ihrer Herstellung soll aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammen, wo ein vielgewandter Mönch es für die Toilette Leos X. ersann, dessen heilige Hände von ganz außerordentlicher Schönheit gewesen sein sollen. Die gleiche Parfumerie sucht aber auch anderen zeitungsgemäßen Sorgen zu begegnen. Unter dem Namen Rosalbor bietet sie ein kosmetisches Pulver für verbrannte Nasen an. Die Fälle, wo eine hübsche Nase ganz allein, das heißt ohne Uebereinstimmung mit den Wangen verbrennt, kommen gewiß nur sehr selten vor. Es müßte denn ein Näschen sein, dessen neugierige Proportionen sich dem Schutz entziehen, den Hut und Schirm doch dem ganzen Antlitz gleichmäßig gewähren. Auch die deutsche Kosmetik bringt in dieser Zeit ihre Mittel gegen die Sonnenröte der Haut, welche allerdings an einer eleganten Frau gleich verletzt ist, in Erinnerung. Das Heliodermin Lohse's ist ein vorzügliches Hausmittel, während das von keinem andern modernen Toilettenwasser bisher übertroffene Eau de Lys für die Anwendung im Gesicht, auf Nacken und Armen immer noch unveränderte Beliebtheit genießt. Von französischen Hautpflegemitteln in spezieller Bestimmung gegen die Wirkungen der Sonne ist in Deutschland und Rußland die Savon Valentine und die Savon de Thridace besonders verbreitet, und den Ruf dieser köstlichen Seifen wird die gegenwärtige Hochflut kosmetischer Neuheiten kaum beeinträchtigen können.

Denkmäler.

— **Zur Errichtung eines Scheffeldenkmals in Karlsruhe hat** sich daselbst eine Reihe hervorragender Männer zu einem Ausschuß zusammengethan, der alle Verehrer des dahingegangenen Dichters um Beiträge für die würdige Ausführung seines oben genannten Planes bittet. Zugleich ergeht die Aufforderung, in den einzelnen Städten Deutschlands und des Auslandes, wo Freunde und Verehrer Scheffels sich befinden, Ortsausschüsse zu bilden und die gesammelten Beiträge an den Schatzmeister, Stadtrat und Bankier Heinrich Müller in Karlsruhe (Spitalstraße 51) einzusenden.

Gestorben.

— Dr. Gustav Hinrichs, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium in Berlin, ausgezeichneter wissenschaftlicher Forscher auf dem Gebiet der klassischen und deutschen Philologie, 36 Jahre alt, am 23. April, in Berlin.

— Generalleutnant Heinrich von Lutz, 1870 Kommandeur der bayrischen Kavalleriebrigade, Ritter des eisernen Kreuzes, 73 Jahre alt, am 26. April, in München.

— Thomas Edwards, berühmter englischer Naturforscher, 72 Jahre alt, am 26. April, in Banff.

— Dr. phil. Theodor Bruns, k. preußischer Bibliothekar a. D., ausgezeichneter Bibelkritiker, am 26. April, in Rom.

— Lord Vivian, Peer von England, 77 Jahre alt, am 27. April, in Bouteur.

— Frau Magdalena Pahr, geborne Bahl, die letzte Schwester Seidels, 76 Jahre alt, am 27. April, in Lepreck bei Berlin.

— Dr. von Pauler, ungarischer Justizminister, 70 Jahre alt, am 30. April, in Pest.

— Hieronymus Truhn, k. preußischer Musikdirektor, bekannter Liederkomponist, 74 Jahre alt, am 30. April, in Berlin.

— Professor Dr. Agostino Bertani, intimer Freund Garibaldis und Mazzinis und einer der Hauptleiter der nationalitalienischen Bewegung in den Jahren 1848 und 1860, 74 Jahre alt, am 30. April, in Rom.

— Leopold von Schenck, bekannter deutsch-amerikanischer Dichter, Mitbegründer des „Puck", 43 Jahre alt, Ende April, in New-York.

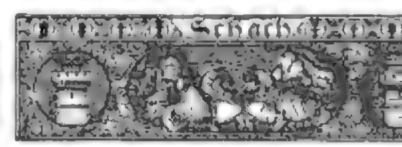
— Tobias Theodores, Professor am Owens Kollegium in Manchester, ausgezeichneter Philologe, 77 Jahre alt, Ende April, in Manchester.

— Isabella Braun, bekannte Jugendschriftstellerin, 70 Jahre alt, am 2. Mai, in München.

— Dr. Hermann Kletke, früher Chefredakteur der „Vossischen Zeitung" in Berlin, auch als lyrischer Dichter bekannt, 73 Jahre alt, am 2. Mai, in Breslau.

Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 2½-Gulden-Lose vom Jahre 1869, 1000 Stück, jedes Los 3 fl., zahlbar sofort (18. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1887, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1886 (60. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahre 1867, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. August 1886 (19. Ziehung). — Gothaer 5% Grundkr.-Pfandbriefe à 100 Thaler 1. Em. vom Jahre 1869, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer 5% Grundkr.-Prämienpfandbriefe 2. Em. vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer 5% Grundkr.-Pfandbriefe 3. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1886 (14. Ziehung). — Gothaer 5% Grundkr.-Pfandbriefe 3a. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1886 (12. Ziehung). — Gothaer Grundkr.-Pfandbriefe 3b. Em. vom Jahre 1880, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1886 (7. Ziehung). — Gothaer 4½% Grundkr.-Pfandbriefe 4. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1886 (14. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn 100-Thaler-Lose à 3½%, vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August. — Kurhessische 40-Thaler-Lose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 1. Juli. — Oesterreichische 100-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1886 (97. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Lose à 4½% vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1886 (31. Ziehung). — Stadt Neapel 150-Lire-Lose à 1½%, vom Jahre 1868, höchster Preis 20,000, niedrigster 150 Lire, zahlbar am 1. Juli 1886 (50. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3%, vom Jahre 1870, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 6. Juli 1886, 55% (88. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausener Eisenbahn 7-Gulden-Lose vom Jahre 1857, höchster Preis 12,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1886 (59. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Lose vom Jahre 1859, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1886 (55. Ziehung). — Am 20. Stadt Venedig 30-Lire-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. November 1886 (52. Ziehung).



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Wettkampf Steinitz-Zukertort.

Der Verlauf und Schluß dieses Schachduells, das so großes Aufsehen erregt hat bei den Kennern des edlen Spiels, ist entschieden weit hinter ihren berechtigten Erwartungen zurückgeblieben. Die Zahl der von beiden Seiten vorzüglich gespielten Partien ist gering, nur zu häufig wurde die Entscheidung durch grobe Fehler und höchst mangelhafte Dispositionen herbeigeführt. Nachdem Steinitz in New-York weit unter seiner Kraft gespielt hatte, begann in St. Louis Zukertorts Partieführung in Bezug auf Gewandtheit, Ordnungsgabe und Energie erheblich in krankhafter Art abzunehmen. In New-Orleans war er noch schwächer, und nur selten gelang es ihm, jene Höhe seiner Begabung geltend zu machen, die namentlich im letzten Londoner Turnier in so blendender Beleuchtung erschienen war! Er gewann in beiden Städten nur eine Partie. Nach ärztlicher Feststellung litt er an Wechselfieberanfällen. Im ganzen wurden 20 Partien gespielt, von denen Steinitz 10, Zukertort 5 gewonnen hat. Unentschieden blieben 5. — Wir werden Gelegenheit haben, noch einmal einen Blick auf den ganzen Vorgang zu werfen. Die nachstehende Partie ist die vorletzte des Wettkampfes. Die zwanzigste eignet sich nicht zum Abdruck, weil sie durch zu starke Versehen Zukertorts entstellt ist.

Partie Nro. 43.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß — J. H. Zukertort.	Schwarz — Steinitz.
1) D 2 — D 4.	1) D 7 — D 5.
2) C 2 — C 4	2) E 7 — E 6. Das ist die beste Antwort.
3) S. B 1 — C 3	3) S. G 8 — F 6.
4) L. C 1 — G 5	4) L. F 8 — E 7.
5) S. G 1 — F 3	5) 0—0
6) C 4 — C 5. Dieser Zug widerspricht den theoretischen Prinzipien. Weiß beabsichtigt die Bauern des Damenflügels geraten zu halten und die Wirksamkeit des feindlichen Königsläufers zu beschränken.	6) B 7 — B 6. Dies ist das von der Theorie gebotene Mittel, durch welches Schwarz auf der Damenseite Terrain sucht.
7) B 2 — B 4. Auf C 5 n. B 6 würde A 7 n. B 6 und später C 7 — C 5 vorteilhaft folgen.	7) B 6 n. C 5.
8) D 4 n. C 5. Ein Fehler! Weiß mußte B 4 n. C 5 spielen.	8) A 7 — A 5. Dieser Zug und die früheren des Nachziehenden entsprechen den Grundsätzen der Philidorschen Bauernführung.
9) A 2 — A 3.	9) D 5 — D 4. Ein schöner Zug, der die Mangelhaftigkeit des Zuges 8) D 4 n. C 5 erweist.
10) L. G 5 n. F 6	10) G 7 n. F 6. Hierdurch wird das Zentrum des Schwarzen außerordentlich stark. Gegen den Königsflügel, der allerdings entblößt wird, kann kein wirksamer Angriff geführt werden. Auf 10) L. E 7 n. F 6 gewann Weiß mit 11) S. C 3 — E 4 ein wichtiges Tempo.
11) S. C 3 — A 4. Der Bauer durfte weder mit dem Springer noch auch mit der Dame geschlagen werden. Im ersteren Falle folgte A 5 n. B 4 und 12) A 3 n. B 4 hätte eine Figur gekostet infolge von T. A 8 n. A 1; 13) D. D 1 n. A 1, D. D 8 n. D 4. Geschah aber 11) D. D 1 n. D 4, so gewann Schwarz D. D 8 n. D 4; 12) S. F 3 n. D 4, L. E 7 n. B 4 etc.	11) F 6 — F 5.
12) B 4 — B 5.	12) L. C 8 — E 6.
13) G 2 — G 3. Entscheidender Fehler. Weiß will dem L. F 1 Aufgang nach G 2 (13) zu verschaffen, um den Königsflügel zu entwickeln und die	

Rochade zu ermöglichen. Viel besser war jedoch C 5 — C 6, wodurch sowohl die Entwicklung des feindlichen Damenspringers als auch der folgende wichtige Zug des Gegners verhindert wurde.

13) C 7 — C 6. Schwarz nimmt jetzt die ihm gebotene günstige Gelegenheit, C 5 — C 6 zu verhüten, wahr.
14) B 5 n. C 6. Auf B 5 — B 4 würde Bauer C 5 auf die Dauer unhaltbar geworden sein . . . . 14) S. B 8 n. C 6.
15) L. F 1 — G 2 . . . . . . 15) T. A 8 — B 8. Schwarz droht durch L. E 6 — B 3 eine Figur zu gewinnen.
16) D. D 1 — C 1 . . . . . . 16) D 4 — D 3. Ein sehr starker Zug.
17) E 2 — E 3. Auf E 2 n. D 3 würde T. D 8 n. D 3 mit unwiderstehlichem Angriff folgen . . . 17) E 5 — E 4.
18) S. F 3 — D 2 . . . . . . 18) F 6 — F 5. Die schwarze Bauernkette hat jetzt den Höhepunkt ihrer Macht erreicht.
19) 0—0 . . . . . . 19) T. F 8 — E 8. Um jeder Möglichkeit der Durchbrechung der Bauernkette entgegenzutreten.
20) F 2 — F 3. Wiederum ein Versehen. Der folgende Zug des Gegners lag sehr nahe.

Schwarz.

Weiß.

20) S. C 6 — D 4. Von verheerender Gewalt . . . . . .
21) E 3 n. D 4. Weiß hat keine bessere Antwort. 21) T. D 8 n. D 4 †.
22) K. G 1 — H 1 . . . . . . 22) L 4 — L 3. Auf T. D 4 n. A 4 würde 23) F 3 n. E 4 folgen.
23) S. A 4 — C 3 . . . . . . 23) L. E 7 — F 6. Schwarz erzwingt jetzt konsequent den Sieg.
24) S. D 2 — B 1 . . . . . . 24) D 3 — D 2.
25) D. C 1 — C 2 . . . . . . 25) L. E 6 — B 3.
26) D. C 2 n. F 5 . . . . . . 26) D 2 — D 1 wird Dame.
27) S. C 3 n. D 1 . . . . . . 27) L. B 3 n. D 1.
28) S. B 1 — C 3 . . . . . . 28) E 3 — E 2. Die Bauern feiern einen glänzenden Triumph . . .
29) T. A 1 n. D 1 . . . . . . 29) T. D 4 n. C 3. — Hier gab Zukertort die Partie auf.

Schachbriefwechsel.

Herrn Sander v. L. in Ludwigslust. Wir empfehlen Ihnen Gottschalls Anleitung zum Vierschach. Dritte Auflage. Verlag von Veit & Co. in Leipzig. Preis M. 2.40. — Nro. 360 R.

Th. W. in Crossinzow. In Nro. 362 wird 1) T. F 4 — H 4 durch S. F 5 n. H 4 widerlegt. — C. Sch. in Hackenburg. In Nro. 361 nach 1) T. F 4 n. F 5, K 4 n. F 5; 2) S. D 3 — F 4 † folgt T. E 7 — E 2. Ebenso in Nro. 363 nach 1) S. C 4 n. D 2, S. H 3 — F 2 †; 2) K. D 1 — E 2, hindert S. C 1 — D 3 das sofortige Matt. — Frl. Martha P. in Groß-Dorf. Nr. 360 R. Ueber Nro. 363 sehr verbindet. — R. R. in ... In Nro. 362 ist 1) D 4 — D 5 † unrichtig, weil S. F 5 — D 4 folgt. — Dr. Gr. in Zürich. Bitte unsere Lösung von Nro. 366 zu vergleichen.

Th. G. in Gellendorf. Zwei Ausgaben des Wettkampfes Steinitz-Zukertort werden baldigst im Verlage von Veit & Co. und im Verlage von Adolph Röger in Leipzig erscheinen. — Dr. St. in Neusalz. Ihre Aufgaben gef. entgegengenommen. — S. Sch. in Budapest; Ch. B. in Frankfurt a. M.; C. J. in Stuttgart. Die Aufgaben werden geprüft werden.

A. M. in Dünelsheim. Da Ihnen Gelegenheit zu praktischer Uebung fehlt, raten wir Ihnen, ausgewählte lehrreiche Partien durchzuspielen. Eine solche Auswahl enthält das „Schachturnierbuch“. Verlag von B. Fr. Voigt in Weimar. Preis 3 M.; ferner das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels“. Dritte Auflage. Verlag von Ed. Avelant in Leipzig. Preis 1 M. — J. M. in Varel. In Nro. 363 wird 1) S. C 4 n. D 2 durch S. B 4 — F 2 † widerlegt. — P. F. in Aarhus. Nro. 362—364 R. In Nro. 367 fehlt die Angabe einiger Spielarten.

Anordnungs-Aufgabe.

In einer Compagnie eines Garderegiments, das seine Rekruten aus allen Teilen des deutschen Reiches ergänzt, befanden sich 7 Bayern, 7 Württemberger, 7 Hessen, 7 Sachsen, 7 Rheinländer, 7 Oldenburger und 7 Pommern, und zwar bestand jede solche Gruppe von 7 Landsleuten aus einem Schneider, Drechsler, Tischler, Bäcker, Maurer, Klempner und einem Weber, so daß die 49 Mann nicht allein 7 Gruppen von je 7 Landsleuten, sondern auch 7 Gruppen von je 7 Berufsgenossen darstellten. Um nun die Verbrüderung einerseits der deutschen Volksstämme, andererseits der verschiedenen Handwerksarten im deutschen Heere zu veranschaulichen, stellte der geniale Compagniechef jene 49 Mann zu einem Quadrate von 7 mal 7 so zusammen, daß in jeder der 7 Reihen von links nach rechts, in jeder der 7 Reihen von vorn nach hinten und in jeder der beiden schrägen Reihen, welche zwei Ecken des Quadrats verbinden, jeder Volksstamm und auch jedes Handwerk vertreten war, so daß also auch in keiner dieser 16 Reihen ein Volksstamm oder ein Handwerk doppelt vorkam. Bezeichnet man abkürzend bayrisch durch b., württembergisch durch w., hessisch durch h., sächsisch durch s., rheinländisch durch r., oldenburgisch durch o., pommersch durch p., ferner: Schneider durch S., Drechsler durch D., Tischler durch T., Bäcker durch B., Maurer durch M., Klempner durch K., Weber durch W., so kann man die sieben Mann, die in der vordersten Reihe standen, bezeichnen durch:

b. S., w. D., h. T., s. B., r. M., o. K., p. W.,

und entsprechend die sieben Mann der hintersten Reihe durch:

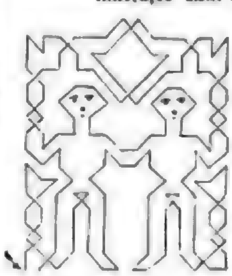
s. M., o. K., b. W., w. S., h. D., s. T., r. B.

Wie war nun aber das ganze Carré angeordnet?

Auflösung des Rechnenexempels Seite 716:

1	15	2	16	3	17	4
14	13	12	11	10	9	8
18	5	19	6	20	7	21

Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches Mai auf Seite 716:



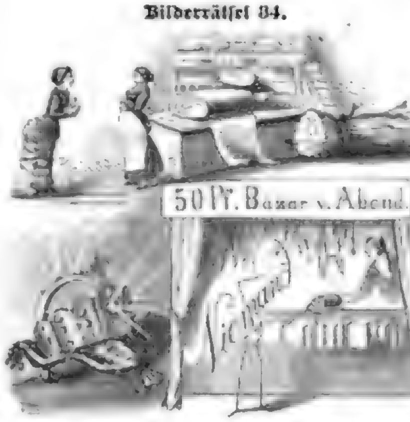
O, trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der heil'ge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell,
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ich weiß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben.
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entführte, schmerzdurchzittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert.

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar
In deinem Aug', dem blauen,
Und immer lockt mich's wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schwandst der Perle gleich, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O, trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

Hamerling.

Bilderrätsel 34.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 716:

In Worten zart, in Werken hart.

C. R. in Köln. Schiede-Odermann, Die kaufmännische Korrespondenz (in beiden Sprachen).

Paul O. in Tz. Für Uebersetzungen haben wir für den Augenblick keine Verwendung.

Albine B. Wenn es allen denen, die mit Einsetzung ihrer ganzen Person sich um Ihr Herz bewarben, nicht möglich war, dasselbe zu rühren, so vermögen wir uns kaum vorzustellen, wie das einem Entfernten gelungen sei. Jedes der Augenblick, in welchem ein junges Herz zum erstenmal empfindet, daß es nicht mehr sein eigen ist, kommt oft ganz wunderbar über Nacht, und wer weiß, ob Sie, wenn diese Zeilen Ihnen zu Gesicht kommen, nicht schon das „Bangen und Sorgen in schwebender Pein“, nach dem Sie ein so unbezwingliches Verlangen an den Tag legten, vollauf kennen gelernt haben. Schade, daß das ziemlich lose skizzierte Selbstporträt, das Sie entwerfen, nicht durch ein photographisches Abbild anschaulich ergänzt ist! Wer weiß, ob es uns dann nicht leichter würde, manches zu ergründen, was sich zwischen Ihren Zeilen birgt, und Sie in passenderer Weise zu beraten, als es jetzt möglich ist.

Junius Brutus. In der folgenden Tabelle werden Sie das Gewünschte finden:

Planeten.	Mittlere Entfernungen von der Sonne in Erdbahnhalbmessern	Siderische Umlaufszeit in Tagen.
Merkur . . .	0.387099	87.96926
Venus . . .	0.723332	224.70079
Erde . . .	1	365.25636
Mars . . .	1.523691	686.97964
Jupiter . . .	5.202798	4332.58480
Saturn . . .	9.538852	10759.21980
Uranus . . .	19.182730	30686.82100
Neptun . . .	30.054740	60126.64000

Als Lehrbuch der Trigonometrie wird sehr empfohlen: „Mathemat. Supplementband“ von Dr. Joh. Müller. 3. Auflage. Vieweg in Braunschweig 1883.

Herrn Robert J. in Dr. Der Jahrgang 1882 unseres Journals ist, wie schon mehrfach an dieser Stelle erwähnt, im Preise ermäßigt und kostet broschiert jetzt für unsere Abonnenten anstatt 12 Mark bloß noch 4 Mark; Ihre Buchhandlung wird Ihnen zu diesem Preise gern ein Exemplar besorgen.

Dr. A. in Agram. „Lateinische Unterrichtsbriefe“ (Toussaint-Langenscheidtsche Methode). C. L. Morgenstern, Leipzig.

„Amateur von Ueber Land und Meer“. Die Schneider-Akademie in Berlin, Rosenthalerstraße.

Alter Abonnent am Siebengebirge. Das scheint Sache besonderer Begabung zu sein, über die wir keine systematischen Nachweise ausfindig zu machen vermochten.

Major H. in Kt. In jeder größeren Samenhandlung.

Stereo-Hamm. 1) Diese Streitfrage harrt noch einer endgültigen Entscheidung. 2) Auf diese Weise werden Sie sich ja selbst am besten über Wert oder Unwert dieser Sache, die wir in ihren Einzelheiten nicht verfolgen konnten, ein Urteil bilden können.

G. H. in Lüttich. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte. 2 Bände. Halbfrzbd. M. 17. (Leipzig, W. Engelmann.) Klencke, Hauslexikon der Gesundheitslehre. 2 Bände. Leinwdbd. M. 16.50. (Leipzig, E. Kummer.) Kappstein, Der Arzt als Hausfreund. M. 3.75. Ammon, Mutterpflichten. Orgbd. mit Goldschnitt. M. 3.75. (Leipzig, E. Haym.)

Abonnent in Jaba. Die Darstellung von Chlorwasser geschieht, indem man Chlorgas, welches durch Erwärmen von gepulvertem Braunstein mit Salzsäure erhalten wird, in kalt gehaltenes reines Wasser leitet, solange letzteres das Gas absorbiert. Das Chlorwasser erleidet am Lichte allmählich Zersetzung und ist daher im Dunkeln aufzubewahren. — Die Untersuchung von Soda auf ihren Gehalt an reinem kohlensaurem Natron geschieht durch Titration mit einer eingestellten Säure. Ueber die Ausführung dieses Verfahrens und über die hiezu erforderlichen Apparate können Sie sich in jedem elementaren Leitfaden der chemischen Analyse unterrichten. Unbedingt notwendig ist, daß Sie im Besitz einer guten chemischen Wage sind, wenn Sie derartige Untersuchungen anstellen wollen.

M. L. in Miskolcz. Ein musikalisches Klavierstück zu 8 bis 12 Händen auf 2 bis 4 Klavieren ausführbar und noch ganz besonders ein vierundzwanzighändiges, auf 6 Klavieren zu spielen, das recht viel Effekt machen soll. Nur gestehen, daß wir noch nie weder von solchen Monstre-Kompositionen noch von einem derartigen Verlangen gehört haben, und vermuten, Sie beabsichtigen eine versteckte Persiflage auf das ungebeuerliche Lärmbedürfnis gewisser moderner Kraftgenies, die ihrem gewaltigen Sehnen nicht mehr abzugewinnen haben, als wie es sich räuspert und wie es spuckt. Aber auch bei diesen werden Sie das Werk für 24 vollständig geübte Klavierhände vorerst vergeblich suchen. Indes, die Parole ist ausgegeben, — wer weiß, ob sich nicht ein himmelstürmender Jünger der edlen Frau Musika findet, der seinen Landsleuten mit 120 Fingern zu gleicher Zeit auf den geduldigen Tasten, die schon so viel Gewaltthätigkeit über sich ergehen lassen mußten, in die Welt hinaus gewaltsam einbleuen will. Wie es dann um die Trommelfelle der Hörer bestellt sein mag, dafür möchten wir freilich keinerlei Verantwortung übernehmen.

Langjähriger Abonnent in Catrop. Das wurde aus zwingenden Gründen neuerdings weggelassen; doch finden Sie einen Ersatz dafür in den Nummern, die jeder Bogen auf seiner ersten Seite in der untern Ecke links trägt, und von denen die vorangestellte römische den Band, die darauf folgende arabische das Heft und die zweite, in Klammer gesetzte arabische die Nummer bezeichnet.

Frau Emilie Sy. in D. Die in unserer Verlagshandlung erschienene Prachtausgabe von Schuberts Müllerliedern ist von E. Baumann und R. Schuster illustriert und kostet in Original-Prachteinband mit Goldschnitt 18 Mark, elegant kartoniert 12 Mark. Letztere Ausgabe können Sie als Abonnentin unseres Journals bei sofortiger Bestellung noch zum Vorzugspreis von nur 6 Mark beziehen.

Frhr. E. v. B. in Cannstatt. Zu spät! Die gesamte Herstellung einer Nummer unserer Zeitung nimmt Wochen in Anspruch.

Annabierin. Für das, was jüngst Ihnen dunkel gröllichen, wird Ihnen hoffentlich demnächst reichlicher Ersatz zu teil werden.

Jos in Amsterdam. Ihrem Wunsch, eine photographische Vervielfältigung der von Ihnen bewunderten Kettemeyerschen Zeichnung „Er ist außerhauder“ in den Handel gelangen zu lassen, können wir, eine von anderem Gesichtspunkten abgesehen, zu unserem Bedauern vorerst nicht Rechnung tragen.

C. B. Sie können das Singen nicht lassen! — Gut! Aber müssen es denn durchaus andere Leute hören, wenn Sie singen? Nach Goethe der es doch wissen mußte, ist das Lied, das aus der Kehle dringt, sich selbst schon Lohn genug. Sie singen — und diese eine Strophe klingt ganz lustig —

Ach, Amor, kleiner Herzensdieb,
Ach, Amor, kleiner Galgenstrick,
Du lose lieber Pfeilentsender,
Triff mich mit deinem Schelmenblick!

Sie wissen nicht, was Sie wünschen! Sie wurden ja, wenn der kleine Schelm Sie hörte, noch zu schaden tragen! Nur zu! Wir sind geduldig — wir ertragen es wohl, aber unseren Lesern dürften wir die erheiternden Gedichte Ihrer Muse doch nur in homöopathischer Form wie hier zu kosten geben.

Refrant. Nicht geeignet! Wir können Ihnen überhaupt leider nicht die Hoffnung machen, daß Sie von Ihrem Talent als Lyriker eine Aenderung Ihrer Lage zu erwarten haben.

Marguerite. „Blümleins Leid“ erinnert etwas sehr an Goethes „Gefunden“, sonst recht hübsch. Die anderen sind weniger gelungen. Verwendung haben wir leider für sie alle nicht. Versuche später einmal.

M. L. in G. Den Verkauf der fraglichen Gegenstände besorgt „Die deutsche Reichsfechtschule“ in Magdeburg, wollen Sie sich nur an diese wenden.

Sphinx. Der Herr wünscht unbekannt zu bleiben, und wir können Ihre Fragen daher nicht beantworten.

Emma in Waldleben. Man rechnet bekanntlich in der Geschichte von Christi Geburt auf- und abwärts. Man sagt also ganz richtig 100—1 vor Christi Geburt, während es nach Christi Geburt 100 zu heißen pflegte, da man naturgemäß die Zahl vorausstellt, welche den Beginn eines Zeitabschnittes angibt.

E. K. in R. „Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten“ in Leipzig, Fürstenstraße Nro. 11, wird Ihnen gerne Auskunft erteilen.

Carl Sch. Emanuel Geibel ist am 6. April 1884, Richard Wagner am 13. Februar 1883 gestorben. Rosegger wohnt in Graz. Die sämtlichen Klassikerausgaben der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin sind sehr beliebt.

Joseph K. in G. In H. Strunzkys „Vertilgung der Ratten und Mäuse(?)“ (Weimar, B. F. Voigts Verlag) werden Sie das gewünschte Mittel zur Vertreibung der Maulwurfsgrille finden, wenn es eins gibt. — Bei beiden zwischen Leber und Magen.

A. H. J. Die Naturforscherversammlung in Berlin findet, wie wir in den Notizblättern schon wiederholt mitgeteilt haben, vom 18. bis 24. September statt.

Hedwig D. in Elbing. Paulus K. Ch. Th. W. in Leipzig. H. v. L. in K. Alex. Kr. in Berlin. Eugen. R. in Wien. Beständigkeit. Rob. K. in Chemnitz am Chemnitz. Debutant. H. H. in Fürth. Dr. H. L. in Eger. Oskar L. in Berlin. Willy H. in Berlin. L. L. in Bernsdorf. A. D. in Copenhagen. Th. St. in Emmendingen. Sophie W. in Niederingelheim. Geren in Serajewo. Chrifländer Brummbär. Max K. in Berlin. L. D. in Kassel. M. C. G. U. H. B. in L. Herm. B. in Kassel. L. Br. in Waldenburg. Ernst D. in Wien. Benj. in Wien. Viktor H. in Wien. Paul B. in Berlin. J. A. in Wien. N. A. H. in Sch...l. A. B. in Krakau. Leider nicht geeignet.

Richtige Lösungen sandten ein: Charlotte Scheel in Stuttgart (3). Selma Tallmann in Angermünde. Wilhelmine Niederhauser in Freiburg (2). Ewa Ziemer und Hedwig Wagner in Czenin. Alfred Bäumer in Krebsmühle. Karl Görlich jun. in Troppau. Annaburin in B. „Jünger des Merkur“ in Schlesien (2). Niedl T. r in Petersburg. G. Blasmuth aus Bloomo. Hedwig Olga Richter in Sarnsmeiler. „Jünger des Merkur“ in Magdeburg (4). Heinrich Koger in Köln. Anna Lehen in Ammerland. „Das verborgene Veilchen“ in Garsten. Alexander Getel in Przemysl. P. Riedel in Dresden. L. Stechert in Merlach. Deutsch Gottschow in Aufsand (3). Frau Franzy Frank in Stolp. Theodor und Marie Sauer in Bukow. S. St. in Copenhagen a. Rh. Frl. Otto Helldung Aschau in Zürich (4). Stud. theol. Adolf Scholz in Darmstadt (2). Fritz Lautmacher in Altona i. W. Anna und Paul Reichel in Reichenbach. Sigmund Sebisch in Wittstock.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Ehrenwort, Novelle von L. Gebin, Schluß. — Schwerzbildungsmittel, von Dr. med. Lohmann. — Sappho, von Georg Ebers. — Louis Pasteur, von Dr. Fr. Dornblüth. — Kleine Gastronomie, von Dr. Klein. — Auf Irrwegen, Novelle von Kurt von Walfeld, Fortsetzung. — Die Schiffahrt auf dem Rhein, von Ferdinand Hey'l, Schluß. — Die schöne Strohflechterin, von C. B. — Maiabend im Schwarzwald, Gedicht von Otto Baisch. — Notizblätter. — Witterungsbeobachtungen im Monat Juni. — Schach. — Rätsel: Anordnungsaufgabe, Auflösung des Rechnenexempels Seite 716, Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches Mai Seite 716; Bilderrätsel 34, Auflösung des Bilderrätsels Seite 716. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Schiffahrt auf dem Rhein: Die Herz. Anlegen eines Schraubendampfers, von Ferdinand Lindner. — Sappho, Gemälde von L. Alma-Tadema. — Die schöne Strohflechterin, eine Jugenderinnerung, Gemälde von Heinrich Zellers. — Maiabend im Schwarzwald, nach einem Gemälde von Emil Zillmann. — Louis Pasteur. — „Gib Acht, Ritter Kurt!“, von H. Huber-Gerens.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1.80.

Schwalbkrampf ... Berliner klin. Wochenschrift, Deutsche Medizinalzeitung, Pariser Progrès Médical, Wiener Med. Wochenschrift, New-Yorker „The Medical Record", Londoner „British Medical Journal" u. „The Lancet" ...

Für Kunstfreunde.
... Photographischen Gesellschaft, Berlin ... Bilder, ... Photographien nach ... Kaulbach ... Tizian ... Vorausbezahlung von 50 Pfg. in Postmarken ...

„Wir kennen keine
... Damm, Klavierschule ... Steingraber Verlag, Hannover.

Gegen Lungenschwindsucht ...

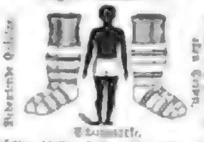
Das beste u. gediegenste ... Steinbaukasten. ... F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Platinum ... Fabrik Weldenslaufer, Berlin SW.

Aeolsharmonika
... mit starkem Ton ... Illustrirte Preisblätter. Adolf Klinger, Reichenberg i. Böhm.

Papierlaternen ... Geldke & Benedictus, Dresden.

Kongo-Socken
aus extrapräparirtem Garn. Eigene Fabrikation.



... M. V. Jaeger, Chemnitz.

Täglich 6—10 Mark
... Müller-Senn, Zofingen (Schweiz).

Chem. Tinten ... Dr. ... Bonn a. Rh. ...

LEONHARDI'S TINTEN
Rühmlichst bekannt Mit ersten Preisen ausgezeichnet!
Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibwaren-Handlungen des In- & Auslandes.
AUG. LEONHARDI, DRESDEN ... ALIZARINTINTE ... LEOPIN-TINTEN sowie verwandter SPECIALITÄTEN

Hühnerzucht Radebeul
bei Dresden ... Gänse, Enten ...

Das Zoofant. Schutzband ... C. G. Bauer, Hamburg.

Jedes Hühnerauge ... Goldene Medaille.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Der praktische Ratgeber
im Obst- und Gartenbau.
Wochenschrift für Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirte.
Abonnement vierteljährlich 1 Mark.
Im vierten Monat über 5000 Abonnenten.
... Probenummer ... Frankfurt a. Oder gratis und franko ...

Echte amerikanische wasserdichte Patent-Wäsche

... zum Selbstreinigen ... Alexander Brünell, Köln und Berlin.

Für Damen
... Bei 10 Dtzd. Binden ... Rabatt. Emil Schäfer, ... Chemnitz.

!!!Einen Weltruf!!!
Gustav Henschel, Bernburg. Bade-Apparate.

... Gustav Henschel, Bernburg.

Trunksucht
... Reinhold Retzlaff, ... Dresden ...

VERBAND-KÄSTEN, ANTISEPT., HAUS & FABRIKGEBRAUCHE, POLIZEI-, POST- & EISENBAHNEN. FRANZ MEUSEL & Co. CHEMNITZ.

Erst probiren, dann räsonniren.
Jedem Raucher zu empfehlen: Prof. Dr. Jägersche Cigarren, ...

... Havanna-Cig. ... Cigarretten ... Proben werden verabfolgt. Prospekte gratis. Haupt-Depôt in: Prof. Jäger's Normal-Artikel „Bazar" Nürnberg. Berlin W., Französischestr. 20 ... Brüssel u. Lüttich.

Victoria Strickmaschine mit unter dem Nadelbett laufendem Schlitten.

Dresdner Strickmaschinen Fabrik LAUE & TIMAEUS Löbtau-Dresden.

Victoria-Pumpe ... Gartenspritze ... Zimmer-Douche ... Franz Heuser & Co., ... Hannover.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg. Locomobilen.

Tandem Compound Locomobile. ... Garrett Smith & Co.

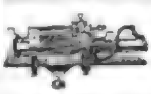
Orden.
Titel, Adel ... B. Walden, 41 Prince's Square, Kensington Park, London S. E.

Universal-Stempelkissen von OSCAR SPERLING, LEIPZIG,

... befindlichen Farbenpasta, ... tränkt, oder eingerieben zu werden braucht. ... Metallstempeln ... Farben, — violett, roth, blau, grün und schwarz ...

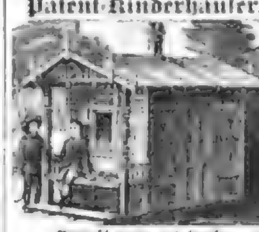
No. 1	...	mm	M. —.75
No. 2	... 105 mm		—.90
No. 3	... 125 mm		1.25
No. 4	... 160 mm		1.50

No. 4 ist in eleganterer Ausstattung und mit reichlicherer Pastafüllung ... Bei 10 Stück ... Rabatt ... Versand nur unter Nachnahme oder vorheriger Einsendung des Betrages. Wiederverkäufer bei entsprechendem Rabatt gesucht.



Strickmaschinen ... Karpel, Sachs.

Patent-Kinderhäuser.



Prospekt gratis und franko. ... & Co., Hannover.

Gustav Hummel ... Velocipede ...

Judlin

Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen a. Harz,
liefern
Eismaschinen
für industrielle, Haushaltungs- und Schiffszwecke
jeder Grösse,
Bier- und Milchkühler
(Lawrences Patent)
Apparate zur Fabrikation von Mineralwasser und moussirenden Weinen.
Solide Ausführung. — Lieferung unter Garantie.

Vereinigte physik., mechan. Werkstätten von Reiniger, Gebbert & Schall in Erlangen, New-York, Stuttgart ...
Apparate und Instrumente ...

Seidel & Naumanns Deutsche Universal-Nähmaschinen (System Singer) sind die besten Maschinen der Welt. ...

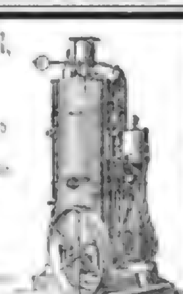
Der Knopfloch-Apparat, ...

Die Schneider-Innung zu Magdeburg erklärt, dass die Leistungen der Seidel & Naumanns Universal-Nähmaschinen das Prädikat „vorzüglich" verdienen.

Reflektanten, ... wollen sich direkt an die Fabrik wenden — Knopfloch-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab.

Seidel & Naumann, Dresden.

Wendt & Hambrock, Ottensen bei Altona, ... Eincylindrige und Compound Dampfmaschinen ...



Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 35.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 5 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 5. 50.

Der Verlobungstag.

Novelle

von

E. Juncker.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein wetterwendischer Apriltag schickte, nachdem er zahlreiche Regenschauer über die Residenzstadt ergossen hatte, seine letzten Sonnenstrahlen in ein modern eingerichtetes, behagliches Speisezimmer. Sie lagen auf dem dunklen Getäfel der Wände, auf den Humpen und Krügen, welche das Büffet schmückten, und brachen sich in den zierlichen Kelchgläsern, die eine junge Frau sorgfältig auswischte und dann auf den gedeckten Tisch setzte. Es war nur ein kleiner Tisch mit zwei Couverts, stand auch fern von dem großen Eßtisch in einer Nische des Saales, die ein rund herumlaufendes Sofa mit einem darüber befindlichen, auserlesene Majoliken tragenden Brette besonders traulich machte. Dann trat die junge Frau ein wenig zurück, warf einen letzten prüfenden Blick auf das Werk ihrer Hände und seufzte befriedigt auf. Wie sie so dastand mit dem natürlich gewellten, leicht gepufften blonden Haar, hob sich das reizende Köpfchen von der grauen, den Hals etwas freilassenden Sammettaille wirksam ab. Nachdem sie sich an dem Anblick geweidet, ging sie in den Erker, welcher nach dem Garten führte, schaute auf die braunen, glänzend lackirten Kastanienknospen, die nur auf eine milde Nacht warteten, um ihre dunkle, drückende Hülle gegen ein frisches Frühlingskleid zu vertauschen, und auf die Krokus, Tulpen und Hyazinthen, in deren Blütenkelchen noch schwere Regentropfen hingen. Von den warmen Sonnenstrahlen gelockt, flatterte ein Amselpaar aus den Fliederbüschen hervor, schüttelte sich die Tropfen von dem Gefieder und besichtigte eifrig zwitschernd das Nest des vergangenen Jahres, an dem zur Aufnahme der jungen Brut noch mancherlei Reparaturen vorzunehmen waren. Ueber das feine, ein wenig bleiche Gesicht glitt bei diesem Anblick ein liebliches Lächeln; als jedoch ein Diener mit einer Flasche Wein eintrat, die er auf den Kredenztisch seitlich des hübschen Nischenplätzchens stellte, wandte sich die junge Frau eilig um und sagte mit hausmütterlicher Würde:

„Stellen Sie den Markobrunner nicht zu kalt, Josef, er verliert sonst seine Blume, und sorgen Sie dafür, daß die Austern erst im letzten Augenblick aufgemacht werden. Sie wissen, der Herr gibt viel darauf."

„Zu Befehl, gnädige Frau," erwiderte der Angeredete, drehte aber den Korkzieher verlegen in seinen Fingern um und setzte dann hinzu: „Am Ende machen wir sie auch gar nicht auf, denn der Herr Legationsrat haben mir ja befohlen, Frack und weiße Binde für den Ball bei dem General von Mollwitz zurecht zu legen, auch dem Friedrich zu sagen, daß er um neun Uhr vorfahren soll."

„Josef, ist das wahr? Heute will der Herr ausgehen?" rief die junge Frau sichtlich bestürzt.

Der alte grauhaarige Diener nickte bestätigend und erwiderte dann treuherzig:

„Ja, es ist so, und ich thue wohl am besten, der Dine zu sagen, daß sie die Schnepfen nicht zurecht machen soll; allein schmecken sie der gnädigen Frau ja doch nicht."

Sie hatte ein paar Schritte in das Zimmer hinein gethan, um die verräterische Röte ihres Angesichts vor dem Diener zu verbergen, nun wandte sie sich aber schnell entschlossen um.

„Nein, thun Sie das nicht, wenn ich nicht selbst den Befehl gebe," sagte sie kurz. „Ist der Herr in seinem Arbeitszimmer?"

„Der Herr Legationsrat sind im kleinen Salon, wo er soeben einen Herrn von der englischen Gesandtschaft empfängt," lautete die Erwiderung.

„Gut. Wenn er nach mir fragen sollte, so sagen Sie ihm, daß ich oben bei meiner Großmama bin."

Bei diesen Worten ergriff die junge Frau eine Schale mit Veilchen, trug sie in das anstoßende kleine,

Kauft Rosen! Nach einem Gemälde von Franz Meyer.

Digitized by Google

traulichte Boudoir, hüllte sich dann in ein warmes Tuch und erstieg die Treppe zu dem ersten Stockwerk.

Auf ihr Klingeln öffnete ihr eine alte, mit peinlicher Sauberkeit gekleidete Dienerin und führte sie in ein Zimmer, dessen Fenster in entgegengesetzter Richtung wie die des unteren Speisesaales auf den Vorgarten und die unmittelbar daranstoßende Parkstraße führten.

„Das ist hübsch von Dir, Klärchen, daß Du heute kommst, ich wollte doch gern selbst meinen Glückwunsch bei Dir anbringen. Und hier die beiden Azalien soll Dir die Marianne nachher hinuntertragen, sie machen meinem kleinen Blumennarren gewiß Spaß."

„O Großmama, daran hast Du gedacht!" sagte die junge Frau, indem sie den erhöhten Fensterplatz betrat und ihre Lippen auf das schneeweiße, aber volle Haar drückte, welches aus einem Spitzenhäubchen hervorquoll. „Und diese prachtvolle rote und weiße Azalie soll ich haben? Weißt Du auch, daß Du mich gründlich verwöhnst?"

„Nun, nun, Kind, ich dächte, damit wäre es nicht weit her. Was hat denn eine alte Frau, die nicht mehr in dem Lebensstrome mitschwimmt, sondern von ihrer Sandbank aus das alte, ewig gleiche Spiel mit ansieht, so viel zu thun, daß sie nicht die entscheidenden Daten der Vergangenheit behalten sollte. Gelt, sieben Jahre sind es heute, daß der Heinrich um Dich freite?"

„Ja, Großmama, so ist's," sagte die junge Frau und nahm ihr gegenüber auf einem Stuhl Platz. „Wie schnell doch die Zeit vergangen und wie ernst die Thatsache ist, daß ich statt achtzehn Jahren nun schon ein Vierteljahrhundert auf dem Rücken habe."

„Schnickschnack, Klärc," sagte die alte Dame, indem sie ihr Strickzeug wieder zur Hand nahm und eine gefallene Masche auflangte. „Das ist eine ganz natürliche, ordentliche Thatsache, an der es nichts zu drehen und zu deuteln gibt. Da könnte ich ganz andere ernste und verstimmende aufführen."

„Nun, Großmama —"

„Nun," erwiderte die Gefragte, halb ärgerlich, halb lachend, indem sie ihr Gestrick in die Höhe hob, „meinst Du, daß es mir ein besonderes Plaisir macht, lauter fremde Waisenkinder auf die Strümpfe zu bringen und niemals für die rosigen Füßchen meiner kleinen Enkelkinder sorgen zu können? — Na, na, mache nur nicht gleich solch bestürztes Gesicht, böse habe ich's ja nicht gemeint. Diese Gedenktage haben es nun 'mal an sich, daß man die Vergangenheit Revue passiren läßt und mit seinen heißesten Wünschen ungeschickt hervorpoltert."

Die junge Frau erhob ihr gesenktes, leicht gerötetes Antlitz, das jetzt traurig ausschaute.

„Weiß Gott, Großmama, da hast Du recht. Die Vergangenheit ist an solchen Tagen seltsam zudringlich, das habe auch ich heute schon empfunden. Wenn ich Dir sagen sollte —"

In demselben Augenblick öffnete Marianne die Thür und meldete die Baronin von Eppstein, welche die Frau Legationsrätin in ihrer Wohnung gesucht habe, dem Josef aber gleich auf dem Fuße gefolgt sei.

„Ist Dir's auch nicht unbequem, wenn ich sie hier empfange, Großmama?"

„Nun sie 'mal die Treppe heraufgestiegen ist, lasse sie nur ein," entgegnete diese, fügte dann aber halblaut hinzu: „Das Blaue vom Himmel wird die Frau wieder herunterschwatzen."

So ging denn Klara der Eintretenden entgegen, welche in ihrer reichen Frühjahrstoilette wie ein Wirbelwind in das Zimmer hineinrauschte.

„Seelchen, ich habe Dich so lange nicht gesehen, daß ich mich heute unmöglich abweisen lassen konnte, selbst auf die Gefahr hin, ein trauliches Plauderstündchen zu stören. Ach, guten Abend, verehrte Frau Oberforstmeister, ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, daß ich so sans façon Ihren Hausfrieden störe."

„Das sollte Ihnen schwer werden, Frau von Eppstein," entgegnete trocken die alte Dame, indem sie von ihrem Sitz herabstieg und nach Licht klingelte, welches auch sogleich gebracht wurde. „Ich denke, wir setzen uns nun auf das Sofa," fügte sie hinzu, „und Marianne läßt die Vorhänge herunter, damit wir nicht das fatale Zwielicht haben."

„Schade!" sagte Frau von Eppstein, warf die vollen roten Lippen schmollend auf und schmiegte sich bequem in einen Lehnstuhl. „Ich liebe die Dämmerstunde über alles, es plaudert sich so herrlich in ihr."

„Und ich sehe dem, mit welchem ich spreche, am liebsten gerade ins Gesicht, halte auch nicht gern lange die Hände müßig," erwiderte die alte Dame lächelnd und richtete sich noch straffer auf, als sie die nachlässige Haltung ihres jungen Besuches bemerkte.

„Ja, Du beschämst uns alle," sagte Klara, und dann wandte sie ihr feines, seelenvolles Antlitz dem pikanten der Freundin zu. „Du hast wohl in dieser Saison viel mitgemacht, liebe Jenny? Du siehst ordentlich bleich und abgespannt aus."

„Viel ist gar kein Wort dafür, Klärchen; es war ein Strudel, ein Katarakt von Diners, Bällen und Abendgesellschaften. Die letzteren lasse ich mir ja gern gefallen, denn da kann man sich nach Belieben bewegen und plaudern, mit wem man will, aber die feierlichen Diners, puh, das ist geradezu entsetzlich! Wenn man so ein paar Stunden festgemauert zwischen zwei Würdenträgern sitzt, dann kann man von Glück sagen, wenn dieselben noch ein menschliches Empfinden besitzen und vom Gesellschafts- oder Theaterklatsch mit einem reden. In den meisten Fällen aber unterhalten sie uns von ihrer eigenen werten Persönlichkeit und ihren Erlebnissen, schildern Dir ihre Bergbesteigungen, als ob Du noch niemals in den Alpen gewesen, und die Sonneneffekte, als ob Du blind wärest. Du wirst es mir nicht glauben, Klärc, aber es ist, weiß Gott, wahr, daß ich auf einem Diner alle Examina eines unserer sogenannten bedeutenden Köpfe mit durchgemacht habe, von Mutters Freude bei der Dispensation vom Abiturium an bis zur glänzend absolvirten Staatsprüfung. Welch ein Unterschied besteht nun wohl zwischen einem solchen Mann und einer Frau, welche im Damencafé über ihre Verdienste in der Küche schwatzt? Ich möchte es wahrhaftig wissen!"

Die Oberforstmeisterin lächelte — ein feines, überlegenes Lächeln.

„Sie haben recht, Frau von Eppstein," sagte sie, „die Männer unterschätzen häufig unsere Kritik, bedenken nicht, daß man in Gesellschaft auch geistig Toilette machen soll und ein Frauenauge in diesem Punkt unerbittlich ist. Vornehme Geister allein können sich ungestraft im Hauskleide zeigen — aber wie viele gibt es ihrer!"

„Warum gehst Du nur so oft aus, Jenny, wenn es Dich ermüdet?" bemerkte Klara.

„Weil es noch immer besser ist, als zu Hause zu bleiben," erwiderte die Gefragte, ein leichtes Gähnen unterdrückend. „Gott im Himmel, die Welt wäre noch einmal so schön, wenn die Langeweile nicht darin wäre! Wie ein Dämon hetzt sie einen durch den Tag, immer hofft man ihr zu entrinnen, und immer wieder packt sie einen mit ihren Geierkrallen. O, man braucht nicht so alt wie Ben Akiba zu sein, um aus voller Seele in das ‚Es ist schon alles, alles dagewesen!' einzustimmen."

„Thue doch nicht so blasirt!" sagte Klara und schob einen Faulenzer unter die kleinen Füße ihrer Freundin, wofür ihr dieselbe mit einem leichten Kopfnicken dankte. „Zugegeben, daß alles in der Welt schon dagewesen ist, was beweist das weiter, als daß die alten Geschichten und die alten Lieder die besten sind? Meinst Du, dieser Frühling sei weniger schön, weil er schon Millionen ähnlicher Vorgänger gehabt hat? Erlebst Du an der Entwicklung Deiner beiden trauten Kinder nicht alle Tage ein neues Wunder?"

Die Gefragte zuckte leicht die Achseln.

„Ach, was willst Du? — Märchen ist erst vier, Irma erst zwei Jahre, was kann man da wohl mit ihnen anfangen? Wenn sie auf eine halbe Stunde zu mir ins Zimmer kommen, hat man nur aufzupassen, daß nicht ein Unglück geschieht. Bald reißen sie die Tischdecken herunter, zertrümmern mir eine kostbare Sèvresvase oder ängstigen die kleinen Vögel in meiner Voliere. Nein, nein, die müssen erst menschlicher werden, um genießbar zu sein. — Aber sage, lieb Klärchen, wie spät ist es eigentlich?"

„Halb acht," lautete die Antwort.

„Na, dann habe ich doch richtig den ganzen Nachmittag bei meiner Modistin eingebüßt. Anderthalb Stunden mußte ich im Vorzimmer antichambriren, das immer so voll wie das des gesuchtesten Zahnarztes ist, und eine Stunde dauerte das Anprobiren meiner Toilette. Man muß freilich zugeben, die kleine Frau hat großartige Ideen und einen seltenen Chic, aber ihre Preise bringen die Männer leicht aus der Fassung, und ich bekomme schon eine Gänsehaut, wenn ich an das Gesicht des meinen beim Eintreffen dieser Winterrechnung denke. Der Bär ist im stande, mir an solchem Tage wirklich unangenehme Dinge zu sagen. Da kannst Du lachen, Klärc, Du hast durch die Trauer um Deine alte Erbtante, Gott habe sie selig, ein kleines Vermögen erspart. Uebrigens steht Dir das neue Hauskleid entzückend, kleine Kokette. Es ist so raffinirt hübsch, als dächtest Du damit auf Eroberungen auszugehen."

Das reizende Gesicht der jungen Frau wurde bei diesen Worten von einem Glutstrom übergossen, worüber Frau von Eppstein in ein helles Lachen ausbrach, während die alte Oberforstmeisterin sagte:

„Ei, ei, gnädige Frau, finden Sie es denn so ungewöhnlich, daß meine Enkelin für ihren eigenen Mann hübsch zu sein wünscht? Schmücken Sie sich denn nur für Ihre Kavaliere auf den Bällen oder für die alten Würdenträger, die Sie auf den Diners langweilen?"

Die kleinen weißen Zähne gruben sich in die vollen roten Lippen, und der feine Bogen der dunklen Brauen zog sich zusammen. Diese Sonnenfinsternis dauerte aber nur wenige Sekunden, und gleich darauf hörte man wieder die helle, fröhliche Stimme rufen:

„Himmel, ist das eine fulminante Idee: mit seinem eigenen Manne zu kokettiren! Klärc, die konnte auch nur in Deinem rührend altmodischen Kopfe Platz greifen! Einem Manne, der einem gehört, sicherer und fester wie jedes Ding auf der Welt, von dem man nicht los kann, selbst wenn man es möchte, und den erst der Tod von uns scheidet, so einem Mann auch noch gefallen zu wollen, ist geradezu, um vor Lachen zu ersticken."

Und nun folgte ein solcher Ausbruch ungekünstelter Heiterkeit, daß die Frau Oberforstmeister sich ihre Brille zurechtrückte, um besser sehen zu können, Klara aber unmutig von ihrem Stuhl aufsprang. Ihre Freundin erhaschte sie jedoch glücklich an einer Kleiderfalte.

„Aber liebstes Herz, Du wirst doch die Sache nicht übel nehmen, ich habe es ja nicht böse gemeint, ich finde es nur so sehr, sehr drollig. Nein, gewiß, ich lache nicht mehr, siehst Du, ich sehe schon so ernst aus wie ein Richter im Ornat. Nun setze Dich wieder hübsch auf Deinen Platz und lasse Dich sans arrière pensée bewundern. Hältst Du Dir eine Friseurin oder arrangirt Deine Jungfer Dein Haar so charmant?"

„Meine Jungfer," lautete die kurze Erwiderung.

„Sieh 'mal an, das ist ja ein wahrer Schatz von Mädchen; selbst der Theaterfriseur hätte das nicht besser gemacht. Du hast doch eine wunderschöne, wenn auch etwas kostbare Haarfarbe, Klärchen."

„Kostbar," fragte die Oberforstmeisterin, „wie meinen Sie das, gnädige Frau?"

„Nun, weil sie so selten und so schwer aufzutreiben ist. Habe ich für meinen neuen Zopf von gewöhnlicher Farbe doch schon achtzig Mark zahlen müssen, wie teuer mag Dich da erst der Deine zu stehen kommen."

„Aber Jenny, wo denkst Du hin, ich habe ja gar keinen falschen Zopf, es ist alles mein eigenes Haar."

Frau von Eppstein nickte zustimmend.

„Ja natürlich, man kennt das, anderen Leuten binde ich's auch auf, und erst im stillen Kämmerlein fallen dann die Illusionen. Gott, Kind, unter Freundinnen kann man sich doch füglich die Komödie ersparen."

„Großmama," rief Klara, halb ernst, halb lachend, „ist Dir schon 'mal solch ein ungläubiger Thomas vorgekommen?"

Jenny jedoch sagte:

„Erzähle mir lieber, was Du heute auf dem Balle bei General von Mollwitz anziehen wirst."

„Wie kommst Du darauf, Jenny?" erwiderte Klara in erstauntem Tone, „ich habe ja nie die Absicht gehabt, hinzugehen, und werde meine Trauer doch nicht mit einem Balle beschließen."

„Mein Himmel, an den Umstand habe ich gar nicht gedacht. Ich meine doch auch, Dein Mann hätte mir neulich bei Excellenz Decker davon gesprochen, daß ihr kommen wolltet, und ich bin heute eigens hergefahren, um Dir zu sagen, wir wollten in der großen, ein wenig fremden Gesellschaft treu zusammenhalten."

„Wirklich? Was Du doch für eine rücksichtsvolle kleine Frau bist," bemerkte Klara, indem sie einen goldenen Reif um ihr feines Handgelenk hin und her drehte.

„Natürlich kommt Dein Gatte heute auch nicht, denn Hübscheres als seine kleine Hausgöttin in diesem reizenden Kleide kriegt er auf dem ganzen Balle nicht zu sehen. Ach, Kinder, wenn ich nicht schon zugesagt hätte, ich möchte mich heute abend am liebsten an eurem Idyll beteiligen."

„Sie dürften es doch am Ende noch langweiliger als Ihren Ball finden," sagte die Großmama trocken, und strickte so eifrig, als sollte der Strumpf noch heute zugespitzt werden. „Uebrigens wann pflegen denn heutzutage dergleichen Unterhaltungen zu beginnen? Sie müssen einer alten Frau schon eine solche Frage verzeihen, die in ihrer Jugend um halb acht Uhr schon ein paar Tänze gemacht zu haben pflegte."

Die Augen von Frau von Eppstein blitzten übermütig, und ihre schön gewachsene Gestalt schmiegte sich noch tiefer in den Sessel hinein.

„Freilich, das ist jetzt anders als in der guten alten Zeit. Wenn ich um elf auf dem Balle bin, ist

es noch früh genug, und ich komme durch mein spätes Erscheinen in eine doppelt vorteilhafte Position. Erstlich rücke ich nicht mit dem Gros zusammen an, sondern bin schon ein bißchen erwartet und entbehrt worden und werde darum um ein gut Teil freundlicher bewillkommt. Zweitens haben die meisten Damen schon hochrote Farben und chiffonnirte Kleider, während mein Teint ganz frisch ist und meine Toilette noch nicht ihren Schmetterlingsstaub eingebüßt hat. Durch diese Taktik, welche unsere vergnügungssüchtigen Frauen und Mädchen beinahe alle nicht kennen, sichert man sich aber den Ruf einer schönen und eleganten Frau."

„Ei, ei, solcher Art sind also die Corpsgeheimnisse, welche die Damen in ihren Plauderstündchen austauschen?" ließ sich in diesem Augenblick eine männliche Stimme hinter dem Lehnstuhl der Frau von Eppstein hören, die bei dem ersten Worte mit einem Schrei aufgesprungen war und nun dem lächelnden Legationsrat gegenüberstand. Er war unbemerkt durch die nur angelehnte Thür eingetreten und der dicke persische Teppich hatte seinen Schritt lautlos gemacht.

„Abscheulich, recht wie ein raffinirter Diplomat haben Sie sich betragen, mein Herr!" sprudelte die junge Frau heraus. „Da glaubt man nun sicher wie in einer Freimaurerloge zu seinen Mitschwestern über die kleinen Amtsgeheimnisse schwatzen zu können, und gleich steht ein Spion hinter einem und macht seine Glossen. Gehen Sie, das vergebe ich Ihnen nicht, denn das ärgert mich ernstlich!"

„Das erste wäre eine Sünde, das zweite ein Fehler, schöne Frau," entgegnete der Legationsrat, indem er ihre Hand an seine Lippen hob. „Zu vergeben ist Christenpflicht, und Aerger schadet noch mehr wie Tanz und Hitze dem Teint."

„Wollen Sie sich nicht einen Stuhl nehmen, lieber Sohn," bemerkte die Großmama, „es plaudert sich entschieden gemütlicher im Sitzen. So ist's recht, Klärchen, rücke noch ein bißchen näher zu mir und mache Deinem Manne Platz."

„Hast Du Deine schwierige Arbeit beendet, Heinrich?" fragte Klara und heftete einen besorgten Blick auf des Gatten abgespanntes und ermüdetes Antlitz.

„Ja," sagte er, sich das dunkle Haar aus der Stirn streichend, „es war heute ein saurer Arbeitstag, aber ich denke, der Abend soll mich für denselben entschädigen. Ich habe doch heute noch das Glück, Sie, gnädige Frau, bei Mollwitz zu sehen?"

In den braunen Augen der Gefragten blitzte es einen Moment freudig auf, aber schon im nächsten hatten die dunklen Wimpern verhüllend sich darüber gesenkt, und während sie ihren perlgrauen Handschuh zuknöpfte, sagte die schöne Frau in nachlässigem Tone:

„Ja, ich gehe hin, aber Sie nicht, wie ich zu meinem Bedauern von Klärchen höre."

„Bitte, Jenny, ich hatte nur von meiner Person gesprochen. Die Absicht meines Mannes war mir aber unbekannt, denn er hatte dieses Balles gar nicht zu mir erwähnt."

Der Legationsrat, welcher den Bewegungen der hübschen Hände aufmerksam gefolgt war, drehte sich bei diesen Worten zu seiner Frau herum.

„Ich kam herauf, liebe Klara, um Dir zu sagen, daß Du nicht mit dem Abendessen auf mich warten mögest. Verzeihe nur, daß ich in dem geschäftlichen Trubel der letzten Tage diesen Ball ganz vergessen hatte."

„Weißt Du was, liebste Klärе," rief plötzlich Frau von Eppstein, indem sie von ihrem Sitz aufsprang, „Du faßt einen großen Entschluß, musterst Deine vorjährigen Toiletten, unter denen sich gewiß noch ein leidlich hübsches Ballkleid befindet, und kommst heute mit. Ist das nicht ein guter Einfall, Herr Legationsrat, und wollen Sie mir nicht helfen, diese faule kleine Frau ein bißchen mobil zu machen?"

Sie hatte bei diesen Worten ihren Arm um Klaras Schulter geschlungen und ihr dunkles Köpfchen wie eine Turteltaube gegen des aschblonde der Freundin geschmiegt. Diese jedoch machte sich mit einer ebenso sanften wie festen Bewegung von ihr los und erwiderte:

„Du bist wirklich zu gut, Jenny. Wenn ich mich selbst über alle schon angeführten Bedenken hinwegsetzen sollte, auch nicht den Ehrgeiz besitze, die Schönste und Eleganteste sein zu wollen, so weit bin ich denn doch noch Frau, um es nicht zu wagen, in einem Kleide der vorjährigen Saison unter die kritischen Augen meiner reizenden Mitschwestern zu treten. Nicht wahr, Heinrich, auch Du möchtest mich nicht dem Fegefeuer dieser Blicke aussetzen?"

Er wirbelte die Spitzen seines schwarzen Schnurrbarts zwischen den Fingern hin und her und blickte mit einem halb ironischen, halb vergnügten Lächeln auf die beiden jungen Frauen.

„Gewiß nicht, mein Kind," sagte er. „Mir thut es nur gar zu leid, daß ich an die Möglichkeit, Du könntest mit auf diesen Ball gehen, nicht früher gedacht habe."

„Ja, wenn beide Gatten vereint gegen mich Front machen, dann werde ich natürlich nichts ausrichten," bemerkte Frau von Eppstein, indem sie nach ihrem kleinen Muff griff. „Uebrigens muß ich nun doch daran denken, meinen Jean und die wartenden Pferde zu erlösen. Adieu, meine verehrte Frau Oberforstmeister, hoffentlich habe ich Sie nicht gar zu sehr gelangweilt."

„O, ganz im Gegenteil, gnädige Frau," lautete die Erwiderung, welche von einer höflichen, aber kühlen Verneigung begleitet ward, „wie alten Leute lernen immer wieder Neues von der jungen Welt."

„Ich werde Frau von Eppstein hinunterbegleiten, bleibe Du nur noch ruhig bei der Großmama, Klara." Und die Hand der alten Dame ehrfurchtsvoll an seine Lippen ziehend, setzte Heinrich hinzu: „Welch ein Glück ist es doch, daß Sie in unserem Hause wohnen, Mamachen. Wenn ich tief in meinen Arbeiten stecke, weiß ich Klara immer gut aufgehoben bei Ihnen."

Die Angeredete nahm mit der Linken die Brille ab und richtete einen ernsten Blick auf den Sprecher.

„Lieber Sohn, eine alte Frau wie ich ist eine schlechte, unzureichende Gesellschaft für ein junges, lebensfrisches Weibchen. Gleich und gleich gehört zusammen, und am Mittag des Lebens haben wir andere Bedürfnisse als am Abend."

Sie wollte noch mehr sagen, aber sie bemerkte, daß der Mann ihr nur mit halbem Ohre zuhörte, dafür aber um so gespannter auf die beiden jungen Frauen lauschte, welche Abschied von einander nahmen. So unterdrückte sie einen Seufzer und wandte sich von ihm ab, während er sich eilig zu jenen begab.

„Was gibt's nur, meine Damen, worüber lachen Sie so sehr?"

„O, Ihre Klara ist die größte kleine Heuchlerin, die es auf Erden gibt, Herr Legationsrat. Da läßt sie mich wer weiß wie lange forschen, woher sie dieses entzückende Kleid hat, es ist ein wahrer charme von einem Kleide, bitte — nein, wie der Aermel sitzt und dazu der Taillenschluß — ich sage, sie läßt mich immer fragen und steht mir nicht Rede. Wenn ich nicht auf den ersten Blick gesehen hätte, daß diese Toilette nur von Worth herrühren kann, sie hätte es mir nie eingestanden."

„Aber warum nicht, Kind?" fragte er erstaunt und blickte die Verlegene an, welche mit einem plötzlichen Entschluß die Augen fest auf die der Freundin heftete und dann mit einer seltsam klaren Stimme sagte:

„Das sind Kabinettsgeheimnisse, nicht wahr, Jenny? Aus der Schule plaudern schickt sich aber nicht, selbst wenn der eigene Mann fragt, darin wirst Du mir doch beipflichten. Denke nur, wenn solche Mannesseele plötzlich alle die kleinen Manöver und Schachzüge erführe, mit denen zuweilen die guten Freundinnen sich gegenseitig bedrohen, brandschatzen und zerfleischen, sie würde das ganze Geschlecht für den Einzelfall büßen lassen. Also schweigen wir aus esprit de corps."

Das Lachen, mit dem Frau von Eppstein antwortete, klang nicht ganz natürlich, ebensowenig ihre Versicherung, daß Klara das reizendste, boshafteste, liebste Geschöpf sei. Dann warf sie ihr noch eine Kußhand zu, nahm den Arm des Legationsrats und ließ sich von ihm hinausführen. (Fortsetzung folgt.)

Vom französischen Parnaß.

Eindrücke und Erinnerungen

von

M. Colban.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Scheiflellen der Kaiserin.

Unter den Sternen, die am literarischen Himmel des zweiten Empire leuchteten, sind es vornehmlich drei, die in meinen Erinnerungen eine Rolle spielen: Alexander Dumas fils, der noch heute im Vordergrund des Interesses steht, Paul de Cassagnac, der nur noch gelegentlich die Fahne zeigt, und Timothée Trimm, von dem man kaum weiß, ob er tot oder nur verstummt ist.

Zuerst einen Blick auf Dumas fils!

„Jetzt habe ich in Ihrem Salon wohl alle Pariser Celebritäten gesehen," sagte ich eines Tages zur Gräfin d'Agoult (Daniel Stern), „nur den jüngeren Dumas nicht. Wie geht das zu, meine Gnädige?"

„Er hat mich niemals besucht," antwortete die Gräfin, „vielleicht bin ich ihm nicht sympathisch; ich wüßte sonst keinen Grund seines Fernbleibens." Ein vornehmes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ist er Ihnen sympathisch?" fuhr ich zu fragen fort.

„Warum nicht? Er ist in der Causerie der Glänzendste von allen."

„So hat er sich wohl darum so entschieden die Gunst des Kaisers erworben?"

„Ganz gewiß."

Die Gräfin schwieg einen Moment, als sinne sie über etwas nach.

„Die Kaiserin," fuhr ich fort, „schwärmt ja für Octave Feuillet; er soll ein gefeierter Gast bei ihrem kleinen Montagsempfange sein."

„Ja," antwortete die Gräfin, „und will man wissen, was Schmeichelei ist, so soll man diese zwei in den Hofzirkeln sehen. Von Octave Feuillet gleitet alle Schmeichelei wirkungslos ab — er weiß, was er ist. Niemand kann es ihm erzählen. Von Dumas will ich dasselbe nicht gerade behaupten."

„Wie kommt dieser Spottvogel aber mit dem Glauben des Kaisers an seinen Stern zurecht?" fragte ich das Gespräch fort, mit meinen Fragen noch immer nicht zu Ende.

„Paradoxa sind ja eben sein Steckenpferd," antwortete sie lachend. „Der Glücksstern ist des Kaisers eigene Idee, ich habe aber Alexander Dumas im Verdacht, das andere Paradoxon erfunden zu haben, das man dem Kaiser zuschreibt."

„Sie meinen gewiß die historische Notwendigkeit, die einem Menschen erlaubt, zu sündigen, ohne das er darum ein Sünder ist?"

„Nein, ich dachte an den providentiellen Menschen, der nichts zu fürchten hat, weder Kugeln noch Kabalen; er beschützt sich eben nicht selbst; ihn zu schützen ist Sache derer, die ihn auserwählt haben."

„Ja, was kann dieses merkwürdige Gebaren nicht alles ausgesonnen!" rief ich. „Es hieß kürzlich, Dumas würde ‚Cäsars Leben' eingehend besprechen. Warum geschieht es nicht?"

„Der Kaiser," erwiderte sie, „hat ihn zwar darum ersucht, seine literarische Ehre ist ihm aber doch mehr wert als Hofgunst. Et. Beure hat übrigens auch refüsirt."

„Der arme Kaiser!" seufzte ich. „Man sagt, er nehme sich das Schweigen der Kritik gegenüber seinem Buche sehr zu Herzen."

„Ganz gewiß," meinte die Gräfin, „und es ist vielleicht die bitterste Enttäuschung seines Lebens, daß man das Leben Cäsars so wenig beachtet. Der Kaiser hat drei Prätensionen: ein großer Feldherr, ein großer Gelehrter und vor allem ein großer Schriftsteller zu sein. Als er das Buch geschrieben hatte, zweifelte er nicht daran, daß er unter den Schriftstellern seines Landes einen Ehrenplatz einnehmen werde."

„Wie mag es aber unter die Leute gekommen sein," fragte ich, „daß Dumas refüsirt hat? Der kluge Mann kann es unmöglich selbst ausposaunt haben."

„Ich bitte Sie," erwiderte die Gräfin. „Ein Kaiser kann nichts im geheimen thun. Die Wände werden wieder einmal Ohren gehabt haben."

Seit dieser Unterhaltung im Salon der Gräfin d'Agoult waren mehrere Jahre vergangen; wir hatten eine Republik, und noch immer hatte ich Alexander Dumas, der sich nicht oft herabläßt, Gast zu sein, nirgends in einem der Pariser Salons getroffen. Da wurde ich eines Tages in einer Mittagsgesellschaft auf einen besonders vornehm aussehenden Herrn aufmerksam.

„Wer ist der Herr da?" fragte ich eine neben mir stehende Dame.

„Kennen Sie den nicht?" antwortete die Angeredete. „Es ist ja Alexander Dumas fils, der klügste Mensch, der je geboren wurde. Er wurde neulich tausend Jahre alt."

Nun hatten meine Augen ihr Ziel. Dumas war ein kreuzfideler, ein vollendeter Weltmann. Ein Blick genügte, um mich davon zu überzeugen. Der Ausdruck des Gesichts war derjenige eines Menschen, der vieles erlebt hat und dem Erlebten gewachsen war. Unwillkürlich fiel mir beim Anblick des interessanten Menschen einer seiner Ausdrücke ein: „Unglück ist eine Bêtise". „Du kannst gewiß niemals unglücklich werden," dachte ich.

Kurz darauf redete er meine Dame an, die zu seiner Bekanntschaft gehörte. Ich zog mich etwas zurück.

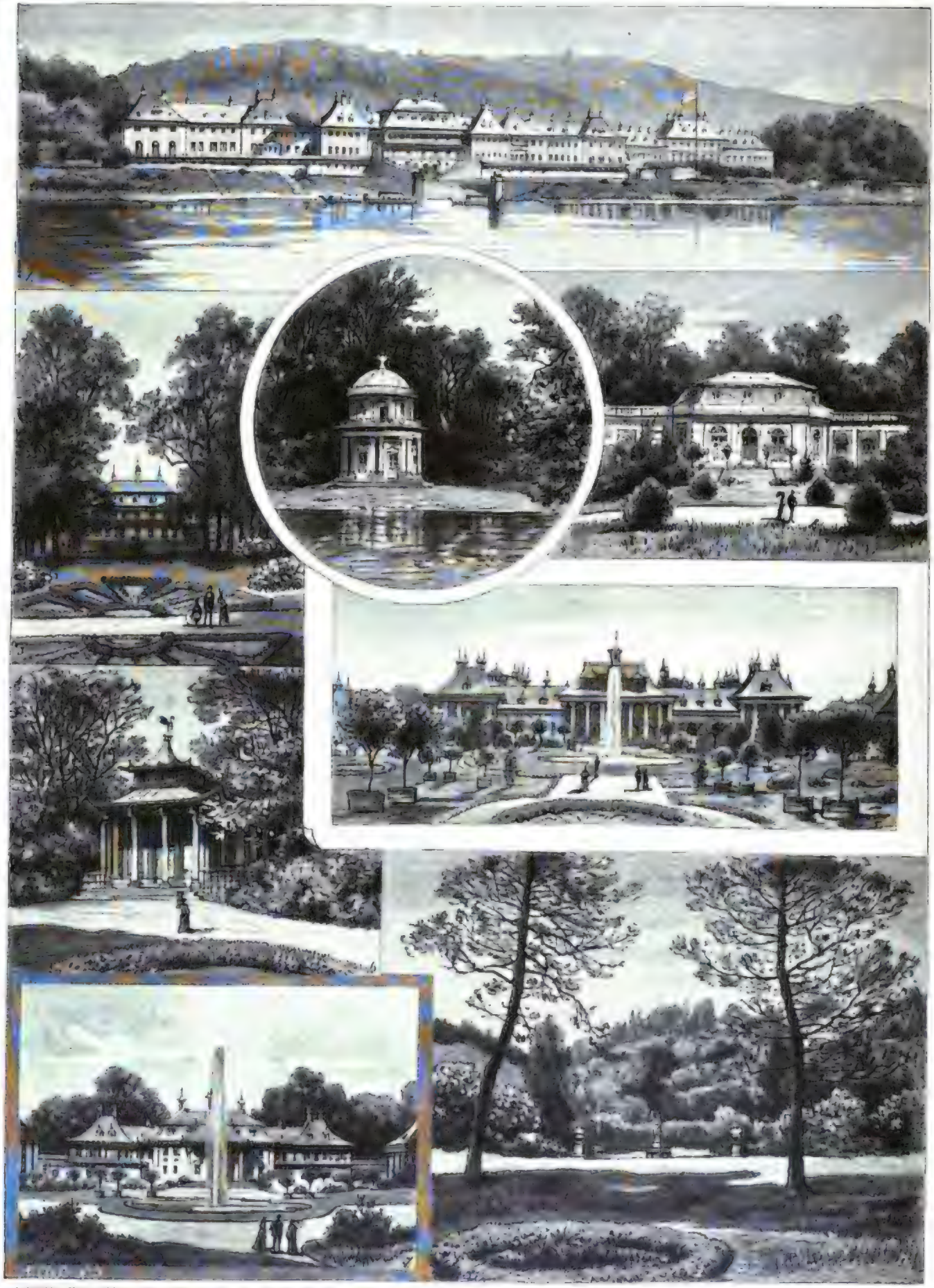
„Wünschen Sie, daß ich Sie mit Herrn Dumas bekannt mache?" fragte sie mich im Flüsterton.

„Nein, ich danke Ihnen," antwortete ich. Ich wollte keineswegs nicht, daß er sich verpflichtet glauben sollte, einige Worte an mich zu richten; ich liebe es nun einmal nicht, solche Attentate zu empfangen.

Dennoch wurde ich ins Gespräch hineingezogen, das sich, wie solche Salonkonversationen gewöhnlich, um nichts drehte. „Du trägst Deine tausend Jahre gut!" dachte ich, denn wenn er sprach, sah er aus, als zähle er kaum dreißig. Und die Augen, die sich in die Gesellschaft hineinbohrten, um ihre unbedeutendsten Probleme zu ergründen, ihre allergeheimsten Geheimnisse zu durchschauen, waren nichts weniger als furchterregend, legten es auch gar nicht darauf an, mich zu durchschauen; ich glaube sogar, ich war für ihn nichts weiter als — Luft.

Ich war noch in voller Konversation mit diesem berühmten Pariser, als man zu Tisch ging. Mit einer Verbeugung verabschiedete sich der gefeierte Mann.

Ich habe, weiß Gott, Diverses in der Welt gesehen, aber nicht, daß sich in spielender Grazie mit den kleinen Diners in Paris messen könnte. Ist irgend eine Berühmtheit zugegen, so wird die Superiorität derselben nicht als etwas Drückendes empfunden — weit entfernt; man sieht in diesem Glücksfall nur etwas Angenehmes, Anregendes; man will eben nicht dümmer erscheinen als man ist. Und wenn man bei diesen kleinen Diners etwas wie Prunkaufwand erwartet, so irrt man sehr darin. Was den Fremden in ein angenehmes Staunen versetzt, ist, daß sie alle so überaus natürlich sind, diese berühmten und unberühmten Jünglinge der vornehmen Pariser Welt. Der einzige, der eine Ausnahme machte, war Victor Hugo; der konnte niemals seine Größe vergessen und ließ den Monumentalstil nur allzu schwer fallen. In dem leichten Genre der



1. Kaltschloß. Vorderansicht vom linken Elbufer gesehen. — 2. Englischer Pavillon. — 3. Bergpalais. — 4. Orangenhaus. — 5. Lustgarten. — 6. Chinesischer Pavillon. — 7. Mittelpalais (Bergseite). — 8. Flora nächst der Aussee.

Ansichten von Schloß Pillnitz. Nach photographischen Aufnahmen von Ernst Sonntag in Dresden-Neustadt.

Digitized by Google

Ein Hof oder Patio in Valencia. Nach einem Gemälde von J. Agrasot.

Digitized by Google

Konversation, welches ja alle möglichen Subtilitäten, Pikanterien, ja Zweideutigkeiten zuläßt, ist Alexander Dumas fils Meister, und mit dem ganzen Prestige seines Rufes tritt er überall ein; wo er sich blicken läßt, er ist immer der große Mann. Die Größe zu tragen, als wäre sie nichts, und doch entsetzlich mächtig zu sein — das ist das Geheimnis.

Jene Begegnung mit Alexander Dumas fils wird mir immer als eine besonders interessante im Gedächtnis bleiben.

Seit dem Tode des berühmten Vaters hört man keine Geschichten mehr von dem berühmten Sohne. Das ist ganz natürlich; denn der Alte sorgte stets dafür, daß man wußte, was der Junge trieb. Das ist jetzt anders. Dumas fils schreibt seine Bücher, sieht seine Freunde, die alle mehr oder weniger Notabilitäten der Zeit sind, aber er sucht Schatten in dem Schoße seiner Familie, im Leben am häuslichen Herde. Der Neugierde schließt er unerbittlich die Thür zu, und das ist sehr weise; denn mehr als in der übrigen Welt ist in Paris die Neugierde immer den Berühmtheiten auf den Fersen.

Zwischen Vater und Sohn Dumas herrschte ein ganz eigentümliches Verhältnis. Der Vater, den wir Modernen geneigt sind, vornehm zu übersehen, war noch merkwürdiger als der Sohn. Seine Excentricitäten sind wohl allgemein bekannt; außerhalb Frankreichs weiß man dagegen kaum, wie geliebt er wurde — geliebt von den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Noch heute spricht man in Paris von ihm mit einer Rührung, die man in der französischen Metropole wahrlich nicht häufig findet. „Ein größeres Herz hat nie in einer Menschenbrust geschlagen," behaupten seine Verehrer. „Wenn er bei seinen fabelhaften Einnahmen nicht immer die fünf Sous des ewigen Juden besaß," sagen sie, „so war es, weil jeder, der sich in seiner Not an ihn wandte, etwas anderes erhielt als gute Ratschläge." Es war doch wohl die geniale Persönlichkeit, die ihm die warmen Freunde gewann. Als ich ihm zuerst begegnete, war er schon auf der andern Seite der Sechziger, aber trotzdem war er noch jünger und frischer als der Jüngste; stundenlang konnte er sprechen, ohne zu ermüden — und wie sprach er! Obgleich seine Romane amüsant genug zu lesen waren in einer Zeit, wo wir noch Unschuld genug besaßen, um Sachen zu lesen, die nichts anderes auf der Welt wollten, als uns amüsieren, waren sie doch alle nichts gegen das, was er selbst war. Seine Lava floß immer. Ein solcher Erzähler war mir noch nie begegnet, und wohl niemals wird in Frankreich einer erstehen, der ihm gleicht; denn die Zeiten sind vorbei, wo die Menschen sich mit Leidenschaft amüsieren konnten, und nur solche Zuhörer erzeugen solche Erzähler. Nun ist Dumas père lange tot. Er starb während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, ohne das für sein Vaterland so demütigende Ende desselben erlebt zu haben. — Aber zurück zum Sohne!

Während der Vater, gastfrei wie ein Araber, im fortwährenden Taumel lebte, oftmals am Morgen zu Bette ging, am Abend aufstand, in der Nacht dinierte und seine zahllosen Bücher schrieb, wann und wo es ihm gerade einfiel, arbeitet der Sohn stets planmäßig, in vorgeschriebener Ordnung, systematisch, mit Ernst und Kraft, ein Muster aller derjenigen, deren Devise ist: „Wissen ist Macht". Daß das ruhige, feste Aeußere, der langsame Blick des Sohnes heiße Leidenschaft barg, hat der Vater der Welt verraten. Wäre der große Negermund dieses Vaters nicht gewesen, so würde kein Unbeteiligter etwas von dem Privatleben des stummen, diskreten Sohnes erfahren haben, niemand würde geahnt haben, daß der jüngere Dumas in seinem eigenen Herzen Menschenherzen studierte, daß er alle seine Romane selbst lebte, daß er selbst der Held war von dem pikantesten: „Die Kameliendame". Man kann sich denken, wie diese tolle Zunge des Vaters den Sohn oft genug in helle Verzweiflung brachte, diesen Sohn, der immer große Stücke auf das Decorum hielt und seinen guten Namen hütete wie ein abgepelltes Ei. Der brillante Sünder mochte sich aber winden und drehen wie er wollte, seine Geheimnisse wurden doch verraten; denn da Vater und Sohn in demselben Hause wohnten und der alte Musketier die feinste Spürnase von der Welt hatte, so konnte es ihm nicht lange verborgen bleiben, wenn der Herr fils sich einer neuen aristokratischen Liaison erfreute, und was Papa Dumas wußte, das wußte bald ganz Paris. Der Sohn las alsdann dem Vater aufgebracht die Leviten; dieser lachte und versprach Besserung, sündigte aber immer aufs neue darauf los.

Ich lebte einen Winter in Rom, und da hieß es eines schönen Tages, Alexander Dumas fils sei angekommen. Ich begegnete ihm niemals, hörte aber mit Erstaunen, er langweile sich in Rom sterblich — in Rom, also an der einzigen Stelle der Welt, mit der wir anderen niemals fertig werden, ob wir auch von Sonnenaufgang bis in die tiefe Nacht hinein in Bewegung sind. Endlich begriff ich, warum er sich in der italienischen Hauptstadt langweilen mußte: das ewige Rom bildet ja in allem den Gegensatz zu seinem rauschenden Paris, wo man Ruhe nur dem Namen nach kennt. In Rom ist ewige Ruhe, Odem der Vergangenheit. Niemand hat an der Tiber Eile; alles flaniert; Menschen und Tiere, Weltliches und Geistliches hat Zeit und läßt sich Zeit. Und nun kommt so ein ruheloses Pariser Menschenkind an einen Ort, der nur Schönheit und Poesie besitzt — weiter nichts! Rom ist ein Fleck Erde, wo man so ziemlich ohne Kenntnis davon ist, daß in den Ländern jenseits der Alpen auch gedacht und geschrieben wird. Rom kennt nicht einmal die Bücher des Herrn Alexander Dumas fils. Rom ist tot für den, der nicht träumt, und mit Träumen befaßt sich nicht dieser Vollblutpariser. Was bedeutet es ihm, daß diese Glocken tausende von Jahren geläutet haben; läuten sie ja doch Stunden ein, die für ihn wenig Inhalt haben. Selbst für seinen gepriesenen, fein zugespitzten Witz ist in Rom keine Verwendung. Länger als vierzehn Tage hielt das Pariser Kind es auf der klassischen Erde zwischen Trümmern und historischen Erinnerungen nicht aus; er mußte zurück nach seinem Seine-Babylon.

Als Schriftsteller ist Alexander Dumas der Jüngere zu den Wolken gehoben worden, aber man hat ihn auch in die tiefste Hölle hinabgezogen. Es ist gesagt worden, er führe die feinste Feder Frankreichs, aber es ist auch gesagt worden, seine Schriften seien die unverdaulichste Kost, die unserer Zeit serviert worden. Wer von diesen beiden Beurteilern auch recht haben möge, so viel steht wohl fest, daß Dumas fils unter denen, die über den bunten Gedanken der Zeit grübeln, einer der scharfsinnigsten Köpfe ist.

Alexander Dumas fils gehört nicht zu den Größen, zu denen ich hinaufschaue. Das, wozu ich hinaufschauen soll, muß weniger subtil sein und doch höher hinauf wollen. Die vielen Kuriosa, welche er uns auftischt, würden in meiner Heimat (Norwegen) Paradoxa genannt werden, wenn man sie nicht geradezu „das Böse" nennen würde. Doch ich bin der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß ich von dem Manne viel Gutes habe sagen hören. Noch zu Lebzeiten seines Vaters sorgte er ganz allein für die Mutter; denn der alte Alexander war trotz der eingesteckten Millionen immer in Geldnot. „Ich kann doch unmöglich mein Geld wegwerfen, um Schulden zu bezahlen," sagte er in seiner großartigen Naivität, und der Sohn hat mehr als einmal die Gläubiger des Herrn Papa befriedigt. Seine Schwester Marie nahm Alexander, der Sohn, unter seine Obhut, sobald er sich ein eigenes Heim gegründet hatte, um sie dem ungeregelten Haushalte des alten Musketiers zu entziehen. Kurz, Dumas fils besitzt manche Tugend. Er ist ein guter Sohn, ein braver Bruder, ein korrekter Ehemann, ein zärtlicher Vater, und man darf wohl voraussetzen, daß er seine Bahn mit derselben unentwegten Majestät zu Ende gehen wird, welche er bisher bekundet hat.

An Geld hat er, so viel er braucht — und er braucht viel. In alten Tagen war ein Mann zugleich mit viel Geist und viel Geld ein Phänomen — in unserer Zeit ist Geist, wenigstens in Frankreich, eine ganz gangbare Handelsware geworden, und unsere großen Geister sind zu einem nicht geringen Teile wie besessen auf Geld — „sintemal und alldieweil", sagen sie, „man für Geld alles haben kann: Bildung, Ehre, Liebe, Gesundheit und ewige Seligkeit, wogegen man ohne Geld nur Demütigungen aller Art zu erleiden hat." (Schluß folgt.)

Zu Joseph Viktor von Scheffels Gedächtnis.

Melodie: „Das war der Herr von Rodenstein."

Und ob sein Leib verließ die Welt,
Sein Geist, dem Phönix gleich,
Schwingt aus dem Staub, ein froher Held,
Sich in der Freude Reich.
Er lebt noch, lebt noch und hebt noch
Uns auf in lichte Bahn —
Drum stimmt statt düst'rem Requiem
Ein Resurrexit an.

Hört ihr, wie's kommt und klingt und tönt,
Die Thür, die Herzen auf:
Kein Traum nur unser Wünschen höhnt,
Es naht in hellem Hauf.
Thorwärts, thorwärts und vorwärts
Naht's mit Schalmeienton —
Es grüßt Jung Werner und trarat
Der letzte Postillon.

Ihr Mannen, macht das Armbein krumm,
Der Meister Scheffel, hoch!
Der Willekomm geht um, geht um —
Da schaut: er lebet noch.
Guter, guter Herzbruder —
Zeuch ein, du fröhlich Geist,
Deß Lied sich gegen Grill' und Groll
Bannkräftig stets erweist.

Mit Stabstrompeter und mit Knapp,
Du, Rodenstein, heran.
Hier geht's nicht schäbig und schabab —
Hier find'st du alle Mann
Lustig, lustig und immer durstig —
Hei, bist auch du schon da:
Am Arm des Enderle von Ketsch
Pump's von Perusia.

Ob Hildebrand und Hadubrand
Auch immer noch nicht gehn,
Auf ihrem Rücken schlaulich fand
Perkeo Platz zum Stehn.
Klein gar, klein gar und fein zwar —
Im Durst doch riesengroß:
Es hat verkneipt der tolle Knirps
Sogar die letzte Hos'.

Wer aber lächelt ob dem Zwerg,
Was füllt mit Duft den Raum?
Das ist der Vogt von Tenneberg
Auf seinem Lindenbaum.
Streck dich, streck dich und reck dich
Herunter auf die Bank;
Schon streikt der Gast von Askalon
Und fühlt sich gänzlich blank.

Und nun die Humpen angefaßt:
Ein Ganzer in die Welt!
Wahr uns die Treue, trauter Gast,
Wie unser Los auch fällt.
Weiter, weiter und ewig heiter,
In Zukunft wie bis heut
Bleib uns der Lust Panier dein Lied,
Feuchtfröhlich und gescheit.

Johannes Proelß

Zoologische Symbolik.

Von

Rod. Herbert.

(Alle Rechte vorbehalten.)

IV.

Verschiedene Vierfüßler.

Wenn wir bei unseren Betrachtungen über die Symbolik der Tiergestalten von dem zuletzt ins Auge gefaßten Pferde nunmehr auf den stammverwandten Esel übergehen, so werden unsere geneigten Leser diese Wendung hoffentlich nicht in dem allgemeinen bildlichen Sinn auffassen; denn der wilde Esel steht in der That dem Pferde in seinen körperlichen und intellektuellen Eigenschaften kaum nach und wird heute noch im Orient hoch geschätzt. Daß man dieses brave Tier heute meist als ein Sinnbild der Trägheit, der Dummheit und des Eigensinns betrachtet, ist nur die Schuld des Menschen, der dem ursprünglich feurigen, mutigen und flinken Esel durch Ueberbürdung seine natürlichen Eigenschaften genommen hat.

Während des Mittelalters lastete auf dem vielgeschmähten Tier, dessen bloßer Name heute schon zu einer Injurie geworden ist, der Fluch jener erniedrigenden Symbolik nicht; im Gegenteil nahm der Esel in der christlichen Welt eine ehrenvolle, sogar ehrwürdige Stellung ein; denn ein Esel war gewürdigt, an der Krippe zu stehen, an welcher der Heiland geboren wurde; auf einem Esel floh die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde nach Aegypten, um den Erlöser aus dem Blutbade zu retten, das Herodes unter den Kindern von Bethlehem anrichten ließ, und auf einem Esel zog Christus in Jerusalem ein, mit „Hosianna" begrüßt von dem wankelmütigen Volke, das unmittelbar darauf ihn dem Todesurteil des Pilatus überlieferte und den Fluch des Himmels auf sich selbst und seine Kinder herabrief.

Auch im Alten Testament hatte schon die Eselin des falschen, doppelzüngigen Wahrsagers Bileam, welcher bei der Erscheinung des Engels die Wahrheit bekennt, eine ehrenvolle Rolle gespielt.

Die Stellung, welche der Esel in der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilands eingenommen, wurde dann Veranlassung, daß die christliche Geistlichkeit sich seiner vorzugsweise als Reittier bediente; die Priester, die Bischöfe und sogar die Päpste erschienen öffentlich stets auf reich geschirrten Eseln, an deren Stelle man dann später wohl Maultiere wählte.

Der Esel hatte sogar während des Mittelalters ein besonderes religiöses Volksfest in Frankreich, Belgien und Spanien. Dies Fest wurde zu Ehren der beiden Esel gefeiert, auf deren einem Maria mit dem Jesuskinde nach Aegypten floh und auf deren anderem Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt. Es fand daher bald zur Weihnachtszeit, bald am Palmsonntage statt. Das berühmteste Eselsfest wurde zu Beauvais begangen und zwar am 14. Januar eines jeden Jahres. Das schönste Mädchen der Stadt spielte dabei die Rolle der heiligen Jungfrau und ritt in feierlicher Prozession, mit einem Kind auf dem Arm, auf einem Esel, der mit einem Chorhemd bekleidet und zum Knieen abgerichtet war, in die St. Stephanskirche. Hier wurde der Esel gefüttert, und man ließ einen Lobgesang auf ihn erschallen. Während der Messe mußte der Esel knieen, und am Schlusse des Gesanges fügte der fungierende Priester jedesmal ein dreimaliges »I-Ah« bei, welches das Volk wiederholte.

Diese Eselsfeste arteten zu grobem Unfug aus und wurden von den Päpsten später verboten, bestanden aber dennoch in Frankreich bis zum Jahre 1668; sie wurden von Nichtchristen verspottet und mit dem Namen »Asinarii« bezeichnet. Auch gab es einen Orden der Eselsbrüder — so nannte das Volk die von dem Papst Innocenz III. bestätigten Trinitarier, welche die Erlösung der gefangenen Christen von den Sarazenen zum Zweck hatten und bei den Umzügen im Lande zur Einsammlung von Gaben stets auf Eseln ritten.

Der Scholastiker Buridan machte den Esel zwischen zwei Heubündeln zum Symbol des durch zwei verschiedene Attraktionen gelähmten Willens, und seine Schüler nannten daher unerlaubte Hilfsmittel bei Uebersetzung der alten Klassiker u. s. w. „Eselsbrücken", weil durch solche Hilfsmittel dem zwischen Fleiß und Faulheit schwankenden Esel eine Brücke gebaut werde.

In diätetischer und kulinarischer Beziehung hat der Esel seine Bedeutung. Die Eselsmilch soll in ihrer Zusammensetzung der menschlichen Muttermilch am ähnlichsten und daher zur Ernährung von Säuglingen und kranken Personen besonders dienlich sein. Das Fleisch junger Esel war bei den Römern unter dem Namen »Lalisiones« ein besonderer Leckerbissen, und noch heute machen die italienischen Salamiwürste als Delikatesse ihren Weg durch die ganze Welt.

Man thut also dem Esel gewiß großes Unrecht mit der Symbolik, die man ihm heute beilegt, und er kann mit der ihm in seinem Zustande als Haustier eigentümlichen Ruhe auf alle Kränkungen herabsehen, welche ihm zugefügt werden.

Aehnlich wie dem Esel geht es dem Rinde, das unsere heutige Generation ebenfalls in Mißkredit gebracht hat, so daß die Bezeichnung „Rindvieh!" fast noch über die beleidigende Bedeutung des „Esels" geht. Im Altertum war das anders, damals galt der Stier als das Symbol der Kraft und Kühnheit, so daß die Stierhörner als ein Zeichen und Attribut der göttlichen und Herrschergewalt galten. Solche Hörner trug der Jupiter Ammon, dessen Orakel Alexander der Große befragte.

Die Stiere waren in der altgriechischen Mythologie dem Sonnengott heilig. Schwer wurde Odysseus bestraft, weil seine Gefährten solche heilige Stiere getötet hatten. Jupiter selbst wählt die Gestalt des Stiers, um die Europa zu entführen. Ein Stier steht als Sternbild am Himmel und beherrscht den Tierkreis zur Zeit der höchsten Fruchtbarkeit des Jahres. Die Aegypter verehrten die Erscheinung der Götter auf Erden in dem Apis, einem Stier, welcher der Legende nach von einer Kuh geboren wurde, die ein Strahl des himmlischen Lichtes befruchtet hatte. Der Apis mußte schwarz sein, auf der Stirn mußte er ein weißes Dreieck tragen, auf dem Rücken das Bild

des Adlers, zweifarbige Haare am Schweif, unter der Zunge einen käferartigen Knoten und an der rechten Seite einen weißen Fleck von der Gestalt des wachsenden Mondes. Großer Jubel war im ganzen Aegyptenlande, wenn ein solcher Apis geboren wurde — hatten die Priester festgestellt, daß er alle Zeichen besitze, so wurde er unter priesterlicher Aufsicht vier Monate lang in einem zu seiner Geburt besonders erbauten Hause mit geweihter Milch ernährt, dann brachte man ihn auf einer geweihten Gondel, auf der ein besonderes Zimmer für ihn erbaut war, nach Memphis, wo er eine kostbare Wohnung bezog. Hier ruhte er auf den herrlichsten Teppichen und durfte nur Wasser aus einer geweihten Quelle trinken. Er erteilte auf eine merkwürdige Weise Orakel. Wer eine Frage an das Schicksal beantwortet haben wollte, betete vor dem Apis, dann hielt er sich die Ohren zu und begab sich auf einen Kinderspielplatz, der sich vor dem Tempel des Apis befand. Hier nahm er die Hände von den Ohren und das erste Wort, das er aus dem Munde eines Kindes hörte, war der Spruch des Apis, der natürlich häufig sehr dunkel ausfiel und der Erklärung und Deutung der Priester bedurfte. Bei seinem Tode wurde der Apis einbalsamirt, in einem kostbaren Sarg verschlossen und in dem Tempel des Serapis beigesetzt. In Indien ist heute noch das Rind heilig, kein Mitglied der vornehmen Kaste darf sein Fleisch essen. Auf der Straße muß jeder den heiligen Rindern ausweichen, und voll Verachtung nennen die Indier die Engländer „lebendige Rindergräber“, denn die Kuh ist das Symbol der Gottheit der Erde selbst.

So zeigt sich auch dem Rinde gegenüber die Undankbarkeit unserer Zeit — wir spannen es an den Pflug, wir nähren uns von seinem Fleisch, wir bekleiden uns mit seiner Haut, und dennoch mißbrauchen wir seinen Namen zu beleidigenden Scheltworten.

Ein gleiches Schicksal ist dem Schaf vorbehalten. Auch das Bild des Widders strahlt vom Tierkreise auf die Erde herab und übt nach der Meinung der Astronomen mächtigen Einfluß auf die Natur und die Menschen. Die Argonauten zogen aus, um den goldflockigen Widder des Königs Kreon zu erbeuten. Der burgundische Orden vom Goldenen Vlies wird heute noch von Spanien und Oesterreich als höchste Auszeichnung verliehen und doch ist der Name des Schafs ein Schmähwort und ein Symbol der Dummheit und Trägheit geworden.

Umgekehrt erweisen wir heute dem Schwein wohl eine zu große Ehre, indem wir es als das Symbol des Glücks betrachten und sein Bild in edlen Metallen, selbst mit Edelsteinen verziert, als Amulet tragen. Das Schwein war von Alters her auch in der Mythologie niemals ein besonderer Freund des Menschen; schon der erymanthische Eber verwüstete die Felder, und selbst das zahme Schwein galt den Orientalen als unrein. Die alten Griechen freilich schätzten seinen Wert als Braten, und der Sauhirt war eine wichtige Person im königlichen Haushalt des Odysseus — warum aber heute das Schwein ein Symbol des Glücks sein soll, ein Talisman, den elegante Damen an sich tragen, das will uns in der That nicht recht klar werden, und wir würden es hübscher und geschmackvoller finden, wenn man etwa eine zierliche Glücksgöttin auf dem Rade oder auf der Kugel als wohlthätiges Symbol trüge.

Vielfache Symbolik finden wir auch unter den wilden Tieren der Wüste, des Waldes und des Feldes. Allen voran steht der Löwe, der König der Tiere, als Symbol der Kraft, des Mutes, der Macht und Herrschaft, sowie der Großmut und Treue. Das Altertum kennt den Löwen als gefürchteten König der Wüste, aber zugleich werden von ihm in mehr oder minder beglaubigten Erzählungen rührende Züge der Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter aufbewahrt. Jedenfalls ist der Löwe vollkommen zähmbar und dem Menschen sehr anhänglich. Der sächsische Herzog Heinrich führte in Palästina einen Löwen mit sich, den er von einer Schlange befreit hatte, und man nannte den kühnen Welfen deshalb selbst „den Löwen“. Markus Antonius fuhr in Rom mit vier gezähmten Löwen; verschiedene Kaiser ahmten dies bei ihren Triumphzügen nach, und noch neuerdings hatte der bekannte Prinz Bonaparte zahme Löwen, welche den Schrecken der ganzen Umgegend erregten und endlich auf Befehl des Kaisers Napoleon in vergitterte Räume eingeschlossen werden mußten. Bei den alten Aegyptern war der Löwe das Symbol der hohen Nilflut und trat als solches unter die Zeichen des Tierkreises. Er war der Sonne heilig und galt daher auch als ein Symbol des Feuers. Deshalb hatten die ägyptischen Tempelschlüssel Löwenköpfe, zum Zeichen, daß die göttliche Macht des wohlthätigen und zerstörenden Feuers die Tempel schützte und bewachte. Bei den Griechen und Römern galt der Löwe als Quellwächter, darum findet man vor den alten Brunnen vielfach ruhende Löwen, und wo diese zu schwierig und zu kostbar anzubringen waren, da wurden wenigstens die Wasserstrahlen der Quelle aus Löwenköpfen hervorgeleitet, sowie man auch an den Dachrinnen der Häuser Löwenköpfe anbrachte, eine Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Weshalb die Symbolik den Löwen zum Quellwächter nahm, ist nicht recht zu ermitteln — bei der großen Bedeutung, welche die Brunnen im Altertum hatten, wollte man vielleicht dieselben unter den Schutz der mächtigsten göttlichen Gewalt stellen, vielleicht auch den Sonnengott versöhnen und seine sengenden und verdorrenden Strahlen abwenden, indem man den Löwen, das Himmelszeichen der höchsten Sonnenglut, zum Wächter der Quellen machte.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann der Löwe im Mittelalter, als die aus den Kreuzzügen zurückkehrenden Ritter ihn mit Vorliebe in allerlei Gestalten und Farben zum Helm und Schildzeichen wählten, so daß er nun in zahlreichen alten Wappen und auch von neueren Geschlechtern vielfach zum Wappenbild gewählt worden ist. Von den großen Regentenhäusern führt das Haus Habsburg einen Löwen im Wappen, ebenso die Oranier, Holland, Nassau, England, Spanien und Schweden; auch der Schah von Persien führt als Wahrzeichen einen Löwen und zugleich das entsprechende Himmelszeichen, die Sonne, woher denn auch der persische Sonnen- und Löwenorden entstand, dessen Stern in der neueren Zeit vielfach auf der Brust von Diplomaten — und Persienmatadoren aufgegangen ist. Die alte Republik Venedig führt einen Löwen als Wahrzeichen; das Bild des Wüstenkönigs erhob sich am Bucentoro, wenn der Doge hinausfuhr, um als Zeichen seiner Vermählung mit dem Meer den Ring in die Wellen zu schleudern. Heute steht der alte venetianische Löwe traurig auf der Säule des Markusplatzes und blickt herab auf so viel versunkene Größe und Herrlichkeit.

Der Affe, diese Karikatur des Menschen, den neuere hypothetische Systeme zu unserem Stammvater erheben möchten, galt schon im Altertum als das Symbol der Feigheit, Hinterlist, Thorheit und Leichtfertigkeit, doch trat er niemals besonders in der Symbolik der bildenden Kunst hervor, denn die Alten huldigten ja vor allem der Schönheit und ahmten wohl schreckliche und furchtbare, äußerst selten jedoch häßliche Bildungen der Natur nach. Im Mittelalter war die Affengestalt ein Symbol der teuflischen Dämonen, aber nicht jener gewaltigen Mächte, die in wilder Auflehnung den Himmel stürmen, sondern der tückischen und höhnischen Mächte, welche die Menschen necken und betrügen und, Irrlichtern gleich, vom rechten Wege ab in die Sümpfe locken. Wagner, der Famulus des Doktor Faust, hatte einen spiritus familiaris, der ihm in Affengestalt erschien, und so kommen die Teufel niederen Ranges häufig in Affengestalt zum Vorschein. In diesem Sinne findet man die Affengestalt auch in der architektonischen Symbolik des Mittelalters zuweilen vor. In unseren Tagen hat der Affe nur noch die ziemlich harmlose symbolische Bedeutung eines kräftigen Rausches, der sich nicht mehr wie die höhnischen Dämonen des Mittelalters auf eine Beschwörungsformel einstellt, sondern den man mit barem Gelde erkaufen muß und der zuweilen auch merkwürdige Wandlungen durchmacht, wie bei jenem Herrn, zu dem sich abends an seinem Stammtisch ein kleiner, niedlicher Spitz gesellte; er freute sich über denselben, bemerkte dann aber zu seinem Schrecken, daß der Spitz sich in einen großen Affen verwandelt hatte, der ihn nach Hause begleitete und mit ihm zu Bett ging; am andern Morgen aber war der Affe zum Kater geworden, der zähnefletschend und knurrend vor ihm saß.

Die edelste Symbolik unter den wilden Tieren ist wohl dem Elefanten beigelegt, der in Ostasien nicht nur wie der Löwe als das Bild der Macht und Stärke, sondern auch als das Symbol der Weisheit, des Edelsinns und des Mitgefühls gilt. Der indische Gott Ganesa, der Schirmherr der Künste und Wissenschaften, wird in den Tempeln mit dem Haupte des Elefanten dargestellt. Indra reitet auf einem Elefanten, und acht mächtige Elefanten tragen nach der indischen Legende das Weltall. Buddha selbst erscheint auf Erden in der Incarnation eines weißen Elefanten. Nach dem Glauben der Indier gehen bei der Seelenwanderung die Seelen der Könige vorzugsweise in die Seelen weißer Elefanten über, diese Tiere werden deshalb königlich geehrt, haben ihren Hofstaat und empfangen von den Königen selbst ehrfurchtsvolle Huldigungen. Bei uns in Europa hat der Elefant keine Symbolik, außer in dem dänischen Elefantenorden, dessen Ritter das Bild des weißen Elefanten mit goldenen Zähnen um den Hals tragen und zwar an einer aus Türmen und Elefanten bestehenden Ordenskette. Neuerdings hat der König von Siam ebenfalls einen Elefantenorden gestiftet, der auch in Europa vergeben wird, aber weder an Alter noch an Bedeutung mit dem dänischen wetteifern kann.

Unter unseren inländischen Raubtieren gilt vor allen der Fuchs als das Symbol ränkevoller Klugheit und List, und diese Symbolik ist durch Goethes „Reineke“ unsterblich geworden.

Der Wolf ist das Sinnbild der rohen Wildheit und unersättlichen Gier, und schon in der alten deutschen Mythologie verzehren die beiden Wölfe Odins, „Geri“ und „Freki“, in der Walhalla alle dem Odin vorgesetzten Speisen, während er selbst nur Wein trinkt.

Die Maus, dieses außerordentlich schädliche Tier, kommt in der Symbolik der Fabel und des Märchens immer als ein Sinnbild der Zierlichkeit, Niedlichkeit und Klugheit und als ein Gegenstand ungerechter Verfolgung vor und wird sogar in der Sage vom Bischof Hatto von Mainz zum Werkzeuge der göttlichen Gerechtigkeit erhoben, indem die Mäuseschar den hartherzigen Bischof für seine Grausamkeit gegen die Armen bestraft.

Wohl könnten wir noch mancher Tiere gedenken, denn namentlich in der Fabel ist die Symbolik der Tiergestalten unendlich groß, doch das würde uns hier zu weit führen. Erwähnt mögen nur noch zwei Wesen sein, welche man vielfach in wenig schmeichelhafter Weise nennen hört, obgleich sie uns fern liegen und nur gelegentlich in Menagerien vor Augen kommen.

Das Krokodil gilt wegen seiner ziemlich fabelhaften Thränen als das Symbol heuchlerischer Tücke, und man ist geneigt, jede Thräne, der man nicht völlig traut, für eine Krokodilsthräne zu erklären.

Ebenso hat das Rhinoceros, dessen Natur wir doch ziemlich wenig kennen, seinen vielleicht ganz ehrlichen Namen zu einer Bezeichnung für den höchsten Grad brutaler Borniertheit hergeben müssen, und das merkwürdige Tier in den Steppen Afrikas ahnt wohl kaum, daß mancher ruhige Bürger von seinem guten Freunde kurzweg als „Rhinoceros“ bezeichnet wird, wobei man merkwürdigerweise immer den griechischen Namen wählt, vielleicht weil man denselben noch für viel drastischer halten mag, als das deutsche „Nashorn“.

Ein Patio in Valencia.

(Hiezu das Bild S. 766.)

Ein Hof in Valencia — das heißt in der Vorstadt von Valencia, denn weder auf dem Domplatz, noch in den Straßen von Saragossa, Caballeros oder gar San Fernando dürfte sich ein Haus finden, dessen Patio die malerische Unordnung aufweist, welche wir hier vor uns haben. Ich denke mir, Agrasot, selbst Valencianer, wird sich eine Tartana genommen haben — ein echt valencianisches Gefährt, nicht unähnlich einer venetianischen Gondel, die man auf Räder setzt — um deren Maultier vor die Puerta Real traben zu lassen. Dort, längs der Ufer der Turia hin — die auch viele Brücken und wenig Wasser hat — wird er die ungepflasterte Straße del Mar auf und ab geschlendert sein, bis er fand, was er suchte. Und welch ein Fund für den Realisten! Heiliger Vicente! — Zehn Personen und nicht eine, die ein leidlich hübsches Exterieur aufzuweisen hätte! Und das in Valencia, wo die Schönheit bekanntlich so alltäglich ist, daß man kaum weiß, wie man ihr ausweichen soll. Schnell, die Palette aufgesetzt und diese Zehn beim Mahl oder unmittelbar nachher auf die Leinwand geworfen — diese seltenen Valencianer.

Der Pollo con arroz, das Nationalgericht von Reis und Geflügel mit Tomaten, ist eben verzehrt. Pablo — eine wichtige Person, denn er ist einer der sieben Richter, welche jeden Donnerstag vor der Kathedrale sitzen, um jeweilige Streitigkeiten in Sachen der Wasserleitung der Huerta zu schlichten — Pablo fängt an, auf der Guitarre zu kratzen, da wird's ein Lied geben! Pablo aber ist alt und sein Tenor ist auch nicht jung geblieben — schlimme Aussicht ... Selbst das Federvieh ist unruhig geworden, als wüßte es, was bevorsteht ... die Enten scharen sich bedenklich um; der Hahn macht schon einen Versuch, den Sänger zu überschreien. Aber die Gesellschaft am Tisch, gesetzten Alters bereits, weiß, was sich schickt, und wird die Fassung behaupten, selbst wenn das hohe C der Zarzuela dem Sänger versagt. Es ist ja auch noch etwas Wein in der Flasche, um die Hörer zu stärken. Ein mäßiges Volk! Fünf Männer und eine Flasche, die beim Dessert noch nicht einmal leer geworden ...

Die Kostüme sind hübsch und alle echt. Die Männer tragen Sandalen und jene fußlosen Strümpfe, welche so häufig als [illegible] für die Beine spanischer Studenten gebraucht werden. Weißleinene Beinkleider — calces de traveta — sind immer noch beliebt, eine Mode, die sich lange gehalten hat, denn sie wurde durch einen römischen Kaiser bereits eingeführt.

Wie ich schon erwähnte, gehört J. Agrasot, der Maler unseres Bildes, zur großen Schule der modernen Realisten. Er führt einen sehr geschickten Pinsel, dem ich schon öfters begegnet bin. Wie die Schule ist auch er ein eifriger Anhänger Darwins, der im Menschen nicht mehr das Ebenbild Gottes, sondern den Nachkommen eines geschwänzten und behaarten Quadrumanen — vulgo Affe genannt — erblickt. Diese Ueberzeugung tritt uns fast auf allen Bildern Agrasots — das berühmteste ist wohl „Die Prozession in der Kathedrale von Leon“ — lebhaft entgegen. Es ist kaum eines, in welchem er in einer oder der andern Physiognomie nicht an den Vorfahren erinnerte. Die beiden alten Valencianer, ganz links vom Beschauer, sind auch hier — wie jeder mit mir wahrnehmen kann — wieder seinem Fanatismus für Darwin zum Opfer gefallen. Alle Figuren unseres Bildes haben die schöne Zeit der ersten Liebe, welche bekanntlich in den Frühling des Lebens fällt, längst hinter sich. Da ist auch nicht eine, welche das Schwaben- oder, um höflicher zu reden, welche das kanonische Alter nicht erreicht hätte. Ach — die leidige Jugend! Der Naturalist, Realist oder Impressionist, er weicht ihr aus, wo er nur immer kann, namentlich bei den Frauen. In der Zeit dieser Knalleffekte der Natur — siehe Schopenhauer — entbehren Frauen selten eines gewissen Reizes, die Valencianerinnen ganz besonders nicht. Schon der Cid, als er Valencia erobert hatte und Ximene auf eine Anhöhe führte, um ihr die Stadt zu zeigen, machte diese Bemerkung. Nicht weit von ihm, unter einer Palme, stand damals ein junges Mädchen ... Das volle schwarze Haar, in eine Rolle — el moño — gewunden, war mit silbernen Nadeln im Nacken aufgesteckt, als habe sie die Tracht einer alten römischen Büste entlehnt ... ihr Wuchs glich der jungen Palme, welche sie beschattete ... das feuchtglänzende Auge war züchtig auf den Boden gesenkt, den ein winziges Füßchen nur leicht berührte ... Diese Valencianerin, über welcher der Cid einen Augenblick die eben eroberte Stadt und die längst eroberte Ximene vergaß, war jung und reizend.

Welcher Realist aber, der es mit seiner Ueberzeugung ernsthaft nimmt, würde es wagen, von solchen Reizen noch etwas in sein Bild aufzunehmen! O Himmel, man wäre ja im stande, ihn mit Rafael, Feuerbach, Baudry — oder wie die abgethanen Idealisten etwa heißen — auf einen Haufen zu werfen! Fi donc! Selbst bei der Wäsche, die als Staffage auf der Leine hängt, hat Agrasot die Jugend ausgeschlossen, auch der flüchtigste Blick überzeugt, daß man es hier mit alter Wäsche zu thun hat. Da ist zum Beispiel ein dunkles Jägerhemd, das der große Valencianer Vicente Ferrer schon getragen haben könnte. Bekanntlich kleidete sich dieser auch nur in Wolle, und zwar — wie ich unwiderleglich nachweisen könnte — ohne erst durch Professor Jäger darauf aufmerksam gemacht worden zu sein. Schließlich erlaube ich mir noch, auf die Thüren des Bildes hinzuweisen. Sie sind sämtlich im Stil der berühmten Thür gemalt, welche den Hintergrund von Bastien Lepages dreimal medaillirtem „Bettler“ bildete.

E. Piller.

Das große Reiterfest in Stuttgart.

Mit Originalzeichnungen.

Die Feierlichkeiten, mit denen die Hauptstadt des Württemberger Landes die Wiedervermählung seines präsumtiven Thronfolgers, Prinzen Wilhelm, beging, zerfielen in mehrere, durch größere Zeitabschnitte von einander getrennte Gruppen. Nach jenem festlichen Empfang, von dem wir bereits vor Wochen durch Wort und Bild unseren Lesern Kunde gegeben, waren, wie wir damals schon am Schlusse unserer Mitteilungen erwähnten, Prinz und Prinzessin Wilhelm nach Nizza geeilt, um sich dort dem Königspaar als Neuvermählte vorzustellen. Nachdem sie nun die Glückwünsche desselben entgegengenommen und nach Stuttgart zurückgekehrt waren, erfolgten hier erneuerte Festlichkeiten, unter denen dem großartigen Reiterfest, das der württembergische Rennverein zu Ehren seines Präsidenten veranstaltete, entschieden die vornehmste Stelle gebührt. Ritterliche Gewandtheit, Schönheit der Erscheinungen, nach jeder Richtung hin glänzende Inszenierung vereinigten sich hier zu Bildern von edelster Bewegung und fesselndem Reiz. Das königliche Reithaus, vor annähernd fünfzig Jahren erbaut und für den Festabend mit besonderem Prunk ausgestattet, lieferte den trefflich geeigneten Schauplatz. Auf den ringsum laufenden und für den vorliegenden Zweck eigens vergrößerten Tribünen hatte sich ein gewählter, festlich geschmückter Zuschauerkreis eingefunden, in seiner Mitte am

Ritterausstellung.

Ehrenplatz das neuvermählte Paar, daneben Prinz Wilhelm von Preußen, der zur Begrüßung desselben an der Spitze einer Deputation von Offizieren des Gardehusarenregiments herbeigeeilt war, sowie Prinzen und Prinzessinnen des königlich württembergischen und des mit demselben eng verschwägerten großherzoglich sachsen-weimaranischen Hauses, ferner ein reiches, glänzendes Gefolge. Prinz Wilhelm von Württemberg hatte seinem hohen Gaste zu Ehren gleich diesem die schmucke Uniform der Gardehusaren angelegt, während seine hohe Gemahlin in tiefkarmoisinroter Sammetrobe mit rosa Einsatz und entsprechendem Capotehütchen ein Bild lieblichster Jugendschönheit, getragen von fürstlicher Vornehmheit, bat.

Um dem Feste als solchem einen möglichst historisch einheitlichen und zugleich fein beziehungsvollen Charakter zu geben, hatte man demselben die Hochzeitsfeier des Ritters Georg von Sturmfeder mit dem holden Fräulein von Lichtenstein zu Grunde gelegt. Wer erinnert sich nicht aus Hauffs Lichtenstein mit Vergnügen jenes sympathischen Paares, das nach so vielen Fährden und Nöten einer unter Dornen entsprossenen Liebe zu guter Letzt das mit heißer Sehnsucht und blutigen Kämpfen angestrebte Ziel glücklich erreichte, indem es seine Geschicke eng mit denjenigen seines fürstlichen Herrn verknüpfte, des Herzogs Ulrich von Württemberg, dem seine stürmisch bewegten Lebensschicksale den Beinamen des Verbannten eintrugen. Das Fest, mit dem wir uns heute zu beschäftigen haben, versetzt uns in die Zeit des neu erblühenden Glanzes, in jene Tage, da der ritterliche Herzog sich mit eiserner Faust und unbeugsamer Zähigkeit die ihm jahrelang vorenthalten gewesenen angestammten Rechte zurückerobert hat. Er, der sich wie ein gehetztes Wild vor seinen Widersachern in grausen Höhlenschluchten bergen mußte, sieht sich nunmehr, dank der Ergebenheit weniger bis in den Tod getreuer Vasallen und dank der eigenen Unerschütterlichkeit, wieder auf dem ererbten Fürstensitze inmitten seiner ihm aufs neue huldigenden Hauptstadt Stuttgart, und seine erste That ist es, die unvergleichlichen Dienste seines treuesten Ritters, Georg von Sturmfeder, durch die Hand der von ihm geliebten und ihn liebenden Marie von Lichtenstein zu belohnen. Die Hochzeit wird fürstlich begangen, vor allem durch jene glänzenden Ritterspiele, ohne welche damals keine höfische Prachtentfaltung denkbar war.

Schmetternde Fanfaren eröffnen das Fest. Ein stattlicher Herold reitet, von den Trompetern gefolgt, in die Bahn und wendet sich in einem von Oberstudienrat Dr. Klaiber gedichteten Prolog an das neuvermählte prinzliche Paar, das mit dem der Gefeierten zu Ehren von Musikdirektor Schlay komponirten Charlottenmarsch empfangen und von allen Anwesenden ehrerbietig begrüßt worden. Der Prolog gibt der Freude des Volkes über die Wiedervermählung seines zukünftigen Regenten Ausdruck und vermittelt alsdann den Uebergang von der Gegenwart zu den vorzuführenden Bildern aus der Vergangenheit.

Erneute Fanfaren verkünden das Nahen des Festzugs, an dessen Spitze sich bei seinem Erscheinen der Herold mit seinen Trompetern stellt. Ihm folgten ein Fähnlein Landsknechte zu Fuß, das Banner der Stadt Stuttgart, von Berittenen geleitet, der Oberstmarschall und drei Marschälle, das herzogliche Banner mit gewappneten Begleitern und sodann Herzog Ulrich selbst, dargestellt durch den Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar. Es war eine überaus imposante Erscheinung, fürstlich vom Wirbel bis zur Sohle. Das offene Antlitz und der stattliche blonde Vollbart hoben sich prächtig ab von der glänzenden Rüstung, über welche die Schärpe in den schwäbischen Farben sich bauschte, von den weiten roten Puffärmeln, mit gelben Streifen durchwirkt, dem braunen Sammetbaret und dem hermelingefütterten Purpurmantel, der von den Schultern niederwallte. Seine Rechte hielt den Marschallstab. Zwei neben ihm herschreitende Pagen führten das edle Roß, drei berittene Edelknaben folgten, und nun schloß

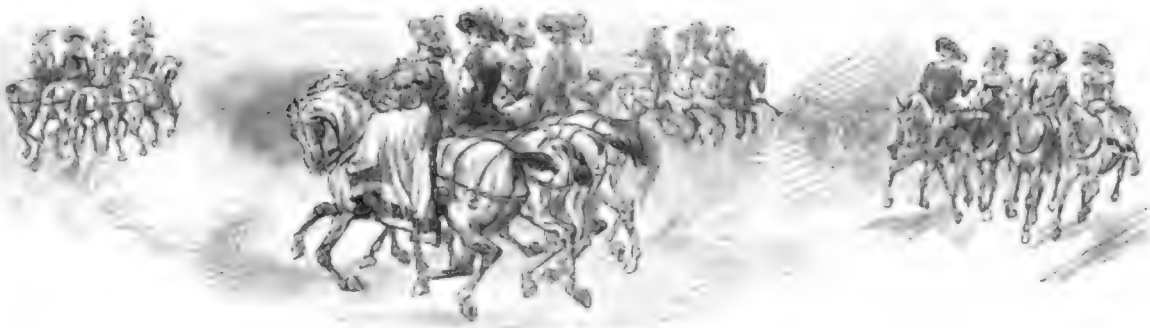
Jeu de roue.

Jagd- und Hundeneronen.

Digitized by Google

sich, von einem glänzenden Gefolge umgeben, das hochzeitliche Paar, Georg von Sturmfeder und Marie von Liechtenstein, an. Jagdzug, Turnierritter und andere Geharnischte, sowie ein zweites Hähnlein Landsknechte zu Fuß bildeten den Schluß.

Nach feierlichem Umzug nahmen die hochedlen Herrschaften ihre Aufstellung, um den nunmehr beginnenden Reiterspielen anzuwohnen. Dieselben wurden eröffnet durch eine Schulquadrille, meisterhaft geritten von dem Oberstmarschall, den Graf Taubenheim repräsentirte, und drei Marschällen. Hohe Bewunderung erregte die geradezu jugendliche Eleganz, mit welcher der erstgenannte Nestor der Kavaliere des württembergischen Hofes, seinen einundachtzig Jahren zum Trotz, zu Pferde saß und den edlen Renner in allen Gangarten im vollendetsten Takt unvermerkt nach seinem Willen lenkte.



Damenquadrille.

Auch das Ensemble dieser Quadrille war über alles Lob erhaben.

In zweiter Reihe folgte ein „Carousel", trefflich ausgeführt von Offizieren des Dragonerregiments „Königin Olga", die als geharnischte Ritter erschienen. Dann vereinigten sich sechs Ritter und sechs Edeldamen zu einer Quadrille, bei welcher die Vertreterinnen des schönen Geschlechts sich in der edlen Reitkunst als würdige Partnerinnen ihrer Ritter erwiesen. Von drei schmucken Edelknaben wurde hierauf das ebenso anmutige als unterhaltende Jeu de rose ausgeführt. Es handelt sich bei diesem graziösen Spiel bekanntlich um den gegenseitigen Raub der Schleifen, die jeder der Beteiligten auf der linken Schulter trägt. Das Ritt an einander Heranreiten in den lebhaftesten Gangarten, das geschickte, plötzliche Ausweichen, das Hollenstellen und aufs Eis führen verleiht diesem Spiel eine große Mannigfaltigkeit und wurde in der anregendsten Weise durchgeführt. — Nunmehr aber reihte sich als eine der erstaunlichsten Leistungen eine Fahrschule an, bei welcher mit vier bespannten Geschützen in allen Gangarten bis zum schnellsten Tempo die schwierigsten Evolutionen mit musterhafter Präzision vollführt wurden. Prinz Wilhelm von Preußen sprach nachträglich in besonderer Audienz den Offizieren des in Ludwigsburg liegenden zweiten württembergischen Feldartillerieregiments Nro. 29, die diese Fahrschule zur Ausführung gebracht, seine vollste Anerkennung aus, hinzufügend, daß er Aehnliches noch nie gesehen habe.

Kämpfende Ritter.

Unsere Abbildung stellt nach einer Skizze des Premierlieutenants E. Kling im obengenannten Feldartillerieregiment das im Galopp ausgeführte Vorfahren zweier Geschütze vor die im Trab bleibenden beiden anderen dar. Nach längeren Fahrtouren wird die Ankunft und der Aufmarsch am Halteplatz markirt. Das Signal zum Absitzen wird gegeben und es erfolgt das Beziehen des Feldlagers. Plötzlich ruft das schmetternde Generalsignal die Mannschaft an die Geschütze; dieselben werden abgeprotzt, geladen, gerichtet, und es erschallt das Kommando zum Feuern. Aber statt verderbenspeiender Granaten zaubern die Geschütze einen duftenden Blumenregen hervor, der sich als freundlicher Lenzesgruß über die holdselige Prinzessin und ihre nächsten Umgebungen ergießt. Wiederholten Fahrtouren der Feldartillerie, für deren brillante Evolutionen Major von Dalbenden die sehr charakteristische Musik komponirt hat, die er der gefeierten Prinzessin widmete, sowie zwei weiteren eleganten Quadrillen, die eine von acht Edeldamen und acht Kavalieren in Hoftracht, die andere von Tempelrittern (Offizieren des Ludwigsburger Ulanenregiments) geritten, folgte sodann ein fröhlicher Jagdzug, der in seinen Einzelheiten vielfach an denjenigen des auf Seite 487—490 d. Bl. geschilderten Kostümfestes erinnerte, und damit verbunden ein kecks Hürdenrennen, bei dem vorzugsweise Offiziere des Ulmer Feldartillerieregiments Nro. 13 und des Ulmer Dragonerregiments beteiligt waren.

Den Schluß der Festspiele bildeten die wasserklirrenden Turniere. In schweren Eisenrüstungen kämpften die Ritter bald zu Fuß mit jenen gewaltigen Schwertern, zu deren Führung beide Hände sich kraftvoll vereinigen müssen, bald ritten sie auf ihren gepanzerten Rossen in heftigstem Laufe zu Zweien gegen einander an, Lanze um Lanze brechend, daß die krachenden Splitter weithin durch die Palm stoben, bald drangen sie scharenweise auf einander ein. Immer gab es Bilder voll martialischer, aufregender Kampfeslust, Scenen voll fröhlichen ritterlichen Lebens. Nachdem endlich Georg von Sturmfeder sich als der Beste im bewegenen Kampfspiel bewährt und den „Dank" aus schöner Hand empfangen, gab ein in tausendstimmigen Hochrufen auf das gefeierte Paar ausklingender Epilog dem reizvollen Feste, bei dessen äußerer Pracht namentlich auch in Bezug auf wohlthuende Farbenharmonien innerhalb der zusammengehörigen und neben einander paradirenden Kostüme dem Auge seltene Genüsse geboten waren, einen würdigen Abschluß. **E. Paisch.**

Große Fahrschule der Feldartillerie.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Drittes Kapitel.

Der Vorfall bei der großen Cour, welcher der ganzen Gesellschaft der Residenz reichen Gesprächsstoff bot und namentlich allen Damen Gelegenheit gab, mit der Miene mitleidiger Teilnahme ihre ganze Bosheit über Käthchen auszugießen, hatte Ferdinand in ganz eigentümlicher Weise zur Klarheit über sich selbst gebracht.

Mochte auch Käthchen das bittere und harte Urteil, welches in dem ihr so hämisch zugerufenen Wort lag, durch ihr Auftreten verdient haben, mochte die öffentliche Demütigung, welche ihr widerfahren, eine gerechte Strafe für ihr keckes und hochmütiges Selbstgefühl sein — die Buße wog in seinen Augen vollständig die Schuld auf. Wenn Ferdinand von dieser Schuld die Erziehungsfehler abrechnete, so blieb kaum noch etwas übrig, und um so tiefer war die Empörung, welche er über den boshaften Streich empfand, den man dem jungen Mädchen gespielt hatte und über dessen Urheber er keinen Augenblick im Zweifel war. Doch hatte er vollkommen begriffen, daß er weder Herrn von Ribenau darüber zur Rechenschaft ziehen könnte, noch auch dem Herrn von Krempel-Rothenstein gegenüber Käthchens Ritter spielen durfte. Der letztere hätte vielleicht trotz seiner zärtlichen Sorge für sein teures Ich ein Duell mit dem Grafen Hilburg angenommen, er selbst aber, der erste Edelmann des Landes, konnte unmöglich mit dem nobilitirten Wollhändler die Waffe kreuzen, und für Käthchen wäre es der härteste Schlag gewesen, der sie in der Gesellschaft treffen konnte, wenn es um ihretwillen noch zu einem derartigen öffentlichen Eclat gekommen wäre. Je weniger Ferdinand daher im stande war, den Streich zu rächen, den man gegen seine Jugendfreundin geführt, um so mehr drängte es ihn, denselben nach Möglichkeit wieder gut zu machen und sie hoch über diese tückische Welt zu erheben, welche das Gift ihrer neidischen Bosheit gegen sie ausspritzte.

In jenem Augenblick, als Käthchen unter der Last des spöttischen Mitleids zusammenbrach, sah er in ihr nur die schutzbedürftige Schwäche, und mit der Liebe, die fast unmerklich aus dem Boden der Jugenderinnerungen hervorgewachsen war, verband sich das ritterliche Gefühl, das ihn drängte, der Schwachen seinen Schutz angedeihen zu lassen.

Als er nun in der Stille der Nacht über das Geschehene nachdachte, verband sich ihm mit der Empfindung, was er der Freundin schuldig sei, zugleich der Gedanke, auf welchem Wege er selbst allein zum Glück gelangen könne.

Er begriff nicht, wie er an Käthchen habe zweifeln können. War es denn möglich, daß sie, unter dem Einfluß ihres elterlichen Hauses fast ohne Erziehung und ohne jede moralische Leitung aufgewachsen, anders sich hätte entwickeln können, als es geschehen? War es nicht die Probe einer edlen Natur, daß sie den guten Geist und das reine Gefühl sich erhalten, die er doch selbst in ihr erkannt oder verkannt? War es nicht seine Pflicht, ernst, treu und offen mit ihr zu sprechen? War er nicht der Freund ihrer Jugend, nicht der einzige, der über ihr Herz zu gebieten vermochte, um sie von ihrer gefährlichen Bahn auf den rechten Weg zurückzuführen? War er nicht so viel stärker als sie, sollte er mit ihr, dem schwachen Kinde, rechten, ehe er es noch mit wahrem Ernst versucht hatte, sie zu sich zu erheben, und gewann er sich nicht selbst dadurch das höchste Glück, ohne welches er, wie er nun immer klarer erkannte, die schönste Blüte seines Lebens entbehren würde! Konnte er von ihr verlangen, daß sie bloß auf seine Mißbilligung hin so schnell mit allen Gewohnheiten ihres Lebens brechen werde, ohne klar zu erkennen, was er ihr im Leben sein solle und könne!

So schlief er denn endlich mit dem festen Vorsatz ein, allen Unmut über diesen oder jenen Ausbruch von Käthchens Gewohnheiten, welche doch nichts anderes waren, als falscher Erziehung entsprungene Entartung, zu unterdrücken. Er gelobte sich selbst, die nächste Gelegenheit zu benützen, um die Mißverständnisse der letzten Zeit aufzuklären und Käthchen ernst und offen zu fragen, ob sie an seiner Seite, auf seinen Arm gestützt, einen neuen Lebensweg beginnen wolle. Er sah ihr liebliches Gesicht vor sich, wie sie durch thränenfeuchte Augen so innig dankbar zu ihm aufgeblickt hatte; sein Herz glaubte ihrer Antwort gewiß zu sein, und glückliche Traumbilder umschwebten ihn.

Als er ziemlich spät am andern Morgen erwacht war und seine Toilette beendet hatte, wurde ihm unter den eingegangenen Postsachen ein eben zu sofortiger Bestellung abgegebener Brief gebracht.

Das rosenrote Couvert strömte einen starken Parfüm aus, der farbige Stempel zeigte ein springendes Pferd, auf welchem ein kleiner, geflügelter Amor mit gespanntem Bogen stand.

Verwundert betrachtete Ferdinand einen Augenblick dies duftende Billet mit der von einer Damenhand geschriebenen Adresse, das so wenig zu den großen, viereckigen Geschäftsbriefen paßte, welche den übrigen Inhalt seiner Morgenpost bildeten.

Er war es nicht gewöhnt, Botschaften wie diese zu empfangen, und prüfte wie zweifelnd noch einmal die Adresse, bevor er den Umschlag öffnete. Seine Stirn faltete sich unmutig, als er den Inhalt las.

„Vielleicht hätte ich erwarten können, daß Graf Hilburg sich persönlich überzeugen würde, mit welcher Dankbarkeit der Besuch meines ritterlichen Beschützers von mir aufgenommen werden würde; das Gefühl dieser Dankbarkeit zwingt mich nun, ihn dennoch um einige Augenblicke seiner Zeit zu bitten. Es schmerzt und verletzt mich, daß er alle seine Gedanken einer Dame zuwendet, die ihrerseits nach ganz anderer Richtung hin beschäftigt ist; meine Dankbarkeit möchte ihm eine Täuschung ersparen, indem ich ihm eine jene Dame betreffende Mitteilung mache. Ich werde um zwölf Uhr für ihn zu Hause sein, und er wird sich dann selbst überzeugen, ob das, was ich ihm zu sagen habe, nicht das Opfer der Minuten wert ist, die ich von seiner Zeit in Anspruch nehme. Cora Blangini."

Helle Röte flammte über Ferdinands Gesicht, als er unwillig den Brief auf den Tisch warf.

„Welche Zudringlichkeit!" rief er in höchster Erregung, „neben den Künsten der Koketterie greift diese Dame des Zirkus zu dem Gift der Verleumdung, um mich in ihre Netze zu ziehen; sie muß deutlich erkennen, daß ihre Mühe vergeblich ist, und in der That, sie verdient keine Rücksicht; sie soll ihren Brief ohne Antwort, ohne jede Bemerkung wieder erhalten!"

Schon streckte er die Hand nach einem Couvert auf seinem Schreibtisch aus, um das Billet der Künstlerin wieder einzuschließen und an die Absenderin zu adressiren, da hielt er sinnend an.

„Doch wie," sagte er nach einigem Nachdenken, „wenn ich ihr vielleicht dennoch unrecht thäte. Diese Damen sind zuweilen gutmütig — auch dankbar, obgleich ich in der That nichts für sie gethan habe, als was ein jeder Kavalier bei ihrem Unfall gethan haben würde; — wenn sie mir dennoch etwas Wichtiges mitzuteilen hätte? Käthchen ist ja in der That das Ziel einer boshaften Intrigue gewesen, denn jenes hämische Wort, das heute wohl die Runde durch die ganze Stadt machen wird, war von Ribenau dem tölpelhaften Wollhändler souflirt. Ich begreife zwar nicht ganz den Zweck dieser Bosheit, aber immerhin wäre es wichtig, der ganzen Intrigue gegen das arme Mädchen auf die Spur zu kommen, um sie wirksamer schützen und ihre Feinde treffen zu können, wie sie es verdienen. Wer die Waffe des Gegners kennt, ist des Sieges gewiß, und jedenfalls werde ich von der Kunstreiterin, aus welchem Grunde sie mir auch ihre Mitteilungen machen möge, etwas erfahren, das mich in den Stand setzen wird, Käthchen wirksamer zu beschützen."

Er ging noch einige Zeit in Gedanken auf und nieder, dann beschloß er der Einladung zu folgen, um jedenfalls zu hören, was die Kunstreiterin ihm zu sagen habe.

„Auch für Käthchen wird es heilsam sein," rief er, als sein Entschluß feststand, „wenn ich ihr die Gefahren und diejenigen zeigen kann, die sie in ihrer ahnungslosen Sicherheit umringen, wenn ich ihr sagen kann: Wende Dich ab von jenem Wege und folge mir zu reinem und edlem Glück hoch über hämischer Bosheit und tückischem Neid.'"

So trat er denn, wohl in unruhiger Spannung, aber doch mit freudiger, mutiger Entschlossenheit zum Kampfe für die Geliebte, der er seine Hand bieten wollte, nachdem er die boshaften Gewebe, mit denen man sie umspannt, zerrissen haben würde, den Weg zu der Künstlerin an.

*

Die Gräfin Heltenberg war bei ihrer Schwester, der Frau von Rautenstein, erschienen, als diese noch auf ihrer Chaiselongue vor dem Frühstückstisch ruhte, während Käthchen bereits ihre Morgentoilette gemacht hatte, denn sie erwartete Ferdinands Besuch. Er mußte ja kommen nach dem, was gestern geschehen war, nach den freundlichen, herzlichen Worten, die er noch beim Abschied zu ihr gesprochen und die einen so tiefen Widerhall in ihrem Herzen gefunden hatten.

Die Gräfin sprach teilnehmend von dem gestrigen Abend.

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte sie, Käthchens Hand drückend, „beruhige Dich nur darüber, mein Kind! Ribenau hat mir gesagt, daß er diesen Herrn von Krempel gehörig zurechtgewiesen; der Ungeschickte hatte nichts Böses beabsichtigt und nur in seiner Art einen Witz machen wollen. Die Herrschaften sind übrigens, wie ich schon gehört, voll Teilnahme für Dich und werden Dir das beweisen."

„Ich bedarf keines Menschen Teilnahme," entgegnete Käthchen fast heftig, „und bin ganz außerordentlich ruhig über diese ganze Sache. Vielleicht hat jener Herr von Krempel recht gehabt, vielleicht habe ich selbst seine Bemerkung provozirt; man wird einige Tage darüber sprechen und gewiß nicht freundlich für mich, was liegt mir daran — wenn nur —"

Sie vollendete nicht und trat aufstehend an das Fenster.

„Es ist das beste, was Du thun kannst, liebes Kind," sagte die Gräfin, „daß Du diese dumme Geschichte von oben herab ansiehst. Man muß niemals vor einem Unglück zurückweichen, und dies ist ja noch kaum ein Unglück zu nennen. Doch es freut mich," fuhr sie dann fort, „daß Du schon Toilette gemacht hast, ich habe einige Einkäufe zu besorgen; Du kannst mich begleiten und mir ein wenig Deinen Rat geben."

Käthchen suchte vergebens einige Einwendungen zu machen; sie konnte ja nicht sagen, weshalb sie gerade heute zu Hause zu bleiben wünschte. Auch ihre Mutter trieb, den Vorschlag der Gräfin anzunehmen.

„Je mehr man sich zeigt," sagte sie, „je stolzer man der Welt ins Gesicht sieht, um so besser ist es in Fällen, wo die Welt glaubt, daß man sich fürchte und sich verbergen möchte."

Käthchen fand keinen Grund zur Weigerung. Seufzend ließ sie Hut und Mantel bringen und stieg mit ihrer Tante in den Wagen.

Die Gräfin fuhr nach einigen Magazinen, plauderte in ihrer leichten Weise über dies und jenes und wählte endlich in einem der ersten Modegeschäfte einen Stoff zu einem Promenadenkostüm für den Winter.

„Ich habe diesen Stoff," sagte sie leichthin, als sie mit Käthchen das Magazin verließ, „bei Fräulein Blangini gesehen und mich ganz darein verliebt. Ah, dabei fällt mir ein, sie hatte einen ganz andern Schnitt für den Ueberwurf, der ihr reizend stand und den sie selbst erfunden hatte; sie hat versprochen, mir das Geheimnis zu verraten. Etwas Gutes muß man überall nehmen, wo man es findet; ich will sogleich zur Blangini fahren und selbst das Muster holen, damit ich es meiner Schneiderin erklären kann."

Käthchen war ein wenig erschrocken; was würde Ferdinand wohl zu einem Besuch bei der Kunstreiterin sagen? Doch alle Damen der Gesellschaft verkehrten ja unbefangen mit ihr; sie war in Begleitung ihrer Tante — was hätte man dabei finden können! Und ohne eine Einwendung stieg sie, ihrer Tante folgend, in den Wagen.

Als die Damen vor dem Hause der Kunstreiterin abstiegen, erblickten sie in einiger Entfernung den Lieutenant Ribenau; er beschleunigte seine Schritte, und als er hörte, daß die Damen Fräulein Blangini besuchen wollten, bot er der Gräfin den Arm, um sie die Treppe hinaufzuführen.

Diese Begegnung machte Käthchen den Besuch noch peinlicher, aber es war an der Sache nichts zu ändern; so mußte sie sich denn wohl entschließen, ihrer Tante zu folgen.

„Eigentlich sollte ich Sie nicht mitnehmen, Herr von Ribenau," sagte die Gräfin; „ich habe mit Fräulein Cora eine Toilettenangelegenheit zu verhandeln und dabei kann ich Sie nicht brauchen. Doch kommen Sie immerhin mit, Sie können mir nachher noch ein wenig erzählen, was man Neues in der Stadt spricht, falls Sie der Dienst nicht in Anspruch nimmt."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Gräfin," erwiderte Ribenau.

Man kam in die Wohnung der Kunstreiterin, welche die Damen mit erstaunter Miene empfing.

Sie trug ein außerordentlich einfaches Morgenkostüm, das ihr vortrefflich stand. Die Zimmer ihrer Wohnung waren reich und geschmackvoll dekorirt und erinnerten nur durch eine große Anzahl kostbarer Reitpeitschen, Zäume und Schabracken, welche trophäenartig zusammengestellt waren, sowie durch Bilder schöner Pferde, Lorbeerkränze mit bedruckten Bändern an den Beruf der jungen Dame.

„Ich komme, Sie an Ihr Versprechen zu mahnen, Fräulein Blangini," sagte die Gräfin, „Sie wollten die Güte haben, mir den Schnitt des Ueberwurfs zu Ihrem Winterkostüm zu verraten."

„Ich stehe der Frau Gräfin zu Befehl," erwiderte Fräulein Blangini, „es wird mir eine besondere Genugthuung sein, wenn eine Dame wie Sie, welche die unbestrittene Herrschaft im Reiche des guten Geschmacks führt, meiner Erfindung die Weihe Ihres Beifalls erteilen will."

„Doch," fuhr die Gräfin fort, „Sie müssen mir auch versprechen, niemand anderem Ihr Geheimnis mitzuteilen; uns beiden allein soll dieser vortreffliche Schnitt gehören. Sie begreifen, daß er seinen Wert verlieren würde, wenn er jedermann zugänglich wäre."

„Sie können auf mich zählen, Frau Gräfin; meine Erfindung wird um so höhern Wert haben, wenn ich sie nur mit Ihnen teile."

Käthchen hatte während dieses Gespräches neugierig die Gemächer betrachtet, durch welche sie gegangen waren. Alle sorgenvolle Unruhe, welche sie in der letzten Zeit erfüllt hatte, wurde wieder in ihr lebendig und schnürte ihr Herz zusammen. Sie sah Ferdinand in diesen Räumen; er mußte ja ihr Vertrauter sein, wenn es wahr war, was alle Welt sich erzählte. Sie konnte freilich daran nicht glauben, wenn sie an ihn dachte, wie er gestern zu ihr getreten war unter den boshaften und neidischen Blicken der ganzen Gesellschaft, und wie sein Blick und seine Stimme so wohlthuend und warm ihr zum Herzen gedrungen; aber dennoch erfüllte sie eine unsägliche Angst, daß es trotzdem wahr sein könnte, daß diese so schöne und verführerische Frau, welche so anmutig an der Seite der Gräfin vor ihr einherschritt, Ferdinand mit ihrem Zauberbann umstrickt haben könnte.

Sie waren in einen kleinen Salon gekommen, der am Ende der Zimmerreihe lag, welche sie durchschritten hatten, eine Doppelportière von schwerem Sammet verhüllte die Thüre von beiden Seiten.

Fräulein Blangini hob dieselbe auf und ließ die Falten wieder zusammenfallen, nachdem die Gesellschaft den kleinen Salon betreten hatte.

„Befehlen Sie, Frau Gräfin," sagte die Kunstreiterin, „daß ich Ihnen mein Modell hierherbringe, oder wollen Sie mir die Ehre erweisen, mich in meine Garderobe zu begleiten?"

„Ich gehe mit Ihnen," erwiderte die Gräfin, „doch," fuhr sie dann, sich besinnend, fort, „da fällt mir ein, es ist besser, ich hole gleich meine Schneiderin; sie wohnt nicht weit von hier und mein Wagen steht vor der Thür. Erwarte mich einen Augenblick, Käthchen, ich bin sogleich wieder da."

Und ehe Käthchen, ganz erstaunt, etwas antworten konnte, war die Gräfin schon hinausgeeilt.

Fräulein Blangini folgte ihr, um sie bis zur Treppe zu begleiten, und kehrte dann in den kleinen Salon zurück.

Die Unterhaltung war nicht besonders lebhaft. Ribenau und Blangini sprachen über tausend gleichgiltige Dinge und Käthchen saß stumm mit zu Boden gesenkten Blicken da.

Erst jetzt wurde ihr vollkommen die falsche Situation klar, in der sie sich befand — hier in der Wohnung einer Kunstreiterin, welche die Freiheit hatte, über die Gesetze der Gesellschaft hinwegzuschreiten — unter dem einzigen Schutz eines jungen Herrn, der zwar der Freund ihres Hauses, aber zugleich auch als einer der leichtsinnigsten Lebemänner der Residenz bekannt war! Sie hatte das Gefühl, als ob eine unbekannte Gefahr sie umschwebe, und bereute es tief, ihrer Tante nicht um jeden Preis gefolgt zu sein; aber es blieb ihr nichts übrig, als deren Rückkunft abzuwarten, denn allein konnte sie unmöglich aufbrechen, unmöglich allein mit Ribenau die Wohnung der Kunstreiterin verlassen.

Einige Zeit war vergangen.

Käthchen hatte kaum gehört, was um sie her gesprochen wurde, da trat ein Kammermädchen ein und brachte Fräulein Blangini eine Karte.

„Ich bitte die Herrschaften, mich einen Augenblick zu entschuldigen," sagte diese aufstehend, und im nächsten Augenblick schon war sie hinter der Portière verschwunden, welche sie sorgfältig wieder hinter sich zusammenzog.

Käthchen hatte keine Zeit gehabt, sich diese neue Wendung ganz klar zu machen; sie befand sich mit Ribenau allein, der sogleich im Ton herzlicher Teilnahme von den Vorgängen bei der Cour am vergangenen Abend mit ihr zu sprechen begann und ihr erzählte, wie er den Herrn von Krempel für seine Unverschämtheit zurechtgewiesen habe.

Während Käthchen gleichgiltig zuhörte und mit immer steigender Ungeduld die Rückkehr ihrer Tante erwartete, war Fräulein Blangini dem Grafen Hilburg in dem ersten Empfangssalon ihrer Wohnung entgegengetreten.

„Sie sind also doch gekommen," sagte sie, indem sie ihm lächelnd die Hand reichte; „zu mir kommen Sie freilich nicht; nur der Magnet, dem Ihr Herz überallhin folgt, hat Sie auch hieher ziehen können. Mag dies demütigend für mich sein, so kann es doch nichts an meiner dankbaren Freundschaft für Sie ändern."

„Sie haben mir von einer Mitteilung geschrieben, mein Fräulein," sagte Ferdinand, indem er seine Hand fast unhöflich der schönen Kunstreiterin entzog, „von einer Mitteilung, die für eine Dame von Wichtigkeit sein sollte — eine Dame — "

„Welche den Wert des Grafen Hilburg nicht zu schätzen weiß," fiel Fräulein Cora ein, indem ihr eben noch lächelndes Gesicht einen strengen und ernsten Ausdruck annahm.

„Ich schlage meinen Wert nicht zu hoch an, mein Fräulein," entgegnete Ferdinand, „aber dennoch vermag ich kaum zu glauben, daß er gerade da unterschätzt werden sollte, wo — wo mir an seiner Anerkennung gelegen wäre."

„Es sollte nicht so sein, Herr Graf; Sie wissen, die Welt und wir Frauen besonders, wir schätzen das, was wir suchen, und sind gleichgiltig gegen das, was uns geboten wird. Nun wohl, Graf Hilburg, Sie haben einer Dame geboten, was hundert andere unendlich glücklich machen würde und was dennoch gerade von ihr verkannt — verzeihen Sie, ich muß es sagen — von ihr verachtet wird."

„Nun, Fräulein Blangini," sagte Ferdinand, seine zitternde Stimme mühsam zu ruhigem Ton zwingend, „Sie haben von einer Dankbarkeit für mich gesprochen, die ich nicht verdiene, auf die ich kein Recht habe, aber wenn Sie solche Dankbarkeit wirklich empfinden, wenn Sie mir dieselbe erweisen wollen, so sprechen Sie nicht in Andeutungen. Ich kenne eine Dame, welche der Gegenstand boshafter Verfolgung ist aus einem Grunde, den ich nicht völlig verstehe. Wohlan denn! Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sprechen Sie es aus, deutlich und klar, dann allein werden Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen, dann allein," fügte er spöttisch hinzu, „werde ich im stande sein, an Ihre Dankbarkeit zu glauben."

„Es gibt nur eine Dame, von der ich sprechen kann," sagte Fräulein Blangini, „denn es gibt in der Residenz nur eine Dame, welcher Graf Hilburg eine Beachtung, eine Aufmerksamkeit, eine Teilnahme zugewendet hat, die wohl bei einem Mann wie er auf tiefes Gefühl schließen läßt."

„Und diese Dame?" fragte Ferdinand.

„Wenn sie ein solches Gefühl, ohne welches von dem Betreffenden keine Aufmerksamkeit erwiesen wird, annimmt und nährt, dann täuscht sie den, der es nicht verdient, getäuscht zu werden."

Ferdinand stand einen Augenblick mit schwer atmender Brust schweigend da.

„Fräulein Blangini," sagte er dann, „was Sie da sagen, ist eine Anklage, und wenn man anklagt, so muß man beweisen."

„Hätte ich den Beweis nicht in Händen," sagte Fräulein Cora mit blitzenden Augen, „so würde ich nicht gesprochen haben, und da ich beweisen kann, was ich sagte, so werden Sie mir dennoch für den Dienst dankbar sein, den ich Ihnen leiste, so schmerzlich auch in diesem Augenblick die Enttäuschung sein mag."

„Nun denn, so beweisen Sie," rief Ferdinand drohend, „wenn ich dies alles nicht für eine Verleumdung halten soll!"

„Man glaubt, wenn man sieht," sagte Fräulein Cora. „Sie sollen sehen, Herr Graf!"

Sie nahm seinen Arm und führte ihn durch die Zimmerreihe bis zu dem kleinen Salon, in welchem sie Ribenau und Käthchen zurückgelassen hatte. Langsam schlug sie die Portière auseinander und trat mit Ferdinand auf die Schwelle, indem sie sich in der Oeffnung, die die schweren Sammetfalten bildeten, an ihn schmiegte, so daß ihr Haupt fast seine Schultern berührte.

Ferdinands Gesicht wurde totenbleich, seine Züge nahmen eine schauerliche Starrheit an.

Neben Käthchen saß Ribenau auf einem seitwärts von der Thür stehenden Diwan; er hatte ihre Hand gefaßt und sagte, zu ihr herübergeneigt:

„Also fürchten Sie nichts, Käthchen, fürchten Sie nichts; ich bin da, um Sie zu schützen und die Zudringlichkeit zurückzuweisen, die Sie zu belästigen wagt."

Käthchen saß wie träumend da; sie ließ Ribenau ihre Hand, der sie zärtlich an seine Lippen führte.

„Ah, Fräulein Blangini!" rief er plötzlich.

Käthchen schlug die Augen auf; sie schien in dem Wiedererscheinen der Kunstreiterin nichts Außergewöhnliches zu finden, aber flammende Röte übergoß ihr Gesicht, Entsetzen und Zorn zugleich lag in ihren Blicken, als sie den Grafen Hilburg neben der Kunstreiterin stehen sah, die sich, ohne daß er es bemerkte, immer inniger an ihn anschmiegte.

Ribenau maß Ferdinand mit höhnischen Blicken.

„Graf Hilburg," sagte Fräulein Cora, „wünschte Fräulein von Rautenstein zu begrüßen, da er hörte, daß sie hier sei, doch fürchten Sie nichts," fügte sie spöttisch hinzu, „wir wollen die Herrschaften nicht lange stören."

„In der That, das wäre schade," sagte Ferdinand mit schneidendem Ton, indem er, sich von Fräulein Blangini losmachend, in die Mitte des Zimmers vortrat, „das wäre schade, denn diese Unterhaltung muß außerordentlich interessant sein, da der Herr von Ribenau für gut befunden hat, sie hier zu führen."

„Weder ich noch Fräulein von Rautenstein gestehen dem Grafen Hilburg ein Recht der Kritik über den Ort zu, an welchem wir uns mit einander zu unterhalten für gut finden," erwiderte Ribenau kalt.

„Das Recht der Kritik, mein Herr, steht jedermann zu," sagte Graf Hilburg, „und alle Kritik von Ehrenmännern wird darin übereinstimmen, daß, wer die Verirrung einer Dame benützt, um sie zu kompromitiren, eine Nichtswürdigkeit — eine feige Nichtswürdigkeit begeht."

„Gut, mein Herr Graf," erwiderte Ribenau, „Sie werden begreifen, daß die Gegenwart der Damen eine Fortsetzung dieser Unterhaltung hier ausschließt."

Noch einen Blick, in welchem sich Schmerz, Zorn und Verachtung mischten, warf Hilburg auf Käthchen, die wie gebrochen in sich zusammengesunken war und mit starren Augen zu ihm aufsah, dann zog ihn Fräulein Blangini schnell mit sich fort.

„Ich beschwöre Sie, Herr Graf," sagte sie ängstlich, „ich habe Ihnen einen Dienst leisten wollen, indem ich Sie aufklärte, — ich beschwöre Sie, lassen Sie diesen Augenblick keine verhängnisvollen Folgen haben."

„Sie haben mir in der That einen Dienst geleistet, mein Fräulein," entgegnete Hilburg kalt, „und wenn ich ein Recht auf Ihre Dankbarkeit gehabt haben sollte, so sind wir quitt."

Er nahm seinen Hut, verbeugte sich, und ehe sie noch ein Wort sprechen konnte, um ihn zurückzuhalten, war er verschwunden.

Fräulein Blangini eilte in den kleinen Salon zurück.

Noch immer saß Käthchen wie erstarrt da, indem Ribenau ihr vergebens zusprach, sich zu fassen.

Als Fräulein Blangini sich ihr näherte, zuckte sie plötzlich zusammen.

„So ist es dennoch wahr," rief sie mit lautem Aufschrei, während ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte, „dennoch wahr — ich habe das Bild vor mir gesehen, das mich in meinen Träumen verfolgte; es war also wirklich so — mein Gott, mein Gott!"

Sie barg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut. Dann plötzlich sprang sie auf.

„Fort," rief sie, „fort, ich ertrage es nicht! Diese Luft ist vergiftet — diese Mauern brechen über mir zusammen!" Und ohne auf Ribenau zu hören, der sie beruhigen wollte, eilte sie, Fräulein Blangini heftig zurückstoßend, hinaus.

Vor dem Hause war eben die Gräfin Heltenberg vorgefahren.

Käthchen öffnete, ehe der Diener noch abgestiegen war, selbst den Wagenschlag und sank in die Kissen.

„Nach Hause," rief sie, „nach Hause!"

Ribenau, der ihr gefolgt war, trat heran.

„Es ist besser so," erwiderte er auf den fragenden Blick der Gräfin; „bringen sie Käthchen nach Hause, Gräfin, sie wird sich bald von ihrer Aufregung erholen."

Er warf den Schlag zu.

Die Gräfin nahm Käthchen in ihren Arm und der Wagen rollte davon.

Nibenau folgte langsam, indem er lächelnd seinen Schnurrbart strich.

„In der That," sagte er, „die Gräfin ist ein Teufel der Geschicklichkeit. Freilich wird es noch ein Rencontre mit diesem steifen Hilburg kosten, aber es ist wohl schon um geringerer Dinge willen etwas Blut geflossen. Das ist ein Spiel wie ein anderes, den Einsatz des Lebens wird es ja wohl nicht kosten — und wenn es wäre — nun, dann ist die Komödie eben aus; aber so lange sie währt, wollen wir uns an ihr amüsiren."

(Fortsetzung folgt.)

Julian Schmidt.

Julian Schmidt.

Die Romantik im Ersterben, Satelliten Börnes in der Prosa, Nachtreter Heines in der Poesie, daneben auf gewissen Gebieten die Hegemonie der Franzosen und Geschmacksverwirrung an allen Enden — das ungefähr war die Physiognomie unserer Literatur in den letzten vierziger und den ersten fünfziger Jahren unseres Säkulums. Zerfahrenheit in Deutschland, Verfahrenheit auf unserem Parnaß! Die feste, sichere Hand eines kritischen Ordners und Lenkers, der, seiner Waffen und seines Zieles sicher, seine Zeit begriff, that damals not. Und er blieb nicht aus: Julian Schmidt besteigt den literarischen Richterstuhl; ihm vor allen gebührt der kritische Lorbeer der Epoche.

„Nach allen Seiten," sagt Gustav Freytag über ihn, „fielen seine Streiche; seine Autorität, sein ängstlich gesteigerter Ruf kümmerte ihn; als ein ehrlicher und sittenstrenger Mann legte er den Maßstab des ethischen und künstlerischen Bedürfnisses einer neuen Zeit an das Vorhandene. Oft hat er die behagliche Eitelkeit der Schriftsteller gekränkt; vielen war die radikale Behandlung liebgewordener Autoritäten unbequem, die einen zürnten, daß er Lob und Tadel ungleich temperire, andere, daß er auch grünes Reis mit welkem Gestrüpp niederschlage. Alle diese Beschwerden hatten damals wenig zu bedeuten; denn es galt in der That, gründlich aufzuräumen mit schlechten literarischen Richtungen und streng zu sein gegen die selbstgefällige Schwäche eines jüngeren Geschlechts, welches in Patronage und Glacehandschuhen unserer Kritik ganz verlernt hatte, ein mannhaftes Urteil zu hören und an die eigene Arbeit einen großen Maßstab zu legen. Das Publikum empfand sehr wohl den Wert, welchen eine solche Kritik hatte."

Um zu bezeugen, daß auch wir Jüngeren „den Wert" dieser von Freytag so hoch gestellten Kritik Julian Schmidts sehr wohl zu schätzen wissen, dürfte es heute, nachdem der wackere Literaturkämpe uns durch einen jähen Tod (am 27. März d. J.) entrissen, an der Zeit sein, einen Blick zurückzuwerfen auf die Ernten, welche sein arbeitsames und fruchtbares Leben gezeitigt hat.

Julian Schmidt war ein Altpreuße. Nicht nur in der gleichen Provinz wie der große Kant ist er aufgewachsen, sondern auch in der gleichen geistigen Luft, und nie hat er in seinen Werken das altpreußische Blut, nie die Schule des Weisen von Königsberg verleugnet. Er wurde am 7. März 1818 zu Marienwerder geboren, genoß am dortigen Gymnasium seine erste Bildung und studirte während der Jahre 1836 bis 1840 zu Königsberg Geschichte und Philologie. Die pädagogische Laufbahn, welche er als Lehrer an der Luisenstädtischen höheren Realschule zu Berlin 1842 begann, genügte seiner auf eine thatkräftige Initiative und mannhafte Beteiligung am öffentlichen Leben der Zeit gerichteten Natur sehr wenig, und so lief er Katheder und Schulstube hinter sich und begab sich im März 1847 nach Leipzig, wo er in die Redaktion der „Grenzboten" eintrat. Schon im Juli des nächsten Jahres, nachdem Ignaz Kuranda, der bisherige Besitzer und Redakteur des Blattes, nach Oesterreich zurückgekehrt, übernahm er gemeinsam mit Gustav Freytag die selbständige Leitung der Grenzboten, und damit hebt die Zeit seines epochemachenden literarischen Wirkens an. Julian Schmidts literarhistorische Werke sind im wesentlichen aus journalistischen Anfängen erwachsen und lehnen sich zu einem großen Teil an zeitgeschichtliche Erscheinungen an; ihr Kolorit ist daher vielfach ein aktuelles und verleiht ihnen die farbige Frische und oft einen ausgesprochen polemischen Charakter, letzteres freilich nicht immer zu ihrem Vorteil. Fast alle Werke Schmidts sind aus essayistischen Arbeiten für die Grenzboten hervorgegangen.

Diese letzteren nahmen unter der rührigen neuen Redaktion einen ungeahnten Aufschwung; politisch vertraten sie die Ideen der preußischen Führerschaft in Deutschland mit Energie und Einsicht, literarisch machten sie im Gegensatz zu der einseitigen Verherrlichung Jungösterreichs, welche Kuranda zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte, in entschiedener Weise Propaganda für jene gesunde Richtung, welche das Volk „da aufsucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit". Mit Nachdruck und Scharfsinn wies Schmidt auf die Gefahren hin, die in der einseitigen Kultivirung idealistischer Bestrebungen liegen, wie sie einerseits in den utopischen Phantasien der Romantiker und ihrer damals noch in ungebrochener Schlachtlinie aufmarschirenden Nachtreter, andererseits in dem heißsporigen Radikalismus und den gewagten Reformideen des „jungen Deutschland" zu Tage traten. Namentlich gegen die Vertreter des letzteren eröffnete Schmidt eine scharfe Polemik, die er mit allen Mitteln einer umfassenden Bildung, eines feinen Geistes und jener ausharrenden Energie verfocht, die, ein historisch gewordenes Merkmal altpreußischer Naturen, einen markanten Zug in seinem Wesen ausmacht. Die schärfsten Pfeile seiner schonungslosen Dialektik — leider oft genug in das Gift der Gehässigkeit getaucht — richtete er indessen gegen Karl Gutzkow, mit dem er in einen endlosen Federkrieg geriet. — Die positiven Forderungen, welche Schmidt an die moderne Dichtung und die Zeit überhaupt stellte, gipfelten darin, daß neben der von den Romantikern und den Jungdeutschen betonten Schönheit die Sittlichkeit in ihre Rechte einzusetzen, daß ferner die Lösung der materiellen Aufgaben der Zeit vor derjenigen der ideellen auf die Fahne des Tages zu schreiben sei, und daß endlich die Dichtung ins Volksleben einzukehren habe, um so das Volk in seiner Tiefe zu ergreifen. Alle diese Forderungen aber schienen dem charaktervollen Wortführer der Grenzboten einzig realisirbar zu sein unter der Aegide eines nach außen und innen hin kräftigen, für Deutschland eintretenden Preußen.

Diese Ideale, die den denkbar schroffsten Gegensatz zu den

Im Omnibus. Gemälde von Delandre. Nach einer Photographie von W. Braun & Co. in Dornach und Paris (Hugo Grosser in Leipzig)

Wiener Damenflor.

Nach photographischen Aufnahmen.

Digitized by Google

„freien Weltbürgertum" der Jungdeutschen bilden, hat Schmidt sein Leben lang mit der Kernhaftigkeit seines streitbaren Wesens und von den hohen ethischen Gesichtspunkten aus verfochten, welche ihn vor manchem andern Kritiker und Literarhistoriker seiner und unserer Zeit so vorteilhaft auszeichnen.

Die beiden Hauptwerke Schmidts sind die „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod" (3 Bände, 1853, neu aufgelegt 1865—67) und die „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod" (1861—63). Das erstgenannte Werk ist eine Kombination zweier früher erschienenen Publikationen, die sich ihrem Hauptinhalte nach aus den zahlreichen Essays zusammensetzten, welche unser Autor im Laufe der Jahre in den Grenzboten veröffentlicht hatte, nämlich eine Kombination der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert" (1853) und der Monographie: „Weimar und Jena in den Jahren 1794 bis 1806" (1855). Das überaus geistvolle Werk schließt sich unmittelbar an die oben in zweiter Linie genannte Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod an, so daß wir in diesen beiden Veröffentlichungen eine vollständige und einheitlich behandelte Darlegung der Entwicklung unseres Schrifttums von 1681 bis 1866 besitzen. Der wissenschaftliche Wert der Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert wurde in den ersten Auflagen durch ein ausgesprochen subjektives Gepräge und eine unleugbare Lückenhaftigkeit wesentlich beeinträchtigt, zwei Unzulänglichkeiten, die auf die feuilletonistische Entstehungsart des Werkes zurückzuführen sind. Beide Mängel sind indessen durch die immer wieder vorgenommenen Neubearbeitungen und Ergänzungen nach und nach in einer Weise gehoben worden, daß heute das Werk als eine der hervorragendsten Leistungen dieses Genres bezeichnet werden muß, gegen die sich im Grunde genommen kaum mehr als zwei Einwendungen erheben lassen, von denen die eine abermals mit der journalistischen Entstehungsgeschichte der Schmidtschen Schriften im Zusammenhang steht, während die andere auf einen Mangel in der Begabung des Autors zurückzuführen ist; der Charakter des Werks ist mehr ein kritischer als ein historischer, und das auch anderswo sich mitunter fühlbar machende Unverständnis Schmidts für gewisse Seiten der Dichtung im engeren Sinne des Wortes tritt hier oft besonders peinlich hervor. Unser Autor genügt eben nicht ganz dem Ideal eines Literarhistorikers, denn er ist zwar in eminentem Maße ein scharfsinniger Denker und Philosoph, weniger aber ein feinfühliger Künstler und poetischer Kopf. Seine Sympathie wie sein Verständnis liegen daher immer bei weitem mehr auf seiten derjenigen Literaturwerke, welche die dichterische Form und den poetischen Inhalt verschmähen, als auf seiten der reinen Dichtung.

Neben den soeben erwähnten beiden Hauptwerken, die unser Autor unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" zu verschmelzen gedachte, ein Unternehmen, von dem nur der erste Band zu Lebzeiten des Verfassers zur Ausgabe gelangt ist, das aber angestrebt weiter erscheinen wird — neben diesen beiden Hauptwerken Schmidts sind noch eine Reihe anderer bedeutsamer Hervorbringungen seines rastlosen Forscherstrebens zu nennen. Dahin gehören in erster Linie seine „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Revolution und Restauration" (1847), die „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789" (1858), „Uebersicht der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert" (1859), „Schiller und seine Zeitgenossen" (1859), „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (1870—74) und „Porträts aus dem neunzehnten Jahrhundert" (1878).

Im Jahre 1861 schied Schmidt aus der Redaktion der Grenzboten nach dreizehnjähriger angestrengter Thätigkeit aus und übernahm in Berlin, wohin er nunmehr seinen Wohnsitz verlegte, die Leitung der von der altliberalen Partei gegründeten „Berliner Allgemeinen Zeitung", welches Blatt jedoch schon 1863 einging. Seitdem privatisirte er, fern vom Lärm des Tages und dem Gezänke der Parteien, aber um so mehr vertieft in seine einem ernsten und großartigen Zweige menschlicher Geistesthätigkeit gewidmeten Studien.

Mögen die Verdienste Julian Schmidts um die deutsche Nationalliteratur mannigfach abweichende Beurteilungen finden, in dem einen begegnen sich wohl alle sonst divergierenden Meinungen: gegenüber dem einseitig ästhetischen Programm, das die Jungdeutschen und andere gleichzeitige Stimmführer der deutschen Literatur aufstellten, hat Schmidt ein neues, heilsames Element in unser Schrifttum gebracht, indem er die Grundzüge der Sittlichkeit, des „gesunden Menschenverstandes" und der Volkstümlichkeit in energischer kritischer Vertretung zur Geltung brachte — Grundsätze, die dem Wesen nach auch die leitenden Gedanken der heutigen deutschen Literatur geworden sind. Diese in gewissem Sinne rettenden Ideen Jahrzehnte hindurch mit Scharfsinn und Unerschrockenheit verfochten und ihnen in ausdauernder Arbeit die Bahn gebrochen zu haben, das ist ein Verdienst unseres feinsinnigen Kritikers und gelehrten Historikers, welches Zeit und Folgezeit ihm nicht vergessen wird.

Ernst Ziel.

Kauft Rosen!

(Hierzu das Bild S. 761)

Kauft Rosen!
Nur einmal kommt des Lebens Mai.
Und wie ein Hauch ist er vorbei!
Kauft Rosen!

Kauft Rosen!
Ach, wie ein Duft nur ist das Glück.
Du zögerst — einen Augenblick —
Kein Sehnen bringt ihn dir zurück!
Kauft Rosen!

Kauft Rosen!
Ein Duft, ein Hauch! — was bleibt dir nur?
Ein Kuß, ein Schlag — schon steht die Uhr!
Kauft Rosen!

Sie summt es leise vor sich hin, träumerisch die Rosen zu einem Kranze zusammenflechtend. Um sie her brandet, wogt und lärmt das Marktgewühl, an ihr vorüber wälzt sich der Strom der Passanten auf dem Trottoir — kaum hört und sieht sie es. Ihr Blick ist weit hinaus gerichtet auf ein kleines Dorf, fern an der Grenze. Sie sieht sich spielen mit den Knaben und Mädchen ihres Alters auf der Gasse, sie sieht sich im Wald und auf der Heide dem Falter nachjagen und dahinfliegen mit dem Winde um die Wette. Dann wieder hört sie es in stürmender Nacht laut an die Thür klopfen — sie sieht den Vater gefangen fortführen als Schmuggler; und nun kommt es, das Elend! Zwar wird der Vater frei, frei aus Mangel an Beweis. Aber sind Ehre und guter Name, Hab' und Gut nicht doch verloren? Fort müssen sie in die große Stadt, dort das Glück zu versuchen und das tägliche Brot zu erjagen. Zu erjagen! Aber wie! — Die Mutter stirbt, der Vater verdirbt, hilflos und verlassen steht sie auf der Straße. Gute Leute nehmen sich ihrer an. Gute Leute? — Ja, vor den Augen der Menschen, aber daheim! Noch sieht sie das rote, harte Gesicht der Pflegemutter, noch hört sie das rohe Gelächter des Mannes, fühlt die Schläge auf der Backe und auf ihrer Schulter. Aber ist sie nicht klug und gewandt, hat das Unglück sie nicht früh an Selbständigkeit und eigenes Nachdenken gewöhnt? — Sie macht sich frei, sie bietet Rosen und Veilchen aus, später Band und Tand. Wie viel Schmutz, wie viel Jammer, welche Menschen lernt sie kennen! Aber sie schlägt sich durch! Und jetzt, da sie ein kleines Kapital sich hat erübrigen können, um einen Keller zu mieten und einen Blumenhandel im großen anzufangen — jetzt, o Thorheit, jetzt sollte sie noch klagen? Ist nicht das Leben schön? Ist nicht sie selbst noch schön und klug, schöner und klüger als je vorher? — Was kommt — wer weiß es, wen kümmert es! „Eine Rose, mein Herr! — Einen Kuß dazu? Nicht doch!" Sie lacht und leise summt sie weiter:

Kauft Rosen!
Nur einmal kommt des Lebens Mai.
Und wie ein Hauch ist er vorbei!
Kauft Rosen!

L. Th.

Das königliche Lustschloß Pillnitz.

(Hierzu das Bild S. 768)

Deutsche und fremde Touristen, die im Sommer die sächsische Residenz besuchen, werden diese gastliche und an Sehenswürdigkeiten reiche Stadt nicht verlassen, ohne einen der wirklichen Elbdampfer zu besteigen, welche nahe der alten Elbbrücke am Fuße der Brühlschen Terrasse vor Anker liegen und mutig keuchend und pfeifend zu einem Besuch des herrlichen Elbthales einladen. Die „große norddeutsche Tiefebene, bekanntlich nach den Leipziger Kreis umfassend, wird gegen Dresden hin durch die Vorläufer der mitteldeutschen Gebirgszüge allmählich abgegrenzt, und so zeigt sich der größere Teil des Königreichs Sachsen als ein anmutiges Hügelland, welches bei der Hauptstadt die reizendsten Landschaftsbilder darbietet. Hier, in dem nach Böhmen sich hinstreckenden Elbthal, am Ufer des mächtigen Stromes, umgeben von bewaldeten Höhen und schroffen Felsen, liegt Pillnitz, die Sommerresidenz des sächsischen Königshauses und weltberühmt durch seine Reize der Natur und der Kunst. Schon der Weg dahin, der uns einen Kranz von Villen und Gärten, darunter die königliche Villa mit dem Weinberge, dem ehemaligen Körnerschen Weinberg, wo Schiller seinen „Don Carlos" schrieb, und das Dörfchen Blasewitz zeigt, das wohl ohne „Wallensteins Lager" und die „Gustel von Blasewitz" kaum eine Bedeutsamkeit erlangt hätte, bietet eine freundliche Aussicht auf die Weinberge von Loschwitz und Nieder-Poyritz. Seit etwa hundert Jahren bereits gilt Pillnitz als Sommerresidenz des königlichen Hofes und übte auf denselben stets einen so großen Reiz aus, daß schon Prinz Johann die Uebersiedlung des Hofes dahin, die Anfangs Mai erfolgte, als ein freudiges Ereignis schildern konnte. „Sie erfolgte" — sagte der Prinz — „stets nach dem Mittagsmahl, bei welchem die Damen schon im Reisekostüm, dem sogenannten Staubmantel, erscheinen durften."

Pillnitz ist ein alter Adelssitz; zu ihm gehörte in den frühesten Zeiten eine Burg, die wahrscheinlich auf dem Hausberge stand. Seine frühere Geschichte ist unbekannt; nur so viel weiß man, daß es nach und nach die Familien Carlowitz, Ziegler, Loß und Bünau besaßen. Letztere verkaufte es 1693 an den Kurfürsten Johann Georg IV, der es seiner Geliebten, dem Fräulein von Neitschütz, schenkte. Später kam es an die Familie von Einsiedel, bis es 1705 König August der Starke der Gräfin Cosel verlieh, nach deren Fall es wiederum an die königliche Kammer zurückfiel. König August fand zuerst Gefallen an dem Aufenthalt in Pillnitz und erbaute zwei Hauptpavillons in japanischem Geschmack unfern des alten Schlosses, an dessen Seiten später König Friedrich August vier mit den Pavillons verbundene Seitengebäude aufführen ließ, die zwar im italienischen Stil gehalten, jedoch der Symmetrie wegen mit japanischen Dächern bedeckt sind.

Tritt man aus den schönen Alleen in den großen, von drei Seiten mit Gebäuden umgebenen Schloßhof, so ist der Totaleindruck imposant. Die nur einmal überstiegten Schloßgebäude haben zwar zu wenig Höhe für den Raum, den sie einschließen, dennoch imponirt das Ganze und macht einen sehr freundlichen und wohlthuenden Eindruck. Der nördliche Teil des Schlosses, von den regierenden Königen und deren Familien bewohnt, heißt das Bergpalais, der südliche Teil hingegen, der meist von den prinzlichen Familien bewohnt wird, das Wasserpalais. Von diesem führt eine sehr schöne Freitreppe nach der Elbe hinab, wo die reichgeschmückten königlichen Gondeln vor Anker liegen. In dem Hauptgebäude des Schlosses befindet sich der Speisesaal, welcher quadratförmig von einer Kuppel geschlossen wird. Die Decke wird von zwanzig Säulen getragen, die zwar von Holz, jedoch auf Marmorart stafsirt sind. Die Freskogemälde in den vier Ecken und den vier mittleren Tympanen, sowie mehrere Medaillons, welche die Porträts von Mozart, van Dyck, Rafael und anderen enthalten, sind sehr beachtenswert. Der Saal ist übrigens schön dekorirt und das daranstoßende Zimmer, worin der Hof nach aufgehobener Tafel den Kaffee einnimmt, grandios. Der den nördlichen Teil des Schlosses umgebende botanische Garten enthält die reichsten Sammlungen ausländischer Pflanzen. Derselbe wurde von dem König Friedrich August, einem Freunde der Botanik, im vorigen Jahrhundert angelegt und ist später bedeutend vergrößert worden. Von den einzelnen Teilen des auch von dem König Albert und der Königin Carola sehr geliebten Lustschlosses Pillnitz, sowie von dessen meist im französischen Stil gehaltenen großen und imposanten Parkanlagen geben unsere Illustrationen ein anschauliches Bild. — Pillnitz, historisch bekannt durch die im August 1791 daselbst abgeschlossene Konvention und denkwürdig durch zahlreiche Erlasse und Staatsakte der sächsischen Könige, hat als Lieblingsaufenthalt des Königs Johann zugleich eine literarische Bedeutung gewonnen. Denn von hier aus sandte der geniale Danteübersetzer im Juni 1827 die ersten zehn Gesänge der «Divina Commedia» in die Welt, und hier ward auch dieses große Uebersetzungswerk vollendet, welches König Johann — Philalethes — seinem Sohne Albert, dem jetzt regierenden König, mit den Worten dedizirte:

„Wenn meine letzte Stunde längst geschlagen
Und dann dein Blick auf diese Gabe fällt,
Gedenke, daß, was diese Blätter tragen,
Gar manche Lebensstunde mir erhellt,
Du wirst zum Mann, zum Stärken du erstählen,
Dein Ziel nachstreben, das ein Gott dir weist,
O möge dann bei Lockungen und Wider
Dein Geist sich kräftigen an Dantes Geist."

Die Umgebung der Sommerresidenz, besonders gegen Morgen, ist reizend. Die sie umgebenden Berge sind mit Reben bepflanzt, aus deren Mitte sich die freundliche Dorfkirche erhebt. Durch einen prächtigen Weinberg windet sich ein Fahrweg die Höhe hinan zu dem sogenannten Raubschlosse, einer vielbesuchten, künstlich errichteten Burgruine. Von diesem zwar nur 350 Fuß von dem Spiegel der Elbe erhabenen Punkte aus, an dessen Fuß der anmutige Ort mit seinen Gärten am Ufer des sanft dahingleitenden, durch Schiffe belebten Elbstromes liegt, genießt man gegen Norden einen lieblichen Ausblick auf Pirna mit dem Sonnenstein, auf das Lustschloß Sedlitz, einst Augusts des Starken Lieblingsaufenthalt, ferner auf das Bergschloß Weesenstein, Kammergut und Militärschule Struppen, und im Hintergrunde auf die Zschirn-, Lapis- und Pfaffenberge, bis der Blick zuletzt auf Dresden ruhen bleibt. Ist die Fernsicht von der Burgruine aus lieblich zu nennen, so ist dagegen das Panorama von dem ebenfalls nahen, aber zweifach höheren Porsberg aus großartig. Hier breitet sich das felsige Elbhochland, im Volksmund „Sächsische Schweiz" genannt, in seiner ganzen Pracht vor uns aus. Wir sehen gegen Norden die Neustadt-Polenzer und Sebnitzer Höhen samt dem fernen böhmischen Gebirge, und gegen Süden die imposanten Bergkegel Königstein und Lilienstein, hinter denen sich, so weit das Auge reicht, die ferneren sächsischen und böhmischen Landschaften abwechslungsreich entfalten.

Bernhard Jankowitz.

Im Omnibus.

(Hierzu das Bild S. 772)

Die alte gemütliche Postwagenromantik hat aufgehört, doch ist an deren Stelle jetzt die Omnibusromantik getreten; freilich ist diese etwas greller und hat eine schärfere Tonart, entsprechend dem Charakter des Wagens, der eine Großstadterfindung ist. Der weichgepolsterte, in Federn hängende Postwagen protegiert die Idylle, der rasselnde Stadtomnibus in seiner hastigen Fahrt die kecke Novellette, das pikante Abenteuer. Wer zu bestimmten Zeiten mit dem Omnibus fährt, wird stets dieselben Klassen der Bevölkerung darin antreffen: morgens sehr früh Arbeiter, dann Schulkinder, dann Geschäftsleute. Interessanter wird es, wenn er gegen neun Uhr geht, dann birgt das Innere des Wagens den eleganten Commis, den jungen Juristen, die feine Arbeiterin, die junge Frau, welche auf den Markt sich begibt, die kluge Köchin, die Modistin mit Karton und den jungen Arzt, dessen Praxis noch keinen Wagen zu halten gestattet. Oft fahren zu derselben Zeit die gleichen Personen zusammen, und Blicke gehen dann hinüber und herüber, zuerst zerstreut, mechanisch, gedankenlos — dann beginnt der blinde Passagier, der anfangs wie im Winterschlaf befangen mitgefahren, die bunten Schmetterlingsflügel der Phantasie zu entfalten. Man mutmaßt, wer diese, wer jener sein möchte, man stellt sich vor, ahnt, sinnt mit wärmerem Herzensanteile, man interessirt sich gegenseitig und — die Omnibusromantik hat ihre großstädtischen Intriguen und Pointen. In solch ein interessantes Neunuhr-Interieur eines weltstädtischen Omnibusses läßt uns das pikante und geistreiche Bild Delandres, welches wir hier unseren Lesern vorführen, blicken. Es lassen sich da ganz allerliebste Novelletten ablesen.

Reflexionen

von

E. Fahrow.

Nicht die Größe, sondern die Richtung unseres Talents sollen wir erkennen.

•

Den Menschen das verzeihen, was sie nicht thun, das ist das Schwere.

•

Unerforschlich an sich ist nichts; es muß nur erst die richtige Zeit kommen.

•

Die sechs Wochentage sind schon darum notwendig, damit der Sonntag — ein Sonntag sei.

•

In seinen Voraussetzungen den Menschen gegenüber achtungsvoll sein, das ist echte Ritterlichkeit.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Gemütvoll und mit feiner Charakteristik erzählt Marie** Calm in „Bellas Blaubuch" (Stuttgart, Kenz & Co.) die Geschichte einer zahlreichen reichen Frau, die nur um ihrer selbst willen geliebt werden will und leicht mißtrauisch ihres Geldes wegen geworden ist. Ihre Erlebnisse schreibt sie in ihrem Tagebuch, das Blaubuch genannt, nieder. Nachdem die geistvolle, jedoch überempfindsame Frau dem Doktor Randolf einen Korb gegeben, heiratet sie den reichen Baron Ankleiten, der sie liebt und bei welchem es auf ihr Geld nicht abgesehen sein kann; da erfährt sie an dem Hochzeitstage, daß zwischen dem Doktor und dem Baron eine Wette in Bezug auf sie stattgefunden hat; sie mißversteht das rein Humoristische dieses übermütigen Streiches und trennt sich von dem jungen Gatten, bis später sich der Konflikt löst. Die Erfindung ist, wie man sieht, keineswegs neu; wenn trotzdem der kleine Roman namentlich das jüngere Damenpublikum sehr anziehen wird, so liegt dies Geheimnis hauptsächlich in der anmutigen und seelenvollen Ausgestaltung des Stoffes, in dem fesselnden Erzählertalent der Verfasserin, einer Gabe, die der heutigen jungen Schriftstellerwelt ziemlich geringfügig erscheint und doch das erste und wichtigste Erfordernis jedes Romanciers und Novellisten bildet. Das Buch ist zu Geschenken für die jüngere Damenwelt hiemit bestens empfohlen.

— **In einem stattlichen Bande bietet Th. von Bernhardi uns** seine „Reiseerinnerungen aus Spanien" (Berlin, Hertz), eine Reihe von Tagebuchblättern, die der Autor sichtlich mit großer Sorgfalt umgearbeitet, ohne ihnen das Unmittelbare des frisch Geschauten und Erlebten und des absichtslos Wiedergegebenen, was ja das Charakteristikum dieser Art Aufzeichnungen ist, zu benehmen. Dadurch erhält diese Reiseschilderung einen Ton der Frische und etwas ungemein Fesselndes und Objektives; wir blicken sozusagen wie in einen Spiegel, und an uns ziehen Stadt und Land von Spanien vorüber, als würde es uns in einer Camera obscura gezeigt. Zudem ist der Autor ein hochgebildeter Mann, der ein sehr geschultes Auge für Volksleben, Landschaft und Künstlerisches besitzt und ohne Aufwand von viel rhetorischen Mitteln einfach und schlicht, aber deshalb um so wahrer und eindrucksvoller wiedergibt, was er gesehen und erfahren. Die Erinnerungen, aus den Jahren 1868—70 stammend, beginnen mit der Reise von Bordeaux nach Madrid, die Hauptstadt Spaniens wird vortrefflich charakterisiert, und dann führt uns der Autor über Cordova nach Sevilla, Cadiz, Gibraltar, wieder nach Madrid zurück, verlebt den Karneval in der Hauptstadt und durchstreift dann von neuem das Land, berührt Cartagena, Murcia, Valencia, Tarragona, Barcelona, deren Handel und Wandel wir gründlich kennen lernen, und schließt seine Schilderungen mit einem Ausflug nach Portugal, dem sich anschauliche Skizzen von Burgos, Toledo und dem Escurial anfügen. Wir haben in diesem Werk spanisches Land, Volk, Vergangenheit und Gegenwart, Politik, Kunst und Gesellschaft auf der iberischen Halbinsel an der Hand eines scharfsichtigen, hochgebildeten und geistvollen Führers kennen gelernt. Der Ton der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit des Reisenden berührt in diesen Erinnerungen besonders angenehm.

Bildende Künste.

— **Eine hochinteressante Architekturausstellung findet im Brüsseler** Palast der schönen Künste statt. Dieselbe zerfällt in eine retrospektive und in eine zeitgenössische Abteilung; die erstere zählt 472, die letztere 500 Nummern. Die Ausstellung gibt ein übersichtliches Bild über die Entwicklung der Architektur in ganz Belgien; die Pläne aller öffentlichen, kommunalen und privaten Hauptbauten sind sämtlich geordnet. Außerdem haben die Kommunalräte der Städte Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Mecheln, Gent, Tournai und Ypern alle Zeichnungen und Pläne ihrer Hauptsehenswürdigkeiten und neuen Projekte eingesandt. Die Ausstellung ist von der Zentralarchitektengesellschaft Belgiens veranstaltet worden.

— **In der Ruhmeshalle in Berlin wird gegenwärtig die Her**stellung des vierten Wandgemäldes in Angriff genommen, welches die Schlacht bei Waterloo darstellen soll. Die beiden noch freien Felder sind bestimmt, Bilder von der Schlacht bei Leipzig und dem Sturme von Düppel zu geben. Demnächst wird auch die bereits aufgestellte, von C. Büchting modellierte Büste des Generals von Tauentzien enthüllt werden. Damit haben die in der Feldherrnhalle befindlichen Büsten die Zahl fünfzehn erreicht.

— **Auf Veranlassung des Freien deutschen Hochstifts wurde in** Frankfurt a. M. im Hörsaal der Polytechnischen Gesellschaft eine Ausstellung der Werke Ludwig Richters veranstaltet und am 10. Mai eröffnet. Sie umfaßt etwa 600 Nummern und zerfällt in zwei Abteilungen, deren erste die Vervielfältigungen enthält, während die zweite Originalarbeiten bietet. Unter den letzteren befinden sich vier Oelgemälde aus dem Besitz von Richters Schwiegersohn Kretzschmar in Dresden und eine größere Anzahl Aquarelle, welche von der Berliner Nationalgalerie für die Ausstellung überlassen wurden. Von der fruchtbaren Thätigkeit Richters als Illustrator deutscher Volksbücher zeugen die vielen ausgestellten Holzschnitte, und hier zeigt sich seine gemütvolle Darstellung deutschen Lebens, sein liebenswürdiger Humor und die Fülle seiner schöpferischen Gedanken im hellsten Lichte. Da die Ausstellung Werke aus allen Schaffensperioden des Meisters, von den Jugendarbeiten bis zu seiner letzten Zeichnung, umfaßt, so liefert sie in der That ein vollständiges Bild seiner Gesamtentwicklung. Als Beigabe finden sich in ihr noch zwei Büsten Richters (von dem Dresdener Bildhauer Gustav Adolf Kietz) und verschiedene Photographien desselben.

Musik.

— **Der „Grundriß der Technik des Klavierspiels" von L. Ra**mann (Leipzig, Breitkopf & Härtel) charakterisiert sich durch belehrende Gruppierung und Abgrenzung des gesamten Lehrstoffes nach seiner historischen und organischen Entwicklung, durch Einfügung der sogenannten „ungarischen Tonleiter" (der harmonischen Molltonleiter mit übermäßiger Quarte), sowie durch Anwendung des auf unseren wissenschaftlichen, staatlichen Lehranstalten längst in Geltung befindlichen Prinzips, wonach die Absolvierung des gegebenen Stoffes in harmonischer Wechselbeziehung zu einem bestimmten Zeitabschnitt steht. Es ist das beste Zeugnis für die Tüchtigkeit des Werkes, daß es uns seine Entstehung durch Frauenhand in keinem Teile merken läßt. Wir müssen es uns versagen, auf den Inhalt des Werkes an diesem Ort im einzelnen einzugehen, wollen dasselbe aber den Interessenten hiemit empfohlen haben.

Bühne.

— **Die erste Woche des Mai brachte in der „Burg" in Wien** dicht hinter einander zwei Festabende: am 5. nach langer und schwerer Krankheit das erste Auftreten Hartmanns, am Abend darauf die Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums von Frau Anna Kratz. Der Jubel, der Hartmann bei seinem Erscheinen empfing, war über alle Beschreibung. Aber der Verlauf der Vorstellung machte die Freude erst zu einer vollen und ganzen, er zeigte den Schauspieler in seiner alten Frische, im Besitz seiner Mittel, nur etwas schlanker geworden und die Stimme im Klange sonorer, kräftiger, gerundeter. Als Hartmann den Benedikt in „Viel Lärm um Nichts" dort zum erstenmal spielte, fehlte es der Rolle keineswegs an Lebendigkeit, sprudelndem Witz, an all den Eigenschaften, welche in so hervorragender Weise die Vorzüge dieses Schauspielers bilden, die künstlerische Ruhe, die er aber diesmal auf der Bühne entfaltete, die weise Einschränkung, welche er namentlich im Geberdenspiel beobachtete, deuteten auf eine höhere Stufe, die der Schauspieler wieder in seiner künstlerischen Entwicklung erstiegen. Auch die Jubilarin wurde sehr herzlich bewillkommt. Frau Anna Kratz, am Burgtheater jetzt die eigentliche komische Alte, hat in ihrer Jugend erste Operns- und dann Possensoubretten am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und am Karltheater in Wien mit Glück ausgeführt. Von Laube wurde sie für hochkomische Rollen an das Burgtheater engagiert. Sein Kennerblick bewährte sich wie so oft auch in diesem Falle: fünfundzwanzig Jahre hindurch hat sich Frau Kratz beim Burgtheaterpublikum die Beliebtheit erhalten, die sich bei ihrem Jubiläum in glänzender Weise bethätigte. — Der schlechte Mai, der auf den sonnigen April gefolgt ist, kommt den Theatern zu statten. Die Vorstadtbühnen machen brillante Geschäfte. Selbst die schwache Novität, in der Frau Geistinger am Karltheater am 7. Mai zuerst auftrat, eine von Jappert bearbeitete Posse: „Der Suß ihr G'spuß", füllt das Haus. Ebenso geht es im Theater an der Wien mit dem für die Akrobatengesellschaft Hanlon bearbeiteten Stück: „Die Reise in die Schweiz". Die Leute sagen: „So was gehört nicht ins Theater!" aber sie gehen hinein.

— **Am Hoftheater in München kam das Volksschauspiel: „Der** arme Heinrich", welches Hans Pöhnl nach der alten Dichtung Hartmanns von der Aue dramatisch bearbeitet hat, zur ersten Aufführung. Das Stück, das beinahe vier Stunden währte, fand eine sehr freundliche Aufnahme.

— **Von Paul von Schönthan, dem jüngeren Bruder von Franz** von Schönthan, kam im Residenztheater in Berlin eine Novität: „Nummer Nr. 15", Schwank in einem Akt, zur Aufführung. Das Stück ist sehr flott gemacht und geschrieben. Ein Reisender verläßt ein Hotelzimmer, welches von einem andern bezogen wird. Der Abgereiste — ein Calbändler aus Sansibar, mit etwas sehr türkischen Neigungen — wird gesucht, und der auf der Hochzeitsreise begriffene Seifenfabrikant Kremser mit seiner jungen Frau wird gefunden. Das gibt ein pele-mele, aus dem schließlich eine Opernsängerin von der Scala in Mailand als Herrscherin über den Sansibarier hervorgeht. Das Publikum lachte von Anfang bis zu Ende und verließ in heiterster Stimmung das Theater. — Der tüchtige Direktor des genannten, unter ihm wieder beliebt gewordenen Bühne, Anton Anno, hat dann noch einmal einen Lorbeer geholt und zwar mit einem Stück aus seiner eigenen Feder, einem ungemein wirksamen Schwanke: „Die Familie Dörnen", die heute noch ebenso wie vor zwölf Jahren alle Zuschauer in einen wahren Paroxysmus der Lachlust versetzt und jubelnden Beifall erregt. Daß der bescheidene Mann erst jetzt damit wieder hervorkommt, ist ein Beispiel von rühmenswerter Selbstlosigkeit, die ihren Lohn in sich trägt, denn das heitere Stück wird bis zum Schluß der Saison vorhalten. Ein voller Erfolg zum zweitenmal nach zwölf Jahren — das ist auch eines von den Wundern, welche die Glücksgöttin zuweilen ihren Lieblingen bescheert.

— **Wilbrandts „Graf Hammerstein" hat bei seiner Wieder**aufnahme in das Repertoire der Stuttgarter Hofbühne bewiesen, wie ungerechtfertigterweise er von anderen Bühnen verschwunden und welches bedeutenden szenischen Erfolges er noch heute fähig ist. Die Güte der Aufführung, an welcher Bassermann in der Titelrolle und Kathi Frank als Irmgard den Hauptanteil hatten, und innerhalb deren nur die Rolle des Bischofs von Paderborn eine wenig entsprechende Vertretung fand, unterstützte wesentlich den bedeutenden Eindruck des wirkungsvollen Schauspiels.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der Prinz von Wales hat dem Britisch Museum 600 Bände** in chinesischer Sprache geschenkt, die eine Sammlung der Werke bilden, die aus europäischen Sprachen in die des Reiches der Mitte übersetzt worden sind und die im vorigen Jahre von der chinesischen Regierung in South-Kensington ausgestellt worden waren. Die Sammlung enthält außer der Bibel und anderen religiösen Schriften die bedeutendsten wissenschaftlichen Werke, hauptsächlich auf den Gebieten der Geschichte und des Völkerrechts.

— **Die erste Klasse der Pester Akademie der Wissenschaften wird** demnächst über ein interessantes Werk zu urteilen haben; es ist dies die mehrerwähnte, vom Erzherzog Joseph verfaßte „Grammatik der Zigeunersprache". Dasselbe führt den Titel: „Romano csibakero sziklaribe". Das Manuskript des Werkes ist 239 Folioseiten stark und zerfällt in 13 Abschnitte, die folgendermaßen betitelt sind: „Die Buchstaben", „das Zeitwort", „die Nennwörter", „die Adverbien", „das Fürwort", „die Bestimmungswörter", „das Bindewort", „das Empfindungswort", „Zusammenhang der Buchstaben mit denen der indischen Sprache", „Dialektische Abweichungen", „Wortbildungen", „Vergleichendes Wörterbuch". Das ganze Manuskript ist eigenhändig vom Erzherzog geschrieben u. auf das Titelblatt ist ein Stachelschwein mit einem Eichenzweig im Rund gezeichnet.

— **Der Universität Jena ist wiederum eine sehr ansehnliche** Stiftung zugewandt worden. Paul von Ritter zu Basel hat ein Kapital von 300,000 Mark „zur Förderung des Studiums der phylogenetischen Zoologie" in Jena gestiftet, welches Kapital sofort mit 130,000 Mark in den Besitz der Universität übergeht, während die übrigen 170,000 Mark mit dem Tode des Stifters anfällig werden. Der ordentliche Professor der Zoologie hat über die Verwendung der Stiftungsrenten zu verfügen. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß diese Stiftung mit dem fünfundzwanzigjährigen Dozentenjubiläum des Professors Häckel zusammenfällt, da es der Stifter besonders anerkennen wollte, daß in Jena zuerst und energisch die Darwinsche Entwicklungslehre ihre Vertretung gefunden hat.

— **In einer der jüngsten Sitzungen, welche die Pariser medi**zinische Gesellschaft des Pantheon abhielt, machte ein Mitglied dieses Vereins, Dr. Sandras, Mitteilung von einem neuen Verfahren, das er erfunden. Es handelt sich um nichts Geringeres als die Möglichkeit, die menschliche Stimme nach Belieben zu stimmen. Dieser Arzt behauptet, bei Personen, welche die Stimme durch starke Erkältungen dauernd verloren haben, das Organ für eine allerdings kurze Zeit wiedererwecken zu können. Auch ist er erbötig, durch seine Mittel die Stimme gesunder Menschen in Bezug auf Metall, Kraft und Umfang nach Wunsch zu verbessern oder auch zu — verschlechtern. Der Erfinder hat der genannten Gesellschaft eine Reihe von Einatmungsapparaten vorgewiesen, mit welchen man durch einen bis zwölf Atemzüge an der Stimme die Klangfarbe verändern und ihr eine Ausdehnung von 35—36 Tönen verleihen kann. Die Substanzen, welche er einatmen läßt, um diese erstaunlichen Wirkungen herbeizuführen, haben nichts Geheimnisvolles an sich. Eine Verbindung von Eau de Botot, dem bekannten Mundwasser, dehnt das Stimmregister aus, eine Verbindung von Teer macht die Stimme zuerst heiser und läßt sie schließlich ganz erlöschen; Alkohol erzeugt die rauhe und wenig umfangreiche Stimme, welche man an Säufern kennt, aber in sehr wenigen Einatmungen tilgt der Alkohol sofort die Heiserkeit, welche durch Erkältung oder die Inhalation von Teer verursacht wurde. Indem Dr. Sandras die Einatmungsmittel selbst kombiniert oder nacheinander gebrauchen läßt, gelangt er zu verschiedenen Resultaten, welche er beliebig zu steigern vermag: er raubt einer Stimme einige Töne, verleiht diese einer andern, kurz, die menschliche Stimme muß all seinen Launen, so tyrannisch sie auch sein mögen, gehorchen.

— **Ein besonderes Glück im Auffinden von Kometen besitzt** Brooks in Phelps, Nordamerika. Nachdem ihm am 27. April die Auffindung eines kleinen, lichtschwachen Kometen in der Kassiopeia gelungen war, ist ein zweiter neuer Komet am Morgenhimmel im Sternbild des Pegasus am 30. April von ihm entdeckt worden. Dieses Gestirn ist ziemlich hell mit Schweif und ist bereits in Kiel und Bonn konstatiert worden. Dem freien Auge sind beide Kometen zur Zeit nicht sichtbar. Es ist jedoch möglich, daß der zuletzt entdeckte Komet bedeutend heller werden wird.

— **Ueber die Einwirkung des elektrischen Lichts auf die Farben** ergab sich aus neueren Untersuchungen, daß das aus Steinkohlenteer bereitete Alizarinrot die echteste Farbe ist, das heißt daß sie dem Sonnen- wie dem elektrischen Licht am längsten widersteht. Cochenille, Fuchsin und Safraninrot widerstehen dagegen dem elektrischen Lichte nicht. Dieses bleicht alle die Farben auch wie das Sonnenlicht und vielleicht mehr als Leuchtgas; doch entwickelt dieses dabei Gase, die noch schädlicher wirken, weshalb die Elektrizität namentlich in Modewarengeschäften denn doch den Vorzug verdient. Man braucht hier nur dafür Sorge zu tragen, empfindliche Farben dem elektrischen Licht ebensowenig lange auszusetzen wie dem Sonnenlicht. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Sonne eine Farbe fünfmal rascher bleicht als das Bogenlicht. Gas wirkt jedoch noch kräftiger, und es hat bekanntlich die Wandbilder im Pariser Opernhaus in der kurzen Zeit bereits nahezu vollständig zerstört.

— **Japan ist erst kürzlich in die wissenschaftliche Arena ein**getreten, und schon erhebt sich ein Prioritätsstreit zwischen japanischen und europäischen Gelehrten. Kein Geringerer als H. von Helmholtz ist es, der von dem Dozenten zu Tokio, Dr. phil. Dito Kitao, seinem früheren Schüler, angegriffen wird. Der Streit dreht sich um einen optischen Apparat, das Leukoskop, das nach der Angabe des Berliner Privatdozenten Dr. Arthur König von Helmholtz erfunden ist, während Kitao dieses Instrument durch „Verfolgung einer von Helmholtz herrührenden Idee" erfunden haben will. Dr. König veröffentlicht nun im vierten Heft der „Annalen für Chemie und Physik" eine Entgegnung, in der er die Behauptung Kitaos für unrichtig erklärt und darauf hinweist, daß Kitao in seiner Inauguraldissertation 1878 „Zur Farbenlehre" eine unrichtige Beschreibung des Leukoskops gegeben habe, obwohl er damals seiner eigenen Angabe nach bereits seit zwei Jahren mit demselben gearbeitet haben will. Und man sollte doch annehmen, daß wenigstens der Erfinder sein Instrument kennt.

Erfindungen.

— **Die Vorzüglichkeit der deutschen Mikroskope hat längst die** gebührende Anerkennung gefunden. Neuerdings knüpft sich ein großes Interesse an die kurze Bemerkung des Dr. van Heurck, Direktors des botanischen Gartens in Antwerpen, über die neuen Objektive aus der Anstalt von Dr. Karl Zeiß in Jena. Im Jahre 1876 legte Professor Abbé, der Schwiegersohn von Dr. Zeiß, dar, daß man keine beträchtliche Verbesserung der Objektive erwarten dürfe, ehe nicht besseres Material als Kronen- und Flintglas zu Gebote stehe. Von der deutschen Regierung wurden darauf Dr. Zeiß 25,000 Mark zu Versuchen über die Herstellung eines neuen zu Linsen geeigneten Glases überwiesen. Das Ergebnis dieser Versuche hat alle Hoffnungen übertroffen, und die von Zeiß aus dem neuen Glase hergestellten Linsen lassen die besten englischen Linsen weit hinter sich. „Die Bilder," sagt van Heurck, „sind von wunderbarer Schönheit, und das Objektiv hat eine größere auflösende Kraft, als irgend eines der bisherigen ... Bakterien werden wahrscheinlich Einzelheiten des Baues erkennen lassen, welche jetzt völlig unbekannt sind ..." Auch von anderer Seite werden die neuen Objektive höchlichst gelobt.

Industrie.

— **In den Kreisen der Konsumenten ist es stets als ein Fort**schritt von zweifelhaftem Wert angesehen worden, daß die allerdings zeitraubende Rasenbleiche für Garne und Gewebe durch die rasch wirkende, aber den Bestand der Fasern stark angreifende Chlorbleiche ersetzt worden ist. Von Hermite ist nun vorgeschlagen worden, die zu bleichenden Stoffe in eine verdünnte Lösung von Chlormagnesium (d = 1,1224) zu bringen. Durch diese Lösung läßt man einen kräftigen elektrischen Strom gehen und bewegt gleichzeitig die Flüssigkeit lebhaft. Alsdann vollzieht sich der Bleichprozeß in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr vollkommen, ohne daß die Gewebe angegriffen werden oder die Umgebung durch Chlordämpfe belästigt wird. Nach der Vollendung des Prozesses findet sich die Chlormagnesiumlösung wieder in demselben Zustande wie vorher, kann also ohne weiteres von neuem benutzt werden. Das Verfahren wurde zuerst auf der Antwerpener Ausstellung im praktischen Betriebe gezeigt und hat bereits mehrfach in der Technik Eingang gefunden.

Natur.

— **Auf dem k. holländischen Landgute Soestdijk wird für die** Nahrung der Nachtigallen derart gesorgt, daß man an einzelnen Bäumen des Parks Tierlungen und -Lebern aufhängt, die nach einigen Tagen in Verwesung übergehen und eine Masse Würmer erzeugen, welche von den Vögeln gierig gefressen werden. Es ist auf diese Weise gelungen, eine ganze Menge jener Singvögel herbeizulocken.

— **In den sumpfigen Wiesenländereien von Lincolnshire in** England bemerkte man schon seit längerer Zeit einzelne Stellen, die sich durch ihre Unfruchtbarkeit von den anderen abzeichneten, und wußte sich die Ursache dieser Unfruchtbarkeit um so weniger zu erklären, da diese Stellen in ihrer Lage und Höhe sich durchaus nicht von den angrenzenden unterschieden. Jetzt hat man zufällig die Entdeckung gemacht, daß unter diesen immer nur einige Fuß breiten, oft aber ziemlich langen, dürren Streifen oder Stellen immer in geringer Tiefe sich Lagen von versteinertem Holze befinden, und kürzlich eine ganz ungeheuer große versteinerte Tanne gefunden, deren Stamm vollkommen gut erhalten ist. Der Baum ist von einer Größe, wie man sie jetzt nicht mehr bei den Gewächsen seiner Art in jener Gegend findet.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Eine ebenso zweckmäßige wie in ihren Formen elegante** Spargelschüssel bringt das bekannte Geschäft von O. Rohn in Berlin, Leipzigerstraße 58, in den Handel. Der übliche längliche Teller steht in einer vernickelten Schale, deren Doppelboden man mit heißem Wasser füllt, damit der angerichtete Spargel während der erforderlichen Zeit warmgehalten wird. Der Boden des Tellers ist in einigem Abstand mit einer herausnehmbaren, in geschmackvoller Musterung perforierten Platte überdeckt, durch deren Oeffnungen das vom Spargel ablaufende Wasser auf den Boden des Tellers niedertropft, um sich dort zu sammeln. Ein gewölbter, ebenso wie die Abtropfplatte vernickelter Deckel wird auf den Rand der äußern Schale aufgesetzt und überwölbt so das Ganze.

— **Wenn man verwelkte abgeschnittene Blumen mit den etwas** zurückgeschnittenen Stengeln in heißes Wasser taucht, so leben sie wieder auf. Dies ist ein Fingerzeig für die Behandlung kranker Topfpflanzen. Wenn sie noch zu heilen sind, so ist in der That das Begießen mit heißem Wasser oder das öftere Eintauchen der Töpfe in heißes Wasser oft das beste Mittel zu diesem Zweck. Oleander, Granatbäume und andere, die nicht blühen wollen, können dazu gebracht werden, wenn man sie öfter mit heißem Wasser begießt.

— **Für die vom 7. bis 14. Mai 1887 in Dresden stattfindende** internationale Gartenbauausstellung, die erste ihrer Art, sind im ganzen 372 Preisbewerbungen ausgeschrieben und für die allermeisten derselben je drei, für die übrigen je zwei Preise ausgeworfen worden. Die Preise bestehen in Staatspreisen, in größeren und kleineren goldenen und silbernen, sowie in bronzenen Medaillen, welche die Kommission prägen läßt, und in Ehrenzeugnissen. Das Preisgericht wird aus den hervorragendsten in- und ausländischen Vertretern des Gartenbaus und der Botanik bestehen.

Feste und Versammlungen.

— **Am 6. Mai waren 100 Jahre verflossen, seitdem Ludwig** Börne in der Judengasse zu Frankfurt das Licht der Welt erblickte.

Sein Geburtshaus, durch eine Marmortafel kenntlich gemacht, ist im vorigen Jahre mit dem Reste des Frankfurter Ghettos vom Erdboden verschwunden, aber in der Bockenheimer Anlage steht sein Marmordenkmal von Professor Kauperts Hand, und die alte Judengasse ist nunmehr in eine „Börnestraße" umgewandelt. Zur würdigen Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages hatte sich in Frankfurt ein Festausschuß gebildet, welchem Schriftsteller und Politiker verschiedener Richtungen angehörten. Dieser Ausschuß sorgte dafür, daß Börnes Grab in Paris und sein Denkmal geschmückt wurden, und veranstaltete außerdem am Abend eine Gedenkfeier, zu welcher sich ein ebenso zahlreicher wie erlesener Zuhörerkreis zusammenfand. Schauspieler Hermann trug einen von Friedrich Stoltze verfaßten Prolog vor, der warm und dichterisch empfunden war, aber auch mit dichterischer Freiheit Börne, den zur christlichen Kirche Uebergetretenen, als Juden und Befreier des Judentums von alten Schranken feierte. Daneben kennzeichnet er ihn als „einen Geist, die ganze Welt umfassend, den ganzen großen Menschheitsbau, und doch dem Vaterland nicht lassend, an dem sein Herz voll Liebe hing". Und dieser Gedanke bildete auch den Grundton der von Oberlehrer Dr. Veit Valentin gehaltenen Festrede. Nach Dr. Valentin sprach Dr. Schnapper-Arndt über Jeannette Strauß, geborene Wohl, jene Frau, welche auf Börnes schriftstellerisches Schaffen den größten Einfluß ausübte. Ein Festmahl von hundert Gedecken schloß die Feier.

— **In Petersburg finden Vorbesprechungen statt, welche darauf** abzielen, im Herbste dieses Jahres eine Versammlung deutscher und russischer Professoren der Medizin und Chirurgie und praktischer Aerzte in Petersburg oder Moskau zu veranstalten.

Sport.

— **Am zweiten Renntag zu Berlin gewann von Eichels „Little** Lovelock" das Jungfernrennen im Feld von 8 und Graf Bernstorff-Gildensterns die goldene Peitsche mit dem vierjährigen „Zeitig" vor „Bahrmund" und „Thronfolger", während Jahrlonz „Ludwig" das Wäldchenhandicap gegen 6 andere heimtrug. „Konsul" gewann zum xtenmale sein Verkaufsrennen und wechselte den Besitzer, während Spielermanns „Marienbrunner" den Staatspreis dritter Klasse vor „Souvenir" und Tepper-Laskis „Kyrill" die Offenberg-Steeplechase im walk-over einstrich.

— **Das große Berliner Jagdrennen (Charlottenburg) von** 10,000 Mark über 6000 Meter gewann von Jansen-Ckens a. F.-St. „Full Cry" vor „Lady Mildred" und „Vagrant"; 4 andere Pferde angehalten.

— **Der Ehrenpreis des Kaisers und die 1800 Mark in der** großen Steeplechase zu Frankfurt a. M. fielen an Baron Fuchs-Nordhoffs „The Mahdi" vor „Potosi".

— **Bei den Budapester Rennen zeigte plötzlich der vorher mäßig** gelaufene „Hetaire" gute Leistungen, indem er den Derbyrest „Remember" im Match und tags darauf 8 Pferde im Handicap trotz seines Höchstgewichtes schlug. Mit den Cake brachte „Hilda" dem glücklichen Stalle des Grafen Tassilo Festetics neuerdings 10,000 Franken, wozu noch „Gelsach" die Henckel-Memorial-Stakes und den Tauna Christinapreis fügte. Der Tribünenpreis fiel an Szölingers „Matador" und Graf Henckels „Silo Baron" schlug zum zweitenmale die ihr entgegentretenden Zweijährigen.

— **Zwei Enkel des berühmten „Kolo II." aus der Zucht des** Prinzen Solms haben auf den National Field Trials zu Shrewsbury den ersten und zweiten Preis davongetragen.

— **„Amelia C." ist eine brillante kleine Traberstute, die nun** auch den bisher besten Traber in Wien, „Ambr?", überlegen abfertigte.

— **Die Emser Kaiserregatta findet in diesem Jahr am 4. Juli** statt.

— **Der Thames Rowing-Club hat seine Teilnahme an der** Hamburger Regatta bestimmt zugesagt.

Mode.

— **Das neueste in Damenbroschen sind — lebende Käfer.** Die Pariser Soubrette Anne Judic, welche eben aus Amerika nach Paris zurückgekehrt ist, hat aus dem Lande der Yankees eine seltsame Damenmode mitgebracht. Unter den zahlreichen Geschenken, welche die Künstlerin von Kunstfreunden erhielt, befand sich nämlich auch ein lebendes Goldkäferchen, welches in prachtvollen Farben erglänzt und das mittels eines komplizierten Apparates als Brosche benützt werden kann. Das Tierchen nährt sich von Zuckerwasser und kann mehrere Tage ohne Nahrung bleiben. Da diese mexikanische Damenmode bei den Freundinnen der Judic lebhaften Anklang gefunden hat, so dürfte bald ein bedeutender Käferhandel zwischen Mexiko und Frankreich aufblühen.

Denkmäler.

— **Der Beschluß der Frankfurter städtischen Behörden, die** Standbilder der deutschen Kaiser im Kaisersaale des Römers aufzustellen, hat die allerhöchste Genehmigung gefunden und es soll nunmehr sofort der Anfang mit der Aufstellung eines Standbildes des Kaisers Wilhelm gemacht werden. Die Stadtverordneten bewilligten dafür 25,000 Mark und erklärten sich mit dem Vorschlage des Magistrats einverstanden, die Ausführung des Kunstwerks dem Frankfurter Bildhauer Professor Kaupert zu übertragen. Das Standbild soll den Kaiser im Krönungsornate darstellen und an die Mitte der einen Längswand kommen; es wird in carrarischem Marmor ausgeführt werden und eine Höhe von zwei Meter erhalten.

— **Die Aufstellung der Reiterfigur König Friedrich Wilhelm IV.** auf der Freitreppe der Nationalgalerie in Berlin ist trotz außerordentlicher Schwierigkeiten glücklich von statten gegangen. Besonders beteiligt waren dabei Professor Calandrelli, Bildgießer Gladenbeck und Bauinspektor Schulz. Die Rüstungen und Hebevorrichtungen hatte Zimmermeister Schulz gestellt. Das Emporwinden der mächtigen Statue, die ein Gewicht von 180 Zentner hat, erforderte einen Zeitraum von zwei Stunden, abgesehen von den Vorbereitungen, und geschah unter der Leitung des Zimmermeisters Peters. Die Enthüllung des Denkmals ist vorläufig auf den 10. Juni festgesetzt.

— **Das erste Scheffeldenkmal wird in Thüringen, und zwar in** Ilmenau errichtet. Hier hat Scheffel öfters Sommeraufenthalt genommen. Er gründete mit seinem Freunde, Oberamtsrichter Schwanitz daselbst, zur Gabelbachgesellschaft, „die Gemeinde Gabelbach" genannt. Diese beabsichtigt am Gabelberg auf einem reizend gelegenen Waldplatz, „Scheffelplatz" genannt, eine fünf Meter hohe Pyramide zu errichten, die aus aufeinander geschichteten Gebirgsblöcken gebildet werden, und in ihrem obersten Granitblock das aus Bronzeguß herzustellende Reliefbild Scheffels enthalten soll.

— **Zur Preisbewerbung um das Denkmal, das zur Erinnerung** an die Schlacht bei Sempach vor 500 Jahren errichtet werden soll, waren 30 Modelle eingegangen, von denen 6 auf die engere Wahl kamen. Die Jury hat dem Entwurf mit dem Motto: „Ohne Kampf kein Sieg", den ersten Preis zuerkannt. Der Entwurf stellt eine Säule dar, auf kräftigem Unterbau stehend, mit einem Löwen gekrönt, welcher den Schweizerschild in seiner Pranke hält. Als Autoren ergaben sich die Berner Architekten Hirsbrunner & Baumgart. Den zweiten Preis erhielt der Architekt A. Romang in Frohburg, den dritten der Züricher Architekt W. Fierz und eine ehrenvolle Anerkennung der Bildhauer E. Schnebeli in Zürich.

— **Die monumentale Gedenktafel, welche der Laibacher deutsche** Turnverein am Geburtshause Anastasius Grüns oder richtiger, da dieses Gebäude zu verfallen liegt, an der an dasselbe anstoßenden und dazu gehörigen Mauer am Deutschen Platz anbringen läßt, wird am 3. Juni enthüllt werden. Sie wird unter dem von einem Lorbeerkranz umgebenen bronzenen Porträtmedaillon des Dichters die Worte enthalten: „Anastasius Grün, Graf Anton Alex. Auersperg, geb. hier im Hause der deutschen Ritterordens-Commende am 11. April 1806, gestorben in Graz am 10. September 1876."

Gestorben.

— Andreas Wilhelm von Wittdorf, bekannter baltischer Dichter, 73 Jahre alt, am 27. April, in Wenden (Livland).

— Hermann Georg von Gegerfelt, einer der angesehensten Juristen Schwedens, 68 Jahre alt, am 30. April, in Jönköping.

— Karl Eduard Kramer, naher Freund Robert Blums und einflußreicher Führer der liberalen Bewegung in Sachsen in den Jahren 1848 und 1849, 69 Jahre alt, am 30. April, in Reudnitz bei Leipzig.

— Manuel Dominguez, der Veteran der spanischen Stierfechter, 63 Jahre alt, Ende April, in Sevilla.

— Ferdinand von Pfister, früher kurhessischer Major, Verfasser einer Anzahl kulturhistorischer und geographischer Werke, 66 Jahre alt, am 1. Mai, in Wehlheiden bei Kassel.

— Hermann Sallmayer, ehemals Schauspieler, bekannt als Schriftsteller, 64 Jahre alt, am 3. Mai, in Wien.

— Wilhelm Leopold Seyffert, Kanzleirat a. D., bekannt durch sein gemeinnütziges Wirken, 81 Jahre alt, am 4. Mai, in Dresden.

— Joseph Albert, k. bayrischer und kais. russischer Hofphotograph, Erfinder des nach ihm „Albertotypie" benannten Lichtdruckverfahrens, 61 Jahre alt, am 5. Mai, in München.

— Gustav Kuntz, Generalleutnant a. D., 78 Jahre alt, am 5. Mai, in Karlsruhe.

— Dr. Ernst von Stockmar, der ältere Sohn des als Staatsmann und vertrauter Ratgeber des Prinzen Albert und der Königin Viktoria bekannten Freiherrn von Stockmar, auch als Schriftsteller thätig gewesen, am 6. Mai, in Berlin.

— Legrand du Saulle, berühmter französischer Irrenarzt, 56 Jahre alt, am 6. Mai, in Paris.

— Salmon, französischer Contreadmiral, 62 Jahre alt, am 6. Mai, in Cherbourg.

— Joseph von Scheiger, einer der verdienstvollsten Archäologen und Topographen Oesterreichs, 85 Jahre alt, am 7. Mai, in Graz.

— Joh. von Rödelein, Präsident des Oberlandesgerichts in Nürnberg, am 8. Mai, in Nürnberg.

— Lorenz von Düfflipp, früher Hofsekretär des Königs von Bayern, 66 Jahre alt, am 9. Mai, in München.

— Joseph Zeleny, Porträt- und Historienmaler, 63 Jahre alt, Anfangs Mai, in Brünn.

— Conrad Busken Huet, einer der besten holländischen Schriftsteller, 59 Jahre alt, Anfangs Mai, in Paris.

Juni 1886.

Abends bei Dunkelwerden steht am Westhimmel das Sternbild des großen Löwen, mitten in demselben der Planet Mars und links der Jupiter, jener an seinem roten, dieser an seinem intensiv weißen Licht zu erkennen. Saturn geht beinahe zugleich mit der Sonne unter. Venus ist Morgenstern, sie geht morgens 2 Uhr auf.

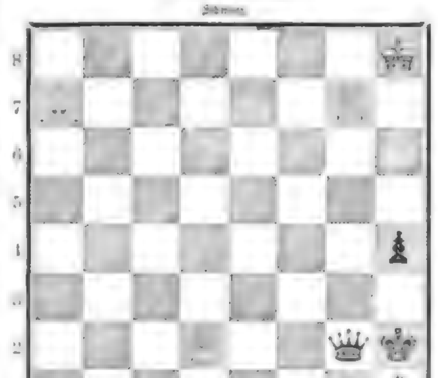
Am Osthimmel erscheint abends das große Dreieck Wega, Deneb und Atair in Leyer, Schwan und Adler, das zur Orientierung dient. Die zwei Kometen Fabry und Barnard sind nun nur noch auf der südlichen Halbkugel sichtbar, sie wurden von scharfen Augen ohne Fernrohr gesehen, aus einer glänzenden Erscheinung, wie man anfangs des Jahres hoffte, ist aber nichts geworden. Es scheint, daß sie aus einem Stoffe bestehen, der zur Lichtentwicklung nicht befähigt ist, also wahrscheinlich aus fester Masse.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 374.

Von W. A. Shinkman.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 370:

Weiß.	Schwarz.
1) K. D 1 — D 2	1) B 4 — B 3 †.
2) C 2 — C 3 Matt.	
A)	
1)	1) F 4 n. E 3 † oder — F 3.
2) T. H 3 n. E 3 oder — H 4 Matt.	
B)	
1)	1) S. D 6 — F 5 oder — E 5.
2) S. E 6 — C 5 oder D 4 — D 3 Matt.	
C)	
1)	1) L. A 4 n. C 6 oder — B 5.
2) C 2 — C 4 Matt. — Andere Varianten leicht oder entsprechend.	

Schachbriefwechsel.

Mr. Em. Fr. à Lyon. Nro. 361 et 364 sont justes. Votre solution de Nro 362 n'est pas juste, car si vous jouez 1) T. F 4 — H 4, les noirs répondent C. F 5 n. H 4 et si 2) C. D 8 — F 4 †, soit F. H 7 — D 3.

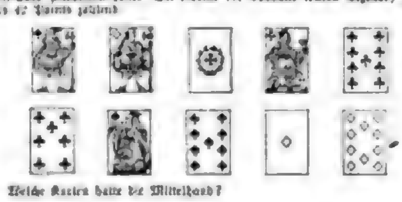
Schachfreunde in Budapest (Café Lesbau). Ueber Match Steinitz-Zukertort siehe vorher. Eine kurze Erläuterung der Prinzipien der Problemkomposition enthält die „Sammlung leichterer Schachaufgaben". Verlag von Ph. Reclam in Leipzig. Erster Teil. Preis 40 ₰. — Nro. 361—364 R. — Stolper Schachklub. Das e in dem erwähnten Namen ist nur ein Verlängerungszeichen. In Frankreich schrieb man früher z. B. [illegible]. H. B. in Berlin. Nro. 365 R. Bitte, Nro. 364 genauer zu prüfen. 1) S. F 7 — E 5 führt nicht zum Ziel. — W. K. in Graz. Nro. 363 R. — C. Z. in Dresden. Nro. 365 R. — M. u. H. in Jablonowo. Nro. 366 R.

(Redigirt von Ed. at Carta.)

Aufgabe Nro. 17.

Skat.

Vorhand spielt Treff-Solo und verliert mit Schneider, im Skat liegt kein Point, während Mittelhand mit 42 Points in allen vier Farben in der Hand Treff-Solo gewonnen hätte. Die Karten der Vorhand waren folgende, gleichfalls 42 Points zählend:



Welche Karten hatte die Mittelhand?

Auflösung der Aufgabe Nro. 15:

Skat.

Mittelhand hat den Alten, Treff-As, Zehn; Pique-Sieben blank; Coeur-Zehn und Acht, und Carreau-Dame, Neun, Acht, Sieben.

Spielbriefwechsel.

Dr. G. in H. Wir haben geglaubt, die Einladung, dem Komite für einen Skatkongreß beizutreten, ablehnen zu müssen, da der projektierte Kongreß es anstrebt, ein Skatreglement von einer Anzahl mehr oder minder unbekannter Leute — denn wer könnte mit einem Anschein von Recht zurückgewiesen werden — vereinbaren zu lassen. Wir sind prinzipielle Gegner eines derartigen Planes. Der Skat ist und wird stets ein Spiel sein, ein Spiel, das zwar an der Spitze der Unterhaltungsspiele steht, weil es dem denkenden Kopfe auch gegenüber der Ungunst des Glücks die denkbar höchsten Chancen bietet, aber immerhin ein Glücksspiel, das mit dem Schein der Wissenschaftlichkeit zu betreiben, wie das Whistspiel, schlechthin unmöglich ist. Skat wird deshalb auch immer und überall, ohne Rücksicht auf irgendwo erlassene Reglements, von den einzelnen Kreisen nach ihrer hergebrachten Weise gespielt werden; es fehlt die Instanz, um eine Einheitlichkeit durchzuführen, da Skatklubs anders als zur Förderung der Geselligkeit zum Spiel nicht existieren, und eine Skatzeitung kaum von einem unter tausend Spielern gelesen werden würde, am allerwenigsten aber um Belehrung zu empfangen. Dazu kommt weiter, daß der Skat ein noch viel zu junges Spiel ist, als daß nicht diejenigen, welche seine Regeln festzulegen sich unterfangen, Gebote lieben. Ein junges, frisch pulsierendes Leben, das in sich selbst Kraft genug besitzt, um alles Regelnde auszustoßen, der Erstarrung zu überliefern. Der Skat hat in der relativ kurzen Zeit seines Bestehens Wandlungen durchgemacht und erlebt, die zum Teil allgemeine Anerkennung fanden, zum Teil aber wieder verschwunden sind oder verschwinden werden. Wir erinnern nur an die allmähliche Abschaffung der Frage, die Einführung des Tournée, die Einführung der Jungen im Null, den Revolutions-Null u. s. w. Das kraftvolle Leben durch ein starres Reglement zu unterbinden, halten wir für ebenso aussichtslos als gefährlich. Endlich aber dürfte wohl die Frage aufzuwerfen sein, welche Grundlage man dem neuen Reglement zu geben beabsichtige. Will der Kongreß den sogenannten Altenburger, d. h. den Schafkopfskat, speziell den Altenburger Skat mit seiner Frage ohne Grand und Null u. s. w. als den Skat proklamieren? Fast möchte man das in Anbetracht der Verhältnisse vermuten, obgleich damit über den Bereich von Sachsen und Thüringen hinaus sicher kein Erfolg zu erzielen ist. Und wenn nicht, wenn eine andere Grundlage in Aussicht genommen wird, welche denn? Welcher Skat soll dann der Skat werden, der die Regel zu bilden berufen ist? Würden die Thüringer der erdrückenden Majorität der Spieler im übrigen Deutschland zuliebe die Frage und die deutschen Karten fallen lassen und Null und Grand und Tournee einführen? — Hätte der Kongreß lediglich Unterhaltungszwecke, wie sie bei einem Kartenspiele doch am nächsten liegen, hätte er z. B. nur guten Spielern Gelegenheit bieten wollen, ihresgleichen zu finden, so wäre zwar seine Ueberflüssigkeit noch nicht bewiesen, man könnte aber eine Teilnahme daran billigen; da der geplante Kongreß jedoch andere Ziele anstrebt, ja sogar prätendiert, ein nationales Unternehmen zu sein, so glauben wir mindestens jede Förderung desselben ablehnen zu müssen.

Karl Fliegner in Berlin. Vor kurzem erst machte uns Herr Dr. Tyrone in Breslau auf eine nicht ganz klare Frage aufmerksam und schrieb uns darüber folgendes: „Wenn zu drei Spielern, welche schon eine Zeit lang gespielt haben und auf a, b, und c stehen, ein vierter hinzukommt, der mit dem Durchschnitt, d. h. $\frac{a+b+c}{3}$ eintritt, so erfährt der am niedrigsten stehende einen neuen Nachteil und der am höchsten stehende gewinnt mehr als vorher. Richtig ist es nur, wenn die Zahlen a, b, c, auf $\frac{3}{4}a$, $\frac{3}{4}b$ und $\frac{3}{4}c$ reduziert werden und der vierte nunmehr mit dem Durchschnitt $\frac{a+b+c}{4}$ eintritt." — Wir machen Sie noch darauf aufmerksam, daß nicht nur der höchste und niedrigste, sondern jeder mehr gewinnt resp. mehr verliert, der über, resp. unter dem falsch angenommenen Durchschnitt steht. Von der Richtigkeit können Sie sich auch ohne Buchstabenrechnung leicht überzeugen. Wenn z. B. die Rechnung stände A — 120, B + 180, C — 60, so gewinnt bei der Abrechnung A + 120, B + 300 und

Digitized by Google

C verliert — 420. Träte nun bei dem gleichen Stande D hinzu und zwar mit dem Durchschnitt (120 + 180 = 300 — 60 = 240 : 3 = 80) 80, so wäre bei seitheriger Abrechnung das Ergebnis daß A + 160, B + 400 gewinnt und C — 560 verliert, obgleich D mit + 0 ganz richtig leer ausgeht, also C verliert mehr. A und B gewinnen mehr als vorher und sehr zu Unrecht. Reduzieren Sie aber das Protokoll bei dem Eintritt des vierten in der Weise, daß Sie jedem ein Viertel abrechnen, also für A + 120, B + 180, C — 560, setzen A + 90, B + 135, C — 45 und D nun mit dem Durchschnitt (90 + 135 = 225 — 45 = 180 : 3 = 60) + 60 eintreten lassen, so ergibt die jeweilige Abrechnung der reduzierten Zahlen unter Einrechnung von D + 60 genau dasselbe Resultat, wie die der nicht reduzierten ohne D, d. h. A gewinnt + 120, B + 300, C verliert — 420 und D steht + 0. Um also die richtige Durchschnittsziffer für einen eintretenden vierten Mann zu ermitteln, muß man stets zunächst die Zahlen der drei Spieler um den vierten Teil herabsetzen, und dann entweder den dritten Teil der Summe der reduzierten oder den vierten Teil der Summe der ursprünglichen Zahlen berechnen und das als Durchschnitt dem vierten, Plus resp. Minus, anschreiben.

A. W. in Gießen. 1) Paßt Hinterhand, so kann sie keinen Anspruch mehr darauf machen, nachträglich ein Spiel anzusagen; hat sie einen Grand in der Hand, welcher den Null ouvert in Vorhand überbietet, paßt aber, wenn Vorhand Grand annimmt, so ist es ihre eigene Schuld, daß Vorhand spielt, sie hat eben nicht weit genug gereizt. 2) Wenn kein Null ouvert in Frage kommt, ist Grand mit Zweien und Grand ohne Zweien gleichwertig, das Recht der Vorhand entscheidet darüber, wer spielt.

Doktor in Antwerpen. Weder im Skat noch in einem andern Spiele dürfen sich die Gegner des Spielers über ihre Karten in irgend einer Weise verständigen.

Alfred Winkhaus. Existiert unseres Wissens nicht.

Hpt. Kast. Der Spieler hat Schneider gewonnen; er darf unbedingt seine Karten offen legen, sobald er mehr als 60 hat und einen weiteren Stich nicht machen kann, die Points im Skat können ihm dadurch nicht verloren gehen.

O. G. in Kaufbeuren. Ramsch zählt auch im Gelsskat 10 Points, für jede Jungfer 5 Points mehr. Jungfer ist, wer keinen Stich gemacht hat.

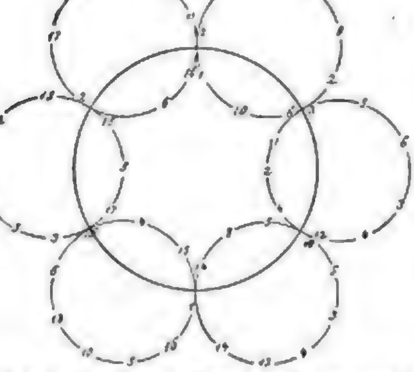
A. L. F. 1) Im Ramsch ist ein Gewinn überhaupt unmöglich; wer die meisten Points hat, verliert, und zwar, wenn er sämtliche Stiche macht, gleichviel, ob angesagt oder nicht, mit zwei Jungfern, also 20 Points. 2) Um aus dem Schneider zu kommen, muß der Spieler mindestens 31 Points haben, um zu gewinnen mindestens 61, und um Schneider zu gewinnen mindestens 91.

G. Schade. Aufgabe Nro. 10 ist nie zu verlieren, wenn nicht Mittelhand den Fehler begeht, Coeur-As zu ziehen.

Richtige Lösungen sandten ein: Rudolf E. in Paris (2). G. Schade in H. Gust. Schadler. Jakob Becker in H (3). W. H. H. in Utrecht. Hauptm. v. Bülow. Stammtisch bei W. in St. (2). Dr. E. in H. (2). C. H. in Breslau. Wöhlmann in Reval. P. Kammerer in T. A. F. in Leipzig. A. L. Schlesinger. H. Wang in B. G. T. in L. Rob. Weber. H. Kraditsch in G.

Kreisdrehzahlenrätsel.

Vorstehend geben wir eine Vervollständigung und Berichtigung der in Nro. 31 mitgeteilten Aufgabe, deren Text wir hiermit wiederholen.



Werden in dieser Figur die Außenkreise um ihre Mittelpunkte so gedreht, daß an den Berührungspunkten zweier Nachbarkreise die gleichen Ziffern erscheinen, so ergeben diese Ziffern, mit den entsprechenden Buchstaben vertauscht und im Sinne der Zeiger einer Uhr gelesen, auf der Peripherie des innern Kreises den Namen eines großen Theologen, und auf den Peripherien der Außenkreise den Namen eines europäischen Staates, die Bezeichnung eines politischen Verhältnisses, den Namen eines russischen Admirals, eines Frauennamen, den Namen eines ungarischen Magnaten, den Namen eines europäischen Staates.

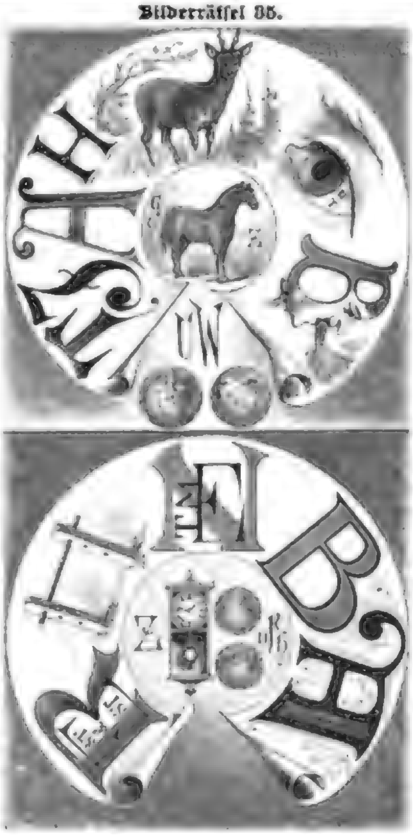
Rätsel.

Zwei Zeichen bilden nur mein Wesen,
Du kannst mich vor- und rückwärts lesen.
Vom zweiten find'st du dann zwei,
Und von dem ersten Zeichen drei.
Gib acht, daß du mich möglichst erblicken,
Schon bin ich, fast in allen Stücken,
Dein Auge wird mich selten schau'n,
Doch will ich gerne dich erbau'n
Durch mein erfrischend, kräftig Singen,
Erschallend ohne Geldes Klingen.
Kannst mich auch ehren als Prophet,
Also hat mich das Volk erhöht.
Doch das Verborgen meiner Kinder
Gefällt den Splitterrichtern minder;
Man nennt mich faul, betrügerisch,
Heimtückisch, ja, gar mörderisch!
Ich Armer, ich bin arg verpönt,
Weil man die Großen mit mir höhnt.
Willst du den Namen mein nur lallen,
Gleich bist du harter Straf' verfallen.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 787:

Nerma, Morna, Nera, Aron, Mars, Amor, Oran, Mera, Rom.

Bilderrätsel 85.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 787:

Hirsch, Gäul! (helfe die a wenig), 's ist a miserabel liederlicher Bürinalweg und nu(n) muß 's a no regne.

Gräfin H. C. in Penzing. Der Gedanke, welcher dem Gedicht „Die Wolke" zu Grunde liegt, ist recht hübsch, aber viel zu breit ausgesponnen. „Die weiße Rose" ist ein wenig trivial; formal genügen beide nicht. Für den angedeuteten Zweck würde übrigens ein Abdruck auch keinen Nutzen gebracht haben.

Oldpinter. Viel zu lang. In der „Dichterhalle" werden Sie das Opus am leichtesten unterbringen.

C. Kib. in Wiesbaden. Sie haben vielleicht vergessen, unter „nicht geeignet" nachzusehen. Wir haben in Ihren Einsendungen wenig Talent gefunden.

Rabola. Sie wollen eine strenge Kritik? Wenn wir die Wahrheit hier sagen wollten, würde sie bitter sein, wie fast immer die Wahrheit.

Ed. G. in Lautschin. „Du wallst in wachem Traume dein Bild, dein Bild mit ja", „Was lebseliger Worte je sprach ein Menschenmund" — das wollen Sie doch wohl nicht als Ergebnis ausgeben? — Dichterisch weder der Form noch dem Inhalt nach besonders ansprechend.

Eine der vielen Elsen in Rußland. Eran, Schale des Lebens; Helm, Buchhändler Linden und Jerusalem; Karlsruhe, Elisabeth; Sophie Verena. Aus der Pension! Gibt es bei Ihnen denn keine Buchhandlungen, die Sie um Rat angehen können?

M. A. 67. Sie sind offenbar noch sehr jung! Wenn das Leben Sie gehörig durchgeschüttelt und Schmerz und Freude stärker an Ihr Herz klopften, haben Sie der Welt vielleicht noch einmal Besseres und Interessanteres zu sagen.

Postabonnentin A. Das Oelfarbendruckbild „Wolf und Lamm" können Sie durch die Post nicht beziehen, weil derartige Bestellungen auf Kunstblätter nicht angenommen. Senden Sie deshalb den Betrag von M 1. 50 (Vorzugspreis für Abonnenten unseres Journals) an unsere Verlagshandlung franko ein, diese wird Ihnen dann das Blatt sofort durch die Post übermitteln.

Alter Abonnent in B. Sie werden mit einer Eingabe bei jeder fremden Regierung wenig erreichen, ob sie deutsch, portugiesisch oder französisch abgefaßt ist. — Tragen Sie Ihr Anliegen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin schriftlich vor, dann wird dieses — in der ihm obliegenden Fürsorge für die Interessen preußischer Staatsangehöriger — dem deutschen Gesandten in Lissabon Auftrag zur Vertretung Ihrer Sache bei der portugiesischen Regierung erteilen. Das ist der einzig richtige und Erfolg versprechende Weg.

Kleines schwarzäugiges Röschen. 1) Gewiß nicht; das wäre ja auch zu grausam. Schönheit, so hoch sie zu schätzen ist, bleibt doch ein glänzendes Aushängeschild, an dem man sich, wenn der Gehalt ihm nicht entspricht, mit der Zeit müde sieht. Ist aber der letztere liebenswert, so wird er ohne die bestechende Außenseite zwar nicht so leicht entdeckt und gewürdigt, wenn aber einmal erkannt, nicht selten nur um so höher geschätzt. 2) Damit befassen wir uns nicht. 3) Nein.

Karoline H. in München. „In der Waldkapelle" für „Romanbibliothek" angenommen.

H. W. L. Nicht geeignet.

Seufzer aus Pommerland. Wir wollen sehen, ob sich von den Rätseln das eine oder andere gelegentlich verwenden läßt.

O. E. E. in Carlowitz. Ueber diese praktisch noch wenig erprobte Heizungsart besitzen wir keine Erfahrung.

Karl H. in Colmar. Der Stahlstich „Die ersten Flüchtlinge", Pendant zu „Die Verlassene auf dem Tanzboden", ist noch zu haben.

J. L. in Stralsund. 1) Vermögen wir nicht ausfindig zu machen. 2) Durch Herrn von der Hude-Stackhorn in Baden-Baden. 3) Sprach- und Fremdenlehrer F. Bettig, Stuttgart, Hauptstätterstraße 110 (M 5–10).

J. M. Auskunft darüber erteilt das Standesamt.

F. Bl. in Leitmeritz. Sie haben recht! Nach Skizzen von W. gezeichnet von W.!

Frau Sch. in Bl. Vergleichen Sie die Briefmappennotiz Seite 716 unter „Irene in Exo". Von einem Abonnenten wird uns mitgeteilt, daß Herm. Krüsin in Plauen, Voigtland, einen besondern Leim für Glasdeckel fabriziert und die chemische Fabrik Müller in Hannover zum Kleben von Glasdeckeln Wasserglas-Zubereitung verwendet.

Lora in Mainz. Es gibt kein unbedingt wirksames Mittel, um die Kornsiten zu vertreiben. Am besten hat sich bisher noch immer Chrysanthemum bewährt, den man auf den von den Insekten gewöhnlich genommenen Weg streut.

„Neue Abonnentin". Das Ostiensische Gedicht „Marilla" finden Sie im Jahrgang 1859 der „Deutschen Romanbibliothek". Sie können diesen Jahrgang auf sehr wohlfeile Weise erwerben, denn er ist jetzt im Preise ermäßigt und kostet broschiert nur noch 3 Mark. Ihre Bestellung richten Sie am besten an die Buchhandlung, durch welche Sie „Ueber Land und Meer" beziehen.

Dr. A. G. in R. „Lateinische Unterrichtsbriefe" (nach Toussaint-Langenscheidtscher Methode), G. L. Werner'sche, Leipzig.

F. W. in Avignon. Außer durch die Sonne bleicht man Wachs auch durch Einwirkung von Chlor; das letztere Mittel ist indes in den Händen von Laien sehr gefährlich.

O. R. in Köln. Schiebe-Odermann, Die kaufmännische Korrespondenz in englischer und französischer Sprache.

Mahrenia in Hamburg. In Betreff der Spitzen empfehlen wir Ihnen, sich an die Verbände der Gewerbevereine in Berlin und München zu wenden. — Thonwarenfabrik von March in Charlottenburg bei Berlin.

K. T. in Schwerin. Boston, C. B. Schoenhof, Musik- u. Antiquariatsbuchhandlung; Chicago, G. Lindorff, deutsche Buch-, Kunst- u. Schreibmaterialienhandlung; Cincinnati, M. u. R. Burgheim, deutsche Buch-, Kunst- u. Papierhandlung; St. Louis, C. Witter, Buch- u. Schreibmaterialienhandlung; New-York, E. Kohl, deutsche Buchhandlung; Philadelphia, Schaefer & Koradi, deutsche Buch- und Verlagshandlung. — „Wäre es" ist besser als „es wäre"; schön ist indes keines nicht.

Klara A. in Canow. Sie finden Ihre Frage auf Seite 737 unter „Langjähriger Abonnent in Gaskow" bereits beantwortet.

Prof. A. Sch. in Koburg. Marienstift, Crisstraße, München; Gumpenbergstift, Karlstraße, ebendaselbst; Mathildenstift, Mathildenstraße, ebendaselbst.

Emil W. in Lpd. Saratow ist eine Kreisstadt in Rußland im Gouvernement Woronesch, am Einfluß der Arschewka in den Don. Es gibt auch Kirchen der Gläubigen griechisch-katholischer Konfession dort, ob es aber Kommunalbetreute gibt, können wir nicht sagen.

Franz A. in Stähl. Jeder bedeutendere Photograph wird Ihnen mitteilen können, wo Sie von Ihrem Orte aus zunächst und am besten das Gewünschte erhalten.

Eugenie aus dem Junglernlande. Von einem etwas erhöhten Standpunkt aus reicht der Blick eines normalen Auges auf dem Meere an einem hellen, wolkenlosen Tage ca. fünf deutsche Meilen weit.

Käthe Tr. Sind die Farben eingebrannt, so können sie nicht mehr entfernt werden; sind sie bloß äußerlich aufgetragen, so verschwinden sie nach und nach durch Reiben mit Alkohol. Zum Reinigen der Zähne ist nur die Schlemmkreide zu empfehlen.

Ella und Ida R. in Troplitz; Karl Merz in München; M. K. in F; Karl Schläder in Bartfeld; Langjährige Abonnentin in Finland; Adolf Lippold in Leipzig; Hugo Platz in Kaukehmen; Johann Peterlen in Oberdreiten; Emmerich Halbauer in Neupest; Karl Dohlhof in Geldern; Karl Weißkopf in Berlin; Hermann St. in Ahrweiler; M. Schaffenberg in Pinneberg; J. O Heger in Leipzig; Peter Cslowsky in Stuttgart; Julius Wanisch in Schwerin; H. Pletz in Brandenburg; Otto Lindemann in F; Louis Schwarz in Berlin; Karl Schwanecke in Chemnitz; Persona in F; Jos. Hannemann in Lübeck, wiewohlen zu viel Neural; „True friend" H. E. in Berlin; J. R. in Kronach; J. Sachs in F; Clar in U.; Comtesse Alexandrine auf Schloß N.; H. Moskau in G. St.; L. Dieterich in Oschlshausen; W. R. in München; Treue Abonnentin in München; W. Swegl in Triest; Margaretenblume in Berlin; Theresien-Klub in Bielitz-Biala; C. W. in Dresden; Eine alte Jungfer in F; J. Ellernacke in Berlin; A. Kamp in Wilhelmswalde; C. G. in St.; H. Artus in Ruhe; M. G. in Kreuznach; Günther in Angerau; Abonnentin in Karlsbad; Karl Schmitz in Köln. Adolf Ket in Heiligenwalde; G. Seuffert in Hildesheim; Carola Eugenie in F; Käth in Dresden; Cantlaber in Ruppin; A. L. in M.; L. R. in Sch.; Georg Ferrari in Portigmont; H. Beltz in Neckarbischofsheim; Julius Pfortlein in Hamburg; G. Wahmuth aus Poerna. Unter den von den Herren rauchen eingesandten Aufgaben befindet sich manch hübsches, mit Fleiß und Geschmack zusammengestelltes Material, auf das wir nur bei dem großen Ueberflusse an Rätselaufgaben wegen verzichten; zum Teil sind — was Rätselsprünge anbelangt — die zur Verwendung gekommenen Verse allzu bekannt und daher die Lösung zu leicht gemacht.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Cammerer in Altona i. W. Prechen Ochs in Colmar (3). Alexander Gobel in Pyrmont. Fanny Alexmann in Wien (3). Ottilie Schwarze in F. Lorle Gut in Barmen. Xaver Oberhofer in Wesseburg. „Die Drei bei Bartholomy" in Deutsch-Otb. Helene Schmidt in Breslau. Helene Wehrert in Kopenhagen (2). A. Hummel in Auerem. Alexander Schlesinger in St. Petersburg (wir haben ganz recht, es gibt verschiedene Lösungen). Alfred Kreit in Schmalkalden. Rudolf Gehm in Vevis. J. Johnstor in Hanau. Bruno Goldammer in Georgsmalde. A. Römming in Göttingen. Viktoria Pirk in Prag. (Bei dem Rechenexempel müssen, laut Aufgabe, je drei Diagonalziffern auch wieder 33 ergeben.) „Der änigmatische Klub Wien" auf Reisen.

Gesundheitspflege.

F. Fischer. Wenn Sie zur Beseitigung des Bandwurms ein Granatwurzeldecoct oder überhaupt eine „Medizin" nicht vertragen können, so raten wir zum Gebrauch des Extractum filicis maris (Farnkrautwurzel-Extrakt) und zwar am besten in Kapseln, von denen jede 6 Decigramm des Extrakts enthält; es werden davon morgens nüchtern 12 Kapseln genommen und dieselben am besten gleichzeitig mit dem Kaffee hinuntergetrunken. Neben der Vorkur kann am Nachmittag vor dem Kurtage noch irgend ein Abführmittel (zum Beispiel Ricinusöl) genommen werden. Am Kurtage selbst darf erst ca. eine Stunde nach dem Kaffee etwas Weißbrot genossen werden.

Abonnent O. F. in Magdeburg. Eine treue Abonnentin in Nürnberg. Das Kummerfeldsche Wasser, sowie die Ichthyolseife sind wohl in jeder Apotheke zu haben. Das erstere wird so angewendet, daß abends die betreffenden Stellen damit abgewaschen werden, ohne daß man dieselben hernach abtrocknet, erst am andern Morgen wird der feine Niederschlag trocken abgewaschen.

Martin Zimmerer. Da es sich hier möglicherweise um eine Erkrankung des Kehlkopfes, beziehungsweise der Stimmbänder handeln kann, so halten wir eine baldige Untersuchung für notwendig.

J. B., Referendar. 1) Gegen das Rotwerden läßt sich nichts machen. 2) Diese beiden Jahre kann man im gewöhnlichen Leben als Grenzen ansehen, Ausnahmen kommen ja vor.

Kleiner, dicker Backfisch. 1) u. 2) Zur Beseitigung dieser beiden Eigenschaften können wir Ihnen kein Mittel angeben. 3) Gegen Mitesser bewähren sich das Kummerfeldsche Wasser oder Ichthyolseife. 4) Englische Schlemmkreide ist als Zahnpulver nicht schädlich.

Alc. Reidl. in Mannheim. Zur Besprechung hier nicht geeignet. Jeder gewissenhafte Arzt wird den entsprechenden Rat erteilen können.

Ein langjähriger Abonnent am Plattensee. Der Saft, welcher bei im Frühjahr abgeschnittenen Reben entquillt, ist zwar dem Auge unschädlich, wird aber nichts gegen Sommersprossen helfen.

Abonnent in Deli. Bei Frostbeulen ist die Petersalbe von L. Tillenberger in Offenbach a. M. von sehr guter Wirkung.

Max L. in Hohendorf bei Wien. Wozu in die Ferne schweifen? Wenden Sie sich doch an Professor Billroth in Wien.

E. H. Lodz in Polen. Ein sicheres Mittel gegen Sommersprossen gibt es nicht. Wenn Sie übrigens etwas versuchen wollen, so reiben Sie die betreffenden Partien abends mit einer Auflösung von 10 Gramm Borax in 150 Gramm Rosenwasser ein, lassen dieselbe eintrocknen und waschen den Niederschlag am andern Morgen trocken wieder ab.

Neunzehnjähriger Backfisch in G. Trotz der unbegrenzten Furcht vor Aerzten empfehlen wir Ihnen doch, sich an einen solchen zu wenden; nur so viel können wir Ihnen hier andeuten, Regelung der Oeffnung ist Hauptsache.

Dr. Sohm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Verlobungstag, Novelle von E. Junker. — Vom französischen Turnier, Stimmungen und Situationen von M. Valden. — Zu Joseph Victor von Scheffels Gedächtnis, Bericht von Johannes Proelß. — Japanische Skizzen, von Rud. Herbert, IV. Der Schauspieler. — Ein Tag in Valencia, von C. Wilhelm. — Das große Reitfest in Stuttgart, von O. Baisch. — Auf Irrwegen, Novelle von Kurt von Walfeld. Fortsetzung. — Julian Schmidt, von Ernst Ziel. — Rossi Rosen, von J. St. — Das kaiserliche russische Palais, von Reinhold Jaskowsky. — Im Omnibus. — Aphorismen, von E. Jensen. — Notizblätter. — Literatur. — Schach. — Rätselschule. — Rätsel: Kreisdrehzahlenrätsel; Rätsel; Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 787, Bilderrätsel 85; Auflösung des Bilderrätsels Seite 787. — Briefmappe.
Illustrationen: Rossi Rosen, nach einem Gemälde von Kurz Meyer. — Ansichten von Schloß Pillnitz, nach photographischen Aufnahmen von Ernst Conning in Dresden-Neustadt. — Ein Hof oder Patio in Valencia, nach einem Gemälde von J. Agrasot. — Das große Reitfest in Stuttgart, sechs Bilder. — Julian Schmidt. — Im Omnibus, Gemälde von Delander. — Wiener Damenschützen, nach photographischen Aufnahmen.

Ankündigungen

Die Zeile gespaltene Nonpareillezeile M. 1.80.

Offene Anfrage

Briefmarken. 150 Stück 1 M. ALLE verschieden! Liste gratis. Briefmarken. H. Wiering, Hamburg. 650 Stück 2 M.

Buchführung

Wien, I., Wollzeile 11

Methode der bewährten Buchführung

Correspondenz

Fachkurse

„Wir kennen keine Seifen, Lufterfrischer und Toilettebalsame, die mehr Werth und Reiz hervorbringen als ...“ Dr. Damm, Bilderbuch-Verlag, Hannover.

Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Photographien werden retournirt. Prospekte frei. Atelier Isolani von C. Nowak, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Patente besorgt u. verwerthet in allen Ländern Alfred Lorentz, Berlin.

Ueberallhin gratis und franco per 2 Mark. Illustrirte Monatsschrift. Stuttgart, Rotebühlstrasse 20.

Echte Briefmarken in grosser Auswahl. Preisverzeichniss gratis. Briefmarken-Sammlungen (2000 Stück verschiedene Marken) 35 Pf. Neuer 1 Morgan 15 Pf., 1 Bulgarien 20 Pf., 10 Brasilien 30 Pf., 10 Japan 50 Pf. alle verschieden. Porto extra. Selbstkäufer in grosser Auswahl. Paul Lietzow, Berlin SW., Unter den Linden 51 (gegr. 1864).

Preisgekrönte ZITHERN eigener Fabrik, mit Patent-Stimmwirbeln, mit Lehrbuch und Selbstunterricht. Beste Zitherseiten auf Seide und Metall. Preiscourant gratis. Josef Thumhart, Mürchen. Firma: Xaver Thumhart.

Harmonika-Fabrik. Gegründet 1831. Nur prima Qualität. Pittrich & Co., Klingenthal i. S.

Gustav Hammer, Stuttgart. Velocipede & Art. Zubehör en Detail.

Frauz Josef Bitterquelle „Wirkt ausnahmslos rasch, zuverlässig und schmerzlos.“ Prof. Dr. Scanzoni-Würzburg. „Vielfach und stets mit sicherem und genügendem Erfolge angewendet.“ Prof. Dr. Gerhardt-Berlin. Depots überall. Die Direktion Gabarek.

Neue Privat-Telephon-Anlage für nur 100 Mk., kann von jeder Stelle, Haus-Telegraphen-Anlage in wenig Minuten hergestellt, Conversation kaperlich als Fernsprech-Amt, Prospekt gr. Hermann Kunzemann, Berlin SW.

Scheiben-Büchsen,

Kautschukstempel von Mäurer & Thieme, Berlin S., Ritterstraße 10. gratis und franco.

Silos Patentirte Bodenentleerungen. Elevatoren Bandtransportöfen. G. Luther, Buch.-Fab. Braunschweig.

Ofen-Malerei. Für Interesse für Damen Vater u. Töchterchen und erhalten zur bevorstehenden alter und neuer Oefen. Versende Auswahl.

Dank, tausend Dank! Ihr herrliches Pferdehaarfarbe; mein Haar ist wieder ganz schön braun geworden, alle meine Bekannten sind erstaunt darüber. Ich empfehle Ihr Mittel jedem, der es noch nicht kennt. A. M. Richter & Co., Hannover.

Stickmaschinenfabrik. EDUARD DUBIED & Cie. Couvet, Schweiz. Gegründet 1807.

Papierlaternen Lampions & Lampenschirme. Illustrirte Preisliste gratis. Gebrüder Bing, Nürnberg.

Patente! für Erfindungen **Patente!** Gutachten über Patentfähigkeit und Verwerthung von Erfindungen. Ad. Ehrlich, Ingenieur & Patentanwalt, Berlin.

Nur 15 Mark — Nur 15 Mark

Nr. 1. **Rementoir-Cylinder,** Präzisions-Ankerhemmung, Werkunterschalen (Silberstahl), Rückseite polirt, 1 Stein, gut reparirt und regulirt (abgezogen). M. 15.—

Grosses Lager aller Sorten **TASCHENUHREN** in Preise von M. 15.— bis M. 1500.

Unsern ungemein reichhaltigen Special-Katalog über 3670 Uhren, Uhrketten, Medaillons, Krawattennadeln, Broches, Armbänder, Colliers etc. etc. versenden wir gratis und franco.

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH,** Kgl. Sächs. Hoflieferanten **Leipzig-Plagwitz.**

Nebelbilder-Apparate und Erforderniss für öffentliche Schaustellungen, wie zur Unterhaltung in Familien — **Edisons Phonograph,** neu verbessert, spricht laut, singt, pfeift etc. Export-Institut von **A. Bruse in Hamburg.** Täglich 6—10 Mark Nutzen. Muster-Album, Zeichnungen (2 Sorten) 3 Mark.

„Cäsar und Minka, weltberühmte Hunde-Gruppe. Preisliste gratis. Zacharias, Provinz Sachsen.

Grab- und Gartenfiguren in der Imitation des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Form und Farbe, unter Garantie größerer Wetterbeständigkeit.

Figuren von M. 12.— an, Vasen von M. 7.— an.

Villeroy & Boch, Terracottafabrik, **Mettlach a. Saar.** Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht. Fabriklager: Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart. Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

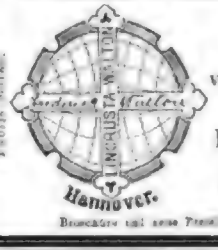
Bei 1000 M. Gehalt suche tüchtige Dame zum Kaffee-Verkauf in Privatkreisen an Private. Offerten unter Chiffre: Wilh. Volckmann, Hamburg.

Medizinische Seifen v. Apotheker Max Funke, Einhorn-Apotheke Prag. Neuerfundene Ichthyol-Seife gegen Gesichtsröthe, Nasenröthe, Jucken etc. Zu haben in allen Apotheken.

Ichthyol-Seife,

Glisey-Kautschuk Gummiwaaren aller Art. Specialität: Gummi-Unterlagen für Bettstellen, Matratzen, Sitzkissen, Wasserbetten, Gummi-Schläuche, Gummi-Ringe, Gummi-Platten, Gummi-Tücher, Gummi-Schürzen, Gummi-Handschuhe, Gummi-Strümpfe, Gummi-Stiefel, Gummi-Schuhe, Gummi-Artikel für Chirurgie, Gummi-Artikel für Toilette, Gummi-Artikel für Sport, Gummi-Artikel für Technik, Gummi-Artikel für Haushalt, Gummi-Artikel für Landwirthschaft, Gummi-Artikel für Bergbau, Gummi-Artikel für Industrie, Gummi-Artikel für Militär, Gummi-Artikel für Marine, Gummi-Artikel für Luftschiffahrt, Gummi-Artikel für Eisenbahn, Gummi-Artikel für Post, Gummi-Artikel für Telegraphie, Gummi-Artikel für Telephonie, Gummi-Artikel für Photographie, Gummi-Artikel für Medizin, Gummi-Artikel für Chirurgie, Gummi-Artikel für Toilette, Gummi-Artikel für Sport, Gummi-Artikel für Technik, Gummi-Artikel für Haushalt, Gummi-Artikel für Landwirthschaft, Gummi-Artikel für Bergbau, Gummi-Artikel für Industrie, Gummi-Artikel für Militär, Gummi-Artikel für Marine, Gummi-Artikel für Luftschiffahrt, Gummi-Artikel für Eisenbahn, Gummi-Artikel für Post, Gummi-Artikel für Telegraphie, Gummi-Artikel für Telephonie, Gummi-Artikel für Photographie, Gummi-Artikel für Medizin.

Linerusta-Walton, Patent-Relief-Tapeten Das Beste, Feinste und Dauerhafteste als Wandbekleidung. 13 Preismedaillen, die höchsten Auszeichnungen auf allen Ausstellungen.



Waschbar und gesund. Billiger als Ledertapete. Sockel und Friese zum Linerusta als täuschende Holzimitation. Vorräthig in allen grösseren Tapetenhandlungen. **Fredk. Walton** Fabrik in Hannover Hauptbureau: Schädehausstrasse No. 3. Durch verbesserte Fabrikeinrichtungen im Preise ermässigt. Broschüre mit neuen Preislisten auf Verlangen gratis und franco.

PATENT GASMOTOR geräuschlos, 1 bis 50 Pferde, bis 75 % Gripparmie gegen andere Motore. Präzisions-Motoren für elektrische Betriebe. Einfachster und solidester Motor. Vorzügl. Referenzen. Agenten gesucht. **C. Beissel & Cie., Ehrenfeld.**

OSCAR SPERLING, LEIPZIG Deutschlands erstes, einzige Fabrik zur Herstellung von Alphabeten u. Zahlen massiven Kautschuk-Typen mit Hartgummi-Fuss

als bestes Druckmaterial zum Zusammenstellen massiver Worte und ganzer Sätze, zur Selbstanfertigung von Wäschemarkirungen Liniaturen, Adressen, Preislisten, kl. Circularien etc. Hierbei wichtig und vortheilhaft für Behörden, Comptoirs, Apotheken, industrielle Etablissements etc.

Gebr. Stollwerck, Köln. 29 Medaillen. 26 Ehrendiplome. Cacao & Chocoladen, Dr. Michaelis' Eichel-Cacao. Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Traganthwaren u. konservirte Früchte. Chines. Thees, japan. Waren.

Weinbereitung Erwerbs-Katalog gratis u. franco. Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Heckner & Co., Braunschweig, Spezialfabrik für Holzbearbeitungs-Maschinen,

Reiniger, Gebbert & Schall in Erlangen, New-York, Stuttgart. Apparate und Instrumente

Englische Tüll-Gardinen direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. ohne Zwischenhändler. Pilz & Kohl, Auerbach i. S.

Über Land und Meer.

№ 36.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Der Verlobungstag.

Novelle
von
E. Juncker.

(Fortsetzung.)

Die Schritte der Fortgehenden waren kaum verklungen, als die junge Frau einen tiefen Seufzer ausstieß und sich mit einem Ausdruck des Ekels schüttelte.

„O, die Abscheuliche!“ murmelte sie. „Zuletzt habe ich's doch markirt, daß ich ihre Komödie durchschaue. Ins Unwürdige darf selbst die Höflichkeit nicht gehen.“

Die Oberforstmeisterin wickelte inzwischen ihr Strickzeug zusammen, warf es in ein Körbchen und steckte ihre Brille in ein Futteral. Ihre Bewegungen waren dabei ungewöhnlich energisch und ebenso war es auch ihre Stimme, als sie jetzt sagte: „Weißt Du, Kind, ich habe mein Lebtag in der Gesellschaft nur drei Arten von Frauen kennen gelernt und sie trotz ihrer individuellen Verschiedenheiten immer in diese Hauptkategorien unterbringen können. Die erste, Gott sei Dank, spärlichste, bilden die Katzen, die zweite, weit verbreitete, die Tanten, und die dritte die Damen. Deine Frau von Eppstein verrät in jedem Wort, jeder Bewegung, jedem Blick die Katze.“

„O ja, ja, da hast Du recht,“ erwiderte Klara, indem sie heftig im Zimmer auf und ab schritt und ihre rechte Hand ballte. „Sie soll auch niemals mehr die Schwelle dieses Hauses überschreiten, und noch heute werde ich mit Heinrich sprechen und ihm die Augen über diese meine soi-disant Freundin öffnen.“

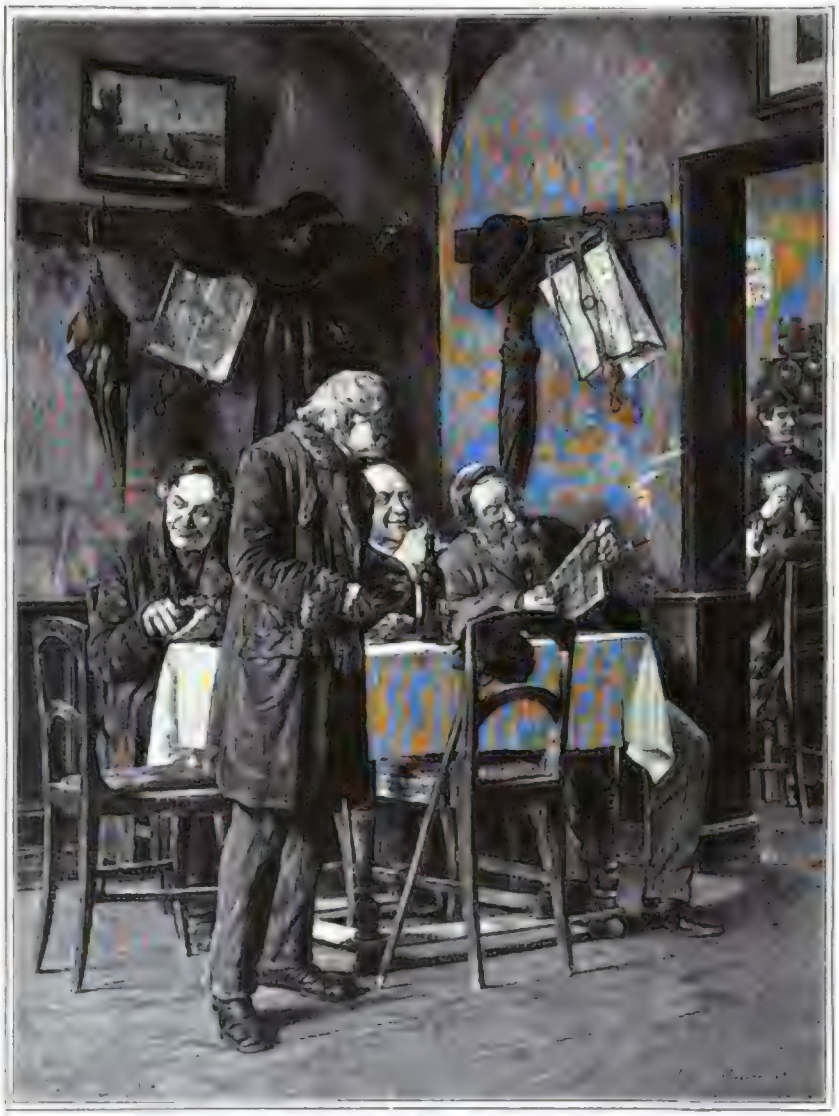
„Dann würdest Du mir damit den Beweis liefern, daß Du zu den Tanten gehörst,“ bemerkte die alte Dame und faltete ihre immer noch schönen Hände in einander. Die junge Frau stutzte und blieb plötzlich vor dem Tische stehen.

„Wie meinst Du das, Großmama?“

„O, ich dächte, das wäre leicht zu verstehen, mein Kind. Die Tanten bilden den konservativen, aber etwas beschränkten Teil unserer Frauenwelt. In der Regel besitzen sie keine eigene Meinung, sondern beten die ihres Mannes nach, loben blindlings die Menschen, die er lobt, verwerfen das Buch, welches er zu tadeln geruht, und schwören mit Röthchen: ‚Es ist die liebe Sonne! Doch nicht die Sonne, wenn Du's anders willst.‘ Wohlverstanden, diese gemütvollen Weiberchen thun das nur so lange, als ihre verbrieften Rechte streng erfüllt werden. Wehe, wenn der unglückliche Mann die Bemerkung macht, daß es Stunden gibt, in denen man nicht ein Echo, sondern eine eigene Stimme hören will, wenn er das Bedürfnis empfindet, mit anregenden, geistvollen Frauen zu verkehren, denn fortan hat er die Hölle im Hause.“

„Aber das ist doch nicht mein Fall!“ rief Klara erregt. „Diese Jenny übersehe ich doch zehnmal, nur daß ich ihre kleinen Mittelchen, ihre Komödiantenmanieren verschmähe.“

„Wie? Irre ich mich denn, mein Kind, sagtest Du nicht, daß Du Deinem Mann eine Scene machen und Frau von Eppstein Dein Haus verbieten wolltest?“



Honoratiorenstädchen. Nach einem Gemälde von A. Müller.

Digitized by Google

„Gewiß, Großmama, doch was beweist denn das?“

Ueber die aristokratischen Züge der alten Dame flog ein überlegenes Lächeln, als sie, ihre Enkeltochter scharf anblickend, erwiderte:

„Es beweist, daß Du das Zeug zu einem sentimentalen Bürgermädchen, aber nicht das zu einer Dame hast! So lange ich so glücklich war, mit Deinem Großvater vermählt zu sein, hat er mich immer als die Krone seines Hauses estimirt, aber ich würde mir diese Stellung für alle Zeiten verscherzt haben, wenn ich geschmacklos genug gewesen wäre, meine Eifersucht auf die kleinen Katzen zu verraten, deren es zu allen Zeiten gegeben hat, gibt und geben wird.“

Klara wandte sich unmutig ab und begann wieder heftig im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ein Sturm schien durch ihr Inneres zu brausen, den sie vergeblich zu meistern suchte, denn ihre Brust atmete schwer und dann und wann glitten abgebrochene Worte über ihre Lippen.

„Ja,“ sagte sie, „der Schiffer hat gut reden, der geborgen im ruhigen Hafen liegt und auf das Schiff blickt, das auf offener See mit Wind und Wellen ringt! — Weder Du noch er haben es je gewußt, wie ich ihn vergötterte, und das ist ja eben mein Unglück und daran gehe ich zu Grunde . . . Ja, zuerst da war es anders, da hat er mich wohl auch lieb gehabt, aber dann kam die ernste Lebensarbeit und dann die bunte Welt und unsere kinderlose Ehe! — Gott, Gott,“ rief sie, machte plötzlich Halt und fuhr mit beiden Händen an die Schläfen, „ich habe ja Tag für Tag meine Schätze hinschwinden sehen, habe sie gezählt und bewacht wie ein Geizigr und kann mich nicht länger verblenden, daß ich bald ganz arm sein werde!“

„Klara, Klara, besinne Dich, was Du sagst,“ ertönte die ernste, mahnende Stimme der Großmama. Aber die junge Frau schüttelte nur heftig den Kopf und trat wieder näher an den Tisch heran.

„Laß mich doch nur einmal sprechen,“ sagte sie, „es sprengt mir ja sonst die Brust! Wochenlang erwarte ich schon mit Bangigkeit und Jubel diesen unsern ächten Verlobungstag, wochenlang habe ich ihn in meinen Träumen als etwas Frommes, Seliges erblickt, und nun? Nicht nur, daß Heinrich gar nicht daran gedacht hat, nicht nur, daß er, wie schon so oft, einen Ball meiner Gesellschaft vorzieht, nein, auch den giftigen Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit muß er mir ins Herz pflanzen! Denn Du kannst es glauben, Großmama, es war zwischen beiden eine abgekartete Sache, sich heute bei Mollwitz zu treffen, und Jenny kam nur, um ihn an sein Versprechen zu mahnen, sich an meiner Qual zu weiden und —“

„Halt!“ unterbrach sie die alte Frau mit starker Stimme; „kein Wort mehr, verblendetes Kind! Das ist ja ein hübsches Häufchen Höllenkohlen, das Du da in der Brust herumträgst und mit Deinen Bitterkeiten, Deinem schmachvollen Argwohn schürst.“

Klara aber umschlang ihre Schulter und beugte das heiße Gesicht zu ihr herab.

„Großmama,“ flüsterte sie, „vielleicht gehe ich zu weit, aber Du ahnst ja nicht, warum es gerade heute so unsagbar traurig für mich ist; doch Du sollst es wissen, denn einem Menschen auf der Welt muß man sich rückhaltlos vertrauen können, und darum —“

Sie kam nicht weiter, denn die alte Frau stand plötzlich hoch aufgerichtet vor ihr, hatte ihre beiden Hände ergriffen und blickte sie streng an.

„Nichts hast Du mir zu vertrauen, Klara, gar nichts,“ sagte sie. „Mit jedem Worte verräthst Du ein Heiligtum der Liebe, mit jedem Seufzer profanirst Du Deine Ehe! Ei, ei, ei, glaubst Du bei einer so alten Frau wie ich noch Glück zu machen, wenn Du la femme mécomprise, la femme abandonnée spielst? Muß ich es Dir noch sagen, daß ich in solchen Ehekrisen beinahe immer den Männern recht gebe und von vornherein annehme, daß die Frau jene hätte rechtzeitig beschwören können? Mißverstehe mich nicht, ich spreche von rechten Männern, wie der Deine einer ist, und nicht von Schurken.“

„Du bist hart, Großmama,“ murmelte die junge Frau und suchte ihre Hände zu befreien, „das aber habe ich nicht verdient.“

„Hart, Klara, hart gegen mein einziges Enkelkind, das mir als letzter Sproß von drei blühenden Töchtern verblieben ist? Nun, lassen wir das auf sich beruhen, setze Dich nur vorläufig 'mal ruhig auf diesen niedrigen Stuhl, lehne Deinen Kopf an meine Kniee und, wenn es Dir eine Erleichterung ist, dann weine Dich aus, wie Du es als kleines Mädchen thatest, wenn Dir etwas Schlimmes zugestoßen war.“

„Ich bin kein Kind mehr, Großmama, und ich weine auch darum nicht.“

„Nicht? Nun, um so besser für Deine Augen und Dein hübsches Lärvchen; nichts entstellt mehr als gerötete Lider und eine rote Nasenspitze. Aber nun Scherz beiseite! Töchting, Töchting, wer wird dergleichen Dinge so falsch auffassen und so tragisch nehmen?“

„Großmama, wie kannst Du das beurteilen, wenn Du mich gar nicht hörst,“ sagte Klara, indem sie sich aufzurichten versuchte. Die alte Frau jedoch drückte ihren Kopf mit einer ebenso sanften wie festen Bewegung gegen ihre Kniee und erwiderte:

„Nein, ich will und darf nichts von Dir hören, darauf hat nur ein Mensch ein Recht; aber Du mußt es Dir schon gefallen lassen, von mir einmal gründlich ins Gebet genommen zu werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Du Dich über meine altmodische Weise aufhältst. Sage einmal, sind Dir die zehn Gebote Schleiermachers an edle Frauen je vor Augen gekommen?“

„Niemals!“

„So, hm, ich dachte mir es wohl. Der Zug der heutigen Zeit befaßt sich nur gern mit den Rechten, selten aber mit den Pflichten der Frauen. Jene kennen sie par coeur, diese vergessen sie leicht, wenn sie sie nicht gar verspotten. Wärest Du ein echtes Kind Deiner Zeit, ganz ohne Sentimentalität und Illusionen, könnte ich mir das eine Gebot ersparen; da dem aber nicht so ist, magst Du es hören. Es lautet:

„‚Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels vom Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasirten, sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmereien der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.‘“

Klara zuckte unwillkürlich ein wenig zusammen, aber die alte Frau beachtete es nicht, sondern ließ ihre Hand liebkosend über das aschblonde Haar gleiten und fuhr fort:

„Das Gebot ist so einfach und selbstverständlich, daß es weder eines ‚Was ist das?‘ noch einer sonstigen Erklärung bedarf. Mir, das kann ich Dir versichern, hat es im Leben ausgezeichnete Dienste geleistet, denn ich hatte einen unglücklichen Hang mit in die Ehe gebracht, mir meinen Mann nach dem Ideal eines Helden zu konstruiren, und es sind Jahre hingegangen, bis ich ihn wie eine Realität betrachten lernte. Lieber Gott, woran sollte der Aermste nicht alles denken, welche Rücksichten nehmen und beständig auf der Höhe der Situation sein. Lange Zeit ließ es Dein Großvater auch so hingehen und stellte sich blind und taub gegen meine versteckten und offenen Angriffe. Als ich's aber 'mal gar zu arg machte, schlug er mir die angeführte Stelle auf und sagte: ‚Liebe Luise, das ganze Leben besteht aus Kompromissen. Als ich das erstemal die Entdeckung machte, daß Dein zierlicher krauser Scheitel sich nicht von Natur in diese gleichmäßigen Wellen legt, sondern alle Abend auf zwei häßliche Spieße gewickelt wird, welche noch den ganzen Morgen Dein hübsches Gesicht wie ein paar Hörner umstarren, hatte auch ich eine empfindliche Enttäuschung. Mit etwas Geduld und Ueberwindung sehe ich aber jetzt Dein liebliches Gesicht trotz der beiden Bratspieße und wollte Dich bitten, auch Deinerseits zu versuchen, meine wahre Physiognomie von den entstellenden Zufälligkeiten loszulösen.‘“

„O Großmama, welch eine Lehre!“ rief die junge Frau und richtete sich aus ihrer anlehnenden Stellung auf. „Die gräßlichen Nadeln hast Du doch von da ab nie mehr getragen?“

Das feine alte Gesicht nahm einen Ausdruck an, welcher es merkwürdig verschönte.

„Nie mehr,“ sagte sie, „und auch das, was mein Mann von mir wünschte, gelang mir bald. Doch nicht von mir, mein Kind, haben wir heute zu sprechen, sondern von Dir, und darum gehe ich gleich zu dem andern Gebot über, das da lautet: ‚Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken!‘“

Mit einem Satz war Klara aufgesprungen und stand mit erglühendem Gesicht der alten Frau gegenüber.

„Das ist ja gerade mein Fall!“ rief sie. „Das Wort spricht für mich wie kein anderes. Hieße es denn nicht falsches Zeugnis für Heinrich ablegen, wenn ich heute schwiege. Würde ich nicht seine Barbarei beschönigen, wenn ich ihm nicht offen meine Meinung über Jenny und seine Handlungsweise sagte? Eine bessere Unterstützung konntest Du mir ja nicht geben, als gerade mit diesem Gebot, und das darfst Du auch nicht leugnen. Warum lächelst Du nur wieder so überlegen, Großmama? O, wenn ich die Miene an Dir sehe, dann fühle ich mich schon immer verloren.“ Und mit einer unmutigen Geberde wandte sie sich ab und begann wieder mit ineinander verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder zu schreiten.

Eine minutenlange Pause entstand, dann sagte die alte Dame in sanftem Ton:

„Ich lächelte nur, mein Kind, weil auch Du es wie die Mehrzahl der Menschen machst, die objektive Wahrheit gleitet an ihnen spurlos ab, sie sind unempfindlich dagegen. Sobald sie aber für ihren persönlichen Fall paßt, dann fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie proklamiren dieselbe als eine absolute Wahrheit.“

„Diesmal verstehe ich Dich wirklich nicht,“ erwiderte Klara, ohne ihre Promenade zu unterbrechen.

„So lange nicht Du, sondern nur andere Menschen unter den kleinen Barbareien Deines Mannes litten, hast Du ruhig darüber hinweggesehen, bist nicht wider ihn aufgetreten, wenn er die jungen Leute, die bei euch im Hause verkehren, zuweilen in schroffer, spöttischer Weise behandelte, hast sogar seine absprechende, hochfahrende Art immer zu beschönigen gesucht. Nun aber, wo es an das eigene zarte Herzchen geht, ist es ganz etwas anderes!“

Klara blieb plötzlich wie angewurzelt stehen, ihre Arme lösten sich und sanken schlaff an ihrem Leibe herunter.

„Großmama,“ sagte sie mit leiser Stimme, „Du bist grausam, unnachsichtig, aber Du hast auch diesmal wieder recht. Mein Gott, was Du da sagst, habe ich selbst oft genug gefühlt und mir vorgeworfen, aber ich war stets zu feige, gegen Heinrich aufzutreten. Ich fürchtete seinen feinen, geistvollen Spott, dem ich nicht gewachsen bin, ja, in der letzten Zeit fürchtete ich sogar, die Kluft, die sich zwischen uns aufgethan hat, dadurch noch mehr zu erweitern.“

„Aber, Kind, Kind, wenn mir das ein kleines, schüchternes Pensionsmädchen, eine Durchschnittsfrau sagte, dann ließe ich es gelten. Du jedoch, mit Deiner natürlichen Anmut, Deiner Schlagfertigkeit, Deinem Esprit —“

„Bist wehr- und waffenlos, wo Du liebst,“ ergänzte die junge Frau, indem sie auf das Tabouret niederkniete und ihre Arme um die Taille der Großmama legte. „Siehst Du, nun kennst Du mein Geheimnis, das Dir vielleicht manches erklärt. All mein bißchen Witz, jeder gute Einfall, mit dem ich mich vor anderen Leuten schmücke, erlischt vor seiner geistigen Ueberlegenheit, und das funkelnde Glühwürmchen wird in seiner Hand ein unscheinbares dunkles Käferchen. Das ist so gewesen, das ist so geblieben alle die langen Jahre hindurch, und ich bin fest überzeugt, daß gewisse Eigenschaften meines Naturells und meiner Begabung Heinrich heute noch ganz unbekannt sind. Die ernste, gehaltene Frau, welche bei seinen diplomatischen Diners an der Spitze der Tafel sitzt und sein Hauswesen leitet, hat mit der Klara, die ein wildes, unbändiges Herz voll ungestillter Wünsche und nie verwirklichter Träume beherbergt, so gar nichts gemeinsam. Und heute, gerade heute, wo ich den kühnen Entschluß gefaßt hatte, ihm diese Seite meines Wesens zu zeigen, wo ich zum erstenmal mich mutig, glücklich und gleichberechtigt fühlte, stürzt ein tückischer Zufall und Heinrichs Gleichgiltigkeit den sorgsam ausgedachten Plan wie ein Kartenhaus über den Haufen.“

Die Hand der alten Frau glitt wieder liebkosend über das reiche aschblonde Haar, und ihre Stimme klang um vieles weicher, als sie nach einem längeren Schweigen begann:

„Und warum muß es denn über den Haufen stürzen, Töchting? Wie kannst Du eine Schlacht verloren geben, in der Du Dich noch gar nicht engagirtest? Ist sie denn nicht noch Dein, die nächste kostbare Stunde, und weißt Du nicht, daß eine solche Zeitspanne genügt, um aus Unglücklichen Glückliche, aus Lebenden Tote zu machen? Du aber willst nicht einmal diese Karte versuchen, das leere Phantasiebild einer koketten Schwätzerin für immer in sechzig Minuten zu stürzen?“

Die junge Frau erhob mit einer aufmerksamen, lauschenden Geberde ihr reizendes Gesicht zu der Alten, welche ihre Lippen auf die reine weiße Stirn drückte und dann im Flüstertone sagte:

„Du meintest vorhin, Du hättest von diesem Deinem ächten Verlobungstag etwas Besonderes, Gutes, Frommes

erwartet, so höre denn auch noch das dritte Gebot, das mir stets das heiligste, liebste war: ‚Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei oder gehe zu Grunde!‘“

Klara stieß einen leisen Schrei aus und drückte heftig die Hand der Großmama.

„Sage das noch einmal,“ rief sie, „bitte, sage das noch einmal!“

Als aber die alte Dame ihr willfahrt hatte, erhob sie sich plötzlich, als streckte sie ein neues Gefühl des Stolzes so gerade in die Höhe, und ihr bleiches Gesicht war wie in Rosenglut getaucht.

„Großmama, das war das rechte Wort für mich. Gott segne Dich, daß Du es gesprochen hast. ‚Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei oder gehe zu Grunde.‘ Ja, Sabbath war in mir den ganzen langen Tag, und ich will mir die Feiertagsglocken nicht durch die Fideln und Hörner einer vulgären Tanzmusik übertönen lassen, will mich frei machen von meiner kindischen Bangigkeit, eintreten für sein, für unser Glück oder — nein, Großmama, es gibt hier kein Oder, es wird alles, alles gut werden, denn Du hast mich mir selbst wiedergegeben. Und nun adieu, Du weißt, eine Stunde nur ist mein, und ich muß sie nützen.“

Sie schloß bei diesen Worten die alte Frau in ihre Arme, drückte einen Kuß auf ihr weißes Haar, eilte zur Thür, winkte noch einmal mit der Hand und war dann verschwunden.

Die Zurückgebliebene schob die Lampe ein wenig beiseite und lehnte sich zum erstenmal während des ganzen Abends in ihren hochlehnigen Sessel zurück. Ein Gefühl der Ermattung machte sich sowohl in ihren Bewegungen als auch in ihren feinen Zügen geltend, und dennoch verrieten Augen und Mund in ihrem stillen Glanz und Lächeln eine tiefinnerliche Befriedigung. Jedoch nur kurze Zeit ruhte sie so, dann erhob sie sich, nahm ihren erhöhten Fensterplatz wieder ein, zog die verhüllenden Vorhänge weit zurück und blickte aufmerksam in den Garten und auf die Wipfel des Parkes. Beide waren durch das Gaslicht erhellt, welches in den regenschweren Syringenbüschen glänzte und das erste Grün der Bäume in ein phantastisches Licht tauchte.

Wie viele Blätter waren schon gekommen und gefallen im Lauf ihres langen Lebens, wie viele Mückenschwärme hatten, unbekümmert um ihre Vorgänger und Nachfolger, den kurzen Sonnentanz aufgeführt, um dann am Ende des Sommers zu sterben. Ebenso unermüdlich, wie die Sense des Todes ausholte und niedermähte, keimte, sproßte, blühte in unverwüstlicher Jugend aus dem Schoß der Natur Pflanze, Tier und Mensch hervor, und so gleichmäßig, so ähnlich war das Thun und Gebahren derselben, daß das Weltbild für die alte Frau das gleiche geblieben wäre, wenn ihre Augen sich nicht so geschärft und verändert hätten! Ja, die Augen, welche die Schattengestalten der Sorge, der Schuld, der Not oft durch das eigene, noch öfter durch das Leben anderer hatten gleiten sehen, konnten sich nicht mehr über das wahre Wesen der Dinge täuschen, und der gleißende Schein, den dieselben für die Jugend besitzen, hatte schon längst seine Macht über sie verloren. Und dennoch nahm das Herz noch solchen lebendigen Anteil an denen, welche mitten im heißen Lebenskampfe standen, dennoch war dieses starke Herz, wie das Eisen in der Glühhitze, immer weicher geworden und umfaßte so viele Menschen mit Liebe und Nachsicht. Ach, sie war ihr nicht leicht geworden, die Strenge gegen Klara, von der sie doch wiederum die Heilsamkeit und Notwendigkeit fühlte. Die Wolken, welche im Laufe der letzten Jahre an dem Ehehimmel aufgestiegen waren, hatten die scharfen Augen der alten Frau wohl bemerkt, aber ihre Erfahrung ihr geboten, davon nicht Notiz zu nehmen und die beiden jungen, gesunden Herzen ohne guten Rat und fremde Einmischung sich selbst zu überlassen. Es war ja kaum anders möglich, als daß sie sich wiederfanden, denn Heinrich besaß eine tiefe Liebe für seine kleine Frau, die sich mit ihrer zurückhaltenden Art leider seinem witzigen, sprühenden Wesen oft nicht anzupassen wußte! Ach, wenn sie nur ihm gegenüber den Mut gefunden hätte, sie selbst zu sein, alle die anmutigen und poetischen Einfälle, die sie vor anderen Menschen entwickelte, auch ihm zu zeigen, dann würde er nicht so oft ihre Gesellschaft mit einer viel weniger guten, inhaltleeren vertauscht haben. Aber die kleine Frau besaß die Fehler ihrer Tugenden, sie war zu spröde, zu stolz, um dem Gatten entgegenzukommen, und so waren sie sich zuerst unmerklich, aber immer fortschreitend fremder und entbehrlicher geworden. Vielleicht war es gut, daß die Koketterie der Frau von Eppstein Klara aus ihrer kühlen Zurückhaltung aufschreckte und ihr endlich die Augen öffnete.

Auf dem Gesicht der Großmama prägte sich, als sie an diesem Glied ihrer Gedankenkette angelangt war, ein schalkhafter Zug aus, und ihr Blick wandte sich der Stelle zu, an der Klara zuletzt gestanden und ihre energische Erklärung abgelegt hatte. Ja, sie war in der rechten kampfesmutigen Stimmung gewesen, und der Heinrich würde schön erstaunt sein, wenn er plötzlich des Feuers ansichtig würde, das sich unter der kühlen, reservirten Haltung verbarg. O, über die Narren des Glücks! Um wie viele gute Stunden des Lebens hatten sie sich schon betrogen, an wie vielen falschen Orten die Freude gesucht, welche nur darauf wartete, an die Thür ihres Hauses zu klopfen. Aber das war so die verschwenderische Art der Jugend, welche noch nicht den Gipfel des Berges erreicht hat, „an dessen anderer Seite der Tod ruht“, der all dem unruhigen Aufundab, all dem heißen Wünschen und Begehren ein Ende macht, der die Menschengeschlechter dahinrafft wie die Blätter der Bäume und die Mückenschwärme, welche sich auf der schmalen goldenen Lichtstraße tummeln.

„Große Kinder!“ sagte die alte Frau, indem sie sich erhob, nach dem Mädchen klingelte und anordnete, daß ihr der Thee gebracht werde.

*

Indessen war Klara eilig die Treppe hinabgestiegen, hatte, ohne auf den Einwurf des alten Joseph zu achten, daß der Herr schon für den Ball Toilette mache, ihm befohlen, der Köchin zu sagen, daß sie die Schnepfen zurichten, er selbst aber in einer Viertelstunde die Austern öffnen solle, und war dann in ihr kleines Kabinet getreten. Hier hatte sie aus der mit Veilchen gefüllten Schale einige entnommen, sie mit geschickten Händen zu zwei Tuffs geordnet und den einen derselben in ihr Haar, den andern unter ihre Brosche gesteckt. Dann nickte sie ihrem Spiegelbilde mit den geröteten Wangen und den vor Erregung glänzenden Augen zu, wendete sich kurz um und begab sich nach dem Ankleidezimmer ihres Gatten.

„Kann ich eintreten, störe ich Dich nicht?“ fragte sie und öffnete nur vorsichtig einen kleinen Spalt.

Ein unartikulirter Laut, wie ihn Männer ausstoßen, wenn sie das Gesicht voll Seifenschaum haben und diesen mit dem Rasirmesser abschaben, ward ihr zur Antwort, und als sie daraufhin eintrat, sah sie auch richtig Heinrich in diese, die größte Aufmerksamkeit erheischende Beschäftigung vertieft.

„Ach,“ sagte sie, „Du machst Dich schön für den Ball. Erlaubst Du, daß ich Dir während Deiner Vorbereitungen ein wenig Gesellschaft leiste?“

Er warf ihr im Spiegel einen teils prüfenden, teils ironischen Blick zu und sagte, indem er das Messer an einem Stück Papier sorgfältig abstrich:

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir und eine Gunst, die mir lange nicht zu teil geworden ist.“

Die junge Frau trat an den Toilettentisch heran und ergriff das Rasirbecken, in dem sie den Pinsel hin und her drehte.

„Ja,“ sagte sie, „Du hast recht, es ist eine Ewigkeit her, seit ich Dir zuletzt den Schaum schlug. Weißt Du, in den ersten Wochen unserer Ehe war das meine Lieblingsbeschäftigung, und einmal hast Du auch mich in einer übermütigen Laune gründlich eingeseift.“

„Gewiß, und Deine alte englische Miß, die gerade zum Besuch bei Großmama war, kam dazu, erklärte es für shocking und hat mir seitdem nie mehr ihr volles Vertrauen geschenkt!“ rief er lachend, steckte sein ganzes Gesicht in das Waschbecken, zog es prustend heraus und rieb es dann tüchtig mit einem Handtuch.

Klara aber öffnete inzwischen ein paar Etuis, die auf dem Toilettentisch standen, und besichtigte die verschiedenen in- und ausländischen Orden, die sie enthielten.

„Du machst heute große Toilette, wie ich sehe?“

„Ja, die meisten Vorgesetzten vom diplomatischen Corps sind auf diesem Ball, welcher nur der langen Krankheit der Kinder wegen so unerhört spät gegeben wird. Dabei fällt mir ein, daß meine weiße Binde noch ein wenig zu weit ist. Würdest Du wohl die große Güte haben, oder soll ich die Agnes —“

„Nein, nein, gib sie nur, ich hole mir schnell Fingerhut, Nadel und Faden aus der Nebenstube. So, da bin ich schon wieder; nun her mit dem Patienten!“

„Hier ist er, und siehst Du, nur solch ein ganz winziges Fältchen darfst Du nähen — ja, so ist's recht,“ sagte er, sich aufmerksam über sie beugend. „Ach, Kind, wie herrlich duftest Du nach Veilchen, der ganze Frühling grüßt einen ja aus Deinem Haar!“

Sie blickte sinnend von ihrer Nähterei einen Augenblick zu ihm auf.

„Aus den paar Blüten, Heinrich, wohl kaum. Aber als ich heute nachmittag von unserem Speisezimmer aus in den Garten blickte, wo alles sproßt und keimt und sich entfaltet, da habe auch ich so vor mich hin gesungen:

Keiner ging, der einer kam.
Sieht, der Lenz lacht in den Saal!“

„O, der lacht auch aus den kleinen Blumen in Deinem blonden Haar und aus Deinen Veilchenaugen, wenn Du mich damit ansiehst, wie eben jetzt! Warum begegne ich nur dem Blick so selten?“

„So, Deine Schleife ist fertig,“ sagte Klara und reichte ihm die Binde hin, die er mit einem freundlichen Dank aus ihrer Hand empfing und vor dem Spiegel befestigte. Es kam dann der Frack an die Reihe und dann die Orden, welche nach einer gewissen Rangordnung arrangirt wurden.

„Du siehst süperb aus, Heinrich! Ich möchte wie Klärchen im ‚Egmont‘ sagen: ‚Da darf ich Euch nicht anrühren.‘ Jenny von Eppstein wird heute stolz auf ihren Kavalier sein.“

Er schnitt eine höchst drollige Grimasse im Spiegel.

„Wer sagt Dir denn, daß ich den Kavalier dieser schönen Frau abgeben werde?“

„Findest Du sie wirklich schön?“ rief Klara lebhaft. „Besitzen ihre großen Augen nicht etwas Gläsernes, das an Fischaugen erinnert, und sind ihre Bewegungen nicht —“ Sie stockte und biß sich bei dem Anblick von ihres Mannes Gesicht, in dem alle Geister des Spottes lebendig geworden waren, verlegen auf die Lippen.

„Warum fährst Du nicht fort, Klara?“ sagte er; „Du warst so schön im Zuge. Dein Idol des Stammes zu entwickeln.“

„Was meinst Du damit, was ist das für ein seltsamer Ausdruck?“ fragte sie erstaunt.

„O, damit hat es keine Not, darüber brauchst Du Dir Deinen kleinen Kopf nicht zu zerbrechen.“

„Idol des Stammes,“ wiederholte sie noch einmal. „Ich bitte Dich, Heinrich, was soll das heißen?“

„Um Dir den Sinn des Wortes zu erklären, würde ich mehr Zeit gebrauchen, als ich augenblicklich zur Verfügung habe, denn wahrhaftig, es ist schon neun Uhr, und der Wagen wird gleich vorfahren. Wo habe ich nur meine Handschuhe, mein Portemonnaie — ah, Du hast es!“

„Du wirst voraussichtlich ausgezeichnet soupiren,“ bemerkte Klara, indem sie ihm beides einhändigte. „Vergiß nicht, auf den Gang der Speisen zu achten, Du weißt, daß ich dergleichen Dinge im Interesse unseres eigenen Hauses gern erfahre.“

„Gut soupiren? Kind, Du träumst!“ rief er lachend und schwenkte die Handschuhe hin und her. „Auf solchem Monstrefest, wo nur am Buffet gespeist wird und man von Glück sagen kann, wenn man, den Chapeaubas unter dem Arm, in einer Ecke stehend, eine kleine Erfrischung hinunterbringt!“

„Ach, wirklich!“ sagte Klara, indem sie erstaunt ihre schönen Augen öffnete. „Dann thut es mir doch leid, daß Du nicht wenigstens die Austern mit mir zusammen gegessen hast, die ich heute für uns bereit hielt.“

„Austern?“ wiederholte Heinrich erstaunt. „Wie kommst Du denn in aller Welt heute, wo ich auf den Ball gehe, zu Austern?“

„Du vergißt, lieber Mann, daß ich von diesem Deinem Vorhaben erst vor kurzem etwas erfuhr, als ich die Austern schon längst im Hause hatte. Es war eben eine kleine Ueberraschung, die ich mir ausgedacht hatte und die das gewöhnliche klägliche Schicksal ihrer Mitschwestern teilt, sehr mal-à-propos zu kommen. Wie Du Dich entsinnen wirst, äußertest Du neulich, daß Dir die Austern bei Borchardt mit seinem Markebrunner so vorzüglich geschmeckt hätten, und da in meiner Wirtschaftskasse Hochflut war, hatte ich Dir nach Deiner anstrengenden Tagesarbeit diese kleine Erquickung zugedacht. Das Schlimmste ist, daß sie Joseph schon geöffnet hat und ich mit dem halben Hundert beim besten Willen nicht fertig werden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Elternglück. Nach einem Gemälde von Charles Goms.

Digitized by Google

Pidnic. Originalzeichnung von Robert Haug.

Digitized by Google

Auf Waldpfaden.

Von

Feodor Löwe.

Was du den Frieden nie empfunden,
Der Herz und Seele sacht durchweht,
Wenn man in Frühlingsabendstunden
Auf lausch'gen Waldespfaden geht?

Es ist, als haucht' uns da entgegen
Ein Atmen frischer Werdekraft,
Verborgner Segensmacht ein Regen,
Das neues Leben weckt und schafft.

Geheimnisvolles tiefes Schweigen
Webt um uns her, nur dann und wann
Hebt an den leis bewegten Zweigen
Das junge Laub zu flüstern an.

Als wollt's geschloss'nen Knospen sagen:
Nun thut euch auf, nun ist es Zeit,
Den grünen Blätterschmuck zu tragen
Zur Ehr' der Lenzesherrlichkeit.

Hoch aus des höchsten Baumes Krone
Erklingt der Drossel Lustgesang
Und grüßt mit vollem Liedertone
Den goldnen Sonnenuntergang.

Und singt ihm nach, bis lichten Schimmers
In wolkenloser Bläue fern
Mit Leuchten seines Glanzgeflimmers
Rasch aufgeblitzt der Abendstern.

Wer in den Frühlingsabendstunden
Allein auf Waldespfaden geht,
Der hat den Frieden auch empfunden,
Der mit ihm wandelnd ihn umweht.

Ein seltener Mensch.

Humoreske in dramatischer Form

von

Paul von Schönthan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Personen: Philibert, Else, dessen Frau; Brause, Elses Papa; Walther Schrödl. Der Klavierspieler. Ein Diener.

Der Schauplatz ist ein luxuriös eingerichteter Gesellschaftsraum bei Philiberts, die Lampen brennen. Im Hintergrunde rechts eine offene Thüre, die nach dem Speisezimmer führt; man sieht ein mit kalten Schüsseln ꝛc. reichbesetztes Büffet; in der Mitte eine nach der Antree führende Thüre, zwischen diesen Thüren ein Flügel.

(Philibert und Else legen da und dort noch die letzte Hand an, sie befinden sich in Erwartung ihrer Gäste.)

Philibert (bei einer flachen Schale aus Cuivrepoli): An den Visitenkarten ist auch gar kein System, der Graf Drazel-Bendberg muß doch oben liegen, so, hier neben dem Wirklichen Geheimerat von Grochelsky, und der plebejische Gabriel Stricker muß unten zu liegen kommen, — wozu hat man denn vornehme Verbindungen!

Else (an den Töpfen eines Blumentisches rückend): Weißt Du, daß ich diese Schwäche bei Dir aus kaum bemerkbaren Anfängen wachsen sah.

Philibert: Eine begreifliche Schwäche, mein Kind, wir gehören der guten Gesellschaft an, und wer sollte denn die würdigen, wenn wir es nicht thäten? — Ich suche die Gesellschaft einflußreicher Männer auf, nicht weil ich ihren Einfluß für mich benützen will, sondern weil ich Verdienste schätze.

Else (halb für sich): Man schätzt immer, was man nicht besitzt. (Lauter:) Du solltest einmal ernsthaft mit dem Ministerialsekretär sprechen, daß Deine Anstellung durchgesetzt wird, — weißt Du, Philibert, daß ich mir immer so gering vorkomme, wenn von den Stellungen anderer Männer die Rede ist, und Du bist, streng genommen, nur ein — liebenswürdiger Gatte. Selbst Papa gegenüber bringt mich unsere Lage in Verlegenheit, wenn er auch mit der größten Bereitwilligkeit alle Opfer bringt ...

Philibert: Opfer bringt? — Mein Haus ist das Haus seiner Tochter, jeder Vater opfert sich für seine Kinder, — wie leicht er übrigens seine Pflichten auffaßt, beweist Dir der Umstand, daß er noch nicht da ist, obwohl ich ihn doch eigens ein für allemal gebeten habe, sich eine halbe Stunde vor der Zeit, die auf unseren Einladungen angegeben ist, zu uns zu bemühen — es ist doch das geringste, was man von ihm verlangen kann.

Else: Was heißt das, das „geringste“?

Philibert: Ich meine, er erwirbt sich sonst an solchen Abenden keine erheblichen Verdienste um unser Haus, und es gibt doch in jeder Familie einen, der bei Gesellschaften der erste und der letzte ist. Er soll den Pünktlichen die Verlegenheit ersparen, zuerst erschienen zu sein, und er muß bis ans Ende aushalten, so daß keiner unserer Gäste das Gefühl hat, als der letzte das Haus zu verlassen. Er bildet die Avantgarde und die Arrièregarde unserer geselligen Vereinigungen. — Du weißt: es setzt sich eine Gesellschaft aus drei Elementen zusammen, das sind erstens die Prachtstücke, dazu gehört unser Botschaftsrat, der Akademiedirektor, Professor Müllerheim, die schöne Anselmo und andere, zweitens die amüsanten Gesellschafter: der Cellist Blauthal, der Schauspieler Seidlack, und drittens die notwendigen Uebel. Letztere erwerben sich durch familiäre oder andere Rücksichten, seltener durch den Besitz von besonderen Qualitäten die Berechtigung, in die Gesellschaft gezogen zu werden. Es gibt, wie Du weißt, in der Weltordnung im großen wie im kleinen Leute, die vorne auf der Bühne paradiren und große Arien singen — hinten stehen die Statisten.

Else: Und in welche Kategorie ordnest Du Papa ein?

Philibert: So leid es mir thut, ich muß ihn unter die Statisten einrangiren.

Else: Ich sage Dir aber, daß Papa mehr zu thun hat, als bei uns Statistenrollen zu spielen.

Philibert (halb für sich): Ach, wenn er sich doch darauf beschränkte! Die Statisten sprechen nämlich nicht, und er —

Else: Philibert, ich bin empfindlich für alles, was meinen lieben Papa angeht.

Philibert: Ich achte diese edle Regung, mein Kind, aber Dein Papa hat uns durch seine Zerstreutheit — wie Dir wohl bekannt ist — manche Verlegenheit bereitet, — es ist vielleicht nicht seine Schuld, aber darum berühren uns die Folgen seiner Handlungsweise nicht minder unangenehm. Ich schätze ihn als Gußstahlfabrikanten sehr hoch, — ich beurteile auch in unserem intimen Kreise seine Schwächen sehr milde, denn er besitzt in meinen Augen den größten Vorzug, dessen sich ein Mann rühmen kann, er nennt Dich seine Tochter. Ach, ich muß es mir immer wieder ins Gedächtnis rufen, wenn ich außer mir geraten will über eine seiner Thorheiten ...

Else: Nun bitte ich Dich aber um Mäßigung.

Philibert: Ach, Du weißt nicht die Hälfte davon. Denke Dir, das letztemal, als der Botschaftsrat an unserem Theeabend teilnahm und Blauthal Cello spielte, schlief er, während er die Noten umblättern sollte, ein. Zudem erzählt er jedem unserer Gäste die Geschichte von seiner Errettung bei jener Wildschweinjagd, bei welcher er durch die Entschlossenheit seines Freundes Walther Schrödl vom sicheren Tode bewahrt wurde. Nun, Du kennst ja die Geschichte zur Genüge; wenn er sich einmal in Lebensgefahr befunden hat, so ist das ja recht schön und gut, aber braucht das alle Welt zu erfahren? Es könnte noch hingehen, wenn er dabei nicht die urwüchsige Diktion der Jägersleute beibehalten und immer von der auf ihn losstürzenden „Sau“ sprechen wollte, — ich glaube bemerkt zu haben, daß ihm die Baronin, der er die Erzählung gleichfalls zufügte, diese Ausdrucksweise übelgenommen hat, — es ist gar nicht unmöglich, daß wir sie heute vergebens erwarten.

Else: Dann soll sie nur fort bleiben; übrigens sie wird kommen, denn keine einzige unserer Einladungen hat eine Absage zur Folge gehabt.

Philibert: Dabei richtet er durch seine Zerstreutheit, die ich ja sehr gerne dem Umfang seiner Geschäfte, die ihn in Anspruch nehmen, zuschreiben will, allerlei Unheil an, — ich muß Dir gestehen, Kind, daß ich sogar nach dieser Richtung hin mit Besorgnis bei ihm eine Verschlimmerung wahrgenommen habe. Vor mehreren Tagen bat ich ihn, einen dringenden Brief mitzunehmen und in den Postkasten zu werfen, er versprach es und behielt den Brief eigens in der Hand; — was glaubst Du, was finde ich am andern Tag, als ich zufällig den Briefkasten an unserer Thüre öffne? — meinen Brief, den der gute Papa hineingeworfen hat. Und wie hat er am letzten Samstag die Aufgabe, Fräulein Linde nach Hause zu begleiten, gelöst? Er nahm eine Droschke, und als die Dame schon drinnen saß, gab er in seiner Zerstreutheit dem Kutscher seine Wohnung im Norden an, während die seinem Schutz Geweihte im Süden wohnt und unglücklicherweise durch die verfrorenen Scheiben die Straßen nicht erkennen konnte. Sie kam um eine Stunde später nach Hause, und das um drei Uhr morgens! Du darfst mir nicht übel nehmen, wenn ich nach solchen Vorgängen eine gewisse Gereiztheit nicht bemeistern kann.

Else: Und doch erinnere ich mich, daß Du mir eines Tages mit freudestrahlendem Gesicht sagtest: „Else, ich bin stolz auf Deinen Papa!“

Philibert: Es war, als er den spanischen Orden bekam, der am Halse zu tragen ist — ja, ich war stolz auf ihn, — aber da mußte er sich natürlich einen Vollbart wachsen lassen, daß nur ja niemand um seine Verdienste erfahre. — Weißt Du, was für ein Gedanke mir eben durch den Kopf fährt? Wir baten doch Papa, als er vor acht Tagen den Abend bei uns zubrachte, die Einladungen zu schreiben, weil Du behauptest, meine Schrift sei unleserlich. — Else, wenn er die Stunde unrichtig angegeben hätte!

Else: Sei unbesorgt, die Einladungen hat er ganz korrekt besorgt, ich habe sie revidiert, es war alles in Ordnung.

(Der Diener bringt einen Brief und übergibt ihn Philibert.)

Philibert: Was ist das? Von Deinem Papa — er wird doch nicht abgehalten sein, zu kommen? (Liest:) „Liebe Kinder! Freuet euch mit mir, — er ist wieder da, der Genosse meiner Jünglingsjahre, ein Mann, den ihr alle kennt, dessen treues Herz der Sehnsucht nach mir, nach euch nicht länger mehr widerstehen konnte. Ein seltener Mensch, dem wir alle aufs innigste verpflichtet sind; denn Sie, mein lieber Philibert, verdanken ihm Ihr Frauchen, das die Welt nicht schmücken würde, wenn jene wütende Sau in ihrem wilden Ansturm damals meinem Leben ein Ende gemacht hätte, und ich — ich schulde ihm, dem Vortrefflichen, mein Leben. Ich führe ihn, wie er steht und geht, euch zu, er soll den Abend in unserem Kreise zubringen und euer gastliches Haus, in welchem sich heute wieder Gesellschaft zusammenfindet, kennen lernen; ich freue mich kindisch darauf. In einer Stunde bin ich mit Walther Schrödl bei euch!“ (Läßt den Brief sinken.) Walther Schrödl, das ist der Wildschweinbezwinger, dieser urwüchsige Mensch mit den Jägeranekdoten, der uns schon vor zwei Jahren mit seinem Besuch erquickte, — ich sehe noch seine hohen Stiefel vor mir und seine roten Hände mit dem großen Siegelring auf dem Zeigefinger — er erlaubte sich, Dich in die Wangen zu kneifen.

Else: Philibert, bedenke, er hat mich auf den Knieen geschaukelt.

Philibert: Das hätte er bleiben lassen sollen. — Wie er „geht und steht“ bringt er ihn an, diesen Kraftmenschen, diesen Typus des kleinstädtischen Ehrenspießbürgers; was sollen wir denn hier mit ihm anfangen? Dein Papa hätte doch bedenken sollen, daß gerade an diesem Abend sein Lebensretter hier eine unpassende Rolle spielt. — Mir ist nichts verhaßter, als die Brutalität, mit der sich die plumpe Biederkeit in Kreise drängt, in denen man doch noch mehr als die Qualitäten eines ehrlichen Naturburschen verlangt. Wir stehen vor einer unabsehbaren Blamage — der „seltene Mensch“ hat wahrscheinlich nicht einmal einen Frack an — und für solche Figuren werden überhaupt Fräcke nicht gemacht, man kann ihm keinen verschaffen. Else, was sagst Du dazu, Du bist ja klug und weißt sonst Rat, was sollen wir anfangen?

Else: Mein Gott, ich weiß es nicht, aber es scheint mir, daß etwas geschehen muß.

Philibert: Wahrhaftig, zum erstenmal in meinem Leben überkommt mich der Gedanke, daß man sich eines Nebenmenschen im äußersten Notfall gewaltsam entledigen kann — ein schwacher Druck, ein kurzer Stoß —

Else: Du weißt doch nicht! — Laß uns vernünftig sein; — was fangen wir nur an? Wir können doch keinen unserer Gäste abweisen.

Philibert: Aber ebensowenig können wir ihnen die Gesellschaft dieses Waldmenschen zumuten, — ich schneide den Klingeldraht entzwei, — ich lege Feuer, — o, er soll an mich denken, er soll mir nicht ans Büffet kommen, ich hungere ihn aus.

Else: Unsinn, wir sind dazu verurteilt, alles über uns ergehen zu lassen, wir müssen unsere Gäste empfangen und wir können auch Walther Schrödl unser Haus nicht verschließen.

Philibert: Ich führe ihn auf den Boden, da liegt eine Mappe mit Jagdbildern, die muß er sich ansehen, oder ich bringe ihn in den Weinkeller, — jedenfalls darf er nicht ans Tageslicht, — was würden die Leute dazu sagen? Wir würden uns unmöglich machen.

(Es klingelt.)

Else: Es kommt jemand; o Gott, wenn wenigstens ein paar auf einmal kämen! Wie sollen wir denn einen einzelnen empfangen. Nimm doch eine unbefangenere Miene an, Du siehst ja aus wie ein Einbrecher, der fürchtet, ertappt zu werden.

Philibert: Siehst Du, das haben wir davon, daß uns Papa so im Stich läßt, — bleibe doch nicht so dicht in meiner Nähe, das macht sich nicht harmlos genug. Wo hast Du denn Deine Theeserviette, die Du im vorigen Frühling zu sticken angefangen hast?

(Durch die Mittelthür im Hintergrund tritt der Klavierspieler auf. Verbeugt sich.)

Philibert: Ach, Gott sei Dank, Sie sind es, Herr Kupfer? Wir bedürfen Ihrer Dienste eigentlich noch nicht — wenn Sie sich inzwischen vorbereiten wollen ... Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als daß ein wenig getanzt werden wird; bei einer früheren Gelegenheit — beim Eintritt einer illustren Persönlichkeit — bitte ich, den Tannhäuser-Einzugsmarsch recht kräftig anzustimmen, ich werde Sie rufen, wenn der Augenblick gekommen ist.

(Der Klavierspieler zeigt durch Kopfnicken sein Einverständnis an, öffnet mit diskretem Benehmen den Deckel des Flügels, legt ein dickes Notenheft auf den Klavierstuhl, setzt sich, fährt mit dem Taschentuch ein paarmal über die Tasten, kreuzt hierauf die Arme, läßt den Kopf etwas sinken und verharrt mit allen Anzeichen der Teilnahmlosigkeit in dieser Stellung.)

Philibert: Ich glaube, der schläft dort ein. Ob er uns keinen Rat geben könnte, wie wir uns aus der Verlegenheit befreien sollen! — Stille, ein Wagen hält! (In der Nähe des Fensters): Eine ganz gewöhnliche Droschke, das ist Papa mit seinem Freund — Unheil, nimm deinen Lauf —

Else: Ich bitte Dich, Philibert, beherrsche Deine Antipathie, komm, laß uns ihnen entgegengehen.

Philibert: Ich bitte Dich, bleibe hier, das Ungeheuer macht da draußen ohnehin schon genug Lärm.

(Man hört inzwischen draußen eine kräftige Stimme, lautes Lachen und heitere Ausrufe.)

Philibert (verharrt in seiner Stellung, in nervöser Erregung mit den Fingern auf der Lehne eines Stuhles die Bewegung des Klavierspielens ausführend): Das ist seine Stimme — der Mann ist ganz unmöglich mit dieser Stimme, mit diesem ordinären Gelächter — es ist ein Skandal — und gerade jetzt, wo jeden Augenblick Leute kommen können. Der Ministerialsekretär wird sich wundern.

Brause (im Gehrock) und Walther Schrödl (in Lodenjacke und hohen Stiefeln, erscheinen in der Mittelthüre, ostentativ Arm in Arm, beide in fideler, offenbar etwas angeheiterter Stimmung, gleichzeitig): Kinder!

Walther Schrödl: Elschen — ja bist Du's denn, — hol mich der Teufel, ich weiß nicht 'mal mehr, sagen wir „Sie“ oder „Du“ zu einander, — komm an meine Brust! (Reicht Elsen die Hand.) Na, mir scheint, ihr kennt mich gar nicht mehr; ja, die Bartspitzen sind, hol's der Henker, ein bißchen grau geworden, na, wir werden alle alt — was? Die Hand her, junger Mann, hätt' sich gar keinen bessern aussuchen können, das Mädel, als Sie! (Drückt ihm die Hand.)

Brause: Famos sieht er aus, der Schrödl — was? — Er wollte sich einen schwarzen Rock ausborgen, eurer Gesellschaft zu Ehren, aber ich sagte: „Schrödl, Du gehörst in die Lodenjacke, das ist Dein Staatskleid!“

Philibert (beiseite): Ja, und da hat er auch wieder seine hohen Stiefel, — es ist unglaublich!

Schrödl: Ja, das sagte der brave alte Brause — brav durch und durch. (Gibt ihm die Hand.) Kinder, es ist etwas Schönes um die Männerfreundschaft, — geben Sie mir die Hand, wackerer junger Mann.

Philibert (beiseite) Was will er denn nur immer mit den Händen?

Brause (echauffirt): Aber warm habt ihr's hier! Was, Schrödl?

Philibert (ironisch): Der Herr könnte ja vielleicht den Rock ablegen

Schrödl: Ah, da kennt ihr den alten Schrödl schlecht, der weiß, was sich schickt — was, Else? (Sie in die Backen kneifend): Ach Gott, wenn ich mir denke, daß ich das Würmchen auf meinen Armen herumgetragen habe! Wie oft habe ich ihr, wenn sie mich mit ihren kleinen Pfoten kratzen wollte, einen tüchtigen Klapps gegeben, (schelmisch): aber nicht auf die Pfötchen, sondern ...

Brause: Was er für ein Gedächtnis hat, — alte, treue Seele, — ja, wahrhaftig, ein seltener Mensch!

Philibert (beiseite): Die beiden sind ganz unmöglich, ich glaube, sie haben etwas getrunken.

Schrödl: Apropos, Max, weißt Du denn, daß morgen ein Gedenktag ist — morgen werden es fünfunddreißig Jahre, seit wir zusammen im Elmer Forst gejagt haben. Hol mich der Kuckuck, mir wird noch immer heiß, wenn ich an die Geschichte denke, — ich seh' es noch vor mir, das wilde Biest mit seinen kleinen, glühenden Augen, wie es hinter dem Baum hervorschoß, grade auf meinen Freund los —

Philibert (beiseite): Die Geschichte von der wilden Sau!

Schrödl: Ah, warte, so haben wir nicht gewettet, denk' ich mir, und mit einem Satz bin ich drüben und (auf Philibert mit Geberde anlegend) brenn' dem Biest nacheinander zwei Schüsse aufs Fell, — na, ich erzähl' euch die Geschichte ein andermal ausführlich — jetzt laßt uns vergnügt sein! (Auf einen gestickten Lutherstuhl zugehend): Donnerwetter noch einmal, das ist ein tüchtiger Kerl, ob ich den mit einer Hand bezwinge?

Philibert: Sie wollen sich doch nicht selber bemühen?

Schrödl: „Bemühen?" (Ihn auf die Wange tätschelnd): Sie sind ein prächtiger Junge, — ja, der alte Schrödl hat noch Mark in den Knochen, — wartet, den hebe ich euch wie nichts in die Luft. — Brause, geh fort —

Philibert (beiseite, desperat): Er macht Kraftübungen, — es ist mein Ende!

Brause: Warte, das muß ich sehen, ich setze mich hier nieder. (Setzt sich aufs Sofa, während Schrödl fluchend den schweren Lutherstuhl, mit einer Hand an einem Bein fassend, zu heben sucht.) Bravo, — was hat der Mensch Kraft! — Ausgezeichnet! Höre, Walther, thu Dir nicht weh; — aber was ist denn das, da sitzt man ja schrecklich unbequem auf dem Sofa — oder habe ich mich auf etwas gesetzt? (Erhebt sich, prüft das Sofa, betastet — nachdem er hier nichts gefunden — seine hinteren Rocktaschen.) Nun, was hab' ich denn da eingesteckt? (Zieht ein Paket couvertirter Briefe heraus; Else und Philibert haben sich genähert, während Schrödl fortfährt, den Lutherstuhl zu balanciren.)

Brause: Kinder — seid nur nicht böse — ich konnte es nicht früher bemerken, da der Rock seit acht Tagen im Schrank hängt; ich habe vergessen, die Einladungen, die ich neulich mitgenommen habe, aufzugeben — da sind sie noch!

Philibert, Else (gleichzeitig): Die Einladungen zu unserer heutigen Gesellschaft?

Brause (zerknirscht): Ja, — es ist ein Unglück, — ich will euch entschädigen, verlangt von mir, was ihr wollt!

Philibert (die Briefe erfassend, triumphirend): Schwiegerpapa, Geldmann — Goldmann wollte ich sagen, — das ist ja ein Geniestreich!

Brause: Was, ihr seid nicht wütend?

Philibert: Aber gar keine Rede, nun können wir Ihren braven Walther Schrödl — diesen seltenen Menschen — ganz allein, entre nous genießen. (Zu Schrödl): Nicht wahr, Sie unterschlagen uns die Geschichte von der wilden Sau nicht? — nach dem Dessert müssen Sie losschießen.

Schrödl (jovial): Ja wohl, Sie lustiger Kumpan, Sie! (Zu Else): Einen prächtigen Burschen hast Du Dir rausgefischt. Aber, Kinder, — hol mich der Geier, mein Magen kracht wie 'ne alte Eiche.

Philibert: Zu Tisch! (Laut rufend): Herr Kupfer! (Der Klavierspieler fährt aus dem Schlummer empor und beginnt sofort mit dem kräftigen Vortrag des Einzugsmarsches. Schrödl marschirt, Else am Arm, voran, Philibert bietet Brause den Arm und folgt ersteren nach dem Speisezimmer.)

Das Honoratiorenstübchen.

(Hiezu das Bild S. 781.)

Wer kennt es nicht, das Honoratiorenstübchen! Nach der Kirche und dem Sitzungszimmer im Rathause ist es der am meisten geheiligte Raum im ganzen Orte. Streng ist es jedem verschlossen, der nicht zur Runde gehört, unnahbar dem profanum vulgus der Unberittenen, allen, die da schaffen, nur um zu besitzen, ohne Amt und Würde, ohne einer der vielen Rangstufen anzugehören, in welche die Hierarchie der Regierenden sich teilt. Heute haben sich der Gäste nur wenige zusammengefunden. Noch ist es früh am Tage, kaum sechs Uhr. Draußen auf dem Ringe drängt und lärmt es wie zur belebtesten Morgenstunde. Die Lastwagen rollen, die junge Welt promenirt auf dem Trottoir, um den schiefen Turm des alten Rathauses jagen sich die Schwalben — in dem großen Gastzimmer nebenan ist es noch leer. Auch sie, die Viere, die fast an keinem Abend fehlen, sind erst vor kurzem eingetroffen. Der Forstrat hat noch kaum seinen Spazierstock an die Seite stellen können.

„He, Nanni," ruft er, „einen Schoppen vom Alten. Aber, hören Sie, rasch!"

Die Nanni hört aber durchaus nicht. Sie ist so vertieft in das Gespräch mit dem flotten Forstgehilfen, der nur selten einmal verspricht, daß sie alle Aufmerksamkeit für die Außenwelt verloren hat.

„He, Nanni!"

„Gleich, Herr Forstrat, gleich!"

Der Herr Pfarrer lächelt über die Erregung des alten Herrn. Der Kämmerer nimmt eine Prise und denkt nach über die Bemerkung des geistlichen Herrn, daß es endlich an der Zeit sei, die Renovation des Kirchendachstuhls in Angriff zu nehmen. Der Bürgermeister studirt soeben die letzten Verhandlungen im Reichstage über das neue Eisenbahnprojekt, das für das wirtschaftliche Leben der Stadt von so einschneidender Bedeutung werden kann.

„Famos, famos!" ruft er begeistert. „Wenn das nicht hilft, so ist Hopfen und Malz an den Herren da droben verloren. Der hat's ihnen aber gegeben, unser Abgeordneter!"

„Ach was," ruft der Forstrat, „eine Null ist er! Nichts richtet er aus! Den Grafen hätten Sie wählen sollen! Das ist ein Mann, der Verbindungen hat, dessen Stimme gilt nach unten und oben. Aber Ihr Herr Kommerzienrat — Potz Kuckuck, jetzt wird mir's aber doch zu bunt! He, Nanni, he, Frau Wirtin, ist das eine Ordnung?"

Erschreckt kommt die Wirtin herbei, mit rotem Gesicht fliegt die Nanni davon, den Wein zu holen. Nach fünf Minuten wird das Gewitter sich verzogen haben und die Herren Honoratioren in Frieden bei einander sitzen, um, wie allabendlich, das Wohl und Wehe der Stadt und die Geschicke der Welt zu besprechen, ohne je sich zu einigen und durch den Lauf der Dinge zufriedengestellt zu werden.

L. Sh.

Auf der Terrasse.

(Hiezu das Bild S. 788.)

Der Kaffee ist der Nektar und die Ambrosia des Frauengeschlechts. Er ist ihr Göttertrank und erweckt in ihnen alles Göttliche. Sie haben beim Schlürfen des arabischen Getränkes die mildesten Gesinnungen in Bezug auf die Dienstboten, sie vergeben der guten Bekannten den teuren und geschmackvollen neuen Hut, sie finden die Kinder der Schulfreundin klug und schön und glauben, daß nicht anwesende Nebenmenschen keinerlei Schwächen haben, die sich jetzt gut detailliren ließen. Es scheint fast, als ob, wenn der Nektar über ihr Zünglein fließt, dieses so sanft und süß würde wie der Inhalt der vergoldeten Tasse, die ihn darbietet. Deshalb haben auch die Kaffeegesellschaften immer einen so durchaus altchristlichen Ton allgemeiner Menschenliebe, Duldung und Vergebung. So erblicken wir auch auf unserem Bilde zwei junge Damen, dem Kaffee huldigend, in traulich animirtem Gespräch auf der Terrasse. Es ist das prächtigste Juniwetter, das Laub schwelgt in saftigster Entfaltung im leisen Seewinde und die Rosen duften und glühen. Auf dem See aber draußen liegt die strahlende Sonne wie auf einem ungeheuren flüssigen Saphir und die Segel ziehen schimmernd weiß dahin, gleich märchenhaften Riesenschwänen. Das ist ein Wetter und eine Umgebung, um sich des Lebens zu freuen, und dazu der Göttertrank Kaffee! Wer von unseren Lesern und Leserinnen möchte nicht jetzt Gegenstand der Unterhaltung der beiden jungen Damen sein?

Vom französischen Parnaß.

Eindrücke und Erinnerungen

von

M. Colban.

(Schluß)

Mit wahrem Behagen gehe ich zu dem zweiten in der schon erwähnten Gruppe der drei über, zu Paul de Cassagnac. Ich habe während eines langen Lebens im Auslande so viel Feigheit gesehen, so viel Verräterei, ich habe so viele, auf die man baute, fahnenflüchtig werden sehen, daß es mir wahrhaft gut thut, einmal von einem Manne sprechen zu können, der eine Ueberzeugung hat, der den Feind mit Todesverachtung angreift, wohl wissend, daß dieser Feind der Stärkere ist.

Geboren auf den Antillen, wo sein Großvater, der dort als Exilirter lebte, sich von der Jagd auf wilde Ochsen nährte, deren Häute er nach Europa versandte, kam Paul als Knabe nach Frankreich, wo er unter seinen Schulkameraden sofort einer der ersten war. Später alles andere als ein lebensfroher Student, verschmähte er alle Freuden seines Alters und war schon mit zwanzig Jahren so fest in seiner Jurisprudenz, daß er hätte Advokat werden können, wozu ihn sein Vater, Garnier de Cassagnac, bestimmt hatte. Meister Paul hatte aber seinen eigenen Willen, und die Advokaten, diese ewigen Schreier, waren für ihn eine Art Pestilenz; er wollte durchaus Journalist sein oder — nichts. Vom Journalisten wollte der Alte aber nichts hören, und so wurde sein Knirps, sein junger Rebell, eben nichts. Jetzt verbrachte er — das Tugendmuster — seine Zeit damit, die Romantik des Lebens zu kosten. Eifrig in allem, superb, ritterlich, mit glühender Phantasie ausgestattet, steckte er bald tief in einer Welt von Abenteuern. Ein warmer Strahl der Sonne seines Geburtslandes gab jedem seiner Liebeshändel ein besonders frisches Kolorit; das Ideal war in seiner schön färbenden Vorstellung jedesmal erreicht. Den Liebesintriguen folgten die Duelle, und war er als Knabe nicht zurückgebebt vor einem Büffel in Wut, wie ihm ein solcher auf den Jagden seines Großvaters nicht selten begegnet war, so kam ihm auch jetzt, gegenüber dem gezückten Degen seines Gegners, niemals die Furcht — im Gegenteil, er schien zu finden: je toller, desto besser!

Er trieb jetzt mit Eifer die freien Künste: ungesetzliche Jagd und Fischerei. Hatten aber seine romantischen Geschichten stets eine gewisse Höhe, einen großen Zug, so war in seinen tollen Streichen niemals etwas Unwürdiges; sie hatten eine ganze Welt von Unsinn und Schelmerei zum Inhalt, waren aber ohne Ausnahmen die Sünden einer großen, generösen Natur.

Als der Beutel leer war, blieb dem armen Paul nichts übrig, als zu seinem Vater zu gehen, das »pater peccavi« auf den Lippen. Der Vater vergab ihm, wie alle Väter das zu thun pflegen, wenn die Söhne Reue fühlen oder zu fühlen scheinen. Er erlaubte sogar, daß sein Rebell Mitarbeiter des „Diogenes" werde, eines seither längst vergessenen Blattes, das schimpflich an der Auszehrung starb. Es hatte zum Schluß, wie behauptet wird, zwei Abonnenten.

Damals trat Henri Rochefort mit seiner „Laterne" auf; eine seiner ersten publizistischen Thaten war eine Insultirung der toten Königin Marie Antoinette. Jetzt führte Ritter Paul seine erste Heldenthat aus, indem er in seines Vaters Blatt «Le Pays» einen Artikel schrieb, dessen Thema war: „Nein, ich dulde es nicht, daß du mir diese keusche weiße Statue mit Schmutz bewirfst." Der Artikel erregte eine ungeheure Sensation.

Die zwei jungen Rasenden machten nunmehr einen Sprung nach Belgien — jeder wußte, warum. Es galt ein Duell. Die Polizei der beiden Länder mußte die Kontrahenten auf der französisch-belgischen Grenze ungeschoren lassen. Die Welt weiß, daß Rochefort ein nervöser Mensch ist, der in den zahllosen Duellen, die ihm aufgezwungen werden, nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft eine einigermaßen anständige Rolle spielt. Es hieß, Paul de Cassagnac habe ihm in Belgien den Hut vom zitternden Kopfe abgeschlagen, und seitdem ist es zur Legende geworden, daß Rochefort in allen Duellen seinen Hut verliert.

Jetzt stürzte Paul de Cassagnac sich allen Ernstes in den politischen Ozean. Er hielt seine Fahne hoch als der Streiter des Kaisertums, und nun war der alte Cassagnac stolz auf seinen kühnen, starken Sohn.

Man ist in Frankreich immer unpopulär, wenn man die Regierung verteidigt, gleichgültig welche. Derjenige, welcher just regiert, wird gehaßt. Paul de Cassagnac, obgleich exaltirter Imperialist, wußte doch wie ein echter Mann seine Unabhängigkeit zu bewahren; nicht einmal sein Vater setzte es durch, ihn anders schreiben zu machen als nach seinem eigenen Kopf. Die Freiheit, meinte er, sei zwar ein großes Ding, aber nur die Freiheit, welche aufwärts führt, nicht die, welche nach unten zieht; das französische Volk schien ihm aber nur für diese letztere reif zu sein, und sie bedrohete die Dynastie, die er als providentiell betrachtete. Alles in ihm war Passion: Freundschaft, Indignation, Religion; er wollte sich nicht moderiren; er konnte es nicht, und seine Schelte-Lyrik in den letzten Jahren des Kaiserreichs ist noch in aller Erinnerung. Aber diese Passion Paul de Cassagnacs ist eine durchaus wahre, natürliche, ungekünstelte. Jemand hat von den französischen Journalisten behauptet, sie haben tägliche Stimulanzen nötig, um immer waffentüchtig auf dem Kampfplatz erscheinen zu können: schwarzen Kaffee, Opium, Gesundheitsschnaps und so weiter. Paul de Cassagnac verschmäht solche Reizmittel; er berauscht sich nur — in kaltem Wasser.

Eine Aufführung von Victor Hugos „Lucretia Borgia" im St. Martintheater, der ich beiwohnte, ist für mich eine jener Begebenheiten, die ich nie vergessen werde. Man wußte, als man ins Theater ging, es werde rasend protestirt werden gegen die Politik des Kaisers, und zwar werde man sich gegen die Person Paul de Cassagnacs wenden, welcher der politische Löwe des Tages war. Das Theater war überfüllt. Paul wußte, was man vorhatte; man wollte alles insultiren, was er liebte — deshalb kam er ins Theater.

Der erste Akt ging ohne Störung zu Ende, wenn man auch in der aufgeregten, erwartungsvollen Stimmung dem Stück wenig Aufmerksamkeit schenkte. Paul de Cassagnac stand im Parterre auf dem Platze, wo er vom ganzen Hause am besten gesehen werden konnte, und als fünfhundert Zischer — bezahlte? — sich plötzlich von ihren Sitzen erhoben und durch wilde Gesten deutlich genug Paul de Cassagnac als den Gegenstand ihres Hasses bezeichneten, machte er Front gegen sie und musterte sie mit unsäglicher Verachtung.

In jedem Zwischenakte wiederholten sich die Insulte. Ich saß so, daß ich den Helden des Abends vor mir hatte; er wandte seine Brust furchtlos den Feinden zu — ein Mann gegen alle. Seit jener Stunde habe ich ihn verehrend in meinem Herzen getragen. Jung und schön und sich bewußt, beides zu sein, die eine Hand unter der Weste auf seiner Brust, den südländisch flammenden Blick auf seine Angreifer gerichtet, stand er da, stark und überlegen, ein Typus männlichen Mutes.

In den Pariser Hofkreisen erweckte der junge Verwegene ein lebhaftes Interesse; die Gegenpartei duldete seine täglichen Peitschenhiebe — was wird in Paris nicht geduldet, das gut gemacht wird? — und es gab Leute, die seine brennende Polemik zittern machte.

Jetzt zittert niemand mehr vor Paul de Cassagnac; seine Sache scheint verloren. Er aber ist derselbe geblieben; von allen Dienern des Kaiserreichs ist er wohl der treueste — er kann nun einmal nicht etwas Halbes sein. Die Sage berichtet von einem Mann, dessen ganzes Eigentum ein Sperling war, und diesen Sperling, heißt es, schenkte er der Republik. Paul de Cassagnac ist ein solcher Mann.

Wenig über vierzig Jahre alt, noch von sehr stattlichem Aeußern und nach wie vor von den Frauen, die er nicht bemerkt, sehr bemerkt, soll diese Bronzeseele sich, wie man mir sagt, mehr und mehr in einen Träumer verwandeln. Das mag wohl sein. Seine Mutter war eine Kreolin, und das dolce far niente, das dem Kreolen so eigentümlich ist, macht sich mit den wachsenden Jahren vielleicht auch in Paul de Cassagnac bemerkbar. Wie aus einem Traume soll er jetzt oft plötzlich auffahren, um alsdann wie in heftigem Fieber zu arbeiten, abwechselnd Lamm und Löwe — Lamm im Schoße der Seinen, deren Liebling er ist, Löwe, sobald er für seine Ueberzeugung in die Schranken tritt. So oft Imperialisten, Legitimisten, Anarchisten sich vereinigen, um die Republik anzugreifen, sehen wir ihn auf seinem Platze. Dann wünschen wir so viel Treue wohl einer besseren Sache. Und doch — wer weiß, wer weiß? Unter der Sonne unserer Zeit ist nichts unmöglich. Als der große Napoleon Elba verließ und an der Küste Frankreichs landete, nannte der „Moniteur" ihn zuerst ein Ungeheuer, dann einen Räuber, dann einen Usurpator, und als er endlich vor den Thoren der Hauptstadt stand, da begrüßte er ihn demütig als „Seine Majestät den Kaiser".

Von Paul de Cassagnac zu Timothée Trimm, dem letzten in unserem Trifolium!

Dieser Mann amüsirte fünf Jahre hindurch unaufhörlich ganz Paris; denn obschon es hieß, er schreibe doch eigentlich nur für die Massen, wurde er — neugierig, wie die Welt nun einmal ist — von Hoch und Niedrig gelesen. Gewisse Erinnerungen verbleichen mit der Zeit, oft sehr schnell, und wenn ich mich heute frage, wie es kommt, daß die täglichen Artikel Timothée Trimms durchaus nicht zu diesen vergänglichen Eindrücken meines Gedächtnisses gehören, vielmehr zu denen, die dauernd bleiben, so ist die Antwort darauf, daß des Mannes Macht darin bestand, zu einer Zeit der Ränke und Kabalen ein durchaus reiner Charakter gewesen zu sein. Dabei war er witzig und amüsant und belehrte, während er amüsirte. Er schien frivol zu sein und war doch tief ernst; er mischte Lachen und Weinen.

Wenn er so graziös seine geistige Zucht übte, fühlte man sich gar nicht ungern getroffen. Seine kräftig spartanische Logik weckte anderen Menschen den Geschmack an ernster Sitte, und wenn er von trautem, glücklichem Familienleben sprach, dann wandelte manchen nachlässigen Familienvater auch die Lust an, fortan in seinem Daheim gut und lieb zu sein.

Es hieß, er sei im Privatleben ein Philister, und darnach sah er auch aus; er hatte ein breites, prosaisches Gesicht mit kleinen Augen, braun und lebhaft, wie die einer Maus, wie denn sein ganzes Aeußeres durchaus nicht das eines geistreichen Mannes war. Und dennoch ist und bleibt es ein Faktum, daß dieses sonderbare Menschenexemplar fünf Jahre hindurch ein Liebling der Pariser war und das Glück des bekannten „Petit Journal" ausmachte. Niemand lasse sich träumen, daß zur Führung eines hervorragenden Journals oder auch nur zur dominirenden Mitarbeiterschaft an einem solchen während der Dauer von fünf Jahren nicht eine große geistige Macht erforderlich ist. Das Petit Journal erschien anfangs in 30,000 Exemplaren, von welchen die Hälfte täglich nach Gewicht an den Kleinhandel verkauft wurde; nun begann aber Timothée Trimm jeden Tag einen langen Artikel für das Journal zu schreiben, und sofort wollte alle Welt das Blatt lesen — es hatte wie mit einem Zauberschlage plötzlich eine Auflage von 40,000 Exemplaren gewonnen.

Niemand wußte, wer dieser Timothée war, und das reizte erst recht die Neugierde. Man ging das ganze schreibende Frankreich durch, kein Mensch aber dachte an einen gewissen Leo Lespès, der einige todgeborene Romane herausgegeben hatte, und doch war der gefeierte Journalist kein anderer als eben dieser Verschmähte und Vergessene.

Alle lasen das Petit Journal, und alle liebten diesen mystischen Autor, der im Galopp schrieb und doch immer gründlich, Humorist und Sittenrichter, leicht wie ein Seiltänzer und doch schwerbewaffnet. Alphons Karr hat einmal gesagt: „Es gibt Tage, wo man Lust hat, seinen eigenen Vater totzuschlagen, um Stoff zu einem Feuilleton zu erhalten;" Monsieur Trimm aber leistete jeden Tag etwas Neues und meistens etwas Gediegenes und schlug doch seinen Vater nicht tot. Man flößte dem Besitzer des Blattes einen heiligen Schrecken ein, seinen Timothée zu verlieren; denn kein Mensch könne so anstrengende Arbeit auf die Dauer aushalten, und da der Mann ängstlicher war, seinen Timothée zu verlieren, als seinen Augapfel, schlug er ihm bald den einen, bald den andern als Hülfsarbeiter vor. Monsieur wollte aber im Petit Journal allein die erste Violine spielen. „Sterbe ich, so muß man eben zusehen, wie man mich begräbt," antwortete er lächelnd den mürrigen Ratgebern. Seine Feinde — in Paris gibt es keine Größe ohne Feinde — behaupteten, er wolle keinen schnöden Pfennig von seiner Monatlage, 3000 Franken, abgeben, er sei ein sehr sparsamer Mann. Andere wollten aber wissen, daß er abends verschwende, was er tags sich mühsam erschrieben habe.

Endlich wurde das Rätsel gelöst, wie es möglich sei, jeden Tag gründlich zu schreiben, jeden Tag wohlschmeckende und gesunde Nahrung aufzuspüren für das Volk und — das Vieh

Auf der Terrasse. Gemälde von J. Ballavoine.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Greffer in Leipzig).

hätte ich beinahe gesagt. Der Schelm hatte wohl von Molière gehört, daß dieser große Poet eine Magd besaß, welche ihrem Herrn wunderbare Dienste leistete, und somit schaffte er sich ein ähnliches Mobiliar an, das sich bald noch viel nützlicher erwies als die Molièresche Magd — einen lebendigen Katalog. Ein Frauenzimmer sich zu erziehen, das Geschichte und allerlei anderes Gripriesliches studiren mußte, um es für den Herrn jeden Augenblick parat zu haben, war ein sehr praktischer Gedanke, und es war für ihn nur Kinderspiel; denn er gehörte zu den wenigen Sterblichen, die anderen Willen und Ausdauer zu geben vermögen. Dazu gehört in erster Linie, sich selbst zu besitzen. Madame Dejardin — so hieß das Phänomen — war, als er von ihr Besitz nahm, weit über das Schonheitsalter hinaus, dabei breit und barsch, so daß man sie ihm ohne Schwierigkeit ließ.

Die anderen Zeitungen machten Timothée die glänzendsten Anerbietungen, er blieb aber seinem Petit Journal getreu, und als er nach Verlauf von fünf Jahren sich zurückzog, wurde das Blatt, das durch ihn reich geworden war, in 500,000 Exemplaren gedruckt. Selbst war er wohl auch ein reicher Mann geworden.

Wenn einer siegt, werden Tausende mit Hoffnung erfüllt, auch zu siegen wie er. Timothée Trimm hat Scharen von Nachahmern gehabt, bis zu dieser Stunde hat aber niemand seinen Platz eingenommen.

Was aus ihm geworden, nachdem er die Feder niedergelegt, habe ich nicht erfahren; er schlafe auf einer „Matratze von Banknoten" wurde eines Tages von einem eifrigen Zeitungsleser behauptet, der ärgerlich über dem Petit Journal gähnte, weil es plötzlich, das heißt seit Timothée Trimms Rücktritt von demselben, alles Salz eingebüßt habe.

Begegnet bin ich dem berühmten Mitarbeiter des Petit Journal nur ein einzigesmal, und zwar im Theater. Leute, welche behaupten, sich auf Physiognomien zu verstehen, versicherten mir, er habe ein höchst pikantes Gesicht, was ich indessen absolut nicht entdecken konnte. Ich mache einen Unterschied zwischen dem, was ich sehe, und was man mir sagt. Viele werden das freilich in einen Topf.

Friedrich Freiherr von Beck,

k. k. Feldzeugmeister-Lieutenant, Chef des Generalstabs des österreichisch-ungarischen Heeres.

Der Chef des österreichischen Generalstabs, welcher die hohe, verantwortungsvolle Stellung, die er einnimmt, seinen hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Charakters, wie seiner gediegenen militärischen Bildung verdankt, ist von Geburt ein Badenser. Er wurde am 31. März 1830 in Freiburg im Breisgau als der Sohn eines angesehenen Arztes und Operateurs geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, welcher Professor an der Freiburger Universität und geheimer Hofrat gewesen, absolvirte Beck die Gymnasialstudien in der Hauptstadt seines Heimatlandes. Schulkollegen, die heute im Badischen angesehene Aemter einnehmen, erinnern sich noch gern des frischen, geistig aufgeweckten Jünglings, der sich schon damals durch rasche Auffassungsgabe hervortat und in seiner Klasse als guter Kamerad beliebt war. Ein gleichnamiger Oheim von ihm,

der zu jener Zeit Hofrat beim Hofkriegsrat in Wien war, brachte den jungen Mann, der eine ausgesprochene Vorliebe für den Soldatenstand zeigte, nach Oesterreich und bewirkte seine Aufnahme in die Pionierschule zu Tulln, aus welcher eine Reihe militärischer Kapazitäten hervorgegangen sind.

Nachdem Beck im Jahre 1848 zu einem Infanterieregiment versetzt worden, in dem er zum Unterlieutenant avancirte, ward er im nächsten Jahre zu seiner Stammwaffe, dem Pioniercorps, zurückversetzt. Den Feldzug in Ungarn 1848 machte er als Infanterieoffizier, die Belagerung von Venedig als Generalstäbler mit. Von großem Einfluß auf seine künftige Laufbahn war die Zuteilung zu dem Generalstabschef Feldmarschall Baron Heß. Sie erfolgte im Jahr 1855, nachdem Beck zum Hauptmann zweiter Klasse im Generalquartiermeisterstab befördert worden. In den drei Jahren, welche er in der unmittelbaren Nähe des Marschalls zugebracht, der als sein eigentlicher Lehrmeister in den höheren militärischen Wissenschaften angesehen werden kann, gelang es ihm, das Vertrauen dieses ausgezeichneten Feldherrn in vollem Maß zu erwerben.

Der Feldzug von 1859 bot ihm Gelegenheit, seine militärischen Fähigkeiten in glänzender Weise zu erproben. Als Generalstabschef der Brigade Reischach zeichnete er sich zunächst in dem Gefecht von Candia durch seine mit großer Umsicht getroffenen Dispositionen aus, die sein Chef rückhaltlos anerkannte, worauf ihm vom Kaiser das Militärverdienstkreuz verliehen ward. Bei Magenta nahm er an dem von seiner Brigade unternommenen Sturme teil; derselbe, mit großer Unerschrockenheit unternommen, schien eben einen glänzenden Erfolg zu verheißen, da fielen General Baron Reischach, Hauptmann Beck und der Brigadeadjutant Lieutenant (jetzt Major) Bayerer fast gleichzeitig, von feindlichen Kugeln getroffen. Der schwerverwundete Generalstabsoffizier erhielt für die außerordentliche Tapferkeit, die er vor dem Feinde bewiesen, den Orden der eisernen Krone III. Klasse.

Nach dem Feldzug ward Beck zunächst der Bundesmilitärkommission in Frankfurt a. M. als Protokollführer zugeteilt. Hier lernte er die Tochter des als Feldmarschall-Lieutenant verstorbenen Militärgouverneurs von Mainz, Baron Ritzonski kennen und vermählte sich bald darauf mit diesem letzten Sprößling einer alten mährischen Adelsfamilie. In den Jahren 1861 bis 1863 kam er als Major und Flügeladjutant wieder zu dem Feldmarschall Baron Heß, auf dessen warme Empfehlung seine Zuteilung zu der Generaladjutantur des Kaisers erfolgte. In dieser hohen Vertrauensstellung avancierte er rasch nacheinander zum Oberstlieutenant und Obersten und führte mehrere schwierige Missionen, insbesondere 1866 zur Nordarmee, mit großer Umsicht

Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Freiherr von Beck.

und besonderem Takt aus. Im nächsten Jahr ward er zum Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers, 1873 zum Generalmajor und 1874 zum Generaladjutanten und Geheimrat ernannt.

Diese Würden brachten ihn fast durch zwanzig Jahre in fortwährende persönliche Berührung mit dem Monarchen, als dessen Berater und militärischer Vertrauensmann er galt, den er im Jahr 1869 auf seiner Orientreise, wie bei vielen anderen Reisen, bei Manövern und Jagdausflügen begleitete. Während dieser Epoche vollzog sich die Heeresreorganisation, die Reform des Generalstabs, der technischen Truppen und des militärischen Bildungswesens, worauf Beck in seiner Sphäre den thätigsten und fördernden Einfluß nahm. Nach der Occupationscampagne von 1878 ward er nach Bosnien und der Herzegowina entsendet, um dem Kaiser aus eigener Anschauung über die Lage in diesen beiden Ländern Bericht zu erstatten.

Als er im Jahr 1881 aus seiner bisherigen Stellung schied, um an die Spitze des Generalstabs zu treten, drückte ihm der Monarch in rührender Weise durch sinnige Erinnerungsgaben seine Huld und Anerkennung aus. Beck trat seinen neuen, schwierigen Wirkungskreis als Feldmarschall-Lieutenant an. In den wenigen Jahren, die er als Chef des Generalstabs thätig ist, hat sich sein gedeihlicher Einfluß auch in diesem Corps durch reges Schaffen und eifriges Streben nach Fortschritt geltend gemacht und ihm — vorläufig auf den Manöverfeldern — wiederholtes Lob des obersten Kriegsherrn, wie des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht eingetragen.

Beck ist eine durch seine persönliche Liebenswürdigkeit allgemein beliebte und ob seiner trefflichen Charaktereigenschaften, seiner militärischen Befähigung und unermüdlichen Thätigkeit hochgeachtete Persönlichkeit. Dabei ist er von dem Ernst seiner Aufgabe vollständig durchdrungen und besitzt, bei aller Schneidigkeit und Entschlossenheit vor dem Feind, die für seinen Beruf unentbehrliche Ruhe und Ueberlegung. Schon sein Aeußeres, das sofort den feinen Weltmann erkennen läßt, verrät in den sympathischen Gesichtszügen ein kluges, gescheites Wesen. Beck wurde infolge seiner Auszeichnungen erst in den Ritter-, dann in den Freiherrenstand erhoben und kürzlich vom Kaiser in das Herrenhaus berufen, wobei vorwiegend auf seinen militärischen Rat gerechnet worden sein mag. Außer den früher erwähnten Dekorationen besitzt er heute den Orden der eisernen Krone und den Leopoldsorden I. Klasse (Großkreuz) und ist Inhaber des 47. Infanterieregiments.

Sein älterer Bruder bekleidet in der deutschen Armee, im Großherzogtum Baden, die angesehene Stellung eines Generalstabsarztes und gilt in militärärztlicher Hinsicht als Autorität. Schon unter Marschall Moltke bereiste er, wie auch Hackländer erzählt, die Schlachtfelder Italiens und legte dort den Grund zu seinen ausgedehnten praktischen Fachkenntnissen. So wirken heute zwei Söhne einer Familie in segensreicher Weise in den Heeren zweier verbündeter Reiche.

C. v. Z.

Sanct Michael in Cornwall (England). Nach einem Gemälde von Theodor Weber.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Zehntes Kapitel.

Dumpfe Gerüchte über außerordentliche, wundersame Vorgänge durchschwirrten die Residenz und in allen Kreisen der Hofgesellschaft teilte man sich flüsternd mit, was man erfahren hatte und was man wissen wollte, wobei dann freilich auch die mehr oder weniger boshafte Erfindung ihre sehr hervorragende Rolle spielte.

Graf Hilburg und Herr von Ribenau hatten sich geschlagen, das wußte man genau, und das wurde selbst von den Freunden der beiden nur mit einer Miene abgeleugnet, welche eigentlich ein Zugeständnis war.

Die Forderung war sehr ernst gewesen, und doch hatten die Sekundanten selbst wie deren Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit versichert, von dem eigentlichen Grunde derselben keine Kenntnis zu haben.

Graf Hilburg hatte die Forderung ohne jede nähere Erörterung gestellt und sie war ebenso ohne jede Bemerkung angenommen worden. Weitere Auseinandersetzung hatte nicht stattgefunden. Ein Verständigungsversuch war von beiden Seiten als überflüssig ausgeschlossen worden.

Ribenau hatte einen Schuß durch die Mütze erhalten und beim zweiten Kugelwechsel Hilburg am rechten Arm verwundet, so daß dieser die Waffe nicht mehr führen konnte. Dennoch hatte er den Kampf fortsetzen wollen, allein die Sekundanten hatten es verweigert, zu fungiren und die Beendigung des Duells verlangt.

Das war der Thatbestand, den man aus halben Andeutungen und Zugeständnissen derer, die um die Sache wußten, zusammenstellte.

Graf Hilburg war dann sogleich nach seinem Schloß abgereist. Die Fenster seiner Stadtwohnung waren verhängt, und jedermann konnte von dem Portier erfahren, daß sein Herr sich in Hilburgshausen befinde, um die Wirtschaftspläne mit seinem Verwalter festzustellen.

Man wußte, daß der erste Arzt der Stadt mehrfach nach Hilburgshausen hinausgefahren war.

Die höchsten Herrschaften selbst hatten sich bei demselben nach dem Befinden des Grafen Hilburg erkundigt, und man hatte dann auch gehört, daß der Doktor die Auskunft erteilt, der Graf befinde sich durchaus nicht in Gefahr und werde in kurzer Zeit hergestellt sein.

Ribenau zeigte sich überall; sein ganzes Wesen war unveränderlich; er unterhielt sich leicht und heiter mit aller Welt und wies auch die allerentferntesten und vorsichtigsten Anspielungen auf das Vorgefallene kalt und schroff zurück.

Diese Zurückhaltung, welche ja für ihn als Nächstbeteiligten eine Ehrenpflicht war, fand allgemeine Anerkennung und trug noch mehr dazu bei, den jungen Offizier mit einem Nimbus der Ritterlichkeit zu umgeben.

War man nun auch über das Ereignis selbst durch die Zusammenstellung der einzelnen Mitteilungen unterrichteter Personen so ziemlich im klaren, so blieb doch die Veranlassung desselben in einem vollständigen Dunkel, welches die allgemeine Neugier auf die Folter spannte.

Niemand konnte die geringste Auskunft darüber geben, warum und bei welcher Gelegenheit Herr von Ribenau und Graf Hilburg so scharf aneinander geraten seien, wie es doch nach der ernsten Forderung, die nur durch einen besondern Zufall keine tragische Wendung genommen hatte, der Fall sein mußte.

Die Sekundanten selbst kannten diese Ursache nicht oder beobachteten darüber das unverbrüchlichste Schweigen.

Wohl war es bekannt, daß Käthchen Rautenstein, welche ja sonst das Bild der glücklichsten Gesundheit darbot, gerade von dem Tage des Rencontres zwischen Ribenau und Hilburg an so ernstlich krank geworden war, daß sie nicht ausging und auch für die Freunde des Rautensteinschen Hauses nicht sichtbar war.

Auf die angelegentlichste Erkundigung hörte man, daß sie eine heftige Grippe sich zugezogen habe, was auch der Arzt bestätigte.

Gefährlich konnte die Krankheit nicht sein, denn der Kammerherr von Rautenstein zeigte sich überall heiter und lachend wie immer.

Frau von Rautenstein aber war wenig sichtbar, und ihre näheren Bekannten erzählten, daß sie für ihr ziemlich gleichgiltiges und wenig sentimentales Naturell eine außergewöhnliche Besorgnis zeige.

Da nun sowohl Ribenau als Hilburg zu den näheren Freunden des Rautensteinschen Hauses gehörten, da die Gesellschaftschronik der Residenz beide bereits mit Käthchen in Verbindung gebracht hatte, so lag die Vermutung nahe, daß ihre so plötzliche und geheimnisvolle Erkrankung mit dem sensationellen Tagesereignis im Zusammenhang stehe, doch fand man nicht den leisesten Anhalt über irgend welche Vermutung, ob Käthchen etwa die Veranlassung zu einem Duell zwischen zwei Nebenbuhlern geworden war oder ob sie vielleicht infolge ihrer zärtlichen Teilnahme für den einen oder den andern der beiden Gegner erkrankt sei.

Auch Fräulein Blangini brachte man mit den Ereignissen in Verbindung; es fanden sich Personen, welche den Grafen Hilburg das Haus der Künstlerin hatten betreten sehen, und wieder andere, welche an demselben Tage bemerkt hatten, daß auch Ribenau dorthin gegangen war.

Es war natürlich, daß Fräulein Blangini der Gegenstand einer mehr oder weniger zarten und diskreten Ausforschung wurde, aber alle Mühe, welche man sich gab, war vergebens, denn die schöne Kunstreiterin brach jedes Gespräch über den alle Welt beschäftigenden Gegenstand in fast unartiger Weise ab; sie zeigte überhaupt — ganz entgegen ihrer sonstigen Weise — eine ernste, fast finstere und schwermütige Miene, erschien weder im Tattersall noch auf der Promenade, sondern einzig und allein bei den Vorstellungen im Zirkus, so daß man auch ihr gegenüber wieder in völligem Dunkel darüber blieb, ob sie mit dem Anlaß zu jenem geheimnisvollen Duell in irgend einer Verbindung stehe oder ob nur ihre Teilnahme für den verwundeten Grafen Hilburg, an dem sie ja stets ein so lebhaftes Interesse gezeigt, der Grund ihrer Traurigkeit und Zurückgezogenheit sei.

Auch von der Gräfin Heltenberg war keine Auskunft zu erlangen trotz ihrer sonst oft so rücksichtslosen Offenheit, mit der sie auch die zartesten Angelegenheiten zu behandeln pflegte. Wo sie erschien, zeigte sie sich ganz in der alten Weise, doch sah man sie wenig, denn sie war fast den ganzen Tag in dem Rautensteinschen Hause. Auf die teilnehmenden Fragen nach Käthchens Befinden antwortete sie kurz, daß die Sache nichts zu bedeuten habe, wich dann aber jedem weitern Gespräch über die alle Welt so hoch interessirende Frage ebenso bestimmt aus, als dies seinerseits Herr von Ribenau und Fräulein Blangini thaten, so daß der dunkle Schleier, den alle Welt so eifrig zu lüften trachtete, sich nur immer mehr verdichtete.

Während so die ganze Gesellschaft der Residenz sich mit einem Problem beschäftigte, das durch seine Unlösbarkeit immer höhern Reiz gewann, befand sich Käthchen in der Einsamkeit ihres Zimmers, das durch die dicht herabgelassenen Vorhänge in einer matten Dämmerung gehalten wurde und von dem man jedes Geräusch auf das Sorgfältigste fern hielt.

Sie war in der That kränker, als man es die Welt wissen ließ. In heftigem Fieber war sie nach der verhängnisvollen Scene nach Hause zurückgekehrt, und nur mit großer Mühe hatte der Arzt, unterstützt durch die gesunde und kräftige Natur des jungen Mädchens, eine schwere Nervenkrankheit abgewendet.

Die Gräfin Heltenberg hatte ihrer erschrockenen Schwester erzählt, daß sie Käthchen zu Fräulein Blangini mitgenommen, um sich von ihr den Schmutt eines Reitkleides zu holen, daß dort eine heftige Scene zwischen Ribenau, für den sich Käthchen seit lange interessire, und Hilburg stattgefunden habe, durch welche ihre Nichte so schwer erschüttert und erregt worden sei. Hilburg, so fügte sie hinzu, habe sich dann völlig überzeugt, daß er sich keine Hoffnung auf Käthchens Neigung mehr machen könne, und da auch das Duell zwischen ihm und Ribenau ohne ernste Folgen geblieben, so sei das alles eigentlich ein Glück, das allen Verlegenheiten ein Ende mache und Käthchens Zukunft auf eine ihrem Herzen entsprechende Weise klar stelle.

Frau von Rautenstein hatte sich mit dieser Erzählung ihrer Schwester vollkommen begnügt, obgleich dieselbe wohl noch zu einigen Fragen nach weiterer Aufklärung hätte Veranlassung geben können. Sie hatte zwar für Käthchen an Hilburg als die glänzendste Partie des Landes gedacht, aber sie gab diesen Gedanken ruhig und ohne Verstimmung auf; hatte sie doch vor Hilburgs Rücktritt Ribenau schon gewissermaßen als den künftigen Schwiegersohn betrachtet, und sie nahm um so lieber die nun ohne ihre Einmischung erfolgte Lösung an, als Ribenau ihr durch langgewohnten Umgang bequem war, während sie vor Hilburg immer eine gewisse fremde Scheu empfand.

Als die Gefahr für Käthchen beseitigt war, gab sie sich gern für einige Tage einer behaglichen, indolenten Ruhe hin und überließ der Gräfin Heltenberg den Platz in dem Krankenzimmer ihrer Tochter.

Rautenstein selbst, obgleich er sich fortwährend in seiner gewohnten Weise in der Gesellschaft bewegte, wußte von allen Gesprächen und Vermutungen, welche dieselbe in Aufregung erhielten, nichts.

Wohl hatte er die Thatsache des Duells zwischen Ribenau und Hilburg erfahren, er hatte Ribenau nach der Ursache gefragt und dieser zwar auch ihm ziemlich kurz und zurückhaltend geantwortet, doch aber eine Andeutung hingeworfen, nach welcher Rautenstein vermuten mußte, daß Fräulein Blangini die Veranlassung zu der Differenz gewesen sei. Er hatte sich dann nicht weiter darum gekümmert und sein gewohntes Leben ruhig fortgesetzt.

Er besuchte einmal am Tage seine Tochter, erfuhr hier, daß es besser gehe, und war sehr froh, das Krankenzimmer nach einigen teilnehmenden Worten wieder verlassen zu können.

Niemand redete ihn natürlich in Betreff der Vermutung an, welche man über den Zusammenhang seiner Tochter mit der vielbesprochenen Tagesfrage hegte, und so hatte er denn nach einigen Tagen die ganze Sache fast vergessen.

Die Gräfin Heltenberg war unermüdlich in der Pflege ihrer Nichte. So lange die Fieberhitze bei derselben anhielt, war sie nur darauf bedacht, die Vorschriften des Arztes pünktlich zu erfüllen; sie sprach mit der Kranken, welche häufig halblaute Worte flüsterte und dann stumm und starr vor sich hinsah, niemals von der Vergangenheit, sondern suchte durch leichtes, heiteres Geplauder sie von ihren Gedanken oder Phantasien abzuziehen. Auch als Käthchen nach einigen Tagen in voller Genesung begriffen war, verharrte die Gräfin in ihrer Zurückhaltung.

Sie hatte mehrmals schon einen eigentümlich forschenden Blick des jungen Mädchens bemerkt und wartete auf Käthchens Frage.

Bald sollte ihre Erwartung sich erfüllen.

„Was ist geschehen," fragte Käthchen wie mit einem plötzlichen Entschluß, „an jenem unglücklichen Tage? Du weißt wohl, als ich mit Dir bei der Blangini war! O, wäre ich nicht dorthin gegangen!"

„Ribenau und Hilburg hatten eine heftige Scene mit einander," erwiderte die Gräfin im ruhigsten Ton, als ob sie von der gleichgiltigsten Sache der Welt spräche.

„Ich weiß, ich weiß!" rief Käthchen; „welch unseliges Mißverständnis! — und weiter?"

„Hilburg hat mit Verachtung von Dir gesprochen, Ribenau konnte das nicht dulden, sie haben sich geschlagen — fast ist Ribenau getötet — die Kugel durchdrang seine Mütze."

„Und Hilburg?" fragte Käthchen atemlos.

„Ribenau hat ihn durch den Arm geschossen, er läßt seine Wunde in Hilburgshausen heilen."

„Verwundet — um meinetwillen!" sagte Käthchen mit unbeschreiblich schmerzvollem Ton, indem sie ihre Hände faltete und den Kopf auf die Brust sinken ließ.

Die Gräfin schien dies nicht zu beachten.

„Und damit ist die Sache aus," sagte sie. „Ribenau hat sich in der That herrlich benommen; er hat sein Leben für Dich eingesetzt, ohne daß er dazu irgend eine äußere Verpflichtung hatte."

„Die Sache ist aus," wiederholte Käthchen in dumpfem Ton, ohne ihren Kopf wieder aufzurichten; „ja, ja, sie ist aus! Was soll da noch kommen?"

„Und doch," sagte die Gräfin, indem sie Käthchens Hand ergriff, „darf es nicht ganz aus sein. Alles läßt sich ins Gleiche bringen, Du kannst noch glücklich werden; alle Gespräche werden schnell verstummen, selbst Hilburg wird es nicht mehr wagen dürfen, Dich nur mit einer Miene zu beleidigen —"

„Er mich beleidigen!" flüsterte Käthchen schaudernd, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte; „o, wie hat das so kommen können!"

Die Gräfin betrachtete prüfend Käthchens bleiches Gesicht, als wolle sie sich über die Wirkung des Gesprächs vergewissern. Dann rückte sie näher zu ihrer Nichte heran, faßte wieder zärtlich deren Hand und sagte:

„Höre mich an, Käthchen! Das alles ist nicht schlimm und löst sich in einem Augenblick auf; Ribenau liebt Dich, Du warst ihm gewogen —"

Ein Schauer flog durch Käthchens zusammengeschmiegte Gestalt.

„Du warst ihm gut," fuhr die Gräfin fort, „ich habe mich nie darüber getäuscht, und wenn auch vielleicht Hilburg für einen Augenblick Erinnerungen an die Kindheit in Deinem Herzen wieder aufsteigen ließ, so muß das doch jetzt wohl ganz vorüber sein, nachdem er sich so schlecht gegen Dich betragen —"

„Schlecht gegen mich betragen," sagte Käthchen kopfschüttelnd, — „was muß er von mir gedacht haben!" setzte sie leise flüsternd hinzu, — „und es ist unmöglich, so ganz unmöglich, daß er die Wahrheit erführe — ich würde sie ja selbst nicht glauben, wenn man sie erzählte —"

Die Gräfin hatte Käthchens Worte nicht gehört oder achtete nicht auf dieselben.

„Ribenau aber," fuhr sie fort, „Ribenau hat Dir seine Liebe bewiesen — in ritterlicher Weise ist er für Dich eingetreten, ihm bist Du wohl den Lohn schuldig, den er ersehnt; und dann bedenke es wohl, die ganze Sache hat Aufsehen erregt — Du bist kompromittirt — für immer kompromittirt, wenn nicht eine schnelle Verbindung mit Ribenau alles Vorgefallene verschwinden läßt."

„Kompromittirt?" fragte Käthchen, — „was kümmert mich das!" und mit einem Ausdruck von wildem Trotz warf sie den Kopf zurück.

„Kind, Kind, bedenke, was Du sagst!" erwiderte die Gräfin, „bedenke Deinen Vater und Deine Mutter! Du hast kein Recht, in kindischem Eigensinn ihre Stellung in der Gesellschaft zu vernichten. Bedenke doch, daß Ribenau Dich liebt — bedenke, was er für Dich gethan hat!"

Käthchen war wieder in sich zusammengesunken.

„Verloren!" flüsterte sie leise; „verloren — es ist alles verloren — was liegt an dem übrigen —"

„Nun, Käthchen, hast Du's bedacht?" fragte die Gräfin; „ein Wort, und diese ganze häßliche Geschichte ist vergessen — die flüsternden Stimmen der Bosheit müssen verstummen und Du wirst — wie alle werden glücklich sein."

„Thut, was ihr wollt," sagte Käthchen, die starren Blicke auf den Boden geheftet, „thut, was ihr wollt! Das Schicksal muß ja ertragen werden — das Leben, wie es auch kommen mag, muß ausgehalten werden —"

„Du bist mein gutes Kind!" rief die Gräfin, indem ein Strahl triumphirender Freude in ihren Augen aufblitzte; „Du wirst glücklich sein und Deinen flüchtigen Traum vergessen, der des Bedauerns nicht wert ist."

Sie drückte Käthchen sanft in die Kissen ihres Ruhebettes zurück und eilte hinaus.

Sie hatte eine lange Unterredung mit ihrer Schwester; dann schickte sie Ribenau ein Billet.

Er kam, als auch Rautenstein von seiner Morgenpromenade zurückgekehrt war.

Dieser war verwundert über die Eröffnungen, welche die Damen ihm machten; aber gewöhnt, in allen häuslichen und Familienangelegenheiten seiner Frau und seiner Schwägerin freie Entscheidung zu lassen, reichte er Ribenau die Hand und sagte:

„Nun, es freut mich, lieber Freund, daß wir uns noch näher kommen. Die Rolle Ihres Vaters wird mir freilich ein wenig komisch vorkommen," fügte er lachend hinzu, „aber was ist dagegen zu machen? Man wird alt," sagte er halb scherzend, halb wehmütig mit einem flüchtigen Seitenblick in den Spiegel.

Die Gräfin Heltenberg führte ihre Schwester und Rautenstein zu Käthchen. Ribenau folgte.

Käthchen schien wie träumend. Sie hörte kaum, was man zu ihr sagte. Sie schien es kaum zu sehen, daß Ribenau kam, ihre Hände küßte und ihr zärtliche Worte sagte. Als sie endlich, wie aus weiten Fernen zur Wirklichkeit zurückkehrend, die Umstehenden ansah und nun Ribenau zu ihren Füßen erblickte und seine Liebesworte hörte, verbarg sie leise schluchzend ihr Gesicht in den Händen. Die Gräfin drängte alle hinaus, da Käthchen der Ruhe und Schonung bedürfe. Lange saß sie noch bei dem still weinenden Mädchen, ihr von einer glücklichen Zukunft sprechend, ohne daß ihre Worte den Weg zu Käthchens Herzen zu finden schienen.

*

Die Verlobung wurde noch nicht proklamirt, denn Käthchen erholte sich nur langsam von ihrer schweren Nervenerschütterung. Sie blieb in ihrem Zimmer und verweigerte auch, Ribenau zu sehen.

„Ich habe ja gethan, was ihr gewollt," antwortete sie auf die Vorstellungen der Gräfin Heltenberg, „ich habe das Opfer gebracht, das ihr von mir gefordert, laßt mir nun die Zeit, die ich bedarf, um mich mit mir selbst zurechtzufinden!"

Sie blieb unerschütterlich bei ihrem Willen.

Die Gräfin wagte nicht, noch weiter in sie zu dringen und die Saiten zu straff zu spannen.

Auch Ribenau fügte sich ohne Widerspruch und sichtbaren Unmut in Käthchens Willen.

„Wir haben ja eine lange Zukunft des Glücks vor uns," sagte er, „und daher kann ich wohl mit leichtem Herzen jetzt den Anblick des geliebten Mädchens entbehren, um ihrer Gesundheit völlige Wiederherstellung zu gönnen."

So war denn alles im Rautensteinschen Hause äußerlich zur vollen Zufriedenheit geordnet.

Frau von Rautenstein war ganz glücklich, daß die Unruhe und Aufregung, welche sie einen Augenblick bedroht hatten, vorübergegangen waren, und freute sich der Aussicht auf ein gleichförmig dahinfließendes Leben, bei welchem sie von der Sorge um ihre Tochter nicht mehr beunruhigt werden würde.

Auch Herr von Rautenstein war vollständig mit dem Geschehenen zufrieden; er hatte freundschaftliche Zuneigung für Ribenau, und die Verheiratung seiner Tochter bot ihm die Aussicht, sich noch unbehinderter durch häusliche Rücksichten seinem Garçonleben hingeben zu können.

(Schluß folgt.)

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Ueberblick.

Die hundertste Wiederkehr des Wonnemonats seit jenem Mai, in dessen Verlauf die damals noch im Flügelkleide erscheinende akademische Kunst in Berlin zum erstenmal ihre Schwingen vor der Oeffentlichkeit entfaltete, hat sich in der That zu einem Ereignis für die inzwischen zur Reichshauptstadt gewordene preußische Metropole gestaltet. Es mußte zwei interessante Gegenbilder geben, konnte man jene erste Ausstellung der neubegründeten Berliner Akademie vom Frühjahr 1786 mit der nunmehr eröffneten unmittelbar vergleichen. Wie seltsam würde uns das zopfig verschnörkelte und dabei doch gelegentlich mit höfischer Eleganz bemäntelte Wesen der damaligen Kunst in dieser und jener seiner Erscheinungen anmuten, und dennoch würden wir wieder so manche fast zur Verwechslung reife Aehnlichkeit mit der Kunstweise unserer heutigen Tage erblicken. Ja, wenn wir die mittelste der drei Verhallen betreten, die, in einer Flucht neben einander gelegen, den zum Kunsttempel umgeschaffenen Glas- und Eisenpalast am Lehrter Bahnhof in Berlin eröffnen, und durch diese Mittelhalle in den eigentlichen festlichen Empfangssaal vorschreiten, so müssen wir gestehen, daß in diesen für den gegenwärtigen Zweck architektonisch völlig neu ausgestatteten Räumen die Kunst des Rokoko ihre vollste, mutwilligste Auferstehung gefeiert hat. Alles ist hier zur üppig rankenden Arabeske geworden, bis hinaus auf die schlanken Figuren der vier hoch aufgehobenen Fischengruppen, welche die abgeschrägten Ecken der mittleren Verhalle füllen. Und dieser Eindruck der Neubelebung des Rokoko setzt sich fort, wenn wir von dem glänzenden Festsaal aus einen Blick durch die lange Reihe der nunmehr in einer der Längenachse des Gebäudes entsprechenden Flucht sich an einander reihenden mittleren Oberlichtsäle werfen. Jeder dieser Säle, mit einer einzigen, später gefundenen Ausnahme, charakterisirt sich äußerlich auf den ersten Blick durch eine in seiner Mitte aufgestellte plastische Figur oder Gruppe, meist im Rokokosaalmaßstab und so kühn als möglich emporgetürmt. In der Lebhaftigkeit der Bewegungen bis an die äußerste Grenze des Möglichen und Zulässigen zu gehen, ist hier das vorherrschende Bestreben, gerade wie es bei den Plastikern des vorigen Jahrhunderts in der Uebung war.

Doch vertagen wir für heute die Betrachtung des einzelnen, um über die Gesamtheit eine schnelle, wenn auch zunächst nur das Wichtigste zusammenfassende Uebersicht zu erhalten.

An den Wänden jener Mittelsäle entfaltet sich in hunderten von Bildern größeren und kleineren Maßstabs die Malerei, vornehmlich des deutschen Reiches. Von den weiteren Oberlichtsälen, die rechts und links angrenzen, ist einer der österreichischen, ein zweiter der englischen, ein dritter vorzugsweise der belgischen Kunst gewidmet, und diese dreifachen Bestimmungen setzen sich jenseits auch in die in äußerer Linie angrenzenden Kabinette fort. Andere Nationalitäten, namentlich auch die skandinavischen, sind in kleineren Komplexen oder vereinzelt vertreten. Die Beteiligung Englands in so gerundeter Weise wie hier ist eine Seltenheit bei deutschen Ausstellungen und um deswillen ein besonderer Anziehungspunkt dieser Jubiläumsausstellung. Einer besonders Beobachtung, die sich bei dieser Gelegenheit aufdrängt, sei hier gleich gedacht. In England blühte bekanntlich die Aquarellmalerei zu einer Zeit, da sie in anderen Kunstländern und namentlich auch in Deutschland sehr vernachlässigt war. Die „Gesellschaft der Maler in Wasserfarben" hat in London schon vor Jahrzehnten eine maßgebende Rolle gespielt, während bei uns damals das Aquarell sehr hintangesetzt wurde. Heute ist das bereits anders geworden. Nachdem zuerst die Länder romanischen Sprachstammes, namentlich Italien und Spanien, dem Beispiel Albions gefolgt sind und der Wasserfarbenmalerei eine besondere sorgsame Pflege gewidmet haben, lenkt nun auch die deutsche Kunst gelegentlich mehr und mehr in ähnliche Bahnen ein. In den langen Reihen der Seitenlichtkabinette, die links und rechts die Oberlichtsäle begrenzen und in deren einer die Architektur ihren Platz gefunden hat, während die andere den vervielfältigenden Künsten und der Aquarellmalerei gewidmet ist, feiert auch die deutsche Wasserfarbentechnik so manchen Triumph, der sich teil mit den Erfolgen ausländischer Nebenbuhler in diesem Fache messen kann.

Der letzterwähnten Abteilung, die dazu bestimmt ist, eine gedrängte Uebersicht über die Entwickelung der Kunst innerhalb der letztverflossenen hundert Jahre zu geben, ist nur ein verhältnismäßig geringer Raum gewidmet. Dagegen ist des Kunstgewerbe in seinen höheren und besonders zierlichen Erscheinungen, die sogenannte Kleinkunst, in ziemlich ansehnlicher, wenn auch räumlich nicht eben allzu sehr ausgedehnter Weise vertreten. Dem anfänglich von so mancher Seite angefeindeten, bald aber zur vollen thatsächlichen Anerkennung gelangten Vorgange von München folgend, hat man nicht nur die Plastik, sondern auch die Kleinkunst im Wesentlichen nicht in geänderten Räumen untergebracht, vielmehr die eine wie die andere in die großen und kleinsten Gemäldesäle eingeteilt, wo sie einerseits dazu dienen, das Gesamtbild zu beleben und mannigfaltig zu gestalten, andererseits als anmutige Zeile eines solchen vielgliedrigen Gesamtbildes selbst gewinnen und zu um so erfreulicherer Wirkung gelangen. Das Auge verlangt nach Abwechslung und ist innerhalb einer großen Kunstausstellung, wo ihm ohnedies außerordentliche Anforderungen gestellt werden und eine gewisse Einförmigkeit neben der überwältigenden Menge des zu Ueberschauenden unvermeidlich ist, doppelt dankbar, wenn ihm wenigstens das zu bewältigende Material in möglichst abwechslungsvoller Gruppirung vorgeführt wird. In diesem Sinne wirken auch die kleinen Sonderkabinette, die wie halbvertiefte, lauschige Boudoirs in der Reihen der großen Säle eingestreut und vorzugsweise der Entfaltung einzelnstehender Kleinkunst gewidmet sind, als äußerst angenehme Unterbrechungen, an denen sich Augen und Sinn erfrischen, — nicht zu vergessen der sinnreich eingebauten gotischen Kapelle, in welcher die Werke der kirchlichen Kleinkunst aufgestellt wurden. Hat Berlin nicht nur hinsichtlich solcher Beiziehung der gewerblichen Kunst, sondern auch in der ganzen Art der Herrichtung des ursprünglich für die Hygieneausstellung erbauten Glaspalastes für die Zwecke der Kunstausstellung sich den Vorgang Münchens mit bestem Erfolg zu Nutzen gemacht, so erinnert es sich nach einer andern Richtung hin im gegenwärtigen Fall eines großen Vorgangs vor Jahrzehnten, den es in reichstem Maße ausgebeutet hat. Während der Münchener Glaspalast zwischen das Straßennetz und den botanischen Garten eingezwängt liegt und es die dortigen Kunstausstellungsleiter nicht geringe Anstrengungen kostete, für die Einrichtung der letzten daselbst stattgehabten internationalen Kunstausstellung nur eine ganz kleine Ecke unbedeckten Raumes für Wirtschafts- und Erholungszwecke herauszuschlagen, verfügt der Berliner Glaspalast über ein bedeutendes ihm zugehöriges Areal, das schon bei früheren Gelegenheiten mehrfach in vorteilhaftester Weise ausgebeutet worden ist. Nicht nur jeder Berliner, sondern auch jeder, der in den letzten Jahren einmal Berlin zur Sommerzeit besucht hat, kennt die reizenden Gartenanlagen, die sich vor dem Glaspalast hindehnen und die man nicht unterlassen hat, jetzt eigens mit außerlesenen plastischen Kunstwerken zu schmücken, sowie jenen ganz ansehnlichen Flächenraum jenseits der das Ausstellungsgebiet überschreitenden Stadtbahn, der von kleinen Teichanlagen unterbrochen ist, und dem der Volksmund alsbald den Namen des „nassen Dreiecks" aufgetrieben hat. Dieses Terrain ist nunmehr zum „klassischen Dreieck" umgewandelt worden. Als einen Hinweis auf die reichen Eroberungen an Werken antiker Kunst, die Berlin in dem seit Gründung seiner Akademie verflossenen Jahrhundert gemacht, hat man hier zwei Tempelfronten errichtet, deren Anblick uns mitten in die Zeiten der altklassischen Kunst zurückversetzt. Einerseits winkt uns ein ägyptischer Tempel mit seinen mächtigen, nach oben sich verjüngenden Pylonen und Mauerbauten. Seine aufgedeckten Wandflächen sind von oben bis unten mit jenen farbigen, reliefartigen Gestaltungen bedeckt, welche die Anfänge zugleich der Bildhauerkunst und der Malerei, soweit sie geschichtlich nachgewiesen sind, bezeichnen. Es liegt eine kindlich rührende naive Kunstfreudigkeit in diesen schlichten Profilgestalten mit ihren vertieften Umrissen und dem erst innerhalb dieser Vertiefung zart ausgearbeiteten Flachreliefe, sowie in der primitiven Bemalung, die sich mit breit hingesetzten, aber nicht unsern zusammenstimmenden Lokaltönen begnügt.

Ungleich edler freilich wirkt die altgriechische Kunst, wie sie uns andererseits aus den sinnig vereinten Rekonstruktionen des gewaltigen pergamenischen Altarbaues und des Tempels von Olympia entgegentritt. Von dem pergamenischen Heiligtum entlehnte man den bedeutungsvollsten Teil, den großartigen Terrassenbau mit dem berühmten Kolossalfries, den Kampf der Götter mit den Giganten darstellend. Einige Hauptteile dieser mächtigen, kühn komponirten und meisterlich durchgeführten Hochreliefs sind in nachträglich zur Vollständigkeit ergänzten Abgussen dem Altarbau, soweit er hier zur Nachbildung gelangte, eingefügt und wirken überwältigend. Es sind dies namentlich die grimmigen Kampfszenen, deren Mittelpunkte einerseits Zeus, andererseits Athene bilden, sowie die inneren und äußeren Treppenwangen, auf denen sich der blutige Vernichtungskampf fortspinnt. Auf der Höhe der Terrasse erhebt sich an Stelle der Säulenhalle von Pergamon die Nachbildung des Tempels von Olympia, dessen östlicher Giebel uns mit seinen bunt bemalten, von tiefblauem Grunde sich kräftig abhebenden Figurengruppen entgegenschaut.

Auf dem weiten Platze unterhalb der Terrasse erhebt sich das in voller Größe ausgeführte Modell des Obelisken, der — seiner äußeren Erscheinung nach ganz in dieses klassische Architekturensemble hineinpassend — in seiner innern Bedeutung bestimmt war, ein Ereignis der Neuzeit, die glückliche Errettung des Kaisers aus dem Nobilingschen Mordanfall, zu feiern. Wo dieser Obelisk seine endgiltige Aufstellung finden wird, ist noch unentschieden. Hier haben wir es mit ihm als einem Teil des schönen, architektonischen Gesamtbildes zu thun, und als solcher steht er zunächst völlig an seinem Platze.

Auf die Panoramen und Dioramen, die sich im Innern der erwähnten Tempelhallen bergen, sowie auf weitere Einzelheiten der Umgebungen behalte ich mir vor, bei meinen eingehenderen Berichten über die Berliner Jubiläumskunstausstellung zurückzukommen.

Otto Baisch.

Meine letzte Reise nach Ostafrika.

Von

Kapitän zur See a. D. Herbig.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Nach beschleunigter und anstrengender Reise durch Italien — denn der nur alle vier Wochen einmal nach Sansibar gehende Dampfer war fällig — erreichte ich am 24. Mai vorigen Jahres Brindisi, den Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Dampferlinien, die nach allen Weltgegenden bestimmt sind, und nachdem ich für 61 Pfund Sterling ein Billet nach Sansibar gelöst hatte, schiffte ich mich auf dem der Peninsular and Oriental Company gehörigen Dampfer „Nujam“, einem eleganten Schiffe von 2500 Tonnen Gehalt, ein, welches eine Durchschnittsfahrt von 11—12 Knoten in der Stunde zurücklegt, einen eleganten Salon und comfortable Kammern für etwa 120 Passagiere erster Klasse besitzt. Diese letzteren standen zum größten Teil leer, denn in dieser Jahreszeit reist nur, wer durch besondere Umstände dazu gezwungen ist, durch das rote Meer, welches wegen der Drangsale und Beschwerden, die es namentlich in den Sommermonaten bei unerträglicher Hitze jedem europäischen Reisenden bereitet, berüchtigt ist. Die trockene Hitze, die mit Wüstensand geschwängerte Atmosphäre, die bei dem beständig wolkenlosen Himmel blendende See, die fast nur unmerkliche Abkühlung der Temperatur während der Nacht, dies alles läßt die tropische Eigentümlichkeit dieser Gegend ganz besonders empfindlich zu Tage treten.

Das herrlichste Wetter begünstigte unsere Fahrt durch das Mittelmeer, die dicht unter der Küste der griechischen Inseln entlang führte. Die gute Verpflegung, der durch die frische Seeluft erzeugte verstärkte Appetit, die ruhige See, welche die Furcht vor der Seekrankheit, namentlich bei den wenigen Damen unserer etwa dreißig Personen zählenden Reisegesellschaft, besiegte, erzeugten eine heitere, angenehme Stimmung, die mit jeder zurückgelegten Seemeile wuchs.

Die Damen machten zu jeder der drei Mahlzeiten verschiedene Toilette und zwar so strahlend und elegant, daß man sich unwillkürlich fragen mußte, wo nehmen sie den Platz in den kleinen Kammern her, um solche Berge von duftigen Spitzenkleidern, faltigen Umhängen, und was sonst noch zu den unerläßlichen Requisiten einer modernen Damentoilette gehört, unterzubringen, da uns Herren, die wir in weißen Flanell gekleidet waren und unsere wenigen Toilettenbedürfnisse in einem kleinen Koffer zusammengepackt hatten, schon dafür der Raum in den Kabinen sehr knapp bemessen vorkam.

So lange die Küste ihren malerischen Anblick zeigte, war die ganze Reisegesellschaft in ihre Betrachtung versunken. Historische und Kunsterinnerungen rollten sich vor dem geistigen Auge auf und erhöhten so den Reiz des schon an sich lieblichen Bildes. Bald aber wurden die Konturen des Landes immer schwächer und endlich schienen sie nur noch als unbestimmte dunkle Linien die unabsehbare silberklare Wasserfläche einzugrenzen. Man griff nun zur Lektüre, knüpfte Bekanntschaften an und musizirte. Besonders ins Ohr fallend waren die musikalischen Leistungen einer jungen Landsmännin, die unermüdlich das Miserere aus dem „Trouhadour“ abklimperte, bei welcher Prozedur ihr junger Ehegatte neben ihr saß und in den schwarzen, blitzenden Augen immer von neuem die Bestätigung seines Liebesglückes suchte. Einer der Schiffsoffiziere sang mit wohlklingender Stimme einige der ansprechenden einfachen englischen Volkslieder, deren Refrain im Chor von allen mit etwas musikalischem Gehör begabten Zuhörern wiederholt wurde. Es gab aber auch andere Passagiere an Bord, die diesen anglisirten Musikgenüssen nicht so viel Geschmack abgewinnen konnten, um sich dafür den Genuß einer Cigarre oder Pfeife zu versagen. Diesen aber kann man sich auf einem englischen Passagierdampfer nur an einem einzigen Platz verschaffen, der zwischen dem Großmast und dem Maschinenskylight liegt. Die englischen Schönen würden einen Verstoß gegen diese Vorschrift mit einem schrecklich gedehnten »shocking!« brandmarken, und der Missethäter sähe sich während der ganzen Weiterreise zum Nichtgentleman verurteilt. Unter den rauchlustigen Passagieren fand ich zwei liebenswürdige Landsleute, und da sie im Laufe des Gespräches ihre Absicht, nach Sansibar zu gehen, laut werden ließen, schlossen wir bald nähere Bekanntschaft, die wegen unserer gemeinsamen Interessen recht belebt wurde. Beide Herren gehörten der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft an und waren begeistert von den Aussichten, die sich ihrem geistigen Auge eröffneten und die sie veranlaßt hatten, eine sichere Stellung in der Heimat mit der ungewissen fernen Zukunft auf dem schwarzen Weltteil zu vertauschen.

Nach zweitägiger Fahrt ankerten wir am 27. Mai in Alexandrien. Ein herrliches Schauspiel wurde uns durch den Anblick der Stadt bei aufgehender Sonne von See aus zu teil, denn der Tag brach eben an, als wir in den geräumigen Hafen einliefen, vorbei an den Batterien und Ruinen, die noch sichtliche Spuren von dem letzten englischen Bombardement aufwiesen. Die wenigen Stunden des Aufenthalts genügten gerade für die Zollabfertigung und Umladung des Gepäcks nach dem Extrazug, welcher bereit stand, uns durch Aegypten nach Suez zu bringen. Es war eine drückende Hitze: das Thermometer zeigte 30° R. und der Staub war so intensiv, daß er das Einatmen der Luft erschwerte. Dazu waren wir in ein Coupé erster Klasse zu sechs Personen zusammengepfercht.

Man fährt zehn Stunden mit diesem Extrazug durch Aegypten; die Gegend machte überall einen recht öden, traurigen

Suezkanal.

Eindruck, denn es war trockene Jahreszeit und die Sonne brannte mit solcher Glut auf den ausgedörrten Erdboden, daß die darüber befindlichen Luftschichten zu schwirren schienen. Nur hin und wieder wurde die Gegend etwas belebter; da, wo Wasser vorhanden war, setzten einige Kamele in mudem, langsamem Gang eine Mühle in Bewegung, schlichen einige träge Esel mit Futter beladen auf schmalen Pfade durch die Sandwüste und wirbelten, gefolgt von einem schweißtriefenden arabischen Treiber, noch mehr Staub auf.

Je mehr wir uns Suez näherten, desto mehr schwand die Monotonie der Gegend, aus der flachen Wüstenebene erhoben sich Berge, die allmälich in beträchtliche Gebirgszüge übergingen und an der nördlichen Seite unseres Weges wurden Masten und dichte Rauchsäulen von Schiffen sichtbar, welche durch den Suezkanal dampften, der stellenweise parallel mit dem Schienenstrang die Landenge durchschneidet. An einigen Stellen ragen die für die Sicherheit der Schiffahrt im Kanal errichteten Seezeichen und Signalstationen über das flache Uferland so weit hinweg, daß man sie auch vom Land aus wahrnehmen kann, besonders hebt sich die (oben skizzirte) Signalstation mit der Fahne hervor.

Endlich um zehn Uhr abends erreichten wir Suez, erschöpft und mit durch Staub ausgetrockneten Kehlen. Eine Dampfpinasse brachte uns sofort nach dem auf der Rhede liegenden Dampfer »Kaisar I Hind«, wo für die neu ankommenden Passagiere ein einfaches Mahl angerichtet war. Bald saßen wir nach erfrischendem Bade bei einem guten Glase Wiener Bier in dem eleganten Salon dieses Schiffes, neugierig gemustert von den bereits anwesenden Reisegenossen, und vergaßen allmälich die Strapazen des Tages. Die Erschütterungen, die die angehende Schraube verursachte, ließen uns bald erkennen, daß das Schiff unterwegs war, und trugen dazu bei, den Schlaf schneller in unsere müden Augen zu treiben.

Am nächsten Morgen befanden wir uns schon einige hundert Meilen von Suez entfernt, mitten im roten Meer, und bald erweiterte sich die vor uns liegende Wasserfläche derartig, daß die noch sichtbaren hohen Gebirge beider Erdteile allmälich verschwanden und Himmel und Fluten sich zu berühren schienen.

Vergeblich hatten wir eine Abkühlung der Temperatur erhofft, dieselbe war vielmehr im Steigen begriffen, denn mittags zeigte das Thermometer 33° R.; dabei legte sich kein Lüftchen. In den unteren Schiffsräumen war es fast unerträglich; selbst die durch Schwarze in unausgesetzter Bewegung erhaltenen panker (große Windfächer) schafften wenig Erleichterung, und da auch nach Sonnenuntergang noch keine merkliche Abkühlung der Atmosphäre eintrat, wurde das heilig gehaltene Quartierdeck des Kaisar I Hind zur Schlafstelle hergerichtet. Einem stillschweigenden Uebereinkommen gemäß lagerten die Damen an Backbord, die Herren an Steuerbord. Ueber uns wölbte sich der tiefblaue, sternenbesäte Himmel und auch das Meer leuchtete in Milliarden kleiner Funken, die sprühregenartig namentlich am Bug des Schiffes sich aufstürmten und das Kielwasser durch einen weithin sichtbaren silbernen Streifen erkennen ließen.

Ohne nennenswerte Erlebnisse ging unsere Reise einige Tage lang fort; man gewöhnte sich schließlich an die Hitze, gab sich den an Bord üblichen Beschäftigungen — Essen, Trinken, Schlafen, Rauchen, Musiziren — hin und langweilte sich im übrigen nach Kräften, bis sich die beiden Erdteile wieder näherten und wir durch das sich nun vor unseren Augen entfaltende Panorama aus der Lethargie der letzten Tage gerissen und neu belebt wurden. Vorbei ging es mit fliegender Geschwindigkeit an den vielen Inseln im südlichen Teile des roten Meeres, vorbei auch bei den sogenannten „zwölf Aposteln“, die in ihrer bizarren Form, von goldiger Abendsonne beleuchtet, einen malerischen Anblick gewährten, bis wir endlich am nächsten Morgen nach sechstägiger Fahrt in Aden anlangten.

Typen aus Aden.

Da der Kaisar I Hind schon nach dreistündigem Aufenthalt seine Fahrt nach Ostindien fortsetzte, und der Dampfer „Baghdad“ von der British India Company, auf dem die Weiterreise nach Sansibar erfolgen sollte, wie alle aus Ostasien kommenden Schiffe in Quarantäne gelegt war, von welcher noch zwei Tage zu absolviren waren, so zog ich mit meinen beiden Reisegefährten an Land, obschon dasselbe nicht viel Einladendes hatte. Außer den wenigen Regierungsgebäuden und Kasernen heben sich nur die durch die verschiedenen Nationalflaggen kenntlichen Gebäude, sowie zwei größere Hotels aus der armseligen Umgebung von Lehmhütten ab, in denen die Eingeborenen ihre kümmerliche Unterkunft finden. Die Stadt Aden selbst liegt etwa eine deutsche Meile weit landeinwärts, und verbirgt ihren Anblick dem Auge des Fremdlings durch eine von hohen Basaltfelsen gebildete Wand.

Von einer schreienden und ihre guten Dienste anbietenden Menge begleitet, fand ich in einem der europäischen Hotels Unterkunft — ein geräumiges, luftiges Zimmer, an dessen weißgetünchten Wänden eine Schar von großen schwarzen Kakerlaken erschreckt emporstob, als der Wirt, ein Grieche, das Zimmer, um es mir zu zeigen, öffnete und so plötzlich ein Lichtstrahl das wahrscheinlich lange dunkel gehaltene Gemach erhellte. Außer einem breiten Bett mit Leinenzeug von ziemlich zweifelhafter Frische war nur ein breiter

Digitized by Google

Dhaw. Küstenschiff.

runder Tisch vorhanden. Trotz des wenig einladenden Aeußern bot das Hotel immerhin Schutz gegen die sengende Sonne; auch hatte es eine gute Badeanstalt aufzuweisen, für deren jedesmalige Benützung allerdings vier Mark in Rechnung gestellt wurden, so daß durch diesen Posten, da das Bedürfnis zum Baden häufig verspürt und wenigstens dreimal täglich befriedigt wird, die Hotelrechnung nicht unbedeutend belastet wird.

Auf gut gehaltenem Wege, der sich wendeltreppenartig um den etwa 1800 Fuß hohen Berg, in welchen formidable Forts eingehauen sind, hinaufzieht, gelangt man in kleinen, offenen Wagen, die von fast nur im Galopp sich fortbewegenden muthigen arabischen Pferden gezogen werden, nach der Stadt Aden selbst, welche in einer Bergmulde liegt. Wie alle Städte des Orients, weist sie als hervorragendste Eigenschaft starrenden Schmutz, üble Gerüche, klaffende Hunde und gierige Raubvögel auf, welche auf den vielen Dungerhaufen um ihre Nahrung kämpfen. Durch ihre Gefräßigkeit sorgen sie wenigstens für teilweise Straßenreinigung, für welche die Eingeborenen keinen Sinn haben. Von Interesse sind noch die großartigen, vor vielen hundert Jahren angelegten Wasserbassins, ohne welche alles Leben auf dieser vulkanischen Halbinsel an der Südspitze Yemens erstarren würde.

Wenige Orte der Welt bieten ein solches Gemisch von Völkerrassen und Nationen, wie gerade Aden. Wenn auch vorwiegend die verschiedenen Nuancirungen der Negerrasse in die Augen fallen, so sind doch auch Indier, Perser, Hindus und Europäer keine seltenen Erscheinungen. Alle beteiligen sich an dem erheblichen Gewinn, der an diesem Hauptplatz der größten Dampferlinien naturgemäß abfallen muß, und ich möchte sagen, dies geschieht für die verschiedenen Branchen der Arbeitsleistung rassen- oder nationenweise. Europäer und Araber leisten die geistige, die schwarzen Völker, je nach dem Grade ihrer Kultur, die Handarbeit. Es ist ein gar buntes Bild, welches sich hier täglich von früh bis spät in die Nacht in den mannigfachen Phasen des Lebens vor den Augen des Beschauers entrollt.

Auf der Rhede lag das englisch-ostindische Geschwader, welches hier versammelt war, um seinen neuen Befehlshaber, den Admiral Sir Richards, zu erwarten, der mit mir zusammen in Aden anlangte und am nächsten Morgen bei Antritt seines Kommandos in hergebrachter Weise salutirt wurde. Donnernd widerhallten die schweren Schiffsgeschütze in den hohlen Gebirgsschluchten. Die Hitze war unerträglich und wurde von den Eingeborenen selbst als so abnorm bezeichnet, daß man auf irgend ein besonderes Naturereignis gefaßt sein mußte. Dieses sollte auch nicht ausbleiben. Noch an demselben Abend türmten sich dichte, schwere Gewitterwolken an dem sonst ewig blauen Himmelsgewölbe, vereinzelte Windstöße brachen zwischen den Bergen hindurch, heulend und auf dem Wasser einen Sprühregen und kurzen Seegang erzeugend, der die im übrigen spiegelglatte Flut streifenartig und entsprechend den Durchbrüchen des Gebirges aufwirbelte. Das Wasser stieg bedenklich und überströmte die Fahrstraße, die am Strande entlang führt. Ich befand mich auf dem Rückwege vom Aden nach dem Hotel, und so wohlthuend und erfrischend die plötzlichen Windstöße bei der noch immer herrschenden großen Hitze waren, so unbequem wurden sie für das Fahren, ja, sie drohten Pferd und Wagen umzuwerfen, und veranlaßten den Gaul zeitweise, das Vorwärtsgehen abzulehnen. Gegen Mitternacht brach ein wolkenbruchartiger Regen, begleitet von Gewittererscheinungen, aus dem dichten Gewölk hervor, grelle Blitze durchzuckten unaufhörlich die schwarze Nacht; der Donner und sein Echo klangen gar schauerlich. Es war ein herrliches Naturspiel, welches sich vor meinen Augen entwickelte — die hohen Berge hell beleuchtet durch die Blitze, die schaumgekrönten Wellen der vor mir liegenden See, die schwankenden Schiffe auf der Rhede, auf denen die vielen Lichter die beruhigende Gewißheit verschafften, daß alles wach und bereit sei, den Kampf gegen die entfesselten Elemente aufzunehmen. Das Wetter wütete die ganze Nacht hindurch und verscheuchte die Schlaflust, welche des Tages Mühen herausbeschworen hatte. Wie viele Menschenleben, wie viele Schiffe, wie viel Eigentum mag dabei zu Grunde gehen? Das war der Gedanke, der mich unausgesetzt beschäftigte, und doch ahnte ich nicht, daß wohl gerade in jener stürmischen Nacht ein Verlust stattfand, der ganz Deutschland und mich unter den vielen Leidtragenden ganz besonders schmerzlich treffen mußte. Diese Nacht muß ja das Schicksal der Korvette „Augusta“ besiegelt haben, mit welcher eine große Anzahl lieber Kameraden, erprobter Unteroffiziere und Mannschaften untergegangen ist.

Am nächsten Morgen konnte man die Verwüstungen, welche das Unwetter im Hafen selbst angerichtet hatte, übersehen. Der Strand war bedeckt mit Trümmern von Booten, die Schiffe waren von ihrem Ankerplatz vertrieben und hatten Dampf aufgemacht, um durch Gegenandampfen die Gewalt des Wogenandranges von ihren Ketten zu nehmen. Die Kriegsschiffe lagen vollkommen abgetakelt da; sie hatten über Nacht die Bramstengen und Raen an Deck genommen, die Stengen und Unterraen gestrichen. Ihre Takelage, die der Sturm gepeitscht hatte, hing noch wild und unordentlich herum. Um sieben Uhr morgens traf der Postdampfer aus Ostindien ein; er hatte in der Nacht seine sämtlichen Seitenboote, die zur Rettung von Passagieren und Besatzung bestimmt sind, verloren und noch mancherlei andere Havarien erlitten. Am nächsten Tage war die See so weit beruhigt, die Störung der Atmosphäre ausgeglichen, daß wir mittags mit günstigem Winde Aden verlassen konnten. Meine Reisegesellschaft bestand diesmal aus den beiden deutschen Landsleuten, neun katholischen Missionaren von der Algierbruderschaft und einem englischen Archidiakon, der in Sansibar ansässig war, und dessen liebenswürdiger Mitteilung ich eine Menge wertvoller Fingerzeige verdanke, die mir später in Sansibar sehr zu statten kamen.

Die Baghdad ist ein altes Schiff mit wenig Comfort, sehr langsam, schmutzig und ungemütlich, Eigenschaften, welche nicht gerade dazu beitrugen, die Annehmlichkeiten der Reise zu erhöhen. Schon nach wenigen Stunden Fahrt war der überwiegend größte Teil der Mitreisenden seekrank; einige von den Patres verblieben in diesem Mitleid erregenden Zustande fast während der ganzen Reise, ermannten sich jedoch infolge der

Palmenlandschaft.

strengen Ordensregeln, die vorgeschriebenen Andachtsübungen zu verrichten. Ein gar merkwürdiges Bild bot sich abends auf dem Deck dieses Schiffes dar; vorn hielten Araber, das Gesicht der heiligen Stadt Mekka zugewendet, ihre Andacht ab; die Perser neigten sich vor der untergehenden Sonne; die Patres beteten in ihrem Ritus und selbst Indier fehlten nicht, die näselnden Tones ihre Gebete absangen. So bemühte sich jeder auf seine Art im Gefühl der eigenen Ohnmacht vor seinem Gott.

Man hegt im Seemannsleben den Aberglauben, daß die Anwesenheit von Priestern an Bord eines Schiffes ein schlechtes Omen für dessen Reise sei und demselben Unglück und Widerwärtigkeiten bereiten solle; unsere Reise widerlegte diesen seltsamen Aberglauben auf das glänzendste, denn wir kamen ohne irgend welchen Unglücksfall nach achttägiger Fahrt wieder glücklich in die Nähe der Küste, die uns allen in kurzer Zeit und vielleicht auf einige Monate oder Jahre Heimat werden sollte.

Während der einförmigen Fahrt wurde eifrig studirt. Fast alle Passagiere lernten aus einer in ihrer Landessprache verfaßten Grammatik die Suahelisprache, ohne welche man in Afrika nicht vorwärts kommen kann. Sie ist einfach und wohlklingend, hat aber mit europäischen Sprachen nicht das mindeste gemein. Alle Stämme an der Ostküste Afrikas und noch weit hinein im Innern, sowie die auf den vorliegenden Inseln sind der Suahelisprache (Küstenvolkssprache) mächtig, ja, dieselbe ist so vorwiegend, daß zum Beispiel der Sultan von Sansibar, der sich bei allen offiziellen Gelegenheiten der arabischen Sprache bedienen muß, in Momenten der Verlegenheit, wo ihm ein arabisches Wort fehlt, zur Suahelisprache greift, um sich zu helfen.

Am 13. Juni liefen wir in den Hafen von Lamu ein, welcher durch die gleichnamige und die Insel Manda gebildet wird. Manda mit ihren dichtbewaldeten Abhängen scheint, aus der Ferne gesehen, eine Fortsetzung der sandigen, unbewaldeten Küste Lamus zu sein, welche an ihrem Nordende zu ziemlich beträchtlicher Höhe schroff ansteigt und so den Einblick in die liebliche Hafenbucht bis zum Einlaufen selbst verdeckt. Desto überraschender aber ist das Bild, welches sich nun entfaltet. Mitten aus Palmen und üppigen Mangobäumen erhebt sich unmittelbar am Eingange der Hafenbucht der kleine Ort Schella mit seinem hoch über die elenden Lehmhütten hervorragenden Minaret und einem ehrwürdigen alten Turme in quadratischer Form, der, von den Portugiesen erbaut, so manchen harten Kampf zwischen diesen und dem eingeborenen Küstenvolk mit angesehen hat. Heut bietet er auf seinem flachen Dach den

Zwischen Schella und Lamu.

Digitized by Google

Dorfbewohnern einen angenehmen Aufenthaltsort, an welchem sie nach des Tages Last und Mühen frische Luft schöpfen. Alle Häuser haben hier, wie überall an der ostafrikanischen Küste, flache Dächer, auf denen die Menschen wohnen und schlafen, so lange die Witterung dies gestattet. Wir liefen an der Küste entlang, kaum einen Steinwurf weit von ihr entfernt, in den Hafen ein, vorbei an einer ganzen Reihe von Dhows, wie die Küstenfahrzeuge hier genannt werden, welche dem Sklaventransport von der Küste nach den Inseln dienen, und gefolgt von einem Schwarm von Weibern und Kindern, die lärmend und singend am Strande unserer warteten, denn das Erscheinen des alle vierzehn Tage regelmäßig wiederkehrenden Dampfers ist für sie ein Hauptereignis, welches als Basis für ihre Zeitrechnung gilt. Die Männer, schöne, kräftige Gestalten in arabischer Tracht, mit reich verzierten Waffen angethan, schauten mit würdigen Mienen aus weiterer Entfernung unserem Einlaufen zu. An den Ruinen eines alten, zerfallenen Forts vorbei bewegte sich der Zug der uns begleitenden Weiber über ein langes Schlachtfeld, auf dem die von der Sonne gebleichten Schädel und Gerippe von vielen tausenden dort für die Sache des Vaterlandes gefallenen Kriegern ihre letzte Ruhestatt gefunden hatten, und bildete hiezu durch die Fülle des Lebens und die bunte Tracht einen gar merkwürdigen Kontrast.

Das Dorf Schella zieht sich eine kurze Strecke nordwestlich am Ufer entlang, welches allmählich mehr abfällt und in einer Entfernung von etwa einer halben englischen Meile eine Menge von verschiedenartig geformten Erhöhungen, die Ueberbleibsel und Merkmale der alten, vor etwa fünfhundert Jahren durch einen Sandsturm in einer Nacht völlig verschütteten Stadt Lamu, aufweist. Ausgrabungen an dieser Stelle wurden sicher manchen interessanten Fund eintragen, der Aufschluß über das Leben und Treiben dieser Völker in der Vorzeit gäbe. Hier landete ich am nächsten Tage und nahm, nachdem ich die Dünen und Hügel Alt-Lamus überschritten hatte, meinen Weg landeinwärts durch üppig bewachsene Gegenden auf ziemlich gutem Wege. Mein Führer, ein Somali, mit seinen zwei Söhnen, der sich freiwillig zu diesem Dienst gemeldet hatte, brachte mich — vorbei an weiten Wasserflächen, die sich als Ueberbleibsel der soeben beendeten Regenperiode an einigen Stellen seeartig ausbreiteten, und in welchen die voll reifer Nüsse hängenden Kokospalmen bis zur halben Höhe ihrer mächtigen Stämme untergetaucht waren — in etwa einer Stunde nach Lamu. Auf halbem Wege passirten wir eine Besitzung des Sultans von Sansibar, in welcher Weingärten mit steinerner Bewässerungsanlage und herrliche Kokosnußplantagen meine Aufmerksamkeit erregten. Alles dies ist verpachtet und zwar derartig, daß jeder Baum dem Sultan jährlich einen Dollar einbringt; dafür hat der Pächter den Nießbrauch, und bei der großen Ertragsfähigkeit dieses ewig Früchte treibenden Baumes fällt noch ein guter Verdienst für letzteren ab.

Von nun an wurde die Gegend belebter, die Häuser mehrten sich und bildeten allmählich eine Straße, welche in die circa 10,000 Einwohner zählende Stadt Lamu führt. Dieselbe hat einige imposante Gebäude aufzuweisen, darunter ein altes Fort, noch aus der Portugiesenzeit stammend, von dessen Zinnen die blutrote Flagge des Sultans von Sansibar weht. Lamu ist nächst Sansibar die größte und bedeutendste Stadt im Reiche des Sultans. Hier residirt ein Generalgouverneur, der mit seiner Garnison Ordnung und Sicherheit des Verkehrs allerdings nur für die unmittelbare Umgebung erhält und Zölle und Pachtgelder für den Sultan eintreibt.

Neben einer ansehnlichen Menge von frischen Kokosnüssen, die auf des Sultans Plantagen von hier exportirt werden, findet eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Elfenbein, Mtama (Hirse), Sesamsaat und Orseille, sowie besonders von Kaurimuscheln statt, welche im kleinen Verkehr selbst noch in Sansibar als Zahlung genommen werden. Eine englische Missionsgesellschaft unterhält hier eine Station, welche aber den wilden Somalis und Wasais gegenüber nur geringe Erfolge aufzuweisen kann. Der englische Vizekonsul, ein früherer Marineoffizier, empfing mich mit großer Zuvorkommenheit und führte mich in der Umgegend herum, so weit dies der kurze Aufenthalt gestattete. Er besitzt eine große Sammlung von allerhand selbst erlegten, ausgestopften Tieren, vom Löwen herab bis zur zierlichen Zwergantilope. Der Löwe kommt in dieser Gegend häufig bis dicht an die Küste, so daß man bisweilen sein Gebrüll in Lamu selbst hört. Daher nennen sich auch die Sultane des angrenzenden Witugebietes, welches unter den Schutz Seiner Majestät des deutschen Kaisers gestellt ist, Simba, das ist Löwe. Lamu ist der geeignetste Platz und Hafen, um in das Witugebiet zu gelangen, hinter dem sich das Dschaggaland erhebt, welches an den Kilimandscharo reicht und für Europäer in diesem Erdteile die günstigsten Verhältnisse aufweist. Das Gebirgsplateau erhebt sich bis zu einer Höhe von 4000 Meter, und die in dieser Höhe schon bedeutend abgekühlten Monsune, welche unausgesetzt von See aus darüber hinwehen, erzeugen ein relativ gesundes Klima.

Elternglück.

(Hiezu das Bild S. 784.)

Mit ihren Kindern werden die Eltern wieder jung; die naive Freude am Leben der Kleinen zaubert den Erwachsenen das Paradies ihrer Jugend vor, in dem sie einst gleich glückselig und sorgenlos gewandelt. Die Entwicklung der Kinder, die oft seltsam und komisch sich äußernde Aufnahme neuer Eindrücke der Kleinen ist eine Quelle des reinsten Genusses für die Eltern. Da entdeckt der kleine Bube beim Sitzen auf dem Sofa plötzlich seinen Fuß mit den beweglichen Zehen und gerät in tiefsinniges Erstaunen, jetzt begreift er, daß man beim Umfallen nicht an dem eigenen Arm, der die Stütze losgelassen, sich halten darf; nun kommt ein bellender Hund in das Zimmer und eine ganze Welt unheimlich märchenhafter Vorstellungen erweckt die sonderbare Tiererscheinung; er wirft ein Glas vom Tisch und betrachtet erschreckt die formlosen Trümmer und ihm dämmert eine Ahnung auf von der Möglichkeit der Zerstörung der Dinge. Wie sich alle diese Entwicklungsstadien bei den Kleinen kundgeben, dies fühlbare Einfallen heller Lichter in die feinorganisirte Kinderseele, dies ruft jenes Entzücken der Eltern an ihren Kleinen hervor, das meist für Verliebtheit in die Kinder, für Elterneitelkeit gehalten wird. Unser schönes Bild gibt hier in Rubensscher Lebensfülle die Elternfreude an dem komischen Erstaunen des Buben, der zum erstenmal sein Spiegelbild erblickt, wieder. Der Knabe weiß noch nicht, ist das ein anderes Kind, welches da hinter der glänzenden Fläche ihn mit großen Augen anschaut und alle seine Bewegungen nachmacht, oder ist er es am Ende selbst. Verwunderung, Furcht, Neugierde und dann Aufdämmern der Wahrheit prägen sich auf das ergötzlichste in seinem frischen, schönen Gesicht aus und die Eltern haben ihre Lust an der neuen Entdeckung und Erfahrung, die der Bube jetzt macht.

Picknick.

(Hiezu das Bild S. 785.)

Es ist ein Lustschloß aus der Rokokozeit, das da oben auf dem Gipfel des waldbestandenen, mit üppig grünem Rasenplatze gekrönten Hügels weit hinausschaut in die im Sommerschmuck prangenden Lande. Er hat ereignisvolle historische Tage gesehen, der stolze Bau mit der prächtigen Kuppel, den breiten, gewundenen Freitreppen und den hohen Arkaden, Zeiten, wo ein stolzer Herrscher hier verweilte, dessen strengen Sinn die Eine nur zu mildern wußte, der er das schöne Schloß und sich selbst zu eigen gab.

Vorüber sind jene Tage, der Bau aber steht noch in alter, sorgfältig gehüteter Pracht, noch umweht ihn frische, tannenduftgewürzte Luft, noch wallen zu ihm fröhliche Menschen. Wie üppig der Rasen, wie einladend zu gemütlichem Niederlassen auf seinem schwellenden Polster! Und dieser Einladung folgen sie gerne, die Bewohner der nahen Residenz, in stolzen Karossen kommen sie gezogen, hoch zu Pferde, zu üppigem Picknick, oder in schlichterer Weise, zu Fuß, „ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand", zu einem einfachen Imbiß unter freiem Himmel.

Und der blumige Rasen hat für sie alle Platz und allen schmeckt, auf ihm gelagert, der erfrischende Trank, sei's aus funkelndem Römer oder steinernem Bierkrug. Hier vergnügt sich eine Familiengruppe bei duftender Bowle, dort lagert ein Häufchen jugendfroher Polytechniker hemdärmelig um einen vielversprechenden Flaschenkorb, rundum lachende, sonntagsfrohe Menschenkinder.

Und über allen der gleiche blaue Himmel, für alle die lächelnde Sonne, das schmetternde Lied der befiederten Sänger aus dunklem Waldesgrün, für alle der freie, weite Blick hinaus ins gesegnete, liebe deutsche Vaterland.

St. Michael in Cornwall.

(Hiezu das Bild S. 781.)

Cornwall, einstmals das Land des Königs Marke, mit Wales zusammen die Westküste Englands bildend, nach welcher die keltische Bevölkerung Britanniens von seinen Eroberern zurückgedrängt wurde, ist wie Wales der Schauplatz zahlreicher Dichtungen, die der ursprünglich keltischen Artussage angehören. Ist auch die Nationalsprache der Cornishmen, das Cornische, eine Unterart des Kymrischen, seit nahezu hundert Jahren erloschen, so hat sich doch ihr nationaler Charakter und ein gewisses engeres Nationalgefühl noch ziemlich erhalten. Wie die Walliser, so bilden auch die Bewohner von Cornwallis, bei aller Loyalität für die britische Krone, heute noch mit einem besondern Stolz auf ihre keltische Abstammung und ihr engeres Vaterland. Dasselbe ist im allgemeinen unfruchtbar, wild und wüst, doch ergiebig an Kupfer und Zinn, seine Gestade sind reich an Naturschönheiten und reich an — Schiffbrüchen. Eine Stätte, die durch die letzteren beiden Eigenschaften vornehmlich ausgezeichnet, führen wir unseren Lesern heute in einer Zeichnung Th. Webers vor, die den St. Michaels-Mount mit seiner großartig schönen, aber auch ebenso gefahrvollen Umgebung darstellt, »the Queen of the Western deep«, von der es bei dem Dichter heißt:

»Yes, fair as the isles of the Eastern clime
Tho' bright with the beams of noon in her prime
And graced with the legends and relics of time.«

Auch Spencer und Milton fühlten sich durch den Anblick des majestätischen Felsens dichterisch inspirirt, und dem letzteren lieferte eine Allusion zu der an den St. Michaelsberg sich knüpfenden Legende den Stoff zu einer der anziehendsten Stellen in seinem „Lycidas". Dieser Sage zufolge erschien im Jahr 495 der Erzengel Michael einigen Eremiten auf eben dem Berge, der von diesem Ereignis auch seinen Namen herleiten soll, und die Begründung eines Klosters auf der Spitze desselben war eine weitere Folge davon. Nach Auflösung aller geistlichen Orden in England im Jahr 1542 wurde der Berg mit allem Zubehör von Heinrich VIII. auf Humphry Arundel übertragen, von dessen Nachkommen er im Jahr 1642 in die Hände des Earls von Salisbury überging. Im Jahr 1660 kam derselbe durch Kauf in den Besitz Sir John St. Aubyns, und einer seiner Nachkommen hat noch heute in der durch historische Erinnerungen und ihre Bauart ebenso interessanten, wie durch die innere Einrichtung und das großartige Bild der Umgebung gleich anziehenden alten Burg auf dem Gipfel des Berges seinen Wohnsitz. Am Fuße der Felsenburg liegt das Fischerdorfchen Marazion, mit dem zusammen sie zur Zeit der Flut eine Insel bildet, während für die Dauer der Ebbe ein zuverlässiger Weg über den Sand nach der Küste führt.

Wohl nicht mit Unrecht sagt man, wie manchen andern Küstenbewohnern alter Zeiten, so auch den rohen Cornishmen früherer Jahrhunderte nach, daß sie durch falsche Feuersignale während der Nacht vorüberpassirende Fahrzeuge irregeleitet und am Gestade zum Stranden gebracht, wozu ihnen allerdings an dieser Stelle durch die vorspringenden Felsenriffe eine besonders helfende Hand geboten war. Die auf diese Weise an das Land getriebenen Schiffstrümmer und Warenballen aus fernen Ländern und die Habe der verunglückten Schiffer, die meistens als Leichname von den Wogen auf das Gestade geworfen, dürften dann jenen nur zu häufig eine gar willkommene Beute geworden sein. Auch unser Bild zeigt uns einen einstmals stolzen Segler in einer Lage, die keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß er ein Wrack geworden. Zahlreiche Boote sind bereits mit dem Ausladen beschäftigt, andere stoßen eben vom Lande ab, während die beiden, die wir im Vordergrund erblicken, darauf aus sind, bereits auf dem offenen Meere schwimmende Stücke der Ladung aufzufischen. War auch an diesem Schiffbruch die Habgier der Menschen schuld? Wir brauchen uns den Anblick des großartigen Schauspiels durch solche Betrachtungen nicht zu verekeln. Die ganze von den Küstenbewohnern entwickelte Thätigkeit macht zu sehr den Eindruck selbstentäußernder Rettungsversuche. Auch gehört das Bild der Neuzeit an. Die im Vordergrund schwimmende tonnenähnliche Boje, die, von einem Anker auf dem Boden festgehalten, die Schiffer vor den Untiefen warnen soll, deutet auf wohlgeregelte Schiffahrtsverhältnisse, das in der Ferne auftauchende Dampfschiff auf die moderne Zeit selbst. Aber auch in unseren Tagen bleiben ja die Schrecken der Schiffbrüche nicht aus, wenn auch nicht die Hand böswilliger Menschen dabei im Spiel ist, vollends nicht an Stätten, die so gefahrvoll sind wie diejenige im Angesicht des St. Michaelsberges.

Wilh. F. Brand.

Die Stimmen der Tiere.

Von

Detlev v. Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die ganze Welt ist ein wunderbarer Zusammenklang der verschiedensten Stimmen, welche neben einander und durch einander schallen und in ihrer Gemeinsamkeit den großen Ton des Lebens auf der Erde bilden, der sich wieder in die von den Poeten und Philosophen vielbesprochene Musik der Sphären einreiht.

Eine solche Musik ist auch vom rein realistischen Standpunkte aus nicht zu leugnen. Wenn man aus einer gewissen Ferne die tausend und abertausend Stimmen und Geräusche aller Art hört, die das vielbewegte Leben einer großen Stadt hervorbringt, so verschwinden sie sämtlich in einem dumpfen Brausen, das dem Vibriren einer riesigen Stimmgabel gleicht und nur ein einziger Ton zu sein scheint; ebenso müßte wohl für den, der hoch über der Erde dahinschwebte und die Fähigkeit des Hörens auf gewaltige Entfernungen hin besäße, das ganze Lebensgeräusch unseres Planeten in einem Ton zusammenklingen; ähnliche Töne kämen dann von allen übrigen Weltkörpern, und so würde sich in der That eine bis ins Unendliche fortklingende Musik der Sphären zusammensetzen.

Bernardin de Saint-Pierre hat ein sehr merkwürdiges Buch über die Harmonien der Natur geschrieben.

Palissy hat verschiedene sehr geistvolle Betrachtungen über die Melodien der Pflanzen und der Bäume angestellt, welche Lamartine in seinem Buch über die großen Männer der Vergessenheit entrissen.

Daß jedes Metall seinen ihm eigentümlichen Klang hat, ist bekannt, und so spielen denn natürlich auch in der tönenden Natur die Stimmen der Tiere eine wichtige und zu allen Zeiten von den Menschen bald abergläubisch, bald wissenschaftlich beachtete Rolle.

Es waren in alten Zeiten die Priester und die Ackerbauer, welche den Stimmen der Tiere ihre Aufmerksamkeit schenkten: die Priester, um aus denselben Orakelsprüche zu deuten, die Ackerbauer, um Witterungswechsel und Naturerscheinungen sich durch den Instinkt der Tiere künden zu lassen.

Merkwürdigerweise geht die Beobachtung und das Verständnis der Tierstimmen mit dem Steigen der sogenannten Zivilisation, welche ja heute so leicht mit dem reinen Materialismus verwechselt wird, mehr und mehr verloren, und es erscheint daher fast als eine Anomalie, wenn in unseren Tagen ein Gelehrter wie Herr Louis Nicolardot in Paris sich in einer ebenso wissenschaftlich gründlichen wie anregenden und unterhaltenden Weise mit den Stimmen der Natur beschäftigt. Er hat dies in einem Werke gethan, dem er den Titel gegeben: „Lafontaine und die menschliche Komödie".

Lafontaine läßt die Natur reden auf menschliche Weise und menschliche Sitten, menschliche Laster und Schwächen im Spiegelbilde zeigen.

Nicolardot verfolgt nun die Stimmen der Natur in ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung und zeigt oft in überraschender Weise, daß diese Naturstimmen häufig sehr viel mehr sagen und bedeuten, als die Phantasie der großen Fabeldichter von Aesop bis Lafontaine hineinlegt.

Es ist außerordentlich interessant, ganz besonders die Tierwelt in Bezug auf ihre verschiedenen Stimmen zu beobachten und die Bedeutung dieser Stimmen in dem großen Konzert der Natur zu verfolgen.

Es gibt, wie Nicolardot feststellt, in der tierischen Welt viel mehr Stummheit, als wir im allgemeinen annehmen. Es ist freilich dabei kaum jemals von einer absoluten Stummheit die Rede, sondern nur von der Unfähigkeit, artikulirte Laute zu bilden, irgend eine Art von Klage- oder Freudenton hat, wie wir glauben möchten, jedes Tier höherer Ordnung und vermag dadurch sich seinesgleichen verständlich zu machen. Der Fisch im Wasser kann keinen Ton bilden, weil die Luft zur Forttragung der Schallwellen fehlt, dennoch aber möchten wir glauben, daß auch das Wasser eine Art von Schallwellen bilden könne, welche der Fisch in Bewegung zu setzen vermag und welche Wahrnehmung und Verständnis bei seinesgleichen findet. Für uns freilich bleibt der Fisch stumm, da er in einem Elemente lebt, in dessen Existenzbedingungen wir niemals eindringen können und das für uns den Tod bedeutet. Aber es gibt auch unter den uns zunächststehenden Haustieren, den Hund an der Spitze, eine für unser Ohr fast absolute Stummheit, welche höchstens bei ganz außerordentlicher Veranlassung durch

gelegentliche schwache und gewaltsam hervorgestoßene Töne unterbrochen wird. In den sehr kalten und sehr heißen Regionen finden sich Hunderassen, welche niemals bellen, wie schon Kapitän Cook in Beschreibungen seiner Reise berichtet. In Asien gibt es Hunderassen, Colsams genannt, welche ebenfalls niemals bellen und sich vorzugsweise im Dekan, in den Bergen von Nilagiri und in den Waldgebieten der Küste von Koromandel finden.

Auch unter den Vögeln, welche die Dichter gern die Sänger der Haine nennen, gibt es viele stumme Geschlechter. Zwei Sperlingsarten, der Tangara in Brasilien und der Senegali am Senegal, sollen niemals einen Ton von sich geben und in Australien gibt es Lerchen, die den unsrigen ganz ähnlich sind, aber niemals singen.

Der eigentliche Gesang der Vögel findet überhaupt immer nur in der Frühlingszeit zur Begrüßung der neuerwachenden Natur statt; während des übrigen Jahres beschränken sich auch die gefeiertsten Sänger des Waldes auf die einfachen, zwitschernden Laute der Klage oder der Freude. Der Gesang der Vögel soll übrigens, wie Nicolardot in seinem hohen Interesse für die Naturstimmen meint, die Urquelle aller menschlichen Musik sein, und jedes Instrument wäre nach seiner Ansicht ursprünglich nur erfunden, um die Stimme eines Vogels nachzuahmen.

Mit ungemeiner naturhistorischer Kenntnis und vielleicht auch ebensoviel geistvoller Phantasie führt er das ganze Orchester unserer heutigen Musik auf die Vogelstimmen zurück und weist nach, daß es für jedes Instrument: die Klarinette, die Flöte, die Oboe, die Posaune, die Trompete und wie sie alle heißen mögen, irgend einen Vogel gibt, der den Grundton desselben genau in seiner Kehle trägt und den der Mensch bei der Erfindung dieses Instruments sich zum Vorbild genommen habe. Der Nachtigall weist er in diesem Vogelorchester die Stelle der Orgel zu und findet sogar die Kastagnetten vertreten in dem eigentümlichen Schnabelklappern einiger Raubvögel.

Außer den Gesängen zur Begrüßung des Frühlings und den Lauten des Schmerzes und der Freude haben die Vögel aber auch noch ganz besondere Töne für gewisse Naturerscheinungen. Das Morgengrauen und den Sonnenaufgang zeigen außer dem Hahn ganz besonders noch die Lerchen, der Hänfling, der Brachvogel, der Regenpfeifer, der Kibitz, sowie auch die Rohrdommel durch ganz bestimmte Töne an; eine ganze Reihe von Vögeln verkünden den Regen, wie die Elster, die Eule, die Goldammer, der Grünspecht, und zwar ebenfalls durch ganz bestimmte Töne, die sie bei anderen Gelegenheiten nicht hören lassen und welche Nicolardot in Buchstaben für jede Vogelart wiederzugeben versucht hat. Ebenso gut gibt es Sturmvogel, sogenannte Procellarien, welche in gleicher Weise durch ganz bestimmte Laute einen nahenden Sturm oft ziemlich lange vorher ankündigen.

Auch gegen Fremde sind die Hausvögel wachsam, und ganz besonders ist dies der Fall bei dem Pfau, der während der Nacht mit ziemlicher Sicherheit jeden Fremden, der sich dem Hofe und Hause nähert, durch seinen Ruf anzeigt.

Ebenso wie die Vögel Regen und Sturm vorher fühlen und anzeigen, hat man ihnen schon im Altertum eine Fähigkeit des Weissagens zugeschrieben und aus ihrem Fluge wie aus ihren Stimmen die Ankündigung kommender Ereignisse entnommen. Es ist von den alten Auguren eine vollständige Wissenschaft des Vogelfluges und der Vogelstimmen aufgestellt worden, und häufig mag denn auch wohl die Kunst der Abrichtung solcher Weissagung zu Hilfe gekommen sein, um günstige oder ungünstige Zeichen, je nach den Plänen der Orakelpriester, zu schaffen — hat doch noch in unserem neunzehnten Jahrhundert Louis Napoleon durch einen abgerichteten Adler, der sich auf seinen Kopf niederlassen sollte, das französische Volk davon überzeugen wollen, daß er in der That der prädestinirte Nachfolger seines großen Oheims sei.

So weit wie die alten Auguren geht nun Nicolardot nicht, doch mißt er allerdings den Vögeln auch für kommende Ereignisse, insbesondere für nahendes Unglück, eine Vorempfindung bei, die sie dann durch ganz bestimmte Rufe ausdrücken. Er citirt zum Beispiel eine Erzählung aus O'Mearas Memoiren von St. Helena, nach welcher bei dem Einzug der Franzosen in Moskau ein großer Schwarm Raben herangeflogen sei und sich auf die Türme des Kremlin gesetzt habe. Von hier kamen diese Vögel, denen man ja auch im Altertum schon ganz besonders weissagende Kräfte beimaß, häufig herabgeflogen, dicht über die Köpfe der Soldaten hin, schlugen mit den Flügeln und wiederholten ein stets gleichtönendes Krächzen. Die Truppen wären durch diese Erscheinung sehr entmutigt gewesen und hätten Unglück gefürchtet; kurz vor dem Ausbruch des Brandes wären aber sämtliche Raben verschwunden und in dichten Zügen weit fortgezogen.

Napoleon I. wendete überhaupt den Tierstimmen viel Aufmerksamkeit zu. O'Meara citirt folgende Aeußerung des Kaisers in einem Gespräch:

„Können wir wissen, ob die Tiere nicht ihre eigene Sprache haben? Es scheint, daß es eine große Ueberhebung unsererseits wäre, eine solche Sprache zu leugnen, weil wir sie nicht verstehen. Wir sehen, daß ein Pferd Erinnerung hat, daß es, scharf unterscheidend, Abneigung und Zuneigung zeigt; es kennt genau seinen Herrn und unterscheidet ihn von den Domestiken, obgleich es ihn nur selten sieht und mit den Stallbedienten den ganzen Tag zusammen ist."

Der Kaiser erzählte, daß er ein Pferd gehabt habe, welches ihn, wenn er sich unter anderen Menschen verborgen hatte, jedesmal mit Sicherheit herausgefunden habe; dies Tier habe stets seine helle Freude bezeugt, wenn der Kaiser es bestiegen, und habe nur einem einzigen Stallknecht, der es regelmäßig pflegte, erlaubt, sich auf seinen Rücken zu setzen, wenn es aber dieser Stallknecht ritt, so sei seine Haltung und seine Bewegung durchaus anders gewesen, als wenn es den Kaiser getragen; es habe im ersteren Falle vollkommen das Bewußtsein gehabt, daß nur eine untergebene Person sein Reiter sei. Wenn der Kaiser auf Spazierritten oder auf Jagden den Weg verloren, habe er einfach diesem Tier den Zügel auf den Hals gelegt und es habe ihn jedesmal schnell und sicher auf den rechten Weg zurückgetragen. Es habe aber auch durch eine ganz besondere Art des Wieherns seine Freude ausgedrückt, wenn es den Kaiser erblickt, und oft habe es ihm geschienen, als ob das Tier ihm durch seine Stimme etwas habe mitteilen wollen.

Nicolardot behauptet, auf Erfahrungen und Nachweisungen gestützt, daß jedes Tier seine eigene Sprache habe, und es sei nur die Unvollkommenheit unserer Organe, welche uns verhindert, diese Sprache zu verstehen.

Wir möchten hier anführen, daß der bekannte Findling Kaspar Hauser, welcher bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre kein Fleisch gegessen hatte, in der ersten Zeit nach seiner Auffindung, bevor er an Fleischnahrung gewöhnt war, behauptete, die Sprache aller Tiere zu verstehen, daß er häufig, wenn ein Vogel zwitscherte oder wenn ein Hund bellte, ganz genau wußte, was die Tiere wollten; auch kamen die Tiere ohne Scheu zu ihm und schienen ein Bewußtsein davon zu haben, daß sie sich ihm verständlich machen konnten. Dies alles aber hörte auf, sobald er anfing, Fleischnahrung zu genießen. Darnach wäre also vielleicht anzunehmen, daß die Fleischnahrung uns von der Tierwelt entferne und unser Verständnis mit derselben abschwäche. Wenn man sich aber eingehend mit den Tieren beschäftigt, so setzt uns unser überlegener Verstand leicht in die Lage, dennoch zum Verständnis der Tiersprachen zu kommen.

Galliani hatte um das Jahr 1770 zwei Katzen, welche er von dem Verkehr mit anderen Tieren gänzlich abschloß und stets um sich hatte. Er behauptet, daß er sie vollkommen verstanden habe und daß sie eine vollständige Sprache besessen, in der sie immer dieselbe Empfindung und denselben Wunsch genau durch denselben Ton ausgedrückt hätten.

Lucian beobachtete die Stubenfliegen und behauptete ebenfalls, daß diese so verachteten und verfolgten Insekten eine vollständige Sprache besäßen, indem sie für gewisse Dinge in ihrem Gesumme auch gewisse Töne immer gleichmäßig anwendeten und sich auf diese Weise unter einander verständigten.

Lamartine erzählt in seiner orientalischen Reisebeschreibung von den arabischen Pferden, daß sie, ähnlich wie Napoleon es von seinem Leibroß behauptete, ebenfalls ganz bestimmte Töne für die verschiedenen Dinge hätten.

Die Vögel insbesondere besitzen außer den verschiedenen ihnen eigentümlichen Tönen auch ein ganz außerordentliches Nachahmungstalent. Es gibt fast keinen Vogel, der nicht imstande wäre, wenn er überhaupt Stimme hat, bis zu einem gewissen Grade die Geräusche der Natur nachzuahmen. Die Vögel versuchen unter einander ihre Stimmen sich nachzurufen, aber ebenso auch die Stimmen anderer Tiere und alle möglichen Laute. Papageien vermögen sogar das Geräusch der Säge, den Knall aus den Flaschen gezogener Korke und andere noch eigentümlichere Töne nachzuahmen. Der Spottvogel ist der wahre Plagiator in der gefiederten Welt; er ahmt täuschend bis zur Nachtigall hin alle Singvögel nach, und der Eisvogel versteht es mit der schärfsten Genauigkeit des Tonfalls, das Gackern des Huhns, das Bellen des Hundes, aber auch das Schnattern der Enten und das Blöken der Schafe nachzuahmen.

Aehnlich dem Menschen sind aber gerade die Singvögel auch eitel auf ihre Stimme und suchen sich einander zu überbieten. Von den Nachtigallen ist das ganz besonders bekannt. In einer Hecke, die von Nachtigallen bewohnt ist, hört man häufig, wie die Kraft ihrer Stimmen sich verdoppelt und verdreifacht, und zuweilen findet man Nachtigallen mit zerrissener Kehle, welche sich geradezu totgesungen haben.

Aber nicht nur für die Musik sind die Vögel die Vorbilder der Menschen, indem sie die Veranlassung zur Erfindung der verschiedenen Instrumente gegeben haben, sondern auch jene eigentümliche, oft erheiternde und oft schauerliche Kunst des Bauchredens findet, wie Nicolardot nachweist, ihr Vorbild gerade bei den Vögeln. Ebenso wie einige derselben aus voller Brust ihre Töne herausstoßen und die weiten Lüfte mit ihren Melodien erfüllen, bilden wieder andere ihre Töne innerlich ganz ähnlich, wie es die Bauchredner thun, ohne den Schnabel dazu zu gebrauchen. Das nächstliegende Beispiel solcher Vogelbauchredner ist unsere Taube, welche niemals den Schnabel öffnet und sich doch durch ihr Girren laut und weithin vernehmlich macht. Die Tauben lassen ihre Stimme ganz innerlich im Halse und in der Brust rollen und man hört dieselbe nur durch die Resonanz, ohne daß irgend ein Ton aus der Kehle hervordringt.

Aehnliche Erscheinungen finden sich bei vielen anderen Vögeln und sonstigen Tieren.

Der helle, klare Kuckucksruf soll nach Nicolardot nur die Resonanz eines im Innern des Vogels gebildeten Tones sein; ebenso ist das Quarren der Schnepfen, das dem Jäger den nahenden Vogel anzeigt, nur eine Bauchrednerei; auch soll der Frosch bei seinem Quaken den Hals nicht öffnen, sondern die weithin schallenden Töne nur aus dem Innern hervorklingen lassen, indem er die Luft in seinen Eingeweiden hin und her rollt.

Der asiatische Vogel Agami bildet ein besonders merkwürdiges Unikum in der Stimmbildung. Er läßt seine Töne allerdings durch Ausstoßung der Luft entweichen, aber er wählt dazu den entgegengesetzten Weg, den die Natur bei der Hervorbringung der tierischen Laute sonst einzuschlagen pflegt. Der Agami soll auf diese Weise verschiedene Lockrufe, ja selbst gesangähnliche Töne hervorzubringen vermögen. Man nennt ihn deshalb la poule péteuse, um durch diesen gerade nicht salonfähigen Ausdruck die eigentümliche Abdominalmusik anzudeuten, welche der Vogel in dem Konzert der Natur ausübt und für welchen in den menschlichen Orchestern bisher noch kein Instrument erfunden worden ist. Die Kehle dieses sonderbaren Vogels soll absolut stumm und keiner Stimmbildung fähig sein.

Selbst die Nachtigall hat gewisse Töne, die sogenannten Roller, welche sie innerlich hervorbringt und welche bei geschlossenem Schnabel nur durch Resonanz hörbar werden.

Also auch die Kunst, wenn man so sagen will, des Bauchredens, welche heute wenig mehr geübt wird, vor Zeiten aber sehr beliebt war und viel Unterhaltung bot, haben die Menschen von den Tieren gelernt.

Die Gesellschaft der Menschen zieht, wie Nicolardot an vielen Beispielen nachweist, ganz besonders die Vögel an und reizt sie zu Tönen, und gerade die Singvögel haben eine außerordentliche Anhänglichkeit an menschliche Wohnungen, von denen sie sich selten weit entfernen, als ob sie auf die Bewunderung ihres Gesanges eitel wären; sie legen und brüten besser in Parks als in den Wäldern. Von dem Kuckuck, dem Raben, dem Rebhuhn, der Wachtel und der Lerche behauptet Nicolardot, daß sie niemals in ganz wilden, von Menschen unbewohnten Gegenden verkamen.

Es gibt eine Reihe ganz besonderer Stadt- und Dorfvögel, welche sich immer in der unmittelbaren Nähe der menschlichen Niederlassungen ansiedeln. Dazu gehört der Star, die Nachtigall, der Fink, vor allem der Sperling und dann auch der Storch. Alle diese Vögel sollen in ihrem Gesange oder in ihren Lock- und Freudenrufen in gewisser Weise die menschlichen Stimmen nachahmen oder aber Geräusche, welche sich in der Nähe der menschlichen Wohnungen hörbar machen. Man sagt zum Beispiel von dem Storch — wir möchten das freilich nicht verbürgen — daß er in Afrika stumm bleibe und daß sein Klappern hier eine Nachahmung des Schärfens der Sensen sei. Dieser Klang sei dem Storch besonders erfreulich, weil er auf den frisch gemähten Wiesen stets reichliche Nahrung finde und deshalb jenen Ton, da er ergiebige Jagdbeute in Aussicht stelle, durch sein Klappern nachahme.

Diese Vögel alle sollen, wenn man sich Mühe mit ihnen gibt, die menschliche Stimme, für die sie eine ganz besondere Vorliebe haben, nicht bloß in einzelnen Tönen, sondern auch in wirklichen Wortbildungen, den Papageien gleich, nachahmen können. Von den Staren und den Raben ist dies ja bekannt, doch hat man auch Beispiele von anderen sprechenden Vögeln. Ruß zum Beispiel in seinem ornithologischen Buche erzählt von einem Kanarienvogel, welcher einer Schauspielerin gehörte und ganz deutlich verständliche Worte gesprochen habe.

Andere Vögel haben für gewisse Klänge der menschlichen Zivilisation besondere Vorliebe, zum Beispiel die Eulen für Glockentöne; es gibt eine besondere Eulenart, die „Turmeule", welche ganz vorzugsweise auf den Glockentürmen der Kirchen nistet und in ihren Rufen ganz genau den Ton der Kirchenglocken nachahmen soll.

Ganz leicht, behauptet Nicolardot, wären mit einiger Geduld und Mühe zum Sprechen zu bringen: der Grünfink, die Goldammer, die Mauerschwalbe und die Drossel.

Namentlich aber sollen die Singvögel einer weit größeren musikalischen Ausbildung fähig sein, als sie dieselbe bis jetzt erhalten; sie sollen nicht bloß imstande sein, vorgepfiffene kurze Melodien wiederzugeben, sondern auch die Fähigkeit haben, vollständig symphonisch zur Begleitung von Instrumenten zu singen.

Maximus von Tyrus erzählt in seinen philosophischen Gesprächen, welche Forme übersetzt hat, daß ein Mann, der sich mit Tieren beschäftigte, eine Anzahl von Vögeln in seinem Zimmer gehalten habe von ganz verschiedener Gattung und verschiedenen Stimmen, welche in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft jeden Morgen verwirrt durcheinandergeschrieen und gezwitschert hätten. Dieser Mann habe seine Vögel in gar nicht langer Zeit dahin dressirt, daß sie mit ihm musizirten; er habe die Flöte gespielt, die Vögel hätten in verschiedenen Stimmen sein Spiel accompagnirt und bei den Ritornells alle zusammen ganz richtig im Chor gesungen.

Wir müssen hiefür dem Erzähler die Verantwortung überlassen; nicht zu leugnen ist es indes, daß gerade in der musikalischen Dressur der Vögel oft Unglaubliches geleistet wird.

In Paris gab es zur Zeit des Kaiserreichs einen berühmten sogenannten Charmeur, der jeden Mittag im Tuileriengarten erschien und die Vögel aller Art fütterte. Die Tiere kannten ihn sogleich bei seinem Erscheinen, sie kamen heran, er rief die einzelnen aus der Luft zu sich, sie setzten sich auf seinen Finger und er pfiff ihnen gewisse signalartige Takte vor, die sie dann je nach ihrer Stimmenanlage deutlich vernehmbar wiederholten.

Wir forschen und suchen in unserer Zeit so viel und dringen tief in alle Gebiete der Naturgesetze ein und meinen immer der Erkenntnis der uns umgebenden Welt näher und näher zu kommen, selten aber ist es wissenschaftlich versucht worden, den Stimmen der Natur näher zu treten, welche doch einen wesentlichen und bedeutungsvollen Accord in dem großen Konzert der Schöpfungsmusik bilden. Gewiß liegt gerade hier so vieles noch verborgen, das wohl der Beachtung und Erforschung wert wäre und wichtige Schlüsse bieten möchte für das große Geheimnis des Lebens in seinem organischen Zusammenhange, welcher niemals eine scharfe Grenze zieht und vom Tier zum Pflanzenreich und von diesem wieder zur mineralischen Welt in feinen und feinsten Uebergängen die Verbindung vermittelt. Der erste Versuch in dieser Richtung, den Nicolardot in seinem Werke gemacht hat, ist daher gewiß dankenswert und interessant.

Aus meinem botanischen Garten.

Von

Karl Lehmann.

Akazie.

Nach den kalten Tagen des Mai, spät, spät erst erblühst du:
Späte Liebe des Mannes, ob sie der Täuschung entgeht!

Granatbaum.

Sieh, meine Blüte hält in der Hand die Göttin der Hoffnung:
Denn im Geiste sie schaut Blüten zu Nüssen gereift.

Ackerwinde.

Nachbarin Aehre, gestatte, daß ich dich rankend umwinde!
Werd' ich mich halten an dir, halt' ich dich selber zugleich.

Nessel.

Wie du mir, so ich dir; beißt du mich, beiß' ich dich wieder —
Freilich, des Stärkeren Recht werd' ich erliegen zuletzt.

Ringel- oder Stundenblume.

Und der Philister bist du! Blühst pünktlich, ja nicht zu frühe,
Erst vormittags neun Uhr; könntest erkälten dich sonst

Ilmenau.

Ruhe und Frieden atmet die [illegible] Landschaft, welche unser Künstler von dem kleinen romantischen Bergstädtchen entworfen hat. Wir würden hinzufügen, Stille und Einsamkeit, wenn nicht der brausende Eisenbahnzug im Vordergrund uns eines Besseren belehrte. Seit 1879 hat Ilmenau seine Bahn und mit der Stille und Einsamkeit, namentlich in den Sommermonaten, ist es vorbei.

Brunnen in Ilmenau. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Eine stets sich vermehrende Zahl von Sommerfrischlern wandert alljährlich zu der reizend und gesund gelegenen, im Halbkreis um den ‚Sturmheide' genannten Bergrücken sich hinziehenden Stadt. Diese besitzt keine eigentlichen Heilquellen. Aber das schon seit 1834 bestehende Kaltwasserbad, später zu einer allgemeinen Badeanstalt umgewandelt, bietet jetzt Bäder aller Art, erlaubt den Genuß von Brunnen und Molken in einer geräumigen Trinkhalle und gestattet heilgymnastische und elektrische Kuren. In neuerer Zeit ist sogar noch eine zweite Badeanstalt hinzugekommen. Deutliche Spuren einer regen Thätigkeit im Bergbau finden sich in den tiefen Halden, welche an der Sturmheide und anderen Bergabhängen lagern. In der That hatten bereits im zwölften Jahrhundert, als die Stadt sich im Besitz der Grafen von Käfernburg befand, die Silber- und Kupferbergwerke bei Ilmenau einen hohen Grad der Entwicklung erreicht. Später, 1343, ging der Ort durch Kauf an die Grafen von Henneberg über und fiel nach dem Erlöschen dieser Grafenfamilie 1554 an das Haus Sachsen, jetzt Weimar zu. Während dieser ganzen Zeit blühte der Bergbau. Noch 1717 waren in Ilmenau mehr als 300 Gruben- und Hüttenleute beschäftigt. Seit aber infolge des Durchbruchs der Wasserdämme im Mehnbacher Grund, 1739, die meisten Gruben ersäuft wurden, sind mehrfache Unternehmungen, den Bergbau auf edle Metalle wieder zu heben, vergeblich gewesen; doch ist der Abbau von Braunstein und Steinkohle heute wieder ziemlich beträchtlich und liefert eine jährliche Ausbeute von mehr als 60,000 Centnern.

Eine der ersten Aufgaben, welche sich Goethe in seiner Amtsthätigkeit stellte, bestand in allerdings fruchtlosen Versuchen, die Gewinnung von Edelmetall bei Ilmenau wieder zu fördern. In Stadt und Umgegend finden sich überhaupt zahlreiche Erinnerungen an den großen Dichter und Minister. Oft und gern verweilte hier der fürstliche Mäcen Karl August im Kreise von Männern wie Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul (Fr. Richter), und mit großer Vorliebe namentlich hing der Dichterheros fortwährend an dem Städtchen, dem Tummelplatz seiner jüngeren Jahre. Hier hat Goethe den Plan zum „Wilhelm Meister" entworfen; die landschaftlichen Schilderungen dieses Werkes sind der Natur von Ilmenau abgelauscht, und ein eigens „Ilmenau" betiteltes Gedicht wurde 1783 dem herzoglichen Freunde zum Geburtsfeste gewidmet. Hier verlebte Goethe auch in aller Stille seinen zweiundachtzigsten Geburtstag.

An den zahlreichen kleinen Städten bekundet die arbeitsame Bevölkerung Thüringens zahlreiche Industriezweige. Auch Ilmenau hat verschiedene gewerbliche Anlagen: eine große Porzellanfabrik in den ehemaligen Bergwerksgebäuden, eine Hohlglasfabrik in der Sophienhütte. Außerdem gibt es drei Schwärze- und Oeldruckfarbenfabriken; die Herstellung von Puppen und Spielwaaren überhaupt gibt vielen Menschen Arbeit und Brot und eine bedeutende Fischzucht meist lohnenden Gewinn ab.

Seit Ilmenau von den Sommerfrischlern entdeckt ist und durch die Bahn leicht erreicht werden kann, hat die Stadt, welche 1752 durch eine Feuersbrunst gänzlich in Asche gelegt wurde und

Ilmenau. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Digitized by Google

also überhaupt in ihrem jetzigen Häuserbestande nicht alt ist, durch Häuser- und Wegebauten sich bedeutend erweitert. Die breite, schattige Straße „Unter den Linden", welche vorzugsweise auch als Kurpromenade benützt wird, führt fast unmittelbar in den herrlichen Wald. In der an unerschöpflichen Naturgenüssen reichen Umgebung hat die menschliche Hand alles gethan, um den Zugang zu erleichtern, die Aussichtspunkte zu verschönern, die Bequemlichkeit der Besucher zu erhöhen. Geebnete, breite Wege machen alle Partien des Waldes und der Berge zugänglich, Ruhebänke laden zur Erholung, Wirtschaften zur Stärkung ein, und zahlreiche Wegweiser ermöglichen es dem Fremden, sich auch ohne den lästigen Führer in der reizvollen Gegend zurecht zu finden. — In der Stadt selbst konzentrirt sich das Volksleben, wie überall in den kleinen Städten Thüringens, um den Brunnen. Dort löscht das von der Weide heimkehrende Vieh seinen Durst, ehe es dem nächtlichen Stalle zutrollt; dort lungern tagsüber die halbwüchsigen Buben, von da holen abends Weiber und Mädchen das Wasser für den Hausbedarf in den großen, auf dem Rücken

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Doktor: Ei, wie eifrig Ihr Töchterchen ihre Musikstunde besucht, da geht sie ja schon wieder mit der großen Musikmappe.
Mutter: Na wissen S', heute nimmt sie sie nur zum Fleischholen beim Metzger.

Heiratskandidat: Sie halten also auch für das weibliche Geschlecht gymnastische Uebungen für notwendig, gnädige Frau?
Gnädige Frau: Allerdings, mein Herr, jede meiner Töchter, die Sie hier sehen, hat Turnunterricht gehabt und ist im stande, ihren eigenen Vater zu Boden zu schlagen.

Alter Herr (milde). Gehören Sie vielleicht zu den Vertreterinnen der Frauenrechte, meine Dame? — **Dame** (scharf): Ganz entschieden, mein Herr! Warum fragen Sie? — **Alter Herr:** Weil ich Ihnen eben meinen Platz anbieten wollte. Als Verfechterin der Gleichberechtigung beider Geschlechter werden Sie natürlich lieber stehen wollen, und ich habe nichts dagegen einzuwenden.

„Der Bote ist draußen und wirbt für den Beitritt zum hiesigen Verschönerungsverein — das wäre recht geeignet für Sie, liebe Schwägerin — jetzt ist's noch Zeit."

„Mein Herr Zahnarzt, ich stimme zu, daß Sie mich einschläfern, aber wehe Ihnen, wenn ich nicht wieder aufwache!"

„Zwei Uhr mittags, ein schattiges Plätzchen, keine Spur von irgend einem störenden Wild . . das ist ganz mein Fall" (fängt an, einen kräftigen Imbiß zu sich zu nehmen).

getragenen Butten, dahin wendet sich auch der von der Arbeit zurückkehrende Bursche zu kurzem Gruße an „Sie", und später, wenn die Schatten der Nacht sich auf das Städtchen herabsenken, mischt sich mit dem Murmeln des fließenden Wassers das leise Geflüster zärtlicher Liebespaare.

Ilmenau wird in den Sommermonaten von vielen Gästen besucht, die in Ruhe und Bequemlichkeit sich an der Schönheit der nähern Umgebung erfreuen, in der frischen Waldluft die zerrütteten Nerven erstarken lassen wollen. Aber es dient auch als Mittelpunkt, als Rastort für andere Touristen, welche von hier aus weitere Ausflüge in die Berge des Thüringerwaldes unternehmen wollen. Von den Zielpunkten für derartige Abstecher wollen wir hier nur zwei der bekanntesten nennen: die Schmücke und den Kickelhahn. An der großartigen Rundsicht von letzterem Punkte hat Goethe sich besonders erfreut und in seinem Häuschen, einem ehemaligen Birschhaus, in stiller Einsamkeit dort oben manchen Tag verlebt. Auf einem Fensterrahmen in diesem seitdem abgebrannten, aber unter Benützung der vom Feuer verschonten Ueberreste genau nach dem alten Muster wieder aufgebauten Goethehäuschen hat der Dichter im Jahr 1783 auch jenes herrliche Gedicht geschrieben, das unter dem Namen „Nachtlied" bekannt ist.

R. D.

Digitized by Google

Notiz-Blätter.

Literatur.

— Munter und frisch erzählt G. H. Schneideck eine Studentengeschichte echter alter Jenenser in seinem Sang: „Der Auszug nach Kahla" (Dabis, Jena). Ueber das gewählte Versmaß der Scheffelschen Vierzeile läßt sich streiten, es erscheint uns etwas eintönig, dagegen sind die Schilderungen des jenensischen Studentenlebens, die Charakteristik der idealistischen und doch so lebenslustigen Studententypen, der Professoren, der Töchter, Väter und Mütter der Stadt in Bezug auf den Bruder Studio ganz vortrefflich, ebenso zeigt der Autor ein feines Gefühl für das Lokale und porträtirt gut. Die Schicksale der muntern Gesellen sind mit jovialem Humor und wehmüthig gemüthvoll dargestellt. Es liegt über diesem heiteren kleinen Epos der Glanz jugendlichen Lebensglückes, liebenswürdiger Schwärmerei gebreitet und dazu gesellt sich die plastische Darstellung kleinbürgerlichen Lebens, oft bis zur Komik realistisch, so daß man dieser Studentengeschichte in Versen Originalität nicht absprechen kann. Wir sind überzeugt, daß nicht nur in Studentenkreisen dieser Auszug nach Kahla mit Vergnügen gelesen werden wird. Das Epos hat auch einen kulturgeschichtlichen Werth durch die erschöpfende Wiedergabe studentischen Lebens in den Glanztagen Jenas im ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Die Ausstattung des Buches ist elegant.

— Der bekannte Wiener Musikkritiker Eduard Hanslick hat jetzt in dem allgemeinen Verein für deutsche Literatur (Berlin) eine Reihe von Schilderungen musikalischer Ereignisse in Wien unter dem Titel: „Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre" veröffentlicht, die ein ebenso geistvoll erfaßtes, wie lehrreiches Bild des Musiklebens unseres Dezenniums gewähren. Hanslick beginnt mit einer Schilderung des großen Beethovenfestes 1870 (Centenarfeier) und schließt mit Charakterisirungen von Virtuosen und Virtuosinnen der neuesten Zeit (Rosenthal, Popper, Tua, Rubinstein, Walter, Adolfa Le Beau); dazwischen wird uns nun eine gewaltige Revue von Aufführungen jeder Art entrollt, beleuchtet durch die feinste Kritik der Darstellenden wie der Ausübenden. Vor allem reichhaltig und interessant ist das Jahr 1880 mit den Liszt- und Brahmskonzerten. Es gibt wohl keine musikalische Erscheinung der neuen Zeit, die in diesem Werke nicht wenigstens gestreift wird; in den meisten Fällen erhalten wir fast erschöpfende Charakterbilder von Komponisten und Virtuosen alter und neuester Zeit. Der Standpunkt Hanslicks ist bekannt; seinen Geschmack, gründliche Kenntnisse, Geist, Wahrheitsliebe und eine glänzende stilistische Begabung wird dem Wiener Musikreferenten niemand absprechen können. Wir dürfen somit das geistvolle Buch allen Musikfreunden, ja, jedem Gebildeten überhaupt warm empfehlen. Niemand wird es ohne dauernde Belehrung und Anregung aus der Hand legen. Für den Musikhistoriker wird es die Bedeutung eines Quellenwerkes ersten Ranges einstmals erlangen.

— Justinus Kerners biographisches Werk, das Bilderbuch: „Aus meiner Knabenzeit", welches jetzt bei Kröner in Stuttgart sehr hübsch ausgestattet in zweitem, unverändertem Abdruck erschienen ist, führt uns auf die liebenswürdigste und anmuthigste Weise ein Stück württembergischen Lebens vor. Wir blicken hier wie in ein Stereoskop und erschauen eine ganze Reihe der originellsten Figuren und ergötzlichsten Lebensbilder; dann aber fiel auch der bewegteste Teil von Kerners Knabenleben in die Zeit der ersten französischen Revolution, deren Tendenzen in dem von der Akademie Stuttgart Heimgekehrten ein überaus lebhaftes Echo fanden. Kerner beginnt sein Bilderbuch mit Schilderungen der Zeit der Herzoge Karl und Ludwig, dann skizzirt er sein Familienleben in Ludwigsburg und führt uns in der Folge eine ganze Galerie interessanter Charakterköpfe wie Adam Lux, Kapellmeister Poli, Magnetiseur Gmelin, den Dichter Conz und andere mehr vor. Das Buch erstreckt sich nur über den Zeitraum von 1786 bis 1804. Auf dem historischen Hintergrunde der Revolutionszeit und des Emporkommens Napoleons heben sich die zahlreichen reizenden Idyllen, die Kerner uns mit wenig Strichen — aber plastisch, wie nur ein großer Dichter das vermag — zeichnet, besonders wirkungsvoll ab. Das Buch ist ein Schatz nicht nur nach der zeitgeschichtlichen Seite hin, sondern hauptsächlich durch die Fülle glücklich geschauten und musterhaft wiedergegebenen Lebens, das uns von jedem Blatt entgegenweht; es erquickt durch Klarheit, Natürlichkeit und Frische des Stils wie ein Trunk aus den Bergquellen des schönen Württemberger Landes.

— Rosenthal-Bonin hat ein neues Novellenbuch: „Stromschnellen" betitelt, bei Wartig (Ernst Hoppe) in Leipzig erscheinen lassen. Der sehr elegant ausgestattete Band enthält acht heitere Novellen und ein Intermezzo ganz eigenthümlicher Art, nämlich Tierseelenbilder.

— Behufs der Errichtung eines Scheffelarchivs läßt die Familie des verstorbenen Dichters an alle, welche im Besitze von Aufsätzen, Anekdoten, Gedichten und so weiter (ältern und neuern Datums) über J. V. von Scheffel sind, die freundliche Bitte ergehen, solche gütigst der Frau Doktor von Scheffel in Karlsruhe (Baden), Stefanienstraße 16, zur Verfügung zu stellen.

Bildende Künste.

— Ueber den Zustand der Gemälde im Berliner Alten Museum macht ein Korrespondent in Lützows „Kunstchronik" folgende Bemerkungen: „Ein großer Teil der Gemälde hat an seiner früheren Frische auffällig eingebüßt: Teile, die wir im vergangenen Herbst noch in voller Klarheit haben erscheinen sehen, sind trübe und undurchsichtig geworden, andere mit Blasen bedeckt und durch neue Risse entstellt; einige Stücke befinden sich in einer Verfassung, die ihren gänzlichen Untergang befürchten läßt, wenn nicht ohne Verzug die kräftigsten Maßregeln dagegen ergriffen werden. Da noch im letztvergangenen Herbste die uns seit vielen Jahren genau bekannte Sammlung sich entschieden nicht in diesem Zustande befunden hat, so glauben wir nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse die Ursache hierfür zu einem Teil in der den Oelgemälden nachtheiligen überaus trockenen und heißen Luft zu finden, die durch die in diesen Räumen angewandte Heizvorrichtung erzeugt wird. Früher wurde die Erwärmung der Säle durch eine andere Wärmevorrichtung bewirkt, indem aus nahe dem Fußboden angebrachten Oeffnungen eine wohlthuende, feuchtwarme Luft entströmte, die der Erhaltung der Bilder aufs beste zu statten kam. Das jetzt angenommene System hat entschieden die an dasselbe geknüpften Erwartungen getäuscht. Im allgemeinen wollen wir hierbei bemerken, daß die Bilder auf Holztafeln stärker betroffen sind als die auf Leinwand gemalten und daß die deutschen und niederländischen Meister sich weit widerstandsfähiger gezeigt haben als die Italiener."

Bühne.

— Die erste Aufführung von Lord Byrons „Marino Falieri" im Stadttheater zu Mainz durch die dort gastirenden Meininger ist, schreibt Fr. Bodenstedt der „Tägl. Rundschau", als ein hervorragendes Ereigniß in der Bühnenwelt zu bezeichnen, weil sie den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß die poetisch so hoch bedeutende Tragödie, welche bis dahin für unaufführbar gehalten, bei würdiger Darstellung von durchschlagender dramatischer Wirkung ist. Zwar ist nicht zu leugnen, daß das Stück, weil ursprünglich nicht für die Bühne berechnet, Längen hat, welche zwar beim Lesen nicht im geringsten stören und für poetisch genußfähige Hörer auch im Theater nicht störend sein würden, aber doch zum Vortheil der Gesammtwirkung gekürzt werden müssen. Diese Aufgabe ist durch Arthur Fitger, den schon durch eigene Schöpfungen wohlbekannten Maler und Poeten, den der Herzog von Meiningen mit der deutschen Bearbeitung des Dramas betraut hatte, so glücklich gelöst worden, daß man bei der Darstellung die Schwierigkeiten gar nicht bemerkt, welche zu überwinden waren, um das Ganze wie aus einem Guß erscheinen zu lassen. Daß die Ausstattung durchweg ebenso geschmackvoll wie historisch treu war, bedarf kaum der Erwähnung. Auch die Darstellung ist als eine durchaus würdige zu bezeichnen. Den Löwenantheil des reichen Beifalls erhielt Max Grube, der noch jugendliche Darsteller des alten Dogen Marino Falieri.

— Die Eröffnung des neuen Stadttheaters in Karlsbad hat kürzlich mit „Figaros Hochzeit" unter der Direktion Raul stattgefunden. Die Vorstellung begann mit einem sinnigen Festspiel: „Der Musen Dank", in welchem Thalia die Göttin Hygieia dafür preist, daß sie es ermöglicht habe, daß in Karlsbad den Musen ein so glänzender Tempel erstand, und dann Klio die Geschichte Karlsbads erzählt. Das Haus hat für 700 Personen Fassungsraum, ist im Rokokostil gebaut und kostete rund 400,000 Gulden. Vormittags erfolgte die Schlußsteinlegung in feierlicher Weise.

— Zur ersten Aufführung des Berczikschen Schauspiels „[illegible] Mama" im Nationaltheater in Budapest hatte trotz der vorgerückten Saison die vornehme Gesellschaft der ungarischen Hauptstadt sich eingefunden. Der Erfolg war ein sehr schöner, obwohl eine gewisse, durch äußerliche Momente hervorgerufene Verstimmung im Anfange die rechte Stimmung nicht zum Durchbruch gelangen ließ. Berczik selbst bezeichnet in der ungarischen Ausgabe sein neuestes Stück als „Színmű", das ist Schauspiel oder, wörtlich übersetzt, „Bühnenarbeit"; auf dem Theaterzettel war jedoch dasselbe als historisches Lustspiel aufgeführt. Diese Benennung ist durchaus irreführend, und so konnten sich natürlicherweise jene Erwartungen, die man gewöhnlich an ein Lustspiel knüpft, nicht erfüllen. Das Stück ist indeß in den ersten Akten in der That arm an dramatischen Vorgängen, wenngleich es auch schon hier durch schöne Sprache und Gedankenfülle fesselt. Vom dritten Akt steigert sich die Handlung rasch und ist reich an packenden Szenen.

— Das Karltheater in Wien wird zu einem Sozietätsunternehmen umgestaltet werden. Die Sozietäre werden sein: Theodor Lobe, Friedrich Mitterwurzer, Franz Tewele, Wilhelm Knaack, Hermine Albrecht und bedingungsweise Jenny Groß. Die Genannten betheiligen sich mit je 10,000 Gulden an dem Unternehmen, und die Gage wird für jeden, und zwar ohne Ausnahme, 6000 Gulden betragen. Selbstverständlich werden auch die etwaigen Ueberschüsse zu gleichen Teilen unter die Sozietäre vertheilt. Möglicherweise wird bereits die nächste Saison die neuen Leute im Karltheater finden.

— Das Stadttheater in Bochum ist am Abend des 15. Mai ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer griff mit einer solchen Schnelligkeit um sich, daß in der Zeit von einer Stunde von dem schönen großen Gebäude nur noch ein rauchender Trümmerhaufen übrig geblieben war. Wodurch das Feuer entstanden, ist nicht aufgeklärt.

Kultur und Wissenschaft.

— Bekannt ist der Vorschlag, Verbrecher durch eine elektrische Entladung schnell und schmerzlos vom Leben zum Tod zu bringen. Die englische Stadt Kimberley hat nun das letztere beschlossen, die Hunde, welche das Verbrechen begangen, keinen Herrn zu besitzen, oder ihrem Herrn entlaufen sind, nicht mehr zu vergiften, sondern auf elektrischem Wege zu tödten. Die Hunde werden in einen Kasten gesteckt, auf dessen Boden zwei isolirte Kupferplatten befestigt sind, die so weit von einander stehen, daß die Tiere mit den Vorderfüßen auf der einen, mit den Hinterfüßen aber auf der andern stehen. Die Platten sind mit den Dynamomaschinen verbunden, welche die elektrischen Lampen der Stadt speisen. Schließt man den Stromkreis, so geht der Strom durch den Körper des Hundes und er sinkt wie vom Blitz getroffen nieder. Neuerdings hat man 23 Hunde in kaum 23 Minuten auf diese Weise getödtet. Den Tierschutzvereinen zur Berücksichtigung empfohlen.

— Die Gesellschaft der Komponisten in Paris hat für das laufende Jahr wieder drei Preise ausgeschrieben, einen von 2000 Franken, gestiftet von Troy in Belfort für eine Orchestersymphonie, einen von 500 Franken, gestiftet von der Firma Pleyel-Wolff für ein Klavierquartett, und einen von 500 Franken, gestiftet von Ernst Lamy für die Komposition einer eigens für die Gesellschaft verfaßten lyrischen Dichtung.

— Es werden wiederum einige Briefe bekannt, die für die Tantièmeverhältnisse im Anfang dieses Jahrhunderts sehr bezeichnend sind. Der damalige Direktor des k. Nationaltheaters in Berlin, Engel, schreibt an seinen Kollegen Ramler: „Das Theaterjahr geht zu Ende, und wir haben noch nicht an das Douceur für Herrn Kotzebue gedacht. Der Genuß, den wir von seinen Stücken schon gehabt haben, verbindet sich mit dem Vortheil, den die Kasse von eben gehabt hat. Sein letztes Stück hat mitten in der Sommerhitze, wo sonst die Einnahmen so schlecht zu sein pflegen, in 9 Vorstellungen 2203 Thaler 2 Groschen eingetragen. Ist nicht das Allerwenigste, was wir dem Verfasser bieten können, die Summe von 20 Friedrichsd'or? Er trifft am 4. d. M. hier ein und bringt ein neues Stück mit sich: ‚Die Indianer in England', und ich hoffe, wenn wir den Mann recht ermuntern, so soll er uns noch manches Gute für das Theater liefern." Die Antwort lautete: „Wenn Sie gewiß wissen, daß dieser Mann von Stand und Vermögen Geld annimmt, und ob er es gleich nicht fordert, doch auch nicht zurückweist, so halte ich die 20 Friedrichsd'or für ein ziemliches Douceur. Ramler." Schon die Benennung ist bezeichnend für den Wechsel der Zeiten: damals erhielt der Dichter ein „Douceur", heute erhält er „Tantième".

— Bisher brachte man die Entstehung des Erdöls stets in Verbindung mit den großen Kohlenlagern der Erde und nahm an, daß es gewissermaßen eines der vielen Destillationsprodukte sei, wie sie von der Natur aus den ungeheuren Resten primärer Vegetation selbst dargestellt werden und als deren Endprodukt etwa der Asphalt zu gelten hätte. Diese Erklärung kann aber in jenen Fällen nicht genügen, in welchen die Oelschichten nicht den geringsten Zusammenhang mit der Kohlenformation oder mit anderen, Kohle, respektive Pflanzen und tierische Organismen führenden Schichten aufweisen. Auf Grund eingehender Studien in Pennsylvanien und im Kaukasus stellt nun Mendelejew eine neue Entstehungstheorie auf, welche den organischen Ursprung des Erdöls gänzlich verwirft. Der russische Forscher nimmt eine vorzugsweise Ansammlung von Metallen im Erdinnern an (wofür bekanntlich auch das hohe spezifische Gewicht der Erde spricht), unter denen das Eisen vorwaltet, welches bekanntlich immer mit Kohlenstoff verbunden ist. Berücksichtigt man nun das Vorkommen des Erdöls an solchen Orten, wo durch mächtige Gebirgserhebungen die vorher horizontale Lagerung der Erdschichten verworfen ist und hiebei letztere vielfache Brüche erlitten haben, durch welche Wasser zu den Kohlenstoffmetallen gelangen konnte, so mußte es bei hoher Temperatur und Druck auf dieselben einwirken und dabei einerseits Metalloxyde, andererseits gesättigte Kohlenwasserstoffe bilden. Diese stiegen im Dampfstrom in die obergelagerten Erdschichten, wo sie sich verdichteten und die porösen Sandsteinschichten durchtränkten. Diese Hypothese stimmt durchaus mit der Beobachtung überein, daß beim Auflösen gewisser kohlenstoffreicher Sorten Gußeisen in verdünnten Säuren nicht nur große Mengen gasförmiger Kohlenwasserstoffe, sondern auch tropfbar flüssige Kohlenwasserstoffe mit ähnlichem Geruche wie rohes Erdöl gebildet werden.

— Der Sultan ordnete die Einrichtung einer ständigen Ausstellung der schönen Künste und Kunstindustrie in Konstantinopel an, welche bis zur Errichtung eines Museums der schönen Künste fortdauern soll. Die Regierung beabsichtigt, einen Teil der Ausstellungsgegenstände aus Staatsmitteln anzukaufen.

Handel und Verkehr.

— Welche Ausdehnung die Verwendung von Vogelfedern zum Schmucke der Damentoilette angenommen hat, ergibt sich aus der Thatsache, daß England allein jährlich für mehr als 2,000,000 Pfd. Sterl. (50,000,000 Franken) Vögel und Vogelfedern importirt. Die meisten Federn stammen aus Indien, aus verschiedenen asiatischen Ländern, aus Afrika und, jedoch in geringerem Maß, aus Amerika. Die Summe der jährlich eingeführten exotischen Vogelbälge mit glänzendem Gefieder erreicht in England und Frankreich zusammen die respektable Höhe von 1,500,000, unter welchen 250,000 Kolibris sind. Für den Handel mit Straußenfedern ist Kairo ein Haupthandelsplatz, indem alljährlich 2500—3000 Kilogramm von dort expedirt werden. Die Hälfte der Federn stammt aus der Berberei. Auch in Südafrika hat die Straußenzucht großen Erfolg aufzuweisen, wie die Ziffern für den Import in den Jahren 1875 bis 1883 beweisen. Dieser betrug 1875 7,347,002, 1883 aber 35,645,000 Franken.

— Was macht man aus alten Stiefeln und Schuhen? In Europa finden sie nur noch gelegentlich irgend eine Verwendung, in Amerika aber werden sie gesammelt, in kleine Stückchen geschnitten und dann in Chlorschwefel gelegt, in welchem man sie einige Tage lang weichen läßt. Nach dem Trocknen werden die Lederschnitzel sehr hart und spröde. Das Material wird in Wasser ausgewaschen, hierauf wieder getrocknet, dann zu Pulver zerrieben, gemahlen und mit irgend einem billigen Klebstoffe verrührt, um die Partikelchen zusammenzuhalten. Die so erhaltene Masse wird dann in Formen gepreßt, um hieraus Kämme, Knöpfe, Messergriffe und alle möglichen Utensilien zu machen, welche in ihrem Aussehen dem feinsten Ebonit gleichen und von derselben Festigkeit sind.

— Eine an amtlicher Stelle bearbeitete Uebersicht der Entwicklung des Eisenbahnnetzes der Erde vom Schluße des Jahres 1880 bis zum Schluße des Jahres 1884 gibt ein interessantes Bild von der gewaltigen Ausdehnung, welche die Schienenstrecken bereits gewonnen haben. Nach dem Ergebnisse der Zusammenstellung hatte das Eisenbahnnetz am Schluße des Jahres 1884 eine Ausdehnung von 469,105 Kilometer erlangt, eine Ausdehnung, welche um etwa 80,000 Kilometer die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde übertrifft und mehr als das Elffache des Erdumfanges beträgt. Die stärkste Entwicklung im Verhältniß zur Flächengröße zeigt das Eisenbahnnetz im Königreich Sachsen und in Belgien, wo auf je 100 Quadratkilometer 15,8 und 14,7 Kilometer Bahnlänge entfallen. In Bezug auf die Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes folgen hierauf England, Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg und die Niederlande. Bei Vergleichung der Eisenbahnlängen mit der Volkszahl steht das dünnbevölkerte Schweden mit 14,5 Kilometer Eisenbahn für je 100,000 Einwohner obenan. Der Zuwachs, welchen das Eisenbahnnetz der Erde in der Zeit von 1880—1884 erfahren hat, beziffert sich auf 101,088 Kilometer oder auf 27½ Prozent. Von den europäischen Staaten weist Frankreich die beträchtlichste Zunahme auf (19,2 Prozent), dann folgen Oesterreich (15,08 Prozent) und Deutschland (9,9 Prozent). Während in ganz Europa die Eisenbahnlänge in dem vierjährigen Zeitraum um 21,021 Kilometer oder 12,5 Prozent zugenommen hat, ist in Amerika in derselben Zeit das Netz der Vereinigten Staaten allein um 55,900 Kilometer oder 38,3 Prozent gewachsen. Dieser Zuwachs ist nicht viel kleiner als die Länge der Eisenbahnen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammengenommen. Das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten übertrifft denn auch das des gesammten Europa um mehr als 12,000 Kilometer. In Asien hat die Länge der Eisenbahnen am stärksten in Britisch-Indien zugenommen. Auch Niederländisch-Indien und Japan weisen verhältnißmäßig beträchtliche Zunahmen auf. In Afrika zeigt sich der stärkste Zuwachs in der englischen Kapkolonie, und eine sehr lebhafte Entwicklung des Eisenbahnnetzes weisen auch die australischen Kolonien auf.

— Seitens der englischen Regierung wird eine neue Kabelverbindung zwischen Halifax, Bermuda und Jamaika geplant; es soll geeigneten Anschluß an die transatlantischen und westindischen Kabel erhalten, damit der direkte Verkehr zwischen Europa und den Kolonien gesichert ist. In etwa einem Jahre wird die Legung vollendet sein.

Natur.

— Man wird sich noch der auffallenden Dämmerungserscheinungen im Jahre 1883 erinnern. Schon damals wurden sie in Zusammenhang gebracht mit dem vulkanischen Ausbruch in Krakatoa und erklärt durch die Anwesenheit feinen Staubes in den höheren Luftschichten. Daß man in der That recht vermuthet, wird jetzt bestätigt durch die vom 15.—17. Oktober vorigen Jahres in Kärnten und Steiermark beobachteten intensiven Morgenröthen am südöstlichen Himmel; denn vom 14. bis 16. Oktober fiel in den Südalpen ein intensiver Staub, der nach genauen Untersuchungen zweifellos terrestrischen Ursprungs ist und wahrscheinlich aus der Sahara stammt.

— Im Westminsteraquarium zu London sind jetzt ein junges Mädchen von 18 Jahren und ihr [illegible]jähriger Bruder, Eingeborene Patagoniens, ausgestellt, die eine abnorme Haarentwicklung auf ihrem Körper zeigen, welche man als Hypertrichose bezeichnet. Bei dem Mädchen ist der ganze Nacken mit Haaren von etwa 1 Centimeter Länge bedeckt, das sich in der Hüftengegend auch nach dem vordern Teil des Körpers ausbreitet; außerdem finden sich noch verschiedene andere unregelmäßig vertheilte Körperstellen, welche von Haaren bedeckt sind. Bei dem Knaben beginnt der mit Haar bedeckte Rückenstreifen etwa in der Höhe der Schulterblätter und zieht sich am Körper und den Beinen bis fast zum Knie hin; auch sonst zeigt der Körper noch verschiedene mit Haaren bekleidete Stellen, deren größte, von Handgröße, sich an der Vorderseite des einen Schenkels findet, während die übrigen meist nur 1—2 Centimeter Durchmesser haben. Auf der Vorderseite des Rumpfes fehlt die Haarbekleidung, ebenso im Gesicht, während bei anderen Haarmenschen gerade da die Entwicklung derselben stark zu sein pflegt. Aus der Familie dieser beiden so abnorm ausgestatteten Menschen ist sonst kein ähnlicher Fall bekannt; die Eltern sollen ganz normal gebildet sein, das Gleiche gilt von den beiden Geschwistern der Ausgestellten, die übrigens sonst keine Abnormität, wie man sie an anderen ihrer Art beobachtet, so eigenthümliche Entwicklung der Zähne und anderes, aufweisen.

Gesundheitspflege.

— Daß der Aussatz, diese gefährlichste Krankheit des Mittelalters, in Norwegen noch eine ständige Wohnstätte und eine letzte Zuflucht gefunden, dürfte nur wenig bekannt sein. Als die Kreuzzüge den Aussatz aus dem Orient einschleppten und seine Verheerungen immer größer wurden, griff man in ganz Europa, um der Seuche endlich einen Damm entgegenzustellen, zu der Isolirung. Allmälich entstanden 19,000 Lazarette und überall wurden die Aussätzigen unter strengem Verschluß gehalten. Noch heute werden in manchen alten Kirchen besondere Kapellen gezeigt, in denen die Aussätzigen hinter einem Gitter die Messe hören konnten. In Norwegen nahm man dieses System nicht an und darum existirt dort noch der Aussatz, nachdem er sonst überall verschwunden ist. Der Arzt Armauer Hansen, der die Seuche besonders studirt hat und in diesem Punkt als Autorität betrachtet wird, ist der Ansicht, daß der Aussatz ansteckend, aber nicht erblich ist. Auf Hansens Andringen entschloß sich endlich 1851 die norwegische Regierung, besondere Asyle für Aussätzige anzulegen. Das erste wurde 1856 in Drontheim eröffnet, ein zweites befindet sich in Molde, ein drittes in Bergen. Alle drei zusammen können ungefähr 900 Kranke aufnehmen. Im Jahre 1866 betrug die Zahl derselben [illegible]; 18[illegible] waren es 617. Diese Ziffer ist aber bei weitem nicht die Gesammtzahl der Aussätzigen Norwegens, denn die Kranken haben ein natürliches Widerstreben gegen die Internirung und entziehen sich derselben, so lange sie können; auch existirt kein Gesetz, das die Isolirung obligatorisch macht, obschon ein solches stets verlangt wurde. Es ist

selten, daß ein Aussätziger geheilt wird, und wenn es jemals geschieht, so ist der Geheilte doch nur eine elende Menschenruine.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Einen vortrefflichen kleinen Apparat, um mit geringen** Kosten Eis für den Hausbedarf zu fabriziren, bezieht man unter dem Namen „Tropische Eismaschine“ aus dem Magazin von Haushaltungsgegenständen des k. Hoflieferanten C. Cohn in Berlin SW. Ein mit vier Flügeln versehener Behälter nimmt ein Gemisch von 2 Teilen Glaubersalz und 1 Teil Salzsäure auf, während die zentrale Einsatzform dieses Behälters entweder mit Wasser zur Erzeugung von Roheis oder mit Crème zur Darstellung von Speiseeis gefüllt wird. Versetzt man alsdann den Behälter mit der Kältemischung in langsame Umdrehung, so geht die Eisbildung in der Einsatzform in verhältnismäßig kurzer Zeit von statten. An Stelle der erwähnten Kältemischung kann man, wo Schnee oder Roheis leicht zu beschaffen ist, auch letztere verwenden, wie sich andererseits die Eisform auch durch einen Einsatz zur Aufnahme zu frappirender Wein- oder Wasserflaschen ersetzen läßt. Zum Frappiren behält man übrigens auch nach der Herstellung von Eis noch ausreichende Abkühlung im Apparate. Wem zum Ankämpfen gegen die Sommerglut schon Eiswasser genügt, der versehe sich mit der in dem nämlichen Geschäft erhältlichen zerlegbaren Eiskaraffe. Letztere läßt sich, etwa in der Mitte ihrer Höhe, auseinander schrauben, so daß man ganz große Blöcke von Krystalleis einlegen kann, während man sich, wie bekannt, bei gewöhnlichen Karaffen auf ganz kleine, schnell schmelzende Eisstückchen beschränken muß, denn größere können den engen Hals der Flasche nicht passiren.

— **Nordamerika hat die Hebung seines Obstbaues den aus** Europa eingewanderten Ansiedlern zu verdanken, denn früher war er von geringer Bedeutung und deckte kaum den eigenen Bedarf. William Coxe ist in seinem »View of the cultivation of fruit-trees« der Ansicht, daß die zahlreichen Abarten der amerikanischen Aepfel aus Samen stammen, welche die Einwanderer mit nach Amerika brachten, und daß keine der einheimischen Obstanlagen über die ersten großen Einwanderungen zurückdatirt. Seit einigen Dezennien hat indes der amerikanische Obstbau einen Aufschwung genommen, der geradezu erstaunlich ist. Nach den von der Vereinigten Staatenregierung erhobenen statistischen Notizen sind jetzt dort circa 4,500,000 Acres Land zu Obstgärten und zur Weinkultur verwendet. An Obstbäumen sind in runder Summe vorhanden 112,270,000 Pfirsichbäume, 112,000,000 Aepfelbäume, 28,000,000 Birnbäume. Der jährliche Durchschnittswert des Obstes ist geschätzt: Pfirsiche 224, Aepfel 160, Birnen 36, Erdbeeren 20 Millionen Mark. Die Obsternte des Staates Illinois mit 3,250,000 Einwohnern bezifferte sich im Jahre 1889 an Pfirsichen, Aepfeln, Birnen, Trauben und Beerenobst auf circa 40,000,000 Mark. Michigan hat 1,500,000 Einwohner und erntet jährlich für 20,000,000 Mark bloß an Beerenobst. Nach dem „Americ. Agric.“ wurden 1879 an einem Tage 10,500 Fässer voll Aepfel von New-York aus nach Europa gesendet und die Sendungen außer Landes steigen von Jahr zu Jahr. In neuester Zeit gewinnt auch die Bereitung von Apfelmost an Bedeutung für Amerika; derselbe wird von englischen Firmen aufgekauft und teils in England, teils in Frankreich abgesetzt. Der Hauptproduktionsort ist nach Semmlers ausgezeichnetem Werke über den amerikanischen Obstbau Madison County im Staate New-York, wo das Keltern mittels Dampfmaschinen geschieht. Im Jahre 1883 wurden trotz des geringen Ausfalls der Ernte von der einen dort ansässigen Firma, welche selbst ein eigenes Areal mit 20,000 Aepfelbäumen bepflanzt, nicht weniger als 250,000 Bushel Aepfel zu Apfelwein verarbeitet. Auch an anderen Plätzen in Amerika wird mit der Apfelweinbereitung angefangen. In Amerika ist eben alles großartig angelegt. Man begegnet dort Pfirsichplantagen von 100 bis 300 Morgen, welche einem Besitzer gehören. In Pennsylvanien existirt eine derartige Pflanzung, die 900 Morgen umfaßt. Die größte und ausgedehnteste Pfirsichkultur findet man aber auf der Halbinsel Delaware und Maryland, wo die Ernte im Jahre 1875 auf 8,000,000 Körbe geschätzt wurde. In Michigan hat sich vor zwei Jahren eine Genossenschaft gebildet, die ein 1800 Morgen umfassendes Moor erwarb und dasselbe mit Preißelbeeren bepflanzen ließ. In Kalifornien haben sich ebenfalls Genossenschaften gebildet, welche zur Obstzucht geeignetes Land kaufen (und zwar Flächen von 400 bis 800 Acres) und mit darauf gedeihenden Obstarten bepflanzen. Jede Pflanzung ist mit einer Fabrik verbunden, wo das Obst entweder eingemacht, gedörrt, Wein daraus gemacht oder anders verarbeitet wird. In Kalifornien sind jetzt 30 solche Fabriken thätig. Semmler sagt, daß in Nordamerika während des Sommers 300,000 Menschen in den Präservesfabriken beschäftigt werden, und daß die Produkte der letzteren pro Jahr auf 400,000,000 Mark geschätzt sind. Diese Beispiele sollten auch unsere deutschen Landwirte mehr zum Obstbau anspornen, der sich bei uns mit der Zeit ebenso lohnend gestalten wird wie in Amerika, wo das Klima zum Teil nicht viel besser und vielfach ungünstiger als in Mitteleuropa ist.

Feste und Versammlungen.

— **Das vollständige Programm für den Jubiläumsfestzug in** Heidelberg ist nunmehr erschienen. Der Zug wird aus 14 Gruppen bestehen: 1) Ruprechtszug: Gründung der Universität; Herold mit Reichsstandarte; Bischöfe, Ritter, Reisige, Pagen, Mönche, kurfürstliche Räte, Kurfürst Ruprecht I., Herolde, Edelleute, Professoren, Sinnbilder der Pietas, Sapientia, Justitia, Veritas, Wagen der Universität, Studenten, Herolde. 2) Friedrich der Siegreiche (Kriegszug): Herold mit Standarte, 20 Krieger zu Pferde, Ritter, Kurfürst, Gefolge, Musiker, Krieger zu Fuß, Bürger, Kinder und Frauen, Studenten. 3) Otto Heinrichzug: Herold, Trompeter, Bannerträger, Landsknechte, Kurfürst, Pfalzgräfin, Gefolge, Melanchthon, Professoren, Studenten, Universitätswagen, Landsknechte, Bettlergruppe. 4) Fröhlich Pfalz: Winzerzug, Musiker, Laubenträger, Wagen des Bacchus und der Ceres, das große Faß, Begleiter. 5) Einzug der Kurfürstin Elisabeth: Herold, kurpfälzische Soldaten, Feldoberst von Schönberg, Bürgermeister, Ratsherren, Hatschiere, Rektor der Universität, Pedelle, Professoren, Studenten, Georg Friedrich Markgraf von Baden, Kurfürst Friedrich II., Joachim Ernst Markgraf von Ansbach, Fürst Christian von Anhalt, Pagen, Ehrenfräulein, Karossen, englische Edelleute im Gefolge der Elisabeth, Büchsenschützen. 6) Böhmische Gesandtschaft: Trompeter, böhmische Gesandte. 7) Dreißigjähriger Krieg: kaiserliche Soldaten, schwarze Reiter in Rüstung, schwedische Soldaten, Standarte mit Inschrift. 8) Karl Ludwigzug: Kurfürst Karl Ludwig und Luise von Degenfeld (Gefolge). 9) Jagdzug Karl Philipps: Jagdjunker, blasende Piqueure, Reitende mit Hunden, Falkenbeize, Falkoniere, Jungen mit Beute, Jäger zu Fuß und Pferde, Saufänger mit Hunden, Förster mit Fangeisen, Kurfürst Karl Philipp, Hofzwerg Perkeo, Rüstwagen. 10) Karl Theodor, letzter Kurfürst der Pfalz, Läufer, Karossen, Bediente. 11) Karl Friedrich (von Baden): Musiker, Vorreiter, badischer Feldmarschall, Pferdeführer, Wagen (1803). 12) Burschenschafter mit Fahnen (1818—1827). 13) Moderne Studentenschaft. 14) Schlußgruppe: Neues deutsches Reichskorps mit Begleitung.

— **Weinsberg an der Weibertreu wird am 18. September den** hundertjährigen Geburtstag Justinus Kerners festlich begehen; an der Feier werden sich auch Abordnungen aus Ludwigsburg, wo Kerner das Licht der Welt erblickte, sowie von Wildbad, Gaildorf und Welzheim, wo er als Arzt wirkte, beteiligen.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Berlin-Hoppegarten trug der erste Favorit** für das Derby, der Graditzer „Persimmon“, spielend das Henckelrennen vor „Bodemund“, „Mohr“ und „Tamara“ heim, während sein Stallgenosse „Hartenfels“ das Oberhasenrennen, Ulrichs „Reduirat“ das Gastgeberrennen, von Treskows „Modin“ das Schwarzkastenhandicap und Gehlschlägers „Idea“ das Hürdenrennen gewannen.

— **An den beiden Schlußtagen des Budapester Frühjahrsmeetings** gewannen unter anderen folgende Pferde: Graf N. Esterhazys dreijähriger „Jacob“ den Staatspreis erster Klasse im Feld von fünf und „Bajan“ das Handicap über 1600 Meter; das Ambulantrennen „Remember“ leicht und das Rennen der Zweijährigen des Grafen Festetics br. H. a. d. „Heireh“ vor „Hüleg“ ꝛc.

— **Das Armeejagdrennen um den Ehrenpreis des Kaisers zu** Berlin-Westend fiel an Rittmeister von Alvers sechsjährige „Blanche“, die Leutnant von Sydow vor sechs Gegnern mit zwei Längen durch das Ziel brachte.

— **Die Eröffnung des Wiener Sommermeetings fand mit dem** überraschenden Siege von Graf Kinskys „Damascus“ im Feld von sieben Pferden statt und auch der Sieg des Rothschildschen „Little Jeminaberg“ vor „Metallist“ ꝛc. im Tatarrennen kam ziemlich unerwartet. Das Versuchsrennen gewann E. von Blaskovits „Hükey“ und das Hürdenrennen „Reichman“ vor „Mentas“ ꝛc.

— **Der Prix de Diane von 30,000 Franken fiel an Lupins** „Perska“ vor neun anderen Pferden.

— **Die Frankfurter „Germania“ wird zur Wiener Ruderregatta** Meißner und Lauz für den Meisterschaftskampf und den Kampf im Doppelzweier entsenden.

— **Das Hauptfahren bei dem Frankfurter Velocipedrennen** gewann Adolf Davids (Hannoverscher Bicycleclub) über 10,000 Meter vor Bückeler (Bremen), Boltz (Frankfurt) und so weiter.

— **Der Sieger des Norddeutschen Derby wird in diesem Jahr** 30,950 Mark gewinnen.

Denkmäler.

— **Für das Levin Schückingdenkmal, welches Freunde und** Verehrer des westfälischen Dichters in der Hauptstadt seiner Heimatprovinz errichten wollen, sind bis jetzt 841,30 Mark zusammengekommen. D. Baedeker in Essen an der Ruhr bittet um weitere Beiträge.

Gestorben.

— A. Norbury, bekannter englischer Maler, 71 Jahre alt, Anfangs Mai, in London.

— Jordan, Amtmann a. D., bekannter Welfe, Abgeordneter des Wahlkreises Göttingen in den norddeutschen Reichstag im Jahre 1867, 75 Jahre alt, am 8. Mai, in Göttingen.

— Dr. Aug. Ulert, ehemals Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig, 74 Jahre alt, am 9. Mai.

— Daniel Kaszonyi, besserer ungarischer Schriftsteller, 73 Jahre alt, am 11. Mai, in Budapest.

— Joseph Bruno Frh. Fluck von Leidenkron, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Sektionschef a. D., 81 Jahre alt, am 13. Mai, in Wien.

— Professor Dr. Jul. Ottmer, Lehrer für Mineralogie und Zoologie an der technischen Hochschule in Braunschweig, Sohn des berühmten Architekten Ottmer, des Erbauers der Berliner Singakademie und des Braunschweiger Residenzschlosses, am 13. Mai, in Braunschweig.

— Dr. Ladendorf, in den fünfziger Jahren eine bekannte politische Persönlichkeit und Vorkämpfer der liberalen Bewegung, am 14. Mai, in Berlin.

— Jenny Bürde-Ney, ehemals berühmte Sängerin, 60 Jahre alt, Mitte Mai, in Dresden.

— Dr. Matecki, Sanitätsrat, der angesehenste polnische Bürger Posens, bekannter polnischer Patriot, 73 Jahre alt, am 15. Mai, in Posen.

— Dr. theol. Heinrich Thiele, Abt, Hof- und Domprediger in Braunschweig, einer der Häupter der Welfen, am 17. Mai, in Braunschweig.

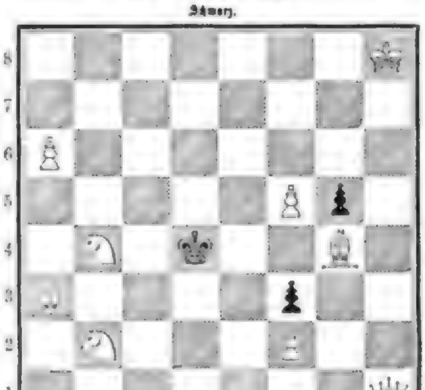
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 875.

Von K. Erlin in Gothenburg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 871:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 6 — D 5	1) K. E 7 n. E 6 oder — E 8.
2) T. D 5 — E 5 oder S. F 7 — D 6 Matt.	
A)	
1)	1) S. D 8 n. E 6 oder — D 7 (C 6) oder n. F 7.
2) T. D 5 n. D 7, oder S. F 7 — G 5, oder T. H 7 n. F 7 Matt.	
B)	
1)	1) D 7 n. E 6 oder — D 6.
2) K. A 3 n. B 4 oder S. F 7 — G 5 Matt.	

Rätsel.

Auflösung der Anordnungs-Aufgabe Seite 757:

b. E.	w. D.	h. T.	s. R.	r. M.	a. K.	y. W.
h. R.	s. M.	r. K.	a. W.	y. E.	b. T.	w. D.
r. W.	a. E.	y. D.	b. T.	w. R.	h. M.	s. K.
y. T.	b. R.	w. M.	h. K.	s. W.	r. E.	a. D.
w. K.	h. W.	s. E.	r. D.	a. T.	y. R.	b. M.
s. D.	r. T.	a. R.	y. M.	b. K.	w. W.	h. E.
a. M.	y. K.	b. W.	w. E.	h. D.	s. T.	r. R.

Bilderrätsel 30.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 757:

Weiber, Tuch und Edelgestein
Niemand kauft bei Abend ein.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 36 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“.

In dieser Nummer beginnt neu der Roman:

Die Jagd des Todes.

Von

Leo Warren.

Der laufende, vierzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern folgende Romane:

„Der Baltono“ von . . . . . . J. v. Sattner.
„Ein Feenschloß“ von . . . . . Detlev v. Geyern.
„Karadi-nisa“ von . . . . F. v. Zobeltitz.
„Der Mohr von Berlin“ von Georg Horn.
„Do ut des“ von . . . . O. Heller.
„Die Lehnsjungfer“ von . . . Emile Erhard.
„Blinde Liebe“ von . . . . . . Hugo Klein.
„Auf dem einsamen Schlosse“ von . . . . Hieronymus Lorm.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pf.** das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Fräulein Emma v. Th. in B. Sie verkennen den Charakter der Schwaben. Sie sind klug, ausdauernd und fleißig. Darin liegt das Geheimnis ihres Fortkommens in der Fremde.

Herrn Peter M. in München. In Düsseldorf — Wein, Weib und Gesang! Versuchen Sie es — aber Sie müssen dabei auch malen.

„Bilderfreund". Nicht apart; lassen Sie sich aber unsere „Weihnachtsnummer" durch Ihren Buchhändler kommen. Derselbe besorgt Ihnen die prächtig ausgestattete Nummer mit allen Kunstbeilagen für den Preis von 50 Pfg. Da nur noch wenige Exemplare von der „Weihnachtsnummer" vorrätig sind, so empfehlen wir Ihnen, dieselbe so bald wie möglich zu bestellen.

Frau Ang. Schm. in Weerdolck bei Nimwegen. Der von Ihnen so sehr geschätzte Dichter ist vielfach auf Reisen, doch treffen ihn Briefe sicher unter der Adresse: Dr. Dursthardt zc., Holsdorf, Holstein. Für Ihre freundliche Einladung herzlichen Dank! Sollte unser Weg uns einmal an Ihrem Wohnort vorbeiführen, werden wir ihr mit Vergnügen nachkommen.

Abonnent F. im Rheingau. Wenden Sie sich an eine der betreffenden Hofjägermeistereien.

Paul E. in Stettin. Photographische Apparate erhalten Sie durch Romain Talbot in Berlin, C., Brüderstraße 10, und Ed. Liesegang in Düsseldorf. Die gewünschte Liste finden Sie im Staatsanzeiger und auch in vielen gelehrten Zeitungen. Beilage unbrauchbar!

Abonnent in Koblenz. Wir raten Ihnen, es mit einem leichtgefütterten Handschuh zu versuchen, die Gegenliebe der Dame zu gewinnen, wenn der schwarze nicht bis zu ihrem Herzen dringen konnte.

Herrn J. Kluge in Berlin. Nach der Handschrift wären Sie ein Mädchen geraten ... das ist originell. Der Wahn könnte jedoch kurz und die Reue sehr lang sein.

Fräulein Emma Sintenis in Stockholm. Durch Auflegen von Benzinmagnesia auf den Marmor, welcher durch vorsichtiges Abschaben der Magnesia mittels eines Messers, dürften die Fettflecken verschwinden.

P. Ettl. in Leipzig. Herzlichen Dank!

Kl. in Dorpat. Die Illustrationen zu den Romanen werden nicht fortgesetzt werden. In Betreff der Nummern verweisen wir Sie auf die Korrespondenz im Briefkasten Seite 737 „Alte Abonnentin in Castrop". Die neue Orthographie haben wir angenommen aus demselben Grunde, der wohl überall für ihre Einführung maßgebend gewesen ist, weil sie der erste Schritt zur einheitlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung ist. Das Bessere ist freilich überall ein Feind des Guten. Die Geschichte lehrt uns indes, daß wir Deutschen im Hinblick auf das Gute meistens auch das Bessere versäumt haben; aus praktischen Gründen und als gute Patrioten haben wir nicht dazu beitragen wollen, daß das Wenige wieder verloren gehe, was im ersten Sturm der Begeisterung nach der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs gewonnen wurde, obgleich es uns durchaus nicht einfällt, seine Mängel leugnen zu wollen.

St. L. in Miskolcz. Von einem Freunde unserer Zeitschrift wird uns mitgeteilt, daß sich im „Ratgeber bei der Wahl geeigneter Musikalien" von Bernh. Brähmig folgende vierhändige Kompositionen angezeigt finden: Bach, J. Seb., Konzert (C-moll) für 3 Klav., à 6 m., Peters. Bach, J. Seb., Konzert (C) für do. do., ebenda. Czerny, C., op. 230, Quartett für 4 Klav., Schreiber. Czerny, C., op. 816, Quartett für do., ebenda. Czerny, C., 2 Konzerte für 4 Klaviere. Proksch, J., Die Kunst des Ensembles im Pianofortespiel. Eine Reihe Tonstücke für 3 u. 4 Klaviere à 12 u. 16 m. 12 Lieferungen, Prag, Fischer, und endlich Rossini, G., Ouv. zu Semiramis arr. von C. Czerny für 8 Klaviere zu 32 Händen. Sie haben also die Wahl!

Oberfranken. Dagegen gibt es kein Mittel, der Fehler liegt wahrscheinlich in der Struktur des Meerschaums.

A. R. H. in Leipzig. Nicht ganz ohne Talent, aber für uns schon der Länge wegen nicht brauchbar!

Hrn. Oskar Br. in S. 1) Freundlichen Dank für Ihren Brief, indessen ist das keine Mitteilung, die für den großen Leserkreis unseres Blattes von Interesse wäre. 2) Die sind Sie bald bezahlt worden, unsere Verlagshandlung besitzt noch einen kleinen Vorrat vom Jahrgang 1880 unseres Journals (ermäßigter Preis für Abonnenten broschiert 5 M.). Sie müssen sich also mit Ihrer Bestellung beeilen, wenn Sie noch auf ein Exemplar reflektieren.

W. G. in Buenos-Ayres. Fiel, Der Stuffateur und Gypser. Weber, Die Kunst des Bildformers und Gipsgießers. (Weimar, B. F. Voigt.)

Gladst. Engl. in Wien. Roberts englischer Dolmetscher (Leipzig 1881, geb. M. 3. 60) gibt eine gute Anleitung zur richtigen Aussprache und Betonung der betreffenden Vokabeln und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. Stilberatungen geben wir, wie wir schon häufig mitgeteilt haben, nicht mehr.

Luiseza. 1) Jeder Band unserer Zeitschrift wird Ihnen sagen, daß wir Zeichnungen von Malern aller europäischen Nationen bringen. 2) Das ist gleich. 3) Wenn Sie das Porto daran wagen wollen, sehr gerne! 4) Das hängt von dem Wert der Zeichnung ab. Illustrationen zu deutschen Volksliedern würden weniger willkommen sein. Wir machen Sie überhaupt darauf aufmerksam, daß wir Ihnen bei der Ueberfülle von Stoff, den wir gerade nach der fraglichen Richtung hin haben, kaum einen Erfolg in Aussicht stellen können.

Richtige Lösungen sandten ein: E. Engel in Meiningen. Joh. B. Stempel in Hamburg. Marie Gottermann in Hannover. Marie Nicolai in Greußen. Wilhelmine Ruckenhauser in Freiburg. Otto Wahrmuth aus Toronto. C. O. R. und M. Röser in Zwickau. Friedrich Trapp in Dortmund. Nicolai Danilowitsch in St. Petersburg. Deutsch Mädchen in Rußland. Felix Entemeyer in Altona i. W. Heinrich Lozek. Martha Pohlmann in Frankfurt a. M.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Verlobungstag, Novelle von G. Janker, Fortsetzung. — Auf Walenstedt, Gedicht von Jacob Löwe. — Ein feiner Mensch, Humoreske in dramatischer Form von Paul von Schönthan. — Das Honoratiorenmädchen, von L. Th. — Auf der Terrasse. — Vom französischen Parnaß. Eindrücke und Erinnerungen von M. Golden, Schluß. — Friedrich Freiherr von Beck, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Chef des Generalstabs des österreichisch-ungarischen Heeres, von G. v. Z. — Auf Irrwegen, Novelle von Kurt von Walfeld, Fortsetzung. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin I., von Otto Baisch. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, von Kapitän zur See a. D. Hertzberg. — Elternglück. — Picknick. — St. Michael in Cornwall, von Wald. A. Freund. — Die Stimmen der Tiere, von Detlev v. Geyern. — Aus meinem botanischen Garten, von Karl Lehmann. — Jsraeli, von H. B. — Notizblätter. — Schach. — Rätsel. Auflösung der Anagrammaufgabe Seite 757, Bilderrätsel 36, Auflösung des Bilderrätsels Seite 757. — Briefmappe.

Illustrationen: Honoratiorenmädchen, nach einem Gemälde von A. Müller. — Elternglück, nach einem Gemälde von Charles Comté. — Picknick, von Robert Haug. — Auf der Terrasse, Gemälde von J. Bellerocque. — Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Freiherr von Beck. — Sanct Michael in Cornwall (England), nach einem Gemälde von Theodor Weber. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, mit fünf Bildern. — Brunnen in Almeras; Innenraum, von Ferdinand Lindner. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Das „St. Galler Tagblatt" sagt über:

Georg Ebers' Idyll „Eine Frage":

„Wir kennen wenige so reizende Bücher, wie das vorgenannte, das in der That ein wahrer Bijou ist, eines der sinnigsten kleinen Geschenke, mit dem man bei jedermann gut ankommt. Es ist für uns keine Frage, daß ‚Eine Frage' eine der lieblichsten Schöpfungen ist, die wir dem hochgeschätzten Schriftsteller Georg Ebers verdanken."

Billige und gute Reise-Lektüre!

Wohlfeile Romane

für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

Robert Byr, Sesam	Preis M. 2. —
Karl Detlef, Nora	Preis M. 2. —
Karl Detlef, Auf Capri	Preis M. 2. —
Joh. van Dewall, Der gordische Knoten	Preis M. 1. —
Joh. van Dewall, Madame de Beaufort	Preis M. 1. —
Joh. van Dewall, Erlösung	Preis M. 2. —
Joh. van Dewall, Venus und andere Novellen	Preis M. 1. —
Joh. van Dewall, Der Spielprofessor	Preis M. 2. —
Joh. van Dewall, Ein Frühlingstraum	Preis M. 1. —
Karl Frenzel, Frau Venus	Preis M. 1.50.
F. W. Hackländer, Der Toreador. — Ein Eisenbahn-Abenteuer	Preis M. 1. —
F. W. Hackländer, Am Herdfeuer. — Reiselust	Preis M. 1.
Gräfin M. Keyserling, Die Sturmhexe	Preis M. 1. —
Gräfin M. Keyserling, Ein Karneval in Rom	Preis M. 1. —
Gräfin M. Keyserling, Die Signora	Preis M. 1. —
Moritz von Reichenbach, Die Schloßfrau von Dromnitz	Preis M. 1.50.
Moritz von Reichenbach, Rösjä	Preis M. 1. —
Julius Rodenberg, Die Grandidiers	Preis M. 2. —
Hans Wachenhusen, Der Schwedenschatz	Preis M. 2. —

Diese wohlfeilen Roman-Ausgaben eignen sich ganz vorzüglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-Bibliotheken. Sie verbinden gediegenen Inhalt mit äußerster Billigkeit bei sehr eleganter Ausstattung.

Dieselben sind zu den beigesetzten billigen Preisen elegant geheftet durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie auch auf allen Bahnhöfen vorrätig.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 37.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Der Verlobungstag.

Novelle

von

E. Juncker.

(Fortsetzung)

Der Legationsrat zog seine Uhr hervor und legte dann schnell entschlossen Hut und Handschuhe fort.

„Dir kann geholfen werden, kleine Frau, ich habe noch zehn Minuten Zeit, die mehr als genügend sind, um einige Dutzend Austern mit Genuß zu verzehren!“

„Wirklich? Geht das so sehr viel schneller, als das Idol des Stammes zu erklären —“

Heinrich lachte fröhlich.

„Du bist doch eine echte Evatochter,“ sagte er. Dann aber trat er an Klara heran, machte ihr eine tiefe Verbeugung und bot ihr den Arm. „Ich habe die Ehre und bitte Madame, mich gütigst in das gelobte Land der Austern und des Markobrunners zu geleiten.“

Als sie ihn aber in das traulich erhellte Speisezimmer zu dem reizend servirten Tischchen in der Nische geführt hatte, konnte er einen Ausruf des Behagens nicht unterdrücken.

Joseph trat herein, stellte eine große Schüssel mit Austern auf den Nebentisch, setzte den Rheinwein auf und entfernte sich dann wieder geräuschlos auf den Wink seiner Herrin.

„Es sind echte nativs, die Du ja den holsteinischen vorziehst, Heinrich; nun lange auch tüchtig zu. Nein, Du darfst nicht den Wein einschenken, das ist heute meine Sache, denn Du bist bei mir zu Gast, und ich allein habe die Honneurs zu machen.“

„Auf Dein Wohl, schöne Frau!“ sagte er und hob das fein geschliffene Kelchglas an die Lippen. „Ah, in einem würdigern Stoff könnte ich es nicht trinken; er hat Feuer, dieser edle Markobrunner, und dazu Goldglanz und eine Blume, die Deinen Veilchen Konkurrenz macht.“

Klara löste behutsam mit ihrem silbernen Messer den Bart der Auster ab und blickte dazwischen schalkhaft zu dem Sprecher hinüber.

„Das trifft sich 'mal günstig,“ sagte sie, „daß Du heute schon äußerlich und innerlich Gesellschaftstoilette gemacht hast, was, wie Großmama behauptet, unerläßlich ist.“

„Ah, sagte sie das? Deine Großmama ist eine selten kluge und, was noch viel mehr bedeutet, eine gute Frau.“

„Gewiß, gewiß — nein, die große dort mußt Du essen, ich nehme sie auf keinen Fall! So ist's recht, ja — was wollte ich doch sagen, Heinrich? Richtig, das war's. Du sollst hübsch fortfahren, wie Du angefangen, sollst mir Komplimente machen, als ob Du Jenny von Eppstein gegenüber säßest, sollst auf eine Viertelstunde vergessen, daß wir schon über sechs lange Jahre verheiratet sind und weder mein Gesicht noch mein Herz Dir etwas Neues zu sagen hat. Auf die Art habe ich das Vergnügen, auch einmal Deine Gesellschaftsphysiognomie kennen zu lernen.“

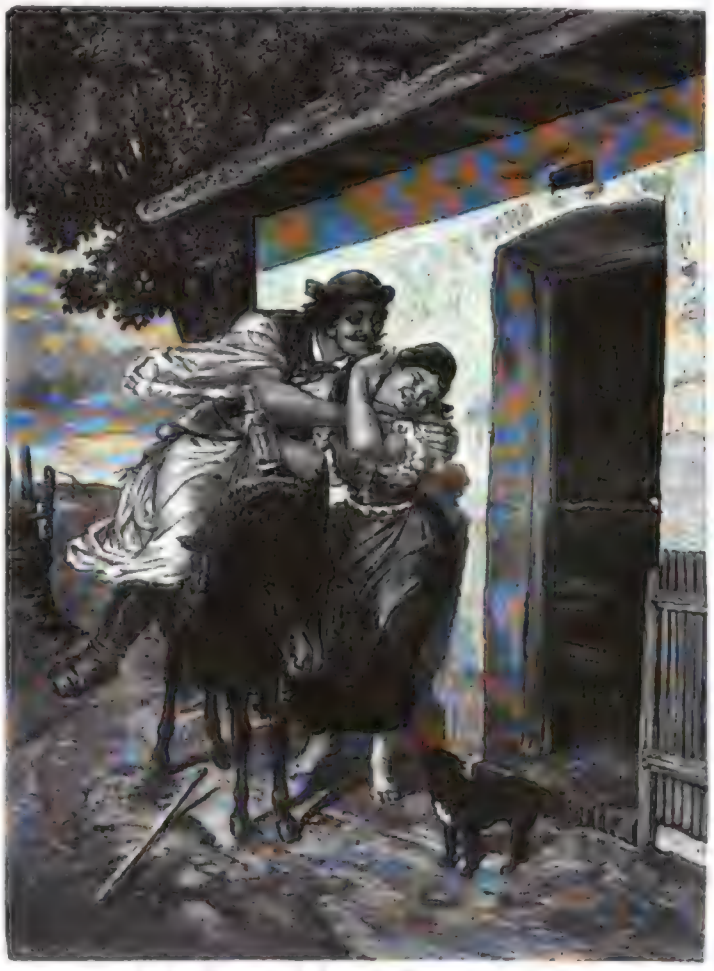
„Das heißt auf deutsch: ‚Du bist für gewöhnlich sehr banal und alltäglich, lieber Mann, und das langweilt mich und läßt mich überhaupt an Deinen gesellschaftlichen Talenten zweifeln. Sieh zu, wie Du Dich aus der Affaire ziehst und mich eines bessern belehrst!‘“

„O Heinrich, so war es nicht gemeint, aber das will ich nicht leugnen, daß ihr Ehemänner alle ein wenig den verwunschenen Prinzen in Musäus' Volksmärchen: ‚Reinold, das Wunderkind‘, gleicht. Du kennst es doch, nicht wahr?“

„Nein, Kind, ich kenne es nicht einmal dem Titel nach. In meiner Jugend habe ich ‚Don Quijote‘ und ‚Münchhausen‘, ‚Cooper‘ und ‚Robinson‘ verschlungen. Märchen jedoch waren mir meist zu luftige Speise. Aber — was ist's mit Deinem Reinold?“

Sie zog einen weißen Fliederzweig aus der niedrigen Vase, welche auf dem Tische stand, und fächelte sich damit Kühlung zu, während sie sich in ihren Sitz zurücklehnte.

„Also doch einen Punkt entdeckt, in dem ich Dir, Du Vielbelesener, über bin. Nun, Reinold ist der Erlöser seiner drei Schwäger, welche seine älteren Schwestern



Vor der Clarda. Nach einem Gemälde von Johann Janko.

Digitized by Google

gefreit und das Unglück hatten, auf sieben Tage, sieben Wochen, sieben Monate in einen Adler, Bären oder Walfisch verwandelt zu sein. Nach Ablauf dieser Frist waren sie auf einen Tag, eine Woche, einen Monat sie selbst, das heißt liebenswürdige, schöne, glänzende Prinzen, während sie in der Zwischenzeit alle brutalen Gewohnheiten der Tiergestalt, in die sie verwandelt waren, an sich tragen mußten. — Warum lächelst Du so spöttisch, Heinrich? Ich dächte, mein Märchen hätte einen tiefen Sinn."

„O, einen abgrundtiefen, kleine Frau," rief er, noch immer lachend, „aber einen wenig schmeichelhaften! Wie war es nur möglich, daß Du nicht ein ganz klein bißchen die Bärenklaue hervorgucken sahest, als ich um Dich warb?" Und bei diesen Worten reichte er ihr seine muskulöse, aber schön geformte Hand über den Tisch. Sie peitschte leicht mit dem Fliederzweig die Fläche derselben.

„Ja, siehst Du, zu solchen Zeiten seid ihr alle strahlende Prinzen; ein thörichtes Weiberherz aber hält den ersten Eindruck fest und hofft in den langen Wochen und Monaten der bösen Verwandlung immer gläubig auf den Augenblick eurer Entzauberung — ah, Joseph," rief sie, sich plötzlich unterbrechend, und blickte sich ein wenig ungeduldig um, „was bringen Sie uns denn da?"

„Die Schnepfen, gnädige Frau," erwiderte der Gefragte, indem er die Schüssel auf den Nebentisch setzte und die gebrauchten Teller mit frischen vertauschte; „die Line meint, sie könne es nicht mit ansehen, wenn die delikaten Tierchen so mißhandelt würden. Zwanzig Minuten sind sie schon fertig gebraten, und wenn sie sie auch von dem hellen Feuer fortgerückt hat, so sagt sie doch, ihre Schuld sei es nicht, wenn sie den Herrschaften nicht so schmecken wie sonst."

„Nun, nun, so schlimm wird es ja noch nicht sein," erwiderte die junge Frau, „Line ist auch gar zu eifersüchtig auf ihren Ruf als gute Köchin."

Die Augen des Legationsrates hatten sich zuerst prüfend auf die Schüssel und dann verwunderungsvoll auf seine Gattin geheftet.

„Liebste Klara, wir haben doch heute keinen Geburtstag oder hohen Festtag, daß Du eine solche Opulenz entwickelst. Trüffeln, frische Trüffeln und Schnepfen? Das ist ja ein Göttermahl. Aber bevor ich mich dem Genuß ergebe, beichte, wem gilt das Festgelage?"

Sie lächelte ihn herzgewinnend an.

„Davon später, Heinrich, jetzt lange nur zu und zwar tüchtig. Nein, ich danke Dir, ich mag kein Fleisch, nur die beiden kleinen Trüffeln möchte ich noch essen — die nicht, sondern die da oben rechts auf der Schnepfe liegen." Und damit hielt sie ihm ihren Teller hin.

„Dann trinke doch wenigstens, Kind, ich muß ja sonst die ganzen Kosten des Mahles tragen, und es ist niederschlagend, allein zu schmeigen."

Sie bedeckte schnell mit ihrer kleinen Hand das Glas.

„Ich habe jetzt genug, ich darf nicht mehr trinken, aus verschiedenen Gründen nicht."

„Und die wären?"

„Erstens, weil es sich für eine Frau nicht schickt, mehr wie zwei Gläser Wein zu trinken; zweitens, weil sie davon eine rote Nase bekommt wie die Legationsrätin Deutsch und drittens und letztens — worüber lachst Du wieder so abscheulich, Heinrich?"

„Ueber Dein prächtiges Idol der Höhle, Klärchen!" rief er, immer noch lachend. „O ihr Götter, es soll sich nicht schicken, wenn eine Frau mehr wie zwei Gläser Wein trinkt! Ich möchte darauf schwören, daß Miß Thompson Dir dieses Vorurteil eingeimpft hat, denn Deine Großmama ist ein viel zu klarer Kopf, um solchen Unsinn zu denken."

Ueber das reizende Gesicht des jungen Weibes ergoß sich plötzlich eine Purpurröte.

„Jetzt gebrauchst Du zum zweitenmale solch ein rätselhaftes Wort," sagte sie. „Wirst Du mir wiederum die Erklärung schuldig bleiben?"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Joseph erschien auf der Schwelle.

„Der Friedrich läßt fragen, ob er wieder ausspannen soll; er wartet schon eine geschlagene halbe Stunde auf den Herrn," meldete er.

Heinrich warf einen schalkhaften Blick auf seine Frau, um deren Lippen ein verlegenes Lächeln spielte, während ihre Rechte die kleinen Semmelkrümchen zu einer geometrischen Figur formte.

„Nun, Delila — Omphale," murmelte er halblaut, „soll ich die aus Austern, Trüffeln und Schnepfen geformten sanften Fesseln mit einem heroischen Entschluß zerreißen?"

„Wie es Dir gefällt," erwiderte sie und schlug die großen blauen Augen voll zu ihm auf. O über den halb trotzigen, halb schelmischen Blick dieser klaren Sterne, über das siegesgewisse Lächeln der schön geschwungenen Lippen, über das Beben der fein geschnittenen Nasenflügel, welche nur schlecht die unterdrückte Heiterkeit verhehlten! Heinrich sah alle diese Anzeichen, wandte sich darauf zu Joseph und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Friedrich soll den Pferden Decken überlegen, in einer Viertelstunde komme ich. Oder hast Du noch mehr unerwartete Genüsse für mich bereit, Zauberin?" sagte er, als sich der Diener mit seiner Weisung entfernt hatte.

„Und wenn ich sie hätte, würde ich sie doch nicht an Dich verschwenden, während Du, immer auf dem Sprunge, zwischen Thür und Angel stehst," erwiderte sie.

„Du hast recht, Klara, der Undankbare ist schon überreich bedacht worden. Sage mir nur noch den letzten Deiner Gründe, welcher Dich verhindert, mehr als zwei Gläser Wein zu trinken?"

Die junge Frau erhob das Kelchglas, führte es an den Mund, hielt es dann prüfend gegen das Licht, so daß der edle Trank goldig funkelte, die Bogen, die er hinterlassen, deutlich hervortraten und erwiderte dann langsam und bedächtig:

„Im Wein ist Wahrheit, vielgeliebter Gatte, so habe ich stets sagen gehört."

„Nun, Klara, Du wirst doch vor mir keine Mördergrube aus Deinem Herzen machen?"

Sie zuckte mit einer unnachahmlichen Geberde die Achseln und blickte immer noch wie versunken in den Wein.

„Wer weiß, Heinrich? Vielleicht habe ich doch mancherlei auf meinem Herzen, von dem Du Dir in Deiner philosophischen Gelassenheit nichts träumen lässest; vielleicht fürchte ich, daß dieser edle Rebensaft das Band meiner Zunge löst und all das lustige Gefieder der eingekerkerten Wünsche, Hoffnungen, Träume hinaus in die Welt flattert. Wer weiß?"

Er umfaßte die kleine mattweiße Hand, welche das Glas noch immer erhoben hielt, mit starkem Griff.

„Klara, was ist's, was verbirgst Du mir, warum sagst Du das so feierlich ernst?"

Sie stieß einen Laut des Schreckens aus.

„O, laß los — sei vorsichtig," bat sie, „zerbrich mir nicht das schöne Glas!"

„Wahrhaftig, es wäre schade darum; welch eine reizende Form dieser Kelch hat und wie fein der Schliff ist!"

„Du kennst es nicht, Heinrich?" fragte sie, indem sie es vorsichtig auf den Tisch setzte und ihn fragend anschaute.

„Nein! Wie sollte ich auch?"

Die junge Frau neigte leise ihr Haupt hin und her und die schmalen dunklen Bogen ihrer Brauen zogen sich auf ihrer weißen Stirn zusammen.

„Was für ein schlechtes Gedächtnis doch die Männer für manche Dinge besitzen!" sagte sie. „Im Herbst vor sechs Jahren kauftest Du die beiden Gläser auf unserer Hochzeitsreise in Venedig in einem Trödelladen, wo sie Dir wegen ihrer seltenen Schönheit aufgefallen waren. Noch an demselben Abend fülltest Du sie mit altem, köstlichem Wein und trankst auf unsere Liebe, denn diese, setztest Du hinzu, umfasse unser Glück. Und dann batest Du mich, sie sorgsam wie einen Talisman zu hüten, damit wir noch oft daraus trinken könnten zu zweien an unserem eigenen häuslichen Herde, unbelästigt von Unberufenen in stillen, weihevollen Stunden. Nun, ich packte die Gläser sogleich zwischen weiche seidene Tücher, brachte sie ja dann auch glücklich über alle Reisefährlichkeiten heil nach Hause — aber getrunken haben wir nie wieder daraus. Als ich sie heute nachmittag aus der hintersten Ecke meines Schrankes hervorholte, lag der Staub wie eine Aschenschicht darauf."

Sie hatte, während sie sprach, das Köpfchen in die linke Hand gestützt, so daß er den Ausdruck ihres Gesichtes nicht erkennen konnte, aber ihre Stimme hatte einen Klang, der ihm ins Herz schnitt.

„O mein liebes Kind," sagte er weich, „das ist so der Lauf der Zeit und die Logik des Lebens. Heute aber, wo Du den Staub von den Gläsern und meiner Erinnerung geschüttelt hast — heute laß uns wie damals anstoßen und trinken — auf unsere Liebe."

Bei den letzten Worten hatte er sein Glas erhoben und hielt es ihr über den Tisch entgegen, aber sie machte eine abwehrende Bewegung mit ihrer Hand und erhob sich von ihrem Sitze.

„Nein, Heinrich, im Wein ist Wahrheit, und ich fürchte mich und — und wir haben keine Zeit mehr dazu," sagte sie plötzlich, ihren erregten Ton mit ihrem gewöhnlichen, ruhigen vertauschend. „Da ist Joseph, welcher Dich mahnt, daß Deine Viertelstunde länast abgelaufen ist und die Hengste sich erkälten, wenn Du sie noch länger in der feuchten Abendluft stehen läßt."

Der Legationsrat sprang ebenfalls auf, warf die Serviette mit einer unmutigen Geberde über die Stuhllehne, murmelte ein halblautes „Gesegnete Mahlzeit!" und machte dann ein paar Schritte gegen die Thür hin, an welcher der Diener noch immer erwartungsvoll stand. Plötzlich aber blieb Heinrich stehen und befahl barsch:

„Der Friedrich soll ausspannen, Sie aber halten sich bereit, damit Sie mir, wenn ich klingle, sogleich einen Mietwagen holen können."

„Zuvor zünden Sie aber noch das Feuer in meinem Kamin an, Joseph," sagte Klara, und sich zu ihrem Mann umwendend, setzte sie hinzu: „Es fröstelt mich so leicht an diesen feuchten Frühlingsabenden."

Dieser jedoch gab ihr keine Antwort, sondern durchmaß mit großen Schritten den Speisesaal, pfiff eine Melodie aus „La Traviata" vor sich hin und wirbelte seinen Schnurrbart zwischen den Fingern. Die junge Frau ging inzwischen ab und zu, rückte eine Lampe in dem Boudoir, wo Joseph jetzt den aufgehäuften Kohlen- und Holzstoß entzündete, zurecht, hieß ihn das Brett mit den Gläsern und eine zweite, frische Flasche Wein bringen, warf dann einen zufriedenen Feldherrnblick um sich und trat an ihren immer noch promenierenden Gatten heran.

„Willst Du nicht, vorausgesetzt, daß Du noch Zeit hast, ein paar Minuten in mein Boudoir kommen?" sagte sie, ihren Arm unter den seinen schiebend. „Es ist so sehr viel gemütlicher dort als hier in dem großen Zimmer bei dem unabgedeckten Tisch."

Er zog die Uhr aus der Tasche und erwiderte kalt: „Wahrhaftig, schon zehn. Wenn ich noch eine Viertelstunde warte, werde ich gerade zurecht kommen, um das leuchtende Abendgestirn Frau von Eppstein in vollem Glanz am Ballhimmel aufgehen zu sehen. Inzwischen können wir ja noch ein bißchen in Deinem Boudoir sitzen."

Bei diesen Worten schlug er die schwere Portière zurück, ließ seine Frau vorangehen und folgte ihr auf dem Fuß in das kleine, unendlich behagliche Zimmer, das mit seinem persischen Teppich und weichen Polstermöbeln ein echtes Damenboudoir abgab. Klara streckte sich auf ein niedriges, nur mit weichen Decken belegtes Sofa.

„Wenn Du mir die Decke, welche neben meinem Schreibtisch liegt, hergeben wolltest, Heinrich — ja, die meine ich, und mich nun ein bißchen einstopfen könntest, wie ich es liebe! O, das thut gut, so ist's recht — die Füße müssen doppelt eingewickelt sein — danke, das hast Du doch noch nicht verlernt."

„Wirklich nicht?" erwiderte er immer noch in gereiztem Tone. „Aber Du bist merkwürdig empfindlich, Klara; Du solltest Dich abhärten und vor allen Dingen nicht so dünne, perlengestickte Schühchen tragen. Du hast es ja, Gott sei Dank, nicht nötig, Deine zierlichen Füße kommen doch zur Geltung."

Sie blickte lächelnd zu ihm empor.

„Einen Punkt, auf den sie besonders eitel ist, hat jede Frau, und ich gestehe meine Schwäche offen ein. Man hat mir 'mal gesagt, daß sich die edle Rasse an den gut geformten kleinen Füßen am deutlichsten verrate, gerade wie bei den echten arabischen Rennern. Halt, lieber Mann, die Arme will ich frei behalten — und meine Veilchen darfst Du mir auch nicht zerdrücken."

Er beugte sich tiefer zu ihr hinab, so tief, daß er den Strauß an ihrer Brust berührte. Plötzlich aber richtete er sich heftig empor und trat von ihr fort an den Tisch heran.

„Auch Veilchen!" sagte er, auf die gefüllte Glasschale deutend; „warum hast Du die nur heute in solcher Menge angeschafft?"

Die Augen der jungen Frau hingen mit einem zärtlich forschenden Ausdruck an dem Antlitz ihres Gatten, aber sie sagte in scherzendem Ton:

„Ja, warum wohl! Ist es nicht Grund genug, daß ich — eine Passion dafür besitze? Jetzt möchte ich aber vor allen Dingen wissen, was für eine Bedeutung es mit dem Idol des Stammes und dem Idol der Höhle hat!"

„Da wären wir ja wieder bei besagtem Hammel angelangt," sagte er und warf eine Broschüre, in der er geblättert hatte, auf den Tisch. „Wenn man erst

weiter in der Wissenschaft vorgeschritten ist, wird man sicherlich im Frauengehirn noch eine Zelle entdecken, welche der Sitz des zähen Festhaltens einer Idee, um nicht zu sagen der Neugierde, ist."

„Natürlich, lieber Heinrich, dafür sprechen ja schon Frau Eva und Frau Blaubart seligen Angedenkens. Du aber bist kein Blaubart, Du wirst mir die beiden Pforten, die Du mir zum Scherz so vor der Nase zugeschlagen, jetzt erschließen, Dich hübsch an meine Seite setzen und beginnen — wenn ich Dich recht schön darum bitte — nicht wahr?"

„Ja, was bleibt mir denn anderes übrig, wenn Du das Register aufzählst?" sagte er und stellte einen Stuhl neben das Kopfende des Diwans. „Jeder Ehemann kennt gut genug die Bedeutung des Satzes: ‚Ce que femme veut, dieu le veut.'"

Klara nickte beistimmend, drehte sich ein wenig mehr auf die Seite, drückte ihr Köpfchen noch tiefer in das Polster, zog die Decke noch fester um sich und schaute dann erwartungsvoll auf ihren Gatten.

„Willst Du nicht, bevor Du beginnst, Dir ein frisches Glas Wein einschenken?" fragte sie, auf das Nebentischchen deutend.

„Nein, ich danke Dir," erwiderte er trocken, „Du weißt, ich trinke niemals viel, aber wenn man mir gewisse Gesundheiten verweigert, erst gar nicht. Doch nun zur Sache. Vor langen Jahren hat einmal ein feiner Kopf gelebt, welcher die Welt, in der er sich befand, nicht bloß wie eine gegebene Thatsache hinnahm, sondern sie sich verständlich zu machen suchte — ein müßiges Beginnen in den Augen der meisten Dickschädler, aber eine Notwendigkeit für jeden Selbstdenker. Dieser Mann stieß aber bei seinem Beginnen auf riesenhafte Mauern von Vorurteilen, und bevor er an ein Aufbauen denken konnte, mußte er erst mit dem Abräumen derselben anfangen. Er nannte die jede Erkenntnis hindernden Vorurteile ‚Götzenbilder der Vernunft' und teilte sie systematisch in vier Klassen, von denen die Idole des Stammes und die Idole der Höhle die beiden ersten bilden."

„Wie hieß der Mann, Heinrich?" unterbrach ihn Klara.

Er schlug die Beine behaglich übereinander, spitzte die Lippen zu einem leisen Pfiff und schüttelte dann verneinend den Kopf.

„Wozu willst Du den Namen wissen, Kind, da er doch ‚Rauch und Schall' ist? Seitdem mir einmal eine schöne Frau, als ich mich auf das Citat eines großen Toten berief, vorgeworfen hat, ich prunke mit meinem bißchen Wissen, nenne ich nie mehr meine Quellen, sondern hülle sie, wie Du siehst, in ein mystisches Dunkel."

„O — pfui, Heinrich — auch mir gegenüber?"

„Um in der Uebung zu bleiben auch Dir gegenüber."

„Nun denn, weiter, Du unverbesserlicher Mann! Was hat es mit Deinen Idolen des Stammes für eine Bewandtnis?"

„Sie sind die am weitesten verbreiteten und berufen auf der angeborenen Schwäche und Beschränktheit des Menschen. Erscheint doch beispielsweise dem flachen Blick alles in Welt und Leben begreiflich und nur das scharfe Auge erblickt vor sich ein Meer von Rätseln, sieht, daß es weder die Dinge noch sich selbst je erkennen und verstehen kann. Du kannst daraus ermessen, daß diese Vorurteile nach Legionen zählen."

Die junge Frau verzog schmollend ihre roten Lippen und schob einen prachtvollen Diamantring an ihrem vierten Finger hin und her.

„Das klingt außerordentlich gelehrt, mein teurer Gatte, sagt mir aber immer noch nicht, warum mein Zweifel an Jenny von Eppsteins Schönheit in diese Rubrik gehört, und gerade darauf kommt es mir an."

Er lächelte ironisch vor sich hin.

„Natürlich, das ist ja die Hauptsache und mit ein bißchen freier Auslegung — mein weiser Mann möge sie mir in Gnaden verzeihen — will ich Dir aus diesem Fall das schönste Idol des Stammes entwickeln. Die angeborene Beschränktheit und Schwäche Deiner Natur und Deines Geschlechtes verbietet Dir ein kühles, objektives Urteil, so lange Du jung und schön bist, über eine andere ebenfalls junge und schöne Frau. Wir Männer wissen das alle und hüten uns darum sorgfältig, jemals in Gegenwart der einen die Schönheit der andern zu preisen. Selbst wenn die Thatsache eine unbestreitbare und auch von den Frauen anerkannte ist, wissen sie sogleich mit einem kühnen ‚Aber' das Gespräch auf das moralische oder intellektuelle Gebiet hinüberzuspielen; und ehe man sich's versieht, beweisen sie einem, daß die in Rede stehende Schönheit ein schlechtes Herz oder, was beinahe ebenso schlimm ist, einen borniertes Verstand hat, daß sie keine geistige Grazie besitzt, keine distinguirte Toilette macht und was es sonst noch für Kapitalsünden gibt, deren Register die Damen über ihre lieben Mitschwestern führen —"

„O, o, o," rief Klara, indem sie im Eifer mit ihren beiden Füßen die Decke fortstieß und die Hände wie beschwörend emporhob, „sind das Ketzereien gegen unser armes Geschlecht! Weißt Du auch, mein lieber Mann, daß Du ein vollendetes Scheusal mit diesen Deinen Ansichten bist und daß ich nur wünschte, Du gäbest sie heute auf dem Ball Jenny zum besten? Die würde Augen machen!"

„Woran mahnst Du mich?" sagte der Legationsrat und griff nach der Uhr. „Es ist jetzt die höchste Zeit, den Joseph nach einer Droschke zu schicken." Seine Hand wurde aber, noch bevor er die Uhr herausziehen konnte, von einer andern kleinen, weichen ergriffen und festgehalten.

„Du bist mir noch das Idol der Höhle schuldig, Heinrich, und kannst versichert sein, daß ich eine schlaflose Nacht habe, wenn Du mich nicht darüber aufklärst. Denke doch nur, wie verlockend geheimnisvoll das Wort Idol der Höhle für ein Frauenohr klingt und wie geschäftig die Phantasie sich dasselbe ausmalt."

Er lachte fröhlich und breitete die herabgesunkene Decke wieder über ihre Füße.

„Da wirst Du schön enttäuscht sein, wenn ich Dir sage, daß unter diesem mystischen Titel diejenigen Vorurteile zu verstehen sind, mit denen uns die persönlichen Verhältnisse, das Haus, in dem wir geboren wurden, die Eltern, die uns erzogen, die Lehrer, die uns unterrichtet, die Menschen, welche unsern Lebensgang geleitet, behaftet haben. Sie lassen sich nur sehr schwer und sehr mühsam überwinden, diese dem weichen, empfänglichen Gehirn eingedrückten Vorurteile, welche mit ihm gewachsen und verknöchert sind. Darum wirst Du bemerken, daß eine ganze Reihe früh empfangener Vorstellungen in den meisten Köpfen unverrückbar feststeht, und daß dieselben niemals das Verlangen empfinden, der Wahrheit in das strenge Angesicht zu schauen. Und dennoch muß man mit allen solchen überlieferten Götzenbildern der Vernunft vollständig gebrochen, muß sich die phantastischen Träumereien ganz aus den Augen gerieben haben, wenn man auch nur die untersten Grade einer Welteinsicht erlangen will. Heißt es doch auch hier: ‚So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht erkennen.'"

„Heinrich," sagte Klara leise, „das ist ein rauher Weg, den Du andeutest, und Du kannst Dich nicht wundern, daß es ihrer wenige sind, die ihn wandeln."

Er strich ihr sanft eine Strähne ihres blonden Haares aus der weißen Stirn.

„Wundere ich mich denn darüber, kleine Frau? Nur als bedrückend und die freie Bewegung hemmend empfinde ich so oft diese Idole der Höhle, auf die man bei seinen Mitmenschen bei jedem Schritt und Tritt stößt!"

(Schluß folgt.)

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II.

Die Eröffnung.

Je weiter unser gefeierter Kaiser in einem Alter vorschreitet, in welchem jene wenigen Sterblichen, die es überhaupt erreichen, sich längst stillen Beschaulichkeit ganz anheim gegeben zu haben pflegen, eine um so höhere Bedeutung und Weihe verleiht seine Anwesenheit einem Feste, dem er sein persönliches Erscheinen zu teil werden läßt. Geschieht es dann aber gar, daß unerhofftermaßen der erlauchte Monarch selbst das Wort zu wuchtig patriotischer Rede ergreift, dann wird solch ein Tag mit ganz besonderer Genugthuung in den betreffenden Jahrbüchern verzeichnet.

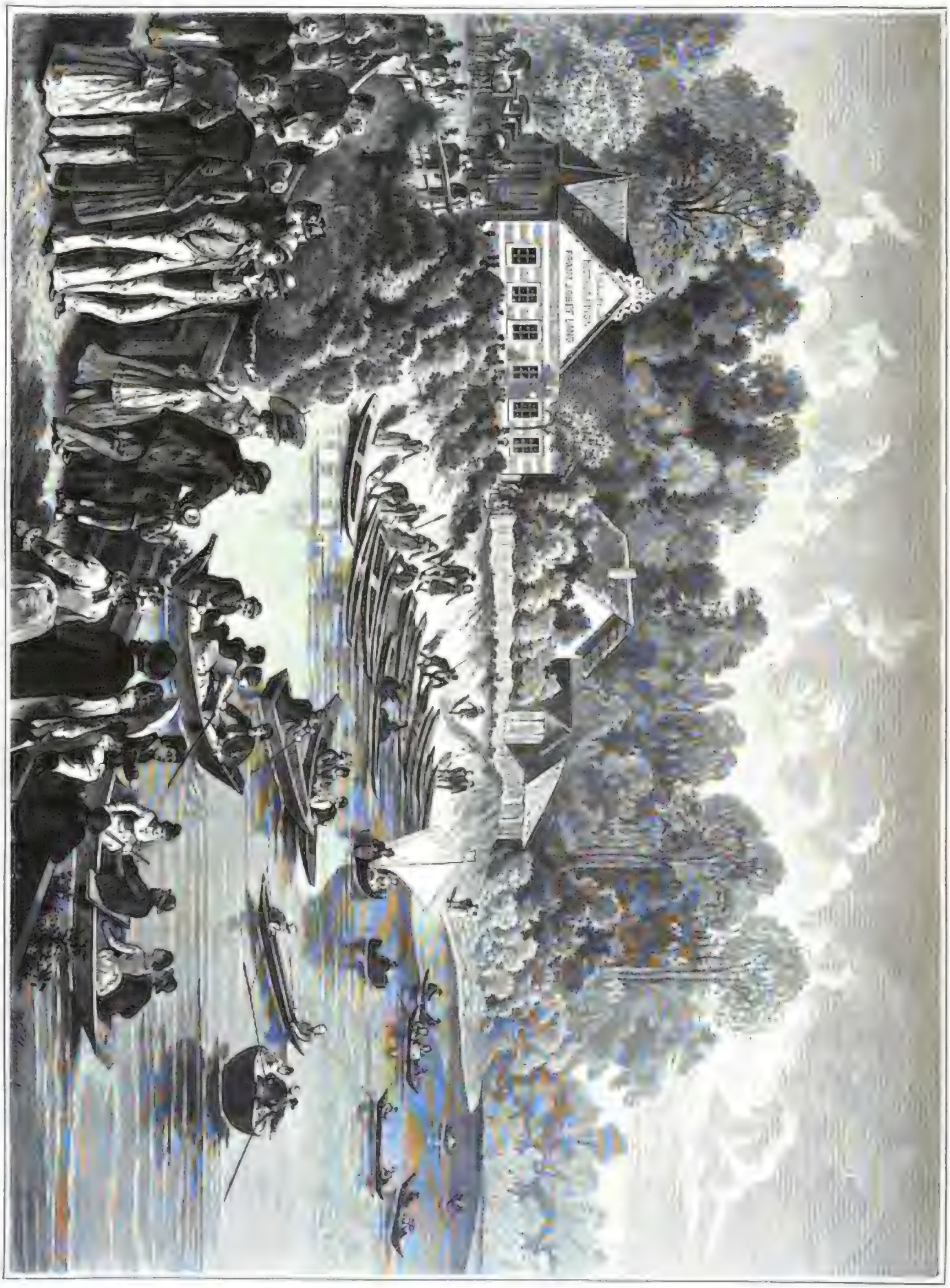
Ein Fest dieser bevorzugten Art war die Eröffnungsfeier der Berliner Jubiläumskunstausstellung.

Der Kronprinz und der Kultusminister v. Goßler hatten in umfangreichen Darlegungen die Bedeutung des zu feiernden Jubiläums erörtert, Professor Karl Becker als Präsident der Ausstellung ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den erhabenen Protektor derselben ausgebracht, da trat der Kaiser selbst einige Schritte vor und gab mit einer Stimme voll metallenen Klanges seiner hohen Befriedigung darüber Ausdruck, daß auf den Fundamenten, die der große König gelegt, unter dessen Schutz vor hundert Jahren die erste akademische Kunstausstellung eröffnet worden, im Laufe der Zeiten so Schönes erwachsen und erblüht ist.

Zum Beschluß der Eröffnungsfeier, die bis dahin in den glänzend ausgestatteten Vorhallen des Ausstellungsgebäudes vor sich gegangen war und der die ganze kronprinzliche Familie und andere hohe Fürstlichkeiten, sowie viele hervorragende Würdenträger des Staates und der Stadt und die gesamte tonangebende Künstlerschaft Berlins nebst ihren von auswärts geladenen Gästen bewohnten, erfolgte ein Rundgang durch die weiten Ausstellungsräume. Zunächst wurden die Vorhallen genauer besichtigt, deren mittlere durch die Architekten Kayser und von Großheim zu einer prachtvollen Kuppelhalle ausgestaltet worden ist. In ihren überaus wirksamen Deckengemälden hat Woldemar Friedrich einen bedeutenden Beweis monumentaler Kunstbegabung abgelegt, während eine Reihe namhafter Bildhauer sich zur Ausführung des reichen plastischen Schmucks vereinigte. Einen der ersten Ruhepunkte bezeichnete sodann die nach Siemerings Modell von Howald in Braunschweig in Kupfer getriebene kolossale Germania, welche die Bekrönung des großartig angelegten Siegesdenkmals in Leipzig zu bilden haben wird. Minister v. Goßler, der den Kaiser führte, erläuterte denselben bei dieser Gelegenheit den ganzen großartigen Aufbau des im Werden begriffenen Denkmals, für dessen Entfaltung der Monarch lebhaftes Interesse an den Tag legte. Ueberhaupt erregten sein klar leuchtender Blick, seine lebendige Teilnahme für alles, was ihm entgegentrat, seine männliche Haltung, sein elastischer Gang das freudige Staunen aller, die ihm im Verlaufe seiner ziemlich lang währenden Wanderung das eine und andermal unmittelbar nahe kamen. Im letzten großen Saal, der den Abschluß des neuen Anbaus bildenden Skulpturenhalle, empfing der ausgiebig beleuchtete Chor der königlichen akademischen Hochschule für Musik unter Joachims Leitung den Kaiser mit den festesfreudigen Klängen des Jubelchors aus Händels Judas Maccabäus, und bald darauf verließen die höchsten Herrschaften samt ihrem köpfereichen Gefolge das Ausstellungsgebäude.

Die übrigen Festteilnehmer aber zerstreuten sich zunächst im Parke, dessen Anlagen vielseitige Anziehungspunkte bieten, um sich dann nach kurzer Pause — allerdings nur im engeren Kreise der Nächstbeteiligten — im großen Restaurationspavillon zu einem gemeinsamen solennen Frühstück wieder zusammenzufinden. Natürlich fehlte es da nicht an einer Reihe begeisterter Trinksprüche auf den Kronprinzen als den Freund und Förderer der Künste, auf den Präsidenten Becker und viele andere, ausgebracht von Männern, deren Redegewandtheit sich in parlamentarischen und Magistratssitzungen, wie vor versammeltem Volke schon oft genug zu bethätigen Gelegenheit gehabt. Einer der Redner aber, der letzte im Reigen, läßt, soviel er in anderer Weise die Welt von sich reden macht, seine Stimme nur selten in größerer Versammlung erschallen, und um dieses Interesses der Seltenheit willen sei seiner und seines Trinkspruchs hier besonders gedacht. Es war Altmeister Menzel, und sein Hoch galt den Malern der verschiedenen Panoramen und Dioramen, die innerhalb des Ausstellungsparks ihre Stätte gefunden haben. Es nahm sich sehr nett aus, gerade Menzel, der nie in seinem mehr als siebenzigjährigen Leben weiter außer Landes gekommen ist als höchstens bis Paris und ein ganz klein wenig nach Oberitalien hinein, auf diejenigen seiner Kunstgenossen toasten zu hören, die den fernen Orient — denn mit ihm beschäftigen sich die sämtlichen hier in Frage kommenden Schöpfungen — zum Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt. Man empfand da wieder einmal die ganze eigentümliche Anziehungskraft der Gegensätze, und vermöge der daran sich unwillkürlich knüpfenden Betrachtungen trat Menzels eigenes Schaffen einem doppelt lebendig vor die Seele, um so mehr, als wir unmittelbar vorher Gelegenheit gehabt, einen recht bezeichnenden Teil desselben innerhalb der historischen Abteilung der Jubiläumsausstellung auch vor unseren leiblichen Augen aufs neue sich entfalten zu sehen. Wenige Meister sind bei solcher Vielseitigkeit des Könnens und der Stoffwahl dem heimischen Elemente so treu geblieben wie er, und ebenso, wie er örtlich nur selten und wenig von den ihm nächstgelegenen Eindrücken seitab schweift, so greift er auch als Geschichtsmaler mit geringen Ausnahmen nicht weiter als um höchstens ein Jahrhundert zurück — nicht wesentlich weiter als bis eben zu der Periode, in welcher die diesjährige akademische Jubelfeier ihre Keime erblickt. Angesichts dieser Thatsachen kann Menzel so recht als der verkörperte Mittelpunkt aller der künstlerischen Interessen erscheinen, um welche sich die gegenwärtige Veranstaltung dreht. Hat uns doch keiner die Zeit des großen Königs, auf den die Eröffnungsreden der Jubiläumsausstellung immer und immer wieder verwiesen, und ihn selbst so lebendig im Bilde vor Augen geführt, wie eben unser berühmter Altmeister. Zwei seiner größeren Gemälde dieser Gruppe werden der Welt durch die gegenwärtige Ausstellung aufs neue besonders nahe gerückt: „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch", wie sie, vom mächtig aufzüngelnden Flammenrot grell angestrahlt, durch die Dunkelheit hervorbrechen, und „Friedrich der Große auf Reisen", wo die treuen Landeskinder, um deren Wohl und Wehe er sich persönlich kümmert, ihn verehrungsvoll begrüßen. Auch aus den zahlreichen und bedeutsamen Holzschnittwerken, in denen er den „alten Fritz", seine Feldherren, seine Armee und seine Zeit wiederspiegelt, ist manches köstliche Blatt der Ausstellung eingereiht.

Im übrigen widmet er Pinsel und Stift wesentlich dem Leben der Gegenwart, wie in den jetzt ebenfalls beglückwünschten Darstellungen der „Krönung König Wilhelms in Königsberg 1861", der „Eisenwalzwerke", des jener höchsten Entfaltung höfischer Pracht in schroffem Gegensatz das Thun und Treiben der niederen Arbeiterklasse gegenüberstellt, dem Blick in den Garten des Prinzen Albrecht in Berlin, bei dem man fast glauben konnte, eine italienische Parkscenerie vor sich zu haben, während das Bild in Wirklichkeit lange vor der Zeit geschaffen ist, da Menzel zum erstenmale den großen Entschluß faßte, den Fuß auf italienischen Boden zu setzen. Er kam bekanntlich nicht weiter als bis Verona. Die Piazza d'erbe mit ihrem buntbewegten, schillernden Markttreiben im Rahmen bedeutsamer Renaissancearchitekturen fesselte ihn dergestalt, daß er sich sofort hier einnistete, um Tag für Tag dieses Drängen und Treiben zu beobachten. Dabei brachte er in sein Skizzenbuch eine Fülle interessanter Einzelheiten, die sich nach seiner Heimkehr mit der Zeit zu jenem figurenreichen Bilde des Marktes zu Verona verdichteten, das wir in dieser Ausstellung ebenfalls aufs neue begrüßen. Freilich waltet auch in diesem



Franz Josephsland bei Wien. Originalzeichnung von Franz Rollarz.

Digitized by Google

Das Ende einer Verschwörung unter Ludwig XVIII. Gemälde von Henri Cain.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig).

Digitized by Google

Gemälde mehr die graue, landverschleiernde Nebelluft des Nordens als die dünne, sonnendurchtränkte Atmosphäre Italiens, und zwischen die echten Veroneser Typen haben sich die germanisch angehauchten zahlreicher eingeschmuggelt, als es auf der Piazza d'erbe in Wirklichkeit der Fall zu sein pflegt; aber man übersieht diese kleinen Lizenzen gern um des unabsehbaren, urwüchsigen Lebens willen, das hier in grotesker Weise durcheinander wimmelt, und um der Virtuosität willen, mit der das alles in künstlerischem Sinne „unter einen Hut“ gebracht worden ist. Um solch ein Bild, auf dem es im wahren Sinne des Wortes eine Unmasse zu sehen gibt, drängen sich die Beschauer jedes Zeichens, wie dies der Dresdener Maler Franz Kops in seinem gegenwärtigen Ausstellungsbilde „Ein neuer Menzel“ recht charakteristisch zur Anschauung gebracht hat.

Doch es ist nicht mehr als billig, daß wir uns nunmehr auch nach den Werken umsehen, an welche Menzels Trinkspruch anknüpfte. Betrachten wir zunächst das Panorama, zu welchem die unlängst bereits erwähnte östliche Giebelfront des Tempels von Olympia den Zugang bildet. Wir treten ein und finden uns — statt in einem Tempel — auf die Terrasse einer hochgelegenen Villa zu Pergamon versetzt. Und gegenüber erhebt sich der Hügel mit der Akropolis und ihren Tempelbauten so, wie er in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt zur Zeit des höchsten Glanzes dieses kleinasiatischen Reiches ausgesehen. Herrliche Säulenhallen, unterbrochen von Amphitheatern, bedecken die Höhe, mitten unter ihnen jener wundervolle Altar mit dem großartigen Reliefsfries, dessen thatsächliche Nachbildung wir draußen im Freien schon bewundert. Es ist der Tag eines großen, volkstümlichen Festes. Ein glänzender Opferzug bewegt sich den Hügel hinauf durch alle die Straßen, die wir von unserem hohen Standpunkt aus fast in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen können. Auf jenen Terrassen, deren Plattform die Bedeutung eines städtischen Marktplatzes hat, steigen hunderte festlich gekleideter Menschen auf und nieder; das Amphitheater, das soeben eine große Vorstellung zu Ende gehen sah, wimmelt noch von Besuchern. Und zur Seite ziehen sich die Säulengänge einer benachbarten Villa hin, auf deren Veranden der Hausherr und seine Gäste sich's wohl sein lassen. Von vier Sklaven in weicher Sänfte getragen, genießen Gebieter und Gebieterin einer behaglichen Ruhe, während ihre Umgebung sich bereitet, den Freuden des Bacchus zu huldigen, zu welchem Zwecke gefüllte Kannen und köstliche Schalen von Dienern herbeigebracht werden, andere lehnen sich über die Brüstung, um den Bewegungen des unten vorüberziehenden Opferzuges zu folgen. So waltet überall ein freudig gehobenes Leben, dessen Anblick schon berauschend wirkt, namentlich unter dem Scheine dieser klaren Abendsonne, die ihren warmen rötlichen Schimmer auf unsere gesamten Umgebungen in reichstem Maße ausgegossen hat.

Die Maler dieses Panoramas, Kips und Max Koch, unterstützt von Herwarth und anderen, haben es trefflich verstanden, auf Grund eingehender Studien der jetzigen pergamenischen Trümmerwelt und gestützt auf die gründlichen Spezialforschungen des daselbst thätigen Regierungsbaumeisters Bohn den Zauber einer dahingesunkenen glanzvollen Epoche vor unseren Augen neu erstehen zu lassen.

Während sie aber solchergestalt mit einer bestrickenden Vergangenheit sich beschäftigten, ist man drüben im Dioramenbau einem nahezu entgegengesetzten Zuge gefolgt. Das Aeußere zwar führt uns in noch viel ältere Zeiten zurück, denn es ist eben jener ägyptische Tempel, in welchem wir eine Nachahmung der frühesten Triumphe des künstlerisch angelegten und geschmückten Steinbaues vor uns haben; ganz anders aber verhält es sich mit der Reihe von dioramischen Darstellungen im Innern, das heißt von Ausblicken, die uns zwischen je zwei starken Pfeilern ein Bild erschließen, das vermöge sorgsamer Durchführung und raffinierter Beiziehung körperhaft aufgebauter Vordergrundpartien mit der Ueberzeugungskraft der Natur wirkt und die Täuschung weckt, als blickten wir nicht in gemalte Landschaft, sondern in eine mehr oder minder weite freie Gegend hinaus. Diese Dioramen — fünf an der Zahl — beschäftigen sich mit jenen Ereignissen der Gegenwart, die eine hoffnungsreiche Aussicht auf künftige Größenentfaltungen eröffnen. Die bahnbrechenden Thaten der Kolonialbewegungen sind es, die hier zur malerischen Verherrlichung gelangen. Das erste der Dioramen, von Professor W. Gentz und E. Körner unter Mitwirkung von J. Gentz dem jüngeren gemalt, schildert die Scene, wie Stanley sich und seine Bootflottille über die Ausläufer der Stromschnellen des Livingstoneriver mühsam hinüberwindet. Anschaulich vergegenwärtigen sich uns die Anstrengungen der Negerscharen, die von beiden Ufern des schmalen, aber rasenden Flußarmes aus, den es zu überschreiten gilt, das erste der Boote an starken Tauen halten, welche an beiden Enden des Fahrzeugs befestigt sind, das ohne solche Vorsichtsmaßregeln und solchen äußersten Kraftaufwand von Dutzenden zusammenwirkender Männer unrettbar in die verderbendrohenden Katarakte, die von allen Seiten ihre imposante Wucht entfalten, dahingerissen werden würde.

Im zweiten Bilde führt uns Saltzmann auf das Deck des deutschen Kanonenbootes „Möve“, von welchem aus die Leiche des daselbst dem Fieber erlegenen unermüdlichen Afrikaforschers Dr. Gustav Nachtigal eben auf eines der Ruderboote verschifft werden soll, um nach Kap Palmas hinüberbefördert und dort zur ewigen Ruhe bestattet zu werden.

Eine Elefantenjagd der jüngst erst heimgekehrten Afrikareisenden, Premierleutenants von François, Wißmann und Müller, bildet den Gegenstand des dritten Bildes, das sich unter den tüchtigen Händen des Landschaftsmalers Eugen Bracht, des Tiermalers R. Friese und des Genremalers Paul Höcker zu besonderer Schönheit entfaltet hat. Die Jagd geht in dem an der betreffenden Stelle sehr seichten Kassai, dem größten südlichen Nebenflusse des von den genannten Reisenden besonders gründlich erforschten Kongo, vor sich. Elf Elefanten, die gemächlich durch das Wasser dahinwateten, werden von den Reisenden von ihrem Stahlboot aus aufs Korn genommen. Die ersten Schüsse haben bereits gekracht und einen Teil der gewaltigen Bestien zur Umkehr bewogen, während zwei von ihnen mit hoch erhobenen Rüsseln und wütend aufgerissenen Mäulern Miene machen, sich zur Wehr zu setzen. Namentlich diese entschlossenen vierfüßigen Kämpfer sind meisterlich dargestellt. — Aus den Reiseberichten der Heimgekehrten wissen wir, daß es ihnen gelang, an jenem Tage — dem 7. Juni 1885 — sieben Elefanten zu erlegen, während die vier anderen der Herde, dank schleuniger Flucht, entkamen.

Das vierte Bild, dessen Schöpfer Julius Jakob ist, vergegenwärtigt uns eine Scene aus den erfolgreichen afrikanischen Wanderungen des thatkräftigen Vorkämpfers der jüngsten deutschen Kolonisationsbestrebungen, Dr. Karl Peters, dessen wir unlängst in diesen Blättern unter Mitteilung seines Bildnisses und derjenigen seiner eifrigen Genossen eingehender gedacht haben (vergleiche Band LV, Seite 421). Wir sehen ihn, begleitet von Graf Pfeil, Dr. Jühlke und dem Kaufmann Otto, der sich damals der Expedition aus freien Stücken angeschlossen hatte, sowie von einem Häuflein angeworbener Neger, dem Sultan von Nguru und seinen schwarzbraunen Begleitern gegenüberstehen, mit dem soeben ein das deutsche Oberhoheitsrecht anerkennender Vertrag abgeschlossen werden soll. Zur wirksamsten Kräftigung desselben trinken Dr. Peters und der schwarze Sultan Blutsbrüderschaft, indem jeder von ihnen sich am Arme ritzt und den andern einige Tropfen Blutes aus der Wunde saugen läßt. Die wilde Scenerie mit ihren grotesken Felsenzacken, bei denen man in Zweifel kommen könnte, sind es verwitterte Steinkolosse nach Art derer, welche die alten Aegypter ausgehauen, oder Naturgebilde, aus denen die Phantasie sich ungeheuerliche Sphinxgestalten zu bilden versucht ist, vergrößert die packende Eigentümlichkeit des Eindrucks.

Endlich reiht sich noch die Flottendemonstration vor Sansibar an, dargestellt durch die Maler Eschke, Vater und Sohn, die namentlich das bewegte Meer mit seinem sonnig glänzenden Wellenschlag in so täuschender Wiedergabe brachten, daß man das zitternde Auf- und Niederwogen zu sehen glaubt.

Otto Baisch.

Reflexionen.

Von

E. Jahrow.

Nicht das ist groß, am Großen jede Blöße
Mit Spott zu zeigen, sich zur kleinen Ehre;
Im Anerkennen erst liegt wahre Größe,
Im Reizen erst zeigt sich der Wert der Lehre.

•

Selbstmord kann unter Umständen nichts Schlimmeres sein als ein Hinzulegen in das Bett, welches das Leben einem bereitet hat.

•

Ebenso wichtig wie das Lernen ist das Nichtverlernen.

•

Was die Leute Tugend nennen, ist in den meisten Fällen nichts als Furcht vor der öffentlichen Meinung.

•

Wir lassen uns lieber hassen als übersehen.

•

Es gibt eine Art Liebe, welche nichts ist als geschmeichelte Eitelkeit.

•

Ein guter Gedanke ist eine Sternschnuppe, die einen ganzen Streifen kleinerer, heller Gedanken nach sich zieht.

•

Eine stolze Liebe ist ein Edelweiß; haben es glückliche Hände gepflückt, so welkt es nimmer.

•

Es gibt Menschen von so intensiver Empfindlichkeit, daß sie schon von dem bloßen Keim eines Stachels verletzt werden. Dies sind somnambüle Naturen.

Vor dem Pußtenwirtshaus.

(Hierzu das Bild S. 808.)

Vor dem Pußtenwirtshaus oder richtiger vor der Csarda spielt sich die liebliche Scene ab, welche der Maler Johann Janko mit allen heiteren Farben seiner Palette ausgestattet hat. Er versetzt uns in die endlose Ebene des „Alföld“ (Tiefland), die Ungarns größter Dichter Petöfi weit mehr geliebt als das „krumme Hochland“ mit seinen Bergen und Thälern, ein Buch, in dem man zahlreiche Blätter wenden muß. Die große Ebene erscheint ihm dagegen wie ein geöffneter, glatter Brief, den man sogleich durchlesen kann und der schöne und große Gedanken enthält.

Diese Liebe zur Pußta beseelt auch den lustigen Schafhirten und die schmucke junge Wirtin, die vor der Thüre der Csarda miteinander scherzen. Auch der Esel möchte kaum mit seinen Brüdern tauschen, die in den Pyrenäen und Apenninen schwere Lasten über gefährliche Saumpfade bringen. Wohl hat er hier mit seinem Herrn zuweilen eine forcierte Tour zu machen und dabei setzt es mit dem langen Stock Hiebe genug, aber zumeist wandelt er nur als Führer der Schafherde über das Stoppelfeld, die prächtigen Disteln mit Gier verschlingend, während sein Herr im Schatten eines Heuhaufens — Bäume gibt es da nicht — von der schönen Csardawirtin träumt.

Jetzt aber braucht der Hirt nicht erst zu träumen, sie steht ihm leibhaftig gegenüber; sie hat ihm eine ungarische Flasche — zugleich als Trinkglas dienend — voll Wein gereicht; trotz seines Durstes konnte er das schlechte Getränk nicht bis zur Neige leeren. Doch das wird seine Laune nicht verderben, so lange er den Anblick dieser schönen Augen genießt. Einige Verse Petöfis mögen die Worte verdolmetschen, die der schmucke Schafhirt an die schalkhafte Wirtin richtet:

„Der Pußta schöne Wirtin, Engelein,
Mir lechzt die Zunge schon nach gutem Wein.
Von Debreczin bis Hetesháza ist weit;
Den langen Weg gab mir der Durst Geleit.

Ein jedes Liedchen pfeift der Wirbelwind;
Vor Kälte starr mir Leib und Seele sind.
O Wirtin, Veilchen, mir ins Auge schau,
Ich werde warm von deiner Augen Blau.

Wo, Wirtin, ist gewachsen dieser Wein,
So sauer wie ein unreif Aepfelein?
Drum zög're nicht und deine Lippen süß
Mit süßem Kuß den sauern Wein versüß'.“

Die schöne Wirtin sträubt sich züchtig, aber zugleich lacht sie herzlich. Der Schäfer lacht mit und glaubt, daß die Leichtlaute schon für ihn schwärme. Weit gefehlt, sie lacht den Burschen einfach aus. Was ist ihr auch der arme Schafhirt, der nicht einmal das Grautier sein eigen nennt, von dessen Rücken seine Beine bis an die Erde baumeln, der kaum die wenigen Kreuzer besitzt, den elenden Krätzer zu bezahlen. Wenn er noch ein Csikos wäre, der auf schmuckem Rosse eine Schar prächtiger, fessellose Pferde einherjagt, oder gar ein Betyar, der wilde Geselle, welcher sich nicht feige hinter das Gebüsch versteckt, wenn er rauben will, sondern auf der Landstraße, inmitten der baumlosen Ebene, schon von hundert Schritten dem Reisenden sein „Halt!“ zuruft, demselben die Wahl überlassend, ob er nur sein Geld oder auch sein Leben verlieren wolle.

Armer Schafhirt, für dich wächst da nur saurer Wein und auch die Küsse sind sauer, denn die bekommt ein anderer! In Waffen starrend, die Taschen mit Goldstücken gefüllt, den Tabaksbeutel mit Banknoten vollgestopft, zecht in der Csarda der gefürchtete Betyar, für ihn wird würziger alter Tokaier aus dem Keller geholt, er wiegt jeden Tropfen mit Gold auf. Zigeuner spielen und er dreht sich im feurigen Csardas mit der jungen Wirtin. Sie schlingt ihren drallen Arm um seinen Nacken und verschmäht auch seine Küsse nicht; in wenigen Tagen mag schon des Henkers Hand sich an seinem Nacken zu schaffen machen.

Armer Schafhirt, befreie dich aus dem Netze des schönen Weibes, denn es ist dir so gefährlich wie das Gewebe der Kreuzspinne dem in lachenden Farben prangenden Schmetterling!

Marius Hecht.

Das Ende einer Verschwörung unter Ludwig XVIII.

(Hierzu das Bild S. 809.)

Ludwig XVIII. war heute wieder König von Frankreich. Wirklich und buchstäblich heute; vielleicht erst seit gestern, vielleicht nur bis morgen. Wer konnte das sagen? Frankreich war unter diesem Bourbon mit dem Doppelkinn, dem Doppelbäuchlein und den in Filzstiefel gehüllten gichtischen Füßen wie ein großes Wetterhäuschen mit zwei Wettermännchen; das eine Wettermännchen hieß „Napoleon der Große“ oder der „korsische Abenteurer“ — es kam auf die Umstände an — und das andere hieß „Ludwig XVIII.“ oder der „fette Faulenzer“ — ebenfalls je nach Umständen. Heute schien die Sonne von Austerlitz — da stand der große Napoleon in der herrlichen Siegesglorie vor dem Wetterhäuschen, die Welt erfüllend mit Glanz, Waffenruhm und — Blut, und der fette Faulenzer hockte im Häuschen drinnen, ganz hinten, und getraute sich nicht zu mucksen; morgens schüttete der Regen von Waterloo vom Himmel, und Ludwig XVIII. stand fett und breit da, während der korsische Abenteurer im Häuschen drin trotzte.

Die Welt schaute unverwandten Blickes auf diese beiden Wettermännchen, das war ihre Beschäftigung, wenn sie just nicht konspirirte. Denn die Verschwörungen waren damals die Lieblingsbeschäftigung der Großen und Kleinen. Es war gleichsam das Kartenspiel des Lebens; es war eine Unterhaltung wie eine andere, bei der nur der Einsatz manchmal ziemlich hoch war — das Leben.

Jedermann hatte seine kleine Verschwörung. Die Frau Bürgermeisterin war Royalistin und korrespondierte in Chiffern mit einer Verschwörergruppe des Südens; der Herr Kaufmann war Napoleonist, und wenn er abends in sein Weinhaus trat, zeigte er seinem guten Freunde, dem Wirte, eine Feige — das sollte heißen: „Es lebe der Kaiser!“

In einem kleinen Landstädtchen des Departements der Yonne machte man ebenso gut Politik wie in ganz Frankreich. Aber hübsch ruhig. Es war ein einsames, abgelegenes, weltvergessenes kleines Städtchen mit friedlichen Bürgern und schlechter Beleuchtung. Man politisierte da, aber gemütlich, nur beim Zeitungslesen. Wenn die Zeitung sagte, der große Kaiser sei aus dem Wetterhäuschen getreten, war man militärisch gesinnt, und wenn sie meldete, Ludwig XVIII. sei in Paris, war man sehr loyal.

Heute nun war, wie gesagt, Ludwig XVIII. in den Tuilerien, ein fettes Konglomerat von Würde, Langweile und Filzstiefeln, und ganz Lermins (so hieß das Städtchen) war royalistisch.

„Wenn man uns entdeckte!“ sagte ein junger Mann zu einem älteren in dem schönsten Passagierzimmer des Gasthauses „Zur Wetterfahne“. „Wenn man entdeckte, General, daß wir nicht Ingenieure sind, sondern hier Rendezvous haben mit den Getreuen des Kaisers, um denselben von Elba nach Paris zu führen, um ihm die Liste zu bringen von all den Tausenden, die sich bei seiner Landung erheben werden, um ihn zu umringen — wir wären verloren!“

Der alte General mit dem langen gelben Rock und dem martialischen Schnurrbart und der steifmilitärischen Halsbinde, mit den vielen Narben und dem gebietenden Ton in der Brust sagte ruhig: „Verloren? Ich glaube nicht. Sie sind noch ein sehr neuer Verschwörer, Monsieur d'Aubiral!“

„Ich bin erst seit acht Tagen aus England zurückgekehrt."

„Mit einem Briefe Ihres Vaters, meines alten Waffenbruders, welcher Sie mir sandte mit der Bemerkung: ‚Mein Sohn wird hier ganz Kaufmann, mache ihn zu einem Patrioten.'"

„Und um anzufangen, haben Sie mich gleich in eine so gefährliche Verschwörung verwickelt, General," seufzte das Muttersöhnchen, „bei der es um Hals und Kragen geht!"

Der General lachte. „Unsinn!"

„General, wenn man die Liste der Getreuen entdeckt, die Sie nach Elba bringen sollen."

„Nun?"

„Wir sind verloren!"

„Sie kennen unser Frankreich von heute, das Frankreich Ludwigs XVIII. nicht, lieber Freund!"

In diesem Augenblick wurden auf der Treppe Tritte hörbar. Tritte wie von vielen Menschen, dumpfes Murmeln, Räuspern, Aufstoßen von Flinten.

Der junge Mann wurde sehr blaß. „Wir sind verraten!" stammelte er.

Und so war es. Die Gerichtsbeamten des Städtchens und die militärische Macht war da, um den fremden Herrn zu verhaften. Es war bekannt geworden, daß er einer der Helden Napoleons sei, dessen Freund, und daß er reise, um ihm in Elba zu sagen: „Komm, ganz Frankreich erwartet dich!"

Man bemächtigte sich des Gepäcks des Generals und trug es in den großen Hof hinab, wo der Maire das Verhör vornehmen wollte — denn die Mairie wurde eben ausgeweißnet. Man legte dem Verschwörer Handschellen an und führte ihn die wackelige Treppe hinab wie ein Opferlamm zur Schlachtbank. Der Wirt und sein Töchterlein standen am Fuße der Treppe, bereit, vom Maire die Bezahlung der Rechnung zu fordern, falls der Fremde erschossen würde.

Der junge Begleiter des Generals sah dies alles von einem Fenster des ersten Stockwerkes mit an und fiel in Ohnmacht. Alles war verloren.

•

Als er wieder erwachte, lag er in derselben Gaststube auf dem Diwan, und der General saß vergnügt am Tisch und schrieb Briefe, trank dazu Rotwein und pfiff ein Lieblingslied des Kaiserreichs.

„Herr General!" rief der junge Mann ganz verblüfft, nachdem er eine Zeit lang auf dieses traumhafte Bild geblickt.

„Nun, mein Junge?" sagte der General aufblickend.

„Sie sind noch nicht füsiliert?"

„Wie Du siehst, nein."

„Warum nicht?"

„Weil in dem Augenblick, wo der Maire mein Verhör beginnen wollte, eine Stafette kam, welche meldete, der Kaiser sei von Elba gelandet. Er ist wieder Kaiser von Frankreich!"

„Dem Himmel sei Dank! Aber wenn diese Stafette vierundzwanzig Stunden später gekommen, General, wenn der Kaiser durch einen Schnupfen abgehalten worden wäre — Sie wären jetzt eine Leiche!"

„Warum nicht gar!"

„Aber Ihre Papiere!"

„Die Papiere waren bereits alle gelesen, als ich zum Verhör kam. Und wissen Sie, junger Mensch, was mir der Gendarm ins Ohr flüsterte, welcher mich verhaftete? ‚Herr General,' sagte er, ‚ich hege für den Kaiser die größte Hochachtung!' Und der Gerichtsadjunkt flüsterte mir zu: ‚Ich kann nichts dafür; wenn der Kaiser wieder zur Gewalt kommen sollte, General, bitte, sagen Sie ihm, daß ich Ihnen kein Haar krümmen lasse. Sollten Sie füsiliert werden, so ziehe ich die Kugeln aus den Flinten, der Wachtmeister ist mein Vetter.' Und der Maire, ehe er sich zum Verhör in Positur setzte, flüsterte mir zu: ‚Heute abend um acht Uhr werde ich die Thüre Ihres Gefängnisses inspizieren und dann aus Versehen offen lassen. Wenn Sie den Kaiser sehen, versichern Sie ihn meiner Ergebenheit!'"

„Nicht möglich!" rief der junge Mann.

„Sie sehen also, daß ich noch längst nicht verloren war, selbst wenn der Kaiser nicht gelandet wäre!"

„Dann ist es ja gar nicht gefährlich, ein Verschwörer zu sein?" meinte der junge Mann erleichtert.

„Je nachdem. Wenn Sie Royalist wären und heute, wo Napoleon wieder am Ruder, als Verschwörer gegen den Kaiser verhaftet würden, könnten Sie gleich Ihr Testament machen."

„Wie kommt das?"

„Ganz einfach. Ludwig XVIII. wird mißachtet, Napoleon mißachtet die Welt. Jener hat Filz-, dieser Kanonenstiefel an."

Bad Brückenau.

(Hiezu das Bild S. 811.)

„Zum heiligen Veit von Staffelstein
Komm' ich emporgestiegen
Und seh' die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen:
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au —
Ich wollt', mir wüchsen Flügel."

So singt der jüngst heimgegangene Joseph Viktor von Scheffel in seinem „Wanderlied", darin er einen fahrenden Schüler die Anmut des mittleren Mainthales preisen läßt. Ja, es liegt ein eigentümlicher Zauber über den Landen um den Main, und dieser Zauber läßt sich vielleicht am kürzesten in der Bemerkung zusammenfassen, daß der Maingau die sonnige Schönheit des deutschen Südens mit dem gehaltenen Ernst norddeutscher Landschaften aufs glücklichste vereinigt. Man darf sich nur erinnern, daß zu Würzburg einer der edelsten Weine reift, und hinwiederum, daß etliche Stunden flußabwärts die Rhön, unter den deutschen Gebirgen vielleicht das am meisten vom Ernst nordischer Schwermut überhauchte Bergland, hart an die Ufer des Flusses herantritt, daß dann der Spessart mit seiner unverwüstlichen Waldeinsamkeit sich in eine der zahlreichen Krümmungen des Mains hereinschiebt, und man wird sich zum voraus denken können, wie unerschöpflich reich an Abwechslung jene zwar nicht großartige, aber desto charaktervollere Landschaft sein muß.

Vielleicht noch mehr als das Mainthal selbst zeigen einige seiner kleinen Seitenthäler den Charakter traumhafter Beschaulichkeit. Und so wollen wir uns frischweg Flügel wachsen lassen und uns auf den Schwingen der Einbildungskraft in das sattgrüne Wiesenthal der Sinn versetzen, die, im Verein mit der fränkischen Saale, zwischen Grabfeldgau, Rhön und Spessart bei Gemünden ihre klaren Wellen dem Main zuführt.

Dem Bad Brückenau, der landschaftlichen Perle des Sinnthälchens, gilt unser Besuch.

Zwischen Gemünden und der altehrwürdigen Bischofsstadt Fulda, ungefähr in der Mitte, verlassen wir die kleine Bahnstation Jossa und in rascher Fahrt bringt uns der Wagen in das obere Thal der breiten Sinn (es gibt auch eine schmale Sinn), das sich mehr und mehr zu einem einheitlichen Bilde abschließt, indem die stattlichen Ausläufer der hohen Rhön enger und enger zusammenrücken. Die kräftigen Eichen- und Buchenwaldungen, die auf der eigentlichen hohen Rhön einem etwas unwirtlichen Moor- und Heideboden Platz gemacht haben, sind hier noch geschont und wohlgepflegt; sie steigen an den sanften Thalabhängen bis tief in die Thalsohle herab, über deren grünen Wiesen der tiefe Frieden eines Sommertags ruht.

Bad Brückenau ist ein Bad und nichts als ein Bad, wenn wir diese Bezeichnung mit ihrem für überarbeitete Nerven so wohlthuenden Klang im weiteren Sinn anwenden; auch das kleine, etwas über anderthalbtausend Einwohner zählende gleichnamige Städtchen liegt eine starke halbe Stunde weiter thalaufwärts; von der brausenden Unruhe einer Großstadt, vom Lärm nimmerrastenden Gewerbebetriebs sind wir hier gründlich geschieden. Wenn du dich flüchtig umschaust, so zählst du kaum ein Dutzend Gebäulichkeiten, aber es sind fast lauter stattliche, zum Teil vornehme und durchweg einladende Gebäulichkeiten, die dir den Eindruck machen, daß hier für Bequemlichkeit gesorgt ist, daß hier dem reisemüden Wanderer wirkliche Ruhe und, so jemand mit Gebresten des Leibes oder Gemütes angefahren kommt, Erquickung, Linderung und Heilung winkt. Und in dieser Hoffnung wirst du dich nicht getäuscht finden.

Wir halten auf dem mit reinlichem Kies bestreuten Platz vor dem Kurhotel und haben bald eine passende Unterkunft gefunden.

Der freundliche Landstrich, den wir uns jetzt etwas näher betrachten können, gehörte in früheren Zeiten zum Fürstbistum Fulda, er ging dann unter den staatlichen Umwälzungen, die der Anfang unseres Jahrhunderts mit sich brachte, in andere Hände über und kam im Jahr 1816 an das Königreich Bayern; er gehört jetzt zum Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg. Bayerns kunstsinniger König Ludwig I., dessen hundertjähriger Geburtstag in wenigen Wochen gefeiert wird, und der gern und häufig in Bad Brückenau weilte, hat sich in diesem Kurort ein bleibendes Gedächtnis gestiftet, indem er auf einem das Thal beherrschenden Platz das großartige Konversationsgebäude aufführen ließ, das uns mit seiner doppelten Säulenhalle und seinem griechischen Giebel in südlichere Zonen und in altklassische Zeit versetzt. Die Räume des vornehmen Gebäudes dienen als Speisesäle und als Konversationshalle.

Wer sich lieber im Freien bewegt, dem bietet der Kurgarten mit seinen langgestreckten Wandelgängen, seinen freundlichen Rasenplätzen, seinen schattigen Linden und Kastanien angenehmen Aufenthalt. Der Kurgarten wird auf einer Seite vom „Langbau" abgeschlossen, in welchem sich unter anderem eine protestantische und eine katholische Kapelle befindet. Aber auch sonst bietet der Kurort in der Mitte seiner Gebäudegruppe die angenehmsten Spaziergänge entlang den Ufern der klaren, mit schlanken Bäumen umsäumten Sinn oder vor dem hübschen „Bellevue", das, sich an die bewaldete Bergwand lehnend, die Thalsohle überschaut.

Sonstige hübsche Plätze sind der Amalienplatz, der Lieblingsaufenthalt der Königin Amalie von Griechenland, der Ludwigsplatz, dem König Ludwig zu Ehren also genannt, der Maximiliansplatz und der Washingtonplatz. Bad Brückenau hat in seiner ganzen Anlage etwas Vornehmes, wie denn auch zu Zeiten schon manche gekrönte Häupter sich hier aufgehalten haben. Doch hat diese Vornehmheit nichts Steifes, dem ländlichen Charakter der ganzen Gegend entsprechend ist das Leben der Kurgäste ungezwungen.

Wer ernstlich für seine Gesundheit zu sorgen hat, der strebt dem in modernem Stil gehaltenen Badbau zu; Brückenau bietet Moorbäder und Stahlbäder. Unter den Heilquellen, die getrunken werden, ist in erster Linie der Stahlbrunnen zu nennen, in dessen kuppelüberwölbter Rotunde sich in früher Morgenstunde beim Klang erheiternder Musik die Genesung Suchenden treffen, um ihrem Blut das nötige Eisen zuzuführen. Das Wasser des Stahlbrunnens zeichnet sich durch seinen geringen Gehalt an kohlensauren, schwefelsauren und salzsauren Salzen bei großem Reichtum an kohlensaurem Gas aus. Weiterhin sind zu nennen die Sinnberger und die Wernarzer Heilquelle; alkalisch-erdige Säuerlinge, deren Wasser weithin verschickt wird. Auch der Kothener und Ruderberger Sauerbrunnen wird zur Erfrischung getrunken.

Wer mehr Erholung als eigentliche Genesung zu suchen hat und demgemäß das Kohlensaure, sowie das Erdig-alkalische auf sich beruhen lassen kann, dem bietet der nahe Wald mit seinen wohlgepflegten Wegen und seinen zahlreichen Ruhebänken lohnende Spaziergänge. Unter den Buchen und Eichen des Waldes trifft man mehrere Prachtexemplare; besondere Berühmtheit aber hat mit Recht die Königseiche erlangt, ein Baum, dessen Alter man auf tausend Jahre schätzt, und der mit seinen gewaltigen Aesten einen etwa fünfzig Schritt im Durchmesser haltenden Platz überwölbt. Unter dem Schattendach dieses Baumriesen wird fleißig Croket gespielt.

Ein etwas ausgedehnterer Spaziergang führt uns ins Städtchen Brückenau, das nach einem verheerenden Brand im Jahr 1876 neu aus den Trümmern erstanden ist.

Wer noch weiter strebt, der wird das auf einem Basaltkegel gelegene Kapuzinerkloster und Rettungshaus Volkersberg besuchen, oder den in geringer Entfernung südlich von Brückenau sich erhebenden sagenumwobenen Berg Dreistelz besteigen.

Etwas weiter entfernt, aber für den rüstigen Wanderer sehr lohnend ist der Kreuzberg bei Bischofsheim, einer der höchsten Berge der Rhön (931 Meter hoch). Auf seinem breiten, kahlen Gipfel ist ein 26 Meter hohes Kreuz errichtet, zum Wahrzeichen, daß hier schon im Jahr 686 der heilige Kilian, der von der grünen Insel Irland zu den Franken herübergekommene Glaubensbote, die Lehre des Heilands gepredigt hat. Man hat hier oben, namentlich wenn man sich noch auf das windumwehte Observatorium begibt, einen umfassenden Rundblick über die nördlicheren Teile der Rhön und den Spessart, über das Sinn- und Saalethal. Am westlichen Abhang, nahe dem Gipfel, liegt das 1692 erbaute Franziskanerkloster mit einem namentlich im Monat August stark besuchten Wallfahrtsort. Für die leibliche Erquickung des Wanderers sorgt eine unweit des Klosters gelegene Herberge.

So wird man, mit mancherlei anregenden Eindrücken bereichert, nach Brückenau zurückkehren und dort in engerem Kreise die nur zu rasch verfliegenden Tage des Sommeraufenthalts auskaufen. Schlägt aber endlich die Abschiedsstunde und rüstet man sich zur Heimfahrt, die man der Abwechslung halber auch über Kissingen antreten kann, so ruft man einander wohl das Wort zu, das so tröstlich an unser Ohr klingt, obgleich es sich auch einmal als holde Täuschung erweisen muß: „Auf Wiedersehen!"

Paul Lang.

Ein Liebling der Jugend.

Gedenkblatt

von

Emma Laddey.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Am Nachmittage des fünften Mai bewegte sich auf dem südlichen Friedhof zu München ein nicht enden wollender Trauerzug zu einer blumengeschmückten Gruft. Kleine Mädchen in weißen Kleidern, mit schwarzen Schärpen geschmückt, schritten dem Zuge voran; der Frühlingswind spielte mit den Palmen und Blumen, die sie trugen, aber ihre Gesichtchen waren traurig. Ernste Männer folgten in langen Reihen, darunter mancher, dessen Name in der Isarstadt einen guten Klang hat, alle Stände schienen vertreten: Gelehrte, Schriftsteller, höhere Beamte, Offiziere und geistliche Herren.

Von dem überreich mit Blumen und Palmen geschmückten Sarge wehten von einem riesigen Lorbeerkranze die schwarzgelben Farben der Stadt. Solche Kränze pflegt der Magistrat zu spenden; ein Uneingeweihter konnte wohl annehmen, man trage einen der Väter der Stadt zur letzten Ruhe.

Aber man begrub eine Frau, eine schlichte Frau, die einfach und still dahingelebt, die der Stadt keine klingenden Schätze hinterlassen konnte, aber die an fünfzig Jahre treu und unentwegt für die Herzensbildung und Veredlung der Jugend gelebt und gestrebt hatte.

Isabella Braun, die noch vor kurzem des hohen Glückes genießen durfte, ihren siebenzigsten Geburtstag reich geehrt zu feiern, schlief nun den ewigen Schlaf, die thätige Hand der Veteranin der Jugendschriftstellerinnen ruht nun aus!

Wenn bei dieser Trauernachricht zumeist die Herzen im Bayerland getroffen werden, so hat das seinen Grund darin, daß die „Jugendblätter" (eine Zeitschrift, die die Verewigte herausgab und die jetzt im zweiunddreißigsten Jahrgang steht) hauptsächlich dort verbreitet sind, in vielen Schulen gehalten werden, so daß bereits einige Generationen mit dieser Lektüre groß geworden sind.

Isabella Braun in ihrer schlichten, geraden Weise, die sich auch den Hohen und Höchsten gegenüber nie verleugnete, war eine so eigenartige Erscheinung in unserer alles nivellirenden Zeit, daß wohl auch dieses Weltblatt ihr eine Erinnerungsblüte weihen darf.

Isabella ist im Jahre 1815 als die Tochter des gräflich Stauffenbergschen Rentenverwalters zu Jettingen im schwäbischen Bayern geboren. Sie war ein glückliches Kind: das große, viertürmige Schloß (des Vaters Dienstwohnung), Garten, Anger, Weiher und Hopfenabhang boten ein herrliches Terrain, auf welchem die kraftvolle Natur des Mädchens sich frei entwickeln konnte. Isabella war aber auch ein wildes Kind, der Bruder und seine Freunde ihre liebsten Spielgenossen, mädchenhafte Rücksichten auf Schonung des Teints kannte sie nicht, die Sonne hatte sie so eingebrannt, daß man sie im ganzen Dorfe nie anders als die „braune Bill" nannte.

In einem gar anmutigen Büchlein: „Aus meiner Jugendzeit", hat Isabella die Freuden und Leiden ihrer Kindheit geschildert. Es wäre zu wünschen, daß diese Blätter in den Händen aller Kinder lägen, sie sind gesunde Kost. Die Verfasserin schont sich hier als kleine Heldin gar nicht, erzählt freimütig und frisch, wie das so ihre Art ist, ihre kleinen Jugendsünden, aber durch all die bunten Bilder von Spiel und Lust schimmert immer der warme Sonnenstrahl reinster Menschenliebe. Ungerechte Vorurteile, gehässige Geringschätzung aus den Kinderherzen zu verbannen, ist allerwege ihr Bemühen, und wie muß ihr das herrlich gelingen in den köstlichen Geschichten vom armen Juden „Lasche" aus Ichenhausen und vom verachteten Komödianten Weigand, den die Kinder, seiner Rolle gemäß, nur den „bösen Golo" nannten.

Die schöne Dorfidylle nahm ein Ende, als der Vater starb und die Mutter um der Erziehung ihrer drei Kinder willen nach Augsburg übersiedelte. Nun war der armen „braunen Bill" zu Mute wie einer Blume, die man aus glänzendem Sonnenschein in eine kalte, düstere Stube versetzt.

Die Schülerinnen des „englischen Instituts", wohin die Mutter sie brachte, spotteten des linkischen Mädchens in den altmodischen Kleidern; die Lehrerin setzte es auf die letzte Bank und fragte es wenig.

Da saß das arme, gefangene Vögelchen nun und sein Herz klopfte vor Sehnsucht nach Luft und Freiheit und aller Schöne der Natur, und die Träume führten es oft zurück in die schwäbische Heimat und so galt es für unaufmerksam und zerstreut.

Endlich sollte der Tag der Auferstehung aus diesem geistigen Tode kommen: die Lehrerin gab den Zöglingen auf, ihre Heimat in einem Aufsatz zu beschreiben.

Die zehnjährige Isabella, die bisher nur Dorfunterricht

genossen, mußte wenig von den Regeln für solche Arbeit, ja, sie hatte das Wort Disposition, das die anderen Mädchen so geläufig gebrauchten, noch nicht gehört. Aber Liebe und Sehnsucht sind mächtige Genien, sie führten dem verschüchterten Mädchen die Hand, es schrieb, wie sein Herz es fühlte, und dabei vergaß es Zeit und Umgebung und reichte mit nassen Augen der Lehrerin dar, was es geschrieben.

Das Resultat war, daß diese Arbeit vor der ganzen Klasse als mustergültig vorgelesen wurde und Isabellas Zurücksetzung von dieser Stunde an aufhörte. So hatte Isabella Braun unbewußt den einzig richtigen Weg für schriftstellerisches Arbeiten betreten, den — aus dem eigenen Innern zu schöpfen.

Der Raum erlaubt kein genaueres Verfolgen dieser Lebensbahn, nur kurze Daten kann ich geben. Am einundzwanzigsten Geburtstag sah sich Isabella bereits als Lehrerin an der Töchterschule zu Neuburg a. D. angestellt. Sie wußte sich in diesem Wirken unendlich glücklich und verlangte nach nichts weiterem, bis das Zumuten von Schulschwestern, den „Englischen Fräulein", übernommen ward.

Schon vor dieser Zeit hatte Isabella begonnen, kleine Erzählungen und Bilder aus der Natur für ihre Schülerinnen, deren Geistes- und Herzensbildung ihr so sehr am Herzen lag, zu schreiben. Der edle Vater der Jugendschriftstellerin, Christoph von Schmid, lernte diese kleinen Arbeiten kennen, er veranlaßte die Veröffentlichung derselben und schrieb zu dem ersten Bändchen: „Bilder aus der Natur", die Vorrede. — Das Büchelchen machte Glück, so viel Glück, daß die junge Verfasserin Jahr auf Jahr ein oder auch mehrere Bändchen bei Gebrüder Scheitlin zu Stuttgart erscheinen ließ, ihr gemütvoller Ton, ihre natürliche Art zu schildern, die man einen schönen Realismus nennen könnte, erwarben ihr rasch einen Leserkreis. Obgleich sich alle ihre Schriften durch eine hohe Sittlichkeit auszeichnen, und sie nie lehrhaft, sondern von jenem weltumfassenden Humor angehaucht, wie er nur poesiebegabten harmonischen Seelen eignet.

Im Jahre 1854 zog die Familie des Präsidenten von Stengel, dessen Tochter Amanda die beste Freundin Isabellas war, von Neuburg nach München; Ida schloß sich diesem Umzug an, und nun nahm ihr Leben neue, reichere Formen an. Bald umgab sie ein reicher Freundeskreis, dem Namen wie Geibel, Gull, Kobell und vor allem der originelle Graf Pocci angehörten. Dieser besonders trat ihr nahe; als die Schriftstellerin am Weihnachtsfeste 1854 ihr erstes Bändchen Jugendblätter herausgab, da befürwortete er es, wo er nur konnte, und veranlaßte das königliche Kultusministerium, die Schulvorstände für die Verbreitung desselben zu ermächtigen. Zweiunddreißig Jahre sind dahingegangen, noch immer konnte man auf die bescheidene Jugendschrift (Verlag von Braun & Schneider in München) bei Lehrern abonniren, die Schulkommissionen verwandte noch immer ein paar hundert Exemplare als Preisbücher. So gediegen dieses Unternehmen, während so manches mit stolzerer Flagge segelnde einschlief.

Isabella ward für ihr nie rastendes Bemühen, in ihren Jugendblättern Belehrung und sittliche Unterhaltung der geliebten Kinderwelt zu geben, hoch geehrt. Bei alt und jung, hoch und niedrig geliebt, sind ihr in ihrem langen Leben, zumal an ihrem siebenzigsten Geburtstag, viel Freuden bereitet worden, bei deren Spendung die königlich bayrische Familie stets die erste war.

Seit langer Zeit bezog die Jugendschriftstellerin vom König eine Pension, wie ihr auch die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft und die Medaille des Herzogs Maximilian verliehen waren.

In ihrem Privatleben war sie unendlich glücklich; vereint mit ihrer liebsten Freundin, die alle ihre geistigen Interessen teilte, erfreute sie sich seit Jahrzehnten eines gemütlichen Heims, das ein kleiner, aber treuer Freundeskreis verschönte.

Die thörichten Jungfrauen. Gemälde von Pendron.

Nach einer Photographie von D. Schlesinger in Stuttgart (E. Levadre & Co. in Paris).

Es machte sie froh, daß keiner der vorhin genannten Dichter es verschmähte, ihr Mitarbeiter an den Jugendblättern zu sein, und als vor einigen Jahren eine ernste Krankheit sich zeigte, die jetzt dem thätigen Leben ein Ende gemacht, da war ihr größter Jammer, daß sie ihr Lebenswerk, ihre Jugendblätter, nicht würde fortführen können.

Es ist anders gekommen, vor ihnen ist sie schlafen gegangen, und mit seinem zweiunddreißigsten Jahrgang dürfte das Werk, dem Isabella den Stempel ihrer Eigenart aufgedrückt, eingehen.

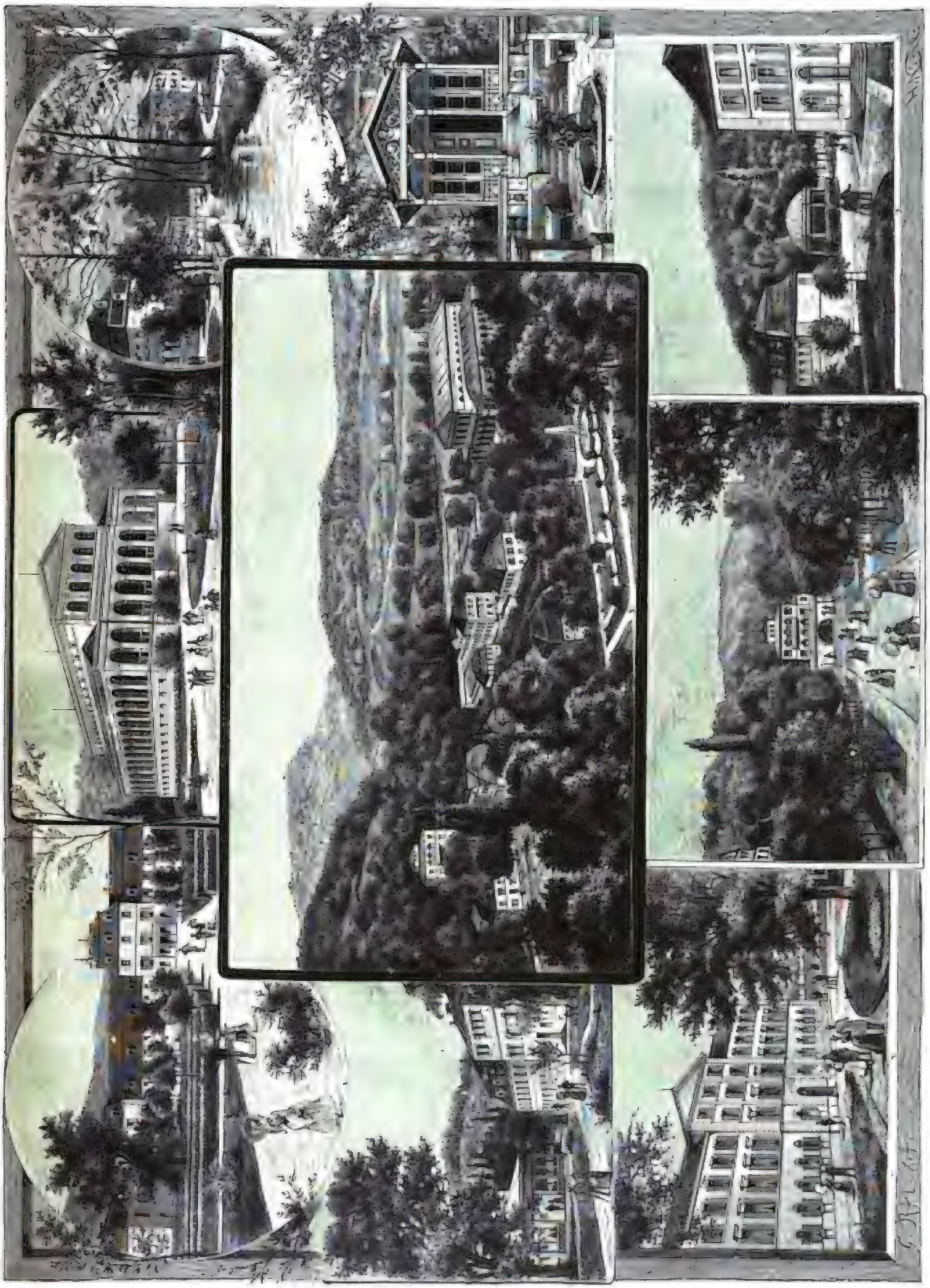
Mancher ihrer treuen Mitarbeiter schied vor ihr dahin, [illegible] im Jahr 1875 [illegible], bis, so lange der [illegible] Schreiber dieses Aufsatzes in noch nicht zu fest [illegible] eine thätige Hilfe und warme Freundin der Verstorbenen war. Ein Jahr darauf auch der als Maler wie als Jugendschriftsteller gleich berühmte Graf Pocci, dessen Komödien im Marionettentheater seiner Spezialität Münchens) heute noch große und kleine Kinder entzücken.

Poccis feiner Humor fühlte sich der Natur der Dahingeschiedenen verwandt und die beiden hatten manches heitere, lustigen Scherz miteinander erdacht. Ein kleines Beispiel mag genügen. Graf Pocci hatte mit Isabella gewettet, daß es ihm gelingen würde, sie jeden Tag „in den April zu senden", das heißt, an einem dieses Monats einen Scherz mit ihr zu machen. Da Pocci findig war, gelang das in den ersten Jahren leicht. Später war Isabella auf der Hut und die Intrigue mußte kunstvoller gesponnen werden. Er wußte, daß sie viele Briefe erhielt von Leuten, die durch München reisten, und daß es der bekannten Schriftstellerin ihre Aufmerksamkeit machen durften. Solche Briefe kamen meistens von Lehrern: Pocci fabrizirte einen solchen, als von einem jungen Tübingerischen Maler herrührend, und da derselbe mit sehr empfehlend mit den Schülern Isabellas bekannte, so hatte sie nichts dagegen, den Brief zu empfangen. Was aber war Pocci noch nicht genug, er kannte Isabellas Abneigung gegen den Brief, man könnte sie zu überzeugen, daß ein junger Maler womöglich in der weiten Stadt, ihrem tagtäglichen Heim, gegenübertreten könne und das sie ihr „gutes Recht", das Schwert zu Seide sind, das weil [illegible] Jahren diesen stolzen Namen führte, anziehen müsse. Da der erste April gerade auf einen Feiertag fiel, gelang es Pocci wirklich, seine alte Freundin zu [illegible] zu bewegen, das Mittag [illegible] so herrlich in Erde da. Kein Maler erschien, statt seiner Graf Pocci mit einem Verspätungs-Telegramm.

„Das haben Sie gut gemacht," sagte Isabella lachend, „Sie sollen das Wette gewonnen haben!" Und die beiden alten Menschen mit den frohlichen Kinderherzen reichten sich mit hellem Lachen die Hände.

Unsere Zeit ist der Entwicklung solcher Persönlichkeiten nicht mehr hold, vieles, was jene geschrieben haben, ist den modernen Kindern nicht mehr „interessant". Wem aber das echte Gemüt über spannende Sensation geht, der wird einstimmen in die Worte der Priester am Grabe der Dahingeschiedenen [illegible] „War es nicht", wenn Isabella Braun uns ihre lieben Geschichten in den Jugendblättern erzählte, als ob wir bei einem [illegible] Großmütterlein säßen, eng an ihre Seite geschmiegt, und sie hatte uns mit dem linken Arm umschlungen und legte liebend die Rechte auf unser Haupt, und sah uns mit den treuen Augen so mild und mutterfreundlich an, und dann begann sie zu erzählen und wir hingen mit Herz und Augen an ihrem Munde und wollen so glücklich, so selig, so begeistert für alles Gute!" So haben viele reine Kinderherzen empfunden und so mögen noch viele empfinden, wenn sie die „Gesammelten Schriften" dieses [illegible] Lebens.

Digitized by Google



1. Langbau und Margarten. — 2. Konversationsgebäude. — 3. Sinnesalansicht. — 4. Kurhotel. — 5. Gesamtansicht. — 6. Wernarzer Quelle. — 7. Bahnhof. — 8. Belvedere. — 9. Stahlbaumen.

Bad Brückenau in Unterfranken. Nach Originalaufnahmen.

Digitized by Google

Auf Irrwegen.

Novelle

von

Kurt von Walfeld.

Schlußkapitel.

Käthchen schien mit der Wendung, die ihr Leben genommen, mindestens vollkommen ausgesöhnt; sie zeigte sich kalt, ruhig und fast gleichgiltig; sie sprach niemals über die Sache; ihre Gesundheit besserte sich und nur zuweilen, wenn sie in Sinnen versunken dasaß, zog eine flüchtige Röte über ihr Gesicht.

Ribenau seinerseits sorgte dafür, ohne die durch die Verhältnisse gebotene Diskretion unmittelbar zu verletzen, daß seine Verlobung mit Käthchen allgemein bekannt und infolge dessen natürlich auch zum Gegenstand der Gespräche innerhalb der Hofgesellschaft wurde.

Er selbst wurde von seinen Freunden und Bekannten wegen der guten Partie beneidet, während manche Damen wieder mit stillem Seufzer daran dachten, daß Käthchen zu allen möglichen Vorzügen ihrer Lebensstellung nun auch noch den glänzendsten Kavalier der Gesellschaft ihr eigen nennen solle.

Hilburg lebte still und einsam draußen auf seinem Schloß; er sah niemand außer seinem Arzt und hörte nichts von allem, was in der Stadt vorging. Seine Wunde schritt schnell der Heilung zu; er trug den Arm in der Binde, aber er konnte schon weite Gänge mit seinem Oberverwalter machen, um alle Kulturen und Anlagen auf seinen Besitzungen zu besichtigen. Er sprach über alle wirtschaftlichen Fragen eingehend und mit lebhaftem Interesse; aber so freundschaftlich er sonst auch mit dem alten Wehrmann verkehrte, so wies er doch jeden andern Gesprächsgegenstand entweder mit bestimmter Ablehnung oder durch kaltes Schweigen zurück.

So war er an einem frischen, kalten, sonnigen Morgen mit dem Alten hinausgegangen, um eine neue Forstkultur zu besichtigen, welche eine sandige Fläche nutzbar machen sollte. Wehrmann hatte seinen Plan ausführlich entwickelt, Ferdinand hatte überall zugestimmt und beide gingen auf dem über eine Anhöhe hinführenden Weg nach dem Schlosse zurück.

Hilburg blickte träumend und schmerzlich seufzend über die selbst in dieser Jahreszeit schöne und freundliche Landschaft nach dem hochragenden Bau hin, in welchem seit Jahrhunderten so viele Generationen seiner Vorfahren gehaust und geherrscht; dann legte er leicht die Hand auf den Arm seines treuen Verwalters und sagte:

„Wie freue ich mich und wie danke ich dem Schicksal, mein lieber Wehrmann, daß ich meinen Besitz in Ihren zuverlässigen und bewährten Händen weiß und daß ich auch so viel Verständnis bei Ihnen finde für die Sorge, die ich dem Wohl aller derer schuldig bin, welche der Volksmund heute noch in der Erinnerung an vergangene Zeiten meine Unterthanen nennt! Da ich Sie hier weiß, kann ich um so ruhiger die neue Reise antreten, um diejenigen Teile unserer Erde kennen zu lernen, welche mir bisher noch fremd geblieben sind."

Der alte Wehrmann blieb starr stehen und sah seinen Herrn mit großen, ernsten Blicken an.

„Das ist Ihr Ernst nicht, Herr Graf," sagte er, „das werden Sie uns und Ihrem Vaterlande nicht antun, daß Sie wieder in die weite Welt hinausziehen und den Besitz, mit dem Sie durch Gottes Willen verwachsen sind, fremden Händen überlassen; denn so treu ich Ihnen auch ergeben bin, so sehr ich mich auch bestrebe, immer und überall in Ihrem Sinn und Geist zu handeln, so bin ich ja doch nur ein Fremder, und wenn meine Augen sich einmal schließen, so werden Sie nur selbst sich einen Nachfolger für mich erziehen und bilden können."

„Ich will die Welt kennen lernen, mein lieber Wehrmann," entgegnete der Graf seufzend, „wem Gott die Mittel dazu gegeben, der hat auch wohl die Pflicht, sich auszubilden zur höchsten Vollkommenheit. Gibt es eine höhere und fruchtbarere Bildung, als den Menschen kennen zu lernen in allen seinen Wohnstätten auf unserem Planeten?"

„Der Mensch, Herr Graf, ist überall gleich," wendete Wehrmann, unmutig den Kopf schüttelnd, ein, „und unsere größten Geister sind aus stillen und beschränkten Kreisen hervorgegangen." Er sah Ferdinand liebevoll ins Gesicht, dann ergriff er, wie von innerer Bewegung fortgerissen, dessen Hand und sagte: „Das ist es nicht, Herr Graf — einem alten Diener Ihres Hauses ziemt es wohl, ein offenes Wort zu sprechen mit dem Herrn, den er als Kind auf seinen Armen getragen — das ist es nicht! Ich habe da wohl sprechen hören von bösen und schmerzlichen Dingen, die in der Stadt vorgegangen sind, und von heuchlerischen Kränkungen, die Sie erlebt, die Ihr edles Herz erbittert haben. Das geht mich ja freilich nichts an, aber das eine geht mich an, daß Sie wegen der Bosheit und Tücke und Schlechtigkeit der Menschen dort, die Ihnen ja doch fremd sind, nicht die Heimat verlassen sollen, deren Sie würdig sind, wie Sie ihrer bedürfen. Was kümmern Sie, Herr Graf, die Leute in der Stadt und deren Treiben? Hier gehören Sie her; hier schlagen Herzen, die Sie lieben; hier werden Sie die anderen, die Ihrer nicht wert sind, verachten und vergessen lernen."

„Verachten," wiederholte Ferdinand, „o, das ist bitter und hart; und vergessen," fügte er leise hinzu, „ist das möglich?"

Heiter schritten sie dem Schlosse zu; immer lebhafter sprach der alte Wehrmann auf den Grafen ein.

Schweigend hörte dieser ihn an; er widersprach weder noch stimmte er zu, doch drückte er zuweilen des Alten Hand, dessen Worte Eingang zu seinem Herzen zu finden und ihm wohl zu thun schienen.

Sie waren zu der Brücke gekommen, welche zu dem innern Schloßhof führte.

„Sie sind ein braver Mann, Herr Wehrmann, und ein treuer Freund," sagte der Graf, indem er einen Augenblick vor dem hochgewölbten Eingangsthor stehen blieb; „ich werde, seien Sie dessen gewiß, über Ihre Worte nachdenken; aber," fügte er finster hinzu, „es ist schwer, recht schwer, in einem Kreise zu bleiben, in welchem jeder Augenblick so bittere Erinnerungen bringt."

„Es ist nicht so schwer, Herr Graf," erwiderte Wehrmann, „wenn man in diesem Kreise Herr ist und ihn sich gestalten kann nach seinem eigenen Willen."

Sie waren durch das Thor geschritten. Auf dem innern Hof stand ein Stadtwagen mit dampfenden Pferden. Der Jäger Karl eilte seinem Herrn entgegen.

„Es ist eine Dame gekommen," sagte er, „die den Herrn Grafen durchaus zu sprechen verlangt."

„Eine Dame?" fragte Hilburg verwundert und unmutig; „und wer ist sie?"

„Ihr Gesicht ist von einem dichten Schleier verhüllt, sie will ihren Namen nur dem Herrn Grafen selbst sagen."

„So weise sie ab!" rief Hilburg heftig. „Ich bin für Unbekannte nicht zu sprechen!"

Er wendete sich, statt die große Freitreppe zu dem Haupteingang des Schlosses hinaufzusteigen, nach einem Seiteneingang hin, durch den er zu seinen Zimmern gelangen konnte, aber seine Stimme war weithin vernehmbar gewesen. Schnell eilte eine Dame in schwarzer Mantille, den Schleier in dichten Falten vom Hut über das Gesicht herabgezogen, aus dem Vestibül hervor und stieg die Treppe hinan. Sie erreichte Ferdinand noch, bevor er in das Schloß eingetreten war, legte die Hand auf seinen Arm und rief:

„Sie werden mich nicht abweisen, Graf Hilburg, denn Sie haben die Pflicht, mich anzuhören!"

Sie hob, dicht vor ihn hintretend, einen Augenblick den Schleier auf, so daß nur er ihre Gesichtszüge sehen konnte. Er erkannte die schöne Kunstreiterin Fräulein Cora Blangini. Ein bitteres, höhnisches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Und warum sollte ich die Pflicht haben," sagte er, „Ihren Besuch anzunehmen, da ich doch hier niemand sehe und empfange und von dem Rechte Gebrauch mache, nach meiner Weise und für mich allein zu leben!"

„Weil," entgegnete Fräulein Blangini, dicht zu ihm herantretend, „es sich um Ihr Glück handelt, Graf Hilburg, und um das Glück einer andern Person, die —"

„Einer andern Person?" fragte Ferdinand spöttisch; „ich wüßte nicht —"

„Um das Glück von Käthchen Rautenstein," vervollständigte Fräulein Cora so leise, daß der alte Wehrmann, welcher einige Schritte zurückgetreten war, sie nicht verstehen konnte.

Ferdinand erbleichte. Einen Augenblick stand er starr zu Boden blickend da. Ein mächtiger innerer Kampf schien ihn zu bewegen; dann sagte er kurz: „Kommen Sie!" Und ohne die Formen der Artigkeit gegen eine Dame zu beachten, schritt er dem Seiteneingange zu, ging, von Fräulein Blangini gefolgt, durch einen langen Korridor und trat in sein einfaches, durch große, hohe Fenster hell erleuchtetes Wohnzimmer. Hier blieb er stehen, wendete sich schnell um und sagte rauh: „Was haben Sie mir mitzuteilen?"

„Ich komme, Ihnen eine Erklärung zu geben," antwortete Fräulein Blangini, indem sie den Schleier zurückwarf, „welche ein schlimmes Truggewebe zerreißen und Ihnen den Beweis liefern soll, daß auch eine Kunstreiterin den Mut hat, um ihrer Ehre willen die Wahrheit zu bekennen, und zu stolz ist, um länger in einem Spiel mitzuwirken, bei welchem, wie sie zu spät erkannt hat, Menschenherzen und Menschenglück den Einsatz bilden."

Ferdinand deutete nur durch eine Bewegung an, daß er zu hören bereit sei, ohne daß der bittere, höhnische Zug von seinen Lippen verschwand.

„Sie haben," sprach Fräulein Blangini, jedes Wort scharf betonend, „in meinem Hause Fräulein von Rautenstein im tête-à-tête mit dem Herrn von Ribenau gefunden — alles, was an jenem Tage vorging, war eine verabredete Komödie."

„Und wer hat dieselbe gespielt?"

„Ich, Graf Hilburg," erwiderte Fräulein Cora, „aber von mir kam der Gedanke nicht; ich habe mich als Werkzeug hergegeben, weil ich glaubte, dabei einen Preis zu erringen, um den ich mit freiem Gewissen und unbeschadet meiner Ehre in die Schranken treten durfte. Man hatte mir gesagt, daß das Herz des Fräulein von Rautenstein dem Herrn von Ribenau gehöre, daß aber die Eltern in Ihnen die bessere Partie für ihre Tochter erblickten und deshalb jener früher begünstigten Liebe noch feindlich seien. Bei der Scene, welche bei mir arrangirt wurde, sollte nun Käthchen in Ihren Augen kompromittirt werden, Sie sollten von Ihrer Bewerbung abstehen und Käthchen sollte dadurch frei werden."

Hilburg schüttelte traurig den Kopf.

„Das war es," fuhr Fräulein Cora fort, „was man mich glauben ließ; ich bot meine Hand zu diesem Spiel, weil ich das Glück jener jungen Dame, die mir sympathisch ist, begründen wollte und," fuhr sie, hoch errötend, aber Ferdinand festen Blickes anschauend, fort, „weil ich für mich einen hohen Preis zu gewinnen hoffte. Sie, Graf Hilburg, sind ein anderer Mann als alle jene Gecken, die mich umschwärmen; wenn die Neigung zu Käthchen Rautenstein aus Ihrem Herzen genommen wurde, durfte ich hoffen, in Ihnen einen Freund zu gewinnen, der mir alles hätte geben können, was meinem Leben bisher gefehlt hat, und dem mein Herz sich zugewendet hätte, auch wenn er ein armer und namenloser Mann gewesen wäre."

„In der That, mein Fräulein," sagte Hilburg verwirrt, „Sie überraschen mich — ich weiß nicht —"

„Da ich den Mut gehabt habe, dies zu sagen," fuhr Fräulein Blangini fort, „so werden Sie mir auch das glauben, was ich noch zu sagen habe. Man hatte mich betrogen; die Sache war anders. Umgekehrt galt es, Käthchens Herz von Ihnen abzuwenden, denn Sie sollten vor ihr dastehen, als wäre sie die Betrogene."

„Entsetzlich!" rief Hilburg. „Wäre das möglich?"

„Es ist so," erwiderte Fräulein Blangini, „und der teuflische Plan gelang. Käthchens Herz ist gebrochen im Schmerz über den vermeintlichen Betrug, den Sie an ihr geübt; auf dem Grabe ihrer Liebe und ihrer Hoffnungen hat sie eingewilligt, Ribenau ihre Hand zu reichen; aber man hat mich vergessen — man hat vergessen, daß das Herz der Kunstreiterin wärmer fühlt und stolzer schlägt, als jene vornehmen Damen es fassen können. Zweifel stiegen in mir auf. Ich hörte von Käthchens Krankheit, von ihrem umdüsterten Seelenzustand, da bin ich zu ihr gegangen; das Glück war mir günstig, ich fand sie allein — ich habe ihr alles gesagt —"

„O mein Gott!" rief Hilburg außer sich.

„Und sie, sie hat aufgejubelt in namenlosem Entzücken; dann aber ist sie wieder laut weinend zusammengebrochen und hat in bitterem Schmerz geklagt, daß Sie niemals den Glauben an sie würden wiederfinden können, daß Sie niemals erfahren würden, welche tückische Falle bei jenem Spiel dem armen Mädchen gelegt worden.

„‚Er liebt mich nicht,' rief sie, ‚er kann mich nicht lieben, aber er soll nicht schlecht von der Freundin seiner Jugend denken, die als Kind schon bewundernd zu ihm aufsah — ich will in mein einsames, verfehltes Leben nicht seine Verachtung mitnehmen!'

„Da habe ich mich aufgemacht, Graf Hilburg, bei ihr hatte ich nichts mehr zu thun; zu Ihnen bin ich gekommen, um Ihnen die Wahrheit zu sagen — die ganze, volle Wahrheit — und ich schlage die Augen nicht vor Ihnen nieder — ja, Graf Hilburg, ich war bereit, Sie zu lieben, aber der Weg zu Ihrer Liebe wäre über ein gebrochenes Menschenherz gegangen — hier stehe ich vor Ihnen — ich habe Ihnen die ganze Wahrheit gesagt — ich kenne die Tiefen Ihres Herzens nicht — thun Sie, was recht ist, aber verachten Sie

nicht mehr die arme Kunstreiterin, welche den Mut hat zu solchem Selbstbekenntnis!"

Hilburg stand einen Augenblick fast taumelnd da; dann eilte er auf Fräulein Blangini zu, bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen und rief:

„Dank, mein Fräulein, tausendmal Dank! O, Sie sind ein Engel des Lichts, der herabgestiegen ist, um das Werk der Finsternis zu zerstören — meine Freundschaft gehört Ihnen für das ganze Leben!"

Fräulein Cora zog flüchtig errötend ihre Hände zurück und sagte mit einem sanften, glücklichen Lächeln, wie es wohl früher noch kaum jemand auf ihrem Gesicht gesehen hatte:

„Da gewinne ich wohl mehr, als ich jemals zu verlieren hätte glauben können; Graf Hilburgs frei gegebene Freundschaft wiegt wohl tausendmal den Traum auf, der doch immer gewiß nur ein flüchtiger Rausch hätte sein können. Doch jetzt leben Sie wohl! Sie kennen die Wahrheit — ich habe meine Pflicht gethan — jedes weitere Wort ist heute überflüssig."

„O Fräulein Cora," rief er, „bleiben Sie noch — hören Sie mich an — ich habe Sie um tausend Dinge zu befragen!" Aber schon hatte sie den Schleier wieder über das Gesicht fallen lassen und war, die Thür schnell hinter sich schließend, aus dem Zimmer verschwunden.

Ferdinand blickte ihr wie betäubt nach.

„Ist es möglich," rief er, „kann es wahr sein? Sei still, mein Herz! Noch ist Deine Stunde nicht gekommen — aus den klaren Gedanken nur kann die rettende That entspringen, und hier, hier kann ich nicht denken — die Mauern brechen über mir zusammen — hinaus — hinaus! In der freien Natur nur kann ich mich wiederfinden!"

Er nahm seinen Hut und eilte durch den Garten hinaus auf das Feld, immer weiter dem Walde zu — unwillkürlich zog es ihn auf die alten, wohlbekannten Wege hin, auf denen er als Kind so oft mit Käthchen bald im tändelnden Spiel, bald im ernsten Gespräch umhergestreift war und die er in der letzten Zeit vermieden hatte, weil die Erinnerungen seinem Herzen wehe thaten.

*

Fräulein Blangini hatte Ferdinand in der That die Wahrheit gesagt. Sie war bei Käthchen gewesen, von niemand bemerkt, da Frau von Rautenstein nicht zu Hause war, und hatte, als sie davoneilte, um Hilburg die Wahrheit zu bekennen, das junge Mädchen in heftiger Aufregung zurückgelassen. Sie wußte nun, Ferdinand war unschuldig an dem Verdacht, den man mit teuflischer List in ihr Herz gesenkt — er liebte die Kunstreiterin nicht, er stand in keinerlei näheren Beziehungen zu ihr. Dann aber, dann mußte ja doch wohl sein Blick, der warme Druck seiner Hand, der innige Ton seiner Stimme, dann mußte das alles Wahrheit gewesen sein, dann mußte ja sie es sein, der sein Herz sich zuwendete, und nun hatte er sie gefunden in dem Hause der Kunstreiterin — allein mit Ribenau! Stolz und Scham drängte alles Blut in ihre Schläfen, sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um dessen flammende Glut zu kühlen.

Nach langem Sinnen leuchtete endlich ein fester Entschluß aus ihren Blicken auf — ihre kräftige Natur mochte der Freiheit und Klarheit ebenso bedürfen wie die Blume des Lichts. Nun schien sie den drückenden Zwang abgeworfen zu haben, ihre Haltung war stolz und kühn, ihre Bewegung sicher und elastisch wie zur Zeit ihrer vollen Gesundheit. Sie rief ihre Kammerjungfer, ließ sich das Reitkleid anlegen und befahl, ihr Pferd zu satteln. Ihr Befehl rief Erstaunen hervor, aber sie schlug jedes Bedenken durch strenge Wiederholung desselben nieder; man war gewöhnt, daß Käthchens Wille keinen Widerstand fand, und niemand wagte es, ihren Zorn herauszufordern. Ihr Pferd wurde vorgeführt, sie befahl dem Reitknecht, der sonst sie zu begleiten pflegte, zu Hause zu bleiben, und ritt in der Richtung nach dem Park hinaus, während die Domestiken des Hauses ihr kopfschüttelnd nachsahen.

An der nächsten Biegung der Straße aber wendete sie ihr Pferd, ritt durch eine selten besuchte Vorstadt nach dem Thore hin und schlug dann in scharfem Trab den Weg nach Wilnitz ein. Auf schaumbedecktem Pferd langte sie dort an, verwundert empfangen von dem Verwalter, der von ihrer Krankheit unterrichtet war und ihr plötzliches Erscheinen ohne Begleitung sich nicht zu erklären vermochte. Sie aber verbarg ihre Erregung unter heiterem Lächeln und sagte, ihr sei frische Luft verordnet und deshalb wäre sie gekommen, um einen Spaziergang in ihrem alten, lieben Walde zu machen. Sie empfahl ihr Pferd der Sorge des Verwalters, lehnte jede Begleitung ab und ging dann, die Schärpe ihres Reitkleides über ihren Arm hängend, auf dem Waldwege davon, welcher Wilnitz mit Hilburgshausen verband.

Der Verwalter und die Bediensteten des Hofes sahen ihr auch hier kopfschüttelnd nach, aber man war an ihre exzentrische Laune gewöhnt und niemand fand etwas Besonderes in ihrem heutigen Ausflug.

Kaum hatte Käthchen den Wald erreicht, als sie ihre Schritte verdoppelte und immer hastiger auf dem Wege nach Hilburgshausen hineilte.

„Er muß es wissen," flüsterte sie vor sich hin, „er soll mich nicht verachten — nun mag es kommen, wie es will, ich werde stark sein, alles zu tragen."

Unaufhaltsam schritt sie dahin; ihr Haar hatte sich gelöst und quoll unter dem Hut hervor, ihre Wangen glühten von dem scharfen Ritt und dem hastigen Gang in der frischen, reinen Luft. Sie war wunderschön — man hätte sie hier in dem winterlichen Walde für eine Fee des Frühlings halten können, welche gekommen sei, um mit ihrem Zauberstabe den Lenzeshauch herbeizuwinken und den Schoß der Erde den Blütentrieben zu öffnen. Sie schritt über eine Brücke, welche unter dunklem Gebüsch über einen Waldbach führte.

„Hier hat er mich wohl als Kind auf seinen Armen herübergetragen," flüsterte sie leise, „und jetzt — o mein Gott!"

„Käthchen!" rief es vor ihr, und in jähem Schreck aufblickend, sah sie Ferdinand am Ende der schmalen Brücke vor sich stehen.

Sie zitterte und schwankte — ihre Kraft war zu Ende, ihre Füße versagten den Dienst — sie sank auf die Kniee.

„Ferdinand!" hauchte sie leise, indem sie ihm bittend die Hände entgegenstreckte.

Mit einem Sprung war er bei ihr — er faßte ihre Hände und beugte sich zu ihr nieder; aber nicht finster und drohend war sein Gesicht wie damals, als er zuletzt vor ihr stand und sich von ihr abwendete. Ein warmes Licht strahlte aus seinen Augen.

„Käthchen!" wiederholte er mit bewegter Stimme, aus welcher eine Fülle von Liebe hervorklang.

„Ferdinand," stammelte sie, „ich bin gekommen — ich ertrug es nicht — mag man sagen, was man will, Sie müssen wissen —"

„Ich weiß, Käthchen," rief er, „ich weiß, wie unrecht ich that, wie verblendet ich war! Verzeih mir, mein Käthchen! Nun ist alles gut, nun muß ja alles gut sein, da wir uns wiedergefunden haben! Was in der Welt vermöchte uns zu trennen?"

Er zog sie zu sich empor — sie ruhte in seinen Armen und blickte selig lächelnd zu ihm auf. Dann gingen sie auf dem Waldweg auf und nieder, zu einander gebeugt und leise mit einander flüsternd.

Es bedurfte kaum der erklärenden Worte — es war ja alles licht und klar zwischen ihnen — die Welt dort hinter ihnen war vergessen — sie waren allein mit Gott und ihrer Liebe unter dem reinen Himmel und unter den Kronen des Waldes, deren Wipfel schon über ihnen gerauscht hatten, als sie noch Kinder waren.

Nur einmal verfinsterte sich Hilburgs Blick, als er hörte, daß die Gräfin Heltenberg jenes verhängnisvolle Spiel geleitet habe, das ihre Herzen von einander zu reißen bestimmt war; aber schnell erheiterten sich seine Züge wieder.

„Was kümmert uns," sagte er, Käthchen an seine Brust drückend, „die Schlechtigkeit der Welt da draußen? Haben wir uns doch wiedergefunden und, bei Gott, keine Macht auf Erden soll uns nunmehr trennen. Aber ganz dürfen wir die Welt nicht vergessen, denn wir müssen ja doch mit ihr uns abfinden. Jetzt überlaß es mir, mein Käthchen, für unsere Zukunft zu sorgen — bleibe in Wilnitz in der Ruhe und dem Frieden der Einsamkeit; ich werde die Deinen in Kenntnis setzen und bald sollen alle Wolken, die über uns schweben, verschwunden sein."

In demütigem Gehorsam folgte sie seinem Willen.

Er führte sie nach Wilnitz zurück.

Es war nicht besonders auffallend, daß er ihr im Walde begegnet war — er sagte, daß sie zu ausgegriffen sei, um zu Pferde nach der Stadt zurückzukehren, und daß er selbst ihren Eltern die Nachricht bringen werde.

Schnell wurde für Käthchen ein Zimmer hergerichtet.

Ferdinand küßte ihr die Hand zum Abschied und kehrte auf einem Pferde des Verwalters nach Hilburgshausen zurück, von wo er eine halbe Stunde später mit dem schnellsten Viererzuge seines Stalles nach der Stadt fuhr.

Im Rautensteinschen Hause herrschte die höchste Unruhe.

Herr und Frau von Rautenstein hatten zu ihrem nicht geringen Schrecken bei ihrer Rückkehr erfahren, daß Käthchen fortgeritten sei, ohne daß man die geringste Vermutung darüber hatte, wohin sie sich gewendet haben mochte. So wenig sonst Herr und Frau von Rautenstein zu tiefgreifenden Gefühlsaffektionen geneigt waren, so waren doch beide bei dem Gedanken, daß Käthchen ein ernster Unglücksfall zustoßen könne, schwer erschüttert, und in aller Stille wurden Boten ausgesendet, um womöglich eine Spur von der Verschwundenen zu finden. Man beobachtete, um vorgreifende Stadtgespräche auszuschließen, das strengste Schweigen und gab selbst der Gräfin Heltenberg keine Nachricht, damit auch sie nicht etwa durch ihre unruhigen und zu eifrigen Nachforschungen das Geheimnis gefährde.

Da erschien Hilburg, dem meldenden Diener auf dem Fuße folgend, bei Rautensteins, welche vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben die Gefühle der Eltern für ihr Kind im vollen Umfang empfanden. In ernster Unterredung erzählte er ihnen, was sie zu wissen nötig hatten, um diese Situation zu verstehen. Ohne auf die gespielte tückische Intrigue des nähern einzugehen, stellte er alles, was geschehen, mehr als einen geheimnisvollen Zufall dar. Herr und Frau von Rautenstein waren glücklich über die Nachricht, die er von Käthchen brachte; ebenso zufrieden war Rautenstein mit der Wendung, welche die Sache durch Ferdinands Werbung um Käthchens Hand nahm, denn Graf Hilburg war ja ohne Zweifel die beste Partie, welche Eltern je für ihr Kind wünschen konnten. Nur waren sie besorgt wegen des an Ribenau gegebenen Versprechens. Doch Hilburg nahm dies alles auf sich. Er bat, sie möchten sogleich nach Wilnitz eilen, um für Käthchen zu sorgen, was beide auch, noch ganz erschüttert durch die ausgestandene Besorgnis um ihre Tochter, sogleich thaten.

Als Gräfin Heltenberg und Ribenau gegen Abend kamen, hörten sie zu ihrem Erstaunen, die Herrschaften seien nach Wilnitz hinausgefahren und würden erst am nächsten Tage zurückkehren.

Ferdinand begab sich von dem Rautensteinschen Hause aus sogleich nach dem Schloß und ließ sich durch den dienstthuenden Adjutanten, der über die Erscheinung des Grafen, den man noch krank in Hilburgshausen glaubte, nicht wenig verwundert war, melden.

Ferdinand wurde sogleich empfangen und hatte mit dem Großherzog eine lange Unterredung, nach welcher er, ganz strahlend vor Glück und Freude, in seinen Wagen stieg und mit der vollen Schnelligkeit seiner edlen Pferde nach Wilnitz hinausfuhr.

Eine Stunde später trat Herr von Ribenau infolge eines ihm durch ein Schreiben des Adjutanten mitgeteilten Befehls im Paradeanzug in das Kabinet des Großherzogs.

Dieser nahm die Meldung des jungen Offiziers mit strenger Miene entgegen und sagte mit einem kalten und bestimmten Ton, der nichts von der dem hohen Herrn sonst eigenen wohlwollenden Freundlichkeit hatte:

„Ich habe Sie rufen lassen, Lieutenant von Ribenau, um Ihnen mitzuteilen, daß ich beschlossen habe, Sie in das zu Bergstedt an der Grenze des Herzogtums garnisonirende Dragonerregiment zu versetzen und Ihnen zugleich den Befehl zu erteilen, sich unverzüglich in Ihre neue Garnison zu begeben!"

„Königliche Hoheit," stammelte Ribenau bestürzt, „diese Versetzung — so plötzlich — ich begreife in der That nicht —"

„Ich weiß nichts davon," fiel der Herzog ein, „daß meine Offiziere die Ursache meiner Befehle zu begreifen wünschen. Sie haben meinen Befehl empfangen — außerdem habe ich Ihnen noch eine persönliche Bemerkung zu machen. Ich habe vernommen, daß Ihre Verlobung mit Fräulein von Rautenstein im Werk sei —"

„In der That, Königliche Hoheit," sagte Herr von Ribenau, „nur die Erkrankung des Fräulein von Rautenstein hat mich bisher verhindert, die allerhöchste Genehmigung zu dieser Verbindung zu erbitten."

„Nun denn," sagte der Großherzog, „ich habe Ihnen zu sagen, daß mir diese Verbindung durchaus ungeeignet erscheint, und," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „ich will es Ihnen ersparen, Ihnen für diese meine Meinung meine Gründe zu sagen."

Herr von Ribenau wurde totenbleich und stammelte fassungslos: „Habe ich diese Erklärung Eurer Königlichen Hoheit als einen Befehl zu betrachten?"

„Ich habe in Familienangelegenheiten keine Befehle zu geben," erwiderte der Großherzog, „wenn aber der Kammerherr von Rautenstein auf meinen Wunsch Rücksicht nehmen will, so wird er seine Genehmigung zu Ihrer Verbindung mit seiner Tochter nicht geben."

Ribenau stand einen Augenblick schweigend; er hielt sich unbeweglich in strenger militärischer Haltung, aber ein wildes Feuer loderte in seinen Blicken auf.

„Dann," sagte er mit bebender Stimme, „habe ich Eure Königliche Hoheit um meinen Abschied zu bitten. Es ist meine Pflicht, meinem Landesherrn gegenüber ganz offen zu sein — ich habe hohe und drängende Verpflichtungen — die Verbindung mit Röthchen Rautenstein bot mir die einzige Möglichkeit, meine Angelegenheiten zu ordnen, und da diese Verbindung nicht stattfinden kann, so ist es mir unmöglich, im Dienst zu bleiben."

„Ich hoffe," sagte der Großherzog, „daß Sie künftig darüber nachdenken werden, was es für einen Offizier heißt, die Folgen eines unverzeihlichen Leichtsinns durch eine Berechnung gut zu machen, bei welcher es sich um das ganze Lebensglück einer jungen Dame handelt, und ich hoffe zu Ihrer Ehre, daß bei einem solchen Nachdenken die Schamröte Ihnen ins Gesicht steigen wird. Doch für jetzt sollen Sie keine Sorge haben und dürfen sich mit ernster Kraft einem neuen Leben zuwenden. Der Hofbankier wird Anweisung erhalten, Ihre Angelegenheit mit Ihren Gläubigern zu ordnen, sobald Sie die Residenz verlassen haben."

„Königliche Hoheit," rief Ribenau außer sich, „wäre es möglich — eine solche Gnade —"

Der Großherzog machte eine abwehrende Handbewegung.

„Danken Sie nicht — forschen Sie nicht!" sagte er; „genug, daß Sie an einem Abgrund vorbeigeführt wurden, in dem hundert andere versunken wären. Zeigen Sie durch Ihr künftiges Leben, daß Sie einer solchen Wohlthat würdig sind, und nehmen Sie meine Versicherung, daß dann, aber auch nur dann, Ihnen der Weg offen steht, meine Achtung und mein Wohlwollen wieder zu gewinnen!"

Er winkte entlassend. Ribenau machte die militärischen Honneurs und verließ das Kabinet. Er suchte die Gräfin Heltenberg auf. Er hatte nur einen kurzen Augenblick mit ihr zu sprechen, denn der bestimmte Befehl des Großherzogs duldete keinen Aufschub seiner Abreise.

Auch die Gräfin fand keine Erklärung für diesen überraschenden Vorgang. In heftigster Unruhe befahl sie ihren Wagen, um noch am Abend nach Wilnitz hinauszufahren, wofür ihr die Sorge um Röthchen einen ganz natürlich scheinenden Vorwand gab.

Es war spät, als sie nach Wilnitz kam. Unangemeldet trat sie in den Salon. Sie fand ihre Schwester und Rautenstein am Theetisch. Röthchen saß neben Hilburg; ihre Hand ruhte in der seinen. Sie sprang auf und eilte, strahlend vor Glück, der Gräfin entgegen.

„Ich bin gesund, Tante, ganz gesund," rief sie jubelnd, „und hier," fuhr sie, auf Hilburg deutend, fort, „hier ist mein Arzt, der es bleiben soll für mein ganzes Leben — mein treuer, sorgsamer Arzt und mein geliebter Herr!"

Die Gräfin erbleichte. Mit gezwungenem Lächeln trat sie zu Hilburg, der sich erhob und sich mit zurückhaltender Artigkeit verneigte.

„Ich wünsche Glück, viel Glück," sagte sie; „später sollt ihr mir erzählen, wie das alles gekommen ist, was mir noch unbegreiflich erscheint." Sie reichte Hilburg die Hand. Ihre Finger berührten sich ohne Druck und mit einem ernsten Blick, vor dem sie die Augen niederschlug, sagte er: „Die Menschen denken und Gott lenkt."

Mangobaum.

Meine letzte Reise nach Ostafrika.

Von

Kapitän zur See a. D. Hecdig.

II.

Nach achtundvierzigstündiger Fahrt längs der ziemlich einförmigen Küste Afrikas ankerten wir in Mombassa, von den Eingeborenen Mvita genannt, einer malerisch gelegenen Einbuchtung auf der Insel gleichen Namens. Diese etwa drei Seemeilen lange Insel fällt beinahe senkrecht zur See ab und bildet zwischen sich und dem Festlande einen ziemlich gut geschützten Hafen, welcher, wie alle Plätze an der ostafrikanischen Küste, so manche Ruinen aus der Portugiesenzeit, unter anderem auch ein recht imposant aussehendes Fort aufzuweisen hat, das hoch über der sich nur bis zur mäßigen Höhe von etwa achtzehn Meter erhebenden Ortslinie hervorragt. Auf der flachen Ebene des gegenüberliegenden Festlandes bilden einige von blühenden Gärten umgebene farbene Häuser, die Wohnungen, die eine englische Missionsgesellschaft den frei gewordenen Sklaven anweisen hat, eine gar anmutige Landschaft. Mombassa und Lama waren vor Zeiten die Hauptplätze, von welchen aus die Verschiffung der Sklaven für den Sansibarmarkt stattfand, und noch heutzutage ist dieser elende Handel, trotz aller englischerseits angewendeten Mittel, nicht völlig erloschen. Die beiden in Sansibar stationirten englischen Kanonenboote bringen fast allwöchentlich auf ihren regelmäßigen Kreuztouren solche mit Sklaven für Pemba oder Sansibar bestimmte Dhows auf. Während alsdann die sofort freigegebenen Sklaven nach Mombassa geschickt werden und dort von den Missionären alles, was zum Lebensunterhalt gehört, bekommen, wandert die

Ansicht von Sansibar.

Besatzung solcher Sklavenschiffe mit Ketten belastet in das Gefängnis von Sansibar, wo sie auf Befehl des Sultans und mit Wissen des englischen Vertreters zu Zwangsarbeiten an Engländer und andere ausgeliehen werden. Auch in Mombassa residirt ein Generalgouverneur des Sultans, der die bei dem starken Karawanenverkehr nach dem Dschagga- und Masailande, sowie nach Taffete nicht unbeträchtlichen Zölle für die mannigfachen Handelsartikel eintreibt, unter denen Elfenbein, Kopra und Orseille, sowie Sesamsaat und trockene Häute obenan stehen.

Schon nach wenigen Stunden ging's weiter, unserem nächsten Ziel — Sansibar — entgegen, östlich vorbei an der Insel Pemba, von den Arabern la Kuthera (grüne Insel) genannt. Der sich weit nach der See hinaus erstreckenden Korallenbänke wegen mußten wir etwa funfzehn Seemeilen von diesem fruchtbaren Eiland entfernt bleiben, welches allein an Nelken jährlich für drei bis vier Millionen Mark exportirt.

Noch fesselte Pemba unsere Blicke, als auch schon im fernen Süden Sansibar aus den Fluten des Ozeans emportauchte. Diese lang von Norden nach Süden sich erstreckende Insel erhebt sich von den flachen Uferlanden der Westküste bis zu einem etwa 137 Meter hohen Gebirgsrücken, der an seinem Nordende bis zu 315 Meter hohen Bergen, den Mosingini, ansteigt und hat auf dieser Seite eine Menge haienartiger Einbuchtungen, deren flache Uferlande mit üppiger Vegetation bedeckt sind. Die Ostküste dagegen, nach welcher der Gebirgsrücken schroff abfällt, ist durch die vor ihr liegenden Korallenbänke völlig unzugänglich.

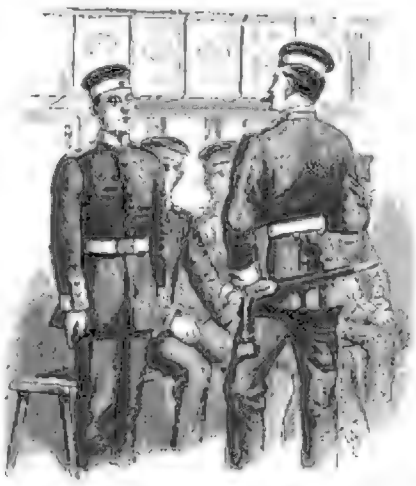
Dichte Nebelmassen lagerten über Sansibar, an dessen Gestade wir entlang fuhren, und lösten sich nach der See zu in einen feinen, durchdringenden Regen auf. Bald erblickten wir die ersten Zeichen menschlicher Ansiedlungen. Inmitten einer üppigen Gartenwildnis, von hochstämmigen Palmen, erdrückt fast durch die Last der Kokosnüsse, die sie tragen, herrlich grünen Orangenbäumen mit den goldig gereiften Früchten, blühenden Nelkensträuchern, mächtigen Mangobäumen, die an gewaltigen Stämmen ihr Laubwerk in solcher Fülle ausbreiten, daß jeder einzelne einer ganzen Ansiedlung Schutz gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne zu gewähren im stande ist, Tamarinden mit ihrem zart gefiederten Blättern, Guajawa, Affenbrot- und anderen Bäumen, tauchen zuerst Palmenhütten, die primitivsten Behausungen der Eingeborenen, auf; dann folgen einzelne massive Häuser, in deren Umgebung die üppige Wildnis der Natur zweckmäßig angelegten Plantagen Platz macht, und endlich das Häusermeer der Stadt Sansibar selbst, ein herrliches Panorama bildend, jetzt noch verschönt durch die goldige Beleuchtung der untergehenden Sonne, die trotz der regnerisch dichten Luft den ganzen westlichen Horizont mit intensivem Rot färbte. Fast unmittelbar nach dem Versinken der Sonne trat tiefste Dunkelheit ein und ließ es unserem Kapitän, der zum

Digitized by Google

erstenmal diese Gegenden besuchte, nicht ratsam erscheinen, die immerhin gefährliche Einfahrt noch an diesem Abend zu wagen. So ankerten wir etwa vier Seemeilen von der Stadt entfernt. Deutlich konnten wir den Abendschuß hören, durch welchen die Muselmanen um sechs Uhr zum Gebet gerufen werden. Bald kennzeichneten nur noch eine unzählige Menge von Lichtern den Ort, wo Sansibar lag; vor allem schickte das elektrische Licht, welches der Sultan auf seinem Signalturm eingerichtet hat, seine Strahlen zu uns herüber. Die angenehme Ruhe, die sich aller Passagiere nach dem fortwährenden Schwanken der letzten Seetage bemächtigt hatte, wurde nur zu bald unterbrochen. Ein Schwarm von Moskitos fiel über uns her und vertrieb jeglichen Schlaf aus unseren müden Augen. Erst der anbrechende Morgen brachte Erlösung von dieser Plage. Um sechs Uhr lichteten wir Anker und liefen nach Anweisung eines alten, wohlbeleibten arabischen Lotsen in den Hafen, wo wir ungefähr eine halbe Kabellänge vom Land entfernt an einer Boje festmachten, unmittelbar gegenüber dem Palast des Sultans. Die bei Ankunft eines Dampfers üblichen Formalitäten beschränkten sich, da man in Sansibar von den Segnungen einer Quarantäne noch nichts kennt, auf eine oberflächliche Zollrevision,

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Unteroffizier: Wie nennt man einen Soldaten, welcher sich während des Kampfes womöglich auf den Bauch wirft und im Graben verkriecht?
Rekrut: Schleichpatrouille.

„Ist es heute besser mit Deiner Erkältung, Schatz?"
„Ich weiß nicht, ich vergaß, das Kindsmädchen zu fragen."

Herr: Nun, mein Kleiner, sage einmal, was willst Du denn eigentlich werden?
Knabe: Ein Papa will ich werden!

Schauspieler A.: Heiliger Thespis, was fang' ich an? Ich hab' kein Geld mehr, keine Sachen mehr, keinen Kredit mehr — ich muß wieder zu meinem früheren Metier zurückgreifen.
Schauspieler B.: Was waren Sie denn früher?
Schauspieler A.: Director.

„Was es doch für faule Geschöpfe gibt! Jetzt beobachte ich schon seit zwei Stunden die Schildkröte, und das träge Tier hat sich in der ganzen Zeit noch nicht von der Stelle gerührt."

A.: Ha — dieser Doktor E. verschießt heut wieder eine Unmasse Pulver und trifft nichts.
B.: Dem sein Pulver hat immer verlehrte Wirkungen, da wo's lebendig machen soll, bringt's um — und wo's umbringen soll, kommt alles mit dem Leben davon.

und so konnten wir sehr bald ans Land fahren. Mein Boot brachte mich nach dem Oswaldschen Hause, in dessen Nähe der sandige Strand die beste Landungsstelle bietet. Auf meinem Wege bis zum Hotel fand ich eine Sauberkeit, die für orientalische Verhältnisse bemerkenswert war; allerdings führte dieser durch die Hauptstraßen, über welche unausgesetzt das Auge des Padischa wacht, vorbei am Zollgebäude, einem elenden Schuppen, dem alten Fort, auf dessen Zinnen dermaleinst die portugiesische Flagge geweht hat, das heute als Gefängnis für mit Ketten beladene Verbrecher dient, vorbei an dem neuen Palast des Sultans, der im Rohbau vollendet ist und dessen starke eiserne Säulen, die dem Vorbau als Stütze dienen, jeden Passanten unwillkürlich zur Eile antreiben, denn er muß ja befürchten, daß sie bei irgend einer plötzlichen Erschütterung ihr schmales Podest eindrücken und ihn in die Korallenschuttmassen, aus denen der Bau aufgeführt ist, vergraben. Herden von Ziegen und Hammeln tummeln sich auf diesem Bauplatz und bieten mit den bunten Trachten der Eingeborenen, die singend und lärmend ihrem Tagewerk nachgehen, ein gar malerisches Bild. Dann folgt der alte Palast selbst, in welchem der Sultan wohnt, mit einem sich am nördlichen Ende weit hinausziehenden balkonartigen Vorbau, dessen hölzerne Grundpfeiler man zur Zeit durch steinerne ersetzt, und in welchem sich das Schlafzimmer Said Bargaschs befindet. Eine Wache von Gardetruppen ist

im unteren Geschoß des Palastes eingerichtet, jedoch kann jeder Sansibarmann jeden Augenblick ungehindert ein und aus gehen, um den Rat seines Herrschers einzuholen und ihm seine Klagen vorzutragen. Auf dem Balkon stand Said Bargasch im Kreise seiner Auserwählten und beobachtete durch ein Fernrohr die Vorkommnisse auf dem Wasser; sein Faktotum, Peera-Dewjee, war noch an Bord der Baghdad anwesend und bemühte sich, alle Neuigkeiten zu sammeln, namentlich über die neu angekommenen Passagiere, damit er seinem Herrn einen möglichst interessanten Bericht erstatten könne. Ein verdeckter Gang führt von dem Palast in das sich nördlich an ihn anschließende große Haremsgebäude, welches eher einem Warenspeicher ähnlich sieht als einem Asyl für die schönsten Weiber. Hinter den mit Jalousien verschlossenen Fenstern schauen die eingesperrten Schönen sehnsüchtig nach dem Wasser aus, gleichsam als erhofften sie von dort aus die Befreiung aus dieser unwürdigen Gefangenschaft. Die Haremsregeln sind in Sansibar nicht so streng wie sonst bei den Mohammedanern; die Insassinnen dürfen sich hier unverschleiert am Fenster zeigen. Wahrscheinlich gibt die schwarze Bevölkerung dem Sultan keinen Anlaß zur Eifersucht und seine arabischen Unterthanen wagen aus Pietät gegen ihn nicht, ihre profanen Blicke nach seinen Weibern zu erheben. Die wenigen Europäer können daher ungehindert Einblicke in dieses Heiligtum gewinnen, welches 87 Frauen birgt, zum Teil schöne Cirkassierinnen, Geschenke aus Maskat und Konstantinopel.

Von dem Serail nur durch einen Maschinenschuppen, in welchem die Eisfabrikation stattfindet, getrennt, folgt ein mächtiger Steinbau, der, von außen gesehen, das Schild, welches über seinem Thore prangt: «Grand hôtel central afrique», zu rechtfertigen scheint, doch ist es eben nur Schein, denn außer einigen Zimmern, die der Wirt, Mr. Chabet, mit seiner Familie bewohnt, enthält dieser Riesenbau in zwei Etagen nur acht Zimmer, die sich um einen geräumigen Hof gruppiren, einen Speisesaal und ein größeres Lesezimmer. Glücklicherweise fand ich in einem der besseren Zimmer Unterkommen und eine meinen bescheidenen Ansprüchen entsprechende Pension. Es gibt nur dieses einzige Hotel in der 80,000 Einwohner zählenden Stadt, und bei dem regen Fremdenverkehr, der mit dem weiteren Erschließen des schwarzen Erdteils noch stetig wachsen wird, würden hier tüchtige deutsche Hoteliers gute Aussicht auf lohnenden Gewinn haben.

Nur die Wasserfront der Stadt weist respektable Gebäude auf, unter denen als besonders hervorragend das englische Generalkonsulat, das Telegraphengebäude und das französische Hospital angeführt werden müssen, während das Innere der Stadt zum größten Teil aus Lehmhütten besteht, die ohne jegliches System zerstreut umherliegen und nur hin und wieder durch einzelne größere Steinhäuser wohlhabender Araber überragt werden.

Mit dem nächsten Tage begann der Ramasan (die Fastenzeit der Muselmanen). Während dieser Zeit ruhen, so lange die Sonne am Himmel steht, alle Geschäfte. Der Sultan enthält sich jeder Staatsaktion, empfängt niemand und lebt wie alle frommen Muselmanen nur seinen Andachtsübungen. Sobald jedoch mit Sonnenuntergang der erlösende Abendschuß abgefeuert wird, tritt das weltliche Leben wieder voll und ganz in seine Rechte.

Hinsichtlich der Religion gehören der Sultan von Sansibar und die Araber von der Insel, sowie auch die von Oman in Arabien nicht den rechtmäßigen Ritualgläubigen an. Diese, die Hanbaliten, Malekiten, Hanefiten und Schafeiten, verdammen die Mohammedaner von Sansibar. Im ganzen unterscheiden sie sich von den Sunniten nur durch einige Aeußerlichkeiten. An der Spitze der Sekte steht der Sultan, welcher seine Glaubensansichten in einem dem Koran beigefügten Appendix niedergelegt hat, die so der Vergessenheit entrissen sind. Die Sultane von Sansibar waren früher Vasallen des Sultans von Maskat. Dies Verhältnis löste sich erst mit dem Vorgänger und Bruder des jetzigen Sultans, Said Majid. Bargasch ben Said nun ist gänzlich unabhängig von Maskat, aber es verbindet ihn mit seinem Bruder, dem derzeitigen Sultan von Maskat, eine innige Freundschaft, die sich durch Geschenke bethätigt. Der Herr von Maskat schickt schöne Frauen, Kamele, auch Windhunde und Pferde; der Sansibarer Elfenbein, Geld und so weiter und befördert die frommen Maskatpilger unentgeltlich auf seinen Schiffen nach der heiligen Stadt Mekka. Maskat ist übrigens ganz unter englischem Einfluß. Ein Regierungssystem nach europäischen Begriffen besteht in Sansibar nicht. Der Sultan herrscht vielmehr ohne jegliche Beamte, im großen Maßstabe als Patriarch, über seine Ländereien und Unterthanen, wie die arabischen Großen im kleinen dies auf ihren Besitzungen thun. Er spricht selbst Recht, nachdem er die Beteiligten vernommen, und gegen diesen Spruch gibt es keinen Appell. Streitigkeiten zwischen Sansibarern und Europäern übergibt er zur Schlichtung an die betreffenden Konsulate. Ich hatte selbst Gelegenheit, die Art und Weise kennen zu lernen, in welcher Said Bargasch sein Richteramt verwaltet. Bei dem gelegentlich des Bairamfestes mittags stattfindenden Salutiren kam es vor, daß ein Geschütz, welches zu einer Batterie in der Nähe des Palastes gehörte, verschiedenemal versagte. Dies reizte den befehligenden Offizier derartig auf, daß er der betreffenden Geschützmannschaft sein Mißfallen in handgreiflicher Weise zu erkennen gab und sich in seiner Aufregung zu strafbarem Leichtsinn verleiten ließ. Er befahl nämlich dem Kanonier, der das Laden zu besorgen hatte, vor die Geschützmündung des geladenen Geschützes zu treten, um ihn dort zu instruiren, während die abfeuernde Nummer mit brennender Lunte schon am Zündloch bereit stand. Dies war denn doch selbst den Negern ein zu starkes Stück und sie stürzten sich über ihren Offizier her und bläuten ihn ganz gehörig durch. Der hierbei entstandene Lärm veranlaßte den Sultan, Nachfrage zu halten, und bald waren die Unruhestifter, nämlich der Artilleriehauptmann und die Soldaten, vor dem Balkon seines Palastes angetreten. Der Sultan untersuchte persönlich den Vorgang und fragte schließlich den Hauptmann: „Hast Du den Soldaten geschlagen?" Und auf die bejahende Antwort desselben weiter: „Wie viel Schläge hast Du ihm erteilt?" — „Zwölf," war die treuherzig vorgebrachte Antwort. Sofort befahl der Sultan, den Hauptmann nach dem Fort abzuführen und ihm zwölf aufzählen zu lassen, während er dem mißhandelten Soldaten zwölf Rupien Schmerzensgeld auszahlen ließ, und Ruhe und Ordnung war hergestellt. Nach beendetem Salut und Parade — ich traute meinen Augen nicht — sah ich denselben Hauptmann seine Abteilung in schönster Ordnung, soweit bei diesem Militär überhaupt von Ordnung die Rede sein kann, nach der Kaserne führen.

Nur in ganz besonderen Fällen bedient sich der Sultan seines Faktotums Peera-Dewjee, eines Indiers, dessen Vielseitigkeit man bewundern muß und dem keine Dienstleistung, die sein Herr von ihm verlangt, zu hoch, keine zu geringfügig erscheint. So sieht man ihn als Vertreter des Sultans hohe Fremde begrüßen, zum Beispiel auch die Kommandanten unserer Kriegsschiffe, und wenn diese dann dem Sultan persönlich ihre Aufwartung machen, sind sie nicht wenig erstaunt, durch Peera bedient zu werden, der ihnen Sorbet reicht und sie mit Rosenöl beträufelt. Erwidert der Sultan einen derartigen Besuch, so sitzt Peera auf dem Bock seines Wagens und verrichtet Lakaiendienste. Auch als Barbier soll er den Sultan bedienen. Seine Hauptthätigkeit aber entwickelt er in den Handelsgeschäften des Sultans; er sorgt für die Befrachtung und rechtzeitige Expedirung der Frachtdampfer und für deren sachgemäße Unterhaltung, kurzum, es passirt nichts am Hofe des Sultans, wobei nicht Peera-Dewjee in irgend einer Art beteiligt wäre.

Hatten die früheren Sultane in einer für die dortigen Verhältnisse starken Flotte die Mittel gesucht, ihren Besitz an der afrikanischen Küste auszubreiten und zu befestigen, so erstrebt Said Bargasch dies durch seine Armee, die er auf Anraten Englands unter dem Kommando eines früheren englischen Offiziers, des jetzigen Generals Matthew, organisirt hat. Von der einst stattlichen Flotte, bestehend aus 3 Fregatten, 2 Korvetten, 4 Briggs und verschiedenen Schoonern, ist nichts mehr vorhanden als ein Wachtschiff. Was der Orkan im Jahr 1873 verschont hatte, das hat der Zahn der Zeit zerstört. An Stelle der Kriegsschiffe sind große, von deutschen Schiffern und Maschinisten geführte Frachtdampfer getreten, durch welche der Sultan, der in erster Linie Kaufmann ist, seine kommerziellen Interessen fördert und die Insel Sansibar, deren Ertragsfähigkeit für den Unterhalt der vielen Einwohner nicht ausreichend ist, mit den erforderlichen Lebensmitteln aus Indien versorgt. Von der Armee hat nur die sogenannte Garde, welche, zwölfhundert Mann stark, die Garnison der Hauptstadt bildet, einige Bedeutung; ihre durch häufige Uebung erlangte Fertigkeit bei Paraden und Schaustellungen ist sogar anerkennenswert. Die übrigen Truppen sind nichts als bunt zusammengewürfelte Banden von Eingeborenen und Arabern, deren Schwerttänze, wie sie sie vor jeder Parade aufführen und nach welchen sie den Namen Kirobotos (Flöhe) tragen, indes ganz interessant anzusehen sind. Auch die Verwaltung seiner etwa fünf bis sechs Millionen Mark betragenden Einkünfte, die er aus den verschiedenen Zöllen bezieht, mit denen er jeden Ausfuhrartikel belegt, und die ihm aus dem ansehnlichen Landbesitz auf Sansibar und Pemba erwachsen, macht dem Sultan keine Sorgen. So behält er denn hinlänglich Zeit, seinen Passionen zu leben. Neben den Haremsfreuden findet er Geschmack an schönen Pferden, die er bereitwilligst jedem Europäer zur Disposition stellt, der ihn darum ersucht. Jeden Monat einmal, gewöhnlich zur Zeit des Vollmonds, führt er seine Frauen in geschlossenen Wagen nach einem seiner Landsitze, welche im Norden und Süden von Sansibar, hart an der See, auf besonders anmutigen Plätzen gelegen sind, und verbleibt dort einen oder zwei Tage, die dem Vergnügen geopfert werden. Vor allen scheint der im Süden gelegene Landsitz Chukuani einen besonderen Reiz für ihn zu haben. Hier sind großartige Badeeinrichtungen mit marmornen Bassins geschaffen. Ein Karoussel und Schaukeln mit Dampfbetrieb, die des Abends mit bunten Lampen illuminirt werden, erhöhen das Vergnügen der bescheidenen Haremsbewohnerinnen, denen in Sansibar außer musikalischen Genüssen, welche die Kapelle des Sultans ihnen bereitet, so gut wie nichts geboten wird. Der Anblick, den dieses Haremsleben vom Wasser aus gewährt — denn ihn aus nächster Nähe zu genießen, verbietet die Sitte aufs strengste — ist höchst reizvoll und wird noch erhöht durch das fröhliche Lachen der Mädchen, die wie Kinder die ihnen so selten gebotene Freiheit in vollen Zügen genießen. Die innere Einrichtung von Chukuani ist höchst einfach und besteht im ganzen nur aus einem mit einfachen Holzmöbeln ausgestatteten Speisesaal, an dessen weißgetünchten Wänden dasselbe Bild, Sansibar nach einer Aufnahme des Baron v. d. Decken darstellend, in sechzehn Exemplaren prangt.

Reges Interesse zeigt Said Bargasch für alles, was mit dem Seewesen zusammenhängt. Er betreibt selbst etwas Navigation und unternimmt hin und wieder mit seinen Frauen längere Seetouren auf dem mit vollkommener Haremseinrichtung versehenen Dampfer „Nyanza", der jedoch bald verdrängt werden wird durch den in der Ausrüstung begriffenen kleineren Dampfer Chukuani, welcher, vom „Vulkan" in Stettin erbaut, in Sansibar zusammengesetzt worden ist. (Schluß folgt.)

Franz Josephsland bei Wien.

(Hierzu das Bild S. 8[illegible])

Das Franz Josephsland liegt bekanntlich im hohen oder vielmehr allerhöchsten Norden. Eine Anzahl wackerer Männer, welche sich entschlossen hatten, ihre Heimat für lange Jahre zu verlassen, hat es zuerst erblickt: der große Gelehrte und opferfreudige Patriot Weyprecht hat es erforscht und in Besitz genommen, Julius Payer hat im Verein mit demselben der Küste den glorreichen Namen des höchsten und geliebtesten Herrschers aus dem Habsburger Hause gegeben, den Namen dessen, dem sein Volk einst den Namen des Großen geben wird, denn kein Herrscher seines Hauses hat wie er sein Volk durch die wüstesten Stürme geführt mit dem echten Gottesgnadentum der Liebe für sein Reich! — Und welcher andere hat sein Oesterreich, sein Wien so verschönert wie er, und welcher andere hat ihm durch seinen eigenen großen Geist eine solche Geistesmacht verliehen? Das Franz Josephsland im Norden trägt also seinen Namen mit Recht.

Nun hat man aber in Oesterreich, in Wien, ein zweites Franz Josephsland geschaffen, das seinen Namen trägt wie lucus a non lucendo. Es ist dort weder kalt noch einsam, es liegt eben nur — am Ende von Wien. Es gibt dort keine Eisbären und es ist dort auch kein Ruhm zu holen, höchstens eine weinselige Stimmung. Die Benennung ist also ein Volkswitz, aber ein Witz, der aus der Liebe des Volkes für seinen Herrscher, Franz Joseph den Großen, entsprang.

Wenn man durch die prächtige, von Wagen und Leuten durchtoste Praterstraße geht, den Praterstern passirt, indem man den menschenwimmelnden Nobel- und den musikdurchtönten Wurstelprater rechts liegen läßt, wenn man die Donau auf der Reichsbrücke überschreitet, dann gelangt man ins Franz Josephsland mit seiner Schießstätte und seinen drei Restaurationen, von denen die zweite, die vom „Wagenschein", die renommirteste ist. Daneben breitet sich eine Art Teich aus, ein Abfluß oder, besser gesagt, toter Seitenarm der Donau, auf welchem zahllose Nachen und Kähne und Segelschifflein kreuzen, die ganz Wien an schönen Tagen auch sehr gern benützt. In den Restaurationen bekommt man guten Wein, Fische und Krebse, im Sommer billige Backhühner und dergleichen Delikatessen mehr.

Da wimmelt's denn auch von Wiener „Spießern", Männlein und Weiblein, Ehegatten, Liebespaaren und Kindern, Beamten, Gewerbsleuten, Stutzern, lustigen Mädchen und Soldaten. Die besten wie die lautesten Kreise verkehren da, auch Mitglieder der Ruderklubs zeigen hier ihre gestreiften Tricots und ihre nautischen Künste. Man ißt, trinkt, liebelt und — rudert — rudert — rudert. Der alte Prater bedurfte schon längst eines frischen Ablegers und im Franz Josephsland hat er ihn gefunden. Die „neuen" Moden sind nach Paris nirgends so beliebt wie in Wien, und das Franz Josephsland ist die neueste Mode der Phäaken.

Und eine hübsche, malerische, fröhliche Mode ist's. Man hat dort gute Kost, gute Luft und vor allem das Bewußtsein, daß man von keiner Etikette eingeschränkt ist. Das alte, gemütliche Wienertum, das den Sperl, die Sophiensäle geschaffen, hat jetzt das Franz Josephsland geschaffen.

Und wenn einem jemals im Herzen das alte, frohe und stolze Liedchen ertönen kann: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!", dann ist's hier. Und man stimmt an aus voller, fröhlicher, dankbarer Brust: „Es lebe Franz Joseph und sein Land!" Und Bachus singt seinen Refrain: «Evoë!»

E. M. Vacano.

Die thörichten Jungfrauen.

(Hierzu das Bild S. 812.)

Das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen aus dem Evangelium Matthäi hat schon oft Anregungen zu bildlicher Darstellung gegeben. Der Maler Pendron faßt die Szene hier ganz von der naiv poetischen Seite auf. Er gibt eine märchenhafte Nachtstimmung voll warmen, südlichen Sternenlichtes und läßt die thörichten Jungfrauen, welche ihre Lampen mit Oel zu versehen vergessen hatten, in Halbschlummer versunken sein, als plötzlich der Bräutigam erschien und sie nun wahrnahmen, daß ihre Leuchten dem Erlöschen nahe waren. Sie blieben ausgeschlossen von der Hochzeit — dem Himmelreiche. Pendron gibt hier in großer Naivität die Stimmung der Jungfrauen wieder. Das Bild wirkt hauptsächlich durch zauberische Lichtverteilung und schönen Aufbau — es ist von seltener Harmonie in den Linien und kräftiger Leuchtkraft.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Joh. v. Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Sie reist. Was das heißt, wissen alle. Wenn's in der Stadt schwül und stille wird, vorüber die Diners im März und die Premièren im April, die Ausstellungen im Mai und die Aufregungen von Sport, die der Juni zu unterbrechen pflegt, dann kommt die Zeit der Reisesehnsucht. Sie kommt für die Müden wie für die Flüchtlinge der Ruhe, sie beide lockt der Juni in die Ferne. Jenen verspricht sie die belebenden Kräfte der Stille und Einsamkeit in Gottes gesunder, freier Natur, diesen ein neues gesellschaftliches Leben voll Lust und Abwechslung, eine glänzende Fortsetzung des winterlichen Treibens in den Städten. In der Ferne rauschen die Orchester, die hier verhallt sind, dort werden die Salons geöffnet, die hier der Sommer schließt, da wogt ein heiterer, lebendiger Strom wechselnder Erscheinungen durcheinander, ein buntes, fröhliches, genußfreudiges Leben, während daheim der Sommer auf den Straßen brütet und die Langeweile des Tages hinter herabgelassenen Jalousien wohnt. In der Ferne entzückt man sein Auge täglich an neuen Erscheinungen der Mode; in der Stadt sind die Magazine verödet, die Auslagen der Spiegelfenster ohne Bewegung, die Journale matt, die Promenaden verlassen.

Nein, sie reist, sie reist ganz gewiß. Noch weiß sie heute vielleicht nicht, wohin, noch weiß es vielleicht der eigene ahnungslose Gatte nicht, daß gewisse intime eheliche Konferenzen und Differenzen Madames Entschluß auch nicht um eines Haares Breite gebeugt — aber es kommt ein Tag und vielleicht ist er morgen schon da, daß alles Schwanken über Ziel und Zeit vorüber ist, daß der Gatte furchtbar überrascht, der Schneider abgehetzt, die Jungfer atemlos gemacht, der Koffer gepackt, item — die Sommerreise angetreten wird.

Daß die Flut der sogenannten Badereisenden, welche in den Sommermonaten die Eisenbahncoupés füllen, der Strom hübscher, abwechslungsbedürftiger eleganter Frauen, welcher um diese Zeit sein heimisches Nest verläßt, um sich auf den Brunnenpromenaden und in den Kursälen der verschiedenen Luxus- und

Modebäder für einige Wochen oder Monate über die ganze zivilisirte Erde zu verteilen, daß sie doch einen indiskreten Verräter der mannigfachen interessanten Vorbereitungen hätten, welche in jedem Hause der Sommerreise von Madame vorausgehen. Aber die Wänner sind verschwiegen, die Zungen der Jungfern zu vernehmen, wäre eine Partie, und was der Modist davon weiß, ist ohne den Reiz des Geheimnisses. Er hat nur die neuen Toiletten geliefert, und die kann alle Welt auf der Promenade sehen, denen begegnen wir von früh bis spät: bei der Kur, wo unter den koketten Melodien der Badekapelle tausend fein chassirte Füße im Takt durcheinander wogen, auf den Terrassen und Balkonen, wo gefrühstückt, in den Hängematten, wo geträumt, in den Lesezimmern, wo in Journalen geblättert wird, beim Diner, wo die Toilette mehr gilt als das Menu; am Nachmittag beim Croquet und Federball, am Abend, wo musizirt, getanzt und die Cour gemacht wird, welche Fülle neuer eleganter Toiletten, welche reizenden, unerschöpflichen Variationen der Mode!

Es ist bekannt, daß die Modeschneider ihre Studien für eine kommende Saison stets in dem Gesellschaftstreiben der

Figur 1.

eleganten Kurorte und Sommervilleggiaturen machen. Der Pariser, der Londoner, der Wiener, der Berliner Modist, sie holen alle ihre Anregungen aus diesem bunten, ewig bewegten, reizvollen Bilde, das kaleidoskopartig mit jedem Tage ein neues Gesicht zeigt. Hier, wo die Eleganz und der Geschmack aller Herren Länder zusammenströmt, tausend verschiedene Einfälle und Launen der Toilette, die pikantesten Kontraste, die anmutigsten Harmonien neben einander hergehen, so viel neue, individuelle Auffassungen und persönliche Modifikationen einer bestimmten Mode, hier kommen den tonangebenden Modeschneidern die Vorbilder, Ideen und Anregungen jener neuen Toiletten, welche man erst ihnen erwartet, wenn man wieder daheim sein wird. Die Felix, Redfern, Lesserière, Worth und Bleisser, und wie sie alle heißen, die Modekönige, deren Toilettenmodelle und Entwürfe in jeder neuen Saison die Welt der eleganten Frauen versorgen, bedürfen der sommerreisenden Damenwelt nicht weniger, als sie hinwiederum von ihr beansprucht werden.

Auch in diesem Jahr teilt sich der englische und französische Geschmack mit Gleichgewicht in die Bedürfnisse der modernen Reisetoilette. Der englische Schnitt gilt als ausschließlich maßgebend für das eigentliche Reisekostüm, für das Coupé, für Straße und Promenade, für den Sport, für die Anforderungen des Land- und Strandlebens; der französische Geschmack beherrscht die eigentliche Gesellschaftstoilette. Das englische Tailorkostüm, wie es Redfern, der erste Modist für dieses charakteristische Genre der Londoner Mode, mit so besonderem Chic ausstattet, dieses einfache, mit jener unvergleichlichen Accuratesse des Schnittes und der Nadel, welche auch der gewandtesten weiblichen Modistin gegenüber die Hand des Herrenschneiders auszeichnet, hergestellte Kostüm, ist unbestritten heut die allein herrschende Form des modernen Reisekleides. Die Mäntel von Peter Robinson, dem berühmten Konfektionär von der Regentstreet, der seinerzeit den Ulster und die Redingote in die Mode gebracht, gelten ganz gewiß für die modernsten Reisemäntel. In Paris, wo die elegante, vornehme Gesellschaft der Gewohnheit nach nicht in den großen weltstädtischen Modemagazinen kauft, die, wie die Magasins du Louvre, das Printemps und Au Marché, in England und noch viel mehr in Deutschland einen so großen Ruf erlangt haben, vielmehr nur bei den jeweilig beliebtesten Modeschneidern arbeiten läßt, unternehmen es diese Schneider meist gar nicht, jenes Monopol ihrer englischen Kollegen anzutasten. Reisekostüme kauft man eben bei Redfern, der seine Salons in Paris und New-

Figur 2.

York mit demselben Ruse umgeben sieht, den diejenigen im Westen Londons genießen.

Die Gewebe dieser charakteristischen englischen Toiletten sind, für ihre Bestimmung passend, ausschließlich wollene. Glatte oder gerauhte Cheviots, feine, tuchartige Phantasiegewebe, gestreifte Jerseys, eine ganze Anzahl jener unter den Begriff „Herrenstoffe" bezeichnend zusammenzufassender wollener Saisongewebe.

Ein ganz anderes Genre von Geweben überflutet uns da, wo man von dem strengen Tailorstil, auf welchen die moderne Frau, wie gesagt für die Toilette bestimmter Stunden am Tage wenigstens, so großen Wert legt, absieht und sich mehr dem französischen Geschmack der Mode anschließt. Was gibt's da für neue Sommerstoffe! Als besonders interessante Erscheinung treten die verschiedenen in Baumwolle ausgeführten Nachbildungen wollener oder seidener Modegewebe auf. Reizende, launenhafte Imitationen von Crêpe-de-Chine und Moiré, von Wollenkrepp und Poreln und Serge, von Foulard und Bindfadenstoff und Etamine, ein Teisin immer hübscher und eleganter als das andere. Namentlich für jenes interessante Thema der Sport- oder anderer exklusiven Toiletten berechnet sind die Baumwollen-Crêpe-de-Chines. Auffallend bevorzugt sieht man den krappirten Krepp. Da hat man ganze abgepaßte Roben, karrirt, gestreift und gemustert mit uni zu arrangiren, mit schmaler und breiterer Borte längs der Webekante. Dieser gerauhte, unebene Krepp, und namentlich in den erwähnten roten Modefarbe, wird aber außer zu ganzen Toiletten auch nur zu Garniturzwecken dieses oder jenes Kostums verwendet. Man arrangirt davon hübsche Einsatzteile in Blusen, Westen und Taillen, fertigt Molières, Fichus, Häubchen und noch anderen

Figur 4.

Ausputz davon an. Dann ziehen die leichten Sommerseiden, die heiter bedruckten Pongees, die indischen Tussahs und chinesischen Shantungs, und jedes einzelne in zahllosen Abwechslungen, in immer neuen Variationen an unserem Auge vorüber, und im Salon, wo die elegantesten Toilette sich vereinigt, sieht man die Crême der modernen Erscheinungen.

Dahin gehören kostbare Spitzenkostüme, ja Spitzen, Spitzen und wieder Spitzen! Die schönen Sammete, deren Bedeutung unvermindert in den Sommer hinüber genommen worden ist, die schweren Faillen und Satins, der ganze Reichtum an Schleppen, köstlich benähten Rockensätzen, die neuesten Farben und ihre sensationellsten Verbindungen, der unvermeidbare Glanz jener Tage, da man durch den knisternden Winterschnee, an flackernden Gaskandelabern vorüber, in Gesellschaft fuhr. Jetzt weiß man genau, warum Madame reist: weil sie das Ankleiden der Schleppe nicht entbehren mag, und die Bewunderung ihrer Toiletten, und die elektrisirenden Rhythmen des Walzers, und das Plaudern hinter dem Fächer, das Amusement von heut und das Verabreden auf morgen, das ganze heitere, unbändige, ruhelose Leben der Mode.

Figur 3.

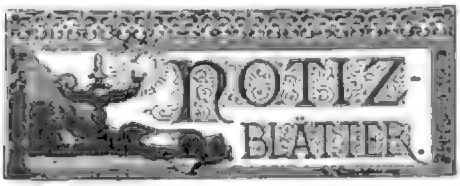
Unser Zeichner hat dieser Wanderei ein paar Bildchen eingestreut, wie sie der Stift des Beobachters um diese Zeit in der Sommerfrische findet. Nicht am Abend im Salon, wo's heut zu schwül war, nein, aus dem idyllischen, süß trägen Leben des Tages, der der Sommergäste nach den verschiedensten Bedürfnissen im Freien zerstreut, wo man träumt und liest, oder angelt, oder Kahn fährt, oder irgend einen lieben, lieben Menschen mit Gleichgiltigkeit, Grillen und Launen quält, Erinnerungen nachdenkt und gelegentlich ausschaut, ob nicht irgend ein Bekannter zu erspähen ist. Das thut man desto häufiger, je zufriedener man gerade mit seiner Toilette ist. Der Modezeichner, der umgekannt vorüberschlendert, skizzirt sie hinterher wohl heimlich, man verlangt aber nach jemand, der es auch sagen darf, daß er sie hübsch findet. Der Unterschied ist etwa der: jener praktische Mensch findet Madame angetan, wie wir sie an Fig. 1 sehen. Er notirt: „Hut: Postillon; Rock: Sicilienne brochée; Draperie: Sicilienne uni; Taille, Veste Postillon von dunkelgrünem Sammet über einer Weste von sandfarbenem Tuch, durch drei Smaragde geschlossen." Der andere notirt nichts, er weiß auch in einer Stunde schon kein einziges Detail mehr, aber seine Augen verstehen so diskret zu bewundern, er weiß von der Symbolik der Smaragde und dem benedenswerten Los kleiner, geangelter Fische so reizend zu plaudern, daß der einsame Morgen im Fluge vergeht. Der Berichterstatter sieht den Kahn mit der reizendsten Andererin an sich vorüber gleiten. Fig. 2: „Elfenbeinfarbiger Spitzenhut mit moosfarbigen Federn, Kleid aus moosfarbenem Satin mit fünf dem Vorderblatt vertikal aufgesetzten Galons, Taillen und Aermeleinsatz aus Cerätüll." — Was würde jener von dem Schmelz und dem Reiz dieses Bildes zu sagen und zu erzählen wissen! Sie ruht und träumt in träger Mittagsruhe, das Buch im Schoß, ohne Ahnung der vorgerückten Uhr, die an den Aufbruch mahnt. Wer nüchtern klingt's, was wir hier niederschreiben! Fig. 3: „Schwarzer Spitzenhut, die wallartig eingebogene Krämpe mit elfenbeinfarbigem Spitzenstoff abgefüttert; Kostüm: ecrüfarbener Kaschmir; Garnitur, schwarzer Sammet." Aber er zu ihren Füßen sieht die Toilette der Geliebten mit dem wundersam verklärenden Auge des jungen Ehemanns an. Es ist die Toilette der Hochzeitsreise. Unter diesem Schirm träumt seine Rose; der weiche, schwedische Handschuh deckt die liebe, kleine, geliebte Hand, die selbst noch viel, viel weicher ist. Ist's wirklich der schwarze Spitzenhut? Es könnte auch ein anderer sein — es könnte — ach, was könnte nicht alles anders sein! — süß,

Digitized by Google

ja das Süßeste, Bezauberndste, Reizendste wär's immer, denn jetzt sieht er nach der Uhr und 's ist die Zeit, seinen lieben, kleinen, müden Schatz nach Hause zu bringen.

Fig. 4 bringt eine Gruppe von Reisekostümen. Das poesielose Auge hält sich auch hier nur an die praktischen Vorzüge der Redingote im Coupé und auf der Landpartie, an die Hutmoden, die in diesem Sommer fast hoher scheinen, als sie es jemals waren, und die, abgesehen von den Formen des Hutes selbst, durch die kompliziertesten Bauten von Federn, Blumen, Band und Spitze bis zur Thurhöhe hinansteigen, an die Einfachheit der Rockschnitte, an die Beliebtheit der farbigen, eingewebten Streifen in die lehm-, sand-, stein- oder fucrefarbenen Reisekleider, an diese kleinen, sozusagen Schneiderdetails, über welchen hübsche Frauen ganz vergessen werden können.

Und der Poet? Er träumt von diesen Reisekostümen eine Reise zu zweien. Eine weiche Coupéecke, in welche sich ein geliebter Kopf so tief hineindrückt, daß der hohe Hut durchaus abgenommen werden muß; er darf ihn sorglich schützen. „Daß die Federn nicht leiden, Liebster — ja!“ Ihr Handgepäck, wunderbar, er wird grundsätzlich finden, daß es unbedingt zu dem Behagen ihrer Reise gehört. Er darf sie schützen und weich und warm einhüllen, und wenn das Coupé einmal ihnen ganz allein gehört, dann darf er ihr den Handschuh von der kleinen Hand abziehen, von der kleinen, duldenden Hand, die sich so reizend faßt und die so verführerisch streichelt. — Denn sie ist natürlich seine kleine Frau. Vor vier Wochen getraut; da reist man so gerne zu zweien.



Litteratur.

— **Einen Lustspielstoff behandelt Rudolf von Gottschall in der** Erzählung „Schulröschen“ (Breslau, Trewendt). Die Tochter eines alten Schuldirektors, ein naturfrisches, hübsches und doch in den klassischen Sprachen sehr erfahrenes junges Mädchen entdeckt durch ihr Latein eine alte Urkunde, infolge deren Wortlaut eine grillenhafte Testamentsbestimmung, welche einer genialen Freiin schwere Vermögenshindernisse in den Weg legt, ungültig wird. Inzwischen spielt die Liebe Schulröschens zu dem testamentarisch bestimmten Gatten der Freiin, die Intrigue eines ehrgeizigen und hochmütigen Oberlehrers, der an dem Röschen, das ihn verschmäht, sich rächen will, und die Leidenschaft der Freiin zu einem geheimnisvollen Maler, ferner tritt in der Erzählung noch ein witziger, lebensklunger [illegible] Edelmann auf, der nach vielen Irrfahrten in dem Fräulein von Borck sein Ideal ohne Idealismus findet — und der Rektor wie der Schuldiener, die glänzende Rektorsfrau und eine ganze Reihe drolliger Mädchencharakterfiguren treiben, hübsch individualisiert, in dem leicht geschürzten Intriguenstück der Novelle lustig und keck ihr Wesen. Frisch und munter im Ton, geistreich und sprachgewandt in der Darstellung, unterhält diese heitere Erzählung auf's beste, ohne weiter große Ansprüche an den Leser zu erheben, freilich aber auch ohne solchen stand zu halten. Bei dem jetzt oft so schweren Gewicht unserer Unterhaltungslitteratur ist solch ein Bündel prickelnder Raketen, wie dies „Schulröschen“ charakterisiert werden könnte, eine angenehme Abwechslung.

— **Eine wirklich populäre Biographie von Felix Mendelssohn-Bartholdy** hat bis jetzt immer noch gefehlt trotz der vortrefflichen Werke Reißmanns und Hensels. Diesen Wunsch der Mendelssohnfreunde erfüllt jetzt Dr. W. A. Lampadius in seinem Buche „Felix Mendelssohn-Bartholdy“ (Leipzig, Leuckart). Von den neuen Publikationen, den großen Meister betreffend, waren es die in den letzten Jahren erschienenen zwei Bände der Briefe Mendelssohns, die tiefe Blicke in sein Inneres gestatteten und den Menschen wie den Künstler treu und fein zeichneten. Die Reisebriefe bilden demnach auch einen wesentlichen Bestandteil dieser Lebensgeschichte. Lampadius war ein schwärmerischer Verehrer Mendelssohns schon in seinen Jugendjahren, er hat den Meister gekannt und stand ihm nahe, daher besitzt dieses Buch einen ganz eigenartigen Ton der Wärme und liebevollen Vertiefung in den Stoff; mit glücklichem Griff hat auch Lampadius mehr die Entstehung der Werke sorgfältig veranschaulicht als eine Analyse ihres Inhalts gegeben, das findet man in Reißmanns mehr vom musikalischen Standpunkt aus geschriebener Biographie. Die Persönlichkeit des Komponisten tritt uns hier ganz unmittelbar vor Augen, umflossen von jenem Goldschimmer der Begeisterung, den liebende Erinnerung um das Bild gewoben. Das schön ausgestattete Buch ist geschmückt mit einem Porträt des Meisters und einem Facsimilebrief an Robert Franz aus dem Jahr 1844.

— **Von Jordans Aufsehen erregendem Roman „Die Sebalds“** giebt jetzt die Deutsche Verlags-Anstalt, nachdem die dreitausend Exemplare starke erste Auflage innerhalb Jahresfrist verkauft ist, eine zweite, durchgesehene Auflage heraus, welche dadurch noch ein besonderes Interesse erhält, daß Jordan eine hochinteressante große Vorrede dazu geschrieben. Es fallen durch dies Vorwort ganz eigentümliche Lichter sowohl auf das merkwürdige Werk selbst wie auch auf des Autors Stellung zu Christentum, Kunst, Forschung und die sozialen Bestrebungen unserer Tage.

Bildende Künste.

— **In dem großen, mit Blumen, Teppichen und altdeutschen Möbeln** sehr hübsch drapierten Festsaal des Königsbaus in Stuttgart findet augenblicklich eine Ausstellung von Kunstwerken aus Privatbesitz statt, die nach allen Seiten hin auf das angenehmste überrascht und die vielfach geäußerte Meinung, die schwäbische Hauptstadt vernachlässige die Pflege der Kunst und es fehle ihren Einwohnern an Kunstsinn, schlagend widerlegt. Die Zahl der wirklich guten Kunstwerke, die hier zusammengekommen, ist in der That eine ganz auffallend große. Von den Gemälden einheimischer Meister finden sich allein 9 Schönleber und 3 Bauch; doch fehlt von den namhaftesten modernen deutschen Malern kaum einer. Es sind von den beiden Achenbach, von Böcklin, Defregger, Feuerbach, Lenbach (ein skizziertes und ein vollendetes Porträt Bismarcks) je 2, von Hansen 3, von F. A. von Kaulbach und Spitzweg je 4, von Knaus, Lessing, Max, Preller, Schwind, Seitz und Vautier je 1 Gemälde ausgestellt, während andererseits das Ausland unter andern durch Gallait und durch Ricard, Rousseau, Passini glänzend repräsentiert wird. Sehr reich ist die Ausstellung auch an ausgezeichneten Handzeichnungen, unter welchen diejenigen von W. von Kaulbach, Keller, Menzel, Piloty, Stieler, Vautier und Anton von Werner besonders hervorragen. So ist das in einer Stadt von hunderttausend Einwohnern ohne hervorragenden Fremdenverkehr, im Anfang der toten Saison immerhin gewagte Unternehmen auf das glänzendste gelungen. Es war überhaupt nur möglich durch große Opfer und das einmütige Zusammenwirken aller Privatkreise und interessierten Vereine. Die Herren vom Komite haben sich durch keine Schwierigkeiten zurückschrecken lassen, und diese schließlich dennoch überwunden zu haben, ist das ganz besondere Verdienst der Herren Direktor Schraudolph, Professor Kappes und des strebsamen, unermüdlich thätigen Sekretärs des Kunstvereins, Herrn Seier, dem das Stuttgarter Kunstleben schon so manche erfolgreiche Anregung verdankt.

— **Die Vereinigung der Kunstfreunde für die amtlichen Publikationen** der k. Nationalgalerie in Berlin hat als diesjährige Publikation ein Farbendruckbild des wirkungsvollen und besonders durch kräftiges und harmonisches Kolorit hervorragenden Gemäldes „Christi Predigt am See“ von Professor H. Hofmann ediert, das als eine Musterleistung dieses Reproduktionsgenres bezeichnet werden muß. Die poetische Anmut der Figuren, das stimmungsvolle Wasser, der warme Glanz des zart bewölkten südlichen Himmels, die feingefühlte Abstimmung der gesättigten Farben, all diese Vorzüge des Originals giebt diese Nachbildung ganz vortrefflich wieder, so daß dieses Blatt sowohl in Mappen wie als Zimmerschmuck auch hochgestellte künstlerische Anforderungen befriedigen wird.

Musik.

— **Die neuen Abonnementskonzerte in Hamburg unter Leitung** von Dr. Hans von Bülow werden im nächsten Winter definitiv ihren Anfang nehmen. Der Cyklus ist auf sechs Konzerte festgesetzt, von denen zwei im November, zwei im Januar und zwei im Februar stattfinden werden. Die hervorragendsten Solisten unserer Zeit werden in diesen Konzerten mitwirken. In jedem Konzert wird eine Orchesternovität zur Aufführung kommen.

— **Die russische Nationaloper von Moskau gedenkt im nächsten** Winter in Berlin, Wien, Paris und London mit ihrem eigenen Solopersonal, Chor, Orchester, Dekorationen und so weiter die hervorragendsten russischen Nationalopern zur Aufführung zu bringen.

— **Direktor Jauner hat den Antrag erhalten, mit dem Operettenensemble** des Theaters an der Wien den „Zigeunerbaron“ in London aufzuführen.

— **Im letzten Richter-Konzert in der St. James-Hall in London** wurde Eugen d'Alberts Symphonie zum erstenmal und zwar mit glänzendem Erfolg aufgeführt.

Bühne.

— **Wenn Phöbus auf seinem Sonnenwagen eine Vergnügungstour** macht, haben die Musen das Nachsehen. Am empfindlichsten machte sich diese unangenehme Thatsache wohl den „Münchenern“ in Berlin fühlbar, die leider die Naturtreue noch nicht so weit haben nachahmen können, daß von ihren oberbayerischen Landschaften auch der kühlende Hauch würziger Bergesluft sich ins Publikum ergieße. An Ehren waren sie diesmal nicht minder reich als in den Vorjahren, aber da man die Lorbeeren bis jetzt noch nicht zu einem Nahrungsmittel zu machen verstanden hat, so ist dieser Lohn doch nur ein imaginärer. Auch ihr neuestes Stück, eine sentimentale Gebirgsromanze von Max Grube und Krepp-Elfeld, die mit ziemlichem Raffinement das Gefühl, die Phantasie und die Nerven in Atem setzt: „Hans im Glück“, hat die sommerliche Bierstimmung nicht zu besiegen vermocht, und so werden denn wohl die trefflichen Künstler Berlin nicht gar mit so schwerem Herzen den Rücken gewandt haben. — Auch die russische Tragödin Elisabeth Goreva, die als Adrienne Lecouvreur im Residenztheater aufgetreten ist, mag sich wohl von dem Empfange, den sie in der Reichshauptstadt erfahren, arg enttäuscht fühlen. Denn an Huldigungen gewöhnt, hatte sie zweifellos nach dem Vorgange berühmter Kollegen erwartet, man werde sie in ähnlicher Weise feiern wie Salvini, Rossi, Booth und andere. Dies ist nicht geschehen, wenigstens nicht seitens der Presse, und das will viel sagen, da die Dame von seltene eigentümlich reizvollen Erscheinung ist, die zwar nicht strenge dem Begriff der Schönheit entspricht, aber um so pikanter wirkt, weil Einzelvorzüge, zu denen ein feiner Ausdruck und ein leuchtendes Auge in erster Reihe zählen, selbst verwöhnte Ansprüche bestechen. Die Kritik ist diesmal ehrlich genug gewesen, einzugestehen, daß eine Soloreistung in russischer Sprache sich ihrem Urteil entziehe. Selbst leicht entzündliche Ritter von der Feder haben die Selbstverleugnung so weit getrieben, die Galanterie der Wahrheit zu opfern und harte Worte über die Aussichte zu sagen, welche die Spekulation auf die Neugier mit fremdländischen Gastspielen eingeführt hat, ein Zug von Charakterstärke, der allgemein überrascht hat und denen zur Warnung gereichen wird, die etwa Lust verspürt haben mögen, Deutschland in ähnlicher Weise merkantil auszubeuten, wie dies das reisende Virtuosentum in Amerika teilweise mit glänzendem Erfolge gethan hat. — Auf den Mißerfolg, den das Deutsche Theater mit einem [illegible] für das Heldenfach erlebt hat, ist ein anderer am k. Schauspielhause gefolgt. Trescher von Oldenburg, der in seiner ersten Rolle einen wenn auch nicht ganz ehrlichen Erfolg erzielt hatte, ist als Konrad Bolz mit einer beinahe phänomenalen Einmütigkeit von der Kritik und dem Publikum abgelehnt worden. Wie seltsam! Die wirklichen Künstlernaturen, wie sie für diese Rolle erforderlich sind, weil der Nerv derselben ein echt künstlerisch gearteter ist, werden, wie es scheint, immer knapper. Wie selten hat man einen guten Bolz gesehen! Schreiber dieses kannte nur einen und das war der ausgezeichnete Dresdener Liebhaber Karl Dettmer (von Liedtke und Sonnenthal abgesehen). Selbst der vielgerühmte Mittell, Sonntag, Mitterwurzer und eine ganze Reihe Sterne niederer Ordnung haben diesem nicht das Wasser zu reichen vermocht; ein Bolz, dem man hätte um den Hals fallen mögen. Wo sind heute die Künstler, von denen man das Gleiche sagen könnte! Es wird recht schwer halten, für die k. Bühne einen würdigen Nachfolger für Liedtke zu finden. Und wirkliche Künstler thun dieser Bühne so not, wenn sie den schweren Konkurrenzkampf mit dem Deutschen Theater mit Glück bestehen soll!

— **Am 7. Juni sind es 25 Jahre, daß Fräulein Charlotte** Wolter vom Viktoriatheater in Berlin zum erstenmal die Bühne der Wiener Hofburg betrat und zwar als Gast in der Rolle der Adrienne Lecouvreur. Ihr Engagement trat sie erst am 12. Juni 1862 an, so daß die geniale Tragödin ihr Jubiläum als Mitglied des Burgtheaters erst übers Jahr feiern wird.

Kultur und Wissenschaft.

— **In einem Vortrag über Akklimatisation und Kolonisation** im Berliner anthropologischen Verein betonte der Vortragende, daß bei beiden nicht die Rassen-, sondern die Nationalitätseigentümlichkeiten eine besondere Rolle spielen. So hat zum Beispiel die Bevölkerungsstatistik von Algier ergeben, daß von 1000 eingewanderten Deutschen 25 mehr sterben, als dort geboren werden, von Franzosen 11 mehr sterben, als dort geboren werden, während hingegen die Italiener, Spanier und Malteser sich numerisch in Algier vermehren. Maßgebend für die Akklimatisation sind hauptsächlich die meteorologischen und die pathologischen Verhältnisse der zu bewohnenden Gegenden. Die meteorologischen umfassen die Temperatur, Höhenlage, Feuchtigkeit und so weiter, die pathologischen eine Reihe von Krankheiten, besonders Malaria, Darmkatarrh, Ruhr und Gelbfieber. Gegen letztere Krankheiten besitzen die Eingeborenen der Tropen fast vollständige Immunität, während der Nordeuropäer, je länger er sich in einem tropischen Land aufhält, um so größere Prädisposition für diese Krankheiten erhält. Nach den Erfahrungen, die auf einzelnen Punkten der Erde mit der Kolonisation und Akklimatisation von Nordeuropäern, besonders in Aegypten, den Antillen, in Indien, Senegambien, Sansibar, Westindien und Madagaskar gemacht wurden, läßt sich der Schluß ziehen, daß der Nordeuropäer in den Tropen und Subtropen bei vorsichtiger Lebensweise einige Jahre ungefährdet zubringen kann, daß er aber darauf wieder längere Zeit, wenn er seine Gesundheit nicht schädigen soll, in einem gemäßigten Klima leben muß. Eine Akklimatisation des Nordeuropäers durch Fortpflanzung seiner Rasse in den Tropen ist bis jetzt nicht erfolgt.

— **Vor etwa Jahresfrist machte die Entdeckung von Abdrücken** menschlicher Füße im Gestein eines am Managuasee (Nicaragua) gelegenen Steinbruchs einiges Aufsehen. Man erblickte in denselben ein Zeugnis, welches das Alter des Menschengeschlechtes in eine sehr ferne Zeit hinaufrückte. Das Wiener naturhistorische Museum hat nunmehr durch einen in Nicaragua ansässigen Oesterreicher zwei große Steinplatten mit solchen für vorgeschichtlich angesehenen Fußspuren erworben. Der Stein, worin letztere 8—10 Centimeter tief eingedrückt sind, ist ein poröser vulkanischer Tuff und die im Steinbruch darüber gelagerten Schichten waren ebenfalls vulkanisches Gestein. Die Fußspuren sind außerordentlich scharf und deutlich; eine derselben scheint von einem kleinen Kinde herzurühren.

Natur.

— **Die Stadt Crossen mit ihrer Umgebung ist bekanntlich am** 14. Mai von einem Wirbelsturm heimgesucht worden, der binnen wenigen Minuten die ausgedehnten Wein- und Obstgärten, die Haupteinnahmequelle der dortigen Bevölkerung, auf Jahrzehnte hinaus verwüstete, fast alle Gebäude erheblich beschädigte und selbst Menschenleben vernichtete. Der Schaden ist für die Betroffenen um so empfindlicher, als sie meistens in diesem Jahr auch schon durch Wassersnot und Frostschaden schwer heimgesucht worden. Es hat sich deshalb ein Komite gebildet, um dem Elende die unglücklichen Einwohner der Stadt sehen, um durch Sammlung von Gaben den Bedürftigen zu Hilfe zu kommen. Sendungen sind zu richten an den Schatzmeister Kaufmann Busch in Firma Fr. Dreher in Crossen.

Gesundheitspflege.

— **In Betreff der Beseitigung von Muttermälern und Warzen** macht Professor Voltolini-Breslau eine Mitteilung, welche von allgemeinem Interesse ist. Die Entfernung derartiger „Schönheitsfehler“ hatte bisher ihre Mißstände, indem nach den gebräuchlichen Verfahren durch Ausschneiden, Aetzen etc. nur allzu oft Narben zurückblieben, welche manchmal noch störender waren als jene Mißbildungen. Aus diesem Grunde zogen viele Personen es vor, letztere zu behalten. Professor Voltolini hat nun die Idee durchgeführt, zur Beseitigung derartiger Fehler die chemisch zersetzende Kraft des elektrischen Stromes, die sogenannte Elektrolyse, zu benutzen. Zu diesem Zweck hat er eine Batterie von fünf Elementen konstruiert, deren Leitungsschnüre mit zwei recht feinen Platinnadeln, für letztere hatte Gold die mit einer Stahlnadel versehen sind; die Nadeln werden in die zu entfernenden Gebilde eingestochen, hierauf läßt man einige Minuten den Strom einwirken. Nach der Sitzung trocknet die Warze meist ein und fällt nach einiger Zeit ab, ohne die Spur einer Narbe zu hinterlassen. Voltolini hat diese Methode in zahlreichen Fällen mit günstigem Erfolge durchgeführt und will nun dieselbe durch seine Veröffentlichung zum Gemeingut der Aerzte machen.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Wer Geräte liebt, die man bequem zerlegen und wieder** montieren kann, dem wird der auseinandernehmbare Garderobehalter zusagen, den der k. Hoflieferant E. Cohn in Berlin SW. auf den Markt bringt. Alle einzelnen Teile dieses in der Hauptsache aus sechs an einer drehbaren Scheibe sitzenden Huthaltern und ebensovielen Haken zum Aufhängen von Mänteln und Röcken bestehenden Garderobehalters lassen sich von einander trennen und bilden, sobald sie wieder vereinigt sind, doch ein äußerst solides Ganzes. Werden nach längerem Gebrauch einzelne Bestandteile schadhaft, so kann man sie mit sehr geringen Kosten wieder erneuern, wobei aber zu bemerken ist, daß bei der soliden Konstruktion des Garderobehalters für diese Eventualität so leicht überhaupt keine Aussicht ist.

Feste und Versammlungen.

— **Der zu Dresden vom 6.—8. Juni vorigen Jahrs abgehaltene** Kongreß deutscher Kegelklubs hatte die Gründung eines Verbandes derselben zur Folge. Das erste Verbandsfest, verbunden mit Preiskegeln, soll nun vom 19.—22. Juni dieses Jahrs zu Berlin stattfinden und ist das Programm folgendes: Samstag den 19. Juni Antrittskommers im Wintergarten des Zentralhotels; Sonntag den 20. Juni vormittags Generalversammlung im Flora-Etablissement zu Charlottenburg, darauf folgend Festmahl, Promenadenkonzert und Gesellschaftsball. Montag den 21. Juni Preiskegeln von früh 8 bis abends 6 Uhr im Schloß Weißensee und Dienstag den 22. Juni Ausflug nach Potsdam und Abschiedskommers im Zoologischen Garten zu Berlin. Von Hamburg, Leipzig und Dresden aus sind Sonderzüge in Vorbereitung.

— **Gustav Freytag feiert am 13. Juli dieses Jahres** seinen siebenzigsten Geburtstag.

Sport.

— **Am 8. August dieses Jahrs werden es gerade 100 Jahre sein,** daß der Gipfel des Montblanc zum erstenmal erklommen wurde, und zwar nachdem eine ganze Reihe kühner Bergsteiger während eines Zeitraums von 15 Jahren vergebens versucht hatte, dieses Ziel zu erreichen. Bekanntlich waren es der Gemsjäger Jacques Balmat und der Arzt Paccard, welchen diese Besteigung gelang. Balmat war schon im Juni 1786 dem domartig gerundeten Gipfel des Bergriesen nahe gekommen, mußte aber den Rückzug antreten, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Unter tausend Gefahren kam er auf dem 12000 Fuß hohen Plateau an, auf dem er, sich durch unausgesetzte gymnastische Uebungen vor dem Tode des Erfrierens bewahrend, eine schauerliche Nacht zubrachte. In der Morgendämmerung rückte er noch einmal vor, und wenn ihm ein Sturmlauf auch diesmal mißlang, glaubte er doch den Weg gefunden zu haben, von dem aus die Riesenfestung bezwungen werden konnte. In der That gelang ihm der dritte Versuch einen Monat später im Verein mit einem Gefährten. Die Besteigung des Montblanc wurde als eine Heldenthat angesehen, und der Ruf der beiden Männer verbreitete sich rasch weithin. Sie gab der wissenschaftlichen Erforschung der Alpenwelt einen neuen, mächtigen Impuls und von ihr an datiert eigentlich erst die Aera der Bergbesteigungen.

Gestorben.

— Dr. Christian W. Hertz, Chefredakteur des „Wächter am Erie“, hervorragender deutschamerikanischer Journalist, 29 Jahre alt, am 3. Mai, in Cleveland (Ohio).

— Frandino, Arzt, bekannter Garibaldianer, am 13. Mai, in Mailand.

— Pfarrer Joseph Haltrich, verdienstvoller Erforscher der sächsischen Märchen und Sagen in Siebenbürgen, am 17. Mai, in Schaas in Siebenbürgen.

— Philipp Hermann Eichens, bekannter Kupferstecher, auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Künste, 75 Jahre alt, am 17. Mai, in Paris.

— Leopold Ferdinand Basert, Veteran aus den Befreiungskriegen, einer der Begleiter Napoleons I. nach St. Helena, 94 Jahre alt, am 18. Mai, in Oranienburg.

— Auguste Marc, Direktor der „Illustration“, am 19. Mai, in Suresnes bei Paris.

— Heinrich Wilken, Schauspieler und Possendichter, 52 Jahre alt, am 21. Mai, in Berlin.

— Alfred von Krause, Oberst und Inspekteur der 2. Pionier-Inspektion in Mainz, 55 Jahre alt, am 21. Mai, in Mainz.

— Frau Pendleton, die Gattin des Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, 50 Jahre alt, am 21. Mai, in New-York.

Google

— Lloyd Jones, einer der Gründer des Genossenschaftswesens in England, 75 Jahre alt, am 22. Mai, in Stockwell bei London.
— Leopold von Ranke, der Neffe der deutschen Geschichtsforscher, 90 Jahre alt, am 23. Mai, in Berlin.
— Professor Heinrich Aulpitz, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der Dermatologie, 81 Jahre alt, am 23. Mai, in Wien.
— Dr. jur. Joh. Friedrich Voigt, ehemals Rat am Reichsoberhandelsgericht in Leipzig, 84 Jahre alt, am 23. Mai, in Hamburg.
— Dr. Georg Waitz, bekannter Historiker, Mitherausgeber der »Monumenta Germaniae Historica«, 72 Jahre alt, am 25. Mai, in Berlin.
— Eberhard Fib. von Dincklage-Campe, Veteran aus den Befreiungskriegen, 89 Jahre alt, Ende Mai, in Lampe (Ostfriesland).
— Konrad Kraus, Schriftsteller, Verfasser verschiedener Lustspiele, 55 Jahre alt, Ende Mai, in Mainz.

Rätsel.

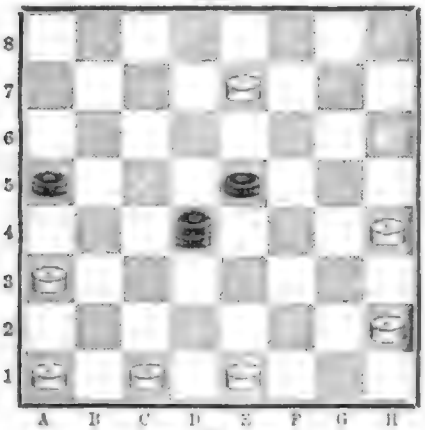
Damespielaufgabe.

Silhouette.

Von v. d. Lden.

Wer zuletzt seinen Stein hat oder keinen Zug mehr machen kann, hat gewonnen. Die Steine gehen nur vorwärts, schlagen jedoch vor- und rückwärts.

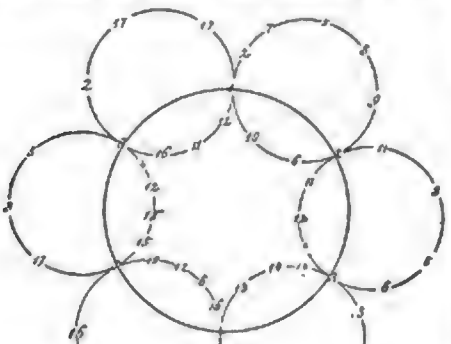
Zahlen.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Kreisdreizahlenrätsels Seite 777:



1, 2, 3, 4, 5, 6 Luther.
1, 2, 7, 5, 8, 9, 2, 6, 10 Luxemburg.
2, 11, 8, 5, 6, 8, 4, 12, 11 Unterton.
3, 5, 10, 5, 3, 4, 13, 14, 14 Teterhaft
4, 15, 1, 16, 5, 10, 12, 6, 16 Hildegard.
5, 17, 8, 5, 6, 4, 12, 19, 15 Christoph.
6, 2, 17, 17, 1, 12, 11, 16 Rußland.

Silbenrätsel.

Der Weisheit ein Symbol ist dir die erste,
Und Klarheit rühmst du an der zweiten gern;
Doch einst am Ganzen nun ergötzte
Des Vaterlandes liebgewohnter Stern.

Auflösung des Rätsels Seite 777:

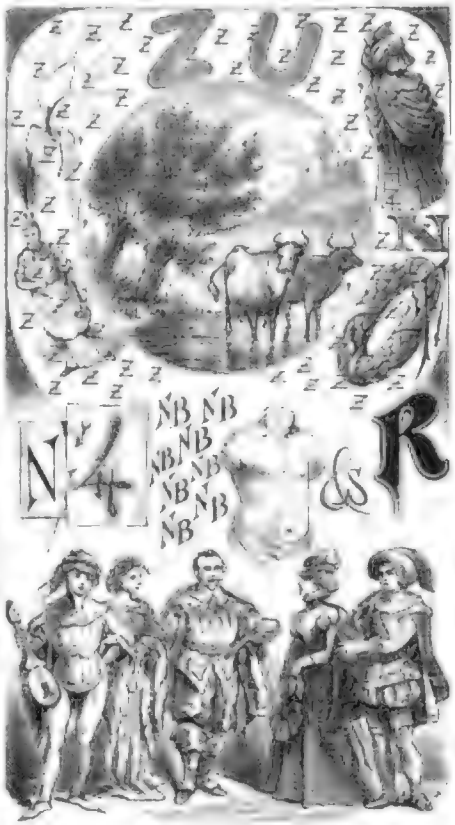
Rakel.

Anagramm.

Ein edler Königssohn
Wählt' einst nach alt Symbol,
Er setzte „Ich" davor,
Und es gelang ihm wohl.
Er kämpfte hochgemut,
Demütig wie ein Kind.
Er ehrte selbst die Feinde.
Der Ruhm und Schutz der Freunde.

Setzt die vier Zeichen um.
Ein Scheusal steht vor dir,
Tod und der Hölle Stamm!
Und sicher stützt du ihr.
Blick' in dein Herze tief.
Ob's nicht darinnen schläft!
Hat's, denn allem Böhm
Kann es die Fesseln lösen!

Bilderrätsel 37.

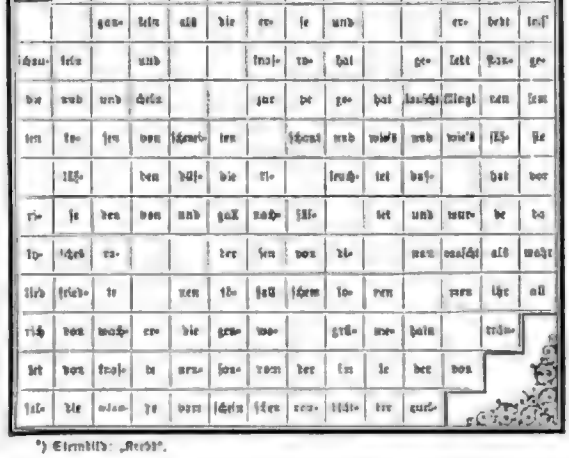


Auflösung des Bilderrätsels Seite 777:

In einer Stunde streckt man einen Baum zur Erden.
Der hundert Jahre hat gebraucht, um groß zu werden.

Astronomischer Monat-Königsmarsch: Juni.*)

Von Rudi von Warnbrunhagen.



*) Sternbild: „Krebs".

Von den älteren Jahrgängen

unseres **„Ueber Land und Meer" vor 1882** sind die Jahrgänge 1859 bis 1864, und 1866 bis 1879 vollständig vergriffen. Wir haben jetzt nur noch von den Jahrgängen **1865, 1880** und **1881** einigen wenigen Vorrat, und können solche, soweit dieser ausreicht, was nicht mehr lange der Fall sein wird, noch zu den nachstehenden **sehr ermäßigten Preisen** liefern:

Jahrgang 1865 bezahlt für	. . .	3 Mark,
„ 1880	. . . .	5 „
„ 1881	. . . .	4 „

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche diese Jahrgänge oder einen derselben zum ermäßigten Preise zur Ergänzung noch zu erwerben wünschen, wollen mit ihrer Bestellung nicht säumen, sie könnten sonst leicht zu spät kommen.

Dies als Antwort auf die immer wiederkehrenden vielen Anfragen.

Stuttgart, im Juni 1886.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Abonn. H. in Philadelphia. Diese in den betreffenden Zeitschriften brennende Streitfrage vermögen wir nicht zu entscheiden.

„E. in L." Der von Ihnen gewünschte Artikel wegen — nicht möglich.

Rondor. Der schwarze Adler ist ein jener Opfertiere, um deren willen Gottlieb seine Anspielung von Gelehrsamkeit als ein „romantisches" Prädikat bezeichnete. Er fällt für den Geist des kurz vorher auf dem Schlachtfelde gefallenen preußischen Herrscherhauses Talbot. — Wenn Sie sich über die alte Literatur unterrichten wollen, müßten Sie schon irgend eine Geschichte derselben zur Hand nehmen. Wir würden nur Salben nach Athen tragen, wollten wir auf Ihre Wünsche in dieser Hinsicht eingehen.

H. E. Sp. in Bielefeld. Leider unterschätzen. Wir erhalten überhaupt Einsendungen dieser Art so viele, daß wir für die uns in Aussicht gestellten Beiträge kaum Verwendung haben werden.

B. E. L. W. H. in Strandeng. Es ist seiner Zeit von unbefugter Seite stets energisch bestritten worden, daß die „Augusta" nicht genügend mit Kanonen versehen worden. Weiter können auch wir Ihnen nichts mitteilen.

Gl. Sch. in Minska. Seien Sie freundlich! Aber meinen Sie wirklich im Ernst, daß nur die Architekten diese Arbeit haben?

B. Sch. in Göbordorf. Wir verweisen Sie auf unsere Briefmappe Seite 737: „Langjähriger Abonnent aus Calcar".

Dr. Kl. in Görlitz. Herzlichen Dank! Wir haben diese Mitteilung bereits an anderer Stelle gebracht.

Ottilie G. in Molengut (Baltikum). Als wir Ihre Anfrage erhielten, hatten wir Nro. 35 unserer Rätselheft bereits versandt. Ihre Briefe kommen also viel zu spät. Wir bemerken indes alle, auch Ihre einlaufende Lösungen und werden Sie Ihren Namen jedenfalls in einer der folgenden Nummern finden.

H. W. in Gigt. Dahms, Leitfaden für Dampfmaschinenbau.

Frau Anw. Schmidt in Gr. Den Gymnasialen Romanenklub „Um Szepter und Krone", beliebend aus den fünf Abteilungen: „Um Szepter und Krone", 4 Bände; „Fürstliche Minne und Gegenwart", 4 Bände; „Zwei Kaiserkronen", 4 Bände; „Krieg und Schwert", 4 Bände; „Gold und Kaiser", 4 Bände, pol. zu Bände, theilen Sie gütigst zu dem ganz bedeutend ermäßigten Preise von ℳ 25 geliefert, und ℳ 35 sein gebunden in 10 Bänden, bezogen. Wenden Sie sich wegen der Bestellung nur an die nächstgelegene Buchhandlung.

Mehrere Mädchen aus Köln. Das ist Geschmacksache und über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Von den Dichtern ist jede Farbe mit derselben Begeisterung besungen worden, und empfänglichen Herzen soll es schon passiert sein, daß sie mit derselben Feuer für Braun, Blau und Schwarz mitbrannten. Die Farbe allein ist überhaupt nicht entscheidend, Glanz, Größe und Ausdruck sind für die Schönheit des Auges viel wichtiger.

Howard L. in Darling (England). Die Eier, kochen, Kaltblichen und Backfischen sind bei uns Hausgeist. Im Handelsteile übernimmt allerdings in Töchtern und Städten, die Feldtiere aber verläßt uns in den Winternächten, um indes mit der Schwalbenzeit, häufig schon im Februar, zurückzukehren. Erstaunlich verhält sich das Rotkehlchen, daß es häufig noch hält im Dezember in den Gärten herumirrt und Anfang März schon wieder da ist. Einzelne überwintert auch der Star, doch nur sehr selten; während die Bachstelze im Frühling zuerst sich einstellt, aber im Oktober auch schon fortzieht.

C. G. in Koburg. In dem Bilde von Alma-Tadema ist die Dame Flavia Gaeyeta, die stehende Person. Gaeyeta sagt freilich nicht aber um ihre Person liegt deutlich unterstrichen ein leidender Zug, der ihr Text war etwas stärker markiert werden ist, als er im Bilde auf den ersten Blick bemerkbar.

Otto K. in Hamm. Wir haben an derartiger Spezialwerken einen solchen Überfluß, daß wir auf Jahre hinaus für die Ihre kaum Platz haben werden.

Molly J... in Fr. Buchhandlung in Erfurt hat eine Menge Gaben dieser Art im Verlag. Wollen Sie sich nur an diese wenden!

H. K. in Kattowitz. Von dieser Zeitung gibt es keine Photographie.

Veilchen aus Polen. Der Name wird nach deutscher Aussprache ganz so ausgesprochen, wie er geschrieben wird — also nicht Skal. Das Geschlecht hat niemal diesen Namen — woher können auch wir Ihnen nicht sagen.

Margarete Mutter in Oels. Wir empfehlen Ihnen A. Burgets sehr elegant ausgestattetes Buch: „Deutsche Conversationen" für Ihre Fräulein Tochter. Es wird willkommen sein.

„Graphologie". Herr B. ist gebürtiger Grieche, spricht jedoch seinen Namen in Deutschland deutsch aus.

Junger Verwaltungsfreund in Westfalen. Ihre Wünsche werden sich kaum verwirklichen lassen. Jeder deutsche Staat hat einen so großen Widerstand an Kandidaten unter Freunde, daß selbst die Landesfinder nur zum Teil Berücksichtigung finden können.

Fräulein Emma L. in Bamberg. Vom Südwesten die Nase — V Dann nähme man von Nitrocellulose eine Spitze bekommen. Alle glauben nicht, daß derjenigen Ernährungsmedaillen auf Form und Gestalt der Nase Einfluß haben.

Hrn. Privatier M. in Tr. „Rheinland oder Die Jagd nach Glück" ist eine erzählende Dichtung Hermann von Schmids. Unsere Verlagshandlung besitzt von diesem Werk noch eine kleine Anzahl Exemplare; Sie können deshalb bei umgehender Bestellung durch Ihre Buchhandlung noch ein Exemplar erhalten. Als Abonnent unserer Journale erhalten Sie das Buch mit Goldschnitt, gebunden Mark, dessen Verbindung ℳ 2.15 ist. zum Ausnahmspreis von nur ℳ 2.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Hm. Hesse-Wagner, Leipzig in München. Emil Schwager in Molengut (die beiliegenden Briefe kommen uns nicht zugekommen zu sein). C. Horn in Marktredt. Charlotte Schick in Stuttgart. Martha Rudolf in Rudolstadt. Anneliese Kahr in Bern. Kandidatin Hirschfeldten Tank für den Pfarrergruß. B. Jenisch in Schloß Waldberg (6). J. Tschuser in Hanau a. M. Otto Hack in Magdeburg. Alfred Pellmer in Breitenfelde. F. Meinel in Hamburg (Sie haben recht, die Aufgabe lässt verschiedene Lösungen zu). „Junger Arzt Werner" in Schleiz (2). Ilse Emilie Deutzmann in Bischdorf. Lily in London. Anna Lochmüll in Herzenberg. Martha Tzel in Ilsing (3).

Gesundheitspflege.

W. in Z. bei K. a. E. Die bei einem Katarrh aus der Nase abfließenden Schleimmassen sind nur Produkte der Nasenschleimhaut und der benachbarten Höhlen. Aus dem Gehirn kommen sie nicht, und wird dadurch weder dieses und noch viel weniger das Rückenmark in Mitleidenschaft gezogen.

Treue Abonnentin in L. Versuchen Sie gegen die lederfarbe Abweichungen mit [illegible].

„Bette". 1) Nach Ihrem empfehlen wir derartige Abwaschungen, [illegible], zumal wenn Sie glauben, daß Ihre rote Nase ihren Grund in Verdauungsstörungen haben könnte. Beseitigung derselben durch eine streng geregelte Diät. Vermeiden schwerverdaulicher Speisen; bei sitzender Lebensweise durch möglichst viel Bewegung im Freien, und wenn dies nicht zum Ziele führen sollte, durch eine mehrwöchentliche Karlsbader Kur. 2) Es gibt und gab auch keine deutsche Universität, auf welcher man sich den Doktortitel allein durch Geld erkaufen konnte.

M. v. W. in Köln. 1) Wir bedauern, Ihnen keine derartige Adresse angeben zu können. Wenden Sie sich doch einmal an die [illegible] Universitätsklinik in Bern, beziehungsweise an den Direktor derselben; vielleicht erhalten Sie dort Auskunft. 2) Dieses Verfahren ist neu erschienen und dürfte Ihren Zwecken wohl entsprechen.

E. St. Ohne persönliche Untersuchung ist hier kein Rat möglich.

E. K. in E. Ob gerade bei Ihrem Leiden das Brunnenwasser von Erfolg sein wird, läßt sich von vornherein nicht mit Sicherheit sagen. Einen Versuch können Sie ja immerhin damit machen. Von warmen Vollbädern, zu 27° R., allmählich abgekühlt, mit [illegible] Douche und zwar längs des Rückgrats verbunden, würden wir uns dagegen mehr Erfolg versprechen. Die Bäder werden am besten einen Tag um den andern genommen. Im Sommer könnten dann Seebäder an deren Stelle treten.

Stud. med. in Wien. Bei reichlicher Schuppenbildung auf dem Kopfe (Seborrhoea sicca) sind in neuerer Zeit Waschungen mit [illegible] alkoholätherischer [illegible] (zweimal täglich), mit nachfolgender Abreibung mit lauem Seifenwasser empfohlen worden.

O. Friedrich. Durch die verschiedenen Depilatorien werden die Haare wohl entfernt, jedoch in den seltensten Fällen so, daß sie nicht nach kürzerer oder längerer Zeit wieder nachwachsen.

A. St. in Cuchy (Schweiz). In den beiden Broschüren: „Die Ursachen des Stotterübels und dessen naturgemäße Heilung" von Sprachlehrer A. E. Gerdts, Bingen a. Rh., Selbstverlag des Verfassers; ferner Prospektus der Rudolf Denhardtschen Sprachheilanstalt in Eisenach (Thüringen), werden Sie das Gewünschte finden.

Arme Unglückliche aus B. . . . Erst nachdem festgestellt ist, woher der üble Geruch kommt, lassen sich Mittel dagegen angeben. Besser hat doch einen Arzt zu befragen.

A. E. Als Heilanstalt für Lungenschwindsucht, namentlich wenn dieselbe noch nicht zu weit vorgeschritten ist, ist die von Dr. Dettweiler in Falkenstein im Taunus zu empfehlen. Wir verweisen Sie auf das im Verlag von Johannes Alt in Frankfurt a. M. erschienene Schriftchen: „Bericht über zweiundsiebenzig seit acht bis neun Jahren völlig geheilte Fälle von Lungenschwindsucht" von Dr. Dettweiler in Falkenstein im Taunus.

Rosa Kripped. Ob Anlage zu einer Lungenkrankheit vorhanden ist, läßt sich nur nach genauer persönlicher Untersuchung feststellen. Zur Behandlung der Bleichsucht ist kein Spezialarzt nötig, da hiefür jeder Arzt Rat erteilen kann. Zur Beseitigung der anderen erwähnten Symptome würden wir raten, warme Bäder zu versuchen, und zwar mit einer Temperatur von ca. 27—28° R. und einen Tag um den andern genommen. Die Dauer des Bades kann sich auf eine Viertel- bis eine halbe Stunde erstrecken.

Treuer Verehrer. Vor dem Lesen dieser Broschüre kann nicht genug gewarnt werden.

A. O. T. in Amsterdam. Mäßiges Schwimmen im freien Flußwasser ist auch bei einem Bruchübel statthaft. Ohne Operation ist die Heilung von einem solchen nur bei noch ganz jungen Individuen durch das längere Tragen eines Bruchbandes möglich. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Verlobungstag, Novelle von E. Junker, Fortsetzung. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin. II., von Otto Baisch. — Erinnerungen, von E. Hahrow. — Vor dem Tabakwirtshaus, von Marcus Heck. — Das Ende einer Verschwörung unter Ludwig XVIII. — Das Verlorene, von Paul Lang. — Ein Liebling der Jugend. Gedenkblatt von Emma Laddey. — Auf Irrwegen, Novelle von Karl von Walfeld, Schluß. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, von Romain zur See a. D. Herbig. II. — Franz Josephsland bei Wien, von E. M. Vacano. — Die thörichten Jungfrauen. — Blätter für die Frauen: Mode, von Joh. v. Sydow. — Notizblätter. — Rätsel: Damenspielaufgabe; Auflösung des Kreisbuchstabenrätsels Seite 771; Silbenrätsel; Auflösung des Rätsels Seite 771; Anagramm; Bilderrätsel 37; Auflösung des Bilderrätsels Seite 771; Astronomischer Monat-Königsmarsch: Juni, von Rudi von Warnsdorf. — Briefmappe.

Illustrationen: Vor der Ujszka, nach einem Gemälde von Johann Jenko. — Franz Josephsland bei Wien, von Franz Kollarz. — Das Ende einer Verschwörung unter Ludwig XVIII., Gemälde von Henri Cain. — Die thörichten Jungfrauen, Gemälde von Pendren. — Das Eisenbahn in Unterfranken, nach Originalaufnahmen. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, mit zwei Bildern. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder. — Blätter für die Frauen, vier Bilder.

Billige und gute Reise-Lektüre!

Wohlfeile Romane und Novellen

für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

Karl Detlef, Auf Capri	Preis ℳ 2. —
Joh. van Dewall, Der Spielprofessor	Preis ℳ 2. —
Joh. van Dewall, Ein Frühlingstraum	Preis ℳ 1. —
F. W. Hackländer, Der Toreador. — Ein Eisenbahn-Abenteuer . . .	Preis ℳ 1. —
F. W. Hackländer, Am Herdfeuer. — Reiselust	Preis ℳ 1. —
Otto Müller, Die Försterbraut von Neunkirchen	Preis ℳ 1. —
M. M. v. Weber, Schauen u. Schaffen. I.	Preis ℳ 1. —
M. M. v. Weber, Schauen u. Schaffen. II.	Preis ℳ 1. —

Diese wohlfeilen **Roman-Ausgaben** eignen sich ganz vorzüglich als **Reise-Lektüre**, wie auch zur Anschaffung für **Volks-, Vereins-, Haus-** und **Familien-Bibliotheken**. Sie verbinden **gediegenen Inhalt** mit **äußerster Billigkeit** bei sehr eleganter Ausstattung.

Dieselben sind zu den beigesetzten billigen Preisen elegant geheftet durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen, sowie auch **auf allen Bahnhöfen vorrätig.**

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig** von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Ueber diese neue Ausgabe des **grossartigsten und schönsten Prachtwerkes über das Heilige Land** schreibt Professor Dr. R. K. im „Neuen Deutschen Familienblatt": *Wir möchten unsere Leser, unter denen sich neben der deutschen Familie im allgemeinen besonders Lehrer und Geistliche befinden, recht angelegentlich auf dieses soeben neu erscheinende Prachtwerk aufmerksam machen. War die im Jahr 1884 erschienene Ausgabe des Werkes von Ebers und Guthe durch ihren immerhin etwas hohen, wenngleich im Verhältnis zu dem, was geboten wurde, mässigen Preis vielleicht mehr nur auf das vermögende deutsche Haus beschränkt: so ist diese wohlfeile Ausgabe vermöge ihrer ausserordentlichen Billigkeit um so mehr geeignet, ein Prachtwerk für die Familie im weitesten Sinne zu werden. Wer eine der bis jetzt erschienenen Lieferungen zur Hand zu nehmen Gelegenheit hatte, wird sich wundern, wie viel heutzutage eine deutsche Buchhandlung um 50 Pf. zu leisten vermag. Der Unterschied dieser von der teureren Ausgabe besteht allein in der geringeren Zahl der Stahlstiche. Der Text, die gelehrten Anmerkungen, die äusserst zahlreichen und zum vorzüglichsten in ihrem Gebiete gehörigen Holzschnittillustrationen sind, wenigstens in diesen 10 Lieferungen, soweit wir verfolgen konnten, genau gleich dem entsprechenden Teile des früheren Werkes — gleich ansprechend, gleich gediegen, gleich prachtvoll. Man darf von der Verlagshandlung erwarten, dass sie das im Prospekt gegebene Versprechen durch alle 84 Lieferungen hindurch halten und so ein dem ersten Werke ebenbürtiges und der Namen Ebers und Guthe würdiges Haus- und Familienbuch dem deutschen Volke schenken werde. Besonders für Pfarr- und Lehrershäuser, Pfarr- und Schulbibliotheken, aber auch für die Familie überhaupt gibt es nicht leicht ein belehrenderes und im schönsten Sinne erhebenderes Werk als dieses in wahrhaft grossem Stile gehaltene, in edelster Form geschriebene, grossartig illustrirte Palästinawerk. Deutschland hat bisher kein Werk dieser Art über das heilige Land besessen; dass es jetzt durch die billige Neuausgabe zum Gemeingut der Nation gemacht wird, muss der Verlagshandlung von allen Freunden reiner, wahrhaft erbauender Kunst gedankt werden. Wer die heiligen Stätten der Christenheit und des Volkes Israel lieb gewonnen hat, wer von den rauschenden Fluten des Jordan und den schimmernden Gipfeln des Libanon, wer von den Steppen des heiligen Sinai und von den Auen am Karmel, wer von der heiligen Stadt und dem toten Meere, von Gethsemane und dem Oelberg, von Bethlehem und Nazaret sich ein Bild zu machen bemüht ist — dem empfehlen wir das gediegene Werk aufs wärmste.*

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe** entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

„Monopol-Seide"

— ganz gekocht — auf Lyoner Stühlen gewoben —

[illegible] tiefschwarzer, sammetweicher Seidenstoff für Roben und Confektion.

G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste klassische Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Errungenschaften der Technik etc. nur irgend geben kann. —

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden Mètre eingedruckt ist: G. HENNEBERGS „MONOPOL"

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten:

Qual. 1 — 52 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 54 c/m. br.	Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
Mk. 4.90 od. fl. 3.25 ö. W.	Mk. 5.90 od. fl. 3.85 ö. W.	Mk. 6.80 od. fl. 4.45 ö. W.	Mk. 7.50 od. fl. 5.10 ö. W.	Mk. 8.45 od. fl. 5.70 ö. W.	Mk. 10.25 od. fl. 6.75 ö. W. pr. mètre.

porto- und zollfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu Diensten.

Roben- und Stückweise nur direkt zu beziehen von

G. Hennebergs
Seidenstoff-Fabrik-Depot,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant

Zürich. 3715

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Für junge Kaufleute.
Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig.
(Verlag der kaufmännischen Blätter.)
Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute.
Geh. M. 6.75. Eleg. geb. M. 8.—
29. Auflage.
100. bis 200. Tausend.
Auch in Lieferungen à 50 Pf. beziehbar!
In allen Buchhandlungen vorrätig, sowie direkt von der Verlagshandl. frko. gegen Einsendung des Betrags.

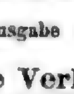
Kaufleute der verschiedenen Geschäftszweige [illegible]
Prospekte und Probebriefe gratis
Correspondenz, Comptoir-Arbeiten, **Buchführung**
Verlangen Sie Probe-Lection für Selbstunterricht
gratis.
Adresse bitte genau!
Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach" in Wien.

11 Serien à 10 Pf.-Mk. **Bilder** Prachtvoller Katalog grat.; Photographien; Probes. 50 Pf. — Literatur-Bureau, Hanau C.

150 für 1 M. Alle versch. ALLE garantirt Echt. **Briefmarken.** H. Wiering, Hamburg. 650 für 2 M.

Für Handelsbeflissene.
erschien von vorzüglichem Werke
Gloeckners Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz.
2. Aufl.
Unt. Mitw. der Herren Handelsschullehrer Schmidt und Dr. Wagner. Geb. M. 3.75 (ca. 400 Briefe, Formulare u. Tabellen etc.)
Auch in 8 Lieferungen à 50 Pf.
Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

(Neues Wartenbuch.)
Zu haben in allen Buchhandlungen
Der praktische **Gartenfreund.**
Ein sehr nützliches Buch für Gärtner und Gartenbesitzer, enthaltend Kultur der Gemüse und Blumen, Samenzucht, Obstbaum- und Weinbau.
Von Dr. Jablonsk, [illegible].
Dritte verb. Auflage. — Preis 3 ℳ
NB. Das Buch ist anerkannt eines der besten Gartenbücher und enthält das Ganze der Gärtnerei. 3493
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.



Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Prachtvollstes Ausführung. Billigstes Anfertigen zu Verdienste. Preisliste frei. Artist. Institut von C. HÖMMEL, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Als praktisches Nachschlagebuch für Apotheker, Droguisten, sowie für jeden Kaufmann wird empfohlen:
Mercks Waren-Lexikon
3. Auflage. 2. Abdruck.
Herausgeg. von Prof. Dr. A. Lüdicke, G. Heppe etc. 43 Bogen eleg. ausgestattet M. 8, geb. M. 9.
Verl. v. G. A. Gloeckner, Leipzig.

Patente
[illegible] in allen Ländern.
Prospekte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin [illegible]

№ 38.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Postaufschlag Mark 3. 50.

Der Verlobungstag.

Novelle

von

E. Juncker.

(Schluß.)

Klara hielt ihres Gatten Hand, die noch immer mit ihrem Haar spielte, fest und drückte sie einen Augenblick gegen ihre Wange.

„Und nicht wahr, am schlimmsten ist es, wenn man ihnen bei der eigenen Frau begegnet, wenn sie sich mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht einmal von Miß Thompsons Theorien frei gemacht hat, sich scheut, ein drittes Glas Wein im tête-à-tête mit ihrem Mann zu trinken?“

„Richtig,“ rief er plötzlich sehr heiter, „da wären wir ja wieder bei unserem Ausgangspunkt angelangt, den ich beinahe vergessen hatte.“

Klara aber runzelte die Stirn und fuhr in einem feierlichen Tone fort:

„Ich will nicht hoffen, Heinrich, mein Gatte, daß Du mit gewissen Frauenverächtern gemeinschaftliche Sache machst und Dich zu jenem Worte bekennst, das Du mir einmal citirtest und das da lautet: ‚Ich habe unter Tausenden einen Menschen gefunden, aber kein Weib unter allen diesen‘ — still, unterbrich mich nicht, auch ich habe Dir etwas zu sagen. Also ich hoffe und glaube nicht, daß Du Dich zu einer so schreienden Ungerechtigkeit hinreißen läßt, aber ich meine mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Du die Weiberchen vermöge ihrer Naturanlage und Erziehung als die Hauptrepräsentanten jener hemmenden und bedrückenden Vorurteile ansiehst?“

„Sehr möglich, mein Herz, sehr möglich!“

Sie richtete sich plötzlich auf und setzte sich auf den Diwan.

„Hm,“ sagte sie, „es mag etwas Wahres daran sein. Aber auch ich habe so meine eigenen Gedanken gehabt bei Deinen Vorurteilen des Stammes und der Höhle, und wenn schon Deine Auslegung eine etwas freie war, so ist die meine noch viel freier.“

„Nun, so beginne doch, mein reizender Professor im Unterrock, aber erlaube mir, daß ich inzwischen Deine wunderhübsche Toilette und Deine neue kleidsame Frisur bewundere.“

„Das heißt mit anderen Worten, verlange nicht, daß ich auf Deine jeder Logik und Klarheit entbehrende Auseinandersetzung höre. O Heinrich, Heinrich, wie

Auf Frohnleichnam. Gemälde von J. G. Vibert.

Digitized by Google

unhöflich Deine Schmeicheleien doch häufig sind! Aber ich mache Dich nicht dafür verantwortlich, ich glaube vielmehr, daß es auch solch ein fatales Idol des Stammes ist, das euch Männern die Meinung einflößt, wir Frauen seien ein Mittelding zwischen Kind und Freund, das in einer Welt kleiner, materieller Arbeiten, unzureichenden Dilettirens lebt und seine Meisterschaft nur in der Jagd nach Zerstreuung entwickelt! Wenn ihr uns jung und unerfahren aus dem warmen, aber beschränkten elterlichen Nest in das Meer der großen Welt werft, ganz von euren Arbeiten, euren Plänen hingenommen seid, so lautet für uns immer die Parole: ‚Schwimme oder gehe unter!‘ Denn es sind ihrer wenige unter euch klugen Männern, welche sich entweder sagen: Das junge, unerfahrene Mädchen, das du in dein Haus führtest, muß auch geistig zu deiner Gefährtin heranwachsen und erhebt den gerechten Anspruch, die wahren Lebensgüter mit dir zu teilen — oder aber, wenn sie einseitig und unselbständig auf ihrem ursprünglichen Standpunkte verharrt, so trägst du einen großen Teil der Schuld.‘“

„Klara,“ rief er und suchte in ihrem halb abgewandten Antlitz zu lesen, „das klingt ja wie ein ernster Vorwurf!“

„Behüte,“ sagte sie und nahm den alten scherzenden Ton wieder an, „wo denkst Du hin! Wir erörtern nur Theorien, von denen auf die Anwesenden keine Schlüsse gemacht werden dürfen. Aber siehst Du, ich hatte in den langen Winterabenden, wo Großmama zu Bett lag, Du Dich in Gesellschaft befandest und ich meiner Trauer wegen viel allein war, Zeit, über so mancherlei kuriose Dinge nachzudenken. Und da hielt ich dann Musterung unter meinen Bekannten und prüfte die Ehen ein wenig genauer. Nur wenige von ihnen waren auf innerliche Gemeinsamkeit gegründet, die meisten hielt nur ein äußeres Band und allenfalls noch die Sorge für die Kinder zusammen. Häufig verfolgten die beiden Gatten so rücksichtslos ihre persönlichen Interessen, als sei es ein Fremder, der an ihrer Seite lebt; und wenn sich diese ihre Interessen nicht mit einander vertrugen, gab es heftige Vorwürfe, Bitterkeiten und zuletzt kaltes Auseinandergehen. Oft fand sich auch für die jungen, vereinsamten Herzen ein Tröster, welcher die Sprache der Leidenschaft geschickt zu reden verstand, und weil er die tausend Feinheiten des Geschmacks der Frau zu schonen und dabei ihr Mitgefühl zu erregen wußte, sie für sich gewann. Ja, ja, sieh mich nur nicht mit so erstaunten Augen an, Du ahnst gar nicht, wie viele Bekenntnisse ich schon nach dieser Richtung gehört habe, denn,“ fügte sie lächelnd hinzu, „das Beichten ist nun 'mal die größte Stärke oder Schwäche von uns Frauen!“

Er war aufgesprungen und ging mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab.

„Infam,“ murmelte er, „das Gift auch noch zu verbreiten, es in keusche Ohren zu träufeln und sie so allmählich zu gewöhnen, das Unreine nicht mehr unrein, das Schlechte nicht mehr schlecht zu finden! Weiberzungen tragen die gefährliche Infektion weiter, und was sonst ein vereinzelter Krankheitsfall bleiben würde, artet durch sie zur verheerenden Epidemie aus. Wollte Gott, man könnte allen Menschen das Schweigen beibringen, um wie viel glücklicher würden sie leben!“

„Denke nur, Heinrich,“ sagte Klara, „und ich wollte Dir soeben gerade das Gegenteil beweisen.“

„Das Gegenteil?“ wiederholte er fragend und blieb vor ihr stehen, als sich aber im Speisesaal nebenan ein Schritt hören ließ, öffnete er die Thür und sagte: „Sie brauchen nicht mehr auf mich zu warten, Joseph, ich bleibe hier.“

„Wie gut Du doch bist, mir den ganzen Abend zu schenken!“

Er lachte ein wenig gezwungen und warf sich in einen Sessel am Kamin.

„Kleine Heuchlerin! Daß das beschlossene Sache war, wußtest Du doch längst, nur warst Du zu stolz, mir ein gutes Wort zu gönnen, mir meine Niederlage ein wenig zu erleichtern, auch machte es Dir Spaß, mich als geschmücktes Opfertier im Frack und weißer Binde vor Deinem Triumphwagen zu sehen.“

„Nein, nein, glaube das nicht,“ flüsterte sie, indem sie, sich auf die Lehne seines Sessels stützend, sich zu ihm neigte. „Ich habe nun 'mal die kindische Passion, Dich gern im Gesellschaftsanzuge zu sehen, denn Du gehörst zu den wenigen Männern, die sich vorteilhaft in dieser unkleidsamen Tracht ausnehmen. O, wie gut Dein Bart riecht, lieber Mann! Oder ist es Deine Rasirseife?“

Er legte den Arm um ihre Taille.

„Nun, mein holder Dämon, so werde ich denn in Lackstiefeln und sämtlichen Orden hier an Deinem Kamin Dir die Erklärung ablegen, daß Du die unterhaltendste, reizendste Frau der Welt bist. Aber möchtest Du Dich nicht lieber auf meinen Schoß setzen und mir dann den Gegenbeweis meiner Behauptung führen, daß Schweigen besser als Schwatzen ist?“

„Nein, Heinrich, nein, wenn Du mich so im Arme hältst und mir so in die Augen siehst, dann beeinflussest Du die Selbständigkeit meiner Gedanken. Schneide nicht solche abscheuliche Grimassen, rücke mir lieber den niedrigen Stuhl heran und gib mir noch das Fußkissen her. So ist's recht, danke! Ja — ich wollte Dir sagen, daß meiner Ansicht nach das Schweigen unter Umständen eine prekäre Sache und zwischen Eheleuten geradezu verhängnisvoll ist. Selbst das Leben der glücklichsten verläuft wohl kaum ohne gewisse innere Krisen, in denen sie einander schärfer und kälter betrachten und darum auch nachsichtsloser beurteilen. Wenn sie nun zu solchen Zeiten den Mut fänden, offen zu sagen: ‚Mir diesen deinen kleinen Barbareien thust du mir weh, jene Beschränktheit deiner Auffassung drückt mich; laß uns suchen, einer den andern in seinen Eigentümlichkeiten zu schonen und vor allen Dingen das Mißtrauen, die verschwiegene, aber nicht vergessene Bitterkeit zu vernichten,‘ — glaubst Du nicht, Heinrich, eine solche Krise würde zu einem glücklichen Heilungsprozeß führen?“

„Ja, mein Kind, ja,“ sagte er ernst und legte seine Hand auf die ihre.

„Nun siehst Du, daß das Schweigen nicht immer das Beste ist. Auch kam mir vorhin der Gedanke, daß die Annahme mancher Männer — ein Frauenherz, von dem sie einmal Besitz ergriffen, sei ein gesichertes Eigentum, um das sie sich in voller Sorglosigkeit nun nicht mehr zu kümmern brauchen — vielleicht zu jenen Idolen des Stammes gehöre, von denen Du mir gesprochen hast, und die selbst dem vernünftigen, nach allgemeinen Grundsätzen handelnden Manne den klaren Blick zu trüben im stande sind?“

„Aha,“ sagte Heinrich und schürte das Feuer, „jetzt kommt die Nutzanwendung. Es hätte mich auch gewundert, wenn Deine allgemeinen Betrachtungen nicht mit einer speziellen Moral geschlossen hätten.“

„Unverbesserlicher Spötter! Thu mir den Gefallen und zünde Dir eine Cigarre an, dann wird die Stimmung gleich sanfter und dann entwickelst Du auch die nötige Geduld für meine kleine Geschichte.“

„Eine Geschichte gibst Du auch noch zum besten?“

„Ja, aber eine ganz kurze. Also, bitte, nimm Dir eine Cigarre.“

„Wo denkst Du hin, Kind, in diesem Boudoir!“

„Wenn es mir nun aber so angenehm ist, wenn ich Dich gern beschäftigt, abgezogen und lieber in die Luft Deinen blauen Rauchringen nachstarren sehe, als den Blick Deiner Augen unverwandt auf meinem Gesicht zu fühlen?“

„Scheust Du das so sehr, Klara?“

„In gewissen Stimmungen — ja.“

Er rückte seinen Stuhl ein wenig näher an das Feuer, so daß er ihr halb den Rücken zukehrte.

„Ist's so recht?“ fragte er. „Denn den Duft Deiner Veilchen mag ich nicht betäuben, er erinnert mich an den Frühling und die Liebe.“

„Thut er das, thut er das wirklich?“ wiederholte träumerisch lächelnd die junge Frau, dann aber blickte sie eine Minute sinnend zur Decke empor, schloß halb die Augen und begann: „Es war an einem ähnlichen Apriltag wie der heutige, als ein sehr junges Mädchen die Pause zwischen zwei Regenschauern benützte und aus dem alten Herrenhause ihrer Verwandten hinaus in den grünen Wald schlupfte. Das nasse Moos sank zuweilen unter ihrem Tritt ein und auf dem schmalen Wege lagen viele garstige schwarze Schnecken, über die sie fortspringen mußte; aber dafür sangen die Vögel, wie sie eben nur im Frühling singen, und die Sonne flimmerte auf den bräunlichen, eben erschlossenen Kastanienblättern und dem zarten grüngoldigen Buchenlaub. Das Mädchen empfand wohl die Schönheit des Tages, aber nur gedämpft, wie im Traum, denn ihre Gedanken beschäftigten sich mit einem jungen Manne —“

„Aha,“ sagte Heinrich, „jetzt haben wir die Einleitung überwunden und kommen zum eigentlichen Grundmotiv, das folgerichtig bei einem jungen Mädchen ein junger Mann ist. Der Frühlingstag bildet nur den artigen Hintergrund.“

„Nicht nur, mein kluger Heinrich, wie Du bald hören wirst. Aber Du darfst mich nicht aus dem Konzept bringen, sondern mußt ein bißchen stille sein und thätest darum wirklich gut, wenn Du eine Cigarre nähmest.“

„Danke für den guten Rat, aber ich will mir die Cigarre als letzten Notanker aufbewahren. Das junge Mädchen dachte also an einen jungen Mann —“

Klara warf einen schalkhaften Blick auf ihres Gatten Profil und fuhr dann fort:

„Ganz recht, dachte an einen jungen Mann, der sich seit einer Reihe von Tagen in dem Haus ihrer Verwandten aufhielt. Er beschäftigte ihre Phantasie, obgleich er nur wenig Notiz von ihr nahm und abends eine lebhafte Unterhaltung mit den anderen Gliedern ihrer Familie zu führen pflegte, wobei er sie nur dann und wann mit einem Blick seiner Augen streifte; den fühlte sie aber jedesmal selbst durch ihre gesenkten Wimpern, denn sie waren sehr schön und feurig, diese Augen.“

„Natürlich,“ brummte der Legationsrat, „welchem verliebten Mädchen wären die ihres Angebeteten anders erschienen? Und verliebt war doch die kleine Person, von der Du sprichst. Laß es nur keine unglückliche Liebe werden, Klärchen, denn die Geschichten sind endlos, und — und —“ Er stockte, weil er mit einem Gähnen kämpfte.

„Nein, habe keine Sorge, ich mache es ganz kurz. Wenn übrigens das Mädchen Deinen Ausspruch gehört hätte, würde sich ihr Herz empört haben, denn ihre Gefühle für den jungen Mann waren gar nicht so einfacher Natur, wie Du glaubst. Er hatte eine überlegene, spöttische Art, zu sprechen, die sie oft reizte, ebenso wie das siegende Selbstbewußtsein, das sich bei ihm immer wieder verriet. Und während sie durch den Wald wanderte, überlegte sie sich, daß sie am besten am folgenden Tag auf das Nachbargut zu ihrer Freundin führe, um dort die Abreise des jungen Mannes abzuwarten und allen widerspruchsvollen Empfindungen ihres Herzens ein Ende zu machen. Dabei war sie aber an ihren Lieblingsplatz, eine abgelegene Waldwiese, gelangt, die mit lauter blühenden Veilchen besät war. Sie pflückte davon eine große Zahl, setzte sich dann auf einen Feldstein, der unter einer alten Buche lag, und ordnete sie zu kleinen Sträußen, die sie in ihrem Haar, an ihrem Hut und ihrer Brust befestigte. Aus den übrigen aber machte sie ein großes, schönes Bouquet, und als sie damit fertig war, blickte sie auf ein Reh, das, sorglos äsend, am andern Ende der Wiese aus dem Walde trat, und dann in die Sonne, welche die nackten Eichenstämme feurig erglühen ließ, und dann —“

„Dann,“ fuhr Heinrich fort, indem er ihre Hand ergriff und sich über sie neigte, „dann trat der Schatten des jungen Mannes zwischen das Mädchen und die Sonne, denn er wollte sich überzeugen, ob es nur das täuschende Licht des Tagesgestirns war, welches sie wie eine Frühlingsgöttin auf dem alten Feldstein ausschauen ließ. O mein Weib, mein Weib, glaubst Du wirklich, ich hätte ihn vergessen, jenen Frühlingstag, an dem ich Deine Lippen zum erstenmal geküßt?“

Sie schaute ihn ernst aus ihren dunkelblauen Augen an.

„Ja, Heinrich, das fürchtete ich allerdings, denn es sind heute sieben lange Jahre her, daß sich dieser große Moment ereignete; Du aber hast nicht gewußt, worauf Du meine kleine äußere Feier schieben solltest, und wenn nicht ein feiner Kopf vor grauen Jahren den guten Einfall gehabt hätte, über die Götzenbilder der Vernunft zu schreiben, Du wärest jetzt auf dem Ball und schwenktest Frau von Eppstein im Tanze.“

„Sage lieber, wenn nicht die feinste, bewunderungswürdigste Diplomatin ihrem zehn Jahre ältern Mann ins Handwerk gepfuscht und ihm eine Lektion erteilt hätte, die ihm unvergeßlich bleiben wird. Aber darum ist meine Sünde nicht minder groß und ich bin so durchdrungen, so beschämt davon. Läßt sich das überhaupt wieder gut machen, mein Herz?“

Er hatte bei den letzten Worten sein Gesicht tief über das ihre gebeugt, aber mit einer raschen Bewegung wandte sich die junge Frau von ihm ab.

„Den Ton und den Blick kenne ich,“ sagte sie schalkhaft, „damit hast Du damals das arme achtzehnjährige Ding auch bestrickt.“

Heinrich zog seinen Stuhl an ihre Seite und legte den linken Arm um ihre Taille.

„Es bedürfte wohl erst der Erörterung, wer der eigentlich Bestrickende war,“ erwiderte er; „aber so viel kann ich versichern, leicht hast Du es mir nicht gemacht. Wie lange, wie inständig habe ich Dich gebeten, mir das Veilchenbouquet zu schenken, aber Du bliebest fest

und behauptetest immer, das sei für Großmama bestimmt und dürfe ihr nicht entzogen werden. Als ich aber gar auf das kleine Sträußchen an Deiner Brust anspielte, da wurdest Du sehr böse, und wenn der Himmel nicht ein Einsehen gehabt und mir jenen Regen zu Hilfe geschickt hätte —"

Sie stieß ein helles, fröhliches Lachen aus und stampfte mutwillig mit dem rechten Fuß den weichen Teppich.

„O ja, der Regen kam Dir gelegen, und ich sehe noch, in welchem diabolischen Licht Deine Augen glänzten, als Du mich darauf aufmerksam machtest, daß mein Kleid mit dem leicht anschließenden Jaquet diesen Wasserfluten nicht gewachsen sei und ich darum Deinen grauen Havelock umhängen solle. Du hattest ihn auch schon halb ausgezogen, als ich erschrocken rief: ‚Mein Wort darauf, das thue ich nie!' Da setztest Du plötzlich Deine hochmütigste Miene auf, sagtest: ‚Unter den Umständen bleibt mir also nur die Möglichkeit, christlich mit Ihnen zu teilen, mein gnädiges Fräulein!', und ehe ich etwas Schlimmes ahnte, hattest Du den Mantel über uns beide geworfen. Ich war aufs höchste entrüstet und wollte Dir mit Gewalt entschlüpfen, aber Dein nächstes Wort bannte mich regungslos an Deine Seite. ‚Sie werden mir doch wohl gestatten, Ihnen einen Dienst zu erweisen, den die äußeren Verhältnisse gebieterisch erfordern und der sich noch lange nicht mit der Gunst messen kann, die eine junge Dame jedem Kavalier, der sie darum bittet, beim Tanze gewährt?' Ach, Heinrich, und dabei sahst Du so stolz und kalt aus, als wolltest Du sagen: ‚Was denkst Du Dir eigentlich von mir, Du kleinliches, einfältiges Mädchen, mit dem ein lächerlicher Zufall mich in eine so dumme Situation hineingezwungen hat?'"

Der Legationsrat zog sein junges Weib fester an seine Brust und drückte seine Lippen auf die Blumen in ihrem Haar.

„Alles Maske!" flüsterte er; „denn ich sah ja, wie mein holdes Mädchen sich in der gezwungenen Gefangenschaft die Lippen wund biß, und ich hatte gerade noch Besinnung genug, mir zu sagen: ‚Wenn du jetzt deiner Leidenschaft Gehör gibst, wenn du sie jetzt in deine Arme reißt und mit deinen Küssen überströmst, dann ist sie dir unwiederbringlich verloren.' Und so stand ich denn bewegungslos wie der steinerne Gast, während die Wärme Deines süßen Körpers mich wie ein heißer Strom umfing, der Duft Deiner Veilchen mir den Sinn berauschte und Dein blauer Schleier, den der Wind mir ins Gesicht peitschte, mir den Hauch Deines Mundes zutrug. Ach, jene Minuten im Regen sind die verhängnisvollsten meines Lebens gewesen und niemand war glücklicher als ich, wie die Sonne ebenso plötzlich wieder aus den Wolken hervorbrach, als sie verschwunden war."

Klara machte sich frei von seinem Arm, bog sich vor und schaute ihm forschend in die schönen, blitzenden Augen.

„Das war's, Heinrich," sagte sie erstaunt, „darum sahst Du so finster, so trotzig und bleich aus? Weißt Du, daß Du mir heute erst ein Rätsel löstest, daß ich es nie verstehen konnte, wie Du mit einem plötzlichen: ‚Gott sei Dank, da ist die Sonne!' mich freigabst, mit einer zeremoniellen Verbeugung zurücktratest, um im nächsten Moment wieder meine beiden Hände zu ergreifen und in der heftigsten, leidenschaftlichsten Weise um mich zu werben — o, so heftig, daß all mein freier Mädchenstolz vor Deinen flammenden Worten zerrann!"

„Ja, darum," wiederholte Heinrich, indem er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nahm. „Und nun will ich noch ein Geheimnis jener Stunde in Dein kleines Ohr murmeln, holdeste der Frauen! Weißt Du noch, als Du jenes entscheidende Ja gesprochen, da wurdest Du noch einmal in den Falten des grauen Mantels begraben und da küßte ich — nicht Deine frommen Bimmenaugen, nicht Dein weiches blondes Haar, nicht die roten, schwellenden Lippen — sondern dieses winzige, kleine braune Muttermal an Deinem schlanken Halse! O, dieses Mal, dem wohnte ein Zauber inne und das hatte es mir schon lange angethan. Immer, wenn ich mit Deiner Großmama sprach oder Schach spielte und Du, über eine Handarbeit geneigt, mit gesenktem Köpfchen am Tische saßest, bemerkte ich jenes dunkelbraune Fleckchen auf Deiner blendend weißen Haut, sah, wie es sich bei jedem Deiner Atemzüge hob und senkte, sah mit Jubel, daß es der einzige Fehl an diesem makellosen Leibe war. Und schon damals ergriff mich eine wahrhaft verzehrende Sehnsucht, dieses kleine Muttermal zu küssen, und ich schwor mir zu, daß wenn Du je einwilligen solltest, mein eigen zu werden, ich diese Stelle zuerst mit meinen dürstenden Lippen berühren würde! Du weißt, ich hielt Wort, und ich höre noch den kurzen Aufschrei aus Deinem Munde, den ich erst mit dem meinen ersticken mußte. Immer aber, wenn ich mein Herz vor Liebe überfluten fühlte, habe ich diese Stelle, welche gewiß weder Vater noch Mutter noch Freundin geküßt hat, als mein süßestes Besitztum aufgesucht, und so will ich auch heute thun."

„O Du närrischer Mann!" flüsterte sie unter seinen Küssen, legte dann aber ihre Hand auf sein dunkellockiges Haupt und schaute ihm tief in die Augen, als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen. „Heinrich," sagte sie, „wo waren wir alle die Zeit?"

„Ja, Geliebte, wo waren wir!"

„Weit, weit von einander," flüsterte sie. „Beide haben wir den Götzenbildern unserer Vernunft geopfert und darüber der Liebe vergessen. Mit Deiner hohen, freien Auffassung von Welt und Leben prahltest Du so oft gegen die engen Grenzen —"

„Still," unterbrach sie Heinrich, „still! Worte können diese Stunde nur profanieren. Darum wollen wir unter unser beiderseitiges Sündenregister einen Strich machen und nach alter deutscher Sitte das tief Gefühlte mit einem guten Trunke besiegeln. Damit rückte er den Tisch vor sie hin und stellte die Gläser bereit. „Was doch der Joseph für ein kluger Kerl ist," sagte er, „daß er nur ein wenig Eis in das Wasser des Weinkühlers gethan hat. Bloßes Eis würde den Wein zu stark gekältet und seiner Blume geschadet haben. Nun aber ist er gerade würdig, in dieser Situation getrunken zu werden, und nun wird es erst recht gemütlich, nicht wahr, Frauchen?"

„Ja, Heinrich, wonnig gemütlich. Hier ist der Korkzieher. Himmel, wie Du Dich anstrengen mußt! Du wirst ja blutrot."

„Donnerwetter! Der saß aber fest. Pardon, Klärchen, bei solcher Junggesellenarbeit verfällt man unwillkürlich in die alten Manieren zurück."

Er füllte das eine große Kelchglas bis zum Rande, in das andere goß er nur ein klein wenig.

„Wo denkst Du hin?" rief sie übermütig. „Ich scheue jetzt den Wein nicht mehr, gieße nur mein Glas voller — ganz voll, so wie Deines. Die anerzogene Lebensregel ist abgeschworen, auch fürchte ich mich nicht vor der Wahrheit, die im Weine liegt," fügte sie mit geheimnisvollem Lächeln hinzu.

„Gut," sagte er und erhob sein Glas, „so laß uns denn trinken auf unsere Liebe!"

Sie warf ihm über das ihre einen innigen Blick zu, zögerte aber noch und fragte mit stockender Stimme: „Heinrich, mein teurer Gatte, und Du bist ganz sicher, daß Jenny von Eppstein Deinem Herzen nichts gewesen ist?"

„O Weiber, Weiber, immer müßt ihr Versicherungen und Schwüre hören! Nein, sie war weder meinem Herzen noch meiner Phantasie, wohl aber meiner Eitelkeit gefährlich. Auch sei sie tausendmal gepriesen, denn ihre kleinen Kunststückchen haben mein sprödes Frauchen endlich aus ihrer kühlen englischen Reserve aufgeschreckt."

Klara erhob schnell ihr Glas.

„Trinken wir," sagte sie, „auf unsere Liebe und unser Glück!"

Es war ein heller, melodischer Klang, der durch das Zimmer hallte und sich in leisen Schwingungen verlor. Heinrich setzte sein geleertes Glas auf den Tisch und war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß auch Klara bis zur Nagelprobe ausgetrunken hatte.

„Nun, das muß ich sagen, Du bist eine gelehrige Schülerin, und wenn Deine Miß diese meine Erziehungsresultate sähe, das Herz im Leibe würde ihr zerspringen."

„Ich habe immer gehört, wer es einlich meint, trinkt aus, und da durfte ich doch diesmal nicht zurückbleiben! O wie gut doch dieser Markobrunner thut, wie er sich gleich einem Lebensstrome durch alle Adern ergießt! Du glaubst doch nicht etwa, daß er mir zu Kopf steigen wird, Heinrich? Nein — nun, warum fixirst Du mich nur so durchdringend, als ob ich schon eine rote Nasenspitze hätte?"

Dabei warf sie lachend ihr Haupt an die Stuhllehne und sah mit dem erhöhten Glanz ihrer Augen, mit dem natürlich gewellten Haar, das sich unter Heinrichs Liebkosungen verschoben hatte, wunderbar lieblich aus.

„Wenn Du 'mal eines großen gesellschaftlichen Erfolges sicher sein willst, Kind, dann laß mich Deinen Friseur abgeben," erwiderte der Gefragte. „Ich sage Dir, ich küsse Dir Dein Haar so zurecht, daß von der korrekten Santa Klara keine Spur mehr übrig bleibt."

Sie fuhr unwillkürlich mit beiden Händen nach dem Kopf.

„Du hast mich wohl gut zugerichtet, Du schlimmer Mann. Aber, was ich sagen wollte, künftig müssen wir diesen unsern Verlobungstag alle Jahre bis zu unserem Lebensende so still und behaglich, aber auch solenn mit Austern, Schnepfen und Markobrunner feiern. Ist das nicht ein hübscher Gedanke? Bist Du mit ihm einverstanden?"

„Vorausgesetzt, daß Du Dein Menü unserem vorgeschrittenen Alter anpaßt, ja. Mit grauen Köpfen und geschwächter Verdauung dürften uns Schnepfen mit Trüffeln verhängnisvoll werden. Dann thut's eben ein Wasserfüppchen, ein Schlummerpunsch und eine Partie Sechsundsechzig."

„Ach," rief sie lachend und zeigte dabei die vollen Reihen ihrer kleinen weißen Zähne, „kannst Du Dir das wirklich vorstellen, Heinrich, daß ich je eine alte Frau werde?"

„O ja," erwiderte er, „denn Du weißt, nur das Vergängliche ist schön."

„Aber ich fürchte mich nicht davor," entgegnete sie, plötzlich ernst werdend, „auch mit weißem Haar wirst Du meinen Lebensinhalt ausmachen, Heinrich. Nein, ich fürchte mich selbst nicht mehr für meine eigene Person, alt zu werden. Ich will es versuchen, bis dahin meinen Geist und mein Herz so zu schmücken, wie es Großchen gethan hat, deren Zauber keiner widersteht. Und dann —" Sie stockte, neigte sich einen Augenblick über das Kaminfeuer, so daß ihr zartes Gesicht von Glut übergossen erschien, und fragte leise: „Sage, kannst Du unsere Zukunft nicht aus diesen Flammen lesen, Heinrich — sehen, was das kommende Jahr uns bringen wird?"

„Warum nicht," erwiderte er, „der rot durchglühte Kohlenhaufen, an dem die bläulichen Flammen herumzüngeln, bedeutet Glück. Auch sehe ich einen gewissen Legationsrat in diesem Jahr eine Stufe höher steigen und als Attaché nach Rom gehen. Ich sehe seine schöne blonde junge Frau dort als Stern ersten Ranges in allen Gesellschaften glänzen, auf allen Bällen gefeiert werden —"

„O nicht doch, Heinrich," unterbrach sie ihn kopfschüttelnd, „Du verstehst Deine Sache schlecht, sei lieber still und laß es mich einmal versuchen." Und dabei neigte sie sich wiederum nach vorn und begann mit strahlenden Augen und sehr leiser Stimme: „Ich sehe die Blätter und die Blüten treiben, den Frühling durch die Welt ziehen und die Amseln sich ihre Nester bauen — ich sehe die Jungen flügge werden, den heißen Sommer die Früchte zeitigen und die Sonne ihnen Süße geben. Ich sehe den Herbststurm das dürre Laub raschelnd von den Bäumen jagen, die Wandervögel sich zum Zuge nach dem Süden rüsten und die alte Erde in ihren Winterschlaf sinken. Dann aber sehe ich ein frommes, volles Menschenglück herannahen — Heinrich, mein lieber Mann — wenn Du noch ein wenig näher kommen wolltest — ich könnte es Dir noch besser sagen."

Er war schon zu ihren Füßen niedergekniet und so zog sie denn seinen geliebten Kopf dicht an sich, legte ihren Mund an sein Ohr und flüsterte ihm abgebrochene Laute zu, die er nur allzu gut verstand, denn sein ganzer Körper erbebte und sein Antlitz drückte sich immer tiefer in die Falten ihres Kleides. Leise gleiten die Hände der jungen Frau über das dunkellockige Haupt ihres Gatten und spielen mit seinem Haar.

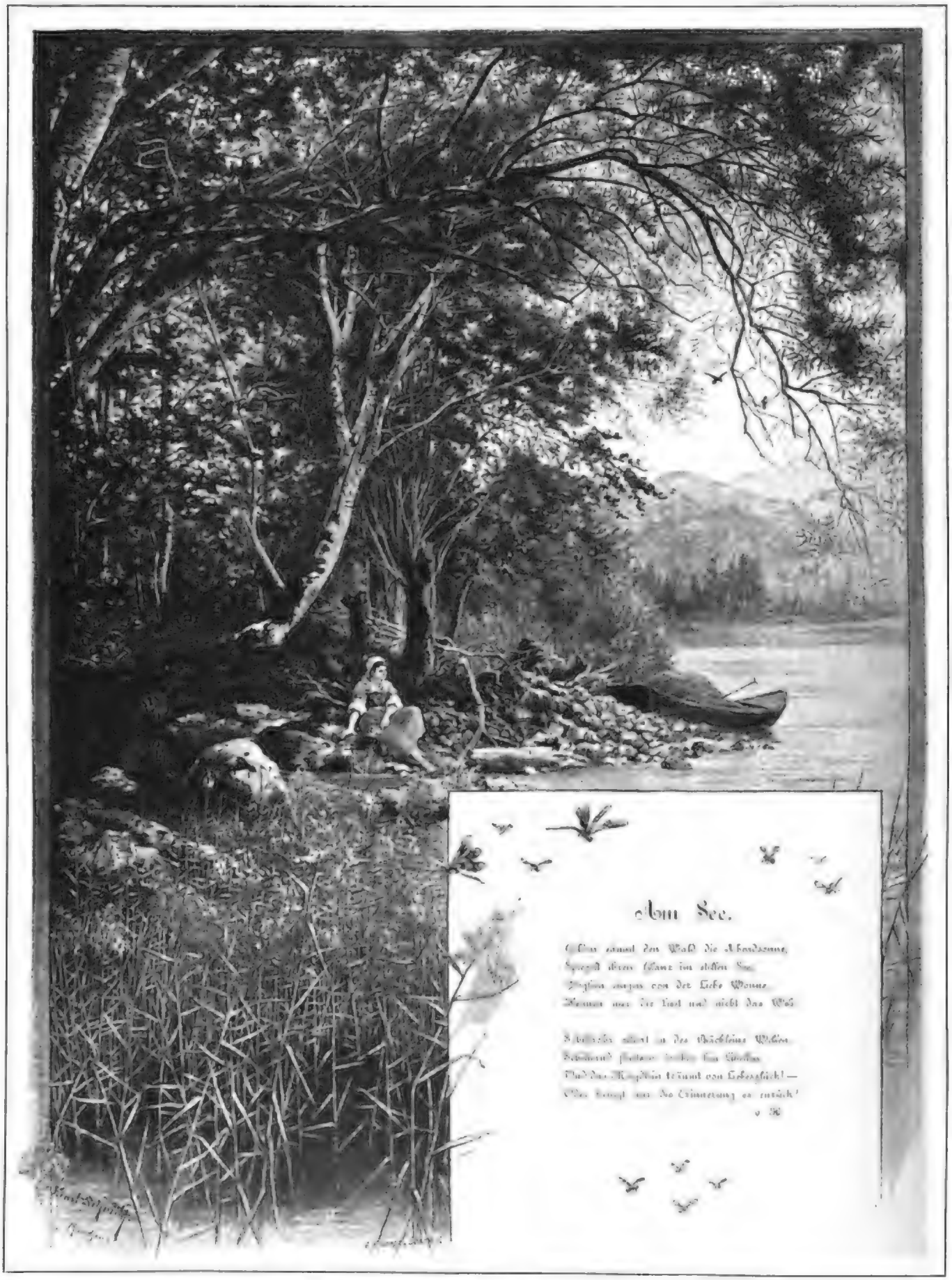
„Und nicht wahr, mein Geliebter — dann werden wir es zu einem freien, starken, schönen Menschen heranwachsen lassen, dessen Fuß sich nicht in den Vorurteilen der Höhle verstrickt, dessen Auge durch kein Götzenbild der Vernunft geblendet wird und der seine kindische Mutter zu einem besseren, reiferen Wesen erzieht."

Er richtete sich plötzlich empor und ihre Augen begegneten sich. In dem klaren Spiegel derselben sehen sie ihn wieder, jenen Frühlingstag — mit seinen Regenschauern und seinem Sonnengold, der sie einander in die Arme geführt hat, und es ist ihnen, als ständen sie noch einmal unter der starken Buche — und hörten das alte, ewig junge Lied der Liebe aus hundert Vogelkehlen erschallen.

„Woran denkst Du?" flüstert sie.

„O Du Glück meines Lebens!" murmelt er und küßt ihre kleinen Hände.

Draußen rollt eine Equipage vorüber, die venetianischen Gläser, welche dicht bei einander stehen, fangen an zu klingen, die Kohlen leuchten wie Karfunkel — durch das Zimmer zieht ein süßer Veilchenduft.



Originalzeichnung von Ernst Schmitz.

Digitized by Google

In der Klinik. Nach einem Gemälde von S. Seeldrayers.

(In der Berliner Photogr. Gesellschaft.)

Digitized by Google

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Marcella Sembrich" heißt in diesem Augenblick (das heißt zweite Hälfte des Mai) die Losung der Berliner Opernbesucher; sie strömen hinaus in das Krolltheater, zahlen sehr bedeutend erhöhte Preise und applaudiren aus Leibeskräften; Direktor Engel reibt sich die Hände und blickt vergnügten Auges auf die überfüllten Räume; denn selbst in den Nebensälen rechts und links, in welchen sich die wunderbare Wereschaginausstellung befindet, stehen eine Masse Hörer, wenn die Sembrich singt. Und sie ist ja auch eine „Erscheinung", eine Sängerin, von der die meisten Leute im großen Publikum sagen: „So etwas habe ich noch nicht gehört!" Und wo das Publikum in dieser Weise spricht, da wird die Aufgabe der Kunstkritik eine leichte — oder sehr schwere, je nach dem Standpunkt, von welchem aus sie urteilt. Eines muß auch die strengste Kritik rückhaltlos anerkennen: die Schönheit, Ausdehnung und Kraft der Stimme, die außerordentliche Technik dieser Künstlerin. Ihre hohen Töne sind von einer Reinheit, Fülle und Ausdauer, wie sie thatsächlich in den letzten Jahren „noch nicht gehört wurden". Ihre Koloratur ist ganz staunenswert. Sie singt Läufe und Sprünge auf und ab, Staccati und Schleifer, die selbst ein geschickter Geiger nicht ganz ohne Mühe in dieser Schnelligkeit und Sicherheit ausführen kann. Sie mag in dieser Richtung wagen, was sie will, nichts mißlingt ihr; nur einen guten Triller bringt sie nicht zu stande und vermeidet diese Art der Verzierung, wo sie nicht ausdrücklich vorgeschrieben ist. Daß ein solches überaus glänzendes Gesangsraketenfeuer das elegante Publikum in wahren Entzückenstaumel versetzen muß, ist mir vollkommen erklärlich, da ich die Erscheinungen in der Kunst nicht als etwas Vereinzeltes, von dem öffentlichen und dem Gesellschaftsleben zu Trennendes betrachte, vielmehr als deren geistige Widerspiegelung. Jede Zeit hat ihre Vorliebe und ihre Abneigungen, ihre Leidenschaften und guten Regungen, ihre Fehler und deren Gegner, ihre Lober und Tadler, und es müßte eine ganz sonderbare Einrichtung sein, wenn die Künstler — bekanntlich die für äußere Eindrücke allerempfänglichsten, nervösesten Leute — von all den Strömungen in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben unberührt blieben, ihre Leistungen nur nach den höchsten Idealen leiteten. Künstlerisch edel angelegte Naturen sind — fast unbewußt — bestrebt, alles, was sie lernen, in edelster Form wiederzugeben; andere suchen das Gelernte am schnellsten und besten zu verwerten. Der den Effekt berechnende Romane ist eine viel weniger widerwärtige Erscheinung als der im gleichen Sinne strebende Deutsche, weil wir gegenüber allem, was jener thut, das Gefühl des Natürlichen, Ungesuchten behalten, wie denn auch zum Beispiel die kleine Italienerin, die ihren Schleier über den Kopf recht kokett zurechtlegt, immer graziös und natürlicher erscheint, als gar manche Damen der eleganten deutschen Gesellschaft mit den aufgebauschten Kopfüberwürfen, wenn sie aus dem Theater oder vom Ball kommen. So auch ist die echte italienische oder französische Sängerin immer auch künstlerisch angenehmer als die moderne deutsche, italienisirte oder französirte.

Ich kann diese meine Ueberzeugung nicht besser unterstützen, als durch die ganz vortrefflichen Bemerkungen des edlen Künstlers und Menschen Felix Mendelssohn-Bartholdy, die er in einem Brief an Fr. Frege aus London richtete (31. August 1846): „Mir ist immer, als müßten unsere Landsleute es entweder von Herzen recht gut mit der Musik meinen, oder es wäre eben jene abscheuliche, dumme und noch dazu affektirte Kälte in ihnen, während so eine italienische Kehle daherfingt, was sie kann, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, allenfalls um des Geldes willen, aber doch nicht um des Geldes und der Aesthetik und des Bewußtseins und der richtigen Schule und siebenundzwanzigtausend anderer Gründe willen, die alle mit der inneren Natur nicht aufrichtig zusammenhängen." Jedes Wort ein Hammerschlag — auf vernagelte Köpfe!

Frau Sembrich ist eine Polin, war in früheren Jahren am Dresdener Hoftheater für die leichtere Gattung angestellt; später ging sie zur italienischen Oper und hat seither die größten Erfolge errungen. Man erzählte mir, ihr Gemahl, Herr Stengel, Gesanglehrer, habe ihr großes Talent eigentlich erst entdeckt und zu solcher Vollendung ausgebildet. Auch wurde hie und da in Zeitungen erwähnt, daß Frau Sembrich eine treffliche Pianistin und Geigerin (also ein Universalgenie) sei; da sie jedoch diese beiden Talente während ihres Berliner Aufenthalts nicht zeigte, so muß ich mich mit dem Hinweis auf jene Zeitungsnotiz begnügen, will jedoch nicht unerwähnt lassen, daß sie in ihrem Konzerte im verflossenen Winter ein Lied am Klavier selbst und sehr gut begleitete. (Die Viardot-Garcia habe ich seinerzeit die schwersten Lieder Schuberts sich selbst ganz vorzüglich begleiten hören, keine Zeitung schrieb davon.)

Nach dem, was ich eben von den außerordentlichen Eigenschaften der berühmten Sängerin gesagt habe, wird der Leser nicht verwunderlich finden, daß im Gefühlsausdruck die schwächere Seite ihrer Leistungen liegt. Hiemit sei nicht etwa gesagt, daß sie nicht auch die Cantilene sehr gut singt, ihre schöne Stimme muß ja in allem zur Geltung kommen; nur das muß festgestellt werden, daß sie in allen jenen Gesangsstellen, welche tieferen Ausdruck der Leidenschaft oder des Gemüts verlangen, nicht annähernd die Wirkung erzielt, als wenn sie ihre glänzende Technik frei entwickeln kann. Im zweiten Akt der „Lucia", in der Scene mit dem Bruder, selbst im Sextett standen Gesang und Vortrag der Gerster (so lange sie die Sängerin des Gemüts und nicht die geldmachende Primadonna assoluta sein wollte) und der großen Adelina Patti unvergleichlich höher als die der Frau Sembrich. Ebenso im zweiten und vierten Akt der Violetta („Traviata"); die Abschiedsscene im zweiten Akt ließ geradezu kalt. Dagegen kann der Erfolg der Frau Sembrich in der ersten Arie der Lucia, besonders aber in der Wahnsinnsscene des dritten Akts, den allerglänzendsten, die je gewonnen wurden, gleichgestellt werden. Es ist ja auch gar nicht zu erwarten, daß eine Sängerin, deren Hauptwesenheit sich im Glanz des Technischen entfaltet, zu gleicher Zeit Gemüt und Leidenschaft im Vortrag besitze; die große Patti und in früherer Zeit die große Viardot waren die einzigen, welche alles vereinten; doch will ich nicht behaupten, daß sie alle die Passagen, welche die Sembrich ausführt, mit derselben Sicherheit und Leichtigkeit vorbrachten. Was das Spiel dieser berühmten Sängerin betrifft, so läßt sich davon wenig sagen. Ihre Bewegungen sind fast eckig, ihre Mimik nicht schön; aber alles das wird nicht beachtet, sobald sie „loslegt"; denn sie ist eben eine großartige Spezialität, und sie besitzt entschiedenes „Theaterblut". Der geneigte Leser wird nun vielleicht fragen, was dieser Ausdruck besagen will; ich kann eine ihn (und mich) befriedigende Auskunft nicht geben.

„Theaterblut" ist zwar ein sehr bekannter Ausdruck, was er aber begrifflich bedeutet, das konnte ich nirgends erfahren, weder bei Männern der Wissenschaft noch bei denen der Kunst. Zwei berühmte mir befreundete Physiologen und Hämatologen erklärten, daß die Zusammensetzung der Bestandteile, welche das Theaterblut bilden, ihnen gar nicht bekannt sei. Bühnenkünstler, welche das Wort oft im Munde führen und die ich befragte, meinten verlegen, es wäre eben ein Theaterjargonausdruck, der nur begriffen, nicht „auseinandergesetzt", erklärt werden kann. Direktor Engel vom Krolltheater, der beste Kenner alles dessen, was zum Theater gehört, erwiderte auf meine Frage: „Theaterblut? Das ist, wenn eine Sängerin manches schlechter singt als andere und dennoch besser gefällt." Eine logisch richtige Definition ist das nicht, wohl aber eine im Theaterleben ganz zutreffende. Wenn die Lucca die Zerline im „Don Juan" oder den Pagen im „Figaro" sang, waren die Kenner immer ganz unbefriedigt, aber alle Räume des Theaters überfüllt. Und bei Mierzwinski (dem die Lucca sozusagen erfunden, in die Laufbahn eingeführt hat) konnten die Beurteiler auch immer viel mehr von den Erfolgen, von den staunenswerten Momenten, von der bestechenden Bühnenerscheinung und dergleichen reden, als von einer künstlerisch einheitlichen Leistung. (Die Lucca steht jedenfalls höher als er, denn sie ist mit all ihren Fehlern doch eine fast genial zu nennende Persönlichkeit.) Ich will nun versuchen, den Begriff „Theaterblut" in einer Umschreibung zu erklären. Es gibt Bühnenkünstler — in der Oper wie im Schauspiel — welche einen sozusagen angeborenen Instinkt besitzen für die Vortragsweise, die auf das Publikum unmittelbar packend wirkt; sie beleben die Scene, sie ziehen alle Aufmerksamkeit auf sich, sie thun, was ihnen beliebt, und bleiben dabei immer des Erfolges sicher. Ob sie eine Rolle im Geiste des Dichters oder Komponisten wiedergeben oder ganz nach Willkür verfahren, nur um ihre Vorzüge recht glänzend zu zeigen, ziehen sie nicht in Betracht; der pedantische Kritiker, der von Kunst und deren Pflichten spricht, wird ausgelacht, wenn nicht noch unlauterer Motive beargwohnt. Ja sogar ernsthafte Kritiker stellen sich manchmal auf Seite der Willkür gegenüber der Kunstforderung. Ich habe beispielsweise die Lucca vor vielen Jahren — vor ihrer Reise nach Amerika — die Zerline im „Don Juan" an der Hofoper singen hören. In der ersten Arie im Sechsachteltakt, bei der Stelle „Ja! Ja! Ja!" hielt sie plötzlich das Zeitmaß zurück, daß der Solocellist mit der Sechzehntel-Figur ganz aus dem Takte kam. Der damals noch fungirende Kapellmeister Taubert wollte sich diese Laune in einer Mozartschen Oper nicht gefallen lassen und hielt am Takte fest — und ward dafür selbst in ganz ernsthaften Journalen hart getadelt, selbst mit dem Ausdruck „Privatangelegenheit". Niemand zog in Betracht, daß bei einem lustigen sechsmaligen „Ja!" im Sechsachteltakt ein Ritardando ganz unpassend, ganz der Stimmung widersprechend ist — selbst wenn die Arie nicht vom göttlichen Wolfgang komponirt war! Auf die Künstler aber, die solch urteilslose Begeisterung des Publikums zuwege bringen, wird der Ausdruck „Theaterblut" angewendet und für die Erkenntnis der Beschaffenheit dieser Blutgattung, der Quantität und Qualität ist Direktor Kroll-Engel einer der besten, wenn nicht der beste Physiologe; man könnte ihn als beeidigten Taxator dafür anstellen.

Vom Krolltheater zu sprechen, ohne der Wereschaginausstellung zu erwähnen, wäre mir ganz unmöglich, da ich für diesen merkwürdigen Künstler große Verehrung schon zu einer Zeit hegte, als er noch nicht zu dem jetzigen großen Ruhme gelangt war. Vor vielen Jahren, ich glaube in der großen Wiener Ausstellung des Jahres 1873, sah ich ein Bild, eine Schädelpyramide, „gewidmet den großen Eroberern und Feldherren", und bewunderte das Genie eines Künstlers, der in einem an sich häßlichen und gleichartigen Gegenstand eine solch ungeahnte Mannigfaltigkeit der Form und des Ausdrucks zu bringen vermochte, der mit großartiger Phantasie solch enormes Können verband! Damals war der Name Wereschagin noch kaum bekannt, jetzt ist er ein allgemein gefeierter. Und wahrlich, je öfter man diese Ausstellung (in den zwei dicht neben dem Theatersaal liegenden Nebensälen) betrachtet, desto größer wird die Bewunderung für die hohe Begabung und für die wahrhaft großartige Vielseitigkeit seines Schaffens. In den kolossalsten historischen Gruppen, in Landschaften, in Porträts, in Architektur, im Genre, überall weiß er Eigentümliches, Neues zu bieten, zu fesseln; überall zeigt sich urwüchsige Erfindung mit großem Geschick der Technik verbunden. Es mag sich ja manches Bedenkliche, Uebertriebene, Gewaltsame unter dieser kolossalen Masse von Bildern finden lassen, manches, das eigentlich mehr aus Lust am Bizarren, Aufsehen Erregenden, denn aus innerem Drange hervorging. Aber seien wir doch aufrichtig. Wenn ein deutscher ganz idealistischer Maler solche Vielseitigkeit besäße, wenn er als Volontär einem so schrecklichen Krieg mit allen Gefahren und Greueln beiwohnte, wie jener Krieg im Balkan war, und dabei Wunden davontrug; wenn er im Winter im Himalayagebirge drei- bis viertausend Meter hoch stieg, um Skizzen zu sammeln unter Gefahren und Entbehrungen, gegenüber welchen schwierige Schweizer Bergfahrten als ein Spaziergang erscheinen, und wenn er dann als junger Mann vor die Welt mit einer Anzahl Bilder treten könnte, deren bloße Ausführung nach gewöhnlicher Berechnung das ganze Leben von zwei Künstlern ausfüllen müßte, die eine Schaffenskraft bezeugten, wie sie seit Rubens nicht mehr gewesen war: würde dann selbst ein idealistischer deutscher Maler der Versuchung, mitunter mehr Abenteuerliches, Effekterregendes als Künstlerisches zu schaffen, ganz fest widerstanden haben? In Wereschagins Erscheinung, Gebaren und Rede ist nicht die geringste Spur vom Großsprecher oder Abenteurer zu entdecken. Ich lernte ihn am Tage der Eröffnung der Ausstellung für geladene Gäste zufällig*) kennen und war entzückt von seinem ruhigen, anspruchslosen Wesen und vollendet weltmännischen Formen; er spricht französisch fast ohne fremden Accent (deutsch nur gebrochen), und während er in seinem Katalog gerne humanistische (selbst bibelauslegende) Erklärungen seiner Bilder gibt, vermeidet er im Gespräch jede Aeußerung, die nicht unmittelbar Künstlerisches betrifft. Er bildet also eigentlich einen Gegensatz zu seinen großartigen Schöpfungen; man mag im einzelnen über diese urteilen, von welchem Standpunkt immer, als Ganzes betrachtet, sind sie eine große kunstgeschichtliche Erscheinung.

*) Ich betone ausdrücklich das Wort „zufällig", denn zum berichtenden Zusammenkünftler (Interviewer) fehlt mir jegliches Talent. Darum beneide ich [illegible] Wereschagins [illegible] Kopf.

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

III.

Belgische Malerei.

(Hiezu das Bild S. 829.)

Fremden Gästen den Vortritt zu lassen, ist eine Höflichkeitsform, die man nicht ungern beobachtet und die mit einer krankhaften Bevorzugung des Fremden nichts gemein hat. So wird man es hoffentlich auch uns nicht verübeln, wenn wir — unter Mitberücksichtigung von technischen Erwägungen, die sich aus dem Hinblick auf die Gesamtanordnung unserer laufenden Nummern ergeben — bei unseren eingehenderen Betrachtungen der Gemälde, die gegenwärtig in der Berliner Jubiläumsausstellung vereinigt sind, den der belgischen Kunst gewidmeten Saal zum Ausgangspunkt wählen. Bietet er doch in verhältnismäßig engem Rahmen ein recht lehrreiches, zusammenfassendes Bild der jüngsten Kunstrichtung im Vergleich zu jener unmittelbar vorangegangenen Kunstperiode, die innerhalb der historischen Abteilung der gegenwärtigen Ausstellung zur Geltung gelangt.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem die belgische Kunst durch die groß entfalteten Historienbilder eines Wappers, Gallait und Swerts die Augen der Welt in hervorragender Weise auf sich lenkte. Noch heute nehmen die figurenreichen, gewaltige Wände füllenden Darstellungen dieser damals auf das höchste gefeierten Meister ein großes Feld der Abteilung für neuere Kunst in der Brüsseler Staatsgalerie ein. Aus der Kunstübung der Gegenwart aber sind die Nachwirkungen der genannten Meister und ihrer einst nahezu alleinherrschenden Richtung fast vollständig verschwunden. An Stelle der Feier großartiger geschichtlicher Thaten und Ereignisse ist die schlichte Beobachtung des alltäglichen Lebens getreten. Einige unschöne, halbverkommene Fabrikarbeiterinnen, die an einem höchst primitiv ausgestatteten Raum am Fenster sitzen, um den Kandiszucker zu sortiren, den ein junger Arbeiter herbeischleppt, gelten dem Maler François Hallett für einen genügend interessanten Gegenstand, um ihn in annähernd lebensgroßen Halbfiguren zur Durchbildung zu bringen, ohne daß besondere Reize der Beleuchtung und der malerischen Tonentfaltung für die Dürftigkeit und Reizlosigkeit des Stoffes entschädigen würden.

Von einer annehmbareren Seite zeigt sich die angedeutete Richtung in dem Gemälde, das wir als ein bezeichnendes Stück seiner Art unseren Lesern auf Seite 829 vor Augen stellen. Emil Seeldrayers in Brüssel führt uns in einen der Haupträume einer Tierarzneischule, in welchem sich eine Fülle charakteristischen Lebens zusammendrängt. Dort erläutert der Professor, zu dessen Salonanzug und Cylinderhut die sorglich vorgebundene weiße Schürze einen seltsamen Gegensatz bildet, an einem kranken Schimmel seinen Hörern die betreffenden Leiden, während sein Assistent die Instrumente für die vorzunehmende Operation in Bereitschaft hält, für welche auch die Gehilfen niederen Grades schon zur Hand sind, um unter Anwendung der von der Decke herabhängenden und demnächst tiefer niederzulassenden Geräthschaften das ärztlich zu behandelnde Pferd in die nötige Lage zu bringen und darin nachdrücklich festzuhalten. Mit feinem Takt wählte der Künstler einen Moment, in welchem das alles nur vorbereitend angedeutet ist, und während er sich solchergestalt fernhält von der neuerdings vielfach zu Tage tretenden Sucht, das Widerliche so aufdringlich als möglich in den vollbeleuchteten Vordergrund zu zerren, sorgt er andererseits dafür, neben dieser rein anschaulichen Seite seinem Stoffe auch einige gemütlichere Beziehungen abzugewinnen. Sie verkörpern sich in den Personen, die da gekommen sind, um für ihre erkrankten Lieblinge den tierärztlichen Beistand nachzusuchen. Wie zärtlich die alte Dame hier ihren an Wohlbeleibtheit mit ihr wetteifernden Mops in ihren Armen wiegt, während die bitterböse Miene des Tieres darauf schließen läßt, daß dasselbe seine kleinen oder großen Leiden keineswegs mit sonderlicher Ergebung und rücksichtsvoller Sanftmut trägt! Um so größer ist die Teilnahme, deren es selbst sich erfreut. Geben doch auch die jüngeren weiblichen Mitglieder der Familie seiner Gebieterin ihm mit besorgter Aufmerksamkeit das Geleite. Daneben zieht ein alter Sportsfreund einen der Heilgehilfen der Anstalt über die nach und nach sich einstellenden Gebrechen seines alternden vierfüßigen Nimrod zu Rat. Im Hintergrunde rechts und links spielen sich noch andere verwandte Scenen ab. Es ist fast etwas viel der gleichzeitig hier zusammengedrängten Erscheinungen, und wir haben den Eindruck, daß der Maler ein von ihm beobachtetes Nacheinander in ein Nebeneinander verwandelt hat, um das Interesse seines Bildes zu erhöhen. Daß auch ein Angehöriger der Naturalistenschule, zu welcher Seeldrayers sich ohne Frage bekennt, zu einer solchen Licenz seine Zuflucht nahm, liefert einen erneuten Beweis dafür, wie wenig in der Kunst der starre Grundsatz unbedingtester

Naturwiedergabe sich unentwegt festhalten und durchführen läßt. Nach der einen oder andern Richtung hin muß der Künstler immer wieder einer bewußten und beabsichtigten Anordnung seine Zugeständnisse machen, muß in dieser oder jener Weise „stilisiren", wenn er nicht in ein mechanisches Abschreiben verfallen will, das eben auch denjenigen, an die er sich wendet, kein tieferes und dauernderes Interesse abzugewinnen vermag, wie das doch die Bestimmung eines Kunstwerks sein soll. Seeldrayers hat es verstanden, durch die angedeuteten Kunstgriffe der Komposition eine entsprechende Wirkung zu erzielen. Bei der Uebertragung in das einfache Schwarz auf Weiß des Holzschnitts hat das Gemälde kaum etwas eingebüßt, da seine Färbung aus ziemlich schweren, dumpfen Tönen besteht, die an sich nichts besonders Bestrickendes haben.

Lediglich auf das Interesse des Kolorits dagegen richtet sich ein anderes belgisches Bild, das uns an eine verwandte Oertlichkeit, nämlich in das Innere einer größeren landwirtschaftlichen Anlage, einführt. In dem weitläufig angelegten Kuhstall der Meierei in Cruningen, in welchen uns Jan Stobbaerts versetzt, tummelt sich im Vordergrund eine Schar jener grunzenden Rüsselträger, deren Namen man im allgemeinen für wenig hoffähig hält, obgleich sie — seltsam genug — zu einem Symbol des Glücks namentlich bei denjenigen geworden sind, die der „noblen Passion" des Spiels zu fröhnen pflegen. Daneben erblickt man, in langer Reihe aufmarschirt, die Rückseiten der milchgebenden Wiederkäuerinnen, die auf nicht durchaus reinlich zu haltender Streu in ihren Einzelzellen angebunden stehen, lauter Schecken, deren weißgrundige, schwarzgefleckte Felle durch die vielseitigen Reflexe innerhalb des geschlossenen Raumes einen gelblichen Schimmer erhalten. Man sieht, der Maler hat sich hier in Wirklichkeit mit dem denkbar bescheidensten Vorwurf begnügt, um ja nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß es ihm bei seinem Bilde um die Darstellung einer „Idee" zu thun sein könnte; denn in der Ultranaturalistenschule modernsten Zuschnitts gibt es nichts Verpönteres als einen Darstellungsstoff, bei dem sich etwas denken läßt.

So ganz indes ist es den Neuerern noch nicht gelungen, die alte Schule zu beseitigen; nur daß dieselbe heute nicht mehr wie ehedem über ihren abstrakten Ideen die malerische Erscheinung vernachlässigen und somit den Grundanforderungen der eigenen Kunst einen Schlag ins Gesicht versetzen darf. Was aber in den lebenden Nacheiferern der älteren Historienmalerschule sich geltend macht, das ist ein Haschen nach möglichst düsteren Stoffen. So wählt Albrecht de Vriendt zu seinem Helden den geistesumnachteten Karl VI. von Frankreich, wie er die Zeit damit totschlägt, mit seinem Narren Karten zu spielen, während die jugendliche Odette von Champdivers zu seinen Füßen sitzt und durch den Gegensatz ihrer holden Erscheinung, deren Zauber an einen Wahnwitzigen sich vergeudet, den unheimlichen Eindruck des Ganzen noch verstärkt.

Jean Portaels, der als Direktor der Brüsseler Akademie den Mittelpunkt der Anhänger der älteren Richtung bildet, stellt die Schrecken des Samum dar, und P. J. van der Ouderaa behandelt in seinem „letzten Zufluchtsort" eine Episode aus den Greueln der Plünderung Antwerpens durch die Spanier im November 1576. Seinem Gemälde indes wohnt ein versöhnender Zug inne, indem er uns hoffen läßt, daß vor dem Kruzifix, das die mutige Aebtissin der Clarissennonnen den anstürmenden Wüterichen entgegenhält, die Tobenden zurückweichen und so der in das Kloster geflüchteten Familie Mundi von Douai Rettung aus den Händen ihrer Verfolger zu Teil werde. Daß dies wirklich der Fall war, bestätigen uns die geschichtlichen Urkunden.

Einen lieblichen Gegensatz zu jenen düsterdramatischen Vorgängen liefert Jan Verhas, indem er einen festlichen Vorgang aus der jüngsten Geschichte seiner belgischen Heimat zum Ausgangspunkte nimmt. Es ist dies der Aufzug der Schulen zur Feier der silbernen Hochzeit des belgischen Königspaares. Im Frontmarsch vorwärtsschreitend, kommen lange Reihen weißgekleideter Mädchen, eines niedlicher als das andere, uns wohlgemut entgegen, die vorderen fast in Lebensgröße erscheinend, während der Balkon, von welchem aus das Königspaar und seine Umgebung den festlichen Aufzug mit ansehen, in den seitlichen Mittelgrund verlegt ist, wo die Steifheit des höfischen Zeremoniells den malerischen Eindruck des Ganzen nicht mehr zu beeinträchtigen vermag. Mit dem vollen Reiz der duftigen Erscheinung in freier Luft an einem angenehmen Sommertage bei halbverschleierter Sonne wiedergegeben, wirkt der anmutige Vorgang mit voller Frische.

Neben diesen Figurenbildern nehmen die weidenden Rinderherden von J. Verwée, die naturwahren Landschaftsbilder eines Schampheleer, Courtens, Coosemans und anderer, sowie die trefflichen Porträts eines Emile Wauters eine berechtigte Aufmerksamkeit in Anspruch. So gestaltet sich die Abteilung der Belgier zu einem anziehenden Ensemble, das wohl dazu geeignet ist, uns in die freilich nur sehr fragmentarisch auftretende Internationalität der gegenwärtigen Jubiläumsausstellung auf angenehme Weise einzuführen.

Otto Baisch.

Meine letzte Reise nach Ostafrika.

Von

Kapitän zur See a. D. Herbig.

(Schluß.)

Vier lange Wochen dauerten die Fasten des Ramasans, die von den Strenggläubigen strikt innegehalten werden. Es gibt jedoch eine überwiegend große Zahl von solchen Muselmanen, die den Islam nur im Fall der Not und dann bekennen, wenn sie Vorteil davon haben. Hiezu gehören zum größten Teil sämtliche Neger, die je nach ihrem augenblicklichen Bedürfnis sich Mohammedaner oder Christen irgend einer Sekte nennen, wenn die in dem betreffenden Ritus angesetzten Feste ihnen Gelegenheit zum Faulenzen und Feiern und zu besonderen Benefizien geben. Die Hotelkellner zum Beispiel behaupteten während des ganzen Ramasans, katholische Christen zu sein, damit sie nicht zu fasten brauchten, entblödeten sich aber nicht, als Muselmanen am ersten Bairamstage um das übliche Geschenk zu bitten.

Sobald am ersten Tage des Monats Schewwal (diesmal der 14. Juli) der Mond sichtbar wurde, begann auf allen Schiffen und aus eigens zu diesem Zweck am Strand aufgefahrenen Geschützen das Salutiren für das anbrechende Bairamsfest, welches drei Tage währt und dessen Aeußerlichkeiten, die sich in froher Feststimmung und besonders sorgfältig gewählter Kleidung, sowie in gegenseitiger Beschenkung und Abstattung von Gratulationsvisiten kund geben, viel Aehnlichkeit mit dem christlichen Weihnachtsfest und Neujahrsfest haben. Selbst der Sultan macht den Häuptern der angesehensten arabischen Familien und sämtlichen ansässigen Europäern an diesem Tag Geschenke in Gestalt von Ziegen und Süßigkeiten, die in großen Massen schon wochenlang vorher angefertigt und während des Bairamsfestes in Läden verkauft werden. Er selbst empfängt aus allen Himmelsrichtungen telegraphische und schriftliche Glückwünsche. Während die Kirobotos ihre Schwerttänze aufführten und Salven abfeuerten, nahm die Garde vor dem Palast Paradeaufstellung. Als der Sultan sodann auf den Balkon trat, wurde die Nationalhymne gespielt und das Gewehr präsentirt. Es heimelte mich an, als ich bemerkte, wie nach der Parade jedem Mann ein Geschenk in der Höhe von vier Annas — eine Mark — verabfolgt wurde. Sobald die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war, wurden die von den auf Rhede liegenden Schiffen zur Feier des Tages gehißten Topflaggen niedergeholt. Unmittelbar darauf sendete die prächtige Illumination, welche an Stelle der Flaggen trat, ihre blendenden Strahlen nach dem Lande herüber und zauberte so im Verein mit dem vor dem Palast des Sultans abgebrannten großartigen Feuerwerk ein Bild hervor, wie es eben nur die Prachtliebe orientalischer Fürsten zu ersinnen vermag. Am nächsten Morgen von neun Uhr ab empfing der Sultan die Gratulationsvisiten der europäischen Kolonisten, die unter Führung ihrer Vertreter fast sämtlich erschienen waren. Als wir gegen zehn Uhr an die Reihe kamen, intonirte die Kapelle „Die Wacht am Rhein" und darauf „Ich bin ein Preuße". Der Sultan kam uns bis zum Treppenabsatz entgegen und empfing uns gar leutselig und liebenswürdig, reichte jedem die Hand und hatte für jeden ein freundliches Wort. Sorbet wurde herumgereicht und Rosenöl über unsere Taschentücher geschüttet. Nach knapp zehn Minuten wurden wir unter denselben Freundschaftsbezeugungen entlassen und machten den Italienern Platz, deren Nationalhymne bereits gespielt wurde. Erst nachdem alle Europäer ihren Glückwunsch abgestattet hatten, erschienen die arabischen Großen in ihren gold- und silbergestickten Staatskleidern. So reich und geschmackvoll aber die Kleidung der Männer ist, so unkleidsam ist die Tracht der Frauen, die zwar unverschleiert einhergehen, dafür aber Gesichtsmasken tragen, die Stirn, Nase und Mund bedecken und nur die Augen und Wangen bis zum Ohr frei lassen und so jeden Liebreiz eines weiblichen Gesichtes verhüllen.

Noch zwei Tage des Bairams werden gefeiert durch Volksbelustigungen, die in Aufführungen von Tänzen und Scheingefechten gipfeln und im übrigen wie ein Volksfest im zivilisirten Europa verlaufen, mit dem einzigen Unterschiede, daß keine Excesse dabei vorkommen und daß weder Roheit noch Trunkenheit die Gemütlichkeit stören. Sie spielen sich hauptsächlich auf dem sogenannten Nasi Mojo ab, einem freien Platz unmittelbar im Süden der Stadt. Hier bietet sich dem Ethnologen Gelegenheit, die zahllosen Schattirungen der Rassen und Volkstypen des äquatorialen Afrikas zu studiren, denn alle sind in Sansibar vertreten.

Zu den interessantesten Erscheinungen unter diesem Gemisch von Männern und Frauen zählen unstreitig die Wasserträgerinnen, die in graziöser Haltung mit erstaunlicher Geschicklichkeit oftmals drei von den schweren oval-runden irdenen Wasserkrügen auf dem Kopfe tragen oder, besser gesagt, balanciren. Sie bilden ein großes Kontingent der weiblichen Bevölkerung Sansibars, denn das Wasser für den Hausbedarf muß weit hergeholt werden, da nur wenige Brunnen mit gutem Trinkwasser vorhanden sind. Ihre Kleidung besteht im wesentlichen aus einem dunklen, in allen Variationen gestreiften Tuch, welches sie in geschickter Weise so um den Leib schlingen, daß es zu gleicher Zeit als Rock und Taille dient.

Auffällig ist es, daß die Weiber im allgemeinen viel stärkere Knochen und Muskulaturen zeigen als die Männer; doch erklärt sich das dadurch, daß sie alle schwere Arbeit verrichten müssen, während der Mann faulenzt und höchstens so viel arbeitet, als erforderlich ist, um das nötige Geld für seine geringen Bedürfnisse zu erwerben. Zur Kleidung bedarf er nur eines langen, weißen leinenen Hemdes und einer ebenfalls leinenen, fezartigen Kopfbedeckung. Er erbt von seinem Vater Haus und Hof, auf welchem die Gebeine seiner Vorfahren bestattet sind und der auch seine irdischen Ueberreste dereinst bergen wird, denn auf Kirchhöfen werden nur die Europäer und Araber bestattet. Diese Friedhöfe sind, wie bei allen orientalischen Völkern, nicht allein Begräbnisplatz für die Verstorbenen, sondern auch Erholungsort für die Lebenden, und daher mit Liebe und großer Sorgfalt gepflegt und meist in anmutigster Gegend mit freiem Ueberblick über die See gelegen. Auf ihnen bringt der Araber die kühle Tageszeit zu und verläßt sie erst, nachdem er sein Abendgebet dort verrichtet hat.

Einer der sehenswürdigsten Friedhöfe ist der auf dem Nasi Mojo gelegene. Cypressen und Trauerweiden senken ihre dunklen Schatten über die mit duftenden Blumen geschmückten hochaufgemauerten Sarkophage und imposanten Steindenkmäler, welche einigen arabischen Heiligen dort errichtet sind, und die See, welche ihre Fluten bis an diesen stillen Platz heranwälzt, singt dazu ihr ewiges Schlummerlied für die Toten. Hier haben auch die irdischen Ueberreste des Kapitäns zur See, v. Reitz, Kommandanten Seiner Majestät Kreuzerfregatte „Stosch", ihre letzte Ruhestätte gefunden auf einem schönen freien Platz außerhalb der Kirchhofsmauern, den der Sultan bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat.

Unmittelbar südlich vom Kirchhof erweitert sich der Strand und gestattet bei niedrigem Wasser eine herrliche Promenade, die durch ihre Reize — Staubfreiheit und frische Seeluft — alle geblasirten Europäer anlockt. Bei Hochwasser jedoch reicht das Meer bis unmittelbar an die ziemlich steil aufsteigenden Uferberge, welche an vielen Stellen infolge des durch namentlich während der Regenzeit anhaltend starken Regengüsse erzeugten Wasserlaufes grottenartige Einbuchtungen bilden, die ähnlich den Tropfsteingebilden wild verzackte, bizarre Formen hervorzaubern. Von ihren Gipfeln winken viele Landhäuser einladend und verlockend herüber, unter denen einige, wie zum Beispiel das des englischen Generalkonsuls, Sir John Kirk, inmitten paradiesischer Gärten liegen, in welchen die helfende Hand des Menschen die herrlichen Naturgaben zu einem harmonischen Ganzen geordnet hat. Aber auch der nach Süden führende Landweg verfehlt nicht, seine Anziehungskraft auszuüben, namentlich wenn man unmittelbar nach dem Passiren der Lagune, die zur Zeit des Hochwassers der Stadt Sansibar den Anblick einer Insel gibt, da sie dieselbe dann gewissermaßen wie ein breiter Graben umgibt, in einen der vielen engen und wilden Feld- oder Waldwege einbiegt, die nach den Schambas (Landhäuser der Araber) führen, hinein in eine überaus üppige Tropenvegetation, belebt durch bunte, singende Vögel und allerhand anderes Getier, darunter leider aber auch einige giftige Schlangenarten. Bei niedrigem Wasser bildet die dann trocken gelegte Lagune den Spiel- und Tummelplatz der Jugend, deren Hauptbelustigung im Aufsteigenlassen von Papierdrachen besteht. Ueber die Lagune hinweg, ungefähr in ihrer Mitte, ist eine steinerne Brücke, die einzige, die Sansibar aufzuweisen hat, gelegt, auf welcher man durch das indische Stadtviertel in das Negerdorf Gambo gelangt, das sich durch anmutige Lage und große Sauberkeit besonders auszeichnet, und dessen Häuser oder Hütten mit kunstvoll geschnitzten Thüren verschlossen sind. Die Holzschnitzerei ist die einzige Kunst, welche die Bewohner Sansibars üben. Ueberall begegnet man glücklichen und zufriedenen Menschen, die einem ein freundliches «Yambo» (guten Tag) entgegenrufen und höchst erfreut scheinen, wenn man diesen Gruß mit «Yambo sana» (sehr guten Tag) erwidert.

Gigantische Bäume, die sich der deutschen Eiche würdig zur Seite stellen konnten, stehen am Wege, auf welchem man bald nach einer etwas erhaben gelegenen Schamba gelangt, der „Teutonia", dem früheren deutschen Klubhause. Diese Anhöhe beherrscht die Aussicht über die ganze Stadt und die Rhede mit ihrem Mastenwalde, und bei schönem Wetter kann man von hier aus sogar die Küste Afrikas sehen, über welcher ein ewiger Nebelschleier zu lagern scheint. Dieser Punkt ist unstreitig der schönste in der Umgebung Sansibars und es ist daher doppelt schade, daß der deutsche Klub ihn hat aufgeben müssen, da er sich wegen Mangels an Beteiligung auflösen mußte. Er bildet aber nach wie vor das Ziel aller Picknicks und Landpartien, die nach echt deutscher Weise eine große Rolle im Leben Sansibars spielen. Das deutsche Element hat eine Aufnahme in dem internationalen Klub gefunden, welcher jedoch sehr bald, wie alle derartigen Institute des überseeischen Auslandes, ein völlig englisches Gepräge annahm und dessen Hauptzweck in Errichtung von Lawntennis- und Cricketplätzen besteht, welche Spiele von den Söhnen Albions auch selbst bei der unerträglichsten Hitze mit erstaunlicher Ausdauer gespielt werden.

Außer diesen Naturschönheiten bietet Sansibar nichts oder doch nur sehr wenig. Es fehlt an dem Hauptelement zu einer anregenden Geselligkeit, den Damen, die nur in ganz kleiner Zahl vorhanden sind, denn wer es irgend einrichten kann, bewahrt seine Frau vor den mannigfachen Entbehrungen und Beschwerden, die Sansibar für Damen mit sich bringt. Desto mehr Dank gebührt aber diesen wenigen deutschen Frauen, die deutsche Sitte dort hoch halten und zu Ehren bringen und die ihr Haus zum Sammelpunkt der geselligen Vereinigung unserer Landsleute offen halten.

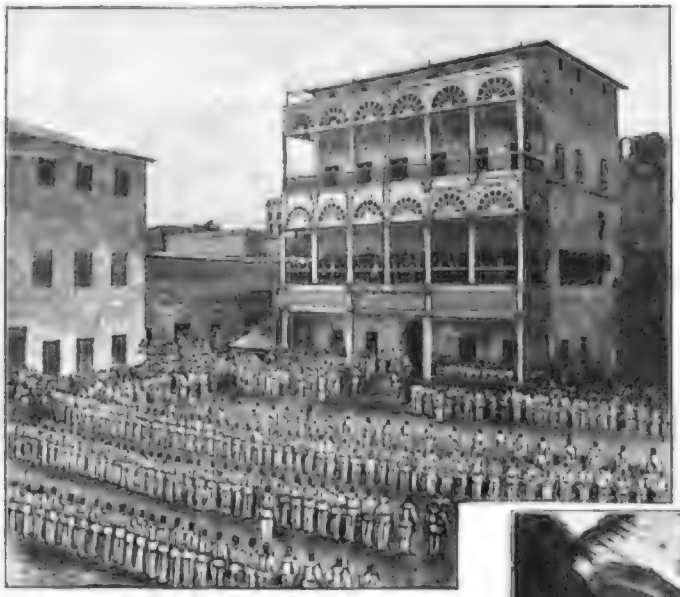
Doch auch in den Junggesellenwirtschaften bleibt man gut deutsch bei Kegelpartien auf dem Dach des Hauses und beim Skat, und die aus der Heimat bezogenen leiblichen Genüsse, die jeder neue Dampfer mitbringt, lassen dort überhaupt nicht das Gefühl aufkommen, als sei man in Sansibar. Dieses lernt nur der kennen, der wochenlang auf das dortige Hotel angewiesen ist, wo Ziegenfleisch die Hauptnahrung ist und nur einige spärliche Salatblätter auf den Tisch kommen als Ersatz für frisches Gemüse, was gänzlich fehlt, wenn Frau Chabot zur Reise gezwungen ist und die ihr von den französischen Patres gespendeten Salatköpfe für ihren eigenen Bedarf zu groß waren.

Durch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, deren Expeditionen nach dem Innern Afrikas sich in Sansibar ausrüsten, und deren Mitglieder dann einige Wochen sich dort aufhalten müssen, ist noch ein anderes Element in die Sansibargesellschaft gekommen, welches sie neu belebt und ihr etwas mehr Abwechslung verleiht, und seitdem namentlich die Gesellschaft für ihre Angestellten in der Stadt ein eigenes Gebäude gemietet und europäisch ausgestattet hat, bildet dieses den Sammelplatz aller deutschen Patrioten; ich habe manchen heiteren Abend dort im Kreise junger Kameraden von der Armee, denn aus solchen besteht die ostafrikanische Gesellschaft vorwiegend, zugebracht, der mich die harten Entbehrungen Sansibars vergessen ließ. Dieses Haus ist aber auch dringendes Lebensbedürfnis, denn sowohl die ausrüstenden wie die zurückkehrenden Expeditionen haben dringend Erholung nötig; erstere von der langen, ungewohnten Seereise und letztere, die meist fieberkrank von den Strapazen und Entsagungen der Afrikareise zurückkehren, um hier wieder zu Kräften zu kommen.

Der Sultan seinerseits trägt durch Gestellung von Reitpferden und Wagen und durch Veranstaltung von Konzerten an jedem Mittwoch in einem seiner Gärten, zu welchen nur Europäer Einlaß erlangen können, sein Scherflein dazu bei, den Reiz des Lebens zu erhöhen, für welche Liebenswürdigkeit, sowie für die aufrichtige und freundschaftliche Gesinnung, die er für die Fremden hegt, ihm volle Anerkennung und warmer Dank gezollt werden muß.

Regelmäßige und möglichst viele Bewegung in frischer Luft ist das beste Mittel, die gesundheitsschädlichen Einflüsse des Klimas zu bekämpfen, welches zwar nicht gerade als durchaus ungesund bezeichnet werden kann, aber wegen der fast immer gleichmäßigen feuchten Wärme erschlaffend und entnervend wirkt, und eher den Hang zum Schlafen als sich zu bewegen erzeugt. Dieses viel verrufene Klima wird bedingt einmal

Digitized by Google



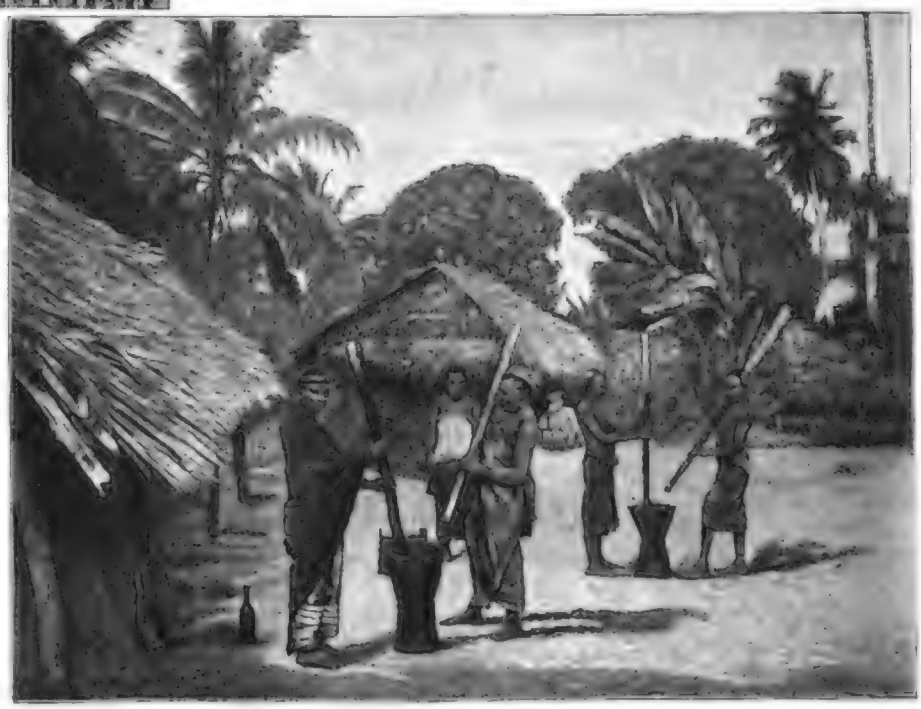
Flaggenhaus vom Hafen von Sansibar.

durch die äquatoriale Lage, für welche anhaltender Regen das ganze Jahr hindurch das Normale wäre, sodann durch die beständigen Monsune und schließlich durch die der eyzanischen Lage entsprechenden regelmäßigen Land- und Seewinde. Alle diese Ursachen zusammen bewirken, daß es zwei Regenperioden im Jahre gibt, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß es außer diesen niemals regnet. Die erste und sogenannte große Regenperiode, von den Eingeborenen «Masika» genannt, beginnt im März der einsetzende Südwestmonsun, der im Juli frischer wird, mit welchem Monat die sogenannte trockene Jahreszeit beginnt, die dann bis Oktober dauert. Dann tritt mit den unbeständig werdenden Südwestwinden die zweite Regenperiode ein. Allmälich geht dann der Südwestmonsun in den Nordostmonsun über, der gewöhnlich ganz leicht einsetzt. Beide Monsune werden durch die regelmäßigen Land- und Seewinde etwas nach Süden abgelenkt, besonders unmittelbar an den Küsten, und zeitweise ganz aufgehoben, so daß hin und wieder vorübergehende Stille in Sansibar beobachtet werden kann, bei welcher dann noch zu der unerträglichen Hitze die Plagen von zahllosen Moskitoschwärmen hinzutreten. Juli, August und September sind die kühlsten Monate, das Thermometer erreicht dann bei Tag selten über 26 bis 27 ° Celsius, bei Nacht fällt es bis zu 24 bis 25 °. Januar, Februar und März bringen die größte Hitze bis zu 35 bis 37 ° bei Tag, bei einer Abkühlung bis zu 25° während der Nacht. In dieser durchweg kaum merkbaren nächtlichen Abkühlung liegt eben das Entnervende des Klimas.

An der ostafrikanischen Küste ist im allgemeinen dasselbe Klima wie in Sansibar, nur daß durch den etwa zwanzig bis vierzig Seemeilen breiten Sumpfgürtel, welcher sich von der Küste bis zu den höher gelegenen Territorien fast an der ganzen Küste entlang erstreckt, eine Brutstelle für Fieberepidemien, Dissenterie und andere tropische Krankheiten geschaffen wird, dessen schädliche Einflüsse jeder spürt, der sich dort aufhalten muß, wie alle die Herren der ostafrikanischen Gesellschaft an sich selbst erfahren haben werden; wenigstens ist während meines Aufenthaltes in Sansibar keiner ohne Fieber dahin zurückgekehrt. Ja, selbst ein ganz vorübergehend kurzer Aufenthalt, zum Beispiel während der Jagd auf Flußpferde, von denen die afrikanischen Gewässer wimmeln, genügt, um sich einen ordentlichen Fieberanfall von dort mitzubringen. Dieser Sumpfgürtel, in welchem die ewige Fäulnis der üppigen tropischen Vegetation Giftgase erzeugt, besitzt noch eine andere Plage in Gestalt der Tsetsefliege, deren Stich jedem europäischen Vierfüßler unfehlbar den Tod bringt. Weiter nach dem Innern wird das Klima wieder gesunder, doch fehlen leider bis jetzt jegliche einwandfreie meteorologische Beobachtungen über jene Gegenden.

Nachdem nun die Besitztümer der Gesellschaft einigermaßen arrondirt sind, wird man die vorhandenen Geldmittel am zweckmäßigsten verwerten, wenn man zunächst die erforderlichen Arbeiten vornimmt, welche einer späteren Kolonisirung unbedingt vorausgehen müssen, denn in ihrem heutigen Zustande sind weder die westafrikanischen Kolonien, noch das Schutzgebiet in Ostafrika derartig beschaffen, daß sie ein geeignetes Feld zur Anlage von Ackerbaukolonien böten. Mit relativ größter Leichtigkeit ließen sich die ersten lebensfähigen Ackerbaukolonien im Dschaggaland und in dem hochgelegenen Usambara gründen, wo der Gebirgskamm bis zu einer Höhe von 1500 bis 2000 Meter ansteigt. Hier erzeugt der beständig von See aus herüberstreichende Monsun, in dieser Höhe schon bedeutend abgekühlt, eine Luft, in welcher es dem Deutschen unbeschadet seiner Gesundheit und der Lebenskraft seiner Nachkommen zu leben und selbst zu arbeiten möglich sein wird.

Die Untersuchung des Landes in Bezug auf seine Lage und Klima, auf seine Fruchtbarkeit und Bodenbeschaffenheit, auf seine natürlichen Erzeugnisse und Hilfsquellen unter und über der Erde, die Vermessung und Grenzregulirung, die Anlage von Verkehrsstraßen, von Versuchsstationen, die den späteren Kolonisten mit den erforderlichen Sämereien und Zuchtpflanzen, mit dem nötigen Zug- und Lastvieh zu versorgen haben, diese alles sind Arbeiten, welche große Opfer an Geld und Zeit



Eingeborene beim Getreidestampfen bei Kaol Mloja (Westseite von Sansibar)

Wasserträgerinnen in Sansibar.

Erst mit der neuerdings gemeldeten Erwerbung von Uiaramo ist das erste Küstengebiet mit dem besten Hafen an der Ostküste, Dar es Salaam, in den Besitz der deutschen Gesellschaft übergegangen. Alle anderen Länderein liegen erst jenseits des Sumpfgürtels. Dieselben umfassen bis jetzt in diesem Teile Zentralafrikas das Gebiet zwischen dem 4. und 8. Grad südlicher Breite und dem 36. und 38. Grad östlicher Länge. Der kaiserliche Schutzbrief erstreckt sich zur Zeit jedoch nur auf die Landschaften Useguha, Nguru, Uiagara und Ukami, doch dürfte es wohl zweifellos sein, daß die afrikanische Gesellschaft ihre gerechten Ansprüche auch über die neuen Erwerbungen, nämlich Ukutu, Bondei, Usambua, Pare, Taveta und Dschagga so nachzuweisen im stande sein wird, daß der kaiserliche Schutzbrief auch auf sie Anwendung finden kann. Im Norden ist durch eine andere Gesellschaft das Witugebiet erworben worden, welches hart an die Küste reicht und zu dem man am leichtesten über Lamu gelangt.

Die Untersuchung des Landes in Bezug auf seine Lage und Klima, auf seine Fruchtbarkeit und Bodenbeschaffenheit, auf seine natürlichen Erzeugnisse und Hilfsquellen unter und über der Erde, die Vermessung und Grenzregulirung, die Anlage von Verkehrsstraßen, von Versuchsstationen, die den späteren Kolonisten mit den erforderlichen Sämereien und Zuchtpflanzen, mit dem nötigen Zug- und Lastvieh zu versorgen haben, diese alles sind Arbeiten, welche große Opfer an Geld und Zeit fordern werden; die reichen Schätze aber, welche die Natur verschwenderisch über jene Gegenden ausgeschüttet hat, lassen diese Opfer nicht verloren erscheinen, sondern garantiren vielmehr eine gewinnreiche Zukunft. Schon jetzt gedeiht in einigen Gegenden Kaffee, Baumwolle, Kakao, Indigo und Gewürze wild, mächtige Baumstämme versprechen das schönste Nutzholz. Wie hoch der Ertrag aus diesen Produkten durch sorgsame Pflege und sachgemäße Kultivirung sich steigern läßt, das liegt im Schoße der Zukunft. Auch der Einführung unserer europäischen Obstbäume, sowie anderer für den Lebensbedarf erforderlichen Gewächse steht nichts entgegen; im kleinen vorgenommene Versuche haben zum Beispiel die Möglichkeit ergeben, dort allerhand Gemüse zu ziehen, doch wird man für jede neue Aussaat die erforderlichen Sämereien aus Europa beziehen müssen, da die Pflanzen infolge der klimatischen Einwirkungen schon in der zweiten Generation ihren früheren Charakter verlieren und einen andern, uns nicht zusagenden Geschmack annehmen. An einigen Plätzen, zum Beispiel in Bagamoyo, wird auch Vanille gezogen, für deren Kultur die Verhältnisse fast durchweg günstig sind.

Daß die zentralafrikanischen Länder eine Zukunft haben, beweist schon der nicht unbedeutende Export von den Küstenplätzen aus, dessen einzelne Produkte, abgesehen von Elfenbein, in der nächsten Umgebung der Küste gewonnen werden und in Kopalgummi, Gummielastikum, Orseille, Sesamsaat, Hirse, Kopra, frischen Kokosnüssen, Häuten und Kaurimuscheln bestehen, und einen Wert von circa einer Million Mark repräsentiren.

Das rapide Vorgehen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, namentlich bei Besitzergreifung des ersten Erwerbes — Usagara — drohte zwar anfangs das gute Einvernehmen zwischen den Deutschen und Said Bargasch zu trüben und ihnen dessen früher offen zur Schau getragene Sympathie zu entziehen. Als aber durch die Ankunft des deutschen Geschwaders ihm einerseits klar wurde, daß es dem deutschen Reich ernst sei mit dem Schutze seiner Protektoratsländer, und als ihm durch die Zusammensetzung und Stärke dieses stattlichen Geschwaders seine bisherigen Zweifel an unserer Seemacht, welche von gewisser Seite künstlich erhalten und genährt wurden, benommen waren,

Digitized by Google

Georg Waitz.

Leopold von Ranke.

da kam er zu der Erkenntnis, daß seine früheren Sympathien für Deutschland ihn den richtigen Weg gewiesen haben, und daß sein eigener Vorteil es erheische, auf diesem Wege weiter zu wandeln. So steht denn von dieser Seite der Ausbreitung und friedlichen Entwicklung Neudeutschlands in Afrika nichts mehr im Wege. Möge die englische Gesellschaft durch klinge Einsicht und durch richtige Maßnahmen ihren Besitz sich sichern, für die Veredlung und Zivilisirung der schwarzen Eingeborenen erfolgreich Sorge tragen und für deutsche Auswanderer eine neue Heimat schaffen, in welcher die überschießende deutsche Kraft dem Vaterland erhalten bleibt.

Die deutschen Kamerunmatrosen in Berlin. Originalzeichnung von Otto Gerlach.

Digitized by Google

Träumereien über dem „Gotha“.

Von

B. Dulk.

III.*

Zweite jüngere Verhältnisse.

1. † Paul Maria Johann, Graf von B. auf R. (geb. 12. Februar 1830, † 8. Juli 1870, Besitzer der Allodialherrschaften Klein-Budwitz mit Fellersdorf in Mähren, k. k. Kämmerer und Oberst a. D.). Dessen Witwe:

Eugenie Alexandrine Angelika, geb. Freiin von —hei, geb. 8. Oktober 1843, verm. 4. Februar 1862.

Kinder: 1. Eugenie Paula Olga, geb. 8. März 1863.
2. Erdmuthe Maria Albertine Ida, geb. 25. April 1864.
3. Johann Stefan Gobert, geb. 4. September 1866.

Juni 1879 in Fellersdorf. Großes, einfach möblirtes Zimmer im zweiten Stockwerk des Schlosses. An einem mit Heften, Büchern und Landkarten bedeckten Tisch Eugenie und Erdmuthe mit ihrer Gouvernante, Fräulein Kroning. Die Mädchen — einander sehr ähnlich — besitzen die sogenannte „beauté du diable“. Es ist schwer, mit sechzehn und fünfzehn Jahren nicht hübsch zu sein.

Frl. Kroning (vierzig Jahre, strenge Züge, rauhe Stimme): Jetzt wollen wir ein kleines Examen machen.

Eugenie und Erdmuthe (bittend): Nicht!

Frl. Kroning: Wie oft habe ich mir schon verbeten, daß Sie, wenn ich etwas vorschlage, dieses kindische „Ni—icht!“ rufen.

Eugenie } zugleich: Machen wir lieber Geographie.
Erdmuthe } Warum nicht Gedichtaufsagen?

Frl. Kroning: Nun, meinetwegen, beginnen wir mit der Geographie ...

Erdmuthe: Bitte, nicht!

Frl. Kroning: Gut; so wird Erdmuthe zuerst das Gedicht deklamiren und dann Eugenie —

Eugenie: Nur das nicht!

Frl. Kroning: Sehen Sie, so kommt man nie zu einem Resultat — es wird nur Zeit verloren. Disziplin ist im Unterricht die Hauptsache.

Eugenie (leise zu ihrer Schwester): After the lesson come into my room, I want to tell you something.

Frl. Kroning: Wie oft habe ich Ihnen schon untersagt, während meiner Stunde englisch zu sprechen. Es ist im höchsten Grade ungezogen, sich vor einem dritten einer Sprache zu bedienen, die dieser dritte nicht kennt. Und überhaupt, Sie sollen jetzt nicht miteinander flüstern. Ach — und was machen Sie denn da wieder, Eugenie? Warum kritzeln Sie auf dem Heftumschlag? Wir können niemals anständige Hefte erzielen; bald werden sie ausgerissen, bald beschmutzt und immer bekritzelt ... Was soll diese Landschaft — und dieser Vollmond — und diese ganze Reihe von Buchstaben A. D.?

Erdmuthe: Also wird's mit dem Examen oder nicht?

Frl. Kroning: Was ist das für ein Ton? Ich komme aus dem Zanken nicht heraus! Wahrhaftig, es müßte einem Regiment Engel die Geduld reißen bei solcher Lektion.

Erdmuthe: Fragen Sie mich um die römische Geschichte aus, Fräulein, ich will jetzt ordentlich antworten.

Eugenie: Nicht die römische.

Frl. Kroning: Ich werde fragen, was ich will und beginne bei der Geographie. Nennen Sie mir —

Erdmuthe: Ach, die Geographie ist so fad —

Frl. Kroning: Wir sind nicht hier, um uns zu amüsiren.

Eugenie: Also schnell, Fräulein, es ist bald zwei Uhr, die Stunde wird gleich aus sein —

Erdmuthe: Gott sei Dank!

Frl. Kroning: Das könnte eher ich ausrufen, denn Sie machen mir den Unterricht wahrhaft zur Qual.

Eugenie: Nun, so fragen Sie mich um die verschiedenen Hauptstädte aus, ich werde sie alle hersagen: Frankreich, Paris; Rußland, St. Petersburg.

Frl. Kroning: Genug — damit haben Sie als kleine Kinder begonnen. Jetzt stehen unsere Aufgaben höher. Wir wollen den kosmographischen Teil vornehmen.

Beide: O weh!

Frl. Kroning: Eugenie, Erdmuthe — ich bin ernstlich unzufrieden.

Eugenie (leise): What an old bore.

Erdmuthe: Isn't she?

(Die Gräfin-Mutter tritt ein.)

Frl. Kroning: Wir sagten also, der Meridian — Ah, Ihre Frau Mama.

Gräfin (in Reitkleid und Stulphandschuhen, hält den kurzen Cylinder und Gerte in der Hand; ist noch eine schöne Frau): Ah — bei der Arbeit? Das ist brav ... Aber wie Du wieder buckelig dasitzest, Muthi, ich muß Dir doch nächstens ein Mieder anschaffen. Nun, geben die Studien vorwärts? (ohne Antwort abzuwarten): Ich reite jetzt hinüber nach Rattenek und beabsichtige, dort zum Diner zu bleiben. Ich bitte Sie also, Fräulein Kroning, heute wieder, wie dies in meiner Abwesenheit immer geschieht, mit den Mädchen auf Ihrem Zimmer zu speisen. Der Hofmeister mit den Buben — Gobi hat heute ein paar Kameraden zu Gast — diniren im Speisesaal. Eugenie — aber wie bist Du frisirt? Du siehst ja wie der Struwelpeter aus ... Fräulein, achten Sie doch darauf, daß die Mädchen in ihrer Erscheinung immer nett seien — es sind ja auch keine kleinen Kinder mehr; in zwei Jahren werde ich sie in die Welt führen, dann dürfen sie mir nicht mehr so aussehen, die eine zerrauft wie ein Irokese, die andere buckelig wie Rigoletto ... Was habt ihr da? Einen Gedichtenband — Zum Deklamiren? Schön! Aber, bitte, Fräulein, nur nicht zu viel Gedichte; sentimental sollen mir die Mädchen nicht werden; ich bemerke ohnehin, daß sie dazu neigen. Ich habe sie öfters beobachtet, wenn sie allein miteinander sprechen, wie da Augen verdreht und geseufzt wird — und Eugenie fängt mir an, blaß auszusehen. Sehen Sie nur, was sie für blaue Ringe unter den Augen hat. Aber jetzt adieu, Kinder — gehabt euch wohl und seid hübsch fleißig. Adieu, Fräulein! Ich werde wahrscheinlich heut spät nach Hause kommen, Sie brauchen mich nicht zu erwarten.

Eugenie: Mama, wann wirst Du uns denn reiten lernen lassen?

Gräfin: Das hat Zeit — einstweilen bewältige Deine anderen Lehrgegenstände. Hast Du heute Deine Stunde Skalen gespielt?

Frl. Kroning: Ja, Frau Gräfin, beide haben ihre Musikstunden eingehalten. Eugenie macht sehr hübsche Fortschritte — morgen werden wir die „pathétique“ in Angriff nehmen. Erdmuthe hat leider so wenig Lust —

Gräfin: Die Lust wird schon kommen. Aber adieu jetzt: die Pferde sind längst gesattelt und Onkel Karl wartet. (Küßt die Mädchen auf die Stirn, neigt den Kopf gegen Fräulein Kroning und geht.)

*

Nach dem Diner. Die beiden Mädchen gehen in einer Gartenallee auf und nieder. Der Arm der einen hält die Taille der andern umschlungen. Fräulein Kroning sitzt auf einer Bank, von welcher aus man die Allee übersieht, und stickt. So oft die Mädchen in ihre Gehörweite kommen, ruft sie ihnen eine Ermahnung zu: „Halten Sie sich gerade, Erdmuthe! — Eugenie, gehen Sie doch nicht so einwärts! — Bleiben Sie in der Allee, schlagen Sie sich nicht in die Seitenwege, denn ich will Sie sehen!“ u. s. w.

Erdmuthe: Ach, wie lang werden wir uns denn noch in diese Tyrannei fügen sollen?

Eugenie: Wie es scheint, noch zwei volle Jahre — eine ewig lange Zeit!

Erdmuthe: Wir machen ihr doch das Leben sauer genug — es wundert mich, daß sie nicht geht.

Eugenie: Was würde es helfen? Es käme eine andere, die vielleicht noch schlimmer wäre.

Erdmuthe: Wir sind doch wahrlich schon alt genug, um solche Tugendhüterinnen und Wissenschaftseinpaukerinnen ganz entbehren zu können. In den Romanen und Novellen, die wir aus dem Bibliothekzimmer holen, haben wir ohnedies viel mehr gelernt als aus den Schulbüchern. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich schon erwachsen, wie sehr ich mich schon Weib fühle ... Und nun erst Du! Um ein ganzes Jahr älter — volle sechzehn! Weißt Du, daß das schon ein ganz heiratsfähiges Alter ist — die Toni Remsburg hat auch mit sechzehn Jahren schon geheiratet.

Eugenie: Auch unsere Kaiserin —

Erdmuthe: Wir haben aber keine Gelegenheit hier zu Partien. Wenn Mama Gäste hat, so werden wir mit unserem Drachen im Gouvernantenzimmer versteckt.

Eugenie: Demjenigen, der uns vom Himmel bestimmt ist, werden wir doch begegnen. Wer weiß — vielleicht werde ich meine Wahl getroffen haben, noch ehe Mama uns in die Welt führt. Wenn ich mein Herz verschenke, wenn ich liebe — o Muthi, wenn Du wüßtest, was es für ein süßes, bangendes, schmerzliches und doch beseligendes Gefühl ist —

Erdmuthe (leise): Ich weiß es.

Eugenie: Was sagst Du?

Erdmuthe: Nichts. Beschreibe mir weiter, wie Du Dir die Liebe vorstellst.

Eugenie: Man fühlt, daß man bereit wäre, sein Leben zu opfern, um den Teuren glücklich zu sehen ... man hat öfters ein eigenes Zusammenziehen des Herzens, wobei einem zugleich das geliebte Bild aufsteigt —

Erdmuthe: Man hört immer wieder ein Wort, eine Phrase, die er gesprochen, genau mit seinem Stimmlaut —

Eugenie: Mit geschlossenen Augen sieht man einen gewissen Zug um seinen Mund —

Erdmuthe: Eine eigenthümliche Bewegung seiner Hand —

Eugenie: Man schreibt die Anfangsbuchstaben seines Namens auf jeden weißen Zettel —

Erdmuthe: Man spricht ihn in Gedanken beim Taufnamen an, sagt ihm Du — Du — Du —

Eugenie: Man wollte etwas Großes vollbringen — ein Heldengedicht schreiben, oder das Vaterland retten —

Erdmuthe: Oder eine Königin, eine Fee sein —

Eugenie: Ja — die Lorbeeren und die Trophäen wollte man ihm zu Füßen legen —

Erdmuthe: Die Krone und den Zauberstab —

Eugenie: Damit er einmal zu uns sage —

Erdmuthe: Ich liebe Dich! (Sie bleiben beide gleichzeitig stehen und sehen einander betroffen in die Augen.)

Eugenie: Muthi, Du liebst?

Erdmuthe: Und Du?

Eugenie (hebt den Blick zum Himmel): O, und wie feurig!

Erdmuthe: Ich auch — mit aller Glut — von ganzer Seele — ich —

(Aus einer Seitenallee tritt der Hofmeister Albert Dunker hervor — ein hübscher junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren — und geht eilig an den Mädchen vorüber): Verzeihen Sie, Comtessen, ich suche Gobert.

Die beiden werden bei dieser plötzlichen Erscheinung zuerst bleich, dann dunkelrot. Jede bemerkt diese Symptome an der andern.

Eugenie: Also dieser?

Erdmuthe: Und auch Du?

Sie bleiben eine Zeit lang schweigend stehen. Dann seufzen sie tief auf. Welch tragisches Geschick! Die Schwester liebt denselben ... Das Verliebtsein ist bei beiden in dieser schicksalsschweren Minute um tausend Prozent gewachsen. Schon aus Neid, damit die andere nicht etwa tiefer liebe und unglücklicher sei. Denn unglücklich waren sie nun — das stand fest. Aus diesem Dilemma gab's keinen Ausgang, außer entlaufen, ins Kloster gehen, oder sich ins Wasser stürzen, oder irgend eine gleichgiltige, große Partie machen und zeitlebens nur um das angebetete Erinnerungsbild trauern, oder vielleicht — das wäre das beste — an der Abzehrung langsam ins Grab welken und auf dem Sterbebette die Hand der Schwester in die des Geliebten legen: „Seid glücklich!“ — Dann werden die beiden anderen weinen und weiße Rosen um ihr verblaßtes Haupt legen ... Bei der Vorstellung dieser letzten Scene füllen sich die Augen mit Thränen. Jetzt treten sie in das Nebenbosket, um dem Gesichtsfelde Fräulein Kronings entrückt zu sein, fallen einander in die Arme und schluchzen Brust an Brust. „My sweet sister!“ (In besonderer Erregung pflegen sie englisch zu sprechen.) „My own darling!“ Fräulein Kroning ruft: „Eugenie, Erdmuthe! Erdmuthe, Eugenie!“ Die Mädchen trocknen rasch ihre Thränen und geben sich für morgen Rendezvous: „Im Wäldchen bei der steinernen Bank um sechs Uhr früh, während Fräulein Kroning noch schläft.“ Sie haben sich ja unendlich viel zu sagen. Die Welt schien ihnen plötzlich mit etwas Großem gefüllt — es war, als hätte sich Erde und Himmel um sie geweitet, das Gewaltige zu fassen, das da geschehen war. Es gibt schon solche moralisch-optische Täuschungen. Die Welt hatte sich nicht gedehnt — nur zwei junge Herzchen waren von der Wärme erwachender Leidenschaft und verstärkter Schwesterliebe geschwellt. Ja, sie liebten ihn und liebten einander — und waren unglücklich .. die glücklichen Kinder. Ach, sind das schöne Zeiten!

* I. u. II. siehe Band 55, S. 402 u. 426.

Frl. Kroning: Eugenie! Erdmuthe!

Beide: Ja, ja, hier sind wir.

Frl. Kroning: Wo versteckten Sie sich wieder? Warum bleiben Sie nicht schön in meiner Nähe? Aber Sie haben ja geweint, Eugenie — und Sie auch, Erdmuthe! Was ist denn vorgefallen?

Eugenie: Nichts — wir haben uns gestritten. (Ein leiser Händedruck sagt der Schwester: „Im Gegenteil.“)

*

Am andern Morgen. Die „das Wäldchen“ benannte Parkpartie. Ein steinerner Tisch und Bänke. Eugenie und Erdmuthe in eifrigem Gespräch. Sie haben einander alle Details ihres kleinen Romans erzählt: wie und wann das erste Interesse erwachte, wodurch sich dieses Interesse zur Schwärmerei gesteigert, die Schwärmerei zur Liebe und die Liebe zur Leidenschaft. Dieses letzte Stadium war eigentlich erst gestern in dem Augenblick eingetreten, wo jede erfahren, daß ihr „Gegenstand“ auch der Gegenstand der andern sei — aber das wußten sie nicht, oder wollten es doch nicht eingestehen. Nun hatten sie auch die verschiedenen Einzelheiten hergezählt, die an ihm so reizend waren: die hohe Gestalt; die porzellanblauen Augen; eine gewisse Art, den Namen Gobert auszusprechen; seine Gewohnheit, den Backenbart zu streichen nach einer vorherigen Luftdurchschneidung mit der linken Hand; der lange rosa Nagel am kleinen Finger; die in seinen Gesprächen oft wiederkehrende Redensart „wahrhaftig wahr“ u. s. w. Lauter Reichtümer, diese Eigenheiten; nicht für ein Vermögen hätten sie die Betonung „Gobert“ hergegeben, der lange Fingernagel wäre ihnen um keine Million feil gewesen. Hierauf kam das Gespräch auf das Sujet Gegenliebe. Was gab es da zu hoffen? Eigentlich nichts. Denn wenn auch die eine das hohe Glück hätte, von ihm geliebt zu werden, so müßte ja die andere verzweifeln, und der beglückten einen bliebe nichts übrig, als zu verzichten, wenn sie die teure Schwester nicht wollte vor Schmerz vergehen sehen. Aber immerhin — was waren für Indizien da? Er liebte, so viel war gewiß; hatte er doch neulich abends im Salon eines seiner Gedichte vorgelesen: „An die Angebetete“, mit dem Refrain „Ich hoffe nicht“. Ja, er war ein Dichter! Und ein Musiker! Und was für ein Reiter! Mit einem Wort, er war vollkommen. O Albert — Albert!

Eugenie: Hast Du ein Federmesser bei Dir?

Erdmuthe: Nein, wozu?

Eugenie: Ich wollte in die Tischplatte den teuren Anfangsbuchstaben eingraben — ich versichere Dich, ich liebe sogar das Alphabet, weil es mit einem so zauberischen Zeichen beginnt.

Erdmuthe: Und ich liebe die Dunkelheit, weil das Wort mit fünf herrlichen Buchstaben anhebt. Schade, daß wir kein Federmesser haben, morgen müssen wir eines bringen; also hier auf dieser Steinplatte wolltest Du ... (Sie beugt sich über den Tisch und stößt einen Schrei aus.) Sieh her, sieh her! (Eugenie schaut auf die bezeichnete Stelle und auch ihren Lippen entfährt ein lautes „Ah!“)

Auf dem Tische ist unter einer Grafenkrone folgendes eingegraben: E. B. (A. D.) Juni 1879.

Wieder sinken die Schwestern einander in die Arme. Die Herzchen klopfen stürmisch ... Das war ein Zeichen — eine Botschaft — eine Huldigung. Er war also von demselben Gefühl durchglüht — aber für welche? Eugenie? Erdmuthe?

Frl. Kronings Stimme (von weitem): Eugenie! Erdmuthe!

Beide: Ja, ja, wir kommen!

*

Von diesem Tage an schleichen sich die Mädchen zu heimlichen Stelldicheins allmorgendlich zum Wäldchen und sprechen von ihrer Liebe. Der Ort ist ihnen so teuer und weihevoll geworden wie einem Andächtigen seines Gottes Tempel. Die steinerne Tischplatte stellt den Altar vor, die Buchstaben darauf sind das Heiligtum. Einmal schnitten sie ein Fragezeichen in die Platte. Tags darauf — o beglückendes Wunder — befindet sich neben dem ? ein !.

Mit dem Gegenstand ihrer Liebe selber kommen sie nur wenig zusammen. Nur während des Diner, doch sitzt er zwischen den Buben am untern Ende der Tafel, während sie am obern Ende neben der Mama ihren Platz haben. Es werden nur einige zeremonielle Begrüßungsworte gewechselt. Manchmal jedoch, wenn ein „wahrhaftig wahr“ von unten heraufdröhnt oder wenn die backenbartstreichende Rundbewegung gemacht wird, so wechseln Eugenie und Erdmuthe einen Blick und sind (wenn man den Zentner als Norm annimmt) wieder um ein Viertelpfund verliebter. Und — dieselbe Rechnung beibehaltend — diese unglückliche Liebe lastet schon mehrere Zentner schwer auf den beiden Herzchen. Aber die Herzchen tragen's und trügen noch viel mehr, denn die Last ist so wohlig heiß und süß ...

Eine Woche lang mußten die Wäldchenandachten unterbleiben, da es ohne Unterlaß in Strömen regnete. Endlich am siebenten Tage, da die Sonne durch die Wolken bricht, eilen die beiden durch den zwar noch sehr feuchten Park — wo jedes Blatt und jeder Halm einen Tropfen schaukelt — zu ihrem Lieblingsplätzchen hin.

Es durchfährt sie ein jäher Schreck: Er ist da!

Albert (entfernt sich eben von dem Tische, ein Federmesser zuklappend. Wie er die Mädchen gewahr wird, errötet er und verbeugt sich): Guten Morgen, Comtessen. Bei diesem feuchten Wetter machen Sie eine so frühe Promenade?

Eugenie (verwirrt): Feucht? ... Ja ... vielleicht — guten Morgen.

Albert: Es ist aber eine herrliche Luft nach dem Regen, wahrhaftig wahr. (Erdmuthe schaudert zusammen, das „wahrhaftig wahr“ hat ihr einen elektrischen Schlag versetzt.) Sie frösteln, Comtesse Erdmuthe? — Sie hätten einen Shawl nehmen sollen.

Erdmuthe (noch verwirrter): Einen Shawl? ... Guten Morgen — ja so; nein, keinen Shawl — es ist — das heißt, es ist nicht ...

Frl. Kroning (sich nähernd): Eugenie, Erdmuthe! (Albert neigt noch einmal stumm den Kopf und entfernt sich.) Ah, hier sind Sie beide ... Und Herr Dunker war bei Ihnen? Schickt sich das? Ist das ein Gebaren für wohlerzogene, stolze Comtessen, in aller Gottesfrühe und bei diesem nassen Wetter mit jungen Männern im Walddickicht zu konversiren? Ich will's der Gräfin sagen —

Eugenie (die Geduld verlierend): Ja, ja, sagen Sie's nur, verklagen Sie uns — das fehlte noch, den ganzen Tag zanken, überall nachspionieren — uns wie die kleinen Kinder behandeln und dann auch noch zu Mama klagen gehen, auf daß sie uns strafe ... Das ist schon zu viel — ich duld's nicht länger — ich widersetze mich —

Erdmuthe: Ich auch!

Die Scene dauert noch eine Weile mit gegenseitig scharfen Reden und krampfhaftem Weinen fort und das Resultat ist, daß Fräulein Kroning am selben Tag ihre Sachen zusammenpackt und abreist. „A good riddance!“ bemerken die Mädchen.

Die Gräfin-Mutter ist durch diesen Zwischenfall sehr ennuyirt. Sie nimmt sich aber vor, für ihre Töchter keine Gouvernante mehr zu nehmen, sondern dieselben unter eigenem Schutz und eigener Leitung zu behalten.

*

Am selben Abend in Eugeniens Schlafzimmer. Die Mädchen sind zum erstenmal nach dem Auftritt im Wäldchen miteinander allein.

Erdmuthe: War das ein aufregender Tag!

Eugenie: Ja — und nicht eine Minute Gelegenheit, beim Steintisch nachzusehen, was er eingegraben.

Erdmuthe: Morgen, sehr zeitig, wollen wir nachsehen — aber, wenn er am Ende wieder dort wäre? War das nicht gräßlich und schön, wie er so plötzlich vor unseren Augen erschien? — Ich glaubte, die Erde sei aus den Fugen gesprungen, solch eine Erschütterung gab es mir.

Eugenie: O, wäre nur diese zuwidere Kroning nicht so ungelegen dahergekommen; er hätte sich vielleicht erklärt und unser Schicksal wäre entschieden.

Erdmuthe: Würdest Du ihm Deine Hand gewähren?

Eugenie: Welche Frage! Du etwa nicht?

Erdmuthe: O, mit tausend Wonnen ... Aber Mama würde sich vielleicht widersetzen.

Eugenie: Sie könnte doch nicht widerstehen, wenn ich mich (oder Du Dich — wir wissen ja nicht, welche von uns er erwählt) — wenn wir uns ihr zu Füßen stürzen und erklären, daß wir lieber sterben wollen, als ihm entsagen.

Erdmuthe: Und doch wird eine von uns entsagen müssen —

Eugenie: Und sterben?

Erdmuthe: Vielleicht — aber der Gedanke, daß er und die teure Schwester glücklich sind, kann auch den Tod verschönen.

Eugenie: Du Edle, Große!

Erdmuthe: Und diejenige von uns, die sich von ihm geliebt wissen wird, muß ihm auch zu eigen werden — das sind wir ja seinem Glücke schuldig, nicht wahr?

Eugenie: Ja. Leisten wir also den heiligen Eid, daß die Ungeliebte mit voller Resignation zurücktritt und sogar alles thut, was in ihrer Macht steht, um die Liebenden zu vereinen — nämlich bei Mama Fürbitte einlegt und —

Erdmuthe: Du bist also fest entschlossen, für ihn auf Rang und Reichtum und Glanz zu verzichten? — denn bedenke: in zwei Jahren sollten wir bei Hofe vorgestellt werden ...

Eugenie: O Muthi, für ihn würde ich auf mehr als auf solchen Tand, wie Titel und Geld, verzichten: auch auf mein Leben — auch auf den Himmel.

Erdmuthe: Ebenso empfinde auch ich.

Eugenie: So laß uns schwören.

Sie stellen ein Kruzifix auf den Tisch, zwei Leuchter daneben, knieen nieder und leisten (der Erregung des Momentes angemessen wieder in englischer Sprache) den vorgeschlagenen Eid.

*

Tags darauf im Wäldchen. Sechs Uhr früh. Fliegenden Schrittes kommen Eugenie und Erdmuthe heran und eilen auf den Tisch zu. Noch in ihrem ganzen Leben waren sie auf nichts so gespannt gewesen, wie sie jetzt gespannt waren, das Zeichen zu sehen, welches Albert Dunker zuletzt in die magische Steinplatte eingeschnitten. Und hier sehen sie nun — der einen Jubel, der andern Jammer bringend — einen vollen Namen stehen: Eugenie.

Nach einigen Sekunden stummer Erregung fallen sie einander weinend in die Arme. Was diese beiden in der letzten Zeit einander schon weinend in die Arme gesunken waren, das hätte für ein Dutzend Aktschlüsse rührender Dramen ausgereicht. Nun sollte das Drama aber erst beginnen.

Eugenie (entwindet sich der schwesterlichen Umarmung): Muthi — weine nicht ... Ich kann es nicht ertragen, Dich so unglücklich zu sehen — Dich, Dich hätte er lieben sollen — Du bist die Schönere, die Jüngere —

Erdmuthe (trocknet ihre Thränen): Nein, Eugenie, er hat gut gewählt. Eben weil Du älter bist und welterfahrener — auch hält er mich vielleicht noch für ein halbes Kind — passest Du besser zu dem hohen Los, sein Weib zu werden. Sein Weib! Fassest Du die Größe, die himmelfüße Erhabenheit dieses Namens?

Eugenie: Sprich nur ein Wort, Muthi, und ich verzichte auch. Ich fühle Deinen Schmerz so nach, daß er mir mein Glück verbittert. Wenn Du Dich etwa zu Tode kränktest?

Erdmuthe: Und unsern Eid — Eugenie, vergissest Du den? Vergissest Du, daß es vor allem unsere Pflicht ist, sein Glück als höchstes Ziel vor Augen zu haben? Gib mir das Messer. (Sie nimmt es der Schwester aus der Hand.)

Eugenie: Mein Gott, was willst Du thun?

Erdmuthe: Dieses — sieh her. (Sie beugt sich über den Tisch und unter den Namen „Eugenie“ gräbt sie das Wort „Dein“.)

Eugenie: O — Muthi!

Erdmuthe: So — dieses Wort wird ihm die Kraft geben, Dich zu erkämpfen, und was ich thun kann, euch zu vereinen, das will ich thun —

Eugenie: Wenn er wüßte, was für ein großer Charakter Du bist, Muthi, Dich hätte er lieben müssen. You are a heroine!

*

Beim Diner. Albert Dunker nicht anwesend. Die Gräfin düster und verstimmt. Eugenie und Erdmuthe, sehr erregt, wagen nicht zu fragen, warum Herr Dunker fehlt; sind aber beinahe froh, ihn nach der inhaltreichen Steinkorrespondenz von heute morgen nicht sehen zu müssen. Beim Dessert fragt Onkel Karl: Wo steckt denn Dein Hofmeister, Gobi?

Gobert: Der ist vor einer Stunde in die Stadt geritten und kommt erst abends wieder zurück.

Gräfin (leise zu ihrem Bruder): Er kommt gar nicht mehr zurück. Ich habe ihn entlassen.

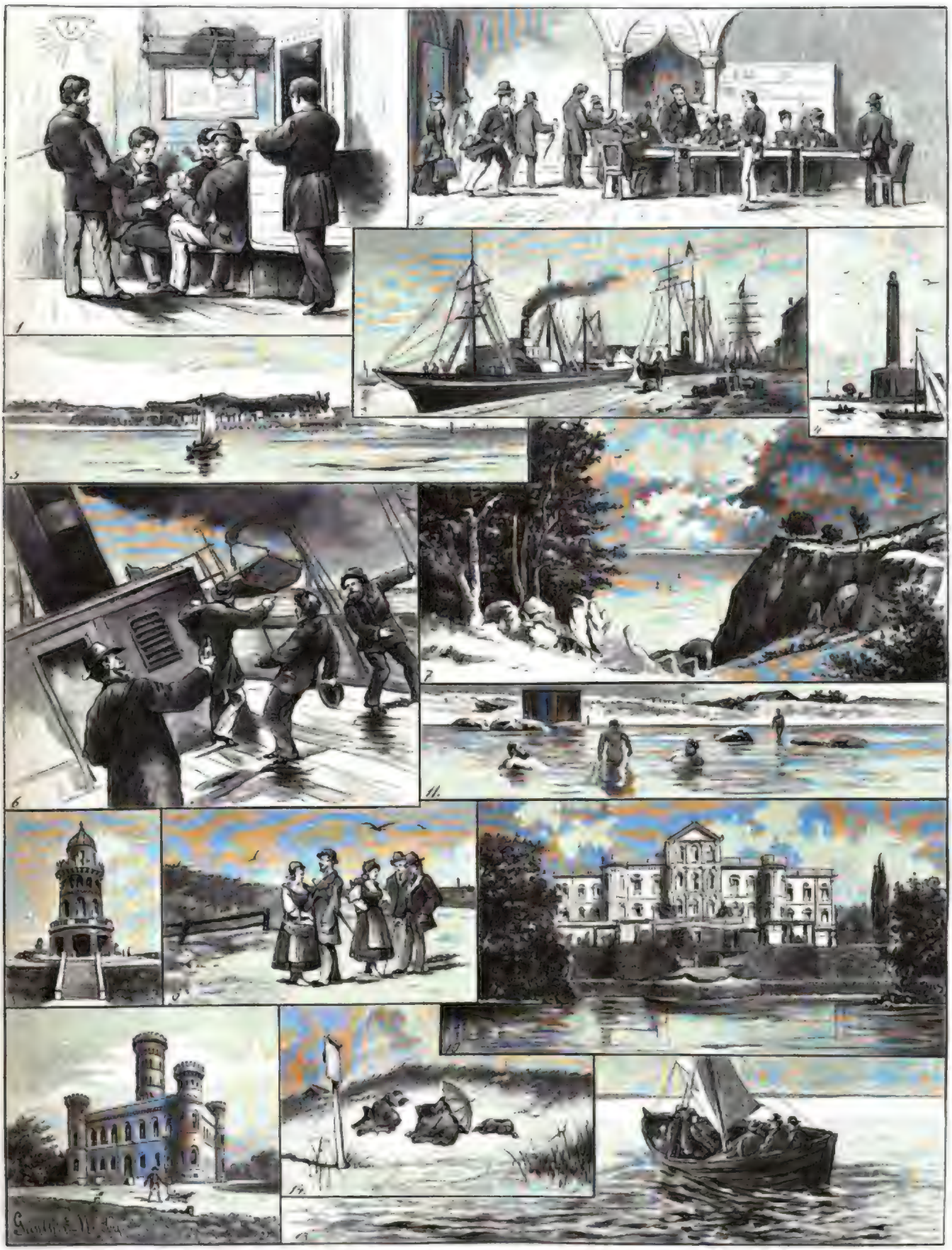
Onkel Karl: Entlassen? Warum?

Gräfin (finster): Ich habe meine Gründe.

Eugenie hat diesen Wortwechsel gehört. Die Thränen stürzen ihr in die Augen; sie springt von ihrem Stuhl auf und läuft zum Zimmer hinaus.

Im Königlichen Palast zu Madrid: Der Ministerpräsident verkündet die Geburt eines Thronerben. Zeichnung von Comba.

Digitized by Google



1. Abfahrt; Skat. — 2. Kaffeejagd in Stettin. — 3. Bollwerk in Stettin. — 4. Leuchtturm bei Swinemünde. — 5. Heringsdorf. — 6. Auf hoher See. — 7. Königsstuhl (Stubbenkammer). — 8. Arndtdenkmal. — 9. Interessante Bekanntschaften. — 10. Putbus. — 11. Baden am Strand. — 12. Granitz. — 13. Fahrt mittelst Segelboot nach Saßnitz. — 14. Sinka am Strand.

Ein Pfingstausflug von Berlin nach Rügen. Originalzeichnung von Otto Günther-Naumburg.

Digitized by Google

Alle anderen erheben sich bestürzt von ihren Sitzen. Die Gräfin, gefolgt von Erdmuthe, eilt ihrer Tochter nach. Wie sie Eugeniens Zimmer betreten, hat sich diese eben laut schluchzend auf ihr Bett geworfen.

Gräfin: Eugenie, was ist Dir? — bist Du krank?

Eugenie: O, es ist mein Tod, mein Tod!

Gräfin: Muthi, lauf hinunter und schicke augenblicklich um den Doktor —

Erdmuthe: Mama — da kann kein Doktor helfen. (Sie stürzt sich der Gräfin zu Füßen.) Nur bei Dir, Mama, bei Dir allein steht die Rettung — o, rufe ihn zurück und gib Deinen Segen ... Sei nicht wie Romeos und Julias Eltern — nicht hochmütig, nicht hartherzig ...

Gräfin: Ja, bist Du verrückt geworden — seid ihr beide verrückt?

Erdmuthe (umfaßt ihrer Mutter Kniee): Sieh, Mama — nicht für mich flehe ich Dich an — aber es handelt sich um das Glück — um das Leben der Schwester ... vielleicht auch um sein Leben ... Du hast ihn fortgejagt und — wer weiß, ob nicht in den Tod gejagt ...

Gräfin: Jetzt steh auf und sprich vernünftig. Von wem redest Du eigentlich? — Wen habe ich in den Tod gejagt — die Saison der Parforcejagden ist ja erst im Herbst ... Oder meinst Du Herrn Dunker? Was hat denn die Entlassung von Gobis Hofmeister mit Eugeniens Glück und Zukunft zu thun?

Erdmuthe: Sie liebt ihn, Mama.

Eugenie (richtet sich im Bette auf): Und auch sie, die Edle, liebt ihn!

Erdmuthe: Aber er liebt sie.

Gräfin: Jetzt wird mir's zu viel: Du liebst, er liebt, sie liebt. Ich weiß zwar, daß euch eure Gouvernante verschiedene Zeitwörter, darunter auch „lieben", zu konjugiren gab; daß dies aber zu einer solchen Unsinnsexplosion führen könnte, hätt' ich nicht geglaubt ... Ihr habt euch also in den schönen Hofmeister verliebt? (Sie schüttelt den Kopf und lächelt.) Ich sollte eigentlich zanken ... aber ich habe die Zeit noch nicht vergessen, wo ich in eurem Alter stand und für meinen Klavierlehrer schwärmte — ich wäre gewiß bereit gewesen, ihm meine Hand zu reichen, wenn er nicht schon eine Frau und fünf Söhne gehabt hätte ... Hört mich an, Kinder — wir sind mit der Konjugation des bewußten Zeitwortes noch nicht zu Ende: er liebt mich. Nun, was sagt ihr dazu? Ich hätte es euch wohl niemals erzählt, aber wie die Sachen stehen, wird meine Mitteilung am besten geeignet sein, euren Anfall zu kuriren. Ihr glaubt wohl, ich hätte Herrn Dunker entlassen, weil ich als grausame Mutter eure Herzensneigung ersticken wollte? Ihr irrt; ich habe dem frechen jungen Mann die Thüre gewiesen, weil er sich unterstanden hat, mir eine siegesgewisse Liebeserklärung zu machen.

Eugenie: Dich, Mama, Dich liebte er?

Gräfin: Ja — da haben wir's jetzt in der halbvergangenen Zeit ...

Erdmuthe: Und Du?

Gräfin: Ich? — jetzt kommt die verneinende Form — ich lieb' ihn nicht. (Sie nimmt einen Brief aus der Tasche.) Da lest, damit ihr nicht etwa glaubt, ich hätte nur — nach grausamer Mütter Art — wieder eine List gebraucht, um euch von dem Gegenstand eurer Anbetung zu trennen. (Erdmuthe nimmt den Brief.) Lies laut, Eugenie soll's auch hören.

Erdmuthe (liest): „Gnädige Gräfin! Sie haben mir bedeutet, daß ich Ihr Haus verlassen muß — ich gehe lieber noch heute, denn ich wage es nicht mehr, Ihnen unter die Augen zu treten. Ich gab Ordre, daß mir mein Gepäck nachgeschickt werde, und wenn Sie dieses lesen, bin ich schon unterwegs. Ich war ein verwegener Thor. Mein Refrain war einst: ‚Ich hoffe nicht!' und — wahrhaftig wahr — das hätte auch der Wahlspruch meiner Liebe zu der unerreichbaren Frau bleiben sollen. Aber dieses ‚Dein', das unter Ihrem Namen stand, den ich in die Steinplatte gegraben, hatte mich so kühn gemacht. Erst Ihre strenge Zurechtweisung hat mir gezeigt, daß dieses Wort nicht von Ihnen, sondern von einer unberufenen dummen Person — der Himmel strafe sie — dort eingemeißelt worden. Jetzt fliehe ich tief beschämt, und trotz des traurigen Schlußfalls meines wieder aufgenommenen Liedes ‚hoffe ich' doch noch eins: Ihre Verzeihung. Albert Dunker."

Eugenie (nimmt den Brief aus der Hand ihrer Schwester und liest ihn noch einmal durch, dann reicht sie ihn, tief seufzend, ihrer Mutter zurück): Jetzt verstehe ich.

Erdmuthe: Ich auch.

Gräfin: Dann seht ihr klarer als ich, denn ich muß sagen, mir ist die Geschichte von der Steinplatte ein Rätsel. Aber ich will euch jetzt allein lassen, Kinder. Es ist gut — da ihr doch gegenseitige Vertraute seid — daß ihr miteinander diesen kleinen Roman, den ihr zusammengestickt habt, auch wieder schön auftrennt. Später könnt ihr mir dann alles erzählen. (Sie verläßt das Zimmer.)

Abermals fallen sich die Schwestern in die Arme — aber diesmal nicht weinend. Die gute Laune und Nachsicht ihrer liebenswürdigen Mutter hat schwärmereiverscheuchend auf sie gewirkt. Sie sind nahe daran, zu lachen.

Eugenie: Well, darling?

Erdmuthe: We have been —

Eugenie: A pair of idiots.

(Schluß folgt.)

Auf Fronleichnam.*)

(Hiezu das Bild S. 823.)

Ein Madonnenfest naht heran, und der Prachtmantel der Himmelskönigin mußte beendet werden.

Es war ein Prachtstück, denn das Kloster war nicht arm. Von granatfarbenem Sammet war das Kleid der Figur, mit echtem Golde gestickt.

Dies Gold war die Spende frommer Seelen. Wie viel inbrünstiges Bitten war da in jeden Faden gesponnen, wie viel Hoffen in jede Blume, wie viel Vertrauen in jede Arabeske! Das Gold, aus dem die Stickerei bestand, war ein Gebet, die Blüten waren ein frommes Wünschen.

Aber schon viele, viele Jahre und Jahrzehnte waren es her, daß diese Gebete sich zu der goldenen Gabe verdichtet hatten, ehe sie zum Himmel gedrungen waren, und der Mantel war schadhaft geworden.

Da war es Frater Benedetto, der Alte, welcher den Schneider machte und den Schaden ausbesserte mit seinen zitternden alten Händen, mit seinen schwachen alten Augen.

Ach, wie viel Schäden hat er schon ausgebessert bei sich und anderen! ...

Wenn jemand verzagen wollte und glaubenslos zum Himmel sah, der sich so gar nicht öffnen wollte dem heißesten Flehen, da war es der alte, gute Frater Benedetto gewesen, welcher die Verzagenden getröstet und ihnen wieder Hoffnung ins Herz geträufelt hatte auf die unerschöpfliche Gnade Gottes; und wenn in seinem eigenen Herzen, da es noch jung und frisch geschlagen hatte, der Schmerz aufwuchern wollte über das verlorene Glück der Liebe, da hatte er mit männlicher Kraft gerungen und gestrebt und gebetet und geflickt an den Fetzen seines Heiligtums, bis es wieder dastand im Tempel seines Herzens, starr und stumm, aber unentweiht und würdig.

Frater Marcello, der junge, kraftvolle, sonnengebräunte Mann, hatte es übernommen, die Königin mit Blumen zu schmücken — mit den frischen, strahlenden, duftvollen Blumen, die er gezogen hatte in dem Garten, den er bebaute.

Und in jede dieser Blumen hatte er ein Stück seines Herzenslebens gelegt; seines Herzenslebens, das er der Madonna geopfert hatte.

Diese Rose, das war die Liebe — die Liebe für ein süßes Mädchen, das er dem reicheren Nebenbuhler hatte überlassen müssen, weil ihre Eltern es so wollten.

Das blaue Blümlein war der Glaube, daß sie sein nicht ganz vergessen habe in diesen langen Jahren, trotzdem sie eine glückliche Gattin und Mutter geworden war.

Die brennendroten Purpurblüten erschienen ihm wie die Blutstropfen, die seinem Herzen entquollen waren, Jahr für Jahr, Tag für Tag, seit der Stunde, wo er die Klosterpforte sich hatte schließen hören zwischen ihm und der Welt und seinem verlorenen Glück.

Und das Grün, das Grün, das reiche, frische, liebliche, herrliche Grün, das war die Erinnerung — die alles belebende und schmückende: die Erinnerung an alle Güte, welche die Menschen für ihn gehabt hatten, an alles Schöne, das er jemals gesehen, an jeden frohen Augenblick, den ihm die Güte Gottes und die Freude der Kindheit draußen in der Welt geschenkt. ...

Das schöne Werk war beendet.

Die beiden Brüder, der Greis und der Mann, traten vor der Madonna zurück und betrachteten ihr Werk. Und die runzeligen Hände des Alten und die kräftigen Hände des Jungen falteten sich beide unbewußt wie zum Gebete.

E. M. Vacano.

*) Unserem Bilde liegt eine Photographie von G. Schlesinger in Stuttgart (E. Deraet & Co. in Paris) zu Grunde.

Die Geburt des Erben der spanischen Krone.

(Hiezu das Bild S. 836.)

Als König Alfonso XII. von Spanien am 25. November vergangenen Jahres starb, hinterließ er zwei Töchter und eine Witwe mit einem Kinde unter dem Herzen. Nach der von dem Verstorbenen selbst eingeführten Thronfolgeordnung war die ältere Tochter, die beim Tode ihres Vaters fünf Jahre zählte, zur Herrschaft berufen, wenn ein Erbe fehlte. Für die definitive Gestaltung der Verhältnisse hing also alles davon ab, ob die Königin einem Knaben oder abermals einem Mädchen das Leben geben werde. Das Land war von Parteien zerrissen, die gerade in jenem Augenblick mit größter Erbitterung einander gegenüberstanden, die Königin jung und unerfahren in allen Staatsgeschäften: es schien kaum möglich, daß Spanien neuen Unruhen, einer neuen Revolution entgehen würde. Ganz unerwartet bewies die junge Fürstin indes eine nicht gewöhnliche Klugheit und Festigkeit: der Diplomatie des neuen Ministerpräsidenten Sagasta und dem Patriotismus der Parteiführer gelang es, die Gegensätze zu mäßigen und niederzuhalten, und so wurden zunächst alle Gefahren vermieden und Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten. Noch aber war alles in der Schwebe und das vielleicht eben die Hauptursache der glücklichen Entwicklung der Dinge. Da verkündeten am 17. Mai, mittags um halb ein Uhr, einundzwanzig Kanonenschüsse der Stadt Madrid, daß Spanien ein neuer König geboren worden. Alles atmete auf, und stürmischer Jubel erhob sich allerorten.

Unser Bild gibt nach der Skizze eines Augenzeugen den historischen Augenblick wieder, in welchem der Präsident des Ministerrats, Sagasta, seinen Kollegen, den Präsidenten der gesetzgebenden Körper und des hohen Rats, den bei Hofe beglaubigten Diplomaten und einigen auserwählten Gliedern des hohen Adels die Geburt des Königs anzeigt. Schon in der Nacht vorher waren diese von dem nahe bevorstehenden Ereignis in Kenntnis gesetzt worden und hatten sich bereits zum zweitenmal versammelt, als endlich zwölf Uhr siebenundzwanzig Minuten die Entbindung erfolgte. Die erste Ehrendame hat den Ministerpräsidenten sofort unterrichtet und dieser mit bewegter Stimme die ihm gewordene Mitteilung wiederholt. Seine Worte finden ein lautes Echo, und begeistert fallen alle ein, als er ruft: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" — Der Neugeborene ist am 22. Mai Alfonso Leon getauft worden. Als König wird er den Namen Alfonso XIII. führen.

Zwei Veteranen der deutschen Geschichtsforschung.

(Hiezu die Porträts S. 833.)

Selten fällt ein Opfer des Todes allein — das eine zieht das andere nach sich. Wenn die deutsche Wissenschaft nicht zu aufgeklärt wäre, könnte sie sich versucht fühlen, zu behaupten, dieser Satz des Volksaberglaubens habe jüngsthin in ihrem eigenen Tempel eine schmerzliche Bewahrheitung gefunden. Unsere Geschichtsforschung hat einen empfindlichen Doppelverlust zu beklagen: noch hatten sie das nahezu hundertjährige weiße Haupt des ehrwürdigen Nestors deutscher Historiographie nicht im Grabe gebettet, das Haupt Leopold von Rankes, und schon that ein anderer Veteran des gleichen Forschungsgebietes seinen letzten Atemzug, der hochverdiente Georg Waitz.

Nur einen Tag überlebte der Schüler den geliebten Lehrer: dieser starb am 23., jener am 24. Mai dieses Jahres.

Mögen denn die, welche im Leben sich so nahe standen, im Tode hier eine gemeinsame Würdigung, wenn auch nur in Form eines flüchtigen Ueberblicks über ihr wissenschaftliches Wirken, finden!

Ranke ist der Begründer der modernen historischen Methode, deren beiden Hauptgrundsätze darin bestehen, daß einerseits das vornehmste Geschäft des Geschichtsforschers in der Erschließung der richtigen Quellen wie der erschöpfenden Sammlung und kritischen Sichtung des Materials zu suchen ist, andererseits aber Forschung und Darstellung durchaus objektiv und ohne alle Parteinahme für oder wider den Gegenstand, sowie stets im Hinblick auf das Ganze des weltgeschichtlichen Entwicklungsganges zu unternehmen sind. Nicht die Formulirung liberaler oder konservativer Doktrinen betrachtet diese von Ranke begründete moderne Methode als ihre Aufgabe, sondern die Aufweisung historischer Kräfte in den Schicksalen des Menschengeschlechts. Ranke hat seit seiner Berufung nach Berlin in dem großen Ringkampf, den die philosophische mit der historischen Auffassung auf allen Gebieten des Wissens und Denkens damals ausfocht und noch immer auszufechten hat, mit ausdauernder Energie und Umsicht auf der Seite der historischen Richtung gestanden und drei Generationen deutscher Forscher nennen ihn ihren Meister und Vater. Die politische Historie, vornehmlich die auswärtige Politik, war das von ihm bevorzugte Gebiet, und lehrend und schreibend hat er nach dieser Richtung hin seit 1825 in Berlin, dem Mittelpunkt der deutschen Wissenschaft und Politik, unablässig bis zu seinem Tode gewirkt. Charakteristisch für unsern Geschichtschreiber ist es, daß er seine analytische Kritik mit einer seltenen Gruppirungs- und Darstellungskunst zu verbinden und so seinen Werken neben dem wissenschaftlich-stofflichen ein in hohem Grade befriedigendes ästhetisches Interesse einzuhauchen verstand, was er unter anderem auch dadurch zu erreichen wußte, daß er das ganze Räderwerk der Diplomatie und den vollen Kampf der politischen Ideen nicht nur findig und scharfsinnig darlegte, sondern auch farbig und in dramatisch sich steigerndem Aufbau zur Anschauung brachte. Er gehört ohne Zweifel zu den Klassikern unserer Geschichtschreibung.

Ein Meister in der pragmatischen Entwicklung des Geschichtsstoffes, stellt er die weltgeschichtlichen Strömungen wie die Charaktere, welche diese Strömungen hervorrufen oder von ihnen hervorgerufen werden, stets in das ihnen zukommende Licht und bekundet dabei eine bewunderungswürdige Virtuosität der Kombination, eine archivarische Spürkraft des Forschungsvermögens, eine geniale Kunst, weite Fernsichten zu eröffnen und das einzelne stets unter dem Gesichtspunkte des Ganzen zu betrachten, in der ihm kaum ein Neuer unter den Geschichtsforschern gleichkommt. Wie fein weiß er die einzelnen Fäden und Federn der Kabinetspolitik, ihre diplomatischen Kniffe, ihre verborgensten Motive uns logisch und analytisch darzulegen, als wäre das Geschichtstheater nur ein Schachbrett, welches das Auge des größten Spielers mit einem einzigen Blicke beherrscht! Wie klug weiß er im Interesse der Klarheit und künstlerischen Oekonomie alles Unwesentliche aus seinem Darstellungsstoffe auszuscheiden, um das Wesentliche um so schärfer umrissen hinzustellen!

Das Pathos der Gesinnung, die Tendenz der persönlichen Ueberzeugung, wie sie Schlosser und seine Schule aufweisen, läßt Ranke vermissen. Nichts natürlicher als das! Die Objektivität, der vollständig leidenschafts- und parteilose Standpunkt ist, wie oben dargelegt wurde, eines der vornehmsten Grundprinzipien Rankes und die Enthaltsamkeit jedes persönlichen Urteils nur eine Konsequenz eben dieses Prinzips.

Rankes Lebenslauf ist der einfache, ruhige eines modernen Gelehrten. Er wurde am 21. Dezember 1795 zu Wiehe in

Thüringen geboren, erhielt seine Erziehung zu Donndorf und Schulpforta, studirte alsdann in Leipzig, wirkte seit 1818 als Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O. und folgte, wie bereits angedeutet, 1825 einem Rufe an die Universität Berlin, um dort fortan bis an sein Lebensende eine segensreiche Thätigkeit zu entwickeln. Ranke, der als die Vorbilder seiner Jugend Thukydides, Luther und Niebuhr bezeichnet, trat zuerst mit zwei epochemachenden Veröffentlichungen vors Publikum, mit „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" (1824) und „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" (1824), welche eben seine Berufung nach Berlin veranlaßten. Diese beiden Werke kennzeichnen in charakteristischer Weise nicht nur seine wissenschaftliche Methode, sondern auch das Stoffgebiet, auf dem sich seine spätere Forschung mit Vorliebe bewegte: sind es doch in erster Linie die großen, weltbewegenden Vorgänge des sechzehnten Jahrhunderts, die die Gegenstände seiner Hauptwerke bilden, jene Vorgänge, welche für den Werdegang der modernen Welt so entscheidend wurden: die politischen und religiösen Kämpfe der germanischen und romanischen Völker im Zeitalter der Reformation.

Der Reigen der Rankeschen Hauptwerke wurde eröffnet durch „Die Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" (1827), ein Werk, welches die osmanischen und die spanischen Völker behandelt und eine Fülle neuer Gesichtspunkte aufstellt. Daran schlossen sich „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" (1834—1837) als das in gewisser Beziehung bedeutendste Werk Rankes und in Ergänzung dieser beiden hervorragendsten Leistungen seines Lebens ferner die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (1852—1861), die „Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" (1852—1861) und die „Englische Geschichte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" (1859—1867). Alle diese Werke erregten in der wissenschaftlichen Welt durch die Neuheit der Gegenstände wie der Behandlung, durch die Klarheit und Wahrhaftigkeit des ethischen Standpunktes, wie besonders durch die geniale Auffindung und Ausnützung der Quellen allgemeinstes Aufsehen.

Teils vor diesen Hauptwerken, teils nach ihnen erschien eine große Reihe anderer bedeutsamer Hervorbringungen des Rankeschen Forschergeistes, so — um nur einige zu nennen — „Die serbische Revolution" (1829), „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" (1831), die „Vorlesungen zur Geschichte der italienischen Poesie" (1837) und „Neun Bücher preußischer Geschichten" (1847—1848), welche sich in ihrem dritten Bande mit Friedrich dem Großen und seinem Zeitalter beschäftigen und hier eine Untersuchung über die leitenden Ideen des großen Königs anstellen, die zu dem Tiefsten und Bedeutendsten gehört, was über die imposante Erscheinung dieses gewaltigen Hohenzollern je geschrieben worden. Neben dieser umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit lag Ranke jahrelang der Redaktion der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—1836) ob, die er mit Savigny und anderen Notabilitäten der Wissenschaft unternommen und schnell zu einem maßgebenden Organ emporgehoben hatte.

Seine akademische Thätigkeit, die nur selten durch wissenschaftliche Reisen unterbrochen wurde, war durch die besten Erfolge gekrönt, und als er sie im Herbste 1871 abschloß, konnte er auf eine Reihe schönster lehrreicher Resultate namentlich auch insofern stolz zurückblicken, als heute unter den besten Namen der Geschichtschreibung diejenigen seiner intimeren Schüler mit Auszeichnung genannt werden, so Duncker, A. Schmidt, Dönniges, Giesebrecht, Roscher, Sybel, Jaffé, Dümmler, Roepell und Georg Waitz, über welch letzteren, wie oben bereits angedeutet, hier gelegentlich seines soeben erfolgten Todes noch eingehender gesprochen werden soll. Alle diese Männer und manche andere noch außer ihnen erhielten ihre wissenschaftliche Weihe namentlich in den von Ranke geleiteten historischen Uebungen, welche den Ausgangspunkt der sogenannten „Rankeschen Schule" und einen Hauptanziehungspunkt der Berliner Universität bildeten.

Seit 1834 war Ranke ordentlicher Professor an der Berliner Hochschule und seit 1841 Historiograph des preußischen Staates. Einen nicht zu unterschätzenden Impuls aber empfing seine historiographische Thätigkeit, als König Maximilian von Bayern ihn zum Vorsitzenden der historischen Kommission ernannte, welche der königliche Beschützer der Wissenschaften zur Förderung der Geschichtsforschung in seiner Hauptstadt München gestiftet hatte. Ranke nahm die bereits früher begonnenen „Jahrbücher des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern" in erweiterter Form wieder auf, indem er sie nunmehr auf die fränkischen und staufischen Herrscher ausdehnte.

Nachdem der inzwischen in ein hohes Alter Getretene seine akademische Thätigkeit beschlossen, widmete er sich einer neuen Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke" (48 Bd. 1867 fg.; 2. Ausg. 1873 fg.; 3. Ausg. 1881 fg.), sowie der Herausgabe der „Weltgeschichte", von welcher Ende 1885 sechs Teile in zwölf Bänden vorlagen. Er sollte das großartige Werk nicht zu Ende führen. Frisch genug, um eine solche Aufgabe zu lösen, war er zwar noch, aber — „da ereilte ihn das Schicksal der Sterblichen" (Worte, die er in seinen Werken so oft niedergeschrieben). Nachdem er noch mannigfache Ehren genossen, nachdem er am 22. März 1865 vom König von Preußen in den erblichen Adelstand erhoben, am 29. September 1867 zum Kanzler des Ordens pour le mérite und am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Mitgliedschaft der Akademie der Wissenschaften (13. Februar 1882) zum Wirklichen Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden, nachdem er endlich am 31. März 1885, dem Tage, an welchem er vor sechzig Jahren an die Universität Berlin berufen worden, mit dem Ehrenbürgerdiplom der deutschen Reichshauptstadt beschenkt worden und an seinem neunzigsten Geburtstag sich ein Ehrenfest sondergleichen bereitet gesehen — nachdem er all diese Auszeichnungen genossen, beschloß er sein segensvolles und ruhmreiches Leben, wahrlich das eines Glücklichen!

Es wird nicht leicht sein, in der Geschichte der Wissenschaften einen Namen zu nennen, der gleich dem Leopold von Rankes angesichts so reicher Früchte doch noch eine solche Aussaat an unvollendeten Entwürfen hinterläßt. Seinen Schülern fällt die Aufgabe zu, zu vollenden, was er begonnen.

Unter diesen wäre zu so schönem Werke einer der berufensten Georg Waitz gewesen — und der ruht nun auch, gleich seinem großen Lehrer, im Grabe. Zu Flensburg am 9. Oktober 1813 geboren und nach absolvirten Universitätsstudien Professor in Göttingen und Berlin, machte er sich zuerst durch seine hervorragende Mitarbeiterschaft an Pertz' «Monumenta Germaniae historica» einen Namen. Seine bedeutendsten Arbeiten für dieses Unternehmen, das er später als Vorsitzender der Zentraldirektion zur Herausgabe desselben leitete, sind die Ausgaben des „Widukind", des „Marianus Scotus", des „Annalista Saxo", der „Gesta Treverorum" u. s. w., Monographien, die sich durch große Schärfe der Kritik und selbständiges Urteil auszeichnen. Zu seinen Hauptwerken gehören die „Deutsche Verfassungsgeschichte" (1843 bis 1861), welche die germanischen Zustände der Urzeit bis in das Zeitalter der fränkischen Majordomus behandelt und den staatsrechtlichen Teil mit dem geschichtlichen in kombinirter Darstellung vorführt, ferner die „Schleswig-Holsteinische Geschichte" (1851—1854), „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik" (1855—1856), sowie „Grundzüge der Politik" (1862), während aus der Zahl seiner sonstigen Schriften hervorzuheben sind: „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich I." (1837) und deren Neubearbeitung (1863), „Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila" (1840), „Das alte Recht der salischen Franken" (1846) und eine Anzahl trefflicher Beiträge zu den „Abhandlungen" der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die meistens Fragen der deutschen Verfassungsgeschichte und Geschichtschreibung zum Gegenstand haben. Gemeinsam mit Ratjen gab er die „Nordalbingischen Studien" (1844—1851), mit Häußer und Stälin für die historische Kommission in München die „Forschungen zur deutschen Geschichte" heraus.

Wie diese Uebersicht über die Werke unseres Geschichtschreibers zeigt, bewegen sich dessen Leistungen vorwiegend auf dem Gebiete der Rechts- und Spezialgeschichte. Er bekundet alle Vorzüge der Rankeschen Schule und zeigt sich zugleich als ein Mann von Ueberzeugung und Charakter. Seine Anteilnahme am politischen Leben unserer Tage beweist dies: im Jahre 1846 trat er an Christiansens Stelle als Abgeordneter der Kieler Universität in die holsteinischen Provinzialstände, deren Versammlung allerdings schon nach einigen Tagen aufgelöst wurde. Im Revolutionsjahr 1848 war er Mitglied der provisorischen Regierung in Rendsburg, welche ihn als ihren Vertreter nach Berlin sandte. In der deutschen Nationalversammlung aber gehörte er der Weidenbuschpartei an und exzellirte dort durch seine ungewöhnliche Redergabe. Gleichzeitig mit Dahlmann, Gagern u. a. trat er im Sommer 1849 aus der Versammlung aus, um dem ihm schon 1847 gewordenen Rufe an die Göttinger Universität nunmehr Folge zu leisten. Er hat sich am politischen Leben Deutschlands später durch alle Stadien desselben hindurch bis an sein Lebensende lebhaft beteiligt.

Unvergänglich haben die beiden jüngsten Toten der deutschen Historiographie ihre Namen im Ehrenbuche der Wissenschaft eingeschrieben — dort und im Gedächtnis der Nation werden sie, ein Großer neben einem Größten, fortleben. -st-.

Ein Pfingstausflug von Berlin nach Rügen.

Von

Paul Lindenberg.

(Hiezu das Bild S. 837)

Wem Gott will keine Gunst erweisen, den schickt er auf 'ne Extrafahrt," singt zuweilen übermütig der Berliner, wenn Juli oder August nahe sind und sich alle Welt auf Reisen begeben will. „Wo gehen Sie hin?" — „Nach Thüringen." — „Und wo bleiben Sie?" — „Wir besuchen den Achensee!" — „Und was machen Sie in den Ferien?" — „Wir werden dem Rübezahl einen Besuch abstatten, denn wollen wir nach Böhmen hinunter!" — So und ähnlich schwirrt es durcheinander vor Anbruch der gefürchteten „Hundstage", und wo sich nur einige Menschen zusammenfinden, wird gesprächsweise binnen weniger Minuten die ganze Landkarte von Europa entrollt, sei es in den Tramways, auf der Straße, in den Restaurationen oder gar hoch oben auf dem Omnibus. „Sie werden wohl eine größere Tour unternehmen, Sie sehen ja so unternehmungslustig aus!" wird zuweilen dieser oder jener gefragt, und der Fragesteller ist fast ganz perplex, wenn die Antwort lautet: „Ich? — I Gott bewahre, höchstens auf der Stadtbahn! — Berlin ist ja so schön im Sommer, im Gegenteil, ich freue mich schon darauf, hier zu bleiben!"

„Sie werden es doch wohl bereuen!"

„Wo denken Sie hin! — Der Grunewald, die Havelseen, alles jetzt so bequem und rasch zu erreichen, ganz nahe der Tiergarten, dann die Spree, o nein, ich hab' gar keine Sehnsucht nach der Ferne."

„Aber die heißen Tage!"

„Na, denken Sie, daß die etwa in Berchtesgaden oder Wormbrunn weniger heiß sind! — Und hier hab' ich meine Ruhe und meine Gemütlichkeit, brauch' mich nicht mit Kellnern und Logirwirten herumzuärgern, kann machen, was ich will und habe nicht nötig, dem roten Tyrannen, 'Bädeker' genannt, auf Schritt und Tritt zu folgen und wenn er es verlangt, in ein 'O' und 'Ah' der Bewunderung auszubrechen oder nach seiner Meinung auf dem Rigi den 'herrlichen Sonnenaufgang' anzustaunen, wenn es regnet, und mich auf Sylt in die „wildbewegten Fluten" zu stürzen, wenn die See ruhig ist wie 'ne tote Katze. Das ist meine Meinung, andere Leute mögen eine andere haben, mir kann's gleich sein!"

„Wie billig aber sind die Extrafahrten!"

„Unglücksmensch, nun kommen Sie mir auch noch mit denen! Diese Fahrten können einem das Leben und vor allem das Reisen verbittern. Ich habe einen wahren Haß gegen diese Fahrten und verstehe nicht, wie überhaupt Menschen mit fünf Sinnen sie benützen können. Eingepökelt werden ist ja gegen eine solche Fahrt noch ein herrliches Vergnügen. Immer drunter und drüber hinein in die Waggons, Greise, Kinder, Mütter, Onkels, Basen, Vettern — ach du lieber Himmel, das Konzert, die Hitze und — das Vergnügen! — Nein, lieber Mann, ich danke; Sie haben sich zwar viel Mühe als Reiseapostel gegeben, aber es war vergebens."

„Nun, dann leben Sie wohl, Sie Unverbesserlicher, Sie haben Ihren Beruf verfehlt, Sie hätten von Natur aus Bratapfel werden müssen, denn so erkläre ich mir nur Ihre Liebe für den Sommer in Berlin."

„Und Sie, Wertester, hätten als Veloziped geboren werden müssen, damit Sie ordentlich durch die ganze Welt rennen könnten!"

Ein solch halb erregtes, halb humoristisches Gespräch ist vor der Reisesaison nichts Seltenes in Berlin; der echte Berliner verläßt nur ungern den Bannkreis seiner Vaterstadt, und thut er es, dann „mäkelt" er gern an den Naturschönheiten herum und vergleicht sie mit Vorliebe mit der Umgebung Berlins, ungefähr wie jener Spree-Athener, der sich von einem Schweizer Alpengipfel den Sonnenaufgang ansieht und dann plötzlich in die denkwürdigen Worte ausbricht: „Wat nützt mir det allens, wenn ik meinen Kreuzberg nich sehe!"

Besonders ereifert sich der Berliner über die Extrazüge, aber wie so manche Widersprüche bei ihm zu Tage treten, so auch in diesem Fall: er verspottet die billigen Vergnügungszüge und — benützt sie! Zuerst gefällt ihm ja „sein Berlin" im Sommer vortrefflich, aber allmälich, wenn stets neue, hochbeladene Droschkenkarawanen zu den Bahnhöfen fahren, entsteht auch in ihm der Gedanke: So eine Spritztour wäre nicht „ohne"! Und dieser Gedanke wurzelt sich immer fester bei ihm ein, er befreundet sich mit ihm immer mehr, und gewissermaßen als Entschuldigung vor sich selbst sagt er, daß er ja nicht lange fortbleiben will, nur wenige Tage, dann geht's zurück nach Berlin, „denn dort ist es ja doch am schönsten", und nun kommen die direkten Verlockungen in Gestalt mächtig großer, roter Plakate, die besonders gegen Pfingsten an den Litfaßsäulen prangen und neben einer Lokomotive oder einem Dampfschiff die weithin sichtbare Ueberschrift „Extrafahrt" enthalten. Die Wahl ist freilich schwer; da geht's nach Dresden und Spandau, oder nach München, oder ins Riesengebirge, oder nach Wien, oder schließlich nach Rügen! — Die Berliner Einwohnerschaft ist, wenn auch nicht eine seefahrende, so doch wenigstens „spreefahrende" Nation; sie muß wohl diese Vorliebe für das Wasser von den ersten Einwohnern der Stadt, den fischfangenden Wenden, geerbt haben; die Mehrzahl der Berliner hat eine ausgeprägte Leidenschaft für Befahrung ihres heimatlichen Flusses, und so ein richtiger Reichsstadtbürger, der in seiner Nußschale nach Stralau oder Treptow gondelt, kommt sich stolzer vor wie der Kapitän eines Ozeandampfers. Daher erklärt es sich auch, daß die Extrafahrten nach der See und besonders nach Rügen sich durch stärkste Frequenz auszeichnen. Rügen speziell ist sehr beliebt; erstens ist es eine Insel, und das ist doch etwas anderes wie das Festland, auf dem Berlin steht, zweitens hat es einen geheimnisvollen, historischen Schleier: „Herthasee", „Menschenopfer", „Götzentempel", und drittens das weite Meer ringsherum, die Eichenwaldungen, von denen man so viel gehört, die Kalkfelsen, auf denen die Möwen hausen, die Dünen, in denen es sich so „mollig" ruht. „O, Rügen ist gut, Rügen ist gut," sagt der Rentier und Hausbesitzer Schulze von der Köpnickerstraße, und nachdem er einen Ueberschlag über seine Kasse gemacht, beschließt er, da er um Pfingsten schon aus Rücksicht auf die gute Meinung seiner Nachbarn doch nicht in Berlin bleiben darf, den Extrazug nach Stettin, respektive Rügen zu benützen. „Wir wollen uns auch einmal die Welt ansehen," meint er zu seiner Gattin, geborenen Lehmann, „mach allens zurecht, Mutter, wir fahren am Sonntag früh nach Rügen."

Welch ein Leben und welche Bewegung am Sonntagmorgen in der Nähe des Stettiner Bahnhofs! Die übrige Stadt schläft noch, denn es ist ja erst vier Uhr, aber die hier in der Nähe des Bahnhofs Wohnenden werden sicherlich um ihre Sonntagsmorgenruhe gebracht, denn Droschke auf Droschke rollt heran, mit frohem Ruf begrüßen sich die Freunde, mit lauten Worten versammeln die Väter ihre Familien um sich, „und sieh, es fehlt kein teures Haupt", eine Schar Turner naht mit hellem Hörnerklang, und nun werden die so lange verschlossen gewesenen Thüren zu dem Perron geöffnet, die nach vielen Hunderten zählende Schar stürmt fast die Waggons, und im Nu sind dieselben gefüllt. Aber immer neue Menschenmassen strömen heran; wie sie in dem überfüllten Zuge noch Unterkommen finden, ist schwer zu begreifen, aber es geht, und das ist ja die Hauptsache! — Endlich ertönen die ersehnten drei Glockenschläge, ein greller Pfiff, und der Zug setzt sich in Bewegung. Nun erst wird's gemütlich! In den Waggons konzentriren sich die einzelnen Gesellschaften, und was ist bei den Herren natürlicher als ein so recht gediegener, urkräftiger Skat! Doch die Lokomotive hat's eilig; ehe man es denkt, braust der Zug in Stettin ein, und nun fühlt auch ein jeder ein „menschliches Rühren"; man ist doch mit etwas zu nüchternem Magen von Berlin fortgefahren und hofft nun auf eine Erquickung in den Stettiner Bahnhofshallen; der Wunsch ist wohl da, aber seine Erfüllung schwer! — Dicht und fast undurchdringlich umlagert sind die Buffets und glücklich derjenige, der eine Tasse des wärmenden Mokka nach hartem Kampfe erringt, denn es ist frisch, das merkt man, wenn man zum Hafen kommt und das bereitliegende Schiff besteigt, und die Brise wird recht tüchtig, wenn man die See erreicht hat und an Swinemünde vorüberdampft. Am Himmel ballen sich dunkle Wolken, welche der Sonne den Durchblick verwehren, der Wind pfeift durch die Takelage, und der weiße Schaum spritzt bis zum Verdeck. Manch besorgter Blick fliegt empor oder herab, aber weder oben noch unten schaut es tröstlich aus, schwarz, drohend, ungestüm sind Wolken wie Wellen, und nun fängt das Schiff gar an zu stampfen, von hinten nach vorn, und dann schwankt es von dieser zu jener Seite, die Maschine stöhnt, und dichter Dampf entquillt dem Schornstein; o, welche Stoßseufzer der armen Vergnügungszügler werden da zu Neptun hinuntergesandt, welche Verwünschungen werden laut, welche Drohungen, nie wieder eine solche Fahrt zu unternehmen. „Sieh'ste Mutter, das hast de davon," ruft Herr Schulze zu seiner Frau, geborenen Lehmann, „Du wolltest die Welt sehen, wie ruhig könnten wir nun auf der Spree fahren — —." „Aber Mann, Du warst es ja, der — —." „Schweig still, o, o, wie ist's, als ob in meinem Magen ein Krokodil herumrumore — Du bist schuld, Du hast solche Augen, solche großen, gemacht, wie ich von der Reise sprach, und nur darum ..." Weiter kam er nicht, und Madame Schulze hielt ihrem geplagten Gatten mildthätig den Kopf.

„Hurra, Rügen!" erschallt es da plötzlich von einem vorwitzigen Reisenden, der sich auf Deck gewagt, und „Hurra, Rügen!" pflanzt es sich in den vollgedrängten Kajüten fort; die Mienen klären sich auf, und die Augen leuchten freudiger, bald ist ja nun alles Elend überstanden. Und als ob der Himmel nun auch ein Einsehen habe, schieben sich die Wolkenmassen beiseite, blitzende Sonnenstrahlen huschen über die noch bewegte See, und Saßnitz taucht verheißend in der Ferne auf. Als ob Neptun nur seinen Tribut gewollt, wird das Wetter von der Landung an schön.

Sonnige, schöne Tage auf Rügen! Ringsherum die Stimme der wogenden See, leises Rauschen in den alten Götterhainen, frohes Wandern über Dünen und durch Heide, in der Ferne der Schrei der Möven und hoch über uns das blaue Himmelszelt! Und wie schnell vergeht dabei die Zeit, bald tauchen wir in die kühle Flut unter, bald ruhen wir aus am flachen Strande und verfolgen den Lauf der stolzen Segler am Horizont, bald durchfurcht der Kiel unseres Schiffleins die plätschernden Wellen. Und dann wieder den Wanderstab zur Hand und nun auf zur Stubbenkammer und dem düsteren Herthasee, oder hinauf zum Rugard, auf dem einst die Rügenschen Fürsten gehaust und auf dem sich heute der Arndtturm erhebt, oder hin nach Putbus mit seinem architektonisch wirksamen Schloß und von dort zu dem romantischen Jagdschloß Granitz und dann weiter nach dem alten, traulichen Bergen, und wissen wir nicht recht den Weg, so weisen ihn uns gern die schmucken Insulanerinnen, und ein Kuß auf den schwellenden roten Mund ist die Belohnung für freundliche Auskunft! — Sonnige, schöne Tage auf Rügen!

Wie rasch gehen sie leider zu Ende! Und so bald schon muß die Heimfahrt angetreten werden! — Dort vor und um uns breitet sich bereits Berlin wieder aus, in wenigen Minuten wölbt sich über uns der Stettiner Bahnhof; Herr Schulze, der in unserem Coupé sitzt, packt sorglich seine Sachen und das mitgebrachte Dutzend Flundern zusammen und sagt schmunzelnd zu seiner Frau, geborenen Lehmann: „Sieh'ste Mutter, nun sind wir wieder da; 's war doch gut, daß ich Dir das Vergnügen mit der Reise gemacht, weißt Du, wenn unsere Emmylein im nächsten Frühling sechzehn geworden, dann machen wir zu dreien 'ne Extrafahrt, und — wieder nach Rügen!"

Die deutschen Kamerunmatrosen in Berlin.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Die große internationale Gesellschaft der überseeischen Fremden, welche alljährlich Berlin besuchen, hatte kürzlich eine sehr interessante Ergänzung erhalten: drei Kamerunneger, welche in den Dienst der deutschen Flotte übernommen worden waren, hatten der deutschen Reichshauptstadt eine mehrtägige Visite abgestattet. Wenige Stunden, möchten wir sagen, genügten, um die exotischen Gäste, denen die deutsche Matrosenuniform ganz schmuck stand, sofort in Berlin populär zu machen; wo sie sich in Begleitung eines Unteroffiziers vom zweiten Garderegiment sehen ließen, sei es in der Kneipe, auf der Straße oder in einem Vergnügungsetablissement, erregten „unsere schwarzen Landsleute" die höchste Freudigkeit der Berliner, welche sogleich zu ihnen eine durchaus zutrauliche Haltung einnahmen und sie überall auf das kordialste begrüßten. „Unter den Linden", wo auch der Kaiser gelegentlich einer Spazierfahrt seine neuesten Unterthanen erblickte, konnten sie sich kaum vor den spontanen Freundschaftsbeweisen der Hauptstädter schützen; in den Restaurationen, welche sie mit gewisser Vorliebe besuchten, wurde ihnen von allen Seiten „commentmäßig" zugetrunken; in den Vergnügungslokalen ließen sich gern die kokettesten Spezialitätensängerinnen ihre verschämten Huldigungen gefallen! Die „Kameruner", wie sie allgemein genannt wurden, mußten schnell den eigenartigen Charakter der Berliner verstanden haben, in stets gleich bleibender Gemütlichkeit gingen sie, den Mund mehr oder minder freundschaftlich verziehend oder mit dem schwarzen Wollkopf zufrieden nickend, auf alle Witze und Späße ein, und wenn sie auch selbst den Berliner Dialekt nicht verstanden, so hatten sie doch schnell ein Pröbchen desselben gelernt und erwiderten häufig genug, das Gesicht dabei äußerst vergnüglich verziehend: „Berlin — Berlin is gut!" Beklagen konnten sie sich allerdings über Berlin nicht, denn die Admiralität hatte Sorge getragen, daß ihnen der Aufenthalt daselbst möglichst angenehm gemacht worden war; in der Kaserne des zweiten Garderegiments wohnend, wurden sie unter militärischer Begleitung durch ganz Berlin geführt, nahmen alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein und wohnten auch in einem Wagen der Kaiserparade auf dem Tempelhofer Felde bei. Das glänzende militärische Schauspiel machte auf sie einen sichtlich tiefen Eindruck, und in lebhaftester Weise tauschten sie während des Vorbeimarsches der Truppen ihre gegenseitigen Eindrücke aus. Bald nach der Parade verließen die Kamerunneger Berlin, um in Kiel eingeschifft zu werden, oft genug aber mögen sie an die deutsche Kaiserstadt zurückdenken und dann melancholisch sagen: „Berlin, Berlin — war gut, sehr gut!"

P. L.

Litteratur.

— **Auf eine sehr liebenswürdige Weise machen wir in Hans** Hopfens neuem Roman: „Ein wunderlicher Heiliger" (Leipzig, Keil), die Bekanntschaft eines Kreises der österreichischen Geistlichkeit. Der regulierte Chorherr und Klosterbibliothekar Otto, welcher der Vetter einer angehenden Wiener Opernsängerin ist, spielt deren gütige Vorsehung, nachdem er selbst erst harte innere Kämpfe des liebereifernden Mädchens wegen überwunden. Hopfen führt uns hier in die verschuldete Familie Lassenberg — die Heldin ist die jüngste Tochter; ein hamburger Volkstribun tritt als Anbeter der Diva in spe auf, zuerst als heimlicher Nebenbuhler des Chorherrn, dann aber nimmt der wackere Priester selbstlos diese Angelegenheit in die Hände und greift mit kluger Sonderbarkeit und großer Energie ein. Die Entführungsscene und das heimliche Diner im Walde sind klassisch geschildert. Es ist vor allem die Charakterzeichnung des Priesters, welche diesem Roman Tiefe und Bedeutung giebt, obwohl die Sängerin und der in Oesterreich protegierte Hamburger, namentlich dessen Läuterung, den echten Dichter zeigen. Neben der Prachtgestalt des Priesters wird auch der Fiakerkutscher Schani die Herzen gefangen nehmen. Hopfen hat hier den Beweis geliefert, daß der wahre Dichter überall zu Hause ist, in den bayerischen Bergen ebenso wie in Wien und Berlin, denn dieser „wunderliche Heilige" ist eine wirklich echt wienerische Gestalt.

— **Der kaiserliche Marinepfarrer P. G. Heims, der die Leser**welt schon des öfteren durch lebensvolle und farbenreiche Berichte über seine verschiedenen Kreuz- und Querzüge in aller Welt erfreute, hat wieder eine Anzahl dieser anziehenden Schilderungen unter dem Titel: „Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzerkorvette ‚Nymphe', April 1884 bis Oktober 1885", als zweite Reihe der Sammlung „Unter der Kriegsflagge des deutschen Reichs", zu einem stattlichen Bande vereinigt. Die Verlagshandlung von Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig, ließ diesem Buch eine entsprechende Ausstattung und insbesondere einen würdigen Einband zu teil werden, und so werden die Kreuzerfahrten in Ost und West durch ihre äußere Erscheinung ebensowohl wie durch ihren inneren Gehalt jeden, der sie zur Hand nimmt, befriedigen.

Bühne.

— **Wildenbruchs Schauspiel: „Das neue Gebot", errang bei der** ersten Aufführung im Frankfurter Stadttheater einen stürmischen Erfolg, besonders die beiden ersten Akte packten mächtig. Die Exposition führt in die wilden Tage des Frankenkaisers Heinrich IV. Der Sachsenaufstand ist soeben losgebrochen, der Kaiser hat von der Harzburg flüchten müssen. Er ist glücklich entkommen, aber seine Gemahlin kann nur langsam folgen. Sie ist in der Burg zu Ballerode in treuer Hut, aber schon beginnen die Empörer die Burg zu umlagern. Die Führer des Aufstandes — unter ihnen der gewaltige Otto von Nordheim — treten auf; sie beraten in der Kirche unten im Dorfe. Da kommt erwünschte Kunde: der Papst hat sich für sie erklärt, er hat über den Kaiser den Bann ausgesprochen; er hat die Eide gelöst, die jenem ehemals geschworen worden, Abfall ist nun Pflicht. Noch eben hat der treffliche Pfarrer von Ballerode für sich und seine Gemeinde erklärt, daß sie Kaiser Heinrich auf immerdar treu sein wollen — da kommt jener päpstliche Erlaß. Königstreue und Religion kämpfen nun in der Brust des Mannes. Einen Augenblick scheint er zu erliegen. Aber nun wird er durch andere Ereignisse gedrängt: die Kaiserin, die Gemahlin des Verfluchten, ist von ihrem Beschützer, der die Burg nicht halten konnte, in die Sakristei gerettet; in seiner Hand liegt es, ob sie der Wut ihrer Feinde preisgegeben werden soll. Da ringt er sich durch zu dem Entschluß, ihr den Schutz zu gewähren. Aber es wird verraten, die Fürsten kommen; sie verlangen die Auslieferung. Er erzwingt das Gelöbnis der Sicherheit, und da sie trotzdem sich andrängen, Hand an sie zu legen, hebt er sie auf den Altar und schirmt sie so mit dem Asylrecht der Kirche. Das ist eine Entwicklung von so eigenartiger Kraft, sie ist mit solcher Kunst entworfen, die aufregenden Situationen drängen sich mit solcher Hast, daß das Publikum völlig begeistert war und nach dem zweiten Akte wieder und wieder den beliebten Dichter zu sehen verlangte. Der dritte Akt bringt dann die Katastrophe. Eine Waldscene macht uns bekannt mit dem Schicksal, das Wimar, den Pfarrer, für sein Heldentum betroffen. Als Kirchenschänder wird er vom Banne seines Amtes entsetzt, aber schwerer trifft ihn das neu verkündete „neue Gebot", **welches das Priestercölibat** einsetzt, mithin seine Ehe für sündhaft und ungiltig erklärt. Wimar muß erleben, daß seine dreißig Jahre lang von ihm geachtete und mit Rat und That geförderte Gemeinde von ihm und seiner Frau abfällt. Angesichts der brennenden Pfarrei, in welche die rohe Hand Reginers den Feuerbrand geworfen, geleitet der Pfarrer seine schwer getroffene treue Gattin von dannen in die ungewisse Fremde. Der vierte Akt hat durch den Tod Marthas, der Frau des Pfarrers, die an den Folgen jenes Schreckens stirbt, allerdings den Charakter eines Trauerspielschlusses; aber das an Wimar und ihr begangene Unrecht wird im übrigen durch den Gang der Verhältnisse derart gesühnt, daß das Ganze mit einem harmonischen Accord friedlich ausklingt. Die Aufführung wird als eine sehr gute bezeichnet. Besonders gerühmt wird Salomon, der den Pfarrer spielte.

— **Die letzte Vorstellung des Schillercyklus am Frankfurter** Stadttheater brachte das Demetriusfragment und das dramatisierte Lied von der Glocke mit außerordentlichem Beifall. Besonders hat letzteres durch die von Knaak gestellten lebenden Bilder und die dazu erklingenden vielstimmigen Chöre a capella von Gustav von Rochlet Publikum und Kritik in gleichem Maße befriedigt.

— **An der Stuttgarter Hofbühne hat Mierzwinski als Johann** von Leyden in Meyerbeers „Prophet" und als Arnold in Rossinis „Tell" abermals glänzende Erfolge errungen. Der Wohlklang seiner Stimme, namentlich in den höheren und höchsten Tonlagen, verbunden mit der Wirksamkeit seiner kraftvollen Erscheinung, rief Stürme der Begeisterung hervor.

— **Maurus Jokai hat soeben ein neues Drama vollendet, welches** den Titel: „Suche dein Herz" führt und aus dem Romane: „Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen", geschöpft ist. Der Schauplatz des Stückes ist Wien zur Zeit der 1848er Belagerung und der Königswald während des Gefechtes von Iglahig.

— **Die Perfall'sche Oper „Junker Heinz", welche vor einiger** Zeit im Münchener Hoftheater mit großem Erfolge zum erstenmal in Scene ging, wird auch im k. Opernhause in Berlin zur Aufführung kommen.

— **Heinrich Hofmanns neue Oper „Donna Diana" ist zur Auf**führung in der k. Oper von der Generalintendanz der k. Schauspiele in Berlin angenommen worden. Die Oper wird die erste Novität der nächsten Theatersaison sein.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat neuerdings** die folgenden drei Stipendien zur Förderung von naturwissenschaftlichen Studien vergeben: zunächst 2000 Mark an Professor Arzruni von der technischen Hochschule in Aachen, der zum Zwecke geologischer Untersuchungen das Sanarkagebiet im südlichen Ural bereisen wird, ferner 1500 Mark an Professor Steiner in Heidelberg zu einer Reise nach Sizilien behufs biologischer Forschungen am Meeresstrand und schließlich 600 Mark an den Zoologen Dr. Otto Zacharias in Hirschberg in Schlesien zur Fortsetzung seiner Studien über die Fauna der norddeutschen Seen.

— **Zwei Preise aus der Michael Beerschen Stiftung werden** soeben vom Senat der k. Akademie der Künste in Berlin ausgeschrieben. Der eine derselben ist in diesem Jahre für Maler aller Fächer bestimmt. Die zur Bewerbung bestimmten Bilder müssen in Oel ausgeführt sein; die Wahl des darzustellenden Gegenstandes bleibt dem eigenen Ermessen des Bewerbers überlassen. Als letzter für die Ablieferung zulässiger Tag ist der 12. Oktober festgesetzt. Außer den bildlichen Zeugnissen sind gleichzeitig einzureichen: mehrere Studien nach der Natur, sowie Kompositionsskizzen eigener Erfindung, welche zur Beurteilung des bisherigen Studienganges dienen können. Der zweite Preis ist für Kupferstecher bestimmt. Der Kupferstich muß in Linienmanier ausgeführt sein, demselben sind ferner Zeichnungen einer nach dem Leben gezeichneten Aktfigur, sowie einer aus dem Original eines Meisters entlehnten Gewandfigur beizufügen. Schlußtermin für die Ablieferung ist der 16. Oktober. Zur ersten Bewerbung sind nur Angehörige der mosaischen Religion, zur zweiten jedoch Bewerber aus allen Bekenntnissen zugelassen. Der Preis beträgt je 2250 Mark für eine Studienreise nach Italien unter der Bedingung, daß die Preisgekrönten acht Monate in Rom sich aufhalten und über ihre Studien halbjährlich der Akademie Bericht erstatten. Die Zuerkennung der Preise erfolgt in der zweiten Hälfte des Monats Oktober.

— **Die soeben erschienene Ausgabe des Universitätskalenders** für das Sommersemester 1886 enthält eine genaue Vergleichung der Besuchsverhältnisse der deutschen Universitäten. Zunächst ordnen sich in folgender Weise 1) Kleinere Universitäten mit einem Besuch von 318 bis 595: Rostock 316, Münster 412, Kiel 467, Gießen 553, Jena 595. 2) Mittlere Universitäten mit einem Besuch von 832 bis 868: Marburg 839, Erlangen 842, Heidelberg 852, Königsberg 867, Straßburg 868, Greifswald 868. 3) Größere Universitäten mit einem Besuch von 1012 bis 1544: Freiburg 1012, Göttingen 1013, Bonn 1104, Tübingen 1272, Würzburg 1389, Breslau 1451, Halle 1544. Es kommen endlich die drei ganz großen Universitäten: München 2994, Leipzig 3147, Berlin 4842 mit Einschluß der 1408 nicht immatrikulierten Zuhörer.

— **Ein merkwürdiger Fund wird aus Bari in Apulien gemeldet.** Man hat dort in der Kathedrale, in einer Kiste vermauert, mehr als 2000 byzantinische Diplome auf blauem Pergament gefunden. Niemals hat man eine so bedeutende Zahl von archivalischen Urkunden auf einen Schlag in die Hand bekommen. Daß man die Urkunden absichtlich eingemauert hat, um sie desto sicherer zu erhalten, scheint sehr wahrscheinlich. Ob die blaue Farbe des Pergaments der ursprünglichen Färbung angehört oder vielleicht durch chemische Einwirkungen in dem Versteck erzeugt ist, läßt sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit sagen. Die Dokumente gehören der kirchlichen Behörde von Bari.

Industrie und Verkehr.

— **Der geschäftsführende Ausschuß des provisorischen Lokalkomitees** für die deutsch-nationale Industrie- und Gewerbeausstellung in Berlin im Jahre 1888 hat beschlossen, daß das Ausstellungsterrain 100,000 Quadratmeter umfassen soll. Dieses Terrain ist gleichsam in zwei Teile geteilt, in den Spreepark, welcher an den Ufern der Spree, und in den Seepark, welcher an dem dort befindlichen See belegen ist. Im Seepark soll das Präsentationsgebäude der Ausstellung, für welches von den 100,000 Quadratmetern 20,000 Quadratmeter beansprucht werden, errichtet werden, während die übrigen 80,000 Quadratmeter zur Herstellung der anderen Ausstellungsgebäude bestimmt sind. In dem Spreepark wird ein großes Restaurationsgebäude seinen Platz finden. Das Bedürfnis an Licht und Wasser soll nicht, wie es früher beabsichtigt war, durch die städtischen Werke befriedigt werden, vielmehr wird für die Ausstellung eine eigene Gas- und Wasserleitung in der Hauptstraße des Ausstellungsterrains angelegt werden. Das Ausstellungsgebäude selbst wird eine Beleuchtungseinrichtung nicht erhalten, da dasselbe jedesmal vor Eintritt der Dunkelheit geschlossen werden wird. Dagegen werden mehrere Gebäude, wie die vorerwähnte Restauration, mit elektrischem Lichte versehen werden. Der Beitrag der Stadt Berlin für das Unternehmen ist auf 2,000,000 Mark festgesetzt worden.

— **Auch auf das industrielle Gebiet wirft der französische Chau**vinismus neuerdings wieder breite Schlagschatten. So hat der Eigentümer der Grands Magasins du Louvre, M. Heriot, sich neuerdings eines Preises zu erfreuen gehabt, den die Société d'encouragement au bien ihm erteilte, „weil er ein leuchtendes Beispiel von Patriotismus geliefert, indem er aus seinen Läden die Angestellten und Waren deutschen Ursprungs unnachsichtlich verbannte". Und nach solchen mehr als zweifelhaften Ehren zeigt ein Haus, das sich auf der anderen Seite die erdenklichste Mühe gab, sein Absatzgebiet nach Deutschland hin mehr und mehr zu erweitern! Die gebührende deutsche Antwort auf jenen herausfordernden Hohn werden die deutschen Konsumenten hoffentlich alsbald zu finden wissen.

— **„Liliput" nennt sich ein Miniaturfeldstecher, den die mehr**genannte optische Fabrik E. Krauß & Comp. in Paris, Niederlage für Deutschland in Leipzig, Wintergartenstraße 14, in den Handel bringt. Dieses zierliche Instrument, das trotz seines minimalen Formates allen berechtigten Anforderungen an Größe des Gesichtsfeldes, Schärfe und Reinheit entspricht, wird Militärpersonen, Jägern, Vergnügungsreisenden und Theaterbesuchern, denen allen es höchst erwünscht sein wird, das unentbehrliche Requisit in so wenig raumbeanspruchender Form bei sich tragen zu können, die besten Dienste leisten.

— **Die vom Karl Stangenschen Reisebureau, Berlin W. 41, in** diesem Winter arrangierten Orientreisen haben sämtlich einen guten Verlauf genommen und sind durch keinerlei ungünstige Zwischenfälle gestört worden. Die Teilnehmer der Reisen haben trotz der kriegerischen Gerüchte ohne jede Behelligung Oberägypten bis zu den Nilkatarakten besucht und waren auf der Rückreise, die durch Palästina, Syrien, Griechenland und die Türkei geführt hat, in Athen Zeugen der durch das Ultimatum der Mächte erzeugten Volksaufläufe und sonstigen Demonstrationen, ohne jedoch selbst in irgend einer Weise belästigt zu werden. Alle Teilnehmer sind gesund und von der Reise befriedigt zurückgekehrt. Auch die Reisen nach Italien haben einen günstigen Verlauf genommen. — Die nächsten Stangenschen Gesellschaftsreisen führen nach dem skandinavischen Norden, nach Paris und London und sind im Interesse der Mitreisenden in verschiedene Gruppen und Teiltouren zerlegt. Wie immer, werden die Programme für diese Reisen auf Verlangen gratis und franko versendet.

Militär und Marine.

— **Am Jahrestage der blutigen Schlachten im Monat August** 1870 pflegen die Kriegervereine Lothringens die Ruhestätten der im Kampf Gefallenen zu schmücken. Dieser Akt der Pietät bringt indes große Ausgaben mit sich; der Vorstand des Kriegervereins Metz wendet sich deshalb an alle Vaterlandsfreunde und besonders an alle Kameraden um Beiträge. Sendungen sind zu richten an den Vorsitzenden des Kriegervereins zu Metz, Heim.

Sport.

— **Drei Derbys des Jahres 1886 wurden in vier Tagen ent**schieden. In England gewann das „blaue Band" von Epsom der Favorit, des Herzogs von Westminster br. H. „Ormonde" v. „Bend Or" a. d. „Lily Agnes" von „The Bard", der als Zweijähriger 16 Siege hintereinander erfocht, „St. Mirin" und 6 anderen; Wert circa 100,000 Mark dem Sieger. — In Chantilly brachte der Kampf um den Preis des Jockeyklubs von Frankreich eine große Ueberraschung, da die Favoriten geschlagen wurden. Graf Berteux' F.-H. „Upas" und Baron Schicklers br. H. „Sycomore" liefen totes Rennen vor „Fils d'Artois" und 5 weiteren Gegnern; Wert circa 47,000 Mark jedem der beiden Sieger. — Das österreichische Derby wurde nur von 7 Pferden bestritten; es siegte der Favorit Graf Tass. Festetics' br. H. „Fenek" v. „Buccaneer" a. d. „Helene Triplethwaite" nach Kampf vor „Buk a-bro", „Pejsan", „Algy", „Remember", „Oliban nines" und „Jacob"; der Sieger erhielt circa 36,000 Mark.

— **Am vierten Renntage zu Berlin-Hoppegarten gewann der** Graditzer „Carmoisin" den Staatspreis dritter Klasse vor „Madonna" und „Modestie", und Johnsons „Antoinette" ganz leicht den Glockenpreis im Feld von sechs. Dreiviertel „Ludwig" lief im Magdalenenburger mit Ulrichs „Achmat" totes Rennen vor 7 anderen Pferden und sieg Oehlschläger den Preis von Hoppegarten mit „Thronfolger" und das Verkaufsrennen mit „Freiherr" 1 ½. In der Mai-Steeple-chase behaupteten den Lesper-Lottis „Anvil" und „Lorlerwyn" die beiden ersten Plätze.

— **Bei dem Wiener Sommermeeting hat sich Taßingers zwei**jähriger „Abonnent" im Vinerrennen ec. seinen Gegnern so überlegen gezeigt, daß er bereits als Derbyfavorit für 1887 mit 8:1 notiert. Einen Doppelsieg feierte „Kincsem" in zwei Handicaps und „Kish-bey" brachte mit seinem Siege im Kontrahurennen vor „Metallist" ec. eine große Ueberraschung, ebenso wie der alte „Gouverneur II." unter Graf G. Starhemberg in der Armeesteeplechase, wo 139:5 am Totalisator gezahlt wurden.

— **Die drei berühmten Bicyclisten de Civry, Duncan und Du**bois, welche eine Rundreise durch Europa ausführen, bestritten in Berlin ein besonders interessantes Rennen, da über 10 Kilometer der erstere mit kaum ½ Radlänge Sieger blieb und Dubois dicht hinter Duncan das Ziel passierte.

Denkmäler.

— In den erfreulichen Wettstreit, dem verstorbenen Dichter J. V. von Scheffel dauernde Erinnerungszeichen zu widmen, ist auch der Odenwaldklub eingetreten. Inmitten des hessischen Odenwaldes, im lieblichen Gersprenzthale, liegt die sagenumwobene Ruine Rodenstein, in deren wildromantischer Umgebung Scheffel schon als Student geträumt und gedichtet und die ihm zu seinen im Munde des deutschen Volkes lebenden Rodensteinerliedern Motiv und Anregung gegeben. Der Odenwaldklub beabsichtigt nun, diese Ruine, von der noch beträchtliche Mauerreste vorhanden sind, einer umfassenden Reparatur zu unterwerfen, die inneren Räume und die nächsten Umgebungen mit schönen, schattigen Anlagen auszustatten und an einer passenden Stelle eine Gedenktafel oder einen Denkstein anzubringen. Dies alles erfordert große Mittel, welche der Odenwaldklub allein nicht aufbringen kann. Er bittet deshalb alle Verehrer des Dichters, Sammelstellen zu errichten und ihm mit Geldbeiträgen zu Hilfe zu kommen. Auskunft erteilt die „Darmstädter Volksbank" und der Oberbürgermeister Ohly zu Darmstadt.

— **Das Zentralkomite für die Sammlungen zur Errichtung des Hutten-Sickingendenkmals** erläßt einen Aufruf, zu den Kosten, die etwa 90—100 000 Mark betragen werden, Beiträge leisten zu wollen, womöglich Lokalkomites oder Sammelstellen zu diesem Zweck zu bilden und die gesammelten oder Einzelbeiträge entweder an das Hutten-Sickingenkomite in Kreuznach oder an das Bankhaus S. Bleichröder, Berlin W., Behrenstraße 63, einzusenden. Zum Aufstellungsort für das Denkmal ist Sickingens Ebernburg gewählt, gegenüber dem deutschen Denkmal der Germania am Niederwald. Als Zeitpunkt der Enthüllung ist der vierhundertjährige Geburtstag Ulrichs von Hutten, der 21. April 1888, in Aussicht genommen. Das Modell zu dem gemeinsamen Denkmal ist unter Beirat und Beihilfe hervorragender deutscher Bildhauer in dem Atelier von Karl Cauer in Kreuznach vollendet. Die Ausführung erfolgt unter Leitung von Professor Alb. Wolff.

— **Bildhauer Heinrich Natter in Wien hat in der von Bozen** ausgeschriebenen Konkurrenz für ein Denkmal Walthers von der Vogelweide den Preis davongetragen.

Gestorben.

— John Humphrey Noyes, der Gründer der Oneidaer Gemeinde der freien Liebe, 75 Jahre alt, Mitte Mai, in Madison, New-York.

— Sir John Michel, englischer Feldmarschall, bekannter Heerführer in den Kaffernkriegen von 1846—47 und 1851—53 und in dem indischen Feldzug 1858—59, 81 Jahre alt, am 23. Mai, in Dewlish-House in Dorchester.

— Eduard Frère, bekannter französischer Maler, 67 Jahre alt, am 21. Mai, in Paris.

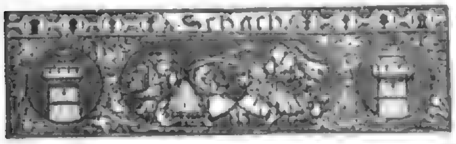
— Karl Pierre Daubigny, französischer Landschaftsmaler, Sohn und Schüler des berühmten Landschafters, 29 Jahre alt, am 24. Mai, in Paris.

— Ernst Adolf Willkomm, beliebter Romanschriftsteller, 75 Jahre alt, am 25. Mai, in Herwigsdorf bei Zittau.

— Professor Dr. Michelis, einer der bedeutendsten Führer der Altkatholiken, 70 Jahre alt, am 28. Mai, in Freiburg i. Br.

— Fürstin Elisabeth von Waldburg-Wolfegg-Waldsee, 73 Jahre alt, am 29. Mai, auf Schloß Zeil.

— Obersteuerregierungsrat Gustav Julius Friedrich Schübeck, Reichsbevollmächtigter für Zölle und Steuern, 59 Jahre alt, am 31. Mai, in Köln.

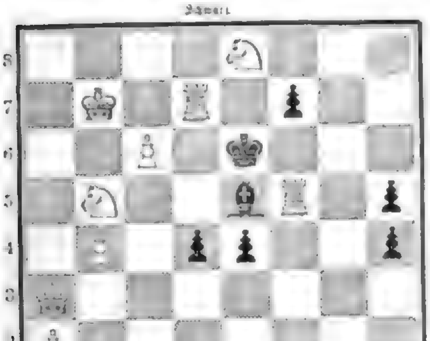


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 376.

Von Fritz Kunze.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 372:

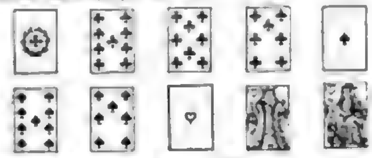
Weiß.	Schwarz.
1) S. H 7 — G 8	1) E 7 n. D 6.
2) T. F 7 — A 7 †	2) K. D 4 n. E 5 oder S. E 6 — C 5.
3) T. A 7 — G 7 oder S. E 3 — F 5 Matt.	
A)	
1)	1) S. F 8 — G 6
2) S. E 3 — F 5 †	2) K. D 4 — D 5.
3) T. F 7 n. E 6 Matt.	
B)	
1)	1) T. A 4 zieht.
2) T. F 7 — F 4 †	2) S. E 6 n. F 4.
3) S. E 3 — F 5 oder C 2 Matt. — Andere Spielarten leicht oder ähnlich.	

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 18.

Skat.

Vorhand turniert auf folgende Karten Carreau-Sieben, sie findet Coeur-Zehn und gewinnt Carreau ohne zwei Matadore:

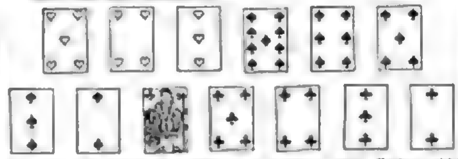


Wie waren die Karten der Gegner verteilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 16:

Whist.

Wenn dritte Hand (Strohmann)



hat, werden die Gegner Groß-Schlemm bei folgendem Spiel: Vorhand zieht Herz-Aß, der Strohmann übernimmt und bringt Carreau-Aß, dann Zehn Carreau, das in der Hand gestochen wird. Die Atouts werden abgezogen und Strohmann bleibt mit einem Atout und sieben freien Carreau am Spiel.

Viersilbige Charade.

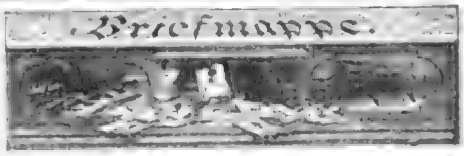
An Form und Farbe schön und zart
Sind meine ersten zwei.
Die letzten von ganz and'rer Art,
Sind hart und ungetreu;
Sie ziehen hin durch Stadt und Land
Aus einer in die andere Hand!

Das Ganze stammt aus ferner Zeit,
Ein dunkel mystisch Band,
Verschwunden längst, ist uns nur heut
Sein Name noch bekannt.

Bilderrätsel 38.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 700:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.



Unbekannte. In Heyses Fremdwörterbuch ist dort, wo es nötig ist, die Aussprache der Fremdwörter angegeben.

Frau T. v. W. in Gd. (Frankr.). Gewiß gibt dies es; unsere Expedition versendet auf Wunsch unser Journal in der Wochennummernausgabe, jede Nummer nach Erscheinen direkt unter Kreuzband, und es beträgt der Preis hiefür 22 Mark — 27 Frcs. 50 Cts. Für den Fall, daß Sie gleichzeitig auch unsere „Deutsche Romanbibliothek" zu erhalten wünschen, bemerken wir, daß der Preis sich dann auf 32 Mark 40 Pfg. = 40 Frcs. 50 Cts. stellt. Den Betrag senden Sie am besten durch Mandat de poste an unsere Expedition, wobei Sie nicht unterlassen wollen, Ihre genaue Adresse anzugeben. Diejenigen Nummern, welche von dem laufenden Jahrgang beider Journale bereits ausgegeben sind, werden Ihnen zur Ergänzung selbstverständlich nachgeliefert, im übrigen können Sie auf prompteste Empfang der ferner erscheinenden Nummern sicher rechnen.

Frau G. Gustavsen in Kopenhagen. Wir sind der Ansicht, daß die Tauben ihre heitere und zärtliche Tiere sind — deshalb bauen Sie nur nicht auf diese „Taubentreue".

L. Sch. in B. Sie schreiben:

„Habsucht herrscht gewöhnlich bei den Leuten,
Die bekennen sind von schnödem Geiz;
Alles möchten sie für sich erbeuten,
Und ist Geld ihr höchster Lebensreiz."

Und Sie schließen nach einigen Strophen ähnlicher Art mit der Mahnung:

„Habe Sorge — die Habsucht zu bezähmen,
Irdischer Verwalter deiner Hab',
Denn ist Geben seliger als Nehmen;
Nehmen wir Vermögen mit ins Grab?"

Recht gut gemeint; aber Poesie ist das nicht.

K. H. in R. Im Hinblick auf das jugendliche Alter des Mädchens erscheint uns das etwas verfrüht, indes außerordentliche Verhältnisse können außerordentliche Maßnahmen rechtfertigen. Im übrigen finden wir nichts Bedenkliches in dieser Sache.

Herrn B. v. M. in Koburg. Wir halten diese Liebesprobe — für Ziererei. Unterwerfen Sie sich derselben nicht.

H. M. in Marienwerder. Besten Dank für die Nachricht, daß auch W. H. Riehl das Lenausche Gedicht „Weil' auf mir, du dunkles Auge" in Musik gesetzt und diese Komposition in seiner bei Cotta erschienenen „Hausmusik" Nr. 29 veröffentlicht hat. Man sieht, wie sehr diese schönen, sanglichen Worte zur Komposition reizen.

„Gretelein" in Berlin. Bravo, bravissimo! Sie führen die Sache Ihres Geschlechts mit einer schneidigen Schärfe, wie sie der berühmteste Anwalt kaum besser zu führen vermöchte. Schade, daß es vor den Schranken unserer Gerichtshöfe noch keine weiblichen Doctores juris gibt; sie würden bei dem öffentlichen und mündlichen Verfahren so manche Palme sich und Ihrem Geschlechte davontragen. — Sie sehen, daß wir von der geistigen Begabung Ihres Geschlechts keineswegs eine so wenig hohe Meinung haben, wie Sie es uns, von der kleinen Kaffeeplauderei ausgehend, in die Schuhe schieben möchten. Unter uns gesagt: der Verfasser des in Frage stehenden kleinen Artikels hatte es ohne allen Zweifel insgeheim ganz ausdrücklich darauf abgesehen, in solch jungen aufgeweckten Köpfchen, wie das Ihrige ist, den Widerspruchsgeist wachzurufen. Das ist ihm vortrefflich gelungen. Sie haben den Schalk nicht bemerkt, der hinter den kleinen Spitzfindigkeiten lauerte, haben den im Scherz hingeworfenen Handschuh allen Ernstes aufgenommen und alsbald bewiesen, daß Sie geistige Waffengänge nicht zu scheuen haben. Bei solchen Anlagen wird und muß es Ihnen freilich schwer fallen, zu der „unglücklichen Liebe" zu gelangen, die Ihre Musikmeister zur Erhöhung des seelischen Ausdrucks in Ihrem Gesang Ihnen verordnen möchten. Wir vermuten übrigens doch, daß über kurz oder lang der kleine Schalk mit Bogen und Pfeilen Ihren gestrengen Herren Professoren in recht eigenmächtiger Weise zu Hilfe kommen wird, und sind überzeugt, daß gerade Ihrem Gesang eine glücklich gehobene Empfindung noch viel vorteilhafter behelfen wird, als eine vorsätzlich angehauchte Schwärmerei es zu thun vermöchte.

Treue Abonnentin in russisch Polen. Eine Dame, auf die alles das zutrifft, kann sich zunächst mit gutem Recht eine Kosmopolitin nennen. Will sie sich einer bestimmten Landsmannschaft zubekennen, so sprechen unter den obwaltenden Umständen die meisten Faktoren für den Anschluß an den jetzigen Aufenthalt.

Abonnent in B. Den Jahrgang 1881 unseres Journals können Sie, sofern Sie bald bestellen, zum ermäßigten Preise von 4 Mark broschiert nachbeziehen. Senden Sie diesen Betrag eventuell an unsere Verlagshandlung ein, worauf diese Ihnen den Jahrgang durch die Post übermitteln wird.

L. H. in Elbe-Kosteletz. Nicht verwendbar.

Oberst a. D. von Sch. in B. Kam zu spät in unsere Hände.

T. L. in Magdeburg. Die Lösung des Rätsels lautet: [illegible]. Wir haben von F. eine kleinere Novelle erworben und werden sie wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres bringen.

G. L. in Mödern. Die Federn werden in heißen Wasserdampf gehalten, vorsichtig getrocknet und dann abgeklopft, weiter kann man da nichts thun. Ein „[illegible]" gibt es nicht.

L. P. in Czenstochau. Durch schlechte Erfahrungen belehrt, können wir in dieser Sache vorläufig nichts mehr bringen.

E. D. in H. Einzelnes recht hübsch! „Lied ohne Ende" wird, wenn der Raum es zuläßt, einmal in der „Romanbibliothek" seinen Platz finden.

Neunjähriger Abonnent Dr. L. Das Eingesandte ist leider nicht brauchbar. Wir sind gerne bereit, die in Aussicht gestellten Arbeiten zu prüfen, können Ihnen aber bei der Ueberfülle an Material kaum Hoffnung auf Verwendung machen.

K. L. in Kinkenbüttel. Die drei letzten werden vielleicht einmal in der „Romanbibliothek" verwendet werden, doch dürften noch Jahr und Tag darüber vergehen. Wollen Sie so lange warten?

A. O. in Ottenhof bei Müncheberg. Wenden Sie sich an das „[illegible]" von Rich. Lübert in Görlitz.

Junger Kaufmann aus H. in L. Aus naheliegenden Gründen enthalten wir uns stets der Beantwortung derartiger Fragen. Wenden Sie sich doch an irgend eine Militärperson!

E. v. Ribaltz. Zu spät!

Gustav W. „Lust und Leid in Liebe." Neue deutsche Lyrik, ausgewählt von Hedwig Dohm und L. Brunwald. Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt. Preis 6 M.

C. & Comp. in B. Den Autor haben auch wir nicht in Erfahrung bringen können.

M. von Bayern in Aachen. Die Herstellung kommt Ihnen teurer, als wenn Sie es kaufen.

Abonnent in Halle. 1) Das ändert sich innerhalb der Jahre, während man studiert, oft völlig. Ergreifen Sie dasjenige Studium, zu dem Sie die größte Neigung haben. 2) Ohne Zweifel Berlin für beide Fakultäten.

„Ein treuer Abonnent" in Trier. Außer den Sachen von Klemm und Lipperheide ist uns auch nichts derartiges bekannt. Fragen Sie bei einem Fachjournal an wie die „Deutsche Schneiderzeitung" in Berlin.

Richtige Lösungen sandten ein: Ein Deutscher im Auslande (sehr hübsch). Hermine Bernstein in Lüneburg. Henriette Liebermann in Kassel. W. v. K. in B. (2). Ihre liebenswürdige Bemerkung hat uns Freude gemacht. Korrektur natürlich richtig. Hugo Müller in Herbede a. d. Ruhr (2). Max Jonas in Cosel. Margarethe Schüller in Crefeld (2). Marie Geltermann in Hannover. Frau Fritz Helbling-Tschudi in Zürich (die Lösung wird Sie am besten aufklären, die [illegible] gehören zur inneren Peripherie, bilden aber die äußere mit). Fr. E. Sch. in Jannowitz. Valerie Pick in Prag. Friedrich [illegible] in Dorea. Sophie Fröhlich in Chemnitz. „Maria vom Unterstade" in Linz. Tante Pauline in Hannover. Frau Lucie Hammel in Riebera. R. v. R. in Glauchau. Martha und Marie Kitscher in Görsdorf (2). Ignaz Baier in Ruttershausen. Otto Adler in Stendal. „Deutsches Haus" im [illegible]. Agnes Grätz in Sommerfeld. „Verlängerter Urlaub aus Neisse". Marta Keel in Klosterberg.

Gesundheitspflege.

Ein junger Bayer aus Lichtenfels. Zur Beseitigung [illegible] nicht geeignet. Das bewährte Mittel ist [illegible] gut gegen Husten, namentlich wenn er krampfartig auftritt, [illegible] dürfen aber nicht genommen werden.

Ein eifriger Leser von „Ueber Land und Meer". Ueber die Ursache des Ergrauens der Kopfhaare ist man noch nicht recht im Klaren, ebensowenig kennt man ein sicheres Mittel dagegen. Der Zustand hat auch keine weiteren bösen Folgen, man kann aber versuchen, [illegible] durch [illegible] des Haares [illegible] zu thun. — Oberfranken. [illegible]

C. W. in L. 1) Bäder, welche für Rheumatiker passen, sind besonders Wildbad, Teplitz, Gastein, Ragaz, Warmbrunn, Wiesbaden, Baden-Baden, Karlsbad, ferner auch die Schwefelthermen von Aachen, Burtscheid, Baden bei Wien u. a. Die Wahl des dem einzelnen Fall entsprechenden Bades bleibt am besten dem Hausarzt überlassen. 2) Ichthyol wird bei Rheumatismus gewöhnlich äußerlich, in hartnäckigen Fällen aber auch innerlich angewendet. 3) Der Nutzen dieser beiden Seifen bei trockenen Flechten ist fraglich; dagegen kann auch hier das Ichthyol mit Erfolg angewendet werden.

Kleine Braut. 1) Versuchen Sie zur Beseitigung der infolge [illegible] entstandenen roten Flecken an den Armen den Gebrauch der Ichthyolseife oder der [illegible] von [illegible] in Offenbach a. M. 2) Zum Waschen des Gesichtes bedient man sich am einfachsten eines [illegible]. 3) Zu dem nämlichen Zweck kann man auch das [illegible] gebrauchen, welcher nur etwas [illegible], für den Teint aber ganz zuträglich ist. Derselbe ist wohl in jedem Parfümerie- oder Toilettegegenständegeschäft zu haben.

R. T., Abonnentin in Stuttgart. Ein „Mittel", um [illegible] zu werden, gibt es nicht; ebensowenig ein solches für eine weiße Hautfarbe.

Liliput. Die kleine Drüsengeschwulst an der linken Seite des Halses hat nichts Gefährliches an sich. Durch Kneten mit gleichzeitigem Einreiben von grüner Seife wird dieselbe wohl zum Verschwinden zu bringen sein. Auf die schmerzende Stelle auf dem rechten Schulterblatt können Sie ein Blasenpflaster legen.

Eine besorgte Mutter in Jena. 1) Kleine Wunden bei Kindern, welche durch [illegible] Abkratzen des Schorfes am Heilen verhindert werden, schützt man am besten durch einen einfachen Verband oder durch Auflegen eines [illegible] Pflasters, z. B. Bleipflaster, Englisches oder Mellitenpflaster. 2) Zur [illegible] wird derzeit keine Seife empfohlen. 3) Das Kratzen der Haut mit den Nägeln ist möglichst zu vermeiden, auch das Abreiben mit einer Fleischbürste ist nachteilig für die Haut.

F. L. W., langjähriger Abonnent. Sollten Ihnen als „langjährigen Abonnenten" die so oft gegen Sommersprossen, Pickeln und dergleichen erwähnten Mittel noch nicht aufgefallen sein?

J. M. in L. Neben dem Salicylstreupulver (Salicylsäure 3 Teile, Stärkemehl 10 Teile, Talk 87 Teile) bewährt sich gegen übermäßige Schweißabsonderung das Einpudern mit fein gepulverter Borsäure.

F. Gebert in Hadlach. Die Ursachen, welche am häufigsten zu Schnupfen führen, sind Erkältungen, dann örtlich einwirkende Schädlichkeiten, z. B. das Einatmen von heißer Luft, von Staub, von scharfen Dämpfen, von fremden Körpern in die Nasenhöhle, das Tabakschnupfen usw. solchen, welche nicht daran gewöhnt sind; ferner begleitet der Schnupfen, besonders der sog. Stockschnupfen, oft anderweitige Erkrankungen der Nase, z. B. Geschwüre, Neubildungen (Polypen), Caries und Nekrose der Knochen oder Knorpel.

G. E. — [illegible] Studierender in Wien. Gegen 1) gibt es keine zuverlässigen Mittel. 2) Kopfschneiden. 3) Vorsicht vor Erkältungen. Dr. Sohm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Verlobungstag, Novelle von E. Juncker, Schluß. — [illegible], Gedicht von [illegible]. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von H. Ehrlich. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin. III., von Otto Baisch. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, von Kapitän zur See a. D. Herbig. Schluß. — Träumereien über dem „Gotha", von [illegible]. III. — Auf Frauenchiemsee, von E. M. Vacano. — Die Geburt des Erben der spanischen Krone. — Zwei Veteranen der deutschen Geschichtsschreibung, von -st-. — Ein Pfingstausflug von Berlin nach Rügen, von Paul Lindenberg. — Die deutschen Kaisermanöver in Berlin, von P. L. — Notizblätter. — Schach. — Kreuzrätsel. — Rätsel: [illegible] Charade; Bilderrätsel 31; Auflösung des Bilderrätsels [illegible]. — Briefmappe.

Illustrationen: Auf Frauenchiemsee, Gemälde von J. G. Steffan. — [illegible], von Ernst Schmitt. — In der Klinik, nach einem Gemälde von [illegible]. — Meine letzte Reise nach Ostafrika, mit drei Bildern. — Georg Waitz. — Leopold von Ranke. — Die deutschen Kaisermanöver in Berlin, von Otto Gerlach. — Im königlichen Palast zu Madrid: Der Ministerpräsident verkündet die Geburt eines Thronerben, Zeichnung von Comba. — Ein Pfingstausflug von Berlin nach Rügen, von Otto Günther-Naumburg.

Unseren geehrten Abonnenten

auf wiederholte Anfragen zur Nachricht, dass die **Jahrgänge 1875, 1876 und 1877** von

„Freiligraths Illustrated Magazine",

welche wir unseren Abonnenten von „Ueber Land und Meer", die sich für die englische Literatur interessiren, oder deren erwachsene Söhne oder Töchter sich durch gediegene Lektüre in der englischen Sprache zu befestigen und zu vervollkommnen wünschen, zu **sehr ermässigtem** Preise offerirten, sämtlich vollständig ausverkauft und vergriffen sind. Wir besitzen jetzt nur vom **Jahrgang 1878** noch einen kleinen Vorrat gebundener Exemplare. Soweit derselbe noch ausreicht, kann

der Jahrgang 1878

von

ILLUSTRATED MAGAZINE

Light Literature selected for Leisure Hours,

fein gebunden in zwei Bänden, Original-Einband in ganz Leinwand mit reichem Gold- und Schwarzdruck,

von unseren Abonnenten von „Ueber Land und Meer"

statt zu dem bisherigen Preis von 18 Mark

zum ermässigten Preis von

nur 8 Mark

bezogen werden.

Dieser Jahrgang ist noch schöner ausgestattet und umfangreicher als die vorhergehenden; er zählt in zwei starken Quart-Bänden nicht weniger als 1124 Seiten und enthält eine **gediegene Auswahl des Besten** aus der neueren englischen Literatur diesseits und jenseits des Ozeans, geschmückt mit **vielen Illustrationen.**

Neben einer Menge kleinerer unterhaltender Artikel und Essays, sowie Gedichte sind in dem Jahrgang 1878 allein an **Romanen** und **Novellen** die folgenden enthalten:

„Cressida" by .... *Bertha Thomas,* Author of „Proud Maisie".
„Macleod of Dare" by *William Black,* Author of „Madcap Violet", „A Princess of Thule" etc.
„Clement's Love". *Julia Kavanagh's* last story.
„Cui Bono?" by ... *Jeffrey Graham,*
„The two Neighbours of Quimper" by .. *Katharine St. Macquoid,*
„Patient Kitty" by .. *James Payn,*
„Christmas at Thompson Hall" by .... *Anthony Trollope,*
„King's Combe", a story in four chapters.

Bestellungen zum ermässigten Preise nehmen **alle Buchhandlungen** an. **Am besten ist es, wenn man sich zur Besorgung derselben Gelegenheit bedient, durch welche man „Ueber Land und Meer" bezieht.**

Nur die **Postämter** effektuiren **keine** Bestellungen hierauf. **Postabonnenten** wollen sich daher an die **nächstgelegene** Buchhandlung wenden; sollte der Bezug durch eine Buchhandlung irgendwie mit Schwierigkeiten verbunden sein, so ist die **unterzeichnete Verlagshandlung** bereit, gegen direkte Franko-Einsendung des entsprechenden Betrages die prompte Zustellung zu vermitteln.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

In unserem Verlage sind nachstehende **vortreffliche Anthologien** der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Elfte, vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, chiefly modern. Fifth edition. With illustrations. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Herausgegeben von
Professor Dr. Heinrich Düntzer.
Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß.

Fünf Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruckverzierung. Preis 60 Mark.
Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 90 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.
Allen Gebildeten, allen Freunden unserer klassischen Dichtung sei diese Goethe-Pracht-Ausgabe aufs wärmste empfohlen.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Für die Reisezeit erschienen soeben von

Meyers Reisebücher:

In braun Leder geb.:	M.	Rot kartoniert:	M.
Süddeutschland	5,00	*Thüringen, mit Karten*	2,00
Deutsche Alpen, 2 Teile à	3,50	*Harz,* do.	2,00
Rheinlande	3,50	*Riesengebirge,* do.	2,00
Schweiz	5,00	*Schwarzwald,* do.	2,00

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto

Zürich. **G. Henneberg's**
Seiden-Fabrik-Depot.
[illegible]

Für junge Kaufleute.
Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig.
(Verlag der kaufmännischen Blätter.)
Rothschilds Taschenbuch
für Kaufleute.
Geb. M. 6.75. Eleg. geb. M. 8.—
29. Auflage.
100. bis 200. Tausend.
[illegible]
In allen Buchhandlungen vorrätig, sowie direkt von der Verlagshandl. frko. gegen Einsendung des Betrags.

Die neuen Neuen:
„Scheerentaschentücher"
[illegible]
Wilhelm Bertram in Lauban.

„Wir kennen keine
besseren Lehrer[illegible] und [illegible], [illegible] Schule." [illegible]
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig
*) C. Damm, [illegible]
Steingräber Verlag, Hannover.

[illegible]
150 für *1* M Alles versch.
ALLE garantirt Echt.
Briefmarken.
R. Wiering, Hamburg.
650 für *2* M m. [illegible] versch.

In allen Buchhandlungen zu haben
v. Ehrenkreuz, das Ganze der
Angelfischerei.
[illegible]
[illegible] in Quedlinburg.

Plattirungen [illegible]
[illegible]
Fabrik Weidenmüller, Berlin SW.

Carl Triepel, Kunsthandlung,
Filiale Berlin W., Kronenstr. 17.
Hof parterre.
An- und Verkauf von Gemälden und Handzeichnungen alter und neuer Meister. [illegible]

Als praktisches Nachschlagebuch für Apotheker, Droguisten, sowie für jeden Kaufmann wird empfohlen
Mercks
Waren-Lexikon
3. Auflage. 2. Abdruck.
herausgeg. von Prof. Dr. **A. Lüdicke, G. Hoppe** etc. 45 Bogen eleg. ausgestattet M. 9, geb. M. 10.
Verl. v. G. A. Gloeckner, Leipzig.

Pulsometer
[illegible]
Carl Windhausen, [illegible]
Berlin, [illegible]
[illegible]

Photographischer
Taschen-Apparat
[illegible]
J. C. Schloesser,
Königsberg i. Pr.

Neuheiten in
Schuss-Hieb-Stich-Waffen
[illegible] gratis
Hippolit Mehles, [illegible]
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

17 [illegible] **Bilder** [illegible]
50 [illegible] [illegible]

Für Handelsbeflissene
erschien ein vorzügliches Werk:
Gloeckners Lehrbuch der deutschen **Handelskorrespondenz.**
2. Aufl.
Unt. Mitw. der Herren [illegible] Schmidt und Dr. Wagner, [illegible]
[illegible]
Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 39.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Der Komet.

Novellette
von
Paul v. Schönthan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Gartenhaus im Westen der Stadt, unmittelbar hinter der Gittereinfassung des verfallenen einsamen Hofgartens, war das Besitztum des Herrn Chavél, dessen Vater, „der alte Schawel", ein einkömmliches Gärtnergeschäft betrieb, welches ihm ein kleines Vermögen und den Namen „Rosen-Schawel" eintrachte, zur Unterscheidung vom „Schnaps-Schawel", wie der zweite Besitzer dieses Namens im Städtchen, mit Rücksicht auf seinen Beruf als Sprituſabrikant, genannt wurde. Als der Rosen-Schawel starb, enthob der männliche Erbe des wackern alten Herrn seine Mitbürger der Sorge, für ihn eine neue Unterscheidungsbezeichnung zu erfinden, indem er seinem ehrlichen deutschen Namen durch eine französische Orthographie einen fremden Klang verlieh. Als Künstler konnte sich Herr Chavél dies um so unbedenklicher erlauben.

Ich machte seine Bekanntschaft, als ich die zufällig mitten im Quartal leergewordene Wohnung im zweiten Stockwerk seines Hauses mietete. Das ehrwürdige Gebäude war nach dem Tode seiner alten Mutter, mit der er gemeinschaftlich gewirtschaftet hatte, in seinen Besitz übergegangen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er bis ans Ende seiner Tage in dem Hause verbleiben und dasselbe seinen Erben womöglich zu denselben Bedingungen überlassen müsse. Die wanderliche alte Frau hatte sich niemals durch den Gedanken, daß das Schawelsche Stammhaus eines Tages baufällig werden könne, in ihrer pietätvollen Schwärmerei für den unveränderten Bestand der Verhältnisse beirren lassen.

Herr Chavél junior stand an der Schwelle des Hagestolzentums; er hatte die Mitte der Dreißig überschritten, fast ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam; die alte Frau hatte ihn immer noch „mein Junge" genannt, er blieb ihr „Junge" bis sie die Augen schloß.

Die Kunstgeschichte wird Chavéls Namen nicht aufbewahren, denn seine Befähigung für die Malerei ist von den Zeitgenossen nicht anerkannt worden; ein großes Gemälde: „Paris und die Göttinnen" — 225 Centimeter lang und 150 Centimeter hoch — ist vor acht Jahren von der Aufnahmekommission der Ausstellung zurückgewiesen worden, und seither steht die große Leinwand, ihre öde Kehrseite dem Beschauer zuwendend, in dem kleinen Atelier im ersten Stockwerk an der Wand. Der „Junge" hat aber von seinem Vater den Drang zum Erwerben geerbt, und anstatt sich in Bitterkeit zu verzehren, griff der Schöpfer des verschmähten „Paris" zu Vasen, Schüsseln und anderen irdenen Dingen, bemalte sie mit Blumen, Fischen, Vögeln, Arabesken und verkaufte sie zu sehr respektablen Preisen an einen bestimmten Abnehmer, der Chavéls künstlerischen Geschmack — denn der ist ihm trotzdem nicht abzustreiten — zu schätzen wußte.

Dieser Beruf brachte auch ein hübsches Geld ein, fast mehr als der alternde Junggeselle — der Tag für Tag fleißig drauf los pinselte — zu seinem Leben brauchte. Kam dann einmal sein Künstlerbewußtsein über ihn, so nahm er den großen Rahmen, der an der Wand lehnte, wieder vor, versenkte sich in den Anblick seiner Schöpfung und entschloß sich zuletzt nach reiflicher Ueberlegung, die Backen des Apfels in der Hand des Hirten vom Berge Ida aufzufrischen oder den Himmel mit leisen Anzeichen drohender Niederschläge zu versehen, was er die „letzte Hand" nannte. Seit Jahren feilte er in dieser Weise und jedem, dem er das Bild zeigte, gab er nach Dilettantenart zu bedenken, daß es „noch nicht fertig" sei. Er meinte auch wirklich, daß zuletzt noch etwas Rechtes daraus werden könne. Aber das Bild wurde nicht besser, und um ehrlich zu sein: keine seiner mythologischen Schönen konnte auch nur im geringsten auf den Apfel des Paris Anspruch erheben, so ärmlich der Preis — selbst eine obstarme Gegend vorausgesetzt — auch erscheinen mag. Chavél hatte nämlich den goldenen in einen wirklichen Apfel umgewandelt.

Die Wohnung des Malers bestand nur aus dem Atelier und aus zwei ebenso beschränkten Wohnräumen, die nach dem Geschmack und den Bedürfnissen der alten Frau Schawel eingerichtet waren. Als ich die erste Bekanntschaft mit Herrn Chavél machte, traf ich ihn in seiner Werkstätte; er stand gerade im Begriff, einen nachdenklichen Reiher im Schilf auf das Porzellangefäß einer hohen Lampe zu malen. Er war ein kleiner Mann mit einer etwas verkümmerten Figur — eine menschliche Schattenblume — sein etwas zur Seite geneigter Kopf, den er bei der Arbeit nach Vogelart hinüber und herüber warf, um den Eindruck seiner Malerei zu prüfen, war mit seinem, leichtgewelltem rötlichbraunem Haar nicht überreich bedeckt, und der krause, kurz geschnittene Vollbart ließ die harten Konturen der untern Gesichtshälfte durchschimmern. Chavél war kein schöner Mann im eigentlichen Sinne, aber in seinem Gesicht, das manchmal an den leidenden Christus erinnerte, lag ein bestechender Ausdruck echter Herzensgüte, die sich nicht genug zu thun weiß, und ein inniger Anteil an demjenigen, der gerade vor ihm stand, leuchtete aus den etwas vertieft liegenden schönen braunen Augen.

Marie Amélie, Prinzessin von Orleans, und Dom Carlos, Kronprinz von Portugal.

Dieses Interesse für das Gegenwärtige drückte er auch durch Interjektionen aus, die sich freilich im Verlauf einer längern Unterhaltung durch die Wiederholung entwerteten; am liebsten warf er ein kurzes: „Charmant! — Reizend! — Interessant!“ dazwischen.

Unser Handel war bald ins reine gebracht. Die Wohnung im zweiten Stockwerk gefiel mir ausnehmend, ich hätte für meine Zwecke nichts Passenderes finden können. Es wäre am Ende daran auszusetzen gewesen, daß sie für einen Junggesellen zu geräumig war; aber die wohlfeile Miete — es waren die Preise der fünfziger Jahre bedeutet — brachte auch diese Bedenken zum Schweigen. Und dann vor allem: ich betreibe neben meinem wissenschaftlichen Beruf auch ein wenig Astronomie, und in der ganzen Stadt hätte ich mit Ausnahme der Türmerwohnung keinen Ort gefunden, der ein kunstgerechtes Observatorium — wie sich's ein Dilettant nun einmal nicht bauen kann — so vollständig ersetzt hätte.

Ich machte außerdem gleich beim Mieten die erfreuliche Beobachtung, daß es in dem Hause so still war wie in einer Dorfkirche zur Mittagszeit; aber um nur ja keine Sicherheit zu versäumen, richtete ich an den Maler die Frage, die sonst überall die erste, hier aber mit gutem Grund die letzte war: „Ist es denn auch recht still hier? Der Ernst meiner Studienarbeiten, meine leider durchaus nichtsnutzigen Nerven machen meine Wahl davon abhängig.“

Herr Chavél, der sich bei aller Freundlichkeit seines Wesens bisher keine besondere Mühe gegeben hatte, mir seine Wohnung anzupreisen, schien durch meine Zweifel persönlich berührt zu werden. Er schlug die Hände leise zusammen und sagte mit ehrlicher Liebenswürdigkeit: „Sie werden sich nicht zu beklagen haben, ich könnte ja selbst nicht arbeiten.“ Und dabei warf er unwillkürlich einen Blick auf die große Leinwand beim Ofen.

Ueber die Bedingungen hatten wir uns, wie gesagt, ohne viel Worte geeinigt, einen Mietvertrag, den ich sofort für zehn oder zwölf Jahre eingegangen wäre, hielt Herr Chavél für überflüssig, und ich schämte mich nahezu, von einem Manne, für den Verträge und Paragraphen offenbar nicht erfunden sind, eine schriftliche Bürgschaft seiner Zusage verlangt zu haben.

„Ich werde mir's zur Ehre anrechnen, Herr Professor, Sie in meinem stillen Häuschen zu beherbergen; so lange ich hier wohne“ — und dabei warf er den Blick über seine Werkstätte — „sollen Sie nicht vertrieben werden, wenn's Ihnen hier gefällt; genügt Ihnen mein Wort?“

Wir reichten uns die Hände, und ich fühlte, daß dieser Händedruck mit einem ehrlichen, braven Kerl getauscht war.

Unten im Flur, der so sauber gehalten war wie ein Klostergang, empfing mich mit artiger Begrüßung eine freundliche Greisin mit eingebundenem Gesicht, die sich mir als Wächterin des Hauses vorstellte und unbegreiflicherweise von meinem Entschluß, mich hier einzumieten, auch schon unterrichtet zu sein schien. Frau Kreidner — so hieß sie — lieferte mir im Nu eine kurze Chronik des Hauses, aus welcher ich nur die Thatsache hervorhebe, daß man nach ihrer Versicherung in diesen Mauern in der Regel so lange glücklich und zufrieden haust, bis das letzte Stündlein geschlagen hat. — „Mein Gott, einmal müssen wir ja doch alle sterben, nicht wahr?“ sagte die Alte, die hell strahlende Messingklinke der schweren Hausthüre aufdrückend, mit einem philosophischen Seufzer.

Wenige Tage darauf zog ich ein.

Das ganze Haus hatte etwas Altjüngferliches. Herr Chavél lebte einsam in den zwei kleinen Stuben hinter dem Atelier; er besorgte sogar, nur notdürftig von der alten Frau Kreidner unterstützt, die Geschäfte der Küche und bereitete auf einem Petroleumofen sein Mittagbrot. Manchmal bahnte sich trotz der fest verschlossenen Atelierthüre ein brenzlicher Qualm den Weg nach den oberen Stockwerken; dann hieß es: „Herr Chavél hat Malheur gehabt,“ und das bestand meistens darin, daß er — in seine Malerei vertieft — die Zeit, während welcher ein Braten dem Verkohlen Widerstand zu leisten vermag, verpaßt hatte und dem gefährdeten Gericht zu spät zu Hilfe geeilt war.

Im dritten Stockwerk war die Wohnung geteilt und an zwei Parteien vermietet: an ein einzelnes Fräulein, eine Lehrerin, und eine bejahrte Offizierswitwe, die mit ihrer alten Dienerin eine kleine Wirtschaft führte. Dieses alte Möbel stand seit einunddreißig Jahren in ihren Diensten, sie gehört zu der längst im Aussterben begriffenen Klasse von lebenslänglichen, treuen Dienstboten, die einst in den meisten Bürgerhäusern anzutreffen waren. Die Zeit hatte das Verhältnis zwischen Herrin und Dienerin freilich gelockert, und es wurde wiederholt bemerkt, daß die Frau Hauptmann den Markt besuchte, während die alte Magd am Fenster saß, mit einer Stickerei beschäftigt; auch hinsichtlich ihrer Toilette scheint ein gewisser Kommunismus zur Gewohnheit geworden zu sein.

Alleinstehende Witwen, alte Jungfern und Hagestolze — daraus bestand die Bewohnerschaft des ruhigen Häuschens hinter dem Hofgarten; das Haus der Erinnerungen, der heimlichen Wünsche, der ungestillten Sehnsucht, der Entsagung.

Ich fühlte mich sehr glücklich da, besonders in den ersten Tagen, denn ich hege eine schwärmerische Vorliebe für den stillen Frieden in meinen vier Wänden; ich habe mir das Beste vom Leben versagt, um diese Ruhe nicht zu gefährden, ich bin allein geblieben, — und — sagte ich mir — eines Tages werden sie dich als stillen Mann zum Thor dieses Hauses hinaustragen wie deine Vorgänger.

Nachdem ich dieser meiner Schwäche Erwähnung gethan, kann ich darauf rechnen, daß man begreifen wird, wie sehr ich erschrak, als ich — es war an einem der ersten Abende — Töne vernahm, die offenbar durch die Stubendecke herabdrangen und aus einem schadhaften Klavier zu sickern schienen. Man übte über mir: Mendelssohns „Lieder ohne Worte“. Die Mitwelt verzichtet auf mein Zeugnis, daß dies treffliche Kompositionen sind, aber es muß doch alles ein Ende haben, auch das Schönste, das Süßeste. Das Studium da oben nahm aber kein Ende; auf Mendelssohn folgte Stephen Heller, die endlose Wiederholung dieser beliebten Etuden fing an die Gedanken von meinen Berechnungen abzulenken — die Erbärmlichkeit meiner empfindsamen Nerven empörte mich gegen mich selber. Es muß was Rechtes sein um den Menschengeist: da setzt sich einer hin, will dem Himmel seine ewigen Geheimnisse entreißen, den vieltausendjährigen Sternen nachrechnen, wo sie vor einer Ewigkeit gestanden haben, was nach Jahrtausenden mit ihnen geschehen wird, und eine ermselige Klavieretude bringt ihn außer Fassung.

Die Lehrerin war die Urheberin des Klaviergeräusches. „Das ist schlimm, das ist eine Kalamität,“ sagte ich mir, „aber du mußt sie ertragen; jetzt lernt das Fräulein da oben noch, sie wird Fortschritte machen, und es wird die Zeit kommen, da du keine Etuden mehr zu erleiden haben wirst.“ Aber meine versöhnlichen Reflexionen sollten durch eine neue niederschmetternde Entdeckung verhöhnt werden. In das sanfte Tönegeträufel mischte sich plötzlich der Klang eines zweiten Instruments — die Musik drang von unten herauf durch die alten, wurmstichigen Dielen. Herr Chavél spielte Klavier; er spielte, wie er malte, wie er lachte — schlecht. Jetzt sollte ich die Pein der Melodie, nach der ich mich vorhin gesehnt, empfinden lernen. Immer wieder spielte er mit stümperhaftem Vortrag ein Potpourri aus der „Nachtwandlerin“ in leichtem Arrangement.

Ein Klavier ist am Ende zu ertragen, zur Not auch zwei, nur muß auf beiden das Gleiche gespielt und es muß hübsch gleichzeitig angefangen werden; aber was Herr Chavél und Fräulein Spranger leisteten, das war nachgerade unerträglich. Sie hatten es gut, sie hörten ja nicht, zu welch schändlicher Disharmonie sich ihr Geklimper — das an sich schon mangelhaft war — vereinigte, sie hörten nur ihre Musik; ich aber in der Mitte hatte den doppelten Genuß, die zehnfache Qual.

Das Kartenhaus meiner Träume von einem stillen Daheim begann zu schwanken, mein Lebensmut war gebrochen. Ich klappte meine Bücher zu, verwahrte meine optischen Instrumente, schloß das Fenster und ging traurig zu Bett wie ein betrogener Liebhaber.

Am nächsten Abend wiederholte sich derselbe Spuk — oben die Etuden von Stephen Heller, unten „Die Nachtwandlerin“, und mit seltenen Ausnahmen ging es vierzehn Tage lang so fort. Manchmal gab Herr Chavél auch ein Stück zu, am liebsten „Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite“. Dabei erkannte man genau jedes Detail seines Spiels, alle Sünden seiner unbeholfenen Technik; man hörte das Pedal schnarren, das er unablässig trat, als säße er an einer Nähmaschine.

Trotzdem fand ich nicht den Mut, Herrn Chavél bezüglich dieser unliebsamen Ueberraschung etwas Unverbindliches zu sagen. Dagegen wandte ich mich an die alte Frau mit den Zahnschmerzen, um zu erfahren, was ich von der Musikliebhaberei meiner stillen Hausgenossen zu erwarten, was ich zu befürchten habe. Frau Kreidner, von der ich bereits wußte, daß sie zu ihrer Zeit Blücher in Magdeburg gesehen habe und sich dieser Begegnung mit Stolz erinnerte, war mit einem Rat bei der Hand, der unter Umständen zu erwägen gewesen wäre.

Sie meinte, ich solle das abendliche Arbeiten aufgeben — leider gestatten astronomische Studien eine solche Verlegung der Stunden nicht. Aus ihrem Munde erfuhr ich, daß schon mein Vorgänger — einer der wenigen, die diesem Hause lebend adieu gesagt hatten — zwischen beiden Klavieren bange Stunden verbracht hatte; der Aermste war ein in den Ruhestand getretener Pastor, der gleich mir hier ein ruhiges Plätzchen gefunden zu haben wähnte.

Die christliche Sanftmut dieses Mieters soll sich aber nach Ablauf eines martervollen Jahres in unversöhnliche Erbitterung verwandelt haben, und eines Abends vergoß sich der Gottesmann sogar so weit, mit dem Ofenrohr der Ofenröhre, das er aus der Wand gerissen hatte, auf den Fußboden loszuhämmern, worauf es unten alsbald still wurde. Da der Ofen ohne dieses Röhrenglied nicht heizbar war, ließ der Pastor durch einen erfahrenen Tischler ein leicht zu handhabendes geeignetes Instrument anfertigen, welches dieselben beruhigenden Dienste that. Dieses sanfte Mittel führte zum Zweck: Herr Chavél brach, sowie er das Getöse vernahm, ab, klappte den Deckel seines alten Spinets zu, und es war unten wenigstens Ruhe. Nach einem Vierteljahr aber kündigte Herr Chavél dem Pastor die Wohnung — „weil er ihm zu lärmend war“.

Die Erzählung dieser Begebenheit, deren Schilderung mich zu Beginn mit neuer Hoffnung erfüllte, schnitt auch die Aussicht, durch ähnliche Manöver Ruhe zu erlangen, ab. Man hätte mich als Ruhestörer aus dem Hause gewiesen wie jenen unschuldigen Opfergreis.

In jenen Tagen tiefster Gemütszerklüftung sah ich Fräulein Spranger, die Lehrerin, zum erstenmal. Sie stand nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aber dieser Umstand mag ihrem Geburtsschein über gestanden haben als ihr. Sie war nicht unschön und dabei im Besitz einer geschmeidigen, schlanken Gestalt; wenn sie so mit eilfertigem Schritt die Treppe herabkam, konnte man sie sogar für ein junges Mädchen halten, das minder ernsten Pflichten als der Erziehung des Menschengeschlechts oblieat.

Wenn Herr Chavél zufällig auf dem Treppenabsatz stand, und das kam vor, denn bei der Beschränktheit seines Arbeitsraumes wurde es oft nötig, daß er aus der Thüre trat, um die Wirkung einer größern Komposition auf einer Vase oder Schüssel zu übersehen, eilte sie, wie mir schien, besonders geschäftig und eine um so ernstere Miene annehmend, die Holztreppe hinab, den freundlichen, aber befangenen Gruß des Malers mit Zurückhaltung erwiderend. Herr Chavél sah dann noch ein paar Augenblicke die blank gescheuerten Stufen an, die ihr Fuß betreten hatte, und vielleicht sagte er sich im stillen wieder sein entzücktes: Charmant, charmant!

Diese Bemerkung machte mich nachdenklich, sie enthielt vielleicht den Schlüssel zu meiner Befreiung aus den klavierkundigen Händen meiner Marterer. Ich ging sinnend herum. „Er muß einen neuen Planeten entdeckt haben,“ munkelten die Freunde. Aber mein Sinn war nicht auf den Himmel gerichtet, sondern auf die unendlich kleinlicheren Dinge in dem „stillen Hause“.

Frau Kreidner, welche in meinem Hauswesen täglich während einiger Stunden — nach Maßgabe ihres Wohlbefindens, das heißt wenn sie nicht wieder von Zahnschmerzen geplagt war — die Hausfrau ersetzte und für die Konservirung meiner Besitztümer mit Umsicht sorgte, diese wackere Frau, die, wie gesagt, das Glück hatte, vor vielen, vielen Jahren als junges Mädchen den alten Blücher zu sehen, als er durch Magdeburg kam, ließ eines Morgens, als sie mit ihrem Staubtuch an den Möbeln herumwischte, eine Bemerkung fallen, die meiner Nachdenklichkeit eine bestimmte und förderliche Richtung gab.

„Gestern hat er's wieder toll getrieben, der junge Herr,“ sagte sie; „ich hör' ihm sonst gern zu, denn er spielt sehr hübsch, alles, was recht ist; aber gestern hat er bis dreiviertel auf zehn Uhr keine Ruh' gegeben ... ich sag' Ihnen, Herr Professor, es ist nichts als die Langeweile bei ihm ... wenn er nur endlich Ernst machen wollte, es wär' alles anders ...“

„Sie sprechen von Herrn Chavél?“

„Natürlich vom jungen Herrn,“ fuhr sie fort, mit ihrem Staublappen in kreisender Bewegung über das Oelporträt meines Pflegevaters und Wohlthäters wischend, bis die Nase des alten Herrn einen Glanz bekam; „mein Gott, unsereins kann ihm nicht helfen; er thut ja auch nichts dergleichen. Wenn er nur einmal käme und sagen wollte: ‚Frau Kreidner, so und so liegt die Sache ... Sie haben meine selige Mutter gekannt, wie sie lebig war, Sie kennen die Menschen, denn Sie sind seit fünfzig Jahren in dem Haus — was ist Ihre Meinung von der Spranger?‘ Sehen Sie, Herr Professor, gelehrt ist ja unsereins nicht, aber wenn man so alt ist, weiß man Bescheid, und ich hab' unsern jungen Herrn herumgetragen, wie er so klein war!“ Dabei hielt die Alte ihre faltigen Hände eine Spanne weit auseinander.

„Sie meinen, daß Herr Chavél sich für Fräulein Spranger interessieren könnte?“

„Ach natürlich, Herr Professor, aber er ist zu scheu, wie die Maler alle, und sie ist so viel stolz. Sie haben noch nicht fünfzig Worte mit einander geredet, na ja, wo denn auch? Sie kann doch nicht herunter zu ihm und er kann nicht hinauf zu ihr, und auf der Straße, — ich bitte Sie, in dem Klatschnest, wo unsereins nicht einmal sicher ist vor Verleumdung. Vor zwei Jahren hat eben in der Küche bei der Spranger die Maschine nicht mehr parirt, da ist sie zu mir gekommen: ‚Frau Kreidner,‘ hat sie gesagt, ‚wollen Sie die Güte haben, den Hausbesitzer zu benachrichtigen, daß die Kochmaschine schadhaft geworden ist.‘“ — Aus dem nachgeahmten, etwas gespreizten Hochdeutsch verfiel sie wieder in ihren gewohnlichen Stil. — „Da hab' ich mir gedacht: Hollah! das wäre der richtige Augenblick. ‚Schön, Fräulein,‘ habe ich gesagt, ‚aber wenn's beliebt, könnten Sie es dem Herrn Chavél gleich selber sagen, er ist oben im Atelier.‘ Sie aber hat den Kopf geschüttelt, und draußen war sie! Acht Tage darauf hat sie aber einen nagelneuen Kachelherd oben gehabt, und der junge Herr hat selber über dem Bratrohr einen Engel draufgemalt!“

Es gab im ganzen Zimmer keinen Gegenstand mehr, der während dieser Erzählung von dem Staubtuch der emsigen Frau verschont geblieben wäre; zuletzt holte sie ihre Geräte zusammen, und einen letzten prüfenden Blick auf die Möbel und die Bilder werfend, empfahl sie sich.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Zur Besuchsstunde begab ich mich zu Herrn Chavél hinab. In dem Atelier war aufgeräumt, das Handwerkszeug des Künstlers war zur Seite gebracht, nur die alte Leinwand mit dem „Urteil des Paris“ hatte ihren alten Platz an der Wand nicht eingebüßt, und unvollendete Krüge und Vasen standen auf dem breiten Fensterbrett dicht aneinander gereiht; der Vorhang aus Segelleinwand, welcher sonst das unterste Viertel des großen Atelierfensters verdeckte, um ein gutes Mattlicht zu

bekommen, war herabgelassen, das Fenster war geöffnet, und die frische Herbstluft hatte den Geruch von Oel und Lack, der hier sechs Tage lang herrschte, vertrieben.

Herr Chavél empfing mich in seinem „Salon", der hinter dem Atelier lag; ich sah den kleinen Mann zum erstenmal in Festtagskleidern, ohne seinen bekleckten Malkittel. Er trug ein Sammetjaquet nach Künstlerart und geflickte Pantoffeln mit verblaßten Centifolien und welken Stiefmütterchen. Herr Chavél gehörte zu den Menschen, die am allerbefangensten sind, wenn man sie in ihrer Behausung aufsucht. Er rückte an dem wertlosen Trödel, der auf dem Tische und auf der Kommode stand, an Schatullen mit verflaumten Muschelverzierungen, defekten Nippesgegenständen und Photographierahmen aus Strohhalmen mit bunten Bandschleifen; er lächelte und hüstelte abwechselnd und fuhr sich durch das Haar. Zweimal hatte er mich bereits eingeladen, abzulegen, er bot mir Platz und eine Cigarre an, er wollte keine Aufmerksamkeit versäumen, die ein wohlerzogener Wirt seinem Gast erweist.

Während ich auf dem dunkelroten, durch gehäkelte Schutzdecken allenthalben wohlverwahrten Plüschsofa saß, in dessen Innerem von Zeit zu Zeit eine Sprungfeder ein dröhnendes Leidenszeichen von sich gab, bemerkte ich auf einer gemalten Schüssel, die über eingerahmten Photographien und einem kalligraphirten Diplom hing, einen Frauenkopf, der unverkennbar die Züge der Lehrerin im dritten Stock trug. Die Befangenheit meines Wirtes steigerte sich dadurch, und da uns beiden der Faden des Gespräches abgerissen war, lud er mich ein drittesmal ein: „Aber, bitte, wollen Sie nicht ablegen?" Und ich hatte schon alles abgelegt, was unter wohlanständigen Menschen überhaupt entbehrlich ist.

Herr Chavél erzählte mir von seiner verstorbenen Mutter, die er nicht nur mit seinem Herzen, sondern auch in Bezug auf seine Lebensgewohnheiten schwer entbehrte; er sprach von seiner Kunst und von seiner Absicht, zur diesjährigen Ausstellung ein größeres Bild zu schicken.

„Sie erinnern sich," sagte er, „gewiß der Hochzeitsfeier des Königs Peleus in Thessalien mit der Nereustochter Thetis, welche die Himmlischen auf den Rat des Prometheus mit einem sterblichen Helden vermählten. Aber die Freude der Olympier wurde durch die ungebetene Gastin Eris, die Göttin der Zwietracht, verdorben, die in ihrer tückischen Weise einen Apfel unter die himmlischen Gäste schleuderte, auf welchem sich die Inschrift: ‚Der Schönsten', befand. Natürlich entbrannte sofort unter den anwesenden Göttinnen ein leidenschaftlicher Streit um den Vortrang der Schönheit, und die bekanntesten Schönheiten: Athene, Aphrodite, Juno — die schließlich allein in Betracht kamen, mußten ihren Streit dem gewaltigen Zeus vortragen, der die Entscheidung galanterweise ablehnte und einen weit Geringeren, den Hirten Paris, zum Schönheitsrichter bestellte. Diese mythologische Scene, die für den Maler einen unendlichen Reiz hat, will ich auf einem großen Gemälde festhalten . . ."

Während dieser Erzählung suchten meine Blicke im Zimmer mein Folterinstrument. Dort zwischen der Kommode und der Thüre stand das Tafelklavier, ein altmodisches Möbel mit pfropfenzieherartig gedrehten Beinen und einem einzigen Pedal. Es war geöffnet und wies die gelben, altersschwachen Zähne. Die schmalen Beintasten schienen so lose zu sitzen, daß sie der Luftzug hätte bewegen können, und die schwarzen Tasten waren in den mittleren Oktaven durch den vieljährigen Gebrauch an den Kanten völlig abgerundet und entfärbt. Auf dem zum Teil aufgeschlagenen Deckel lagen vergilbte und arg mitgenommene Notenblätter. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Jammerkasten — es gibt Naturen, denen ein verhaßter Anblick auch eine Art Genuß gewährt.

Unsere Unterhaltung geriet dabei in den Sumpf, wir fanden beide nicht mehr heraus, und nachdem einige bedeutsame „Ja, ja!" gewechselt waren, während welcher der Maler mit seinen Pantoffeln liebäugelte, die sich unter dem Sofa befanden, denn dahin war er mit seinen Füßen geflohen, kam ich auf den eigentlichen Zweck meines Besuches. Ich teilte Herrn Chavél mit, daß an einem der nächsten Tage von den europäischen Sternwarten ein Komet erwartet werde, und daß ich, von der Ansicht ausgehend, daß ihn als Künstler ein solches Ereignis ganz besonders interessiren müsse, sehr erfreut sein würde, wenn er mir die Gelegenheit bieten wollte, ihn mit dem erwarteten Phänomen näher bekannt zu machen. Die zweckentsprechenden Einrichtungen meines Observatoriums würden die genaueste Betrachtung ermöglichen.

Herr Chavél, der die Angelegenheit so aufzufassen schien, als hätte ich, um ihm eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, den Kometen selber bestellt, erschöpfte sich in verbindlichen Ausdrucken und versprach zu erscheinen. An die letzten Adieus, die man an der Thüre zu tauschen pflegt, knüpfte ich die wiederholte Versicherung, daß ich mich in seinem Hause ganz außerordentlich wohl fühle; dabei standen wir so, daß ich mit der Revereserte den Klimperkasten berührte; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unbemerkt zurückzugreifen und mich mit der grimmig geballten Faust auf die Klaviatur zu stützen, indem ich die ganze Last meines Körpers und die ganze Wucht meines Hasses dahin verlegte. Ich war gefaßt, daß das fossile Instrument einstürzen werde, gleichviel; aber die solide Bauart des Klaviers widerstand; vielleicht — sagte ich mir — ist der geheime Angriff an den edleren Teilen dieses Organismus nicht ebenso spurlos vorübergegangen.

Einige Minuten später klopfte ich an die Thüre im dritten Stockwerk, an deren Mittelschild mit Zeichenstiften eine glänzende Visitenkarte befestigt war mit der Aufschrift: „Alice Spranger, geprüfte Lehrerin am Cäcilienstift".

Die Lehrerin saß an einem künstlich zu einem Sekretär umgewandelten Tisch am Fenster, vor ihr lag ein Stoß gleichförmig gebundener Schulhefte mit Namenschildern, etwa fünfzig an der Zahl; mein Blick traf eine aufgeschlagene Seite, die mit den Worten: „Gedanken beim Verscheiden eines geliebten Vogels", von Kinderhand überschrieben war. Die beklagenswerte Erzieherin der Jugend korrigirte! Sie drückte den Kork in das Fläschchen mit roter Tinte, legte die Feder vorsichtig beiseite und erhob sich zu meiner Begrüßung, ohne Zeichen der Verlegenheit. Ihr Amt brachte sie vielfach in die Lage, mit Männern zu verkehren.

Ich stellte mich ihr als Hausgenossen vor, eine Förmlichkeit, über die wir bald hinwegkamen, denn wir waren uns ein halbdutzendmal auf der Treppe begegnet, und ich war der Meinung, daß sich diejenigen, die jahrelang unter einem Dache wohnen und die sich durch die Gemeinschaft gewisser Interessen nahekommen, wenigstens auf den Grüßfuß stellen müßten. Mit einem Uebergang, den mir das ziemlich gewandte Fräulein erleichterte, kam ich auf die Angelegenheit, die mir am meisten auf dem Herzen lag.

„Sie als Lehrerin," begann ich, „werden ohne Zweifel an dem Erscheinen eines Kometen besondern Anteil nehmen, die Lage meines kleinen Observatoriums, meine vortrefflichen Instrumente gestatten eine genaue Beobachtung, es werden sich mehrere Interessenten einfinden, und wenn Sie wollten . . ."

Diese Mitteilungen, die zum größeren Teil aus einer abscheulichen Lüge bestanden, machten auf Fräulein Spranger den besten Eindruck; wie konnte sie ahnen, daß der würdige Mann, der vor ihr stand, nichts anderes im Sinne hatte, als zunächst die listige Herbeiführung eines Musikfriedens, um Zeit zu gewinnen, eine gerade sehr dringende, an die Abendstunden gebundene Aufgabe zu lösen.

Die Lehrerin erschien an dem bezeichneten Abend, und auch der Maler kam. Beide gaben sich Mühe, die Befangenheit, welche sie bei ihrer Begegnung befiel, vor mir zu verbergen.

Mein alter Hausgeist mit dem eingebundenen Gesicht hatte den Tisch gedeckt und drei Tassen darauf gestellt, zuletzt kam die dampfende Theekanne mit dem vergoldeten Entenschnabel — sie stammt noch aus dem Porzellanschatz meiner Mutter.

Während dieser Vorbereitungen standen wir am Fenster, ich erklärte dem Maler und der Lehrerin oberflächlich den Zweck und die Handhabung der hier aufgestellten optischen Instrumente. Herr Chavél sagte wiederholt: „Charmant, charmant, reizend!" Aber einmal ertappte ich ihn dabei, wie er während meiner Explikation die schmalen, gepflegten Hände der Lehrerin betrachtete, die auf der Stuhllehne ruhten. Als mein astronomisches Handwerkszeug seinen Tribut an Laienbewunderung empfangen hatte, bat ich meine Gäste, bis zum Eintritt des versprochenen Schauspiels eine Tasse Thee bei mir trinken zu wollen.

„Darf ich Sie bitten, Fräulein Spranger zu Tisch zu führen!" sagte ich zu dem Maler, der mit einem verlegenen „Charmant!" seinen Arm krummte und seinen Kopf so der Lehrerin erhob. Diese legte ihre Hand so, daß kaum die Fingerspitzen sichtbar wurden, in seinen Arm, wir traten an den Tisch. Erst jetzt wurde ich gewahr, daß diesem Junggesellentisch noch manches zur Vollkommenheit fehlte: die Hängelampe brannte schlecht, es fehlte eine Theeserviette, und da auch mein Geschirrvorrat Lücken aufwies, hatte Frau Kreidner die dritte Tasse, die vor der Lehrerin stand, aus ihrem eigenen Besitz beigestellt.

Es war ein Kleinod mit der verzierten Inschrift: „Der Silberbraut", die Untertasse, die nicht dazu paßte, zeigte eine Ansicht des alten Heidelberger Schlosses. Trotzdem nahm dieser Theeabend einen sehr behaglichen Verlauf. Fräulein Alice besaß eine die Grenze anmutiger Zurückhaltung niemals überschreitende Sicherheit, welche über die etwas schwierige Zusammensetzung der kleinen Gesellschaft hinweghalf; sie griff beherzt zu, wo es männliche Ungeschicklichkeit am Rechten fehlen ließ, und als sie sich erhob, um mit einer scherzhaften Entschuldigung die zungelnde Flamme der von Frau Kreidner unrichtig behandelten Lampe niedriger zu schrauben, nickte mir Herr Chavél, der in seiner Zerstreutheit zum drittenmal Rum in seine Tasse goß, mit einem Ausdruck zu, der wörtlich besagen wollte: „Das wäre eine Hausfrau!" Der Maler erzählte von den Angelegenheiten seiner Kunst, von heiteren Erinnerungen an Kollegen in der Hauptstadt und von seiner Absicht, nach Vollendung seines Bildes: „Paris und die Göttinnen", ein Historienbild aus der Geschichte des niederländischen Abfalls in Angriff zu nehmen. Dabei zog er ein ziemlich umfängliches, in graue Leinwand gebundenes Buch aus der Tasche, welches leere und mit Studien bedeckte Blätter enthielt. Auf der einen Seite war eine kleine verworrene Bleistiftskizze zu sehen, die einen tumultuarischen Vorgang schildern sollte, bei dem offenbar auch Blut floß. Das Blut war mit Karmin angedeutet.

„Wenn ich so zeichnen könnte wie Sie!" rief unsere Freundin, nachdem sie durch eine Geberde die Erlaubnis eingeholt hatte, in dem Skizzenbuch zu blättern, auf dessen Seiten Herr Chavél hauptsächlich ornamentale Entwürfe, eigene Ideen und flüchtige Kopien, für seine täglichen Arbeiten gezeichnet hatte. Die Lehrerin klagte sich der unerhörtesten zeichnerischen Talentlosigkeit an, und zu unserer Erheiterung beschrieb sie ihre Verlegenheit, wenn sie ihr Beruf ab und zu einmal zwinge, ihren kleinen Hörerinnen eine einfache Form zu veranschaulichen. Und um den Beweis nicht schuldig zu bleiben, ergriff sie das vor ihr liegende Skizzenbuch und den Stift, um mit Erlaubnis des Eigentümers auf ein leeres Blatt einen Kopf zu „malen", dem sie an einer unmöglichen Stelle eines jener dreieckigen Augen einsetzte, die auf den ägyptischen Reliefs vorkommen. Unter Lachen fügte sie dann, mit den Westenknöpfen beginnend, auch noch den Rumpf des Jammermannes, die stabartigen Arme mit den feigenblattähnlichen Händen, die Füße mit den unförmlichen Stiefeln hinzu. Zuletzt steckte sie dem Ungetüm auch noch ein unverhältnismäßiges Veilchenbouquet ins Knopfloch, und die Blümchen gelangen ihr noch am allerbesten.

Das Mädchen machte sich über die Hilflosigkeit dieser Technik lustig, und die Heiterkeit verlieh ihrem Gesicht einen besondern Reiz, der dem Maler nicht zu entgehen schien. Er stimmte in ihre Heiterkeit ein, und wenn man einmal mit jemand zusammen gelacht hat, so ist damit gleichsam ein Band um die Herzen geschlungen, — nichts bringt so nahe wie gemeinsame Fröhlichkeit. Auch schien er sich über die Bereicherung seines Skizzenbuches zu freuen, er klappte es zu und preßte es mit aller Gewalt in die innere Brusttasche auf der linken Seite, obwohl er es vorhin aus der hintern Rocktasche hervorgezogen hatte.

Er versprach der Lehrerin, sie zu unterrichten und in einem Jahr eine perfekte Künstlerin aus ihr machen zu wollen. Es lag ein gewisser Ernst in dem scherzhaften Gespräch, und da Fräulein Spranger — für Lehren und Lernen ein Berufsinteresse fühlend — das Thema angelegentlich verfolgte, stockte die Unterhaltung nicht.

Inzwischen hat ich, mich wegen unaufschiebbarer Beobachtungen an meinen Arbeitstisch begeben zu dürfen, von welchem ich nach kurzer Zeit wieder zum Theetisch zurückkehrte. An ein ernstes Arbeiten war heute nicht zu denken. Die Mitteilung, daß der versprochene Komet merkwürdigerweise heute nicht sichtbar werden wolle, verursachte bei meinen Gasten keine Enttäuschung.

Wir blieben noch ein Viertelstündchen beisammen, dann trennten wir uns. Der Maler drückte mir beim Abschied mit verbindlicher Zärtlichkeit die Hand und empfahl sich vor meiner Thüre mit einer Wortgewandtheit, die ich ihm nie zugetraut hätte. — Ich kehrte in meine Klause zurück, die Geister Stephen Hellers und Donizettis erwartend — sie blieben aus, zum erstenmal seit Wochen! Unten und oben blieb es still, nach Mitternacht erhob ich mich von meinem Arbeitstisch, und in die schweigsame Nacht hinausblickend, sandte ich ein Dankgebet zum Himmel empor.

Am nächsten Tage richtete ich es so ein, daß Fräulein Alice Spranger, als sie aus der Schule heimkehrte, auf ihrem Schreibtisch ein Veilchenbouquet vorfand; Frau Kreidner war dabei meine Helfershelferin, ihrer Diskretion konnte ich mich ja versichert halten. Die Lehrerin durfte den Spender nicht erfahren — hoffentlich riet sie insgeheim auf Herrn Chavél, den ich am späten Nachmittag traf, als er mit Wasserfarben und Schilfgräsern, die er sich geholt hatte, um darnach zu malen, von einem Ausflug heimkehrte. Er pfiff eine Melodie aus der „Nachtwandlerin" vor sich hin, und als er meiner ansichtig wurde, eilte er auf mich zu, um mir nochmals für den gestrigen Abend zu danken: „Es war charmant, reizend!"

Ich lehnte den Dank ab und versicherte ihm, daß ich gar nicht wisse, was ich zu dem Behagen beigetragen habe, um so weniger, als auch der versprochene Komet ausgeblieben war; daß mir außerdem Fräulein Spranger, die mir schon am Vormittag begegnet war, die Versicherung gegeben hätte, daß sie sich schon lange nicht so trefflich unterhalten habe. Das letztere war einfach gelogen.

„Charmant, charmant!" sagte Herr Chavél, und seine Augen lachten dabei. „Ich danke Ihnen, Herr Professor, und — — was ich sagen wollte, der Komet wird eben ein andermal erscheinen, — ich als Künstler interessire mich ganz besonders dafür, — Sie werden begreifen —"

„Natürlich," erwiderte ich, „aber ich kann Ihnen die betreffende Abendstunde vorher nicht genau anzeigen; wenn sich ein solcher eigensinniger Komet erst einmal verspätet, ist nicht mehr mit Sicherheit auf ihn zu rechnen . . . Das beste wäre wohl, aber ich kann es Ihnen nicht zumuten . . . um so weniger, da ich durch meine Studien abgehalten werde, die Pflichten der Gastfreundschaft —"

„Sie meinen, ich könnte es bei Ihnen oben abwarten?" ergänzte er mit Eifer.

„Das wollte ich sagen, und Sie würden damit unserer liebenswürdigen Hausgenossin einen Dienst erweisen, denn wenn ich auch ein alter Knabe bin, so bin ich doch nicht alt genug, um junge Damen einladen zu dürfen."

„Also wenn ich käme, würde sie auch herabkommen?"

„Ich denke, — es ist sozusagen ihre Pflicht, sich mit derartigen phänomenalen Erscheinungen so genau wie möglich bekannt zu machen."

„Reizend — natürlich; — also ich komme; — was mir noch einfällt, — die Maurer haben doch alles zu Ihrer

1. Das Lapidarium (Künstlerkneipe) rechte Ecke. — 2. Aegyptischer Tempel. — 3. Nachbildung des Olympiatempels und der Altartreppe von Pergamon nebst dem Kaiserpalästen. — 4. Das Lapidarium, linke Ecke. 5. Der Ausstellungsplatz zur Zeit der elektrischen Beleuchtung.

Die baulichen Anlagen der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Originalzeichnung von L. Dettmann.

Digitized by Google

Auf der Studienreise. Originalzeichnung von P. Bauer.

Digitized by Google

1 Das Caprihaus (Künstlerkneipe) rechte Ecke. — 2 Aegyptischer Tempel. — 3 Nachbildung des Olympiatempels und der Ulmenstraße von Pennamon selbst dem [illegible]. 4 Das Caprihaus linke Ecke. 5 Der Ausstellungsbau zur Zeit der elektrischen Beleuchtung.

Die baulichen Anlagen der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Originalzeichnung von L. Dettmann.

Digitized by Google

Auf der Studienreise. Originalzeichnung von P. Bauer.

Digitized by Google

Zufriedenheit ausgeführt, und der Fußboden wird noch in dieser Woche gründlich ausgebessert, — im Vorderzimmer möchte ich mir erlauben, Parket legen zu lassen, — die Dielen sind zu alt, es sieht nicht hübsch aus!"

Die Fürsorge dieses liebenswürdigen Hauswirtes hatte die kleinen Mängel meines mir so liebgewordenen Heims schleunigst beseitigen lassen; auf eine Andeutung hin wurde ein Fenster zweckentsprechend erweitert, Tapeten wurden erneuert, anstatt der Dielen mit den klaffenden Fugen kam ein glänzender, gemusterter Parkettfußboden, die Wohnung verschönte sich von Woche zu Woche.

Der ersten Zusammenkunft in meinem Studirzimmer folgte alsbald eine zweite, eine dritte — sämtlich unter dem Vorwand einer astronomischen Observation, aus der natürlich nichts werden konnte, denn die Erzählung von dem Kometen war Lüge, — aber ich gewann wenigstens Ruhe und Stephen Heller und Donizetti schwiegen. Zwischen dem Maler und Alice Spranger war es bereits zum Austausch Keiner Artigkeiten gekommen. Insgeheim hatte ich den Brand geschürt und meine Bouquetsendungen so lange fortgesetzt, bis ich den Zeitpunkt für geeignet hielt, dem vermeintlichen Spender die Sorge dafür durch entsprechende Andeutungen aufzubürden. Und als ich der Lehrerin eines Morgens auf einem einsamen Promenadeweg des Hofgartens, wo nur Entsagende, Weltflüchtlinge und Verliebte sich ergehen, begegnete, verriet ich ihr das Geheimnis der Terrine in Charéls Wohnzimmer mit ihrem Bildnis.

Nun wollte sie auf alle Kometen des Himmels verzichten und ich erschrak über die Wirkung meines Verrats. Ein paar Tage später traf ich Frau Kreidner auf der Treppe, sie hatte einen Leihbibliothekband in der Hand und klingelte an der Thüre der Lehrerin.

„Was haben Sie denn aus der Leihbibliothek geholt?" fragte ich, als sie wieder herabkam.

Sie zeigte mir einen Zettel, auf welchem in schulgerechten Zügen der Titel: „Heines Buch der Lieder" angemerkt war. Dieser Umstand ließ unzweifelhaft auf gewisse Vorgänge in der Alice Sprangerschen Seele schließen und ich schöpfte neuen Mut, die Zusammenkünfte in meiner Stube wieder herstellen zu können.

Es gelang mir. Bis dahin war die Unterhaltung zwischen den beiden gemütlich heiter, sie tanten aneinander auf; es war mein Gewohnheitsrecht, mich inzwischen an meinem Arbeitstisch zu beschäftigen, und sie trieben die Rücksicht auf den Ernst meiner Beschäftigung so weit, daß sie sich zuletzt nur noch flüsternd unterhielten und das Lachen unterdrückten. Aber eines Abends bemerkte ich, als ich mich auf meinem Arbeitssessel umwandte, daß sie sich stumm gegenübersaßen; es war ganz still im Zimmer und man hörte zeitweise das Gerausch, wenn mein Zeisig, von wüsten Vogelträumen geweckt, die Federn sträubend, zusammenschreckte. Da sind wir bei einer gefährlichen Stelle angelangt — sagte ich mir — und ich lehrte sie Bezique spielen. Von der eigentlichen Veranlassung dieser Zusammenkünfte war keine Rede mehr, der gesellige Zweck war entschieden in den Vordergrund getreten, ich hatte meine Absicht erreicht und Ruhe gefunden, ohne daß ich mir dadurch eine nennenswerte Verpflichtung als Wirt auferlegt hätte.

So waren einige Wochen hingegangen. Eines Tages, als Frau Kreidner gerade wieder in meiner Stube den Staubtuch wütete und die Nase meines Wohlthäters polirte, zog sie plötzlich mit Heimlichkeit einen Brief aus der Schürzentasche hervor und zeigte ihn mir mit den bedeutsamen Worten: „Vom jungen Herrn!" — es war ein zierliches Briefchen — an „Fräulein Alice Spranger, Hochwohlgeboren, hier" adressirt; auf der Rückseite war eine Rosenknospe gemalt. Wenn Herr Charél auch nichts von einem „Hauswirt" im herkömmlichen Sinne besaß und seinen Mietern gegenüber stets alle möglichen Rücksichten beobachtete, so war doch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er eine so zarte Form nicht gewählt hätte, um mit seiner Mieterin etwa über einen rauchenden Ofen zu verhandeln. Die alte Frau, die, wie schon erwähnt worden ist, eines Tages in Magdeburg den alten Bücher gesehen hatte, hielt denn auch jeden Zusatz für überflüssig. Nach einer Weile sagte sie:

„Ja, wenn Sie nicht wären, Herr Professor — die hätten noch fünfzig Jahre aneinander vorübergehen können, bis sie beide steinalt und kleinwinzig geworden wären — hätt' keines den Mund aufgemacht."

Mehr sagte sie nicht.

An einem der nächsten Tage lehnte der Maler meine Einladung höflichst ab. Der Termin für die Ablieferung seines Bildes zur Ausstellung rücke heran, er habe über Hals und Kopf zu arbeiten; merkwürdigerweise war auch Fräulein Spranger verhindert, in der Studirstube des Professors zur Beziquepartie zu erscheinen. Das unverderbene Geschöpf fand keine andere Begründung, als den ehrwürdigen Vorwand eines leichten Unwohlseins.

Unglückseligerweise haben Leute, die sich mit dem Studium astronomischer Vorgänge beschäftigen, viel am Fenster zu thun, und ihr Auge, welches allerdings mit Hilfe kunstvoll geschliffener Linsen tausende von Meilen und unberechenbare Entfernungen zu durchdringen gewöhnt ist, erkennt um so sicherer ein paar irdische Gestalten, die, kaum fünfzig Schritte entfernt, im langsamen Promenadeschritt unter den alten, vielerfahrenen und verschwiegenen Eichen des Hofgartens ihre Bahn durchwandeln. Auch wurden in dem Städtchen nur zwei breitkrämpige Künstlerhüte getragen; den einen trug Herr Charél, den andern der Barbier Hake am Marktplatz. Letzterer zeichnete sich aber durch eine hohe, schlanke Gestalt aus, während Herr Charél seiner Begleiterin mit der Nase kaum bis zum Kinn gereicht hätte, wenn es zu einer solchen Vergleichung überhaupt gekommen wäre.

Wieder verging eine Woche und der Quartalserste kam heran. Herr Charél hatte die Gewohnheit, an diesem Tage sich persönlich bei seinen Mietern einzustellen, um die fällige Miete und etwaige Wünsche oder Beschwerden der Hausgenossen entgegenzunehmen.

Diesmal erschien der liebenswürdige Hauswirt in einem schwarzen Anzug, der noch viel trauerhafter aussah als andere schwarze Anzüge. Der Rock litt an dem Uebel aller von mittelmäßiger Schneiderhand hergestellten Röcke, der Kragen strebte rücksichtslos in die Höhe, über die weiße Wäsche hinweg, und die Taille saß an einer Stelle, wo sie nimmer hingehört; seine etwas derben Malerhände staken in weißen Handschuhen.

Herr Charél war erregt; ich sah ihn nicht ohne bange Verwunderung an, wie er schweigsam die bereitgelegten Goldstücke zusammenlas und mit unsicherer Hand die Quittung heraussuchte. Nachdem dieser Austausch vor sich gegangen war, streckte er sich, den Kopf etwas zurückwerfend und leise aufseufzend, als habe er weiß Gott was vor oder hinter sich. Er war mir noch nie so ernsthaft vorgekommen, und als ich ihm mittelte, daß am Tage zuvor mein Zeisig plötzlich sein munteres Vogelleben ausgehaucht habe, sah er mich teilnahmlos an und sagte: „Charmant, charmant!" Sodann strich er über seinen Cylinderhut, der an der Oberfläche bereits einen Anflug jenes zarten Grautons zeigte, der alte Cylinderhüte so ehrwürdig macht. Ehe er sich noch gehörig verabschiedet hatte, stülpte er die schmalrandige Röhre auf sein Haupt, — o, er sah nichtswürdig damit aus; sodann zerrte er mit ein paar Rucken an seinen Schößen, weil er fühlte, daß der Rockkragen wieder die Höhe des Hinterhauptes zu erklimmen begann. Er kam mir vor wie einer, der sich hieb- und stichfest machen will.

Während er die Hand auf den Drücker legte, erhob er sich zu meinem Ohr: „Halten Sie mir den Daumen!" flüsterte er mir zu; dann nickte er zweimal wie zur Bekräftigung mit dem Kopf und gedankenvoll setzte er seine Wanderung nach dem dritten Stockwerk fort. Ich hörte, wie die schrille Klingel ertönte, wie die Thüre oben aufgemacht wurde, wie sie nach einigen lauten Worten, die im Flur verhallten, sich wieder schloß. Einige Schritte über mir — Herr Charél stand vor Alice; er hatte den Quartalersten — den Tag seines wohlmotivirten Besuches bei den Mietern — abgewartet, um der Lehrerin seine Hand anzubieten.

Die Unterredung, in der diese zarte Angelegenheit zur Aussprache kam, entzieht sich leider der Wiedergabe, da Zeugen nicht anwesend waren. Frau Kreidner versichert mir, bei dieser Erklärung habe sich die wunderbare Thatsache herausgestellt, daß Charél und Alice bereits seit Jahren im stillen eine Neigung für einander hätten, eine Annahme, die mit den bereits früher geäußerten Ansichten dieser Frau allerdings übereinstimmt, die aber von mir nicht ohne weiteres geteilt werden kann, schon darum nicht, weil sie mein Verdienst verringern würde. Uebrigens war diese Frau, die, wie man weiß, viel erlebt und noch Personen gesehen hat, die unsere Generation nur aus der Geschichte kennt, an diesem Tag nicht mehr zu sehen; einerseits, weil sie den Ehrgeiz besaß, dem Lithographen zuvorzukommen, der die frohe Nachricht ohne Kommentar in drei steifen Zeilen zu berichten hatte; außerdem ergab sie sich viertelstundenlang jener wunderbaren Rührung, welche das weibliche Alter für den Entgang anderer Erregungen entschädigt.

In derjenigen, welche gerechten Anspruch darauf hatten, nicht durch eine offizielle Anzeige, sondern brevi manu von der stattgehabten Verlobung unterrichtet zu werden, gehörte auch ich. Herr Charél kam noch am selben Nachmittag zu mir heraufgehüpft, um dieser Pflicht zu genügen. Er sah aus wie das Glück.

„Mein lieber Herr Professor," rief er, „sie liebt mich... Was, da machen Sie Augen? Gucken Sie nur nach Ihren Sternen, ich habe mir derweil was Besseres gewußt!" setzte er mit ungeheuer pfiffigem Ausdruck hinzu.

Ich that, als ginge mir ein ungeheures Licht auf.

„Am ersten Oktober wird geheiratet, das wird reizend werden; das wird unser Eßzimmer —"

„Das hier?"

„Ach so, ich habe in meiner Freude ganz vergessen, Ihnen zu kündigen, lieber Herr Professor," rief der kleine Maler, die Hand ausstreckend, als wollte er mir gratuliren, „eine schriftliche Anzeige ist unter uns wohl nicht nötig? Sehen Sie, wir brauchen die Wohnung. — „Raum ist in der kleinsten Hütte', aber man muß doch auf die natürlichen Folgen der Ehe rechnen ... das wächst und wächst ... Bis zur Hochzeit soll an unserem Verhältnis nicht das mindeste geändert werden; nur alle Sonntage wollen wir uns nachmittags bis eine halbe Stunde vor Eintritt der Dämmerung im Hofgarten treffen, bei schlechtem Wetter bei Ihnen. Im übrigen wollen wir in unseren Zellen weiterleben wie früher. Ja, jetzt heißt's um so fleißiger arbeiten, — und am Abend wird uns die Musik, die, wie Shakespeare sagt, „der Liebe Nahrung ist", erquicken."

„Das heißt, Sie wollen wieder Klavier spielen?" sagte ich hoffnungslos und vollständig gebrochen.

Der Bräutigam nickte.

Er hat seine Vorsätze ausgeführt. Oben trat Stephen Heller wieder in seine Rechte, unten Donizetti; hier wie dort gewann der Anschlag an Entschiedenheit und Stärke, es waren zwei Glückliche, die da spielten.

Die seligen Zeiten der geliebten Ruhe waren dahin, was mich zuerst niederdrückte, richtete mich zuletzt wieder auf, der Gedanke, daß meines Bleibens in dem „stillen Hause" nicht ist. Allerdings, dazu hätte ich auf einem einfacheren Weg gelangen können, aber dann hätten sich vielleicht zwei Menschen, von denen ich bestimmt glaube, daß sie mit einander glücklich werden, nicht gefunden. So hat alles seine zwei Seiten.

Das neuvermählte Kronprinzenpaar Portugals.

(Siehe die Porträts S. 845.)

Das kleine Portugal lebt für gewöhnlich, kaum berührt von der Eifersucht und dem Wettstreit der europäischen Mächte, unbeachtet nur sich selber. Vor kurzem hat es indes für einige Tage die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen und zwar durch Vermählung seines Kronprinzen mit der Prinzessin Amélie von Orleans. Freilich entbehrt sie auch nicht ganz des politischen Hintergrundes und erhält eine gewisse Folie durch die Bewegung, welche infolge der Vlichtsfeierlichkeiten zu Ehren der Braut in Paris in den republikanischen Kreisen Frankreichs Platz gegriffen hat; im allgemeinen ist indes das Interesse an den Neuvermählten ein rein menschliches, hervorgerufen durch den hohen Rang derselben und durch den Adel und den Glanz, mit denen sie in Lissabon empfangen und willkommen geheißen wurden. Wir bringen in unserer heutigen Nummer die Porträts des jungen Paares. Marie Amélie von Orleans ist die älteste Tochter des Grafen und der Gräfin von Paris und geboren am 28. September 1865. Ihr Gemahl Carlos, Herzog von Braganza, ist genau fünf Jahre älter als sie; in seinen Adern fließt das Blut der Braganza und der Koburg. Beiden Gatten rühmt man nicht nur Schönheit der Erscheinung, sondern auch Liebenswürdigkeit und hohe Bildung nach.

Die Spektralanalyse.

Ein Gedenkblatt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum.

Von

Richard Raab.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Was der Ton für das Ohr, das ist die Farbe für das Auge. Je schneller die Wellen des Weltäthers, einer außerordentlich feinen, elastischen Materie, welche in den Poren der hellen und erleuchteten Körper und im Weltenraum verbreitet ist, die Netzhaut treffen, desto mehr rückt die Farbe vom Rot gegen das Violett des Regenbogenbildes. Die herrlichsten Farbenspiele sind also gleichsam Musik für das Auge, sie sind zarte, regelmäßige Wellenschläge an die Netzhaut.

Während das einfachste Material jetzt neun Oktaven zählt, unterscheidet man nur sieben sichtbare Farben, die sogenannten Regenbogenfarben, nämlich Rot, Orange, Gelb, Grün, Cyanblau, Ultramarinblau, Violett.

In dem gewöhnlichen weißen Licht (so bezeichnet es die herrschende Ausdrucksweise) finden sich alle Farbentöne neben einander. Wollen wir diese einzeln betrachten, so müssen wir sie trennen. Dies geschieht mit Hilfe eines Prismas, das heißt eines durchsichtigen Körpers, welcher zwei ebene, nicht parallele Flächen hat. Durch das Prisma werden die Strahlen des weißen Lichts, welches uns die Sonne zusendet und das reflektirt auch vom Monde erhalten, der Kerzen, des Leuchtgases und so weiter verschieden stark gebrochen, das heißt von ihrer geradlinigen Richtung abgelenkt. Wir erhalten die Farben in derselben Ordnung neben einander gereiht, wie wir sie im Regenbogen bewundern. Die Gegenstände, welche wir durch ein Prisma betrachten, erscheinen wie mit farbigen Rändern umgeben. Fast möchte man glauben, daß schon im Altertum ähnliche Beobachtungen bekannt waren. Teilt doch aus vorgeschichtlicher Zeit eine alte indische Sage mit, daß Krischna, der Gott des Lichts, sich in sieben Teile zerlegen konnte, wie wir denn auch auf vielen antiken griechischen Kunstwerken Apollo, den „siebenstrahligen Sonnengott", mit einem aus sieben Lichtpunkten bestehenden Diadem geschmückt finden.

Das Farbenspiel von geschliffenen, vom Sonnenlicht getroffenen Gläsern; der Farbenfächer, welcher die in prismatischen Facetten geformten Kristallteile der Kronleuchter umgaukelt; das verschiedenfarbige Licht, in welchem Bergesgipfel und Wolken beim Aufgange und Untergange der Sonne erglühen; das brillante, bei geschliffenen Edelsteinen das Auge entzückende Farbenfeuer, — es ist gleich den Farben des Regenbogens zurückzuführen auf die Zerlegung des weißen Lichts, welche eintritt, wenn es bei seinem Durchgange durch prismatisch geformte Gläser, Flüssigkeitstropfen oder Dunstbläschen gebrochen wird.

Der durch das Prisma hervorgerufene Farbenstreifen, dessen sieben Farben keineswegs scharf gegen einander abgegrenzt sind, sondern in einander übergehen, heißt das Spektrum (Gespenst). Die Apparate, welche die Spektren beliebiger Lichtquellen bequem und genau zu beobachten gestatten, nennt man Spektralapparate oder Spektroskope.

Bei dem Bunsenschen Spektroskop steht auf gußeisernem Gestell ein Flintglasprisma, gegen welches zwei Röhren gerichtet sind. Die eine trägt an ihrem dem Prisma zugekehrten Ende eine Linse, in deren Brennpunkt sich an ihrem andern Ende ein senkrechter Spalt befindet, der vermittels einer Schraube enger oder weiter gestellt werden kann, und durch welchen das Sonnen- oder Lampenlicht ꝛc. eindringt. Die von einem Punkte

des Spaltes ausgehenden Strahlen werden durch jene Linse, weil sie aus deren Brennpunkt kommen, unter sich parallel gemacht, so daß sie das Prisma nahezu senkrecht zur brechenden Kante durchlaufen. Sie werden durch das Prisma abgelenkt und treffen, ebenfalls unter sich parallel, auf die Objektivlinse der zweiten Röhre eines Fernrohrs. Diese letztere Linse entwirft in ihrer Brennweite ein scharfes Spektrum. Man betrachtet es durch das richtig einzustellende Okular wie mit einer Lupe. Das Spektrum ist nichts anderes als die Reihenfolge sämtlicher Bilder des Spaltes, welche von den einzelnen, in der Lichtquelle enthaltenen farbigen Strahlen in dem Auge erzeugt werden.

Schon der große Newton (1666) lehrte die Zerlegung des weißen Lichts in einfache Bestandteile.

Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, diese Zerlegung zu einer vollendeten Methode wissenschaftlicher Forschung auszubilden.

Die deutschen Professoren Kirchhoff und Bunsen, von deren erstgenanntem wir gleichzeitig Bildnis und Lebensabriß mitteilen, während wir des zweiten schon vor Jahren in ähnlicher Weise gedachten, sind die Begründer der Spektralanalyse. Sie trat in die Reihe der Wissenschaften ein, als jene Forscher, damals beide in Heidelberg, im Jahre 1860 nach langwierigen, außerordentlich schwierigen Versuchen den Nachweis führten, daß gewisse, in den Spektren des Lichts der glühenden Dämpfe und Gase auftretende Linien von den chemischen Bestandteilen der untersuchten Körper abhängen.

Die phänomenale Wissenschaft, welche von der Schärfe des Menschengeistes glänzendes Zeugnis ablegt, beging also im Jahre 1885 ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Ein bestimmter Tag läßt sich, wie mir die genannten Gelehrten schrieben, als „Geburtstag" der Spektralanalyse nicht bezeichnen. Wir dürfen ihn in das zweite Kalenderquartal setzen. Vom April 1860 datirt die von ihnen gemeinschaftlich publizirte Abhandlung: „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen".

Die Fundamentalgesetze der Spektralanalyse sind folgende:

1) Das vom glühenden Dampfe vieler Stoffe, namentlich der Metallverbindungen, ausgestrahlte Licht, in das Spektrum aufgelöst, zeigt helle Streifen von bestimmter Färbung, welche für diese Stoffe charakteristisch sind. Verdampft man zum Beispiel Kochsalz (Chlornatrium) in einer Flamme, so gewahrt man in dem Spektrum der letzteren im Gelb die gelbe Natriumlinie.

2) Jeder Dampf (jedes Gas) saugt genau diejenigen Strahlengattungen ein, welche er im glühenden Zustande selbst aussendet, während er alle anderen Strahlenarten ungeschwächt durchläßt.

Das Sonnenspektrum ist von einer großen Anzahl haarscharfer dunkler Linien durchzogen. Sie werden ihrem Entdecker, dem berühmten Münchener Optiker Fraunhofer, zu Ehren Fraunhofersche Linien genannt. Das Spektrum des von einer Kerzen- oder Gasflamme oder von einem weißglühenden festen Körper ausgestrahlten Lichts enthält keine derartigen Unterbrechungen, sondern zeigt eine vom Rot bis zum Violett ununterbrochene Farbenfolge. Dagegen finden sich die nämlichen Linien auch im reflektirten Licht des Mondes und der Planeten. Es sind Lücken in dem durch das Prisma entrollten Farbenbande. Fraunhofer hat acht besonders stark ins Auge fallende Linien, die über das ganze Spektrum sich verteilen, mit den großen lateinischen Buchstaben A bis H bezeichnet.

Kirchhoff verglich das Sonnenspektrum mit dem kompliziertesten Spektrum, welches existirt, demjenigen des Eisens, das aus 460 deutlich sichtbaren und ihrer Lage nach genau bestimmten hellen Linien in allen Farben, vom Rot bis zum Blau, besteht. Erst als sich herausstellte, daß die hellen Eisenlinien nach Breite, Lage und Intensität mit den dunklen Linien des Sonnenspektrums korrespondirten, sprach er das oben zu 2) bezeichnete Gesetz aus.

Die Spektra der von glühenden Körpern ausgesendeten Lichtarten heißen Emissionsspektra. Diesen stehen die Absorptionsspektra gegenüber, das heißt Spektra solchen Lichts, welches, ursprünglich weiß, durch Absorption beim Durchgang durch farbige Substanzen eines Teils seiner Farben beraubt wurde.

Es ist hier der Ort, auf die Körperfarben, über deren Natur uns die Spektralanalyse aufgeklärt hat, kurz einzugehen.

Faust, von den Fesseln der Stubengelehrsamkeit befreit und beim Spaziergang vor dem Thore als Mensch unter Menschen sich fühlend, ruft aus:

„Aber die Sonne duldet kein Weißes;
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben."

Das klingt paradox, ist aber durchaus richtig. Wird ein Körper von rein weißem Lichte, vom Sonnen- oder Tageslichte beschienen, so erscheint er uns in dem, was wir seine natürliche, die Körperfarbe nennen. Wir sagen, er sei blau, wenn er im Tageslichte blau ist und so weiter.

Der Körper absorbirt (verschluckt) nämlich einen Teil der in dem auffallenden weißen Lichte enthaltenen Strahlen. Schiebt man vor den mit Tageslicht oder sonstwie beleuchteten Spalt des Spektroskops eine rote Glasplatte, so erblickt man von den Farben des Spektrums nur noch das Rot und das Orange, die anderen Farben vom Gelb bis zum Violett sind ausgelöscht. Nur *jene* werden von dem roten Glase durchgelassen, für *diese* ist es undurchsichtig, es verschluckt sie und erscheint unserem Auge in einem aus dem Rot und dem Orange des Spektrums gemischten roten Farbenton. Die Farben werden also durch Subtraktion, nicht durch Addition erzeugt. Gewöhnliches Fensterglas erscheint farblos; wir bezeichnen es als weißes Glas, weil es alle im weißen Lichte enthaltenen farbigen Strahlen gleich gut durchläßt und die durch dasselbe hindurchgegangenen Strahlen in ihrem Vereine weiß geben. Man ziehe ein schwarzes Band durch alle Farben des Spektrums; es löscht sie alle aus. So wird der Begriff von Schwarz klar — es ist das Resultat der Absorption aller Bestandteile des Sonnenlichts. Man lege ein rotes Band in das Grün des Spektrums; es wird schwarz wie Kohle. Es absorbirt das grüne Licht und läßt den Raum, auf den es fällt, in tiefster Dunkelheit.

Alle Körper, auch die durchsichtigsten, absorbiren das Licht mehr oder weniger. Der Unterschied zwischen der größten Durchsichtigkeit und der größten Undurchsichtigkeit ist nur ein quantitativer. Machen wir eine Wasserschicht so dick, daß sie alles Licht auslöscht, so haben wir die notwendige Bedingung zur Erzeugung des Schwarz. Sehen wir in den atlantischen Ozean, so können wir ihm an einzelnen Stellen kaum eine Spur von Farbe zusprechen. Das Wasser ist in der That schwarz, und dies ist ein Zeichen sowohl seiner Tiefe als auch seiner Reinheit. Die Erscheinung verändert sich gänzlich, sobald der Ozean feste Teilchen in einem Zustand mechanischer Verteilung enthält, die Licht zum Auge zurückwerfen. So erscheint das mit fein verteilter Materie erfüllte Wasser bei der Bank von Neufundland lebhaft grün.

Die Lehre von der Absorption der Lichtstrahlen ist für die Praxis von höchster Wichtigkeit. Dunkle Nuancen des Rot, Grün und so weiter verschlucken einen großen Teil der Lichtstrahlen und erfordern daher eine größere Anzahl von Flammen. Aus diesen Gründen ist es zweckmäßig, den Wohnzimmern eine weiße Decke zu geben und außerdem eine helle Tapete für dieselben zu wählen, namentlich solche, deren Grundton sich dem Gelb nähert. Auch die dunkel gestrichenen Fußböden sind für die Beleuchtung unvorteilhaft.

Viele farbige Stoffe suchen sich unter den Strahlengattungen des Spektrums mehrere Partien gleichsam aus, um sie zu verschlucken, während sie andere benachbarte oder dazwischenliegende Regionen unangetastet lassen. Dann zeigen sich im Spektrum bald breitere, bald schmälere dunkle Absorptionsstreifen, deren Lage im Spektrum für die chemische Beschaffenheit des betreffenden Stoffs bezeichnend ist und denselben zu erkennen gestattet.

Bringt man zum Beispiel mit Wasser verdünntes Blut in einem Glasgefäß vor den Spalt des Spektroskops, so verschwindet das violette Ende des Spektrums, und zwischen D und E treten zwei breite dunkle Bänder auf, die durch einen hellen gelbgrünen Zwischenraum von einander getrennt sind. Durch diese beiden Absorptionsstreifen, welche keinem andern Körper in gleicher Weise eigen sind, verraten sich die geringsten Spuren von Blut. Auch jede chemische Aenderung des Blutes, wie sie zum Beispiel bei Vergiftung durch Blausäure oder durch Kohlenoxydgas vorkommt, läßt sich sofort an einer entsprechenden Aenderung des Spektrums erkennen. Das Spektroskop vermag mithin dem Physiologen und dem Arzt wichtige Dienste zu leisten.

Es ist kaum faßlich, wie winzige Mengen eines Körpers die Spektralanalyse anzeigt.

Nach den Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen kann der vierzehnmillionste Teil eines Milligramms Natrium noch mit völliger Gewißheit durch das Spektroskop erkannt werden. Prüfen wir einen Körper, ob Lithium, das silberweiße, leichte Metall, in ihm enthalten ist, und zeigt sich beim Glühen desselben nicht die charakteristische rote Linie, so ist sicher noch nicht der sechshunderttausendste Teil eines Milligramms darin enthalten. Soviel ist durch das Spektroskop wahrzunehmen.

So mancher Leser wird sich die Frage vorlegen, wie so fabelhaft kleine Gewichtsmengen ermittelt werden. Kein Lehrbuch der Physik gibt die Antwort. Herr Professor Dr. Kirchhoff hatte die Güte, mir auf eine Anfrage brieflich folgendes wörtlich mitzuteilen:

„Wenn Sie in einer größeren Wassermasse von bekanntem Volumen eine kleine, abgewogene Menge Kochsalz auflösen und einen Tropfen von dieser Wassermasse nehmen, so können Sie aus der Größe des Tropfens das Gewicht des in ihm enthaltenen Natriums berechnen, obwohl dasselbe kleiner ist, als daß es sich direkt durch die Wage würde bestimmen lassen. Bringt der Tropfen, in die Flamme vor den Spektralapparat gebracht, eben noch sichtbar die Natriumlinie hervor, so erhalten Sie dadurch ein Urteil über die Empfindlichkeit der spektralanalytischen Methode."

Wie einfach! Zählt man also in ein abgewogenes Fläschchen zwanzig Tropfen Wasser hinein und wiegt das Ganze, so ergibt sich, wie viel ein Tropfen wiegt. Nimmt man dann zum Beispiel ein Litermaß, welches, mit Wasser gefüllt, gerade zwei Pfund schwer ist, so weiß man, wie viel Tropfen darin sind. Löst man in diesem Liter ein halb Gramm Kochsalz auf, so steht fest, wie viel von letzterem auf einen Tropfen zu rechnen ist.

Früher glaubte man, Lithium komme nur in vier Mineralien vor. Das Spektroskop hat uns gelehrt, daß dies Metall fast überall, im Blut und Muskelfleisch, in den Nagelrändern und Haaren des lebenden Menschen, in der Milch, im Thee, im Zucker, in den Weintrauben, in den meisten Trinkwassern, im Wasser des atlantischen Ozeans, in Meteorsteinen, vorhanden ist.

Die Spektralanalyse läßt uns auch bei zusammengesetzten Körpern nicht im Stich. Die Gegenwart des Lithiums läßt sich noch erkennen, wenn man es mit dem tausendfachen Gewichte einer Natriumverbindung gemischt hat.

Miller hat gezeigt, daß die Wheal-Clifford-Minen alle vierundzwanzig Stunden 800 Pfund Lithium liefern, und doch hatte man vor der Entdeckung der Spektralanalyse keine Ahnung davon, daß dieses Metall überhaupt darin vorkomme.

Auch für Legirungen der Metalle ist das Spektrum ein sicherer Prüfstein. Kupfer gibt grüne Streifen, Zink blaue und rote; Messing, eine Legirung von Kupfer und Zink, gibt die Streifen beider Metalle in Lage und Charakter vollkommen unverändert.

Die Spektralanalyse hat schon wiederholt zur Entdeckung neuer, den Chemikern entgangenen Stoffe geführt. Im Jahre 1860 entdeckten Kirchhoff und Bunsen, als sie die Mutterlauge des Dürkheimer Mineralwassers mit dem Spektroskop untersuchten, die Metalle Cäsium und Rubidium. Größere Mengen des letzteren wurden in der Runkelrübe, dem Tabak und Kaffee aufgefunden. Mit welch unermüdlicher, bewundernswerter Ausdauer die beiden Professoren ihrem Ziele zustrebten, erhellt daraus, daß sie nicht weniger als 44,200 Kilogramm des Dürkheimer Wassers verdunsteten und schließlich etwa 7 Gramm Chlor-Cäsium erhielten. Crookes entdeckte später bei spektralanalytischer Untersuchung des in den Bleikammern einer Schwefelsäurefabrik angesammelten Schlamms das bleiähnliche Thallium. Zwei deutsche Chemiker, die Professoren Reich und Richter in Freiberg, fanden das zinkähnliche Element Indium. Von Lecocq de Boisbaudran wurde das Gallium entdeckt.

Crookes gab dem neuen Elemente den Namen von dem griechischen Worte Thallos, welches die reiche Farbe einer jungen und kräftigen Vegetation bedeutet.

Bei den spektralanalytischen Untersuchungen kommt in den meisten Fällen der sogenannte Bunsensche Gasbrenner zur Verwendung. Ist eine höhere Temperatur, als die Flamme dieses Brenners liefert, zur Verwandlung der Stoffe in Dampf erforderlich, so nimmt man seine Zuflucht zu dem sogenannten Herapathsgebläse. Reicht auch dies noch nicht aus, so bedient man sich des elektrischen Lichts.

Den Gourmand wird es interessiren, daß sich beim Weine aus der Anzahl und Lage der von letzterem erzeugten Absorptionslinien das Alter und der Jahrgang bestimmen läßt. Nach der Ansicht von Sorby kann man bis zu einem Alter von sechs Jahren jeden einzelnen Jahrgang mit Sicherheit herausfinden.

Im industriellen Großbetrieb findet das Spektroskop eine hochwichtige Verwendung bei der Bereitung des Bessemerstahls nach der von Henry Bessemer (geb. 1813 in der Grafschaft Hertford) im Jahre 1856 erfundenen Methode. Ein Gefäß, die Frischbirne oder der Converter genannt, hängt an zwei horizontalen Zapfen und ist um diese drehbar. Einer dieser Zapfen ist hohl und dient zur Zuleitung des von einer Gebläsemaschine gelieferten Luftstroms, welcher durch den mit zahlreichen Oeffnungen versehenen Boden in das Innere der Birne dringt und in dem darin befindlichen flüssigen Roheisen in die Höhe steigt. Dadurch wird das Eisen entkohlt und in Stahl umgewandelt. Während hundert Zentner Roheisen zur Entkohlung im Frischfeuer (in kleinen Herden bei Holzkohlen) etwa anderthalb Wochen, beim Puddeln (in Flammöfen bei Steinkohlenfeuerung) anderthalb Tage verlangen, ist die Entkohlung beim Bessemerprozesse binnen zwanzig Minuten erfolgt. Alles kommt darauf an, den Augenblick zu erkennen, in welchem der Kohlenstoff auf die richtige Menge reduzirt ist und der Gebläsewind abgestellt werden muß. Ein Versehen um zehn Sekunden reicht hin, um den ganzen Inhalt der Birne, das heißt hundert Zentner Gußstahl, zu verderben. Früher gaben lediglich lange Uebung und Geschäftspraxis Anhaltspunkte zur Beurteilung des richtigen Moments. Heute gestattet die Spektralanalyse eine sichere Ueberwachung. Die glühenden Dämpfe aller mit dem Eisen verbundenen Stoffe entweichen aus der oberen Oeffnung der Birne in Gestalt einer Flamme, deren Spektrum sich stetig verändert. Mir bot sich Gelegenheit, auf einem Hüttenwerk bei Oberhausen das Voranschreiten des Prozesses zu beobachten. Ein entzückendes, farbenprächtiges Panorama rollt an dem Auge vorüber. Zuletzt treten feine grüne und blaue Linien auf. Sobald diese zu verschwinden beginnen, hat der Techniker den Prozeß sofort zu unterbrechen. — So umfangreich ist die Fülle ungeahnter Aufschlüsse, welche die Spektralanalyse über die chemische Zusammensetzung und die physische Beschaffenheit der Himmelskörper, ja sogar über ihre Bewegungen und die meteorologischen Vorgänge an ihrer Oberfläche gegeben hat, daß aus diesem reichen Material ein ganz neuer Zweig der Himmelskunde, die „Astrophysik", hervorgewachsen ist.

Die Sonne ist nach Kirchhoff als eine Masse von ungemein hoher Temperatur anzusehen, deren weißglühende Oberfläche, die Photosphäre, weißes Licht ausstrahlt. Ueber die Photosphäre erhebt sich rings um die Sonne eine Hülle aus glühenden Gasen und Dämpfen, welche Chromosphäre genannt wird und noch heiß genug ist, um selbst schwere Metalle in dampfförmigem Zustande zu erhalten. Indem das Licht der Photosphäre, ehe es zu uns gelangt, die Chromosphäre durchlaufen muß, wird es durch die absorbirende Wirkung der daselbst vorhandenen Gase und Dämpfe aller jener Strahlenarten beraubt, welche diesen Körpern eigentümlich sind, und so entstehen die Fraunhoferschen Linien. Das Sonnenspektrum ist demnach ein Absorptionsspektrum, welches neben einander die umgekehrten Spektra aller jener Stoffe enthält, die in der Sonnenatmosphäre in gasförmigem Zustande vorkommen. Als Bestandteile der Sonnenatmosphäre sind nachgewiesen: Eisen, Natrium, Baryum, Nickel, Kobalt, Chrom, Mangan und Titan.

Auch für die Beleuchtungskunde ist die Spektralanalyse von unschätzbarem Wert.

So wenig wir im stande sind, aus der Farbe eines Körpers ohne prismatische Zergliederung genau zu erkennen, welche Farben — im gewöhnlichen Leben wird die Benennung Farbe häufig unrichtig für Farbstoff, Pigment, gebraucht — er absorbirt, welche er reflektirt, so wenig können wir aus der Farbe einer Flamme ohne weiteres auf die Zusammensetzung ihres Lichtes schließen. Das Licht der Sonne, das Kalklicht, das Magnesiumlicht, das Licht des Leuchtgases, des Petroleums und so weiter erscheinen uns mehr oder weniger weiß, und dennoch weichen die Spektra dieser verschiedenen Lichtarten sehr erheblich von einander ab.

Herr E. O. Meyer, Professor der Physik in Breslau, hat im Jahre 1879 mehrere irdische Lichtquellen spektralanalytisch geprüft. Aus dem mir von diesem Gelehrten mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Material entnehme ich folgendes. Herr Meyer wählte zur Vergleichseinheit die Intensität des gelben Lichtes und bestimmte, wie viel Teile der übrigen Farben des Spektrums auf ein Teil Gelb enthalten sind. Es ergab sich:

	Elektrisches Licht	Gaslicht	Petroleumlicht
Rot	2,09	4,07	3,29
Gelb	1,00	1,00	1,00
Grün	0,99	0,43	0,60
Blau	0,86	0,23	0,26
Violett	1,03	0,15	0,15

Die rote Farbe herrscht darnach im Vergleich mit dem Tageslicht, dessen Mischungsverhältnis als Norm gilt, vor. Bei dem Gaslicht und bei dem Licht einer guten Petroleumlampe ist gleichmäßig bemerkbar, daß der Anteil an Grün, Blau und Violett stetig abnimmt. Das elektrische Licht, welches das Auge bekanntlich viel weniger erhitzt als die anderen Beleuchtungsarten, verdient also auch wegen seines Reichtums an blauen und violetten Strahlen den Vorzug.

Denn daß die gelben und roten Strahlen, welche das grelle Licht geben, die meisten Augen mehr angreifen als die blauen, unterliegt keinem Zweifel. Schon der Sprachgebrauch deutet darauf hin. Wir sprechen von brennendem Rot und schreiendem Gelb; von einem schreienden Blau hat noch niemand etwas gehört. Daß das Organ nicht von der Helligkeit als solcher, sondern von den Farben beeinflußt wird, beweisen der Truthahn und der Stier, die nicht durch das hellste Tuch, sondern durch ein *rotes* Tuch gereizt werden.

Der berühmte Augenarzt, Professor Dr. Cohn in Breslau, hat wiederholt ausgesprochen, daß durch blaue Brillen ein entschiedener Nutzen, namentlich hinsichtlich der Arbeitsdauer, erzielt

werde. Ob eine derartige Brille ihrem Zweck entspricht, hängt aber von dem zum Färben verwendeten Material ab. Valentin hat bei zwei hellblauen Brillengläsern gefunden, daß sie das ganze Spektrum durchließen. Nach Dr. Böhm leuchtet die Flamme durch mit Kobaltoxydul blau gefärbte Gläser blaurot hindurch.

Von blauen Lampencylindern rät Professor Cohn ab, weil sie neben der Aenderung der Qualität des Lichts das Lichtquantum allzu sehr beschränken.

Er empfiehlt für Personen, welche gegen helles Licht sehr empfindlich sind, ferner zum Schutz gegen Blendung durch Schnee und starke Sonne graue Brillengläser, welche alle Spektralfarben gleichmäßig schwächen, also stets weißes Licht, nur von geringerer Helligkeit, durchlassen.

Wir sehen, eine wie hervorragende Bedeutung für das praktische Leben das Spektroskop bereits erlangt hat. Der Mikroskopiker, der Spektroskopiker und der Chemiker, sie bilden das Dreimännergericht, welches ein und dasselbe Feld beackert, und vor dessen Spruch sich die dankbare Menschheit beugt.

Professor Dr. Gustav Kirchhoff.

Einer der ersten jetzt lebenden Physiker ist der am 12. März 1824 in Königsberg geborene Dr. Gustav Robert Kirchhoff. Auf der dortigen Universität bildete sich in den vierziger Jahren eine Pflanzstätte für junge Physiker unter dem noch lebenden, bald neunzig Jahre alten Professor der Mineralogie und Physik, Dr. Franz Neumann, eine Pflanzstätte, aus der eine Reihe jetzt in Deutschland wirkender Physiker hervorgegangen ist. Auch Kirchhoff fand hier seine Ausbildung als Physiker, und noch von seiner Studienzeit, nach der Mitte der vierziger Jahre, datiren seine ersten Arbeiten, die sich mit der Bewegung der Elektrizität in Metallplatten und in vielfach verzweigten Leitungen beschäftigten. Man spricht heute von zwei Kirchhoffschen Gesetzen, die sich auf die Elektrizitätsbewegung in Verzweigungen beziehen und in einer Menge praktischer Aufgaben zu verwenden sind, bei Telegraphen, bei Verteilung des Stroms in elektrischen Beleuchtungsanlagen, bei den verschiedensten Messungen, sei es der Stärke der Elektrizität, sei es des Widerstands, den sie auf ihrem Wege findet.

Professor Dr. Gustav Kirchhoff.

Nachdem Kirchhoff kurze Zeit Dozent in Berlin gewesen, kam er als außerordentlicher Professor nach Breslau und im Jahr 1854 als ordentlicher Professor der Physik nach Heidelberg. Hier fand er an dem berühmten, noch heute dort mit ausgezeichnetem Erfolge thätigen Chemiker Bunsen einen Mitarbeiter bei seinen Untersuchungen über das Spektrum glühender Körper. Obgleich die Spektra einiger gefärbten Flammen schon früher bekannt waren und ihre Verwendbarkeit als chemische Erkennungsmittel mehrfach geahnt wurde, so schien doch, wie bereits weiter oben in einem besonderen Artikel des Näheren angeführt wurde, erst Bunsen und Kirchhoff derjenigen wissenschaftlichen Grundlagen, auf welchen allein eine Untersuchungsmethode sich aufbauen ließ. Im Anschluß an die von ihnen ins Leben gerufene Spektralanalyse eröffnete Kirchhoff zugleich einen neuen Einblick in die physische Beschaffenheit der Sonne. Die alte Ansicht, daß die Sonne dunkel und von einer heißen, leuchtenden Atmosphäre umgeben sei, eine Ansicht, die besonders der berühmte Astronom Herschel vertrat, um die Sonnenflecken zu erklären, mußte den neuen Anschauungen weichen: die Sonne muß, den durch die Spektralanalyse festgestellten Beobachtungen entsprechend, ein glühender Körper, umgeben von einer aus glühenden Gasen und Dämpfen bestehenden Atmosphäre, sein. Diese Kirchhoffsche Anschauung wurde allgemein anerkannt und nur darüber sind die Physiker noch im Streite, ob der Sonnenkörper aus glühenden Gasen oder einer glühenden Flüssigkeit bestehe.

In den siebenziger Jahren begann Kirchhoff, nachdem er an die Berliner Universität berufen worden, zu deren Zierden er noch heute zählt, Vorlesungen über mathematische Physik herauszugeben. Bis jetzt ist nur die „Mechanik" erschienen, die der Verfasser in einer von der gewöhnlichen Darstellung verschiedenen Weise behandelt. Man pflegt die Mechanik als die Wissenschaft von den Kräften zu definiren und die Kräfte als die Ursachen, welche Bewegungen hervorbringen oder hervorzubringen streben. Dieser Darstellung haftet die Unklarheit an, von der die Begriffe der Ursache und des Strebens sich nicht befreien lassen. Bei der Schärfe, welche die Schlüsse in der Mechanik sonst gestatten, scheint es ihm wünschenswert, solche Dunkelheiten aus ihr zu entfernen und als Aufgabe der Mechanik hinzustellen, daß sie die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben habe und zwar vollständig und auf die einfachste Weise. Eine gleiche Anschauung liegt in den Aufsprüchen von Dr. Robert Mayer über die Kraft. Es handelt sich nur darum, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, nicht darum, ihre Ursachen zu ermitteln. Die Einführung der Kräfte bildet dann nur ein Mittel, die Ausdrucksweise zu vereinfachen, um in kurzen Worten Gleichungen auszudrücken, die ohne Hilfe dieses Namens nur schwerfällig durch Worte sich würden wiedergeben lassen.

In der neuesten Zeit hat Kirchhoff thätigen Anteil genommen an dem elektrischen Kongreß in Paris, bei dem es sich um Feststellung der elektrischen Maßeinheiten handelte. Er war einer der Vizepräsidenten dieser internationalen Versammlung, der die berühmtesten Physiker, wie Helmholtz, Thomson, Mascart und so weiter, anwohnten, und wohnte den Sitzungen der Kommissionen bei, der die schwierige Aufgabe zugefallen war, aus den verschiedenen Vorschlägen das Wertvollste und Zweckentsprechendste auszuwählen. J.

Eine Nachtübung des württembergischen freiwilligen Sanitätscorps. Originalzeichnung von W. Zweigle.

Neresheim. Originalzeichnung von Professor R. Stieler.

Digitized by Google

Träumereien über dem „Gotha“.

Von

B. Dulck.

IV.

(Schluß.)

Franz Xaver Alois, Graf D., geb. 18. Januar 1822, k. k. Kämmerer und Geh. Rat, Besitzer der Fideikommißherrschaft Alberndorf und des Allodialgutes Kettenau in österreichisch Schlesien (5 Quadratmeilen, 57 Ortschaften); verm. I. 12. Juli 1849 mit Georgina, des Earl of Derbent jüngster Tochter, geb. 2. August 1832, † 12. November 1852; II. 4. Januar 1855 mit Natalie Borissowna, geb. Trubin, verwitw. Fürstin Lermaßow, geb. 3. März 1825, † 1. September 1860; III. 1. Februar 1868 mit Maria Alma, geb. Belke, geb. 5. Oktober 1842, † 1. Januar 1873.

Kinder: a) erster Ehe: 1. Georg Jonathan Percy, geb. 11. November 1850, k. k. Statthaltereikonzipist in Innsbruck;
b) zweiter Ehe: 2. Olga Nadine (Esperance) Franziska, geb. 1. Oktober 1859.

Rauchzimmer im Schlosse Alberndorf. 30. September 1876, sieben Uhr abends. Einrichtung im orientalischen Geschmack: niedere Diwans, Waffentrophäen, Perserteppiche auf dem Boden und an den Wänden, helle Kaminflamme, Hängelampe. Graf Franz Xaver und sein Sohn Georg ruhen auf niederen Polstersitzen neben dem Kamin und rauchen Tschibuk. Zwischen ihnen steht ein Tabouret mit gefüllten Liqueurgläsern. Man hört den Regen in Strömen an die Fenster schlagen, über welche die schweren Vorhänge zugezogen sind. Das Feuer prasselt, der Tschibukduft vermischt sich mit einem in messingener Räucherschale brennenden Serailparfüm; das Licht der Lampe ist durch mattrosa Glas gedämpft, das Ganze ein Bild der Behaglichkeit.

Franz Xaver (kurzer grauer Vollbart und dichte weiße Haare, Güte und Heiterkeit strahlendes Gesicht): Schade, mein Junge, daß Deine schöne Urlaubzeit nun zu Ende ist.

Georg (seinem Vater sehr ähnlich: feiner blonder Schnurrbart, blonde Haare): Ja, morgen heißt es, wieder einrücken — in das fade Nest.

Franz Xaver: Nur noch ein paar Monate Geduld, mein Lieber, und wir werden Dir ein Avancement mit Versetzung verschaffen — womöglich erwirke ich Dir einen Attachéposten. Am liebsten hätte ich Dich freilich hier in Alberndorf. Schließlich wird's ja auch Dein Platz sein, wenn Du nach mir das Majorat antrittst.

Georg: Dazu hat es noch unberechenbar lange Zeit.

Franz Xaver: Handelte es sich nicht um Deinen jungen Ehrgeiz und um die Aussicht, daß Du als Diplomat in der Welt herumkommst, so würde ich Dir am liebsten vorschlagen, den Dienst zu verlassen und mir in der Bewirtschaftung meiner oder vielmehr unserer Güter behilflich zu sein — Kettenau könnte ich Dir gleich vollständig abtreten. Dadurch wäre meiner Einsamkeit vielleicht am besten abgeholfen ... aber das geht nicht. In Deinem Alter habe ich mich auch in der Welt herumtreiben wollen, und hätte mich meinem Vater schön widersetzt, wenn er mir mit solchen Vorschlägen gekommen wäre —

Georg: Ich würde mich durchaus nicht widersetzen — im Gegenteil, ein solcher Vorschlag käme meinen innersten Herzenswünschen entgegen ... Denn Du mußt wissen, ich gehe mit einem Plan um, den ich Dir schon die ganze Zeit mitteilen wollte — was ich aber immer von einem Tag zum andern feige verschoben habe. Da aber heute der letzte Tag gekommen ist, so werde ich doch damit herausrücken müssen ...

Franz Xaver: Sonderbar — ich habe Dir auch eine Mitteilung zu machen ... die Dich einigermaßen interessiren wird — und mit der ich, eben so feige wie Du, zurückgehalten habe ... Ich wette, daß ich Dein großes Projekt errate: Du willst heiraten?

Georg: Und Du — etwa auch? (Franz Xaver nickt.) Zum viertenmale! Die Ehe muß doch wirklich eine vortreffliche Sache sein, da Du sie so beharrlich immer wieder aufnimmst ...

Franz Xaver: Die Macht der üblen Gewohnheit, mein Lieber. Ernstlich, der Grund ist der: ich kann das Alleinsein nicht vertragen.

Georg: Allein? Und Olga?

Franz Xaver: Olga ist in ihrem siebenzehnten Jahre — sie hat von ihrer Mutter eine Million Rubel — Du kannst Dir wohl denken, daß sie mir bald wegheiraten wird.

Georg: Die wirst Du freilich missen. Brüder sind gewöhnlich nicht zum Enthusiasmus geneigt, aber ich muß gestehen, Olga ist ein allerliebstes Ding — so lustig und gut und gescheit —

Franz Xaver: Das dankt sie der Erziehung und dem Umgang dieser prächtigen Ottavia. So lange diese beiden bei mir sind, brauche ich mich freilich nicht über Einsamkeit zu beklagen ... Aber nach der unausbleiblichen Heirat der Kleinen verläßt natürlich auch Fräulein von Rattowitz das Haus — und dann müßte ich schier verzweifeln. Freilich — wenn Du heiratest ... aber Gott weiß, was für eine Schwiegertochter Du mir bringst! Fast fürchte ich mich davor — denn ich muß Dir sagen, daß ich den Frauen stark mißtraue: es gibt ganz unerträgliche darunter — besonders unter den geheirateten. Der beste väterliche Rat, den ich Dir eigentlich geben könnte, wäre: riskir's nicht!

Georg: Und ich, der ich hoffte, bei einem solchen Recidivisten, wie Du es bist, Ermutigung zu finden!

Franz Xaver: Weißt Du was, mein Sohn? Ich will Dir die Geschichte meiner drei Ehen erzählen, vielleicht findest Du darin irgendwelche nützliche Lektion; und ich werde selber nicht böse sein, meine Lebenserinnerungen wieder einmal an meinem innern Auge vorbeidefiliren zu lassen. An dieser erwachenden Passion, alte Geschichten zu erzählen, bemerke ich übrigens auch, daß ich alt werde. Ich fange an, die Vergangenheit als den besten Teil meines Lebens zu betrachten — was sie eigentlich, trotz aller durchgemachten Mißhelligkeiten, auch war ... Wie sagte doch der hundertunddreiundzwanzigjährige Mann auf eine Nachfrage über sein Befinden: „Danke schönstens — es geht schon noch, aber ich finde doch, daß das erste Hundert das bessere ist.“ Dasselbe sage ich vom ersten Fünfzig. Das zweite ist gar so eine accelerirte Bergabrutscherei. Besonders, wenn man keine Carrière, keine besondere Thätigkeit vor sich hat. Ist man Minister, oder Dichter, oder Regent — heißt man Gladstone, Victor Hugo oder Kaiser Wilhelm I., da fängt mit siebenzig Jahren die Hauptwichtigkeit erst an ... Aber so ein Landwirt — ich frage Dich — läuft der nicht Gefahr, beim ersten rheumatischen Reißen in den Großvaterstuhl zu versinken?

Georg: Du wolltest mir die Geschichte Deiner drei Ehen erzählen —

Franz Xaver: Ja so — Wieder ein Symptom vom Kindischwerden: im gegebenen Thema nicht verharren können, sondern auf allerlei Nebensachen abspringen.

Georg: Ich weiß, daß Du scherzest, sonst ließe ich Dich über Dein vermeintliches Altwerden nicht weiter reden — Du, der wackerste Jäger im Wald, der beste Reiter im Sattel, der lebhafteste Gourmacher im Salon, das liebenswürdigste Oberhaupt im Hause und der süßeste Spieler — jetzt schon zum viertenmale — in der Heiratslotterie.

Franz Xaver: Du bist sehr freundlich ... aber bleiben wir jetzt bei dem letztgenannten Thema. Ich will Dir ja die Geschichte von einem Treffer und zwei Nieten erzählen. Meine erste Frau — Deine Mutter — war das große Los —

Georg: Und dann folgten die zwei Nieten. Das Gleichgewicht erfordert, daß Numero vier wieder einen Gewinn bringe —

Franz Xaver: In Lotterien herrscht kein solches Gleichgewicht — und besonders nicht in den Ehen. Ich habe in meiner Erfahrung konstatirt gefunden, daß auf zehn Paare nur ein glückliches kommt — und das paßt gewöhnlich nicht zusammen.

Georg: Deine Worte sind nicht ermutigend — zum Glück sind es Deine Thaten mehr. Nunmehr will ich Dich aber nicht unterbrechen. Ich schenke mir ein frisches Gläschen Cognac ein und bin ganz Ohr.

Franz Xaver: So will ich mir denn eine frische Pfeife stopfen — und bin ganz Sprechwerkzeug. Aber erwarte Dir keine Erzählung, wie sie in den Büchern stehen — mit stimmungsvollen Landschaftsbildern, mit haarkleinen Wiederholungen von Gesprächen, die man längst vergessen haben muß, und Schilderungen von Gedanken und Handlungen anderer Personen, welche man nie gewußt haben kann. Genau so, wie die Erinnerungen mir haften geblieben sind, will ich sie wiedergeben, ein wenig ineinander geschwommen — Wichtiges und Nebensächliches, Schmerzliches und Fröhliches — alles gedämpft durch das entrückende, traumhafte Wort „einst“. Sonderbar auch: wenn man so zurückblickt in die eigene Vergangenheit, so sieht man die damaligen Bilder unter einem ganz andern Gesichtswinkel, da man aufgehört hat, in der Mitte zu stehen. Nur das gegenwärtige Ich ist mit einem solchen Weltzentrumsgefühl behaftet — das vergangene sieht man in dem Erinnerungsbilde ebenso deutlich und ebenso undeutlich dastehen, wie die anderen Personen. Es geht, tanzt, reist, heiratet — und der Erinnernde schaut nur zu.

Georg: Wie wahr das ist! So sehe ich, wenn ich an meine Kindheit denke, deutlich den Schulknaben vor mir, sich balgend, schlittschuhlaufend, über Heften büffelnd — und könnte sein Porträt abzeichnen, in einer zu kurzen Jacke, die Hände viel zu weit aus den Aermeln hervorragend und mit unvertilgbaren Tintenspuren versehen ... Lady Macbeth ist nichts dagegen, wie ich mir immer die schwarzen Fingerhüte mit Zitrone und Bimsstein wegputzen wollte, wenn's zu Tische ging, und wie's mir nie gelang. Verzeih die Unterbrechung — aber Du hattest noch nicht zu erzählen angehoben.

Franz Xaver: Nein. Doch jetzt aufgepaßt, denn — wie die Photographen sagen, wobei der Patient sicher Lippenzuckungen und stiere Augen bekommt — „Ich beginne!“

Es war in einem englischen Landhause. Ich war damals siebenundzwanzig Jahre alt und der österreichischen Gesandtschaft in London zugeteilt. Nach einer brillanten Saison in der Stadt folgte ich einer Einladung auf zwei Wochen „Schießen“ nach Derbent-Castle. Der Earl of Derbent hatte sechs Töchter — die älteste siebenundzwanzig, die jüngste — Georgina, Deine Mutter — siebenzehn Jahre alt. Die drei ältesten waren verheiratet — an junge Peers — die drei jüngeren waren, als ich ins Haus kam, noch zu haben. Als ich aber das Haus verließ, waren sie alle drei verlobt; darunter die lieblichste, Georgina, wie Du allen Grund hast zu vermuten, mit mir. Daß ein junger Mensch von guter Familie, von hämmerbarem Herzen und „tolerable good looks“ unverlobt aus einem töchterreichen englischen Landhause entkommen kann, halte ich für eine Naturgesetzwidrigkeit. Du kannst Dir denken, wie's in Derbent-Castle, wo sechs junge Schönheiten walteten (die verheirateten Schwestern waren nämlich auch auf Besuch da und noch ein halbes Dutzend Freundinnen daneben), wie es da lustig herging und wie die Luft mit Flirtstoff gesättigt war. Rallypaper, Lawntennis, Crocket, Reitpartien und Waldpicknicks, Fahrten in den verschiedensten Vehikeln: Daumontequipage, Dogcart, Break, Velociped und hochgetürmter Heuwagen. Letzteres war ein von Lady Hester — meiner ältesten Schwägerin — erfundener Sport, der allgemeinen Beifall fand. Wie wonnig saß es sich da — eine ganze lustige Gesellschaft — gleich kostbarem Porzellan in die weichen, nach newmown hay duftenden Halme verpackt, der Vorgezogenen ganz nahe, verstohlen den Arm um ihre heuversteckte Taille schlingend — — ich sage Dir, wer da nicht beim nächsten tête-à-tête — und deren finden sich im englischen Landleben genug — den roten Kirschenmund küßte, ist kein normaler junger Mensch. Nun ist zwar das Kokettiren und Tändeln und Liebeln bei englischen Mädchen sehr schnell eingefädelt, aber daneben ist das Heiraten gleich selbstverständlich. Ich hatte der reizenden Georgina kaum zugeflüstert, daß ich sie liebe; ich habe sie kaum — als wir einmal von der Gesellschaft ein wenig getrennt blieben — hinter einem Gebüsch an mein Herz gedrückt, als sie mich treuherzig anblickte und „yes“ sagte. Daraufhin, obwohl ich nicht genau wußte, was mir eben bejaht worden, küßte ich sie wieder — und wir waren „engaged“. So wenigstens verkündete sie's fröhlich ihren Schwestern, als wir uns der Gesellschaft wieder angeschlossen hatten, und diese „wünschten mir Freude“. Und ich hatte auch Freude dran. Freilich, einige Stunden früher war mir der Gedanke ans Heiraten gar nicht gekommen. Ich war ja im Beginn meiner Carrière und hatte stets im Sinne geführt, daß ich mich erst nach dem dreißigsten Jahr mit einer Tochter unserer vaterländischen Aristokratie verheiraten würde — aber es war anders gekommen. Merke Dir's: es kommt gewöhnlich alles anders. Uebrigens war ich von meiner Bräutigamsrolle entzückt. Täglich verliebte ich mich heftiger in die liebliche, Heiterkeit sprühende und Schätze von Gemüt besitzende Peerstochter. Ich konnte ihr klares Seelchen nur mit einem Felsengießbach vergleichen, frisch, sprudelnd, himmelspiegelnd und dabei so hübsch ... Nun, Du kennst ja ihr Porträt — aber dasselbe stellt sie schon als Frau und Mutter vor, es hat nicht mehr diesen unschuldsvoll-übermütigen Ausdruck, der nur den Mädchen — und namentlich den englischen Mädchen — zu eigen ist. Die Zustimmung meiner Eltern war bald eingeholt; gegen die Tochter Lord Derbents — obwohl mittellos — ließ sich nichts einwenden, und drei Monate nach — dem Heuwagen war

ich verheiratet. Damals stellte ich innerlich alle meine chronologischen Berechnungen nach dem Heuwagen an — eine Aera, die mir gewiß näher lag als zum Beispiel die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina.

Wir verbrachten unsere Flitterwochen auf der Insel Wight. Du mußt wissen, daß diese Insel die Zuflucht so vieler neuvermählten Paare ist, daß an den Straßen des dort scheinenden Mondes sich alle Bienen Futter holen könnten. Hinter jedem Busch wird gekost; ein zärtliches Gekicher füllt die Luft, Küsse knattern wie Feuerwerk; man begegnet allenthalben ertappt aussehenden Gesichtern, und wo man auf ein Paar stößt, kann man überzeugt sein, daß es einen zum Kuckuck wünscht. Obwohl wir von unseresgleichen so dicht umgeben waren, so hatten wir doch die innere Ueberzeugung — die vermutlich jedes glückliche Paar erfüllt — daß unser Los dasjenige aller übrigen Menschen um die ganze Höhe unseres Himmels überragte.

Aber auch nachher, als diese Honigzeit verrauscht war, war ich noch immer sehr, sehr glücklich. Ich führte mein Weibchen nach Oesterreich und stellte sie der Wiener Société vor. Alles war von ihrer Schönheit, von ihrer Munterkeit entzückt, und die Schätze ihres sanften, liebeglühenden Herzens, die kannte nur ich — und sie begleiten mich still.

Den folgenden Sommer gingen wir auf Besuch nach Georginas Heim. Hier wurdest Du geboren. Danke es Deinem Geschick, daß Du in England zur Welt gekommen, denn da ward Dir gleich die unvergleichliche Würde verliehen, Baby zu sein. In Frankreich sagt man zwar auch bébé, in Deutschland werden die Kinder mitunter „das" oder „ein Bebi" genannt — aber Baby kurzweg, ohne bestimmten noch unbestimmten Artikel — Baby mit Respekt und Scheu genannt, mit Hochachtung bewundert, mit Stolz gezeigt, mit Verehrung gehandhabt, das ist nur das Erstgeborene im englischen Hause. So viel Aufhebens, wie damals mit Dir gemacht worden, mein lieber Georg, wird Dir Dein Leben lang nicht mehr zu teil, und wenn Du — es ist ja alles möglich — König von Zentralafrika werden solltest, was ich Dir übrigens, des ungesunden Klimas halber, nicht einmal wünsche.

Ein Jahr später folgte Dir ein Brüderchen. Ich sah mich schon an der Spitze von wenigstens sieben Söhnen — wie Jakob — aber der kleine Tommy starb nach wenigen Wochen, und Du bist mein einziger Sohn geblieben. Meine Georgina sollte mir keine Kinder mehr schenken. Selbst noch ein halbes Kind, hat sie ein jäher und grausamer Tod gekuckt ... Du weißt ja wie, ich hab' Dir's oft erzählt: auf der Fuchsjagd aus dem Sattel geworfen, geschleift — — o, die arme, arme Kleine! ... Da seh' ich mich wieder, meine bleiche, zitternde Gestalt, die im Grase neben der Sterbenden kniet — und mit gellendem Schmerzensschrei über der Leiche zusammenbricht. Meine arme, holde Georgina ... ist's denn möglich, daß von so viel Leben, von so viel Liebe und Glück nichts bleibt als ein paar verblaßte Bilder?

Georg: Es ist mehr davon geblieben, Vater: ich bin da. Durch mich und in mir lebt meine arme Mutter noch fort — Du hast sie mich lieben gelernt, und ich trage ihr Bild im Herzen.

Franz Xaver (reicht dem Sohn die Hand und drückt ihm stumm die seine. Nach einer Pause): Und nun zur Geschichte meiner zweiten Ehe; dieselbe wird Dir neuer sein.

Wäre meine Georgina am Leben geblieben, so hätte ich wohl der diplomatischen Laufbahn entsagt, um mich hier häuslich niederzulassen. So aber hielt ich an meinem Berufe fest, und derselbe führte mich nach mehreren in Italien verlebten Jahren — die reich an so manchen schönen Liebeserlebnissen waren — nach St. Petersburg. Hier lernte ich meine zweite Gemahlin kennen.

Warum ich mich eigentlich in sie verliebt habe, ist mir nicht klar. Schön war sie nicht: der breite Mund, die Kalmückennase, die wasserblauen, vorstehenden Augen hätten sie eher häßlich machen sollen. Geistreich war sie auch nicht — Gott bewahre — und liebenswürdig? Nach landläufigen Begriffen schon gar nicht, denn sie war weder anmutig, noch freundlich — nicht einmal höflich. Oft sagte sie den Leuten die barockesten Unarten oder lachte ihnen ins Gesicht oder kehrte ihnen den Rücken. Dennoch war sie von einem Heer Anbeter umgeben und übte eine eigene Faszination auf alle.

Daß Natalia Borissowna eine verwittwete Fürstin Lermassow war, weißt Du; sie gehörte somit der ersten St. Petersburger Gesellschaft an und hatte Zutritt bei Hofe. Daß sie aber die Tochter eines Moskauer Spiritusfabrikanten war, das habe ich Dir nie erzählt, und damit brüstete sie sich auch selber nicht, obwohl sie dieser Abstammung ein kolossales Vermögen verdankte. Der Reichtum war es wohl auch, der zu ihrem Nimbus viel beitrug. Wenn man sich so mit dem allerkönigsten Luxus umgeben und alle erdenklichen Phantasien und Extravaganzen sich erlauben kann, so ist man immerhin interessant und die Mängel der äußern Schönheit erscheinen als Pikanterie, die Mängel der Erziehung als Originalität. Ja, ich nehme das Wort nicht zurück: Erziehungsmangel. Natalia war schlecht erzogen — sie war einfach vulgär — die echte Schnapsverkäuferstochter, obwohl sie sich auf die grande dame hinauszuspielen und auch als solche behandelt wurde. Sie sprach — wie fast alle reichen Russen — ein sehr geläufiges Französisch, aber doch was für ein Französisch! Boulevard-Argot — Chansonettenausdrücke, gemischt mit Russizismen. Sie sprach sehr viel, aber nur in kurzen, abgerissenen Sätzen, mit lauter Stimme. Ihre Toiletten, direkt von den ersten Pariser Faiseurs bezogen, waren die auffallendsten und prachtvollsten der Stadt. In ihrem Hause verkehrten alle markanten Fremden, viele Künstler und auch Großfürsten. Sie gab Feste, die an Glanz die Winterpalaisbälle überboten. Kurz, sie war eine Löwin, sie war die Löwin der Saison. Und ich war vernarrt. In was, warum und wieso — lauter Fragen, die an das Vernarrtsein müßig herantreten. Man glaubt immer, eine Erklärung abgeben zu sollen für dieses allerspontanste Phänomen, welches sich selbst Ursache genug ist. Ich werde auch das Faktum, daß ich in eine unliebenswürdige Frau verliebt war, nicht mit der beliebten Phrase zu begründen versuchen, daß diese Frau eine „dämonische" Macht besaß. Es ist gar nicht nötig, unsere hohen Regungen als göttlich und unsere niedrigen als teuflisch auszugeben, es ist eben alles einfach menschlich. Das bißchen Güte, das bißchen Genie, das unter uns auftritt, reicht lange nicht an Göttliches hinauf und das bißchen Bosheit, das bißchen Leidenschaft auch nicht an Dämonisches hinab. Menschen sind wir, schwache, kleine, manchmal die geistigen Flügel bis zu den Wolken, aber durchaus nicht bis zum Himmel regend; manchmal in die Tiefe — bis in eine Schlammgrube, durchaus nicht bis in die Hölle versinkend. Und unter allen menschlichen Schwächen ist die menschlichste — das Verlieben. Das zeigt auch mein Fall. Nicht eine edle Eigenschaft, nicht einen besondern Schönheitsreiz hatte ich an Natalia erkannt, und doch schien mir ihr Besitz als der höchste zu erstrebende Preis. Nun traf es sich, daß auch sie eine Leidenschaft für mich gefaßt hatte, und so stand unserem Glück nichts im Wege. Schönes Glück! Wir begingen die große Unvorsichtigkeit, einander zu heiraten. Unsere gegenseitigen Gefühle und Wünsche waren darauf angelegt, in ein paar närrischen Stunden befriedigt zu sein, und um diese Stunden so recht anständig und weltlich sanktionirt zu erlangen, leiteten wir uns fürs Leben.

Mein lieber Georg, Du stehst auf dem Punkt, Dich zu verheiraten, lasse Dir sagen, daß es Ehen gibt, die — hier scheint mir der gebräuchliche Ausdruck nicht zu stark — eine Hölle sind. Es liegt nämlich dasjenige in einer unglücklichen Ehe, was den Höllenqualen zugeschrieben wird: Ununterbrochenheit und Unaufhörlichkeit.

Natalia Borissowna war — ich kann Dir's ja sagen, Olga hört uns nicht — eine boshafte Frau. Es ist mir nicht möglich, all die kleinen Bitterkeiten, Verdrießlichkeiten, Unbehaglichkeiten zu erzählen, mit denen sie meine Tage füllte — das entzieht sich in seinem Detail der Wiedergabe, prägt sich auch dem Gedächtnis nicht ein; einzelne Tropfen sind es nur, aber in ihrer Totalität ein Meer von Trübsal. Thränen ohne Grund, Vorwürfe, Widersprüche, Launen, harte Worte, gehässige Blicke, gemeine Gesinnungsäußerungen, Auftritte, Rechthaberei, stundenlanges Schmollen, das sind ungefähr die positiven Kundgebungen eines solchen Charakters; nun kommen die negativen hinzu: Verständnis- und Interesselosigkeit gegenüber unserem Denken und Thun; nicht ein Schmeichelwort, nicht eine Willensfügung, nicht eine Frage um Rat, kein freundliches Lächeln, kein herzliches Lachen — — Gott schütze Dich, mein Sohn, vor einer solchen Frau. Auch wenn sie daneben die gelassenste und ehrbarste Hausfrau wäre. Aber Natalia war auch letzteres nicht. Sie blieb nach wie vor die extravaganteste, phantastischste, fast möchte ich sagen — Abenteurerin, die ich je gekannt. Unsere Existenz in Oesterreich sagte ihr natürlich nicht zu. Sie brauchte ein weiteres Feld. Im Winter Paris; Florenz oder Nizza, im Sommer die Seebäder; das waren die Orte, wo sie sich in ihrem Elemente fühlte. Ich ward mitgezerrt — denn Natalia wollte nicht für eine geschiedene Frau gelten. Trotz allem gewagten Exotismus ihres Auftretens wollte sie als tugendhaft betrachtet sein — und ich glaube, sie war's auch. Kalt von Herzen und von Sinnen, kostete ihr die gewahrte Treue weiter keine Anstrengung. Sie hatte andere Passionen — darunter vornehmlich die Pferde und das Spiel. Bei allen großen internationalen Rennen mußte sie dabei sein, und sowohl auf dem Turf wie bei der Bank von Monaco hat sie Unsummen verloren. Ich hatte ihr die Verwaltung ihres enormen Vermögens ganz überlassen, und sie warf das Geld zu allen Fenstern hinaus. Daß noch eine Million Rubel für Olga übrig geblieben, ist nur ihrem frühzeitigen Tode zuzuschreiben. Sie fand denselben, wie Du weißt, bei einer Alpenbesteigung. Es ist ein Glück, daß ich an jenem Tage nicht ihr Begleiter war, sonst hätte die ganze Welt geglaubt — ich schließlich selber — daß ich ihr mit einem leichten Stoß zu dem Abgrundsturz verholfen habe.

Von den Toten soll man nur Gutes sagen, heißt es. Aber ich finde, daß durch diese post mortem-Courtoisie dem Verdienste der wirklich edlen Verstorbenen Abbruch geschieht, denn ihr Epitaphenlob wird dann auch der Befolgung jener Regel zugeschrieben. Nein, von Lebenden und Toten nichts als — Wahrheit. Und ich wollte Dich gewarnt haben.

Georg: Nach dem Bilde, das Du mir von meiner Stiefmutter entworfen, begreife ich nicht, daß Olga so ein liebes Geschöpf geworden, ich müßte denn annehmen, sie habe alles vom Vater und nichts von der Mutter geerbt.

Franz Xaver: Was neben den Anlagen den Menschen macht, ist die Erziehung und das Beispiel. Konnte das Mädchen in bessere Hände kommen als in Ottaviens? Ist letztere nicht das vollkommenste Geschöpf, das man sich denken kann?

Georg: Dieser Ansicht bin ich auch — so viel Geist und Anmut ...

Franz Xaver: So viel Würde und Güte ... Es freut mich, daß Du diese Eigenschaften an Fräulein von Rattowitz erkannt hast —

Georg: Und wie froh bin ich, daß Du — — Nun aber zum dritten Kapitel Deiner Erzählung.

Franz Xaver: Ach, darin spiele ich eine ziemlich klägliche Rolle. Es gehört eine Dosis Selbstverleugnung, etwas von der Energie der Beichtablegung dazu, um sich selber — und noch dazu dem eigenen Sohn gegenüber — solches Gehirnerweichungszeugnis abzugeben, wie die Geschichte meiner Gewinnung von Alma Belkas Hand. Du zweifelteſt vorhin an meinem Kindischwerden? Hast Du denn dieses bedenklichste aller Symptome vergessen, welches die Verdummung alter Herren bezeichnet: das Verlieben in Schauspielerinnen, besonders, wenn es sich bis zum Paroxismus der Heirat steigert? Du selbst hast von Deiner zweiten Stiefmutter nichts wissen wollen.

Georg: Aber verzeih, ich war ja zu jener Zeit gar nicht im Hause, sondern im Theresianum-Stift.

Franz Xaver: Ganz richtig — doch Du hast Dich geweigert, Deinen Urlaub im Vaterhause zuzubringen. Recht hatteſt Du. Was war aus diesem Hause geworden! Eine Art Komödiantenkneipe — denn die neue Gräfin konnte ihre Bretterheimat nicht vergessen und rief sich die Landsleute immer herbei. Ich war nie sicher, wenn ich abends unsern Salon betrat, daß mir meine Hausfrau nicht einen neuen Bekannten vorführte:

„Ich stelle Dir Herrn X. vor, lieber Franz Xaver."

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. (Höflichst grinsend.) Vermutlich dramatischer Künstler?"

„Das nicht — wenn auch derjenige, von dem alle Rollen ausgehen ..."

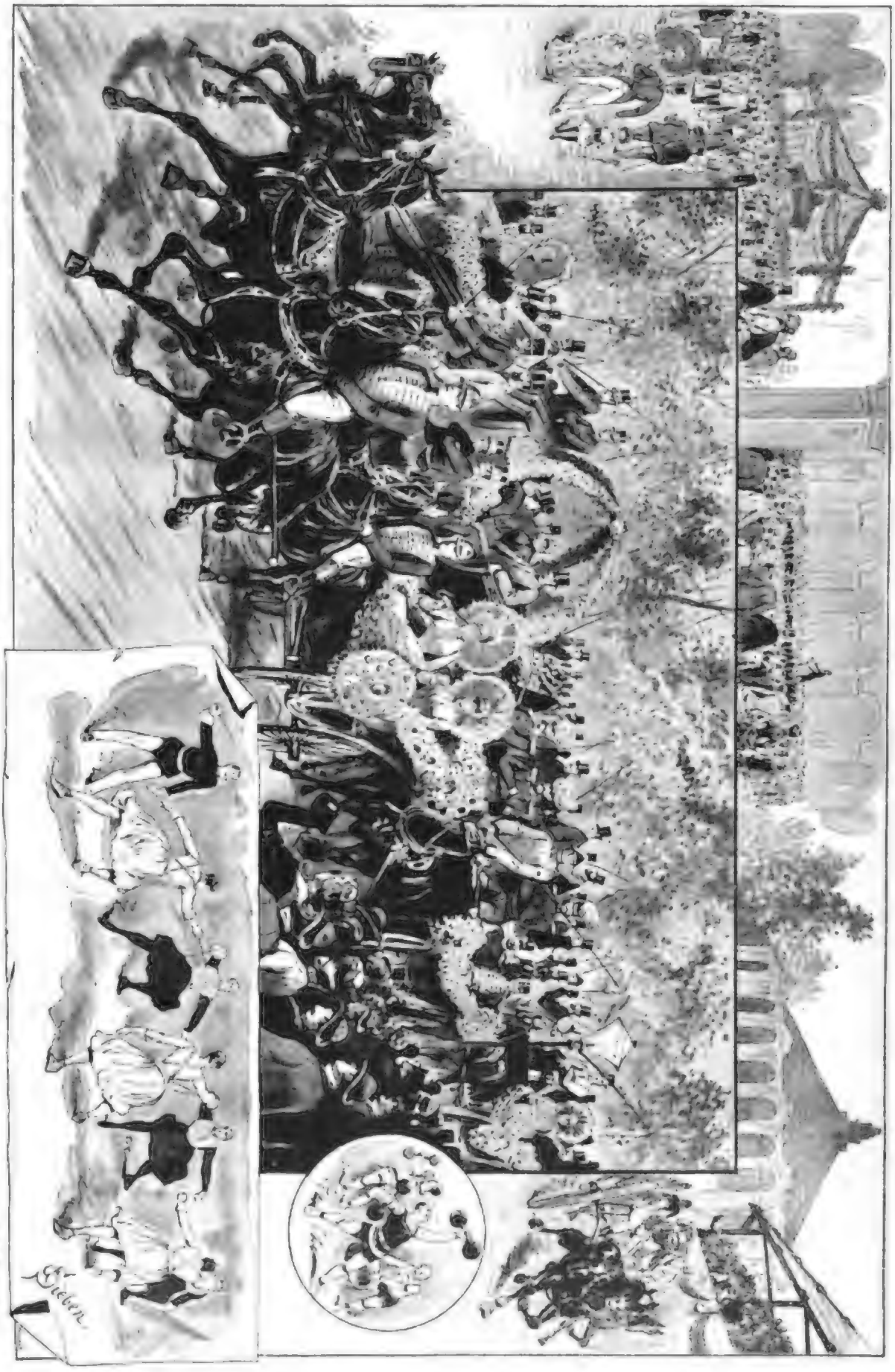
„Also dramatischer Autor? Sehr geehrt ..."

„Auch das nicht, Herr Graf —"

„Regisseur also?" (Etwas abgekühlt.)

„Nein — Souffleur."

„Ah? Gratuliere! Etwas anstrengend?" füge ich hinzu, um zu zeigen, daß ich von dem genannten Beruf etwas verstehe. Es ist ja eine Hauptregel geselligen Verkehrs — besonders mit Niedererstehenden — sich für ihre Spezialität scheinbar eingehend und kennerisch zu interessiren. Davon könnten die Kaiser und Könige etwas erzählen. Für jede Deputation — sei dieselbe nun von Agronomen, Literaten, Bierbrauern oder Austernzüchtern — muß der Landesherr ein paar Fachfragen bereit haben und so aussehen, als ob von jeher seine lebhafteste Präoccupation abwechselnd die Kartoffelkrankheit, das geistige Eigentumsrecht, der Hopfenbau



Das große Frühlingsfest im Wiener Prater. Originalzeichnung von G. Sieben.

Moderner Sommernachtstraum.

Originalzeichnung von Emil Artmeyer.

Digitized by Google

oder die Lebensweise der Muschelsiere gewesen wäre. Und so hättest Du mich sehen sollen, wie ich für Engagements- und Gastrollenangelegenheiten in Eifer geriet, wie mich die verschiedenen Auffassungen einer Charakterrolle passionirten und wie ich für Gage-, Intrigue-, Reklame-, Kritik- und sonstige Theaterfragen ganz Feuer und Flamme war.

Du kannst Dir wohl denken, daß von unserer Société niemand mehr in mein Haus kam — ich ging daher auch nirgends mehr hin. Die Leute, die meine Frau nicht empfangen wollten, mied ich natürlich gleichfalls. Wie eine Sternkreuzordens- oder Stiftsdame in der Nähe aussieht, hatte ich schon ganz vergessen; und da mir die Ehrerbietung gegen alte Damen stets Gewohnheit war, so konnte man mich einer mütterlichen Freundin Almas — so wenigstens stellte sie mir dieselbe vor — devotest die Hand küssen sehen; auf meine spätere Frage, wer die alte Künstlerin sei, ob eine Art Haizinger oder Fried-Blumauer, erhielt ich die Auskunft, es sei die Garderobière. Sie hat's übrigens nicht lange bei mir ausgehalten (nicht die Garderobière, derselben begegnete ich stets mit gleichem Respekt — ich spreche von Alma), sie ist zur Bühne zurückgekehrt. Sie hatte es kosten wollen, Gräfin zu sein, und hat diese Rolle insipid gefunden. Freilich ließ man sie nie dazu kommen, dieselbe vollständig zu spielen. In allen Salons, in die ich sie anfangs einführen wollte, wurde sie über die Achseln oder durch insolente Lorgnons angesehen. Da zog sie es vor, wieder auf die Bühne zu treten, wo sie nur bewundernde Lorgnons auf sich gerichtet wußte und wo ihr nach wie vor Triumphe blühten; denn sie war wirklich eine hinreißende Künstlerin. Darum hatte ich mich ja auch so gehirnerweicht. Da sie damals, als ich mich ihr vorstellen ließ, gerade auf ihren Direktor böse war und einige Kameradinnen eben von Grafen geheiratet worden waren — die Theaterheiraten waren damals nämlich epidemisch — so hatte sie mich zu dem Experiment erkoren, das sie nun einmal vornehmen wollte: das Theater verlassen und „Frau Gräfin" angeredet werden.

Es ist ihr — ich gestehe es zu meiner Mortifikation — gar nicht schwer geworden, mich als Befriedigungsmittel dieser vorübergehenden Laune zu benützen. Sie war einfach sehr verführerisch und sehr spröde zugleich — das Mittel ist verliebten, besonders ältlichen Narren gegenüber probat. Die Franzosen nennen das: tenir la dragée haute. Wie diese Bezeichnung richtig ist, kannst Du Dich überzeugen, wenn Du unserem Karo eine Zeit lang den Bissen so über die Nase hältst, daß er ihn nicht erlangen kann — Du wirst sehen, wie er da schnappt und springt und tanzt und schreit, bis seine Nerven in so jämmerliche Spannung versetzt sind, daß er — falls er nicht Karo, sondern Graf D. heißt — endlich ausruft: „Fräulein Alma, ich biete Ihnen meine Hand!"

Georg: Und wie bist Du zum drittenmale Witwer geworden? Das erstemal war's ein Sturz vom Pferde, das zweitemal ein Sturz in den Abgrund —

Franz Xaver: Wirklich — das scheint so meine Blaubartsspezialität zu sein. Meine dritte Frau starb eigentlich an einem Sturz in — den Souffleurkasten. Ja, denke Dir das Unerhörte: Fürsten und Bankiers und große Künstler machten ihr den Hof, und sie vernarrt sich in den Souffleur — denselben, der einst eine Zierde meines Salons gewesen — und der Mann hat sie, sagt man, mißhandelt. Eines Tages hat er ihr einen solchen Schlag versetzt, daß sie einen Blutsturz bekam —

Georg: Also wieder ein Sturz. Dann hieß es — ich erinnere mich, es in einer Zeitung gelesen zu haben — Alma Bella sei einem Brustleiden erlegen. Aber jetzt, Vater, kommt der wichtigste Teil Deiner Eröffnungen. Wer hat den Todesmut, meine dritte Stiefmutter werden zu wollen?

Franz Xaver: Ob sie es will, weiß ich eigentlich noch nicht — ich habe erst nur die Frage an sie gestellt. Du sahst, wie ich dem Diener, ehe wir das Rauchzimmer betraten, einen Brief einhändigte? Derselbe enthielt einen Antrag — die Antwort steht noch aus. Sage Du mir vorerst, ob die Heiratsidee, von der Du mir vorhin sprechen wolltest, auf einer getroffenen Wahl beruht oder ob Du nur im Prinzip —

Georg: Ich habe gewählt — und ich weiß es nun. Du wirst meine Wahl billigen. Die Moral, die Deinem Erzählten entspringt, weist auch darauf hin, daß man sich ein Weib nehmen soll, das Geist und Herz besitzt, das man innig liebt und achtet —

Franz Xaver: Und ein solches hast Du gefunden? In Innsbruck?

Georg: Nein, nicht in Innsbruck — hier.

Franz Xaver: In Alberndorf? Irgend eine Jägers-, Müllers- oder Bauerntochter? In was für ein romantisches Idyll bist Du da hineingeraten? Das gibt auch kein Glück ... Ich bin gewiß kein adelsstolzer Mensch und verlange durchaus nicht, daß Deine Wahl nur auf die Besitzerinnen von sechzehn Ahnen beschränkt sei — aber zur Harmonie in der Ehe gehört vor allem die Ebenbürtigkeit des Geistes, das heißt die gleiche Bildungsstufe.

Georg: Der Gegenstand meiner Liebe ist mir an Geist und Wissen eher überlegen — und ich habe kein Idyll in Wald oder Dorf angeknüpft ... Hier, im Schlosse —

Franz Xaver (schreit auf): Oktavia! — O!

Georg: Vater — jetzt errate ich ... auch Du — hast das herrliche Geschöpf erkannt und willst ... o, welches Unglück! (Lange Pause.)

Franz Xaver (mit beruhigter Stimme): Hast Du ihr von Deiner Liebe gesprochen?

Georg: Ja.

Franz Xaver: Und sie?

Georg: Sie hat mir geantwortet, daß sie mir von Herzen gut sei, daß sie aber niemals ohne Deine Einwilligung — ja mehr noch — ohne Deine formell an sie gerichtete Bitte mir ihr Jawort geben werde. Ich versprach — im Vertrauen auf Deine Güte — daß ich die Erfüllung dieser Bedingung von Dir erwirken würde — noch heute — und nun ...

Franz Xaver: Und nun habe ich ihr selber einen Heiratsantrag gemacht — das verdirbt freilich die Situation. Was wird sie da thun?

Georg: Wie ich sie kenne, wird sie das Haus verlassen und uns beide ausschlagen. Es ist auch das einzige, was ihr zu thun übrig bleibt. Sie kann doch den Vater nicht heiraten, wenn sie sich vom Sohn geliebt weiß, und —

Franz Xaver: Und umgekehrt — meinst Du? (Er zieht sein Notizbuch aus der Tasche.) Ich habe hier das Brouillon zu dem Briefe entworfen, den ich Oktavia übergeben ließ ... (Liest es in der Stille durch.) Wir sind geeratet, mein Alter. (Klingelt. Zum eintretenden Diener): „Ich lasse Fräulein von Rattowitz bitten, sie möge sich einen Augenblick hieher bemühen und den Brief mitbringen, den sie vorhin erhalten. (Der Diener entfernt sich.)

Georg: Was willst Du thun? Ich errate Dich wieder: Du wolltest in Deiner Großmut verzichten ... Aber ich kann ein solches Opfer nicht annehmen ...

Franz Xaver: Opfer? Siehst Du denn nicht ein, daß ich nichts anderes fürchtete als die Einsamkeit, und daß die Nähe dieses vortrefflichen Mädchens mir zur süßen Lebensgewohnheit geworden ist? Nun kommst Du daher, um bei mir zu bleiben und das liebe Ding ans Haus zu fesseln — was will ich denn mehr? Mir ist's ja tausendmal lieber, sie als Tochter, denn als Gattin behalten zu können. Dich werde ich glücklich sehen ...

Georg: Und Du?

Franz Xaver: Ich werde Victor Hugos Buch studiren: „L'art d'être grand-père".

Georg: O Du bester aller Väter! Aber sie — sie wird nicht wollen — nach Deinem Heiratsantrag, — sie kann nicht wollen ...

Oktavia von Rattowitz (tritt ein; fällt dem Grafen Franz Xaver, der auf sie zueilt, um den Hals): O Sie Guter, Edler ...

Georg (der bei Oktaviens Eintritt von seinem Sitze gesprungen, bleibt betroffen stehen).

Franz Xaver (knüpft ihre Arme sanft los): Nicht mich — den dort sollst Du umarmen, liebe Tochter. Hast Du den Brief? Gib her, wir wollen ihn dem Verliebtesten da zeigen — daß er sage (winkt Georg mit den Augen), ob das Schreiben auch so ausgefallen, wie er von mir verlangt hat. Da lies ...

Georg (nimmt das Blatt und liest es halblaut ab): „Liebes Kind! Wollen Sie Gräfin D. werden? Ihre schönen Eigenschaften bürgen für das hohe Glück desjenigen, von dem Sie diesen Namen annehmen wollten."

Franz Xaver: Kurz und bündig, nicht wahr? So — und nun, da habt ihr euch, Kinder. (Er stößt Oktavia zu seinem Sohn, der ihr die Arme öffnet.) Siehst Du, Georg — mein Numero vier hat auch mit einem Sturz geendet, und zwar in Deine Arme.

Auf der Studienreise.

(Skizze des Bild S. 849.)

Vor wenigen Jahrzehnten noch gehörte es zu den allerseltensten Ausnahmefällen, wenn in den Reihen derjenigen, die sich mit Pinsel und Palette berufsmäßig zu schaffen machten, auch einmal ein weibliches Wesen auftauchte. Seit aber die Bestrebungen nach Gleichstellung und Gleichberechtigung der Geschlechter an die Tagesordnung gekommen sind, wurde in erster Linie die bildende Kunst auch für das weibliche Geschlecht in Anspruch genommen. Namentlich die Landschaftsmalerei, die einerseits durch ihren vielen, bequemen Stimmungsgehalt dem zarteren Geschlechte besonders naheliegt, andererseits keine so gründlichen und schwierigen akademischen Vorstudien erheischt wie die Figurenmalerei, hat — neben dem Stickleben und insbesondere der Blumenmalerei — eine große Schar eifriger Pflegerinnen gefunden. Sind auch aus derselben noch nicht eben viele namhafte Größen hervorgetreten, so zeigen doch Namen wie Tina Blau, Luise Begas-Parmentier, Marie Kirschner und ähnliche, daß die Bemühungen der Frauenwelt auf diesem Gebiete keine ganz verlorenen sind. Bei einem Teile der jungen Malerinnen freilich trägt ihre Beschäftigung mit der Oelfarbe mehr den Charakter einer angenehmen Zerstreuung, eines zeitgemäßen Sports, als einer ernsten, auf gesteigerte Ziele gerichteten Kunstübung. Hat es doch in der That seinen ganz eigenen Zauber, an einem milden Frühlingstage mitten im jungen Grün zu sitzen und, umzwitschert von fröhlichen Vogelstimmen, einen von zartem Gewölk unterbrochenen blauen Aether, eine duftige Ferne, einen klar schimmernden Vordergrund nach unmittelbarer Anschauung im Bilde wiederzugeben. Hat man dabei noch, wie die in ihre Naturstudien versetzte Heldin unseres Bildes, eine liebe, anteilvolle, begeisterte Freundin zur Seite, welche die Erholungspausen mit freundlichem Geplauder ausfüllt, bei jedem Strich, den die jugendliche Malerin macht, in ekstatische Bewunderung ausbricht und den Ruhm des am Kunsthimmel neu aufgehenden Gestirns in allen Tonarten preist, wie in allen aus beiden Geschlechtern gemischten Gesellschaften mit Enthusiasmus zu verkündigen bereit ist, so kann es in der That kaum etwas Schöneres geben, als das Malerinnenleben auf den Fluren und im grünen Wald! **O. P.**

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

IV.

Im Parke.

(Skizze das Bild S. 848.)

Eine von echt weltstädtischem Geist eingegebene Anordnung ist es, die der großartig angelegten diesjährigen Unternehmung der Berliner Akademie der bildenden Künste einen namhaften Teil ihres finanziellen Erfolges sichern hilft: die Einrichtung, daß die Ausstellungsräume allabendlich von acht bis zehn Uhr bei elektrischer Beleuchtung zugänglich sind und daß im Parke vom Nachmittag an bis in den späten Abend hinein mehrere gewählte Kapellen in verschiedenen für diesen Zweck erbauten Pavillons zu konzertiren pflegen. Dank dieser Ordnung der Dinge strömen alltäglich nach Feierabend ganze Scharen derjenigen, die den Tag über ihren Geschäften nachzugehen haben, dem Ausstellungsplatz am Lehrter Bahnhofe zu, die Familienväter häufig in Begleitung ihrer Angehörigen, soweit dieselben nicht allzu minorenn sind, die jüngere Welt sich mit so mancher verschwiegenen Hoffnung auf angenehme Begegnungen tragend. Da macht man denn zunächst einen flüchtigen Rundgang durch jene Hallen, in denen Malerei und Skulptur sich wechselseitig drängen, nach Möglichkeit dem elektrischen Bogenlichte Trotz zu bieten, das weder seiner allgemeinen Natur noch seiner architektonisch symmetrischen Verteilung nach für jedes der ausgestellten Werke gleich günstig sich erweisen kann. Deshalb und weil ein auf seine Erholung bedachter Sterblicher sich dem Kunstgenuß nur mit klugem Maßhalten anheimgeben soll, wird gedachter Rundgang möglichst abgekürzt und die Aufmerksamkeit auf diejenigen Werke beschränkt, die der Schimmer der Lampen besonders auffällig hervortreten läßt. Wollte man alle Säle und Galerien durchwandern und die Bilderreihen Wand für Wand besichtigen, so müßte man, wie ein Mathematikus genau ausgerechnet haben will, auch bei sachgemäßester Einteilung einen Weg von dreithalb Stunden zurücklegen. Was bliebe dann für die Genüsse im Freien? Und just auf diese pflegt es von seiten einer großen Zahl der sommerabendlichen Besucher abgesehen zu sein. Da läßt man sich unter einem der Zeltdächer oder an einem der vielen unter nächtig freiem Himmel aufgestellten gastlichen Tische nieder, begegnet der Schwüle des Abends mit kühlem Naß, das prickelnd über die durstigen Kehlen fließt, und verzehrt dazu einen kräftigen Imbiß, oder man wandert in gemächlichstem Tempo, einer Kolonne Lustwandelnder sich anschließend und an einer Kolonne Entgegenkommender sich langsam vorüberschiebend, über die vielverschlungenen Kieswege des Ausstellungsparks. In dem einen wie dem andern Fall fühlt man sich angenehm umschmeichelt durch die Klänge irgend einer bekannten Opernmelodie oder eines kühn zusammengewürfelten Potpourris, das durch seine Volks- und Studentenweisen so manche alte liebe Erinnerung neu belebt. Da führt uns wohl unser Weg gelegentlich auch in die Nähe des Zeustempels von Olympia mit dem Pergamonpanorama oder an dem ägyptischen Tempel vorüber, der die ebenfalls bereits eingehender beschriebenen Tieranen enthält. Am Fuße des Hügels aber, auf welchem letztgenannter Bau sich erhebt, haben sich die Künstler ihre gemütliche Kneipe angelegt, der sie die malerische Form einer halbverfallenen capresischen Osteria gegeben haben. Da sitzt und plaudert und trinkt sich's urgemütlich unter der grün überwachsenen Veranda oder in dem engen, aber gleichwohl luftig kühlen Raume, den diese mit

halbzertrümmerten Reliefs und lieblich frisch erscheinenden Freskodarstellungen bedeckten Wände umschließen. Freilich muß man Künstler sein oder sich der ganz besondern Gunst einer der leitenden Größen erfreuen, wenn man dieses Allerheiligste der Priester der Schönheit zu betreten befugt sein will. Meister wie Anton von Werner, Paul Meyerheim und andere haben da drinnen in flotten Wandgemälden und sonstigem künstlerischem Schmuck einem lecken Humor die Zügel schießen lassen. Aber auch diejenigen, denen das Recht hier einzukehren nicht zu teil wird, sehen schon dem Aeußeren des kleinen, originellen Baumerks seinen romantisch idyllischen Charakter deutlich an und empfangen den vollen Eindruck einer in ihrer Art genialen Verschmelzung antiken und modernen Geistes. Es ist eine echte italienische Künstlerlaune, zunächst an jene Zeiten erinnernd, da noch alles malende und medellirende Volk schon in den Tagen jugendlicher Begeisterung über die Alpen pilgerte, um auf den Trümmern versunkener antiker Größe seine Inspirationen für das ganze künftige Leben und Schaffen zu schöpfen. Es umweht uns ein Geist klassischer Genußfreudigkeit in verjüngter Gestalt, wie er uns etwa aus Böcklins altrömischer Taverne in der Galerie des Grafen Schack oder aus Scheffels übermütig gewalthätiger Verdeutschung der Horazischen Strophen Ad Thaliarchum entgegentritt:

„Wer mögen zahlt, o frag mich nicht,
Nimm, was der Tag bringt, als Gewinn!“

Solch fröhliche, kecke Lebensweisheit mag hier leicht einmal zum leitenden Prinzip des Tages werden. Am freudigsten aber werden sich hieher zu einem schäumenden Becher diejenigen Künstler flüchten, denen Gelegenheit geworden, an ihr Ausstellungswerk einen goldenen Zettel heften zu sehen mit der triumphirenden Inschrift: Verkauft!

Otto Baisch.

Das Rote Kreuz in Württemberg.

(Hierzu das Bild S. 853.)

Allerorten regt es sich in Deutschland, die alten, geschulten und disziplinirten Kräfte, welche die Kriegervereine enthalten, bei Ausbruch eines Krieges zum Heil der jüngeren Kameraden in der Linie nochmals zu verwerten und aus ihrer Mitte den Vereinen vom Roten Kreuz ein geschultes, freiwilliges Sanitätspersonal zur Verfügung zu stellen. Dieser Gedanke einer organischen Verbindung zwischen den Krieger- und Sanitätervereinen ging von J. M. der Kaiserin, der Protektorin des Roten Kreuzes in Deutschland, aus und hat überall freudigsten Widerhall gefunden. Auch in Württemberg bildete sich aus den Reihen des Kriegerbundes ein solches freiwilliges Sanitätscorps, welches über dreihundert Mann umfaßt und sowohl gleichmäßig uniformirt, wie auch mit allem Notwendigen zum Verband und Transport der Verwundeten ausgerüstet ist. Dasselbe steht unter dem Kommando von zwei aktiven Offizieren und verdankt seine Ausrüstung und Ausbildung dem württembergischen Sanitätsverein, einem seit 1866 bestehenden und humanitären Zwecken dienenden Vereine.

Nachdem am Ende des vorigen Jahres dieses Corps vor J. M. der Königin von Württemberg eine größere Uebung abgehalten und sich die allerhöchste Zufriedenheit und Anerkennung erworben hatte, trat dasselbe in diesem Frühjahr zu einer Nachtübung auf dem Burgholzhof bei Stuttgart zusammen, welche ebenso nützlich, wie auch dadurch besonders interessant war, daß hier erstmals der Versuch gemacht wurde, bei derselben durch ein leicht transportables elektrisches Bogenlicht die einzelnen Terrainfalten des gedachten Uebungsfeldes strichweise zu beleuchten und unter denselben von den fiktiven Kranken und Verletzten zu klären. Es unterliegt zu keinem Zweifel, daß mit einbrechender Nacht jedes Gefecht mehr oder weniger zum Stillstand kommt und die eigentliche Thätigkeit des Sanitätspersonals erst mit diesem Moment zur vollen Entfaltung gelangt. Ebenso unbestritten ist es aber auch, daß gerade die Dunkelheit der Nacht es oft unmöglich macht, die Verwundeten hinter Hecken und Gräben zu finden, wenn gar noch hinzutritt, daß diese infolge von Ohnmacht und Schwäche außer stand sind, einer nahenden Ambulanz sich durch Rufen und so weiter bemerkbar zu machen. Es ist leider eine traurige, aber historisch erwiesene Thatsache, daß selbst in den während der letzten Jahrzehnte geführten Kriegen, trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der Technik und trotz der Ausbildung der Sanitätstruppen zu einem hohen Grad der Vollkommenheit, es nicht immer gelungen ist, allen jenen Tapferen, welche während der vorangegangenen Stunden für des Vaterland gekämpft und geblutet hatten, in der verhängnisvollen darauffolgenden Nacht Hilfe und Rettung zu bringen, um sie vor dem Verbluten, Verhungern, Erfrieren und Verschmachten zu schützen. So wurden beispielsweise nach der Schlacht bei Gravelotte noch nach drei Tagen, noch jener bei Sedan gar noch nach vier Tagen Verwundete eingebracht. Welche entsetzlichen Nächte lagen für diese Tapferen der Tapferen dazwischen! Hecken und Laternen vermögen nur auf einen kleinen Umkreis ein coupirtes Terrain zu erhellen, um die Auffindung der Verwundeten zu ermöglichen. Man hat daher schon mehrfach den Versuch gemacht, das elektrische Licht dem Feldsanitätsdienst nutzbar zu machen. In Wien, Berlin, London und Paris sind solche angestellt worden; aber teils sind es wegen der Schwerbeweglichkeit und Unvollkommenheit der Apparate, teils wegen der Kostspieligkeit eben nur Versuche geblieben.

Bei der jüngst nun in nächster Nähe von Stuttgart angestellten Uebung, welche unsere Illustration zur Anschauung bringt, wurde ein Beleuchtungswagen benützt, den die elektrotechnische Fabrik von Erbard & Campagnie in Obertürkheim speziell zu dieser und ähnlichen Gelegenheitsbeleuchtungen konstruirt hat. Der Wagen ist sehr einfach und leicht gebaut und führt zwölf Batterien mit besonderer Zirkulationsvorrichtung mit sich. Er wiegt samt allem Zubehör an Wasser und Reservematerial im Ganzen eine fünfundzwanzig Zentner. Die Füllung der Batterien reicht nun ununterbrochen für eine Nacht aus und vermag ein Bogenlicht in der Stärke von zweitausend Normalkerzen zu erzeugen. Die Auffrischung der Batterien am andern Tag ist eine sehr leichte und rasche Arbeit und erfordert nur das Mitführen eines gewissen Vorrats von Kupfervitriol. Auf diese Weise kann der Wagen Nacht für Nacht ununterbrochen acht bis zehn Wochen lang benutzt werden, ohne abhängig zu sein von irgend einer der bisher zur Erzeugung eines größeren elektrischen Lichtes gebrauchten Maschine oder lebenden Kraft. Ein besonderer Vorteil dieses Beleuchtungswagens aber liegt darin, daß derselbe beliebig über Aecker und Wiesen gefahren werden kann, ohne daß eine Störung in der Leuchtkraft eintritt. Die Lampe selbst ist an einem scherenartigen Gestell aufgehängt, dessen Länge sehr leicht nach Belieben bis zu einer gewissen Grenze erhöht oder verkleinert werden kann, und ist außerdem nach allen Richtungen hin frei drehbar. Ein Parabolspiegel konzentriert das Licht in der Weise, daß noch in einer Entfernung von siebenhundert Meter gewöhnlicher Druck gelesen werden kann. Während die bisherigen derartigen Wagen zehntausend Franken kosteten und dennoch ihrem Zweck nicht vollauf genügten, kann der in Stuttgart verwendete für zweihundert Mark hergestellt werden.

Mit diesem Licht gelang es bei der erwähnten Uebung dem in der Stärke von zweihundert Mann ausgerückten Corps binnen einer Stunde das höchst coupirte Terrain nach strichweiser Erleuchtung von den in den verschiedensten Terrainfalten und Verstecken weit verstreut liegenden, fingirt Verletzten vollständig zu klären. Ein großer Kreis von geladenen Gästen und Zuschauern hatte sich eingefunden und folgte mit gespanntem Interesse dem ebenso neuen wie nützlichen und höchst lehrreichen Experiment. Es überragt diese vollkommen gelungene Uebung bei weitem alle bisher mit dem elektrischen Licht zu diesem Zweck angestellten Versuche, und es darf nach dem heutigen Stand der Elektrotechnik der eingeschlagene Weg als der allein richtige für den nächtlichen Feldsanitätsdienst bezeichnet werden. Nach dem Urteil eines bekannten und hochangesehenen Kriegschirurgen wird die Elektrizität in der Zukunft das wichtigste Moment für das Absuchen der Schlachtfelder bei der Nacht bilden, sowohl um die Toten mit Rücksicht auf die Verhütung von Seuchen möglichst schnell ordnungsmäßig begraben, als auch, und zwar in erster Linie, um die Verwundeten ohne Säumen bergen und in Pflege nehmen zu können. Indem wir diese Anschauung ganz und voll acceptiren, freuen wir uns, daß mit dem noch jungen, aber strebsamen württembergischen Sanitätscorps unter seinem tüchtigen Kommando sich abermals ein weiteres und wertvolles Glied der Kette jener Samaritercorps Deutschlands anreiht, welche dazu berufen sind, die Schrecken eines Krieges mit der Hilfe einer stets bereiten Nächstenliebe und dem Segen des Roten Kreuzes zu mildern.

Dr. K.

Neresheim.

(Hierzu das Bild S. 853.)

Abseits von den Eisenbahnen und fern dem Gewühl vielbegangener Heerstraßen liegt auf dem Härtsfeld, dem östlichsten Bezirk der schwäbischen Alb innerhalb Württembergs, das freundliche Oberamtsstädtchen Neresheim, überragt von den stattlichen, weitausgedehnten Gebäulichkeiten des gleichnamigen Schlosses.

Wer eine Gegend liebt, der, ohne selbst an den Wanderer hohe Anforderungen zu stellen, sich mit dem anspruchslosen Gewand stiller, friedlicher Schönheit begnügt, wer beschaulichen Sinnes die sich nicht unmittelbar aufdrängenden Reize eines köstlichen Erdenwinkels gern im Verborgenen aufsucht, den wird ein Besuch in unserem Härtsfeldstädtchen zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nicht gereuen. Aber auch wer vorerst den Weg dorthin nicht unter die Füße nimmt, wird sein Auge auf dem eigenartigen Reize der Landschaftsbilder, wie sie unsere Zeichnung wiedergeben versucht, auf der halb städtischen, halb ländlichen Häusergruppe mit den Zwiebeltuppen der Kirchtürme, mit den sanftverlaufenden Berglinien im Hintergrunde, auf der lauschigen Mühle am munteren Bache, auf dem vornehm ragenden Turm der Bergklosterkirche gern ruhen lassen.

Man kann Neresheim entweder, wenn man von Osten kommt, von der an der Ulm-Augsburger Linie liegenden Station Dischingen, oder von der im Brenzthal liegenden württembergischen Bahnstation Heidenheim, oder endlich, wenn man aus dem württembergischen Unterland kommt, über die frühere Reichsstadt Bopfingen (zwischen Aalen und Nördlingen) erreichen.

Verlassen wir die Bahnstation Bopfingen (höchst wahrscheinlich die alte römische Ansiedlung Opie) und lenken wir dem Ipf, einem der stattlichsten, auch für den Altertumsforscher höchst merkwürdigen Vorberge der schwäbischen Alb, den Rücken, so nimmt uns der Postwagen auf, der uns auf guter Straße in etwa anderthalb Stunden nach Neresheim bringt. Unterwegs haben wir Zeit, uns die Gegend zu betrachten, zuerst das fruchtbare, mit Dörfern belebte Ries, das in früheren Jahrhunderten zur römischen Provinz Rhätia gehört hat und den Schauplatz von Melchior Meyrs kernhaften Dorfgeschichten bildet. Dann geht's durch schattenkühle Tannenwaldungen, und endlich verrät schon aus ziemlich weiter Entfernung die stolze Kirchturmspitze von Stadt und Schloß Neresheim, die sich auf dem Ulrichsberg über die wellige Hügelebene emporreckt, das Ziel, dem wir zustreben.

Noch eine Biegung um die Bergecke, und das am Ursprung der in die Donau eilenden Egge oder Eggau liegende Städtchen selbst ist erreicht.

Neresheim — in dem mehrfach klingenden Namen steckt ohne Zweifel der Mannsname Ernst, wenigstens gab es zur Hohenstaufenzeit ein hier ansässiges adeliges Geschlecht von Ernstheim oder Nernestheim, spätere Urkunden schreiben Nöresheim — ist Sitz der Bezirksbehörden und zählt etwas über tausend vorwiegend katholische Einwohner, die neben landwirtschaftlicher Beschäftigung verschiedene Handwerke im Leinen treiben. Hervorragende Gewerbsthätigkeit entfaltet sich nicht im Ort, und so findet der Fremde hier, wiewohl er an den biederen Bewohnern von schlichtiger Vorkommenheit nichts bemerken wird, eine Ruhe und Stille, wie sie in der Hast und Unruhe unseres lärmenden Lebens und Treibens immer seltener wird und welche ihn beim Verein mit der nicht rauhen, aber kräftigsten, staubfreien Luft und köstlichem Trinkwasser die Grundlage für eine gedeihliche Sommerfrische bilden. Das Städtchen, obwohl ziemlich alt, hat überhaupt kein knuziges, mittelalterliches Aussehen, indem die drei Thortürme und die Stadtmauern bis auf dürftige Ueberreste in den letzten Jahrzehnten abgetragen worden sind.

Die nächste Umgebung ist recht hübsch, namentlich gegen Osten und Süden. Das hier in den Südabhang der Alb sanft einschneidende Flußthälchen ist an seinen Gehängen von frischen Wäldern belebt, und in der schmalen Thalebene schlängelt sich die klare, schilfumsäumte Eggau durch üppigen Wiesengrund an anmutigen Mühlen vorbei. Nach weiter abwärts wird das Thal sehr enge und zieht sich als eine malerische, von Felsen umkränzte Waldschlucht fort. Im Osten aber winkt der wohlgerundete Hügel, an und auf dem sich das Städtchen Neresheim samt dem großartigen Gebäudekomplex des früheren Klosters, jetzigen Schlosses Neresheim erhebt; und haben wir diesen Hügel ohne sonderliche Anstrengung oder vollends den Turm der ehemaligen Klosterkirche, von der unsere Abbildung in der oben linken Ecke noch eine kleine Sonderansicht zeigt, erstiegen, so eröffnet sich eine sehr umfassende Aussicht einerseits über das Härtsfeld, andererseits über die fruchtbare, dörfer- und städtereiche Donau- und Lechgegend, in deren fernem Hintergrund, vorausgesetzt, daß wir von der Witterung begünstigt sind, der schneeglänzende Kranz der Alpen sich majestätisch erhebt. Höchst sehenswert ist die Kirche selbst, die im wesentlichen in ihrer jetzigen Gestaltung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt, mit ihren sieben Kuppeln und ihren reichen, gewandt gemalten Fresken. Das Schloß, ursprünglich gräflich Dillingensches Adelssitz, wurde 1095 Chorherrenstift, dann hernach Benediktinerabtei und ging 1803 in die Schirmvogtei der Grafen von Oettingen über. Von 1764 an wurde es Reichsabtei, bis es im Jahr 1802 durch den Reichsdeputationshauptschluß dem Fürsten von Thurn und Taxis zugesprochen wurde. Jetzt sind die Haupt- und Nebengebäude des Schlosses den fürstlich Taxisschen Beamten eingeräumt. In die reichhaltigen Sammlungen, namentlich die Bibliothek, die es birgt, erhält man leicht Zutritt, und dort mag sich ein Freund gelehrter Forschung in die wechselreiche Geschichte des Klosters vertiefen. Wer aber kein Vergnügen vornehmlich in frischer Luft sucht, der mag die Umgebung durchstreifen und mit klopfendem Hammer das Gestein untersuchen, dessen Schichtung Oskar Fraas zu den interessantesten geognostischen Erscheinungen des Königreichs Württemberg zählt — hervorzuheben ist namentlich der polirfähige Neresheimer Marmor — oder er mag am Wegrain und Flußufer den Pflanzen und Kräutern nachgehen, die hier in abwechslungsreicher Mannigfaltigkeit zu finden sind.

Wer sich aber in einer Sommerfrische nicht gern mit Steinhammer oder Botanisirtrommel beschwert, dem bietet die nähere und fernere Umgebung eine wirklich überraschende Fülle lohnender Ausflugsziele, sei es, daß der Wanderer das Schweizerthal durchzieht, aus welchem unser zweites, der Kirchenanblick zur Seite gestelltes Sonderbildchen eine anmutige Partie wiedergibt, oder der „Ostnet“ in Utzmemmingen einen Besuch abstattet, darin vor ungezählten Jahrhunderten der von der Kultur wenig belekte Höhlenmensch und Höhlenbär gehaust haben, oder daß er die Reste „urgermanischer Befestigungskunst auf dem Ipf und dem Goldberg“ aufsucht, oder daß er auf den zahlreichen halbverwischten Römerstraßen den Spuren der Größe des ehemaligen Weltreiches nachgeht, oder daß er in den benachbarten Städten Bopfingen und Nördlingen Umschau hält, oder die Ruinen und Schlösser Katzenstein, Baldern, Taxis (Trugenhofen) und Kapfenburg erklettert, oder im wildreichen Park von Duttenstein tiefsten Waldfrieden atmet.

Ist dann der Wanderer, der honigsammelnden Biene gleich, mit einer reichen Ausbeute neuer Eindrücke in das Eggaustädtchen heimgekehrt, so wird er ihren Bewohnern, die mit großer Rührigkeit bestrebt sind, die Vorzüge Neresheims ins rechte Licht zu rücken, gerne zugeben, daß auch das Härtsfeld viel Schönes und Interessantes bietet und die Nymphe der Eggau, deren Gebiet bis jetzt unter dem unverdienten Ruf einer gewissen Einödnigkeit gelitten hat, wird ihn über kurz oder lang zu erneutem Besuche locken.

Paul Lang.

Das große Frühlingsfest im Wiener Prater.

(Hierzu das Bild S. 854.)

In Wien versteht man, Feste zu arrangiren und sich bei denen zu unterhalten, das ist eine bekannte Sache. Die Zeiten sind zwar gerade jetzt nicht eben glänzende, auf allen Seiten wird geklagt über geschäftliche Stockung, über Mangel an Arbeit und Verdienst, aber deshalb haben sich die auf verschiedenen Seiten gehegten Befürchtungen, daß ein großartiges, auf die Beteiligung fast der ganzen Bevölkerung berechnetes Fest sehr leicht fehlschlagen könnte, doch als unbegründet erwiesen. Die Veranstalter des großen Frühlingsfestes, das zwei Tage lang, am 29. und 30. Mai, die ganze Reichshaupt- und Residenzstadt in Atem hielt, und an ihrer Spitze die Seele der ganzen Unternehmung, die begabte und geistsprühende Fürstin Pauline Metternich — sie kannten ihre Wiener und haben sich in ihren Voraussetzungen nicht getäuscht. Der Wiener ist kein Spielverderber; wo es eine Unterhaltung gibt, ist er gern dabei, und dafür bringt er auch leicht ein Opfer ohne sich viel zu besinnen. Die Teilnehmer an dem Feste waren nach hunderttausenden zu zählen; bei der Unterhaltung ging es oft recht lustig und laut zu — es gab ja unter anderen Genüssen und Merkwürdigkeiten auch eine große Bierausstellung mit Festhallen — und trotz alledem sind die zwei Tage verlaufen, ohne daß die Chronik des Polizeirapportes auch nur um einen halbwegs nennenswerten Exzeß oder Unglücksfall bereichert worden wäre. Da drängt sich eine Viertelmillion Menschen, und es gibt keinen Unfall; so viel Lustigkeit und Ausgelassenheit beisammen, und keine einzige Rohheit, — wahrlich, wenn man die ganze liebenswürdigkeit des Wiener Volkes kennen lernen will, dann muß man es bei einem jener großen Feste beobachten, die es mit so unvergleichlich harmloser Lebensfreudigkeit zu begehen weiß.

Doch erzählen wir hübsch der Reihe nach, auf daß der freundliche Leser, der nicht bei dem Feste selbst war, nicht schließlich konfus werde. Also die Fürstin Metternich hat es sich in der letzten Zeit in den Kopf gesetzt, einigen humanitären Institutionen gründlich auf die Beine zu helfen, und gleichzeitig, weil die Zeiten gar so schlecht sind, auch etwas Geld unter die Leute zu bringen. Sie hat ihren eigenen Kopf, und wenn sich dann die den Kopf aufsetzt und sich etwas in diesen Kopf setzt, dann setzt sie es auch durch, darauf kann man — können ganze Generationen Gift nehmen. Die Generalprobe zu dem großen Frühlingsfeste bildete

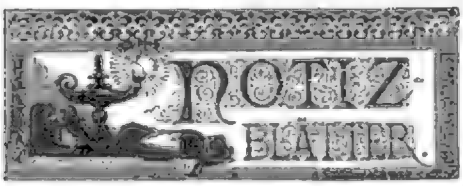
die vor einigen Wochen im Palais Schwarzenberg abgehaltenen Aristokratenvorstellungen. Da zwang sie die gesamte österreichisch-ungarische Aristokratie, zu spielen, zu singen und zu tanzen, wie sie wollte. Das Ergebnis für wohlthätige Zwecke war damals ein sehr bedeutendes. Nun hatte sie ihre Kräfte erprobt und nun konnte das bedeutend größere Werk in Angriff genommen werden. Der Gesellschaft vom „Weißen Kreuze", dem Verein zur Errichtung von Seehospizen und der Poliklinik sollten reiche Einnahmen zugeführt werden, und gleichzeitig galt es, tausenden von Gewerbsleuten Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen. Es wurde ein Programm entworfen, das an Reichhaltigkeit und Kühnheit nichts zu wünschen übrig ließ, und der große Plan gelang — das Wetter war dem Unternehmen günstig.

Nachdem durch eine große Razzia der Prater von allen Gratisblitzern gesäubert und dann gehörig abgesperrt war, wurden am Samstag den 29. Mai, morgens um sechs Uhr, die Kassen eröffnet, und schon des Morgens begann das Volk zuzuströmen, um sich gute Observationsposten zu sichern für den von drei bis sechs Uhr währenden Blumencorso. Dieser Corso war unstreitig der Glanzpunkt aller Festlichkeiten. Man denke sich an dreitausend blumengeschmückte Wagen, die von blumengeschmückten Pferden gezogen werden, in den Wagen wundervolle Frauen in wundervollen Toiletten, ebenfalls mit Blumen geschmückt und außerdem mit reichem Blumenvorrat versehen, um duftige Grüße ausstreuen zu können; ferner die Herren in den geschmückten Wagen (undekorirte wurden gar nicht eingelassen), in den Wagen, die oft hochaufgetürmte Lasten von Sträußchen beherbergten, die galant den Damen zugeworfen wurden; das alles in einer unvergleichlich herrlichen Allee — und man wird zugeben, daß die Phantasie kaum ein liebenswürdigeres und hübscheres Bild auszusinnen vermag.

In der Rotunde gab es sechzehn Glückshafen, vor welchen die reizendsten Damen Wiens ihren Freunden das Geld zu wohlthätigem Zwecke aus der Tasche schmeichelten. Außerdem gab es noch ein großes Damenfechten mit wirklichen Säbeln, Degen, Florets und Dolchen, dann Produktionen von Volkssängern, von Athleten und Gesangvereinen.

Der zweite Tag brachte Konzerte zahlreicher Militärkapellen; komische sportliche Vergnügungen, so ein Wettfahren einspänniger Droschken (Comfortables), ein Ponywettreiten; sodann ernst zu nehmende Produktionen und Konkurrenzen von Bicyclisten, einen Wettlauf von Schnellläufern und so weiter. Man konnte sich auf einer Bauernhochzeit oder in einem Zigeunerlager vergnügen, oder einem Konzerte von vierzehnhundert Sängern lauschen. Wieder gab es ein Damenfechten, wieder athletische Vorstellungen, dann ein prachtvolles Feuerwerk und zu allerletzt einen fröhlichen, gemeinschaftlichen Ausmarsch aus dem Prater.

Als Nassr-Eddin, der Schah von Persien, im Jahr 1873 in Wien weilte und da einige Feste mitmachte, schrieb er in sein Tagebuch: „Es war gottlob recht angenehm." Wir wissen auch nichts besseres zu sagen: es war gottlob recht angenehm!



Literatur.

— **Eine für den Romanleser wie für den Literaturforscher** gleich interessante Lektüre bietet „Räuber und Schwaben", eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit von Paul Lang. Es war dem Verfasser darum zu thun, die für Schiller so wichtige Zeit von der ersten Aufführung der „Räuber" bis zur Flucht aus Stuttgart geschichtlich treu und doch mit anmutiger, einheitlicher Erfindung darzustellen. Die ganze Handlung dreht sich hauptsächlich um den Streit, in welchen Schiller durch seine Aeußerung, Graubünden sei ein Spitzbubenklima, verwickelt wurde. Im Vordergrunde stehen der Garteninspektor Walter von Ludwigsburg und seine Tochter Philippine, für deren Zeichnung dem Verfasser Quellen zu Gebote standen, die sonst dem Literaturhistoriker und Erzähler nicht zugänglich sind. Bisher ist der Garteninspektor Walter als gehässiger Angeber Schillers kurzer Hand abgethan worden, hier zeigt er sich als ein durchaus anderer, als er bisher geschildert wurde. Der Stoff ist ein ähnlicher wie der in „Schillers Heimatjahren" von Hermann Kurz und den „Karlsschülern" von Laube, wird hier indes durchaus selbständig behandelt und fesselt deshalb nur um so mehr.

— **Auf italienischem Boden, in Tivoli und Rom,** spielt eine im Verlag von Bonz & Comp. in Stuttgart erschienene Novelle: „Fenella" von Alfred Graf Adelmann. Es ist die Herzensgeschichte eines deutschen Bildhauers, „Antonio", der in einem Mädchen aus dem Volk, Fenella, eine ihm an Geist und Gemüt ebenbürtige Gattin findet. Die landschaftliche Schilderung ist vortrefflich, auch der Kampf zwischen sinnlicher und edlerer Liebe in Antonios Brust ist kraftvoll und lebenswahr geschildert. Sonst finden sich in der Durchbildung der Fabel freilich auch manche Schwächen, wie zum Beispiel Hugo, der Freund Antonios, gegen den Schluß hin selbst als Nebenfigur viel zu sehr zurücktritt.

— **Berlin ist Weltstadt geworden, es hat jetzt seine Mysterien** und seine sozialen Abgründe wie London und Paris, das beweist deutlich und besonders ein unscheinbares, jedoch hoch interessantes Buch, welches den Titel trägt: „Die Verbrecherwelt von Berlin" von O. Z. (Berlin, Guttentag). Es sind dies Essays, die ursprünglich in der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" gestanden und jetzt, zu einem stattlichen Bande vereinigt, eine originelle und zugleich gewichtige Publikation bilden. Das Publikum erhält hier Einblicke in Verhältnisse, die, wie kaum andere, von hoher sozialer Bedeutung sind und den meisten Lesern in ihren Eigentümlichkeiten völlig fremd sein dürften. An der Hand des kundigen Verfassers, der wohl den Kreisen der höheren Polizeibeamten angehört, werden wir in diesem Buche geführt in die Gerichtssäle und wohnen dem Prozeß des Frauenmörders von Frohschen, Lidbes, mit allen Enthüllungen, die dieser gebracht hat, bei; dann entwickelt der Autor vor uns die Entstehungsursachen, Lebensweise und Organisation der verschiedenen Verbrecherkategorien, widmet ein besonderes Kapitel der Diebeswelt, schildert eine ganze Reihe von „Spezialitäten" auch aus den Reihen des schönen Geschlechtes und schließt mit einem sehr beachtenswerten Versuch, die Mittel zur Abwehr und Bekämpfung dieser Weltstadtauswüchse darzulegen. Dies Buch gewährt neben dem Interesse, das im Stoff schon liegt, gerade nach der Richtung des Sozialen hin eine überaus anregende, hie und da sogar ergreifende Lektüre und wird in allen Kreisen aufmerksame Leser finden.

— **Die große Frische wie die Anschaulichkeit, mit der Max Eyth** zu schildern versteht, sichert seinen Schriften ein langes Leben; dazu kommt noch der Beruf des Autors, welcher seinen Blick für Dinge und Zustände geschärft hat, die anderen Touristen völlig entgehen oder unverständlich bleiben. Somit nimmt das Wanderbuch Eyths, dessen zweiter Band, „Amerika" (Heidelberg, Winter) uns jetzt vorliegt, eine besondere Stelle in der Reiseliteratur ein. Eyth ging als Maschinenmann nach der neuen Welt, als praktischer Ingenieur, und seine Erlebnisse in New-York, Kentucky, New-Orleans, Missouri, Albany bilden den Hauptinhalt des in Briefen verfaßten Buches. Man erhält hier tiefe Einblicke in das gesamte soziale, merkantile und landwirtschaftliche Leben der Nord- wie der Südstaaten, und vor allem sind die Kämpfe, welche der Autor mit seinem Dampfpfluge durchmachen muß, ebenso ergötzlich wie instruktiv. Der Autor hat viel Humor und seine zwanglose und doch sehr pointirte Art zu erzählen mutet an und macht großen Eindruck. Es ist die Wahrheitsliebe, die auf jeder Seite uns entgegentritt, der gesunde Sinn, die hohe Intelligenz eines echt deutschen, tüchtigen Mannes, was dem Buche sein eigenartiges Kolorit verleiht. Diese Wanderungen sind keine Buchmacherei, sondern wirkliche, geistvolle und überaus scharfe Spiegelungen amerikanischer Zustände.

— **Der Jahrgang 1888 von O. Hübners „Statistischer Tafel** aller Länder der Erde", herausgegeben unter der Redaktion des Professor von Juraschek, ist jetzt erschienen (Frankfurt, Rommel). Er enthält die neueste Aufstellung über Geburtsjahr und Regierungsantritt des Staatsoberhauptes, Regierungsform, Flächeninhalt, Bevölkerung, Einwohner, Staatseinnahmen und -Ausgaben, Schulden, Papiergeld, Banknoten, Armee auf Friedens- und Kriegsfuß, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Eisenbahnen und Telegraphenlinien, Münzen, Gewichte und Maße, Ausfuhrerzeugnisse, Hauptstädte und wichtigste Orte nebst Einwohnerzahl aller Länder der Erde. Die Tabelle ist in zwei Abteilungen und in größerer Schrift als früher gedruckt.

Bildende Künste.

— **Kaiserin Augusta hat den Porträtmaler Franz von Lenbach** beauftragt, für sie ein Bild der Königin von Italien zu malen. Die Königin Margaretha hat in Begleitung ihrer Hofdame das Atelier des berühmten Künstlers mehrmals besucht, um ihn in den Stand zu setzen, diesen Auftrag auszuführen.

— **In die Sachverständigenkommission, die beim Ankauf von** Kunstwerken für den Staat dem preußischen Kultusminister beratend zur Seite steht, sind die nach der Reihe ausscheidenden Mitglieder für die nächsten drei Jahre von dem Senat der k. Akademie der Künste wiedergewählt worden. Es sind dies der Präsident der Akademie Professor Karl Becker, Baurat Ende und die Professoren Geselschap, Eilers, Schrader, Siemering, Albert Wolff und der Architekt von Großheim, ferner als Ersatzmänner die Professoren Gentz, Schaper und Baurat Heyden.

— **In München ist vor kurzem ein neues Panorama: „Die** Kreuzigung Christi" von Bruno Piglhein eröffnet worden. Das Kunstwerk stellt Golgatha dar mit dem Heiland und den beiden Schächern am Kreuz in dem Augenblick, in welchem Christus sterbend seinen Geist dem Vater empfiehlt. Vor allem ist, wie Münchener Berichte betonen, der landschaftliche Teil großartig und mit unendlichem Fleiß ausgeführt. Aber auch den zahlreichen Gestalten ist die höchste Aufmerksamkeit zugewandt, sie sind scharf charakterisirt, wie in den Umrissen und in der Gewandung, so auch in Miene und Bewegung, so daß es kaum der textlichen Erläuterung bedarf, um über die Bedeutung nicht nur jeder Gruppe, sondern auch jeder Person in den einzelnen Gruppen sich klar zu werden. Der Eindruck des Ganzen ist weihevoll und ernst, die Verbindung der plastischen Darstellung mit dem eigentlichen Bilde mit höchstem Geschick durchgeführt und nur bei großer Aufmerksamkeit zu erkennen. Bei der Ausführung wurde Piglhein von den Malern Frosch, Krieger, Heine und Block unterstützt, von welchen die beiden erstgenannten auch an seinen Studien an Ort und Stelle in Jerusalem teilnahmen.

— **Ein japanischer Maler, Kotsi mit Namen, befindet sich gegenwärtig** zu seiner Ausbildung auf der Berliner Akademie der Künste. Es wird ihm Talent und besonders ein außerordentlicher Fleiß nachgerühmt. Kotsi gehört zur Privatklasse des Professors Paul Thumann, die namentlich von ausländischen Akademikern viel besucht wird.

Musik.

— **Wir brachten vor einiger Zeit die Mitteilung, daß man** auf Grund des Kongreßgesetzes „gegen Einfuhr von Arbeitern unter Kontrakt" die Landung deutscher Musiker, welche mit einem amerikanischen Impresario den Vertrag abgeschlossen, in der Union zu konzertiren, zu hindern beabsichtige. Nach einer jüngst ergangenen gerichtlichen Entscheidung findet jedoch jenes Gesetz auf Musiker keine Anwendung und kann die Landung also nicht verboten werden.

— **Die Nachfrage nach berühmten alten Geigen ist in den letzten** Jahren immer größer geworden, weil nicht nur Musiker trachten, in Besitz eines derartigen Schatzes zu kommen, sondern auch die Sammler sich jetzt auf Seltenheiten geworfen haben und mit Leidenschaft darnach streben, derartige Berühmtheiten ihr eigen nennen zu können. Da dürfte es denn interessiren, daß der bekannte Erfinder der Tonschraube, der Instrumentenbauer Sprenger in Stuttgart, auf einer seiner „Entdeckungsreisen" eine ganze Sammlung derartiger alter, kostbarer Geigen aufgefunden und erworben hat. Sprenger wird diese Instrumente mit sorgfältigster Bewahrung ihres originellen Wesens jetzt renoviren. An Liebhabern dürfte es da nicht fehlen.

Bühne.

— **Im Münchener Hoftheater erzielte eine komische Oper:** „Malawika" von Felix Weingartner, einem der begabtesten Jünger Wagners, bei seiner ersten Aufführung einen großen Erfolg. Der Text ist nach einem indischen Stoffe von dem Komponisten selbst verfaßt, aber weder dieser noch die Komposition rechtfertigen die Bezeichnung „Komödie". Das neue Werk, vom Anfang bis zu Ende interessant, enthält indes viele anmutige und schöne Stellen, die Herz und Geist des Zuhörers lebhaft beschäftigen, und diese fesselnden Nummern reihen sich von Akt zu Akt dichter aneinander, so daß der zweite tiefer und nachhaltiger als der erste wirkt, der dritte noch kräftiger und erwärmender als die beiden ersten sich entwickelt und ausklingt. Bemerkt wurden die vielen Anklänge an Wagner. — Fast gleichzeitig gab auch das Residenztheater zwei Stücke in erster Aufführung und zwar die beiden Lustspiele: „Unter vier Augen" von Ludwig Fulda und „Der Schierling" (La ciguë) von Emil Augier. Das letztere, obgleich meisterhaft von Arthur Fitger übersetzt und für die Bühne bearbeitet, schlug des fremdartigen Stoffes wegen nicht völlig durch; um so mehr gefiel das ihm vorangehende Fuldasche Werkchen. Der sorgfältig gearbeitete und gut ausgezeichnete Einakter erhielt das Publikum in so lebhafter und andauernder Heiterkeit, daß der Autor und die Darsteller viermal herausgerufen wurden.

— **Der „Mikado", die japanische Operette von Gilbert und** Sullivan, mit welcher die englische Operngesellschaft des Direktors D'Oyly Carte ihr Gastspiel durch Deutschland am 2. September in Berlin eröffnet, wird demnächst im Savoytheater in London ihre fünfhundertste Aufführung erleben. Dabei scheint die Anziehungskraft der Oper noch immer nicht erschlafft zu sein. Die beiden in den englischen Provinzen reisenden Gesellschaften desselben Direktors haben die Operette bereits mehr als siebenhundertmal zur Darstellung gebracht; in New-York hat man sie zweihundertundfünfzigmal gegeben, und in den Staaten der nordamerikanischen Union haben verschiedene reisende Truppen, von Carte autorisirt, schon mehr als 1100 Aufführungen des Mikado registriren können. Einschließlich der in Australien veranstalteten 150 Aufführungen sind also bereits mehr als 2600 Vorstellungen dieses Bühnenwerkes in Scene gegangen.

— **Ein neues Volksstück mit Gesang von Franz Hilzert, betitelt:** „Der Bauernbaron", gelangte am Plagwitzer Sommertheater in Leipzig zur erstmaligen Aufführung und errang einen vollständigen Erfolg. Das Stück schildert mit wahren, kräftigen Farben das Volksleben der oberbayrischen Bauern. Der „Bauernbaron" selbst aber ist einer von jenen dunklen Ehrenmännern, die, auf die Dummheit der Bauern spekulirend, sie in Unternehmungen ziehen, die bald dem Ruin entgegengehen und den harmlosen Bauer, der sich ahnungslos den Machinationen der großen Herren hingab, an den Bettelstab bringen. Das Stück wurde von der Presse ebenso günstig als vom Publikum aufgenommen und wird allgemein als eine willkommene Bereicherung des dramatischen Marktes bezeichnet.

— **Der Antrag der drei Bühnenleiter Pollini, Claar und Hofmann,** welcher ein einheitliches und entschiedenes Vorgehen gegen vertragsbrüchige Künstler bezweckt, hat bei den Intendanten und Direktoren des deutschen Bühnenvereins fast überall eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Die nächste Direktorenversammlung wird sich mit der ganzen Angelegenheit noch eingehender beschäftigen. Die Bühnen folgender Städte sind unter anderen dem Beschluß beigetreten: die Hoftheater Berlin, Wiesbaden, Hannover, Kassel, Dresden, München I., Darmstadt, Weimar, Karlsruhe, Braunschweig, Schwerin, Dessau, Gotha und Oldenburg, die Stadt- und Privattheater: Deutsches Theater und Walhalla Berlin, Hamburg, Leipzig I., Frankfurt, Breslau I. und II., Köln, Bremen, Petersburg, München II, Leipzig II, Freiburg, Basel, Zürich, Königsberg, Stettin, Posen, Lübeck, Nürnberg, Regensburg, Düsseldorf, Hanau, Chemnitz, Straßburg, Koblenz, Görz, Würzburg-Kissingen, Amsterdam und Magdeburg.

Kultur und Wissenschaft.

— **Professor Fol in Genf, der Entdecker der Tollwutbakterien,** teilte in einer Sitzung der Genfer «Société de Physique et d'Histoire naturelle» mit, daß nach erneuter Kultur der Mikroben es ihm gelungen sei, die Tollwut auf gesunde Tiere zu übertragen. Er hat auch an Pasteur die Gehirnmasse einer so geimpften Ratte geschickt, und Pasteur stellte fest, daß dieser Stoff, anderen Tieren eingeimpft, in ihnen die Tollwut hervorrief. Das Zentrum der Wirkung des Wutgiftes ist im Gehirn und Rückenmark zu suchen. Die Giftigkeit des Speichels zeigt große Verschiedenheiten und das Blut ist vollständig unschädlich. Die Verbreitung der Wut, meint Fol, geschieht daher nicht durch das Blut, sondern peripherisch durch die Nerven und Lymphwege. Was die Heilung betrifft, so ist Pasteur der Ansicht, daß das Ausbrennen der Wunde die Aussichten, der Krankheit zu entgehen, verbessert, wenn es auch keine völlige Sicherheit bietet. Fol dagegen glaubt, daß durch das Glüheisen nur schwer alle Punkte erreicht würden, zu denen das Gift gelangt, und daß die flüssigen Desinfektionsmittel, da sie besser in die Gewebe eindringen, bessere Ergebnisse liefern. Fol ist gegenwärtig damit beschäftigt, in dieser Richtung Versuche anzustellen.

— **Der österreichischen Akademie der Wissenschaften wurde durch** das Mitglied Professor Hartel ein interessanter Fund des jungen österreichischen Gelehrten Dr. E. Hauler auf der Pariser Bibliothek mitgeteilt. Dr. Hauler fand nämlich in einem Codex aus Orleans, welcher zahlreiche Reste alter patristischer Handschriften vereinigt, unter einem Hieronymustext auf zwei Blättern neue Bruchstücke von Sallusts Historien. In mehrmonatlicher Arbeit hat Hauler Teile aus einem Briefe des Pompejus an den römischen Senat, sowie ein Stück der sich daran im Senat knüpfenden Verhandlung entziffert. Andere Bruchstücke enthalten Ferneres aus den Kämpfen des Pompejus und Sertorius und aus dem Feldzuge des P. Servilius Isauricus gegen die Seeräuber, und man hofft, noch weiteres aus dem alten Geschichtschreiber zu retten.

— **Auch in Würzburg wurde in der dortigen Universitäts**bibliothek vor kurzem ein wichtiger Handschriftenfund gemacht. Studienlehrer Dr. Schepß hat nämlich in einer aus dem fünften Jahrhundert stammenden Uncialhandschrift elf Traktate entdeckt, in welchen der bisher als verloren geltende Schriftsteller Priscillian mit unverkennbarer Gewißheit vorliegt. Priscillian ist der erste, welcher im Jahre 385 zu Trier auf Befehl des Tyrannen Maximus als „Ketzer" hingerichtet wurde.

— **Die Fusionsverhandlungen der vom allgemeinen deutschen** Schriftstellerverband und dem Schriftstellerverein (Stuttgart) in Berlin zusammen tagenden Delegirten waren vom besten Erfolge gekrönt, indem die Vereinigung beider Parteien zum Beschluß erhoben wurde. Anwesend waren: Dr. Robert Schweichel, Dr. Zierassen, Dr. Zernin, Hofrat Maximilian Schmidt, Dr. Kalischer, Dr. Heiberg und Major Hilder. Für die nächste im September stattfindende Generalversammlung ist München in Aussicht genommen.

Industrie und Verkehr.

— **Reiche Goldfelder sind im Kimberleydistrikt im äußersten** Norden von Westaustralien aufgefunden worden. Wie unterm 12. April aus Derby gemeldet wird, sind dort bereits zahlreiche Leute eingetroffen, welche sich nach dem neuen Goldgebiet begeben wollen. Die große Schwierigkeit besteht nur in dem Mangel einer Verbindung zwischen den Goldfeldern und der Küste, da der Weg außerordentlich beschwerlich und der Transport nur mit allergrößter Mühe zu bewerkstelligen ist. Man macht daher den Versuch, eine neue Route aufzufinden, von der man hofft, daß sie bequemer sein wird als die bisherige Straße. Eine weitere Schwierigkeit besteht in dem Mangel an Trinkwasser, das sich unterwegs sehr spärlich findet. Die eingeborenen Buschmänner sollen sich feindselig gesinnt zeigen, auch soll das Fieber in der Gegend herrschen. Unter diesen Umständen rät die australische Presse allen Leuten, die nicht viel Geld und genügend Lebensmittel haben, davon ab, das neue Goldgebiet aufzusuchen.

— **Nach dem Muster des Louvre in Paris soll Berlin jetzt** einen Weltbazar erhalten, in welchem alles nur Erdenkliche zu haben sein wird. An der Spitze des Unternehmens werden die ersten Berliner Bankfirmen genannt. Der Plan geht von einem in Berlin lebenden Griechen aus. Das Terrain dafür soll schon erworben sein.

— **Einen stattlichen Band füllend, liegt uns jetzt das deutsche** „Reichskursbuch" (Berlin, J. Springer) vor. Das Werk erscheint in monatlichen Neuausgaben und enthält eine Uebersicht der Eisenbahn-, Post- und Dampfschiffverbindungen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, sowie auch der bedeutenderen Verbindungen der übrigen Teile Europas und der Dampfschiffverbindungen mit außereuropäischen Ländern. Das Werk wird im Kursbureau des Reichspostamtes bearbeitet, läßt demnach an Sorgfalt und Richtigkeit nichts zu wünschen übrig, das Format, mehr dem Länglichen sich zuneigend, ist sehr praktisch. Es ist übersichtlich gedruckt, man findet schnell, was man sucht, jede Abteilung des Buches ist zudem noch besonders geheftet, so daß man einzelne Teile für bestimmte Gebiete herauslösen kann, und die Karten und Kärtchen sind eine sehr erwünschte Beigabe. So möge denn hiermit die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies Reichskursbuch gelenkt sein.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Ueber den Waldmeister wird der „Gewerbezeitung" folgen**des mitgeteilt: „Der herrliche Geschmack des Maitrankes brachte mich auf den Gedanken, daß dasselbe Aroma doch auch in der getrockneten Pflanze fortbestehen müsse; ich beschloß, einen Versuch zu machen, sammelte Waldmeister in der Blütezeit, riß die Blätter sorgfältig ab, so daß keine Stengel dabei waren, und trocknete diese Blätter in der vollen Mittagshitze auf Papierbogen, bis sie ganz zusammenschrumpften und schwarz wurden; dann hob ich sie auf. Eines Tages im Winter holte ich den Waldmeister hervor und bereitete ihn wie Thee zu — ich staune über dieses herrliche Aroma, die schöne goldbraune Farbe. Setze ich ihn Bekannten vor, so sind sie voll Lobes über das wunderbare Getränk und

wollen es nicht glauben, daß das getrocknete Waldmeister und nicht der frische aftatische Thee sei. Wer den Versuch macht, wird dasselbe Resultat finden. Vielleicht läßt sich der Waldmeister im großen kultiviren.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Leipzig fiel der Stiftungspreis an den** Graditzer „Bohemund“, der „Thronfolger“, „Gothelinde“ und „Mohr“ leicht abfertigte. Demselben Stalle fiel das Vereinsrennen durch „Karmoisin“ zu, während Jäcks „Pud“ das kurze Handicap im Feld von 6 und desselben „Rafaniß“ das lokale Jagdrennen heimbrachte. An Joos „Little Belle“ fiel das Grünnerrennen und das Verkaufsrennen, und das lange Handicap gewann Graf Schönburgs „Glückskind“ vor 4 Gegnern. In der Steeplechase des ersten Tages blieb der a. „The Mahdi“ und in der zweiten Rittmeister Graf Bismarcks a. „Schinderhannes“ im Feld von 11 Pferden Sieger.

— **Im weitern Verlaufe der Wiener Rennen gewann Baron** Springers „Buk-a-doo“ das Buccaneerrennen vor „Matador“ und „Jewel“, „Tarazona“ das Taurushandicap im Feld von 8 und „Matador“ das Buggerennen vor „Leder“. Die große Wiener Steeplechase fiel an Baltazzis „Woodman“, vor „Mücetz“ und 3 anderen Pferden und Graf Schmettows „Nitlot“ lief im Wunschhürdenrennen zweiter zu „Red hot“. Die beiden Schillingerischen Pferde, welche mit „Nitlot“ aus Deutschland gekommen waren, liefen ohne Erfolg. Den Zweijährigen gewann „Camia“ das Handicap im Feld von 8 und „Julanza“ das Vereinsrennen der Stuten.

Gestorben.

— Bartley Campbell, bekannter amerikanischer Bühnenschriftsteller, am 22. Mai, in New-York.

— Robert Bentley Seeley, Haupt der Firma Seeley & Comp., Nestor der englischen Verleger, 89 Jahre alt, am 31. Mai, in London.

— James Stephenson, bekannter englischer Graveur, 77 Jahre alt, Ende Mai, in London.

— William Landsborough, Erforscher Australiens, Ende Mai, in Brisbane (Australien).

— John Kelly, der bekannte Führer der Tammanyhall-Demokraten in New-York, am 1. Juni, in New-York.

— Geheimer Hofrat Dr. Städhardt, der bekannte Chemiker, 75 Jahre alt, am 1. Juni, in Tharandt.

— Studienrat Dr. J. Müller, Konservator des Welfenmuseums in Herrenhausen, am 1. Juni, in Hannover.

— Wilhelm von Gmelin, Ehrenpräsident des Oberlandesgerichts in Stuttgart, 61 Jahre alt, am 2. Juni, in Stuttgart.

— Eduard Breier, Verfasser zahlreicher Wiener Volksromane, 75 Jahre alt, am 3. Juni, in Zaimitz bei Znaim.

— William White Cooper, berühmter englischer Augenarzt, am 8. Juni, in London.

— Ewald Mathaei, früher Redakteur der „Nationalzeitung“ und einflußreicher politischer Schriftsteller, 69 Jahre alt, am 4. Juni, in Meran.

— Abert, Chefredakteur des „Genfer Journals“, am 4. Juni, in Genf.

— Etatsrat von Thaden, früher Oberbürgermeister von Altona, 76 Jahre alt, am 5. Juni, in Braunschweig.

— Dr. phil. Friedrich Johann Frommann, Nestor des deutschen Buchhandels, der älteste der noch lebenden persönlichen Freunde Goethes, 88 Jahre alt, am 6. Juni, in Jena.

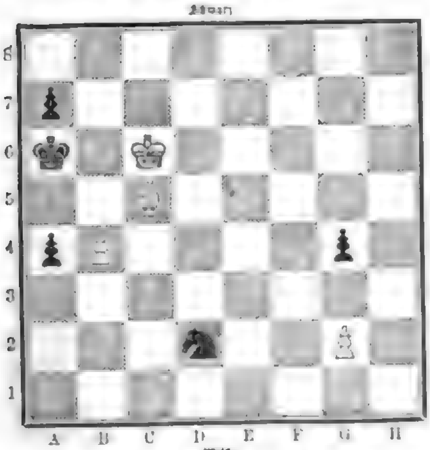
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 877.

Von Johann Berger in Graz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 878:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 8 — C 6	1) T. F 5 n. B 5.
2) S. D 5 — E 4	2) Beliebig.
3) T. G 4 — G 5 Matt.	
A)	
1)	1) K. E 5 — D 4.
2) S. C 6 — B 7 †	2) Beliebig.
3) Dame Matt. — Andere Spielarten leicht.	

Rätsel

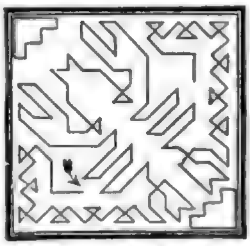
Rösselsprung Nro. 7.

wie	in	ver-	hei-	es	ken	die	für
bracht	zum	laß	es	hel-	ged'	faß	les
den-	ich	der	schwe-	len	dacht	bo-	ich
ging'	die	hab'	ler	wie	der	fel-	durch-
ich	ver-	zu	fern	ein	fei-	ich	wein
gan-	Au-	gern	sen	dert	und	mie	net
beim	nacht	die	hab'	und	Aro-	ist	hab'
dirt	ich	schaft	ge-	mis-	sta-	wo	ne-

Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches Juni auf Seite 821:

Die erwachte Rose.

Lyrisches Lied von Friedrich von Sallet.



Die Knospe träumte vom Sonnenschein,
Vom Rauschen der Blätter im grünen Hain,
Von der Quelle verlockendem Wogenfall,
Von süßen Tönen der Nachtigall,
Und von den Lüften, die kosen und schaukeln,
Und von den Düften, die schmeicheln und gaukeln.
Und als die Knospe zur Rose erwacht,
Da hat sie mild durch Thränen gelacht
Und hat geschaut und hat gelauscht,
Wie's leuchtet und klingt, wie's duftet und rauscht.
Als all ihr Träumen nun wurde wahr,
Da hat sie vor süßem Staunen gebebt
Und leis geflüstert: „Ist mir's doch gar,
Als hätt' ich das alles schon einmal erlebt.“

Auflösung des Silbenrätsels Seite 821:

Katzbach.

Bilderrätsel 39.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 821:

Männlich zu leiden, kraftvoll zu meiden,
Kuhn zu verachten, bleib unser Trachten.

Auflösung des Anagramms Seite 821:

Dien — Neid.

Briefmappe.

Moritz Sch. in W...ha. Georg Büchmann, der Herausgeber der „Geflügelten Worte“, ist tot; seine Witwe, Helene Büchmann, lebt als geschätzte Malerin in Berlin. — D. G. kein Theaterstück. — In Wien kennen wir kein Bureau der gewünschten Art. — Im übrigen besten Dank!

Unglücksvilz aus dem Süden. Lediglich Sage.

A. v. M. in K. Adresse: Berlin W., Hohenzollernstraße 9. Für alles andere müssen wir Sie an die unmittelbare Quelle verweisen.

Hrn. M. L. in Reval. Wir verweisen Sie auf die Briefmappennotiz in Nro. 33 unter Chiffre: „Frau D. v. W. in Ch. (France)“; der Preis für Zusendung unseres Journals von unserer Expedition aus beträgt pro Jahr ℳ 12 = Fcs. 17. 50 Cts.

Kunstfreundin in St. J. Daniel von Heil, geboren in Brüssel 1604, gestorben 1662, ist der ältere Bruder des als Maler namhafteren Jan Baptist van Heil. Im übrigen ist über sein Leben und seine Beziehungen zu anderen Meistern kaum etwas Zuverlässiges bekannt. — Murillo hat die unbefleckte Empfängnis nicht nur diese beiden, sondern mehreremale mit teilweise nur geringen Abweichungen gemalt. Solche Wiederholungen kamen bei den alten Meistern häufig und kommen auch bei den jetzt lebenden nicht selten vor, in vielen Fällen veranlaßt durch die Wünsche der Besteller, die ein ganz ähnliches Bild zu besitzen wünschen wie dasjenige, das sie bei dem Herrn Soundso oder in dieser oder jener Galerie gesehen haben.

Heinrich L. in P. Aus den Zimmern vertreibt man Ameisen durch Mohnöl, Terpentin, Petroleum oder andere starkriechende Stoffe; in den Gärten dagegen werden diese Tiere von allen Naturkundigen als sehr nützlich erachtet.

Schwarzäugige Belagena aus Siebenbürgen in St. 1) Berlin W., Wilhelmstraße 19. Versuchen Sie es! 2) Das ist Geschmacksache. In einer Musikalienhandlung oder der mit einer solchen verbundenen Leihanstalt erhalten Sie leicht das beste Verzeichnis zur Auswahl. 3) Folgen Sie dann der Stimme Ihrer Empfindung und der guten Erziehung, die Sie ohne Zweifel erhalten haben.

Rudolf Sch. in Wien. Durch jede Buchhandlung erhalten Sie darüber mit Leichtigkeit Aufschluß.

von B. in Marsa. Die von Ihnen gewünschten Anleitungen zur Bereitung und vorteilhaften Aufbewahrung verschiedener Kräuterwein würden an dieser Stelle viel zu weit führen.

J. H. in Jägerndorf. Leider nein!

Dr. A. in Agram. Wir verweisen Sie nachträglich noch auf die lateinischen und griechischen Unterrichtsbriefe von Dr. Boot-Arlaff (C. A. Kochs Verlagshandlung, Leipzig).

Abonnent in K. In den zahlreich erschienenen Sammlungen von Gelegenheitsgedichten finden Sie reiche Auswahl von derartigen Versen.

Blumenfreund in K. Die Bezeichnung „laues Wasser“ ist in der That sehr dehnbar. Um Oleander und Granatbäume, die nicht von selbst blühen wollen, im Frühsommer zu fördern, begießen Sie dieselben am besten mit Wasser, das nicht über 50° R. warm ist.

Frau Pauline L. in H. Die Cottaische Prachtausgabe von Scheffels „Waldeinsamkeit“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) kostet elegant kartonirt nur 4 Mark; es ist dies der Vorzugspreis, auf welchen Sie als Abonnentin unseres Journals ein Anrecht haben.

G. J. in Odessa. 1) Zur Darstellung von Albumin aus Blut filtrirt man das geronnene Blut auf Drahtsieben und verdunstet das Filtrat in gelinder Wärme. Die Gerinnung des Blutes, welche fast unmittelbar, nachdem es den Tierkörper verlassen hat, beginnt, muß bei vollkommener Ruhe der Flüssigkeit erfolgen. Bezüglich der Einzelheiten des ganzen Verfahrens verweisen wir Sie auf die betreffende Fachliteratur. 2) Nach Gerüchten aus Paris will man daselbst ein Substitut für Eigelb zur Geschmeidigmachung von Leder gefunden haben. Bestimmtes hierüber ist indes noch nicht bekannt.

Verehrerin von L. K. Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß diese Gedichte uns nicht vor Augen gekommen sind.

K. Oberle in Dresden. Ihre Begeisterung für eine verkannte Kunst und ihre Priesterinnen schießt zu heftig über das Ziel hinaus, als daß wir ihr das Wort leihen könnten.

Heferdank. Ihr Anliegen gelangte leider zu spät an uns. Das Gedicht ist längst unter Ihrem vollen Namen, den Sie ja selbst beigefügt hatten, zum Abdruck gelangt. Warum auch wollen Sie ihn verschweigen?

O. M. in Sch. Keine „verzeihende Feder“ haben wir für Sie in petto, wohl aber die Nachricht, daß wir an Aehnlichem in der That bereits Ueberfluß besitzen.

Fescher Wiener in London. Photographische Kabinetsbilder jener Wiener Frauen in unserer Nummer 35 können Sie von J. Löwy, k. k. Hofphotograph in Wien, beziehen.

A. C. in Amersfoort. Bei C. F. Bank, Bielefeld.

Alte Abonnentin in B. In dem von Martin Kreß, Gärtner in Stuttgart, Hauptstätterstraße 13, für ca. 3 ℳ zu beziehenden Buch: „Anleitung zu Anbau, Ernte und Verwendung der Arzneipflanzen, mit 26 Bildertafeln“, finden Sie das Nötige. — Arzneipflanzen können Ihnen die Apotheker in Ihrer Nähe nennen.

Unwissende in Schlesien. 1) In solchem Falle ist es dem Herkommen nach zunächst an Ihnen, einen Besuch abzustatten. 2) Darüber herrschen an verschiedenen Orten sehr verschiedene Gebräuche. Vielfach, namentlich in großen Städten mit lebhaftem Verkehr, gilt die Regel, stets nach rechts auszuweichen. Andernteils soll der Herr der Dame stets die Häuserseite lassen und ihr zuvorkommend nach der Fahrstraßenseite hin ausweichen. Als Dame einer andern Dame gegenüber können Sie es beliebig halten. 3) Ein fremder Arm ... der Dame des Hauses erscheint in solchem Falle keineswegs als geboten.

Mehrere Abonnenten in Harburg. Sie finden diese Nummern (für Band, Heft und Nummer) jetzt in den Ecken links unten, wo sie Ihnen, sobald Sie nur freundlichst darauf achten wollen, die scheinbar vollständig ersehen werden.

G. H. 1) Vermutlich handelt sich's da um Stockflecke, zu deren Beseitigung man die betreffenden Stellen mit Chlorwasser betupft und dann mit reinem Wasser abspült, worauf man das Blatt sorgfältig trocknet und schließlich mit einem erwärmten Eisen vorsichtig glättet. 2) Werden Sie unter Gesundheitspflege finden.

Alter Indier. Sie haben ganz recht, die Bezeichnung der mittleren Abbildung auf Seite 793 als Kokosnußbaum dankt ihren Ursprung einer nicht sofort wahrgenommenen Verwechslung. Es sollte „Brotfruchtbaum“ heißen.

Amorita. Etwas davon werden wir gelegentlich in unserer „Romanbibliothek“ unterzubringen suchen.

C. Gl. in Kassel. Zu diesem Zweck müssen Sie einen Aufruf in unserem Anzeigenteil erlassen. Insertionspreis für fünfgespaltene Nonpareillezeile ℳ 1. 80 ₰.

Treuer Abonnent. Eine hübsche Zimmerzierde ist das Oelfarbendruckbild „Der Liebling“; der Vorzugspreis für dieses Kunstblatt beträgt für Sie nur 1 Mark.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Olly Holding-Tschudy in Zürich. Fritz Gabrenner in Altona (2). Valerie Fink in Prag. Alfred Butters in Krebsmühle. Anna Schramel in Prag. „Jünger des Merkur“ in Schleiz (2). Ke und Lini in Bergen. Selma Dallmann in Rügenwalde. „Vorsichtige Herbstzeitlose“ in I. Cora Winter und Hedwig Wagner in Oppeln. „Dreiblättler“ in Schweden. J. H. Jensen in New-Orleans. L'Ermite de Passy. Singender Schreiner in Petersburg. Frau H. Thole in München-Gladbach. R. K. in Serajewo (2). Anna Zeller-Groß in Balbach (2).

Gesundheitspflege.

J. K. 1) Bei Erwachsenen können O-Beine ohne Operation nicht mehr in den Normalzustand gebracht werden. 2) Gegen das Ergrauen gibt es kein Mittel. 3) Versuchen Sie gegen das Ausfallen der Haare Waschen des Kopfes mit einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron an drei auf einander folgenden Tagen und Einsalben der Haare mit Olivenöl am vierten Tage.

W. Frankenthal. Derartige Mittel gibt es nicht.

Kranker Abonnent in Hanau. 1) Eine absolut sichere Diagnose auf Bandwurm läßt sich allerdings erst durch den Abgang von Gliedern desselben stellen. 2) Spezifisches Mittel ist uns unbekannt. Es gehört übrigens jedenfalls unter die Geheimmittel und ist daher mit Vorsicht aufzunehmen.

Ein langjähriger Abonnent. Auch Sie müssen wir auf das vorstehend unter 1) Gesagte verweisen.

Eine eifrige Leserin. Die betreffende Kamphorseife enthält keine Schärfe und eignet sich sowohl zum Waschen des Gesichts als auch des Kopfes ganz gut. Gewöhnliche Kernseife thut die gleichen Dienste.

H. R. in Baden. Versuchen Sie gegen das lästige Hautjucken noch den Gebrauch des Ichthyols. Die betreffenden Hautstellen werden zuvor mit warmem Seifenwasser abgewaschen, sanft abgetrocknet und hernach das Ichthyol aufgetragen mit darauf folgender Einwicklung mit Watte oder auch nur mit Leinwand. Dies geschieht zwei bis dreimal täglich. Zur Behandlung der Verdauungsbeschwerden kann neben der strengen Diät noch eine Karlsbader Salzkur gebraucht werden.

T. W. Bei manchen Fällen leistet die [illegible] Teruſalbe, zu beziehen bei P. W. Dohm in Stuttgart, Königsbau, sehr gute Dienste.

St. Waszniezky. 1) und 2) Wenden Sie sich an einen Arzt. 3) Gegen das Ausfallen der Haare können Sie folgendes Verfahren versuchen: An drei aufeinanderfolgenden Tagen wird der Kopf mit einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron gewaschen und am vierten Tage das Haar mit Olivenöl eingesalbt. Soll das Verfahren Erfolg haben, so muß es lange Zeit hindurch fortgesetzt werden.

A. L. 1) Zur Entfernung von überflüssigen Gesichtshaaren dient das Böttgersche oder Mandelinische Depilatorium. 2) Ein Mittel gegen plötzliches Rotwerden gibt es nicht.

C. K. Wer verfertigt künstliche Ohrmuscheln (zu tragen für eine abgehauene Ohrmuschel)? Um die Angabe der Adresse wird gebeten.

G. in L. Nicht nur vor dieser Bezeichnung, sondern auch vor den in derselben angepriesenen Mitteln ist entschieden zu warnen.

Eine Sommersprossige. Von einer alten Abonnentin wurde uns jüngst ein Mittel gegen Sommersprossen mitgeteilt, welches dieselben entschieden zum Verschwinden bringen soll und welches wir, da wir es eines Versuches wohl für wert halten, hier mitteilen wollen: Von Johannisbeeren, welche eben anfangen sich zu röten, wird der Saft ausgepreßt und damit ein Theelöffel voll Schwefelmilch zu einem dünnen Brei angerührt. Mit diesem Brei wird mittels eines Läppchens das Gesicht vor dem Schlafengehen bestrichen, wobei man sich jedoch in acht nehmen muß, daß nichts in die Augen kommt, und derselbe erst am andern Morgen mit einem reinen Läppchen und lauwarmer Milch von dem Gesicht wieder abgewaschen. Nach Gebrauch von acht Tagen sollen die Sommersprossen fort sein.

W. R. 1) Der tägliche Gebrauch von Mandelkleie bringt für die Gesichtshaut keinen Nachteil. 2) Durch kräftige Kost, namentlich durch den reichlichen Genuß von Milch- und Mehlspeisen kann vielleicht der übergroßen Magerkeit etwas abgeholfen werden.

C. K. in Stuttgart. 1) Nach den angedeuteten Symptomen handelt es sich hier nicht allein um chronischen Magenkatarrh, sondern hauptsächlich um chronischen Dickdarmkatarrh. Magengeschwür ist ausgeschlossen. 2) Halten Sie sich auch ferner an den zuletzt konsultierten Arzt. Ein öfterer Wechsel der Ärzte kann nie von Vorteil sein. 3) Ihr Leiden ist wohl heilbar, doch in wie langer Zeit läßt sich von vornherein nicht sagen. 4) Das ist Sache des behandelnden Arztes. Im übrigen möchten wir jedoch raten, die verordnete Karlsbader Salzkur so lange als möglich, beziehungsweise bis Besserung zu bemerken ist, durchzumachen.

Franz Hermann in Hamburg. Wenn nach Aussage der Ärzte die Lunge gesund ist und der Auswurf infolge dessen nicht daher rühren kann, so dürfte derselbe allem Anschein nach aus dem Halse stammen als Symptom eines chronischen Rachenkatarrhs. Durch Gurgeln mit einer lauen zweiprozentigen Kochsalzlösung (ca. ein Kaffeelöffel auf ein Viertelliter Wasser) wird sich dann der Auswurf vermindern lassen, während der Rachenkatarrh als solcher ärztlich behandelt werden müßte.

Dr. Lohm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Kornet, Novellette von Paul v. Schönthan. — Das neuvermählte Kronprinzenpaar von Portugal. — Die Spektralanalyse, ein Gedenkblatt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, von Richard Koch. — Professor Dr. Gustav Kirchhoff, von J. — Träumereien über den „Gotha“, von E. Oskar. IV. Schluß. — Auf der Studienreise, von O. R. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin. IV., von Otto Baisch. — Das Rote Kreuz in Württemberg, von Dr. R. — [illegible], von Paul Lang. — Das große Frühlingsfest im Wiener Prater. — Notizblätter. — Schach. — Rätsel: Rösselsprung Nro. 7; Auflösung des astronomischen [illegible] des Juni Seite 821; Auflösung des Silbenrätsels Seite 821; Bilderrätsel 32; Auflösung des Bilderrätsels Seite 821; Auflösung des Anagramms Seite 821. — Briefmappe.

Illustrationen: Marie Amelie, Prinzessin von Orleans, und Dom Carlos, Kronprinz von Portugal. — Die deutschen Anlagen der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung, von L. Zeitmann. — Auf der Studienreise, von B. Bauer. — Professor Dr. Gustav Kirchhoff. — Eine Abendübung des württembergischen freiwilligen Sanitätskorps, von W. Georg'i. — [illegible], von Professor N. [illegible]. — Das große Frühlingsfest im Wiener Prater, von O. [illegible]. — Niederrheinischer Sommerabendtraum, von Ernst [illegible].

Musikalien-Verlag
der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Salonstücke
für das Pianoforte zu 2 Händen.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen und durch alle Musikalien- und Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Kleeblatt.
Fantasie
über drei schwäbische Lieder
für das Pianoforte komponirt
von
F. B. Hamma.
Op. 37. Preis Mark 1. 50.

Le Feu Follet.
Scherzo Capriccioso
pour le Piano
par
Guillaume Kuhe.
Op. 38. Preis Mark 1. 50.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schillers Werke.
Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.
Herausgegeben von
Professor Dr. J. G. Fischer.
Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.

Dritte Auflage. Vier Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 48 Mark.
Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 65 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.
Diese schönste aller Schiller-Ausgaben bildet eine der geeignetsten und prächtigsten Festgaben, welche der reiferen Jugend geboten werden können.
Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Für die Reisezeit erschienen soeben von
Meyers Reisebücher:

In braun Leder geb.:	M.	Rot kartoniert:	M.
Süddeutschland . . .	5,00	*Thüringen, mit Karten*	2,00
Deutsche Alpen, 2 Teile à	3,50	*Harz,* do.	2,00
Rheinlande	3,50	*Riesengebirge,* do.	2,00
Schweiz	5,00	*Schwarzwald,* do.	2,00

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von Albert Goldschmidt, Berlin W., Köthenerstraße 32:

Hotel-Rundschau.
Verzeichnis der empfohlenen Hotels in Mittel-Europa, herausgegeben von der Redaktion von Griebens Reise-Bibliothek.

Das Buch (Preis 1 Mark) ist ein unentbehrlicher Ratgeber für alle, die auf der Reise in einem Hotel übernachten, und gibt auf die Frage: „Wo soll ich logieren?“ stets die erforderliche zuverlässige Antwort. — Zugleich empfehlen wir für die Reise die in neuen Auflagen erschienenen beliebten Bücher aus Griebens Reise-Bibliothek: Deutschland. — Harz · Thüringen. — Sächsische Schweiz. — Riesengebirge. — Rhein. — Salzkammergut · Tirol. — Schweiz. — Berlin. — Dresden. — Hamburg. — Wien. — Kopenhagen. — Schweden-Norwegen. — Paris. — Pommern- und Badeorte. — Seebäder u. s. w. Kataloge stehen gratis und franko zur Verfügung. 3143

In allen Buchhandlungen zu haben:
(Bester Briefsteller in 26. Auflage.)
W. G. Campes vollständiger Briefsteller
oder Anweisungen, Briefe aller Art nach den darin enthaltenen 330 Musterbriefen im besten Stil schreiben und einrichten zu lernen. Ferner 100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen und Klageschriften.
Sechsundzwanzigste Auflage. 1 M. 50 Pf.
NB. Es ist dies unbedingt einer der besten Briefsteller, wovon mehr als 125000 Exemplare in 26 Auflagen abgesetzt wurden.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Canada, Cap, Jap., Brasilg., Indien, [illegible] — *150* für *1* M. Alle versch. ALLE garantiert Echt.
Briefmarken.
H. Wiering, Hamburg.
650 für *2* M. m. 150 versch.

Patente
besorgt u. verwerthet in allen Ländern.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 67. Prospecte gratis.

Prämiirt mit 29 Medaillen.
Stollwerck'sche Chocoladen.
Ausgezeichnet mit 28 Hofdiplomen.
Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.
General-Agentur für die Verein. Staaten v. Nord-Amerika:
T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter
bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Dépôt **G. Henneberg**, Königl. und Kaiserl. Hoflieferant, **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. 3751

Besuchern der Bayreuther Aufführungen [illegible]
Thematischer Leitfaden durch die Musik von Richard Wagner's **PARSIFAL.**
Von Hans von Wolzogen. [illegible] Preis 1 Mark. Nebst einem Vorwort über den Zusammenhang des Wagner'schen Dramas; ferner von demselben Autor: Themat. Leitfaden zu Tristan u. Isolde. Mit vielen Notenbeispielen etc. Preis 50 Pfg. Zu „Ring des Nibelungen“ [illegible] M. 1.— [illegible] M. 1.— Die H. von Wolzogen'schen Leitfaden sind die einzig [illegible] Führer durch die Wagner'schen Tondramen.
Zu haben in jeder Buch- und Musikhandlung.
Verlag von Feodor Reinboth in Leipzig.

Harmonika-Fabrik.
Gegründet 1851.

Pitschler & Co., Altenburg i. S.

„Wir kennen keine bessere, interessantere und lustigere [illegible] Zeit und Fleiß [illegible] Schule.“*) 1431
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) G. Damm, Klavierschule, 46. Aufl. M. 4. Steingräber Verlag, Hannover.

10 Hefte — 6 Mark
Berliner Jubiläums-Ausstellung [illegible] Friedrich Pecht [illegible] Kunst für alle [illegible] Abonnement hierauf 6 Mark. Verlags-Anstalt für Kunst u. Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann in München.
6 Mark — 10 Hefte

In 2. illustrirter Auflage erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie durch die Verlagshandlung zu beziehen:
Lose Skizzen
aus dem
österreichischen Soldatenleben
von
Ludwig Richard Zimmermann.
Preis (brosch. 144 Seiten) 1 fl. = 2 Mark, gebunden 1 fl. 50 = 3 Mark.
„Der frische, köstliche Humor dieser kleinen Aufzeichnungen [illegible]“ (Norddeutsche allgem. Zeitung.)
„[illegible]“ (Deutsche Zeitung — Wien.)
Verlag ‚Leykam‘ in Graz.

Echte Briefmarken
Illustr. Preisverzeichnis gratis. Seltenheiten-Katalog (1280 Preise seltenster Marken) 35 Pf. [illegible] 3 Macao 15 Pf., 3 Bulgarien 40 Pf., 10 Brasilien 30 Pf., 10 Japan 30 Pf. (alle verschieden). Porto extra. Seltenheiten in grosser Auswahl. 3732
Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 (gegr. 1864).

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Preisliste gratis.
Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Nebelbilder-Apparate
und Scioptikons für öffentliche Schaustellungen, wie zur Unterhaltung in Familien. —
Edisons Phonograph,
neu verbessert. [illegible]
Preiscourante gratis.
Optisches Institut von 3082
A. Krüss in Hamburg.

Lebensgrosse Portraits
in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. [illegible] Preisliste frei.
Artist. Institut von C. [illegible], [illegible] Frankfurt a. M.

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 3567
Falls speziell feinste Genres erwünscht, schickt man umgehend [illegible]
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Über Land und Meer.

№ 40.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Erstes Kapitel.

Die Stadt oder vielmehr das Städtchen Rebenberg ist die Residenz des souveränen Fürstentums Helmenstein-Hohenburg und gleicht durchaus in allem den kleinen Residenzen dritten oder vierten Ranges, welche sich, obgleich seit dem Beginn dieses Jahrhunderts erheblich vermindert, immer noch zahlreich im deutschen Reiche finden. Rebenberg ist eine alte, ziemlich enge, aber sauber gehaltene Stadt, rings umgeben von hübschen, freundlichen Vorstädten mit breiten, schattigen Alleen, eleganten Villen mit zierlichen Gärten und hübschen Parkanlagen, welche selbst größeren Hauptstädten zu einer Zierde dienen könnten.

In den Straßen von Rebenberg war wenig Verkehr, in behaglicher Ruhe gingen die Bürger ihren Geschäften nach, in vornehmer Würde schritten die Staats- und Hofbeamten einher, und nur wenn das Regiment der Garnison, dessen Chef der regierende Fürst war, unter den Klängen seiner vortrefflichen Musik aus- oder einrückte, eilte alles vor die Thüren oder an die Fenster, um sich des militärischen Schauspiels zu erfreuen, und häufig wendeten sich die Augen der Soldaten auch ohne Kommando nach rechts und links hin, um den Blicken der Schönen von Rebenberg zu begegnen.

Zwischen der Stadt und der Vorstadt lag das Residenzschloß, dessen Mitte ein gotischer Bau bildete, während nach den beiden Seiten neuere, weit ausgedehnte Flügel im Versailler Stil sich anschlossen, welche dann wieder von einem Park mit hohen, glatt geschorenen Alleen und Marmorstatuen umgeben waren, dem endlich der Geschmack der neueren Zeit noch in weitem Umkreise englische Anlagen hinzugefügt hatte.

Die Stadt und das Schloß machten dadurch einen außerordentlich vornehmen Eindruck; man hätte das Ganze für die beliebte Sommerresidenz eines großen Monarchen halten können, wenn nicht eben die ruhige Stille, welche überall herrschte, bewiesen hätte, daß hier kein Mittelpunkt großer, weltbewegender Interessen vorhanden sei.

Prinz Luitpold, Regent von Bayern.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphotograph Jos. Albert in München.

Um die elfte Morgenstunde eines sonnigen Maitages hielt in dem großen Ehrenhof des Schlosses, seitwärts von dem Eingangsportal zur fürstlichen Wohnung, vor welchem zwei Schildwachen in gemessenem Schritt auf und nieder gingen, ein kleines einspänniges Coupé mit einem Kutscher in einfacher Livree.

Es war dies der Wagen des Medizinalrats Weinberg, des Leibarztes, welcher seit langer Zeit schon seine Funktion ausübte und zum Hausfreund in der fürstlichen Familie geworden war.

Diese bescheidene Equipage fuhr, wenn die Herrschaften zu Hause waren und wenn keine großen Hoffeste stattfanden, fast allein in den Vorhof der Residenz.

Man sah hier selten einen andern Wagen, denn die Hofchargen und die Würdenträger kamen meist zu Fuß nach dem Schlosse, in welchem im allgemeinen ein ziemlich stilles und gleichmäßiges Leben herrschte.

Die beiden Prinzen des Hauses Helmenstein-Hohenburg standen in einem Garderegiment und die Prinzessin Margarethe, die einzige Tochter des Fürsten, seufzte zuweilen über die Einförmigkeit ihres Lebens, die nur im Winter durch einige große Bälle und durch gelegentliche Besuche an fremden Höfen unterbrochen wurde.

Ganz besonders lange stand heute schon das Coupé des Doktors in dem Hof, und sowohl die Lakaien als auch die beiden Kammerherren vom Dienst in dem Vorzimmer des Fürsten und der Fürstin tauschten ihre Vermutungen über diesen langen Besuch aus und waren im Zweifel, ob eines der Herrschaften unpäßlich sei, oder ob vielleicht irgend eine Wolke am politischen Horizont stehe; denn man wußte, daß der regierende Herr zuweilen auch ernste Dinge mit seinem Leibarzt besprach und daß des Doktors gesunder Menschenverstand häufig, ohne daß er äußerlich irgendwelchen Einfluß auszuüben schien, doch vielfach für die Entschließung des Fürsten den Ausschlag gab. — Der Fürst Friedrich Georg von Helmenstein-

Digitized by Google

Hohenburg war ein großer, starker Herr von fast fünfzig Jahren, ungemein würdevoll in seiner äußeren Erscheinung und stets auf das gewissenhafteste bestrebt, seine Regentenpflichten sorgfältig zu erfüllen und nach allen Kräften für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen. Wie es aber meist in dem Mikrokosmos so kleiner Staatsorganismen der Fall ist, hatte sich der Gesichtskreis des Fürsten dem kleinen Horizont seines Lebens entsprechend verengt, und die Leiter seiner Regierung konnten bei ihrer ins Mikroskopische übertragenen Nachahmung der großstaatlichen Bureaukratie nicht dazu beitragen, ihres Herrn Zweifel über diese oder jene zu treffende Maßregel zu beseitigen.

Der natürliche, kritische Verstand des Doktors, der sich weit über alle engen Schranken des Rebenberger Lebens hinwegsetzte, war daher dem hohen Herrn häufig ein erwünschtes Hilfsmittel, um die bureaukratischen Schwierigkeiten seiner Kanzleien leicht und einfach zu lösen und einen Entschluß zu finden, der ihm sonst sehr schwer geworden wäre.

Lange hatte heute die Audienz des Leibarztes bei dem Fürsten gedauert, und mit einem gewissen Unmut begrüßten der lange, hagere Regierungsdirektor und der kleine, kurzatmige Finanzkammerpräsident den Medizinalrat bei seinem Austritt aus dem fürstlichen Kabinet, von wo sich dieser dann sogleich nach den Gemächern der Prinzessin Margarethe begab.

Hier saß er denn nun ganz behaglich der Prinzessin gegenüber in dem reich und geschmackvoll dekorirten Wohngemach, das mit jenen tausend ebenso überflüssigen als reizenden Dingen ausgestattet war, welche zu den Lebensbedingungen einer jungen Dame von so hoher Stellung gehören.

Die Prinzessin ruhte auf ihrer Chaiselongue neben der geöffneten Glasthür zu dem weiten Altan nach dem Schloßgarten hin, aus welchem die duftige Frühlingsluft in das Gemach einströmte, und an ihrer Seite saß auf einem Tabouret ihre Hofdame, die Gräfin Margarethe von Waldheim, die Tochter des Oberhofmarschalls.

Die Gräfin war mit der Prinzessin fast zu gleicher Zeit geboren; sie hatte in der Taufe, bei welcher die regierende Fürstin die Patenstelle einnahm, denselben Namen erhalten, und beide waren von Jugend auf miteinander erzogen, so daß zwischen ihnen mehr das Verhältnis gleichgestellter Freundinnen stattfand, wenn auch die Gräfin Waldheim es in der äußeren Form niemals an der Ehrerbietung fehlen ließ, die sie ihrer Herrin schuldig war.

Beide waren fast von gleichem Wuchs, beide dunkelblond, nur hatte die Prinzessin braune Augen, die Gräfin aber blaue.

In dem Gesicht der Prinzessin lag trotziger Eigenwille und spöttischer Uebermut, während die Gräfin sanft und fast schüchtern war und zuweilen mit dem Ausdruck schwärmerischer Träumerei ihre blauen Augen aufschlug.

Aus einer gewissen Entfernung war die Prinzessin schon oft mit ihrer Hofdame verwechselt worden, in der Nähe freilich trat die Verschiedenheit mehr hervor, und zwar um so bemerkbarer, da beide Damen ganz verschiedene Coiffüren trugen.

Die Gräfin hatte eine Fülle von krausen Locken über der Stirn und einen griechischen Knoten im Nacken, eine Haartracht, welche vortrefflich zu ihrem Gesichtsausdruck paßte. Die Prinzessin aber hatte sich nicht dazu verstanden, der herrschenden Mode zu folgen, sie trug die Stirn frei, das Haar glatt gescheitelt und breite gewundene Flechten auf dem Haupte, welche bei großen Festen im Schmuck der Edelsteine einem Diadem glichen und ihr ein überaus majestätisches Ansehen gaben.

Der Doktor, welcher der Prinzessin gegenüber saß, war ein Mann von fünfzig Jahren mit einem frischen, jovialen Gesicht, das ein schmaler grauer Backenbart umrahmte und dessen breite Stirn von krausem, ebenfalls ergrauendem Haar umgeben war. Er trug eine goldene Brille, über welche seine klugen, zuweilen spöttisch und boshaft funkelnden Augen oft hinüberblickten, wenn er im Eifer des Gesprächs den Eindruck seiner Worte verfolgen wollte. Sein kräftiges Kinn zog sich gern in die Falten einer blendend weißen Krawatte zurück, wenn er mit seinem Lächeln eine sarkastische Bemerkung machte, oder er stützte es auch wohl, wenn er über einen schweren Fall, über ein komplizirtes Rezept nachsann, auf den großen goldenen Knopf seines spanischen Rohrs, ein Geschenk des Fürsten, mit welchem er gern ein wenig kokettirte.

Der Doktor hatte alle Neuigkeiten des Tages erzählt, wobei es nicht an boshaften Bemerkungen fehlte, über welche die Prinzessin herzlich lachte. Doch schien er heute ein wenig zerstreut, ja fast befangen; er hatte mehrmals über seine Brille hin in den Garten hinaus geblickt, als ob er über etwas nachsänne, und ebenso zu wiederholtenmalen wie in der Zerstreuung das Handgelenk der Prinzessin ergriffen, die Pulsschläge geprüft und dann bedenklich den Kopf geschüttelt.

Als sein Anekdotenschatz erschöpft war, nahm er eine ernste, wichtige Miene an und sprach in fast feierlichem Ton:

„Ich bin nicht zufrieden mit Ihnen, mein allergnädigstes Prinzeßchen, gar nicht zufrieden; der Puls ist unruhig und dabei matt, es muß etwas für Ihre Gesundheit geschehen, ich habe das schon seit einiger Zeit bemerkt."

„Aber, mein Gott," rief die Prinzessin lachend, indem sie den Doktor so scharf ansah, daß dieser verlegen die Augen niederschlug, „aber, mein Gott, ich bin ja ganz gesund, ich versichere Sie, daß mir gar nichts fehlt, und selbst wenn ich eine Stunde zu Pferde gesessen habe, fühle ich kaum Ermüdung."

„Man täuscht sich selbst über seinen Zustand zu leicht, ich muß das besser wissen," erwiderte der Doktor, „Sie überschätzen Ihre Gesundheit, und wenn nicht etwas für Sie geschieht, so können Sie wirklich krank werden. Ich habe darüber nachgedacht, Sie müssen nach Bergenau, die eisenhaltige Schwefelquelle dort wird, verbunden mit der Ruhe und Erholung, Wunder für Sie thun. Ich habe bereits Seiner Durchlaucht, Ihrem Herrn Vater, davon gesprochen und Höchstderselbe ist ganz einverstanden. Ich bürge für den Erfolg."

„Nun," sagte die Prinzessin, „Ruhe und Erholung habe ich wohl kaum nötig, denn ich finde nicht, daß das Leben hier jetzt im Sommer so überaus unruhig wäre; vielleicht bringt mir eine Badereise eher Zerstreuung — aber freilich — was gibt es denn in Bergenau? Ich glaube, es gehört nicht zu den besuchtesten Bädern."

„Das ist es ja gerade, was ich wünsche," sagte der Doktor, „um die Kur zur vollen Wirkung kommen zu lassen. Es ist eine reizende Natur dort, sehr fashionable Gesellschaft; bleiben wir also dabei. Ich werde der Gräfin eine ganz ausführliche Instruktion über Diät und Lebensweise geben, deren Befolgung sie überwachen soll. Alles übrige wird Seine Durchlaucht bestimmen; ich wünsche nur, daß Sie recht bald dorthin gehen!"

„Wissen Sie, lieber Doktor," sagte die Prinzessin, indem sie lächelnd ihre Augen halb schloß, „wissen Sie, daß Sie ein schlechter Diplomat sind?"

„Ein schlechter Diplomat — warum ein schlechter Diplomat?" fragte der Doktor, indem er, über die Brille hinblickend, das Kinn mit seinem Stockknopf rieb; „ich sorge für Ihre Gesundheit und habe mit der Diplomatie nichts zu thun."

„Ein schlechter Diplomat sind Sie deshalb, mein lieber Doktor," sagte die Prinzessin, „weil Sie mit der Thür ins Haus fallen. Sie hätten mich ein wenig mehr vorbereiten sollen. Sie wissen wohl, daß ich eigensinnig sein kann und daß, wenn ich meinen Kopf aufsetze, selbst mein Herr Vater es zuweilen aufgibt, meinen Willen zu beugen."

„Sie werden nicht so thöricht sein," sagte der Doktor fast erschrocken, „Ihren Willen gegen eine ärztliche Verordnung einzusetzen, die nur zu Ihrem Besten dient; in diesem Falle müßte ich darauf dringen, daß Ihr Herr Vater seine Autorität braucht."

„Nun, beunruhigen Sie sich nicht," sagte die Prinzessin, über den Eifer des Doktors, welcher seine steigende Verlegenheit zu verbergen schien, noch herzlicher als vorher lachend, „beunruhigen Sie sich nicht, ich will diesmal nicht eigensinnig sein, ich will Ihrer so wohl gemeinten ärztlichen Verordnung folgen und meine kostbare Gesundheit nicht aufs Spiel setzen; die Reise nach Bergenau bringt ja immer einige Abwechslung, also mag's drum sein."

„Das ist vernünftig, sehr vernünftig!" sagte der Doktor, indem er aufstand und die Hand der Prinzessin mit einer gewissen väterlichen Herzlichkeit schüttelte; „Ihr Herr Vater wird zufrieden sein, und ich bin gewiß, daß Sie gesund und vergnügt aus Bergenau zurückkommen und mir Dank wissen werden, daß ich Sie dorthin geschickt habe."

Er empfahl sich schnell, als ob ihm daran läge, das Gespräch nicht weiter fortzuführen.

Die Prinzessin lehnte sich in ihre Chaiselongue zurück und blieb einige Augenblicke in sinnendes Nachdenken versunken.

„Ich bin dem Doktor dankbar für seine Verordnung," sagte die Gräfin Margarethe, „und freue mich, daß Eure Durchlaucht derselben folgen wollen, es soll reizend in Bergenau sein, wir werden eine herrliche Zeit in der schönen Natur verleben."

Die Prinzessin war aufgestanden und betrachtete sich sinnend in einem großen Spiegel, ohne daß sie die Worte der Gräfin zu hören schien; um ihre Lippen zuckte ein boshaftes, spöttisches Lächeln.

„Komm her, Margarethe," sagte sie, „stelle Dich neben mich! Es ist wirklich wahr, daß wir einander ähnlich sehen und daß es zu erklären ist, wenn man uns zuweilen verwechselt."

„Ich begreife das nicht, Durchlaucht," antwortete die Gräfin Margarethe, indem sie kopfschüttelnd in den Spiegel blickte, „mein Gesicht hält keinen Vergleich mit dem Ihren aus."

„Habe ich Dir nicht verboten, mir Schmeicheleien zu sagen? Du bist hübscher als ich, doch davon nichts weiter, ich finde, wenn wir gleiche Haartracht hätten, so wäre es noch mehr zu begreifen, daß man uns verwechselt."

Sie ordnete mit einem Taschenkamme das Haar der Gräfin, so daß die Stirn frei wurde, und befestigte mit einer Nadel den griechischen Knoten ihrer Hofdame auf deren Scheitel und in der That ließ diese Veränderung der Frisur die Gleichheit der Größe und des Wuchses zwischen beiden noch mehr hervortreten.

„Siehst Du wohl," sagte sie, indem sie die Gräfin vor dem Spiegel herumdrehte, „wenn Du frisirt wärest wie ich, statt diese thörichte Mode mitzumachen, so könnte jemand, der uns nicht genau kennt, der vielleicht nur eine Photographie gesehen hätte, uns in der That verwechseln, noch mehr aber, wenn ich umgekehrt mich nach Deinem Muster frisirte."

„Aber, Durchlaucht — ich begreife nicht —"

„Du wirst begreifen, denn wir werden die Probe machen."

„Die Probe machen?" rief die Gräfin erschrocken; „um Gottes willen, gnädigste Prinzessin, welch ein Wagnis, welch eine Vermessenheit! Wie könnte ich so etwas unternehmen, was würde Seine Durchlaucht, Ihr Herr Vater, dazu sagen? Und in der That, ich begreife nicht, wo und wie —"

„Ich sagte Dir ja, Du wirst es begreifen. Mein gnädigster Herr Vater spielt Verstecken mit mir, ich habe also wohl das Recht, das Gleiche zu thun, und ich werde von meinem Recht Gebrauch machen."

Ein Schlag gegen die Thür unterbrach die Unterhaltung.

Der Kammerdiener vom Dienst trat ein und meldete:

„Seine Excellenz der Oberhofmarschall, Graf Waldheim, bittet Eure Durchlaucht um gnädiges Gehör."

Die Prinzessin neigte das Haupt.

„Der Doktor war die Avantgarde," sagte sie lachend, „jetzt kommt Dein Vater als Haupttruppe. Nun, mein Schlachtplan ist gemacht!"

Sie nahm den Arm der Gräfin und blieb mit ihr in der Mitte des Zimmers, der Thür zugewendet, stehen.

Zweites Kapitel.

Der Oberhofmarschall Graf Waldheim trat ein.

Es war ein großer, schlanker Mann von einigen fünfzig Jahren. Er trug die kleine Uniform der Kammerherren und den Stern des Helmenstein-Hohenburgischen Hausordens; sein scharf geschnittenes Gesicht hatte edle, regelmäßige Züge und erinnerte mit dem kleinen, aufwärts gedrehten Schnurrbart und dem kurz geschnittenen grauen Haar an die Bilder aus dem vorigen Jahrhundert. Seine hellen Augen hatten wenig Ausdruck, aber die vornehme,

zurückhaltende Würde und die leicht gebeugte Haltung seines Kopfes konnten vermuten lassen, daß er stets über tiefe und ernste Dinge nachdächte, über welche seine Diskretion ihm zu sprechen verbot, so daß er nach Talleyrands berühmter Maxime gezwungen war, seine inhaltsschweren und bedeutungsvollen Gedanken hinter gleichgiltigen Phrasen zu verstecken. Er galt als das Muster eines vollendeten Hofmannes, vollkommen sicher und unbefangen im Verkehr mit den hohen Herrschaften, war er bei aller scheinbaren, freimütigen Offenherzigkeit doch immer nur das Echo der durchlauchtigsten Meinung, dabei aber wußte er auch mit großer Geschicklichkeit zu widersprechen, wenn, wie es wohl vorkam, der Widerspruch erwünscht war, und er wäre auch an einem großen Hof ein Hofmarschall ohne Vorwurf und ohne Tadel gewesen. In Nebenberg war er das unantastbare Orakel für den Hof und die Gesellschaft und niemand hätte es gewagt, gegen sein Urteil auch nur den Hauch einer Kritik zu erheben.

Er verbeugte sich mit jener tiefen Ehrerbietung und doch zugleich sicheren und fast überlegenen Vertraulichkeit, welche langjährige Diener und Günstlinge der regierenden Herren gegen die jüngeren Mitglieder der fürstlichen Häuser, die sie haben aufwachsen sehen, so gut mit einander zu vereinigen verstehen. Aber ehe er seine Anrede begonnen hatte, rief ihm die Prinzessin fröhlich lachend entgegen:

„Sehen Sie Margarethe an, Graf Waldheim, sieht sie mit dieser Frisur, die ich eben nur auf ihrem Kopf skizzirt habe, mir nicht sprechend ähnlich?“

„Ich finde das nicht, Durchlaucht,“ erwiderte Graf Waldheim mit einem Ton, der trotz seiner lächelnden Lippen eine leise Nuance tadelnden Vorwurfs anklingen ließ, „meine Tochter steht ihrer durchlauchtigsten Gebieterin in allem so weit nach, daß von einer Aehnlichkeit niemals die Rede sein kann; auch wird sie,“ fügte er mit noch etwas strengerem Ton hinzu, „es niemals unternehmen, Eurer Durchlaucht in dergleichen äußerlichen Kleinigkeiten nachzuahmen und einen Scherz, den Sie ihr gestatten, über die Schwelle des Zimmers hinauszutragen.“

Die Prinzessin hob den Kopf auf, ihre funkelnden Augen und ihre spöttisch lächelnden Lippen schienen zu sagen: „Das wollen wir sehen!“

„Ich komme,“ fuhr Graf Waldheim fort, „auf Befehl des allergnädigsten Herrn, um mit Eurer Durchlaucht die Einzelheiten einer Sache zu besprechen, die Serenissimus beschlossen hat. Der Medizinalrat Weinberg —“

„Findet mich krank,“ fiel die Prinzessin — immer mit demselben spöttisch neckenden Ton — ein; „er hat mir zur Erholung von dem aufregenden Leben an unserem Hofe, an welchem ja niemals ein Tag dem andern gleicht und an welchem jede Stunde Neues, Unerwartetes und Ueberraschendes bringt, eine Badekur in dem ruhigen, stillen Bergenau verordnet!“

„Ganz recht,“ sagte Graf Waldheim, „ich freue mich, daß Eure Durchlaucht davon schon unterrichtet sind und den Plan, der für Ihre Gesundheit so wichtig ist, freudig aufnehmen.“

„Warten wir ab,“ flüsterte die Prinzessin leise.

„Seine Durchlaucht,“ fuhr der Oberhofmarschall fort, „haben zu befehlen geruht, daß ich selbst die gnädigste Prinzessin als Kavalier begleiten soll, und um Ihnen in jeder Weise die für Ihre Gesundheit notwendige Ruhe zu gönnen, wünscht der allergnädigste Herr, daß Sie die Reise in strengem Inkognito unter dem Namen einer Gräfin von Rheinau machen möchten — der Kammerdiener Müller, eine Kammerfrau und zwei Lakaien werden die Begleitung übernehmen, wenn Eure Durchlaucht nicht anders befehlen. Die Wohnung ist im Hotel Belvedère bestellt.“

„Es ist also alles in Ordnung,“ sagte die Prinzessin, „bis auf eine ganz kleine Kleinigkeit.“

„Und die wäre?“ fragte Graf Waldheim. „Eure Durchlaucht haben nur zu befehlen, und sogleich sollen die Reisedispositionen darnach bestimmt werden.“

„Es handelt sich nicht um die Reisedispositionen, mein lieber Graf,“ erwiderte die Prinzessin, „niemals wird es mir in den Sinn kommen, an den Bestimmungen, die eine so hohe Autorität in allen Fragen des Zeremoniells und der Etikette getroffen hat, wie Sie es sind, die geringste Kritik zu üben. — Es handelt sich einfach nur darum, ob ich meine Einwilligung zu der Reise überhaupt gebe, oder ob ich beschließe, hier zu bleiben und mich ferner dem gefährlichen Einfluß der Aufregungen des Hofes von Nebenberg auszusetzen.“

Bei diesen in leichtem, fast scherzhaftem Tone hingeworfenen Worten verlor der Oberhofmarschall einen Augenblick seine sichere Ruhe, seine Augen öffneten sich größer als sonst, als ob er etwas Ungeheures, Unfaßbares vor sich sähe.

„Ihre Genehmigung zur Reise, Durchlaucht?“ fragte er, „zur Reise, die der Doktor für Ihre Gesundheit verordnet, die Ihr Herr Vater beschlossen hat? — Eure Durchlaucht geruhen zu scherzen!“ fügte er lächelnd, aber doch mit etwas unsicherer Stimme hinzu.

„Ich scherze durchaus nicht, mein lieber Graf,“ erwiderte die Prinzessin, „der Doktor Weinberg mag mir die Kur in Bergenau verordnet haben, mein Vater mag dieselbe in seiner Besorgnis um meine so schwer angegriffene Gesundheit beschlossen haben, so werden Sie mir doch zugeben, daß eine Reise ein Ausfluß des freien Willens ist, den ich weder aufzugeben noch mir beschränken zu lassen entschlossen bin. Bevor wir also an die Reisedispositionen denken, wäre es immerhin gut, wenn Sie sich meiner Zustimmung zu dem ganzen Plan versicherten, vorausgesetzt, daß mein Papa nicht etwa die Absicht hat, mich in einem vergitterten Wagen, von Trabanten umgeben, nach Bergenau bringen zu lassen, was doch im neunzehnten Jahrhundert etwas auffallend sein würde.“

„Um Gottes willen,“ rief Graf Waldheim jetzt ganz außer Fassung, „Eure Durchlaucht könnten daran denken — ein Ungehorsam gegen den allerhöchsten Befehl —“

„Ungehorsam oder nicht,“ rief die Prinzessin mit flammenden Blicken, „da Sie mich von Jugend auf kennen, so wissen Sie auch, daß ich einen harten Kopf habe! — Doch erschrecken Sie nicht zu sehr, es soll so schlimm nicht werden — ich will nach Bergenau reisen, es soll zu keiner tragischen Scene an diesem ohnehin schon so aufregenden Hofe kommen und Sie selbst, Graf Waldheim, sollen es sein, der ein so schreckliches Verhängnis von unserem Hause abwendet dadurch, daß Sie die Bedingung erfüllen, welche ich für meine Reise stelle.“

„Eine Bedingung,“ sagte der Graf erleichtert aufatmend, „sprechen Sie, Durchlaucht, und wenn es in meiner Macht steht —“

„Es steht in Ihrer Macht!“ fiel die Prinzessin ein. — „So hören Sie denn,“ fuhr sie fort, indem sie sich auf ihre Chaiselongue niederließ und den Grafen durch eine Handbewegung einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen — „meine Bedingung oder, wie die Diplomaten sagen, mein Ultimatum wird klar und bestimmt gestellt werden; doch zuvor möchte ich Ihnen einige kleine Betrachtungen über diese von dem guten, vortrefflichen Doktor Weinberg beliebte Badereise mitteilen.“

Der Graf verneigte sich in unruhiger Spannung.

„Es ist,“ sagte die Prinzessin, „ja ganz zweifellos, daß ich sehr krank bin und daß nur die stille Ruhe in Bergenau mir Heilung bringen kann — so still es dort nun aber auch ist und so sehr auch mein Inkognito mich vor unruhiger Gesellschaft schützt, so könnte es doch geschehen, in einem Badeort ist so etwas ja möglich, daß auch irgend eine andere Fürstlichkeit derselben Ruhe und derselben Brunnenkur bedürfte wie ich, und darum ebenso wie ich auch inkognito nach Bergenau käme — in solchem Fall würde es gegen den Brauch der Höfe sein, das vor der Welt beobachtete Inkognito gegenseitig zu bewahren und sich aus dem Wege zu gehen.“

„Ganz richtig — ganz richtig!“ sagte Graf Waldheim immer unruhiger in sichtbarer Verwirrung.

„Wenn nun,“ fuhr die Prinzessin fort, „diese andere fürstliche Persönlichkeit ein Prinz wäre — irgend ein Prinz — nehmen wir zum Beispiel den Erbprinzen von Berringen, welchen der Herzog, sein Vater, wie man allgemein sagt, zu vermählen wünscht —“

„Eure Durchlaucht wissen?“ rief der Graf erstaunt. „Welche Indiskretion! — Wäre es möglich, daß der Doktor —“

„Halt!“ rief die Prinzessin; „klagen Sie den Doktor nicht an — er hat seine Sache vortrefflich gemacht und mit großem Talent Komödie gespielt — fragen Sie nicht, wer der neckische Zaubergeist ist, der die Geheimnisse der hohen Diplomatie verrät — ich weiß, daß es sich bei dieser Reise nach Bergenau um eine jener Begegnungen handelt, denen wir arme Prinzessinnen ausgesetzt sind und die man mit dem für uns wenig schmeichelhaften Namen der Brautschau zu bezeichnen pflegt.“

„Aber, Durchlaucht,“ rief der Graf, „ich bitte unterthänigst — da Sie es doch nun einmal wissen — auf eine mir unerklärliche Weise — der Plan ist so wichtig für die beiden erlauchten Häuser und beiden Höfen erwünscht — aber es ist doch durchaus notwendig, daß die betreffenden fürstlichen Herrschaften sich kennen lernen, Gefallen an einander finden und Neigung zu einander gewinnen.“

„Ganz recht,“ unterbrach ihn die Prinzessin, „das ist sehr wichtig und das erscheint mir vor allen Dingen wichtiger als alle übrigen Erwägungen; gerade deshalb ist es nötig, vorher zu sehen und zu prüfen.“

„O mein Gott,“ rief der Hofmarschall, „welch ein Unglück kann durch diese unheilvolle Indiskretion entstehen; was wird Seine Durchlaucht sagen!“

„Nichts wird mein Papa sagen, denn er wird nichts erfahren — verstehen Sie wohl, Graf Waldheim, er wird nichts erfahren — ich verpflichte Sie zu unbedingtem Stillschweigen über alles, was wir hier besprechen und verabreden.“

„Wie kann ich — meine Pflicht —“

„Hören Sie meine Bedingung: ich werde also nach Bergenau reisen, um persönlich zu prüfen, ob die hochwichtige Verbindung zwischen dem Herzogtum Berringen und dem Fürstentum Helmenstein-Hohenburg für die Beteiligten nützlich sei.“

„Gott sei Dank!“ rief der Hofmarschall, erleichtert aufatmend.

„Doch,“ fuhr die Prinzessin fort, „wird diese Prüfung zunächst nur einseitig, und zwar von meiner Seite, stattfinden; ich werde mir den Erbprinzen von Berringen ansehen und ihn beobachten, mich aber meinerseits nicht dieser sogenannten Brautschau aussetzen.“

„Ich begreife nicht, Durchlaucht —“

„Die Sache ist einfach. Ich habe eben die Probe gemacht, daß Margarethe, wenn sie sich genau so coiffirt wie ich und dieselbe Toilette trägt, wie ich es gewöhnt bin, sehr wohl bei jemand, der nur eine Photographie von mir gesehen hat, für mich gelten kann.“

„Um Gottes willen, Durchlaucht, welcher Gedanke!“ rief die Gräfin.

„Das kann Euer Durchlaucht Ernst nicht sein,“ rief der Oberhofmarschall entsetzt.

„Es ist mein vollkommenster Ernst! Dies ist die Bedingung, die ich für meine Reise nach Bergenau stelle, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, hören Sie wohl, Graf Waldheim, mein fürstliches Wort als Prinzessin von Helmenstein-Hohenburg, daß ich auch nicht um eines Haares Breite von dieser Bedingung nachlasse. Verstehen Sie mich also ganz genau, wir werden nach Bergenau abreisen; alle Anordnungen überlasse ich Ihnen, nur muß die Begleitung aus ganz zuverlässigen, mir ergebenen Domestiken bestehen. Wenn wir in Bergenau ankommen, wird Margarethe meine Rolle spielen, während ich die Gräfin Waldheim sein werde. Fürchten Sie nichts, ich werde ihre Frisur ganz genau nachmachen und kenne meine Freundin genug, um sie naturgetreu zu kopiren. Sie, mein lieber Graf, werden mich als Ihre Tochter behandeln, und ich verspreche Ihnen, ein gehorsames und folgsames Kind zu sein. Allen Personen unserer Begleitung werden Sie die sofortige Dienstentlassung für den Fall ankündigen, daß eine von ihnen die geringste Indiskretion begehen sollte. Sie werden denselben das Verwechslungsspiel als eine Laune, als eine tolle Laune, wenn Sie wollen, darstellen, nur sind Sie mir dafür verantwortlich, daß alle sich dieser Laune fügen und nach derselben ihr Benehmen einrichten. Seine Hoheit der Erbprinz von Berringen wird dann erscheinen unter irgendwelchem Inkognito — natürlich wird er die Gräfin Rheinau aufsuchen. Gerade dieses Inkognito verpflichtet Sie zu nichts; er wird Margarethe finden; er wird seine Beobachtungen anstellen und zu meinem großen Vergnügen düpirt sein, während ich meinerseits mein Urteil über ihn feststellen kann, ohne einer demütigenden und unwürdigen Brautschau ausgesetzt zu sein, der ich mich niemals unterwerfen will! Darnach werde

Inneres der katholischen Stadtpfarrkirche in Weingarten.

Nach einer Photographie von M. Kayel in Ravensburg.

Digitized by Google

König Ludwig II. von Bayern.

Digitized by Google

ich dann urteilen, ob ich eine weitere Fortsetzung des von den Herren Diplomaten so klug eingefädelten Spiels gestatten will."

Graf Waldheim sank, ganz die Etikette vergessend, auf einen Stuhl nieder und bedeckte schwer seufzend das Gesicht mit den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig II., König von Bayern.

Von

Karl von Heigel.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Hierzu das Bildnis S. 869.)

Vorzügliche Geister haben öfters die Eigenheit, eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten." Dieses Wort Goethes gilt vom verewigten König Ludwig II., insofern man seine Eigenschaften und Erfolge als Fürst betrachtet; versenkt man sich aber in seine persönlichen Schicksale, dann stimmt man Gorthe auch darin bei, daß er die Mitgift der gewöhnlichen Menschen, „von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden", eine köstliche Mitgift nennt. Unglücklicher Fürst! Wie plauderseelig drängte sich die Neugierde an ihn heran, der die Einsamkeit über alles liebte, wie sind die letzten Stunden des Menschenscheuen das Tagesgespräch aller Welt geworden! Und dieses Für und Wider, dieser Streit wird auch über der Gruft nicht verstummen. Noch nach Jahrhunderten wird seine Erscheinung den Arzt wie den Geschichtsschreiber zu kritischen Gängen auffordern; wie gelehrt aber jene Forscher sein, in wie vorgeschrittenen Zeiten sie leben mögen, ganz ohne die Empfindung, die den Verfasser dieses Erinnerungsblattes in allen Fasern erschüttert, ganz ungerührt werden auch sie nicht von ihm berichten können!

Die Jugenderziehung Ludwigs war eine sorgfältige und strenge. Der Knabe in der Königsburg mußte mehr lernen und hatte weniger Freiheit als wohl die meisten seiner Altersgenossen, mochten sie im Palast oder im Bürgerhause aufwachsen. So hart fühlte er den Druck, daß er in den Jahren, in denen jeder deutsche Jüngling sich zum Dichter berufen fühlt, den Plan zu einem Drama entwarf, dessen Inhalt, wie er später einem Vertrauten mitteilte, im wesentlichen der folgende sein sollte: Ein Königssohn bewegt das Volk zur Empörung, entthront den Vater und verkündigt — die Republik! Wahrscheinlich infolge der strengen Hut blieb es beim Plan in der eigenen Brust... Die große Prüfung eines Thronerben kam unerwartet rasch. König Maximilian II. erkrankte im März 1864 hoffnungslos. Am Morgen des neunten mußte der junge Prinz zur Strafe für ein nachlässig gearbeitetes Pensum den Kaffee ohne Zucker trinken, am andern Tage ging er weinend vom Totenbette seines Vaters, die Großwürdenträger der Regierung und des Hofes aber nannten ihn zum erstenmal „Majestät". Ein neunzehnjähriger König! Als die Leiche Maximilians aus der Residenz nach der Theatinerkirche gebracht wurde, richteten sich aller Augen vom Sarge des Allgeliebten auf den Nachfolger. Ein Jüngling von überwältigender Schönheit, hochgewachsen, schlank, schritt er mit der ihm damals eigenen natürlichen Grandezza erhobenen Hauptes hinter dem Sarge. Der wahrhaft strahlende Blick seiner großen dunklen Augen zündete in allen. So blickt ein Genius... Ach, dieses wunderbare Auge! Als der berühmte französische Psychiater Morel, in dem bekannten Fall „Ghorinsky" als Sachverständiger nach München berufen, den König sah, war auch er von diesem Augenpaar betroffen. Es sei schön, es sei unheimlich schön... Uns aber erinnerte es vorerst nur an die Shakespearesche Stelle: „Des Dichters Aug', in holdem Wahnsinn rollend..."

Schon die ersten Regierungshandlungen Ludwigs offenbarten, daß sich ein poetischer Zug, Schwung der Stimmung und Gesinnung mit staatsmännischer Klugheit wohl verträgt. Nicht nur aus kindlicher Ehrfurcht, sondern auch aus Ueberzeugung hielt Ludwig an den Grundsätzen seines Vaters fest, daß die Arbeit an den Kulturaufgaben des modernen Staates niemals ruhen dürfe, daß es in Gesetzgebung und Verwaltung immer noch ein Besseres gebe und daß in Fragen der Gottesverehrung Duldsamkeit die wahre Gotteserkenntnis sei. Auch in der Politik ging er den vom Vater eingeschlagenen Weg; die vermittelnde Stellung Bayerns zwischen den Kabinetten erschien ihm das Richtige.

Dem Volke zeigte er sich gern, und es hinwieder umringte seinen jungen König auf dessen Spaziergängen mit herzlicher Vertraulichkeit, bei öffentlicher Feier mit begeistertem Jubel. Und allerdings war er, namentlich in Uniform und zu Pferde, vom Prunk des Königtums umgeben, alle überragend, die rechte Erscheinung für die Menge. „Jeder Zoll ein König!" wie oft ist dies Wort auf ihn angewandt worden, und niemand dachte dabei an den armen Lear. Seine damalige Leutseligkeit war nicht Popularitätshascherei, sondern echt wittelsbachische Vererbung. Auch später noch, bis zu seinem Tode, verstand es der König, sich mit dem Kleinbürger, Landmann, Arbeiter ꝛc. „g'mean" zu machen, das heißt, sich in die Sprech- und Denkweise des schlichten Mannes taktvoll zu schicken.

Die Vorstellungen des Hoftheaters wurden von ihm regelmäßig besucht. Zwei Sterne zogen ihn besonders an: Schiller und Richard Wagner. Daß der großartige Schiller ihn packen mußte, liegt auf der Hand. In der Wagnerschen Oper bestrickte ihn die Vereinigung von Poesie und Musik und Wagners gewaltiges Talent für das szenisch Wirksame, das so oft auch ein malerisches ist. Im strengen Sinn musikalisch gebildet war der König nicht. Sein Klavierlehrer — „der alte Wanner" — sprach ihm offen und entschieden alles musikalische Gehör ab. Das hinderte den Geistvollen nicht, Wagners unbestreitbares Verdienst, seine ureigene Schöpfung, das Musikdrama, zu begreifen und zu würdigen. Durch die romantische Bearbeitung deutscher Sagenstoffe entsprach Wagner vollends der Stimmung, dem Geschmack, dem Wesen des jugendlichen Fürsten. Nach einer Aufführung Tannhäusers — oder Lohengrins? — richtete Ludwig ein eigenhändiges, sicherlich enthusiastisches Schreiben an den Tondichter ...

Richard Wagner lebte damals in Luzern, in dürftigen Verhältnissen, nicht an seinem Talent, aber am Erfolge verzweifelnd. Recht in einer schwarzen Stunde, in der tiefsten Verdüsterung der Seele erschien ihm — nicht mehr erhofft, geschweige denn erwartet — das Glück. Der Kabinettsrat des bayrischen Monarchen kam mit einer brieflichen Einladung nach München. Wagner sah sich und sein Ideal gerettet, folgte freudig dem Rufe und ward vom Könige wie ein Freund empfangen, eine Begegnung von nachhaltiger Bedeutung für beide. Und so sehr gewann der geniale Meister Geist und Gemüt seines hohen Gönners, daß alsbald alle Aengstlichen, in der Folge auch mancher Besonnene, von diesem Freundschaftsbunde Gefahr für den Staat befürchteten. Der Verdacht, daß der Künstler in die Regierungsgeschäfte sich menge, ergriff und erregte zuletzt alle Kreise.

Inzwischen hatte Gottfried Semper den Auftrag erhalten, in den schönen Anlagen auf dem rechten Isarufer ein mächtiges Theater zu bauen, das zunächst für Wagners Bühnenfestspiele, die Nibelungen-Tetralogie, bestimmt war, aber auch überhaupt die Aufführung dramatischer Spiele in großem Stil ermöglichen, ein Nationaltheater in wahrem Sinne werden sollte. Eine breite Straße — im Lauf der Jahre mit Monumentalbauten für Kunst- und Staatszwecke geschmückt — würde, als Fortsetzung der Briennerstraße am Hofgarten und Königsschloß vorbei an die Isar geführt und hoch über dem überbrückten Fluß der glänzende Musensitz den Abschluß gebildet haben. Seltsamerweise war fast die gesamte Bevölkerung Münchens gegen die Annahme des königlichen Geschenkes; wenige werden heute noch ihre damalige Verstimmung begreifen, niemand würde heute noch in derselben verharren. Das Urteil des Königs über die Bedeutung Wagners ist inzwischen vom Erfolg bestätigt worden. Aber damals galt das, wofür die alten Athener den Namen *μεγαλοπρέπεια*, „großen Aufwand in großen und anständigen Dingen", hatten, in Isar-Athen als bevormundungswürdige Verschwendung, und so gedieh es denn nur bis zum herrlichen Plan. Der König verzichtete auf sein Unternehmen, doch von jener Zeit an zeigte er, obwohl immer bautüchtig, nie wieder eine Neigung, aus seinen Mitteln für die Oeffentlichkeit zu bauen.

Auch darin kam Ludwig den Mahnungen seiner Umgebung nach, daß er Wagners Wegzug gut hieß. Aber seine Teilnahme am Schaffen und Wirken des Meisters erkaltete nimmer, und nur die wahrhaft königliche Munifizenz Ludwigs ermöglichte den Theaterbau für die Bühnenfestspiele bei Bayreuth und den Triumph deutscher Kunst im Sommer 1876.

Es möge hier an die Thatsache erinnert werden, welche durch Herausgabe des Briefwechsels zwischen Bülow und Lassalle bekannt geworden: Wagner und Hans von Bülow beabsichtigten, Ferdinand Lassalle in persönliche Beziehungen zum bayrischen Könige zu bringen. Zunächst handelte es sich um des letzteren Fürwort bei Döniges zu Gunsten der Lassalleschen Werbung um die Tochter. Lassalle sollte es in einer Audienz erbitten. Das Verhängnis trat dazwischen.

Das für Bayern so traurige Jahr 1866 schied — abgesehen davon, daß es das Vorspiel von 1870, der Anfang eines glorreichen Endes war — nicht ohne Lichtblick. Bei den Friedensverhandlungen sprach sich Bismarck gegen eine weitere Gebietsverkürzung in Bayern mit Entschiedenheit aus. Dafür bewahrte ihm König Ludwig eine innige, dankbare Zuneigung — ich bin überzeugt, bis zu seiner letzten lichten Stunde. Er zollte dem großen Sohne Preußens unbedingte, neidlose Bewunderung ... Nachdem der Friede mit Preußen abgeschlossen war, begann die glorreiche Reise durch das diesrheinische Bayern, um die durch den Krieg heimgesuchten Städte zu trösten. In Nürnberg, in Würzburg, überall neigten sich dem Könige die Herzen. Mit solchem Jubel, mit so aufrichtigem, ist noch kein besiegter Fürst von den Seinigen empfangen worden! In Aschaffenburg lagen in den Lazaretten noch viele Verwundete, Preußen, Oesterreicher, Bayern. Er hatte für jeden das rechte Wort und eine offene Hand.

Was sich aus dem Ausgang des Feldzuges für den Staatsmann ergab, die Notwendigkeit einer näheren Verbindung mit Preußen, einer Reorganisation der Armee nach preußischem Vorbilde, erkannte Ludwig sofort. Fürst Hohenlohe wurde zum Minister des Aeußern ernannt. Die Mehrheit der Kammern bekämpfte das Programm desselben, doch ohne den König zu überzeugen, wie die Berufung des deutschgesinnten Grafen Hegnenberg-Dux nach Hohenlohes Rücktritt bewies. Dennoch hat Frankreich bei seiner unerhörten Herausforderung auf die Kampfunlust und Lässigkeit Bayerns, auf die geheimen Schlüsse im Herzen eines zweiten Souveräns mit Sicherheit gerechnet. Aber am 16. Juli 1870 erfolgte der königliche Befehl zur Mobilisirung der bayrischen Armee, und als der Jubel darüber das Königsschloß so spontan, so über die Maßen gewaltig umbrauste, erkannte Ludwig, daß er das einzig Richtige gethan, daß die deutsche Idee diesseits wie jenseits des Mains lebendig und Gegenwart und Zukunft sei! Von da an blieb er fest und unentwegt, wie schwer auch mancher Schritt zur Beschränkung der eigenen Hoheitsrechte ihm fallen mochte, ihm — man vergesse nicht — dem Fürsten, der in der unbedingten Ehrfurcht vor der Souveränität erzogen war.

Er gab das Beispiel für die übrigen deutschen Fürsten, und darum wird seiner gedacht werden, wann immer in Deutschland ein nationales Fest gefeiert wird!

Wer die ungeheure Aufregung und Arbeit der Nation in den Jahren 1866—1871 erwägt, wird nicht mehr staunen, daß der Wechsel in des Königs Gemütsstimmung, in Lebensweise und Neigungen verhältnismäßig so wenig beachtet sich vollziehen konnte. Sein Verlöbnis mit einer erlauchten Verwandten war plötzlich gelöst worden. Leidenschaftliche Menschen wie König Ludwig sind immer unglücklich in der Liebe, weil sie alles, was sie von der Liebe träumten, von der gebrechlichen, sterblichen Geliebten erwarten ... „Wer in der Liebe gleich anfangs geheilt wird, bleibt immer am besten geheilt," sagt Rochefoucauld. Doch kann ich nicht glauben, daß der König ohne die unglückliche Herzensgeschichte glücklicher geworden wäre. Die Ehen der Armut, nicht fürstliche Ehen heilen von der Romantik. Freilich muß ihn die Lösung im tiefsten erschüttert haben. Seine eigene Marmorbüste, ein Geschenk der Braut, hob er vom Sockel und schleuderte sie mit herkulischer Kraft durchs Fenster in den Hof ...

Nicht gänzlich ohne Vorzeichen fand die Wandlung statt. Wer hätte nicht von den anstrengenden, halsbrecherischen Ritten, von des Königs Vorliebe für Spazierfahrten in tiefster Nacht gehört! Mancher hat ihn damals um die letzteren beneidet. Ich erinnere mich an einen Sommer am Starnberger See. Einmal stand ich kurz vor Mitternacht am Fenster. Das Mondlicht lag über der Landschaft, zitterte auf dem See. Da braust es auf der Straße wie die wilde Jagd heran, Reiter voraus, dann der Wagen mit dem König, sein Begleiter, der getreue Stallmeister, beritten als Nachhut. Es kam und ging wie der Blitz die stille Gegend entlang, hinein in die Berge.

„Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreiten könnte
In der prächtigen Sommernacht!"

Nun erstanden die seenhaften Schlösser in weitabgeschiedenen Gegenden: der Linderhof im Graswangthal bei Oberammergau, Burg Schwanstein über dem Lieblingssitz Maximilians II., dem bekannten Hohenschwangau, hoch gelegen, wo die Pöllat brausend wild in die Tiefe springt; das neue Versailles inmitten der waldreichen Insel Herren-Chiemsee, Falkenstein bei Reutte in Tirol; die Jagdhäuser auf dem Schachen bei Partenkirchen u. a. Der König beobachtete im Besuch dieser Schlösser einen bestimmten Turnus, das heißt, er hielt Jahr für Jahr in jedem dieser Schlösser am gleichen Tage seine Einkehr — nehmen wir an — an jedem 30. Juni auf dem Schachen.

Er hatte dort keine andere Gesellschaft als Bücher; er las, las, las — belletristische, namentlich aber geschichtliche Werke. Seine Belesenheit war erstaunlich. Er hatte die Werke Rankes ebenso gründlich studirt wie die siebenzehn Bände des Duc de Luynes. Er kannte den ganzen Goethe und Favards sämtliche Opern.

Ludwig war übrigens nicht nur in Büchern bewandert. Man konnte von Bautechnikern und Meistern im Kunstgewerbe zahlreiche Beispiele der Fachkenntnis hören, die Ludwig gelegentlich eingesandter Zeichnungen und Ent-

wirke in tränenreichen Kammerbriefen an seinen Kabinetssekretär Q offenbart. Auch das ist echt wittelsbachisch! — Leider nur ward von der weisen Sparsamkeit seines Vaters und Großvaters nichts auf ihn vererbt. Und doch hatte er im Machiavell den Satz gelesen, daß nur diejenigen Fürsten große Dinge ausrichteten, die zur geizig galten, einen Satz, für den er aus seinem eigenen Geschichtswissen hätte hundert Beweise erbringen können.

Der unermüdlichen Leselust des Königs verdanke ich es, ihm bekannt geworden zu sein. Er geriet auf einen zwar gedruckten, aber im großen und ganzen, glaube ich, wenig gelesenen Roman meiner Feder: Benedictus. Mit sicherem literarischem Urteil erkannte er, daß des Romanschreibers schwache Seite der Roman sei, seine Eigenart vielmehr ihn auf das dramatische Gebiet verweise, und ließ mich in dieser Richtung ermuntern. Wie viele Schriftsteller, Künstler, Gelehrte haben gleich mir dem Verewigten für Zuspruch, Anregung, Aufgaben zu danken!

Sein Hang zur Flucht aus dem städtischen Gewühl in die Stille des Gebirgs wuchs von Jahr zu Jahr.

Bergeinsamkeit, ich kenne deinen Zauber, aber auch deine Gefahr! Nur in Raimunds Zauberposse erscheint der Alpengeist, um den Menschenfeind in den Schoß seiner Familie zurückzuführen. Ich kenne das Gefühl, das den Naturfreund „allein auf weiter Flur" wohlig durchschauert, vom schwärmerischen Blick über Wald und Höhen bis zur überwallenden Empfindung, die uns den Rasen, auf dem wir ruhen, zu streicheln drängt: Mutter Erde! Aber ich begreife auch, warum dem Römer unsere Naturschwärmerei fremd war und er die Natur nicht bewunderte, nur bezähmte!

Der König hatte keine Vorliebe für Byron. Ich aber konnte nie die Scene im Manfred, welche auf einer Felsenklippe der Jungfrau spielt, lesen oder hören, ohne tief ergriffen an unsern einsamen König in den Bergen zu denken.

Allerlei Gerüchte von phantastischem Treiben des Fürsten gelangten in die Oeffentlichkeit, drangen sogar bis zu mir, — viele Märchen, immerhin manches so wahr als bedenklich. Der König begann sich in Verkleidungen, zum Beispiel als Lohengrin, zu gefallen. Ein indischer Thron wurde für ihn angefertigt, an dem dann Bronzepfauen ihr mächtiges Rad aus buntfarbigen Glasstücken schlugen. Eine Lieblingsidee des Königs war es, auf Linderhof eine blaue Grotte zu haben. Begreiflicherweise war sie ihm nie blau genug.

Sicherlich krankhaft war die Vorliebe des im Trinken sehr Mäßigen für parfümirte Weine, zum Beispiel für Champagner mit Vanille.

Die Presse wußte immer mehr zu erzählen. Es spricht für den Kampf des Königs mit seinem Dämon, daß er sich unglücklich über diese öffentlichen Darlegungen seines Privatlebens fühlte. Allmälich wurde er gegen diese Stimmen in der Presse gleichgiltiger.

„— — — dann aufgeräumt
Hör' ich, mich zu entschuldigen vor mir selbst."

Nur einmal noch, als sich vor wenigen Jahren die Zeitungen wieder einmal besonders gern und eingehend mit seinen Neigungen beschäftigten, gab er seiner Entrüstung Ausdruck. „Daß gerade die Berliner und Wiener Börsenzeitungen am schlimmsten über mich schreiben," sagte er zu seinem Kabinetssekretär, „empört mich, da ich doch der einzige Fürst bin, der seiner Regierung sogleich beim Beginn der antisemitischen Bewegung die strengsten Maßregeln gegen dieselbe anbefahl."

Zur bestimmten Zeit, zweimal alljährlich, kehrte er vom Lande nach München zurück. Dann gab es noch immer Hoftafeln und Audienzen. Die Geladenen aber waren stets einstimmig im Lobe seiner majestätischen Erscheinung, seiner Liebenswürdigkeit und glänzenden Unterhaltungsgabe.

Inkognito reiste der Fürst nach Paris und Rheims. Mehr noch als kunstgeschichtliches Interesse machte ihm seine schon erwähnte Vorliebe für die Dramen Schillers den Krönungsdom zu Rheims besonders anziehend.

Diese Bewunderung Schillers gab dem König wahrscheinlich auch den ersten Impuls zur Einführung der sogenannten Separatvorstellungen.

Sie begannen, wenn ich mich recht erinnere, nicht vor 1870.

Schon früher hatte der König befohlen, daß auf der Hofbühne das eine und andere Schillersche Drama einmal ohne Striche gegeben werde. Damit hörte er denn seines Lieblings prächtige Verse unverkürzt, aber nicht ungestört, denn nicht mit der gleichen Andacht lauschte ihnen das Publikum. Der wirkliche König in seiner hohen, jedermann sichtbaren Loge bestrickte jenes mehr als die geschminkten Könige und Helden auf den Brettern. Er zahlte sich als den Anziehungspunkt sämtlicher Operngucker — eine unbehagliche Lage für den aufrichtigen Kunstfreund, welcher der Komödie auf der Bühne zu liebe ins Theater geht. Auch war des Zischelns und Räsonnirens kein Ende. Und sollte der König, wenn sich sein Blick unwillkürlich auf die Zuschauer verlor, niemals einen Durstigen beim Gähnen ertappt haben? Alle diese Beeinträchtigungen eines wahren — darf man sagen naiven? — Kunstgenusses zu vermeiden, ließ er die ungekürzten Schillertragödien vor sich allein wiederholen. Eine Erweiterung des Repertoires ergab sich alsbald von selbst. Und da er nun einmal sein Theater für sich besaß, warum sollte er nicht auch seine eigenen Stücke haben?

Herman von Schmid, glaube ich, hat den Reigen dieser übelbeleumundeten „Königsdramen" eröffnet. Sie wurden in der Regel dreimal vor dem König aufgeführt und verblieben dann sein Eigentum. Auch diese Unterdrückung von einigen Dutzend Theaterstücken wurde von manchen als ein Symptom betrachtet. Ich vermute, daß jene Verfügung mit der lange gewahrten Scheu des Königs zusammenhing, der Welt einen Einblick in sein Innerstes zu gewähren. Denn mehr oder minder war jedes Schauspiel, das er sich schreiben und aufführen ließ, sozusagen eine Illustration dessen, was zurzeit seinen Geist beschäftigte. Die Lektüre eines Buches, eines Zeitungsartikels, ein Tagesereignis setzte diese tiefe Seele in nachhaltige Bewegung.

Man machte auch den Verfassern Vorwürfe, sie hätten auf jene Bedingung nicht eingehen sollen, es wäre wider die künstlerische Ehre. Aber schafft denn der Künstler für ein anderes als ein kunstsinniges Publikum? Und wenn nun dieses nur in einem Zuhörer besteht, ist der Beifall des einzigen ihm nicht genug, gibt ihm der Lärm des Beifalls die Zufriedenheit?

Ueberhaupt, wie viel falsche Vorstellungen waren über diese Königsabende in Deutschland verbreitet! Ein mir Befreundeter flüchtete sich einmal vor einem Unwetter in eine Münchener Bierstube. Kleinbürger unterhielten sich soeben über die bevorstehenden „Separatvorstellungen". Es wurde von dem darin entfalteten Aufwand und so weiter gesprochen. „Und wer schreibt denn nun die Stücke für den König?" fragte mein Freund in der Erwartung, vielleicht auch meinen Namen zu hören, und in der wohlwollenden Absicht, ungünstige Vorurteile zu zerstören... „Die Stücke?" antwortete sein Tischnachbar; „ih, die schreibt er alle selber..."

Man hat von lüsternen Scenen, von Nymphentänzen und Bacchanalien in diesen Stücken gesprochen. In Wahrheit könnte jedermann jedes derselben getrost einer Schwester, Braut oder Tochter zu lesen geben. Sie würden vielleicht nicht unterhalten, aber unzweifelhaft nicht sittlich geschädigt werden.

„Aber wie unheimlich," höre ich eine Dame sagen, die ihre Kleider aus Paris bezieht, „ein leeres Haus!" Ich habe ungefähr einem Dutzend Separatvorstellungen beigewohnt als „Gast des Königs", ohne jedoch meinen königlichen Gastfreund je zu sehen; der Geladene saß nämlich unmittelbar unter der Königsloge. Das Haus war in allen Räumen, auch in den Korridoren wie bei einer gewöhnlichen Vorstellung beleuchtet. Es war ganz leer, also nur etwas leerer noch als bei manchem Trauerspiel. Dann krachte die Decke über mir unter dem gewaltigen Königstritt. In demselben Augenblick ging der Vorhang empor, und nun um mich kein Laut, kein Hauch, keine Zerstreuung. Ich sah und hörte nur die Schauspieler, die selbstverständlich ihr Bestes thaten; nur das Werk!... So sehr absonderlich war der Geschmack an diesen Sondervorstellungen denn doch nicht!

Aber der Inhalt jener Dramen! Immer nur Ludwig XIV., Madame Maintenon und der französische Hof! Allerdings bildet die Erinnerung an Ludwig XIV. im Leben unseres Königs ein wichtiges Kapitel. Aber nicht der Feind Deutschlands, der Politiker, sondern der prachtliebende, ritterliche Herr auf Schloß Versailles zog ihn an. Uebrigens leugne ich nicht, daß für unsern Ludwig in jenen Lüsten Gefahr gelegen, und war's auch nur, weil sich später der Gedanke in ihm festsetzte, es werde auch zu ihm ein Mann kommen, unermeßlich reich und unermeßlich großmütig wie jener David Bernard, der Louis XIV. seine Millionen für — einen Spaziergang zur Verfügung stellt.

Ich selber atmete auf, als ich unsern teuern König Versailles untreu geworden sah, indem er den Auftrag erteilen ließ, das Leben der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth auf seinen dramatischen Gehalt zu prüfen... Bayreuth!... allerdings auch ein Franzose — Voltaire, aber auch Friedrich der Große!

Auch die Sympathie des Königs für die Pompadour ist schlimm beurteilt worden. In der That war Brachvogels „Narziß" das einzige Stück, das alljährlich wiederholt, und die Rolle der Pompadour diejenige, auf welche das meiste Gewicht gelegt wurde. Das Warum konnte ich nie erfahren. Ich selbst schrieb ein Stück, das eine Episode aus dem Leben des Malers Boucher behandelt. Auch darin kommt die Pompadour vor. Der Dauphin wird vom König gezwungen, der Maitresse seine Aufwartung zu machen. Nun kommt er empört, außer sich in den Park zurück, wo auch seine Mutter, die arme Maria Leszinska, die Pompadour empfangen mußte.

Dauphin: O meine Mutter! Daß wir uns auf diesem Boden begegnen!... Ich vergehe vor Scham.

Königin: Warum? Sie handelten recht.

Dauphin: Recht, wenn ich dem Unrecht huldige!?

Königin: Sie bringen der Kinderliebe Ihren Stolz zum Opfer! — Mein Sohn, jeder hat einzig die Wahl: entweder leiden oder Leiden machen, entweder die Rosen- oder die Dornenkrone, entweder die Freude oder das Kreuz!

Dauphin: O diese Welt!

Königin: Entweder sie oder den Himmel! Blicken Sie empor! Für die Gelehrten sind jene Sterne berechenbare Größen, für uns sind sie eine göttliche Verheißung!

Mit welchem Hohne würde ein im Grunde des Herzens frivoler Rokokoherr beim Verfasser für diese Scene, die das Facit des Stückes ist, sich bedankt haben!

1881 und 1884 beschäftigte sich der König namentlich mit den Hohenstaufen — doch schon zuviel sprach ich von diesen dramatischen Nichtigkeiten; Nichtigkeiten und doch keine verlorene Arbeit, Arbeiten, die ich segne, wenn sie die Schwermut eines wahrhaft Unglücklichen auch nur einen Abend lang zu zerstreuen vermochten!

Immer banger wurden in Bayern die Herzen. Schon verkehrte der König auch mit seinen Kabinetsräten nicht mehr. Er unterhielt nur noch brieflichen Verkehr ...

Im März dieses Jahres ließ mir der König den „Wunsch" äußern — seine bestehende Verbindlichkeit verließ ihn nimmer — Gutzkows Roman „Fritz Ellrodt" dramatisirt zu sehen. Diese wohl am wenigsten bekannte Erzählung Gutzkows handelt von dem unglücklichsten aller Markgrafen von Bayreuth, Friedrich Christian (reg. 1763 bis 1769). Schon ein Sonderling auf seinem stillen Schlosse zu Wandsbeck, wurde er als Regent immer wetterscheuer — menschenfeindlicher — — wahnsinnig.

Der Entwurf wurde diesmal besonders ausführlich, besonders dringlich befohlen. Was führte mir die Feder, als ich als letzte Zeile schrieb: „... doch das Verhängnis bricht unaufhaltsam über ihn herein ...

Ich erlaß es dem Leser, und der Leser erläßt es mir, das Ende seines so traurigen und dennoch so segenstrichen Lebens zu erzählen.

Des Königs unglücklicher Bruder Otto ist der Thronfolger, Prinz Luitpold, beider Onkel, führt die Regentschaft, ein Fürst, der von Ludwig I. die schöne Begeisterung für die Kunst und die echte Leutseligkeit besitzt, dessen Leben immer ein schlichtes, aber immer ein thätiges und makelloses war, dessen Söhne ausgezeichnete Landwirte und brave Soldaten sind: Ludwig, Leopold, Arnulf!

Mag die künftige Flagge Luitpold oder Ludwig heißen, Bayern kann sich getrost dem Steuermann überlassen.

Auch vom teuersten Grabe reißt uns das Leben und die Pflicht! Fort! Fort! Immer wechseln die Ufer. Ich aber lehne mich auf des Schiffes Rand und blicke dorthin, wo ein Fels, Tannen und Alpenrosen und wehenden Gießbach an der Brust, ein verzaubertes Schloß auf dem Gipfel, im Nebel, in die Ferne verschwindet, und ich gedenke Sein und schäme mich der Thräne nicht!

Der Prinzregent von Bayern.

(Siehe das Bildnis S. 845.)

Prinz Luitpold von Bayern, mit den weiteren Vornamen Karl Joseph Wilhelm Ludwig, sollte bekanntlich zuerst an Stelle des schwer erkrankten Königs Ludwig II. als Landesverweser die Regierung Bayerns in die Hand nehmen. Im wesentlichen konnte daran auch der plötzliche Tod des schwergeprüften Königs nichts ändern; nur die Person des zu Vertretenden hat gewechselt. Der genannte Prinz regiert nunmehr, wie im vorstehenden Artikel bereits angedeutet wurde, Namens seines verfassungsgemäß zum König ausgerufenen Neffen Otto, da dieser jetzt achtundvierzigjährige zweite Sohn des 1864 verstorbenen Königs Maximilian II. schon seit seinen Jünglingsjahren einer unheilbaren Krankheit anheimgefallen ist, die ihn außer stand setzt, das Steuer des Staates selbst zu lenken. Der Prinzregent ist als dritter Sohn König Ludwigs I. am 21. März 1821 zu Würzburg geboren. Seine älteren Brüder haben beide auf ihren Häuptern königliche Kronen getragen, Maximilian die von Bayern, Otto († 26. Juli 1867) die von Griechenland. Mehr noch als sie beide hat Luitpold die vom Vater ererbte lebhafte Vorliebe für die bildenden Künste und ihre schaffenden Vertreter bethätigt. In den Ateliers aller namhafteren und begabteren Maler und Bildhauer Münchens war er jederzeit ein eifriger, freundlicher und hochgeschätzter Besucher; auch liebte er es, des öfteren erlesene Künstlerkreise zur Tafel zu ziehen. Im vertrautesten Verkehr mit den also Auszuzeichneten lernte er eine umfassende Vertrautheit mit den gesamten künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart und eingehendes Verständnis für dieselben an den Tag. Er war es, der seit langen Jahren bei allen größeren künstlerischen Veranstaltungen innerhalb der bayrischen Hauptstadt, namentlich bei den internationalen Kunstausstellungen, in Vertretung seines gebrechlichen Neffen das Protektorat auszuüben pflegte. Von dem fünfundsiebzigjährigen, vielseitig gebildeten Fürsten ist wohl zu erwarten, daß er auch die Tugenden eines Regenten nunmehr, da ihm die Gelegenheit dazu geboten und das Wohl und Wehe des Landes ihm in erster Linie ans Herz gelegt ist, in umfassender Weise entfalten wird.

Dr. Bernhard von Gudden.

Während die Leiche des unglücklichen Königs Ludwig II. noch auf dem Paradebett in der Hofkapelle prunkvoll aufgebahrt lag, wurden auf dem Auer Friedhofe zu München die sterblichen Ueberreste dessen, der in treuer Pflichterfüllung mit dem König zugleich den Tod gefunden, der Erde übergeben. Nie zuvor hatte dieser Friedhof ein so unabsehbar zahlreiches Trauergeleite, nie eine solche Menge Leidtragender an einem Grabe vereinigt gesehen wie an diesem Tage. Hatte Dr. von Gudden schon zu Lebzeiten durch die persönliche Liebenswürdigkeit, die sich mit seiner in wohlthätigstem Sinne wirkenden seelenärztlichen Bedeutung verband, die Sympathien aller besessen, die ihm näher getreten, so hatte die ergreifende Art seines Untergangs die Teilnahme der ganzen Welt für ihn wachgerufen. Kein Wunder, daß zu seinem Leichenbegängnis sich alle herbeidrängten, denen Zeit und Ort die Beteiligung gestatteten.

Wenn König Ludwig, wie berichtet wird, zu Dr. von Gudden gesagt hatte, er sei kein Deutscher, sondern ein Schweizer, so hatte ihm dabei augenscheinlich die Thatsache in Erinnerung gestanden, daß der Angeredete von Zürich aus zu seinen Münchener Stellungen berufen worden. Von Geburt gegen war Gudden in Wirklichkeit kein Schweizer, sondern ein Rheinländer. Am 7. Juni 1824 hatte er in Cleve das Licht der Welt erblickt. Schon früh wendete er sich dem Berufe zu, dem er in Leben und Tod treu geblieben. Nachdem er zuerst als Assistent des namhaften Psychiaters Jakobi in Siegburg gewirkt, kam er im Jahr 1851 in die badische Irrenanstalt Illenau bei Achern, wo er als Hilfsarzt unter Direktor Roller bis ins Frühjahr 1855 thätig war. Um diese Zeit wurde er zum erstenmal nach Bayern berufen, indem man ihm mit der Einrichtung und Leitung der königlichen Kreisirrenanstalt Werneck in Unterfranken betraute. Während der Jahre seiner dortigen Thätigkeit entging er einmal beim Betreten einer mit Gasen gefüllten Grube mit knapper Not dem Tode, während die ihn begleitenden Hilfsärzte erstickten. Was er aber zu Werneck in einem Zeitraum von nicht ganz anderthalb Jahrzehnten errichtete, war so bedeutend und Aufsehen erregend, daß die Münchner, die für ihre akademischen Lehrstellen immer die besten Kräfte aus Deutschland zu beziehen bestissen waren, ihn im Jahr 1869 einen Lehrstuhl für Psychiatrie und zugleich die Direktion einer Klinik für Geisteskranke antrugen, welchem Ruf er willig Folge leistete. Indes nach wenigen Jahren schon eroberte ihn Bayern zurück. Durch den Tod des Professors Dr. Solbrig war im Jahr 1872 die Stelle eines Direktors der Münchener Kreisirrenanstalt Gießing frei geworden, und in dieses Amt wurde nunmehr Gudden eingesetzt, dem man gleichzeitig eine ordentliche Professur an der Münchener Hochschule übertrug. In dieser Doppelstellung war er von da an bis zu seinem jähen Tode in erfolgreichster Weise thätig. Er verstand es, auf die seiner Obhut und Pflege anvertrauten Geisteskranken einen überaus vorteilhaft wirkenden persönlichen Einfluß auszuüben, der sein sachliches Heilverfahren auf das beste unterstützte. Wenn man da oder dort einmal ein leises Bedenken gegen seine Verfügungen äußern hörte, so betraf es einzig und allein sein starkes Vertrauen einerseits in seine eigene geistige und körperliche Ueberlegenheit seinen Patienten gegenüber, andererseits in die bis zu einem gewissen Grade wahrnehmbare Besserung des einen oder andern seiner Schutzbefohlenen. Allein wenn ihn dieser optimistische Zug bisweilen dazu verleitete, sich selbst Gefahren auszusetzen, die ein anderer nicht auf sich genommen hätte, oder diesem und jenem seiner Kranken Freiheiten einzuräumen, die ein minder vertrauensvoller Arzt für gewagt erklärt haben würde, so ergab sich daraus wohl ab und zu einmal eine ganz unwesentliche, leicht zu verschmerzende Störung oder momentane Belästigung anderer durch einen Geisteskranken, dem etwa ein Spaziergang ins Freie und in die Kreise vernünftiger Menschen in Begleitung eines Pflegers etwas zu früh gestattet worden war, im großen und ganzen jedoch war keines der Guddenschen Wagnisse von ernsthafteren Folgen begleitet. Nur in einem Falle und gerade in demjenigen, auf den von vornherein die Augen der ganzen Welt gerichtet waren, sollte das Vertrauen, das Gudden in die Fügsamkeit eines Patienten setzte, von den verhängnisvollsten Folgen sein. Freilich hielt es auch in diesem Falle wohl doppelt und dreifach schwer, einem harmlos erscheinenden Wunsche dessen zu widerstreben, der bis dahin nur zu befehlen gewöhnt gewesen. Guddens Gutherzigkeit war es, die ihn bestimmte, dem Könige den erbetenen Spaziergang ohne andere Begleitung als die des Arztes selbst zu gewähren, jenen Abendspaziergang durch die Parkanlagen von Schloß Berg, der für beide in den begehrlich murmelnden Wellen des Sees seinen hochtragischen Abschluß finden sollte. Mit dem Leben hat der alte Fürsichtliche seine Gutherzigkeit bezahlt; — wer sollte ihn und sein Verhängnis nicht beklagen?

O. B.

Obermedizinalrat Dr. von Gudden.

Schloß Berg am Starnbergersee.

Aufbahrung der Leiche König Ludwigs II. von Bayern. Originalzeichnung von Fr. Amling.

Digitized by Google

Eine Dame von Welt.

Novelle

von

G. Hermstein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

„Wo ist Leonie?“ fragt jemand von der Veranda in den Park hinab.

„Ausgegangen!“ antwortet eine Mädchenstimme aus dem Schatten einer Akazie hervor.

„Und Fritz?“ fragt es wieder oben.

„Nachgegangen!“ kommt es um einen Grad schärfer zurück.

In diesem Augenblick tritt ein alter Herr auf die Veranda, eine stattliche Gestalt mit weißem Vollbart, der dem Gesicht eine Art Ehrfurcht heischender Würde verleiht. Nach Fritz erkundigt sich der Hausherr nicht, denn er weiß, daß der Neffe die Nützlichkeit einer geregelten Tageseinteilung noch nicht einsehen gelernt hat, wohl aber ist sein erstes Wort, während er sich vor dem mit Zeitungen und Briefen bedeckten Tisch niederläßt:

„Wo ist Leonie?“

„Annette meint, sie sei ausgegangen,“ berichtet die Hausfrau an der Kaffeemaschine; „bei dieser Hitze indessen scheint mir das unnatürlich, sie ist sicher in ihrem Zimmer.“

„Nein, aber vielleicht in der Laube!“ ruft jetzt Annette unten mit plötzlicher Eingebung, kommt unter der Akazie zum Vorschein und springt über den sonnigen Kiesplatz nach der andern Seite des Schlosses, um bald darauf am Arm einer Dame wieder aufzutauchen.

Wie ein Bachstelzchen wippt die kleine, zierliche Annette von Wardeck neben ihrer ruhig schreitenden Begleiterin daher und schwatzt unaufhörlich in dieselbe hinein: wie sie Leonie in ihrer Stube und im ganzen Schlosse vergeblich gesucht, um ihr einen Brief zu bringen, wie sie dann geglaubt, daß sie in die Wiesen gegangen . . .

„Bei dieser Sonnenglut? Du glaubst wohl, Kind, ein guter Teint sei auf jedem Jahrmarkte zu haben?“ unterbricht die andere, einigermaßen erstaunt über solche Gedankenlosigkeit.

Die Kleine wirft den Kopf ein wenig hintenüber und sagt:

„Wer denkt auch immer gleich an seine Schönheit!“

„Eine Dame!“ ist die gelassene Antwort.

„Und was bin ich, wenn ich fragen darf?“

„Ein junges Mädchen.“

„Willst Du mir einmal den Unterschied zwischen diesen Begriffen erklären?“

Leonie lächelt und sieht mit einer feinen Mischung von Wehmut und Ueberlegenheit zu Annette herab.

„Die Gräfin Hahn-Hahn,“ sagt sie dann, „kennzeichnet den Unterschied folgendermaßen: ‚Das junge Mädchen ist ein frisch vom Himmel geflatterter Engel; die junge Dame hat schon gelernt, ihre schneeweißen Flügel im Salon zusammenzufalten — damit sie niemand geniren.‘“ Und die Sprechende ist sich dabei bewußt, daß sie ihre eigenen Engelsschwingen eng, so eng zusammengefaltet hat, daß selbst das schärfste Auge sie nicht mehr erkennen könnte.

„Das war ja beinahe eine Schmeichelei für mich!“ ruft Annette in bescheidener Ungläubigkeit und vergißt ganz, daß sie dieselbe auf Kosten ihrer braunen Gesichtshaut erhalten hat.

Nun sind sie auch schon an den Verandastufen, Frau von Wardeck löscht die Spiritusflamme und gießt den Kaffee in die Tassen, der Gutsherr nickt den Heraufsteigenden über seine Zeitung hinweg freundlich entgegen und überreicht der Begleiterin Annettens einen an die Baronesse Leonie von Hochstetten gerichteten Brief.

„Ist dies das Wappen der Gräfin?“ fragt Frau von Wardeck.

Leonie merkt, daß der Brief bereits durch alle Hände gegangen, und weil bei dem Anblick der Schriftzüge etwas in ihrem Herzen sich zusammenzieht, eine Regung, die auch ihre Stimme unsicher machen könnte, so wendet sie das Schreiben sehr langsam um und betrachtet einen Augenblick das in seinen schwarzen Linien aufgepreßte Bild auf der Rückseite, ehe sie antwortet:

„Ja, Tante Wardeck, ein Stern über einem Löwen, das ist das Wappen der Taiphs.“

„Die alte Gräfin hat eine merkwürdig feste Handschrift,“ bewundert die Hausfrau noch harmlos, indes die Baronesse, deren Nasenflügel nervös zittern, den Brief in die Tasche gleiten läßt.

„Sie ist überhaupt eine thatkräftige Frau,“ erwidert sie, aber durchaus gleichmütig, versorgt sich mit Sahne und Zucker und spricht von etwas anderem. Länger als sonst verharrt sie plaudernd am Kaffeetische, niemand soll denken, daß sie Eile habe, den Brief zu lesen; endlich scheint es ihr genug der Selbstverleugnung, sie verteilt die letzten Krumen ihres Kuchens unter die Sperlinge, die hier Hausrecht zu haben scheinen, denn sie hüpfen bis dicht an die Stühle heran, spricht von der noch immer unerträglichen Hitze draußen und entschwindet. In ihrem Zimmer angelangt, öffnet sie hastig den Brief und liest:

„Gnädigste Baronesse! Ist das nun Bosheit von Ihnen oder von meiner Schwägerin? Was soll Aphrodite auf dem Dorfe? Glauben Sie, daß ich aus Petersburg nach Berlin gekommen bin, um mit Antonie Schach zu spielen? Erklären Sie sich für gesund, und kehren Sie zurück; man hat doch nicht nur Pflichten gegen sich selbst, sondern auch gegen seine Mitmenschen. Ich habe Sehnsucht nach Ihren Argusaugen, Leonie, und nach den Chopinschen Stücken, die Sie in der Dämmerstunde spielen, und für welche ich doch einen passenderen Zuhörer abgebe als die Meringer Dorfgänse . . . Immer der Ihre, Baronesse. Hippolyt Graf Taiph.“

Wie sie das Schreiben erst überfliegt und dann noch einmal Wort für Wort, Zeile für Zeile langsam nachliest! Nicht, daß sie den Schreiber des Briefes liebte. Die „große Passion“ liegt hinter ihr, nachdem sie dieselbe in den zwei Arten, in welchen beiden sie gewöhnlich jeden Menschen heimsucht, kennen gelernt hat: in der ersten, der idealen, selbstlosen Jugendliebe: „Freudvoll und leidvoll“, und in der andern, der realen, leidenschaftlichen Herzensglut: „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe!“ Im ersten Falle war es ein bildhübscher, natürlich unheiratbarer Kandidat der evangelischen Gottesgelahrtheit gewesen — jetzt Pastor irgendwo in der Mark Brandenburg, den Namen des Ortes hat sie vergessen — und damals hatte sie sechzehn Jahre gezählt; im andern Falle war es ein vermögender Offizier, ein heiterer, liebenswürdiger junger Mann, der sich mit der zwanzigjährigen verlobte und wenige Wochen darauf einem typhösen Fieber zum Opfer fiel. Seitdem „liebt“ Leonie nicht mehr, aber sie „interessirt“ sich noch zuweilen — und was diesen Grafen Hippolyt betrifft, so ist er der Mann, dessen Frau sie werden will.

Mit einem belustigten Lächeln verschließt sie den Brief in ihre Schreibmappe. Also deshalb hat ihr die Gräfin Antonie Taiph, deren Gesellschafterin die Baronesse Hochstetten ist, nach vier Jahren zum erstenmal Ferien gegeben; deshalb mußten der armen Leonie Nerven durch das aufreibende, bewegte Leben in Berlin plötzlich so zu Grunde gerichtet sein, daß nur ein Landaufenthalt von mindestens sechs Wochen ihnen wieder aufhelfen konnte; deshalb war es der Gräfin mit einemmale schwer aufs Herz gefallen, daß sie ihre reizende Baronesse so lange Zeit nur für sich selbst beanspruchte und sie noch nicht ein einzigesmal für einen Besuch bei ihren Verwandten beurlaubt habe; deshalb, mit einem Wort, ist Leonie hier!

„Wenn ich die Gräfin Taiph wäre,“ denkt sie, während sie im Spiegel die goldenen Löckchen ihres Dinskopfes mit wohlwollendem Blicke betrachtet, „so würde ich ebenfalls die Heirat meines Schwagers mit meiner Gesellschafterin zu verhindern suchen; da ich aber besagte Gesellschafterin bin, so denke ich diese Angelegenheit zu fördern.“

Einem Marmorbilde gleich steht sie noch eine Weile bewegungslos vor dem Glas und mustert sich: die hohe, köstliche Gestalt, die von der Halskraute bis zur zierlichen Fußspitze, und das klassisch schöne, schmale Gesicht mit seinen unvergleichlich zarten Farben und den grünen Augen — eine entzückende Unnatürlichkeit nannte Graf Hippolyt sie einmal — die jetzt allmälich sonderbar leuchtend und groß werden, fast unheimlich groß.

Unter den verschiedenen Vorwänden, mit welchen die Gräfin Taiph ihren Einfall der Ferien für die Baronesse begründete, ist der, daß Leoniens Nerven einer Erholung bedürftig seien, sicher der stichhaltigste. Man erträgt mit fünfundzwanzig Jahren die Aufregungen der Geselligkeit nicht mehr so spur- und mühelos wie mit achtzehn, und die alte Dame, welche Leonie verwöhnt und verzärtelt und ihr außer ihrem Schwager alles Gute wünscht, war wirklich in Sorge, daß die Baronesse für den nächsten Winter einen Teil ihrer Schönheit und geistigen Elastizität eingebüßt haben könnte; sie beschloß deshalb, ein nervenstärkendes Bad mit ihr zu besuchen, als sich unerwartet Graf Hippolyt bei der Schwägerin anmeldete. Nun stand es fest, daß Leonie allen gesellschaftlichen Beziehungen und Pflichten, auch solchen, denen man in einem Badeorte nicht ausweichen könne, enthoben sein müsse, um sich zu erholen, was nur durch einen Landaufenthalt möglich sei. Und wenn die Baronesse jetzt auch den selbstsüchtigen Grund der zarten Rücksicht erkennt, so ist sie mit dieser Ferienzeit dennoch einverstanden; ohne sich geradezu krank zu fühlen, hatte sie doch in Berlin Tage, da sie mit glanzlosen Augen und erblichenen Lippen stundenlang liegen konnte, ohne sich zu bewegen. Sie durfte sich solcher nervösen Abspannung hingeben, da ihr Amt eigentlich nur darin besteht, der Gräfin früh auf ihrer Ausfahrt Gesellschaft zu leisten und den Abend mit ihr gemeinsam zuzubringen, um ihr in den seltenen Fällen, wo dieselbe daheim bleibt, vorzuspielen, den Thee zu bereiten und sich regelmäßig im Schach matt setzen zu lassen, meist aber sie in das Theater, die Oper oder auf Soireen zu begleiten, wo sie ihre Gönnerin am sichersten damit unterhält, daß sie sich den Hof machen läßt, welchem Hinweis sie mit Geist und Witz nachkommt. Es ist keine Gefahr dabei, daß einer der Herren taktlos genug sein würde, der Gräfin die unvergleichliche Gesellschafterin wegzuheiraten; denn der einzige, für den der Gedanke, eine Frau ohne Vermögen zu nehmen, nichts Unnatürliches hätte — dieser einzige stapft eben mit schweren Schritten durch den Flur.

„Fritz schon zurück?“ fragt sich Leonie mit einer Art gleichgiltiger Verwunderung, als es auch bereits an ihre Thür klopft. „Herein!“ ruft sie, nachdem sie mit einer schnellen Wendung an ein Bücherbrett getreten ist, so daß es den Anschein hat, als suche sie sich soeben einen Band zum Lesen heraus.

Mit entsetzlich schmutzigen Stiefeln und der brennenden Cigarre im Munde tritt ein riesengroßer junger Mann in das Zimmer. Wie zu allen Dingen dieser Welt, gehört auch zu guten Manieren eine gewisse angeborene Begabung; Doktor Fritz von Wardeck geht sie ab. Indessen teilt er dieses Los mit vielen anderen seines Geschlechts; was ihn dagegen von jenen unterscheidet, ist das Bewußtsein dieses Mangels und infolge dessen das stete drückende Gefühl der Furcht, etwas Ungehöriges anzurichten.

„Hier sind Ihre Vergißmeinnicht,“ sagt er zu Leonie, während er aus einer Botanisirtrommel eine Menge dieser Blumen herauszerrt, die hinreichen würden, eine hungrige Kuh zu sättigen.

„Mehr nicht, lieber Fritz?“ fragt die Baronesse über die Schulter, noch immer am Bücherbrett.

„Ich fand nicht mehr,“ entschuldigt er sich treuherzig.

„Nun, vielleicht genügt es,“ spricht sie, nimmt ein winziges Blumenglässchen vom Tisch und fängt mit ernsthaftem Gesicht an, einzelne Stiele zusammenzubinden.

„War es für diese Vase, daß Sie mich bei solcher Sonnenglut in die Wiesen schickten?“

„Ja, lieber Fritz. Ich bat Sie, mir gelegentlich von einem Ihrer botanischen Ausflüge ein paar Vergißmeinnicht mitzubringen, und konnte unmöglich ahnen, daß Sie sofort Onkel Wardecks Sumpfwiesen bar ausplündern würden!“ ruft sie nun lachend.

Er paßt ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft, murmelt etwas Unverständliches in seinen krausen schwarzen Vollbart und verläßt das Zimmer. Noch ehe er die Thür geschlossen, sieht er, wie die Baronesse beide Fensterflügel weit öffnet, und entsinnt sich erst jetzt, daß man in einem Damenzimmer nicht raucht und daß Leonie noch gestern erklärte,

sie verzeihe einem Mann eher einen Vatermord als eine Cigarre, denn ersterer belästige wenigstens nicht sie selbst.

Aergerlich auf sich, auf seine Cousine, auf die „boshaften und zimperlichen“ Weiber im allgemeinen geht er in seine Arbeitsstube — als ständigem Sommergaste sind ihm zwei Zimmer des geräumigen Schlosses zur Verfügung gestellt — und versenkt sich in ein wissenschaftliches Werk über Botanik, sein augenblickliches Studium. Erst hat er seinen philosophischen Doktor gemacht, dann ein Semester der Medizin, zwei Jahre der Rechtskunde gewidmet und jetzt studirt er Naturwissenschaften; Leonie prophezeit ihm, daß er als Geistlicher endigen werde. Er hat weder Eltern mehr noch Geschwister, und sein kleines Vermögen reicht gerade hin, ihm diesen gelehrten Luxus zu gestatten. Bald hat er beim Lesen die Hitze des Nachmittagsspaziergangs und Leonies Spott als Belohnung für seine Mühe vergessen, denn er gehört zu den Menschen, die, wenn sie ein Buch zur Hand nehmen, aus ihrem Ich gleichsam heraustreten und sich in die Gedankenwelt des Verfassers verlieren, bis irgend ein äußerer Anlaß den Geist wieder in seine ursprüngliche Hülle zurückdrängt. Trotz der scharfen Brille den mächtigen, fast negerhaft häßlichen Kopf über das botanische Werk gebeugt, die Hand in das volle Haupthaar gewühlt, die Beine übereinander geschlagen, daß die sehr langen Füße sich in ganzer Lebensgröße darstellen, sitzt er unbeweglich. Er merkt nicht, daß die Sonne zur Rüste geht und nur noch ein ungefährliches Dämmerlicht auf den eng bedruckten Seiten ruht, merkt nicht, daß die Finken auf der Linde vor seinem offenen Fenster, die bis jetzt sich lustig mit einander gezankt, friedlich ihren Gutenachtgruß zwitschern, die Federchen aufplustern und sich zum Schlafen anschicken; er merkt nicht einmal, daß der starke Luftzug, der bis in seine Stube dringt und die Blätter des Buches bewegt, so daß er sie mechanisch mit seinem Arme beschwert, der Abendwind ist, welcher nun durch die Kronen der Parkbäume rauscht, daß die grünen Zweige aneinander schlagen — aber als plötzlich in dem Zimmer unter ihm ein leiser Accord auf einem Flügel ertönt, fährt er auf und lauscht. Ja, es ist Leonie, welche spielt. Annette steht noch auf der Stufe des „Gebets der Jungfrau“ und nimmt seit einigen Tagen vergebliche Anläufe zu Spindlers „Husarenritt“; was da unten erschallt, sind jedoch andere, sind klassische Noten. Doktor von Wardeck erhebt sich, steigt die Treppe hinab und tritt geräuschlos in das Musikzimmer.

Natürlich weiß Leonie, daß er da ist, wie es denn überhaupt keine junge Dame gibt, die, wenn nicht gerade ein besonderes Ereignis ihre Empfindung ablenkt, die Nähe eines Verehrers nicht instinktiv fühlte. Doch ist die Spielende an Zuhörer gewöhnt; war es ja zunächst ihre außergewöhnliche musikalische Begabung, welche vor vier Jahren die Aufmerksamkeit der verwitweten Gräfin Taiph auf die eben verwaiste und vermögenslose Baronesse Hochstetten lenkte und sie bewog, dieselbe als Gesellschaftsdame anzunehmen. Seitdem ist keine Woche vergangen, in der sich nicht andächtige Lauscher um den Flügel der „kleinen Eispoff“, wie man Leonie ihrer Vorliebe für Chopin wegen in Berlin nennt, geschart hätten. Es währt nicht lange, so ist die ganze Familie Wardeck versammelt, auch der Sohn des Hauses, Heinrich, der den Nachmittag auf dem Felde bei der Rapsernte zugebracht hat, ein zierlicher junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, auffallend sorgfältig und nach der neuesten Mode gekleidet, welcher sich neben seinem Vetter, dem Doktor Fritz, ausnimmt wie ein Windspiel neben einer Ulmer Dogge.

Mit künstlerischem Schwunge spielt Leonie immer, heut aber klingt noch etwas anderes mit hindurch, was indessen niemand außer Fritz heraushört, der als Kurzsichtiger mit einigen seelischen Fühlfäden mehr als die anderen begabt ist.

„Sie spielt nervös,“ sagt er sich, und er irrt sich nicht, Leonie selbst könnte nicht leugnen, daß sie aufgeregt ist; natürlich nur innerlich, sie hat längst gelernt, unter allen Umständen ein ruhiges Antlitz zu bewahren: große Lebhaftigkeit der Gesichtsmuskeln macht ja zeitig alt. Nur die Finger sind unruhig, und Fritz weiß genau, daß sie diesen Mittelsatz des Chopinschen Nachtstücks sonst langsamer gespielt hat. Trotz dessen klingt er unter diesen Händen selbst im Allegrettotempo noch hinreißend, weshalb denn Leonie allen ohne Ausnahme eine mächtige Enttäuschung bereitet, als sie plötzlich die Finger von den Tasten zieht und mit den Worten: „Es gibt Tage, an welchen man keine Note spielen sollte, um den Komponisten nicht zu beleidigen,“ den Flügel schließt. So ist sie immer, unberechenbar, und vielleicht liegt gerade in dieser Gabe, andere zu überraschen, das Geheimnis ihres fesselnden Wesens.

An diesem Abend schreibt Leonie folgende Zeilen an den Grafen Taiph:

„Herr Graf! Mein Erstaunen darüber, daß Sie in Berlin sind, spricht mich hoffentlich von jedem Verdachte der Bosheit frei. Nun thut es mir doppelt leid, daß Frau Gräfin und unser alter Sanitätsrat in der Notwendigkeit für mich, Berlin auf mindestens sechs Wochen zu meiden, zum erstenmal in ihrem Leben übereinstimmten, sie, die sonst stets auf dem Schach- und gardez-Fuße mit einander stehen.

„Sie haben gewiß wieder Ihre beiden prachtvollen Sieger vom Derbytage mitgebracht. Heinz Wardeck hält sich gleichfalls Rennpferde, ungestört durch die Unzufriedenheit seines Vaters mit dieser Leidenschaft und unseres gemeinsamen Vetters Fritz tägliche Anspielungen darauf (Sie erinnern sich doch des gelehrten Sonderlings noch?), daß, als die alten Griechen anfingen, Wettrennen zu veranstalten, sie aufhörten, tüchtige Staatsbürger zu sein. Heinz widerspricht dieser Behauptung, obgleich er von Weltgeschichte so viel versteht wie ich von der Dressur Ihres Neufundländers ... Gott, wie ich bedaure, Sie und all Ihre Lieblinge nicht wiedersehen zu können! Für meinen Chopin entschädigt Sie reichlich jedes Konzert in Berlin, wer aber ersetzt mir Ihre Unterhaltung, Herr Graf? Leonie.“

„So!“ sagt sie und legt die Feder beiseite; „jetzt weiß er, daß die Gräfin mich seinetwegen fortgeschickt hat, und daß Fritz hier ist.“

Um ihre Lippen strahlt ein Lächeln, sie erhebt sich, öffnet das Fenster und blickt in den Mond, welcher in dem sanften Lichte des ersten Viertels über den Parkbäumen schwebt. Keine Regung weiblicher Schwärmerei beeinflußt dabei ihre Betrachtungen. Sie denkt nur daran, daß es noch eine andere Zukunft für sie gibt, als jahraus jahrein die Launen einer freundlichen alten Frau zu erfüllen, die sie nichtsdestoweniger eines Tages auf die Straße setzen kann ...

Unten singt eins der Hausmädchen mit halber Stimme ein wehmütiges Liebeslied, aus dem Dorfe tönt hin und wieder der verlorene Accord einer Ziehharmonika, mit welcher vielleicht ein Knecht seinem Schatz ein Ständchen bringt, und zuweilen schlägt ein Hund an, wenn ein junges Paar dem Gehöft seines Herrn unvorsichtig nahe kommt; und über Dorf und Schloß gießt der Mond sein silbernes Licht und flüstert der Nachtwind mit den Blättern — Annette, welche sich in ihrem Zimmer gleichfalls zum Fenster hinauslehnt, ist ganz Gefühl, ganz Hingebung. Für ihr junges Herz spricht diese helle, warme Juninacht in hundert Sprachen, und alle sagen sie ihr nur ein und dasselbe wunderliche, herzverwirrende, bedrückende und beseligende Wort. Schwere Thränen hängen an ihren Wimpern, sie weiß es nicht, und als sie ihr endlich kalt über die Wangen herabfallen, schrickt sie zusammen und schließt das Fenster.

Jenseits des Flurs sitzt in seiner Stube Doktor Fritz vor der Lampe und streicht in tiefem Sinnen mit der auffallend schönen, schmalen Hand unablässig über seinen Vollbart. Fast verfolgen seine Gedanken denselben Weg wie Annettens, doch nicht sie, sondern Leonie bildet den Inhalt derselben.

Und wer geht jetzt leichten Schrittes, den Hut keck über das eine Ohr geschoben, ein Spazierstöckchen unter den linken Arm geklemmt, über den Kies des Schloßplatzes und zu dem kleinen Seitenthor des Herrenhofes hinaus? Es ist Heinz, der sie, wenn er sich dessen rühmen dürfte, alle auslachen könnte; sie sind Theoretiker, er allein ist Praktiker in der Liebe.

II.

Vor acht Tagen ist Leonie von Hochstetten in Meringen angekommen. Sie hätte die ihr so unerwartet geschenkte Ferienzeit ebenso gut bei ihrer verheirateten Schwester als diesen entfernten Verwandten zubringen können, doch ihr Schwager, ein königlich preußischer Oberförster, findet ihr Haar goldiger, ihre Augen leuchtender als die seiner Frau, und Leonie, die sonst in Bezug auf Schmeicheleien von seiten eines Ehemanns ein weites Gewissen hat, hält dieselben in dem Falle für unangebracht und verzichtet für die nächsten Jahre auf ein Wiedersehen. Auch sind die Wardecks auf Meringen so liebenswürdige Menschen und war die Hausfrau mit Leonies verstorbener Mutter so herzlich befreundet, daß die Baronesse sich hier heimisch wie im Elternhause fühlt.

Und Fritz, gleich ihr in Berlin wohnhaft, bringt regelmäßig den Sommer hier zu. Es ist klar, daß ein Mann wie Fritz ein Weib wie Leonie interessiren muß. Daß sie ihn nicht heiraten mag, ist eine Sache für sich.

„Er ist mir nicht reich genug, und dann — ich kenne ihn zu genau,“ erwiderte sie einst auf eine diesbezügliche Frage der Gräfin Taiph, und die alte Dame nahm das als vollgiltige Antwort, denn Leonie hatte recht: es gehört erstens immer Geld und sodann ein gut Teil Unbekanntheit mit jemand dazu, um ihn zu heiraten. Aber davon abgesehen, so ist Fritz für Leonie derjenige Mensch, den sie am schwersten missen möchte. Seine Gelehrsamkeit, seine Schrullenhaftigkeit, ja, seine gesellschaftliche Ungeschliffenheit sind für sie ein unversiegbarer Quell der Unterhaltung. Er ist bei all seiner Riesenhaftigkeit kränklich, magenleidend und daher oft verstimmt; dann ist sie nachsichtig gegen ihn und sucht ihn wohl durch ein freundliches Wort zu erheitern. Wenn er ihr einen besonders interessanten Abschnitt seines jeweiligen Studiums mitteilt, so hört sie ihm mit Aufmerksamkeit zu, und redete er von dem subjektiven Idealismus der Neukantianer oder der mutmaßlichen Blütezeit der Kryptogamen. Sie teilt die Mehrzahl seiner Freuden und Leiden — dennoch liebt sie ihn nicht. Er ist für sie eine angenehme Verschmelzung von Bruder, Freund und Anbeter; und daß in der Laune, mit welcher sie ihn je nachdem in einer dieser drei Eigenschaften beansprucht, eine gefährliche Selbstsucht liegt, davon ist weder ihr, noch merkwürdigerweise ihm selbst etwas bewußt. Der Volksglaube der Rumänier, wonach es Vampyre gibt, die ihr Gespensterdasein dadurch fristen, daß sie den Menschen bei Nachtzeit das Blut aussaugen, wird von allen anderen Völkern des Erdballs belächelt, und doch gibt es solche Vampyre, geistige, liebenswürdige, schöne Vampyre, die an der Seele, am Herzen eines Menschen zehren, um sich selbst frisch zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Zigeunerleben in Rumänien.

Mit Originalzeichnungen von R. Balbo.

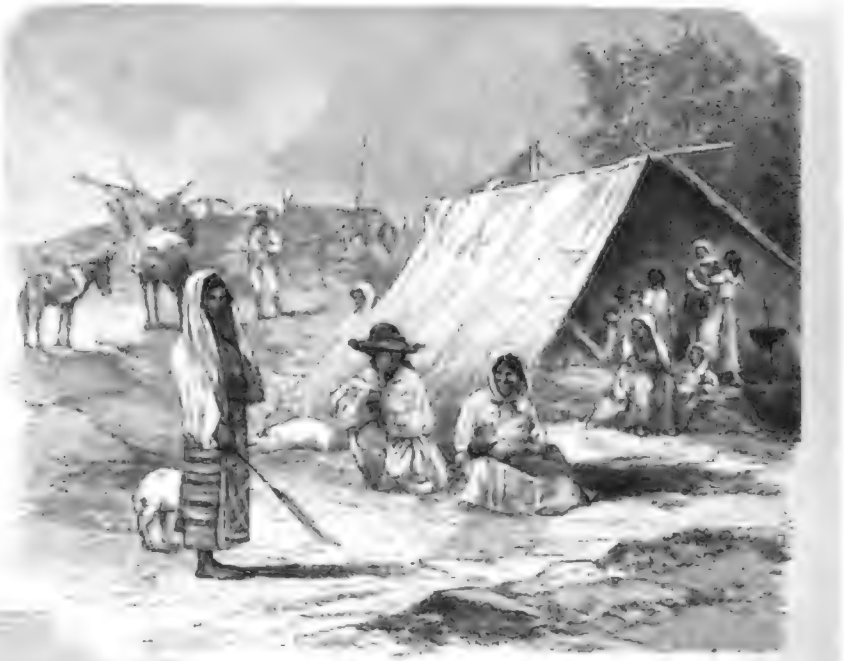
Zigeuner, Zingari, Bohemians, das Völkchen ist kleiner als das der Juden, aber gleich denselben hat es seine Stätten über die ganze Erde gebreitet. Stätten ist wohl hier nicht das richtige Wort, denn der Zigeuner hat nirgends eine Stätte, oder dieselbe ist wenigstens so groß wie ein ganzes Land. Der Hauptunterschied zwischen ihm und dem Ewigen Abrahams ist, daß er nirgends Wurzel schlägt, während der Orientale sich überall einflammert, wo der Samum ihn hinträgt; das letzte Wort, das Ziel des Juden ist ein „eigenes Haus“, das Ziel des Zigeuners ist erst das Grab. Und noch zwei große Unähnlichkeiten herrschen zwischen Jude und Zigeuner: der Jude arbeitet sich durch demütiges Gebaren empor bis zu der Stufe, wo er dann plötzlich das Selbstbewußtsein zeigen darf, der Zigeuner dagegen ist desto stolzer, trotziger, wilder, je ärmer oder verlumpter er ist.

Aegypten nannten die braunen Strolche des Mittelalters ihr Vaterland, und Egyptiens war der Name, unter welchem sie dem damaligen Frankenlande bekannt waren. Sie redeten viel vom Nil und von der Sahara, obwohl weder Sprache noch Sitten mit diesem Stammbaume übereinstimmten. Kann man den einem Vaterlande der Zigeuner überhaupt sprechen, so müßte man Rumänien nennen. Roumany ist auch der Name, den sie in England führen außer den Taufnamen Bohemians (Böhmen) und «Gipsies».

Und in Rumänien fühlen sie selbst sich in der That am meisten daheim, obgleich sie in Wirklichkeit auch dort nicht daheim sind. Sie durchdringen die Population dieses Landes wie eine Metallader das Bergreich, derselben gleichsam ihren eigentlichen Typus mitteilend.

Die Mongolen gaben vor Jahrhunderten in Zentralasien den Anstoß der gewaltigen Völkerbewegung, welche die Typen der ganzen europäischen Welt mit fremden Elementen versetzte. Aber der Zigeunertypus ist einer der wenigen, welcher sich trotz seiner unausgesetzten Berührung mit den verschiedenartigsten Volksstämmen und Bevölkerungselementen nun und nimmer mit einem andern amalgamiren will.

Junge Zigeunerin.



Zigeuner im Lager.

Was wir heute Rumänien nennen, war einst ein Stück Walachei und ein Stück Moldau, die im Mittelalter schon wie unversehens zur Türkei in eine Art Abhängigkeitsverhältnis gerieten — die Türken hatten die „Suzeränität" über diese Länder, und dieselben leisteten ihnen ein „Geschenk" (Peschkesch), welches freilich nichts weniger als freiwillig war. Die Moldauer und Walachen „schenkten" dem Türken etwas, damit ihnen derselbe erlaube, nach Gutdünken ihren

Zigeunerfamilie.

Fürsten zu wählen und ihre Gebräuche durchzuführen. Einer dieser Gebräuche aber bestand darin, die Zigeuner wie Leibeigene und halbe Sklaven zu behandeln — ein bißchen schlimmer als den Bauer, der freilich fleißig war und „seinem Herrn" mehr Gewinn brachte.

Aber der Zigeuner, dieser geborene Faulenzer, dieser arbeitsscheue Herumlungerer, der sich aus Pfiffigkeit dumm stellt, um nichts lernen zu müssen, der wurde nach Herzenslust geprügelt und gescholten. Wißt ihr, was man sich als im Anfang unseres Jahrhunderts geschehen erzählt? — In der Moldau lebten zwei Gutsbesitzer. Der Zigeuner des einen schüttete dem Hunde des andern siedendes Wasser über den Leib und der Herr des Hundes erschoß „natürlich" den Zigeuner. Beide feindliche Nachbarn verklagten nun einander. Der tote Hund und der tote Zigeuner wurden abgeschätzt und der Wert des Hundes wurde um zehn Dukaten höher gefunden, die denn auch dem Hundeherrn von dem Zigeunerherrn ausbezahlt werden mußten. Als die Phanarioten herrschten, da waren die Zigeuner „Krongut" und gingen stets in das Eigentum der Gattin des jeweiligen Hospodaren über, sie waren gleichsam das „Stecknadelgeld" der „Madame Fürst". Man kann sich denken, wie die fürstlichen Pächter diese armen Leibeigenen nach der Peitsche tanzen ließen! Aber jedem faulen und feigen, trägen Volke ist ein Liegtmirnichtsdarangefühl angeboren, das ihm über Schmach, Bedrückung, Armut, Elend, Peitsche, Fußtritte und Quälgeister hinüberhilft; und diese Leichtlebigkeit und Ehrlosigkeit verhindern es nicht, sich auszubreiten „wie der Sand am Meere". So wuchsen denn die Zigeuner in den Donaufürstentümern mit der Zeit auf einen Ameisenhaufen von ungefähr 30,000 Seelen an.

Wenn die Trägheit und der Leichtsinn alle Tugenden brach legen, so befördern sie doch zwei Talente: das der Poesie und das der Musik. Die wandernden Spielleute des Mittelalters erfanden das Volkslied und die Fiedeltänze, während sie in den Bock gespannt auf der Schandbühne saßen, und Musikanten par excellence sind die Zigeuner geblieben bis heute — mehr als Musikanten — Musiker. In ihren Poesien weht der Hauch des Orients, schwül und duftig wie ein Mittagslüftchen über Narzissen. Dr. Hans Kraus, der sich mit dieser urwüchsigen Poesie eingehend beschäftigte, hat uns unter anderen folgendes Liedchen aus dem Zigeunerjargon übersetzt:

„Ob kein Holz auch im Bordeh (Zelt)
Und die Kälte sticht
Fürchte doch in meiner Näh'
Das Erfrieren nicht!
Denn ich schließ' voll Liebesglut
Dich in meinen Arm,
Und so bleibst du, Liebchen, gut
Immerdar recht warm!"

Und ihre Musik! Keine andere Musik hat diese eigenartige, bizarre, bald klagende, bald schmeichelnde, beinahe winselnde Klangfarbe. Eigentlich sind die Zigeunermusiken von einer fast frechen Effekthascherei. Bald ziehen und dehnen sie das Tempo, daß es wie das Klagen des Windes klingt, bald überstürzen sie es, daß man einen Katarakt von Tönen zu hören glaubt, und — man ist verblüfft, gefangen, man glaubt das Höchste gehört zu haben, und hat eigentlich nur — das Raffinirteste gehört. Und die schrillen Töne des Naul (eines Abkömmlings der Panspfeife) hüpfen wie Irrlichter über dem stagnirenden Wasser der faul jammernden ungarischen Klagemelodie und das Cymbal zirpt und die Mandoline (das heißt eine maskirte und „verbesserte" [?] Mandoline) schwirrt. Früher gröhlte

Alte Zigeunertype.

Mamenmädchen.

Digitized by Google

Bei der Versteigerung der Mannlinge.

und pfeife in dieses Tonnachtmahl noch der Tubelbet hinein, der jetzt durch den Contrabaß ersetzt ist. Aber die Violinen .. Die Violinen sind das eigentliche Unicum der Zigeunermusik. O, es sind manchmal gar primitive Instrumente darunter — aber welche Fülle, welche Kraft welchen Schmelz des Tones weiß der Zigeuner seiner Geige zu entlocken! Man fragt sich unwillkürlich: haben denn diese halbtierischen Barbaren eine Seele, höher, edler, himmelsahnender als die unsrigen? Sind denn verbannte Cherubsgeister eingeschlossen in diese brutalen Knechtsgestalten? Und dieses Musikgedächtniß ... Der Zigeuner

Barenführer.

braucht eine Melodie, ein Tonstück nur zwei-, dreimal zu hören, und er vermag dasselbe fast ohne Stecken wiederzugeben. Aber er wird auch jedes „gestriete" Tonstück ein wenig „verzigeunern", und eine Symphonie oder eine Opernarie, ein Walzer, von Zigeunern gespielt, hat immer etwas Verfahrenes, Zitteriges, Wüstes und ist des eigentlichen Charakters bar. Der Zigeuner drückt jedem Tonstück seinen eigenen „Typus" auf, wie ein Kaminfeger, der ein Mädchen küßt. Was dem Zigeuner dagegen niemand nachspielen kann, das sind die rumänischen Brisl und Hora. — Nicht alle national rumänischen Weisen wirken aber auf den Ausländer erfrischend. Selbst die schönsten Andante, Cantabile und so weiter ermüden auf die Dauer und erzeugen einen schalen Geschmack wie zu viel Vanillecreme. Man muß auch die besten Lautarikapellen homöopathisch genießen.

Die 1864 dekretirte Aufhebung des Frondienstes befreite den Bauer wie den Zigeuner von seinen Fesseln, und auf seiner nunmehrigen zu den Staatsländereien gehörigen Scholle stehend, ging seine Vermischung mit dem gleich ihm bedrückt gewesenen und nun gleich ihm gehobenen Bauernstande leichter und rascher vor sich. So finden wir heute Zigeuner [illegible] und in eigenen (freilich wie permanente Zeltlanden lebhaft, zwischen nackten Kindern, Schweinchen und wilden Hunden.

Unter die seßhaften Zigeuner gehört der Maurer, Bauer und Taglöhner; aber die Schmiede, Schlosser und Kesselflicker, wie die Bärenführer und Löffelmacher wandern umher „ohne Rast und Ruh", und nur in der Winterzeit siedeln sich viele Nomaden in ihren Heimatsdörfern, wäh-

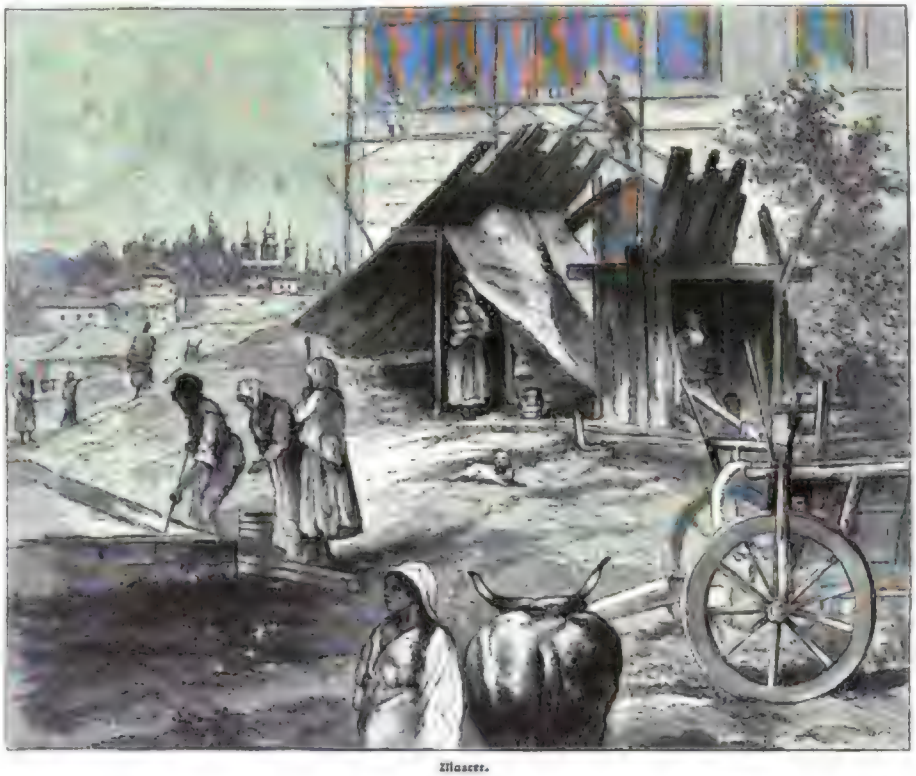
Kesselflicker.

nen sich die erstarrten Hände und rasten die Beine aus. Die Musikanten aber sind die eigentlichen Stadtbewohner unter den Zigeunern, denn nur die Städte und ihre Gasthöfe geben ihnen Verdienst.

Wenn der Frühling naht, dann kommen Karawanen durchs Land gezogen, langgestreckt und phantastisch, auf Wägen, Karren, Pferden all ihre Habe und ihre Gerätschaften mit sich führend. Wo es ihnen paßt, da machen sie Halt mit ihren Lastseilen und erbärmlich bespannten Karuzen, und Zelte erheben sich wie durch einen Zauber, Feuer lodern, in schmutzigen Kesseln brodelt verdächtiges Fleisch, halbnackte Kinder schreien in Streit oder Spiel, häßliche Alte keifen, Schweine quieken, Hunde bellen, Männer hämmern. Der Sturm braust über diese improvisirte Stadt, oder die Sonne glüht über sie herab, aber Sturm und Sonne sind Kameraden des Zigeuners. Seht sie an, die alte Zigeunertype auf unserem Bilde; diese wetterbraune Haut ist wie Leder geworden unter den wilden oder heißen Küssen von Sturmwind oder Sonne.

Und von dieser über Nacht emporgeschossenen Stadt aus Leinwand gehen nun die Kinder derselben aus auf Erwerb in die nächsten Dörfer, zu den nächsten Hütten oder bis in die nächste Stadt. Keck und doch scheu, wie Sperlinge in der Erntezeit, gleiten junge, kaum mannbare Mädchen durch die Gassen der Stadt oder zwischen den Säulen der Kaffeehäuser hin und bieten Blumen und Lächeln, Sträuße und Blicke an — lockende Blicke, wie aus der Hölle stammend, und die Berührung ihrer schlangenweichen Leiber durchzuckt wie der Funke einer elektrischen Batterie.

Dann wandern Männer von Haus zu Haus und sammeln



Maurer.

zersprungene Kessel und Geschirre „zum Flicken". Junge, kräftige Männer sind es, mit sündig lockenden Augen und einem Lächeln wie Schnee zwischen den vollen Lippen. Sammeln sie wirklich nur alte Kessel? Ei, der Magd wird mancher leckere Speiserest mit einem Kuß bezahlt, und die Cigarrenstummeln, welche auf dem Pflaster gesammelt werden, erfrischen den Kesselflicker, wenn er im Lager bei der Arbeit sitzt, der lärmenden, eintönigen, ärmlich bezahlten.

Am willkommensten in Dorf und Stadt ist wohl der dritte Typus, den die improvisirte Leinwandstadt aussendet: der Bärentreiber. Das ist ein kraftvoll gewachsener Mann, kein Jüngling mehr; er lächelt nicht auf die Weiber und sammelt keine Cigarrenstümpfchen; er ist „Künstler" und dabei „Gelehrter"; er belehrt die unwissende Menge und den neugierigen Schulknaben; er hat etwas von einem Zauberer an sich, denn wie anders als durch Hexerei kann er diesen zottigen wilden Tieren eine solche Zahmheit, Unterwürfigkeit und Gehorsam beigebracht haben?! Er ist ein Hexenmeister, gewiß! Und die heiße Platte, auf der er die jungen Bären lehrt, die Füße zum täppischen Tanze zu heben, ist ein Geschäftsgeheimnis, das kein Zigeuner verrät.

Die ganz Alten, die „Fürsten", die bleiben im Lager und flechten Körbe. Dabei kann man bequem sitzen und braucht keine Kraft. Der alte weißhaarige Mann schmaucht dabei seine Pfeife, und das Enkelkind schmiegt sich an ihn und singt mit klagender Stimme eine Melodie der Lautarikapelle. Das Bübchen wird einmal Cymbalschläger oder Geiger werden, darauf könnte der Korbflechter schwören.

Still und träumend geht ein junges Mädchen durchs Lager. Ihr Körper ist tadellos wie eine Griechenstatue, ihr Auge dunkeltraurig wie das des Abendsinkens, ihr Haar schwarz wie der Fittich des Raben, ihre Zähne weiß wie Schnee. Junges Zigeunerding, für wen bist du so schön? — Für alle! — Warum bist du so traurig? — Weil ich nichts zu rauchen habe! — Von was sind deine Zähne so weiß! — Vom Zwiebel, dem Brot und der Mamaliga! — Das ist die Poesie und die Prosa des Zigeunerdaseins!

Die Mamaliga! Ja, das ist sozusagen die Nationalspeise des Zigeuners, wie sie die des Bukowiners ist. Die gelbliche Kascha aus Kukuruzmehl, welche dann zu goldschimmerndem Klumpen abkühlt, ist die Ambrosia des Zigeuners, und wenn in irgend einem Heimwinkel ein Kessel mit dieser himmlischen Speise zischt, da sitzt das zerlumpte braune junge Volk so andächtig dabei, wie um ein Opferfeuer, und Verehrung erfüllt diese sonst so pietätsleeren Seelen.

Das seltsamste Bild ist aber wohl, wenn die Zigeuner als Maurer arbeiten. Sie, die Wandervögel, die Ruhelosen, die Rastscheuen und doch so Faulen, sie arbeiten zu sehen an bleibenden Stätten, an Zimmern, in welchen Leute ein ganzes Leben verbringen sollen, an Heimstellen, an einem Zuhause für Kinder und Greise! Und alles hilft da mit. Das Weib ist ebenso gut Maurer wie der Mann, und die Kinder tragen Ziegel zu, und das Haus, das von Zigeunerhänden geschaffen wird, wächst so rasch wie das Unkraut oder wie der Palast des Feenmärchens. Und man sagt, es bringe den Leuten, welche es bewohnen, Glück.

Denn glückliche Leute geben wieder Glück, und glückliche Leute sind die Zigeuner trotz Elend, Armut und Wanderns. Und was macht sie so glücklich? — Der Leichtsinn und — die Genügsamkeit.

Was singt der Bärentreiber seinem tanzenden Schüler vor, während er sich auf dem siebartigen, schellenumhängten Tamburin begleitet?

»Sraca bine ursuline,
Că n'dau pâine cu masline!«
(Bär! Brot, Oliven, die sind dein,
Tanzst du gut und tanzst da fein!)

Und mehr verlangt auch der Zigeuner nicht vom Leben: einen Mundvoll Essen und ein Herz voll Liebe.

Der Vogel.

Ein Märchen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Kinder, die im Garten spielten, fanden unter einem Baum ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen. Es piepste kaum noch, drückte die Augen fest zu und erschrak nicht einmal, als eines der Kinder es aufhob; es war zu schwach, um Furcht zu empfinden.

Mit unsäglicher Sorgfalt zogen die Kinder es auf, und nachdem es gesund und stark geworden war, setzten sie es in ein Bauer, das auf dem Fenster stand und in dem schon ein alter dicker Gimpel wohnte. Der hatte in seiner Jugend ein Lied gelernt und sang es nun zu jeder Tageszeit. Im übrigen aß und trank er, badete und hopste plump und fröhlich von einem Stängelchen aufs andere, indes der junge Gefährte, den man ihm gegeben, teilnahmslos und traurig blieb und immer nur sehnsüchtig ins Freie blickte.

Die Kinder begriffen, daß er nach einem Flug in die Lüfte verlangte, und wollten ihm den Wunsch gern erfüllen. Weil sie ihn aber zu sehr liebten, um sich von ihm zu trennen, nahmen sie einen langen Faden, banden ein Ende desselben dem Vogel an den Fuß, hielten das andere fest und öffneten die Thür des Bauers.

Mit glückseligem Gezwitscher schoß der Vogel hinaus, ließ sich auf einem nahen Baum nieder und schmetterte aus tiefster Brust ein Lied, so jubelvoll, wie die Kinder noch keines gehört. Dann wollte er sich höher empor schwingen, aber der Faden zwang ihn zurück. Nochmals und nochmals wiederholte er den Versuch, that's unermüdlich, bis sein Füßchen zu bluten begann und die Kinder, besorgend, er werde sichs am Ende noch ausreißen, ihn zurück ins Bauer zogen.

Am folgenden Morgen erneute sich derselbe Vorgang, erneute sich täglich eine lange Zeit hindurch, und endlich öffneten die Kinder die Thür des Bauers umsonst. Der Vogel hockte zusammengeduckt im Sande, verließ sein Gefängnis nicht mehr, aß und trank nicht mehr und blickte auch nicht mehr ins Freie hinaus.

„Worüber grämst du dich, du Narr?" pfiff der Gimpel ihn an.

„Ueber den Faden an meinem Fuß," lautete die Antwort.

„Undankbarer, den hat die Liebe geknüpft."

„Ja wohl, die verständnislose Liebe!" sprach der Vogel und war tot.

Schloß Berg am Starnbergersee.

(Hiezu das Bild S. 873.)

Das königliche Lustschloß an den Ufern des freundlichen Sees, das schon seit Jahren als ein Lieblingsaufenthalt des Bayernkönigs Ludwig II. viel von sich reden gemacht und nunmehr durch die erschütternde Tragödie, die sich daselbst abgespielt, eine so traurige Weltberühmtheit erlangt hat, ist zu Anfang der 1640er Jahre von der Familie Hörwarth erbaut worden. Doch ging es schon unter der Regierung des Kurfürsten Ferdinand Maria, die den Zeitraum von 1651 bis 1679 umfaßte, in den Besitz des bayrischen Herrscherhauses über und pflegte seitdem den Sommersitz der bayrischen Kurfürsten und Könige zu bilden. Zur Regierungszeit Maximilians II., der ebenfalls sehr gern auf diesem überaus anmutig gelegenen Lustschloß verweilte, war der dazu gehörige, reizende Park jahraus jahrein für jedermann zugänglich. Ludwig II. beschränkte zwar die Zeit des allgemeinen Zutritts auf den Spätherbst, aber er sperrte den Park doch nicht wie so manches andere seiner Krongüter ganz ab, und so können viele sich der jüngst so unheilvoll gewordenen Stätte aus eigener Anschauung erinnern. Sie kennen den Pfad, der sich, auch auf unserem Bilde sichtbar, in ganz geringer Höhe über dem Seeufer längs desselben hinzieht, und der durch diese unmittelbare Nähe des Wassers so verhängnisvoll werden sollte. Jetzt ragen die Zinnen des verwaisten Schlosses einsam empor, ins schöne grüne Land hinaus und über den schimmernden See hinschauend wie ein trauerndes Totenmal.

Die Trauerfeierlichkeiten in München.

I.

(Hiezu das Bild S. 873.)

Mit dem scheidenden ersten Pfingsttage ging in Schloß Berg am Starnbergersee ein Trauerspiel zu Ende, wie es ergreifender kaum die Weltgeschichte kennt. Ein Herrscher, ausgestattet mit den seltensten Gaben des Geistes und des Körpers, berufen, wie es schien, mit leichter Hand alles, was der Mensch des Strebens wert erachtet, sich anzueignen und den Lorbeer des Ruhmes und die Rosen der Liebe sich um die schöne Stirne zu flechten, stirbt in Geistesumdüsterung eines selbstgewählten gewaltsamen Todes. Wer ist noch sicher vor dem tiefsten Sturz, wenn nicht er es war! Wie der Gesang der Parzen: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!" klingt die Kunde von seinem Niedergange.

Man hätte diesem Romantiker auf dem Thron ein Leichenbegängnis wünschen mögen, wie es den altgermanischen Heerkönigen zu teil wurde — ungewöhnlich wie seine ganze Erscheinung, wie sein Leben und sein Tod. Aber der Geist, der, so lange er sich geregt, autokratisch überall die Grenzen des Alltäglichen durchbrochen, war besiegt und seine tote Hülle unterthan geworden dem, was uns alle bändigt: an die Stelle hochfliegender Inspiration trat das Herkommen, die Etikette. Ungewöhnlich und außerhalb des Programms blieb nur die tiefe, innige Teilnahme des Volkes, die überall in gleicher Weise sich kundgab. Sobald feststand, daß alle Wiederbelebungsversuche vergebens, war die Leiche in Schloß Berg aufgebahrt worden, mit einer seidenen Decke verhüllt, von Blattpflanzen und blühenden Gewächsen umgeben. Vom frühen Morgen an drängten sich zu ihr dichte Massen von Zuschauern, die noch immer nicht glauben wollten, daß der König wirklich tot. Sobald dann am Nachmittag unter den Auspizien der Staatsminister, Freiherr von Crailsheim, Dr. von Fäustle und Dr. von Riedel, der Thatbestand aufgenommen und die Leiche ausgesegnet worden war, wurde sie in einen Sarg gelegt, um nach München übergeführt zu werden. Wenige Minuten vor halb neun Uhr setzte der Trauerzug sich in Bewegung. Voran fuhr ein Zweispänner, in welchem der Hofgeistlichkeit saß. Diesem folgte unter Vorantritt von zwei galonirten Vorreitern mit je einem Windlichte der von sechs schwarzbehangenen Pferden gezogene, mit Jasmin bekränzte und von einer Königskrone überragte Leichenwagen. Auf dem vordersten Sattelpferde saß ein Reitknecht, während die übrigen fünf Pferde von Lakaien geführt wurden. Den Schluß des Zuges bildeten zwei Zweispänner mit dem Grafen von Törring und dem Major a. D. Freiherrn von Washington. Nur wenige Personen begleiteten den Trauerzug auf seiner Fahrt bis zur Burgfriedensgrenze; von dort ab nahm indes ihre Zahl stetig zu, und schließlich hatten sich viele Hunderte eingefunden, die in weihevoller Stille entblößten Hauptes folgten. In der Stadt ging der Weg durch die Lindwurm- und Sonnenstraße, den Karls- und Maximiliansplatz und die Briennerstraße bis zur Residenz. Hier war gegenüber dem Kapellenthor ein Zug des Infanterie-Leibregiments aufgestellt, der, als die Leiche vorüberkam, wie die Wache, präsentirte, ohne daß die Trommeln gerührt wurden.

Unter dem lauten Wehklagen der Menge wurde der Sarg, im Kapellenhof angelangt, vom Wagen gehoben, von zehn Lakaien über zwei Stiegen in das schwarzverhängte sogenannte Wartezimmer getragen und dort auf einem Aufbau niedergelassen. Noch einmal weihte die Hofgeistlichkeit denselben mit Gebeten aus, dann verließen alle Anwesenden das Zimmer bis auf die Dienerschaft, einen Offizier und zwei Hatschiere, welche die Trauerwache hatten.

Am andern Tage fand die Sezierung und Einbalsamierung der Leiche statt; vom Morgen des 16. Juni an wurde sie in der sogenannten Hofkapelle ausgestellt, wie unser Bild es wiedergibt. Sie ruhte vor dem schwarzverhängten Hochaltar auf einem die Form eines Sarges tragenden Paradebett, von einem bis zur Decke reichenden, mit der Königskrone abschließenden Trauerbaldachin überragt, gekleidet in die Tracht des Großmeisters des Hausordens vom heiligen Hubertus mit der Kette über der Schulter. Auf der Brust lag der von der Kaiserin von Oesterreich gewidmete Strauß von Jasminblüten; zu beiden Seiten des Sarges waren die Insignien der Königswürde angebracht, die goldene Krone, das Scepter, das Schwert und der Hermelin; auf schwarzen Sammetstufen brannten Wachskerzen in hohen Silberleuchtern; ringsum Blumen und ein Hain von Topfgewächsen! Lautlos, in tiefer Trauer, die Frauen weinend, bewegten die Massen sich vorüber, die gekommen waren, den toten König noch einmal zu sehen. Auf schwarz draprirtem Betschemel kniete der Kanonikus der Hofkirche im Talar; je drei Hatschiere, graubärtige Hünengestalten, die blinkenden Hellebarden in der Rechten, unbeweglich wie Bildsäulen, hielten zu beiden Seiten des Sarges die Totenwache. Hinter ihnen standen rechts drei Offiziere des Leibregiments, links drei Hofchargen in Gala. Hausoffizianten, Militärposten und Gendarmen bewachten die Eingänge und regelten den Verkehr der unaufhörlich Ab- und Zuströmenden.

Weingarten und seine Klosterkirche.

(Hiezu das Bild S. 868.)

„Der Reisende, der eine volle Tagfahrt durch die fruchtbaren, aber einförmigen und nur selten und schwach auf und ab steigenden Kornebenen Oberschwabens verloren hat, sehnt sich nach einer Abwechslung." So beginnt Gustav Schwab sein vor nahezu sechzig Jahren herausgegebenes Handbuch über den Bodensee. Und recht behaglich schildert er dann die vielberufene Eintönigkeit des oberschwäbischen Landes, wobei er mit gutmütiger Bosheit hinzufügt: „Wir führen hier den Wanderer absichtlich den langweiligsten Weg."

Für uns, die wir auf Eisenschienen durch die Welt sausen, hat die Fahrt durch Oberschwaben den Schrecken einer geistigen Kasteiung so ziemlich verloren. Ein paar Stunden nachdem wir den seinem Ausbau kühn entgegenstrebenden Hauptturm des Ulmer Münsters aus den Augen verloren haben, sind uns die schneegekrönten Bergeshäupter der Alpen in herzerquickende Nähe gerückt und vor dem schönheitstrunkenen Auge breiten sich die lachenden Gestade des schwäbischen Meeres aus.

Indessen auch derjenige Wanderer, der sich trotz Gustav Schwabs Warnung einmal entschließt, anstatt die oberschwäbische Ebene im Flug zu durcheilen, ein Stück des Landes gründlich und gemächlich zu betrachten, wird die Gegend denn doch nicht so gar arm an eigenartigen Reizen finden.

Wie fein versteht es zum Beispiel der treffliche Kenner von Land und Leuten, der Ehinger Oberamtsarzt Michel Richard Buck, unsere Teilnahme zu wecken und zu fesseln, wenn er in seinem zum letzten Neujahr erschienenen Büchlein sich mit uns „auf dem Bussen" aufstellt und „eine kulturgeschichtliche Rundschau" über die eintönige Ebene zu halten beginnt.

Die waldreiche Gegend zwischen Aulendorf und Ravensburg vollends hätte an und für sich viel Anziehendes, auch wenn der Bodensee und die Alpen nicht in der Nähe winkten.

Und in diese waldreiche Gegend, ins anmutige, weitgedehnte Thal der Schussen, die ihre klaren Fluten und das Wasser ihrer Nebenflüßchen dem schwäbischen Meer entgegenführt, laden wir diesmal den Leser ein uns zu folgen zu einem Besuch in der Welfenstadt Weingarten und in ihrer prächtigen Klosterkirche.

Wir verlassen in der Nähe von Ravensburg die kleine Bahnstation Niederbiegen und sind bald in dem seit 1865 zur Stadt erhobenen, aus dem stattlichen Marktflecken Altdorf und dem Schloß oder Kloster Weingarten zusammengewachsenen, jetzt über fünftausend Einwohner zählenden Orte angelangt, der den Gesamtnamen Weingarten führt.

Der Marktflecken Altdorf hatte diesen seinen Namen nicht umsonst. Es ist ein sehr alter Ort, der Stammsitz des in sagenhaft graue Vorzeit zurückreichenden Herrschergeschlechts der Welfen, die zu der Zeit, da sie urkundlich in der Geschichte auftauchen, nach diesem ihrem Hausbesitz oder nach dem benachbarten, von ihnen gegründeten Ravensburg genannt werden. Weingarten — der Name weist auf den hierorts beginnenden Anbau des bei manchem unserer Leser vielleicht in etwas säuerlichem Andenken stehenden Seeweines hin — war ursprünglich die welfische Martinsburg, übrigens nicht der einzige Rittersitz in der Umgegend; vielmehr umgab ein Gürtel von Burgen, teils von den Welfen selbst abwechselnd bewohnt, teils von ihren Dienstmannen besetzt, den alten Stammsitz. Die Welfen hatten im Jahr 920 ein Nonnenkloster zu Altdorf gestiftet, das im Jahr 1047 seinen Sitz und seine Bestimmung mit dem Benediktinermannskloster zu Altomünster (Oberbayern) vertauschte. Als schon ein paar Jahre hernach diese Altdorfer Klosterstiftung abbrannte (1053), räumten die Welfen, die inzwischen ihren Hauptwohnsitz nach Ravensburg verlegt hatten, den Benediktinern ihr auf dem Martinsberge gelegenes Schloß ein und richteten es zu einem Kloster zu, welches, auf einer mit Reben bepflanzten Anhöhe liegend, von da an in der Regel „Weingarten" genannt wurde.

Eine stattliche Reihe von 41 Prälaten hat hier in einem Zeitraum von 750 Jahren den Krummstab geführt, während der Hauptort der alten welfischen Grafschaft, eben unser Altdorf, im Jahr 1191 aus welfischer Hand in hohenstaufischen Besitz überging, dann nach dem Erlöschen des staufischen Kaiserhauses zum Reich eingezogen wurde und, von vorübergehenden Verpfändungen abgesehen, bis zum Jahr 1806 als „Landvogtei in Schwaben" unter österreichischer Oberhoheit stand.

Im Jahr 1803 wurde der Fürst von Nassau-Oranien, vormals Erbstatthalter in Holland, mit der aufgehobenen Reichsabtei Weingarten und ihrem auf etliche Quadratmeilen angewachsenen Gebiet entschädigt; doch schon drei Jahre nachher ging das Reichsabteigebiet, wie auch die Landvogtei, seinen wesentlichen Bestandteilen nach an die Krone Württemberg über.

Von 1825 an diente das Schloß Weingarten als Waisenhaus, wurde aber in den letzten Jahrzehnten einer Garnison von zwei Bataillonen Infanterie eingeräumt.

Während sich von mittelalterlichen Klosteranlagen in Weingarten nur noch wenige Ueberreste finden, bildet die Klosterkirche zum heiligen Martin, welche jetzt auch der katholischen Gemeinde als Pfarrkirche dient, und deren Inneres in unserer Abbildung wiedergegeben ist, den Mittelpunkt der sich ebenso malerisch und freundlich als wirkungsvoll und großartig darstellenden Gebäudegruppe auf dem grünen Rebenhügel. Der Grundstein der Klosterkirche wurde den 22. August 1715 gelegt. Den Plan zu dem im prunkvollsten Barockstil gehaltenen Gebäude entwarf der herzoglich württembergische Landbaudirektor Frisoni. Die Freskomalereien stammen von dem kurbayrischen Hofmaler C. D. Asam, die Statuen und Stuckaturarbeiten von Diego Carloni, Corbellini und Schmuzer. Am 10. September 1724 wurde der Tempel eingeweiht.

Die Grundgestalt des Kirchengebäudes bildet ein Kreuz, etwas über 100 Meter lang, im Chor und Langhaus 28 Meter, in den Kreuzesarmen 42 Meter breit. Bewundernd gleitet der Blick des Beschauers an den korinthischen Säulen empor zu der hochgesprengten, mit Farben und Bildern fast überreich geschmückten Decke. Durch eine in Kupfer gedeckte Kuppel, die eine Höhe von 66 Meter erreicht, während die massiven Doppeltürme am Hauptgiebel 42 Meter hoch sind, ergießt sich reichliches Oberlicht über die das Gewölbe ausfüllenden Fresken, den stolz aufgebauten Hochaltar und das verhältnismäßig einfach gehaltene Chorgestühl. Unter den Wand- und Deckengemälden befinden sich solche, welche auf die Geschichte des Klosters und dessen Stifter, die Welfen, Bezug haben; im Jahr 1859 ließ König Georg V. von Hannover hier ein Welfendenkmal errichten.

Eine besondere Zierde der Kirche ist ihre Orgel, welche längere Zeit als die größte in Deutschland gelten konnte. Sie hat ein Glockenspiel, 76 Register und 6666 Pfeifen, von welchen die größte zinnerne „32 Seeeimer" (12½ Hektoliter) faßt. Verfertigt ist das gewaltige Werk von dem Ravensburger Orgelbauer J. Gabler, der von 1736 bis zum Jahr 1750 daran arbeitete und später nach Frankreich übersiedelte.

Unter den Reliquien, welche die Klosterkirche birgt, ist besonders das „heilige Blut" hervorzuheben. Die Legende — wir folgen hiebei einer in Altdorf 1735 gedruckten Schrift: „Wunderwürkender, auf dem heiligen Calvariberg entsprungener Gnadenbrunnen" — berichtet, der Kriegsknecht Longinus, der dem gekreuzigten Erlöser mit dem Speer die Seite öffnete (Joh. 19, 34), habe das entströmende Blut aufgefangen und zu Mantua in die Erde gegraben. Später aufgefunden, sei es in drei Teile geteilt worden, wovon der eine in Mantua verblieben, der zweite nach Rom gekommen, der dritte durch die Gemahlin Welfs IV. dem Kloster Weingarten geschenkt worden sei. Zu Ehren der Reliquie wird alljährlich am Freitag nach Himmelfahrt „der Blutritt" gehalten, eine Prozession, bei der die Teilnehmenden zum Teil beritten erscheinen. Ein Markt, der „Blutfreitagmarkt", ist damit verbunden.

Längst sind die Glanzzeiten der „Reichsabtei" vorüber; ihre reichen Schätze an Büchern, Urkunden, Handschriften — darunter der „große Frauenlob" und Minnelieder aus dem zwölften Jahrhundert, ferner das «Chronicon Weingartense», eine wertvolle Geschichtsquelle, sind nicht mehr an Ort und Stelle zu finden. Allein Weingarten hat, ähnlich wie die benachbarten oberschwäbischen Klöster Ochsenhausen und Schussenried, nichts Ruinenhaftes, das vorwiegend zur Wehmut stimmen würde. Kräftiges Leben, namentlich auf dem Gebiete des Gewerbefleißes, regt sich in der neuen Stadt; eine stattliche evangelische Kirche ist insbesondere auch mit Rücksicht auf die Garnison neuerdings unter Beihilfe des Gustav-Adolf-Vereins gebaut worden. Und wenn gleich der Baugeschmack der Zeiten sich ändert, so werden doch auch die freundlichen lichten Räume der Klosterkirche, wie sie die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat, noch in späteren und spätesten Geschlechtern die gläubige Seele zur Andacht stimmen.

Paul Lang.

Im Hause des Diomedes.

(Siehe das Bild S. [illegible].)

So heiter wie der Himmel, der sich über den Golf von Neapel wölbt, war der Charakter der Bauwerke, welche die blühenden Gefilde am Fuße des Vesuvs bedeckten. Pompeji, das bekanntlich nur von Bimsstein- und Aschenregen zugedeckt und auch von den Erderschütterungen verhältnismäßig nicht stark zerstört wurde, bietet, im Hauptsächlichen erhalten, eine ganze Anzahl herrlicher antiker Wohnstätten uns dar, die als Muster der phantasievoll ausgeschmückten, zierlichen Behausungen griechischer Bürger gelten können. In eine derartige Villa einer vornehmen Familie führt uns das Bild Bazzanis. Wir blicken in das Atrium, jenen Raum, der als eine Art Vorzimmer für die Gänge nach den Seitenflügeln des Hauses diente und besonders in Pompeji geschmackvoll ausgestattet sich zeigt. Das Atrium empfing sein Licht von oben und war häufig mit Springbrunnen und eingefaßten Quellen geschmückt. Der Maler hat hier ein solches Atrium nach den sehr gut erhaltenen Ueberresten des diomedischen Hauses zu Pompeji rekonstruirt und dasselbe mit zwei Dienerinnen belebt, die in der Morgenfrühe aus dem kühlen Piscinium Wasser schöpften. Das heitere, üppige Leben dieser griechischen Kolonie, welche sich mit den phantasievollsten Gebilden antiker Kunst das Dasein nach allen Richtungen hin verschönte, kommt auch in den Wohnstätten, die ein seltsames Geschick uns erhielt, höchst anschaulich zum Ausdruck, und unser Bild des römischen Malers verkörpert ein Stück Haus- und Familienleben Pompejis hier in diesem heiteren, farbenvollen und doch dabei edel feierlichen Atrium.

Grau.

Von

J. von Falke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Grau, gräulich, ergrauen, Grauen, Graus, Grausen, grausam, gruselig, greis und Greis, greislich, gräßlich, Griesbart und Griesgram, Grimm und grimmig, Gram und grämlich — welch eine liebenswürdige Sippschaft von Wörtern, die alle von der Farbe Grau ihren Ausgang nehmen! „Es wird mir grauslich zu Mute," wenn ich sie nur überdenke. Hat der wortbildende Volksgeist recht, wenn er diese Farbe so auffaßt, daß er alle Widerwärtigkeiten, sinnlich wie moralisch, davon ableitet? Oder haben wir recht, wir hochgebildeten und geschmackvollen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, wenn wir Grau zur Lieblingsfarbe unseres Säculums gemacht haben? Sind wir so melancholisch-grämlicher Natur, daß wir alles grau sehen müssen, uns selbst vor allem?

Es ist wohl bei allen Völkern so, daß mit dieser trüben Mischung zweier Negativen, aus Schwarz und Weiß, das Unerfreuliche, Unsichere und Unbestimmte bezeichnet wird. Grau und öde ist das weite, vom Sturm bewegte, wilde Meer, grau ist die Dämmerung, welche Licht und Farbe auslöscht und die Dinge der Welt im ungewissen Zwielicht erscheinen läßt; der Morgen graut, wenn die Nacht scheidet, bevor Licht und Leben zurückkehren. Wir blicken ungewiß, zweifelnd in die graue Zukunft; grau ist die grämliche Stimmung des Gemüts, die weder uns noch andere erfreut; grau nennen wir mit Goethe die unfruchtbare Theorie, im Gegensatz zu den goldenen Früchten am grünen Lebensbaum; „ein scheußlich Grau" ist es, in welches Schiller seinen Rhodiser Ritter das Drachenbild kleiden läßt, ein Schrecken und Grausen für die Hunde selbst.

Und trotzdem haben wir, wir modernen Menschen, zur grauen Fahne geschworen. Grau ist vornehm, ist schön, grau ist fein und elegant. Grau sind unsere Wohnungen von außen wie von innen. Jeder Blick die Straße entlang zeigt uns ein graues Bild, grau angestrichen sind die Häuser, grau ist die Staffage. Unsere elegantesten Zimmer haben graue Tapeten, grauen Anstrich; unsere Tageskleidung, der Männer wie der Frauen, ist von der grauen Farbe beherrscht; ein grauer Ton gilt für fein in der Malerei, und selbst unsere Festkleidung, die Kleidung der Freude, besteht, wenn nicht selbst aus Grau, doch aus den Elementen desselben, aus Schwarz und Weiß. Es ist wahr, wir kämpfen seit einigen Jahren dagegen und können uns auf diesem oder jenem Gebiete vielleicht schon des Sieges rühmen — wir glaubten es wenigstens — und doch bricht immer und immer wieder die graue Passion hervor; sie scheint in unserem Jahrhundert unbezwingbar.

Die Liebhaberei an Grau ist eine spezifische Eigenschaft unseres Jahrhunderts, die ihm allein gehört. So weit man auch die Geschichte des Farbengeschmacks zurückverfolgt, sie kennt dieselbe nicht. Grau spielt nie eine Rolle in der Koloristik der vergangenen Zeiten. Mehr und mehr sind wir zur Kenntnis und zur Ueberzeugung gelangt, daß im Altertum alles, was Kunst heißt, koloristisch behandelt wurde: Tempel, Häuser, Grabstätten. Die Bildwerke prangten in reichen Farben; wir sehen ihre Ueberreste und haben es gelernt, die Bemalung zu prachtvollster Wirkung zu rekonstruiren; Grau ist nicht darin vertreten. Aegypter und Assyrer, Griechen und Römer kleideten sich farbig in Weiß und Purpur, in Rot und Blau und Grün und verzierten die Kleider reichlich mit Goldstickerei; Grau aber ist höchstens die Farbe, die der Sklavenkleidung zukam. Und so war es im ganzen Mittelalter, das freilich seine Häuser und Tempel von außen her nicht mehr bemalte. Die ganze ritterlich vornehme Gesellschaft kleidete sich in lebhafte oder kräftige Farben, bestickte sie reichlich, verbrämte sie mit Goldborten und liebte vor allem die farbig oder golden gemusterten Stoffe des Orients, welche in den europäischen Seidenfabriken nachgeahmt wurden. Alle gebrochenen, unscheinbaren, schmutzigen Farbentöne kamen den niederen Klassen zu und wurden auch von diesen getragen. Ebenso trug Grau oder einen andern, Freude und Lebenslust ausschließenden Farbenton, wer der Welt entsagt hatte, Mönche und Nonnen; daher die grauen Brüder, die grauen Schwestern.

Als die Renaissance kam, mußte die Kunst der Maler freilich von allen Farbentönen Gebrauch machen. Die Kunst des Mittelalters hatte es leichter gehabt: sie illuminirte ihre Figuren, das heißt, sie füllte die Zeichnung mit den entsprechenden Farben aus, ohne sich viel um Rundung, um Höhung durch Schatten und Licht zu kümmern. Nicht so die großen Maler der Renaissance, welche ihren Figuren den vollen Schein des Lebens zu geben hatten, wie sie sich plastisch darstellten, rund, lichtumflossen oder in Schatten versenkt. In dieser Malerei konnten sie freilich nicht auf die Mitwirkung grauer Töne Verzicht leisten, und dann um so weniger, als man auch auf die Tagesstimmung einging, die Dämmerung und die Nacht darzustellen hatte, den wolkengrauen Himmel und die vom Regen überströmte Landschaft. Das Grau war damit ein Farbenton geworden gleichbedeutend jedem andern, wo die Kunst seiner um der lokalen Wahrheit willen bedurfte. Fern davon aber, daß Grau eine Modefarbe geworden wäre oder daß die Dekorationsmalerei Grau mit Vorliebe in Verwendung genommen oder das Kostüm der Zeit es geliebt hätte. Im Gegenteil, nach den farbenreichen, durch ihre Kontraste und ihre Buntheit auffälligen Trachten des fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam allerdings ein größerer Ernst in die Kleidung, und bescheidene wie vornehme Leute kleideten sich gerne in Schwarz, aber Grau war eine verschmähte Farbe. Unsere reiche Stoffsammlung im österreichischen Museum gibt uns kaum ein Beispiel eines grauen Sammet- oder Seidengewebes aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Es war in dem ganzen nachfolgenden Jahrhundert nicht anders. Ludwig XIV. hielt das Kräftige, Farbenreiche in Kleidung wie Dekoration aufrecht. Für ihn selbst war die Verbindung von Blau und Rot, beide in starkem Ton, wie uniformmäßig, und dies gab auch für den Hof die Grundstimmung. Damals hatten die Maler, die niederländischen und insbesondere die holländischen, die grauen Töne schon aus einem andern Gesichtspunkt schätzen und üben gelernt. Sie hatten es gelernt, — und das war allerdings eine koloristische Feinheit — die Stimmung eines Bildes in einem einzigen Farbentone zu halten, in den alle Einzelheiten wie versenkt und hineingeschmolzen waren. Dieser Ton war bald ein bräunlich goldener, bald ein rötlich blonder, bald ein silbergrauer. „Ein feiner silbergrauer Ton", das ist so die Bezeichnung, wenn man zum Beispiel von den feineren Bildern des jüngeren Teniers spricht. Immerhin, das Grau war damit zum erstenmale zu gewissen Ehren in der Kunst gelangt; nicht so aber im Kostüm, ausgenommen bei den arbeitenden Klassen, welche — wie es früher auch nur zu Zeiten anders war — die trüben, dem Schmutz weniger ausgesetzten Farben vorzogen; unter diesen war auch Grau, aber ohne besondere Bevorzugung; es war ein indifferenter Ton unter den anderen. Nur in England — im Gegensatz gegen die Tracht der vornehmen Gesellschaft — war Grau zu einer politisch sozialen Bedeutung gelangt. Es waren die Quäker — ähnlich den oben erwähnten grauen Brüdern und grauen Schwestern — und mit ihnen die „Frommen" und die „Heiligen", welche mit dem Schwert in der einen und dem Gebetbuch in der andern Hand die Krone bekämpften; diese bevorzugten, ihrer allem Schmuck, aller Weltlust entsagenden Tendenz gemäß, die unscheinbarste, bescheidenste aller Farben. Mit ihnen ging sie nach Amerika hinüber und kehrte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder nach Europa zurück, beides, das Hinüber und Herüber, im Verein mit dem schlichten und versteiften Filzhut, der nach dem Befreiungskriege der Vereinigten Staaten als schwarzer Cylinderhut in der Form, wie wir ihn noch heute tragen, die große und konservative europäische Mode werden sollte.

Im achtzehnten Jahrhundert, im goldenen Zeitalter der regierenden Frauen, des Rokoko und der Aufklärung, verblaßten bekanntlich die Farben. Die eleganten Modestoffe für die Kleidung wie für die Dekoration nahmen die verwaschenen Töne, das lichte Wasserblau, ein zartes Grau, ein zartes Rosa, ein blasses Gelb und was dergleichen mehr ist, zur Grundfarbe und Grundstimmung. Silbergrau war wohl auch darunter, ohne bevorzugt zu sein. Die Vorstellung der Eleganz identifizirte sich mit dieser Abschwächung der Farben. Es lag darin offenbar schon der Beginn einer Hinneigung zur Negation aller Farben; konsequent durchgeführt, mußte diese Richtung schließlich zum Grau führen.

Aber es kam eine Episode dazwischen, welche diese Konsequenz verschob. Die Aufdeckungen von Herkulanum und Pompeji führten aufs neue antike Dekorations- und Ornamentmotive in den Stil der Zeit ein und mit ihnen auch den Farbengeschmack jener ausgegrabenen Städte, freilich in alsbald mißverstandener Weise. Statt der hellen, leuchtenden, prächtigen, allerdings auch gemischten Farben, auf deren so überaus glücklicher Verbindung der große Reiz jener Wandmalereien beruht, nahm man ihre von Alter und Zerstörung getrübten Töne, zu denen sich die wenigen braunen Töne der antiken Terracotten gesellten. So kam es, daß, als mit den verblaßten Farben des ancien régime wie mit diesem selber gebrochen war, alle Schmutzfarben, ein helleres oder dunkleres Braun, Bouteillengrün, ein dunkles, schwärzliches Blau und überhaupt unentschiedene Töne die Mode wurden, sowohl in der Kleidung wie in der Dekoration. Es war nirgends rechte Freude dabei. Am vorteilhaftesten sahen noch die Damen der Epoche des Direktoriums und des Konsulats in ihren weißen Kleidern und bunten Schärpen aus.

Hier hätte nun schon das Grau seine Rolle spielen können, aber man fand es nicht — oder doch äußerst selten — unter den Farben der antiken Dekoration. Seine Zeit kam erst, als mit allem antiken und jeglichem anderen Geschmack ein Ende gemacht worden. Als man in vorgeschrittener Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, da die Restauration nichts Neues zu bieten vermochte, schon gar nichts mehr auf dem weiten Gebiete des Geschmackes besaß, keinen Farbensinn, kein Gefühl für die Formen, keine herrschenden Stiltraditionen, an die man sich anklammern konnte, da erst stellte sich das Grau als die wirkliche, herrschende Modefarbe ein. Die Kleidung der Herren, die noch sommerlich mit blauem Frack und gelben Nankinghosen in die Epoche der Restauration eingetreten waren, wurde nun in der Tagestracht grau und zwar im ganzen Anzug, vom Hut bis zu den Gamaschen herab. Die Engländer, die damals noch durch ihre Sonderbarkeiten und Excentrizitäten der Mode sich auszeichneten, machten den Anfang. Um doch Abwechslung zu haben, wurden die verschiedensten Töne studirt und gemischt; man ließ das Grau ins Blaue, Violette, Grünliche, Rötliche spielen, sprenkelte und karirte Schwarz und Weiß durch einander zum Effekt des „Pfeffer

und Salz". Die Damenkleidung war freilich nicht so arm in der Farbe, nicht ganz so entsagungsvoll und doch war auch sie in der Haus- und Straßentracht ziemlich vom Grau beherrscht. Das Grau in seiner Nüchternheit und Bescheidenheit, ehemals die Farbe der untersten Klassen, mußte nun fein, elegant, vornehm.

Und wie mit der Kleidung, so ging es auch mit Dekoration. Alle Lappalien erhielten plötzlich Grazie, der Nippes-Kram „Tändereien" und Surrogate einer schönen Welt, meist aber Unsinn und Lächerlichkeit. Damals gab es nicht graue Blumenvasen, auch Blumenbouquets. Je vornehmer aber der Salon, je schlechter war er in jenem Grau, wie auch in Europa sich mit Geschmacklosen Abenteurer und die Mittel mit grellbuntestem Putz in Kontrast traten. Wo es keine Tapeten gab, wurde der Fußboden in bürgerlichen Häusern mit grauer Oelfarbe angestrichen. Die Tapeten allerdings widerstanden, obwohl ein Architekt auch das einmal zu stande brachte, daß er den Stuckplafonds eines Salons Grau in Grau mit Fußbodenteppich ausbildeten ließ. Die Teppiche, unter dem Einfluß von Belgien, England und Frankreich stehend, waren ganz entzogen vom Blumengeschmack beherrscht, der sich in England bis zu ganzen Blumengärten und exotischen Wäldern emporschwang. — Die Franzosen schalten immer darin. Sie machten in dieser Dekoration einen sehr verständigen Gebrauch vom Grau. Sie verwunderten mit dieser Farbe die grelle Wirkung der bunten Blumen und gaben damit ihrer Farbe etwas Sanftes, Gemildertes und Duftiges, wie ja auch die Blumen in der Natur, wo sie naturwüchsig sind, niemals die rohe Wirkung machen, wie in der naturalistischen deutschen und englischen Dekoration jener Zeit. Das gilt wie von den Teppichen und Tapeten, so auch insbesondere von der Porzellanmalerei, welche damals vom Blumengeschmack überwuchert war. Auch hier zeichnen sich die französischen Malereien durch ihren zarten und duftigen Hauch aus, der ihnen durch Verbindung mit einem lichten, wie transparenten Grau gegeben ist.

Anders aber der französische Malerei jener Zeit, wo sie nicht dekorirte, sondern Bilder, eigentliche Staffeleibilder schuf. Gerade hier war sie der echt, wahre — ja um die Mitte des Jahrhunderts auf eigentlich koloristische Richtung entschieden. Denn im Gegensatz herrschte damals in Deutschland, wo schon die Landschaft mit unterschieden, der „graue Ton", Adelbert von Chamisso dichtete: „Ich bin ein grauer Ton", Schwind malte die Landschaft in grauer Oelfarbe, und auch in seinen Kompositionen, wenn sie noch so bunt waren, hat das Grau, das graue Tuch, der graue Mantel, der graue Hut, die graue Wand, der graue Boden, der graue Himmel eine Hauptrolle. Und Kaulbach hat bei seinen Bildern und Fresken gern seine Palette nach Düsseldorfer Art gestellt. Cornelius malte da, wo er gegen das Licht und Dunkel sie mit dem bunten Regenbogen Ton in Ton gab.

Es kann daher nur ganz recht sein, daß Deutschland endlich lernt, die Palette farbig zu setzen, sondern auch die Farbe farbig zu malen; nicht genug, daß sie es schon in der Dekoration und auch sonstigen in der Kleidung. Seit der großen Revolte in Deutschland und Frankreich haben wir eine Farbenrevolution, so recht als die grundsätzliche Tendenz gehabt, das Grau zu vermeiden, das

Im Hause des Dramaten. Nach einem Gemälde von Luigi Bazzani.

machen eine Ausnahme sie verwendeten Grau in der Kunst überall als Grund und für die Zeichnung. Und das ist nicht verwunderlich, denn im Grauen haben, allerdings mit anderem Kunstsinne, angefangen denselben Gang des Geschmacks durchgemacht wie die Europäer; auch sie sind von grellen Farben zum Grau und Schwarz und Farben durch eine Art von Schein und „Ton" Farbenabstufungen und so ziemlich auf derselben Stufe stehen geblieben, auf welcher sich die europäische Kunst befand, als sie in den ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts befand. Das Grau der Chinesen kann uns daher nicht wohl als Muster dienen, wenn man auch sagen muß, daß sie es nach ihrer Art gut, wie man sagt, „fein" zu vermeiden wissen, harmonisch genug.

Ich habe gesagt, wir haben nicht gelernt, das Grau zu vermeiden, wir haben nur nicht gelernt, es zu beschränken auf eine Anwendung, wo es als lokale Farbe berechtigt ist. Wir brauchen es noch immer als bevorzugte Dekorations- und Nationalfarbe. Zwar ist es seit der Reformarbeit der letzten zwanzig Jahre besser geworden. An den Stoffen der weiblichen Gesellschaftstoiletten und der Sommerkleidung ist eine Fülle reizvoller, zwangender Farben an uns vorüber gerauscht, leider vorüber, denn auch der Farbenton ist Mode und dauert gewöhnlich nur eine oder zwei Saisons. Wir haben von den Wänden die graue Tünche entfernt und alte, lebhafte Färbung und Malerei wieder hervortreten lassen; wir haben rote Marmorsaalt wieder erscheinen sehen, die der graue Geschmack unseres Jahrhunderts mit Oelfarbe in ganz gewöhnlichen Grau verwandelt hatte. Unsere Wohnungen gaben wieder rote oder grüne Wände und farbig verzierte Plafonds statt der grauen, gestalteten Stuckmalereien; unsere Teppiche sind orientalisierend, unsere Haus- und Fußwäsche aber Blumen hob mit Rot und Blau.

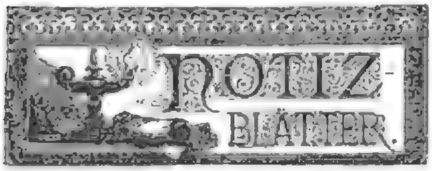
Das alles ist richtig, das alles ist ein Fortschritt, aber der Erfolg ist nicht vollkommen. Immer tritt der Geschmack wieder an Grau hervor. Die Farben in der Wohnung werden wieder stumpf und grau überschimmert; das Straßenbild, die Gesellschaft, die Haustür, alles erscheint farblos grau. Man scheut sich, öffentlich in einer andern Farbe zu erscheinen, und glaubt mit Grau noch immer vornehm zu sein. Das halbe, ja fast das ganze Deutschland sendet seine Damen selbst in die Bäder und Lustorte grau vom Kopf bis zum Fuß. Wer kennt sie nicht auf den ersten Blick, diese grauen Frauengestalten! Und doch hat die Natur die Farben zur Freude geschaffen. Sie kleidet sich in Farben, wenn der Frühling erblüht und der Sommer glüht und der Herbst prangt, bis die Blumen verachen und die Früchte und die Blätter fallen. Dann kommt der Winter allein mit seinem Grau am Himmel und auf der Erde; und wie der Dichter in der gleichen Farbe kommen Tod und Verklärung; so alle „kleiden sich in ein ehrliches Grau". Und das ist unsere Modefarbe, das ist, was gut sein und elegant und vornehm und in der Kunst

Digitized by Google

Kalender des Sports und Vergnügens. Zweite Jahreshälfte.

Originalzeichnung von C. J. Frankenbach.

Digitized by Google



Literatur.

— **Ein sehr sonniger, feinsatirischer Humor lächelt und lacht uns aus der Erzählung „Der verzauberte Apfel" von Th. Baure** (Stuttgart, Lutz) entgegen. In dem Werkchen erfahren wir die Leiden und Triumphe eines ganz jungen Seminaristen, der, in eine echte kleine Staatsschere verliebt, plötzlich seine Carriere unterbrechen muß und in die Welt hinausflüchtet, um just er in einer etwas seltsamen Wandlung ein Hamburger Bürger zu werden. Der Wert dieses Werkchens liegt in der köstlichen Zeichnung des Schülerlebens; das ist mit einem Humor behandelt, wie er kaum Gaudy in dem Maße zur Verfügung stand. Der Besuch des Landesherrn, die Versteckung des Taschenspieleres, die Katastrophe im Rektoratszimmer und nicht zum wenigsten das furchtbare Landexamen sind höchst amüsante Genrebilder; die verschiedenen Typen der Schülerinnen und Lehrer und ebenso der Mädchen, die hier ihr Wesen treiben, sind mit feinster Seelenkenntnis und großer Darstellerkunst gezeichnet. Das hübsch illustrierte Buch — die Bilder sind von E. Klein — darf als eine der besten und ergötzlichsten Erscheinungen unserer komischen Literatur der neuesten Zeit bezeichnet werden.

— **Die kleinen, spezialwissenschaftlichen Privatliebhabereien** erfreuen sich heutzutage einer so weiten Verbreitung, daß es uns nicht wundernehmen kann, wenn die bezügliche Literatur ihnen so freundlich als möglich entgegenkommt. Diesem Bestreben verdankt unter anderem auch ein Büchlein seine Entstehung, das allen Freunden der Pflanzenkunde ein angenehmer Berater sein wird. Und wer hätte schließlich nicht seine Freude an dem tausendfältigen Blumenflor in Feld und Fluren und suchte sich nicht gern mit ihrer Genesis in nähere Bekanntschaft zu setzen! Finden wir in dem erwähnten Büchlein, der „Exkursionsflora des Harzes" von W. Reinecke (Chr. Friedr. Vieweg, Quedlinburg) auch nur ein Spezialgebiet einer Spezialität behandelt, so geschieht doch dies mit um so größerer Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit, und die damit verbundenen Abschnitte zur Einführung in die Terminologie und Anleitung zum Sammeln, Bestimmen und Konservieren der Pflanzen sind inhaltlich um so umfassender. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register erleichtert die Benützung.

— **Der dreizehnte Band von der neuen Auflage (13) des Brockhausschen „Konversationslexikons"** liegt jetzt vollendet vor und das ganze große Unternehmen ist somit bis zum Ende des Buchstabens R vorgeschritten. Gegen die früheren Auflagen ist diese außerordentlich bereichert, derselbe Band der zwölften enthielt bis zu diesem Punkt 2114 Stichwörter, hier sind uns 6782 geboten, darunter größere Artikel wie eine sehr eingehende Biographie Pius IX., eine Abhandlung über Polarforschung mit Angabe der neu errichteten internationalen Beobachtungsstationen. Ferner sehr interessante Abschnitte wie das Königreich Preußen, die preußischen Provinzen Pommern, Posen unter Zugrundlegung der neuesten statistischen Daten, dann größere Artikel über Postwesen, Rechtschreibung, Reichsgericht und andere mehr. Die Illustrationsbeilagen in diesem Bande stehen auf der Höhe der heutigen, alles illustrierenden Zeit. Der Band weist 16 Bildertafeln, 10 Karten, einige Chromotafeln und viele in den Text gedruckte Holzschnitte auf. Besonderes Interesse erregen die Bilder von den Ausgrabungen von Pompeji und dem alten Rom.

— **Von den Werken Grillparzers soll eine neue Ausgabe** veranstaltet werden, doch wird dieselbe nicht den gesamten Nachlaß des Dichters, sondern als denselben nur die vier Jugenddramen „Blanka von Kastilien", Trauerspiel in fünf Akten; „Schreibfeder", Schauspiel in einem Akt; „Wer ist schuldig?", Lustspiel in einem Akt, und „Die glücklichen Liebhaber", Lustspiel in einem Akt, enthalten. Bekanntlich darf der eigentliche litterarische Nachlaß des Dichters nach seiner testamentarischen Verfügung erst im Jahre 1920 veröffentlicht werden.

— **Eine ebenso zeitgemäße wie vielen willkommene Publikation** ist „Das deutsche Bäder-Kursbuch", nach offiziellen Quellen bearbeitet, mit 34 Spezialkarten (Frankfurt a. M., Verlag des Kursbuches), jede das betreffende Bad mit Bahnverbindungen enthaltend und einen Pfeil, der sofort deutlich die Lage des Bades markiert. Die sehr sorgfältig zusammengestellten Zufahrtsrouten für die Bäder sind so übersichtlich geordnet, daß man ohne Mühe und schnell sich orientieren kann. Die Angabe von Lage, Eigenart, Pensionspreisen bei vielen Bädern erhöht den praktischen Wert des Werkchens; sie sollten jedoch bei allen aufgeführten vorhanden sein, das würde manche eventuellen Anfragen ersparen.

— **Für das Anhalten des Interesses der französischen Leser** an unseren Schriftstellern spricht die steigende Zahl französischer Uebersetzungen deutscher Werke. So beginnt der „Justice" mit der Veröffentlichung des Romans „In Reih' und Glied" von Fr. Spielhagen, der in der Uebertragung seinen ursprünglichen Titel mit dem einfachen „Leon" vertauscht hat. Dem Anfang geht eine kurze Vorrede voran, in welcher das Blatt seinen Lesern Spielhagen als einen der größten Prosadichter der Gegenwart und als einen der Meister des zeitgenössischen Romans vorstellt.

— **Ein sehr amüsantes und interessantes Werk ist J. Grand Carterets** «Les moeurs et la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse» mit einer Vorrede von Champfleury (Paris, Hinrichsen & Comp.). Der stattliche Band bringt eine Fülle von deutschen Textillustrationen, mit Chodowiecki beginnend, aus Flugblättern, Broschüren, den Fliegenden Blättern, Henschels Skizzenbüchern, Humoresken von Busch, aus illustrierten Zeitschriften wie Ueber Land und Meer, dem Postheiri, dem Nebelspalter, dem Kladderadatsch und anderen mehr. Diese Sitten- und Spottbilder umrahmt ein kundiger und geistreicher Text, so daß uns hier in französischer Widerspiegelung nicht nur die deutschen Sitten von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur heutigen Zeit, sondern auch die politischen Strömungen, Wandlungen und Umgestaltungen in Wort und Bild erblicken. Der Autor ist vorurteilslos, er zieht auch die bitteren Spottbilder aus den Jahren 1870—71 in seine Darstellung hinein und schildert Zeit und Zeichner in ihrer Eigenart fein und treffend. Wir besitzen in diesem Werk eine gediegene Geschichte der deutschen Karikatur und Sittenzeichenkunst, ein Werk, das trotz seines französischen Standpunktes auch uns Deutsche vortrefflich orientieren dürfte und an und für sich in hohem Grad interessant und unterhaltend ist.

Bildende Künste.

— **Auf Anregung der Künstlergenossenschaft ist in den jüngsten** Tagen in Wien eine Kommission zusammengetreten, an welcher sich hervorragende Persönlichkeiten aller gesellschaftlichen Kreise beteiligen und die es sich zur Aufgabe machte, eine Modalität zu schaffen, welche die künstlerische Produktion selbst in bessere Bahnen lenken und ihr zugleich ein entsprechendes Absatzgebiet schaffen könnte. Das Resultat der Unterhandlungen, deren Führung das um das künstlerische Leben Oesterreichs wohlverdiente Herrenhausmitglied Nikolaus Dumba übernahm, war die Gründung einer Gesellschaft, welche demnächst unter dem Titel: „Gesellschaft der Kunstfreunde" oder unter ähnlicher Firma ins Leben treten wird. Der Zweck dieser Gesellschaft ist zunächst, die hervorragenden Persönlichkeiten des Staates, die Regierung, das Land, die Kommune, die Kirche, den Adel, die Geldaristokratie und das Bürgertum für die künstlerische Anlage zu interessieren, die hierdurch aufgebrachten Mittel zu Aufträgen an vaterländische Künstler zu verwenden und durch künstlerische Vervielfältigung der also geschaffenen Werke ein Kunstmittel für das große Publikum zu schaffen. Die Gesellschaft besteht aus Gründern und Mitgliedern. Gründer sind alle jene, welche einen Jahresbeitrag von wenigstens 100 Gulden, Mitglieder alle jene, welche einen Jahresbeitrag von 10 Gulden leisten. Betont wird der entschieden österreichisch patriotische Charakter, der sich zunächst in den Aufträgen ausspricht, welche hervorragende Motive der vaterländischen Geschichte, der Kulturgeschichte, der Landschaft und so weiter zum Gegenstande haben und sich, soweit dies die Mittel erlauben, auch auf die Ausführung von architektonischen und skulpturischen Werken, sowie von Freskomalereien erstrecken sollen. Die also geschaffenen Werke sollen ihrerseits wieder durch Schenkung dem Staate, das heißt den öffentlichen Galerien, Museen, Kunstschulen, öffentlichen Gebäuden und so weiter zugute kommen.

— **Ueber die Berechtigung des Staates, von den Eigentümern die Erhaltung von Kunstdenkmälern zu fordern**, ist kürzlich im Verwaltungsstreitverfahren eine bemerkenswerte Entscheidung ergangen. Die Klosterkirche zu Angermünde, ein sehr interessantes Bauwerk aus der Zeit der Gotik, war baufällig geworden und drohte mit Einsturz; Eigentümer dieser Kirche waren die städtische und kirchliche Gemeinde zu Angermünde. Diesen wurde durch polizeiliche Verfügung aufgegeben, für die Erhaltung der Kirche Sorge zu tragen. Gegen diese Verfügung erhoben sie im Verwaltungsstreitverfahren Klage beim Kreisausschuß und führten aus, daß die Behörde zu der ihnen gemachten Auflage nicht berechtigt gewesen sei und höchstens das Recht gehabt habe, die Ruinen zum öffentlichen Verkauf auszubieten. Der Kreisausschuß erachtete die Klage für begründet und erkannte auf Aufhebung der ergangenen Verfügung. Der Staat legte jedoch Berufung an den Bezirksausschuß in Potsdam ein, welcher die Vorentscheidung des Kreisausschusses wieder beseitigte. Von den Gemeinden wurde nunmehr die Berufung an das k. Oberverwaltungsgericht zur Hand genommen. Dies entschied indessen in gleicher Weise wie der Bezirksausschuß zu Potsdam und begründete diese Entscheidung damit, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen die Berechtigung des Staates, von den Eigentümern von Kunstdenkmälern die Erhaltung derselben zu fordern, keinem Zweifel unterliege.

Musik.

— **Auf Befehl des Papstes Leo XIII. sollen mit dem Abgang** und dem Absterben der noch vorhandenen Sopransänger der Sixtinischen Kapelle diese Sänger nicht mehr ersetzt, sondern der Soprangesang durch Tenore ausgeführt werden.

— **In der letzten Legislaturperiode Esparteros machte in** den Cortes zu Madrid ein junger Deputierter Namens Juan Mansilla durch sein bedeutendes Rednertalent Aufsehen. Jetzt steht der begeisterte Volksredner als debütierender Tenorsänger auf der k. Bühne zu Madrid. Er trat zuerst als Gennaro in „Lucrezia Borgia" auf und errang einen großartigen Erfolg, so daß er, wie die Madrider Blätter hinzufügen, mit dem gewaltigen Sprunge, den er aus der Abgeordnetenkammer auf die Bühne gewagt hat, sehr wohl zufrieden sein wird.

Bühne.

— **Die Premièrenvorstellungen haben im Burgtheater für** die einleitende Saison mit Sardous fünfaktigem Sittengemälde „Die alten Junggesellen" ihren Abschluß gefunden. Länger als zehn Jahre ist das Stück in Wien von dem Repertoire verschwunden und heute macht es in der neuen Einstudierung bereits einen etwas veralteten Eindruck. Es ist immer schon für ein dramatisches Werk, das mit Anspruch auftritt, einigermaßen verdächtig, wenn dem Verfasser keine der drei giltigen Gattungsbezeichnungen dafür passend erscheint. Aus den alten Junggesellen wird es einem sehr begreiflich, daß man Sardous Stücken lange die Pforten des Théâtre-Français verschlossen hat. Streng genommen gehören sie eigentlich auch nicht aufs Burgtheater. In diesem Sittengemälde werden uns die gealterten Junggesellen in drei Exemplaren als eine besondere und nicht gut geartete Spezies von Menschen im Gegensatz zu den verheirateten Männern und ihren Frauen vorgeführt. Von einer Handlung ist in den beiden ersten Akten kaum die Rede, sie werden fast ganz von der Schilderung der neuen Personen jener drei Menschenklassen unserer Gesellschaft ausgefüllt. Zwischen ihnen bewegen sich noch ein eben aus dem Kloster in seine Familie zurückgekehrter Backfisch und ein junger Mann von nicht ganz klarer Herkunft. Erst zum Schluß des zweiten Aktes gewinnt das Publikum für jene beiden jungen Leute und einen der drei Junggesellen das Interesse, das ihnen als den Hauptfiguren des Stückes schon früher zugekommen wäre. Eine solche dem Schauspiele nachteilige Verzögerung ist fast unvermeidlich bei Stücken, die sich die Vorführung ganzer Gesellschaftsgruppen zum Vorwurf erwählen. Sardou hat hinter einander eine Reihe solcher Stücke geliefert. Jedenfalls hat ihm dabei der Vorschlag Diderots vorgeschwebt, statt der abgenützten Charaktere die Stände auf die Bühne zu bringen. Derselbe Einwand, den man mit vollem Recht schon Diderot machte, er läßt sich auch gegen Sardous Verfahren erheben, daß auch bei ihren Personen das Bestimmende wie in allen Dramen von den Charakteren ausgehen muß, bei Junggesellen und Ehemännern, wie bei Aerzten und Richtern. Sardou hat denn auch die Behandlung seiner Stoffe wie in den alten Junggesellen, den „guten Freunden" und noch einer ganzen Reihe von Stücken wieder aufgegeben, sowie jene Wirkung nachließ, die etwas scheinbar Neues auf das Publikum immer zu machen pflegt. Mit dem dritten Akt, dem Beginn der Handlung, treten die alten Junggesellen als solche ganz zurück und das Stück würde nach seinem weitern Verlauf viel richtiger den Titel „Der natürliche Sohn" führen. In diesem und dem vierten Akt entwickelt sich die nun sehr lebendig bewegte Handlung bis dicht an die Grenze des Tragischen, während sie vorher bloß ans Possenhafte streifte. Mit der Wendung zum Ernste gewann auch die Darstellung sehr an Bedeutung. Sonnenthal leistete in den Hauptscenen Außerordentliches. Mit Meisterschaft behandelte er den langen, dem Duell vorangehenden Monolog; er zwang das Publikum, den Atem anzuhalten. Im Monolog offenbart sich die Kunst des Schauspielers am vollständigsten. Vorzüglich war auch Hübner in der jugendlichen Rolle und entzückend Fräulein Hohenfels. Die übrigen Rollen, lauter Episoden, wurden entweder übertrieben oder etwas zu nüchtern und bürgerlich deutsch gespielt.

— **Das vieraktige Schauspiel „Familie Hartung" von dem** Prager Schriftsteller Karl Stroup, der sich bereits durch das Lustspiel „Regentropfen" bekannt gemacht hat, erzielte bei seiner ersten Aufführung im deutschen Landestheater in Prag einen schönen Erfolg. Der Autor wurde mit den Hauptdarstellern nach jedem Aktschlusse mehrmals gerufen.

— **Klara Ziegler wird im nächsten Jahr ihr fünfundzwanzigjähriges** Künstlerjubiläum begehen. Es war am 21. Februar 1862, als sie unter dem Pseudonym „Fräulein Herfeld" zum erstenmal in „Adrienne Lecouvreur" auf der Bamberger Bühne unter Kroeners Direktion debütierte.

— **Zu Ehren des aus Paris nach vierjähriger Abwesenheit** nach Christiania zurückgekehrten Dichters Björnstjerne Björnson veranstaltete das Stadttheater des letztern Ortes kürzlich eine Festvorstellung, welche einen glänzenden Verlauf nahm. Die artistische Leitung der Bühne hatte eine ältere Arbeit des Dramatikers, ein vieraktiges Schauspiel: „Die Heimkehr", neu einstudieren lassen. Die Hauptrolle des Stückes spielte der Sohn des Dichters, welcher zum erstenmal in Anwesenheit seines Vaters sein schauspielerisches Können erprobte. Das den Zuschauerraum bis auf den letzten Platz füllende Publikum nahm jede Gelegenheit wahr, dem heimgekehrten Poeten herzliche Ovationen darzubringen, und am Schlusse der Vorstellung nahmen dieselben einen so stürmischen Charakter an, daß der Dichter nicht umhin konnte, in einer Ansprache seinen Dank auszudrücken.

— **Robert Planquette hat soeben eine neue Operette, „Cadets de Gascogne"**, beendigt, welche zu Beginn der nächsten Saison zu gleicher Zeit in Paris und London zur Aufführung gelangen soll. Voraussichtlich wird die Arbeit des beliebten Pariser Operettenkomponisten, um deren Text sich wiederum nach bewährtem Brauch ein Doppelgespann von Librettisten verdient gemacht hat, auch sehr bald ihren Weg nach Deutschland finden.

— **Dieser Sommer ist verhängnisvoll für die Pariser Theater.** Am 1. Juni wurden nicht weniger als vierzehn derselben geschlossen und es wird gegenwärtig nur noch in sieben: in der Großen Oper, im Théâtre-Français, im Châtelet, Eden, Cluny, den Folies-Dramatiques und den Bouffes du Nord gespielt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die bisherigen Mitteilungen über das Manuskript der „Wacht am Rhein"** sind, wie der Oberförster Manuel in Burgdorf in einem Schreiben an M. Schneckenburger in Thalheim, den Sohn des Dichters, erklärt, unrichtig: „Wahr ist, daß ich das Gedicht Ihres seligen Herrn Vaters, ‚Die Wacht am Rhein', einem in Bern wohnenden Bankier, der dasselbe dem Kaiser Wilhelm zu überlassen gedachte, käuflich abgetreten habe. Unrichtig ist es dagegen, daß das Gedicht das Original gewesen sei, das nach dem Tod Ihres Vaters in meine Hände gekommen. Das Gedicht war vielmehr eine von Ihrem Vater eigenhändig besorgte Abschrift, die er seiner Zeit mehreren seiner näheren Freunde persönlich zugestellt hat. Endlich glaube ich noch beifügen zu sollen, daß an der Nachricht, der Kaiser habe mir 40,000 Franken zustellen lassen, kein wahres Wort ist." Thatsache ist es, daß das Manuskript der Wacht am Rhein im Original sich in den Händen der Witwe des Dichters in Thalheim befindet; es ist ein Ausschnitt aus dem Tagebuch desselben vom Jahre 1840. Das Gedicht wurde im Jahr 1840 zum erstenmal im „Intl. Grenzboten" veröffentlicht.

— **Eine Anzahl ehemaliger Studierender von Heidelberg hat** den Plan angeregt, der Universität zu deren bevorstehendem fünfhundertjährigem Jubiläum eine Ehrengabe darzubringen, die dem Senat der Ruperto-Carola überreicht werden und, wenn die Mittel ausreichen, in einer wissenschaftlichen Zwecken dienenden Stiftung bestehen soll. Aus diesem Grund erläßt ein aus zahlreichen, angesehenen Männern in den größeren Städten Badens bestehender Ausschuß einen Aufruf an alle ehemaligen Studierenden von Heidelberg mit der Bitte um Beiträge.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Ueber die Niagarafälle als Quellen von Kraft und Arbeit** wurden neuerdings wieder interessante überschlägliche Berechnungen angestellt. Die mechanische Energie der stürzenden Wassermassen kann ziemlich genau geschätzt werden. Durch den Querschnitt des Flußbettes gehen nach den Messungen der Wasserbaubeamten in der Sekunde im Mittel rund 7,787,000 Liter Wasser. Das Gefälle des Stromes durch die Schnellen oberhalb des eigentlichen Absturzes beträgt 65 Fuß, die Höhe des letztern 165 Fuß, zusammen 230 Fuß = rund 70 Meter. Die gesamte Stärke beziffert sich somit (da ein Liter = 1 Kilo und 75 Kilo = 1 Pferdekraft zu setzen sind) auf rund 7,000,000 Pferdekräfte. Dieser gewaltige Vorrat an bisher ungenützter Arbeitskraft hat mindestens den Wert von 3,000,000,000 Dollars, sofern es gelingt, ihn durch geeignete Vorrichtungen in elektrische Kraft umzuwandeln und diese den Städten 500 (englische) Meilen in der Runde zuzuführen. Um ein solches Unternehmen zu einem erfolgreichen zu machen, ist freilich erforderlich, daß, abgesehen von den bedeutenden Geldmitteln zur Anlage, noch mehrere Vorbedingungen vorhanden sind. Zunächst müssen die Gesamtkosten der Uebertragung geringer sein als der Preis der Dampf- und Wasserkraft, ferner muß der Ort, nach welchem die Leitung gelegt wird, eine Aufspeicherung der Kraft zulassen und derselbe nicht mit billigeren Kraftquellen versehen sein. Man hält unter diesen Umständen Buffalo für den geeignetsten Ort zur Anlegung eines entsprechenden Versuches, und es wird in einem Ueberschlag nachgewiesen, daß der Preis für die dauernde Leistung einer Pferdekraft sich in Buffalo jährlich auf 20 Dollars = rund 100 Mark stellen würde, so daß eine Anlage von 1000 Bogenlampen ungefähr 40,000 Dollars jährlich billiger zu stehen käme als bei Dampfbetrieb.

— **Im Berliner lithographischen Institut von Paul Moser** ist unter dem Titel „Lebenschronik" ein Photographiealbum erschienen, das durch Originalität der Idee und elegante Ausstattung wohl viel Anklang finden dürfte. Das Album bietet Blätter dar, deren obere Hälfte zur Sammlung von Porträts bestimmt ist, indessen der untere Teil Raum zu biographischen Notizen oder Handschriftenproben bietet. Wir glauben, daß diese Lebenschronik als Geschenk gern in Empfang genommen werden wird.

— **Der durch ihre guten Instrumente schnell bekannt gewordene** Pianofortefabrik von C. F. Glaß & Comp. in Heilbronn hat für das Bedürfnis, größere Mengen Noten in bequemer und übersichtlicher Weise aufzubewahren, einen eigenartigen Ständer konstruiert und für denselben Patentschutz erhalten. Die Kasten, welche die Noten enthalten, sind oben offen und stecken in äußeren Kasten, mit denen sie innerhalb eines nach allen Seiten geschlossenen Gestelles senkrecht stehen. Wird letzteres durch Herunterklappen der Vorderwand geöffnet, so legen sich nicht nur sämtliche Kasten senkrecht, sondern die inneren Notenbehälter werden auch gleichzeitig nach außen geschoben, so daß die Noten ganz frei und bequem zur Hand sind. Außer für Noten sind die Glaßschen Patentständer auch für Zeitungen, Karten, Pläne, Bücher, Photographien und so weiter zu benützen.

— **Ein interessantes Fischessen fand unlängst im Berliner** Aquarium statt. Es galt, die neue, von August Rosen erfundene Methode, Fische unter Druck frisch zu erhalten, einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Auf Einladung Rosens hatten sich der Präsident der Sektion für Hochseefischerei, Herwig, und [illegible], begleitet von Vertretern des Kriegsministeriums und der Admiralität eingefunden. Wie sich ergab, waren die konservierten Fische (Steinbutten) von vorzüglicher Qualität und wurden einige schnell zubereitete Proben seitens der geladenen Gäste mit dem größten Appetit verzehrt. Laut amtlicher Bescheinigung waren die geprobten Fische am 27. April in Edinburg eingepackt worden, und obwohl dies besonderer Umstände wegen erst acht Stunden nach dem Fange geschehen konnte, so hatten sich doch die Steinbutten 17 Tage wohl erhalten.

— **Die diesjährigen Stangenschen Gesellschaftsreisen nach** den skandinavischen Ländern werden am 5. und 15. Juli und 2. August

eingetreten. Wie alljährlich, wird die eine dieser Reisen bis zum Nordkap ausgedehnt, während die anderen ihren Zielpunkt in Drontheim, respektive Christiania und Stockholm finden. Der Ausdehnung der Touren entsprechend sind auch die Preise festgesetzt und variiren zwischen 500 und 1500 Mark. Für den Herbst hat das Stangensche Reisebureau (Berlin W.) wiederum Reisen nach Italien und Spanien auf das Programm gesetzt, sowie eine größere Reise nach dem Orient und nach Ostindien, die von den Söhnen des Unternehmers, Ernst und Louis Stangen, welche beide auf diesen Touren schon bekannt sind, geleitet werden. Auch Karl Stangen, der seine 25. Jubiläumsreise nach dem Orient glücklich beendet hat, wird sich an der Führung beteiligen. Die Reise nach Ostindien wird mit der neuen deutschen Dampferlinie angetreten.

Natur.

— **Ein interessanter Versuch wurde vor kurzem mit Brieftauben** gemacht. Bei den Brieftaubenzüchtern gilt es als ziemlich feststehender Satz, daß die Brieftaube Wälder und namentlich höhere Gebirge ängstlich meide, sei es, weil solche Gegenden in der Regel Raubvögel bergen, sei es, weil Wald und Berg die angeblichen magnetischen Strömungen ablenken, nach denen sich die Tiere richten sollen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, überschritten nun mehrere Taubenfreunde von Bagnères de Luchon (Pyrenäen) aus mit 45 Tauben, die man in der Nacht aus Toulouse hatte kommen lassen, die Gebirgskette bei fortwährendem dichtem Nebel und gelangten schließlich auf spanischen Boden in der Nähe von Maladetta auf einen Gebirgsvorsprung, dessen Höhe 2350 Meter beträgt. Hier wurden an einem schönen, jedoch sehr kalten Morgen die Tauben freigelassen. Anfänglich waren sie allerdings verwirrt und nahmen die Richtung nach Spanien zu, der einzigen Oeffnung im Gebirgskessel folgend. Bald wurden sie indessen ihren Irrtum gewahr, kreisten einige Sekunden lang, erhoben sich im Kreise, und zwar stets von rechts nach links fliegend, und nahmen schließlich, ohne eine Spur von Zögern oder Aengstlichkeit zu zeigen, ihren Flug schnurstracks nach Toulouse, wobei sie den Gebirgskamm in einer Höhe von mindestens 3000 Meter überflogen. Diese Leistung ist um so höher anzuschlagen, als die Tauben hiebei eine außergewöhnliche Fluggeschwindigkeit entwickelten. Die Entfernung betrug nämlich einschließlich des Umweges mindestens 200 Kilometer und wurde von der schnellsten Taube mit einer Geschwindigkeit von 113 Kilometer in der Stunde zurückgelegt. Die Durchschnittsschnelligkeit betrug 80 Kilometer, so daß die Tiere selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen und ohne irgendwelche Kenntnis der Gegend die Eilzüge der Eisenbahnen bedeutend überboten.

— **In der Egyptian Hall in London sind gegenwärtig zwei** Mitglieder der haarigen Familie des Ex-Königs Thibo von Birma ausgestellt. Tiere von Kopf bis zu Fuß mit Haaren bedeckten Menschen waren die Sklaven des genannten Königs, und als die Herrschaft dieses Monarchen zu Ende war, flüchteten sie in die Wälder, wo sie von Räubern ihrer Juwelen beraubt wurden. Nach einigen mehr oder weniger unangenehmen Erfahrungen fielen sie in die Hände des Herrn Farini, der sie nach London brachte. Der Mann, Moung Phoset, ist 29 Jahre alt und 5 Fuß 7 Zoll groß. Sein Körper ist mit flaumigem Haar bedeckt, während das auf seinem Gesicht und Kopf eine solch anormale Länge erreicht hat, daß es seine Gesichtszüge völlig verbirgt. Diese Eigentümlichkeit ist noch hervorstechender bei seiner Mutter, die eher einem langhaarigen Affen als einem menschlichen Wesen ähnlich sieht.

Gesundheitspflege.

— **Viele Leute haben die Gewohnheit, vor ihren Mahlzeiten** ein appetitreizendes Mittel zu sich zu nehmen, das gewöhnlich aus irgend einem Pflanzenextrakt, Absynth und dergleichen besteht. Ein bedeutender russischer Arzt, Dr. Gheltof, Chef der Klinik des Professors Botkin in Petersburg, hat nun eine Reihe von Versuchen gemacht, um zu konstatiren, ob diese Mittel in der That eine Wirkung auf die Verdauungsfunktionen ausüben, ob sie wirklich den Appetit erregen und die Absonderung des Magensaftes befördern oder nicht. Die Schlußfolgerungen aus seinen Experimenten lauten dem allgemeinen Vorurteil nicht günstig. Die fraglichen Stoffe üben nicht nur keinen nützlichen Einfluß auf die Thätigkeit der Verdauungsorgane aus, sondern hindern sie vielmehr und streben, sie ganz aufzuheben. In einzelnen Fällen können sie, in ganz geringen Dosen genommen, die Absonderung etwas vermehren, aber nur sehr vorübergehend, und die Verdauungskraft des Magensaftes ist in diesem Falle stets vermindert.

— **Vor kurzem machten 80 Mitglieder des wissenschaftlichen Klubs** zu Triest bei stürmischem Wetter einen Ausflug auf dem adriatischen Meer, um die vielgepriesene Wirkung des Cocains, von welchem auch wir seinerzeit Mitteilung machten, gegen Seekrankheit zu erproben. Das Mittel wurde in allen möglichen Formen und Gaben angewandt, war aber in keinem einzigen Falle von Wirkung.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Eine Waschmaschine, welche in Bezug auf Schonung der** Wäsche das Waschen von Hand noch übertrifft und dabei in der Leistung den besten Waschmaschinen mit reibenden Organen mindestens gleichkommt, wird von der sämtliche Geräte für die Waschküche als Spezialität vertreibenden Firma Emil Martin in Duisburg auf den Markt gebracht. Das Waschen wird bei dieser Maschine durch Drehung einer nach allen Seiten hermetisch abgeschlossenen Trommel bewirkt, in die man die Wäsche und die kochende Waschlauge einfüllt. Die Trommel hat die Gestalt eines Dreiecks mit abgerundeten Ecken und ist mit einem Deckel mit Schraubenverschluß, Gummiverdichtung und einem Ablaßhahn für das schmutzig gewordene Wasser versehen. Wird nun die Trommel mittels einer Kurbel oder auch mittels Motorenbetrieb langsam umgedreht, so nimmt der Reihe nach jede der drei Ecken die Wäsche mit, um, sobald sie nach oben gelangt ist, dieselbe auf die gegenüberliegende Seite der Trommel niederfallen zu lassen. Hiebei klatscht die nasse Wäsche in einer die rationellste Reinigung herbeiführenden Weise auf, und da sich dieser Prozeß bei jeder Umdrehung der Trommel dreimal abspielt, dauert das Waschen selbst nur sehr kurze Zeit. Das Drehen der Kurbel verursacht keine Ermüdung.

— **Freunden der Witterungskunde und der Wetterprophezeiung** werden die der Firma L. Brockmann in Berlin (Leipzigerstraße 97) patentirten sogenannten Chamäleonwetterbilder willkommen sein. Es sind dies kleine bunte Bilder, die in der Weise der Lithophanien am Fenster, möglichst Sonnenseite, aufgehängt werden und beliebige Landschaften vorstellen. Je nach dem Feuchtigkeitsgrade der Luft verändert nun eine solche Landschaft ihre Farbe. Nimmt die Feuchtigkeit und damit die Wahrscheinlichkeit des Regenwetters zu, so gewinnt die Landschaft einen unfreundlichen Charakter, die Bäume werden gelb, die Luft nebelig; ist dagegen schönes Wetter im Anzuge, so bläut sich der Himmel, und es grünt das Laub wieder. Das Geheimnis liegt in der Zubereitung der Farbe, mit welcher das Bild aufgedruckt ist.

— **Zwei neue Landplagen sind in Böhmen eingezogen.** Die eine ist die sechsfleckige Zwergcicade, welche in Schwärmen auftritt und bei Beraun namentlich Gerste und anderes Getreide ruinirt, so daß nichts übrig bleibt, als eine neue Saat anzulegen. Die zweite ist ein Käfer, Kirschenbohrer genannt, welcher unreifes Obst anbohrt und ungenießbar macht. Eine große Kirschenplantage bei Beraun mußte ausgerodet werden. Der Schaden ist sehr bedeutend.

Sport.

— **Zwölf Pferde versammelte auch die Grand Steeplechase de** Paris von 60,000 Franken am Pfosten. Es siegte Andrews fünfjähriger „Sosie“ vor „Baronet“, Graf Erdödys „Too Good“ 2c.

— **Am letzten Renntage des Berliner Sommermeetings** gewann Graf Henckel das Adelsrennen mit „Abenadar“ vor „C-Dur“ und so weiter und mit „Chalifa“ den Staatspreis zweiter Klasse im Feld von 5 Pferden. Das Bergfrithandicap holte sich Graf Apponyis „Florenz“ vor 10 anderen Zweijährigen und das Abschiedsrennen der Gradizer „Ilienstein“ im Feld von 7. Das Trostbandicap gewann Graf Bernstorff-Gyldensteen mit „Tristiz“ und das Verkaufshandicap Rittmeister von Mokard mit „Quecksilber“.

— **Die Renntage zu Ascot sind die glänzendsten in England,** da die Mitglieder des Königshauses, wie der gesamte hohe Adel sich dazu einfindet. In diesem Jahre trafen zwei Derbysieger, „Ormonde“, der dreijährige, mit seinem Vorgänger „Melton“ in den Hardwicke Stakes aufeinander und der jüngere behielt die Oberhand. Auch „Sajgo“, der vorjährige Wiener Derbysieger, ging zweimal zum Start, lief aber über 4000, respektive 4500 Meter nur jedesmal dritter und letzter.

— **Die österreichisch-ungarischen Sportsmen gewannen im** Berliner Sommermeeting 69,182.50 Mark, das ist mehr als die Hälfte aller Preise.

— **In Japan sind Wettrennen arrangirt worden, und zwar** hat sich zu diesem Zweck ein englischer und ein japanischer Klub gebildet, die in Uyemo bei Tokio ihre Rennbahn anlegten.

— **Der Grand prix de Paris, 100,000 Franken, fiel in** diesem Jahre wieder an England. Vyners br. H. „Minting“, der von „Ormonde“ geschlagen wurde, siegte hier vor Ephrussis schw. H. „Polyeucte“, „Sycomore“ 2c.

— **Die beiden letzten Wiener Renntage brachten dem Derbygraf** „Remember“ zwei Niederlagen; im Staatspreis schlug ihn E. von Blaskovics br. H. „Vetake“ und im Kavalleriehandicap Sillingers „Anna“ und sein Stallgenosse „Meteor“. Das Handicap über 2000 Meter fiel an A. von Fleischls „Romanze“ im Feld von 10, das Maidenrennen der Zweijährigen an Baron Rothschilds „Hurican“ und das Abschiedshandicap an „Très-bien“. Die letzte Steeplechase gewann Graf Anton Esterházy mit dem fünfjährigen F.-H. „Mirza“ im großen Stil.

— **Bei dem Wettrudern der Australier und Engländer auf** der Themse siegte der Engländer Bubear über Neilson, dagegen der Australier Neil Matterson gegen Godwin.

— **Die Wiener Ruderregatta brachte in diesem Jahr der** Frankfurter „Germania“ wohlverdiente Erfolge. Lang gewann die Meisterschaft von Oesterreich vor seinem Klubgenossen Meixner, dann erst folgten Frey von der „Lia“ und Zinner. Die beiden vorerwähnten Herren fuhren auch im Doppelzweier den Pianisten davon, die ihrerseits fast alle übrigen Preise gewannen, so den Wanderpreis im Vierer, das Achtriemenrennen 2c.

— **Von seiten des Magdeburger Schwimmklubs ist die** Gründung eines Verbandes deutscher Schwimmvereine angeregt worden. Gelegentlich des Anfangs August in Berlin stattfindenden internationalen Wettschwimmens wird der Vorschlag voraussichtlich näher besprochen und in Erwägung gezogen werden.

— **Die Velocipedsportausstellung** in Wien wurde Anfangs Juni eröffnet.

Denkmäler.

— **Seitens der Familie von** Cranach war gelegentlich der Feier des 400. Geburtstags Lukas Cranachs am 31. Oktober 1872 die Errichtung einer Büste desselben in Weimar beschlossen worden. Der Großherzog, der mit seiner Familie ebenfalls eine ansehnliche Summe für diesen Zweck bestimmte, ordnete an, daß die Büste im dortigen Museum aufgestellt werde. Bildhauer Donndorf, dem die Ausführung übertragen ward, hat die Arbeit jetzt vollendet. Die Enthüllung derselben fand am 12. Juni in Gegenwart des Großherzogs und einiger Vertreter der Familie von Cranach statt. Infolge sorgfältiger Nachforschungen, die unlängst angestellt worden sind, ist jetzt die Grabstätte des Meisters auf dem Jakobikirchhof, unmittelbar an der Kirche, festgestellt worden.

— **Die Enthüllung des Schillerdenkmals in Chicago,** welche daselbst am 9. Mai, dem Todestage Schillers, stattfinden sollte, mußte der anarchistischen Unruhen wegen bis zum 15. Mai verschoben werden und ist dann, nach den inzwischen eingetroffenen Berichten, zu einem erhebenden Feste der Deutschen Chicagos geworden. Die Statue selbst, 10 Fuß hoch, von Erz, ist nach der von Ernst Rau nach einem Modell Danneckers geschaffenen Statue zu Marbach von dem Stuttgarter W. Pelargus gegossen, der Sockel nach Zeichnungen des Professors C. Dollinger in Stuttgart ausgeführt. Sie steht an einem der schönsten Punkte der Gartenstadt Chicago, im Lincolnpark inmitten ausgedehnter und reicher Blumenanlagen. Die Volksmenge zählte nach vielen Tausenden, als um drei Uhr die Feierlichkeit mit der Festouverture von Lentner und dem Chor der Männergesangvereine: „Regst du, o Lenz, die jungen Glieder“ begann. Unter den dann gehaltenen Festreden ist die englisch gesprochene des Bürgermeisters Harrison ein Beweis der Hochachtung, die das Amerikanertum dem Deutschtum Chicagos zollt, dem „kräftigen, achtunggebietenden und tüchtigen Elemente“ der Bevölkerung, dem das Bürgertum durch seinen Mund die verdiente Anerkennung ausdrückte. Nach einem Vortrag der „Worte des Glaubens“ durch Frl. Lina Studli fiel dann die Hülle und erfolgte unter Begleitung der Männerchöre die Uebergabe des Denkmals.

Gestorben.

— Stadtsekretär a. D. Dr. Joseph **Weinzierl**, einst von großem politischen Einfluß in Kurhessen, 78 Jahre alt, am 5. Juni, in Fulda.

— Theodor von **Bethmann-Hollweg**, Sohn des verstorbenen Staatsministers gleichen Namens, Rittergutsbesitzer, seit 1872 Mitglied des preußischen Herrenhauses, 64 Jahre alt, am 7. Juni, in Schloß Rheineck.

— Ludwig Maria Graf von **Trani**, Prinz beider Sizilien, 47 Jahre alt, Anfangs Juni, in Paris.

— Dr. **Bertheau**, der ehemalige Direktor der Hamburger Realschule, am 8. Juni, in Hamburg.

— Generalmajor **Rode**, früher langjähriger Kommandeur der Stranddivision der Ostseeflotte, am 8. Juni, in Swinemünde.

— William Walter **Murphy**, von 1861—66 amerikanischer Generalkonsul in Frankfurt a. M., am 8. Juni, in Heidelberg.

— Geheimer Oberjustizrat Karl **Haugh**, früher Senatspräsident am rheinischen Appellhof, am 8. Juni, in Köln.

— Mr. F. J. **Dickens**, ein Sohn von Charles Dickens, am 10. Juni, in Moline (Illinois, Amerika).

— Moriz Graf **Saint-Genois d'Anneaucourt**, k. k. österreichischer Kämmerer, 71 Jahre alt, am 12. Juni, in Baden bei Wien.

— **Ludwig II. König von Bayern**, 40 Jahre alt, am 13. Juni, bei Schloß Berg am Starnbergersee.

— Professor Dr. med. von **Gudden**, 62 Jahre alt, am 13. Juni, bei Schloß Berg am Starnbergersee.

— Graf Karl von **Monts de Mazin**, General der Infanterie z. D., 84 Jahre alt, am 13. Juni, in Dresden.

— Alexander Nikolajewitsch **Ostrowski**, bekannter russischer Dichter, 66 Jahre alt, am 14. Juni, in St. Petersburg.

Juli 1886.

Zur Orientirung des Lesers wird unserem astronomischen Tagebuche von jetzt an eine deutlich und klar gezeichnete Himmelskarte vorgesetzt, die dem Stande der Sterne anfangs des Monats abends bei Dunkelwerden entspricht. Wer Freude hat an den glänzenden Erscheinungen des Sternenhimmels, findet am ehesten Gelegenheit, abends sich den Himmel zu betrachten, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist. Die Karte ist so gezeichnet, wie der Sternenhimmel erscheint, wenn wir gegen Süden sehen, Westen rechts und Osten links. Hält man die Karte gegen den Himmel, die Zeichnung dem Auge zugekehrt, Süden gegen Süden, Norden gegen Norden, so gehen die rechts liegenden Sternbilder dem Untergang entgegen, die links stehenden sind vor kurzem aufgegangen. Man wird sich bald gewöhnen, das vor dem Auge liegende richtig an den Himmel zu übertragen. Zu bemerken ist noch, daß infolge optischer Täuschung alle Sterne viel höher erscheinen, als ihrer wirklichen Stellung entspricht. So steht das Sternbild des großen Löwen — in unserer Karte rechts — wenig über dem Horizont, suchen wir es im Westen am Himmel, so erscheint es uns bedeutend höher.

Der Monat Juli zeigt abends wenig Hervorragendes am Himmel, das Sternbild des Löwen im Westen, links anschließend das Sternbild der Jungfrau mit der Spica, noch weiter links nach oben der Bärenführer mit Arktur und dann gegen Osten Leier, Schwan und Adler mit den Sternen erster Größe Wega (beinahe im Zenith), Deneb und Atair. Etwas links unterhalb des Löwen glänzt Jupiter als hellster Stern des Himmels, in seiner allernächsten Nähe, etwas links unten steht Mars (am 27. Juni stand er gerade unter Jupiter um zwei Vollmondsbreiten tiefer), und noch weiter links Uranus unter einem Stern dritter Größe der Jungfrau. Während Jupiter und Uranus den ganzen Monat ihre Stelle behaupten, eilt Mars rasch nach links und steht schon am 9. Juli eine Vollmondsbreite unter Uranus. Uranus ist nur für ein sehr scharfes Auge sichtbar, durch sein ruhiges Licht von dem nahe liegenden Stern dritter Größe leicht zu unterscheiden, für jedes Auge durch ein gewöhnliches Opernglas beobachtbar.

N.

S.

Digitized by Google

Lotteriezieh̃ungen im Monat Juli.

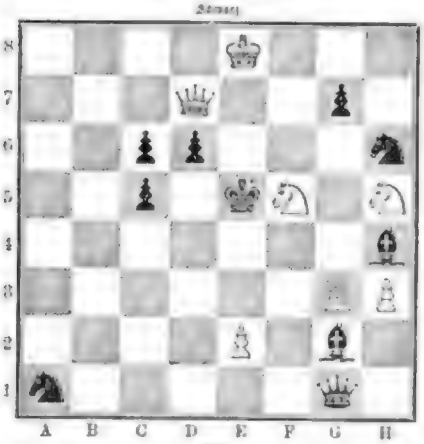
Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. August 1886. — Stadt Bordeaux 100-Franken-Lose à 3 %, vom Jahre 1863, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1886 (46. Ziehung). — Donau-Dampfschiffahrt 100-Gulden-Lose à 4 % vom Jahre 1857, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1887 (32. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Bank-Lose vom Jahre 1846, Prämienziehung am 1. September 1886. — Kurhessische 40-Thaler-Lose vom Jahre 1845, höchster Preis 40,000, niedrigster 85 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1887 (50. Ziehung). — Stadt Madrid 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1887 (46. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 1000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 2. Januar 1887 (60. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Lose à 4 % vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. Oktober 1886. — Raab-Grazer Eisenbahn-100-Thaler-Lose à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober 1886. — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August 1886. — Schaumburg-Lippe 25-Thaler-Lose vom Jahre 1846, höchster Preis 20,000, niedrigster 58 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1886 (40. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Lire-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Lire, zahlbar am 10. Januar 1887 (29. Ziehung). — Stadt Bari 100-Lire-Lose vom Jahre 1867, 25 Stück, jedes Los à 150 Lire, zahlbar am 10. Januar 1887 (69. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1864, 4100 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1886 (42. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rb., zahlbar am 13. Oktober 1886 (43. Ziehung). — Am 15. Stadt Gent 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. August 1886 (71. Ziehung). — Anderl. Kommunalkredit 100-Gulden-Lose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 6000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1887 (47. Ziehung). — Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Lose vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1887 (68. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartenberg 20-Gulden-Lose vom Jahre 1842, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1887 (72. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Lose vom Jahre 1856, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1887 (60. Ziehung).

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 378.

Von B. G. Laws.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 374:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 2 — A 2	1) T. G 2 beliebig.
2) L. A 7 — B 8 Matt.	
A)	
1)	1) H 4 — H 3.
2) S. G 1 — F 3 Matt.	

Auflösung der Damespielaufgabe Seite 821:

Weiß.	Schwarz.
1) A 1 — B 2	1) D. D 4 — A 1.
2) A 3 — B 4	2) A 5 — C 3.
3) C 1 — B 2	3) E 5 — D 4 (1).
4) E 1 — D 2	4) C 3 — E 1 (2).
5) H 2 — G 3	5) D. A 1 — C 3.
6) H 4 — G 5 und gewinnt.	
A)	
3)	3) E 5 — F 4.
4) H 2 — D 4	4) D. A 1 — D 8.
5) H 2 — G 3	5) F 4 — H 2.
6) H 4 — G 5	6) D. D 8 — H 4.
7) E 1 — F 2 gewinnt.	
B)	
3) E 1 — C 3	3) C 3 — D 2.
4) E 1 — C 3	4) E 5 — D 4.
5) C 3 — E 5 gewinnt.	

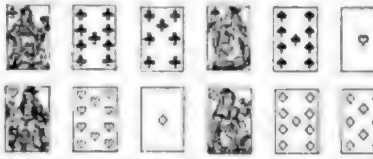
(Auf 4) ... 4) E 5 — F 4; 5) H 2 — G 3 ꝛc.)

(Redigirt von Oskar Cirius.)

Aufgabe Nro. 19.

Piquet.

Es wird um 150 gespielt, Vorhand sitzt auf 143 und Hinterhand hat bei 130 folgende Karten:

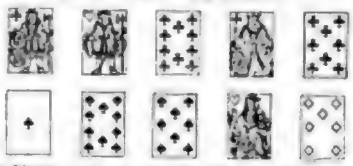


Vorhand triumphirt bereits und declarirt nur drei Blatt; Hinterhand nimmt alle fünf auf und gewinnt die Partie. Wie war das möglich?

Auflösung der Aufgabe Nro. 17:

Skat.

Mittelhand hatte zum Treff-Solo folgende Karten:



Da Hinterhand auf den ersten Anmeldung Coeur-As verzweifelt, muß Mittelhand verlieren, den Spieler toll Coeurs in die Mitte zu bringen, da nach Coeur-Zehn und eventuell der König gewonnen werden kann der Spieler, ob er Atout weiter zieht oder nicht, mit drei Stiche machen, und zwar: Coeur-Buben, Kreuz, As = 11, Coeur-Dame, Kreuz-König = 14, Pique-Ass, Coeur-Ass, Karo-Dame = 3, in Summa 28 Points. Zur Sau Coeur-Zehn und Coeur-Sieben. Mittelhand kann nicht verlieren, sobald sie den Atout zieht und den Gegner durch das dritte Pique schneidet.

Rätsel.

Deutscher Eiche weiß entstamm' ich.
Rechts und links blieb ich mir gleich.
Dennoch leider ganz verdammt mich
Maßlos jetzt das deutsche Reich.

Astronomischer Monat-Königsmarsch: Juli.*)

Von Rudi von Warnkenhagen.

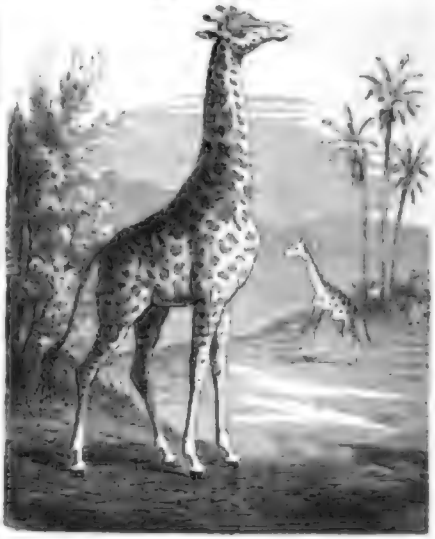
Freude	nach	Leid	folgt	vor	der	Le-	ben	die	es	flo-	ret	hier
Do-	ben	mir	ihr	ei-	gen	rer	Tu-	ge-	ben	mahn	ge	le
ben-	die	le-	ben	ihr	ler	mit-					le	ih-
rer*)	flog-				☽		ge-	ben			se	mit-
ten	ein-	ver				in	Jubi-	lä-	(nach		bere	die
pla-	ne	ih-			regt	nach	ne	ruh'	ab	nach	nun	pure
	ter				im	treu-		und	leu-	ne	tet's	und
	ih-	(rechts)			geht		ge	hin-	mehr	(links	(schlecht	mehr
ne-	hilft	im				der	wer	am			der	fra-
gin	trafe		mehr			ſich		mein			in	men-
	ſere		hin-	neun	fin-			den	nur		flam-	le
ſpen-	der	ge	ab	ferne	nen-	get	hin-	auf	Kreuz	den	rote	ver-
gel		ganz	trifft	Ver-		der	mal		e	reit	dane	ge-

*) Strandbild: „Düne".

Auflösung der vierstibigen Charade Seite 841:

Rebenkreuzer.

Bilderrätsel 40.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 841:

Glückseligkeit beruht auf drei Dingen: Gesundheit, Weisheit und Gewissenhaftigkeit.

L. K. in T. Ihre Feine Plauderei „Modenkrumdkauf" ist ganz lustig nach Idee und Behandlung aber nicht originell genug.

v. M. in Kassel. Der ganze Aufsatz leidet sich in leicht erklärlicher Weise an die sogenannte poetische Ausschmückung, nicht an der nackt historischen Fassung der geschichtlichen Epoche an und ist dem entsprechend auch behandelt worden. Um Ihnen die von Ihnen so schmerzlich empfundene Lücke hier auszufüllen, sei im vorliegenden mit Ihren eigenen Worten angedeutet, daß im entscheidenden Moment „beinahe Alles, deutsches Blut und deutsche Mittelmäßigkeit es waren, die Herzog Ulrich wieder auf seinen Thron erhoben".

C. S. in R. Eine solche Assoziation ist uns nicht bekannt.

Hrn. Kaufmann R. (neuer Abonnent) in L. Wohl nur noch antiquarisch zu erhalten. — Im Jahrgang 1880 unserer Zeitung finden Sie das Gewünschte; ferner finden Sie bei der Buchhandlung, durch welche Sie „Ueber Land und Meer" beziehen. Der Preis für den broschirten Jahrgang beträgt für Sie als Abonnent nur 5 Mark.

Pallas Athene, Ihrer Gütigkeit sprang entsprungen aus dem Haupte des Zeus. Auch Ihr Rätsel ist in ganz ganzen Stande, aber es fehlt noch die letzte Vervollkommnung.

Abonnent seit 1882. In.

R. T. J. in Mex. Ihre Kollektion ist nach der bezeichnenderen bitterlichen Karte Ihrer Heimath ein sehr interessantes Dokument für weiter Kreise nicht unbemittelten Handelsmannes, der in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts zu Kelle an der Spree, das seitdem nach dem Schwerpunkt Berlin verschwollen wurde, selbst war und neben demselben leben dem Dichter Heinrich von Kleist den Grundstoff zu seiner Erzählung „Michael Kohlhaas" lieferte. Diese Erzählung hält sich indes bemerkenswert streng an die geschichtliche Ueberlieferung, während sonderbar genug der Dichter mit poetischer Freiheit zu einem Abschluß in sich geschlossenen Kunstwerk es.

C. J. S. in D. Sie finden das bereits in voriger Nummer berichtigt. Wenn Sie indes annehmen, daß die Frankfurter Verfassungsfrage in unserer Erledigung ja gar nicht erörtert, so irren Sie. Unser Hochgeehrter wurde genau nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Orts-Photographie ausgeführt, welche die Verhältnisse genauen den Fräulein und den nicht losen deutschen Bahnen Menschen mit möglichster Richtigkeit wiedergibt.

M. S. in M. Wenn Sie uns gefälligst irgendwelche Originalzeichnung Ihrer Hand als Probe Ihres Könnens senden wollen, so dürfen wir Ihren Wünschen entsprechend zu kommen.

Abonnent .... ez in Riga. Die Lösungen oben der beiden in jener Art und übersichtlich den nummerirten Ecken darüber, welcher von ihnen in dessen Sinne der größere sei, gern den verbleibenden Redeschwung.

T. T. in C. Ueber Einführung und Tendenz dürfte wohl sehr lokalen Abonnent vermögen wir Ihnen keine nähere Auskunft zu geben.

L. L. in Philippsruhe. Die redliche Karte Dicken Sapermann gehört zur Grafschaft Somerset und liegt am Bristolkanal.

Digitized by Google

Abonnent in Finnland. In Berlin erscheinen das „Photographische Wochenblatt“ und die „Photographischen Mitteilungen“, erstere ein-, letztere zweimal in der Woche. Zu beziehen durch die Post oder den Buchhandel.

A. B. in Lemberg. Compagnie Vaterre-Mutaso in Marano bei Neapel. Im übrigen bedauern wir, in diesen ausschließlich spezialtechnischen Fragen im allgemeinen Sinne nicht dienen zu können.

B. W. in St. Für Ihre freundliche Zuwendung dankend, glauben wir doch, daß Ihre Muse mit Glück lesen wird, sich bei den Lesern unserer „Roman-bibliothek“ besser empfehlen als durch diese vielfach wiederkehrenden „Sterne in der Ferne“.

Langjähriger Abonnent in Darmstadt. Das Einverständnis des Verfassers ist zu jeder, also auch zu dieser Musikalienbearbeitung erforderlich.

Hieronymus. In welcher Sache? Uns ist keine vorausgegangene Anfrage gegenwärtig.

Ida in Hannover. Innig empfunden, aber dilettantisch in der Form. Das letzte Ihrer Gedichte trifft sich so herzlich in der Stimmung, daß es nach einigen ausführlichen redaktionellen Federzügen recht wohl eine Stelle in unserer „Romanbibliothek“ finden könnte.

P. B. in F. In dieser Angelegenheit wenden Sie sich am besten an die Redaktion der „Isis, Zeitschrift für naturwissenschaftliche Liebhabereien“, in Berlin.

Hermann Eck in Wiesbaden. Das finden Sie in den Rätsellösungen dieser Nummer. Rubrik „Bühne“.

G. E. in M. Gewiß liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß eine solche Ehe sich trotz der von Ihnen ausgeführten Bedenken zu einer sehr glücklichen gestalte. Die Erfahrung hat dies schon da und dort bethätigt. Ob in Ihrem Falle Aehnliches zutrifft, das hängt ganz davon ab, wie die beiden Charaktere angelegt sind und wie sie sich zu einander stellen. Das Fehlende nachzuholen ist es bei dem immerhin noch sehr jugendlichen Alter Ihrer Erwählten keineswegs zu spät. Guter Wille und natürliche Bildungsfähigkeit thun in solchem Falle viel. Ein geeignetes Institut (Pensionat) oder Privatanleitung durch eine entsprechende weibliche Lehrkraft wird in Ihrer Gegend unschwer aufzufinden sein.

Karl Fr. in Berlin. „L'Illustration“, Paris. Durch die Post bezogen vierteljährlich *M* 8. 45 *S*.

A. Gl. in Auburn. Besten Dank für Ihre freundliche Mitteilung, die wir gern an dieser Stelle wiedergeben. Sie lautet: „In einer Ihrer letzten Nummern ist erwähnt, daß der Wert eines Kirschbaums bei einer Verhandlung im Rheinlande auf 2000 Mark festgesetzt wurde, da die Zinsen aus diesem Kapital den durchschnittlichen jährlichen Ernten an Kirschen entsprechen. Daß ein Kirschbaum noch ein bedeutend höheres Kapital repräsentieren kann, wird aus folgendem erhellen: Vor wenigen Tagen war ich Besuchender auf einer Farm in den Vorbergen der kalifornischen Sierra Nevada, und sah dort einen Kirschbaum, der, im Jahre 1853 gepflanzt, jetzt 8 Fuß im Umfang mißt und etwa 60 Fuß hoch ist. Von diesem einen Baume hatte Herr Hector in diesem Jahre schon über 250 Dollars = 1000 Mark erlöst und noch sind nicht alle seine Früchte gepflückt. Herr Hector verkauft sich dieses Jahr einen Ertrag von nahezu 300 Kistchen à 10 Pfund, und da ein Kistchen jetzt noch mit 1½ Dollar bezahlt wird (und den ersten vier Mal versandten Kirschen wurden 5 Dollars = 20 Mark pro 20 Pfund erzielt), wird der heurige Ertrag kaum unter 1500 Mark zurückbleiben. Dabei ist zu bemerken, daß wie hier die Kirschen wie sonst bei allen anderen Obstbäumen (Pfirsiche und Aprikosen ausgenommen) kein Fehljahr kennen. Diesen Ertrag zu 3½ kapitalisiert, gibt als Wert des Kirschbaumes 42000 Mark.“

Hrn. A. F. in Amorbach. Jenen Ansichten aus Bad Brückenau in Nro. 37 liegen Aufnahmen des photographischen Kunstverlags W. Greuenberg in Schloß Steinmoos (Bayr. Allgäu) zu Grunde. Erbitten Sie sich den Katalog dieses Verlags. Sie werden manche schöne Landschaft darin finden.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Martha Keßler in Königsberg. Sophie Hahn in Wiesbaden (2). Fritz Gutmann in Elberfeld (4). Auguste Hempel in Gmünden. J. H. Dortmund in Hermannstadt. J. von Kleist in Köln. Rosalie Beck in Prag (3). Hugo Müller in Herbede. ... und „Mo Mi“ in Hamburg. Ida Voß in F. Fräulein Gerhard in Neustadt. A. Hammel in Aachen. Hans Ihl in Hermannshütte (3). J. Roche in Anderbeckstetten. Deutscher Herd in Neubrandenburg. Joh. P. Storpel in Hamburg (2). Sämtlich im Hotel Laue in Bautzen. Franz Rudel in Tirschenreuth. Ulrichen Kahnert in Kassel. Martha und Marie Frister in Gersdorf (4). Karabiners in F. Jenny Frank in Stolpe. Frau Regimentskommandeur in Metz (3). Cajan in Prag (4). Louis Gilb in Barmen. Lor. in Crefeld. Marie Kollermann in Hannover (2). Th. Zwerlinger in Hüttensteinach (2). Anna Scheurich in Prag (2). Eugenie in Barmen (2). Hedwig Olga Kilian in Sommerfeld. Frieda Heil in Colmar (2).

Gesundheitspflege.

Leonie. 1) Bis durch Commissant mit gewordener Nase empfehlen sich Waschungen mit Zinksalbe. 2) Da die hartnäckige Entstellung der Nase Folge eines Leidens oder einer andern krankhaften Veränderung der Schleimhaut sein kann, so halten wir eine ärztliche Untersuchung für rätlich. 3) Fragen Sie vielleicht eine zu enge Maschine? 4) Butter trägt nicht zur Vermehrung der Masse bei. 5) Madame erhält man im Walde, interessantes Aussehen? Diese Frage können wir Ihnen nicht beantworten.

Siebenzehnjährige kranke Lebenslustige. 1) Durch täglich mehrmaliges Betupfen mit Tannin-Glycerin werden die Schrunden in den Mundwinkeln rasch heilen. 2) Ein dicker Hals, wenn er auf Kropfbildung beruht, kann in vielen Fällen durch eine Jodkur, welche jedoch nur auf Anordnung und unter Leitung eines Arztes gebraucht werden darf, beseitigt werden. 3) Kummerselbiches Wasser schadet den Augenwimpern nicht.

M. B., Café Venezia. Da das Zittern durch Elektricität oder Massage oder auch durch eine Kaltwasserkur geheilt werden kann, läßt sich auf diesen Wege nicht entscheiden. Wegen der gleichzeitig bestehenden Schlaflosigkeit würden wir zwar zu einem Versuch mit einer Kaltwasserheilanstalt raten.

Eine Siebenzehnjährige in Ungarn. Die Ansicht des betreffenden Arztes, daß bei allen jungen Mädchen die Zähne mehr oder weniger wackeln, ist richtig. Eine besondere Ursache hat das nicht, ebensowenig legt sich etwas besonderes dagegen machen, nur ist das Einwärtsbewegen der Zähne zu unterlassen.

9. M. in Hof. 1) Bewegung, Turnen und Baden schadet bei Ihrem Zustande nichts. 2) Von Nahrungsmitteln sind nur stärke- und zuckerhaltige zu vermeiden. Gutes Bier darf in geringen Quantitäten getrunken werden. 3) Wir halten keinen Arzt hier für zu wenig wirksam. 4) Der Aufenthalt in einem Bad ist nicht notwendig, wenn Sie aber doch eine Kur gebrauchen wollen, so haben Sie in Ihrer Nähe keinen Mangel: Alexandersbad, Steben, Franzensbad, Wiesau, Kissingen u. s. w.

C. M. in N. Versuchen Sie Waschungen mit Schwefelseife. Eisenpräparate ist nicht als Ursache einer roten Nase anzusehen.

Ein alter Abonnent in Hamburg. Das Anatherinmundwasser von Dr. Popp, k. k. Hofzahnarzt in Wien, ist als solches zu empfehlen und in jeder Drogerie zu haben.

F. E. in Frankfurt. Ohne örtliche Behandlung sind die zwei Polypen nicht zu beseitigen. Sie müssen sich daher wohl oder übel zu einer solchen entschließen. Wir empfehlen Ihnen zu diesem Behuf Nachhilfe oder Gebrauch von Schwefelbädern.

S. Zur Beseitigung überflüssiger Gesichtshaare dient das Bötiger'sche oder Mendelssohn'sche Depilatorium.

Ein alter Abonnent. Wir kennen diese Anstalt nicht näher; lassen Sie sich einen Prospekt derselben schicken, daraus werden Sie das Erforderliche wohl erfahren können.

Alois Jost. Bromkalium sollte nicht ohne ärztliche Verordnung genommen werden schon wegen der Dosierung, die in den einzelnen Fällen zwischen 0,1 bis 1,0 schwanken und jeweilig mit vom Arzte bestimmt werden kann.

Fragen. Die Kur kann in dieser Zeit bei einiger Vorsicht noch ohne Bedenken unternommen werden.

A. E......g in Petersburg. Wir empfehlen Ihnen die beiden Broschüren: „Die Ursachen des Stotterübels und dessen naturgemäße Heilung“ von Stimmarzt A. C. Gerdts, Bingen a. Rh., Selbstverlag des Verfassers, sowie den Prospekt der Rudolf Denhardt'schen Heilanstalt in Eisenach, nebst einem Beitrag zur Pathologie des Stotterns von Rudolf Denhardt.

G. H. in N. Wenn Sie einer Vlaskasten der Gesichtshaut ein festiges Glänzen verschaffen wollen, so sind diese Waschungen mit lauem Seifenwasser zwei oder drei mal wöchentlich, als nur mit kaltem Wasser.

J. K. in Wien. 1) Eine Störung in der Innervation des Herzens, namentlich wenn dieselbe öfters eintritt, ist nicht ganz unbedenklich. 2) Durch den Innervationsstörung oder durch Herzklopfen entsteht eine Herzvergrößerung. Das Herzklopfen ist vielmehr ein Symptom einer Vergrößerung. Es kommt dabei ganz auf den Grad derselben an, ob sie bedenklich ist oder nicht. 3) Eine vergrößerte Herz kann sich allerdings noch mehr vergrößern, kann aber auch in einem und demselben Stadium stehen bleiben. 4) Mischungen oder Verbänderung haben nicht immer Veränderung nach sich. 5) Ein Glas guten Ungarweins ist zwar nicht nachteilig, trägt aber auch nichts zur Linderung des Herzklopfens bei.

Lustiger Dachs sch. Zur Beseitigung von Warzen dienen Waschungen mit Kummerfeldischem Wasser oder mit Jodwasserseife. Beide letztere mit warmem Wasser werden abends aufgetragen und der Seifenschaum, beziehungsweise der eingetrocknete Schaum erst am andern Morgen trocken abgerieben.

Fidelio. Eine Korrektur der Nase insofern, daß man aus einer krummen eine gerade oder gebogene machen kann, ist nicht möglich.

Lehrer K. in M. b. M. Warzen werden durch sehr vorsichtiges Betupfen mit rauchender Salpetersäure entfernt. **Dr. Sehm.**

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Auf der Brautschau, Novelle von Gregor Samarow. — Ludwig II., König von Bayern, von Karl von Heigel. — Der Prinzregent von Bayern. — Dr. Bernhard von Gudden, von C. B. — Eine Dame von Welt, Novelle von G. Hermsen. — Zigeunerleben in Rumänien. — Der Vogel, ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. — Schloß Berg am Starnbergersee. — Die Frauenfesttlichkeiten in München. I. — Weingarten und seine Klosterkirche, von Paul Lang. — Im Hause des Dämmers. — Grau, von J. von Falke. — Notizen. — Astronomie. Juli. — Lotterieziehungen im Monat Juli. — Schach. — Rätselhaftes. — Rätsel. Rätsel. Astronomischer Monat-Königsmarsch. Juli von Rudo von Charlottenburg. Auflösung des vierfilbigen Charade Seite 841. Bilderrätsel 40; Auflösung des Bilderrätsels Seite 841. Briefmappe.

Illustrationen: Franz Lachwald, Regent von Bayern, nach einer photographischen Aufnahme von Hofphotograph Jos. Albert in München. — Inneres der katholischen Stadtpfarrkirche in Weingarten, nach einer Photographie von M. Köbel in Ravensburg. — König Ludwig II. von Bayern. — Obermedizinalrat Dr. von Gudden. — Schloß Berg am Starnbergersee. — Aufbahrung der Leiche König Ludwigs II. von Bayern, von Fr. Amling. — Zigeunerleben in Rumänien, zwei Bilder von R. Kuthe. — Im Hause des Dämmers, nach einem Gemälde von Luigi Bazzani. — Kalender des Sports und Vergnügens: zweite Jahreshälfte, von C. J. Frankenbach.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart

von

Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgesehene Auflage.

(Vierten und fünften Tausend.)

2 Bände. Preis geheftet *M* 10. —; fein gebunden *M* 12. —

Die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage dieses Aufsehen erregenden Romans wurde binnen Jahresfrist verkauft. Diese zweite, vom Verfasser sorgfältig durchgesehene Auflage erhält dadurch noch ein besonderes Interesse, daß Jordan eine hochinteressante große Vorrede dazu geschrieben. Es fallen durch dies Vorwort ganz eigentümliche Lichter sowohl auf das merkwürdige Werk selbst, wie auch auf des Autors Stellung zu Christentum, Kunst, Forschung und die sozialen Bestrebungen unserer Tage. Jordans Roman wird, das steht zu erwarten, gleich wie sein Epos „Nibelunge“ sich immer mehr Freunde gewinnen und Gemeingut der deutschen Nation werden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakespeares sämtliche Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Eingeleitet und übersetzt von A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt u. a. Nebst Shakespeares Portrait und Biographie.

Fünfte Auflage. 4 Prachtbände in gr. Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 40 Mark.
Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 60 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.
Es läßt sich kaum ein schöneres literarisches Festgeschenk für Erwachsene denken, als diese herrliche, aufs reichste und schönste illustrirte Shakespeare-Ausgabe.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Für die Reisezeit erschienen soeben von

Meyers Reisebücher:

In braun Leder geb.:	M.	Rot kartoniert:	M.
Süddeutschland	5,00	*Thüringen, mit Karten*	2,00
Deutsche Alpen, 2 Teile à	3,50	*Harz,* do.	2,00
Rheinlande	3,50	*Riesengebirge,* do.	2,00
Schweiz	5,00	*Schwarzwald,* do.	2,00

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Weiße u. crême seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete u. Atlasse Mk. 1. 25 Pf. p. Met.

bis Mk. 18. 20 versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das

Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg,** Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. 6201

Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Fabrik von Papierlaternen etc. etc., Cotillon- u. Karnevalsgegenstände Gebr. ... & Benedictus, Dresden. Preiscourante gratis u. franko.

F. Grohmann Nchf., Berlin ...

Fabrik vulk. Kautschuk-Stempel.

Für Badereisende! Kein mühsames Nachschlagen in voluminösen Kursbüchern mehr!

Das soeben erschienene, nach amtlichen Quellen bearbeitete **Deutsche Bäder-Kursbuch** bringt in übersichtlichster Form Zusammenstellungen der Eisenbahn- und Postverbindungen nach den bedeutenderen deutschen Kur- und Badeorten mit Fahrpreistabellen und 36 Spezialkarten. Abfahrt, Ankunft und beste Route auf Einen Blick ersichtlich. Alphabetische Ordnung. Fahrpreise in keinem anderen Kursbuch enthalten.

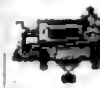
No. 2. **(Sommerfahrplan)** in den Buchhandlungen à 30 Pfg. vorrätig oder gegen Einsendung von 40 Pfg. in Marken franko vom Verlage des **Deutschen Bäder-Kursbuches** in **Frankfurt a. M.** zu beziehen. 3641

!!!Einen Weltruf!!! besitzt seit 10 Jahren der

Gustav Henschel, Patentinhaber, Dorotheenstr., Bade-Apparate.

Gustav Henschel, Apotheker.

Piauinos ... Fabrik Weidenslaufer, Berlin SW.



Strickmaschinen neuester Konstruktion, Sächsische Strickmaschinenfabrik in Kappel.

Geistig Zurückgebliebene finden in meinem seit 10 Jahren ... Institut die sorgfältigste Pflege ... Familienanschluß ... Ausbildung. Einige auch Aufenthalt für Lebenszeit. **Dresden-Blasewitz,** Marschallstraße 15.

Soeben erschien im Verlage von Albert Goldschmidt, Berlin W., Köthenerstraße 32:

Hotel-Rundschau.

Verzeichnis der empfohlenen Hotels in Mittel-Europa, herausgegeben von der Redaktion von Griebens Reise-Bibliothek.

Das Buch (Preis 1 Mark) ist ein unentbehrlicher Ratgeber für alle, die auf der Reise ... „**Wo soll ich logieren?**“ ... Griebens Reise-Bibliothek ... 4266

Nur 15 Mark — Nur 15 Mark

Nr. 1. **Remontoir-Cylinder,**
M. 15.—

Grosses Lager aller Sorten
TASCHENUHREN
en Preise von M. 15.— bis M. 1500.

Neuem angenommen reichhaltiger
Special-Katalog über
Uhren, Uhrketten, Medaillons, Krawattennadeln, Broches, Armbänder, Colliers etc. etc.
versenden wir unberechnet u. portofrei
Versand-Geschäft
MEY & EDLICH,
Kgl. sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.

Die Biene und ihre Zucht
Freiherrn v. Berlepsch.
Cuxhaven.

Im J. U. Kerns Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben erschienen
Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler.
Enthüllungs- und Entlarvungs-Schrift von Signor Domino.
Preis geh. 1 Mk., eleg. gebd. 1 Mk. 50 Pf.

In jeder Buchhandlung vorrätig:
Edgar, (d. i.: Vom Atheismus zur vollen Wahrheit)
258 Seiten, 8°. — Preis 3 Mark.
Paulinus-Druckerei.

150 für **1** M. Alle verschieden
650 für **2** M. ALTE garantirt ECHT.
Briefmarken.
R. Wiering, Hamburg.

Hühnerzucht Radebeul bei Dresden

Scherz

HOLZWOLLE BINDEN für DAMEN
Gürtel & Binden passend
prächtig bewährt.
seit 2 Jahren eingeführt.
besser als alle seither versuchten
wundervoll weich, wärmend
nicht verschwindend
HOLZWOLLE
D.R.-Patent
VERBANDSTOFFFABRIK PAUL HARTMANN
Heidenheim.

Universal-Geradehalter
— Ruhne Patent. —

Diebes- und feuersichere
STAHL-KASSETTEN
C. Adle, k. k. Hofgraveur, Stuttgart.

Revolver
Karabiner
Schuss-Hieb-Stich-Waffen
Preisliste gratis.
Hippolit Mehles, Hoflieferant
Berlin W., Friedrichstrasse 193.

Gratis! Gratis! Gratis!
Elegante Visitenkarte oder Etiquette
Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Buch-führ-ung
Correspondenz, Kassen etc. etc.
Jede Schrift
Adresse hübsch gestochen
Erstes Lehrbuch Unterricht durch „Postkarte" in Wien.
Resultat.

Bigotphones

Fabrik von Gebike & Benedictus, Dresden.

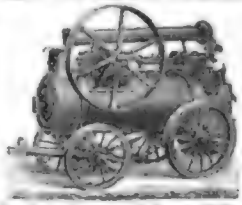
„Wir kennen keine
letzte, Lattenroste und Lattenbettstellen. Ist Ihnen noch Ihre Kundschaft lieb, so bestellen Sie Ihre Matratzen bei
C. G. Dewes, Matratzenfabr. m. Dampfbetr.
Steingrüber Verlag, Hannover.

Kongo-Socken
aus extrapräparirtem Garn
Eigene Fabrikation.

Unerlässlich für Reisende.
M. V. Jaeger, Chemnitz.

Vertikale Dampf-kessel
mit geschweißter Feuerbüchse
liefern auf Lager
Mencke & Lambrock,
Ottensen
bei Altona.

Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg.
Locomobilen.



Tandem Compound Locomobile.
Garrett Smith & Co.

Chem. Tinten

LEONHARDI'S TINTEN
Weltberühmt bekannt
Mit ersten Preisen ausgezeichnet!
Aug. Leonhardi Dresden

„Scheeren-taschentücher"
Wilhelm Bertram in Lauban.

Echte unverkäufliche
wasserdichte
Patent-Wäsche
Alexander Brünell,
Köln und Berlin.

MACK'S
Doppel-Stärke
Schutz-Marke.
Gibt die schönste Wäsche.
H. MACK, ULM a/D.

Billige und gute Reise-Lektüre
für
Bäder und Sommerfrischen.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

Robert Byr, Sesam. Roman	Preis M.	2.—
Karl Detlef, Nora. Roman	Preis M.	2.
Karl Detlef, Auf Capri. Roman	Preis M.	2.
van Dewall, Der gordische Knoten. Roman	Preis M.	1.
van Dewall, Madame de Beaufort. Roman	Preis M.	1.
van Dewall, Erlösung. Roman	Preis M.	2.
van Dewall, Venus und andere Novellen	Preis M.	1.
van Dewall, Der Spielprofessor. Roman	Preis M.	2.—
van Dewall, Ein Frühlingstraum. Roman	Preis M.	1.
Karl Frenzel, Frau Venus. Roman	Preis M.	1.50
J. W. Hackländer, Der Torreador. — Ein Eisenbahn-Abenteuer. Zwei Novellen	Preis M.	1.
J. W. Hackländer, Am Herdfeuer. — Reiselust. Zwei Novellen	Preis M.	1.—
Gräfin M. Keyserling, Die Sturmhexe. Roman	Preis M.	1.—
Gräfin M. Keyserling, Ein Karneval in Rom. Novelle	Preis M.	1.
Gräfin M. Keyserling, Die Signora. Novelle	Preis M.	1.—
Otto Müller, Die Försterstochter von Neunkirchen. Erzählung	Preis M.	1.—
von Reichenbach, Die Schlossfrau von Dromnih. Roman	Preis M.	1.50
von Reichenbach, Rószö. Novelle	Preis M.	1.
Julius Rodenberg, Die Grandidiers. Roman	Preis M.	2.
Hans Wachenhusen, Der Schweden-Schatz. Roman	Preis M.	2.
M. M. v. Weber, Schauen u. Schaffen. I. Skizzen	Preis M.	1.—
M. M. v. Weber, Schauen u. Schaffen. II. Skizzen	Preis M.	1.—

Diese wohlfeilen Roman-Ausgaben eignen sich ganz vorzüglich als **Reise-Lektüre**, wie auch zur Anschaffung für **Volks-, Vereins-, Haus-** und **Familien-Bibliotheken**. Sie verbinden gediegenen Inhalt mit äußerster Billigkeit bei jeder eleganter Ausstattung.

Durch alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie auch auf allen Bahnhöfen vorrätig.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. ohne Zwischenhändler.
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.

Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen a. Harz,
liefern
Eismaschinen
für industrielle, Haushaltungs- und Schiffszwecke jeder Grösse,
Bier- und Milchkühler
Apparate zur Fabrikation von Mineralwasser und moussirenden Weinen.

Über Land und Meer.

Nº 41.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Margarethe küßte der Prinzessin die Hand und rief mit flehendem Ton: „O, ich beschwöre Sie, Durchlaucht, wenn Sie jemals Freundschaft für mich gehabt haben, verlangen Sie alles von mir, nur nicht ein solches Spiel mit einem fremden Prinzen, mit zwei fürstlichen Häusern! Bedenken Sie den Zorn Seiner Durchlaucht."

„Der Zorn wird mich treffen," sagte die Prinzessin, „ich übernehme die Verantwortung. Ihr werdet nur meinem Befehl gehorcht haben, denn es ist ein Befehl, ein unwiderruflicher Befehl, den ich ausgesprochen habe!"

„Und wenn es unmöglich ist, diesem Befehl zu gehorchen?" jammerte der Oberhofmarschall.

„Dann, mein lieber Graf," sagte die Prinzessin kurz, „ist das Werk der klugen Diplomatie zertrümmert, bevor Sie das Fundament desselben vollendet haben! Denn, hören Sie wohl, wenn Sie meine Bedingung nicht ohne jeden Widerspruch und ohne jede Veränderung annehmen und auf das genaueste ausführen, so werde ich, dem Doktor zum Trotz, mich für vollkommen gesund erklären und die Reise nach Bergenau rücksichtslos verweigern. Und sollte mein Herr Vater, was Sie wohl kaum voraussetzen werden, mich mit Gewalt dorthin bringen lassen, sollte gar der Herr Erbprinz von Bertingen hier bei uns erscheinen, so werde ich denselben so behandeln, daß er nach der ersten Begegnung keine zweite mehr verlangen wird und, mein Wort darauf, der Eclat, der dann entsteht, wird tausendmal schlimmer und irreparabler sein als die unschuldige Kriegslist, durch welche ich mir die Freiheit meiner Beobachtung und meiner Wahl sichern will. Glauben Sie nicht, meinen Entschluß ändern zu können: entweder vollständige Erfüllung meines Befehls, strengstes Geheimnis gegen jedermann — oder —"

„Halten Sie ein, gnädigste Prinzessin, halten Sie ein," rief der Oberhofmarschall, „ich sehe wohl, daß ich gehorchen muß, ich darf durch eine Weigerung die wichtigen Interessen der beiden hochfürstlichen Häuser nicht aufs Spiel setzen. Ihr Wille soll geschehen, aber ich bitte Sie um Gottes willen, vertreten Sie mich später bei Ihrem Herrn Vater, wenn schlimme Verwicklungen daraus entstehen."

„Mein Wort darauf," rief die Prinzessin, „Sie wissen,

Romeo und Julie auf dem Lande. Originalzeichnung von Leopold Schmutzler.

Digitized by Google

daß ich mein Wort stets halte, wenn man gegen mich ehrlich ist. Also strengstes Geheimnis! Sie sind verantwortlich für die Personen der Begleitung. Vor allen Dingen keinen Wink an den Erbprinzen, ich schwöre Ihnen, daß ich jede Indiskretion unerbittlich rächen werde —"

„Und Eure Durchlaucht werden die Gnade haben," rief der Hofmarschall, „Ihre Beobachtung zu beschleunigen und das unglückselige Gaukelspiel sobald als möglich zu beenden, auch dem Erbprinzen gegenüber dann die Erklärung und Verantwortung dafür zu übernehmen?"

„Das verspreche ich Ihnen," erwiderte die Prinzessin; „vorausgesetzt," fügte sie lächelnd hinzu, „daß ich ihn würdig finde, ihm die Fortsetzung seiner Bewerbung zu erlauben; im umgekehrten Falle wird ja keine Erklärung nötig sein, denn nach der verfehlten Brautschau werden wir uns kaum jemals wieder begegnen."

„So erlauben Sie mir," sagte Graf Waldheim, „daß ich mich zurückziehe, um alles vorzubereiten. — O mein Gott, mein Gott, welche Angst und Pein legen Sie mir auf! Ich spiele um meine Existenz, um das Vertrauen meines hochfürstlichen Herrn, und doch muß es sein, gerade um die Erfüllung seines Wunsches möglich zu machen, um dem Interesse seines Hauses zu dienen, — wenn Eure Durchlaucht sich nicht," fügte er scheu fragend hinzu, „von so gefährlichem Spiel dennoch sollten zurückhalten lassen —"

„Adieu, mein lieber Graf," unterbrach ihn die Prinzessin, „gehen Sie, um Ihre Funktion als Reisemarschall auszuüben — ich lege alles in Ihre Hand und hoffe, daß wir recht bald die Reise nach diesem reizenden Bergenau antreten."

Schwankenden Schrittes und gebeugten Hauptes ging der Graf hinaus.

„So ist es Ihnen wirklich ernst mit dem Mummenschanz, Durchlaucht?" fragte die Gräfin betrübt.

„Voller Ernst! — Fürchte Dich nicht, Du wirst eine vortreffliche Durchlaucht spielen; ich hoffe, Du wirst mich gut kopiren und mir Gelegenheit geben, meine Selbstkenntnis zu erweitern."

„Aber," erwiderte die Gräfin, „wenn nun Seine Hoheit der Erbprinz mich unliebenswürdig findet, was wahrscheinlich ist, denn die Angst und Befangenheit wird lähmend auf mir lasten."

„Sei ruhig," erwiderte die Prinzessin, „das läßt sich redressiren, vorausgesetzt, daß er Gnade vor meinen Augen findet; viel schlimmer wäre es," fügte sie neckend hinzu, „wenn er sich in Dich verliebte."

„Um Gottes willen," rief die Gräfin errötend und erbleichend, „sprechen Sie nicht so, Durchlaucht! Doch das ist ja unmöglich! Ich begreife nicht," sagte sie nach kurzem Schweigen, „wie Eure Durchlaucht von diesem Plan Kenntnis erlangen konnten."

„Ah, Du wünschest wohl, ich wäre blindlings in die Falle gegangen, um Dir Deine Rolle als Prinzessin zu ersparen? Habe ich nicht das Recht, für meine persönlichen Angelegenheiten so gut meine Polizei zu haben wie mein Herr Vater in seinen großen Staats- und Regierungsangelegenheiten? Doch diesmal geht die Sache sehr einfach zu. Du erinnerst Dich der alten Generalin von Schwarzenau, welche im vorigen Winter hier war, eine vortreffliche alte Dame, welche die ganz besondere Neigung hat, alles zu wissen und in alle möglichen und unmöglichen Dinge die Spitzen ihrer Finger zu tauchen; sie hatte mir ihre besondere Zuneigung zugewendet und wir sind in Korrespondenz geblieben. Der Minister des Herzogs von Bertingen ist ein alter Freund von ihr. Vor kurzem schrieb sie mir unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses von den Plänen, die man dort gefaßt hat, sie teilte mir auch mit, daß an irgend einem ganz neutralen Ort unter dem Schutz des Inkognitos eine Begegnung stattfinden solle. Als daher der gute Doktor mit seiner Besorgnis für meine Gesundheit, die ich mir nicht besser wünschen kann, und mit seiner Badereise herausrückte, war ich orientirt und das diplomatische Geheimnis meines und Deines Vaters lag vor mir offen da. Du siehst also, mein Polizeichef heißt der Zufall, aber er hat mich diesmal gut bedient."

„Eure Durchlaucht sind wirklich entschlossen, den Erbprinzen von Bertingen in einer Weise zu düpiren, die er doch übel nehmen könnte, und mir — o, ich mag gar nicht daran denken — Ihre eigene Rolle zuzuweisen?"

„Ganz fest entschlossen; ich will diesen Herren der Schöpfung das Recht nicht zugestehen, daß sie uns Frauen, die wir ebensoviel wert sind wie sie, sich wie die türkischen Paschas zur Wahl vorführen lassen! Zerschlägt sich die Verbindung, so würde es später immer heißen, er habe mich nicht nach seinem Geschmack gefunden — nun aber kehren wir die Sache um, und wenn er später jemals eine Aeußerung machen sollte, die mir mißfällt, so wird man ihn wissen lassen, daß er düpirt worden ist, und er wird sich hüten, weiter ein Wort zu sagen."

„Das alles ist ganz schön und gut, Durchlaucht, aber, o mein Gott, in welcher Lage werde ich mich befinden!"

„Warum? — Fürchtest Du etwa doch, daß der Erbprinz eine unglückliche Leidenschaft für Dich fassen möchte? — Was würde der Kammerherr von Raufenberg dazu sagen!"

„O Durchlaucht, ich beschwöre Sie," rief die Gräfin mit thränenden Augen, „sprechen Sie nicht von ihm, diesem albernen, einfältigen Raufenberg! — Es ist ein entsetzliches Schicksal, daß er gerade auf mich seine gläsernen Augen geworfen hat; mein Vater besteht darauf, daß ich ihm meine Hand reichen soll, er hat ihm sein Wort gegeben, weil er mit seinem großen Majorat die reichste Partie im Lande ist und weil ich kein Vermögen habe — aber es darf nicht sein, nein, nein — es darf nicht sein! — Ich bitte Eure Durchlaucht, schützen Sie mich vor einer so unglückseligen Verbindung!"

„Nun, wir wollen sehen," sagte die Prinzessin, indem sie freundlich die Wange ihrer Freundin streichelte, „jedenfalls habe ich da auch ein Wort mitzusprechen. Doch davon später, wenn ich erst meine kleinen Angelegenheiten ins reine gebracht haben werde. Jetzt," sagte sie, an den Schreibtisch heranstretend, „da ich Dich in meine geheime Polizei eingeweiht habe, sollst Du auch, trotz der Beschwörung der Frau von Schwarzenau, mein letztes Geheimnis erfahren."

Sie schlug eine kleine Mappe auf.

„Sieh hier," sagte sie, „die Photographie des Erbprinzen, der die Gnade haben will, mich darauf zu mustern, ob er mir das Schnupftuch seiner Wahl zuwerfen soll. Die Generalin hat mir das Bild geschickt, um mich einigermaßen vorzubereiten, obgleich es, wie sie schreibt, nicht besonders ähnlich sei."

Sie zeigte der Gräfin das Bild.

„Siehst Du," sagte sie, „das gefällt mir gar nicht! Der dunkle Bart, welcher die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckt, ist mir verhaßt, ich finde, daß diese häßliche Mode die Gesichter alle gleich ausdruckslos macht; ein hübscher Mund kann unter einem Vollbart nicht zur Geltung kommen, ich aber gebe auf einen schönen Mund sehr viel; und dann die ganze steife Haltung, die großen Epaulettes und das lockig frisirte Haar! Ich liebe keine langen Haare bei Männern, das kommt mir weibisch vor oder pedantisch — genug, der ganze Erbprinz sieht mir aus wie eine Marionette, die man zurecht gestellt hat, um die Hoffnung des Bertinger Landes würdig zu repräsentiren. Ich kann mir ihn schon denken, ich sehe ihn wie auf Stelzen einherstolziren, von einer leeren Phrase zur andern — und dann wieder gnädig lächeln oder die Fassung verlieren, wenn man ihm eine unerwartete Bemerkung hinwirft. Es würde mir ein ganz besonderes Vergnügen machen," rief sie, mit fröhlichem Lachen die Hände reibend, „diesen steifen, so wohlfrisirten, vollbärtigen Herrn gewissermaßen aus dem Dunkel heraus zu beobachten, aber ich sage Dir vorher, ich werde es mir kaum versagen können, wenn er der Hofdame ein huldvoll gnädiges Wort zuwirft, mit einer recht derben Impertinenz zu antworten."

„O mein Gott, mein Gott, es wird entsetzlich werden!" sagte die Gräfin; „ich werde es nicht durchführen, ich werde mich verraten."

„Das wirst Du nicht," sagte die Prinzessin, indem sie das Bild wieder einschloß, „denn dann würde Dir mein Zorn gewiß sein, und ich hoffe, daß Du meinen Zorn mehr fürchtest als den unserer Väter. Doch jetzt gehe, wir haben unsere Toilette zu machen, ich will vor dem Diner noch ausfahren. O, diese langweilige Promenade und alle diese Gesichter, die ich auswendig weiß, werden mir heute pikant erscheinen, so vergnügt bin ich über die reizende Komödie, die wir spielen werden und in der weibliche List über den Hochmut der Herren der Schöpfung triumphiren soll!"

Seufzend verabschiedete sich die Gräfin; eine Stunde später fuhren beide durch die Promenadenalleen des Parks. Die Prinzessin sah so rosig frisch aus und lachte so übermütig heiter, daß es dem Doktor Weinberg einigermaßen schwer wurde, die Geschichte von ihrer angegriffenen Gesundheit den Bewohnern der Residenz glaubhaft zu machen.

Drittes Kapitel.

Graf Waldheim hatte dem Fürsten die Bereitwilligkeit der Prinzessin zur Reise nach Bergenau mitgeteilt, und der durchlauchtigste Herr, welcher stets vor dem eigenen Kopf und Willen seiner Tochter eine gewisse Scheu empfand, die er äußerlich nicht bemerken zu lassen sich Mühe gab, war sehr zufrieden gewesen. Er hatte zu allen Vorschlägen des Hofmarschalls ohne weitere Bemerkung seine Zustimmung gegeben, obgleich es sonst wohl vorkam, daß er in kleinen Details selbständige Anordnungen hinzufügte und an denselben unerschütterlich festhielt, auch wenn sie Schwierigkeiten der Ausführung darboten. In freigebigster Weise hatte er auch alle für die Reise notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt und eingeschärft, ja alles so zu arrangiren, daß keinerlei Hindernis den von beiden fürstlichen Häusern gehegten Wunsch durchkreuze.

Der Fürst hatte dabei nicht bemerkt, daß sein Hofmarschall zerstreut und unruhig war und trotz der gnädig anerkennenden Worte, die er ihm sagte, das Kabinet mit sorgenvoller Miene und einem schweren Seufzer verließ.

Im Vorzimmer fand Graf Waldheim den Kammerherrn von Raufenberg-Eibenstein, einen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, von tadelloser Haltung und Erscheinung. Das dünne blonde Haar des Herrn von Raufenberg war so sorgfältig über die Mitte des Kopfes gescheitelt, daß man auch bei der sorgfältigsten Prüfung kein einziges Härchen hätte entdecken können, das nicht genau an seiner richtigen Stelle gewesen wäre. Der gelblich blonde Backenbart hing wie ein fein gekräuselter Schleier lang über den Kragen herab, die wasserblauen Augen hatten gar keinen Ausdruck und schienen fortwährend bereit, die Gedanken desjenigen, mit dem er sprach, widerzuspiegeln. Sein halb geöffneter Mund zeigte regelmäßige und schöne Zähne und hielt stets ein verbindliches Lächeln fest. Sein ganzer Anzug bis zu den glänzenden Lackstiefeln herab hatte keinen Fehler; er glich in seiner ganzen Erscheinung vollkommen einem Buch in elegantem und geschmackvollem Einband, das aber, wenn man es öffnete, nur weiße Blätter zeigen würde, auf welche jeder, vorausgesetzt, daß er zur Hofgesellschaft gehörte, ganz vorzugsweise aber die höchsten Herrschaften, seine Meinung für so lange schreiben konnte, bis ein anderer sie wieder auslöschen würde.

Mit diesen ausgezeichneten äußeren Eigenschaften verband der Kammerherr von Raufenberg-Eibenstein den ganz besonders schätzenswerten Vorzug, daß er durch einen ausgedehnten Majoratsbesitz der reichste Mann im ganzen Fürstentum Helmenstein-Hohenburg war und daher in den Augen sämtlicher Väter und Mütter und auch zum großen Teil in den Augen der jungen Damen selbst für die vortrefflichste und auszezeichnetste Partie weit hinaus galt.

Herr von Raufenstein-Eibenstein war sich dieses Vorzuges auch vollkommen bewußt und hatte daher mit der Wahl einer Gemahlin immer und immer gezögert, bis er dann endlich die wohlgefälligen Blicke seiner blauen Augen der Gräfin Margarethe von Waldheim zuwendete.

Der Oberhofmarschall, welcher nur ein geringes Vermögen besaß, war damit ganz außerordentlich einverstanden.

Margarethe selbst aber zeigte bei jeder Gelegenheit dem Herrn von Raufenberg nur eine eiskalt ablehnende Höflichkeit und benützte ihre Stellung als dienstthuende Hofdame der Prinzessin geschickt, um jeder Annäherung und jedem eingehenderen Gespräch auszuweichen.

„Ah, mein hochverehrter Gönner," sagte der Kammerherr mit einem leichten Nasenton in seiner Stimme, „ich bin glücklich, daß ich Sie hier einen Augenblick sprechen kann, da mich der Dienst verhindert, Sie aufzusuchen; denn ich habe eine Bitte

an Sie, zu der wohl jetzt noch gerade der richtige Augenblick sein wird."

„Sprechen Sie, mein lieber Raufenberg," erwiderte der Graf, indem die sorgenvolle Unruhe von seinem Gesicht verschwand, „Sie wissen, daß Sie stets über mich verfügen können; freilich bin ich jetzt ein wenig pressirt."

„Ich begreife, ich begreife," fiel der Kammerherr ein, indem das in seinen Lippen schwebende Lächeln eine etwas schärfer prononcirte Nuance annahm, „die Vorbereitungen Ihrer Reise mit der durchlauchtigen Prinzeß —"

„Der Doktor Weinberg hat Ihrer Durchlaucht eine dringend notwendige Badekur verordnet," sagte der Graf hastig, „ich muß den Dienst ordnen, denn der gnädigste Herr wünscht im Interesse der Gesundheit der Prinzessin, die Reise solle womöglich morgen schon angetreten werden."

„Gerade deshalb, mein verehrtester Gönner, erlaube ich mir nur für eine Minute Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen; Sie kennen ja meine Wünsche, meine sehnsüchtigen Wünsche in Betreff der verehrungs- und liebenswürdigen Gräfin Margarethe."

„Gewiß, lieber Raufenberg," sagte der Graf, indem er dem Kammerherrn warm die Hand drückte, „und Sie wissen auch —"

„Ich weiß," fiel Herr von Raufenberg mit einer Miene ein, welche bei aller Verbindlichkeit deutlich zeigte, daß er sich seines Wertes vollkommen bewußt war, „ich weiß, daß ich auch in dieser Sache wie sonst überall der Protektion meines verehrten Gönners mich erfreuen darf, aber die Verhältnisse sind hier meinen Wünschen ungünstig. Wohl glaube ich, mir schmeicheln zu dürfen, daß Gräfin Margarethe mir freundlich gesinnt ist, und ich habe stets, wenn ich das Glück hatte, mich mit ihr zu unterhalten, eine gewisse Befangenheit, ja einen sichtlich wahrnehmbaren Unmut in ihren Zügen bemerkt, welcher mich deutlich ihr Bedauern darüber erkennen ließ, daß unsere flüchtige Unterhaltung nicht weiter fortgesetzt werden konnte; denn in der That, ich bin niemals im stande gewesen, über einige Artigkeiten mit ihr hinaus zu kommen; ihr Dienst bei der Prinzessin nimmt sie ganz in Anspruch, die Prinzessin läßt sie so wenig von ihrer Seite, daß es fast unmöglich ist, eine nähere Bekanntschaft und ein traulicheres Verhältnis einzuleiten."

„Die Gelegenheit wird sich finden, mein lieber Raufenberg," sagte der Graf ungeduldig, „gewiß, sie wird sich finden, ich werde dafür sorgen, sobald wir von Bergenau zurückkommen."

„Eben darum, mein hochverehrter Gönner," fuhr der Kammerherr fort, „habe ich mir erlaubt, Sie hier aufzuhalten. Die Gelegenheit, mit der Gräfin Margarethe näher bekannt zu werden und ihr die Wünsche meines Herzens in delikater Weise verständlich zu machen, wird sich hier sehr schwer finden, sehr schwer — aber dort im Bade, im kleinen, vertraulichen Kreise unter dem Schutz des Inkognitos, das die Prinzessin beobachtet, dort wird ein zwangloserer, intimerer Verkehr stattfinden, dort werden vielleicht wenige Tage genügen, um eine vertraulichere Bekanntschaft zu begründen, und, wie ich sehnsüchtig hoffe und wünsche, die Herzen einander näher bringen. Deshalb, mein hochverehrter Gönner, bitte ich Sie, mich in die Liste des Gefolges Ihrer Durchlaucht aufzunehmen; ein Wort von Ihnen bei unserem allergnädigsten Herrn wird dafür genügen."

Der Graf stand einen Augenblick sprachlos, sein sonst so ruhiges Gesicht zeigte den Kampf der widersprechendsten Gefühle. Unter allen anderen Umständen hätte er die Bitte des Kammerherrn mit Freuden erfüllt, denn in der That ließ sich auf diese Weise am schnellsten und sichersten die von ihm selbst so sehnlich gewünschte Verbindung seiner Tochter mit dem reichen Majoratsherrn zu stande bringen, aber wie die Sache jetzt lag, war es ja absolut unmöglich, den Herrn von Raufenberg mitzunehmen; er durfte ohne die Erlaubnis der Prinzessin niemand weiter in das Geheimnis der Mystifikation einweihen, die ihn mit so großer Angst erfüllte, und die Prinzessin würde gerade Herrn von Raufenberg niemals zum Vertrauten angenommen haben. Außerdem auch konnte sein Plan bei der verhängnisvollen Komödie, die in Bergenau gespielt wurde, kaum ausgeführt werden, da seine Tochter ja dem Erbprinzen gegenüber die Rolle der Prinzessin spielen sollte und daher zu einer vertraulicheren Bekanntschaft mit dem Kammerherrn sich keine Gelegenheit finden würde.

„Mein lieber Raufenberg," sagte er endlich mit einem schmerzlichen Seufzer, „Ihr Wunsch ist mir außerordentlich erfreulich, und ich würde ihn mit der größten Bereitwilligkeit erfüllen — aber — aber —"

„Aber?" fragte der Kammerherr verwundert und verstimmt.

„Ich muß es Ihnen im Vertrauen sagen, ganz im Vertrauen," erwiderte Graf Waldheim mit gedämpfter Stimme, „die Prinzessin ist krank, recht krank, kränker als sie scheint und als selbst Serenissimus es weiß, die Prinzessin bedarf der Ruhe, der absoluten Ruhe — deshalb muß ihr Gefolge auf den kleinsten, den allerkleinsten Kreis beschränkt bleiben, und es dürfen nur solche Personen dazu ausgewählt werden, die ihr ohnehin nahe stehen und mit denen sie täglich zu verkehren gewohnt ist, auch muß das Inkognito auf das allerstrengste gewahrt werden. — Sie begreifen, wenn außer mir noch ein Kammerherr des Fürsten in ihrer Begleitung sich befände, so würde das Fragen und Nachforschungen erregen, und das Inkognito könnte leicht durchbrochen werden. Sie begreifen das, mein lieber Raufenberg, nicht wahr?"

„Ich begreife das," sagte der Kammerherr ganz niedergeschlagen, „ich begreife das, aber es wäre eine so schöne Gelegenheit zu der Bekanntschaft mit der Gräfin gewesen — und wenn sich dazu keine andere Gelegenheit böte? Es kommt vor, daß die Lebenswege zweier Menschen, die sich zu einander wenden, plötzlich wieder auseinander gehen, ohne sich berührt zu haben."

„Das wird hier nicht der Fall sein," sagte Graf Waldheim eifrig, indem von neuem ein schmerzlicher Seufzer seine Brust hob. — „Der Doktor verspricht sich Wunderdinge von der Kur in Bergenau, hoffentlich wird bald schon die strenge Ruhe nicht mehr so nötig sein als in den ersten Tagen. Ich gebe Ihnen mein Wort, sobald es möglich ist, an Serenissimus zu schreiben und Ihre Sendung nach Bergenau zu erwirken — bis dahin warten Sie, mein lieber Freund, nicht wahr, Sie warten? Sie versprechen mir, zu warten und sich ganz auf mich zu verlassen?"

„Gewiß, mein verehrter Gönner, gewiß," sagte der Kammerherr, der sich durch den Eifer des Hofmarschalls geschmeichelt fühlte, „ich verlasse mich ganz auf Sie. Doch nicht wahr, Sie werden mich nicht zu lange warten lassen?"

„Nicht einen Augenblick länger," beteuerte Graf Waldheim, „als es die traurigen Gesundheitszustände unserer durchlauchtigsten Prinzessin unbedingt erfordern. Die Wünsche für unser durchlauchtigstes Haus verbinden sich mit meinen eigenen, und ich hoffe, Sie bald, recht bald in Bergenau begrüßen zu können."

Der letzte Wunsch kam in der That aus dem Herzen des Grafen, und der Ausdruck der Wahrheit auf seinem Gesicht schien den Herrn von Raufenberg zu beruhigen. Er erwiderte herzlich den Händedruck des Grafen und ließ sich dann, als dieser hinaus gegangen war, in untadelhafter Position auf den Fauteuil am Fenster nieder, um in den Park hinauszublicken und den Bäumen und Blumen desselben sein unverändertes Lächeln zuzuwenden.

*

Die Stunde der Abreise war gekommen, die Prinzessin verabschiedete sich früh morgens von dem Fürsten und der Fürstin, welche sie bis an den Wagen begleiteten.

Der Doktor Weinberg war zugegen; er machte ein ungemein feierliches und bedenkliches Gesicht und händigte dem Grafen Waldheim eine äußerst ausführliche Instruktion über die Lebensordnung seiner durchlauchtigsten Patientin ein, deren strenge Befolgung er ihm feierlich zur Pflicht machte; doch vermied er es dabei sorgfältig, den Blicken der Prinzessin zu begegnen, welche so frisch und blühend aussah wie die Gesundheit selbst und deren funkelnde Augen neckisch boshaft den armen Leibmedikus verfolgten.

Der Kammerherr von Raufenberg erschien mit zwei großen Bouquets; er bat um die Erlaubnis, eins derselben der Prinzessin überreichen zu dürfen, indem er zugleich einen wohlgesetzten, ehrfurchtsvollen Wunsch für deren schleunige Genesung aussprach; dann reichte er das zweite Bouquet mit einigen flüchtigen, unsicher ausgesprochenen Worten und einem möglichst ausdrucksvollen Blick seiner blauen Augen der Gräfin Margarethe, welche ihm nur mit einer stummen Verbeugung dankte.

Der Zug brauste davon, und der Kammerherr von Raufenberg würde wenig erbaut gewesen sein, wenn er es hätte sehen können, wie die Gräfin Margarethe sein schönes Bouquet schon wenige Augenblicke nach der Abfahrt wie zufällig aus dem Fenster fallen ließ.

Das offizielle Blatt von Rebenberg brachte am nächsten Tage die kurze Notiz, daß Ihre Durchlaucht die Prinzessin Margarethe, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken, eine Reise nach dem Süden angetreten habe; ein besonderes Reiseziel war nicht angegeben, und so konnten denn die Bewohner der Residenz und die sämtlichen Unterthanen des Fürstentums Helmenstein-Hohenburg die Tochter ihres regierenden Herrn, welcher sich allgemein einer großen Popularität erfreute, mit ihrer Teilnahme und ihren guten Wünschen nur in eine unbestimmte Ferne hin begleiten.

Die Prinzessin hatte, obwohl die Reise nach Bergenau vielleicht in einem Tag hätte gemacht werden können, einen Aufenthalt und ein Nachtquartier auf einer Zwischenstation befohlen, da, wie sie dem Hofmarschall lächelnd sagte, ihre so schwer angegriffene Gesundheit es nicht erlaube, die große, anstrengende Reise auf einmal zu machen.

Am Morgen vor der Abreise fand in den Zimmern der Damen die Metamorphose statt, welche den Grafen Waldheim in so große Sorge und Bedrängnis versetzte.

Die Kammerfrau arrangirte das Haar der Gräfin Margarethe ganz genau so, wie es Ihre Durchlaucht zu tragen pflegte, während die Prinzessin ihre Stirn unter dichten Locken verbarg und einen griechischen Knoten über ihren Nacken herabfallen ließ; auch mußte die Gräfin eine Robe ihrer Gebieterin anlegen.

Die Prinzessin stellte sich, ein wenig gebeugt, einen Schritt hinter ihre Freundin, und als nun der Oberhofmarschall hereingerufen wurde, schien er selbst im ersten Augenblick durch die veränderte Toilette getäuscht und machte seiner Tochter eine tiefe zeremonielle Verbeugung; erst das fröhliche Lachen der Prinzessin ließ ihn seinen Irrtum erkennen.

Noch einmal machte er einen schwachen Versuch, die Prinzessin zur Zurücknahme ihrer Bedingungen zu bewegen, aber seine Bitte war natürlich vergebens; er erhielt den Befehl, der ganzen Dienerschaft wiederholt das unverbrüchlichste Geheimnis bei Strafe sofortiger Entlassung einzuschärfen, und darauf mußte er seiner Tochter den Arm geben, um sie nach dem Wagen zu führen.

Die Prinzessin folgte, mit einer gewissen Ostentation sich einen Schritt zurückhaltend, und nahm bei der Fahrt nach dem Bahnhof mit einer ganz besonders tiefen Verneigung ihren Platz auf dem Rücksitz ein.

Bei der Ankunft in Bergenau wurden die verwechselten Rollen festgehalten, und Gräfin Margarethe hielt am Arm ihres Vaters den Einzug in das Hotel, in welchem nur der Wirt selbst wußte, welchen hohen Gast er unter dem Namen der Gräfin von Rheinau unter sein Dach aufnahm. Die strengste Diskretion war ihm zur Pflicht gemacht, und er beobachtete dieselbe in seinem eigenen Interesse, da ihm bei einem Bruch des Geheimnisses das sofortige Verlassen der Wohnung in seinem Hotel angekündigt war.

Die Badeliste von Bergenau zeigte am nächsten Morgen unter den neu angekommenen Fremden ganz einfach die Gräfin von Rheinau ohne nähere Angabe des Personenstandes und den Grafen Waldheim nebst Tochter und Dienerschaft an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein niederrheinisches Musikfest in Köln und — eine englische Operette in Berlin! Die beiden Dinge liegen geographisch und inhaltlich weit auseinander, und dennoch haben sie beide zwei sehr wichtige Merkmale: sie sind jedes in seiner Art einzig und geschichtlich organisch aus dem Boden des nationalen Lebens hervorgewachsen, sie entsprechen, sie befriedigen. Kunstliches Treibhausgewächs, sie können sehr gut nachgeahmt, in einzelnen Merkmalen übertroffen, in ihrer Gesammtheit aber anderswo niemals erreicht werden, wenn nicht die historischen und künstlerischen Vorbedingungen erfüllt sind. Ihr Ursprung und ihre Entwickelung wurde hier am Rheinstrom darlegen.

Die niederrheinischen Musikfeste bestehen seit 1818 und sind somit, also seit neunundsiebzig Jahren: ja sechs 1821, dann 1848 bis 1850 angesichts der politisch bewegten Zeiten, endlich 1852 und 1858 besonderer ungünstiger Umstände wegen die Feste ausfallen, so war das hundertzahl das dreiundsiebzigste. Als Ursprung ist der denkbar einfachste und entsprechendste. Nicht ein kunstsinniger Fürst hat das erste gestiftet und seiner Residenz einen besonderen Glanz zu verleihen, nicht ehrliebende und freudsame Stadtbehörden haben es erdacht, um ihrer Stadt besonders Vortheile und Wichtigkeit, großen, einträglichen Fremdenverkehr und künstlerische Bedeutung zu gewinnen, nein, einige Musikfreunden aus Elberfeld und Düsseldorf hatte die Aufführung der „Schöpfung“ in ersterwähnter Stadt unter dem Musikdirektor Schornstein am 2. November 1817 ganz besonders gut gefallen. Dieser trat an sie mit dem Vorschlage heran, den musikalischen Vereinigungen der Nachbarstädte eine größere Ausdehnung und feste Dauer zu geben; sie fanden die Idee vortrefflich, traten gleich am nächsten Tage in einer Berathung zusammen, an welcher Gleichgesinnte theilnahmen, und beschlossen, das erste Musikfest an den Pfingsttagen 1818 in Düsseldorf zu veranstalten. Man gingen sie an das Werk, und der Erfolg war ein ganz

Bajadere. Nach einem Gemälde von G. Courtois.

Düsseldorf abwechselnd statt. 1823 trat Crefeld in den Bund und feierte bereits 1824 das [illegible] seinen Mauern. Von da ab ward es [illegible] der Mitwirkenden und Hörer von Jahr zu Jahr immer größer. In den der Stadt Elberfeld im Jahre 1827 erbauten musste, sie wünschte keine passenden Räume [illegible] konnte daher nur als Zuschauerin nicht mehr [illegible] Das [illegible] das berühmte fremde Künstler und Komponisten aufgefordert wurden, die Leitung zu übernehmen, und die Berufung muss schon als eine Ehre gegolten haben, denn Friedrich Schneider aus Dessau (1824), Spohr aus Kassel (1826), Ferdinand Ries, der Schüler Beethovens, aus Bonn (zu öfteremalen) fanden sich nicht blos bereit, der Einladung zu folgen, sie lehrten zuvor ihre neuesten großen Werke die sie ihnen zuerkannten und das ein bedeutend anregender Einfluß eine Nachwirkung auf ganz Deutschland haben mußte.

Neben unserer gegenwärtigen Feier dürfte eine kleine Abschweifung, eine Vergleichung der damaligen Verkehrsmittel für die weitentfernten Kunstmomente mit den jetzigen nicht uninteressant erscheinen. Wer heute ein niederrheinisches Musikfest besucht, der verbindet Kunst- mit Naturgenuß, verbummelt gewiß nicht die Rheinfahrt und kann mit wenig Zeit- und Geldaufwand noch weitere Ausflüge nach verschiedenen schönen Punkten unternehmen. Lockt immer keine Kunstlust ihn fuhrt, er findet bequeme Unterkunft und vortreffliche Verpflegung: nur ein Verwöhnter, sehr schwer zu Befriedigender wird sich in den besseren Gasthöfen am Rheine nicht behaglich finden; das Mittagessen auf den großen Schnelldampfern wird sehr gerühmt, manche Leute rechnen es zu den Freuden der Rheinreise.

Wie ganz anders war das alles in den Zeiten der ersten Musikfeste! Die Dampfschifffahrt begann erst 1827, und wie sie beschaffen war, läßt sich daraus berechnen, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren das Schnellboot von Mainz nach Köln 12 bis 24 Stunden brauchte. Bis 1827 gab es nur „Wasserdiligencen“, stark bemannte Ruderboote, mit denen man allenfalls von Koblenz nach Köln in einem Tage gelangen konnte, wenn das Wetter günstig war und die Reisenden Lebensmittel mitnahmen, um die Fahrt nicht zu unterbrechen, nicht ans Land gehen zu müssen behufs eines Mittagsmahles; dieses kochte man wohl selbst auf dem Schiffsherd. Die Eisenbahnverbindung zwischen Düsseldorf, Köln und Aachen begann 1841. Die Gasthöfe waren klein, die guten verhältnißmäßig theurer als jetzt, die anderen mehr Herbergen. Die bei der Verschiedenheit, welche jetzt der Reisende in jedem anständigen kleineren Gasthof findet, dürfte er damals in den großen nicht finden. Die Fahrposten in den kleineren Städten waren auf eine geringe Anzahl von Reisenden eingerichtet, durchaus nicht auf die gesteigerte Frequenz von Fahrzeug und mehr Personen nach ein und derselben Richtung, und der Transport großer Instrumente, wie Violoncelli und Violinen, konnte durch die Post gar nicht ausgeführt werden. So gestaltete denn die Beschaffung von Reisewagen für Hin- und Rückfahrt der Damen aus den umliegenden Städten, die im Chor wirkten, zu den größten und schwierigsten Aufgaben der Festausschüsse der Musikfeste. Klingt das nicht wie ein Märchen in unserer Zeit, da Eisenbahnen und Dampfboote viele Tausende an einem Tage nach Köln bringen?

Oben diese weiten und verschiedenartigen Schwierigkeiten, die localen Interessen fern liegen, haben den Gedanken des Anbauers, der Entfaltung kulturhistorischer Bedeutung [illegible] und [illegible] die greif-

Erholungsstunden. Originalzeichnung von Th. Grät.

Digitized by Google

ertige Ausdauer, die Opferwilligkeit, die Begeisterung, ohne welche ein so ganz freiwilliges Zusammenwirken so verschiedenartiger Elemente nicht denkbar wäre. Sie waren die wirksamsten Anreger und Förderer des lebensfrohen und überaus gastfreundlichen Sinnes, durch den noch heute die Bewohner der verbündeten Städte, besonders die Kölner, sich auszeichnen. Sie haben jenes überlieferte Bewußtsein der Zusammengehörigkeit hervorgerufen und befestigt, das noch heute unbewußt, aber in jeder Thatsache erkennbar fortlebt. Diese Grundlagen sind es, welche den niederrheinischen Musikfesten die große Bedeutung geben. In der Jetztzeit, wo der Verkehr ein so erleichterter, die Berufung fremder Künstler nur noch eine Geschäftsfrage ist, wo es jedem möglich ist, sich nach seinen Gewohnheiten und Mitteln bequem einzurichten, können neu gestiftete Musikfeste unzweifelhaft eine zeitliche künstlerische Bedeutung erlangen, aber jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit konnte nur unter solchen Verhältnissen wie die oben geschilderten erzeugt, entwickelt und durch die Ueberlieferung befestigt werden; unter den heutigen ist es überhaupt nicht mehr denkbar. Es könnte vielleicht jemand auf die Bayreuther Festspiele hinweisen wollen als Beweise solcher Zusammengehörigkeit; das wäre aber durchaus nicht stichhaltig. Erstens waren sie durch einen einzelnen, durch ein gewaltiges Genie, hervorgerufen, das keinen Hebel unbenützt ließ; dann kam auf ihnen nicht die Allgemeinheit der Tonkunst zur Geltung, sondern das besondere Prinzip des Begründers, die Parteifrage, und mit dieser waren eine Masse Fragen vermischt, welche mit der Tonkunst selbst nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen.*)

Somit kehre ich zu dem rein Musikalisch-geschichtlichen dieser niederrheinischen Musikfeste zurück.

Durch Felix Mendelssohn, der 1833 zum erstenmale den Taktstock führte, dann aber noch sechsmal berufen ward, kam neues Leben in die Musikfeste. Der große und edle Künstler begeisterte die Mitwirkenden durch seine geniale, feurige Leitung und bezauberte alle Besucher durch seine Persönlichkeit. Er war es auch, der das dritte Konzert, am Pfingstdienstage, das sogenannte Künstlerkonzert, geradezu aus dem Stegreif erfand. Die beiden ersten Konzerte hatten nicht das gehoffte Geldertragnis gebracht; Mendelssohn kam auf den Gedanken, auf Dienstag morgen ein drittes Konzert mit vielgestaltigem Programm und Solovorträgen anzuberaumen. Der Erfolg war ein in jeder Hinsicht glänzender; seit zwanzig Jahren ist das dritte Konzert (das nunmehr ebenfalls des Abends stattfindet) ein Hauptbestandteil der Feste; der Ruhm und die Anziehungskraft der Solisten bestimmte teilweise den Erfolg des Ganzen, das heißt den Zuspruch der Besucher. Mendelssohn hat seinen „Paulus" für das Düsseldorfer Musikfest 1836 „eigens komponirt" und daselbst zuerst aufgeführt. Und nicht dieses Werk allein erhielt von einem niederrheinischen Feste den künstlerischen Reisepaß für die Welt. Rubinsteins „Turm von Babel" und sein Lied: „Es blinkt der Tau" (wer kennt es nicht?) begannen 1872 in Düsseldorf ihre Rundreise. Bruchs Violinkonzert wurde 1868 in Köln von Joachim zuerst vorgeführt und seither von jedem Violinisten gespielt. Und Joachims großartiger Erfolg auf einem Düsseldorfer Fest vom Jahr 1853 hat des herrlichen Künstlers Weltruhm fest begründet. So läßt sich wohl mit vollem Recht behaupten, daß den niederrheinischen Musikfesten eine ganz eigene, in ihrer Art einzig zu nennende kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung innewohnt.

Das diesjährige bot insofern ein besonderes Interesse, als es das erste war, an dessen Spitze Professor Dr. Franz Wüllner stand, der Nachfolger Ferdinand Hillers am Konservatorium und in der Leitung der Gürzenichkonzerte. Der edle verstorbene Künstler hatte von 1850 an diese einflußreichen künstlerischen Aemter verwaltet und die allgemeine Hochachtung genossen. Er war ein entschiedener und jedes Zugeständnis verweigernder Gegner Richard Wagners. Ich habe seine Meinung niemals teilen, aber auch nie tadeln können. Er stammte aus der Künstlerzeit, in welcher Genie und ein gutes Herz, Dankbarkeit für empfangenes Gute, Versöhnlichkeit, Achtung für Tugend und Freundschaft (trotz aller menschlichen Schwächen) unzertrennlich schienen. Er war ein Lieblingsschüler Hummels, des ehrenhaftesten Philisters; er hatte Goethe gekannt und den großen, den hochsinnigen Beethoven, der es nicht verwinden konnte, daß man den Schmeicheleien, die er der Frau eines Freundes gesagt hatte, unlautere Motive unterschob. Er war persönlicher Freund Mendelssohns und Schumanns; letzterer hat ihm sein herrliches Klavierkonzert gewidmet. Er zählte zu den besten und feinsten schönwissenschaftlichen Schriftstellern, und seine Arbeiten auf diesem Felde fanden manchmal noch bessere Aufnahme als seine Kompositionen; er mußte ein Grauen empfinden vor der neumodischen, in gewissen Kreisen beliebten Manier, die für den höchsten Adel der Kunst, der Religion und so weiter in den niedrigsten Redensarten eifert; und obwohl nicht stark genug für solchen Kampf, konnte er sich nicht entschließen, vom Kampfplatze wegzubleiben, schoß Pfeile aus der Ferne, die nur reizten, nicht verwundeten! Menschliche Schwächen lagen auch in ihm, aber die niemals Schwachen, die immer Starken sind gar gefährliche Wesen. Man konnte Hiller Eitelkeit vorwerfen; Einseitigkeit, Empfindlichkeit und Reizbarkeit nahmen bei ihm mit den Jahren zu; aber er war im Grunde ein guter Mensch, dem Böswilligkeit und Intrigue fern lagen. Seine Zeit war um, die jüngere Generation kümmerte sich nicht um seine Ueberzeugungen, sie wollte das Große, das ihre Zeit brachte (oder was ihr als groß erschien), nicht bloß immer tadeln hören, sondern kennen lernen; die Frucht, die als die verderblichste geschildert ward, erschien ihr zuletzt als die begehrenswerteste, und gar manche Kunstjünger wurden um so einseitigere Verehrer der neuen Schule, als sie durch die alte Schule einseitig und unduldsam an ihren Ueberlieferungen festgehalten worden waren. Das wollte, das konnte Hiller nicht einsehen; darin lag sein Fehler, der aber auf den Charakter nicht den leisesten Schatten warf. Wir wollen seinen Fehler bedauern, seinem Charakter ein ehrendes Andenken bewahren, nunmehr aber zu den Lebenden und ihrem Recht zurückkehren.

Franz Wüllner, der treffliche Leiter des Kölner Musiklebens und des diesjährigen niederrheinischen Musikfestes genießt den nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, daß er ein Sohn der Neuzeit (1832 geboren, 21 Jahre nach Hiller), in ganz klassischer Schule erzogen, mitten in die neue Strömung kam und sozusagen gleich als Steuermann thätig ward, indem er in München zur Zeit der Anwesenheit Wagners und Bülows erst als Kapellmeister der Vokalkapelle, dann als Chordirigent der königlichen Musikschule, endlich nach Bülows Abgang als erster Hofkapellmeister und Oberleiter der königlichen Musikschule wirkte. 1877 folgte er dem Rufe nach Dresden als erster Hofkapellmeister und Direktor des Konservatoriums, verließ aber diese Stellung in den achtziger Jahren. In Berlin dirigirte er die ersten philharmonischen Konzerte, die damals noch ein Privatunternehmen des Konzertagenten Wolff waren, bis sich die „Philharmonische Gesellschaft" bildete, mit deren Konzerten sich die bisherigen Aufführungen der königlichen Hochschule, die sogenannten akademischen Konzerte, verschmolzen, da die Hochschule aus ihren „Eleven" kein Orchester mehr bilden konnte; nunmehr traten Professor Joachim und Professor Klindworth an die Spitze des Orchesters, jener für die oben angeführten Konzerte, dieser für die allgemeinen, jener für die klassische Richtung, dieser für die weitest vorangehende der neueren Schule (Wagner und Liszt), obwohl er sich in Beethovenschen und Mozartschen Symphonien als ein ganz tüchtiger Dirigent bewährte. Wüllner aber ward nach Köln berufen.

Er ist ein nach jeder Richtung hin gleich ausgezeichneter Dirigent, ebenso feurig und sicher bei der öffentlichen Aufführung, als bis in die kleinsten Einzelheiten sorgfältig, fast peinlich bei den Proben. Als langjähriger Chorkapellmeister weiß er auch den Sängern das vollste Vertrauen in seine Anweisungen einzuflößen. Das Pfingstfest in Köln gab die beste Gelegenheit, seine Dirigentenmeisterschaft zu bewähren. Es brachte am Sonntage die herrliche vierte Symphonie von Brahms, über die ich schon im verflossenen Winter, gleich nach ihrer ersten Aufführung in Köln durch die Meininger während meines kurzen Aufenthaltes in der Rheinstadt berichtet habe, und „Belsazar" von Händel, ein Oratorium, das viele Schönheiten bietet, jedoch durch Längen, noch mehr aber durch das Schwanken zwischen Bühnen- und religiösem Stil einen schwächeren Gesamteindruck hinterläßt als die gewohnten großen Werke des Großmeisters. Der Montag brachte Bachs Reformationskantate „Ein' feste Burg", ein Werk, über das, wie über die Pfingstkantate, sich nicht schreiben läßt, weil das Wort hier ganz unzulänglich wäre. Wer jemals in den Hochalpen allein einen Sonnenaufgang gesehen hat, wenn oben alles hell war und in den Thälern die Wolken lagen, der wird mich verstehen. Dann kam die Scene in der Unterwelt aus dem „Orpheus", gesungen von Frau Rosa Papier-Baumgartner; dann die Schlußscene des ersten Aktes aus „Parsifal" und zuletzt die „Neunte". Alles ging ganz herrlich von statten, die Aufführung der Symphonie war die schönste, die ich vernommen, der Knabenchor in „Parsifal" klang entschieden schöner, als der in der ersten Bayreuther Aufführung, und die „Neunte" war ein wahrer Triumph des Orchesters und des Chors! Was den Erfolg des dritten Tages (Dienstags) betrifft, so genüge die eine Thatsache, daß in dem zehn Nummern enthaltenden Konzerte nach einer Symphonie von Mozart und dem Es-dur-Klavierkonzert von Beethoven im ersten Teile, der zweite Teil mit der nicht mehr unbekannten Oberonouvertüre (Nro. 6 des Programms) begann und daß nach dieser ein Beifallssturm losbrach, der nicht enden wollte und immer wieder von neuem brauste, bis die sichtlich ermüdeten Künstler des Orchesters und der Dirigent sich zu einer Wiederholung herbeiließen.

Ich habe nunmehr dem Solisten und dem Publikum einige Huldigungsworte zu widmen. Frau Rosa Papier und Frau Schröder-Hanfstängl sind so berühmte und mit Recht gefeierte Künstlerinnen, daß ihr Name genügt, um die Vortrefflichkeit der Leistungen zu bezeichnen. Fräulein Schneider (Tochter des verstorbenen ganz vorzüglichen Sängers) aus Köln gewann allgemeine verdiente Anerkennung durch ihre schöne Altstimme und trefflichen Vortrag. Die Herren Mikorey vom Münchener Hoftheater und Staudigl, großherzoglich badischer Kammersänger, erwiesen sich als sehr schätzenswerte Künstler. D'Albert spielte das Es-dur-Konzert von Beethoven vollendet und die Don-Juan-Fantasie von Liszt mit einem Feuer und einem Vortrage (das Duett „Reich mir" war eine wahre Gesangsleistung), daß er nach dieser (der achten Nummer des Programms) dreimaligem Hervorruf Folge leisten mußte. Nicht weniger bewunderungswürdig als die Künstler erschien mir das Publikum, das in diesen drei Tagen bis zum letzten Augenblick die volle Empfänglichkeit und Begeisterung bewahrte; sehr viele Hörer wohnten auch den Proben am Vormittage bei, verbrachten also täglich acht bis neun Stunden im Konzertsaale; das ist auch eine in ihrer Art künstlerische Leistung, wie sie eben zu den Eigentümlichkeiten des niederrheinischen Musikfestes gehört.

Ich gehe nun zu der englischen Eigentümlichkeit über, zu der Operette „Mikado", die die englische Operettengesellschaft vom Londoner Savoy-Theater seit Anfang Juni hier mit dem denkbar größten Erfolge vorführt und mit dem sie entschieden dem hiesigen Publikum eine ganz neue Art von Komik gezeigt hat, eine Komik, die den anscheinend größten Unsinn mit vollem Ernste vorbringt, immer derb, niemals unsittlich ist und die in jedem Satze die schärfste Satire gegen alle Torheiten und Mißbräuche enthält. Diese Komik ist eine ganz spezifisch englische und ganz populäre im weitesten Sinne des Wortes, nicht etwa nur in den nicht vornehmen Gesellschaftsschichten, sondern bis in die Regionen des Highlife beliebte. Als ich im Jahr 1857 einen Sommer (eine »season«) in London verbrachte und Klavierunterricht in aristokratischen Häusern gab, war's mir immer verwunderlich, wie die herumwandernden Hanswurst- („Punch"-)*) Buden, sobald der „Schauspieler" sie an irgend einem freien Punkte aufschlug, sofort ein zahlreiches Publikum versammelten, unter dem sich ernsthafte, wohlgekleidete Männer befanden, die über manchen Spaß so herzlich lachten wie die Kinder. Und als ich eines Tages die sehr ernsthafte, stolze Lady*) (Tochter eines Generals, der in Indien während des Aufstandes starb) unterrichtete und plötzlich unter dem Fenster eine schnarrende Trompete ertönte, rief sie mit leuchtendem Antlitz: „Ah, der Punch!", und ich bin fest überzeugt, hätte sie sich nicht gescheut, von ihrer ernsthaften Würde etwas zu vergeben, sie hätte den langweiligen Klavierlehrer sitzen lassen und wäre auf den Balkon gegangen, um das »capital play«, das der Mann verkündigte, mit anzusehen. Ich selbst nahm dann einigemale die Gelegenheit wahr, eine derartige Straßen-Hanswurstkomödie anzuhören; obwohl mir die Hälfte des mit schnellster Geläufigkeit gesprochenen Jargons unverständlich blieb, so war doch aus der andern Hälfte zu entnehmen, daß der Mann, der die Puppen handhabte und sprechen ließ, ein Nachkomme der altenglischen und der Shakespeareschen Clowns war, jener Narren und jener Handwerker, die im „Sommernachtstraum" dem Herzog Theseus „Pyramus und Thisbe" vorspielen. Dieser spezifisch englische Humor ist in seiner Art so einzig, daß ich ihn dem geneigten Leser nur durch Beispiele recht erklären kann. In einem uralten Stück von Jerrold, der lange Zeit der Hauptmitarbeiter des „Punch" war, treffen zwei Aufschneider zusammen, ein Engländer und ein Franzose; jeder preist sein Land und setzt das andere herunter, aber der Engländer bleibt Sieger. Der Franzose spricht von der drückenden Last der Steuern in England. „Was!" schreit der andere, „wir haben keine Steuern, bloß freiwillig vorgeschriebene Abgaben und die sind für uns ein Vergnügen."**) Jener preist die gute Luft in Frankreich; dieser meint: „Unsere Luft in England ist zweimal so dick." Als der Franzose endlich meint, sein Gegner lüge doch gar zu stark, antwortet dieser: „Ihr sprecht immer von der Pflicht, fürs Vaterland zu sterben; ich habe die Pflicht, für mein Land zu lügen. Jede französische Lüge schlage ich mit einer englischen nieder!" So erinnere ich mich auch eines echt englischen Witzes aus dem „Punch": Eine Frau kommt mit ihrem Bräutigam, der total betrunken ist, zum Geistlichen, um getraut zu werden; dieser fragt: „Aber, Frau, wie könnt Ihr Euern Mann in solchem Zustand vor mich führen?" — „Ja, ehrwürdiger Herr," lautet die Antwort, „wenn er nüchtern ist, krieg' ich ihn ja nicht dazu." Solche ganz eigenartige Witze, die eben nur dem nationalen Leben, einer vererbten Anlage entspringen, sprudeln im „Mikado" aus jeder Scene hervor. Die Handlung selbst ist der denkbar größte Unsinn. Nanki-Poh, der Sohn des Mikado, ist in ein junges Mädchen, Yum-Yum, verliebt, soll aber eine alte, häßliche Hofdame heiraten, weil er ihr ein paar ironische Schmeicheleien gesagt hat und der sittenstrenge Vater ein Gesetz erließ, das Courmachen ohne Heiraten bei Todesstrafe verbietet. Er entflieht, zieht als Posaunist herum und findet sein geliebtes Mädchen als Braut ihres Vormunds Ko-Ko. Dieser, seines Zeichens ein Schneider, war ebenfalls wegen oben bezeichneten Verbrechens zum Tode verurteilt, aber vom Mikado begnadigt worden, weil er sich bereit erklärte, das frei gewordene Amt eines Scharfrichters zu übernehmen; der Mikado ernennt ihn zu gleicher Zeit zum Lord-Oberrichter, die anderen Minister legen ihr Amt nieder, um nicht unter einem Schneider zu stehen; nur einer, Puhbah, bleibt und übernimmt alle Portefeuilles mit deren Besoldung. Er thut das nicht aus Eigennutz, o bewahre! Nur um seinen Stolz zu demütigen! Er ist nämlich (so erklärt er) von uralter, von prä-adamitischer Herkunft, sein Stammbaum reicht bis zur protoplasmischen atomistischen Zelle (der „Urschleim" mancher Gelehrten), daher ist sein Ahnenstolz ganz unsagbar, und um sich zu züchtigen, nimmt er nicht bloß alle die „degradirenden" Aemter an, sondern läßt sich auch gelegentlich aufs tiefste beleidigen, alles nur, um seinen schrecklichen Stolz zu bestrafen! — Der Mikado schreibt an Koko, daß er binnen vier Wochen einen hinrichten müsse, wolle er nicht den eigenen Kopf verlieren; der Lord-Oberrichterhenker ist in Verzweiflung; zufällig trifft er Nanki-Poh, der sich aufhängen will, weil seine Geliebte einen andern heiraten soll, und will ihn bereden, daß er sich von ihm köpfen lasse; der junge Mann stellt die Bedingung, daß er ihm Yum-Yum auf vier Wochen zur Frau gebe; dann möge er ihn köpfen und die Witwe heiraten. Sie schließen den Vertrag, aber zum Unglück kommt der Mikado noch vor der bestimmten Zeit, eine Hinrichtung muß ihm geliefert werden, und nun häufen sich die Verwicklungen, welche damit enden, daß Koko die alte Hofdame heiratet und der junge Mikado seine Yum-Yum behält. Diese äußerlich ganz blödsinnig erscheinende Handlung ist in eine Hülle von Witzen und Sarkasmen gekleidet, die alles überbietet, was man bisher in dieser Art gesehen hat. Die oben angedeutete Erklärung des Pubah über seinen Charakter, die

*) Ich habe damals eine Broschüre geschrieben: „Der Ring des Nibelungen gegen das Festspiel zu Bayreuth", worin die Vorliebe des dortigen Publikums für die „Sathisch-cynische Kunst", die Fr. Schlegel achtzig Jahre vorher pries, geschildert ist. Auch in meinem Grundriß: „Die Musikästhetik in ihrer Entwicklung von Kant bis auf die Gegenwart", habe ich die Sätze aus Fr. Schlegel und anderen Romantikern hervorgehoben, mit denen viele Aussprüche Rich. Wagners in „Oper und Drama" fast ganz gleich lauten. Ich erlaube mir nur deshalb diese Schriftchen anzuführen, weil sie eine weitläufigere feste Begründung der obigen Behauptung enthalten, als ich an dieser Stelle zu bieten vermag.

*) Punch ist wohl eine Abkürzung von Pulcinella; doch bedeutet es auch Wortspiel im Englischen.

**) Ich übersetze selbstverständlich frei, dem Sinne nach; die wörtliche Wiedergabe ist nicht möglich. Der Engländer protestirt gegen das Wort »taxes« (Steuern), wendet seinerseits das Wort »duties« an, was eigentlich ganz dasselbe bedeutet, nur heißt duty auch Pflicht, und da kann er allerdings von freudiger Erfüllung reden.

Anrede des Lord-Oberrichterhenkers an die begrüßende Menge, seine vorgesungene Liste all der Leute, die man hängen könnte, ohne daß die Menschheit einen Verlust erlitte, das Lied des Mikado von den Strafen, die er verhängt, und die Gespräche, die bald von empfindsamer Naivität, bald von ernsthaftestem Pathos überquellen; — alles das ist von unwiderstehlich komischer Wirkung und wird von den Damen und Herren mit unvergleichlichem Geschick wiedergegeben. Die Musik ist allerdings nicht so originell als der Text, aber doch auch meistens wirksam und zeigt überall den ausgezeichnet musikalisch gebildeten und gewissenhaft arbeitenden Komponisten. Kurz, diese englische Operette erschien als ein Unikum in Erfindung und Ausführung, und so glaube ich denn auf die Zustimmung oder wenigstens Vergebung des freundlichen Lesers rechnen zu können, wenn ich das niederrheinische Musikfest und den „Mikado" in ein und demselben Artikel vorführte.

Die Bajadere.

(Hierzu das Bild S. 872.)

In der Vorstellung des Europäers umschwebt Indien mehr wie jedes andere Land der Reiz des Märchenhaften und Phantastischen. Die Dichter besingen „des heiligen Ganges Wellen", die Denker und Forscher versenken sich mit Vorliebe in die Geheimnisse der indischen Sprache und Religion, die Ethnographen und Geographen schildern Land und Volk mit besonders glänzenden Farben, dem Kaufmann und Abenteurer scheint es das moderne Ophir, wo mit Leichtigkeit Geld und Gut in Hülle und Fülle zu erwerben ist. Ein ähnlicher Reiz umgibt in der Phantasie des Abendländers Indiens Frauen und unter diesen vor allen wieder die Tänzerinnen, die Bajaderen. Sie sind blumenhaft schön, sanft und zart, wie aus Mondscheinstrahlen und Lianenduft gewoben, von wunderbarer Geschicklichkeit und Grazie der Bewegungen; aller Herzen fliegen ihnen zu, und unwiderstehlich ist die Macht ihrer dunklen, abgrundtiefen, magnetischen Augen. Ob dies Bild ganz der Wirklichkeit entspricht? Nun, vielleicht nicht immer; auch unter den Bajaderen werden die Gaben der Natur verschieden verteilt worden sein; über den Zauber ihrer Tänze aber sprechen alle Reisenden mit derselben Begeisterung. Im übrigen nehmen diese Tänzerinnen in ihrem Heimatland eine ganz andere Stellung ein als ihre Schwestern in Europa. Sie sind Hierodulen, welche im Tempel, bei feierlichen Umzügen und bei häuslichen Festen im Dienste der Gottheit mitwirken. Sie teilen sich in mehrere Klassen. Die angesehensten, die Devadaschies, sind dem Wischnu oder dem Schiwa geweiht. Schon von Jugend auf werden sie durch eine Lehrerin in Tanz und Musik, durch Brahmanen im Lesen und Schreiben unterrichtet und dürfen sich aus dem Bereich des Tempels nie entfernen. Als Töchter von Brahmanen dürfen sie sich nur ebenbürtige Gatten wählen, die nicht zur Tempelgemeinschaft gehören, legen aber häufig auch das Gelübde der Nichtverehelichung ab. Die zweite, dem Dienst der übrigen Götter geweihte Klasse bilden die Natchees, welche keiner bestimmten Pagode angehören. Sie wohnen in Städten und Dörfern, haben allerdings auch den Tempeldienst der Reihe nach zu verrichten, genießen aber sonst volle Freiheit und fahren gewöhnlich zehn bis zwölf zusammen in Begleitung von Musikanten von Ort zu Ort. Noch tiefer stehen die Vestiatis und Lamenis, die von den Eltern einer alten Daja (Lehrerin) anvertraut oder als Sklavinnen verkauft worden sind. Sie werden zu Gastmahlen und Festlichkeiten geführt, um dort zu tanzen und zu singen und auf jede Weise zur Unterhaltung der Gäste beizutragen. Sie sind häufig reich geschmückt mit Edelsteinen, goldenen Ketten um Brust und Hals, breiten Arm- und Fußringen, den Geschenken ihrer Liebhaber, und erwerben sich nicht selten große Reichtümer, die ihnen und ihren Dajas im Alter ein reichliches Auskommen gewähren. Bajaderen dieser Art sind auch schon nach Europa gekommen und haben auch hier die größten Triumphe gefeiert. Eine dieser eigenartigen Gestalten stellt unsere Abbildung dar.

Gustav Freytag.

Ein Festblatt zum 13. Juli

Von Ernst Ziel.

(Hierzu das Porträt S. 884.)

Die Nation, welche ihre großen Männer ehrt, ehrt sich selbst. Am 13. Juli d. J. feiert Gustav Freytag in Wiesbaden, wo er seit 1879 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, seinen siebenzigsten Geburtstag. Wir können den Tag zu des Dichters und unserer eigenen Ehre nicht würdiger begehen, als indem wir das Bild des Gefeierten, wie es aus seinem Leben und namentlich aus seinen Werken spricht, uns vergegenwärtigen.

Gustav Freytag, der am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren wurde, seine philologischen Studien nach abgeschlossenem Gymnasialkursus in Oels zu Breslau und Berlin absolvierte und sich 1839 an erstgenannter Universität habilitierte, gehört seit 1844 unserer Literatur an. Der Angelpunkt für das Verständnis unseres Dichters liegt aber in einem Werke, das erst 1855 erschien, in seinem „Soll und Haben", einem Roman, der ebensowohl einen Wendepunkt in der Geschichte unserer epischen Prosadichtung bedeutet wie eine Hauptstation auf dem Entwicklungswege unseres Poeten.

Die „Dämonen-Esse" der achtundvierziger Revolution war ausgebrannt. In unserer Literatur hatten die vor- und die nachmärzlichen Ereignisse, wie es nicht anders sein konnte, ein volles und überall vernehmbares Echo geweckt, und es ist charakteristisch, in wie gegensätzlichen Formen sich der nationale Gedanke einerseits vor und während der Revolution, andererseits nach derselben äußert: die aufsteigende Welle der Bewegung wurde, ihrem vorwiegend gefühlsmäßigen Charakter gemäß, von unserer Literatur lyrisch accompagniert; die niedergehende prägte sich, der gesunkenen Zeittemperatur entsprechend, in unserem Schrifttum vor allem in epischen Hervorbringungen aus; jene zeigte eine mehr subjektive, diese eine fast ausschließlich objektive Färbung; dort schleuderten Herwegh, Freiligrath, Prutz, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben ihre revolutionären Manifeste heißzornig in die erregte Zeit; hier reichten Willibald Alexis und Gustav Freytag ihre ausgereiften Zeit- und Sittenromane einer enttäuschten und abgemüdeten Nation in ruhiger Haltung dar. Alexis und Freytag sind in unserer nachmärzlichen Literatur recht eigentlich die Träger der beiden Hauptforderungen von 1848, die in der launischen Lotterie der Zeit zwar nicht als Treffer ausgespielt, in der hoffenden Seele des Volks aber noch nicht ad acta gelegt worden. Was die Gemüter damals in Gärung brachte, war nicht nur die leidenschaftliche Sehnsucht nach politischer Freiheit und nationaler Einigung, es war zugleich der elementare Trieb und Drang nach wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Reform. Politisch nun gelangt der nationale Gedanke in den von einem kräftigen patriotischen Gehalte gesättigten Romanen des genialen literarischen Geschichtsmalers Alexis, in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" (1852) und „Isegrimm" (1854), zu großartiger Ausprägung; wirtschaftlich findet er in Freytags „Soll und Haben" einen nahezu klassischen Ausdruck. Ethisch betrachtet aber bedeuten diese drei Romane die Flucht aus der Welt der zertrümmerten politischen Ideale und sozialen Träume in den Bereich der konkreten Thatsachen einer zerklüfteten und an Selbstvertrauen armen, darum aber der Aufrichtung und Erhebung durch ihre geistigen Führer bedürftigen Zeit.

Die Aufrichtung und Erhebung der Zeit ist die ausgesprochene Absicht von Soll und Haben. Das 1854 geschriebene und im nächsten Jahre erschienene Buch widmet sich dem Herzog von Koburg, indem es sein Erscheinen mit dem Hinweis darauf begründet, der Herzog habe es als die Pflicht der heutigen Dichtung bezeichnet, das Volk in seiner Mutlosigkeit aufzurichten und ihm ein Bild seiner Tüchtigkeit vor Augen zu stellen; der Verfasser wolle nun versuchen, diese Aufgabe zu lösen, ohne plattes Abschreiben der Wirklichkeit, ohne Verzerrung und Ungerechtigkeit. Das treffliche Werk, das die Anlehnung an den realistischen Roman der englischen Humoristen nicht verkennen läßt, ist dem ebenso schönen wie einfachen Programm, das es aufstellt, in erschöpfender Weise gerecht geworden. Es steht in treuer Auslegung deutschen Lebens und deutscher Tüchtigkeit bisher unerreicht da. Freytag ist in ihm der dichterische Dolmetscher und begeisterte Anwalt des gebildeten deutschen Mittelstandes, der berufene Wortführer und Propagandist des nationalen Fortschritts, aber auch der scharfsichtige Kritiker und Arzt seines Volkes, der resolute und rücksichtslose Tadler und Verächter unserer Schwächen und Sünden. Er zeichnet uns den deutschen Bürger in seinem soliden Fleiß und seiner gesunden Lebensfreude, in seiner lauteren Ehrlichkeit und seiner Feinfühligkeit für Recht und Ehre, in seinem ernsten Familiensinn und seinem Hang zu Humor und Scherz, aber auch in seiner Kleinlichkeit und Engherzigkeit, seinem Starrsinn und seiner Dünkelhaftigkeit, seiner Tölpelei und Ungewandtheit im öffentlichen Leben. Soll und Haben, dessen Handlung bekanntlich in Breslau vor sich geht, leitet ein in das deutsche Haus, in das Comptoir, die Werkstätte, den Kramladen und schildert uns in durchweg realistischer Gegenständlichkeit der Darstellungsweise das Bürgertum, zumal den Kaufmannsstand, als einen der Hauptpfeiler unserer Gesellschaft und unseres staatlichen Lebens. Der Dichter zeigt uns den deutschen Kaufmann in seiner ausdauernden, anspruchslosen Arbeit gegenüber dem begüterten Adel, der, durch Privilegien und gesellschaftliche Vorurteile geschützt, ein arbeitsloses Genußleben führt, aber er zeigt ihn uns auch gegenüber seinem eigenen Proletarier- und Schmarotzertum, gegenüber jenen Krämern und Schacherern, die lieber gaunern und stehlen, als ehrlich schaffen und arbeiten. Die Charaktere in Soll und Haben sind meisterhaft gezeichnet. Es ist wahr, der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, ist eine einigermaßen schwächliche Figur; er tritt in seiner blassen Unbedeutendheit allzu sehr zurück hinter den übrigen Hauptträgern der Handlung und wird vollends erdrückt durch das überwiegende Interesse, welches der flotte Herr Fink einflößt, dieser zwischen Leichtfertigkeit und brüskem Wesen hin und her schwankende amerikanische Dandy und Kaufmannsjüngling mit dem im Grunde guten und aufrichtigen Herzen. Aber eben dieser Fink ist doch eine prächtige Figur. Und eine große Anzahl der übrigen Charaktere verdient dieses Prädikat nicht minder. Da ist der redliche und gewissenhafte Chef des Handelshauses; da ist unter ihm die ganze Reihe der Bediensteten der Firma T. O. Schröter, dieser biedere und bigotte Baumann, dieser ängstlich genaue Rechnungsführer; da sind alle die höchst „gebildeten" Herren Commis und Lehrlinge bis hinab zu dem gutherzigen und kleinlich-praktischen Pix mit dem schwarzen Pinsel, zu dem kindlich rechtschaffenen Hünen Sturm nebst seinem Sohne Karl, dem naseweisen „Zwerg"; da ist neben diesen Vertretern des ehrenwerten Handelsstandes, und zwar als Kehrseite der Medaille, eine ganze Handvoll jüdischer Physiognomien: so der durchtriebene Veitel Itzig, so Herr Ehrenthal mit dem kleinen Comptoir und der großen Brieftasche, so Löbel Pinkus, der kleine Mann, und so endlich der sentimentale, aber edle Bernhard Ehrenthal — wahrlich in Humor und Ernst eine stattliche Folge von künstlerisch gruppierten und wirkungsvoll kontrastierten Gestalten, die in der sauberen Feinheit und plastischen Lebenswahrheit ihrer Zeichnung in unserer Literatur nicht viel ihresgleichen haben! Sie alle aber, ergänzt durch eine Reihe so geschickt aus dem Leben gegriffener Frauencharaktere, wie die deutsch-bürgerliche Sabine, die orientalisch-pikante Rosalie, die exklusiv-vornehme Leonore, sie alle werden effektvoll und bedeutungsvoll in eine bewegte und trefflich komponierte Handlung gestellt, die sich auf dem Hintergrunde jenes Kampfes zwischen deutscher und slavischer Rasse und Sitte bewegt, der ein besonders lehrreiches Kapitel unserer Geschichte bildet.

Man kann Soll und Haben allerdings zweierlei vorwerfen: man darf es von einer einseitigen Parteinahme gegen das Judentum nicht freisprechen und muß an ihm tadeln, daß es den Handel uns nicht als weltbeherrschenden Faktor im modernen Kulturleben, sondern in provinzialstädtischer Kleinbürgerlichkeit vorführt und somit ein Mißverhältnis zwischen seiner idealen Aufgabe und der durch die Handlung gegebenen beschränkten Konstellation unverkennbar aufweist. Aber dem Roman wohnt trotzdem eine tiefe volkspsychologische Bedeutung inne, und weil er „das Volk bei seiner Arbeit aufsucht", fand er eine glänzende Aufnahme und erlebte schnell Auflage um Auflage. Das erklärt sich zum Teil übrigens auch aus der Zeit: eine Epoche politischer Exaltation hatte Tagen resignierter Erschlaffung Platz gemacht; man war der Volkstribüne und des Schulkatheders herzlich müde geworden und folgte dem Dichter um so lieber in die Stille des bürgerlichen Hauses.

Unser Autor hat den so glücklich eingeschlagenen Weg planmäßig weiter verfolgt: zehn Jahre nach dem Erscheinen von Soll und Haben, dem Hauptwerke Freytags, trat er mit seinem zweiten Roman, der „Verlorenen Handschrift", vors Publikum. Verherrlicht er dort das rüstige Wirken im Dienste der materiellen Wohlfahrt unseres Volkes, so will er hier eine Apotheose der geistigen Arbeit unserer Nation geben. Aber das Können bleibt diesmal leider hinter dem Wollen zurück. „Die verlorene Handschrift" darf sich in der tiefgreifenden Bedeutung der Absicht wie in der Fülle des geistigen Gehalts zwar ohne Frage ebenbürtig neben Soll und Haben stellen, in der Ausführung reicht sie aber nicht im entferntesten an jenen Musterroman hinan. Ist schon die Idee verfehlt, die gelehrte Marotte eines Professors, der eine Handschrift des Tacitus sucht und dabei eine Frau findet, als ernstgemeintes Hauptmotiv eines umfangreichen Romans zu verwenden, der ein hohes Lied der geistigen Arbeit sein will, so läßt auch die Gestaltung dieser Idee manches zu wünschen übrig. Man kommt bei der Lektüre über die Verstimmung nicht hinaus, welche durch das schiefe Verhältnis erzeugt wird, in dem der ethische Zweck hier zu den poetischen Mitteln steht. Man kann, wie das Thema vorgetragen wird, keine Hochachtung vor dem deutschen Geistesleben empfinden, das doch hier verherrlicht werden soll; die Marotte, auf welcher das Ganze aufgebaut ist, tötet alles Interesse, und dazu kommt, daß den Charakteren die rechte Konsequenz und innere Glaubwürdigkeit gebricht, die Handlung nicht in natürlichen Fluß kommt und der dichterische Vortrag oft genug Feuer und Temperament vermissen läßt — Mängel, die sich leicht erklären: es fehlt der kräftige Motor großer Gegenstände und bewegender Leidenschaften. Daher schrumpfen die Charaktere meistens in Marionetten zusammen; daher bewegt sich die Handlung zwischen den beiden Extremen einer gar zu engen Idyllik und einer überschraubten Tragik; daher endlich kann uns der Dichter nicht packen, nicht überzeugen, nicht erheben, wenn auch, wie in Soll und Haben der Geist eines stolzen und kräftigen Bürger-, so hier der eines nicht minder selbstbewußten und gesunden Gelehrtentums Kapitel um Kapitel durchweht.

Bedeutet Freytags zweiter Roman gegenüber dem ersten einen starken Niedergang seiner epischen Kraft, so zeigt der große Romancyklus „Die Ahnen" (1872—80), an den er bald darauf hinantrat, sein dichterisches Können wiederum auf achtbarer Höhe, wenngleich auch er das Niveau von Soll und Haben nicht ganz erreicht. Unser Dichter hat es in diesem sechs Bände umfassenden großartigen Werke unternommen, den geistigen und sozialen Werdegang des deutschen Volkes vom heidnischen Zeitalter an bis in unsere Tage herein an den wechselnden Schicksalen eines einzigen Geschlechts zu schildern, so daß das seiner Idee nach überwältigende Unternehmen gewissermaßen aus einer einheitlichen kulturhistorischen Anschauung unserer Nationalgeschichte hervorgegangen ist. Die beiden Erzählungen des ersten Bandes, „Ingo" und „Ingraban", spielen die erste in deutscher Urzeit, die andere in den Tagen des Heidenbekehrers Winfried, während der zweite Band, „Das Nest der Zaunkönige", uns in die Kämpfe Kaiser Heinrichs II. mit den Vasallen, der dritte, „Die Brüder vom deutschen Hause", in die Epoche der Hohenstaufen und der Kreuzzüge führt. Alle drei Bände kennzeichnen sich durch den etwas blassen Idealcharakter ihrer Helden, durch schematische Behandlung der durchweg heroischen Akteure und einen halb pathetischen, halb chronikalen Ton der Darstellung. Eine wesentlich modernere Signatur tragen naturgemäß die zwei nächsten Bände, welche uns in ihren drei Geschichten, „Markus König", „Der Rittmeister von Alt-Rosen" und der „Freikorporal des Markgrafen Albrecht", aus der grauen Vorzeit und dem dämmernden Mittelalter zunächst in die bürgerlichen Kreise des Reformationszeitalters und zwar nach Thorn an die Weichsel versetzen, dann aber in den ausgehenden dreißigjährigen Krieg und endlich in die Zopfzeit. Das köstliche wie das ästhetische Interesse, welches die Ahnen einflößen, wächst von Band zu Band; denn stecken die ersten Erzählungen, ihren Gegenständen zufolge, noch stark im Archaistischen und Antiquarischen, ja mitunter sogar im Manierierten, und wirken sie durch das Fremdartige ihres Inhalts wie die große historische Gelehrsamkeit, welche sie offenbaren, fast verblüffend und erkältend, so treten die späteren Bände uns menschlich näher; wir fühlen den Geist unserer Zeit allmählich hereinbrechen; wir atmen mehr und mehr die Luft unserer eigenen Tage. Hatten wir die Empfindung der anbrechenden modernen Zeit schon ziemlich lebhaft in dem trefflich konzipierten und meisterhaft durchgeführten Markus König, so stehen wir, nachdem wir den vielleicht schwächsten fünften Band überwunden, im sechsten und letzten vollkommen im Leben unserer Tage. Dieser Band, „Aus einer kleinen Stadt", entwirft uns ein Bild deutscher Geschichte und Sitte etwa während der Jahre 1806 bis nach 1848. Nicht oft ist Deutschlands tiefste Erniedrigung und höchste Erhebung glänzender und zugleich einfacher geschildert worden als in der ersten Hälfte dieser Geschichte, aber um so befremdender wirkt die zweite, in welcher der große Cyklus der Ahnen, der eine Familiengeschichte des

deutschen Volkes zu werden versprach, kleinlich genug in eine Hauschronik des Geschlechtes König ausklingt. Das Gefühl der Enttäuschung beschleicht uns um so peinlicher, als man in dem Helden der Erzählung, dem Journalisten Viktor König, unschwer eine gewisse Porträtähnlichkeit mit unserem verehrten Gustav Freytag selbst entdeckt. Nein, so durfte ein Buch, das die Entwicklung des deutschen Volkes abspiegeln wollte, nicht auslaufen. Die Siegesfeier des großen Jahres 1870 und 1871 mußten in dasselbe hineinleuchten; eine monumentale Gestalt von typischer Bedeutung mußte an seinem Schlusse stehen.

Mit dem Blick auf die Ahnen haben wir unsere kurze Uebersicht über die Romandichtungen Freytags abgeschlossen; sein episches Schaffen hat, wie wir gesehen, einen wesentlich kulturgeschichtlichen Charakter, und die großartige Gabe, den Geist einer ganzen Geschichtsepoche im engen Rahmen eines bestimmten dichterischen Gemäldes zu bannen und festzuhalten, zeichnet dieses epische Schaffen unseres Autors aus. Ergänzt werden Freytags drei Romandichtungen, und zwar in rein kulturgeschichtlicher Weise, durch seine äußerst geistvollen und mehr wissenschaftlich gehaltenen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (1859 bis 1862) und „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" (1862), welche wertvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Geistes enthalten.

Weniger als die epischen fallen die dramatischen Werke Freytags ins Gewicht, die hier zum Schluß nur kurz gestreift werden mögen.

Unser Poet führte sich 1841 mit einer dramatischen Dichtung: „Die Brautfahrt oder Kanz von der Rosen", nicht ganz erfolglos in die Literatur ein, nachdem ein früher erschienenes Trauerspiel: „Der Gelehrte", spurlos vorübergegangen. Die Brautfahrt errang einen Preis, den die Berliner Hofbühne ausgeschrieben. Diesen Erstlingswerken folgten sodann an weiteren dramatischen Dichtungen: „Valentine" (1847), „Graf Waldemar" (1850), „Die Journalisten" (1854) und „Die Fabier" (1859).

Gustav Freytag.

Die beiden erstgenannten Stücke treten von zwei verschiedenen Seiten — hier von der des Mannes, dort von der des Weibes — an das gleiche soziale Problem hinan: sie bringen die Befreiung aus traditionellen Vorurteilen durch eine tiefe Liebe zur Darstellung; der Konflikt ist damit in beiden ein wesentlich psychologischer, und die überaus feine und subtile Dialektik, mittels welcher sie konventionellen Anschauungen und Verkehrtheiten der Sitte und der Gesellschaft mit den Waffen freien und vorurteilslosen Denkens zu Leibe gehen, deutet auf ihren Zusammenhang mit der jungdeutschen Schule hin, der auch in der hier zu Tage tretenden Vorliebe für abenteuerliche Existenzen und chevalereske Charaktere unverkennbar ist.

Jungdeutsch endlich ist ein drittes Moment in Freytags Dramen, welches er mit Laube und Gutzkow gemein hat, das Aktuelle und journalistisch Zugespitzte, das namentlich in den „Journalisten", einem bekanntlich mustergiltigen Lustspiele, zum Austrag kommt, in dem uns Freytag das politische Parteileben der ersten fünfziger Jahre im Rahmen einer ergötzlichen Situation aus dem Leben der Presse schildert.

„Die Fabier" verlassen vollständig den in den übrigen dramatischen Schöpfungen von Freytag kultivirten modernsozialen Boden und besteigen den Kothurn der antiken Dichtung, indem sie uns die Auflehnung des römischen Bürgertums gegen die Patrizierherrschaft zwar ohne höher fliegende dichterische Kraft und Leidenschaft, aber in einer vollendeten Kunst des Aufbaus vors Auge rücken. Nach dieser letzteren Seite hin bekundet der Dichter hier eine erschöpfende Vertrautheit mit den Gesetzen der dramatischen Komposition, als deren berufener Interpret er sich übrigens — um das schließlich noch zu erwähnen — auch in dem theoretischen Werke: „Die Technik des Dramas" (1863), erwiesen hat.

Was die Schöpfungen Gustav Freytags neben ihrem tiefen geistigen Gehalte charakterisirt, das ist nicht sowohl das Aparte ihres Gepräges, als die edelstolze Energie und absolute Ehrlichkeit der hier in die Erscheinung tretenden dichterischen Persönlichkeit. Er ist kein Poet von elementarer Leidenschaft, der mit der Geste des Tribunen für seine Ideale feurig eintritt; Maß und Ruhe wiegen in seinen Produkten vor; sie sind ein echter Typus deutschen Geistes; andächtige Freude an deutscher Art und deutschem Wesen erfüllt sie. Zweimal, in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit und den Ahnen, ist Freytag der Entwicklung unseres Volkes dichtend und denkend nachgegangen; als Journalist wie als Redakteur (er gab von 1848 bis 1861 mit Julian Schmidt in Leipzig die „Grenzboten" heraus, sodann abermals von 1867 bis Ende 1870) ist er für die nationale Einigung Deutschlands unermüdlich eingetreten. Warme Liebe zum Volk ist die Seele seiner Dichtung, seine Reflexion stark und tüchtig zu sehen, der Wunsch seines Lebens. Kein deutscherer Dichter als unser Gustav Freytag!

Der Pilger. Nach einem Gemälde von Louis Koch.

Digitized by Google

Leichenbegängnis König Ludwigs II. von Bayern in München. Originalzeichnung von Fr. Amling.

Digitized by Google

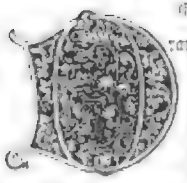
Eine Dame von Welt.

Novelle

von

G. Hermstein.

(Fortsetzung.)



Draußen auf der Veranda sitzen Annette und Fritz. Letzterer ist erst um neun Uhr aufgestanden und trinkt jetzt seinen Morgenthee; seine Cousine leistet ihm dabei Gesellschaft und erzählt, daß der Vater schon vor einer Stunde mit Leonie in den Wald gefahren sei, und daß heut mittag der Pastor vom Nachbardorfe bei ihnen speisen werde.

„Wie ist er?“ fragt Fritz mit vollem Munde.

„Ich weiß von ihm nicht viel, da er erst vor einem Vierteljahr aus der Mark hieher gekommen ist. Er spricht gut und ist sehr hübsch, das ist alles, was ich Dir von ihm sagen kann.“

„Kleine, nun halte Dein Herz fest! Hübsch und fromm, da kann kein Mädchen widerstehen,“ sagt Fritz mit gutmüthigem Spott.

Annette schweigt und beugt sich mit eigenthümlich starrem Gesicht über ihre Handarbeit. Wenn er ahnte, wie weh er ihr eben gethan! Von dieser Ahnung ist er indessen weit entfernt. Er verbreitet sich sofort über die Geistlichkeit im allgemeinen und setzt, immer essend und trinkend, seiner stillen Zuhörerin auseinander, durch welche kulturgeschichtlichen Vorbedingungen es möglich wurde, daß die christliche Kirche schon bald nach ihrem Entstehen eine so beispiellose Macht über die Gemüter ihrer Anhänger und besonders ihrer Anhängerinnen gewinnen konnte. Mitten in seinem Vortrage fährt der Wagen mit dem alten Herrn von Wardeck und Leonie an der Freitreppe vor.

„Langschläfer! Sehen Sie, was ich unterdessen für Sie ausfindig gemacht habe!“ ruft die Baronesse und kommt mit einem Gegenstande, der für Fritz' kurzsichtige Augen wie ein Zweig ohne Blätter aussieht, herauf, während ihr Onkel in den Hof fährt, um dort die Ställe durchzugehen.

„Ah so, eine ziemlich häufige Fleckteuart, nur trifft man sie selten in solcher Größe,“ erklärt der Doktor.

„Und ich dachte, wunder was für eine Merkwürdigkeit ich Ihnen da brächte,“ sagt Leonie heiter, nimmt den großen Strohhut vom Kopf und hängt ihn an die Lehne des Schaukelstuhles, in den sie sich setzt und denselben so rückt, daß ihr Auge auf den Wiesen und Baumgruppen des Parkes ruhen kann.

Sie ist bei vortrefflicher Laune, und die Welt kommt ihr heut anders vor als sonst, schöner, glänzender, lebenslohnender. Oder macht das nur diese herzerfrischende Morgenfahrt durch den Wald, oder Graf Hippolyts Brief? Gleichviel, Leonie ist Lebenskünstlerin und versteht, die Gegenwart zu genießen — was, so leicht und natürlich es scheint, nicht vielen Menschen gegeben ist. Sie neckt ihre Cousine, daß dieselbe sich eine Rose „so kokett“ in den Gürtel gesteckt habe, und als Fritz meint, das gehe auf Rechnung des neuen Pastors, lacht sie ihm ins Gesicht, zieht Annette zu sich herüber und flüstert ihr ins Ohr: „Nicht die Göttin des Glücks allein ist blind, hm?“ Und Annette, die nach dieser Bemerkung am liebsten zehn Klafter unter der Erde wäre, versucht, ein unbefangenes Gesicht zu machen, zuckt die Achseln als Zeichen völliger Verständnislosigkeit, nimmt erröthend die Rose von ihrem Platz und steckt sie an Leonies Strohhut.

„Schlaukopf! Sie will den Feind durch Edelmut bestechen,“ spricht Leonie ungerührt und zieht aus der Tasche ihres Morgenrocks ein Blättchen rosa Papier, das sie unter Annettens entsetzte Augen hält. „Fritz, wissen Sie auch, daß die Kleine dichtet?“ spricht sie dabei.

„Nicht möglich! An den neuen Pastor?“ ruft der Angeredete, indes Annette den Zettel in winzige Stückchen zerpflückt und Leonie einen vernichtend sein sollenden Blick zuwirft, den die Baronesse belustigt auffängt.

„Ich war weder in Deiner Schreibmappe noch überhaupt in Deinem Zimmer, Kind, sondern Du selbst warst so gütig, mir das Blatt zu übermitteln in dem Buche, das Du mir gestern auf den Tisch legtest. Gebe also künftig mit den Werken Deiner Muse vorsichtiger um ... es könnte einmal ein Liebeslied darunter sein und nicht nur solche harmlose Begrüßungen der Morgensonne wie in diesem Falle,“ sagt Leonie mit krampfhaftem Zucken ihrer Mundwinkel, denn natürlich enthielt der Zettel ein Liebesgedicht, ein Akrostichon, das in wohlgemeinten Zeilen den Namen Fritz von Wardeck verherrlichte.

Nur weil ein Mann in solchen Dingen, sofern sie nicht unmittelbar seine eigenen Herzensempfindungen berühren, gar so schwerfällig ist, merkt der Doktor nicht, was eigentlich hinter Leonies schelmischem Gesicht und Annettens grenzenloser Verlegenheit steckt; ihm käme der Gedanke, daß seine kleine Cousine ihn lieben könne, nicht einmal im Traume. So faßt er denn die angebliche Begrüßung der Morgensonne mit voller Ernsthaftigkeit auf und kommt in naheliegender Gedankenverbindung auf die Sitte der Feueranbeter, über welche er der auf und nieder schaukelnden Leonie eine lange Rede hält, bei deren Anfang Annette lautlos aufsteht und von der Veranda verschwindet.

Erst als sich die Baronesse in das Schloß begibt, um sich für das Mittagbrot umzukleiden, sieht sie ihre Cousine wieder, dieselbe kommt mit einem nächtigen Tafelstrauße durch den Hausflur und scheint beim Anblick ihres schönen Quälgeistes sehr verwirrt, wenigstens hält sie die Blumen vor die Augen, um letztere zu verbergen. Doch schon hat Leonie gesehen, daß dieselben rot verändert sind, und die Lippen jene erhöhte Färbung zeigen, die ein Frauenmund so leicht nach dem Weinen annimmt. Thränen? O, das hat sie nicht gewollt! In einem Anfall von Herzlichkeit legt sie ihre beiden schlanken weißen Hände um Annettens Kopf, küßt sie auf die Stirn und raunt ihr zu:

„Kind, als ich so alt war wie Du, dichtete ich einen Kandidaten an; denke doch, einen Kandidaten mit einem Scheitel wie ein Affenpinscher! Da entwickelst Du bessern Geschmack!“

Der Ton, in welchem sie dieses Geständnis macht, ist unendlich komisch. Annette kann nicht umhin, zu lachen, und damit ist der Friede zwischen den Cousinen wieder hergestellt.

Um drei Uhr wird gespeist, und schon sind alle im Eßzimmer versammelt, als Leonie endlich hereintritt, dem schönen Sonnenscheine zu Ehren heut ganz in zartem Rosa und weißen Spitzen, was sie jung und frisch wie eine Achtzehnjährige aussehen läßt. Bei ihrem Anblick macht der Gast, welcher eben mit seinem Kirchenpatron eifrig gesprochen, wie in Schrecken und als ob er seinen Augen nicht traute, einen Schritt vorwärts und starrt die Baronesse an wie ein Gespenst. Diese ihrerseits ist nur eine Sekunde hindurch fassungslos; sobald sie einsieht, daß hier wirklich der ehemalige Kandidat Robert Felsberg vor ihr steht, sagt sie zu Herrn von Wardeck, der den Pastor vorstellen will: „Wir sind alte Bekannte, Onkel,“ und reicht dem Fremden die Hand, so ruhig, so sicher, als ob es nie ein Mädchen gegeben hätte, das in einer gewissen Abschiedsstunde unter bitteren Thränen an der Brust dieses selben Kandidaten gelegen und ihn geküßt hätte. Ja, geküßt; Leonie hat diesen Umstand im Laufe der Jahre vergessen — er aber weiß es noch, und ein Schauer überläuft ihn halb der Wonne, halb des Schreckens, daß er damals die Kühnheit gehabt, diesen ihren ersten und letzten Liebeskuß zu erwidern. Heut erscheint sie ihm wie eine Königin, anbetungswürdig und unnahbar.

Zwei aus der kleinen Gesellschaft sind sich sofort darüber klar, daß es mit der alten Bekanntschaft der beiden etwas Besonderes auf sich habe. Fritz, der mit dem Scharfsinn des Liebenden herausfühlte, daß er in dem Pastor einen Nebenbuhler — nicht zu fürchten, aber doch anzuerkennen hat, und Annette, die von einer plötzlichen, den anderen an ihr ungewohnten Lustigkeit befallen wird, welche sie so weit treibt, nach einem von Herrn von Wardeck auf seinen Seelenhirten ausgebrachten Trinkspruch mit Leonie nicht auf des Herrn Pastors Wohl, sondern, wie sie ihr zuflüstert, auf Affenpinscherscheitel anzustoßen. Leonie lächelt in sich hinein; vielleicht, wenn der Kandidat Felsberg ein gewöhnlich aussehender Mensch geworden wäre, hätte sie sich bei dieser harmlosen Bosheit ihrer Cousine ein wenig geschämt oder doch gegärgert, so indessen — und ihr Auge ruht mit Befriedigung auf den geistvollen, seelischen Zügen des Pastors, ihre Regelmäßigkeit liefert Annette den Beweis, daß Leonies Geschmack doch nicht so schlecht gewesen, als diese heut vormittag behauptet hat.

Natürlich dreht sich das Tischgespräch anfangs um kirchliche und Gemeindeangelegenheiten; überall ist der Pastor schon eingelebt und spricht über diese Dinge mit ruhiger, angenehmer Stimme, die mehr noch als sein Anblick Leonie an glückliche, längst verflossene Jahre gemahnt. Damals war sie jung gewesen, jung und unberechnet, damals hätte man die Engelsschwingen der Mädchenseele, von denen sie gestern zu Annette gesprochen, an ihr wahrnehmen können — und heute? — wie ist sie klug und erfahren geworden und wie kalt! Nicht einmal diese unverhoffte Begegnung mit ihrer ersten Liebe kann sie zu mehr als zu dem innern Seufzer aufregen, daß die Blütezeit des menschlichen Lebens gar so kurz bemessen sei!

Aus dieser Betrachtung wird sie aufgeschreckt durch die plötzlich sehr lebhaft gewordene Unterhaltung am Tische. Der Doktor hat es durch einige Querfragen möglich gemacht, das Gespräch auf das Gebiet gelehrter Erörterung hinüberzuziehen, und eben behauptet, die Reformation habe nichts anderes bewirkt, als die vielen Opfer an Menschenleben, welche die christliche Kirche bereits auf ihrem Gewissen hatte, noch um einige tausende zu vermehren. Nun redet nicht nur der Pastor, sondern auch die ganze Familie der Meringer Wardecks auf diesen Ur- und Erzketzer ein, und Leonie sieht mit Behagen, wie die Gesellschaft sich dabei ereifert und wie Fritz einen seiner Gegner nach dem andern mit den Keulenschlägen geschichtlicher Beispiele totschlägt, so daß zuletzt nur der Pastor übrig bleibt, der erst den Gefallenen eine kleine Leichenrede hält und dann den kampfsprühenden Riesen Goliath mit dem Davidssteine der Beschuldigung verstummen macht, daß seine vorgebrachten Behauptungen hie und da zwar richtig, jedoch insofern nicht ausschlaggebend seien, als er nur immer diejenigen genannt, welche von gegnerischer Seite aufgestellt worden seien; er möge ihm, dem Pastor, erlauben, ihm nun auch einmal vom protestantischen Standpunkte aus die Weltgeschichte zu zeigen, denn — doch nein, das lasse sich nicht so bei Rot- und Weißwein und Stachelbeertörtchen betrachten, der Herr Doktor möge ihm lieber die Ehre erweisen, ihn einmal in seiner Behausung aufzusuchen. Annette lacht wie ein Kobold über ihres Vetters mit wenig Aufwand von Höflichkeit gegebene Zusage, und Leonie erinnert an ihre alte Vorhersagung, daß er als Theologe endigen werde. Heinz' ärgerliche Bemerkung, daß Fritz, nach seiner gelegentlichen Redewut zu schließen, für diese Laufbahn besondere Begabung haben müsse, geht glücklicherweise in dem Lärm der gerückten Stühle unter, denn eben hat die Hausfrau die Tafel aufgehoben und fordert jetzt ihren Gast auf, Cigarre und Kaffee im Freien anzunehmen.

Draußen liegt die Nachmittagssonne warm auf Rasen und Bäumen und spiegelt sich in dem großen Teiche hinter dem Park, daß ihr Widerschein in grellen Lichtern durch die Stämme und Aeste der Buchen herüberglänzt. Die Leinwandvorhänge an der Veranda werden herabgelassen und in dem erquickenden Schatten sitzt und plaudert man noch etwa eine Stunde, bis sich der Pastor erhebt, um sich zu verabschieden. Er küßt Frau von Wardeck die Hand und reicht darauf seine Rechte erst Annette, dann Leonie. Letztere fühlt, daß seine Finger zittern, und als sie aufsieht, scheint sein fester, wehmütiger Blick ihr zu sagen: „Ich bewundere und liebe Dich noch wie damals, doch heut weiß ich besser, welch unüberbrückbare Kluft uns trennt.“ Er geht und die Herren begleiten den Gast noch die Freitreppe hinunter.

„Was für ein angenehmer Mann der Pastor ist!“ sagt die Hausfrau, seiner schlanken, nach Art mancher Gelehrten ein wenig vornüber gebeugten Gestalt nachsehend. „Woher kanntest Du ihn denn schon, Leonie?“

„Er war Hilfsvikar bei unserem alten Pastor im Nenhof und durch seine schöne Stimme ein besonderer Liebling von Papa,“ antwortet die Baronesse ohne eine Spur von Verlegenheit.

„Wie, sang er damals, als er den Affenpinscher-scheitel trug?“ ruft Annette.

„Nein, aber er predigte schon,“ entgegnete Leonie, durch die rücksichtslose Anspielung jetzt doch ein wenig außer Fassung gebracht, indes Frau von Wardeck ihrer ausgelassenen Tochter einen Blick des Erstaunens und Vorwurfs zukommen läßt.

Da kehren die drei Herren zurück.

„Sagen Sie, Leonie, Pastor Felsberg war wohl Vikar in Neuhof?“ erkundigt sich nun auch der Hausherr.

„Ja, Onkel, und damals trug er glatte Scheitel und sah aus wie Hölderlin, als er seine ‚Diotima‘ dichtete,“ entgegnete lachend die Baronesse.

„So war das Interesse also nur auf seiner Seite,“ sagt sich der Doktor beruhigt, geht hinauf in sein Zimmer, stülpt sich den Panamahut über das dichte schwarze Haar, hängt sich die Botanisirtrommel über die Schulter und wandert in die Wiesen, um seine Forschungen über Sumpfpflanzen da fortzusetzen, wo er sie gestern Leoniens Vergißmeinnicht wegen unterbrochen hat.

III.

Am nächsten Sonntag fährt der jüngere Teil der Familie zur Kirche. Es scheint, daß der Pastor auf Fritz als Zuhörer gerechnet hat, denn das Textwort seiner Predigt, Psalm 100, 2: „Erkennet, daß der Herr Gott ist,“ wird von ihm dahin ausgelegt, daß die Gotteserkenntnis nicht nur die innere Heiligung des Herzens, sondern naturgemäß auch die äußere der Kirche bewirke, wie uns das am besten jene herrlichen Gestalten der Reformatoren beweisen, welche, getrieben durch diese Erkenntnis, mit ihrem kraftvollen Eingreifen unsere Religion gereinigt haben von allem, was dieselbe erniedrigte und entweihte. Und nun folgt eine vorzüglich ausgedachte und vorgetragene Beweisführung von den Segnungen der Reformation.

Fritz sitzt wie auf Nadeln. Unwillkürlich erhebt er sich ein paarmal von seinem Stuhl und öffnet die Lippen, als wolle er widersprechen, so daß Leonie zuletzt in der Angst, er werde eine Störung verursachen, ihre Hand auf seinen Arm legt und ihn bittend ansieht. Das bringt ihn zu sich, oder vielmehr gleich nach einer andern Richtung hin außer sich — aber wenigstens hält er sich nun regungslos, wie gelähmt, und starrt nur immerfort auf die vornehmen, schmalen Finger im perlgrauen Handschuh, von welchen ihm flüssiges Feuer auszugehen scheint. Endlich zieht die Baronesse ihre Hand zurück und Fritz atmet tief auf; bald darauf ist der Gottesdienst zu Ende.

„Dieser Pastor!“ ruft Fritz vor der Kirchenthür. „Mich so heimtückisch in einer Stunde anzugreifen, da ich ihm nicht antworten kann! Echt pfäffisch! Aber auf der Stelle gehe ich zu ihm und sage ihm —“

„Was?“ fragt Leonie gelassen.

„Das wird sich finden,“ antwortet er und wendet kurz entschlossen seine Riesengestalt dem Pfarrhause zu.

„Um Gottes willen, er wird doch den Pastor nicht prügeln?“ meint Annette ängstlich.

„Bewahre! Die sind in einer Stunde die besten Freunde,“ tröstet die Baronesse und steigt in den Wagen, wo Heinz bereits auf dem Kutschbock thront und Mühe hat, die ungeduldigen Pferde zurückzuhalten.

Erst im Speisesaale nach dem Läuten der Eßglocke kommt der Doktor wieder vor die Augen seiner Cousinen.

„Nun, wie war's?“ rufen beide in einem Atem.

Fritz macht ein geheimnisvolles Gesicht und breitet erst gemächlich die Serviette über seine Kniee, ehe er erklärt:

„Dieser Felsberg ist ein höchst interessanter, liebenswürdiger Mann!“

„Sagte ich's nicht?“ triumphirt Leonie.

„Denkt euch, wir haben zu gleicher Zeit sowohl in Berlin als auch in Heidelberg studirt. Er weiß bestimmt, daß ich bei einigen Kommersen mit ihm gesprochen habe; ich für mein Teil entsinne mich seiner nicht.“

„Es wird immer gegen den Schluß des Kommerses gewesen sein,“ wirft Heinz erklärend dazwischen.

„Möglich,“ erwidert Fritz trocken, „auf alle Fälle freue ich mich, in ihm einen Menschen gefunden zu haben, der für etwas mehr Sinn hat als für Pferde und Lackstiefel.“

„Abgeblitzt, Heinz!“ schmunzelt der alte Herr von Wardeck.

„Und die Reformation?“ erkundigt sich Annette.

„Ach, Kleine, was verstehst denn Du von Weltgeschichte!“ sagt Fritz von oben herab und fängt an, seine Suppe zu essen.

Da in der Familie die stillschweigende Uebereinkunft besteht, Fritz nichts übel zu nehmen, so fällt es Annette nicht ein, sich über seine Antwort zu ärgern. Sie widmet sich eine Weile den Speisen und fragt dann:

„Mama, darf ich heut zur Sust Hofmann gehen?“

„Schon wieder! Du warst ja erst dort,“ sagt Frau von Wardeck unzufrieden.

„Das ist bereits drei Wochen her, Mama.“

„So gehe meinetwegen. Vielleicht mag Leonie Dich begleiten.“

„Erst sagen, wer Sust Hofmann ist,“ läßt sich diese vorsichtige Dame vernehmen.

„Annettens Ziehschwester, unser Försterkind,“ antwortet die Hausfrau. „Das Mädchen wurde bis zum zwölften Jahre mit Annette zusammen unterrichtet und kam erst, als meine Tochter in die Pension gegeben wurde, zu ihren Eltern zurück. Jetzt war sie drei Jahre in der Stadt bei einer Patin, die vor etwa sechs Monaten starb und ihr einige hundert Thaler hinterließ, ein Vermögen für die Leute. In ihrer Art also ist Sust eine gute Partie, und zum Beispiel der Jockey von Heinz würde sie sehr gern zur Frau nehmen; doch sie hält sich für zu gut zu einer solchen Heirat, das Geld mag sie hochmütig gemacht haben.“

„Aber, Mama! Sust und der alte Jockey!“ ruft Annette empört. „Das ist gerade, als wolltest Du eine Prinzessin mit — mit —“

Ehe sie auf einen passenden Vergleich kommt, fällt ihr die Mutter ins Wort:

„Dieses Prinzessinnentum an ihr ist's eben, was mir mißfällt.“

„Sie ist nicht hochmütig, nur stolz; nicht wahr, Heinz?“

„Woher soll ich das wissen?“ erwidert Heinz mit kalter Stimme, die Leonie sonderbar berührt.

„Aha, er hat ihr noch immer nicht verziehen, daß sie ihn als Kind stets schlug, wenn er sie küssen wollte!“ lacht Annette und freut sich, daß des Bruders Stirn mit heller Röte übergossen ist — vor Aerger über diese Erinnerung, wie sie glaubt. Er zuckt die Achseln und scheint in der Zerlegung seines Hühnerbratens völlig aufzugehen.

„Ist sie hübsch, Tante?“ fragt Leonie.

„Nein.“

Aber: „Sehr hübsch!“ sagen der alte Herr von Wardeck und Fritz zu gleicher Zeit.

„Heinz, was meinen Sie?“

„O, ganz nett, Mittelware. Haben Sie die Güte, mir den Salat herüberzureichen,“ spricht Heinz.

Leonie ist entschlossen, Sust kennen zu lernen, Fritz erklärt sich gleichfalls von der Partie, und nur Heinz hat den Sonntagnachmittag für das Trainiren seiner beiden Rennpferde „Siegfried“ und „Brunhild“ bestimmt und bedauert, die anderen nicht in den Wald begleiten zu können. Diese treten, bevor sie gehen, an die Rennbahn heran und sehen ein paar Minuten zu, wie August Kolb, der Jockey, seinem Herrn die Brunhild an der Longe vorführt.

„Die Longe weiter! Trab!“ befiehlt Heinz, um sich vor seiner schönen Cousine als Traineur zu zeigen, und wie eine Katze springt der Jockey neben dem Pferde her. Er ist ein kleiner, nicht mehr junger, häßlicher Mann mit einem Gesicht wie ein gutmütiger Mops. „Auf! Galopp!“ schreit Heinz, und im Nu sitzt der Jockey auf dem Pferd und saust an den Zuschauern vorbei, daß der Sand der Rennbahn ihnen bis in die Augen fliegt.

„Und diese Vogelscheuche erdreistet sich, das Auge auf Sust zu werfen!“ murmelt Annette aufgebracht, während sie mit dem Taschentuch den Staub von Gesicht und Kleid abzuwischen sucht. „Kommt, ich mag den Menschen nicht sehen. Adieu, Heinz; soll ich Sust grüßen?“

„Wenn es Dir Spaß macht,“ antwortet der Bruder mit halb zugekniffenen Augen, denn eben nimmt die Brunhild mit einem prachtvollen Satz ein Hindernis.

Als die drei eine Strecke entfernt sind, lehnt sich Heinz an den Zaun der Rennbahn und sieht ihnen nach; ein eigentümlich lauernder und dabei triumphirender Ausdruck liegt auf seinem feinen, weibischen Gesicht, dann winkt er den Jockey zu sich heran und sagt:

„Ist es wahr, Kolb, daß Sie die Susanne Hofmann heiraten wollen?“

Der Mensch auf dem Pferde lächelt verlegen und erwidert, er möchte schon, aber das Mädchen —

„Nun, vielleicht wird noch etwas daraus; und da sie die Ziehschwester des gnädigen Fräuleins war, so würde ich ein übriges bei der Ausstattung thun,“ sagt Heinz wohlwollend. (Fortsetzung folgt.)

Der junge Fürst.

Ein Märchen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein junger Fürst, der Liebling vieler Götter, übernahm, nach Jahren der Vorbereitung zu dem wichtigen Amte, die Regierung seines Reiches.

Von den Göttern geladen, fanden viele herrliche Gäste sich bei der Krönungsfeier ein, nur eine der Berufenen blieb aus — die alte, gute Mutter Erfahrung. Sie behauptete, erst später kommen zu können.

Nachdem die Festlichkeiten vorüber waren, versprachen die Götter dem Fürsten noch die Gewährung der drei ersten Wünsche, die er zu ihnen emporsenden werde, und nahmen Abschied von ihm.

Er aber, wohl erkennend, worin seine Aufgabe bestand, ging an die Erfüllung derselben. Besser wollte er die Menschen machen und infolge dessen glücklicher. Zur Liebe wollte er sie erziehen, zum Mitleid, er wollte in jedem einzelnen einen Feuerherd für fremdes Wohl, eine freudige Achtung für fremdes Verdienst erwecken. Ein edles Beispiel alles Vortrefflichen leuchtete er seinem Volke voran und suchte es zu bewegen, ihm nachzufolgen. — Umsonst! Außer der kleinen Schar, die ihn von allem Anfang an begleitet hatte, schlug niemand seine Wege ein.

Nach einem Jahr nutzlosen Strebens rief er zu den Göttern: „Unüberwindlich böse Mächte vergiften mir mein Volk und lassen es nicht genesen von Unrecht und Leid. Nehmt die unheilbare Krankheit hinweg, die an ihm zehrt. Nehmt die Unverbesserlichen hinweg, nehmt jeden, der keiner einzigen guten Regung fähig, jeden, dessen Dasein nur Unheil und Uebel für seinen Nebenmenschen ist.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er sie bereute, meinend, ein Todesurteil über viele Hunderte gefällt zu haben. Er lag bis zum Morgen auf den Knieen und weinte vor den Bildern seiner Götter. Dann begab er sich auf die Reise und fragte angstvoll in den Städten und Dörfern umher: „Sind heute nacht viele Leute gestorben?“

Und allenthalben hieß es: „Nicht mehr als gewöhnlich,“ und er wußte nicht, was er davon denken sollte.

Erst bei der Heimkehr in seinen Palast wurde er mit der Nachricht empfangen, daß einer seiner vertrautesten Räte plötzlich dahingeschieden sei.

Zwei Jahre verflossen; so fern wie je stand der König von seinen Seelen.

Und abermals betete er zu den Göttern:

„Ich seh' es ein, nicht an den ganz Verdorbten scheitert der Fortschritt im Guten, dazu gibt es ihrer zu wenige. Seine wahrhaft unüberwindlichen Feinde sind die Lauen, die Gleichgiltigen, die Selbstsüchtigen, diese tilgt hinweg, ihr Allmächtigen!“

Am nächsten Morgen begab er sich wieder auf die Reise und nahm seinen jüngeren Bruder mit, der ihm das Teuerste auf Erden war.

Das goldgeschirrte königliche Gespann flog schimmernd durch die Gefilde des reichsten und schönsten Landes, und auf allen Wegen und Straßen kamen lange Leichenzüge ihm entgegen und alle Totenglocken schallten, und kein Kirchhof, noch so groß, war groß genug, um alle Särge zu fassen, die ihm zugeführt wurden.

Wo der König sich zeigte, allerorten rief man ihm entgegen:

„O Herr, Dein Reich ist entvölkert!“

„Es ist gereinigt,“ dachte er, „das Unkraut ist ausgerottet, nun sollen goldene Saaten reifen . . .“

„Eines nur noch, das letzte, gewährt mir, ihr Götter! Gleichen Sinnes mit mir laßt die Ueberlebenden sein, ein Streben beseele sie und mich . . . Hab' ich noch einen Widersacher unter ihnen, gibt es einen, der mir je den Tod gewünscht — er sterbe!“

Kaum sprach's der König, und wie vom Blitze des Himmels getroffen, stürzte der blühende Jüngling an seiner Seite zusammen. Ein gräßlicher Schrei ertönte: „Du! — mein Bruder — Du?“

Der Wagenlenker wandte sich entsetzt — Wahnsinn drohte ihm entgegen aus dem Antlitz seines Herrn und wahnsinnig war, was sein Herr begann. Die Zügel riß er an sich und schleuderte sie über die feurigen Rosse hin und rief: „Lenkt ihr! Lenkt euch selbst und mich!“

Kloster-Heuernte. Nach einem Gemälde von Josef Weiser. (In der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung.)

Digitized by Google

Sonntagspublikum im zoologischen Garten in Berlin. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

„Ins Verderben!" jammerte sein Diener in bleicher Todesangst, und den König ergriff ein Erbarmen, er hob den Zitternden empor und warf ihn hinaus aus dem Gefährt, ins hohe Wiesengras.

Er selbst jedoch, der Willkür der jagenden Rosse überlassen, stürmte dahin mit fliegenden Locken, den Fuß auf die Leiche des Bruders gesetzt, stürmte vorbei an den Wohnungen der Menschen, über rasselnde Brücken, über Niederungen und Höhen, durch wogende Felder, durch die schweigende Oede. Endlich sausten die Rosse einen jähen, breiten Waldweg hinab und brachen in der Tiefe nieder, ein wilder, lebendiger Knäuel. Neben ihnen, besinnungslos, lag der König.

Als er zum Bewußtsein erwachte, war es Nacht, der Mond schien hell und leuchtend in den Thalkessel hinein. Im Scheine seines weißen Lichtes entwirrte der König die Zügel und Stränge, in denen die Pferde sich verwickelt hatten, half ihnen auf und gab ihnen die Freiheit. Dann begrub er seinen Bruder unter den hohen Bäumen und wanderte fort; wanderte bei Nacht, verbarg sich bei Tag und gelangte bis an die äußerste Grenze seines Landes. In einem Dorf tauschte er seine Kleider mit denen eines Hirten und lebte jahrelang unerkannt bald da, bald dort — pflegte die Kranken, stand den Greisen und Kindern bei und wunderte sich, wenn er bei diesen Kindern Fehler wiederfand, die er meinte aus der Welt geschafft zu haben. Und er verwies sie ihnen teils mit Strenge, teils mit Sanftmut und stand ihnen liebreich bei im Kampfe menschlicher Schwäche mit menschlichem Vervollkommnungstrieb.

Er war ein reifer Mann geworden und ruhte eines Abends nach angestrengtem Tagewerk vor der Hütte, die er bewohnte, aus. Da näherte sich ihm ein Weib, steinalt, aber rüstig, mit ernsten, klaren Augen, und wollte bei ihm bleiben und ihm dienen.

Und er, statt ihr zu danken, sprach vorwurfsvoll:

„Erfahrung, verläßlichste, unentbehrlichste Führerin, warum hast Du Dich fern von mir gehalten in den Tagen meiner Macht? — Jetzt kommst Du zu spät!"

Seufzend antwortete die alte Mutter:

„Das ist mein schweres, mein gewebtes Los!"

Romeo und Julie auf dem Lande.

(Hiezu das Bild S. 888.)

Wie das Sonnenlicht und der Sternenschimmer über die ganze Erde geht, so ist es mit der Liebe; sie leuchtet von den Hütten Grönlands bis jenseits des Aequators, wo die Natur wieder zu Eis erstarrt, in jedes Herz und ruft bei der ganzen Menschheit auf dem Lebensmeer jene Stürme hervor, von denen auch der Ruhigste und Leidenschaftsloseste erfaßt und umhergeworfen wird. Der stumpfe Eskimo ist dieser Allgewalt unterthan wie der große Philosoph, der Bauernknecht hinter dem Pfluge wie der Monarch auf dem Throne. Nichts entgeht ihr, was da Odem hat, und der Mensch am wenigsten. Die Liebe ist für ihn gar häufig gleichbedeutend mit Leid, denn seltsamerweise strebt sie nach dem schwer Erreichbaren; sie ist eine kämpfende, ringende Macht, sie kümmert sich nicht um den Unterschied von Rang und Stand, Vermögen und Abkunft. Solche Hindernisse sind ihr ein besonderer Reiz, sie entfachen das Feuer; deshalb gibt es Romeos und Julien nicht nur in den vornehmen Kreisen, das einsame, weltentlegene Dorf hat vielleicht noch häufiger bitterfeindliche Familien, deren Kinder sich lieben. Es sind jedenfalls sehr einfache Verhältnisse, in denen das Liebespaar lebt, das unser talentvoller Zeichner unabhängig von der gleichnamigen Gottfried Kellerschen Novelle verkörpert hat. Viel von seinen Gefühlen werden sie nicht wissen, aber das süße Leid der Liebe kämpfen sie doch durch, denn zwischen ihnen steht Elternfeindschaft, Elternhaß, der bei Bauern viel bitterer und härter ist als bei Städtern, und der Schauer unheimlicher Möglichkeit durchbebt bei allem Glück ihre Herzen und macht den jungen Burschen leidenschaftlicher und das Mädchen herzbedrückter, ahnungsvoller, als es sonst wohl die Neigung empfinden würde. Ob dieser Dorfromeo und diese Julie auch tragisch enden werden — wer weiß es? — Auf dem Lande gibt es mehr Trauerspiele als in der Stadt.

Erholungsstunden.

(Hiezu das Bild S. 893.)

Das schöne Bild erklärt sich von selbst. Wer hätte nicht auch schon einmal so in behaglichem far niente des Lebens Ueberfluß genossen, wer dächte im Getreibe des Alltagslebens nicht immer wieder mit Sehnsucht jener Stunden der Erholung zur Zeit der sauren Gurken, wer wünschte nicht, daß sie bald sich wiederholen möchten?

Es ist ein heißer Tag gewesen; man hat sich geflüchtet vor dem Licht und dem erstickenden Atem des Hochsommers, am liebsten bis in den Keller hinab, und doch hat man schwitzen müssen und ist erschöpft, selbst vom Nichtsthun. Nun ist es Abend geworden. Noch steht die Sonne über dem Horizont, aber ihre Strahlen haben die sengende Glut verloren; scheidend küßt sie noch einmal mild lächelnd Blume und Blatt, haucht einen Goldschimmer über die Wölkchen im Blauen, über die Kuppen des Gebirges und schickt sich an, hinabzutauchen ins Weltmeer, fern im Westen. Nun ist es Zeit, hinauszuwandern, sich zu erquicken und alle Sinne sich gesund zu baden in der würzigen Frische des Waldes und dem kühlen Lüftchen, das über den See dahinstreicht und die Gestade umschmeichelt. Die Gattin, die getreue, wartet bereits, das Mädchen mit dem Baby ist vorausgewandert. Jetzt geht es ins Freie hinaus. Schon blinkt der Wasserspiegel silbern durch das dichte Grün — nun ist das Ufer erreicht und der Kahn bestiegen. Jeder atmet wohlig auf. Eine Weile sitzt man unthätig, lachend und plaudernd sich gegenüber; dann kann er nicht mehr widerstehen, der Gatte; unbezwinglich wird die Lust, einem Fischchen den Garaus zu machen, obgleich nur selten, sehr selten das Glück ihm günstig ist. Rasch ist die Schnur entrollt, und die Angel taucht hinab. Kein Windhauch rührt sich, unbewegt ruht die Flut. Abendfriede überall!

L. Th.

Der Pilger.

(Hiezu das Bild S. 896.)

Auf dürrer Heide geht
Ein armer Wandersmann,
Kein kühlend Lüftchen weht,
Das ihn erquicken kann.
Er schaut Land ein, Land aus,
Horcht, keine Quelle fließt,
Blickt, sieht nicht Wald, nicht Haus,
Das schattend ihn umschließt.
Er kann nicht weiter gehn,
Er sinkt aufs dürre Moos. —
Doch sieh, auf Bergeshöhn
Erblickt er jetzt ein Schloß,
„O Kranker, freue dich!
Das nimmt dich gastlich auf!"
Er rafft zusammen sich,
Er eilt den Berg hinauf.
Und als er auf den Höhn,
Kein Schloß erspäht er mehr —
Sieht eine Wolke stehn,
Die bald hinstirbt wie er.

Justinus Kerner

Die Trauerfeierlichkeiten in München.

II.

(Hiezu das Bild S. 901.)

Drei Tage, von Mittwoch bis Freitag, blieb die Leiche König Ludwigs ausgestellt, am Samstag, den 19. Juni, wurde sie bestattet. Düster brach der Morgen an, dichte Wolken verhüllten den Himmel, Regen strömte herab, und kalt wie im November wehte der Wind. Dennoch brachte jeder Eisenbahnzug von frühester Stunde an immer größere Massen trauernder Landeskinder, die gekommen waren, ihrem geschiedenen König die letzte Ehre zu erweisen. Das Gedränge in den Straßen wurde dichter und dichter; zu den Einheimischen gesellten sich zahlreiche Fremde, welche schon an den vorhergehenden Tagen sich eingefunden hatten, und als um Mittag die Glocken aller Kirchen zu läuten begannen, war auf den Trottoirs, an den Fenstern, auf den Balkonen und den Dächern der Häuser, von welchen aus das beginnende Schauspiel zu übersehen war, kaum noch ein Plätzchen unbesetzt. Trauerfahnen wehten von den öffentlichen Gebäuden, viele Private hatten schwarz dekoriert.

Endlich um ein Uhr setzte der Leichenzug unter den Klängen von Beethovens Trauermarsch und dumpfem Kanonendonner der St. Michaelshofkirche zu sich in Bewegung. In der Neuhauserstraße hatten das Kadettencorps, die Kriegsschule und die beiden Eskadrons des 2. Ulanenregiments Aufstellung genommen. Hieran schlossen sich die beiden Eskadrons des 4. Chevauxlegersregiments und des 4. Feldartillerieregiments, das Infanterieleibregiment, das 1. Infanterieregiment, das 3. Feldartillerieregiment, das 1. schwere Reiterregiment und die zweite Eskadron des 2. Ulanenregiments. Von der Residenz bis zum Palais des Grafen Arco in der Briennerstraße bildete Infanterie Spalier, von da bis zur Arcisstraße und weiter die Krieger- und Veteranenvereine und die Feuerwehr. An der Spitze des Leichenzuges schritt die Livreedienerschaft des Münchener Adels mit brennenden Kerzen, denen sämtliche Bruderschaften mit verhüllten Fahnen folgten. Dann kamen die Schulen und Erziehungsanstalten, die klösterlichen Korporationen, die ganze Hofdienerschaft und sämtliche Hausoffizianten, die Geistlichen, die Bischöfe und Erzbischöfe Bayerns, fünfundzwanzig Männer in der historischen schwarzen Kugel, welche nur Oeffnungen für die Augen enthält, das Wappen und doppelbrennende weiße Kerzen, der letzte das Bildnis des heiligen Georg tragend, und schließlich die Hofbeamten des verstorbenen Königs. Ihnen folgte der von acht mit schwarzen Decken behangenen Pferden gezogene Leichenwagen, an dessen vier Ecken prächtige Kränze von Landeskorporationen aufgehängt waren. Der Leichenwagen war auf der Decke mit der Krone geziert; auf dem mit Blumen und Kränzen reich geschmückten Sarge befanden sich die Reichsinsignien und die Attribute der Hausorden vom heiligen Hubertus und vom heiligen Georg. General- und Flügeladjutanten, Kommandeure des Ritterordens vom heiligen Georg, Kämmerer, Edelknaben mit brennenden Kerzen und Hatschiere schritten zu beiden Seiten des Leichenwagens, dem ein Leibpferd des Königs nachgeführt wurde. Nach einem Kruzifix mit zwei Leuchterträgern folgte Prinz Luitpold in der Uniform des Generalfeldzeugmeisters der Armee. Hinter ihm schritt der Kronprinz des deutschen Reichs in preußischer Feldmarschallsuniform, zu seiner Linken der Kronprinz Rudolf von Oesterreich in der Uniform seines bayrischen 2. schweren Reiterregiments, sodann der Großherzog von Baden und Prinz Georg von Sachsen, der Erbgroßherzog von Oldenburg, Herzog Thomas von Genua, der Erbprinz von Anhalt, Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, der Erbprinz von Schaumburg-Lippe, Herzog Albrecht von Württemberg, Rittmeister von Blumenberg als Vertreter des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, der Kammerherr und Flügeladjutant Fritzenhofen in Vertretung des Fürsten von Reuß-Greiz, der russische Gesandte von Osten-Sacken, der Marquis von Pennafiel als Vertreter des Königs von Portugal, Sir E. Malet, englischer Botschafter in Berlin, Baron Bose, Oberhofmeister des Herzogs von Nassau, Rittmeister Giesewald als Vertreter des Prinzregenten Albrecht von Braunschweig, Generalstabsoffizier Graf van der Straten-Ponthoz als Vertreter des Königs von Belgien, Fürst Emil von Thurn und Taxis als Abgesandter des Malteserordens, mit sämtlichen zu den vorgenannten höchsten und hohen Herrschaften kommandirten Offizieren. Diesen Teil des Zuges gibt unsere Abbildung in jenem Augenblick wieder, als er den Eingang zum botanischen Garten passirte. An die genannten hohen Herrschaften reihten sich an: Die Herren Kronbeamten, die Mitglieder der landesherrlichen Familien, die obersten Hofchargen, die Generalität, Staatsräte, die Präsidenten der Regierungen und Oberlandesgerichte, die königlichen Gesandten, die St. Georgsritter, die Regimentskommandeure und Stabsoffiziere, die übrigen Offiziere nach ihrem Range, die Beamten der Staatsministerien; ihnen folgte eine große Anzahl von Bürgermeistern bayrischer Städte und Ortschaften.

Um zwei Uhr zwanzig Minuten traf der königliche Leichenwagen vor dem westlichen Portale der Kirche ein. Zwölf Gugelmänner traten hinzu, hoben den Sarg herunter und trugen ihn in das schwarz ausgeschlagene Gotteshaus. Hier wurde er mit einem schwarzsammetenen Bahrtuch mit Silberkränzen überdeckt und auf diese die Königskrone mit den Ordensinsignien niedergelegt. Zwischen den Spalier bildenden Hatschieren ging dann die gesamte Geistlichkeit dem Sarge entgegen und geleitete ihn vor den verhängten Hochaltar. Hier wurde die Leiche, von den Fürsten und höchsten Staats- und Hofbeamten umgeben, durch den Erzbischof von Steichele noch einmal ausgesegnet und dann unter dem Vorantritt der Geistlichkeit und gefolgt von dem Minister von Crailsheim und dem Obersthofmeister Graf zu Castell von den Gugelmännern in die Gruft getragen. Noch einmal fiel ein verlorener Sonnenstrahl auf den Sarg, dumpf schallte der Grabgesang, dann verließ der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, bei ausbrechendem Gewitter die Kirche wieder.

König Ludwig ist nun zur ewigen Ruhe gebettet, aber noch auf lange hinaus wird er die Geister beschäftigen, wie zu der Zeit, als er noch lebte. Ein eigener Zauber umschwebt seine ganze Erscheinung, der den forschenden Verstand, die Phantasie und das Gemüt gleich lebhaft in Anspruch nimmt. Es drängt sich eine Fülle von Fragen auf, für welche die Gegenwart keine genügenden Antworten hat. Ob und wie weit die Zukunft der Schleier lüften wird, die über diese rätselhafte Erscheinung ausgebreitet liegen — wer weiß es? L. Th.

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

V.

Aus der Münchener Schule.

Erste Reihe.

(Hiezu das Bild S. 900.)

Nachdem wir einen nicht unwesentlichen Teil der von den Berliner Malern für ihre Jubelausstellung gemachten außerordentlichen Anstrengungen und ihrer bemerkenswerten Erfolge in dem Pergamonpanorama und den Kaiserdioramen im ägyptischen Tempel kennen gelernt haben, wollen wir, ehe wir uns mit den Berliner Staffeleibildern beschäftigen, zunächst einen kleinen Abstecher in die Abteilung der Münchener Kunst unternehmen. Wir begegnen da unter anderem zwei Bildern, mit denen wir unsere Leser vor nicht allzu langer Zeit bekannt gemacht, nämlich einer wenig veränderten Wiederholung der ergreifenden Darstellung Max Adamos „Karl I. von England empfängt im Schloß Maidenhead den Besuch seiner Kinder" (siehe Band 54, S. 1112 und 1113) und dem Bildnis der Prinzessin Elvira von Bayern von K. Gampenrieder (S. 724 des laufenden Bandes). An Darstellungen historischen Charakters enthält die Münchener Abteilung außer dem in erster Linie genannten Gemälde noch eine ganz bemerkenswerte Reihe von Bildern. Fassen wir für heute zunächst diejenigen ins Auge, die ihre Stoffe der Bibel oder der klassischen Mythologie entnehmen, so finden wir, wie gerade hier als hervorstechender Zug das Streben der jüngeren Schule nach möglichst scharf ausgesprochenem Naturalismus sich in besonders auffälliger Weise geltend macht. Was für ein hagerer, eckiger Bursch ist beispielsweise jener in den Flegeljahren stehende „Ganymed", den Franz Kirchbach durch den Adler des Zeus in die schwärzlich umdüsterten Lüfte entführen läßt, ein Bild, bei dem man schwer begreift, was sein Urheber mit dieser ausgesuchten Häßlichkeit bezweckte. Soll es sich dabei lediglich um einen Protest gegen die akademischen Schönheitsbegriffe handeln? Dann hat Kirchbach vergessen, daß er für das, was er zu bieten verschmäht, hinlänglichen Ersatz auf anderer Seite geschuldet hätte. Auch die niederländischen Naturalisten, ein Rembrandt, Franz Hals und ihre Schulen, machten Front gegen die herkömmlichen Ideale, aber sie boten für die geflissentlich umgangene Schönheit der Form reichliche Entschädigung durch den Reiz der Farbe, den poetischen Zauber des Helldunkels, den sie gelegentlich bis zur phantastischen Wirkung steigerten. Auf solche Weise wußten sie, wo es das Außerordentliche zu

betonen galt, auch die hausbackenste Auffassung, der sie in bewußter und herausfordernder Weise huldigten, in höhere Sphären zu erheben. Im Lager unserer Ultranaturalisten jüngster Prägung aber finden sich Umsturzmänner auf ästhetischem Gebiete, die gründlich mit dem Alten aufzuräumen bestrebt sind, ohne sich zur Genüge klar gemacht zu haben, was sie an seine Stelle Neues und nach ihrem Sinne Besseres setzen wollen. Wenn ihre antiakademischen Probleme wenigstens den Stempel humorreller Persiflage trügen! Aber auch dafür sind Schöpfungen wie dieses Gegenteil von einem Götterknaben, das Kirchdorf für einen Ganymed ausgeben möchte, zu trocken und zu holzern.

Wenn Fritz von Uhde bei den biblischen Darstellungen, denen er sich in den letzten Jahren ausschließlich zugewendet hat, einem geistesverwandten Naturalismus huldigt, so ist dieser Künstler sich doch genau bewußt, wohin er seinen Schwerpunkt verlegen will. Die schlichte, naive Empfindung ist es, auf die er abzielt, und die er in so mancher seiner Gestalten recht glücklich zu verkörpern weiß. Mit den allgemeinen Grundsätzen, die er dabei verfolgt, läßt sich freilich rechten. In der Absicht, die neutestamentarischen Vorgänge dem heutigen Empfindungsleben recht nahe zu rücken, läßt er sie unter Anwendung einer kühnen poetischen Lizenz so viel als irgend thunlich mitten in unsere eigene Zeit hereinverlegt erscheinen. Er geht dabei von der Beobachtung aus, daß die Meister des Mittelalters und der Frührenaissance bei Behandlung solcher Aufgaben in ähnlicher Weise verfuhren, indem sie nur für die Hauptpersonen, insbesondere für Christus selbst, einen durch das geheiligte Herkommen festgestellten, in Tracht und Erscheinungsform altertümelnden Typus beobachteten, während sie alle Nebenfiguren, namentlich das den Vorgängen beiwohnende und an denselben teilnehmende Volk nach Anzug, Sitten und Gebräuchen ganz im Charakter jener Tage erscheinen ließen, in denen der Maler sein Bild schuf. Das war bei jenen älteren Meistern nicht ein Ergebnis klügelnder Berechnung, sondern die unmittelbare Eingebung einer Phantasie, die ihre Vorbilder aus dem Leben der nächsten Umgebung schöpfte, ohne weiter darüber zu grübeln, ob die Menschen in früheren Zeiten sich wohl auf ähnliche oder auf andere Weise getragen und benommen haben mögen. Noch weniger stellten die Beschauer solche Betrachtungen an. Für sie war der Künstler Autorität. Wie es noch heute unter den Romanlesern der minder gebildeten Stände da und dort solche gibt, die da glauben, alles, was der Dichter ihnen erzählt, müsse sich auch wörtlich so zugetragen haben, so nahm das gläubige Volk von damals die Schöpfungen seiner Künstler wie eine Art von Offenbarung hin, an der nicht zu rütteln und zu deuteln ist. „So ist das hier gemalt, also hat es auch so sich ereignet und so ausgesehen. Wo sollte es denn der Maler sonst hergenommen haben?“ Das war die schlichte Auffassung jener Menschen, die nur von absoluter Wahrheit oder absoluter Lüge wußten, und für die das Kunstwerk sofort seine ganze Bedeutung verloren haben würde, wenn sie hätten denken müssen, das Geschilderte habe sich in Wirklichkeit wesentlich anders ausgenommen, als es der Maler dargestellt. Wie verhält es sich nun aber mit der Uhdeschen Anwendung jener Darstellungsgrundsätze auf die Gegenwart? Erzielt er nicht durch sie gerade das Gegenteil von dem, was für das Verfahren seiner Vorbilder maßgebend war? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der erste Eindruck seiner Bilder, bei denen Christus inmitten einer Schar von Menschen aus den heutigen arbeitenden Klassen, jung und alt, erscheint, ein befremdlicher ist. Was bei den alten Meistern ihrem Publikum gegenüber mit unmittelbarer Ueberzeugungskraft wirkte, das erscheint in seiner analogen Anwendung auf die heutige Zeit, die mit ganz anderen und ganz bestimmten Vorbegriffen an ein Kunstwerk biblischen Inhalts herantritt, als peinlich gesucht. Diejenigen freilich, deren Interesse in der Sucht nach dem Neuen, Absonderlichen sich erschöpft, finden hier ohne Bedenken ihre Rechnung. Wer aber mit weitergehenden Forderungen naht, muß sich erst über die Seltsamkeit der Zusammenstellung hinwegsetzen, ehe er versuchen kann, sich mit den tiefer liegenden Intentionen zu befreunden. In solcher Weise wirkte Uhdes erstes Bild dieser Gattung: „Christus als Kinderfreund“, und auch seine hier wiederholt zur Ausstellung gelangte Verkörperung des Tischgebetes: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“, hat einen ähnlichen Charakter. Sie führt uns in eine Hütte der Armut und Genügsamkeit. Die schlichten Insassen haben sich um den bescheiden gedeckten Tisch geschart und in frommer Andacht jenes Gebet gesprochen. Da tritt Christus selbst zur Thür herein, demutvoll von den Anwesenden begrüßt, die indes diese Erscheinung keineswegs wie etwas Außerordentliches, Wunderbares, höchstens als eine ihnen erwiesene besondere Huld und Gnade entgegennehmen. Setzen wir uns über die Kühnheit dieser Einkleidung einer poetischen Hyperbel hinweg, dann werden wir freilich der schlichten Ehrfurcht, die sich in den Erwachsenen, der kindlichen Zutraulichkeit, die sich in den Kleinen ausspricht, unsere Teilnahme und der sehr tüchtigen malerischen Ausführung unseren Beifall nicht versagen. Letztere zeichnet auch Uhdes jüngstes Bild: „Das heilige Abendmahl“ aus. Indeß erregt es aufs neue Befremden, daß wir dieselben schlichten Arbeiterphysiognomien, die uns der Künstler schon in den modernen Wohnstuben vorgestellt hat, nun unter den um Christus gescharten Aposteln an besonders auffälliger Stelle wiederfinden. Das gehört denn doch in die Rubrik der Armut an Motiven, Erfindung und Charakteristik, an der das malerische Schaffen der Gegenwart so vielfach krankt, deren aber ein so begabter Künstler wie Uhde sich nicht schuldig machen sollte.

Auf Wegen, die den seinen entgegengesetzt sind, streben andere eine Neubelebung der biblischen Darstellungen an, indem sie in Tracht und Umgebung auf möglichste historische Treue ausgehen, wie wir dies unlängst schon bei einem alttestamentlichen Stoff beobachtet haben. Dieser Richtung huldigen unter anderen Albert Keller in seiner „Auferweckung der Tochter des Jairus“, einem Bilde voll dramatischen Lebens und mit Feinheit gepaarter koloristischer Kraft, sowie O. Wolf in seinem Gemälde „Christus und die Ehebrecherin“, von dem wir unlängst in den Notizblättern berichtet haben. Auch Ernst Zimmermanns „Christus bei den Fischern“ und der in einen breitgestreiften orientalischen Stoff gekleidete Christus, dem vier Frauen andächtig lauschen, von Alexander Golz, zeugen von verwandtem Streben.

Ein Gebiet, auf dem ein Schwanken zwischen der historischen Treue und der Annäherung an die Gegenwart kaum möglich ist, weil seine wesentlichen Erscheinungsformen im Laufe der Jahrhunderte immer dieselben geblieben sind, erfreut sich vielleicht gerade darum einer besondern Vorliebe und Pflege von seiten nicht weniger Maler. Ich meine das Gebiet der Darstellungen aus dem Klosterleben, von denen die heute beigefügte Abbildung ein bemerkenswertes Beispiel vor Augen führt. Joseph Weisers „Kloster-Heuernte“ hat ganz diesen von der Zeit unabhängigen Zug. Die Scene, die uns durch den Charakter der Landschaft und der Klosterbauten unverkennbar nach Italien versetzt, kann sich dort wohl ebenso gut noch heute abspielen, wie sie sich in gleicher Weise vor Jahrhunderten abgespielt haben kann. Der Eindruck ist ein solcher, bei dem man gerne verweilt. In lebhafter Weise kennzeichnet sich einerseits das volle Aufgehen des einzelnen in den Interessen des Ganzen, der Allgemeinheit, andererseits das gesunde Festhalten an einer heitern, harmlosen Lebenslust auch innerhalb dieser Kreise, die sich von dem breiten Strome des Weltlebens für immer losgesagt haben, und die außerhalb Stehende sich nicht selten fälschlicherweise als ausschließlich einer düstern Askese huldigend vorstellen. Mag auch auf einige besonders strenge Orden diese Vorstellung annähernd zutreffen, bei den frommen Brüdern, die diese freundliche, schön gelegene Klosteranlage hier bewohnen, herrscht zu ihrer und zu unserer Befriedigung eine mildere Regel. Die weiten üppigen Wiesengründe, die das Kloster rings umgeben, sind sämtlich Eigentum desselben und werden von den Mönchen selbst im Schweiße ihres Angesichts bestellt. Im Schweiße ihres Angesichts! Der wohlbeleibte Bruder da vorn, der sich eben die Tropfen von der heißen Stirne wischt, ist die lebendige Verkörperung jenes Satzes. Er hat nach Kräften Sense und Heugabel geschwungen gleich jenen Brüdern, die wir noch mit diesen wuchtigen landwirtschaftlichen Instrumenten beschäftigt sehen. Nach Ablauf ihrer Zeit werden sie von den jetzt sich Labenden abgelöst werden, wie diese vor einer Weile von ihnen abgelöst worden sind.

So charakterisiert sich ein fröhlicher, gemütlich anheimelnder Gemeinsinn in der Bruderschaft, die diesen Namen im vollen Sinne des Wortes für sich in Anspruch nehmen darf. Von solchem Geiste beseelt, muß es sich trefflich hausen in dem geräumigen Klosterbau, dessen romantisch idyllische Renaissance ganz zu dem still zufriedenen, herzlich erhebenden Tone stimmt, der seine Bewohner erfüllt und unter sich verbindet. Der Künstler hat diese Harmonie zwischen der landschaftlich architektonischen Anlage und den Personen, die sie beleben, sowohl in der geschickt angeordneten und dabei ganz natürlich und ungezwungen erscheinenden Komposition als in der sonnigen Gesamthaltung trefflich zu betonen gewußt und so ein nach jeder Richtung hin erfreuliches Bild uns vor Augen gestellt.

Weit stiller als diese Mönche, bei denen ein so fachgemäßer Wechsel von tüchtiger Arbeit und entsprechender Erholung zu Tage tritt, erscheinen die frommen Schwestern, die Max von Schmaedel im Garten ihres Klosters, dem Gemüsebau obliegend, zeigt, ein Bild voll ruhiger, stiller Beschaulichkeit.

Eine ähnliche Stimmung beherrscht auch August Holmbergs „Schachpartie“, in welche ein älterer und ein jüngerer Priester vertieft sind, während zwei andere geistliche Herren dem Gang des Spiels mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Es ist eines jener in Ton und Durchbildung mit äußerster Feinheit ausgeführten Bilder, wie sie Holmbergs nobel gestimmte Palette schon des öftern geliefert hat. Wir werden bei nächster Gelegenheit unseren Lesern ein paar bezeichnende Werke dieses eleganten Meisters vorzulegen haben. Auch er ist — wie Joseph Weiser — aus der Schule von Wilhelm Diez hervorgegangen und zwar aus jener ersten und bedeutsamen Blütezeit dieser Schule, der noch mehrere Talente, wie Ludwig Loefftz und der weiter oben genannte Ernst Zimmermann, ihre entscheidende Ausbildung verdanken. Meister Diez selbst finden wir durch eines jener Bildchen von niedlichem Format vertreten, in denen seine eigenartige Virtuosität so recht zum vollen Ausdruck gelangt, jene Virtuosität, die darin gipfelt, den kleinsten Maßstab mit einer flotten künstlerischen Breite des Vortrags bei vollendeter Formdurchbildung und feingestimmter Koloristik zu behandeln. Der Gegenstand erscheint dabei nebensächlich. Diez sucht und findet ihn am liebsten da, wo eine malerisch wirkende Vernachlässigung der menschlichen Außenseite seiner gestaltenden Phantasie, die alle für den Laien unscheinbaren Zufälligkeiten mit Raffinement auszunützen beflissen ist, den weitesten Spielraum bietet. Im gegenwärtigen Fall ist es eine am Wege rastende Bauernfamilie im Charakter jener Zeit, aus welcher ein Teniers, Adriaen Brouwer und Genossen ihre unmittelbaren Anregungen sogen, die ihm einen willkommenen Stoff liefert. Neben dem schimmelbespannten primitiven Karren, in welchem die Leutchen ihre Wanderschaft zurückzulegen begonnen haben, hat sich der Familienvater seiner ganzen Länge nach ins Gras gestreckt und überläßt sich einem weltvergessenden Schlummer, während seine Ehehälfte, ihr Kind im Schoße wiegend, ihm zur Seite sitzt. Die zerlumpten Erscheinungen dieser drei Personen verbinden sich mit dem dahinter aufgepflanzten Wagen und der frühlichen landschaftlichen Umgebung zu einem künstlerisch gerundeten Ganzen von großer Feinheit des Tones.

Recht im Sinne des Meisters hat R. Schleich seinen „Pferdemarkt im siebenzehnten Jahrhundert“ durchgeführt. Eigenartiger entfaltet sich der ebenfalls der Diezschule angehörige Alexander Grünenwald in seinen „Marodeurs aus dem siebenzehnten Jahrhundert“, die in einer lichtdunklen Scheune um ein kleines Feuer geschart sind, das die verwahrlosten und verwilderten Gestalten mit spärlichen blutroten Streiflichtern unheimlich anstrahlt.

Auf das weitere, recht ergiebige Auftreten der Münchener Malerei innerhalb der gegenwärtigen Jubiläumskunstausstellung werden wir demnächst in Bild und Wort zurückzukommen Anlaß haben und begnügen uns daher für heute mit diesem Streifzug.

Otto Baisch.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Seitdem der eiserne Kanzler Offenheit und Wahrheit** selbst für den diplomatischen Verkehr proklamiert hat, ist der Kampf gegen Heuchelei und Lüge mehr und mehr zum Feldgeschrei für das jüngere Geschlecht geworden. Man will Wahrheit überall — im öffentlichen und privaten Leben, vor allem auch in der Dichtung, dem Spiegelbild der realen und idealen Welt. Auf doppeltem Wege sucht auch Stephanie Keyser in ihrem neuesten Werk: „Der Weg zur Wahrheit“ (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger), diesem Losungswort nachzukommen. Sie zeigt, wie auch in der Gesellschaft die Wahrheit schließlich siegt, und sucht ihren Zweck zu erreichen durch eine möglichst enge Anlehnung an die Wirklichkeit. Auf der einen Seite steht die Familie Althaus, die alles, selbst Glück und Existenz, dem Schein opfert, auf der andern Detlef Löwenstern mit seiner Schwester Alix, getaufte Juden, die von dem Piedestal ihrer Millionen herab sich das Vergnügen machen können, sich zu geben, wie sie sind; zwischen ihnen hin und her schwankt Reimar von Gebern, der anfangs Helene Althaus, der Tochter seines Vorgesetzten, den Hof macht, dann mit kühler Berechnung sich von ihr ab und der reichen Alix zuwendet, von dieser — wenn auch mit blutendem Herzen — zurückgewiesen, schließlich aber in der Leidenschaft für das schöne, geistvolle Mädchen sich läutert und den Mut findet zur Wahrheit. Das Gesellschaftsbild, das uns hier geboten wird, ist ohne Zweifel im großen und ganzen ein wahres — besonders die Familie Althaus ist typisch und treffend gezeichnet. Eine stärkere und befriedigendere Wirkung hätte indes erzielt werden können, wenn Gebern von vornherein etwas idealer angelegt worden wäre. Man glaubt, selbst den veredelnden Einfluß der Liebe zugegeben, nicht recht an die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung und die Reinheit seiner Motive. Trotzdem gehört dieser Roman zu dem besten und gediegensten, was in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur geschaffen worden ist, und beweist aufs neue das große Talent seiner Verfasserin.

— **Mit dem Beginn der Reisesaison haben sich auch die** neuen Auflagen der Reiseführer im Buchhandel eingefunden. Diese früher sehr dickleibigen Werke sind jetzt in praktischen, handlichen Ausgaben hergestellt. Vor allem müssen wir dies von „Meyers Reisebüchern“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) lobend hervorheben. Meyers Führer, in feinen, biegsamen Einbänden mit abgerundeten Ecken, sind so gestaltet, daß man sie bequem in der Rocktasche tragen kann, und deshalb präsentieren sich Gebiete wie zum Beispiel die deutschen Alpen in zwei Teile zerlegt. Der erste dieser Bände (der Auflage von 1888) enthält das bayrische Hochland, Algäu, Vorarlberg und leitet uns über Nordtirol, Brenner, Bozen, Meran und Südtirol bis zum Gardasee. Der zweite Band beginnt mit Salzburg-Berchtesgaden, führt uns in das Salzkammergut, zur Giselabahn, Unterinn, Zillerthal, Pusterthal bis zu den Dolomiten und Bozen. Reichhaltigkeit, Gewissenhaftigkeit, gute Karten, übersichtliche Pläne und praktische Einteilung der Touren zeichnen diese „Meyers“ aus. In derselben Art bringt auch der gleiche Verlag ein „Reisebuch von Süddeutschland“, umfassend die fränkische Schweiz, Fichtelgebirge, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart, München, die bayrischen Seen, Salzburg, Ischl, Wien und die böhmischen Bäder mit Routen zwischen all diesen. Die guten Register müssen noch als besondere Vorzüge dieser Bücher erwähnt werden. — Der Amthorsche Verlag in Augsburg spendet eine neue Auflage seines „Führers durch Tirol, das bayrische Hochland, Salzburg, Vorarlberg“, er berücksichtigt auch die angrenzenden Gebietsteile der Schweiz, Oberitaliens und Kärnthens. Das altbewährte, vortreffliche Reisewerk des bekannten Touristen, Alpenfreundes, Sprachforschers rc. liegt hier in der sechsten, von Nepomuk Zwickh bearbeiteten Ausgabe vor, es ist für jede Art von Reisenden ein nützliches Buch, überreich an Material nach den verschiedensten Richtungen hin und darf als eines der besten und ausführlichsten deutschen Reisebücher warm empfohlen werden. An Bequemlichkeit des Formates steht es den Meyerschen nach, hat aber dafür andererseits wieder besondere Vorzüge nach der Seite der Wissenschaftlichkeit hin. — Für diejenigen, die nicht sowohl eine umfassendere Vergnügungsreise unternehmen, als vielmehr eine stabile Zuflucht für die Sommerszeit in einem Bade- oder Luftkurort suchen wollen, bietet Woll-Fels eine willkommene Gabe in seinem Buch über „Bäder und Luftkurorte Deutschlands, I. Abteilung, Schwarzwald und Rhein“, das sich der ebenfalls sehr beachtenswerten Folge von „Schmidts Reisebüchern“ (Zürich, Caesar Schmidt) einreiht. Der Verfasser vermag als Mediziner vom Fach und zugleich als ein feinsinniger Beobachter alles dessen, was auf den geistigen Menschen erfreulich wirkt, jeden einzelnen Kurort auf das treffendste zu charakterisieren und die verläßlichsten Ratschläge zu geben. Hübsche Ansichten und eine Eisenbahnkarte dienen überdies zu anschaulicher Orientierung.

— **Seit Adam Bartschs Werk:** „Peintre graveur“, das in den Jahren 1802—21 in 21 Bänden erschien, fehlt es an einer umfassenden geschichtlichen Darstellung der graphischen Künste, trotz des ungeheuren Materials, welches inzwischen die Forschung zu Tage gefördert hat. In diese Lücke tritt nun die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ in Wien. Sie beabsichtigt unter Leitung von Karl von Lützow ein Werk herauszugeben, welches in übersichtlicher und erschöpfender Darstellung die Entwicklung jener Künste schildert und in den Arbeiten der bedeutendsten Kupferstecher und Radierer, der tüchtigsten Holzschneider und Lithographen zugleich die Denkmäler der historischen Entwicklung dem Publikum vor Augen führt. Begonnen wird mit der auf zwei Bände berechneten Abteilung, welche die vervielfältigenden Künste der Gegenwart zum Gegenstande hat, und von dieser sind bereits zwei Hefte zur Ausgabe gelangt. Sie repräsentieren sich sowohl der äußern Ausstattung als dem Inhalte nach in edelster Form. Die Darstellung ist leicht, angenehm und anregend — sie belehrt und unterhält zugleich. Die Stiche, Radierungen, Holzschnitte und Lithographien nach Gemälden erster Meister gehören selbstverständlich zu den besten und charakteristischsten, welche das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Mit um so größeren Erwartungen darf man der Fortsetzung dieses großen Unternehmens

entgegensehen. Es liegt in den besten Händen und hat mit einem vollen künstlerischen Erfolge begonnen. Hoffentlich fehlt ihm nicht die Gunst des Publikums, ohne die es die Ziele, die es sich gesteckt hat, nicht erreichen kann.

Bildende Künste.

— **Das Preisgericht der Berliner Jubiläumskunstausstellung** hat vorbehältlich der kaiserlichen Genehmigung die große goldene Medaille nachstehenden Künstlern zuerkannt: den Malern Gesellschap (Berlin), Friedel (?) (Berlin), Baisch (Karlsruhe), Dücker (Düsseldorf), Klaus Meyer (München), Alt (Wien), Cerelli (Rom), Herkomer (London), Oates (London), dem Bildhauer Tilgner (Wien), den Architekten Kayser und von Großheim und Baurat Heyden (sämtliche in Berlin).

Musik.

— **In der letzten Zeit ist vielfach darüber gestritten worden,** von wem die Musik zur Marseillaise herrühre. Es steht indes fest, daß die Melodie deutschen Ursprungs ist. Bekanntlich will der französische Dichter Rouget de l'Isle (1760—1836) die so berühmt gewordene Hymne in Straßburg in der Nacht nach der Kriegserklärung, April 1792, gedichtet und komponiert haben. Der musikalische Schriftsteller Castil-Blaze weist jedoch nach, daß die dazu gehörige Musik schon früher bekannt gewesen und bereits 1782 in einem Konzerte der Frau von Montesson, Gemahlin des Herzogs von Orleans, von dem Komponisten G. Julien, genannt Navoigille, vorgetragen worden sei. Demnach schrieb man letzterem eine Zeit lang die Urheberschaft der Musik zu, später ebenso irrtümlich mehreren anderen, wie Gossec, Pleyel und Méhul. Den eigentlichen Vater der Melodie gefunden zu haben, ist das Verdienst des Organisten Hamma in Meersburg, der daselbst im Jahre 1861 in einem alten Manuskripte, der vierten Missa solemnis des kurfürstlich pfälzischen Hofkapellmeisters Holtzmann, die Melodie der Marseillaise als Credo-Satz vollständig vorfand, und zwar handelt es sich nicht etwa um eine teilweise Benützung oder eine Erinnerung, sondern um eine direkte Abschrift. Die bewußte Absicht des französischen Dichters ist nicht zu verkennen; die Gelegenheit, die Messe in Straßburg, wo deutscher Gesang damals sehr gepflegt wurde, zu hören, konnte derselbe leicht haben, besonders da genanntes Städtchen Meersburg nicht allzu entfernt lag.

Bühne.

— **Theatralisch betrachtet, befindet sich Berlin bereits im Hochsommer,** während das Thermometer wieder zeitweilig Grade anzeigt, die an die Anfänge des vorigen hergebrachten eisigen Frühlings erinnern. Die beiden Hofbühnen und das Deutsche Theater sind geschlossen, die Operetten auf die Wanderschaft gegangen (mit Ausnahme des unverwüstlichen „Zigeunerbarons"), Wallner- und Residenztheater befinden sich ebenfalls unterwegs, nur die Vorstadtbühnen und die Sommeroper bei Kroll „arbeiten" mit einem Eifer, als gälte es, den ganzen Fremdenstrom dort allein aufzufangen, und doch ist für ihn das Theater nur Nebensache. Wer nach Berlin kommt, denkt sicherlich zu allererst an die Jubiläumsausstellung. Was man auch versucht hat, um mit ihr in Wettbewerb zu treten — es hat wenig gefruchtet. Die russische „Rachel", wie man die Tragödin Gorewa, die in russischer Sprache zu spielen sich vermaß, wohl hier und dort nennen hört, hat mit tiefem Unmut der ungastlichen Reichshauptstadt den Rücken gewendet, da man sich durchaus nicht damit begnügen wollte, schöne Augen in wildem Feuer aufleuchten zu sehen und wundersame Laute mit glockenreiner Stimme sprechen zu hören, von denen man nicht wußte, was sie bedeuten. — Nur die Krollsche Oper macht eine Ausnahme: Tausende haben in den letzten Wochen dort sich gedrängt und in entsetzlicher Hitze geschmachtet, just wie in den Zeiten, als Etelka Gerster ihre Triumphe dort feierte. Diesmal war Marcella Sembrich, die polnische Sängerin, die in Amerika ihr Heim aufgeschlagen hat, die große Zugkraft, über deren Bedeutung schon unsere Berichte aus dem Musikleben sich verbreitet haben. Kürzlich hat sie mit dem Hamburger Impresario Pollini einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen sie für eine Tournee für den Winter 1886/87 durch Europa, auf 60 Abende berechnet, ein Honorar von 240,000 Mark erhält. — Ueber einen zweiten ebenfalls von Pollini gemachten Vorschlag, eine 50 Abende umfassende Reise durch Amerika betreffend, für die ihr 400,000 Franken zugesichert werden, hat Frau Sembrich sich noch die Entscheidung vorbehalten. Ihre Gesamteinnahmen in Berlin werden auf 42,000 Mark beziffert, wovon sie 7000 Mark zu wohltätigen Zwecken opferte: 4500 Mark hat sie allein dem Unterstützungsfonds des Vereins „Berliner Presse" zugewendet. — Von theatralischen Neuigkeiten ist gegenwärtig wenig zu melden. Vielleicht interessiert die Nachricht, daß Joseph Kainz, der ehemalige Freund des unglücklichen Bayernkönigs, sich soeben mit der deutsch-amerikanischen Schriftstellerin Sarah Hutzler verlobt hat, die aus diesem Grunde vom Judentum zum Christentum übergetreten ist, nachdem sie eine Scheidung ihrer ersten Ehe bewirkt hat.

— **Der Niedergang der Wiener Theater, über den seit** langem geklagt wird, spricht sich auch in dem Verwaltungsberichte der Wiener Polizeidirektion aus. Nach dieser statistischen Zusammenstellung belief sich die Zahl der Vorstellungen in den Wiener Theatern im verflossenen Jahr auf 1905, während sie im Jahr 1883 noch 2128, im Jahr 1880 sogar 2812 betrug. An dem auffallenden Abgang ist natürlich in erster Reihe das Eingehen des Ring- und Stadttheaters schuld, für die man bisher keinen Ersatz fand und vielleicht auch nicht ernstlich suchte. In den drei Theaterschulen, welche Wien besitzt, fanden 93 Vorstellungen statt, gegen 176 in den zwei Theaterschulen, welche 1878 hier bestanden. In Dilettantentheatern wurden 156 Vorstellungen gegen 704 im Jahr 1878 gegeben. Die Theaterunlust, die, wie man sieht, sich gleichmäßig auf zünftige wie private Kreise erstreckt, scheint ihren Einfluß auch nicht auf die dramatische Produktion verfehlt zu haben. Während nämlich behufs Aufführungsbewilligung in ständigen Theatern der Polizei vor einem Dezennium noch 478 Stücke vorlagen, reduzierte sich die Zahl derselben im vergangenen Jahr auf mehr als die Hälfte, genau genommen auf 77 Werke. Dagegen hat nicht nur die Zahl der Vorstellungen in Singspielhallen, sondern haben auch die Volkssänger selbst stattlich zugenommen. Am Schlusse des Jahres 1885 bestanden in Wien 12 Singspielhallen; die Zahl der Volkssängergesellschaften belief sich auf 67 mit 290 Mitgliedern. Im ganzen fanden 15,871 Volkssängerproduktionen statt, also ungefähr um das Achtfache mehr als Theatervorstellungen.

— **Während der Ferien wird der erste Schritt zur Einführung** der elektrischen Beleuchtung im k. Opernhause in Berlin geschehen und zwar in der Garderobe. Es ist möglich, daß auch der Zuschauerraum elektrisches Licht erhält, in keinem Fall aber ist die Einrichtung desselben auf der Bühne der k. Oper schon in diesem Jahr zu erreichen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Sachen der weimarischen Goetheausgaben erläßt der** geschäftsführende Ausschuß folgenden Aufruf: „Im Auftrag Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken, der eine beständige Biographie folgen soll, veranstaltet. Für diesen Zweck müssen die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weit zerstreuten Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Goethesche oder auf Goethe bezügliche Blätter, sowie bisher unbekannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und zugleich mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benützung freundlichst „An das Goethe-Archiv in Weimar" einzusenden. In der Ausgabe soll über die Herkunft und Beschaffenheit jedes einzelnen zugänglichen Manuskriptes oder Druckes Rechenschaft abgelegt werden. Weimar und Berlin, Juni 1886. G. von Loeper. W. Scherer. Erich Schmidt."

— **Adolf Menzel und Hermann Helmholtz haben von dem** Kaiser die höchste Auszeichnung erhalten, die den Männern des Friedens gewährt werden kann. Der große Maler ist zum Kanzler des Ordens pour le mérite (Friedensklasse) und der bahnbrechende Physiker zum Vizekanzler desselben Ordens ernannt worden.

— **In den nächsten Tagen wird in Rom das im dortigen** Collegium Romanum neu errichtete Kopernikanische Museum feierlich eröffnet werden. Dasselbe wird nebst einer beträchtlichen astronomischen Bibliothek zugleich auch sämtliche astronomischen Instrumente von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage enthalten. Zum Direktor dieses Museums wurde der Astronomieprofessor Arthur Walynski, ein Pole, ernannt.

— **Um die Seeluft auf ihren Gehalt an Mikroben zu untersuchen,** sind von Moreau und Miquel verschiedene Reisen unternommen worden. Dabei zeigte sich, wie das „Archiv der Pharmacie" mitteilt, daß die von einem Seewinde nach der Küste getriebene Luft von solchen Bestandteilen nahezu gänzlich frei ist. Ein Gleiches gilt von dem Landwind, nachdem derselbe mindestens 100 Kilometer weit in die See hinausgetrieben ist. Die letztere hat somit die Fähigkeit, die Luft von Krankheitsträgern zu reinigen und setzt folglich der Verbreitung ansteckender Krankheiten ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Das Meer wird demnach als das Grab der sonst sich ins Unendliche vermehrenden in der Luft schwebenden Keime zu betrachten, eine von der See nach dem Lande hinein fortschreitende Luftströmung als eine die Atmosphäre verbessernde anzusehen sein. Gleichwohl ist auch nach längerer Reise die Luft in den Schiffsräumen nicht bakterienfrei, wohl aber bakterienarm. Sie enthält etwa hundertmal weniger Bakterien als ein Wohnraum in Paris. Bei hoher See findet übrigens eine Abgabe von Bakterien seitens der aufgewühlten Wassermassen an die Luft statt, wenn auch nur in geringem Maße.

— **Die üblen Folgen, die man von der Emanzipation für** die Neger in Amerika erwartete, sind durchaus nicht eingetroffen; im Gegenteil haben sie sich von Jahr zu Jahr vermehrt und moralisch und wirtschaftlich gehoben. In Georgia allein zahlten sie im letzten Jahre Steuern auf ein Vermögen von über 10,000,000 Dollars. Sie besitzen über 700,000 Morgen Landes. Bis zum Jahre 1880 bezahlten die Neger desselben Staates nur Steuern auf ein Vermögen von 5,500,000 Dollars und besaßen nur halb so viel Grundeigentum als heute. Mit anderen Worten, die früheren Sklaven von Georgia haben in den letzten fünf Jahren ebensoviel Vermögen angehäuft wie in den fünfzehn unmittelbar auf den Bürgerkrieg und ihre Emanzipation folgenden Jahren. Die farbigen Einwohner von Georgia besitzen durchschnittlich, wie man schätzt, 10 Morgen Land und 100 Dollars Wert Vermögen per Kopf. Ein großer Prozentsatz von ihnen gedeiht besser als die untere Klasse von Arbeitern, welche von jenseits des Ozeans nach Amerika kommen.

— **Vor einigen Wochen brachten auch wir nach einem in** Bari erscheinenden Blatte die Nachricht, daß in einer vermauerten Nische der dortigen Domkirche mehrere blaugefärbte Pergamente entdeckt worden, die schon auf den ersten Blick als äußerst wertvolle Diplome aus byzantinischer Zeit sich herausgestellt. Die Nachricht ging durch die ganze gelehrte Welt und erregte das größte Aufsehen. In der Akademie der Wissenschaften zu Paris gab Renan selbst auf Grund der vom obgenannten Blatte veröffentlichten Einzelheiten genaue und bestimmte Aufklärungen über den Ursprung und den Inhalt jener Urkunden. Jetzt wird bekannt, daß die Diplome weder auf gelbem noch auf blauem Pergament geschrieben sind, sie sind überhaupt nirgends entdeckt worden und ihr [illegible] verdanken sie nur dem schlechten Einfall eines Studenten, der im elterlichen Hause in Bari aus Langeweile die Geschichte dieser wichtigen wissenschaftlichen Entdeckung erfand.

Natur.

— **Eine vielleicht sehr wichtige Abänderung des Baumwollenstrauchs** ist durch eine Kreuzung desselben mit der gemeinen Okraerbse im Staat Georgia in Nordamerika erzielt worden. Blüte und Frucht des neuen Gewächses erinnern in nichts an die sie erzeugenden Pflanzen. Der Stengel der neuen Baumwollpflanze trägt nur eine große, schöne, der Magnolia ähnliche Blüte, und die Farbe derselben wechselt bis zur Reife wie bei der gewöhnlichen Baumwollblüte; vor dem Verblühen ist die ursprünglich weiße Blüte hochrot. Die Blüte hinterläßt einen ziemlich großen Kopf, aus welchem sich nach etwa zehn Tagen eine Kapsel, so groß wie die der gewöhnlichen Baumwolle bildet. Diese Kapsel wächst aber fort und soll die Größe einer Kokosnuß erreichen, welche aufbricht und voll von schönen weißen Fasern ist. Die Kapsel ist dann auch zu pflücken. Nicht nur die Größe der neuen Frucht, welche eine wesentliche Ersparnis an Handarbeit bei der Ernte ergeben würde, sondern auch der Umstand müßte der neuen Pflanze eine große Bedeutung sichern, daß die sieben oder acht Samenkerne am Boden der Kapsel beisammen sitzen und nicht verteilt wie gewöhnlich, was die Kosten der Reinigung (des Entkernens, des sogenannten Egrenierens) erheblich vermindern würde.

Gesundheitspflege.

— **Ueber eine neue Krankheit finden sich in der „Deutschen** Medizinalzeitung" Mitteilungen: Zur Morphiumsucht hat sich die Cocainsucht gesellt. Bei der Einführung des Cocains hatte man sich der Hoffnung hingegeben, die Morphiumsucht mit diesem Mittel besonders wirksam bekämpfen zu können, als dasselbe die gleichen Dienste leiste wie Morphium, bei längerem, anhaltendem Gebrauch aber nicht so schlimme Folgen nach sich ziehe wie das letztere. Diese Hoffnung scheint nach den Beobachtungen des dirigierenden Arztes der Heilanstalt für Nervenkranke zu Bendorf a. Rh., Dr. Erlenmeyer, sich nicht zu bestätigen. Vielmehr hat er die Beobachtung gemacht, daß Cocain „außerordentlich rasch zerstörend auf Geist und Körper wirkt, Atmungsbeschwerden, sowie Abmagerung erzeugt und schließlich Geistesstörungen herbeiführt". Dr. Erlenmeyer schließt die Schilderungen der Verheerungen durch Cocain mit den Worten: „Es gibt nur einen Stoff, der gleiche Verwüstungen anrichtet wie Cocain, das ist der Schnaps." Wenn nun auch die Befürchtungen Dr. Erlenmeyers etwas übertrieben sein sollten, so dürfte es doch jedenfalls angebracht sein, den freien Handverkauf des Cocains in den Apotheken vorläufig zu verbieten und dasselbe nur gegen Rezept verabreichen zu lassen. Jetzt bestehen diese Beschränkungen für den Verkauf des Cocains nicht.

— **Auf die Gefahr der Bleivergiftung durch Fleischhackmaschinen** macht ein englischer Zahnarzt aufmerksam. Bei Untersuchung von Patienten, welche sich wegen Erkrankung künstlicher Zähne an ihn wendeten, bemerkte er häufig am Zahnfleisch die blauen Linien, welche charakteristische Merkmale der leichten chronischen Bleivergiftung darstellen. Bei näheren Nachfragen erfuhr er, daß alle diese ihr Fleisch in den jetzt so beliebten kleinen Fleischhackmaschinen haben ließen. Die darauf vorgenommene genauere Untersuchung einer Anzahl solcher Maschinen ergab, daß die Mühle aus einer Reihe gezahnter radartiger Teile besteht, welche um eine rechtwinklige Achse zwischen ebensolchen Messern oder Platten aufgestellt sind. Die letzteren bestanden aus Stahl, erstere aber nur aus weichem Blei, ohne irgend einen härtern Zusatz. Es ist klar, daß beim Reiben gegen die Stahlplatten Blei sich ablöst; und auch ohne dies können die Milch- und Fettsäuren des rohen Fleisches auf das Blei lösend einwirken. Handelt es sich dabei auch nur um geringe Mengen, so können dieselben doch bei täglich wiederholter Beimischung zum Fleisch merkliche Folgen haben.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Eine Vorrichtung an Häusern, welche den daran angeketteten** Hunden das Umkreisen des ganzen Hauses gestattet, ist dem Theodor Matt in Markdorf in Baden patentiert worden. Um das ganze Haus läuft unter Vermeidung aller scharfen Biegungen ein Rohr, das an der einen Seite aufgeschlitzt ist und in seinem Innern eine Kugel trägt. Mit dieser Kugel steht durch den Schlitz hindurch die Kette in Verbindung, deren anderes Ende an den Hals des Hundes angeschlossen ist. Begibt sich der Hund auf eine andere Seite des Hauses, so verschiebt sich die Kugel in dem Rohr und folgt der von dem Tier eingeschlagenen Richtung. Eine in die Kette eingeschaltete Spiralfeder bewirkt, daß auch heftige Bewegungen des Hundes, Aufspringen und so weiter, ohne starke Rucke und Zerrungen erfolgen können. Während diese Vorrichtung dem Hund also gestattet, das Haus in wirksamster Weise von allen Seiten zu bewachen, hindert sie ihn doch zugleich, sich von letzterem zu entfernen.

— **Neviens Gesundheitskochapparat nennt sich ein neu erfundenes,** hauptsächlich zur Bereitung von Kaffee, wie zum Abkochen von Milch dienendes Gefäß. Will man Kaffee bereiten, so füllt man auf den Siebboden des Gefäßes das Kaffeepulver und überdeckt letzteres mit einem zweiten Siebe. Uebergegossenes kochendes Wasser filtriert durch das zwischen die Siebe eingeschlossene Pulver und sammelt sich auf dem Boden als Kaffee. Um Milch abzukochen, bedient man sich erstens einer in der Mitte des Gefäßes über der Milch anzubringenden durchlochten Scheibe und außerdem eines außen zu befestigenden Armes mit Schiebegewicht. Man ist dann im stande, Milch von genau bestimmter Kondensation herzustellen und solche so lange zu kochen, daß alle mikroskopischen Krankheitsträger in derselben vernichtet sind. Das Schiebegewicht wird so eingestellt, daß der Topf mit der Milch gerade ausbalanciert ist, und dann so viel Wasser, wie beim Kochen verdampfen soll, zugegossen. Ist dieses Wasser verdampft, so senkt der Topf auf das Ende des Armes nieder, ein Glockensignal ertönt, der Boden wird von der Ofenplatte entfernt, und das Kochen hört auf. Zur Herstellung der Milch für Säuglinge gibt es wohl keinen verläßlicheren und einfacheren Apparat.

Feste und Versammlungen.

— **Meran feiert im heurigen Herbst das fünfzigjährige** Jubiläum seines Bestandes als Kurort. So alt die Stadt, so alt der Ruhm ihrer herrlichen Lage und ihres milden Klimas, so fallen die Anfänge Merans als eines sorgfältigen systematisch behandelten Kurorts doch erst in die Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. In diesen fünfzig Jahren aber hat sich Meran aus dem einfachen tirolischen Landstädtchen zum fashionablen Weltkurort entwickelt, und es darf mit einiger Berechtigung an die Feier eines zeitlichen Abschnittes dieser Entwicklung gehen. Zur Vorbereitung des Jubiläumsfestes hat sich unter Vorsitz des Kurvorstehers von Pernwerth ein Komitee gebildet, dessen Aufgabe es sein wird, das Programm für das Fest auszuarbeiten. Vorläufig sind die Veranstaltung eines Festballs im Kurhause, eines Kellerfestes in der alten landesfürstlichen Burg (von Erzherzog Sigismund erbaut und in letzter Zeit mit feinem Kunstverständnis restauriert und im Stand gehalten), ein Volksfest, Beleuchtung der ausgedehnten Kuranlagen, Festdiner ꝛc., ferner die Herausgabe eines illustrierten Festblattes und die Prägung einer Denkmünze in Aussicht genommen.

— **Der Verbandstag der plattdeutschen Vereine in Berlin ist** zur großen Befriedigung aller Beteiligten verlaufen. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die Beratung über die Reuterdenkmalangelegenheit; und schon aus diesem Grunde war die Beteiligung eine sehr rege. Beschlossen wurde, die Errichtung von Denkmälern in Stavenhagen, Neubrandenburg und Jena zu unterstützen, und zwar sollen Stavenhagen 9000 Mark von den gesammelten Geldern überwiesen werden, sofern sich die Stadt verpflichtet, von dem Augenblicke der Einlieferung jener Summe an gerechnet, binnen zwei Jahren die Fertigstellung eines Denkmals im Einverständnis mit dem Verbandsvorstande zu bewerkstelligen. Neubrandenburg soll nach Erledigung der Stavenhagener Angelegenheit bis zur Herstellung des dortigen Denkmals von den plattdeutschen Vereinen Beihilfe und Jena nach Errichtung der Denkmäler in den erstgenannten Städten 3000 Mark erhalten. Angenommen wurden ferner die Satzungen des im vorigen Jahr in Magdeburg gegründeten plattdeutschen Verbandes, deren erster Paragraph als Zweck desselben bestimmt: 1) Pflege der plattdeutschen Sprache und Literatur durch Förderung aller Bestrebungen, welche geeignet sind, die plattdeutsche Sprache als lebendige Volkssprache zu erhalten und ihr diejenige Stelle in der Literatur zu verschaffen, welche ihr gebührt; 2) Vereinigung sämtlicher plattdeutschen Vereine und Gesellschaften zu einem organischen Verbande, 3) Agitation zur Gründung neuer plattdeutscher Vereine. Den Verhandlungen schloß sich ein Festessen an, dessen echt plattdeutsche Speisen, wie „Zuternoot", „Mehlbraaten von'n jungen Pingstossen" und so weiter durch plattdeutsche Reden und Vorträge gewürzt wurden.

Statistik.

— **Wie viel Gasflammen nötig sind, um die Straßen Berlins** allabendlich zu erleuchten, zeigt präzis der kürzlich erschienene Verwaltungsbericht der Berliner Gasanstalten an. Danach spenden jeden Abend 15,466 Gasflammen ihr Licht. Von diesen werden 14,947 durch die städtischen und 519 Gasflammen durch die englischen Gasleitungen gespeist. Davon brennen 12,870 die ganze Nacht, 1235 bis 12 Uhr nachts und die übrigen von 12 Uhr nachts bis zum Auslöschen. Die Hauptmenge an Leuchtgas verbrauchen aber die Privatflammen, und zwar brennen allabendlich in den Privathäusern, Geschäftslokalen, Theatern, Brauereien ꝛc. 704,125 Flammen der städtischen Gasanstalten und 175,000 Flammen der Gasanstalt der englischen Gesellschaft. Im weitern brennen jeden Abend noch 251 Petroleumlaternen in den noch nicht regulierten Straßen. Vorstehende Zahlen sprechen dafür, welch großes Feld das elektrische Licht sich noch erobern kann; seine verhältnismäßig langsame Einführung scheitert wohl ganz besonders an dem Umstande, daß die Einführung und Unterhaltung der elektrischen Beleuchtung dreimal teurer als Gaslicht ist. So muß zum Beispiel der Pächter des Berliner Rathauskellers 36,000 Mark pro Jahr für die elektrische Beleuchtung aufbringen, während er früher für Gaslicht circa 12,000 Mark für den gleichen Zeitraum zahlte.

Gestorben.

— **Alfons Bodenmüller,** talentvoller Münchner Maler, 23 Jahre alt, Mitte Juni, in München.

— Gräfin Theresia Auersperg, Schwester des Grafen Alexander Auersperg, des unter dem Namen Anastasius Grün bekannten Dichters, 80 Jahre alt, am 14. Juni, in Laibach.
— Gräfin Henriette Hunyady, geb. Prinzessin Liechtenstein, k. k. österreichische Sternkreuzordens- und Palastdame, 80 Jahre alt, am 15. Juni, in Ischl.
— Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Elvenich, Senior der philosophischen Fakultät der Universität in Breslau, 90 Jahre alt, am 16. Juni, in Breslau.
— Jos. Frenzel-Kornatschen, früher Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhause, am 16. Juni, in Königsberg.
— Hobart Pascha, ehemaliger Großadmiral der Türkei, 64 Jahre alt, am 19. Juni, in Mailand.
— Frau Pfarrer Elwert, eine Nichte Schillers, 82 Jahre alt, am 18. Juni, in Nürtingen (Württemberg).
— Dr. Julius Caesar, Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek in Marburg, am 22. Juni, in Marburg.
— Moritz Alexander Krüger, Direktor des Grazer Theaters, ehemals Theaterdirektor in Augsburg und artistischer Leiter des Brünner Stadttheaters, 53 Jahre alt, 24. Juni, in Graz.
— Professor Friedrich Voltz, der bekannte Meister der Tierstücke, 69 Jahre alt, am 25. Juni, in München.
— Karl Jungheim, bekannter Landschaftsmaler, 56 Jahre alt, Ende Juni, in Düsseldorf.

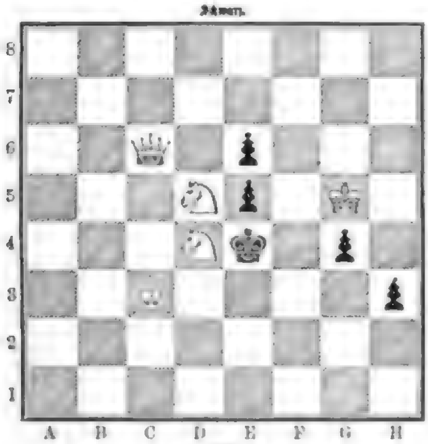
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 379.

Von Fr. Dahle in Rodof.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 375:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 1 — H 7	1) K. D 4 — C 5.
2) S. B 4 — C 6 †	2) Beliebig.
3) D. oder L. G 4 n. F 3 Matt.	
A)	
1)	1) K. D 4 — E 5 oder — C 3.
2) D. H 7 — A 7	2) Beliebig.
3) D. oder S. B 2 — C 4 Matt.	
B)	
1)	1) K. D 4 — E 4.
2) D. H 7 — G 7	2) K. E 4 — F 4.
3) D. G 7 — D 4 Matt.	

Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 20.

Skat.

Vorhand spielt mit 90 Points in der Hand Grand ohne Einen und verliert; im Skat liegen zwei Damen. Welche Karten hatte der Spieler und wie waren die Karten der Gegner verteilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 18:

Skat.

Eine Hand hat zwei Jungen, Treff-Zehn, Pique-Zehn, Acht, Coeur-Acht, Neun und Carreau-Zehn, König, Acht. Der Spieler drückt 21 in Coeur, macht einen Treffstich von 24, einen Piquestich von 14 und 4 Points in Coeur = 63.

Rätsel.

Rösselsprung Nro. 8.

				kommt	da				
			ficht	fen	brust	da			
fe-		fei-	le-	ter-	wild	grei-	dir		er
die	zig	arm	und	so	ein	zu-	denkt	ihr	heiß-
	nach	arm	weit			der	wer	es	
faßt	von	grün-					welch	wo-	der
wogt	in-	er					die	da	lang
ih-	er	es	fach			tie	ficht	an	und
im	wo	ten	fremd	durch	der	all	thal	lo-	he-
zählt	wie	sich	und	fen-	hil-	ist	bei	herr	gen
oft	er-	laß	sen	ihn	fromm	selb-	zo-	fre-	ten
[illegible]	wol-	mild	da	fa-	ge-	heim	blick	en-	bald
füllt	fein	grnd	fen			gil	denn	da-	wo-
auf	so	nicht					im	an-	dem

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 7 Seite 861:

Wie ich verbracht die ganze Nacht? —
Ich hab' ein schweres Fach durchdacht:
Ich hab' studirt Astronomie! —
Und wo und wie? —

Ei, in der Kneip' zum hellen Stern,
Der Wein ist seiner Keller Kern,
Dafür geb' ich die Heller gern! —
Ich hab' studirt die Wissenschaft
Beim Rebensaft!

Charade.

Durch eine gold'ne Purpurpforte
Tritt morgens in das Leben ein,
Was nun als erstes meiner Worte
Zu raten schafft wohl keine Pein.

Reich ist an Weisheit oft das zweite,
So daß, wer seiner Vorschrift traut,
Strebt er auch kühn in ferne Weite,
Meist glücklich noch sein Ziel erschaut.

Ausführlich oder kurz nur teilet
Das Ganze mit, wo du bisher
Gelebt und als Besuch verweilet,
Geliebt, geträumt und derlei mehr.

Bilderrätsel 41.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 861:

Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet.

Unseren Abonnenten

offeriren wir die von uns hergestellten eleganten

Einband-Decken

zu

Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken zu je 26 Nummern (für einen Jahrgang sind also **zwei** Decken nötig) à **2 Mark.** Dieselben Decken nur mit Golddrucken **ohne** Deckenvergoldung à **M. 1. 25 Pf.** (Zu diesen Preisen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten**, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung; zu gefälligen Bestellungen wolle der dieser Nummer beiliegende Bestellschein benützt werden. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Antoinette. In unserer „Weihnachtsnummer" finden Sie reichlichen Stoff; der Preis derselben mit sämtlichen Kunstbeilagen beträgt nur 50 ₰. Wir raten Ihnen aber, sofort zu bestellen, denn der Vorrat von dieser prächtigen Nummer ist infolge der starken Nachfrage nur noch sehr klein; Ihr Buchhändler wird die Besorgung gern übernehmen.

Zu'sche H.-R.-T. in S. Durch die Wirth'sche Maschinenagentur in Frankfurt a. M., Gallusgasse.

Frau v. K. in P. Jene Weissagung des Abts von Lehnin, die in einigen Versen auf das bayerische Regentenhaus gedeutet wird, finden Sie im „Buch der Wahr- und Weissagungen". (Bg. Jos. Manz, Regensburg. 3 ℳ 30 ₰)

Einjähriger Abonnent in Sternberg. 1) Ja, im Verlag von Lipperheide, Berlin. 2) Das kann Ihnen jeder österreichische Finanzbeamte sagen.

Kritikus in Köln. Wurde alsbald unter besonderer Motivierung berichtigt, wie ein Blick in die Briefmappe von Nro. 29 (S. 647) Ihnen vor Augen führen wird.

Otto S—r in Leipzig. Noch nicht.

Hrn. Emil L. in C. Gedicht für „Romanbibliothek" acceptirt. — Der Jahrgang 1879 von Hallbergers „Illustrated Magazine" ist jetzt im Preise ermäßigt und kostet broschiert nur noch 4 Mark. Wenn Sie diesen Betrag an unsere Verlagshandlung franko einsenden, so erhalten Sie den Jahrgang sofort durch die Post zugeschickt.

Zwei Siebenzehnjährige aus München. Man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Praktische Erfahrung in häuslichen Dingen ist eine gute Sache, die sich freilich bei aufgewecktem Sinn und natürlichem Scharfblick für praktische Bethätigungen wohl noch im besondern Bedürfnisfalle nachholen läßt, aber nicht ohne notwendig zu zahlendes Lehrgeld, das nicht selten aus dem Fonds des ehelichen Lebensglücks zu entnehmen ist.

An Vielbelesene. Wo finden sich die (sehr „naturalistischen") Verse:

„Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Hat der Mensch den Mund voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen.
Hätte er der Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen."

Frau Baronin B. v. Sch. Die Beschreibung, Zucht, Pflege, Abrichtung ec. Ihrer Lieblinge finden Sie in den Schriften: „Der Papageienfreund", 2 ℳ, und „Der Kanarienvogel", von W. Böcker, 3 ℳ, beide im Verlag von Aug. Schröter, Ilmenau.

E. T. in W. Sie suchen für einen heruntergekommenen Menschen aus besserer Familie eine katholische Anstalt, am liebsten im Ausland: Belgien oder Frankreich, in welcher derselbe zeitlebens untergebracht werden könnte. Vielleicht weiß einer unserer Leser Rat.

J. S. in D. Man empfiehlt sehr vorsichtige Abreibung mit Schachtelhalm und darauf Abwaschung mit einem Pulver aus Schlemmkreide und venetianischer Seife vermittels eines wollenen Tuches.

Vergißmeinnicht. In die Geheimnisse der Briefmarkensprache vermögen wir Sie nicht einzuweihen.

Elisabeth in Alleghany. Das Lied: „Aus der Jugendzeit" ec. ist von Friedrich Rückert. Wir geben Ihnen nachstehend, da der volle Abdruck zu viel Raum beanspruchen würde, einige der wesentlichsten weiteren Strophen:

„Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst.
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst.

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!"

Alter Abonnent in Neumark (Thüringen). Uns sind nur die „Illustrirte schweizerische Briefmarkenzeitung" in Bern und die „Wiener Briefmarkenzeitung" gegenwärtig.

Otto W. in Berlin. Ihre „Lösung des ältesten bekannten Problems, der Quadratur des Kreises", unterbreiten Sie zunächst besser einer Fachzeitschrift.

Greiselein. Lassen Sie sehen! — Ihr Geplauder über einige Kunstwerke in der Jubiläumsausstellung hat uns köstlich ergötzt. In Ihren Sympathien und Antipathien kennzeichnet sich ein gesunder Geschmack. Ueberlassen Sie sich frischweg Ihren Empfindungen und — behalten Sie Ihren leicht entzündlichen Enthusiasmus unter treuer schwesterlicher Obhut!

Karl R. in B. Nein.

Otto H. in R. Besten Dank! Die Sache befindet sich bereits in bewährten Händen, und Sie werden demnächst in den Spalten dieser Zeitung weiteres darüber lesen können.

Anna M. Leider können wir Ihnen mit diesen Einzelheiten nicht dienen, sondern müssen Sie an die unmittelbare Quelle in Paris verweisen.

Joseph Sch. in München. Nach Maßgabe des verfügbaren Raumes für „Romanbibliothek" angenommen.

Fritz K. in F. Handschriftendeutung ist längst aus unserer Briefmappe ausgeschieden.

„Non ex quovis ligno fit Mercurius." Lassen Sie einmal sehen! Eine Verpflichtung können wir zum voraus nicht übernehmen.

Lilly A. in G. Der Roman „Tarnenkrone" ist von Ida Boy-Ed. „Die Rose vom Haff" von Emile Erhard. Letzterer Roman ist in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, auch separat erschienen (3 Bände, Preis geheftet ℳ 12 —); ersterer ist im 13. Jahrgang unserer „Romanbibliothek" (1886) enthalten, den Sie direkt für ℳ 8 — von unserer Verlagshandlung beziehen können. — Statt Haarnadeln nehmen Sie lieber frisches rohes Ei mit Zucker.

G. van A. in Nürnberg. Ihre „Zwei Blüten auf unseres Königs Grab" sind farbenreich und duftig, vertragen aber nicht den kalten Tageshauch der künstlichen Oeffentlichkeit.

Hugo K. in A. Empfehlen Sie ihm den praktischen Weg als Volontär auf einem größeren Kontor.

H. v. B. in M. b. T. „Blätter für Geflügelzucht", Dresden.

Musikfreunde in W. Man soll nichts verschwören und nichts für noch nicht dagewesen halten. In der That hat Czerny die Ouvertüre zu Rossinis Semiramis für acht Pianoforte zu je vier Händen bearbeitet. (Vgl. u. a. Mettauerisches Verzeichnis 182 von Lift und Franke, Leipzig, Nro. 2811.)

Richtige Lösungen sandten ein: Madame Ebers in Brüssel (2). Fritz Gadereuter in Altona (1. 10. (2). Grete Munk in Berlin. Franz Goldammer in Geringswalde (2). H. D. in Turin. Viktoria Fleck in Prag (2). Dr. Otto Hebling-Tschudy in Zürich (4). Heinrich Weidenmüller in Crefeld. Marie Gollermann in Hannover. Th. Swoboger in Guttenstein. „Gretchen" in Berlin.

Gesundheitspflege.

Scharf in Wien. Mit dem geschilderten Verhalten sind wir vollständig einverstanden. Da das Leiden sich schon gemindert hat, so ist auch wohl anzunehmen, daß es sich nach vollends ganz verlieren wird. In Anbetracht dessen aber, daß an Tagen, wo Sie frei sind, sich also nicht geistig anstrengen müssen, das Leiden gar nicht eintritt, möchten wir Ihnen raten, wenn es angeht, Ihren Dienst einmal für mehrere Wochen auszusetzen und sich im Gebirge oder an der See gründlich auszuruhen.

F. K. 300. Ein Mittel, einen blassen Teint künstlich zu bräunen, gibt es nicht.

Treue Abonnentin in russisch Polen. Die Bleichsucht beruht auf behinderter oder verminderter Blutneubildung. Die eigentlichen Ursachen sind noch dunkel. Am häufigsten ist sie bei weiblichen Individuen zwischen dem 14. und 24. Lebensjahre und scheint hiernach mit der Entwicklung in einem gewissen Zusammenhang zu stehen. Daneben können noch als Ursachen wirken: Erblichkeit, verzärtelte Erziehung, mangelhafte Nahrung und Wohnung, Mangel an Bewegung, also gesundheitswidrige Bedingungen aller Art. Aber auch bei ganz robusten Mädchen auf dem Lande findet sich Bleichsucht häufig. Zur Beantwortung der zweiten Frage ist der Raum hier zu eng bemessen.

G. H. Mit dem Namen „Basedowsche Krankheit" bezeichnet man eine Kombination einer von dem Gefühle des Herzklopfens begleiteten Beschleunigung der Herzaktion mit verstärkter Pulsation der Gefäße des Halses und Kopfes, Anschwellung der Schilddrüse und starkem Hervortreten der Augäpfel, und findet sich dieser eigentümliche Komplex von Erscheinungen in einzelnen Fällen bei Kranken mit Herzfehlern, häufiger aber bei solchen Individuen, welche an keinem organischen Herzfehler leiden. Die Basedowsche Krankheit kommt bei Frauen weit häufiger als bei Männern vor und zieht sich in der Regel über Monate und Jahre lang hin, ist also eine langwierige. Fälle mit plötzlichem Anfang und schnellem Verlauf gehören zu den Ausnahmen, dagegen solche mit Ausgang in Genesung keineswegs zu den Seltenheiten.

Eva vom Paradies. Gegen Hautunreinheiten, Mitesser, Pickeln und so weiter bewähren sich Waschungen mit Kummerfeldschem Wasser oder mit Ichthyolseife. — Fräulein L. F. in W. Desgleichen.

Anna Graf, z. Auf Ihren empfehlen wir als Mittel gegen den Sonnenbrand Waschungen mit Ichthyolseife oder abendliche Einreibungen mit Zinksalbe.

L. B. in München. 1) Wässerige Rhabarbertinktur, viermal täglich ein Kaffeelöffel genommen, wird diesen Zustand wohl leicht beseitigen. Das Rauchen zu schwerer Cigarren ist zu vermeiden. 2) Das Funkensehen und Auftreten des Lichts im Dunkeln hat nichts zu sagen, es ist dies nur ein Nachempfinden des Lichts von seiten des Sehnerven.

Dr. Sohm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Auf der Brautschau. Novelle von Gregor Samarow, Fortsetzung. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von H. Ehrlich. — Die Bajadere. — Gustav Freytag, ein Festblatt zum 13. Juli von Ernst Ziel. — Eine Dame von Welt, Novelle von E. Hermstein, Fortsetzung. — Der junge Fürst, ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. — Romeo und Julie auf dem Lande. — Erholungsstunden, von L. Th. — Der Pilger, Gedicht von Justinus Kerner. — Die Trauerfeierlichkeiten in München, II., von L. Th. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin. V. Aus der Münchener Schule erste Reihe von Otto Baisch. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Rätsel: Rösselsprung Nro. 8; Auflösung des Rösselsprungs Nro. 7 Seite 841; Charade; Bilderrätsel 41; Auflösung des Bilderrätsels Seite 861. — Briefmappe.

Illustrationen: Romeo und Julie auf dem Lande, von Leopold Schmutzler. — Vesperzeit, nach einem Gemälde von G. Courtois. — Erholungsstunden, von Th. Gräb. — Gustav Freytag. — Der Pilger, nach einem Gemälde von Louis Rod. — Leichenbegängnis König Ludwigs II. von Bayern in München, von Fr. Kraling. — Kleiner Heureste, nach einem Gemälde von Josef Weiser (in der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung). — Sonntagspublikum im zoologischen Garten in Berlin, von Arthur Wasjara.

Ueber

Wilhelm Jordan, „Die Sebalds", welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in **zweiter, durchgesehener Auflage** erschienen ist,

schrieb der „Bund in Bern": Ein Buch, dessen Ideengehalt einer königlichen Schatzkammer gleichkommt, deren Kleinodien man nicht mit einem ersten oder zweiten Anschauen überblicken und auf ihren fast unermeßlichen Wert schätzen kann. In tausende von Familien wird es eine Fülle schöner, lichtvoller, dem Heil der Menschheit förderlicher Gedanken tragen.

Der „Frankfurter Beobachter": Ein großartigeres Naturbild als das farbenprächtige Gemälde des Nordlichts dürfte unsere Literatur seit Sealsfield nicht aufweisen.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig** von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Ueber diese neue Ausgabe des **grossartigsten und schönsten Prachtwerkes über das Heilige Land** schreibt Professor Dr. R. K. im „Neuen Deutschen Familienblatt": *„Wir möchten unsere Leser, unter denen sich neben der deutschen Familie im allgemeinen besonders Lehrer und Geistliche befinden, recht angelegentlich auf dieses soeben neu erscheinende Prachtwerk aufmerksam machen. War die im Jahr 1884 erschienene Ausgabe des Werkes von Ebers und Guthe durch ihren immerhin etwas hohen, wenngleich im Verhältnis zu dem, was geboten wurde, mässigen Preis vielleicht mehr nur auf das vermögende deutsche Haus beschränkt, so ist diese wohlfeile Ausgabe vermöge ihrer ausserordentlichen Billigkeit um so mehr geeignet, ein Prachtwerk für die Familie im weitesten Sinne zu werden. Wer eine der bis jetzt erschienenen Lieferungen zur Hand zu nehmen Gelegenheit hatte, wird sich wundern, wie viel heutzutage eine deutsche Buchhandlung um 50 Pf. zu leisten vermag. Der Unterschied dieser von der teureren Ausgabe besteht allein in der geringeren Zahl der Stahlstiche. Der Text, die gelehrten Anmerkungen, die äusserst zahlreichen und zum Vorzüglichsten in ihrem Gebiete gehörigen Holzschnitt-Illustrationen sind, wenigstens in diesen 10 Lieferungen, soweit wir verfolgen konnten, genau gleich dem entsprechenden Teile des früheren Werkes — gleich ansprechend, gleich gediegen, gleich prachtvoll. Man darf von der Verlagshandlung erwarten, dass sie das im Prospekt gegebene Versprechen durch alle 64 Lieferungen hindurch halten und so ein dem ersten Werke ebenbürtiges und der Namen Ebers und Guthe würdiges Haus- und Familienbuch dem deutschen Volke schenken werde. Besonders für Pfarr- und Lehrershäuser, Pfarr- und Schulbibliotheken, aber auch für die Familie überhaupt gibt es nicht leicht ein belehrenderes und im schönsten Sinne erhebenderes Werk als dieses in wahrhaft grossem Stile gehaltene, in edelster Form geschriebene, grossartig illustrirte Palästinawerk. Deutschland hat bisher kein Werk dieser Art über das Heilige Land besessen; dass es jetzt durch die billige Neuausgabe zum Gemeingut der Nation gemacht wird, muss der Verlagshandlung von allen Freunden reiner, wahrhaft erbauender Kunst gedankt werden. Wer die heiligen Stätten der Christenheit und des Volkes Israel lieb gewonnen hat, wer von den rauschenden Fluten des Jordan und den schimmernden Gipfeln des Libanon, wer von den Steppen des heiligen Sinai und von den Auen am Karmel, wer von der heiligen Stadt und dem toten Meere, von Gethsemane und dem Oelberg, von Bethlehem und Nazareth sich ein Bild zu machen bemüht ist — dem empfehlen wir das gediegene Werk aufs wärmste."*

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe** entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Zu haben in allen Buchhandlungen:
Bei guter Laune.
67 komische Vorträge,
Couplets u. Deklamationen zum Vortragen in heiteren Kreisen. Von D. Lamprecht. [illegible] Auflage. — Preis 1 ℳ.
[illegible]

Zinstabelle.
20 Zinsfüße, 20 Zahlen, bis 900,000 Kapit. für [illegible] [illegible]
Verlag von [illegible] Merseburg a. S., [illegible]

[illegible]
Almanach für junge Kaufleute
[illegible]
Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach", Wien

Pianinos billig, bar od. Raten. [illegible] Prospect gratis.
Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Lebensgrosse Portraits
in Kreide [illegible] nach jeder Photographie. [illegible]
Artist. Institut von C. Hömmel, Bockenheim-Frankfurt a. M.

Patente! für Erfindungen **Patente!**
[illegible] Berlin [illegible]

Schwarzseidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Satin Luxor, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 1.80 per Meter
[illegible]
Zürich. Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

20 Medaillen.
Gebr. Stollwerck, Köln.
26 Hofdiplome.
Cacao & Chocoladen, Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.
Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Traganthwaren u. konservirte Früchte. Chines. Thees, japan. Waren.
Dampf- & Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft, eigener Maschinen-Werkstätte, [illegible]
General-Agentur für die Verein. Staaten v. Nord-Amerika:
T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

[illegible]
Thematischer Leitfaden
durch die Musik von Richard Wagner's
PARSIFAL
Von Hans von Wolzogen
Mit 90 Notenbeispielen. Preis 2 Mark.
[illegible]
Ferner von dems. Autor:
Themat. Leitfaden
zu
Tristan u. Isolde
[illegible]

Führer durch die Wagnerschen Tondramen.
Zu haben in jeder Buch- und Musikhandlung.
Verlag von Feodor Reinboth in Leipzig.

Patente
besorgt u. verwerthet in allen Ländern.
Alfred Lorentz, Berlin [illegible]

Grab- und Gartenfiguren
in der Imitation des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Garantie größerer Wetterbeständigkeit**.
Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — ab.
Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.
Fabriklager:
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43,44,
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Illustrirte Prachtwerke
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von *Gustav Doré*. Zwei Foliobände. M. 105 bis M. 125. — *Ebers, Aegypten* in Bild und Wort. Zwei Foliobände. M. 115. — *Ebers, Cicerone* durch das alte und neue Aegypten. M. 13. — *Ebers* und *Guthe, Palästina* in Bild und Wort. Zwei Foliobände. M. 115. — *Ebers-Gallerie*, Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 60. — *Ebers-Gallerie*, Kabinet-Ausgabe in Mappe. M. 20. — *Goethes* Werke. Fünf Bände. M. 60. — *Schillers* Werke. Vier Bände. M. 48. — *Shakespeares* sämtliche Werke. Vier Bände. M. 40. — *Schubert*, Müllerlieder. M. 18. — *Hauffs* Märchen. M. 12. — *Doré*-Münchhausen. M. 9. — *Giacomelli*, Idylle aus der Vogelwelt. M. 10. — *Meding*, 80 Jahre in Glaube, Kampf u. Sieg. M. 3. *Sämtlich in prachtvollem Original-Einband.*

Über Land und Meer.

№ 42.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 5 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 5. 50.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Viertes Kapitel.

Die Prinzessin war von der übermütigsten und ausgelassensten Laune, es schien, daß sie wie ein der Schule entronnenes Kind sich für den Zwang der Etikette, die sie am Hofe ertragen mußte, hier durch den Genuß der Freiheit entschädigen wolle. Schon beim Frühstück verlangte sie gebieterisch, daß auch in der Intimität die verwechselten Rollen festgehalten werden sollten, damit später jeder ganz genau eingeübt sei und kein Mißgriff vorkommen könne. Die Kammerfrauen und Lakaien mußten stets die falsche Prinzessin zuerst bedienen und sie selbst einfach Gräfin nennen, und die Domestiken fanden sich in die Erfüllung dieser bei höchster Ungnade anbefohlenen Vorschrift viel leichter, als der Oberhofmarschall und seine Tochter, welche beide kaum im stande waren, ihre Gebieterin der von ihr angenommenen Stellung gemäß zu behandeln. Die Prinzessin lachte oft laut auf, wenn die Gräfin Margarethe bei ihrer Anrede ehrerbietig aufhorchte oder wenn der Graf Waldheim aufsprang, sobald sie sich erhob, dann aber wieder bat sie demütig um Entschuldigung wegen ihrer Heiterkeit und war gegen ihre Stellvertreterin so unterthänig, daß diese in immer neue Verlegenheit geriet.

Die Gesellschaft erschien am Brunnen und auf der Promenade. Auf Befehl der Prinzessin mußte Graf Waldheim seiner Tochter den Arm geben, während sie selbst zur Seite ging und zuweilen wie von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen einen Schritt zurück blieb. Dabei wurde sie nicht müde, bei jeder Gelegenheit den Grafen so laut, daß die Nächststehenden es hören konnten, Papa zu nennen und ihn durch ihre vortrefflich gespielte kindliche Vertraulichkeit so in die Enge zu treiben, daß er in der Verzweiflung über diese Neckereien zuweilen wirklich den unmutig zurechtweisenden Ton annahm,

Die Abreise nach der Stadt. Nach einem Gemälde von Raphael Lagye.

Digitized by Google

als ob er in der That ihr Vater wäre. Sie reichte stets den Becher, den sie den Brunnenmädchen abnahm, der Gräfin Margarethe und beobachtete mit neckisch funkelnden Augen, wie diese das wenig wohlschmeckende Mineralwasser seufzend verschluckte, wobei sie dann mit mühsam zurückgehaltener Heiterkeit in feierlichem Ton sagte:

„Trinken Sie, trinken Sie, Prinzessin! Sie wissen, wie notwendig die Kur für Sie ist; wie freue ich mich meiner guten Gesundheit, die es mir erlaubt, diesem bittern Naß fern zu bleiben."

Sie schmeckte dann wohl auch einen Becher und gab ihn, wenn das Getränk kaum ihre Lippen berührt hatte, mit allen Zeichen des lebhaftesten Widerwillens dem Brünnenmädchen zurück.

Einige alte Damen, welche neben ihr ganz gewissenhaft ihren Becher an der Quelle leerten, lächelten über die pantomimischen Zeichen, mit denen sie rücksichtslos ihrem Widerwillen gegen das unangenehm schmeckende Getränk Ausdruck gab, und sogleich begann die Prinzessin ein Gespräch mit diesen Damen, indem sie verschiedene Krankheitszustände aufzählte, welche für ihre verehrte Freundin, wie sie sagte, den Gebrauch des Brunnens notwendig machten, während sie selbst zugleich sich ihrer kräftigen Gesundheit rühmte und die Hoffnung aussprach, daß sie niemals in der Lage sein werde, diesem abscheulichen Getränk zusprechen zu müssen.

Der Oberhofmarschall befand sich während all dieser übermütigen Auslassungen in heller Verzweiflung und unterbrach das Gespräch mit den alten Damen, welche nur zögernd und in kühler Zurückhaltung antworteten, in ziemlich brüsker Weise, indem er seiner Tochter den Arm gab und sie fortführte, wodurch dann die Prinzessin gezwungen war, zu folgen.

Die Badegesellschaft war natürlich auf die neu angekommenen Fremden, deren Namen man in der Badeliste gelesen, aufmerksam geworden.

Der Badekommissär und der Badearzt traten heran, um sich vorzustellen. Sie erbaten die Erlaubnis, ihre Aufwartung machen zu dürfen, und erboten sich zugleich, die Herrschaften mit denjenigen Badegästen bekannt zu machen, zu denen sie etwa in nähere Beziehung zu treten wünschten.

Graf Waldheim aber lehnte dies sogleich, ohne ein leises Räuspern der Prinzessin zu beachten, auf das entschiedenste ab, da die Gräfin Rheinau eine Zeit lang der größten Ruhe bedürfe und deshalb jeden Verkehr vermeiden müßte.

Die Prinzessin benützte diese Gelegenheit, um, schnell hinzutretend, dem Badearzt mit feierlich besorgter Miene eine Reihe der bedenklichsten Krankheitssymptome mitzuteilen, von denen die Gräfin Rheinau, ihre verehrte Freundin, außerordentlich zu leiden habe, so daß der Doktor ganz nachdenklich den Kopf schüttelte und die Gräfin Margarethe, welche abwechselnd errötete und erbleichte, mit medizinisch prüfenden Blicken ansah.

Die Aermste mußte noch mehrere Becher des wenig schmackhaften Brunnens, den die Prinzessin ihr unermüdlich darreichte, trinken, bis endlich der Brunnenarzt, der sie beobachtet hatte, herantrat und erklärte, daß sie für den ersten Tag keine größere Dosis nehmen dürfe, worauf dann der Oberhofmarschall, trotz aller Zögerung der Prinzessin, die Damen wieder nach dem Hotel zurückführte.

Die Badegesellschaft sprach natürlich viel von den Fremden, bei denen der Doktor und der Badekommissär schon nach einer Stunde ihre Karten abgaben; man bedauerte die Gräfin Rheinau, welche, wie der Doktor mit geheimnisvollem Achselzucken hinwarf, außerordentlich leidend sei, und fand, daß ihre Begleiterin, die junge Gräfin Waldheim, zwar recht hübsch und pikant sei, aber ein wenig degagirte Manieren habe.

Einige der Badegäste erinnerten sich, daß Graf Waldheim Oberhofmarschall am Helmenstein-Hohenburgischen Hofe sei. Man war also über die Distinktion der neuen Gäste vollkommen beruhigt.

Eine der alten Damen, mit denen die Prinzessin am Brunnen eine so ungezwungene Konversation angeknüpft hatte und welche für ein Orakel bei allen Fremden der vornehmen Gesellschaft galt, erklärte, daß die Gräfin Rheinau eine junge Witwe sei, deren Gesundheit nur durch den schmerzlichen Verlust ihres Gemahls so schwer erschüttert sein möge; sie sei eine Verwandte des Grafen Waldheim, der sie wohl nach Bergenau begleitet habe, und es sei nur zu verwundern, daß ihre Freundin als die Tochter eines Hofmarschalls so wenig vornehme Zurückhaltung besitze und die Fremden an der Brunnenquelle anrede, ohne ihnen vorgestellt zu sein.

Niemand zweifelte an diesem Ausspruch, welchen die alte Dame mit dem vollen Aplomb ihrer Autorität abgab.

Man war also über die neuen Badegäste vollkommen orientirt, und die Crème der Gesellschaft von Bergenau erwartete mit einer gewissen neugierigen Spannung, daß die Ankömmlinge sich in richtiger Form in das Highlife des stillen Badeortes würden einführen lassen.

Der Doktor hatte freilich erzählt, daß der leidende Zustand der Gräfin Rheinau für einige Zeit absolute Zurückhaltung bedinge, doch hatte er zugleich die Hoffnung auf eine schnell bessernde Wirkung des Brunnens hinzugefügt und versprochen, dennoch auf der Promenade Gelegenheit zu nehmen, die Anknüpfung der Bekanntschaft mit den Fremden zu vermitteln.

Der Badekommissär allein war durch all diese Auskünfte nicht vollständig beruhigt; er besaß zu der für sein Amt notwendigen Orientirung die Gothaischen Kalender und fand in denselben wohl den Grafen Waldheim und dessen Tochter, welche als Hofdame der Prinzessin von Helmenstein-Hohenburg angeführt waren, aber keine gräfliche Familie von Rheinau. Da es ihm nicht wahrscheinlich erschien, daß ein Oberhofmarschall und eine Hofdame in Begleitung einer Dame mit zweifelhaftem Namen eine Badereise unternehmen sollte, so tauchte der Gedanke eines fürstlichen Inkognitos in ihm auf; er verschloß denselben jedoch tief in seine Brust, denn die Diskretion war ja seine erste Amtspflicht; nur beschloß er, den Fremden eine um so sorgfältigere und ehrerbietigere Aufmerksamkeit zu widmen und nur sie selbst auf die zarteste Weise fühlen zu lassen, daß er den Schleier des Geheimnisses, mit dem sie sich umgaben, scharfblickend durchdrungen habe. Man mußte ihm, wenn seine Annahme richtig war, dann ja um so mehr für seine Rücksicht und den Schutz des Inkognitos Dank wissen, und vielleicht konnte dann ein Orden seinen Scharfblick und seinen Takt belohnen.

Graf Waldheim flehte nach der Rückkehr in das Hotel die Prinzessin an, ihm seine Rolle nicht gar zu schwer zu machen; die Gräfin Margarethe erklärte mit thränenden Augen, daß sie fast außer stande sei, die ihr auferlegte Rolle weiter zu spielen; aber die Prinzessin wies alle Vorstellungen lachend zurück.

„Ihr seid jetzt beide gefangen," sagte sie, fröhlich in die Hände klatschend, „wenn ihr mich langweilt und genirt, so reise ich eines Tages nach Rebenberg zurück oder ich werfe urplötzlich mein Inkognito ab und gewähre meinem gnädigsten Herrn Vater das besondere Vergnügen, in den Zeitungen eine sehr amüsante und pikante Badegeschichte aus Bergenau zu lesen."

Beide Drohungen entsetzten den Grafen Waldheim so sehr, daß er mit Mühe seine Fassung behielt und die Prinzessin nur beschwor, es gnädig zu machen und ihn nicht zu hart auf die Probe zu stellen.

Die Gräfin Margarethe aber lächelte wieder durch ihre Thränen, als ihre fürstliche Freundin sie umarmte und ihr ins Ohr flüsterte:

„Spiele Deine Rolle gut, liebe Margot, für diesen Freundschaftsdienst verspreche ich Dir Schutz gegen den Herrn von Raufenberg."

„Ich finde es aber sehr ungalant," fuhr die Prinzessin dann laut fort, „daß Seine Hoheit der Erbprinz von Bertingen sich erwarten läßt; das zeigt wenig Eifer von seiner Seite. Vielleicht glaubte er, weil er eine Stufe höher auf der Leiter des fürstlichen Ranges steht, daß eine Prinzessin von Helmenstein-Hohenburg geduldig warten könne, bis es ihm gefällig ist, seinen prüfenden Blick auf sie zu werfen, — um so lieber ist es mir, daß ich auf meiner Bedingung bestanden habe und daß Seine Hoheit diesmal wenigstens eine kleine Lektion für Ihre Eitelkeit erhalten werden!"

„O mein Gott, mein Gott, wie wird das enden!" seufzte Graf Waldheim; „der Himmel gebe nur, daß der Erbprinz Gnade vor den Augen Eurer Durchlaucht finde, woran ich bei seinen vortrefflichen Eigenschaften nicht zweifle, dann kann sich alles noch glücklich lösen und wenden."

„Ich teile Ihre Zuversicht nicht, mein lieber Graf — verzeihen Sie — mein lieber Papa, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich sehr voreingenommen gegen die Hoheit von Bertingen bin. Doch eins kann ich Sie versichern, daß wir uns ganz vortrefflich amüsiren werden."

Mit schmerzlichem Seufzer zog sich Graf Waldheim zurück, um den Damen die Zeit zur Ruhe und zur Toilette zu lassen.

Bei dem Diner, das von den eigenen Lakaien serwirt wurde, verlangte die Prinzessin abermals auf das bestimmteste, daß die gewechselten Rollen festgehalten würden, und sie wußte die Komik dieser Situation durch ihre gute Laune so sehr zu erhöhen, daß auch die Gräfin Margarethe ganz heiter lächelte und sogar Graf Waldheim nach etlichen Gläsern alten Burgunders einige väterlich scherzende Bemerkungen gegen seine durchlauchtigste Adoptivtochter sich erlaubte.

Während die Herrschaften beim Diner saßen, waren zwei junge Leute in eleganten, aber äußerst einfachen Reisezügen auf dem Bahnhof von Bergenau angekommen; sie hatten keine Bedienung bei sich, ließen durch einen Gepäckträger ihre wenig umfangreichen Koffer nach dem Omnibus des Hotel Belvedère tragen und bestellten, dort angekommen, zwei Zimmer neben einander, die ihnen im zweiten Stockwerk angewiesen wurden. Auf ihre Frage erfuhren sie von den Kellnern, daß die Abendpromenade bereits begonnen habe, und nach einer ganz flüchtigen Toilette gingen sie sogleich nach dem Kurpark hin, wo die ganze Badegesellschaft sich zusammenfand.

Sie gingen hier Arm in Arm auf und nieder, die Gesellschaft musternd und mit einander so heiter und fröhlich plaudernd, daß man kaum annehmen konnte, die Sorge um ihre Gesundheit habe sie hieher geführt.

Der eine von ihnen war ein schlanker junger Mann von ungefähr dreiundzwanzig Jahren; sein Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber von seinen, edlen Zügen, die durch lebhaftes Mienenspiel und durch die glänzenden, ausdrucksvollen Augen äußerst ansprechend erschienen. Er trug ein kleines, aufwärts gedrehtes Bärtchen auf der Oberlippe und sein dunkelblondes Haar war ganz kurz geschoren, so daß er den Bildern aus der Zeit des Königs Heinrich III. von Frankreich ähnelte.

Sein Begleiter schien ein wenig älter wie er; er trug einen militärisch gestutzten Vollbart und lockiges, sorgfältig frisirtes Haar. Sein Gesicht war ebenfalls hübsch und jugendfrisch, doch lag in seinem Ausdruck und seiner Haltung trotz der gutmütigen Freundlichkeit seiner Blicke eine gewisse militärisch steife Zurückhaltung, und zuweilen schien es, wenn die neugierigen Blicke der Badegesellschaft sich auf ihn richteten, als ob er sich befangen und verlegen fühle und sich der Beobachtung zu entziehen wünsche.

Zwei junge und elegante Herren von vornehmem Aussehen waren ein Ereignis auf der Badepromenade von Bergenau.

In den verschiedenen Gruppen tauschte man die Vermutungen über die beiden neuen Ankömmlinge aus, und von allen Seiten wurde der Badekommissär und der Badearzt um Auskunft über dieselben gefragt.

Der erstere entschloß sich endlich, wozu ihm sein Amt das Recht gab, die Fremden anzureden.

Er trat zu ihnen heran und sagte mit artigem Gruß:

„Ich bitte die Herren, mich Ihnen vorstellen zu dürfen. Ich bin der Badekommissär von Stolten, und wenn ich den Herren in irgend etwas nützlich sein kann, so bitte ich, ganz über mich zu verfügen."

„Wir würden uns ohnehin die Ehre gegeben haben, Ihnen unsere Aufwartung zu machen, und sind Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit sehr dankbar," erwiderte der junge Mann mit dem kleinen Schnurrbart, „ich bin der Lieutenant Baron Artenburg, und mein Freund und Kamerad hier ist der Herr von Penzen."

Der Badekommissär wiederholte seinen Gruß, und Herr von Pergen verneigte sich etwas befangen, indem er, fast feierlich den Kopf neigend, sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen, mein Herr."

„Wir können eben nicht sagen," fuhr Baron Artenburg fort, „daß wir krank sind, aber der letzte Winter war etwas angreifend im Dienst wie in der Gesellschaft, deshalb wollen wir eine Zeit lang hier bleiben, um uns zu erholen. Was haben Sie hier für Gäste? — Nicht wahr, Herr von Pergen," fragte er mit einer leichten Verneigung gegen seinen Begleiter, „ein wenig wollen wir uns doch in die Gesellschaft mischen!"

„Ja wohl, ganz recht," sagte Herr von Pergen, indem er unruhig seine Blicke über die verschiedenen Gruppen der Badegäste hinschweifen ließ.

Der Badekommissär nannte einige der Vorübergehenden und bezeichnete zugleich deren Stand und Wohnort. Da erschien am Ende der Allee der Graf Waldheim mit seinen Damen; er führte seine Tochter und die Prinzessin ging zur Seite.

„Dort, meine Herren," sagte der Badekommissär, „sehen Sie, dort kommen die vornehmsten Herrschaften unserer Gesellschaft; sie sind gestern erst angekommen. Es ist der Graf Waldheim, Oberhofmarschall am fürstlich helmensteinischen Hofe; die Dame, die er führt, ist die Gräfin Rheinau, die andere, die neben ihr geht, ist die Tochter des Grafen, Hofdame in Helmenstein. Die Gräfin Rheinau soll Witwe sein, wie man mir sagt," fügte er hinzu.

Herr von Pergen schien noch befangener als vorher; er wechselte die Farbe und schlug die Augen nieder, während der Baron Artenburg prüfend den Grafen und seine Damen betrachtete.

Diese kamen vorüber. Der Badekommissär grüßte, die beiden Herren thaten desgleichen.

Die Prinzessin warf einen forschenden Blick herüber und wandte dann wie zufällig sich noch einmal um.

Kurze Zeit noch blieben die beiden neu angekommenen Fremden auf der Promenade; sie mischten sich unter die verschiedenen Gruppen, so daß sie möglichst unbemerkt den Grafen Waldheim und seine Begleiterin, für die sie ein besonderes Interesse zu haben schienen, beobachten konnten.

Dann, als die Dunkelheit herabsank, kehrten sie nach dem Hotel zurück und bestellten ein kleines Souper auf ihr Zimmer.

Der Oberkellner erschien mit dem Fremdenbuch. Baron Artenburg schrieb die beiden Namen ein. Unmittelbar vorher stand der Name des Grafen Waldheim.

„Ah," sagte der Baron, „Graf Waldheim, Oberhofmarschall aus Nebenberg, ganz recht, ich kenne ihn, ein liebenswürdiger Mann. Auch Ihnen wird es angenehm sein, seine Bekanntschaft zu machen," fuhr er, zu Pergen gewendet, fort. „Um welche Zeit ist der Graf morgens sichtbar? Ich werde ihm meine Aufwartung machen."

„Die Herrschaften gehen früh zur Brunnenpromenade," erwiderte der Oberkellner, „und wünschen, wenig gestört zu werden."

„Gut," sagte Baron Artenburg, „so werde ich nach der Brunnenzeit den Grafen aufsuchen; es ist immer angenehm, in einem Bade einen Bekannten zu finden."

Auch Graf Waldheim war von der Promenade zurückgekehrt.

Während des Thees war die Prinzessin sichtlich zerstreut, und der Graf zog sich früh zurück.

„Er ist da, Margot," sagte die Prinzessin, als sie mit ihrer Freundin allein war, „er ist da! Hast Du die beiden Herren gesehen, mit denen der Badekommissär sprach?"

„Nein," sagte die Gräfin, „ich bin so befangen, wenn ich an die falsche Rolle denke, die ich hier spielen muß, daß ich kaum wage, die Augen aufzuschlagen."

„Nun denn, der eine dieser beiden Herren ist der Erbprinz von Bertingen, glaube es mir: derselbe häßliche Bart, dasselbe frisirte Haar, dieselbe steife Haltung, o, er gefällt mir noch viel weniger, als ich es gedacht habe, und die diplomatischen Pläne unserer Herren Väter werden zu Wasser werden."

„Aber ich bitte, Durchlaucht," sagte die Gräfin, „lassen Sie sich durch kein Vorurteil bestimmen; prüfen Sie —"

„Gewiß, gewiß, ich werde prüfen, dazu bin ich hier, und dieser hochmütige, steife Erbprinz ahnt nicht, wie scharf ich ihn prüfen werde! Doch das sage ich Dir, sprichst Du ein Wort bei mir zu seinen Gunsten, so verbinde ich mich mit Deinem Vater als Beschützerin der Liebe des Herrn von Rauenberg. Jetzt aber laß mich, ich bin müde und bedarf der Ruhe, um für morgen mit voller Kraft gerüstet zu sein."

„Hast Du den andern gesehen?" fragte sie, als die Gräfin ihr die Hand küßte. — „Der andere, sein Begleiter, sah viel besser aus, viel besser, er hat auch nicht diesen abscheulichen Bart, wahrscheinlich sein Adjutant, das wäre etwas für Dich, Margot!"

„O, ich bitte, Durchlaucht," rief die Gräfin, „spotten Sie nicht, ich habe genug an dem entsetzlichen Spiel, von dem ich nicht weiß, wie ich es durchführen soll."

Sie zog sich zurück, und bald lag das kleine Waldstädtchen in tiefer, schweigender Ruhe unter dem Scheine der nächtlichen Sterne da.

Fünftes Kapitel.

Die beiden, am Abend vorher angekommenen jungen Herren waren am nächsten Morgen nicht auf der Brunnenpromenade erschienen, welche die Gräfin Margarethe wieder am Arm ihres Vaters besuchte, während die Prinzessin an ihrer Seite ging.

Heute aber war die kleine Gesellschaft einsilbiger als vorher; die beiden Damen musterten mit forschenden Blicken die Gruppen der Badegäste, die Gräfin zitterte, die fremden Herren zu erblicken, denn sie fühlte sich kaum fähig, hier vor so vielen neugierigen Blicken eine Begegnung mit dem Erbprinzen von Bertingen in ihrer falschen Rolle zu ertragen, und auch die Prinzessin schien ernst und nachdenkend. Vielleicht mochte ihr nun, da das von ihr so keck unternommene Spiel beginnen sollte, die Bedenklichkeit desselben näher treten; doch war, auch wenn dies der Fall gewesen sein sollte, an ein Zurückweichen bei ihrem Charakter nicht zu denken.

Graf Waldheim suchte seinerseits jede Unterhaltung zu vermeiden, um der Prinzessin keine Gelegenheit zu übermütigen Extravaganzen zu geben, und so kehrte man denn, nachdem die Gräfin Margarethe einige Becher des Wassers aus der Eisenquelle verschluckt hatte, bald nach dem Hotel zurück.

Als die Damen sich zurückgezogen hatten, brachte der Oberkellner dem Grafen Waldheim eine Karte, auf welcher nur der einfache Name: „Baron von Artenburg" stand, mit der etwas scheuen und zögernden Bemerkung, daß der gestern abend angekommene Herr Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von früher bekannt sei und demselben seine Aufwartung zu machen wünsche. Der Oberkellner fügte jedoch hinzu, daß er zwar die Bestellung übernommen, dem Herrn aber sogleich bemerkt habe, daß Seine Excellenz, der Herr Graf, vollständig zurückgezogen zu leben wünsche.

Zu seiner Verwunderung rief der Graf, als er kaum die Karte gelesen hatte, eifrig:

„Gewiß, gewiß, Baron Artenburg ist ein alter Bekannter von mir, bringen Sie ihn sogleich her, es wird mir eine besondere Freude sein, ihn zu begrüßen!"

Einige Augenblicke darauf trat der Baron ein, und der Oberkellner, der sich ein wenig langsam zurückzog, sah zu seiner Verwunderung, daß der so stolze und hochmütig kalte Graf mit dem liebenswürdigsten Lächeln eifrig seinem Besuch entgegentrat, durch welche Wahrnehmung sich die Achtung des Kellners vor den beiden neu angekommenen jungen Herren beträchtlich vermehrte.

„Ich bitte um die Erlaubnis, mich Eurer Excellenz vorzustellen," sagte der junge Mann ehrerbietig und doch mit vollkommener Sicherheit, „ich bin der Lieutenant Baron Artenburg, Adjutant Seiner Hoheit des Erbprinzen von Bertingen, welcher unter dem Namen eines Herrn von Pergen in strengem Inkognito sich hier befindet. Ich darf voraussetzen, daß ich Eurer Excellenz keine weiteren Erklärungen über die Gründe der Anwesenheit und des Inkognitos meines gnädigsten Herrn zu geben nötig habe."

„Ich bin unendlich erfreut, in der That unendlich erfreut, mein lieber Baron. Ihre Bekanntschaft zu machen," erwiderte Graf Waldheim, indem er die Hand des jungen Mannes schüttelte, „es bedarf zwischen uns keiner weiteren Erörterung. Sie wissen, daß unsere durchlauchtigste Prinzessin unter dem Namen der Gräfin Rheinau hier den Brunnen trinkt, und ich werde Höchstderselben sogleich die Anwesenheit Seiner Hoheit melden. Ihre Durchlaucht wird entzückt sein, die persönliche Bekanntschaft des Erbprinzen zu machen, und was uns betrifft, mein lieber Baron, so vereinigen wir uns ohne Zweifel in der Hoffnung, daß diese persönliche Bekanntschaft zu dem für die beiden fürstlichen Häuser so wichtigen und erfreulichen Ziele führen möge."

Bei den letzten Worten wurde seine Stimme ein wenig unsicher; er dachte mit Schrecken an das bedenkliche Maskenspiel, das gerade der Erfüllung der eben ausgesprochenen Hoffnung gefährlich werden und ihm, sowie seiner Tochter vielleicht die höchste Ungnade zuziehen konnte.

Auch über das Gesicht des Baron Artenburg flog ein Schatten.

„Mein gnädigster Herr," sagte er, „wird Ihrer Durchlaucht der Prinzessin seine Aufwartung machen, sobald dieselbe die Gnade haben will, ihn zu empfangen; doch," fügte er ein wenig zögernd hinzu, „ich möchte mir erlauben, Eure Excellenz im voraus darauf aufmerksam zu machen, daß der Erbprinz trotz seiner hohen Stellung ein wenig befangen, ja in Gegenwart Fremder, die er vorher nie gesehen, fast scheu und verlegen ist. Es wäre vielleicht gut, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, Ihre Durchlaucht davon vorsichtig und vertraulich zu unterrichten, damit dieselbe die Befangenheit des Prinzen nicht mißdeutet und etwa gar als Mangel an artigem Entgegenkommen aufnimmt."

„Seien Sie unbesorgt, ganz unbesorgt," erwiderte Graf Waldheim, „ich werde die Prinzessin vorbereiten; ich muß Ihnen übrigens bemerken," fuhr er fort, „daß auch Ihre Durchlaucht die Prinzessin ein wenig scheu und zurückhaltend im Verkehr mit allen Personen ist, die sie noch nicht näher kennen gelernt, und daß sie bei der ersten Bekanntschaft deshalb leicht einsilbig und verlegen erscheint."

Der Baron schien verwundert.

„Wir hörten," sagte er, „an unserem Hofe gerade den lebhaften Geist und den sprudelnden Witz der Prinzessin rühmen —"

„Ganz recht, ganz recht," fiel der Baron schnell ein, „die Prinzessin besitzt diese Eigenschaften wie alle Vorzüge einer hochgebildeten fürstlichen Dame; ich sprach Ihnen nur von der ersten Bekanntschaft, bei welcher sie in der That fast immer etwas befangen zu sein pflegt, und gerade in unserem gegenwärtigen Fall dürfte diese Befangenheit vielleicht um so natürlicher und erklärlicher sein."

„Ganz gewiß," sagte der Baron, „es ist ja nichts natürlicher, als daß unsere Herrschaften sich ein wenig vorsichtig und zurückhaltend entgegentreten, damit sie um so sicherer sich ein Urteil bilden können; an uns wird es also sein, Excellenz, alles aufzubieten, um diese so natürliche Befangenheit verschwinden zu lassen und ihnen durch eine möglichst lebhafte Unterhaltung ihre natürliche Sicherheit und Freiheit wiederzugeben."

Die Herren trennten sich unter nochmaligem herzlichem Händedruck, und der Graf Waldheim ließ sich, sobald er gehört, daß die Prinzessin ihre Toilette vollendet habe, bei derselben melden.

„Der Erbprinz ist da, Durchlaucht," sagte er mit feierlicher Miene, „soeben ist der Baron Artenburg, sein Adjutant, bei mir gewesen —"

„Ein junger Mann mit einem Bärtchen und kurz geschnittenem Haar," sagte die Prinzessin lachend; „er erinnert mich an die Mignonnes Heinrichs III., schade, daß er das häßliche Kostüm unserer Zeit trägt."

„In der That," rief Graf Waldheim ganz erstaunt, „Sie kennen ihn?"

„Gewiß," erwiderte die Prinzessin, „die Herren waren gestern abend auf der Promenade und beobachteten uns scharf. Sie, lieber Papa, waren viel zu sehr darauf bedacht, Ihre diplomatische Würde zu wahren, als daß Sie die Gesellschaft beachtet hätten. Sie sehen also, wie gut es ist, daß ich mich in doppeltem Inkognito verberge, denn somit würden wir dennoch überlistet werden. Ich kenne auch den Erbprinzen, ein steifer Herr mit großem Bart und gelocktem Haar; er würde in der That wohl thun, wenn er sich nach seinem Adjutanten richtete, vielleicht

aber ist es vorteilhaft für ihn, sich das halbe Gesicht unter einem Bart zu verstecken."

„Seine Hoheit," fuhr der Graf, das Geplauder der Prinzessin überhörend, fort, „bittet um die Erlaubnis, Eurer Durchlaucht seine Aufwartung machen zu dürfen; ich erlaube mir den unterthänigsten Vorschlag, den Erbprinzen jetzt vor dem Diner zu empfangen und dann zugleich die Herren einzuladen, mit uns zu speisen; das wird eine ungezwungene Annäherung erleichtern."

„Das heißt ein wenig schnell gehen," sagte die Prinzessin kopfschüttelnd, „indeß mag es drum sein; man sagt ja, daß man sich bei Tisch am meisten in seiner wahren Gestalt zeigt; machen Sie also die Einladung, lieber Graf, wenn," fügte sie mit einer zeremoniellen Verbeugung gegen die Gräfin Margarethe hinzu, „Ihre Durchlaucht die gnädigste Prinzessin mit diesem Vorschlage einverstanden ist."

„Noch einmal bitte ich Eure Durchlaucht," sagte Graf Waldheim, „den Ernst des Spiels zu bedenken, das Sie treiben wollen und zu dem ich die Hand bieten muß, um Schlimmeres zu vermeiden und einen Lieblingswunsch meines Herrn nicht von vornherein scheitern zu lassen. Bedenken Sie, welche unheilvolle Verwirrung entstehen kann; bedenken Sie, was der Zorn Seiner Durchlaucht Ihres Herrn Vaters für Margot und mich, ja für Sie selbst bedeutet! Noch ist es Zeit, das Publikum weiß nicht, wer Sie sind, noch niemand ist der Gräfin Rheinau vorgestellt worden, und wenn Sie jetzt den Erbprinzen empfangen wollten, so wäre alles wieder auf dem geregelten Wege."

Unwillig trat die Prinzessin mit dem Fuß auf den Boden.

„Ich habe meine Bedingungen gestellt, Graf Waldheim," sagte sie, „ehe ich diese Reise antrat, und ich glaube nun weiterer Erörterungen überhoben zu sein! Ich kann Sie nicht zwingen; wollen Sie mir Ihr Wort nicht halten, wollen Sie mir die Möglichkeit der verborgenen Beobachtung nicht geben, so gehen Sie zum Erbprinzen, sagen Sie ihm, daß ich nicht in der Lage wäre, Seine Hoheit zu empfangen. Ordnen Sie zugleich die Rückreise nach Rebenberg mit dem nächsten Zuge an."

„Um Gottes willen, Durchlaucht, welcher Gedanke!" rief Graf Waldheim entsetzt; „ein solcher Affront!"

„Nun also, kein Wort weiter! Doch noch eins muß ich Ihnen sagen: ich werde die Augen offen haben; Sie wissen, daß man mich nicht leicht überlistet; merke ich, daß Sie die Diskretion verletzt, daß Sie dem Erbprinzen den geringsten Wink gegeben haben, daß er trotz allen Rollentausches weiß, wer ich bin, so schwöre ich Ihnen, daß ich dann Seine Hoheit so behandeln werde, wie noch nie ein Prinz von einer Prinzessin behandelt worden ist."

„Ich habe Eurer Durchlaucht mein Wort gegeben," sagte Graf Waldheim, „und werde es halten, wenn Sie mich nicht selbst dessen entbinden; doch eine Bitte, eine dringende Bitte erlaube ich mir noch auszusprechen."

Die tiefe Bewegung auf dem Gesicht des Grafen Waldheim schien die Prinzessin zu rühren; sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Sprechen Sie, Graf Waldheim; außerhalb meines Inkognito bin ich bereit, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen."

„Nun denn, Durchlaucht, zum Dank für die Bereitwilligkeit, mit der ich auf Ihre Wünsche eingegangen bin, versprechen Sie mir die Prüfung, die Sie unerkannt vornehmen wollen, so sehr als möglich zu beschleunigen; Ihrem Scharfblick wird ja die Entscheidung nicht schwer fallen. Halten Sie den Erbprinzen des Glückes und der Ehre würdig, sich um Sie bewerben zu dürfen, so werfen Sie selbst den Schleier ab, stellen Sie die Sache als einen Scherz, als eine augenblickliche Laune dar — alles wird sich dann heiter und freundlich lösen, und ich und Margot werden der schweren Verantwortlichkeit, die jetzt auf uns ruht, entlastet sein; sollte aber, was ich nicht hoffe und nicht vorauszusetzen wage, Seine Hoheit keine Gnade vor Ihren Augen finden, dann lassen Sie uns bald, so bald wie möglich unter irgend einem Vorwand schnell abreisen; alle weiteren Erklärungen werden dann besser schriftlich gegeben, und von diesem unglücklichen Verwechslungsspiel wird dann hoffentlich niemals jemand etwas merken."

„Gut, Graf Waldheim," sagte die Prinzessin, „das verspreche ich Ihnen; ich würde mir selbst ein Armutszeugnis ausstellen, wenn ich für meine Entscheidung eine zu lange Zeit in Anspruch nähme. Meine Hand darauf! — Erlaube ich dem Erbprinzen, mein Ritter zu sein, was ich," fügte sie schalkhaft hinzu, „nicht so sicher annehme wie Sie, so werde ich selbst die Aufklärung geben und alle Verantwortung auf mich nehmen; wo nicht, so werden Sie irgend eine Nachricht von Hause fingiren, und wir werden eines schönen Morgens verschwunden sein, wenn Seine Hoheit uns nicht etwa zuvorkommt."

„Ich gehe also jetzt zum Erbprinzen," sagte Graf Waldheim, „Eure Durchlaucht werden Ihr Wort halten und mich und Margot so bald als möglich von dieser schweren und gefährlichen Verstellung befreien."

„So muß es denn sein!" seufzte die Gräfin. „O Durchlaucht, ich hoffe, Sie sind von meiner

Des Künstlers Widmung. Nach einem Gemälde von Ignaz Roskovics.

Digitized by Google

Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Beim Dorfschulzen. Gemälde von Hugo Oehmichen.

Digitized by Google

Treue und Ergebenheit überzeugt, aber gewiß habe ich Ihnen noch niemals einen schwerer wiegenden Beweis davon gegeben als jetzt; wäre ich in der That, was ich scheinen soll, und das Erscheinen des Erbprinzen sollte über die Zukunft meines Lebens entscheiden, wahrlich, mein Herz könnte nicht unruhiger schlagen als jetzt; es scheint mir, daß er in meinen Augen die Wahrheit lesen muß."

„Sei ruhig, Margot, sei ruhig!“ sagte die Prinzessin, indem sie die Wangen ihrer Freundin streichelte; „er wird nichts in Deinen Augen lesen, er wird Dich ohne allen Verdacht für die Prinzessin halten, und wenn Du den Mut verlieren willst, so denke nur an den Herrn von Raufenberg.“

„Euer Durchlaucht,“ sagte die Gräfin halb lächelnd, „treiben mich mit einem Schrecknis dem andern zu.“

„Die einzige Gefahr ist,“ sagte die Prinzessin spöttisch, „daß Du Dich etwa in den schönen Erbprinzen verliebst und mir sein Herz abwendig machst.“

„O, ich bitte Eure Hoheit um alles in der Welt, keinen solchen Scherz zu treiben; mit Schrecken denke ich ja daran, daß der Erbprinz durch mich noch schneller abgeschreckt werden könnte, als Eure Durchlaucht Ihre Entscheidung treffen und mit Ihrer Täuschung ein Ende machen, und welche Verantwortung würde dann auf mir ruhen, welche Vorwürfe müßte ich mir mein ganzes Leben über machen!“

„Nun,“ sagte die Prinzessin neckend, „so mußt Du mir zu Gefallen ein wenig kokettiren, um ihn festzuhalten. Ich versichere Dich übrigens, daß wenn er mir gefällt, ich ihn Dir nicht lassen und zur rechten Zeit dazwischen treten werde. — Hörst Du, dort werden die Thüren des Vorzimmers geöffnet, er kommt, also den Kopf in die Höhe, ein freundliches Lächeln auf die Lippen und einen Panzer um Dein Herz, damit kein Liebespfeil aus seinen Augen eindringen kann!“

Sie drückte die Gräfin in einen Fauteuil nieder, stellte sich neben sie und richtete ihre spöttisch funkelnden Blicke auf die Thür. (Fortsetzung folgt.)

Frauen und Aerzte.

Eine Pariser Plauderei

von

Eugen von Jagow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Nachdem der Pariser diesen oder jenen Dichter gelobt hat, pflegt er hinzuzusetzen: „Ein Dumas freilich ist er nicht!“ Es ist geradezu erstaunlich, daß dieser im Grunde genommen keineswegs so unerreichbare Dichter ein solches Prestige bei seiner Nation besitzt. Woher kommt es, daß er den ihm geistig weit überlegenen Augier, ja sogar den durch seinen „aktuellen Witz“ ausgezeichneten Sardou, wenigstens bei dem großen Publikum, in Schatten stellt? Weil er, mehr als Augier mit seiner realistischen und psychologischen Charakterentwicklung, mehr als Sardou, der geistreiche Photograph der Tagesströmungen, diesen Fundamentalsatz begriffen hat: Das moderne Gesellschaftsleben Frankreichs wird durch das Weib und die exakte Wissenschaft beherrscht.

Die Pariserin ist fast immer nervös, und die Nervenkrankheit ist daher die charakteristische Krankheit für das moderne Paris, die Modekrankheit, welche sich durch ihr Kontagium selbst auf das stärkere Geschlecht überträgt. Sie kann offenbar nur durch die Wissenschaft geheilt werden, durch den Arzt. Folglich ist bei Dumas und seinen Nachahmern das Weib die Quelle des Lebens, der Arzt, als obligater Repräsentant der Wissenschaft, die Quelle der Weisheit für das Stück. Nehmen wir die „Fremde“. Das ganze Stück dreht sich um die Herzogin von Septmonts, wie ein Karoussel um den am Mittelpfosten angebrachten Leierkasten. Derjenige aber, welcher diesen dreht, das ist der Arzt, der die sieben Weisen und die Propheten des Alten Testaments in seiner Person vereinigt.

So spiegeln sich Weib und Arzt in der Dichtung. Aber entsprechen sie nun auch in Wirklichkeit und in Paris diesem seltsamen Bühnenbilde? — Nein, und zwar schon deshalb nicht, weil uns Dumas die Pariserin nicht etwa als ein armes, bedauernswertes, krankes Geschöpf schildert, sondern als eine Heroine à la Denise, als den Männern geistig überlegen, weil er das, was heute die berüchtigten Vitriolattentate und ähnliches zeitigt, nicht aus der seelischen Schwäche, sondern aus der Seelenstärke erklärt.

Weib und Arzt! Diese Zusammenstellung mag vielleicht manchem, trotz des vorher Gesagten, willkürlich erscheinen, indessen — um nur ein Beispiel anzuführen — sind nicht beide oft genug im Komplot? Ist die Reise in die Sommerfrische, für welche der vielgequälte Ehegatte bisweilen im Schweiße seines Angesichts das Geld beschaffen muß, nicht häufig das Ergebnis eines solchen? Bei diesen Komplotten wird das Weib nur allzu oft zur Schlange und der Arzt — zum Weibe. Der atlantische Ozean ist nun überdies von Paris aus so leicht zu erreichen, vor allem Trouville und Dieppe, so scheint es, und nur der böse Zufall will's, daß dies nun auch die Modebäder par excellence sind, in denen selbst das Badekostüm von der oft launischen Göttin Mode beherrscht wird und dem Glücksspiel unter dem harmlosen Titel «petits chevaux» auch von Damen gefrönt werden kann.

O, die Pariser Frauen, unter denen sich ja, zumal in der kleinen Bourgeoisie, noch sehr tüchtige, thatkräftige Elemente befinden! Aber welche seltsame, echt moderne Typen sie andererseits aufzuweisen haben!

Ich will gar nicht von Madame Barberousse und der vielberühmten bitteren Louise, mit einem Wort von den Damen der Politik und den Heroinen der maßlosesten Frauenemanzipation reden, ihr Heroismus ist fast immer nur der einer überreizten, krankhaft nervösen Eitelkeit. Lassen wir auch das Thema vom weiblichen Arzt auf sich beruhen; zu seiner Behandlung bedürfte es eines größeren Raumes, als er uns im Rahmen einer skizzirenden Plauderei zu Gebote steht.

Die Ehevermittlungsbureaux haben sich in Paris zu einer erstaunlichen Blüte entwickelt, und wer hier die Hauptperson ist, das braucht kaum hervorgehoben zu werden: das Weib. Das Bureau ist nun freilich nicht selten ein eleganter Salon, dessen Konversation und ästhetische Musikvorträge dem Uneingeweihten schwerlich seine Bestimmung verraten würden. In der Vorrede zu seinem berühmtesten Intriguenstücke „Demimonde“ schildert Dumas die Gesellschaft, der er jenen Namen gegeben und unter welchem er etwas ganz anderes versteht, wie es heute üblich ist. Die in ihr verkehrenden Damen gehören durchweg den höheren Gesellschaftsklassen an, wo sie um irgend welcher Extravaganzen willen unmöglich geworden sind, bilden ein Cénacle für sich und unterscheiden sich von ihren Standesgenossen, deren Herren die alten Beziehungen zu ihnen weiter pflegen, nur dadurch, daß sie ihre früheren Lebensgewohnheiten durch eine größere Freiheit der Allüren verjüngen.

Offenbar aus diesen von Dumas vor etlichen Jahrzehnten geschilderten Salons sind die hervorgegangen, welche heute lediglich um der Ehevermittlung, nicht mehr um der Galanterie willen aufgesucht werden. Ihre Bestimmung ist also exklusiver geworden — denn auch im Demimonde handelt es sich um Ehevermittlungen, um sogenannte Rehabilitationsheiraten — ihre Gesellschaft hat sich andererseits demokratisirt, will ja doch der junge, ruinirte Edelmann des Faubourg Saint-Germain gerade dort die reiche Bankiers- oder Kaufmannswitwe kennen lernen, die ihm sein Wappenschild neu vergolden soll.

Die edle Wirtin ist die Verkörperung der weiblichen List und Findigkeit. Sie hat den feinsten Takt, sie weiß zu schmeicheln, aber auch zurückhaltend zu sein; bald ist sie mütterlich-versorglich, bald eine joviale Freundin, bald eine strenge Sittenrichterin. Wie einer guten Schauspielerin ist ihr keine der vielen Sprachen fremd, welche das Herz spricht und welche das Herz berücken. Sie ist ein merkwürdiger Typus des mit allen Reizen der Pariser Causerie wirkenden „lächelnden Teufels“!

Aber auch unter den Heiratslustigen fehlt es nicht an merkwürdigen Erscheinungen.

Ein Mitarbeiter des „Temps“ hatte sich vor kurzem unter falschem, hochklingendem Namen in einen der zahlreichen eleganten Ehevermittlungssalons Eingang verschafft. Er ist noch jung, vielleicht auch hübsch, besitzt stolze Ahnen, aber leider — kein Geld. Die mitleidige Wirtin bietet ihm sofort ein Monatsgehalt von dreihundert Franken, wofern er nur bei ihr von Zeit zu Zeit ein bißchen Klavier spielen will. Er erblickt im Salon ein bildhübsches junges Mädchen nebst deren Mutter und will über beide Erkundigungen einziehen. Die Wirtin errät seine Frage und kommt ihm mit der lakonischen Bemerkung zuvor:

„Wenn Ihr Herz Sie dazu treibt, so machen Sie ihr den Hof; sie ist zu haben!“

Der angebliche Graf beginnt mit der angeblichen Heiratskandidatin, die recht schwermütig dreinblickt, ein Gespräch und wagt sich endlich mit einem Antrage hervor. Das arme Mädchen bricht in Thränen aus und die argusäugige Wirtin, welche den Zusammenhang erraten hat, eilt erschrocken herbei:

„Mein Gott, was haben Sie gemacht? Nicht sie, die Mutter will sich ja verheiraten!“

Armes Mädchen!

Ein anderer merkwürdiger weiblicher Typus ist die Spielerin, der man nicht nur in gewissen Pariser Salons, verkappten Spielhöllen, sondern, wie gesagt, auch in den Kasinos der Modebäder, in Trouville, in Vichy, in Nizza, in Pau, kurz, überall begegnet. Die weibliche Natur war dem Spiel und seinen nervenkitzelnden Aufregungen von jeher nicht abhold; die Annalen von Monaco berichten von einer Russin, hinter der beim Spiel zwei Diener standen, der eine mit einer Schale voll Gold, der andere mit einer Schale voll Banknoten; sie folgte dem Rollen der Kugel, die ihr den Geliebten verriet, mit funkelndem Auge. Aber das Geld an sich hatte gar keinen Wert für sie, sie verschwendete den Gewinn mit vollen Händen. Anders die moderne Pariserin! Das Glücksspiel wird ihr zur melkenden Kuh; für ihre Verluste muß der Vicomte oder der Bankier Soundso aufkommen, der Gewinn wird in Papieren angelegt.

Diese Geldgier zeigt sich auch auf den Rennplätzen, auf denen die petits chevaux durch die großen Pferde und durch die Buchmacher ersetzt werden. Die Wettsätze erreichen bekanntlich oft eine, man könnte sagen, schwindelnde Höhe, welche indessen die Pariser Sportswomen durchaus nicht schwindelig macht. Wie sie in dieser maßlosen Leidenschaft gleichsam ihr Geschlecht verleugnen, so auch in ihrem Aeußern. Wasserdichte, unkleidsame Hüte und Mäntel und nichts mehr von der natürlichen, durch ein kleidsames Kostüm umblühten Grazie der jungen Pariserin! Was ist aber ein Weib, das nicht mehr gefallen will und sich sein schönstes Lächeln für den Jockey oder Stallknecht aufspart, die ihm den mutmaßlichen Sieger bezeichnen sollen? «Et allons donc!» wie Frau Pipelet, die unsterbliche Portiersfrau Eugène Sues, in den „Mysterien von Paris“ sich auszudrücken liebte, um ihre grenzenlose Verachtung zu veranschaulichen.

Pflichtschuldigst habe ich in meiner Plauderei der Tochter Evas den Ehrenplatz eingeräumt; betrachten wir nun ihr Pendant, den Arzt, mit dessen Hilfe sie heute so Großes vollbringt und ohne den ein gutes Theaterstück, das sich respektirt, gar nicht mehr denkbar ist. Freilich, die Zeiten sind lange vorüber, da er darin, wie im Molièreschen Repertoire, die komische Rolle spielte. Ob dieses — Avancement aber wirklich für Paris so ganz berechtigt ist?

Manche der in französischen Stücken so verherrlichten und so klug schwatzenden Aerzte haben eine verzweifelte Aehnlichkeit mit demjenigen Typus, den man früher als „Salonlöwen“ bezeichnete und der auch unter den Künstlern nicht eben selten ist. Er fehlt in keiner Gesellschaft und drechselt so viel Komplimente, daß man nicht begreift, wo er die Zeit hernimmt, um zu komponiren, zu malen oder zu praktiziren. In der That begnügt sich selbst ein Arzt, der sich mehr um die Theaterpremièren als um die neuesten Errungenschaften seiner Kunst kümmert, gewöhnlich damit, daß er einige harmlose Mittelchen verordnet und seinem Kranken plaudernd die Zeit vertreibt. Sobald er fort ist, wird das Rezept ins Feuer geworfen.

Scribe hat uns in seiner „Camaraderie“ diese in Paris so charakteristische Figur bekanntlich vorgeführt; heute — wo diese Spezies viel zahlreicher vertreten ist — gilt das als Majestätsverbrechen. Warum? Es gibt gegenwärtig einen berühmten Arzt — nomina sunt odiosa — der seine Berühmtheit lediglich Gambetta und den von diesem frequentirten politischen Salons verdankt. Er fordert für seine Konsultation, deren Länge er nach einer dem Patienten geschickt verborgenen Sanduhr bemißt, ein ganz ungeheuerliches Honorar, und wenn man irgend einen medizinische Ratschläge erteilenden Lästigen los sein will, so braucht man nur mit bedeutungsvoller Miene auf jene Autorität hinzuweisen und zu sprechen: „Der Doktor G..... behauptet das Gegenteil!“ und der kühne Ratgeber schweigt verwirrt, hypnotisirt durch die magnetische Kraft dieses Namens.

Ein eigentümlicher Typus ist auch der Pariser Theaterarzt, der indessen, mit seltenen Ausnahmen, von seiner auf der modernen Bühne so vielgepriesenen Gewissenhaftigkeit gerade keine glänzenden Beweise gibt. Er bewirbt sich aufs eifrigste um die vielbeneidete Stellung, um sich, sobald er sie inne hat, soviel er es nur irgend vermag, seinen Pflichten zu entziehen und sich durch den ersten Besten vertreten zu lassen. Bei jeder Vorstellung muß nämlich ein Arzt vorhanden sein, um bei plötzlichen Erkrankungen eines Bühnenmitgliedes oder im Publikum zur Hand zu sein. Merkwürdigerweise lassen sich diese Erkrankungen — beiläufig bemerkt — meistens auf Verdauungsstörungen infolge zu schnellen Essens zurückführen, sintemalen es in Paris üblich wird, statt um sechs oder um sieben Uhr erst um acht Uhr zu diniren. An dem kleinen Gymnase beispielsweise, das, wie die meisten Boulevardtheater, ein Zugstück eben so lange gibt, als es zieht, sind acht Aerzte angestellt, die sich ablösen sollen. Der ja auch in Deutschland wohlbekannte Ohnetsche „Hüttenbesitzer“ (Maître de forges) wurde dort wohl vierhundertmal gegeben, oder mit anderen Worten, jeder Theaterarzt war verpflichtet, von seinem Parketplatz aus fünfzigmal der Wandlung der adelsstolzen Heldin in eine Liebende beizuwohnen. In diesem Sonderfalle begreift es sich allerdings, daß der unglückliche Jünger Aeskulaps häufig desertirt und einem lieben Kollegen seine zahlreichen, täglich wechselnden Pflegebefohlenen auf die Seele gebunden hat.

Eine der allermerkwürdigsten Pariser Typen ist der Landarzt als Deputirter. Er hat seinerzeit in Paris studirt, ist als «Monsieur le docteur» in seine Heimat zurückgekehrt, angestaunt als Autorität, geliebt als Landsmann. Er bewohnt eines der hübschesten Häuschen des Kreisstädtchens, heiratet eine reiche Bauerntochter, wird von ihr und von der ganzen Umgegend, vor allem von seinen Kranken, verhätschelt und gepflegt. Mit einemmale kommt ihm der böse politische Ehrgeiz, wie seinen Patienten diese oder jene Krankheit.

Uebergehen wir die kleine Wahlintrigue, deren Ergebnis dies ist: der Arzt wird von seinen dankbaren Wählern mit der oft recht zahlreichen Familie nach Paris in das Palais Bourbon geschickt und sein Rivale macht ihm indessen seine Kundschaft abspenstig. In Paris — welche Enttäuschungen! Enge, kostspielige Wohnung, zahlreiche, kostspielige Einladungen, das heißt kostspielig, weil sie Toiletten, Wagen und Trinkgelder erfordern. Man muß natürlich auch selbst einmal ein Diner geben, und die Frau Aerztin fühlt sich in der Weltstadt und in der Pariser Konversation und vor allem als Wirtin nicht in ihrem Element; unter den Bauern war sie die erste, in der Pariser Gesellschaft die letzte. Und endlich kommt der große Tag, das heißt der, an welchem der Herr Député seine Jungfernrede hält. Wie wird man sie in den Zeitungen ausführlich besprechen, welch einen großartigen Eindruck wird das alles in seiner Heimat hervorbringen! Aber wehe, er ist verwirrt, er stottert, er schwatzt armseliges Zeug, man zuckt über ihn die Achseln, die Blätter heben, je nach ihrer Parteistellung, mit einigen entschuldigenden oder spöttischen Bemerkungen über seine nichtssagenden Ausführungen zur Tagesordnung über und — das Resultat? Nun, einfach dies; er wird nicht wiedergewählt, seine Ersparnisse sind draufgegangen, man sieht daheim in ihm keinen Halbgott mehr, sein tüchtiger Konkurrent hat ihm die Hälfte seiner Kundschaft entrissen und — das Allerschlimmste! — seine eigene Frau hat kein Vertrauen mehr zu ihm und fängt an selbständig zu werden. Das ist doch ganz gewiß ein tragikomisches Schicksal, welches die — Teilnahme des Theaterdichters oder Romanciers in hervorragender Weise beansprucht.

Die Siegerin.

Ein Märchen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es kam einst zu einem ungeheuren, einem echten Titanenkampf. Alle Tugenden und alle Laster rangen mit einander auf Leben und Tod. Furchtbare Wunden klafften, es strömte das Blut. Hinterlist und Tücke hatten die Gerechtigkeit überwältigt und ihr den Arm gelähmt. Zerfleischt von den Zähnen und Klauen des Hasses und der Eifersucht erstarb die Liebe. Die Großmut röchelte unter den würgenden Händen der Habgier. Vielen Tugenden erging es schlecht an dem Tage, aber auch viele Laster meinten den Rest bekommen zu haben.

In der ganzen großen Heerschar blieb nur eine unversehrt, es war eine der Tugenden, es war die Güte.

Mit Steinen beworfen, von den Pfeilen des Undanks durchbohrt, hundertmal niedergezwungen, erhob sie sich immer wieder, unverwundbar, unüberwindlich und trat von neuem in den wütenden Kampf.

Es wurde Abend und Nacht, der Streit blieb unentschieden, die Streiter lagen erschöpft. Die Güte allein wandelte über die Wahlstatt, munter wie ein sprudelnder Quell, lieblich wie das Morgenrot und labte die Leidenden, und in dem Augenblick ließen sogar ihre Feinde es gelten: Die Stärkste bist du!

Die Abreise nach der Stadt.

(Hierzu das Bild S. 912.)

Ein grauer Herbstmorgen dämmert auf. Noch liegt das kleine Dorf am Flusse in tiefer Ruhe, in den Häusern aber ist es längst lebendig geworden; die Frauen kochen und räumen in den Stuben auf, die Männer flicken die Netze, füttern das wenige Vieh und suchen ihren kleinen Obliegenheiten im Haushalt schleunigst nachzukommen, ehe die Pflicht sie hinausruft. Nun ist es völlig hell geworden. Auch auf den Schiffen regt es sich; Wagen kommen gefahren, Lasten zu holen und zu bringen; die Kinder eilen in die Schule; der Tag mit seinem gewöhnlichen Getreibe hat begonnen.

In keinem Hause im Dorfe hat man sich an diesem Morgen früher erhoben als in dem der Händlerswitwe Grete Dürloop. Längst ist es in allen Räumen sauber und geputzt wie am Sonntage; die Frauen haben ihre guten Kleider angelegt und sind beschäftigt, eilig zu packen und sich zur Reise zu rüsten, denn schon um neun Uhr kommt das Dampfboot, mit dem sie fort wollen, und wie vieles gibt es noch zu ordnen und zu besprechen. Jakob, der Vetter, hat die Sachen, welche mitgenommen werden sollen, bereits in das Boot hinabgetragen, die Schreine und Laden sind verschlossen, die übrigen Aufträge den Zurückbleibenden gegeben; die Reise kann beginnen.

Erst jetzt fühlt das junge Mädchen, das zum erstenmal das Vaterhaus verlassen soll, so recht im tiefsten Herzen das Weh des Abschiedes. Wie viele frohe Tage hat sie hier verlebt, wie wohl ist ihr daheim gewesen, trotz aller Armut und Arbeit! Und nun soll sie hinaus in die Fremde, unter Menschen, deren Fühlen und Denken sie nicht versteht, deren Gewohnheiten so ganz verschieden von den ihren sind. Lange hat sie sich gesträubt, aber es muß sein. Die Geschwister wachsen heran, sie muß ihnen Platz machen und lernen, sich selber durchzuschlagen. Wird sie je lernen in der fremden Stadt sich wohl zu fühlen? Gibt es keine Heimkehr? Geleitet die Mutter sie zum letztenmal hinaus? Wie gut, daß die Mutter mit ihr geht, bei den Freunden und Verwandten sie einzuführen und der fremden Herrschaft, bei der sie sich vermietet, sie vorzustellen! Sie klammert sich an sie wie an ihren letzten Halt, der sie noch mit der Vergangenheit verknüpft, die einzige Verbindung zwischen dem, was gewesen, und dem, was nun kommen soll. Ihr thränenfeuchter Blick fällt auf die kleine Schwester, die sie so lieb gehabt, auf die Kuh, die sie selbst mit aufgezogen und so sorgsam gepflegt, auf den Pudel, der sie auf Schritt und Tritt begleitet.

Da plötzlich ein schriller Pfiff! Der Dampfer kommt, die höchste Eile thut not. Rasch ist das Boot bestiegen, einige starke Ruderschläge — nun ist man Seite an Seite mit dem großen Schiff. Hastig werden die wenigen Sachen, welche die Scheidende mitnimmt, hinaufgereicht, starke Arme fassen sie, dann steht sie auf dem Deck. Noch einmal fällt der Blick auf das traute Heimatdorf — dann sieht sie nichts mehr, und es verschwinden ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in demselben Nebel. Die Maschine stampft und stöhnt, das Wasser rauscht.

„Leb wohl, bis wir uns wiedersehn, leb wohl!"

spielt ein verstimmter Leierkasten. Dann ruft eine helle Stimme: „He, Donnerwetter, Du, Luise! Auch Du gehst in die Stadt? Das lob' ich mir. Da wird Dir's schon gefallen! Nur Mut! Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude."

Schon lächelt sie wieder unter Thränen. Ist es doch des Nachbars Peter, der da vor ihr steht, den sie stets so gern gehabt, und mit dem sie so manche vergnügte Stunde verlebt. Er hat als fleißiger Handwerker in der Stadt schon längst sein Glück gemacht. Warum soll es denn ihr gerade fehlen? Ist nicht schon manches tüchtige Mädchen vom Dorfe in der Stadt zu Rang und Reichtum gekommen? Die Nebel fallen, die Sonne bricht durch das Gewölk. Nur Mut! Vielleicht beginnt für sie nicht nur ein neues, sondern auch ein besseres Leben. L. Th.

Pantheistische Weisheit.

Von

Ernst Ziel.

Irgendwo im tiefen Grunde
Wächst die Erdenkrume schon,
Dir das Herz zu decken.

Irgendwo im Weltenraume
Schweift das leichte Wölkchen schon,
Auf dein Grab zu regnen.

Denk' es, da du unterm Himmel,
Denk' es, da du überm Grund
Wandelst, liebe Seele!

Erdenkrume, Wolkenregen —
Ist es nicht dein eigen Selbst,
Kind du zweier Welten?

Keimest in dem Unermeß'nen
Eine kurze Weile hier,
Wechselst Kleid und Wesen.

Was heißt: scheiden? Was heißt: enden?
Erde tief und Himmel hoch —
Wohnst in beiden — endlos.

Des Künstlers Widmung.

(Hierzu das Bild S. 912.)

„Ja, ihr Landschafter, ihr habt es gut! Dürft, so lange die wärmere Jahreszeit währt, draußen herumbummeln in der schönen Natur, euch die herrlichsten Plätzchen aussuchen, an denen ihr euch niederlaßt, um eure Studien und Skizzen zu malen und zu zeichnen, und wenn euch endlich die Herbstwinde heimwehen, habt ihr die Mappe voll köstlicher Motive. Die fährt ihr dann mit Muße aus und zaubert euch so den Sommer noch in den Winter herein, während unsere Thätigkeit uns jahraus jahrein in die enge Stuben- und Atelierluft bannt."

So hat wohl schon gar mancher Genremaler, namentlich von denen, die sich ausschließlich mit Vorgängen im Innern der Wohnräume befassen, mit unverhohlenem Neid zu seinem Kollegen vom landschaftlichen Fach gesprochen.

In der That hat es seinen ganz eigenen Reiz, von dem ländlichen Wirtshause aus, das man in Rücksicht auf malerische Umgebungen zu seiner Sommerherberge gewählt und dessen Einrichtungen oft recht primitive sind, mit dem frühesten hinauszuwandern in die schöne freie Gotteswelt und an verschwiegenen Plätzchen ganz still für sich allein der landschaftlichen Natur ihren geheimsten Zauber, ihre eigenartigsten Stimmungen abzulauschen, um sie zur malerischen Wiedergabe zu bringen. Das hat auch der Künstler empfunden, der unser Bild in einer seiner liebenswürdigsten Anwandlungen uns vor Augen führt. Im Schatten dieser sommerlich belaubten Bäume, die sich in einem kleinen stillen Wasser träumerisch widerspiegeln, hat er auf seinem Feldstuhl gesessen, auf dem Schoße den Malkasten, in dessen Deckel er innen seine Studienleinwand angeheftet hat. Kein Laut um ihn her als das geheimnisvolle Flüstern des Laubes, der Gesang eines still seligen Waldvögleins und ab und zu das Rascheln der Blätter, durch die ein munteres Eichhörnchen hin und wieder huscht, vorwitzig herabspähend nach dem seltsamen Kauz da drunten, der auf seinem wenig bequemen Dreibein wie angewurzelt sitzt und mit seinen absonderlichen Gerätschaften so still und leise herumhantirt. Da ist ein Gefühl frommer Erbauung über den einsamen Mann gekommen, das seine ganze Seele erfüllt und zu erhebender Andacht stimmt. Er empfindet es so recht im Innersten seines Herzens, was der Dichter singt:

„Im Walde steht geschrieben
Manch stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort;
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar."

Die Brust wird ihm weit und weiter; es leidet ihn nicht länger auf seinem niederen Sessel in seiner zusammengekrümmten Haltung. Wie das kleine rötlichbraune Wesen da droben, das in unablässiger Bewegung zwischen dem Grün der Zweige hindurch schimmert, möchte er munter von Ast zu Ast hüpfen. Kann er es nun auch so gut nicht haben, so muß er doch wenigstens einmal von dem Erdboden loszukommen suchen, so gut es eben gehen will. Da droben auf dem knorrigen, recht wie zum bequemen Sitz zurechtgebogenen Ast der alten Weide muß es sich trefflich rasten lassen mitten im sonnendurchzitterten Laubwerk! Er klettert hinauf und findet da an der Stelle eines ausgebrochenen Astes ein Brettchen eingefügt, das wohl den alten Baum davor schützen sollte, durch Ausschwitzung seiner Lebenssäfte an der geschädigten Stelle sich zu verbluten. Ist das nicht ganz wie zu einem Andachtsbildchen geschaffen? Den Künstler, den so recht darnach verlangt, seiner weihevollen Stimmung einen bleibenden Ausdruck zu geben, überkommt es wie eine augenblickliche Inspiration. Ohne sich zu besinnen, holt er schleunigst Pinsel und Palette heraus und schmückt das schlichte, natürlich umrahmte und geschützte Medaillon mit einem niedlichen Madonnenbildchen. Ein Zeuge soll es sein von der weihevollen Stimmung, die ihn hier durchweht. Wer weiß, wie mancher Wanderer eine still verschwiegene Freude oder einen heimlich am Herzen nagenden Kummer herausträgen mag in die Waldeseinsamkeit. Möge der eine oder der andere, dessen Blick zufällig hier herauf fällt, im Anblick des schlichten Andachtsbildes fromme Erhebung, stille Sammlung, lindernden Trost, wohlthätige Herzensberuhigung finden! Das ist das Gefühl, das halb unbewußt des Malers Herz durchzieht, indem er die gebenedeite Mutter mit dem Kinde an diesem trauten Plätzchen still und sinnig zu verkörpern sucht — das ist „Des Künstlers Widmung". D. P.

Erzbischof Dinder in Posen.

(Hierzu das Porträt S. 920.)

Die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Posen und Gnesen, der sich als Haupthindernis der nationale Gegensatz in den Weg stellte, ist ein großer Schritt vorwärts auf der Bahn zum Frieden zwischen Staat und Kirche in Preußen. Die seit 1821 bestehende Doppeldiözese mit 535 Pfarreien erstreckt sich auf fast eine Million zumeist in der Provinz Posen lebender, der polnischen Nationalität angehöriger Katholiken, welche nunmehr in Julius Dinder, dem bisherigen Ehrendomherrn und Propst in Königsberg in Preußen, einen neuen Oberhirten erhalten haben, dessen Persönlichkeit Bürgschaft dafür bietet, daß wieder geordnete und friedliche Zustände in der Erzdiözese herbeigeführt werden. Julius Dinder wurde geboren am 9. März 1830 zu Rößel im Ermlande, erhielt seine erste Ausbildung am Progymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1852 bis 1855 Philosophie und Theologie am königlichen Lyceum Hosianum in Braunsberg und wurde nach Vollendung des praktischen Kursus im Priesterseminar daselbst 1856 zum Priester geweiht. Seine erste Stellung in der Seelsorge fand er als Kaplan in Bischofsburg und bekleidete dieselbe zehn Jahre, während welcher Zeit er, von Geburt ein Deutscher, sich auch in der polnischen Sprache ausbildete. 1866 erhielt er die Pfarrei Grieslinen. 1868 erfolgte seine Ernennung zum Propst der katholischen Gemeinde in Königsberg, wo er unter schwierigen Verhältnissen segensreich wirkte, so daß Papst Leo XIII. ihn als Kandidaten für den erzbischöflichen Stuhl von Posen und Gnesen vorschlug und die preußische Staatsregierung diesen Vorschlag annahm. Der bisherige Erzbischof Mieczislaus Graf Ledochowski, welcher 1865 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, im Jahre 1874 aber staatlicherseits abgesetzt wurde und seitdem als Kardinal in Rom verweilt, verzichtete auf seine erzbischöfliche Würde. Am 3. März 1886 ernannte der Papst durch Breve Dinder zu seinem Nachfolger. Kardinal Ledochowski richtete ein Abschiedsschreiben an seine Diözesanen, in welchem er diese aufforderte, den neuen Oberhirten, dessen Tüchtigkeit und Güte bekannt sei, gut aufzunehmen und Vertrauen zu ihm zu haben. Am 26. März erhielt Erzbischof Dinder die landesherrliche Anerkennung. Am 30. Mai erteilte ihm Fürstbischof Herzog im Dome zu Breslau die bischöfliche Weihe. Die dankbare Gemeinde Königsberg verehrte dem scheidenden Seelsorger einen kostbaren Hirtenstab. Die katholisch-theologische Fakultät der Akademie in Münster promovirte ihn zum Doktor der Theologie ehrenhalber. Bei der Bischofsweihe assistirten dem Konsekrator Weihbischof Gleich von Breslau und Weihbischof Cybichowski von Gnesen. Zahlreiche Vertreter des Adels und der Geistlichkeit aus Schlesien und Posen nahmen an der Feier teil. Beim Festmahl toastirte der Neugeweihte auf den Papst, der ihn berufen, und auf den Kaiser, der ihn anerkannt habe. Er sei sich der schweren Bürde, die er übernommen, bewußt, tröste sich aber damit, daß er das hohe Amt nicht selbst gesucht habe. Er werde in demselben stets nach dem Grundsatz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, handeln. Nach der Weihe begab sich der Erzbischof nach Berlin, wo er vom Kaiser in Audienz empfangen und zur Tafel gezogen wurde. Bei derselben hatte er seinen Platz zur Linken des Kaisers, zu dessen Rechten die Großherzogin von Baden saß. Der Kaiser unterhielt sich mit seinem Gast in freundlichster und liebenswürdigster Weise. Auch beim Kronprinzenpaar in Potsdam hatte der Erzbischof Audienz und nahm an der Tafel teil. Von Berlin reiste er auf Einladung des Reichskanzlers nach Friedrichsruh, wo er nicht nur von demselben aufs beste aufgenommen, sondern auch zu einer Rundfahrt durch die herrlichen Waldungen eingeladen wurde. Die Reihe der Ehrenbezeigungen schloß ein Diner, welches der Kultusminister in Berlin dem Erzbischof zu Ehren gab. Am 8. Juni fand im Dom zu Posen, der Residenz des Erzbischofs, dessen Inthronisation unter großer Beteiligung des Adels und der Bevölkerung statt. Die Gewerke und die Schützen bildeten Spalier in der festlich geschmückten Stadt. In der Ansprache, welche der neue Erzbischof nach der Inthronisation hielt, sprach er die Hoffnung aus, die Geistlichkeit werde ihn durch treue Mitarbeit, das Volk durch Gebet und Folgsamkeit unterstützen. Am 26. Juni wurde dem Erzbischof das ihm vom Papst im vorausgegangenen Konsistorium verliehene Pallium durch den Weihbischof von Gnesen überreicht, worauf er den vorgeschriebenen Eid leistete und nachher dem Volke den bischöflichen Segen erteilte.

Die bischöflichen Stühle in Preußen sind nunmehr alle wieder besetzt, mit Ausnahme desjenigen von Kulm, dessen Inhaber vor einiger Zeit mit Tod abgegangen ist. Auch die Diözese Limburg wird ihren zum Erzbischof von Freiburg beförderten Oberhirten in Bälde verlieren, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß die erledigten Bischofssitze bei dem bestehenden friedlichen Einvernehmen zwischen den obersten Leitern von Kirche und Staat in Bälde würdige Inhaber erhalten.

Halle an der Saale.

Mit Originalzeichnungen
von
Paul R. H. Müller.

I.

Als Martin Luther seine letzte Reise nach Eisleben machte, wo er starb, blieb er einige Tage in Halle liegen. Er wohnte dort bei seinem Freunde Justus Jonas in dem sogenannten „Schlößchen", welches seinen Namen nur noch einem Steinbilde führt, das ein Vorlegeschloß darstellt. In der ausgetretenen Saale, so erzählt man sich, war ihm, als er sogleich die Reise fortsetzen wollte, eine grüne Nixe oder gar der Teufel selbst erschienen und hatte ihn und seine Söhne verhältnißen wollen. Man braucht sich jedenfalls nicht darüber zu wundern, daß es ihm an den Ufern der Saale nicht recht geheuer vorgekommen war. Mußte ihn nicht der Giebichenstein an die Wartburg erinnern, wo in seinem Wohnzimmer der Satan aufgetaucht war? Hatte nicht Landgraf Ludwig der Springer, welcher die Wartburg bei Eisenach erbaute, auf dem Giebichenstein gefangen gesessen? Konnte er wohl ohne die Hülfe verdächtiger Geister sich durch einen Sprung von dem hohen Giebichenstein in die Saale gerettet haben? Seinen Nachbar, den Pfalzgrafen von Sachsen, hatte er auf der Jagd aus dem Wege geräumt und dessen Gemahlin geheirathet. Zu einer eigentlichen Untersuchung dieses Verbrechens kam es deshalb nicht, weil durch dieselbe der später oder gar nachgeborene Sohn des Landgrafen der Nachfolge in Sachsen leicht hätte verlustig gehen können. Zu den mehrmaligen Versuchen, gleichwohl die freche Mordthat zu rächen, gehörte auch die Haft Ludwigs des Springers auf dem Giebichenstein, der damals öfters als Reichsgefängniß diente. Um die gemeinsame Schuld zu sühnen, machten sowohl der Landgraf von Thüringen als seine nunmehrige Gemahlin, die verwittwete sächsische Pfalzgräfin, viele ausgezeichnete geistliche Stiftungen. Unter ihnen ist Reinhardsbrunn die vorzüglichste. In diesem Kloster starb der Landgraf, dessen kühner Sprung in der Geschichte kaum ein Seitenstück hat, außer dem des Königs Aristomenes im zweiten messenischen Kriege, im Jahre 1123, als ein undachtzigjähriger Mönch.

Ob die jetzige Fähre bei Giebichenstein zu Luthers Zeit schon vorhanden war und ob ihm gerade hier der Teufel oder die Saalenixe auf der Reise erschienen ist, lasse ich dahingestellt sein. Uebrigens sangen die Studenten noch vor vierzig Jahren in dem schönen Liede: „An der Saale kühlem Strande" vom „Nachtgestalten", welche ihnen auf der Rudelsburg und auf der Feste Giebichenstein erschienen seien. Es war aber nur ein Druckfehler in ihren Liederbüchern, und jetzt singen sie, daß ihnen „nach Gestalten" von den alten Saalburgen herunter mit Tüchern zawinkten, wenn sie auf Kähnen vorüberfuhren. Sie denken dabei wohl an jene vornehmen und reichen hallischen Bürgerstöchter, deren eine einst einem meiner Universitätsfreunde zu den leidenschaftlichsten Liedern begeisterte, die in den Kompositionen unseres Robert Franz, des berühmten hallischen Liederkomponisten, seitdem bei den besten Konzerten Deutschlands gesungen werden. Bei solchen Saalexcursionen findet man zuweilen noch die [illegible] hat, den antiken Mythus der Ueberzeugung Mädchen mit der Natur [illegible] und dem [illegible] der sächsischen [illegible] kann sich leider [illegible] daß in Knauths „Wegweiser durch Halle" die große Zahl der glücklichen Ehen in dieser Stadt ganz besonders gerühmt wird. Dabei fällt mir das glückliche Familienleben König Friedrich Wilhelms III. ein, der sich einst im Amtsgarten zu Giebichenstein vor vielen Zeugen der Länge nach ins Gras warf und die saure Milch verspeiste, welche ihm die Königin Luise süßt mit Zucker und Zimmet bestreute.

Ansicht von Halle.

Der Moritzberg.

Brücke über einen Saalearm.

Giebichenstein, mit Ausschluß seines Bades Wittekind, ist ein prächtiger Berg- und Felswinkel, dem Norddeutschland höchstens noch einmal nördlich von Hamburg, in der Gegend von Blankenese, etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Zwischen der Feste Giebichenstein und der Bergschenke, wo die Hallorenknaben für einen Dreier vom Felsen tief hinab in die Saale tauchen, reiht sich auch das hallesche Volksleben noch am lebhaftesten.

Das neue Universitätsgebäude — um das gleich hier einzuschalten — wurde von 1832 bis 1836 an der Promenade, welche mit ihren Kastanien und Gebüschen das Innere der Stadt schmückt, auf der Stelle eines alten Barfüßerklosters erbaut. Der Baumeister dieses stattlichen Hauses der vier Fakultätswissenschaften hat seine Sache gut verstanden; weniger verstand er es mit der freien Rede. Seine Rede bei der [illegible] des Hauses begann er mit den [illegible] Worten: „Unwohlbereitet, wie ich bin." Aber schon den ersten Satz konnte er nicht vollenden, ohne ein Wanken[illegible]

Die Stadt Halle [illegible] — einem der [illegible] Schwerpunkte [illegible] — [illegible] von Hallorenkindern, Halloren und Hallunken. Die Halloren sind wahrscheinlich die ältesten Bewohner von Halle, vielleicht Nachkommen jener tapferen deutschen Krieger, welchen Karl der Große im Jahre 803 die uralten Salzquellen geschenkt haben soll. Sie halten sich für eine uralt-adelige Nation und rühmen sich, daß Kaiser Karolus ihnen ein eigenes Stamm- und Ritterfähnlein geschenkt habe. Auf diesem Fähnlein befand sich die Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein, dessen Haupt der Mond und zwölf Sterne umgaben. Sie nennen sich die Salzwirkerbrüderschaft oder die Brüderschaft im Thale. Von Zeit zu Zeit senden sie gewisse Abgeordnete nach Berlin, die in ihrer festlichen Tracht bei Hofe wohl empfangen werden. Sie tragen Schuhe mit silbernen Schnallen, seidene Strümpfe, kurze Beinkleider, Westen mit einer Reihe großer silberner Knöpfe, Ueberröcke von altem Schnitte und Dreimaster. Jeder neue König von Preußen schenkt ihnen eine neue Fahne und ein Pferd. Für die Pferde kaufen sie sich silberne Pokale, deren sie schon viele besitzen. Sie halten daraus die Rundtränke auf ihrem Volksfeste, dem „Pfingstritte". — Die Halloren sind es auch, welche durch den aus ihren Salzwerken aufsteigenden Kohlennebel die Stadt mit einem ganz eigenthümlichen Dunstkreise umgeben. „O lebliges Halle an der Saale!" redet daher der Dichter Karl Beck die Stadt an. Das Wort des modernen Dichters paßt vielleicht schon seit einem Jahrtausend auf den Ort, dessen Umgegend auch an Braunkohlen sehr reich ist. Besonders für die Braunkohlengruben der Provinz befindet sich das Oberbergamt in Halle. Sichere Nachrichten über Halle besitzen wir erst seit Otto dem Großen. Dieser gewaltige und staatskluge Kaiser erkannte, daß nicht von so kleinen Flüssen wie Saale oder gar Bode und Selke her das Christenthum in den wendischen Landschaften verbreitet werden könne. Gegen den Willen der sächsischen Geistlichkeit gründete er das Erzbisthum Magdeburg an der Elbe. Er trug kein Bedenken, demselben 805 Halle an der Saale zu schenken, welches deshalb auch alt Halle im Magdeburgischen genannt wird. Das alte Schloß Giebichenstein, das schon von dem Zwergkönig Grebich oder Hiebich, dem Rübezahl der Harzsage, seinen Namen hat, wurde ein Zwinguri der Magdeburger Erzbischöfe. Besonders heftig bekämpfte der Erzbischof Ernst, ein Kind von vierzehn Jahren, die Stadt. Ihm wurden 1478 von dem Obern der Schuhmacherinnung die Thore von Halle geöffnet. Der Knabe fiel sofort über die reichen hallischen Salzpfänner her. Auch fing er nach sechs Jahren an, die Moritzburg innerhalb der Stadt zu bauen. Der heilige Moritz war schon vor Erbauung des Magdeburger Domes der Schutzpatron der dortigen sächsischen Kaiserfamilie und der dortigen erzbischöflichen Geistlichkeit gewesen. Nicht ohne den Einfluß der Moritzburg wurde Halle

Der runde Turm.

Digitized by Google

nun in manchen wichtigen Augenblicken das Herz des Erzstiftums Magdeburg. Namentlich unter Kardinal Albrecht lernichte der heilige Mauritius in Glaubenstischen über Halle, Halberstadt, Magdeburg und Mainz. Albrecht, ein brandenburgischer Prinz, schaltete nämlich von Halle aus in den wichtigsten Jahren der Reformation über ein Viertum und zwei Erzbistümer. Er leitete ebenbewacht Tetzels Ablaßkram wie er später mit Rath von Hutten gefährdungelt hatte.

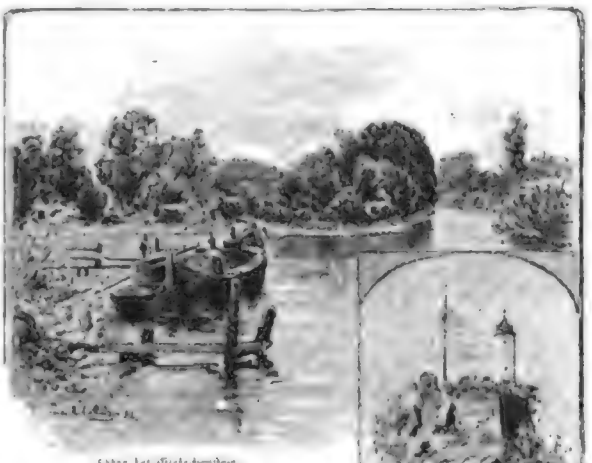
Daß die Moritzburg nicht besser erhalten ist, daran trägt der dreißigjährige Krieg Schuld. Fast nur die Kapelle der

Die Universität.

Moritz Magdalena und Allerheiligen ist noch nicht verwüstet. Indessen macht der Schloßberg, zu dem wir unter dem Geklapper der Wassermühlen gelangen, mit dem Paradeplatz und dem Jägerberge einen freundlichen Eindruck. Hier befindet sich in heiteren Gartenanlagen mit der Lage der Mittelpunkt der feineren Geselligkeit. Der Jägerberg war früher auch der Zielpunkt der Spaziergänge des Dichters der „Ukdine", des alten Barons Friedrich de La Motte Fouqué, der dort täglich mit seinem Hündchen zusammen ein Glas Bier leerte. Die Aussicht vom Jägerberge aus, nicht allein auf die Moritzburg, sondern selbst auf die weiteren Umgebungen, ist in der That ganz geeignet, um das Herz eines Dichters zu gewinnen.

Aelter als die Moritzburg ist die Moritzkirche. Ihr ältester Teil stammt aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Es ist das der ein Rätsel bildende hohe Chor. Majestätisch blicken die „tief eingeschnittenen Fenster mit [illegible] ausgefüllten Gewänden" auf den hohen und ziemlich hoch gelegenen Münsterplatz hinab. In der Kirche befindet sich ein merkwürdiger Schrein geschützt den mit lebensgroßen Heiligen bemalten Flügeltüren. Nach Franz Kuglers Urteil kundigt sich in den schönen, alten Gesichtern, namentlich der drei weiblichen Figuren Ursula, Sitella und Viktoria, in der besonderen naturalen Gestalt der Köpfe und in der etwas geschlichten Form der Augen ein eigentümlich gebildeter Meister des fünfzehnten Jahrhunderts an. Merkwürdig ist auch die Statue des heiligen Moritz, welche der Schalkenmoritz genannt wird.

Aus Erzbischof Albrechts Zeit [illegible] auch die Domkirche, deren [illegible] Dachwerk nicht [illegible] und geschmackvoll [illegible] worden ist. Während dem Dom seit langer Zeit der Schmuck der Türme fehlt, steht ein Turm frei in der alten, abgetragenen Stadtmauer, ungefähr in der Mitte zwischen einem Teile des Moritzkirchleins und der alten Gottesackers, da, wo der untere Teil der Leipziger Straße aufhört. Es ist dies der sogenannte Hausturm. Er wird auch der Fuchsturm genannt. Man sagt die ankommenden „Füchse" um ihn herum und gibt als Grund an, daß sie dann [illegible] Schulden machen. — Der Name Fuchsturm ist jedoch wahrscheinlich nur aus der Umgebung der benachbarten Universitätsstadt Jena nach Halle übertragen. In Jena ist das Studentenleben [illegible] Bräuche sind dort lebhafter als in Halle. Der Sinn für die Wissenschaften hält an dem [illegible] Orte den Studierenden [illegible] lange die Wage. Den [illegible] unter den neueren Theologen in Halle, Tholuck, sah man täglich mit einem bunten Schwarm von Studenten der verschiedensten Farben nach den „Pulvermühlen" spazieren gehen. Der fromme Mann übte auch auf Lenau, als dieser seinen „Faust" schrieb, in der Ferne eine [illegible] Anziehungskraft. Die Universität Halle ist in neuerer Zeit das eigentliche Wittenberg geworden, das gelegentlich auch einmal einen Hamlet aufladen kann. Es war namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren der Brennpunkt aller [illegible] Strebungen in Norddeutschland. Der Ausdruck „überwundener Standpunkt" scheint nicht zuletzt in Halle erfunden zu sein, als Arnold Ruge dort die „Hallischen Jahrbücher" redigierte. Aber an dem größten Feinde des Gentlelebens in Norddeutschland, der Philister, hat Halle keinen Teil. Auch ist der hallesche Student nicht so sentimental als der jenenser. Trotz aller alten Burschenherrlichkeit neigt er stark zur Satire. Ein Auszug, den die Studierenden [illegible] aus Stettin und [illegible] dem [illegible] Senat unternahmen, ist als der „Auszug der [illegible] Mäuse" vortrefflich beschrieben. Die älteste Tochter des berühmten Orientalisten Gesenius wurde von den Studenten die Venus genannt. Nicht selten [illegible] daher eine Vorlesung derselben über die fünf Bücher Moses, ohne daß sie ferner Aeußerungen für die Zuhörer eine



Haben der Gießhausstraße.

Gießhausstraße.

sehr drollige Nebenbedeutung hatte. Als [illegible] Geistlichkeit der [illegible] [illegible] in seine Vorlesung [illegible] Nordhausen zu [illegible], arbeitete seine [illegible] Schillers „Wilh. Tell] [illegible] Hellot ewig von uns wenden!" für ihn um. In einer [illegible] es sogar, [illegible] Vorlesung doppelten einen einfachen Louisdor als Honorar für eine Vorlesung zu überreichen mit der Notiz, es sei ein Dop[illegible] [illegible] kein kleiner Punkt, der die hebräischen Konsonanten verdoppelt darin. Was der Student am Vormittag in den Vorlesungen gelernt hat, das verwandelt er am Nachmittag in Fleisch und Blut durch die Gelage oder „Kneipen" in den berühmten „Kneipkassees". Gilt am Abend in der Hallonia oder einem andern Wirtshause stimmen dann wohl die jungen Theologen und Philosophen ihr Lied an: „Stoßt an, Halle soll leben, hurra hoch!"

Heinrich Pröhle.

Der Dom.

Der Moritzkirche.

Eine Dame von Welt.

Novelle

von

G. Hermstein.

(Fortsetzung.)

Leonie, Annette und Fritz sind unterdessen durch die Felder bis an den Wald gelangt und schreiten nun zwischen den Bäumen hin. Die Sonnenlichter spielen auf dem weichen Moosweg und gleiten über die hellen Kleider der Damen und des Doktors stattliche Gestalt, sie klettern an den Stämmen empor und ruhen wie große schimmernde Farbentupfen auf dem dunklen Grün des Gezweigs; lustig schmettern die Finken, ein Specht hämmert dreist an einem Stamm unweit des Weges und manchmal klingt leise, wie verloren, fern aus dem Dickicht das traulich Gurren der Holztaube. Wie ist es heimlich und still hier! Unwillkürlich dämpfen sich die Stimmen der Redenden und schweigen endlich ganz, ein holder Waldeszauber umstrickt ihre Herzen, daß selbst Leonie sich ergriffen fühlt von dem Frieden dieser Stunde.

„Da ist Susi! Still, wir wollen sie überraschen," flüstert Annette plötzlich, indem sie einen Augenblick stehen bleibt, so daß die anderen beiden unwillkürlich gleichfalls ihre Schritte anhalten.

Ein Stück Wegs vor ihnen, den Rücken ihnen zukehrend, lehnt ein weibliches Wesen an einer Eiche. Den einen Arm um den mächtigen Baum geschlungen, den zweiten mit einem Gegenstande hoch emporhaltend, den Kopf tief in den Nacken gebeugt, daß die schweren dunklen Flechten sich samt ihren Nadeln loszulösen beginnen, steht das junge Mädchen unbeweglich und scheint in die Zweige hinauf zu sprechen oder vielmehr zu singen. Erst als die drei unhörbar näher treten, erkennen sie den Grund der sonderbaren Stellung: auf dem untersten Aste befindet sich ein Eichhörnchen, das, geteilt zwischen dem Wunsche, sich die hingehaltene Nuß zu holen, und der Furcht, daß die Geberin es fangen werde, unschlüssig bald ein paar Schritte am Stamme hinab, dann rasch auf seinen Ast zurückklettert und dabei unaufhörlich ruckst und den buschigen roten Schwanz hin und her bewegt.

„Komm, Hänschen, komm!" lockt es wieder unten mit lieblicher, halb singender Stimme — da tritt Annette im Vorwärtsschreiten auf einen trockenen Zweig, er knackt und bricht, das Eichhörnchen springt mit einem großen Satze auf den nächsten Baum und in wilder Flucht weiter, und Susanne Hofmann wendet sich erstaunt um.

„Anni!" ruft sie in freudigem Schreck, wirft die Nuß ins Moos und umschlingt die Freundin in inniger Liebe. Fritz tritt heran und streckt Susi die Hand hin, welche sie mit einem freundlichen: „Guten Tag, Herr Doktor!" entgegennimmt; vor Leonie macht sie eine Verbeugung.

„Susi, das ist die Baronesse Hochstetten, die jetzt auf hoffentlich recht lange Zeit unser Gast bleiben wird. Leonie, Du mußt Susi sehr lieb haben, wenn Du es nicht mit mir verderben willst."

„Und das will ich nicht," antwortet die junge Dame und reicht Susi gleichfalls ihre Rechte. „Machten Sie Zähmungsversuche mit dem Eichhörnchen, Fräulein Hofmann?"

„Ja, es wird immer zutraulicher. In den nächsten Tagen schon hoffe ich es so weit zu haben, daß es mir die Nüsse aus der Hand nimmt," antwortet das Mädchen mit leiser und doch klarer Stimme, die in Leonies Ohr wie Musik klingt. Im Weitergehen steckt Susi die lose gewordenen Flechten mit der Linken wieder fest; die Rechte hat Annette durch ihren Arm gezogen und streichelt und drückt sie in überquellender Zärtlichkeit. Dabei sieht die Baronesse, was für eine kleine, vergeistigte Hand es ist, neben welcher Annettens trotz der feinen Glacés roh und plump erscheint, und doch ist Susi um ein Weniges größer als ihre Freundin und von voller, fast üppiger Gestalt, die trotz des einfachen, glatten Kleides etwas Vornehmes in der Haltung hat. Und der Kopf — Leonie hat nie etwas Aehnliches gesehen; sie unterhält sich mit ihr, nur, um sie fortwährend ansehen zu dürfen. Es ist ihr völlig begreiflich, daß die Ansichten darüber, ob das Gesicht schön sei oder nicht, entgegengesetzt lauten können; was Leonie betrifft, so findet diese es wundervoll: die dunkle Farbe, die großen, eigentümlich durchsichtigen goldbraunen Augen, die, fein gebogene Nase und den kleinen, schwellenden kirschroten Mund, zumeist jedoch die schmale Form des Kopfes und die Art, denselben ein wenig gesenkt zu tragen, als ob die Flechtenkrone ihn niederdrücke. Dennoch sind es nicht die Züge allein, welche Leonie so fesseln, daß sie sie wie ein schönes Gemälde unverwandt betrachtet, sondern es ist der Geist, welcher dieselben beseelt, ein leidenschaftlicher, düsterer Geist; er blickt aus dem rasch aufgeschlagenen Auge, er ruht auf der Stirn und den zusammenstoßenden dichten schwarzen Brauen, die dem Antlitz etwas Schwermütiges geben, er zuckt um den Mund und zittert wie eine mitklingende Saite durch die melodische Stimme. Der Ausdruck wechselt so rasch und dabei so ohne Uebergang, ja, anscheinend ohne Bewegung der Gesichtsmuskeln, daß Leonie sich noch lange nicht satt daran gesehen hat, als man das Forsthaus erreicht, aus welchem Frau Hofmann mit gastfreundlichem Willkommen den Besuchern entgegentritt. Sie ist eine einfache, freundlich aussehende Frau ohne einen Zug der Aehnlichkeit mit ihrer Tochter.

„Darf ich den Herrschaften ein Glas Milch anbieten?" ist ihre erste Frage nach der Begrüßung.

„Die alte deutsche Sitte, den Gast mit einem kühlen Trunk zu empfangen, hat entschieden etwas für sich," sagt Fritz und nimmt mit einem tiefen Atemzug auf der Bank vor dem Hause Platz. „Sie werden mich durch ein Glas Milch sehr verbinden — ach, und liebe Frau Hofmann, wenn von Ihrem Manne her ein Tropfen Cognac im Hause sein sollte . . ."

„Ich weiß schon, Herr Doktor," erwidert die Försterin, geschäftig ein buntes Kaffeetuch auf den Holztisch breitend.

„Ist Ihr Mann nicht da?"

„Nein, gnädige Baronesse, der ist Sonntag nachmittags immer in der Stadt. Gott, Fräulein Anni, Sie sind ja wohl gewachsen in der kurzen Zeit!"

„Ich wollte, das wäre wahr, Susi ist ein ganzes Stück größer als ich."

„Ja, die Susi!" sagt die Mutter mit unbeschreiblichem Stolze.

Eben tritt die Besprochene aus der Haustür, in welcher sie verschwunden war, um die Milch zu holen. Wie sie mit dem Tablett voller Gläser langsam die Stufen herabkommt, hat ihre Gestalt etwas Frauenhaftes, Würdevolles, und der Gedanke, aus diesem reizenden Geschöpf und dem häßlichen Jocken ein Paar zu machen, kommt Leonie an Tante Wardeck geradezu unsinnig vor.

„Nun lassen wir die Susi nicht mehr aus dem Hause," spricht die Försterin zu Annette.

„Wenn sie aber heiratet?"

„Wir erlauben's nicht, mein Mann und ich, wenigstens die nächsten Jahre noch nicht."

Fritz murmelte etwas in sein Glas von den Töchtern Karls des Großen, was die anderen außer Leonie glücklicherweise nicht verstehen und was diese letztere zu überhören vorzieht.

„Wenn sie nun aber jemand so recht, recht lieb hätte, Frau Hofmann?"

„Ja, Fräulein Anni — das wäre — aber sie soll vorläufig niemand lieber haben als ihre Eltern."

„Ich glaube, wenn ihr erst einmal ein Mann gefiele, so würde sie ihn grenzenlos lieben. Nicht, Susi?"

„Vielleicht," antwortete das Mädchen, welches in der letzten halben Minute wenigstens dreimal die Farbe gewechselt hat, was Leonies beobachtenden Blicken nicht entgangen ist.

Da der Doktor Annettens Fragen „an dem Kind" über die Maßen komisch findet und sie zu necken beginnt, so faßt diese ihre Freundin am Arm und rettet sich mit ihr ins Haus, wo man die beiden mit einander plaudern hört, ohne eines der Worte zu verstehen. Frau Hofmann hat sich in der Annahme, daß der Besuch des Doktors und der Baronesse nicht ihr, nicht einmal Susi, sondern nur dem Walde gelte, zurückgezogen, und so sitzen Fritz und Leonie allein inmitten der Waldeseinsamkeit um sie her.

Schon ist es dämmerig geworden, nur auf den Wipfeln der Bäume ruht noch der letzte Schein der Abendsonne. Das vereinzelte Zirpen eines Vogels, ehe er das Köpfchen unter die Flügel steckt, macht die eingetretene Stille nach dem frohen Leben des Tages nur um so fühlbarer. Dicht über dem Wege schwebt mit lautlosem Flug eine Eule, doch es ist ihr noch zu früh, sie fliegt auf den kahlen, abgestorbenen Ast einer Eiche, drückt sich an den Stamm und hockt dort regungslos, um die Dunkelheit abzuwarten. Der Duft des Bodens und der Blätter wird stärker, Nachtkäfer steigen aus dem Moos auf und surren um die Stämme — aber von alledem merken die beiden auf der Hausbank nichts. Erst haben sie über gleichgiltige Dinge mit einander gesprochen, dann ist Fritz einsilbig geworden, und Leonie, welche es nicht für notwendig erachtet, ihn zu unterhalten, hat beide Arme auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt und schaut zu den Baumkronen und dem Abendhimmel empor, auf dessen Blau einige rosa Wölkchen sanft dahingleiten wie Gondeln auf einem See.

Dem Doktor ist zu Mut, er weiß nicht wie, so allein mit ihr, die er liebt, so dicht an ihrer Seite, daß er nur die Arme auszustrecken brauchte, um sie an sein Herz zu ziehen, welches lauter und lauter zu schlagen beginnt . . . soll er reden, einmal alles darthun, was ihm die Seele bedrückt, sich eine Entscheidung einfordern, die seiner Ungewißheit ein Ende macht, so oder so? In der Aufregung seines Gemütes greift er zu dem ersten besten Beruhigungsmittel, das ihm zur Hand kommt, in diesem Falle die Cigarre. Bei dem Dampfwölkchen, das sich gleich darauf in die Luft kräuselt, schreckt Leonie aus ihrer Versunkenheit auf, wehrt die kleinen bläulichen Ringeln mit dem Taschentuche von sich ab und erhebt sich.

Er hat wieder vergessen, daß sie Tabakrauch verabscheut! Vorbei ist es mit der Aussicht, vielleicht doch noch heut ihr Herz zu rühren: bestraft doch eine echte Weltdame solche kleine Rücksichtslosigkeiten härter als manches grobe Vergehen. Aergerlich wirft er die Cigarre auf die Erde, aber mit der traulichen Einsamkeit zu zweien ist es zu Ende, Leonie ist in das Haus gegangen, hat Annette auf die vorgerückte Stunde aufmerksam gemacht und tritt nun mit Frau Hofmann und den beiden jungen Mädchen aus der Thür. Man verabschiedet sich von der Försterin — Susi will noch bis an den Waldessaum mitgehen — und tritt den Heimweg an unter lebhafter Unterhaltung, deren Kosten indes ausschließlich von Leonie und Annette getragen werden. Fritz ist aufgeregt und verstimmt, hat sich aus Trotz gegen Leonie, die seinen angebotenen Arm gleichgiltig dankend abgelehnt, eine neue Cigarre angezündet und paßt langsam hinter den drei Mädchen her; und Susi, der Annette ihre Eifersucht auf Leonie geklagt hat, die sich doch an den Aufmerksamkeiten von Heinz genügen lassen könnte, wenn sie nun einmal durchaus immer einen Verehrer haben müßte, Susi schreitet mit so schwerem Herzen zwischen den beiden Gynnen hin, daß es ihr kaum möglich ist, die Lippen zu einem gelegentlichen Lächeln zu teilen, von welchem ihre Seele nichts weiß.

IV.

Heinz hat Sorgen, Geldsorgen. Seit einigen Tagen plagt ihn ein Jude aus der Stadt mit der Drohung, er werde dem alten Herrn von Wardeck Kenntnis von den Schulden seines Sohnes geben, wenn der junge Herr die fälligen Wechsel nicht innerhalb einer Woche einlöse. Fünf Tage dieser Woche sind bereits verstrichen, ohne daß sich ein Wunder zu Gunsten von Heinz ereignet hätte, am sechsten entschließt er sich, seinen Vetter Fritz um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten. Fritz weiß sofort, um was es sich handeln wird, alle seine Freunde haben ihn, da er unabhängig und gutmütig ist, mehr oder minder oft um solche vertrauliche Gespräche ersucht. Deshalb ist sein erstes Wort, noch ehe Heinz den Mund aufgemacht:

„Weshalb gehst Du mit Deinen Schulden nicht vor Deinen Vater?"

„Du weißt . . ." stottert Heinz, streichelt den Stolz seines Lebens, den kleinen blonden Schnurrbart, und betrachtet dann die schmale Spitze seines Stiefels. „Ja, wenn es andere Schulden wären,

für Pferde oder sonstige Liebhabereien!“ Das unverschämte Lächeln bei den letzten Worten kann Fritz nicht im Zweifel darüber lassen, was für sonstige Liebhabereien gemeint sind. „Aber es handelt sich hier leider um Spielschulden, und das Spiel ist das einzige, was Papa mir nie verzeihen würde.“

„Mit Recht. Wie viel beträgt Deine Schuld?“

Heinz nennt eine ziemlich hohe Summe.

„Was?“ fährt Fritz auf und lacht dann kopfnickend vor sich hin. Ihm, dem bescheidenen, fleißigen Gelehrten, kommen Menschen wie Heinz vor wie die fleischgewordene Anmaßung, Trägheit und Unmäßigkeit.

„Ja, es ist viel,“ gibt Heinz zu, „ich hatte schreckliches Pech! Und dieser Graf Finkenstein sackte alles ein und ritt dann fort, ohne uns Revanche zu geben. Aber beim nächstenmal will ich ihm das Geld wieder abnehmen, es müßte doch —“

„So, Du gedenkst noch ferner zu spielen?“ sagt Fritz kalt. „Ich wünsche Dir viel Glück dazu und enthalte mich der Einmischung in diese Angelegenheit.“

„Soll das heißen, daß Du mir Deine Hilfe verweigerst?“

„Das soll es. Ich habe keine Lust, einen so großen Teil meines Vermögens in einen Abgrund zu werfen, wie die Spielwut ist.“

„Spielwut! Du thust gerade, als ob ich ein notorischer Spieler wäre! Bei Gott, Fritz, das ist nicht der Fall! Es war neulich etwa das vierte- oder fünftemal in meinem Leben, und wenn mich der Finkenstein nicht so höhnisch angestachelt hätte, so wäre es wahrhaftig nicht zu solch einer Summe gekommen! Mein Himmel, Fritz, Du darfst mich in dieser Patsche nicht sitzen lassen! Ich will Dir, wenn Du es verlangst, mein Ehrenwort geben, daß ich mich auf kein Hazardspiel mehr einlasse, aber diesmal mußt Du mir helfen! Was in aller Welt sollte ich denn sonst anfangen?“

Fritz sitzt nachdenklich da und trommelt, während Heinz redet, mit den Fingern auf dem Tisch. Was sein Vetter zu seiner Verteidigung anführt, wie er bittet und verspricht, hört er gar nicht; ihm ist eben eingefallen, daß Lessing ja auch ein Spieler war, und dies ist für den wunderlichen Menschen genug, um Heinz zu entschuldigen. Wenn ein edler, großsinniger, geistvoller Mann wie Lessing auf einen derartigen Abweg geraten konnte, immer und immer wieder geriet, wie soll da ein Heinz von Wardeck die Kraft haben, der Lockung zu widerstehen? Und damit hat denn die Gutmütigkeit über die Entrüstung den Sieg davongetragen. Nach einer Viertelstunde sogenannter geschäftlicher Verhandlung, die zum größten Teile darin besteht, daß Fritz seinem Vetter eine „Pauke“ hält, wie dieser es in seinem leichtfertigen Gemüte nennt, schreitet Heinz fröhlichen Herzens die Treppe hinunter ... Fritz hat sogar vergessen, ihm das Ehrenwort wegen Verzichts auf ferneres Spiel abzuverlangen.

Durch den Hausflur kommt der Diener mit einem Briefe, der soeben mit der Post angelangt, auf ihn zu. Das Schreiben ist aus Berlin und von unbekannter Hand. Indessen gehört Heinz nicht zu den Leuten, die erst dreimal das Couvert um und um drehen würden und sich den Kopf zerbrechen, was es wohl enthalten könne; er reißt den Umschlag rasch auf und liest die Zeilen, in welchen ein Graf Taiph anfragt, ob Herr von Wardeck geneigt wäre, seine beiden Rennpferde zu verkaufen. Als geringsten Preis dafür habe er sich etwa folgenden vorgestellt, — und er nennt eine Summe, die nicht nur Heinz' Auslagen für Pferde und Jocken, sondern auch seine Spielschulden deckt — doch werde er selbstverständlich den Preis erhöhen, wenn er sich durch eigene Beobachtung davon überzeugen dürfte, daß die Tiere einen höhern Wert besitzen als den angegebenen. Er bitte um baldigen Bescheid, da sein Aufenthalt in Deutschland kurz bemessen sei, und bleibe in vorzüglichster Hochachtung und so weiter.

Die erste Empfindung von Heinz nach dem Durchlesen des Schriftstücks ist Bedauern, Fritz in seine Spielschulden eingeweiht zu haben, die zweite die blitzartige Erkenntnis, daß sich ihm nun auch für eine andere Ehrensache ein Ausweg zeige, denn wahrscheinlich wird der Graf mit den Pferden zugleich den Jocky übernehmen, und dann — aber das wird sich alles finden; nur keine Hast, kein Ueberstürzen, nichts merken lassen!

Zur Beruhigung des innern und äußern Menschen geht Heinz ein paarmal im Flur auf und nieder. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß sein Vater mit dem Verkauf des Siegfried und der Brunhild einverstanden sein werde, oft genug hat er über diese Verschwendung seines Sohnes gemurrt. Fraglicher ist die zweite Angelegenheit — doch das Mädchen muß ja selbst einsehen, daß es so am besten ist und alles glatt und ehrenvoll abläuft. Er wollte, er hätte den ganzen Handel schon hinter sich, es ist eine verwünschte Geschichte um solch eine Eröffnung gegenüber einem Wesen, das in seiner Vertrauensseligkeit und Liebe natürlich nicht bloß Häuser, nein, hohe Berge auf unsere Ehrenhaftigkeit baut!

Wie Heinz vorausgesehen hat, besaht sein Vater mit Vergnügen die Anfrage des Grafen und fügt dem Briefe seines Sohnes noch selbst eine Einladung nach Meringen bei, damit Graf Taiph die Pferde untersuchen und in aller Ruhe beobachten könne. Als sich dann die beiden Herren zu den übrigen Familienmitgliedern begeben, finden sie dieselben in der schattigen Laube des Parks, die Hausfrau und Annette mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt und Leonie, die alles verabscheut, was die Augen verdirbt und höchstens den Zweck hat, die Preise, auf welche die armen Stickerinnen angewiesen sind, noch mehr herunterzudrücken, mit einem Buche, aus dem sie den anderen vorliest. Fritz sitzt in der entferntesten Ecke mit krummer Haltung und sehr verdrießlichem Gesichtsausdruck, so daß man ihm auf hundert Schritte ansehen kann, daß er heut wieder einmal einen Anfall seines Magenleidens hat.

„Leonie, kennen Sie einen Grafen Taiph?“ fragt Heinz im Näherkommen.

„Wenn Sie den Legationsrat bei der russischen Gesandtschaft meinen, ja,“ antwortet sie, nicht ohne Spannung, was diese unerwartete Frage bedeuten solle.

„Er wird wahrscheinlich in den nächsten Tagen eines Pferdekaufs wegen zu uns kommen,“ spricht der junge Mann. „Ist er liebenswürdig oder langweilig oder wie sonst?“

„Ich will Dir sagen, wie er ist,“ brummt der Doktor aus seiner Ecke. „Er ist wie Du selbst, ins Geistreiche übersetzt.“

„Was meinst Du damit?“

„Daß, wenn Du nach der Mode von heute gehst, er bereits die von morgen trägt, und daß beispielsweise eine Schmeichelei, die bei Dir stets etwas vom ‚Galanthomme in der Westentasche‘ an sich hat, bei ihm immer nach eigener hochgräflicher Eingebung schmeckt. Wenn Leonie so etwas wie Dankbarkeit kennen sollte, so wird sie Dir sagen, daß er einer der liebenswürdigsten Menschen der Welt ist.“

„Und dem können Sie mit Recht nicht widersprechen, Fritz,“ sagt die Baronesse, flüchtig errötend.

„Doch,“ antwortet gereizten Tones der Doktor, der, wenn er Magenschmerzen hat, einem Dornbusche gleicht, welcher nach allen Seiten hin ritzt und sticht. „Gegen eine junge Dame liebenswürdig zu sein, ist keine Kunst — und zu mir ist er es nie gewesen.“

„Weil Sie ihm stets schroff gegenübergetreten sind,“ erwidert Leonie.

Der Doktor brummt etwas in seinen Bart, das wie „gute Gründe haben“ klingt, und beteiligt sich ferner nicht an der Unterhaltung. Auch Leonie wird schweigsam; trotz der Befriedigung, daß Graf Hippolyt jedes Wort ihres kurzen Briefes so vortrefflich verstanden, fühlt sie jene Beklemmung, welche die Gewißheit einer nahen Entscheidung unausbleiblich mit sich bringt. Und noch eine andere Stimme redet mit, leise und kaum hörbar, aber doch verständlich; fast ist es Leonie, als müsse sie von etwas Abschied nehmen, ehe sie dem Grafen freien Blicks entgegentreten könne ... und ihr Auge gleitet ein paarmal sinnend über des Doktors schwarzen, häßlichen Kopf, der immer finsterer dreinschaut, bis sein Besitzer sich zuletzt erhebt, um irgendwo in der Einsamkeit seinen Mißmut und seine Schmerzen zu verbergen.

Erst als nach einigen Stunden der Diener die Herrschaften aus der Laube zum Thee abruft, der im Sommer auf der Veranda eingenommen wird, sehen die anderen den Doktor wieder; er sitzt auf der Holzbrüstung, hat die Leinwandvorhänge aufziehen lassen und starrt in die Luft, wo die untergehende Sonne die Wolken mit Purpurglut übergießt, so daß ihr Abglanz den Teich wie ein Feuermeer durch die Buchen schimmern läßt.

„Da bist Du ja, Fritz!“ ruft Annette und springt allen voran die Freitreppe hinauf. „Geht es Dir mit Deinem Magen jetzt besser?“

„Ja,“ ist die lakonische Antwort.

„Auch mit der Laune?“ erkundigt sich Leonie leise im Herantreten. In einen weißen Burnus gehüllt, vom Abendhimmel mit rosigem Lichte bestrahlt, steht sie vor ihm wie ein Engel des Friedens — und bringt doch nichts wie Unruhe und Groll in sein Herz. Sie liest diesen Gedanken in dem bewundernden und zugleich vorwurfsvollen Blick, der seine Antwort auf ihre Frage bildet. Wie um ihn zu versöhnen, verharrt sie noch einen Augenblick neben ihm und spricht, auf die Landschaft vor ihnen deutend: „Zu den tausend Wundern, die noch täglich geschehen, gehört, daß man sich an diesem Bilde noch nicht satt gesehen hat.“

„O, es geschehen größere Wunder,“ sagt er bitter, „zum Beispiel: daß ich erst in den letzten Stunden darauf verfallen bin, daß Sie mich hier am Narrenseil herumgeführt haben.“

„Sie wissen nicht, was Sie reden!“ zürnt sie, indem sie sich erschrocken umwendet; doch die beiden Herren sprechen am entgegengesetzten Ende der Veranda mit dem Diener über den Wert einer Weinsorte und Tante Wardeck und Annette sind ins Haus gegangen, um sich leichte Tücher zu holen.

„Sehr genau,“ antwortet der Doktor, „und Sie Ihrerseits wissen, warum ich gerade heut abend zu der Erkenntnis dieser Wahrheit gekommen bin. Ich könnte mich über meine Verblendung totlachen, wenn mir nicht sehr nach dem Gegenteil zu Mute wäre. Während Sie den Grafen einluden —“

„Das that ich nicht!“ unterbricht ihn Leonie; da treten die beiden Damen aus dem Speisesaal ins Freie, der Doktor erhebt sich und schreitet, seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe emporrichtend, an Leonie vorüber nach seinem Platze. Sie fühlt, daß er schlimmer von ihr denkt, als sie verdient, und der Trotz, zu dem diese Einsicht sie aufstachelt, setzt sie in den Stand, ihre Verstimmung zu beherrschen und wie sonst an der Unterhaltung teilzunehmen. Heinz erzählt, daß heute die neuen Ruder für den Teichkahn aus der Stadt gebracht worden seien, und sofort wird eine Wasserfahrt für den morgigen Vormittag verabredet, die Geschwister wollen rudern und Leonie soll dazu singen, das denkt sich Annette besonders romantisch. Von Fritz ist dabei keine Rede, man weiß, daß er sich über derartigen „kindliche Vergnügungen“, wie er das nennt, erhaben fühlt. Auch steht er sehr bald von Tisch auf und geht in sein Zimmer.

„Er scheint doch wieder recht unwohl zu sein,“ bemerkt Frau von Wardeck mit herzlichem Mitgefühl, denn sie liebt den Neffen wie einen Sohn. „Oder glaubst Du, Leonie, daß er irgend etwas übel genommen hat?“

„Keine Unwahrscheinlichkeit bei seinem Talente, sich über alles mögliche zu ärgern,“ erwidert die Baronesse gleichgiltig.

„Habt ihr ein reines Gewissen?“ fragt der Hausherr.

„Ja!“ rufen Annette und Heinz zu gleicher Zeit.

„Heuchler, die ihr seid!“ lacht Leonie. „Ihr habt ja vergessen, ihn zu der Kahnfahrt aufzufordern!“

„Wenn es weiter nichts ist, das könnt ihr morgen früh noch gut machen,“ spricht der alte Herr gemütlich; niemand hat gemerkt, daß Leonie auf die Gewissensfrage des Onkels die Antwort schuldig geblieben ist.

Unterdessen geht der Doktor in seinem Zimmer wild hin und her. Zu der rasenden Eifersucht auf den Grafen gesellt sich allmälich die Ueberzeugung, daß er Leonie doch unrecht gethan habe, als er sie so geradezu beschuldigt, diesen Taiph eingeladen zu haben. Selbst Gast in Meringen, ist ihr ein solcher Schritt eigentlich nicht einmal gestattet — aber freilich, um eines Grafen Taiph willen nimmt man sich auch wohl eine Freiheit heraus! Wie sie errötete, als sie ihn gegen seine höhnische Bemerkung in Schutz nahm! Ob sie das im umgekehrten Fall auch seinetwegen, des Doktors wegen gethan hätte? Nicht eingefallen wäre es ihr! Aber natürlich, wer ist er auch gegen den Millionär, den geschniegelten Salonherrn, den verdammten Süßholzraspler!

So redet sich Fritz in immer größere Wut hinein, und dazwischen stellt sich dann vor sein

geistiges Auge plötzlich wieder die Gestalt Leonies, wie sie, vom Abendrot umflossen, vor ihm stand, so ruhig und lächelnd, als sei ihr Gewissen gegen ihn so rein wie der weiße Mantel um ihre Schultern. Von den widersprechendsten Empfindungen zerrissen und ohnehin durch die körperlichen Schmerzen des Nachmittags aufgeregt, wirft er sich in einen Stuhl vor dem Tische, verbirgt den Kopf in die Arme und überläßt sich einem kindischen Ausbruche von Verzweiflung.

Gerade jetzt ertönt in dem Musikzimmer unter ihm eine prachtvolle Sonate — Leonie spielt. Wie die Accorde durch die offenen Fenster in die Mondnacht hinausrauschen, mächtig und doch sanft, ziehen sie beruhigend und trostbringend auch in des Doktors Herz. Die Stimmen des Hasses, der Eifersucht und des Zweifels müssen verstummen vor diesen himmlischen Harmonien, die wie ein Betäubungsmittel auf sein seelisches Wundfieber einwirken, bis zuletzt jene Friedhofstille des Gemüts über ihn kommt, die all seine Schmerzen sich in milde Schwermut auflösen und leise ausklingen läßt.

Lange, lange spielt Leonie an diesem Abend, schon hat die Uhr vom Schloßturm zehn geschlagen, ehe der letzte Ton verhallt. Nun wird es einige Minuten lebendig in der Halle, man wünscht sich allerseits gute Nacht, und jetzt kommen die beiden Mädchen herauf in ihre Zimmer. Fritz hält den Atem an, um womöglich Leonies Stimme noch zu hören.

„Schlafe wohl und laß Dir etwas Schönes träumen!“ sagt Annette draußen zu ihrer Cousine.

„Danke, bin noch nicht müde — und o, wie hell der Mond ins Zimmer scheint! Gute Nacht, Kind!“ spricht die Baronesse, schon halb in ihrer Stube.

Am liebsten stürzte Fritz jetzt hinüber, um Leonies Hand zu küssen und sie für sein Betragen auf der Veranda um Verzeihung zu bitten. Ob sie ihn noch auf einen Augenblick annähme? Wenn nicht in ihrem Zimmer, so doch wenigstens für ein paar Worte im Korridor? Ueber dem Zweifeln und Erwägen vergeht die Zeit, und nun muß er sich selbst sagen, daß es zu spät ist. Er läßt den Thürgriff, den er bereits in der Hand gehalten, wieder los, schreitet an das Fenster und beugt sich weit hinaus, als müßte er im Zimmer ersticken.

Hat er eine Minute oder eine Stunde so dagestanden? Er weiß es nicht, er sieht nur plötzlich, wie aus der Dienerthür an der Hinterseite des Schlosses eine Gestalt in großem weißem Umhang ins Freie tritt und mit hastigen Schritten um die Hausecke verschwindet.

„Leonie!“ durchzuckt es ihn wie ein elektrischer Schlag. „Was hat sie vor? Ist der Graf etwa schon in der Umgegend und sie gibt ihm ein Stelldichein?“ Und ohne sich die Zeit zu nehmen, einen Hut aufzusetzen oder wenigstens die Hausschuhe mit Stiefeln zu vertauschen, schleicht er so leise, als es ihm möglich ist, die Treppe hinunter und der Davoneilenden nach.

Fast taghell ist es draußen unter dem Glanze des Mondes und der Sterne; kein Lüftchen regt sich, traumhaft still dehnt sich vor ihm der Park mit seinen Baumgruppen und weiten Wiesenflächen. Aber der Doktor hat kein Auge für das stimmungsvolle Nachtbild, er sieht nichts als einen einzigen weißen Punkt, der sich mit wunderbarer Schnelligkeit der Buchenwaldung nähert. Jetzt hat er ihn verloren — nein, er taucht an einer hellern Stelle wieder auf — Fritz läuft, so schnell er vermag — aber nun ist die Gestalt unter den dichter stehenden Bäumen verschwunden, und als Fritz atemlos dort

Erzbischof Dinder in Posen.

Die junge Mutter. Nach einem Gemälde von J. G. Meyer von Bremen.

(Im Besitze des Herrn Knoedler, Graphische Kunsthandlung in New-York.)

Digitized by Google

Aus der Jubelfeier der Schlacht bei Sempach: Die Eidgenossen an der Leiche Winkelrieds. Originalzeichnung von Karl Jauslin.

Digitized by Google

anlangt, ist sie nirgends mehr zu entdecken. Ratlos hält er einen Augenblick an. Ein schwerfälliger Nachtschmetterling fliegt so dicht an seinem Antlitz vorüber, daß er die Luft an seiner erhitzten Wange zittern fühlen konnte, ein paar Käfer surren um seinen Kopf, sonst regt sich nichts, ein Zauberschlaf scheint die Natur befangen zu haben. Da, horch, ein Plätschern wie ein Schlag ins Wasser ... das Geräusch wiederholt sich, und der Doktor eilt an den Teich. Eben schwebt der Kahn mit einer weißen Gestalt aus dem Schatten der Bäume in die mondbeglänzte Wasserfläche hinaus.

„Leonie, Leonie!“ ruft Fritz laut, und was für sie an Liebe in seinem Herzen stürmt, klingt durch diesen Ton in die stille Nachtluft hinaus. Die Dame erhebt sich jäh, einen Augenblick scheint es dem Doktor, als wolle sie umkehren und ihn in das Boot aufnehmen, dann läßt sie sich schweigend wieder auf die Bank gleiten und rudert weiter nach der Mitte des kleinen Sees.

Sie zürnt ihm noch, und mit welchem Rechte! Hat er nicht eben wieder ihren harmlosen Einfall einer Mondscheinfahrt mit seinem häßlichen Argwohn befleckt? Fritz ist aufgelöst vor Reue, vor Leidenschaft, er kniet in das Moos, er ringt die Hände ... und weiter und weiter entschwebt der Kahn, als könne die Entfernung zwischen seiner Führerin und dem Mann am Ufer nicht groß genug sein.

So endlos wie heut ist dem Doktor der Teich noch niemals vorgekommen; es dünkt ihn eine Ewigkeit, bis die fernste Ausbuchtung erreicht und somit, da nur ein einziger Landungsplatz vorhanden, das Boot gezwungen ist, umzuwenden. Endlich! Ehe des Doktors kurzsichtige Augen sich davon überzeugen, daß es nun wirklich auf ihn zukommt, hat seine Brust vor Spannung mehreremale den Atem ausgesetzt. Er hat sich erhoben und ist an die Kahnbrücke getreten, um Leonie beim Aussteigen helfen zu können, vielleicht, daß er dabei den Mut findet, sie um Verzeihung zu bitten.

Nun gleitet das Boot wieder in den Schatten der Bäume und stößt zuletzt sanft an den Pflock, der es an seiner eisernen Kette festzuhalten pflegt. Die Gestalt auf der Bank zieht die Ruder ein, erhebt sich und steht Fritz gegenüber — es ist Annette. Ihr Gesicht ist von Thränen überströmt, und als der Doktor, vor Schreck und Enttäuschung wortlos, ihr mechanisch seine Hand zur Hilfe entgegenstreckt, flüstert sie ein halb ersticktes: „Danke, bemühe Dich meinetwegen nicht!“ und entsteigt dem Kahn ohne seinen Beistand. Hastig und wie fröstelnd hüllt sie sich dann fester in ihr großes weißes Tuch — nicht Leonies Burnus, wie er geglaubt — und eilt dem Schlosse zu, ohne sich nach ihm umzusehen.

Dem armen Doktor aber ist zu Sinne wie dem Ritter von der traurigen Gestalt, als derselbe ausgezogen war, seine edle Donna Dulcinea von Toboso aufzusuchen, und statt ihrer die Bäuerin fand, in welche ein böser Zauberer die vielgeliebte Herrin verwandelt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Beim Dorfschulzen.

(Hiezu das Bild S. 913.)

Unter den Düsseldorfer Genremalern jüngerer, wenn auch nicht jüngster Schule nimmt Hugo Oehmichen, der Maler des heute unseren Lesern übermittelten Bildes aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung, eine bemerkenswerte Stellung ein. Obgleich auf der Dresdener Akademie unter Julius Hübner gebildet, wirkt er doch ganz im Anschluß an die Düsseldorfer Richtung. In seiner Stoffwahl wie in der Behandlung namentlich des kompositionellen Teils seiner Bilder ist ein gewisser Einfluß des Vautierschen Vorbildes, das lange Zeit für die Düsseldorfer Genremalerei nahezu ausschließlich maßgebend war, nicht zu verkennen, nur ist Oehmichens Kolorit saftiger, die Gesamthaltung seiner Gemälde voller im Ton. Wie er dabei ländliche Behäbigkeit zu charakterisiren versteht, dafür liefert eben sein vorstehendes Bild einen vollgiltigen Beleg. Der Dorfschulz, der nur bei außerordentlichen Anlässen sich aufs Rathaus begibt, um dort seines Amtes in vollster Würde zu walten, erledigt im übrigen alle seine patriarchalischen Obliegenheiten im eigenen Heim. Das geräumigste Gelaß seines sämtlichen Anwesens ist Wohnstube, Empfangszimmer und Amtsbureau in einem. Hier kassiert er von den meist nach Möglichkeit säumigen Zahlern rückständige Steuern oder sonstige Gebühren ein; hier hört er die verschiedenen Parteien, die über streitige Fälle seinen schiedsrichterlichen Spruch begehren, bei dem sie sich indes nur ab und zu einmal beruhigen, während sie in den meisten Fällen mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit um ihr wirkliches oder vermeintliches Recht durch alle Instanzen hindurch prozessiren; hier findet sich der auf kurzen Urlaub heimgekehrte Vaterlandsverteidiger ein, um das dem Ortsvorsteher regelmäßig zugehende neueste Amtsblättchen zu studiren; hier nimmt des Schulzen junges Weib in ihrer schlichten häuslichen Kleidung die Besuche der feierlich im vollen Sonntagsstaat sich einfindenden befreundeten Frauen entgegen, die pflichtschuldigst die blühende Schönheit und den überraschenden Verstand des jüngsten Schulzensprößlings bewundern, während daneben der alte Großvater auf der Ofenbank, unbeirrt von all dem Gethu und Geplauder ringsumher, sich seinem Tagesschläfchen überläßt. Diese urwüchsige Vereinigung einander entgegengesetzter Vorgänge und Verrichtungen in verhältnismäßig engem Raume gibt so recht den Eindruck ländlicher Einfachheit der Sitten und Einrichtungen, um den es dem Maler zu thun ist, und den er mit voller Ueberzeugungskraft uns vor Augen zu führen verstanden hat.

Die junge Mutter.

(Hiezu das Bild S. 920.)

Welch Gefühl käme dem der Mutterliebe gleich! Unwandelbar bleibt es dasselbe, so lange es sich regt. Ob es dem Kinde gilt, ob dem erwachsenen Manne, der erwachsenen Tochter — immer ist es gleich stark, gleich innig, gleich opfermutig. Es ist dasselbe bei der Frau aus dem Volke und der Fürstin auf dem Thron. Die Mutterliebe kennt nicht Schranke und Grenze, sie ist ein Naturlaut, der wie ein einziger starker Ton die ganze lebende Welt erfüllt — bald hoch aufjauchzend in seliger Lust, bald laut aufschreiend in tiefstem Schmerz, in erschütterndem Jammer. Die Kunst, sich nährend aus dem Born der Empfindungen, hat deshalb von ihren frühesten Anfängen an stets mit Vorliebe die Mutterliebe verkörpert und sie in verklärter Form zum Ausdruck zu bringen versucht. Wer kennt nicht die klassische Niobidengruppe, eines der vollendetsten und empfindungsreichsten Kunstwerke, welche das Altertum uns hinterlassen! Wer kennt nicht die Muttergottesbilder von Rafael, Murillo und Holbein! Welcher Dichter hätte der Mutterliebe nicht innige Strophen geweiht! Es gibt keinen Zweig der Kunst, welcher der Mutterliebe nicht einige seiner schönsten Blüten verdankt und durch sie nicht seine reinsten Wirkungen erzielt hätte. Wer könnte ohne Wohlgefallen und inniges Mitgefühl eine junge Mutter betrachten, wie sie um ihr Kind sich sorgt, wie sie vor jedem, auch dem kleinsten Unfall, vor jedem Schmerz es zu behüten sucht, wie sie sich freut an seinem Gedeihen, an seiner Schönheit, an seinem Wohlbefinden! Doppelt erquicklich ist der Anblick einer solchen Mutter, wenn sie selber schön, kräftig und gesund ist wie auf unserem Bilde. Sobald sie erwacht, wird ihr erster Blick auf den Knaben fallen, der sanft in ihrem Arme schlummert. Wie rosig seine Bäckchen, wie golden seine Locken, wie frisch und stark sein Atem! Gewiß, es ist ein tüchtiger Bub, er wird sich schon einen Weg bahnen in der Welt! Oft denkt sie schon daran, was er werden könnte. Sie ist nur arm; aber könnte es nicht sein, daß die Muhme stürbe und sie zur Erbin einsetzte! — Dann könnte sie den Knaben studiren, in die höhere Forstcarriere treten, wohl gar Offizier werden lassen. Weshalb aber so hoch hinaus? Fühlen nicht sie und ihr Mann, der Forstwart, sich auch ganz wohl in ihrer Haut? — Ja freilich; aber jeder will doch seine Kinder gerne weiter bringen, als er selbst gekommen! So philosophirt sie am Morgen beim Erwachen. Plötzlich lacht sie leise. Welche Thorheit, schon jetzt Luftschlösser zu bauen und um die Zukunft sich zu sorgen, da der Junge noch in den Windeln liegt! Kommt Zeit, kommt Rat! Der Schöpfer, der die Pflanzen auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt, wird auch schon für ihn sorgen. Sie gähnt noch einmal behaglich auf, dann springt sie rasch aus dem Bett und schlüpft in ihre Kleider, um ihre Tagesarbeit zu beginnen — heiter, zufrieden und glücklich wie die ersten Menschen im Paradiese.

Die Sempacher Jubelfeier.

(Hiezu das Bild S. 921.)

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre! — Die Schweiz hätte diesen Vers Schillers als Devise in ihr Wappen aufnehmen können, denn ihre ganze Geschichte ist im Einklang mit ihm verlaufen — ihre nationale Ehre ist rein geblieben und ohne Flecken nach innen und nach außen. Und wie ein Mann, der auf Ehre hält, sich selber ehrt in seinen Vorfahren, so auch der Schweizer. Keiner ist stolzer auf die Vergangenheit seines Volkes, als er; er feiert seine großen Männer, er feiert die Tage, welche für seine nationale Entwicklung von Bedeutung geworden, und findet in der Erinnerung an sie eine Genugthuung, die erhebt, ohne zu verletzen, einen Sporn, sich als würdiger Enkel zu erweisen, ohne in eitlem Hochmut das Fremde zu verachten. Dieser edle Stolz, dieser Patriotismus, der ohne Ueberhebung an den Thaten der Väter zu opfermutiger Nacheiferung sich begeistert, durchwehte auch die Feier des fünfhundertsten Gedenktages der Schlacht bei Sempach, die am 5. Juli in Sempach, auf dem ehemaligen Schlachtfelde selbst und in Luzern stattfand. Zweiundzwanzig Kanonenschläge zeigten schon am frühen Morgen die Eröffnung des Festes an, die Vereine mit ihren Bannern und die Festteilnehmer ordneten sich auf der Hauptstraße in Sempach und zogen unter dem Geläute sämtlicher Glocken zur Schlachtkapelle hinaus. Nach einem kurzen Gottesdienst, der Verlesung eines Schlachtberichtes, der Festpredigt und dem Hochamt in der Kapelle, hielt der Vertreter der Regierung von Luzern am Winkelrieddenkmal eine Ansprache, welche der Bundespräsident beantwortete. Vaterländische Gesänge schlossen diesen Teil des Festes. Gegen halb zwölf Uhr begannen dann die Festspiele, der Hauptteil der Feier. Für sie war von G. Arnold eine Kantate: „Siegesfeier der Freiheit“, komponirt worden. Während diese von sechshundert Sängern und Musikern vorgetragen wurde, brachten fünfhundert Personen, Krieger und Landleute, getreu historisch kostümirt und ausgerüstet, auf der Bühne eine Reihe von Bildern aus den Tagen der Schlacht zur Darstellung. Eines der ergreifendsten und künstlerisch vollendetsten derselben, die erhebende Totenfeier an der Bahre Arnold von Winkelrieds, des hochherzigen Märtyrers für die Freiheit seines Vaterlandes, geben wir umstehend wieder. — Am Nachmittag erfolgte dann ein Zug nach dem Schlachtfelde, die Enthüllung der Jubiläumssäule auf dem Kirchenplatz und die Uebergabe derselben an die Stadt Sempach. Ein Bankett in der Festhütte am See, ein Festzug der kostümirten Krieger in Luzern, Hochfeuer auf den Bergen und Beleuchtung der Stadt und der Seeufer machten den Beschluß des Festes. Hell glänzten die Feuer durch die Nacht, wie der Ruhm der Schweiz als Hort der Freiheit in der Geschichte. Möge er nie erbleichen und verdunkelt werden durch die Tage, welche noch kommen.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Seit es, den Gewohnheiten der englischen Gesellschaft nach, in gewissen Kreisen auch auf dem Kontinent Stil geworden ist, die Stadt erst im Spätsommer zu verlassen, ist die Dauer der dead season erheblich verkürzt. Man hat den Sport, die Poesie der Landpartien, die Vormittagsbälle und die Ausstellungen dazu bestimmt, den Eintritt dieser Katastrophe aufzuhalten, und so kommt's, daß während der eine Teil der Gesellschaft stadtmüde und erholungsbedürftig schon im Juni seine Sommerreisen antritt, ein anderer sich noch im Juli in der Stadt beisammen findet und eine Fülle moderner Neuheiten hier zurückhält.

Zumal London ist von seiner eleganten und vornehmen Gesellschaft im Juni nur zu einem ganz geringen Teil verlassen. Wen die Pflichten des Parlaments hier nicht zurückhalten, den fesseln das glänzende und eigentümliche Genußleben von Ascot, das auch in diesem Jahre durch die Teilnahme des Hofes besonders interessant geworden ist, und die gesellschaftlichen Verbindlichkeiten gegen die mannigfaltigen, ausnahmslos vom Hofe oder den besten Namen der Aristokratie geleiteten Wohlthätigkeitsveranstaltungen, für welche diese Zeit die eigentliche Saison gibt. Diese Bazare sind, unbeschadet ihrer edlen, menschlich schönen Zwecke, vor jeder in dem Ruf, nebenbei auch die glänzendsten Modenausstellungen zu sein. Vor ihrer Eröffnung sind die ersten Londoner und Pariser Modistinnen von ehrgeizigen Bestrebungen bewegt, in diesem Wettkampf von Schönheit, Eleganz und Geschmack ihrem Talent neue illustre Klientinnen zu gewinnen, und die Toilettenberichte von den englischen Barmherzigkeitsveranstaltungen pflegen diese Spätsaison stets mit überaus begehrter Literatur zu erfüllen.

Reichen Stoff haben diesmal die Moden gegeben, welche sich auf dem großen Bazar präsentirten, der zum besten des Great Northern Central Hospital jüngst eröffnet wurde. Die Herzogin von Westminster hat, wie unser Londoner Bericht sagt, für die Patronage dieser Ausstellung, wie es scheint, eine ganze Ausstattung neuer Pariser Toiletten bezogen. Auch andere Damen der hohen Aristokratie entzückten und überraschten die Besucher dieser glänzenden Hospitalitätsreunion täglich durch neue, interessante und geschmackvolle Kostüme. Unbedingt darf das Gelb in der englischen Mode als die beliebteste Saisonfarbe gelten, das Gelb in den allerverschiedenartigsten Nuancen: in der Farbe des Goldes, in der Skala der so mannigfaltigen Bernsteintöne, in der Farbe der Krokus und der Dotterblume, nicht zu vergessen das feine, sanfte Gelb der Schlüsselblume. Auch Malvennuancen und Heliotrop sind beliebte Modefarben, ebenso Terracotta und Hafer. Die meisten Kompositionen der Toilette drucken aber die Bevorzugung der gelben Farbe aus, und im Gegensatz zu der vergangenen Saison, wo sie besonders gern mit Schwarz verbunden wurde, stellt die Mode gegenwärtig mit Vorliebe Weiß mit Gelb zusammen. Unter jene englischen Modelle, welche um ihres eigentümlich feinen, ja artistischen Geschmackes willen in diesem Sommer gewiß auch bei uns ihren distinguirten Kreis finden werden, gehört eine Toilette aus weißem Leinen, mit Gold gestickt und mit Valenciennes besetzt, dazu ein großer, etwas exotisch geformter Schutzhut von Spitze mit feinen, goldgefärbten Federn und ein Schirm von transparenter Blonde auf gelbem Seidengrund.

Besonders geschmackvoll behandelt die Mode das Arrangement der Blumen auf Hüten und Schirmen, und die Garnitur eines schwarzen Spitzenschirmes mit lebenden Dotterblumen, mit welchem die Prinzessin von Wales den Bazar besuchte, hat schon am nächsten Tage tausenden von gelben Blumen das blühende Leben gebrochen. Die von der hohen Frau zu diesem originellen Schirm getragene Toilette bestand aus einem schwarzen Spitzenkostüm mit kleiner, über crèmefarbener Weste geöffneter Zuavenjacke, das Jäckchen war von Goldstickerei umrandet, die Weste rund um die Taille von breiter gelber Schärpe umschlungen, der Saum des Rockes mit maurischer Goldspitze geschmückt. Eine andere als überaus vornehm und geschmackvoll bemerkte Toilette hielt sich in zwei Schattirungen Silbergrau, mit breitem grauem Plüschstreifen vom Gürtel zum Saum laufend, dazu

eine bauschige Weite von gelbem Krepp mit grauem Plüschrande. Der Hut von grauem toskanischem Stroh zeigte ein reiches Vorderarrangement gelber Bandschleifen, ebenso der zweimontirte graue Schirm gelbes Futter und solche Bandschleifen.

Auch sonst gefällt sich die Mode in bisher ungewohnlichen Farbenverbindungen. Dazu gehört auch Goldbraun und Feuille de Rose. Ein solches Moiréen, und zwar ein Modell von Worth und Blossier in Paris, arrangirt die goldbraune, vorn und an der Seite offen auseinanderfallende Plüschrecke über einem Unterkleid von blasser Rosaseide, das durch lauchbraune Spitze verschleiert wird, dazu goldbraunes Mieder über rosa Crêpe de Chine-Weste und brauner Jullihut mit Rosenknospen. Andere Verbindungen sind Olive und Myrte, Primelfarbe und Smaragdgrün, Streb und Ail.

Allgemeine Bemerkungen aus der neuesten englischen Mode betreffen den Schnitt der Taille und die Tournure. Die Taillen sind, soferne wenigstens der Geschmack der vornehmen Frau in Frage kommt, von fast geschlechter Einfachheit. In der Gesellschaftstoilette des kommenden Winters soll, wie man spricht, die ganz ungarnirte Schneebentaille in gleichfalls ungarnirtem Faltenrock Aussicht haben, nur den diskret garnirten Geschmack zu gelten. Schon jetzt garnirt der englische

Pariser Toiletten für die Reisesaison.

Modist Toiletten, die in vornehmer Eigenthümlichkeit den englischen Schnitt auf dem Kontinent repräsentiren sollen, mit außerordentlicher Schlichtheit und Reserve. Grundsätzlich, daß die Taille gar nicht mehr mit Schärpen getragen wird. Auch bei der Promenadetoilette wo für die grande parure ist sie ganz kurz, schnürt gehörig oder sich über Westen und [illegible]. Die Tournure verliert an Umfang. Die Mode mag sie ja immer noch nicht entbehren und bedarf ihrer noch wie vor als Stützpunkt für den Aufbau von Schleifen, Knoten und Falten, den die meisten Toiletten bedingen; aber derartige Uebertreibungen, wie sie in der vergangenen Saison von excentrischen Damen gewagt werden konnten, sind fast durchaus verpönt. Den kleinen Modethorheiten, welche diesen neuen englischen Geschmack heut unseren Damenillustrirten sollen, haben Modelle vorgelegen, denen der Modist den Geschmack der Saison ganz besonders versprechen zu können glaubt. Zumal für den kommenden Winter wird vorauszusehen, daß Gesellschaftstoiletten im Genre dieser Modelle den komplizirten Kunstwerken von Pariser Laune, Luxus und Phantasie viel beliebt und in dem unleugbaren Reize eines originellen Kontrastes an die Seite treten werden.

Englische Gesellschaftstoiletten.

Die eine dieser Toiletten besteht aus weißem Krepp, der mit goldgestickter Bordüre garnirt ist. Diese Bordüre besetzt berthenartig den halbhohen Ausschnitt der Taille, bildet die ziemlich spitz zulaufende Schneebe derselben, faßt den breiten, als Seitenteil des im übrigen ganz glatten Rockes arrangirten gramatfarbenen Plüschstreifen an beiden Seiten ein und schließt den faltigen Bolerovärmel dem Arme anliegend an. Auch das Collier besteht aus dieser Borte. Das andere der beiden hier veranschaulichten Modelle, gleichfalls von einer Einfachheit, welche jede weitere Beschreibung erübrigt, ist aus hochfeiner Sicilienne in Rosa und Anlgrun hergestellt worden.

Hervorragendes Interesse

Englische Toiletten für den Strand.

besitzen im gegenwärtigen Augenblick die englischen Reisetoiletten, zumal die für das Leben am Strande berechneten Kostüme. Sie sind eine Spezialität ganz bestimmter Modisten, und unter ihnen haben die Modelle Redferns von der Conduit-Street wohl den besten Ruf. Das Geheimniß seiner Toiletten besteht in einer ganz eigenthümlichen Manier der Schlichtheit des Schnittes, die bestimmt ist, ganz alltäglichen Geweben unter seiner Nadel einen vornehmen Charakter zu geben. Die blauen Serges und Flanelle sind von den Damen und Herren des Hofes heut ebenso gern getragen wie von der naturwüchsigen Bevölkerung der britischen Inseln, und das Tailorgenre heut bekanntlich, zumal für die bequemen Bedürfnisse und originellen Neigungen der Reisetoilette, mehr im englischen Geschmack als jedes andere. Seine Nuancen kommen auch ganz verschiedenen Wünschen entgegen. Es gibt sehr excentrische und sehr einfache Toiletten für den Strand; für die einen und für die anderen ist der Jersey sehr beliebt, auch allerhand neue, interessante Wollengewebe in gerunzter Manier und bunten, grotesken Dessins. Von diesen erzeugen, großfadigen Stoffen, vorzugsweise gern in einem übergroßen schottischen Carreau, werden auch für Promenaden bei Wind und Sturm über der Toilette äußerst primitive kasakartige Ueberröcke getragen. Ihre bis tief in die Stirn gezogene Capuchons erhoben wohl nicht die Anmut, aber doch den praktischen Wert dieses Wettermantels, der, ohne jeden Schmuck, in der von ihm [illegible] und farblich ge-

schlossen wird. Was der englischen Mode da so oft an Anmut und Koketterie gebricht, ersetzt nun die französische. Auch die Pariserin trägt wohl unter Umständen solchen Mantel (in welchem sie sich vorkommt wie in einem Sack), aber sie u

Jahn Wettmann" (Vorder- und Rückansicht).

Digitized by Google

stolz darauf, daß ein Pariser Modist nie fähig wäre, den Frauen etwas so Ungraziöses zuzumuten.

In der That sind die Konfektionen von Paris überaus graziös, zumal in diesem Jahr, wo das Fichu das enfant gâté der Mode ist. Hier kann man gegenwärtig das Reizendste und Geschmackvollste sehen, was auf dem Gebiete des Umhangs überhaupt geschaffen zu werden vermag. Bezeichnend für die Ansprüche, welche an ein elegantes Fichu gemacht werden, mag der Umstand sein, daß es — im Gegensatz zu allen anderen Konfektionen — fast ausnahmslos von weiblichen Händen hergestellt wird und der Schneider kaum die Idee haben könnte, Fichus zu fertigen. Und es mag in der That Frauenlaune und Frauenphantasie dazu gehören, jene Subjektivität und Grazie zum Ausdruck zu bringen, wie sie die ersten Bedingungen der Schönheit eines Fichus sind. Um diesem Bericht ein Modell einzustreuen, wählen wir das Fichu Wladimir, zweifellos eine der reizendsten modernen Formen, aus einem Arrangement schwarzer Spitze bestehend und in sehr effektvoller Weise durch einen Mignon von Capuchon und den Schmuck von Schmelzachselschnüren garniert. Seinen Namen hat dieses Fichu von der schönen, eleganten Großfürstin, deren exquisiter Geschmack in der großen Welt nicht minder bekannt ist als ihr Gold in den Salons von Morin und Blossier. Auch die Form eines kurzen, zierlichen Mantelets trägt ihren Namen. Sie hat in diesem Mantelet neulich auf dem Pariser Nordbahnhof die Herzogin de Maillé, die Comtesse Pourtalès und viele andere Damen noch zum Abschied empfangen, und das war der Anlaß, daß an einige Modeliebhabereien dieser eleganten Fürstin erinnert wurde. So trägt sie meist eine weiße Gardenia im Knopfloch, auch im Winter, wo die Beschaffung der Blume oft die größten Schwierigkeiten macht.

In Paris ist die Gardenia als Modeblume im übrigen bereits out of fashion. Jetzt ist der originellste Schmuck für Damenhüte, Herrenknopflöcher, ja selbst für die Ohren der Pferde, der keineswegs durch irgendwelchen Reiz nach Farbe und Form ausgezeichnete Kopf der Dandelia, des bekannten Löwenzahns. Mit großen Büscheln dieser Modeblume werden namentlich die Schirme und Fächer besteckt.

Von der größten Mannigfaltigkeit ist die Pariser Mode in Hüten. Im Vordergrunde des Geschmacks steht der farbige, der Toilette entsprechende Tüllhut: graue Tüllhüte mit blaßroten Rosen, blaue Tüllhüte mit Silber- oder Goldpompons, myrtengrüner Tüll mit Mohn und so jede andere von den Farben des Kostüms gegebene Verbindung. Die Strohhüte, die in den verschiedensten Formen, aber immer sehr hoch getragen werden, sind in diesem Sommer ausschließlich aus starken Geflechten. Die feinen Strohsorten der vergangenen Jahre verschwinden gänzlich; sie werden höchstens noch zu Randeinfassungen der stark geflochtenen Hüte verwendet. So bemerkten wir einen sehr apart aussehenden Hut aus ganz originell grobem durchbrochenem Stroh mit ungemein hohem Kopf, der an der linken Seite, ziemlich nach hinten, einen hoch aufgeschlagenen, breiten Rand von feinem toskanischem Geflecht hatte. An diesem aufgeschlagenen Rand war die Garnitur angebracht. Sie bestand aus einem leichten Arrangement künstlich chiffonierter kaffeefarbener Spitze mit einem Strauß zarter, weiß und rötlich schimmernder Haselnußblüten, zwischendurch kleine Nüßchen, deren junges Braun eben die grüne Hülle durchbrochen zu haben schien; Schleifen von rotem Band waren effektvoll dazwischen garniert.

Auch buntes Stroh wird viel getragen: Blau, Moosgrün, Nußbraun und Morte. Die Mode der dreieckigen Hüte gilt nur für ganz junge Mädchen. Von besonderem Reiz sind wie immer jene mehr oder weniger phantastischen Hüte, welche der Modist für die launenhafte Eleganz der Bade- und Reisezeit ersinnt, Hüte, bei allem Reiz oft so extravagant, daß man dieselben nur in einer Umgebung tragen kann, in welcher man vor Mißverständnissen gesichert ist. Unter den möglichst kokett behandelten eigentlichen Schutzhüten — denn welcher der anderen modernen Hüte hätte noch irgend etwas mit einer Schutzaufgabe zu thun? — seien zwei alte liebe Bekannte erwähnt. Unsere Großmütter werden ihre Namen mit einer gewissen Rührung begrüßen. Es ist der alte liebe Helgoländer und der unvergleichliche, viel bewährte „letzte Versuch". Wie kokett sind sie geworden, daß man sie kaum noch kennt, ein bezauberndes Gewirr von Spitzen und Musselin auf farbigem Seidengrunde, dazu die neuesten Blumen und der letzte Tüll! Bei den Rennen in Ascot und auf den Tribünen von Chantilly sind viele Helgoländer gesehen worden; sie werden in den Bädern und sommerlichen Villeggiaturen wieder auftauchen und über den Reiz des Originellen hinweg wieder einmal an die Vorzüge jener Großmamazeit erinnern, wo der Hut nicht bloß ein Vorwand für ein wenig Spitze, ein Nichts von Blumen und eine horrende Modistenrechnung war, sondern ein ehrlicher, zuverlässiger Schutz für die Wangen wie Milch und Blut.

Freilich, wenn unsere modernen Tage die Kosmetiks nicht hätten, wir sähen, um Jean Pauls drastisches Bild auf eine verbrannte Landschöne anzuwenden, alle aus wie „braunen Thee in weißen Tassen". Eine verbrannte Frau ist immer unschön. Mit den Mitteln, dieser Gefahr auszuweichen, wird die sommerliche Saison aber überschwemmt. Für die bewährtesten unter ihnen gelten die kosmetischen Seifen „Veloutine" und Savon de Thridace aus der Pariser Parfümerie der Reine des Abeilles, und das für die Toilettenbedürfnisse eleganter Frauen noch unübertroffene Eau de Lys de Lohse. Auch Lohses Heliodorm steht mitten in seiner Saison, es ist das Schutz- und Trutzmittel jener weißen, gepflegten Hände, denen auf dem Croquetplatz Gefahr droht, oder auf dem Balkon, wo man mit seinem Schatz frühstückt, der die halben Tönen nicht leiden mag und doch so stolz ist auf jemandes feine blasse Hand. Heliodorm duftet indessen zu schwach, um ein Parfüm zu ersetzen.

Das neueste Parfüm der Mode ist der Duft „Mimose".

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Ein sehr erregendes Problem behandelt Ludwig Ganghofer** in seinem neuen Roman: „Die Sünden der Väter" (Stuttgart, Bonz). Einen eigentlichen Haupthelden hat der Roman nicht; es werden sich in die Aufmerksamkeit der Leser drei Männertypen teilen, der Privatgelehrte Richard, der Lyriker Frießhardt und der Maler Kübler; neben diesen drei Kämpfern in den wilden Fluten des Lebens stehen eine ganze Reihe von Frauengestalten wie Louison, Martha, Josa, Nelly, die in dem Strome schwimmen wollen und oft in Gefahr geraten, zu versinken. Der Roman beginnt in Berlin, geht dann nach den bayrischen Seen und schließt in München. Es sind durchgängig originelle, interessant angelegte Menschen, die uns der Autor hier vorführt, wirkliche Menschen, die Wirkliches erleben; das verleiht diesem Roman seine eigene Physiognomie und seinen besondern Wert. Die Handlung ist weniger romanhaft, als der romantisch verwöhnte Leser sie vielleicht wünschen mag, dafür aber um so eindrucksvoller, weil unmittelbar aus dem uns alle umgebenden Leben geschöpft. Die schwungvolle Sprache, der poetische Farbenauftrag lassen Ganghofer nie in jenen Realismus herabsinken, bei dem alle Kunst aufhört, weil er uns die Dinge der gemeinen Wirklichkeit in nüchternster Photographieaufnahme sozusagen zeigt. „Die Sünden der Väter" sind eine gediegene, fesselnde Leistung eines zwar oft sehr leidenschaftlich bewegten, aber edlen Erzählers.

— **Ein ganz eigentümliches Werk bringt uns Alexander Moszkowski** in deutscher Bearbeitung, nämlich Hawers Music and Morals unter dem Titel: „Die Tonkunst und ihre Meister" mit einem Anhang „Musik in England" (Berlin, Klemann). Das Buch hat in England in kurzer Zeit zwanzig Auflagen erlebt; es muß demnach etwas haben, das ein großes Publikum interessiert, und wirklich, wenn man diese ästhetischen Essays, diese biographischen Schilderungen liest, so wird man ganz ungewöhnlich gefesselt, obgleich der Autor für den Gebildeten eigentlich schon längst Bekanntes bringt. Es ist die Verve, die Farbe, der Glanz der Darstellung, die Frische, die naive Begeisterung des Musikfreundes, welche uns so erwärmt, und wir stehen nicht an, diese Schrift für eine der besten populären Geschichten der Musik zu erklären. Es ist wohl nur die Originalität des Autors, die sein Werk so eindrucksvoll macht. Vortrefflich ist die Aesthetik der Musik als Einleitung; die biographischen Charakterbilder von Ambrosius bis Händel, dann Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Chopin gleichen bunten Pastellgemälden mit kultur- und musikgeschichtlichen Arabesken, und das letzte Buch, Geigen, Klaviere, Glocken, ist wieder auf seine Weise fesselnd. Wir glauben, daß dieses Werk des Engländers in Deutschland gleichfalls gern gelesen werden wird, wenn auch seine Auflagenzahl bei uns jener in England nachstehen dürfte.

— **„Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläumsausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin 1886"** behandelt ein von Franz Hanfstaengl in München herausgegebenes elegantes Lieferungswerk mit trefflichen Photogravüren und angenehm begleitendem Text von Ludwig Pietsch. Die vor uns liegende erste Lieferung enthält unter anderem Defreggers „Zur Gesundheit" und Hermann Kaulbachs „Krönung der heiligen Elisabeth", die unsere Leser in dem gleichzeitig mitgeteilten Artikel über die Leistungen der Münchener Schule auf der Berliner Jubiläumsausstellung ausführlich besprochen finden, ferner „Almee", die harfenspielende Orientalin, von N. Sichel, „Die fahrenden Sänger" in einer kleinstädtischen Kneipe von Th. von der Beek, die kleinen, sorgsam herausgeputzten Gratulanten von Joh. Fr. Engel und die beiden frischen Dorfkinder, die den im Sumpf herumstolzierenden Storch belauschen, von H. Salentin, sämtlich als ganzseitige Photogravüren in gelungenster Weise wiedergegeben. Kleinere Reproduktionen ähnlicher Art sind in den Text gedruckt. Das Werk, auf das wir nach seiner Vollendung zurückkommen werden, wird, wie sich schon aus dem erfreulichen Anfang schließen läßt, ein schönes künstlerisches Gedächtnismal für die gegenwärtige Ausstellung bilden.

— **In kleinstem Taschenformat präsentiert sich der vierte Jahrgang des Taschenbuches für Badegäste: „Borkum"** (Emden, Haynel), der Auskunft über Taxen und Fahrpläne erteilt, eine Fluttabelle enthält, Vorsichtsmaßregeln gibt, Ausflüge anzeigt und über Straßen und Bewohner der Insel uns orientiert. Angefügt ist dem Büchlein auch ein kolorierter Ortsplan. — Im gleichen Format ist die Fluttabelle für die Saison 1886 für das Seebad Norderney erschienen (Norden, Braams). Das Bändchen bringt eine ausführliche Ortsbeschreibung nebst den offiziellen Taxen und Nachweisungen über all das, was ein Badegast oder Tourist auf der Insel zu wissen nötig hat.

— **W. von Grabhofs interessanter Roman: „Sibirien oder die Dekabristen vom 14. Dezember"**, erscheint jetzt in französischer Uebersetzung von Georges Dufour.

Bildende Künste.

— **Infolge der von der Stadtverwaltung in Metz ausgeschriebenen** Preisbewerbung waren für die Vergrößerung, beziehungsweise den Neubau des städtischen Museums, wofür durch den Gemeinderat 250,000 Mark bestimmt sind, 35 Entwürfe eingelaufen. Die Preisrichter, Ministerialrat Pavelt aus Straßburg, Baumeister Wallot aus Berlin, Stadtbaumeister Demogel aus Nantes (Frankreich), Bezirksbauinspektor Tornow von Metz und mit dem Bürgermeistereiverwalter Halm vier Gemeinderäte, einigten sich dahin, daß statt dreier Preise vier erteilt werden sollten und zwar ein erster und drei im Werte gleich zu achtende zweite Preise. Dieselben wurden zugeteilt: 1) Ludwig Becker aus Mainz (1500 Mark), 2) je 900 Mark Hartel und Neckelmann aus Leipzig, Münzenmayer aus Metz, Peters und Sehring aus Berlin. Außerdem wurden der Stadt zum Ankauf empfohlen die Entwürfe von Aubertin (Paris, dem einzigen Bewerber vom Auslande), Strollet (Berlin), Welff (Straßburg). Ehrenvolle Erwähnung wurde zu teil Braunwald (Metz), Stadtbaumeister Wüth (Leipzig), Dr. Warth (Karlsruhe).

— **Die letzte photographische Aufnahme des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II.**, die der Hofphotograph Jos. Albert im Winter auf Hohenschwangau gefertigt hat, ist jüngst im Verlag ihres Urhebers zur Veröffentlichung gelangt und bietet ein wohlgelungenes Bild des [illegible] aus dem Leben Geschiedenen dar.

— **Paris zählt 42,648 Personen, welche auf die Bezeichnung Künstler Anspruch machen.** Natürlich sind alle Kunstzweige eingerechnet: Maler, Bildhauer, Zeichner, Stecher, Holzschneider, Porzellanmaler, dann Schauspieler, Sänger, Musiker und Schaukünstler der verschiedensten Gattung. Etwas über 20,000, also fast die Hälfte obiger 42,648 Künstler, gehört dem schönen Geschlecht an. Diese Ziffern erscheinen nicht übermäßig, wenn man bedenkt, daß die französische Kunst ganz in Paris vereinigt und auf diese Stadt angewiesen ist. Sämtliche Provinzen zusammen zählen nicht so viele Künstler als Paris. Von den 3000 bis 3500 Künstlern, welche sich an den jährlichen Kunstausstellungen zu beteiligen suchen, wohnen keine 300 außerhalb Paris, obwohl es ein Dutzend höhere Kunstschulen in der Provinz gibt. Die Zöglinge der letzteren bleiben meist nur so lange dort, als es ihnen nicht möglich wird, nach Paris zu gehen. Kein einziger Maler oder Bildhauer von Ruf wohnt in einer Provinzialstadt; Stecher gibt es dort erst recht keine, wie ja auch der Kunstverlag nur in Paris vertreten ist. Sogar Musik wird in der Provinz weder gestochen noch verlegt. Außer den städtischen Kapellmeistern, einigen Organisten und den Lehrern an einigen Musikschulen sind auch keine namhaften Musiker in den Provinzen ansässig. Die Kapellmeister der Theater, ebenso wie die Schauspieler und Sänger, haben meist ihren Wohnsitz in Paris, von wo sie auf Zeit, meist drei bis sechs Monate, selten etwas länger, für die Provinzialbühnen angeworben werden. Aehnlich ist es mit den Schauspielern. Für jedes Pariser Zugstück wird sofort eine Truppe gebildet, die dasselbe nach einander in allen zugänglichen Städten zu spielen hat. Einige dieser Truppen sind mit zwei oder drei Zugstücken ausgerüstet, vermögen also schon zwei bis drei Wochen die Bühne einer Stadt zu versorgen. Diese verschiedenen Truppen lösen sich natürlich ab, so daß deshalb in mehreren Städten kein eigenes Theater mehr bestehen kann.

Bühne.

— **Die während der letzten Monate wiederholt in der Presse** besprochene Hofkapellmeisterfrage in Wiesbaden ist nunmehr zur Entscheidung gekommen. Der bisherige Leiter der Oper, Hofkapellmeister Karl Reiß, ist bei der Generalintendanz in Berlin um seine Pensionierung eingekommen, und diese wird ihm zum 1. Oktober gewährt werden. An der Stelle von Reiß wird Professor Franz Mannstädt die Leitung der Wiesbadener Oper übernehmen — ein verhältnismäßig noch junger Musiker, dem jedoch die besten künstlerischen Antecedentien zur Seite stehen. Professor Mannstädt hat zuletzt abwechselnd mit Professor Joachim und Professor Klindworth die philharmonischen Konzerte in Berlin dirigiert. Seine Opernroutine hat er sich in seiner Thätigkeit am Stadttheater zu Mainz, an der Berliner Hofoper (woselbst er „Tristan und Isolde" einstudierte), sowie an der Kroll'schen Sommeroper zu Berlin erworben. Als Hans von Bülow Intendant der Meininger Hofkapelle war, erfolgte auf dessen Empfehlung die Berufung Mannstädts nach Meiningen und seine Ernennung zum Hofkapellmeister. Nach Bülows Rücktritt übernahm er die Leitung des Orchesters, um bald darauf dem Rufe nach Berlin als Direktor der philharmonischen Konzerte zu folgen.

— **Ernst von Wildenbruchs Schauspiel: „Das neue Gebot"**, ist von zahlreichen größeren Privattheatern in der Provinz zur Aufführung angenommen worden. Unter anderen haben die Theater von Hamburg und Leipzig die Aufführung für den Monat September bestimmt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Im Rhein wurden kürzlich einige Funde gemacht, welche** für die Geschichte nicht ohne Wichtigkeit sind und vielleicht eine bisher noch unentschiedene Streitfrage zum Austrage bringen können. Während Napoleon III. beide Uebergänge Cäsars über den Rhein in die Nähe von Bonn verlegte, nahmen die meisten Forscher für die zweite Brücke das sogenannte Neuwieder Becken zwischen Koblenz und Andernach an. Jetzt wurden infolge von Baggerarbeiten sowohl im rechten als im linken Stromarm am Thurmer Werth die Reste einer Holzbrücke aufgefunden, welche die gesuchte zweite von Cäsar geschlagene zu sein scheint. Diese Reste lagen unter einer hohen Schicht aus sehr grobem Geschiebe, das Holz, welches vollständig die Farbe des Ebenholzes hat, war beim Herausnehmen aus dem Wasser sehr weich, ist aber an der Luft erhärtet. Bei den bereits früher am rechten Ufer ausgeführten Ausgrabungen fand man zwei parallele Spitzgräben, innerhalb dieser Umwallung römische Münzen, Scherben von terra sigillata, mehrere Amphorenbruchstücke, einen Töpferofen, Mauerziegel und so weiter. Daß diese Stelle am Thurmer Werth zu einem Uebergang über den Rhein für sehr geeignet gehalten worden, beweisen die von den Franzosen in den Jahren 1795 bis 1797 daselbst geschlagenen Brücken. Ebenso wie die Sambre-Maas-Armee kam auch Cäsar von der Maas nach dem Mittelrhein, um gegen die Sueven zu Felde zu ziehen. Auf dem rechten Ufer erreichte man von der Brücke aus den höchsten Punkt der Umgegend, konnte das weit ausgedehnte Feld übersehen und auf kürzestem Wege nach dem Kastell bei Niederbieber gelangen.

— **Der Nordpolfahrer Lieutenant Schwatka, bekannt durch** seine Entdeckung des Schicksals der Schiffe „Erebus" und „Terror", wird im Auftrage der „New-York Times" die südliche Küste Alaskas erforschen und den Versuch machen, den Eliasberg, den höchsten Punkt des nordamerikanischen Festlandes, zu besteigen. William Libbey, Professor der Geographie am Princeton College, ist der Expedition als wissenschaftliches Mitglied beigegeben.

— **Mit großem Eifer verfolgt der Ungar Koloman Thaly** die Spur einer interessanten historischen Reliquie. Jüngst hielt er in Pest eine Vorlesung über den Schild Attilas, das Horn Lehels und die Streitaxt des Vater Opus. Bezüglich der beiden letzteren gelang ihm der Nachweis, daß sie sich bis 1685 im Munkácser Schatze der Rákóczi befanden, hinsichtlich der dritten Antiquität, die man im 17. Jahrhundert für den Schild Attilas hielt und die auf jeden Fall sehr alt war, erwies er, daß dieselbe von Maria Széchy im Prozeßwege aus dem Besitze [illegible] zurückgefordert wurde. Im neuesten Hefte der „Századok" erzählt nun Thaly, daß er im Wiener Kameralarchiv ein bisher unbekanntes Verzeichnis gefunden, welches die Schätze, Waffen und so weiter aufzählt, die Ilona Zrinyi im Jahre 1688 wegen Mangels an Wagen in Munkács zurückließ, als sie sich nach Wien begab. In der Liste ist zu lesen: „Nr. 24: Attila paizsa, aculbul való" (Der Schild Attilas, aus Stahl). Wohin die Reliquie seither geraten, ist nicht nachweisbar.

— **Der unermüdlich thätige Apostel der Pasilingua, der** neuen Gemein- oder Weltsprache, P. Steiner, hat bei Louis Heuser (Berlin, Leipzig, Neuwied) eine Elementargrammatik nebst Uebungsstücken in dieser Sprache herausgegeben, die vielen Interessenten willkommen sein dürfte. Die Grammatik ist kurz gehalten und sehr instruktiv verfaßt.

— **Ein neuer Dr. Tanner ist in Italien aufgetaucht.** Giovanni Succi, der sich auch als Reisender bekannt gemacht hat, behauptet, in Afrika einen aus verschiedenen Kräutern gebrannten Liqueur entdeckt zu haben, der die Eigenschaft besitzt, den menschlichen Körper innerlich zu mumifizieren und dadurch gegen die Bedürfnisse der Speise und Trank unabhängig zu machen. Um seine Behauptungen zu erhärten, stellte sich Succi, nachdem er mehrere Gläser seines Liqueurs getrunken hatte, unter die Aufsicht eines aus Aerzten und angesehenen Bürgern bestehenden Komitees und ist zehn Tage ohne jegliche Nahrung geblieben. Die Aerzte erklärten während dieser ganzen Zeit den Puls für vollkommen normal, die Herz- und Muskelthätigkeit für eine eher gesteigerte. Um zu beweisen, daß er im Vollbesitze seiner Kräfte sei, ging er eine Wette ein, infolge deren er den sieben Kilometer betragenden Weg zwischen Forli und Forlimpopoli in siebenunddreißig Minuten zurücklegte. Hierauf unterbrach er sein Fasten und begab sich nach Bologna, wo er sich der medizinischen Fakultät zu einer Hungerprobe zur Verfügung stellte. Die Antwort ist noch ausständig. Succi hatte vor einiger Zeit seine Entdeckung dem obersten Sanitätsrat in Rom unterbreitet und sich zu einer

Probe bereits erklärt. Man glaubte jedoch, er sei geisteskrank, und hielt ihn einige Tage auf dem Beobachtungszimmer. Succi, der ein ernster Mensch und verdienstvoller Forscher ist, besitzt eine von siebenzehn Zeugen unterschriebene Erklärung, wonach sein zehntägiges Fasten in Forli thatsächlich ordnungsgemäß stattgefunden habe.

Industrie und Verkehr.

— **Unter der Bezeichnung Accommodationsbettstelle erregt jetzt** eine Betteinrichtung, deren Neuheit in einer patentirten Drahtfedermatratze besteht, das Aufsehen der interessirten Kreise. Durch eine Verbindung breiter, sich kreuzender federnder Drahtgurten mit in zarterem Drahtspiralen aufgehängten Kränzen ist eine Auflagefläche geschaffen, welche in Bezug auf Nachgiebigkeit den höchsten Anforderungen gerecht wird und dabei ihre Elastizität besser als die bisher üblichen dichten Drahtgeflechte und Gewebe bewahrt, deren bei den geringsten Verschiebungen hervorgerufenes Knarren und Rasseln ebenfalls vollständig vermieden wird. Das Material der Accommodationsmatratze ist nicht der übliche Federstahl, sondern Gußstahldraht bester Qualität, den ein solider Zinnüberzug vor Rostbildung schützt. Ein ganz besonderes Verdienst erwirbt sich die bekannte Fabrik von Haushaltungsgegenständen von C. Cohn, Berlin SW., durch Einführung dieser neuen Erfindung bei allen Kranken, für die in vielen Fällen ein Ruhelager von derartiger Nachgiebigkeit die größte Wohlthat wird; aber auch Gesunde werden gern von der Neuerung profitiren, denn, wie es im Sprichwort heißt, wie man sich bettet, so liegt man.

— **Eine der beliebtesten und in der That auch zweckmäßigsten** Verteidigungswaffen bildet der Schlagring, den Johann Wahl in Stuttgart jetzt durch Anbringung einer einfachen Hinterladepistole wesentlich vervollkommnet hat. Der patentirte Schieß- und Schlagring gestattet dem Angegriffenen, zunächst einen Schuß abzugeben, ehe der eigentliche Schlagring zur Anwendung kommt, und wenn dieser Schuß nur zum Alarmiren dient, so liegt es wahrlich nicht an der Konstruktion der Waffe, denn letztere gestattet einen sehr sicheren Anschlag und die kleine Spitzkugel erhält eine ziemlich bedeutende Durchschlagskraft. Ein Umstand von nicht zu unterschätzendem praktischem Wert ist der, daß man ohne Gefahr den geladenen Schieß- und Schlagring in der Tasche tragen kann. Der ungemein niedrige Preis dieser Verteidigungswaffe wird ohne Zweifel wesentlich zur Verbreitung derselben beitragen.

— **Eine wichtige Entdeckung ist in Zentralafrika gemacht** worden. Dr. Wolf, ein deutscher Forscher im Dienste des Kongostaates, hat eine neue schiffbare Wasserstraße gefunden, welche das Eindringen in den schwarzen Kontinent ermöglicht, ohne die Forscher den Gefahren einer Landreise auszusetzen. Dr. Wolf fuhr an Bord des Kongodampfers «En Avant» den Lauf des Sankuruflusses, eines Nebenflusses am rechten Ufer des Kassai, hinauf. Er konstatirte, daß dieser Fluß, von dem bisher bloß der Nebenfluß bekannt war, sich gegen Osten wendet und mit den größten Dampfern befahren werden kann. Vom Sankurufluß aus kam Dr. Wolf in einen Zufluß desselben, den Lomami, welcher gleichfalls seine Quelle im Osten hat und schiffbar ist, und drang in der Folge nicht weniger als 490 (englische) Meilen ins Innere Mittelafrikas vor. In wirtschaftlicher Hinsicht ist diese Entdeckung von der allergrößten Bedeutung, denn sie eröffnet einen direkten, leicht zu befahrenden Weg ins Herz Afrikas, ins Katangagebiet, welches durch seine Kupferminen berühmt ist, und ins Manyemagebiet, dessen Fruchtbarkeit und Reichtum bereits Livingstone hervorhob. Während bisher die unpassirbaren Stanleyfälle des Kongostroms das Hindernis für das weitere Eindringen in Zentralafrika bildeten, ist es jetzt möglich, den ganzen Kontinent zu durchschneiden, und man kann bereits behaupten, daß der Hafen von Leopoldville den Ausgangspunkt eines Wasserstraßennetzes bildet, wie kein zweites auf der Welt existirt. Zur Stunde beträgt die Länge der erforschten schiffbaren Flüsse im Kongogebiete bereits 8000 Kilometer, also mehr als 1000 deutsche Meilen. Mit der Entdeckung Dr. Wolfs hat die Geographie eines ihrer wichtigsten Probleme gelöst. Die genaue Erforschung Innerafrikas unterliegt jetzt keinen Schwierigkeiten mehr, und die Regierung des Kongostaates wird alle ihre Mittel daran setzen, um sie zu beschleunigen.

Gesundheitspflege.

— **Eine Neuerung auf dem Gebiete der Heilkunde,** die Einrichtung von Tierblutrinkhallen, hat sich in Neapel die allgemeinen Sympathien im Sturme erobert. Jeden Morgen zwischen 8 und 10 Uhr kann man einige hundert Damen und Herren, zum größten Teile der vornehmen Gesellschaft angehörig, zu den Bluthallen, die neben dem Schlachthause aufgeschlagen sind, pilgern sehen, um — ähnlich wie in den Schlachthäusern von Paris — das Tierblut frisch von den noch rauchenden Tierkadavern zu erhalten. Diese neue Kur, von den jungen Doktoren de Bonis und Reale eingeführt, wirkt nach den Aussagen der Patienten wahre Wunder. Hinfällige Frauen, bleichsüchtige, hysterische Jungfrauen werden binnen kurzem frisch und blutreich, anämische Kinder blühen in wenigen Tagen auf, kranke Greise werden kräftig; alle Personen, die sich des neuen Genußmittels regelmäßig bedienen, spüren bald erhöhte Lebens- und Arbeitskräfte. Kein Wunder, daß sich alles zu dem neuen Heilmittel drängt und bereits die Errichtung eines Blutrinkhallenetablissements im großen Stile mit sorgfältiger Sortirung der einzelnen Blutsorten geplant wird. Auch die an manchen Stellen der Stadt errichteten Volksblutrinkhallen erfreuen sich eines kolossalen Erfolgs und müssen zumeist schon nach wenigen Stunden wegen Mangel an Material geschlossen werden. So erzählen die italienischen Berichte, die wir ohne Kommentar wiedergeben.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Ueber das Einkochen der Früchte und Fruchtsäfte ohne** Zucker schreibt man uns: Bei dem Obstreichtum unseres Vaterlandes nutzen die Hausfrauen die Früchte noch viel zu wenig als Konserve aus, obgleich dieselben als Fruchtsäfte im Sommer und als Kompot, sowie als Füllung verschiedener Speisen im Winter ein allgemeines Bedürfnis geworden sind. Der Grund dieser Vernachlässigung ist wohl darin zu suchen, daß einerseits die in Fabriken hergestellten Konserven für Haushaltungen mit beschränkten Mitteln zu teuer sind und andererseits der Gebrauch des Zuckers beim Einkochen der Früchte dasselbe gleichfalls zu kostspielig macht, besonders wenn man dabei das Risiko des Verderbens hat. Wir machen daher die Hausfrauen auf ein Verfahren aufmerksam, durch das auch die bescheidensten Haushaltungen sich den Genuß der Obstkonserve verschaffen können. Es ist das Einkochen der Früchte in Dunst ohne Zucker. Das Haupterfordernis des Gelingens ist: 1) Die Früchte müssen frisch gepflückt, nicht zu reif, aber sauber abgezupft sein. 2) Die Gläser, welche man zum Einkochen benutzt, wählt man weithalsig und kocht sie erst behufs Reinigung mit Wasser aus. Die Früchte werden in Gläser gefüllt und mit abgekochtem Wasser, bis 40 Grad abgekühlt, bis zum Rande des Glases übergossen; dann verbindet man die Gläser mit angefeuchtetem Pergamentpapier und stellt sie, von Stroh oder Tüchern umhüllt, in ein Wasserbad, das heißt in einen Kessel, der bis zur Hälfte der Höhe der Gläser mit kaltem Wasser gefüllt ist. Dies bringt man zum allmählichen Sieden bis 100 Grad, läßt dann, je nach der Größe des Glases und der Art der Frucht, dieselben 20—60 Minuten in dem Gefäß sieden, damit alle Fermente sicher getötet und die Frucht gargekocht wird. Die Gläser läßt man in dem Kessel erkalten und bindet sie dann noch einmal luftdicht mit Pergamentpapier zu. Fruchtsäfte, die man auf obige Weise herstellt, müssen drei Stunden langsam sieden, werden dann durch einfache Filtration in andere Flaschen gebracht, die man einige Tage später noch einmal aufkochen läßt und mit reinem Provenceröl oder Korken mit Paraffinüberzug verschließt. Das Einkochen in Weißblechbüchsen auf gleiche Weise ist dadurch umständlicher, weil stets ein Klempner des Verlötens wegen zugezogen werden muß.

— **Die Orangenblütenernte spielt in Frankreichs Landwirt**schaft eine bemerkenswerte Rolle. Der Hauptsitz des Anbaues von Orangenbäumen zu dem Zwecke der Bereitung von Orangenblütenwasser ist das gesegnete Gestade des Mittelmeers von Toulon bis gegen Genua hin, besonders aber in Hyères und Vallauris. Die Ernte beginnt in der Regel am 25. April und dauert bis Ende Mai und beschäftigt nahe an 2000 Menschen. Der Gesamtertrag beziffert sich auf durchschnittlich 1,000,000 Kilogramm. 100 Kilogramm aber haben einen Verkaufswert, der, je nach der Ausgiebigkeit der Ernte, zwischen 24 und 80 Mark schwankt. Im Jahre 1883 jedoch, wo die Bäume vom Frost sehr gelitten hatten, stieg der Preis auf 230 Mark. Der Gehalt der Blüten an Essenz schwankt auch sehr. Die zuerst gepflückten geben auf das Kilogramm meist nur 30 Centigramm, die später gepflückten jedoch bis ein Gramm. Der Gesamtertrag eines Jahres beträgt also im Durchschnitt 750 Kilogramm Essenz. Dieselbe wird nur aus den Blättern bereitet, alles übrige wird verworfen.

— **Die Zahl der wirklich remontirenden Moosrosen ist** sehr beschränkt; es gibt aber zwei Sorten, die wegen ihrer Schönheit und Reichblütigkeit in allen Gärten einen Platz verdienen, nämlich Blanche Moreau und Madame Moreau. Erstere blüht weiß, letztere rot. Die Moosrosen sollen stets wurzelecht und in Buschform gezogen werden, denn hochstämmig veredelte Bäumchen entwickeln mangelhafte Blumen.

Feste und Versammlungen.

— **An dem großen Preiskegeln, welches unlängst aus** Anlaß des deutschen Keglerkongresses in Schloß Weißensee bei Berlin stattfand, beteiligten sich insgesammt 530 Kegelbrüder. Jeder hatte fünf Kugeln hinter einander in die Bahn zu schieben, nur das gefallene Holz zählte. Asphaltbahn fand infolge des Ueberwiegens der Sachsen und Süddeutschen die meisten Liebhaber. Die höchste Zahl, 34, erreichte Dircke vom Dresdener Klub „Fidele Geister". Er erhielt als Wanderehrenpreis die von Hamburg gestiftete große goldene Medaille, sowie als Eigentum den silbernen Pokal des Leipziger Lokalverbandes. Auf den Holzbahnen kegelten 248 Festteilnehmer. Die höchste Gewinnzahl betrug hier 35. Mit ihr gewann Ingenieur Trautwein vom Berliner Klub „Stich auf Dackerot" den Wanderpreis, die große silberne Kanne, sowie den vom Dresdener Lokalverband gestifteten Regulator nebst Diplom. Insgesamt fielen 17 Preise auf Berlin, 13 auf Leipzig, 6 auf Dresden, 4 auf Hamburg und je einer auf Stettin, Chemnitz und Großröhrsdorf. Ein Abschiedskommers im zoologischen Garten machte den Schluß des Festes.

Sport.

— **Das norddeutsche Derby von einem deutschen Pferde** gewonnen, das war eine Nachricht, welche am letzten Junisonntage weit über Hamburg hinaus eine freudige Aufregung hervorrief. Des k. preußischen Hauptgestüts Graditz F.-H. „Peregrinos" v. Chamant a. d. Pulcherrima hat zum erstenmal den königlichen Farben einen Sieg im größten Rennen Deutschlands gebracht, indem er den Ungarn „Bajan", das deutsche Pferd „C-Dur", dann „Tillaler", „Piano" und schließlich den Favorit — nachdem „Fenek" und „Buckaroo" niedergebrochen waren — „Herle" hinter sich ließ. Auch das große Rennen der Dreijährigen, das Kriterium, konnte Oettingens „Räuberhauptmann" vor dem österreichisch-ungarischen Favorit, dem br. H. a. d. Heirath, heimbringen und ebenso unterlag „Leder" vor dem in deutschem Besitz befindlichen „Bowman" im großen Handicap. Die große Steeplechase gewann v. Tepper-Laski mit dem alten „Anderton"; an Oesterreich-Ungarn fielen nur einige unbedeutendere Rennen.

— **Einen beachtenswerten Distanzritt führte Lieutenant von** Preskentin, Adjutant des zweiten Husarenregiments, auf seiner Vollblutstute „Cadatrice" aus, indem er von Posen bis Wien (90 deutsche Meilen) in 80 Stunden ritt.

— **„Ormonde", der Sieger im englischen Derby, brachte** seinem Besitzer bisher circa 350,000 Mark an Rennpreisen.

— **Eine Anzahl deutscher Pferde soll vom nächsten Jahre** an auf ungarischem Boden trainirt werden. Man ist zu der Ansicht gekommen, daß das Klima Deutschlands den Pferden in der Hauptentwicklungszeit nicht zusagt, und hat infolge dessen in Totis in Ungarn ein Trainingsetablissement gemietet, in welchem circa 40 deutsche Pferde Unterkunft finden können. Hoffentlich hat dieser Versuch den gewünschten Erfolg.

— **Die Oaks, das Derby der Stuten in England, gewann** Duke of Hamiltons „Miß Jummy" vor „Argo Navis" und 19 anderen Pferden.

— **Bei dem letzten Wiener Commerzradfahren konnte** „Amber" den großen Preis nach Hause bringen, da er keinen nennenswerten Gegner hatte.

— **Bei der Berliner Ruderregatta gewann der Berliner** Ruderklub sämtliche Hauptrennen und zwar im Ausleger Vierer, im Achter und den Kaiserpreis, wo er nicht einmal einen Gegner fand. Im Skiff verfuhr sich an beiden Tagen der erste (Klümer, Stettin und Hoffmann, Wien), so daß die zweiten als Sieger proklamirt werden mußten; im Senior Skiff siegte Allgeit vom Berliner Ruderklub. Zu dem zweiten Regattatage hatte sich der Kronprinz mit seiner Familie eingefunden.

— **An der Hamburger Regatta wird sich der Londoner** **Thames** Rowing Club beteiligen und zwar bei sechs Rennen.

— **Der dritte Bundestag der Radfahrer in Berlin verspricht** sehr interessant zu werden. Ungefähr 6000 Radfahrer werden sich bei der Auffahrt beteiligen; unter anderen haben die berühmtesten Kunstfahrer Americus, Kaufmann und Mc'Anney ihre Beteiligung zugesagt.

Gestorben.

— Leon Boyer, Generaldirektor der Arbeiten am Panamakanal, 35 Jahre alt, am 19. Juni, in Panama.

— Joh. Kähl, Veteran aus den Befreiungskriegen, 93 Jahre alt, am 23. Juni, in Lüderau (Holstein).

— Dr. Alfred Friedrich Baldamus, einer der hervorragendsten Industriellen und Landwirte Anhalts, 65 Jahre alt, am 24. Juni, auf seinem Gute Dehndorf im Anhaltischen.

— Heinrich Freiherr von Puttkamer, Generallieutenant z. D., 49 Jahre alt, am 27. Juni, in Berlin.

— Frau Generalmusikdirektor Meyerbeer geb. Mosson, die Gattin des berühmten Operkomponisten, 82 Jahre alt, am 28. Juni, in Wiesbaden.

— George J. Stannard, bekannter General aus dem amerikanischen Bürgerkriege, Ende Juni, in Vermont (Nordamerika).

— Frau Dr. Schulze-Delitzsch, Gemahlin des bekannten Sozialpolitikers Hermann Schulze-Delitzsch, am 2. Juli, in Teltow bei Berlin.

— Joh. Friedrich Henner, bekannter Schulmann und Rechenmethodiker, am 3. Juli, in Ansbach.

— Friedrich Wilh. Pfeiffer, früher Herausgeber der „Bayr. Lehrerzeitung", am 3. Juli, in Fürth.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Dem kürzlich im Verlage der Rieger'schen Universitätsbuchhandlung in München erschienenen Werkchen: „101 ausgewählte Schachprobleme", in dem der unseren Schachfreunden rühmlichst bekannte Problemkomponist Fritz Hofmann in München seine besten Leistungen zusammengestellt hat, entnehmen wir folgende leichte, aber gefällige Aufgabe:

Aufgabe Nro. 380.

Von Fritz Hofmann.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 376:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 3 — G 3	1) H 4 n. G 3.
2) S. B 5 — D 6	2) Beliebig.
3) S. E 8 — G 7 oder — C 7 Matt.	
A)	
1)	1) D. G 1 n. G 3.
2) S. E 8 — D 6	2) Beliebig.
3) S. B 5 — C 7 oder n. D 4 Matt.	
B)	
1)	1) K. E 6 n. F 5.
2) T. D 1 n. F 7 †	2) K. E 5 — F 6 oder K. F 5 — E 4.
3) T. F 7 n. F 6 oder T. G 3 — B 3 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

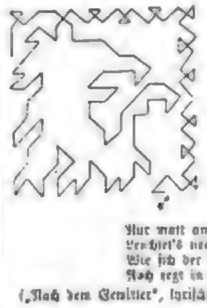
Rätsel.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 3, 2. Ein männlicher Vorname.
4, 5, 4, 2, 3, 4, 6, 7. Ein französischer Theolog und Philosoph.
8, 9, 10, 2, 11, 12. Eine Republik.
12, 13, 8. Ein Flüssigkeitsmaß.
14, 9, 6, 3, 2, 15, 9. Eine Operafigur.
4, 16, 9, 6, 13, 4, 13, 15. Ein jagdbarer Vogel.
6, 9, 17, 9, 7, 9. Eine wohlriechende Blume.
15, 6, 2, 12. Ein Dreiklang.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Komponisten und die Endbuchstaben, ebenso gelesen, eine seiner Opern.

Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches Juli Seite 884:



Erst eben Donnergerolle
In flammender Wolkenschlacht,
Und nun die zaubervolle,
Selige Stille der Nacht!

Es ziehen die Ruhestörer
Des Tages vor ihr hin,
Wie die besiegten Empörer
Vor ihrer Königin.

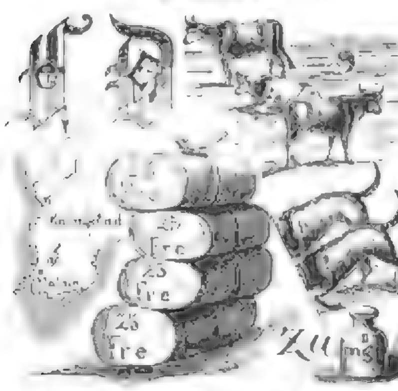
Hell schwimmt im Wasserspiegel
Der ganze Himmelsdom —
Es drückt sein Sternensiegel
Der Himmel auf den Strom.

Nur matt am Himmelssaume
Verzieht's noch ab und zu,
Wie sich der Geist im Traume
Noch regt in Schlafesruh'.

(„Nach dem Gewitter", lyrisches Lied von Friedrich Bodenstedt.)

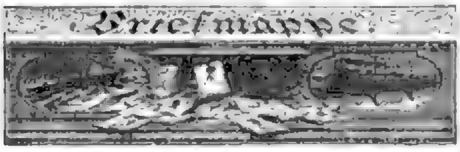
Digitized by Google

Bilderrätsel 42.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 884:
Eine, die die Nase gewaltig hoch trägt.

Auflösung des Rätsels Seite 884:
Die Elle.



Rosalie. 1) Erkundigen Sie sich von der sehr zuverlässigen Anstalt ihre ausführlichen Programme für derartige Kindererversicherungen. Wir wüßten nicht, womit Ihnen besser gedient sein könnte, als gerade mit einer solchen Versicherung bei dieser Anstalt. 2) Darüber fehlen uns leider genügende Unterlagen.

Mr. O. in London. Photographien [illegible] bayerischen Königsschlösser finden Sie bei Fred. Hanfstängls photogr. Anstalt, München, Salvatorstraße 7.

Prinzessin .... in Helsingfors. Hier waltet augenscheinlich ein recht bedauerliches Mißverständnis ob. Derjenige, an den Ihr Einwurf sich richtet, hat nicht den mindesten Grund, unerkannt bleiben zu wollen. Bitte, wiederholen Sie Ihre ersten Fragen und geben Sie uns zugleich Ihre genaue Adresse, damit wir Ihnen, was sich etwa zur Erledigung an dieser Stelle nicht eignen sollte, persönlich mitteilen können.

Hrn. A. D. in W. Vom Jahrgang 1881 unseres Journals können Sie bei baldiger Bestellung durch Ihre Buchhandlung noch ein Exemplar erhalten. Als Abonnent haben Sie Anspruch auf den ermäßigten Preis von 4 Mark für den bezeichneten Jahrgang.

L. H. in Chra. Die genaue Adresse können wir Ihnen nicht angeben, helfen Ihnen aber unsere Briefmappe zur Uebermittlung kurzer Mitteilung gern offen.

Annette von H. Dieser Anforderungen würde in dortiger Gegend wohl am ehesten Freudenstadt entsprechen. Nähere Auskunft über besondere Einzelheiten wird Ihnen auf Anfrage Herr Stadtschultheiß Hartranft in Freudenstadt gewiß gern erteilen.

H. v. L. in Zürich. Der Ausdruck „blaues Blut“ soll in Spanien aufgekommen sein um jene Zeit, als dort Mauren und Christen mit einander um die Herrschaft rangen. Letztere rühmten sich innerhalb des heftig geführten Streites um die natürlichen Vorzüge namentlich auch ihrer weißen zarten Haut, welche die Blutadern blau hindurchschimmern ließ, während die dunklere Färbung der Mauren diesen schönheitlichen Schimmer ausschloß. So entstand der Ausdruck „blaublütig“ als gleichbedeutend mit „von reiner Abstammung“ zunächst im Sinne der christlichen Bewohner Spaniens. Im Laufe der Zeit sich unvermerkt wandelnd ward er schließlich als bezeichnend für altadelige Herkunft aufgefaßt, in welcher Bedeutung er sich nun bekanntlich noch in unseren Tagen behauptet. — „Ich dien“, war in erster Linie der Wahlspruch des Böhmerkönigs Johann, der in der Schlacht von Crecy durch die Hand des sogenannten „schwarzen Prinzen“ (Eduard) fiel. Dieser übernahm den [illegible] Helmschmuck, welcher den gedachten Wahlspruch enthielt, der von da ab in das Wappen der Prinzen von Wales dauernd überging.

Maitisch. „Ich mauf“, klingt an sich schon recht wenig schön, in einem poetischen Erguß aber nimmt es sich erst recht seltsam aus, wenn man liest: „Ach, wenn die Schwalbe ruft, 'mauf in die Sommernacht!' — Auch „voll machen“ — („Und voller Freud und Lust macht doch die Sommerzeit“) — ist eine Wendung, die in der ernsthaften Poesie schlecht angebracht erscheint.

Irrlicht. Sommernacht und kein Ende! Die Bäume erzählen sich Märchen wie im Traum, der See regt sich wie im Traum, und auch dem Leser wird es dabei zu Mute wie im Traum, wenn die Gedanken anfangen in einander zu verschwimmen beginnen. Sollte das vielleicht eine beabsichtigte „naturalistische“ Wirkung sein?

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Bick in Prag (2). Fritz Guttmeyer in Altona i. W. Alfred Böttner in Frohsmühle. Philipp und Charles in London. Lotte Girt in Barmen. Sturzacker in New-York. Nikolai Danilewitz in St. Petersburg. Martha und Marie Kirscher in Gernsdorf (2). Heinrich Vogel in Köln. „Ein Jünger des Merkur“ in Schleiz. Johanna Glob in Alt-Treu (2). Anna Bicker und Auguste Köwing in Göttingen. Otto Ramdach in Schönau (2). Johanne Radwege in Leopoldsfeld. L. Engel in Meiningen. Auguste Hempel in Grevismau. Frau Otto Helbling-Tschury in Zürich. Bruno Riebel in Dresden. Ch. Kölle in Herdecke a. d. Ruhr. Tante Ihe in Bremen. Karl Hempelmann in Freudenstadt.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Auf der Brandstelle, Novelle von Gregor Samarow, Fortsetzung. — Frauen und Herzen, eine Berliner Plauderei von Eugen von Jagow. — Die Eugenie, ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. — Die Abreise nach der Stadt, von L. Th. — Pantheistische Weisheit, Gedicht von Ernst Ziel. — Des Künstlers Widmung, von C. D. — Erzbischof Dinder in Posen. — Halle an der Saale, I., von Heinrich Vehse. — Eine Dame von Welt, Novelle von O. Hermbein, Fortsetzung. — Beim Postschalter. — Die junge Mutter. — Die Kompagnie-Jubilirer. — Blätter für die Frauen. Mode von Johanna von Sydow. — Notizblätter. — Schach. — Rätsel. Preisbewerbung, Auflösung des astronomischen Monat-Königszuges Seite 844; Bilderrätsel 42; Auflösung des Bilderrätsels Seite 884; Auflösung des Rätsels Seite 884. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Abreise nach der Stadt, nach einem Gemälde von Raphael Lagye. — Des Künstlers Widmung, nach einem Gemälde von Ignaz Raffaelli. — Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Beim Postschalter, Gemälde von Hugo Oehmichen. — Halle an der Saale, acht Bilder von Paul R. A. Müller. — Erzbischof Dinder in Posen. — Die junge Mutter, nach einem Gemälde von J. C. Meyer von Bremen. — Aus der Jubelfeier der Schlacht bei Sempach: Die Eidgenossen an der Leiche Winkelrieds, von Karl Jauslin.

Ueber

Wilhelm Jordan, „Die Sebalds“, welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen ist,

schrieb der „Pester Lloyd“: Jordan, einer der deutschen Sprachgewaltigen, ist nicht Realist wie Zola, sondern Realist wie Homer. Er zerpflückt nicht die Dinge in Atome, sondern trägt ihre Teile zusammen, um sie als Ganzes erscheinen zu lassen. Alles hat er sich unendlich genau angesehen und ist höchst positiv in der Wiedergabe.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Humoristische Reise- und Bade-Lektüre.

Münchhausens Abenteuer und Reisen. Neu bearbeitet von **Edmund Zoller.** Mit 150 Original-Illustrationen von **Gustav Doré.** 2. Aufl. Pracht-Ausgabe in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 9.** —

Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. 5. Auflage. Groß Quart. Eleg. kart. Preis **M. 3.** —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. 3. Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt. Preis **M. 2.** —

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dalls. Zwei ernsthafte Geschichten. Mit 15 Illustrationen von Julius Ehrentraut. 2. Aufl. Fein geb. Preis **M. 4.** —

van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis **M. 3.** —

van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Mit 69 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis **M. 4.** —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In der **Deutschen Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger) in **Stuttgart** ist erschienen:

EBERS-GALLERIE.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers.
Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.

Zwanzig Kunstblätter
in photographischen Reproduktionen von
Fr. Bruckmann in München.

Imperial-Ausgabe. (Kartongrösse 85×62.) Preis der Sammlung komplet M. 250. — Preis des einzelnen Blattes M. 15. —
Grossfolio-Ausgabe. (Kartongrösse 52½×39.) Preis komplet in Leinwandmappe M. 60. — Preis des einzelnen Blattes M. 4. 50.
Kabinet-Ausgabe. Preis komplet in Leinwandmappe M. 20. — Preis des einzelnen Blattes M. 1. —

Allen Verehrern der Ebersschen Muse sei unsere „**Ebers-Gallerie**“ angelegentlichst empfohlen. Diese prächtigen Kompositionen eignen sich in den beiden grossen Formaten zum schönen Wandschmuck wie zum Auflegen im Salon gleich gut, während die kürzlich erschienene zierliche und elegante Kabinet-Ausgabe als sinniges Geschenk, besonders für Damen, vorzüglich geeignet ist.

Die Ebers-Gallerie ist in allen drei Ausgaben durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

„Monopol-Seide“

— ganz gekocht — auf Lyoner Stühlen gewoben —

4409

neuester, tiefschwarzer, sammetweicher Seidenstoff für Roben und Confektion.

G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste klassische Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen bester Systeme — mit einem Worte, ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Errungenschaften der Technik etc. nur irgend geben kann. —

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden mètre eingedruckt ist: **G. HENNEBERGS „MONOPOL“**

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten:

Qual. 1 — 52 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 58 c/m. br.	Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
Mk. 4.90 od. fl. 2.85 ö. W.	Mk. 5.60 od. fl. 3.35 ö. W.	Mk. 6.60 od. fl. 4.15 ö. W.	Mk. 7.50 od. fl. 5.10 ö. W.	Mk. 8.65 od. fl. 5.10 ö. W.	Mk. 10.15 od. fl. 6.15 ö. W. pr. mètre.

porto- und zollfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu Diensten.

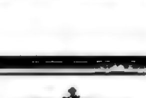
Roben- und Stückweise nur direkt zu beziehen von

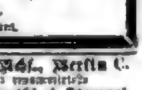
G. Hennebergs
Seidenstoff-Fabrik-Depot,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.
Zürich.

Verlag von Friedr. Irrgang in Brünn.
Altdeutsche Weisen
aus dem XII. bis XVII. Jahrhundert.
Ausgew. mit Uebertragungen von Ernst Reiter.
Preis: brosch. 3 M, gebunden 4 M.

Gegen Insectenstich!
kl Etuis 10 St. 2 M.; Tourist.-Apoth. à 10, 6, 3.50 u 1 M.; kl. Apotheke 5 St. 3 u. 2 M. „Saxonia“ 10,5 M. Verbandstoff. Franz Meussel & Co., Chemnitz.

In allen Buchhandlungen ist als prämiirt zu haben:
Die verbesserte Bienenzucht,
die Bienenwohnungen, — die Königinnen, — Vermehrung der Bienenvölker, — Rassezucht, — Ertrag der Bienenzucht und Bienenkalender nach den Grundsätzen der Dzierzonschen Bienenzucht.
Von Carl Nordhahn. — Dritte Auflage mit 12 Abbildungen. — 1 M 50 ₰.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.


Strickmaschinen
neuester Konstruktion.
Sächsische Strickmaschinenfabrik
in Mansel,
Sachsen.

P. Großmann Nchf., Berlin C.
Die älteste und renommirteste
Fabrik vulk. Kautschuk-Stempel.
Mechanische Werkstatt und Graveur-Anstalt.
[illegible] Offertirung. Musterbuch u. Verzeichnisse franko und gratis. Exports-Vertretung. Wiederverkäufer resp. Agenten gesucht.


Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 3309
Falls speciell feinere Genres erwünscht, erbittet man diesbezügl. Notiz.
Pilz & Kohl. Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Enthaarung.
Anerk. empfohl. unschädl. Mittel zur sofort. spurlos. Entfern. v. Arm- u. Gesichtshaaren. Fl. 3 Mk. Apoth. Kandelier, Berlin, Lisenstr. 19.

Die unter dem Namen:
„Scheerentaschentücher“
überall rühmlichst bekannten Taschentücher bezieht man jetzt im kleinsten Quantum am vortheilhaftesten direkt vom Fabrikanten
Wilhelm Bertram in Lauban.

Brüssel, rue des Champs Elysées.
Töchterpensionat in schönster Gegend gelegenes Herrschaftshaus, mit allem Comfort ausgestattete Wohnung. Der Unterricht ist in den Händen vorzüglicher bewährter Lehrkräfte der Stadt und der Anstalt [illegible].
Nähere Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherinnen Mlles Brossel.

Anthologieen und Gedichte
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Porträts. M. 7. — ***Borel,*** Album lyrique de la France moderne. Avec vignettes. M. 7. — ***Freiligrath,*** The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. — ***Amyntor,*** Peter Quidam's Rheinfahrt. M. 6. — ***Fischer,*** Merlin. M. 6. — ***Jensen,*** Holzwegtraum. M. 5. — ***Laistner,*** Barbarossa's Brautwerber. M. 4. 50. — ***Schmid,*** Winland oder die Fahrt um's Glück. M. 8. — ***Schönaich-Carolath,*** Lieder an eine Verlorene. M. 4. 50. — ***Silberstein,*** Mein Herz in Liedern. M. 6. — ***Fischer,*** Lyrische Gänge. M. 7. 50. — *Sämmtlich in feinem Original-Einband mit Goldschnitt.* **Gehaltvolle Damengeschenke.**

Digitized by Google

REMBRANDT'SCHES BILDNIS

AUS DER KAISERL. GEMÄLDESAMMLUNG DER ERMITAGE IN ST. PETERSBURG.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 43.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Auf der Brautschau.

Novelle von

Gregor Samarow.

Sechstes Kapitel.

Graf Waldheim selbst stieß die Thürflügel des Salons auf. Herr von Pergen trat zögernden, unsicheren Schrittes ein. Ihm folgte der Adjutant, Baron Artenburg. Beide trugen Promenadenanzüge und runde Hüte.

Die Gräfin Margarethe errötete und erbleichte in schnellem Wechsel und warf einen fast hilfeflehenden Blick auf die Prinzessin, welche ihrerseits, weit zurücktretend, sich ebenso tief und zeremoniell verneigte, wie dies der Baron Artenburg that.

Herr von Pergen blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen; dann, als ob er durch eine kräftige Willensanstrengung seine Verlegenheit überwinde, ging er schnell auf die Gräfin zu, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sagte mit unsicherer Stimme:

„Ich schätze mich glücklich, daß mir ein günstiger Zufall die Gelegenheit verschafft, Eure Durchlaucht begrüßen zu können."

„Eure Hoheit sind zu gütig," erwiderte die Gräfin, indem sie den Gruß des Prinzen durch ein so tiefes Kompliment erwiderte, daß die Prinzessin unwillig mit dem Fuß auf den Boden trat.

„Das Leben bietet hier wenig, wie es scheint; wir sind gestern erst angekommen und sollen auf Befehl des Arztes sehr ruhig leben," sagte Herr von Pergen.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Der Prinz schien durch die sichtliche Verlegenheit der Gräfin auch seinerseits immer noch befangener zu werden und vergeblich nach Worten zu suchen, um die begonnene Konversation fortzusetzen.

„Es steht zu hoffen," sagte er endlich, nach einem tiefen Atemzuge, „daß das Wetter gut bleibt; bei schlechtem Wetter muß der Aufenthalt hier wenig angenehm sein."

Wieder trat eine kleine Pause ein.

„Es hat in der letzten Zeit vor unserer Reise hierher ziemlich viel geregnet," sagte endlich die Gräfin, „es ist also wohl zu hoffen, daß das Wetter nun schön bleiben werde."

„Ja wohl, ja wohl," sagte der Prinz, „ganz recht, zu viel Regen würde auch den Saaten schaden."

Baron Artenburg wurde unruhig.

Die Prinzessin warf dem Grafen Waldheim einen spöttischen Blick zu und flüsterte leise vor sich hin:

„Das ist zu stark, sie spielt meine Rolle doch in der That zu einfältig!"

Dann räusperte sie sich ziemlich laut und trat einen Schritt näher.

Margarethe sah sich nach ihr um.

„Ah, ich vergaß," sagte sie, „den Grafen Waldheim kennen ja Eure Hoheit schon, hier seine Tochter, meine Freundin," fügte sie hinzu.

Die Prinzessin machte nach den strengen Regeln des Zeremoniells ein so tiefes Kompliment, daß der Oberhofmarschall ängstlich zusammenzuckte, und sagte mit einer Stimme, aus welcher eine unverkennbare Nuance von Ironie hervorklang:

„Ich bitte Eure Hoheit um gnädigste Erlaubnis, auch meinerseits die besten Wünsche für die Dauer des guten Wetters aussprechen zu dürfen!"

Die Verlegenheit des Prinzen schien sich noch mehr zu steigern.

Der Adjutant sah die vermeintliche Hofdame ganz erstaunt an, trat dann etwas geräuschvoll nahe zu dem Prinzen heran, so daß er dessen Aufmerksamkeit auf sich zog, und warf demselben einen mahnenden Blick zu.

„Ich bitte Eure Durchlaucht um Erlaubnis," sagte der Prinz, „Ihnen den Baron Artenburg, meinen Adjutanten, vorstellen zu dürfen!"

Die Gräfin verneigte sich tiefer, als es ihre Gebieterin einem Hofkavalier gegenüber gethan

Die Maus. Originalzeichnung von E. Narel.

haben würde. Dann blieben die Herrschaften wieder in ratlosem Schweigen einander gegenüber stehen, bis endlich der Prinz einige Bemerkungen über die mutmaßliche Zahl der Badegäste von Bergenau und über deren voraussichtliche Zunahme mit dem Fortschritt der schönen Jahreszeit aussprach, denen Gräfin Margarethe mit außerordentlicher Lebhaftigkeit zustimmte.

Graf Waldheim hatte sich leise der Thür genähert und, dieselbe leicht öffnend, einige flüsternde Worte nach dem Vorzimmer hin gesprochen.

Baron Artenburg trat zur Prinzessin und sagte nach kurzem, artigem Gruß:

„Unsere Herrschaften befinden sich noch unter der barometrischen Depression der ersten Bekanntschaft; ich hoffe, Sie werden mir behilflich sein, meine gnädigste Gräfin, die Temperatur, welche Ihre Durchlaucht umgibt, ein wenig zu erwärmen."

„Das wäre wohl die Sache Seiner Hoheit, Ihres gnädigsten Herrn," erwiderte die Prinzessin etwas gereizt, „er muß sich ja darauf verstehen, da er so unumstößlich klare und unbestreitbare Bemerkungen über die Wetterverhältnisse zu machen weiß."

Baron Artenburg lachte, obgleich ihn die kecke und wenig ehrerbietige Bemerkung der jungen Hofdame etwas zu verwundern schien.

Der Kammerdiener der Prinzessin öffnete die Thürflügel und beendete dadurch die kurze Unterhaltung des Barons mit der Prinzessin, sowie das peinliche Schweigen des Prinzen und der Gräfin Margarethe.

Graf Waldheim meldete seiner Tochter mit einem Seitenblick auf die Prinzessin, daß das Diner serviert sei und schritt dann, halb rückwärts gewendet, nach dem Speisesaal voran.

Der Prinz zögerte noch einen Augenblick und reichte dann mit einer tiefen Verneigung der Gräfin seinen Arm, auf den Margarethe zitternd ihre Hand legte.

„L'appetit vient en mangeant," sagte die Prinzessin, indem sie den Arm des Barons Artenburg nahm, der abermals verwundert aufblickte, dann aber wieder fröhlich über den beißenden Scherz lachte.

Das Diner begann außerordentlich schweigsam, der alte Kammerdiener der Prinzessin und die Lakaien vom Dienst waren in die Geheimnisse der verschiedenen Inkognitos eingeweiht und zur strengsten Diskretion verpflichtet, die sie auch als alte Diener des fürstlichen Hauses gewissenhaft hielten.

Der Erbprinz und Margarethe in der Rolle der Prinzessin wurden also bei ihren fürstlichen Titeln genannt, und der Dienst geschah ganz in derselben Weise wie bei einem großen Hofdiner.

Die Gräfin wagte kaum zu sprechen, und alle mahnenden Winke und Blicke der Prinzessin konnten sie immer nur zu einem kurzen Anlauf einer lebhafteren Konversation treiben, welche dann schnell wieder zu Boden sank.

Ebenso erging es dem Erbprinzen an ihrer Seite, und die Unterhaltung wäre vielleicht ganz verstummt, wenn Graf Waldheim nicht immer von neuem mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Ausdauer dieses oder jenes Thema angeschlagen hätte, das dem Erbprinzen wenigstens zu einigen Bemerkungen Veranlassung gab.

Endlich nach dem ersten Gang schien die Prinzessin die Geduld zu verlieren; sie bemächtigte sich, unbekümmert darum, daß es auffallen konnte, wenn die Hofdame in Gegenwart ihrer Herrin das Wort führte, der Konversation, sie sprach mit dem Baron Artenburg über alle möglichen Dinge, über einige größere Höfe, die sie besucht und deren Persönlichkeiten sie vortrefflich zu charakterisiren und vielfach zu karikiren wußte; sie stellte Paradoxen auf und warf zündende Witzfunken hin und her, wobei sie auch den fürstlichen Gast nicht schonte, sondern ihn häufig, zwar in feiner, aber ziemlich boshafter Weise wegen seiner Schwerfälligkeit und Scheu verspottete.

Baron Artenburg nahm die Unterhaltung ebenso lebhaft auf, er lachte herzlich, wenn die vermeinte Hofdame fremde Höfe karikirte und selbst fürstliche Personen nicht schonte, immer lebhafter und heiterer wurde das Gespräch, und wunderbarerweise schien auch der Erbprinz, so schweigsam und scheu er vorher gewesen war, der Prinzessin gegenüber, die ihm so ganz ungezwungen und zuweilen herausfordernd entgegentrat, seine Befangenheit zu verlieren. Er antwortete freier und ging zuweilen mit Interesse und Kenntnis auf den einen oder den andern Gegenstand ein, wenn auch immer noch eine gewisse Unruhe und Unsicherheit an ihm bemerkbar blieb.

Unter dem Einfluß dieser allgemeinen, heiteren Unterhaltung schien sich auch Margarethe freier zu fühlen, und wenn sie auch wenig sprach, so fuhr sie doch nicht mehr bei jedem an sie gerichteten Wort zitternd zusammen.

Graf Waldheim vergaß einen Augenblick alle seine Sorgen und gab sich ganz dem Genuß des wohlkomponirten Menus und des vortrefflichen Burgunders hin, in welchem der Wirt des Hotels Belvedère den fürstlichen Schloßkellern zu Rebenberg eine erfolgreiche Konkurrenz machte. Genug, das Ende dieses ersten Diners der hochfürstlichen Brautschau verlief ebenso fröhlich als sein Anfang schweigsam und peinlich gewesen war.

Während man im Salon den Kaffee nahm, flüsterte der Baron Artenburg, ehrerbietig zu dem Prinzen herantretend, diesem einige Worte ins Ohr, und Seine Hoheit schlug darauf vor, gemeinsam noch einen Gang über die Brunnenpromenade zu machen.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Auch die Gräfin Margarethe stimmte lebhaft zu; ihr war es ja vor allem darum zu thun, dem kleinen Kreis zu entrinnen, in welchem so viele scharf beobachtende Blicke auf sie gerichtet waren.

Die Badegesellschaft von Bergenau sah zu ihrem großen Erstaunen den Grafen Waldheim mit seinen Damen, der gestern noch jede Annäherung wegen des leidenden Zustandes der Gräfin Rheinau abgelehnt hatte, in Gesellschaft der beiden jungen Leute, welche erst am Abend vorher angekommen waren, auf der Promenade erscheinen.

Der unermüdliche und allgegenwärtige Badekommissär von Stolten begrüßte die Gesellschaft heute schon mit der Vertraulichkeit einer alten Bekanntschaft; auch der Doktor kam heran, und Graf Waldheim, durch das Diner angeregt, unterhielt sich mit beiden Herren weit weniger würdevoll und zurückhaltend, als dies sonst seine Gewohnheit war.

Der Erbprinz ging mit der Gräfin voran. In einiger Entfernung folgte Baron Artenburg mit der Prinzessin.

„Es scheint, meine gnädigste Gräfin," sagte er, als sie in eine schattige Seitenallee der großen Promenade eintraten, „es scheint, daß wir uns besser verstehen als unsere gnädigsten Herrschaften."

„Glauben Sie, Baron Artenburg?" fragte die Prinzessin spöttisch. „Die Herren haben ja freilich stets eine hohe Meinung von ihrer Menschenkenntnis, doch können sie sich zuweilen auch recht grausam täuschen, und oft werden sie, ohne es zu ahnen, leichter erkannt, als sie selbst uns zu erkennen vermögen."

„Ich wage keinen Widerspruch," sagte der Baron lächelnd, „obgleich ich doch einen gewissen Scharfblick für mich in Anspruch nehmen möchte; eins aber weiß ich gewiß, nämlich, daß Sie, meine gnädigste Gräfin, eine Dame von unendlich viel Geist und Liebenswürdigkeit sind."

„Das ist sehr schmeichelhaft, Herr Baron; ich bin nach dieser Bemerkung kaum im stande, Ihren Scharfblick zu bestreiten."

„Und," fuhr der Baron ernster fort, „ohne Zweifel sind Sie der Prinzessin aufrichtig ergeben und kennen sie genau. Nun denn, Gräfin, Sie wissen so gut wie ich, daß wir uns hier in einer ziemlich ernsten Situation befinden, und da uns beiden ganz gewiß das Wohl des Erbprinzen und der Prinzessin ernstlich am Herzen liegt, so ist es unser beider Pflicht, aufrichtig gegen einander zu sein."

„Mir ist noch niemals der Vorwurf der Unaufrichtigkeit gemacht worden, wenn ich auch nicht alles ausplaudere, was ich auf dem Herzen habe," sagte die Prinzessin.

„Dann stimmen wir vollständig überein, Gräfin, denn auch ich bin es gewöhnt, mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge zu halten, was nicht ausschließt, daß ich meine Geheimnisse gut zu bewahren weiß; schließen wir also ein Bündnis mit einander!"

Die Prinzessin sah ihn groß an.

„Ein Bündnis ist zu viel, sagen wir eine entente, wie man das diplomatisch ausdrückt, bei welcher sich jeder Teil vorbehält, die Grenze des Vertrauens selbst zu ziehen."

„Wie Sie befehlen, Gräfin, doch in der That, ich spreche in vollem Ernst; Sie haben gesehen, daß der Erbprinz ein wenig schüchtern und zurückhaltend ist; er beehrt mich mit seiner Freundschaft und gibt viel auf meine Meinung; ich wünsche, daß er glücklich wird und nicht einer politischen Kombination zum Opfer fällt. Auch Sie werden das von Ihrer Prinzessin wünschen; wäre es nun nicht im beiderseitigen Interesse gut, wenn Sie mir etwas Aufschluß über den Charakter Ihrer Durchlaucht geben wollten?"

„Ah," sagte die Prinzessin lachend, „in der That, das ist originell."

„Originell vielleicht, aber gut gemeint. Ich muß Ihnen gestehen, Gräfin, daß ich mir nach der heutigen ersten Begegnung noch keine rechte Vorstellung von Ihrer Durchlaucht machen kann; was ich von ihr gesehen, stimmt durchaus nicht mit dem, was ich gehört, überein."

„Und was haben Sie gehört, mein Herr Baron?"

„Ich habe gehört, daß die Prinzessin launisch und eigenwillig sei — daß —"

„Das Bild ist eben nicht schmeichelhaft."

„Verzeihen Sie, Gräfin, man kann sehr launisch und eigensinnig und doch sehr liebenswürdig sein, aber was in der Gesellschaft reizend erscheint, dürfte es im engeren Kreise weniger sein, und was meinen gnädigsten Herrn betrifft, so glaube ich nicht, daß gerade diese Eigenschaften dazu beitragen würden, ihn glücklich zu machen."

„Nun, Herr Baron," sagte die Prinzessin nach kurzem Besinnen, „ich will, obgleich ich es nicht sollte, Ihre Frage aufrichtig beantworten: In der That, die Prinzessin hat einen ausgeprägten eigenen Willen, sie hat wechselnde Launen, aber vielleicht liegt die Schuld daran, daß ihr niemals ein anderer fester Wille entgegengestellt wurde, daß alles sich ihren Launen beugte, selbst der Fürst, ihr Vater."

„Nun, an solchem Willen würde es, wie ich glaube, bei dem Erbprinzen nicht fehlen, Gräfin; aber ich muß Ihnen sagen, daß Laune und Eigensinn wohl reizend sein können, wenn sie sich mit Anmut und Geist verbinden; dann, Gräfin, sind sie auch lenksam und heilbar, aber sie werden unerträglich und unverbesserlich bei kalten, apathischen Naturen."

„Wie Ihre Durchlaucht, meine gnädigste Gebieterin," fiel die Prinzessin lachend ein; „doch muß ich Ihnen sagen, Herr Baron, daß auch der feste männliche Wille niemals eine Frau lenken und sich unterwerfen wird, wenn er nicht der Ausdruck edler und geistvoller Ueberzeugung, sondern nur steifer Pedanterie ist. Vertrauen gegen Vertrauen, auch die Prinzessin gibt viel auf mein Urteil; was soll ich ihr sagen, wenn sie mich nach dem Erbprinzen fragt?"

„Der Erbprinz, Gräfin," sagte der Baron zögernd, „ist — ist — ein guter — ein wirklich guter Mensch —"

„Ah," lachte die Prinzessin, „das ist sehr viel, oder sehr wenig!"

„Nehmen Sie an, daß es viel sei. Aber er hat seine Fehler, er hängt an vorgefaßten Meinungen, vor allem haßt er allen Zwang; es würde ihn sehr schwer ankommen, das Glück seines Lebens einer unsicheren Kombination zu opfern, denn, Gräfin, der Erbprinz, so wie ich ihn kenne, wird in einer Verbindung nur dann sein Glück finden, wenn er sie mit dem Herzen schließt; er würde niemals glücklich sein können in einer jener modernen fürstlichen Verbindungen, in welchen beide Teile gleichgiltig neben einander hergehen und zufrieden sind, wenn sie sich nicht stören. Wenn er nicht eine Gemahlin finden kann, der er mit seiner Hand auch sein Herz zu geben vermag, so würde er tausendmal lieber allein bleiben."

„Diese Grundsätze gefallen mir," sagte die Prinzessin, „und ich hätte sie bei dem Erbprinzen nicht vermutet; ich fürchte, Sie idealisiren ihn ein wenig. Ich will Ihnen glauben, daß der Erbprinz denkt, wie Sie sagen, aber es gibt eine ideale Liebe und eine bürgerliche Liebe, und ich halte Ihren Herrn nur der letzteren für fähig."

Ehe der Baron antworten konnte, war Graf Waldheim herangetreten; er hatte sich von Herrn von Stolten und dem Doktor frei gemacht, da es

ihm bedenklich erschien, die Prinzessin länger in der Unterhaltung mit dem Adjutanten zu lassen, und schritt nun neben beiden her.

Der Prinz und die Gräfin waren eine Strecke voraus. Eine Zeit lang waren sie schweigend neben einander gegangen, dann machte der Prinz einige ziemlich gleichgiltige Bemerkungen über die Parkanlagen.

Die Gräfin unterbrach ihn und sagte mit einem Seitenblick auf die Vorübergehenden:

„Ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung, aber wir sollten hier draußen wenigstens das Inkognito festhalten, damit nicht ein aufgefangenes Wort zum Verräter wird. Nennen Sie mich also Gräfin, ich bitte Sie darum, das wird mich beruhigen!“

Sie that diese Bitte in einem dringenderen Ton, als es die Sache zu erfordern schien; es kam ihr vor, als ob sie jedesmal protestiren müsse, wenn sie Durchlaucht angeredet wurde, und als ob sie dem Erbprinzen gegenüber sich einer geringeren Täuschung schuldig mache, wenn wenigstens der fürstliche Titel in der Unterhaltung vermieden würde.

„Mit Vergnügen,“ sagte der Prinz artig. „Sie haben vollständig recht, aber dann werden Sie auch die Güte haben, mich Herr von Pergen zu nennen.“

„Gut also, vergessen wir auf einen Augenblick, wer wir sind,“ erwiderte Margarethe aufatmend, „und denken wir nur daran, daß wir hier an diesem herrlichen Abend einen reizenden Spaziergang unter dem grünen Schatten dieser herrlichen Bäume machen.“

„Bei Gott,“ sagte Herr von Pergen, „das ist ein vortrefflicher Gedanke; ein solcher Spaziergang ist in der That eine Erholung, eine Erquickung der Seele, wenn man alle Sorge, alle Qual, alle Verstellung, die uns das Leben bringt, von sich werfen und in der reinen Natur nur als Mensch sich fühlen darf.“

Der Weg wendete sich dem Eingange des Parkes zu. Die Abendsonne sank hinter die Berge, den ganzen Himmel vergoldeten ihre scheidenden Strahlen. Ueber die Purpurglut des Abendrots zogen einzelne lichte Wölkchen dahin.

„Wie schön!“ sagte die Gräfin, in deren feuchtschimmerndem Auge sich der goldene Glanz des Himmels spiegelte.

„Ja, wie schön!“ rief Herr von Pergen, dessen Miene und Haltung plötzlich einen ganz anderen, freien, freudigen und natürlichen Ausdruck angenommen hatte. „Was ist aller Glanz, den die Menschen auf Erden künstlich aufbauen, gegen diese Pracht der Natur, die doch einem jeden, dem Aermsten und Niedrigsten wie dem Höchsten sich gleich freundlich und gütig entfaltet! Der irdische Glanz beengt und drängt die Menschen scheu in sich selbst zurück, während die Pracht der Natur das Herz erweitert, den Geist frei macht und unsere Seele läutert von aller Eigensucht, so daß wir der ganzen Welt die Arme öffnen möchten.“

„So denken Sie, Hoheit — Herr von Pergen,“ fragte Gräfin Margarethe, indem sie die Augen erstaunt zu dem verklärten Gesicht ihres Begleiters aufschlug, das jetzt in der That schön erschien, „so denken Sie, der Sie doch auf dem Gipfel der irdischen Herrlichkeit stehen, auf dem man wohl so leicht vergessen mag, was das Menschenherz bewegt?“

Der Prinz schwieg einen Augenblick, ein Schatten flog über sein Gesicht.

„Sollte ich denn so nicht denken dürfen,“ sagte er, „sollten denn in der That die Fürsten nicht Menschen sein dürfen? Doch hier, Gräfin, hier bin ich Herr von Pergen, vergessen Sie das nicht, so werden wir doch immerhin in allem Zwang und in aller Verwirrung, an denen das Leben so reich ist, einige freundliche, glückliche Augenblicke finden.“

„Es wird kühl,“ rief die Stimme der Prinzessin, welche mit dem Grafen Waldheim und dem Baron Artenburg herankam. „Eure Durchlaucht dürfen bei Ihrer schwachen Gesundheit sich nicht länger der rauhen Luft aussetzen!“

Herr von Pergen wendete sich um, und unter gleichgiltigem Gespräch kehrte die Gesellschaft nach dem Hotel zurück, wo sich der Prinz und der Baron verabschiedeten.

„Nun,“ sagte Graf Waldheim, „haben Eure Durchlaucht sich ein Urteil gebildet? Wie finden Sie den Prinzen?“

„Abscheulich, mein lieber Graf, ganz abscheulich, er ist ein Pedant. Wer äußerlich so steif und unbeholfen ist wie er, der kann auch kaum einen inneren Gehalt haben.“

„Und doch,“ sagte die Gräfin schüchtern, „war er anders draußen auf dem Spaziergange; wenn Eure Durchlaucht ihn gesehen hätten, Sie würden erstaunt sein, wie er sich veränderte, als er von der Schönheit der Natur sprach.“

„Menschen wie er,“ rief die Prinzessin, „haben stets einen Vorrat von Phrasen, und über die Natur schwärmt sich ja so leicht.“

„Wäre das Urteil Eurer Durchlaucht wirklich unwiderruflich,“ sagte der Graf, „so —“

Die Prinzessin schlug einen Augenblick die Augen nieder.

„Ich halte mich nicht für unfehlbar,“ sagte sie leichthin, „warten wir noch ein wenig ab, ich will Ihrem vortrefflichen Erbprinzen Gelegenheit geben, etwas von dem Kern seiner wenig ansprechenden Schale zu zeigen, wenn er es vermag.“

Sie reichte dem Hofmarschall die Hand, nahm den Arm der Gräfin Margarethe und zog sich in ihre Gemächer zurück.

Siebentes Kapitel.

Am nächsten Tage erschienen die Herrschaften auf der Brunnenpromenade, und die Badegesellschaft bemerkte mit Erstaunen die so schnell hergestellte Intimität zwischen dem Grafen Waldheim mit seinen Damen und den beiden jungen Leuten, welche so einfach auftraten und so anspruchslose Zimmer im zweiten Stock des Hotel Belvedère bewohnten.

Die kleine, abgeschlossene Gruppe machte durchaus keine Miene, sich mit den anderen Badegästen in Verbindung zu setzen, und wurde von diesen daher mit hochmütigen und fast feindlichen Blicken betrachtet. Nur der Badekommissär und der Arzt machten eine Ausnahme, und namentlich der erstere unterhielt sich besonders eifrig mit dem Grafen Waldheim, während die beiden Damen mit den jungen Herren auf der Promenade auf und ab wandelten.

Der Herr von Stolten hatte in seinen Gothaischen Kalendern und Staatshandbüchern entdeckt, daß ein Lieutenant, Baron Artenburg, Adjutant des Erbprinzen von Bertingen war; einige leichthin geworfene Fragen hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß der neuangekommene Badegast mit diesem identisch sei, und der intime Verkehr der beiden jungen Herren mit dem Grafen Waldheim ließ die Kombination, welche er tief in sein Inneres verschlossen, immer festere Gestalt annehmen. Besonders erwies er dem Herrn von Pergen zwar nicht äußerlich auffallende, aber doch für diesen selbst merkbare und ohne Zweifel schmeichelhafte Aufmerksamkeiten, und wenn dieser ihm dafür einen besonders freundlichen und verbindlichen Dank sagte, so rieb er sich wohl mit gefälligem Schmunzeln die Hände, und ein flüchtiger Seitenblick glitt über den linken Kragenaufschlag seines Rockes hin, als ob ihm aus seinem noch jungfräulichen Knopfloch der Ahnungsschimmer eines am Horizont der Zukunft heraufsteigenden Kreuzes entgegenleuchte.

Die beiden jungen Paare gingen allein in einer gewissen Entfernung von einander und waren in eifrige Unterhaltung vertieft, welche sie, nach ihren Mienen zu schließen, außerordentlich interessirten und befriedigen mußte.

Freilich verstanden die Vorübergehenden kein Wort davon, obgleich die alte Dame einigemal wie im Eifer des Gesprächs gerade in dem Augenblick stehen geblieben war, in welchem die Fremden unmittelbar an ihr vorüber gingen, und dann plötzlich ihr eben noch so äußerst lebhaftes Gespräch unterbrochen hatte.

Dieser Zufall oder diese List, was es nun sein mochte, blieben aber ohne Erfolg, denn auch die Fremden unterbrachen, sobald sie sich in der unmittelbaren Nähe der mißbeglerigen Dame befanden, ihre Unterhaltung oder setzten dieselbe in so leisem Flüsterton fort, daß es unmöglich war, etwas davon zu verstehen.

Der Doktor und der Badekommissär blieben ebenfalls unergründlich; sie erklärten, daß der Baron Artenburg und der Herr von Pergen alte Bekannte des Grafen Waldheim seien, und erwiderten auf alle weiteren Fragen und Andeutungen, daß Seine Exzellenz in Rücksicht auf den außerordentlich leidenden Zustand der Gräfin Rheinau für jetzt noch jede weitere Ausdehnung seiner geselligen Beziehungen aussetzen müsse.

Dieses alles verstimmte namentlich den weiblichen Teil der Badegesellschaft recht merklich, denn es befanden sich in Bergenau wenig junge Herren und fast alle waren wirklich leidend, so daß sie sich außerordentlich zurückhielten; man fand es daher um so anmaßender von dem Grafen Waldheim und seinen Damen, daß sie die beiden einzigen Herren, welche augenscheinlich nicht aus Mangel an guter Gesundheit hergekommen waren, so ausschließlich für sich in Anspruch nahmen. Nach dem alten Grundsatz von der Säure der hochhängenden Trauben fanden denn auch die alten Damen zuerst und nach ihnen die jüngeren, daß die Herren von Artenburg und von Pergen durchaus keine guten Manieren hätten; man warf zweifelnde Bemerkungen hin und flüsterte sich einander Geschichten zu von Abenteurern, die unter falschem Namen in Bädern aufgetaucht wären und hinterher diejenigen, die sich mit ihnen eingelassen, schwer kompromittirt hätten.

Die beiden so viel beobachteten und so viel kritisirten Paare schienen von dem allem durchaus nichts zu bemerken, so sehr waren sie miteinander beschäftigt.

Herr von Pergen und die Gräfin Rheinau schritten neben einander her und waren in ein Gespräch vertieft, das, nach ihren Mienen zu urteilen, sich um ernste Gegenstände bewegen mußte. Zuweilen beugte sich Herr von Pergen zur Gräfin herab, als ob er ihr ein Wort ganz besonderen Nachdrucks oder ganz besonderer Empfindung zu sagen habe.

Die Gräfin blickte dann wohl strahlenden Auges zu ihm auf, um dann, wenn ihr Blick dem seinen begegnete, schnell und errötend das Haupt zu senken; zuweilen auch blieben sie vor einer besonders schönen Baumgruppe oder vor dem im Sonnenlicht perlenden Wasserstrahl des in der Mitte der Promenade befindlichen Springbrunnens stehen und schienen ganz einig in der Bewunderung der Schönheit der morgenfrischen Natur.

Herr von Artenburg hatte seiner Begleiterin, welche alle Welt für die Tochter des Hofmarschalls hielt, den Arm geboten; sie hatte denselben mit einem flüchtigen, etwas verwunderten Aufblick angenommen, und nun schritten beide in einer augenscheinlich sehr heiteren Unterhaltung neben einander her, denn mehrfach lachte die junge Dame hell und fröhlich auf, ein Benehmen, das um so mehr die scharfe Kritik der alten Damen herausforderte, als dies fröhliche Lachen sich gewöhnlich dann hören ließ, wenn Herr von Artenburg ihr etwas vertraulich zugeflüstert hatte, wonach sie irgend eine der vorübergehenden Gruppen mit spöttischen Blicken musterte.

Auch entging es der scharfen und eben nicht wohlwollenden Beobachtung keineswegs, daß die Gräfin Rheinau, welche doch so außerordentlich leidend sein sollte, nach dem ersten Becher des Brunnens, den sie mit sichtbarem Widerwillen getrunken, jedesmal mit Herrn von Pergen vor der Quelle wieder umkehrte, ohne den ihr von den Brunnenmädchen dargereichten Heiltrank zu berühren oder auch nur zu beachten.

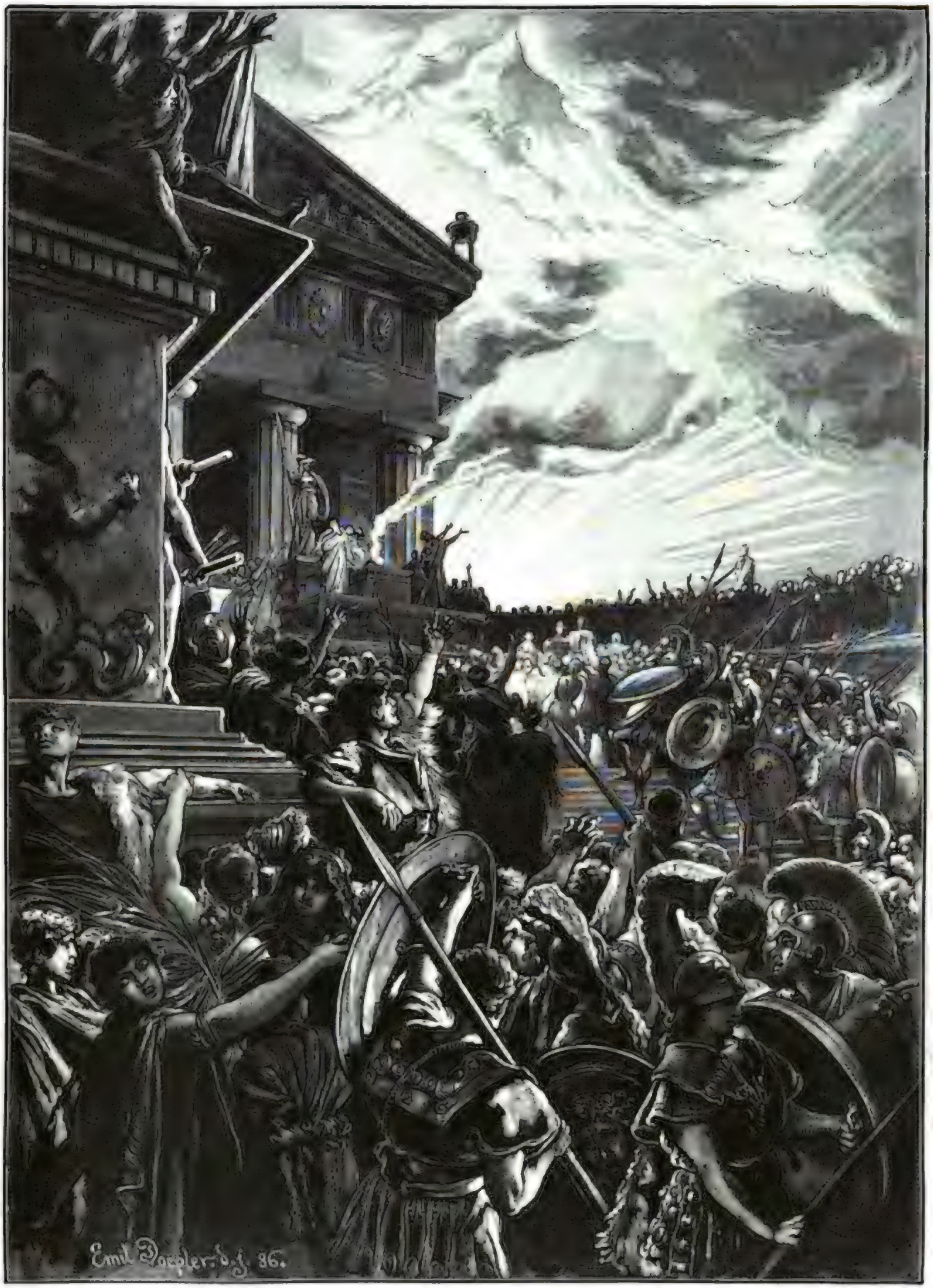
Weniger als die Damen und die beiden jungen Herren schien der Graf Waldheim von seiner Morgenpromenade befriedigt. Obgleich der Herr von Stolten fast nicht von seiner Seite wich und sich alle Mühe gab, ihn so lebhaft als möglich zu unterhalten, zeigte der Graf doch eine deutlich sichtbare Zerstreutheit und eine steigende Unruhe. Er verfolgte mit seinen Blicken die beiden vor ihm herschreitenden Paare, er schien sein Gehör anzustrengen, um von deren Unterhaltung etwas zu erfassen, und wenn Baron Artenburg seine Begleiterin zu lautem, fröhlichem Lachen brachte, so schüttelte der Graf unwillkürlich wie mißbilligend den Kopf.

Einmal zwar war er schnell vorschreitend herangekommen, um seiner Tochter die Bemerkung zu machen, daß es wohl schon zu warm werde, um die Promenade noch länger fortzusetzen; diese aber hatte, ohne den Arm des Grafen Artenburg loszulassen, kurz und spöttisch geantwortet:

„Da uns einmal die Kur verordnet ist, lieber Papa, so müssen wir sie auch ganz und vollständig

Der Golf von Neapel. Nach einem Gemälde von Albert Flamm.

Digitized by Google



Das griechische Fest der Berliner Künstler: **Die feierliche Opferhandlung.** Originalzeichnung von Emil Doepler jun.

Digitized by Google

gebrauchen, alle Welt trinkt ja noch den Brunnen, und ich sehe nicht ein, warum wir in die dumpfen Zimmer des Hotels zurückkehren sollen."

Dann hatte sie ihr Gespräch mit dem Herrn von Artenburg so ruhig und gleichgiltig fortgesetzt, daß dem Grafen nichts anderes übrig blieb, als, freilich mit finster gefalteter Stirn, auch seinerseits die Unterhaltung mit Herrn von Stolten wieder aufzunehmen.

Endlich aber hatten die meisten Badegäste von der Promenade sich zurückgezogen, und der Graf Waldheim näherte sich, immer begleitet von dem Badekommissär, der entschlossen schien, ihn nicht zu verlassen, dem Herrn von Vergen.

„Die Sonne steigt höher," sagte er mit einer so ehrerbietigen Zurückhaltung, daß ein flüchtiges Lächeln der Genugthuung über die Lippen des Herrn von Stolten glitt, „der Tag wird warm werden vielleicht werden die Damen einiger Erholung bedürfen."

„Gewiß, Herr Graf," sagte Vergen, „in der That, es scheint mir Zeit, uns zurückzuziehen," fügte er mit einem leichten Seufzer des Bedauerns hinzu, indem er den Adjutanten, der eben herangekommen war, wie fragend ansah.

Dieser verneigte sich und sagte:

„Gewiß werden die Damen der Ruhe bedürfen, und ich glaube," fügte er hinzu, „wenn Herr von Vergen damit einverstanden ist, daß wir ihnen die Ruhe ungestört bis zum Abend lassen. Wir dürfen es kaum wagen, uns wieder zum Diner aufzudrängen."

Graf Waldheim sagte kein Wort. Es wäre aufgefallen, wenn die Gesellschaft sich heute wieder zu Tisch vereinigt hätte, und es mußte ja alles vermieden werden, was Aufmerksamkeit und Aufsehen hätte erregen können.

Auch die Damen schwiegen, obgleich über die Stirn der Prinzessin eine leichte Wolke der Unzufriedenheit hinflog.

„Wenn also Herr von Vergen mit mir einverstanden ist," fuhr der Adjutant fort, „so möchte ich den Herrn Kommissär bitten, uns für heute zwei Plätze an der Table d'hôte belegen zu lassen."

Vergen machte ein erstauntes, fast erschrockenes Gesicht, doch widersprach er nicht, und Herr von Stolten beeilte sich, die gewünschte Besorgung zu übernehmen.

Man kehrte nach dem Hotel zurück, und die Herren verabschiedeten sich bis zur Abendpromenade.

„Weißt Du wohl, Margot," sagte die Prinzessin, als sie mit ihrer Freundin allein war, „daß ich fast bereue, die Rollen gewechselt zu haben?"

„Ah," sagte die Gräfin Margarethe, flüchtig erröthend, mit etwas unsicherer Stimme, „so haben Durchlaucht Ihre Ansicht geändert — und der Erbprinz —"

„O nein," rief die Prinzessin lachend, „nicht meinetwegen, ich finde Seine Hoheit von Bertingen langweiliger als je zuvor. Ich begreife nicht, wie ein junger Mann in seiner Stellung so linkisch und verlegen sein kann; ich würde vor Langeweile umgekommen sein, wenn ich den ganzen Morgen hätte mit ihm auf und nieder gehen sollen, und in der That ist das Opfer, das Du mir bringst, größer als ich geglaubt habe. Nein, nicht meinetwegen sagte ich das, aber Dir hätte ich wohl gewünscht, daß Du den Baron Artenburg näher kennen gelernt hättest, wozu sich nun wohl bei unserer Maskerade keine Gelegenheit finden wird; er ist in der That amüsant, er hat einen reichen Geist und einen sprudelnden Witz; das wäre eine Partie für Dich statt Deines Raufenberg."

„O, ich bitte Eure Hoheit," rief die Gräfin, „nicht für mich sorgen zu wollen; ich bitte Sie, nicht zu vergessen, aus welcher ernsten Veranlassung wir hier sind und mit welcher Spannung die höchsten Herrschaften unsern Besuch erwarten, es ist wahrhaftig keine Zeit zu Scherzen!"

„Nun," sagte die Prinzessin, „die höchsten Herrschaften können wohl warten, und unsere Herren Väter werden mit dem Resultat ihrer diplomatischen Kombination nicht sehr zufrieden sein, dafür stehe ich ihnen. Uebrigens scherze ich durchaus nicht, denn der Baron Artenburg ist in der That ein ungemein liebenswürdiger und angenehmer Mann. Du könntest, bei Gott, zufrieden sein, wenn ich da eine Partie für Dich arrangirte; ich kann Dich versichern, daß er an unserem Hofe seinesgleichen nicht hat."

Sie erzählte eifrig und lebhaft einen Teil ihrer Unterhaltung mit dem Adjutanten; es amüsirte sie ungemein, daß dieser sie für die Hofdame gehalten und infolge dessen so ganz ungezwungen mit ihr gesprochen hatte. Sie wiederholte einige seiner Bemerkungen, lachte noch in der Erinnerung herzlich über dieselben, während Margot, wie es schien, weither schweifenden Gedanken folgte und zuweilen wie erschrocken zusammenfuhr, wenn die Prinzessin sie plötzlich direkt anredete und eine unmittelbare Antwort von ihr erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Feuer brannte nicht mehr im Kamin des Salons der Gräfin Sternfeldt, frische, duftige Blumen nahmen die Stelle der freundlichen Flammen ein, aber noch hatte die gesellige Stätte ihre Anziehungskraft behalten, und die Gesellschaft hatte sich vollzählig im altgewohnten traulichen Kreise versammelt. Der Flügel stimmte seine immer gleiche und doch wieder immer neu belebende und anregende Melodie und das Aroma des Thees durchzog wie eine Erinnerung an den dahingeschiedenen Winter den Salon, sich vermischend mit den Blumendüften, die schon erzählten von der Reisesaison des Sommers, welche so viel Schönes bringt, aber auch die liebgewordenen Kreise geselliger Gemeinschaft zerreißt.

„Die Politik sollte eigentlich unseren Plaudereien fern stehen," begann Frau von Ramberg, „und doch ist es heute fast unmöglich, unserem Grundsatz treu zu bleiben, da die Politik sich in so erschütternder Weise auf das Gebiet der Romantik und der Tragödie begeben hat, daß sie alle Herzen erfüllt und von allen Lippen klingt. Auch will ich hier nicht von der eigentlich politischen Bedeutung der entsetzlichen Katastrophe in Bayern sprechen, — diese Bedeutung, muß ich sagen, ist mir angesichts des furchtbaren Endes, das der so edle, so herrlich angelegte König in der Umnachtung seines reichen Geistes genommen, gleichgiltig und wird auch wohl so wichtig und tief eingreifend nicht sein —"

„Gewiß nicht, gnädige Frau," fiel Graf Sternfeldt ein, „für das bairische Volk und Land ist es immerhin ein Glück, daß, wenn auch in noch so schmerzlicher Weise, ein Zustand beendet wurde, der fast unerhört in der Geschichte der Völker dastand, — und was Deutschland betrifft, so wird sich kaum etwas ändern; der neue Regent hat seine Reichstreue feierlich versichert, und die Möglichkeit persönlicher Begegnung der Fürsten und persönlichen Gedankenaustausches wird mehr als bisher Gelegenheit geben, jeweilig eintretende Meinungsdifferenzen freundlich auszugleichen."

„Haben wir also diese eigentlich politische Frage," sagte Frau von Ramberg, „die mir, wie gesagt, fern liegt, — was mich beschäftigt, in der schon bei seinen Lebzeiten von Märchenduft umwobene Gestalt des Königs, der seit langen Jahren auf einsamer Höhe in den sagenhaften Nebelwolken der Romantik wohnte und nun in so schauerlich romantischer Weise geendet hat. Ein solches Leben, das so ganz dem Uebersinnlichen sich zugewendet hatte, mußte, wenn auch nicht dem Verstand, so doch der Phantasie einen Zusammenhang der irdischen Ereignisse mit übersinnlichen Mächten glaubhafter; man möchte fast voraussetzen, daß so Ungeheures, so tief Erschütterndes sich nicht vollziehen könne ohne die Mitwirkung fatalistischer Schicksalsgewalten, wie sie in den Tragödien der alten Griechen als bewegende Ursachen erscheinen und von den prophetischen Sehern vorher erkannt wurden. So hat mich denn auch eine in den Zeitungen verbreitete Notiz lebhaft interessirt, nach welcher das Leben und das schauervolle Ende des unglücklichen Bauernkönigs schon vor dreihundert Jahren von einem alten Mönche vorhergesagt sein soll. Ich möchte nun fragen, ob einem der Herren etwas von einer solchen Prophezeiung bekannt sei und wie es sich mit derselben verhält. Ich glaube im allgemeinen gewiß nicht an Wahrsagungen, aber es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß oft im gewöhnlichen Leben schon wunderbares Zusammentreffen der Ereignisse mit Vorempfindungen und Vorhersagungen eintritt, und Ereignisse wie die Katastrophe in Bayern reizen ja ganz besonders, dem Wunderbaren — und sei es nur kritisch — näher zu treten."

„Ich bin in der Lage," erwiderte Doktor Landen, „die Frage der gnädigen Frau ganz ausführlich beantworten zu können, denn ich habe mich gerade infolge der Zeitungsnotizen mit der von denselben erwähnten Prophezeiung beschäftigt, die mich lebhaft interessirte, da ich früher schon die beiden am meisten bekannten und kommentirten Weissagungen eifrig studirt habe — die des Abtes von Lehnin über die brandenburgisch-preußischen Regenten und die des heiligen Malachias über die Päpste."

„Nun," rief Frau von Ramberg, „und wie verhält es sich mit der Weissagung jenes Mönches? Ich habe früher über die beiden anderen Prophezeiungen eingehende Kommentare in „Ueber Land und Meer" *) gelesen, die sehr merkwürdige Zusammenstellungen enthielten, und bin um so neugieriger auf das Werk des bayrischen Propheten."

„Ich muß gestehen," antwortete Doktor Landen, „daß ich nicht im stande bin, die Spannung der gnädigen Frau in ähnlicher Weise zu befriedigen, wie dies bei den beiden erwähnten Weissagungen der Fall gewesen sein mag. Doch werde ich das historische Material zusammenstellen und es dann den Herrschaften überlassen, zu beurteilen, ob hier wirklich der Glaube an die übersinnliche Kraft eines Sehers irgendwelchen Stützpunkt finden könne. — Im Jahre 1569," fuhr Doktor Landen unter gespannter Aufmerksamkeit der Gesellschaft fort, „in vigilia dominæ Judica (in der Nachtwache des Sonntags Judica) schrieb ein Mönch, Simon Speer, im Kloster Benediktbeuren eine auf die Wittelsbacher bezügliche Prophezeiung, von welcher jetzt nur noch eine Abschrift des Korbinian Streicher vom Kloster Gnal existirt, auf der jedoch der Abschreiber bemerkt, daß er das Original auf altem Papier vor Augen gehabt habe. Der Pater Simon Speer — um dies gleich historisch hinzuzufügen — wurde später, im Jahre 1632, von den Schweden bei der Erstürmung des Klosters grausam ermordet."

„Also existirt die Prophezeiung in der That? Und was verkündet sie?" fragte Frau von Ramberg.

„Sie existirt," erwiderte Doktor Landen, „und existirt sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht Gewißheit, seit dem Jahre 1599. Aber was sie verkündet," fuhr er achselzuckend fort, „das ist in der That, wie mir scheint, ziemlich wenig bedeutungsvoll und wohl des Aufhebens nicht wert, das man jetzt davon macht, weil eine Zeile mit dem tragischen Ende des Königs Ludwig im Zusammenhang zu stehen scheint. Denn die ganze Prophezeiung des Simon Speer, von der man jetzt so viel spricht, ist nichts anderes als eine wörtliche Abschrift der Lehninischen Weissagung des Abtes Hermann, welche nur durch Auslassungen und Umstellungen einzelner Verse für die bayrischen Verhältnisse und die bayrische Geschichte zurecht gemacht wurde."

„Aber die Lehninische Weissagung bezieht sich doch ganz ausschließlich auf die brandenburgisch-preußische Geschichte," bemerkte der Oberst von Fernon, „und hat, wie ich meine, mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums ihre letzte Erfüllung gefunden?"

„Ganz recht," erwiderte Doktor Landen, „die Lehninische Weissagung ist nach der Annahme derer, welche sie für echt halten, von dem Abt Hermann nach der Zerstörung seines Klosters durch den Markgrafen von Brandenburg gemacht worden, und zwar in feindlichem Sinne gegen die in der Mark herrschenden Fürstengeschlechter, zuletzt die Hohenzollern, wie sie denn auch vielfach in feindlichem Sinne gegen Preußen angelegt worden ist. Diese ihrem ganzen Inhalt nach nur auf die Mark Brandenburg und das Kloster Lehnin bezügliche Prophezeiung hat nun der Pater Simon Speer ganz einfach nicht ‚umgedichtet', wie man gesagt hat, sondern nur abgeschrieben und lediglich durch den Eingang und die Umstellung einzelner Verse zurecht gemacht. Entweder also hat dieser Pater Speer durch eine Art von sehr wohlfeiler Travestie sich selbst über die Lehninische Prophezeiung lustig machen und beweisen wollen, daß dieselbe sich in ihren orakelhaften Sätzen auf alle Verhältnisse anpassen lasse, oder aber der Ruhm des Abtes Hermann als Prophet hat ihn nicht ruhen lassen, und er hat einfach ein Plagiat begangen, was ja in der damaligen Zeit sehr leicht war, da nur ganz beschränkte Kreise von solchen Schriftstücken Kenntnis hatten. Merkwürdig und beachtenswert ist freilich dabei der Umstand, daß die Umschreibung der Lehninischen Weissagung schon im Jahre 1592 stattfand; ist dies richtig, so widerlegt sich dadurch die Annahme, daß das Vaticinium Lehninense erst ein späteres Machwerk ist. Was nun den Inhalt betrifft, so beginnt der Abt von Lehnin seine Weissagung mit den lateinischen Versen:

Nosse tibi cura, Lehnin, cano fata futura.
Quæ mihi monstravit Deus qui cuncta creavit.

(Nun will ich dir mit Sorge, Lehnin, dein künftiges Schicksal verkünden,
Das Gott mir enthüllt, der alles geschaffen hat.)

„Schon aus diesem Eingange geht klar hervor, daß die Prophezeiung sich ausschließlich auf das Kloster Lehnin und die Regenten der Mark bezieht, zu welcher das Kloster gehört. — Der Pater Speer macht sich hier die ‚Adaptirung', wie die Franzosen von einer solchen Entlehnung sagen würden, sehr leicht, denn er setzt ganz einfach an die Stelle von ‚Lehnin' den Namen ‚Buron' — Beuren — und damit ist die märkische Weissagung zu einer bairischen gemacht."

„Das," fiel Frau von Ramberg ein, „erweckt allerdings sehr wenig Vertrauen zu dem prophetischen Wert dieses Werkes des guten Paters, und ich begreife dann kaum, wie man heute, selbst bei dem besten Glauben an weissagende Kräfte, davon so viel sprechen kann."

„Ich werde den Herrschaften," fuhr Doktor Landen fort, „die Stellen mitteilen, welche im stande waren, der Schrift des Pater Speer in Bayern Beachtung zu verschaffen, und muß allerdings einräumen, daß gerade diese Stellen, wenn man sie auf Bayern bezieht, wohl frappiren können und daß gerade in ihnen von dem Pater Speer Umstellungen und Veränderungen vorgenommen sind, welche den Sinn der entsprechenden Stellen der Lehninischen Weissagung gerade in das Gegenteil verkehren. Die erste dieser Stellen wird auf den König Ludwig I. bezogen und schon von dem Verfasser des ‚Lebens des Königs Ludwig I. Augustus' erwähnt. Die Stelle lautet . . ."

Doktor Landen zog sein Notizbuch hervor und las:

«Inferet hoc tristem patriæ tunc femina pestem
Femina serpentis tabe contacta recentis,
Vir bonus totus tamen (sibi non) audit vulgo devotus
Nec est severus, hinc dicitur optimus heros.
Quod timet obscurum certe tamen vere futurum.
Forma rerum nova fiet, patiente Jehova.»

*) Bd. 36, Nro. 36, 37, 38 und Bd. 40, Nro. 29, 30, 31.

„Professor Sepp, der rühmlichst bekannte bayrische Historiker, übersetzt diese Verse vortrefflich ganz in der Art des Originals, wenn auch nicht ganz wörtlich:

‚Dann bringt ein Weib dem Lande die leidige Pest, o Schande!
Eine neue Schlange im Grunde und mit dem Teufel im Bunde.
Der König, ein trefflicher Mann, hört nicht, dem Volke zugethan.'

„Nimmt man die zweite Lesart dieses Verses an, so würde er heißen:

‚Der König, ein trefflicher Mann, hört dennoch, obgleich dem Volke zugethan.
Gegen sich nicht sattsam strenge, ist er der beste Herrscher der Menge.
Was er dunkel geahnt, macht alsbald die Zukunft bekannt.
Der Dinge Neugestaltung beginnt nach göttlicher Waltung.'

„Diese einzelnen Verse sind alle der Lehninschen Weissagung entnommen, aber vollkommen verstellt und aus verschiedenen Abschnitten zusammengesetzt, so daß die Eigenschaften und Thaten verschiedener märkischer Fürsten aus anderen Jahrhunderten hier einem bayrischen Regenten beigelegt werden.

„Die Frau zum Beispiel, welche mit einer Schlange verglichen wird, ist nach den Auslegungen der Lehninschen Prophezeiung Elisabeth, die Tochter des vertriebenen Königs Christian II. von Dänemark und Gemahlin des Kurfürsten Joachim I., dessen Bruder Albrecht Kurfürst-Erzbischof von Mainz war. Sie wendete sich zuerst der Reformation zu und brachte die lutherische Lehre, welche allerdings erst unter Joachim II. offen bekannt wurde. Dies bezeichnet der Abt von Lehnin von seinem Standpunkt als die ‚Pest', welche sie in das Land, das heißt in die Mark Brandenburg brachte.

„In der Auslegung der Umarbeitung des Pater Simon Speer wird die Frau auf die Gräfin Landsfeld, die berüchtigte Lola Montez, bezogen, welche dem bayrischen Lande und Königshause so viel Unheil und Verwirrung brachte, und in der That passen auch die übrigen Verse ganz außerordentlich auf den König Ludwig I., der bei allen seinen eigenartigen Excentrizitäten und trotz der Lola Montez dennoch bis zu seinem Tod eine große Popularität besaß und unbestritten ein durchaus volkstümlicher König war. Auch daß bei ihm eine von ihm dunkel geahnte und gefürchtete Neugestaltung der Dinge begann, ist richtig. Diese Stelle der Speerschen Schrift wurde daher zur Zeit Ludwigs I. und besonders nach dem Jahre 1848 vielfach besprochen und, wie ich schon erwähnte, auch in Professor Sepps Biographie des Königs citirt."

„Immerhin bleibt es merkwürdig," sagte Frau von Ramberg, „daß jener Mönch von Benediktbeuren fremde Verse so eigentümlich zusammenzustellen wußte, daß aus denselben sich ein für Bayern und dessen König zutreffender Sinn herauslesen läßt."

„Die gnädige Frau will sich ihren Propheten nicht nehmen lassen," bemerkte Graf Sternfeldt lächelnd.

„Wo so scharfe Kritik ist, muß auch ein wenig Antikritik sein," erwiderte Frau von Ramberg, — „daß hier die Propheten nicht zu hoch im Werte steigen, dafür wird schon der Doktor Heilborn sorgen, auf dessen Gesicht ich bereits die Donnerwolke der philosophisch-wissenschaftlichen Kritik schweben sehe."

Doktor Heilborn zuckte die Achseln.

„Das Weissagungsfieber," sagte er, „der Morbus propheticus, gehört nicht in meine Pathologie. Vielleicht hat auch diese Krankheit ihren Bacillus, und wenn man die Impfung desselben einführte, so würde gewiß eine ganze Menge höchst erbaulicher Wahrsagungen zu Tage kommen."

„Fahren Sie fort, lieber Doktor Landen," rief Frau von Ramberg, „ich bin zu gespannt auf die eigentliche Prophezeiung über den unglücklichen König Ludwig, als daß ich jetzt mit dem Doktor Heilborn einen Streit über Idealismus und Materialismus ausfechten könnte. Es kommt auch darauf jetzt gar nicht an, da wir ja hier nur den Thatbestand — so sagen doch wohl die Juristen — feststellen wollen und die Kritik einem jeden überlassen."

„Die Stelle," fuhr Doktor Landen fort, „welche sich auf den König Ludwig II. bezieht, ist zunächst dadurch merkwürdig, daß durch die Umstellung und Veränderung eines Verses — fast die einzige Veränderung des Wortlauts der Verse, welche Pater Speer vorgenommen hat — der ganze Sinn anders gewendet wird. Die Stelle heißt in der Lehninschen Weissagung:

‚Qui sequitur pravos imitatur pessimus avos
Non robur menti, non adsunt numina genti.
Cujus opem petit, contrarius ei sibi stetit
Et perit in undis dum miscet summa profundis.'

Deutsch also:

‚Der da folgt, wird als schlechtester die bösen Ahnen nachahmen,
In seinem Geiste wird keine Kraft, bei seinem Volk keine guten Schutzgeister (Ratgeber) sein.
Wo er Hilfe verlangt, wird man sich ihm entgegenstellen,
Und er wird umkommen in den Wogen, während er das Höchste mit dem Niedrigsten vermengt.'

„Die brandenburgische Auslegung bezieht diese Verse auf den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der allerdings die für Preußen wenigst ruhmvolle Regierung führte. Er war schwach und schwankend in seinen Entschlüssen und die alten ‚Schutzgeister' schienen das Volk verlassen zu haben; seine Ratgeber, Bischofswerder und andere, leiteten ihn verhängnisvoll irre. Er war unzuverlässig in seinen Bündnissen und starb an der Wassersucht und im Bade, wodurch — allerdings etwas gezwungen — die Prophezeiung vom Tode in den Wellen erklärt wird, während er das Höchste mit dem Tiefsten vermischte. Dieser letztere Satz wird auf den Mysticismus bezogen, dem sich Friedrich Wilhelm II. in den letzten Jahren seines Lebens hingab, und in welchem er sowohl die Höhen des Himmels als die Tiefen der dämonischen Welt zu durchdringen versuchte."

„Nun — und die bayrische Prophezeiung?" fragte Frau von Ramberg.

„Der Pater Simon Speer," fuhr Doktor Landen fort, „hat zunächst den Vers:

‚Der da folgt, wird als schlechtester die bösen Ahnen nachahmen,'

fortgelassen, so daß auf den König Ludwig II. bezüglich nur das übrige bleibt, und dies stimmt ja allerdings mit den Verhältnissen und Ereignissen in merkwürdiger Weise. Ganz besonders ergreifend trifft der letzte Vers zu:

‚Und er wird umkommen in den Wellen, während er das Höchste mit dem Niedrigsten vermischt.'

„Der König Ludwig II. ist wirklich in den Wellen des Sees umgekommen, und man hat hier nicht, wie bei Friedrich Wilhelm II. von Preußen, immer etwas gewaltsame Auslegung der an dieser Stelle gerade so klar und bestimmt ausgesprochenen Prophezeiung nötig. Auch die Vermischung des Höchsten mit dem Niedrigsten stimmt für den unglücklichen König besser und natürlicher als bei der brandenburgischen Auslegung, denn König Ludwig strebte auch in seinem Irrwahn immer noch nach dem Höchsten — den edelsten, wenn auch phantastisch aufgefaßten Idealen der Kunst und der höchsten, unumschränktesten königlichen Macht — und dabei verfiel er, von ebenbürtigen Kreisen abgesondert, den verhängnisvollen Einflüssen der niedrigsten, tief unter ihm stehenden Menschen. Wenn jene Verse auf Ludwig II. bezogen werden, so ist kaum jemals eine Weissagung so bestimmt und klar und so wenig orakelhaft vieldeutig gewesen als diese."

„Merkwürdig bleibt es jedenfalls," sagte Frau von Ramberg nachdenklich, „daß, nachdem die früher erwähnte Stelle schon auf Ludwig I. bezogen wurde, diese Stelle — mag der erste Ursprung der Prophezeiung kommen, woher er wolle — diese Stelle also schon lange vor den traurigen Ereignissen Ludwig II. gelten mußte. Dies Zusammentreffen gibt der Weissagung, für die man also nicht erst später die Deutung zu suchen und den Ereignissen anzupassen hatte, eine Bedeutung, die in der allgemeinen Auffassung jedenfalls zu Gunsten des Propheten sprechen muß."

„Es geht mit diesem Machwerk," bemerkte Doktor Heilborn unmutig, „wie mit allen ähnlichen. Niemand achtet darauf, bis irgend einmal ein Satz mit irgend einem Ereignis in mehr oder minder klarer Deutung übereinstimmt. Dann gräbt man eine solche Weissagung aus, die sonst vollständig vergessen geblieben wäre, und alle Welt macht daraus einen Gesprächsstoff, bei welchem man dann jenes prickelnd anregende Gruseln empfindet wie die Kinder bei den Gespenstergeschichten der alten Wärterin. Der Mensch mag so alt werden, wie er will, ein Stück Kind steckt immer in ihm und kommt bei passender Gelegenheit immer wieder zum Vorschein."

„Und das ist gut, lieber Doktor," sagte Frau von Ramberg lächelnd, „wo bliebe denn sonst die Poesie in dieser materiellen Welt? Man kann über alle diese Dinge immer nur wieder mit Hamlet sagen: ‚There are more things in heaven and earth, than are dreamt of in our philosophy!' — Doch," fuhr sie dann fort, „wie ist es nun weiter, endet die Prophezeiung damit?"

„Ich habe schon erwähnt," erwiderte Doktor Landen, „daß der Pater Simon Speer den einen Vers an dieser Stelle ausgelassen. Er bringt denselben nun wieder nach den auf König Ludwig II. bezogenen Sätzen, aber in ganz entgegengesetztem Sinne, indem er fortfährt:

‚Qui sequitur justos imitabitur maximos avos,'

das heißt:

‚Derjenige, welcher folgt, wird den größten der gerechten (oder rechten) Ahnen nachahmen.'

„Hier ist also eine wirkliche Veränderung, nicht bloß eine Umstellung der Lehninschen Weissagung, welche auf eine bestimmte Absicht des bayrischen Propheten schließen lassen kann und dem Schluß der Prophezeiung, in welchem sich wieder der Form nach Verse des Vaticiniums von Lehnin wiederholen, einen ganz andern Sinn gibt, bei welchem jede Beziehung auf Deutschland ganz wegfällt.

„Derjenige, welcher den größten Ahnen nachahmt, muß, wenn die Beziehung der vorhergehenden Verse auf Ludwig II. richtig ist, nun auf den Regenten, den Prinzen Luitpold, sich beziehen, da die Prophezeiung doch nur dem wirklichen Regenten, nicht dem Scheinkönig Otto gelten kann. Für diesen Nachfolger Ludwigs II. werden alle günstigen Verse zusammengestellt, die in der Lehninschen Weissagung weit voraussehen und dann schließt die Prophezeiung mit folgenden Sätzen:

‚Hujus erunt nati conformi sorte beati.
(Die Söhne dieses [also Luitpolds] werden in gleicher Weise glücklich sein)
Natus florebit, quod non speravit habebit.'
(Der Sohn wird blühen, was er nicht hätte hoffen können, wird er haben.)

„Dies wäre richtig, denn der Sohn des Prinzen Luitpold stand ja weit vom Throne und hätte ohne das tragische Geschick seiner königlichen Vettern niemals auf die Krone hoffen können, die ihm nun zufallen wird.

‚Non flebit tristis populus temporibus istis,
Nam sortis mirae videntur fata venire
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.'
(Nicht wird traurig das Volk über jene Zeiten weinen,
Denn ganz wunderbare Schicksale werden kommen,
Und der Fürst selbst weiß nicht, welch neue Macht emporwächst.)

‚Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit
Et pastor gregem recipit, Bojaria Regem.'
(Endlich wird das Scepter führen, der seines Stammes der letzte sein wird,
Und der Hirt wird seine Herde wieder nehmen, Bayern einen König.)

„In den Versen der Lehninschen Weissagung, denen diese nachgebildet sind, wird von dem deutschen König- oder Kaisertum gesprochen, hier nur von Bayern und diesem eine große Zukunft und ein großer Regent prophezeit, der in Wahrheit und nicht nur dem Namen nach König sein wird, denn so nur kann doch das Wort verstanden werden: Bojaria regem recipit."

„Und hierin dürfte der Pater Simon Speer wohl recht haben," sagte Graf Sternfeldt, „denn Bayern als zweitgrößtes deutsches Königreich, süddeutsch und katholisch, ist berufen, eine bedeutungsvolle und segensreiche wie glänzende und rühmliche Rolle im Leben und der Entwicklung des deutschen Reiches zu spielen, wenn es einen König hat, der klug und kräftig die nationale Aufgabe seines Volkes erfaßt. Hat dies doch auch der Kaiser besonders hervorgehoben und in seinem Schreiben an den Regenten das innige Einverständnis zwischen Preußen und Bayern als eine wesentliche Grundlage der Kraft und Wohlfahrt Deutschlands bezeichnet."

„Nun," rief Frau von Ramberg, „so wollen wir hoffen und wünschen, daß die Prophezeiung sich erfülle und des unglücklichen Königs hohe Begeisterung für deutschen Geist, deutsche Ehre und deutsche Kunst durch die Hand willenskräftiger Nachfolger in großen nationalen Thaten weiterlebe!"

Die Gesellschaft blieb ernst und schweigsam. Niemand schien geneigt, ein anderes Gesprächsthema aufzunehmen, und früher als sonst gab die Gräfin Sternfeldt das Zeichen zum Souper.

Die Maus.

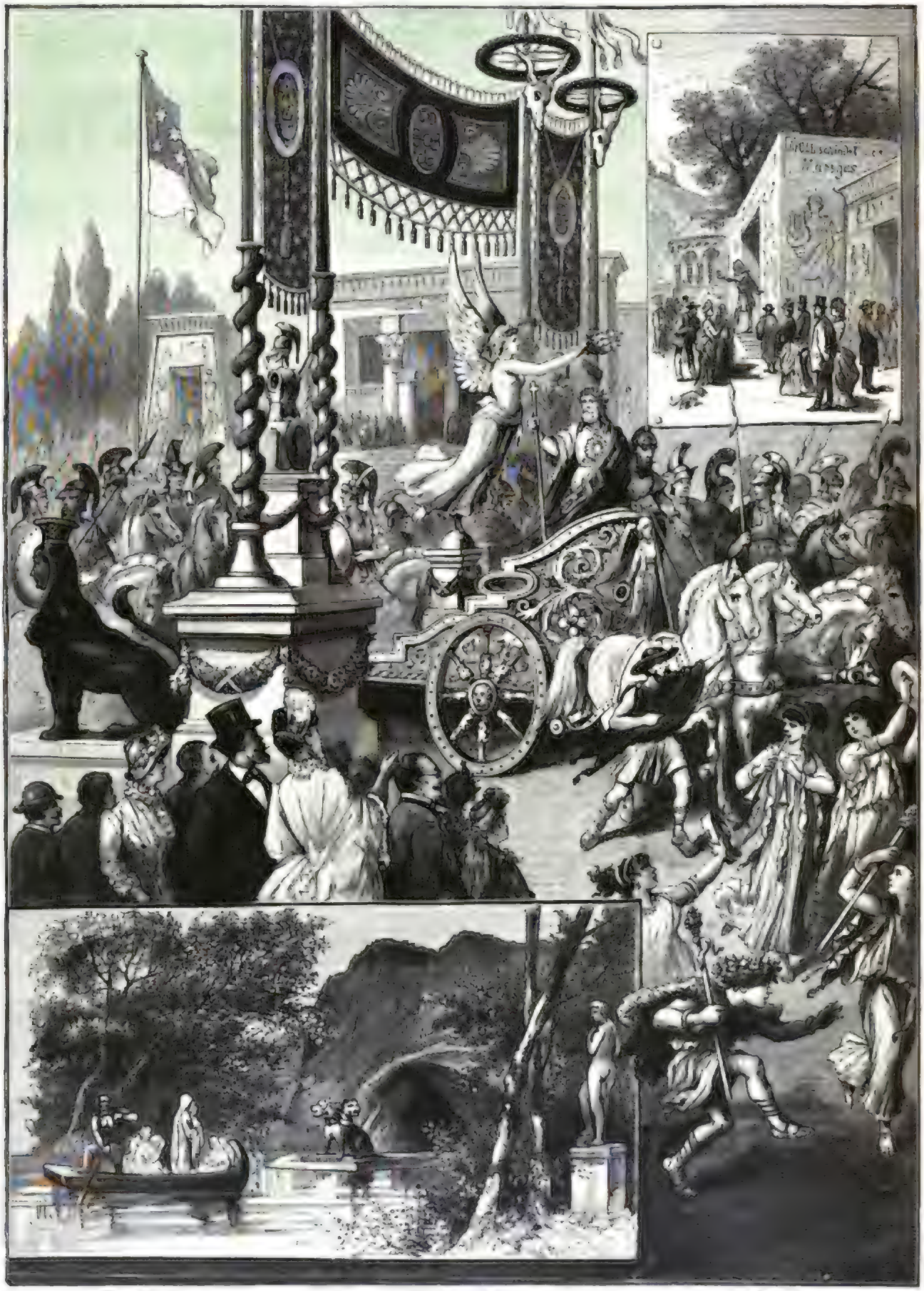
(Hiezu das Bild S. 929.)

Es ist ganz seltsam, welch einen Schrecken ein derartig winziges Geschöpf wie eine Maus zu verbreiten im stande ist. Man kann starke Männer blaß werden sehen, wenn solch ein kleines Tier plötzlich irgendwo hervortritt, und ganze Gesellschaften haben sich schon geflüchtet vor einem Mäuschen, das da eiligst über den Boden lief. Die Maus scheint nervös zu machen, und ganz besonders ist das weibliche Geschlecht der Angst vor diesem kleinen Nager unterworfen. So zeigt uns einer der graziösen und pikanten französischen Maler, E. Ravel, den Schrecken einer Zofe, die im Begriff, ihrem Herrn den Liqueur zu seinem Nachtschlafe zu bringen, eine Maus erblickt, welche plötzlich unter dem Schrank hervorgekommen und nun ihrem Schlupfwinkel zueilt. Wessen Herzbeklemmung hier größer ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Nach den resoluten und keken Sprüngen der Maus scheint der Maler die Ansicht gehabt zu haben, daß die Maus sich vor der Zofe weniger fürchtet, als diese sich vor dem kleinen Tier. Das arme Mädchen ist entsetzt auf den Stuhl gesprungen, es vergißt alles vor Schrecken und zitternd auf die Maus starrend, ist es sich gar nicht mehr bewußt, was es in der Hand hält; es läßt die feinen Gläser vom Brett gleiten, die Liqueurflasche wird nachfolgen, und so dürfte die Maus dann ein unfreiwilliges Bad nehmen, das sie mit der sehr menschlichen Erfahrung eines Katzenjammers bekannt macht; jene moralische des Zöfchens über die Folgen ihrer thörichten Furcht wird wohl nicht kleiner sein. Wir sind sicher, träte plötzlich ein riesengroßer Sergeant mit dem größten, schwärzesten Schnurrbart aus der Wand, die Zofe würde kein Glas fallen lassen. Solch eine Maus ist aber auch gar zu furchtbar — weshalb? Nun eben — es ist eine Maus!

Der Golf von Neapel.

(Hiezu das Bild S. 932.)

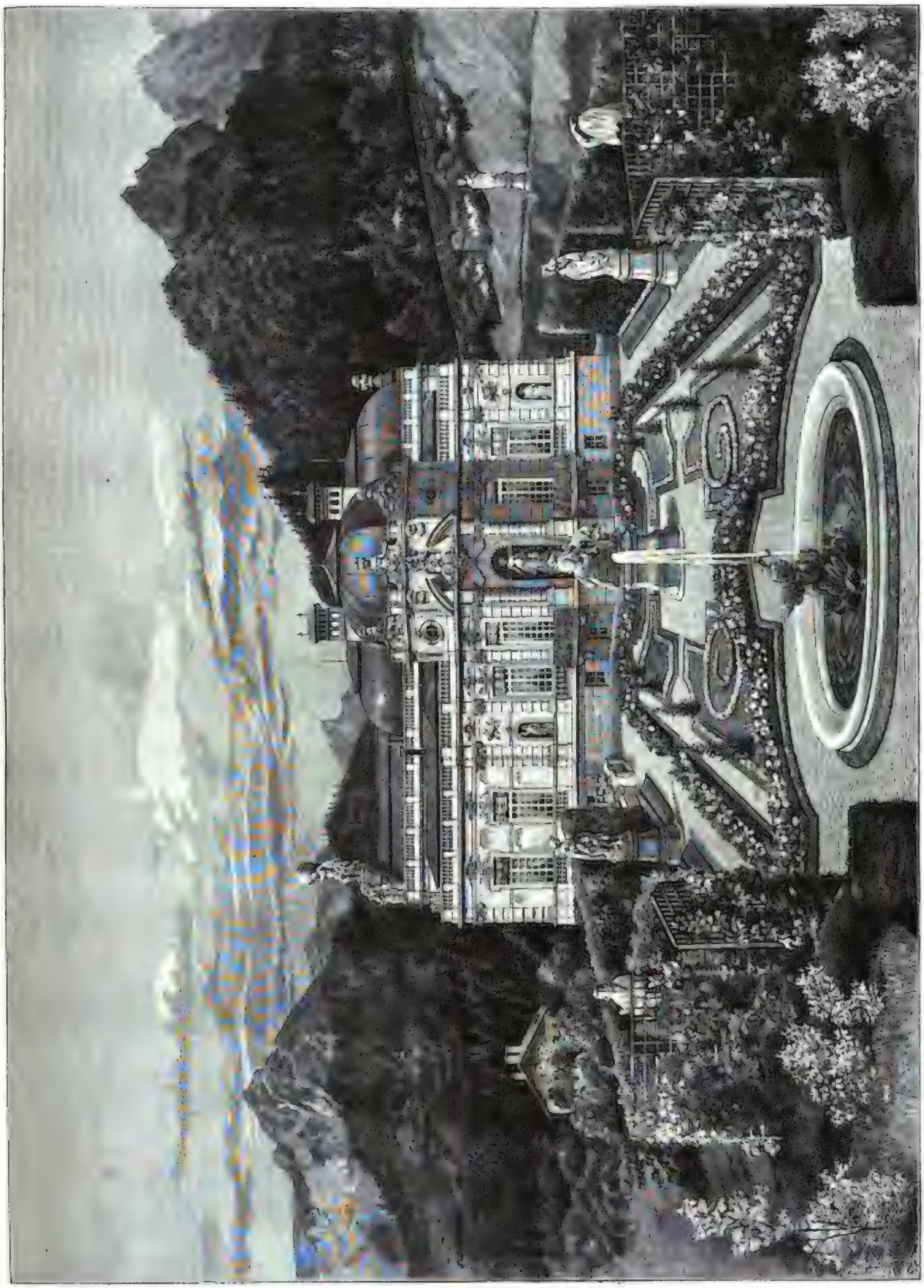
Eine blendende Sonne, ein tiefblauer, von Licht wahrhaft funkelnder Himmel, das strahlend blaue Meer, Reihen von bunten Häusern, dazwischen gelbe Felsvorsprünge und dahinter grüne Höhen, in leuchtendem bläulichem Duft verschwimmende Inseln, das ist im allgemeinen die Physiognomie des Golfes von Neapel; nähert man sich aber einem der Punkte des Golfes, so treten hundert herrliche Einzelzüge auf, die das Bild teils verschönern, teils völlig anders gestalten. Man kann im Golfe von Neapel landen und eine öde, furchtbare Felswildnis finden, man kann plötzlich im elegantesten Weltstadtsgewühl vor Anker gehen und dann wieder nach Gestaden hinfahren, wo man abseits von jedem Menschentreiben die Stunden in herrlichster tropischer Landschaft, im üppigsten farbenprächtigsten Blühen einer überreich spendenden Natur zu verträumen im stande ist. Aber man kann sein Schiff auch zu trostlosen Sumpfstellen lenken, bei denen man Mühe hat, sich in Italien zu denken. Dann wandert man eine Anhöhe hinauf, gelangt zu einem Rosengarten auf Tuffsteinfelsen, erblickt einige Cypressen, einige Pinien, die Kuppel einer Kapelle taucht hinter diesen empor, der Wanderer schreitet darauf zu und plötzlich thut sich vor und unter ihm, wie unsere Illustration es hier zeigt, der ganze farbenschimmernde Zauber des herrlichen Golfes vor seinen trunkenen Blicken auf. Da liegt es, das südliche, lachende, lebensvolle Meer! Segel schweben märchenhaft auf ihm dahin, und Dampfer ziehen purpurfarbige Furchen; in der Ferne die blauduftigen, mächtigen Felsabstürze der Insel Capri, dann der sanft ansteigende Kegel des Vesuv mit der blendend weißen Rauchwolke darüber, und an dem Fuß des unheimlichen Berges, sozusagen im Meere sich badend, so weit der Blick reicht, eine Unzahl von Häusern, Flecken, Städtchen, die alle über die Pracht und Herrlichkeit zu lächeln und zu lachen scheinen. Der Maler, der uns dies in gelungener Weise vor Augen führt, Albert Flamm in Düsseldorf, hat sich das Vorbild Oswald Achenbachs, seines früheren begabten Mitschülers, zu Nutzen gemacht und eifert demselben rastlos nach.



Charons Nachen. Triumphzug des Attalos. Antike Schaubaden.

Das griechische Fest der Berliner Künstler. Originalzeichnung von Professor Karl Emil Doepler.

Digitized by Google



Schloß Linderhof. Nach einer für König Ludwig II. ausgeführten Aquarelle von Professor H. Breling.

Digitized by Google

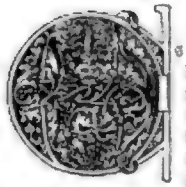
Eine Dame von Welt.

Novelle

von

G. Hermstein.

V.



Es ist auffallend, wie still Annette den nächsten Morgen ist. Niemand kennt die Ursache dieser Stimmung, auch Fritz nicht; er könnte höchstens sagen, daß er die Kleine weinen gesehen, weshalb, ist ihm jedoch völlig verborgen. Hätte Leonie eine Ahnung von den Vorgängen dieser Nacht, so würde sie bald auf die rechte Spur kommen, so indessen stellt sie in ihrem Innern Betrachtungen über die Launenhaftigkeit verliebter Mädchen an und sagt laut zu ihrer Cousine, sie sehe heut so poetisch angehaucht aus; ob sie wieder die Morgensonne befangen habe? In Annettens sonst so gutem Herzen regt sich für eine Sekunde der heiße Wunsch, Leonie zu ermorden, kaum daß sie es über sich vermag, dieser verhaßten, grausamen, boshaften Person ein scharfes Nein zu erwidern. Indessen, gibt es denn jemand auf der Welt, der Leonie auf die Dauer zürnen kann, wenn diese es sich in den Kopf gesetzt hat, liebenswürdig zu sein? Auf alle Fälle gehört Annette nicht zu den wenigen, denen dies vielleicht möglich wäre, und als Heinz die jungen Mädchen an die Verabredung wegen der Nahnfahrt erinnert — Fritz, der wie gewöhnlich zu spät zum gemeinschaftlichen Frühstück heruntergekommen ist, hat seine Beteiligung kurzweg abgelehnt — hängt sich die Kleine an den Arm ihrer Cousine und sieht mit der alten Bewunderung zu ihr empor, Leonie ist nun einmal ihr Ideal einer Dame von Welt! Kann sie dafür, daß Fritz ihren Namen mit solcher Betonung in die Nacht hinaus schreit, und wiederum, kann Fritz denn anders, als sie lieben, sie, die so schön, so klug, so vornehm ist? Natürlich kosten diese Eingeständnisse sie einige Ueberwindung, und sie schluckt mehreremale bedenklich an aufsteigenden Thränen, während sie mit ihrem Bruder den Kahn sanft über das Wasser führt und Leonie mit halber Stimme dazu liebliche italienische Schifferlieder singt, die sie von einem Aufenthalt in Neapel her kennt.

Nachmittags kommt Besuch aus der Nachbarschaft und Leonie rettet sich vor der langweiligen Gesellschaft durch einen schleunigst angetretenen Spaziergang in die Felder, von dem sie erst spät mit einem mächtigen Strauße Korn- und Mohnblumen zurückkehrt. Kurz vor dem Hofe begegnet sie Fritz, welcher mit seiner Botanisirtrommel gleichfalls das Weite gesucht hatte und der nun entschlossen ist, diese Gelegenheit, sie endlich einmal allein zu treffen, zu einer gründlichen Aussprache zu benützen.

Auf seine ersten Worte: „Sind Sie mir noch böse, Leonie?“ antwortet sie zu seinem Erstaunen: „Behüte! Jeder Mensch hat einmal seinen dummen Tag,“ und legt ihren Arm in den seinen. „Nun werden die Leute denken, ein christliches Brautpaar komme anmarschirt!“

„Ich wollte, dem wäre so!“ sagt Fritz aus tiefstem Herzen.

„Sie sind nicht gescheit! Es wäre ein Unglück für uns beide.“

„Was mich betrifft, ich möchte lieber unglücklich mit Ihnen, als glücklich ohne Sie sein.“

„O Fritz,“ sagt sie mit leisem, glockenhellem Lachen, „wenn ich der liebe Gott wäre, so hätte ich meine größte Freude an Ihren närrischen Wünschen — aber erfüllen würde ich keinen einzigen von ihnen.“

„Da Sie aber nicht der liebe Gott sind, Leonie —“

„So freue ich mich erst recht darüber und erfülle noch weniger einen davon.“

„Es scheint, daß es heut unmöglich ist, ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden.“

„Drollige Menschen, die ihr immer meint, ernsthafte Dinge lassen sich nur mit einem finstern Gesichte besprechen! Ich bin in der ernstesten Stimmung von der Welt. Stellen Sie sich vor, daß ich soeben die Entdeckung machte, Sie haben zwei graue Haare in Ihrem Bart.“

„Das ist Ihre Schuld. Wenn Sie wüßten, was Sie mich in diesen Tagen haben leiden lassen —“

„Ei, seien Sie nicht langweilig, Fritz! Sie haben genügend lang Philosophie studirt, um zu wissen, daß alles in der Welt auf Einbildung beruht. Bekämpfen Sie also jede Einbildung, durch welche Sie leiden, und Sie werden ruhig sein und sich mit achtundzwanzig Jahren keine grauen Haare auszurupfen haben.“

„Ist das Ihre ganze Antwort für mich?“

„Sie haben mich ja gar nichts gefragt und haben auch keine Zeit mehr zu irgend einer Frage, denn sehen Sie nur, dort kommt die Tante mit der gesamten interessanten Nachbarschaft, der wir so geistreich gerade in die Arme gelaufen sind. Kein brummiges Gesicht, mein Herr! Wenn man das Glück hat, eine so reizende Dame zu führen wie Sie, da schaut man vergnügter drein ... Grüß Gott, Tantchen. Wie bedaure ich jetzt, den ganzen Nachmittag in den Feldern geisteckt zu haben! Gnädige Frau —“

Und nun die Uhr der gesellschaftlichen Unterhaltung einmal aufgezogen, schnurrt sie vor den Ohren des Doktors herunter, daß dieser sich seines eigenen Ungeschicks, womit er sich eben einer ihm längst bekannten Dame feierlich vorgestellt und eine Fremde als oft gesehen begrüßt hat, doppelt beschämend bewußt wird. Was er ferner redet, weiß er nicht, er ist, als er sich um Mitternacht — so lange sind die Gäste dageblieben — endlich in sein Zimmer zurückziehen kann, davon durchdrungen, daß es der größte Unsinn gewesen sein mag. Vor seinem Ohre klingt unablässig Leonies halb erstauntes, halb lachendes: „Sie haben mich ja gar nichts gefragt“; an diesem einen kurzen Satz, an diesem Strohhalm der Hoffnung hängt jetzt sein Lebensglück. Hätte sie diese Worte nicht gesprochen, so müßte er sich schon als zurückgewiesen betrachten, so aber bleibt ihm noch die Möglichkeit, daß sie einer geradezu gestellten ernsthaften Frage gegenüber anders als in der neckischen Weise von heut nachmittag antworten werde. Großer Gott, was würde denn aus ihm, wenn sie seine Hand ablehnte! Daß er dann ganz wie bisher weiterleben würde, daß es den meisten Menschen mit ihren Herzenswünschen nicht besser ergeht, diesen Gedanken kann er vorläufig nicht fassen.

In solchem Hangen und Bangen, Hoffen und Zagen durchwacht er auch diese zweite Nacht, und erst gegen Morgen senkt sich erbarmungsvoll der Schlummer auf seine brennenden Augen.

Als der Doktor erwacht, scheint die Mittagssonne grell in seine Stube, im Flur schallt Onkel Wardecks lauter Befehl: „Wenn das Gastzimmer des Herrn Grafen in Ordnung ist, Johann, so setze den Rierſteiner auf Eis!“ und des Dieners Antwort, daß dies letztere bereits geschehen sei. Mit beiden Füßen zugleich ist Fritz aus dem Bett. Jetzt gilt es, diesem Taiph zuvorzukommen oder wenigstens mit ihm um den hohen, kostbaren Preis zu ringen. Sich sorgfältiger anzukleiden als sonst, fällt ihm dabei nicht ein; ihm käme die Annahme, daß etwas so Aeußerliches auf die Gunst einer Leonie Hochstetten Einfluß haben könne, entwürdigend für letztere vor. Er ist also rasch genug mit seiner Toilette fertig und begibt sich nun eilig in das untere Stockwerk.

Eben fährt der Wagen, in welchem Heinz den Grafen Taiph abgeholt, an der Freitreppe vor. Der Graf springt heraus, eine vornehme, elegante Erscheinung mit einem leicht ergrauten, geistvollen Diplomatenkopfe. Die alten Wardecks bewillkommnen den Gast, nun wird letzterer der gleichfalls unten stehenden Annette vorgestellt, und währenddem tritt Fritz auf die Veranda hinaus, wo Leonie an einer Holzsäule lehnt und still hinunterschaut. Eine eigentümliche, fieberhafte Spannung ruht auf ihren Zügen, doch die Haltung ist eine so lässige, daß der Graf nicht ahnen wird, wie ihr das Herz bis zum Halse hinauf schlägt und wie die Linke sich krampfhaft fest um das Holz klammert. Mit einem Morgengruße stellt sich der Doktor an ihre Seite; sie sieht und hört nichts davon, ihre Seele liegt in ihren Augen und diese hängen an dem Angekommenen, nicht an ihm.

O, diese eine Minute für Fritz! In nichts zusammengefallen sind die luftigen Gebäude seiner Hoffnung, geknickt alle Blüten seines Herzens! Durch diesen ihren Blick weiß er, daß seine Sache verloren ist, daß sie einem andern als ihm ihre Zukunft anheimstellen will ... und er schleicht von der Veranda fort, ein gebrochener, unglücklicher Mann. Niemand hat sein Kommen bemerkt, niemand sein Gehen.

Unterdessen hat Graf Hippolyt Taiph seine Entschuldigungen, daß er sich auf Herrn von Wardecks liebenswürdigen Brief so kurzweg telegraphisch angemeldet habe, zu Ende gebracht und läßt nun seine Augen suchend umhergehen. Ah, da oben ist sie, die Stolze, nicht um einen Schritt kommt sie ihm entgegen! In der nächsten Minute steht er vor ihr und führt ihre Rechte an seine Lippen.

„Baronesse! Leonie!“ flüstert er. Sie haben nur diesen Augenblick für sich, denn die anderen kommen gleichfalls die Freitreppe herauf, nur das kurze Wort der Begrüßung — doch fühlt Leonie aus dem Ton, in dem er ihren Namen nennt, daß ihre kühnen Wünsche erfüllt sind, daß Hippolyt sie liebt. Diese Gewißheit durchbebt sie mit namenloser Freude. Frei, reich! Für sie umfassen diese beiden Begriffe alles, was die Erde Schönes bieten kann — alles. Und überwältigt von Glück schlägt sie die Augen nieder und steht so vor ihm wie das Bild demütiger Frauenliebe, schön, holdselig und zum erstenmal, so lange er sie kennt, verlegen, während sie stammelt: „Willkommen, Herr Graf!“

Ihm wallt das Herz heiß auf in Leidenschaft, und wenn nicht gerade jetzt Herr von Wardeck mit einer gastfreundlichen Frage, von der er nur die beiden Hauptwörter „Diener“ und „Zimmer“ versteht, an ihn herangträte, so würde er den anderen vielleicht mit der nächsten Silbe verraten haben, um welche Brunhild es ihm bei dieser Reise eigentlich zu thun gewesen; so rettet ihn der Mechanismus des guten Tones, der ihn sich verbeugen und dem Hausherrn folgen heißt. Heinz begibt sich gleichfalls in das Schloß, die Hausfrau nach der Küche, und nur die beiden Mädchen verharren noch eine Stunde im Freien.

„Wo nur Fritz bleibt?“ sagt Annette zu Leonie, als mit langen Tönen die Schloßuhr zwölf geschlagen hat und vom Pfarrdorfe her die Mittagsglocke leise herüberklingt.

Fritz! Jetzt erst erinnert sich Leonie ihres Verehrers, für den sie seit der Depesche des Grafen heut früh keinen Gedanken mehr gehabt. Sie wird einigermaßen gespannt darauf, wie er sich Hippolyt gegenüber benehmen werde, es thäte ihr leid, wenn er sich in seiner Abneigung vor ihm zu einer Unhöflichkeit gegen den feinen Weltmann hinreißen ließe. Ob sie ihn durch ein paar freundliche Worte auf das Wiedersehen mit dem Grafen vorbereiten soll?

„Ist der Herr Doktor noch nicht aufgestanden?“ fragt sie den Diener, der zu den Damen herauskommt, um Annette zu ihrer Mutter zu entbieten.

„Der Herr Doktor sind schon fortgegangen, gnädige Baroneſſe,“ erwidert Johann.

„Ohne Frühstück?“

„Ja, und ohne Botanisirtrommel,“ spricht der Diener kopfschüttelnd, als sei dies ein schwerer Beweis dafür, daß es mit Fritz nicht richtig sein könne.

So weiß er also schon von des Grafen Ankunft.

Annette und der Diener gehen, und Leonie bleibt allein auf der Veranda zurück. Nicht lange. Mit raschen Schritten eilt jemand durch den Speisesaal und tritt nach einem tiefen Atemzug zu der Einsamen hinaus.

„Störe ich Sie, Baroneſſe?“

„Niemals, Herr Graf!“ Sie deutet auf einen Stuhl, doch er bleibt vor ihr stehen und sieht sie an, zärtlich, fragend und mit einem nur halb versteckten Lächeln, für das ihm Leonie böse sein möchte und es doch nicht kann.

„Da bin ich nun, Leonie, der Prinz, der die schöne Königstochter von der Gänsewiese zurückholen will. Mit wie viel schrecklichen Zauberern muß ich kämpfen, ehe sie mir folgen darf?“

„Sie glauben natürlich, mit gar keinem,“ sagt sie mit einem entzückenden Schmollen, das ihre innere Aufregung verdecken soll.

„Im Gegenteil, ich bin auf das Schlimmste gefaßt, zugleich aber fühle ich einen Löwenmut in meiner Brust, der mir sagt, daß ich siegen werde — Leonie, süße, schöne Leonie, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen! Reichen Sie mir Ihre liebe Hand — so! Und um diese wundervollen Minuten ungestörten Beisammenseins auszunützen, so lassen Sie mich alles, was ich empfinde, in die Frage zusammenfassen, ob ich diese Hand mir fürs Leben behalten

darf? Sie schweigen? Es wundert Sie vielleicht, daß ich jene Frage nicht schon voriges Jahr stellte. Aber nein, dieses spöttische Zucken Ihrer Lippen zeigt mir, daß Sie meinen Beweggrund verstanden. Ja, lachen Sie nur jetzt ... es ist und bleibt für einen Fünfzigjährigen eine bedenkliche Sache, ein so schönes und junges Weib nehmen zu wollen, wie Sie eines sind. Und glauben Sie mir, wenn dieses Jahr, in welchem ich mich prüfen wollte, ob ich ohne Sie zu leben vermöchte, mir nicht so ganz und gar die Unmöglichkeit, dies zu thun, klar gemacht hätte, so stünde ich heut nicht vor Ihnen, ein Freier mit grauem Haar und zwanzigjährigem Herzen. Und nun ein kurzes Ja, Baronesse. Mögen Sie den alten Liebhaber?"

Mit einem schelmischen Blick ihrer schimmernden grünen Augen sieht sie zu ihm empor.

„Ja," sagt sie.

Er beugt sich nieder und küßt sie rasch auf die goldigen kurzen Locken.

„Und nun kommt das Aber," lacht sie mitten aus ihrer Ergriffenheit heraus — denn ergriffen ist sie. „Wenn mich nun die schlimme Zauberin nicht fort läßt von der Meringer Gänsewiese?"

„Nennen Sie ihren Namen und ich will mit ihr ringen auf Tod und Leben."

„Die Frau Gräfin."

„Ah so, meine Schwägerin!" ruft Hippolyt. „Das hätte ich beinahe vergessen!" Und jetzt rückt er sich einen Stuhl neben den ihren, setzt sich und erklärt: „Antonie hat Sie sehr lieb, wissen Sie das?"

„Gewiß, es ist so angenehm, vornehme Diener zu haben," erwidert sie ohne eine Spur von Bitterkeit.

„O, anders; es thut ihr unaussprechlich leid, Sie zu verlieren, deshalb —"

„Woher weiß denn Frau Gräfin —"

„Aber, Leonie, Kind! Wir sind zwar alle beide nicht auffallende Beispiele für die Darwinsche Affenlehre, trotzdem ist Antonie immerhin noch etwa sechsmal so gescheit wie wir zwei zusammengenommen. Sie hatte meine Absicht bereits durchschaut, ehe ich sie mit einer Silbe angedeutet; sie war es, die zuerst davon sprach, und da sie meinen unabänderlichen Entschluß sah und uns doch nicht hindern kann, uns zu heiraten, so will sie wenigstens die neue Schwägerin noch möglichst lange um sich haben. Mit einem Wort, ich habe strengen Befehl, Sie lebend oder tot nach Berlin zu bringen, wo wir noch während meines Urlaubs die Ausstattung besorgen werden; dann fahre ich nach Petersburg, um meiner künftigen Herrin ein ihrer würdiges Haus einzurichten, und komme im Oktober zurück, um den glückseligsten Tag meines Lebens zu feiern — unsere Hochzeit, Leonie."

„Und das alles haben Sie so ohne mich festgesetzt, Herr Graf?"

„Nicht ich, sondern Antonie, und da, wissen Sie wohl, gibt es keinen Widerspruch. Fügen Sie sich nur gleich mir gutwillig in ihre Vorschriften; was will man schließlich anderes machen?"

„Freilich, was will man schließlich anderes machen!" wiederholt sie und legt ihre Rechte in seine ihr noch einmal entgegengestreckten beiden Hände.

„Was diese Vernünftigkeit mich kostet, hier so ruhig zu Ihnen zu reden, als gäbe es keine direktere Lippensprache für Brautleute auf der Welt, das sage ich Ihnen ein anderesmal, wenn wir nicht zu fürchten haben, daß jede Sekunde ein Diener oder sonst jemand durch die Glasthür sehen könnte," murmelt er aufstehend mit einem Blicke, der Leonie enthüllt, welch eine ernste Leidenschaft sich hinter der Maske des Scherzes verbirgt. „Auf Wiedersehen, ich gehe jetzt in den Park oder zu den Rennpferden, gleichviel wohin, nur soll niemand in Versuchung kommen, über unser langes Zwiegespräch Glossen zu machen. Denken Sie meiner unterdessen und vergessen Sie nicht, daß Sie in drei Tagen mit mir nach Berlin reisen müssen, Einzige, Schöne!" Er geht die Stufen hinunter, und die Baronesse schickt sich gleichfalls an, die Veranda zu verlassen, als der Graf noch einmal zurückkehrt und die Treppe wieder heraufkommt. „Sagen Sie doch, Baronesse," spricht er, „wo steckt denn Ihr gelehrter Vetter, der Doktor? Ich konnte ihn noch nicht begrüßen."

„Ich habe ihn selbst heut noch nicht gesehen, der Diener sagte, er sei ausgegangen."

„Leonie, Sie haben mir noch kein einziges Wort der Liebe gesagt; thun Sie es jetzt, versichern Sie mich, daß ich auf jenen Mann nicht eifersüchtig zu sein brauche."

„Hippolyt!" antwortet sie nur, und beglückt über dieses erste Nennen seines Namens und durch den Ton ihrer Stimme in seiner Eifersucht für den Augenblick beschwichtigt, geht der Graf nun wirklich hinunter in den Park, während die Baronesse sich auf ihr Zimmer begibt.

Schon hat die Eßglocke geläutet und noch weiß niemand, wo der Doktor geblieben ist. Auf ihn zu warten, wäre schlecht angebrachte Rücksicht, man setzt sich also ohne ihn zu Tisch und gibt sich — mit Ausnahme von Leonie, welche anfängt, sich heimlich zu ängstigen — in Betreff seiner keiner andern Befürchtung hin, als daß Graf Taiph sein formloses Betragen übel vermerken könne. Es bleibt unentschieden, ob dieser es thut, denn auf alle Fälle interessirt er sich für den wunderlichen Menschen, läßt sich viel von ihm erzählen und nimmt an seinem Ergehen den regsten Anteil. Gegen Ende der Tafel kommt ein Bote aus dem Pfarrhause mit einem Briefe von Doktor von Wardeck, in welchem derselbe bittet, man möge dem Manne den ersten Band von Kants „Kritik der reinen Vernunft", da und da befindlich, übergeben. Annette besorgt den Auftrag, und währenddem wird Leonie durch die Erwägung, ob nur der Zufall oder ein gewisser Corpsgeist, das Gleichgefühl des Unglücks, Fritz zu dem Pastor getrieben habe, von dem Tischgespräche dermaßen abgelenkt, daß sie auf eine Frage von Heinz die Antwort schuldig bleibt.

„Ist Baronesse Hochstetten öfters so zerstreut?" erkundigt sich der Graf.

„Zuweilen — wenn von Fritz die Rede ist," erwidert der gekränkte Heinz, ahnungslos, was für Gluten er damit in Hippolyts Brust schüre. Leonie, durch ihren Namen wieder aufmerksam geworden, hat seine Worte gehört, und da der Ausdruck in dem Gesicht ihres Bräutigams sie über die Wirkung von Heinz' boshafter Eifersüchtelei auf seinen Vetter nicht im unklaren lassen kann, so beeilt sie sich, die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand hinzuleiten, und was liegt wohl näher als der Reisezweck des Gastes, die Rennpferde! Damit hat sie die brennende Frage des Tages berührt, welche Wardecks aus Zurückhaltung, Hippolyt aus Gleichgiltigkeit noch nicht besprochen haben, und der lebhaftesten Erörterung sind nun Thür und Thor geöffnet. Es bleibt nicht bei dem bloßen Reden, man will auch sehen, verlangt nach der Rennbahn, und die Hausfrau hebt die Tafel auf. Ehe die Herren gehen, gelingt es dem Grafen, ein von den anderen ungehörtes Wort mit seiner Braut zu reden.

„Haben Sie gehört, was der junge Wardeck auf Sie und den Doktor sagte?" fragt er sie.

„Gewiß. Er merkt zuweilen, daß ich mich lieber mit einem denkenden Menschen als mit einer Modepuppe unterhalte, und solch eine Entdeckung ist doch ärgerlich. Aber, Graf, ich glaube wahrhaftig, Sie haben Talent zur Eifersucht, und noch dazu auf Fritz!" antwortet sie lachend — und es ist merkwürdig, wie ein solches Lachen oft überzeugender und beruhigender wirkt als die ernsthaftesten Betheuerungen. Graf Taiph ist thatsächlich jetzt davon durchdrungen, daß er des Doktors Einfluß auf Leonie überschätzt habe, und geht erleichterten Herzens mit seinen Wirten nach der Rennbahn, wohin ihnen ein wenig später Frau von Wardeck und Annette folgen, indes Leonie dem unbesieglichen Wunsch, endlich mit ihrem übervollen Herzen allein zu sein, nicht länger widerstehen mag, sich Handschuhe, Hut und Schirm holt und den Umkreis des Schlosses verläßt.

VI.

Eine köstliche Einsamkeit umfängt sie, als sie jenseits des Teiches in die Felder hinaustritt, deren reifende Aehren sich in dem leisen Luftzuge vor ihr beugen wie jene Garben des träumenden Joseph vor dem künftigen Günstling des Pharao. Und stolz und erhoben fühlt sie sich, wie sie daherschreitet, die hohe Gestalt emporgerichtet und die hellen, sieghaften Augen lächelnd über das wogende Korn gleiten lassend, als nähme sie sein Neigen und Nicken für persönliche Huldigung. Ja, es ist ein Tag des Triumphes heut für sie, und sie empfindet dies um so stärker, innerlicher, je weniger sie vorläufig gesonnen ist, zu ihren Verwandten von der Verlobung mit dem Grafen zu reden; dergleichen meldet sich besser schriftlich an, und man entgeht damit hundert unbequemen Fragen und Neckereien — und vor allem der Notwendigkeit, Fritz' Glückwunsch oder was sonst er dazu sagen wird, anhören zu müssen. Es braucht nur noch drei Tage der Heimlichkeit, dann, von Berlin aus, ist es ihr ein Leichtes, ihm eine gedruckte Anzeige zu schicken. Und sie zerzupft langsam ein blasses Vergißmeinnicht, das seinem kümmerlichen Dasein an dem trockenen Feldraine auf diese Weise ein unerwartet schnelles Ende gesetzt sieht. In der Furche neben ihr schlägt laut eine Wachtel, die Baronesse blickt auf und bemerkt eine Gestalt, die eiligen Schrittes den engen Pfad zwischen den Halmen ihr entgegenkommt; es ist Susi Hofmann, die, das dunkle Gesicht von einem großen schwarzen Strohhute beschattet, gesenkten Hauptes vorwärts hastet. Aufs neue ist Leonie überrascht durch die eigentümliche Schönheit des jungen Mädchens — Mädchens? Nein, das Frauenhafte in Susis Erscheinung fällt ihr heut noch stärker auf als damals im Walde; sie gleicht einem jener blühenden, ernsten jungen Weiber, die man auf mittelalterlichen sinnbildlichen Darstellungen als Vertreterinnen des Rechts oder der Barmherzigkeit zuweilen abgebildet sieht.

„Guten Tag, Fräulein Hofmann! Gehen Sie aufs Schloß?" ruft Leonie, als Susi näher gekommen ist.

„Aufs Schloß? Was sollt ich da? Ja so, Anni!" stammelt die Angeredete so verwirrt, daß sie der Baronesse nicht einmal den Tagesgruß zurückgibt und erst, nachdem sie gesprochen, eine Verbeugung macht.

„Wie nervös Sie sind! Ich glaubte immer, das sei nur das traurige Vorrecht der Städterinnen," spricht Leonie lächelnd, um die Erschrockene zu beruhigen. „Sie wollen also ins Dorf, nicht wahr?"

„Ja, gnädige Baronesse, zum Krämer — Tabak für den Vater," ist die gemurmelte Antwort, und Leonie, welche sieht, daß das seelische Gleichgewicht Susis durch ihren unerwarteten Anblick gestört ist, hält sie nicht länger auf, sondern nickt ihr freundlich zu und schreitet an ihr vorüber, dem Wald entgegen.

Selbst die geistvollste, überlegteste Frau leidet an Voreingenommenheit für oder gegen Menschen, deren Wert sie noch nicht erprobt hat; selten noch hat die Baronesse für jemand eine so warme, aufrichtige Teilnahme empfunden wie für Annettens Ziehschwester. Es unterliegt ihr keinem Zweifel, daß ein tiefer Kummer auf Susi laste; vielleicht, daß ihr nach dem verkehrsreichen Stadtleben die Einsamkeit des Waldes und die gänzliche Abgeschiedenheit von Altersgenossinnen bedrückend ist.

(Schluß folgt.)

Halle an der Saale.

Mit Originalzeichnungen von Paul H. H. Müller.

II.

Der Marktplatz zu Halle genießt den eigentümlichen Vorzug, daß Heinrich Heine ihm ein berühmtes Gedicht gewidmet hat. Die erste Strophe desselben lautet:

„Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentreiber,
Wie hat man dich gerühmet."

Bei dem hallischen Löwentroß kann man an den alten Jahn denken, der hier als Student sein Wesen sehr laut trieb; nicht minder an den Herzog von Braunschweig-Oels, der als aufbrausender Jüngling hier in Garnison gestanden hatte und 1809 auf seinem kühnen Zuge aus Böhmen her nach Braunschweig mit seinen Schwarzen hier auf dem Markt von Halle hielt. Heines Freund, Karl Immermann, spielte eine bedeutende Rolle als hallischer Student, wenn auch nicht als Burschenschafter. Die dritte Strophe des Gedichtes lautet:

„Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche,
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben drei Platz zum Beten."

Diese Kirche heißt zu unserer lieben Frauen. Erzbischof Albrecht gab durch den Abbruch zweier älteren Kirchen an dieser Stelle zu ihrem Entstehen Veranlassung. Noch aber war sie nicht vollendet, als Justus Jonas schon in der neuen Marktkirche den ersten evangelischen Gottesdienst für die Hallenser hielt. Auch Luther hat auf der Durchreise durch Halle mehrmals in ihr gepredigt. Die spindelförmigen, sogenannten blauen Türme sind Ueberreste der alten Gertrudenkirche; dagegen rühren die Hausmannstürme von der alten

Marktplatz mit der Liebfrauenkirche und dem roten Turm

Das Rathaus

Marienkirche her. Sie sind durch eine in der Luft schwebende Brücke zwischen den Zimmern des Türmers oder Hausmanns mit einander verbunden. Ebenso schön als die Türme sind die zwanzig Pfeiler, welche in Gestalt von Palmbäumen das Gewölbe der Kirche tragen. Aufs kunstvollste sind die Palmzweige an den Pfeilern verschlungen. Der Altar ist von Marmor. Er enthält unter anderem ein schönes neues Altarbild, „Christus und die Lilie", von Hübner.

Der rote Turm ist zwischen 1418 und 1500 mitten auf dem Markte erbaut. Seinen Namen wird er von dem roten Kupferdache, das er trägt, oder auch dadurch erhalten haben, daß hier [illegible] gehalten wurde. Die [illegible] Arkaden am Fuße des Turmes und oben der stark vergoldete Knopf geben dem roten Turm das charakteristische Aussehen. — Das Gebäude zur Ratswage in Halle dient nicht bloß dem Zwecke, welchen der Name angibt. Ehe das jetzige Universitätsgebäude hergestellt wurde, hielten die Professoren zum großen Teil hier [illegible], wobei die Studenten mit langen Pfeifen in ihren Schlafröcken dasaßen. Ueber dem Eingange, durch welchen sie in das Haus eintraten, befindet sich das Wappen der Stadt Halle. Es besteht in der Mondsichel mit zwei Sternen darüber und darunter. Das Wahrzeichen ist ein Esel, der auf Rosen geht. — An dem Rathause sind die Ueberreste der Kapelle zum heiligen Kreuze zu [illegible]. [illegible] war sie voller [illegible], denn sie war den Ratsherren besonders wert, weil sie sich durch die Teilnahme [illegible] auf ihre [illegible] vorzubereiten pflegten. Von dem Rathause selbst rühren nur die ältesten Teile aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. An dem übrigen Mauerwerke hat selbst das achtzehnte Jahrhundert noch seinen Anteil. — Die Bürgerschaft, deren Wohl in diesem Gebäude beraten wird, bildet eine sehr gemischte Bevölkerung. Im Jahr 1685 hatten Hugenotten und im Jahr 1689 Pfälzer die Stadt füllen. Im Jahre der Einwanderung der Hugenotten wurde dort der berühmteste Hallenser geboren, der Komponist Hendel oder, wie er sich in England zu schreiben anfing, „Händel". Seine Verwandtschaft wird in Halle durch die Familie Hendel repräsentirt, in deren Besitz die „Saalezeitung", das verbreitetste Blatt im Süden der Provinz Sachsen, sich befindet.

Ihre schlimmsten Tage erlebten die Bürger von Halle zu gewissen Zeiten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Beidemale war die Lage von Halle, das jetzt ein bedeutender Knotenpunkt im Eisenbahnnetze geworden ist, daran schuld. Während des siebenjährigen Krieges lagen die beiden fast offenen Städte Halle und Halberstadt dem Kriegsschauplatze zu fern, als daß der in seinen Mitteln beschränkte alte Fritz sie gegen die Brandschatzungen der französischen und Reichsarmee, an deren Kommunikationswegen sie lagen, hätte schützen können. Selbst die herrliche Schlacht bei Roßbach, die er in der Nähe der Saale lieferte, war für die genannten Städte mehr eine Genugthuung als eine Hilfe. Nach der Schlacht bei Jena aber ging ein Teil der siegreichen französischen Armee über Halle. Vergebens hielt der alte Jahn eine Rede an die Deutschen, um aus einer Saalebrücke ein neues Thermopylä zu machen. Napoleon kam

Die Franckeschen Stiftungen — Denkmal des Stifters

Gränzische Kirche.

Herr Humpelmayer und sein Regenschirm.

Nach Skizzen von Dr. F. Müller.

Es ist Herr Jakob Humpelmayer
Ein Angestellter bei der Steuer.
Bei jedem Schritt, bei jedem Tritt
Nimmt seinen Regenschirm er mit.

Wenn wild der Regen niedergießt,
Wenn's Wasser durch die Straßen fließt,
Dann trägt er seinen Schirm mit Freude
Gerade so wie andre Leute.

Wenn glühend heiß die Sonne scheint,
Daß man zu schwarzen fast vermeint,
Ganz lustig durch die Wiesen rennt er
Mit seinem Schirm als Schattenspender.

Sucht Champignons er mit Familie
(Die ißt sie gern mit Petersilie),
So birgt er sie mit Freuden auch
In seines treuen Schirmes Bauch.

Des Sonntags borgt er sich ein Pferd —
O, schaut ihn an, den Ritter wert!
Fein hat er sich herausgeputzt,
Den Schirm als Peitsche er benutzt.

Zumal bei einer Landpartie
Bewährt sich das Paraplüie;
In seinem Innern birgt es Würste,
Cigarren, Wein und Kleiderbürste.

Hat er ein Grundstück auszumessen,
Und hat er's Meterwaß vergessen,
Schnell seinen Schirm zur Hand er nimmt —
Und ganz genau die Rechnung stimmt.

Und wenn 'mal seiner Jungen Schar
Recht ungezogen wieder war,
Dann teilt voll väterlicher Liebe
Mit seinem Schirme aus er Hiebe.

Und fährt er einst zur Gruft hinab,
So spannt den Schirm ihm auf das Grab.
Damit zur Auferstehungsfeier
Ihn hat Herr Jakob Humpelmayer.

Digitized by Google

zweimal nach Halle; jedesmal hob er die Universität auf, die sein Bruder Hieronymus einmal wiederhergestellt hatte.

Die Gründung der Universität und darnach der Franckeschen Stiftungen fällt in die letzten zehn Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Universität wurde mit Rücksicht auf Thomasius gestiftet, gegen welchen die berühmten Juristen in Leipzig, die noch immer die Hexenprozesse beförderten, sogar einst einen Haftbefehl beantragt hatten. Mehr Schätze, Titel und Auszeichnungen als Thomasius erwarb in Halle der Kanzler von Ludewig, der bis zum Anfang der schlesischen Kriege den Hohenzollern durch Abfassung von Staatsschriften gute Dienste leistete. Er war so eitel, seinen zahlreichen Titeln und Würden hinter seinem Namen auf seinen Büchern immer noch ein et cetera hinzuzufügen. Da nun aber die Anführung seiner Titel ohnehin schon vollständig genug war, so fand man, daß nur der Besitz einer Villa noch nachzutragen sei. Diese ist mir dann auch unter dem Namen „Ludewigs et cetera" in meinen Studentenjahren noch gezeigt worden. Manchen Anstoß gaben durch ihr freies Leben die Professoren Klotz, der Gegner Lessings, und Bahrdt; beide waren in Bischofswerda geboren. Beide verdankten ihre Stellung in Halle Friedrich dem Großen. Beide starben daselbst, jedoch Bahrdt erst unter einem späteren König als Wirt einer Tabagie in den Weinbergen. Er liegt in Nietleben bei Halle begraben, auf dessen Kirchhof ihm ein Student, der nachmalige Pastor Kunze, ein Denkmal setzte. Einer der neueren halleschen Universitätslehrer, der treffliche Naturforscher Burmeister, wurde europamüde und ging 1861 nach Buenos-Ayres.

Wie Thomasius von den Juristen, so war sein sehr von ihm verschiedener Freund August Hermann Francke durch die orthodoxen Theologen verfolgt worden. Er bekleidete neben dem Amt eines Professors in Halle auch das eines Predigers in Glaucha. Diese Amtsstadt im Süden wurde erst 1817 mit Halle vereinigt. Die Georgiikirche zu Glaucha, welche unser Bild zeigt, ist erst um 1740 erbaut. Der ungeheure Komplex von Gebäuden, der die Franckeschen Stiftungen bildet, ist von 1698 bis 1848 entstanden. Sieben Gulden in der Armenbüchse des Pfarrhauses von Glaucha gaben zur Gründung der Waisenanstalt Veranlassung, woran sich jetzt vier höhere Schulen (meist Alumnate), die Cansteinsche Bibelanstalt, eine Buchhandlung und eine Apotheke anschließen. Alle diese zahlreichen Vorder- und Hintergebäude liegen vom Franckeplatze bis weit in die Gärten, Plantagen und Felder hinein. Auf Rauchs schönem Denkmal, welches unser Bild zeigt, hat Francke zwei Waisenknaben neben sich. Man sieht es dieser Statue an, daß sie dem neunzehnten Jahrhundert ihren Ursprung verdankt, aus welchem so viele prächtige Lutherdenkmäler auf unseren Marktplätzen stammen. Wie Paul Gerhardt als geistlicher Dichter, so stellt sich Francke durch seine Seelsorge, der er noch dazu eine in der evangelischen Kirche damals neue Richtung gab, fast neben Luther.

Der Einfluß des halleschen Waisenhauses auf die Literatur, wenigstens auf die deutsche Poesie, war bis nach den Freiheitskriegen viel bedeutender als derjenige der dortigen Universität. An die Stadt Halle aber knüpfen sich alle die vier Perioden der deutschen anakreontischen Dichtung, welche von 1740 bis 1768 die Literatur beherrscht hat. Nachdem der Graf Zinzendorf, ein Schüler des zu den Franckeschen Stiftungen gehörenden Pädagogiums, der geistlichen Poesie eine größere Gefühlsinnigkeit verliehen hatte, stellte Immanuel Pyra in Halle eine neue Theorie der weltlichen Dichtkunst auf, welche auf Klopstock und auf Wieland (in dessen erster Periode) den größten Einfluß übte. Pyra war als armer Student in Halle von jenem Joachim Lange erhalten worden, welcher damals die Franckeschen Stiftungen leitete und später in Raupachs „Vor hundert Jahren" eine ziemlich klägliche Rolle spielte. Pyra und Langes Sohn, der Pastor in Laublingen bei Halle wurde, bildeten die erste bereits den Anakreon nachahmende hallesche Dichterschule. Um dieselbe Zeit lehrten in Halle Meier und Baumgarten, welcher das Wort „Aesthetik" erfand. Die zweite hallesche Dichterschule bildeten Nikolaus Götz, Uz und Gleim, da sie als Studierende der Universität Halle in einseitiger Weise auf die Abschaffung des Reimes hinarbeiteten. Die Führer der dritten anakreontischen Dichterschule waren Gleim und Ramler. Dieser war gleichfalls ein Zögling der Franckeschen Stiftungen. Da aber weder Ramler noch Gleim ihr Leben in Halle beschlossen, so erweiterte sich während dieser Periode die hallesche Dichterschule zur preußischen. Es war dies die Zeit des siebenjährigen Krieges. Während desselben übernahm Gleim als verkappter preußischer Grenadier mit Hilfe von Lessing, welcher als Lyriker zu den Anakreontikern gehörte, für eine kurze Weile die Führung der deutschen Literatur.

Eine tolle Zeit war es, da Gottfried August Bürger in Halle Theologie studirte und in dem damaligen rohen Studentenleben fast seinen Untergang fand, während Johann Georg Jacobi als unbesoldeter Professor in einem Garten vor der Stadt an dem hohen Saalufer wohnte und bereits ähnlichen Doppelliebschaften nachhing, wie sie später in dem Woldemar seines Bruders Fritz und in Goethes Stella nach anderen Mustern beschrieben sind. Trotz allem Sturm und Drang bildete doch damals der Professor Jacobi in Halle mit dem Kanonikus Gleim in Halberstadt zusammen erst die vierte hallesche oder anakreontische Dichterschule. Allein der „Briefwechsel der Herren Gleim und Jacobi", den sie 1768 zusammen herausgaben, war nicht geeignet, die Fortschritte zu zeigen, die Jacobi in einer lebensvollen, ernsten Poesie an der Saale gemacht hatte. Jener Briefwechsel erregte sogar Widerwillen, und an seine Verurteilung durch Herder, Lessing und Goethe war das Ende der ganzen halleschen oder anakreontischen Dichterschule geknüpft.

Goethe hatte zu derselben Zeit, da Jacobi und Bürger der Universität Halle angehörten, in dem benachbarten Leipzig studirt. Später hat er in Halle besonders mit dem Philologen Friedrich August Wolf verkehrt.

Zum Schluß will ich noch an das schöne Gedicht eines Romantikers erinnern, der den Geist der Zeiten von dem alten Giebichensteiner Burgturm herabschauen läßt auf die verschiedenen Generationen der Musensöhne, die unten in Kähnen vorübergleiten. Da folgt der Vater auf den Sohn, und jeder genießt sein kurzes Jugendglück in den Wogen des Lebens und der Zeit. Nach dem alten Giebichenstein ergreift mich in jedem Frühjahr eine tiefe Sehnsucht. Wie ich schon zu Anfang angedeutet habe, so kann man in Norddeutschland nicht leicht etwas Schöneres sehen als die alte Feste Giebichenstein zur Zeit, da sie ganz in rote oder blaue Fliederblüten eingehüllt ist und da die braven Halloren, stolz wie die alten Babylonier, ihren Wein aus heiligen Gefäßen, aus silbernen und goldenen Bechern ihr Pfingstbier trinken. **Heinrich Pröhle.**

Die Engelsburg.

Eine Wiener Skizze aus wohlthätigen Kreisen.

Von

Ludwig Hevesi.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Andere Mädchen heiraten, um Frauen zu werden; Fräulein Antoinette Schönbei hatte Herrn Alfred von Hohenheim die Hand gereicht, um ein „Engel" werden zu können. Denn ein Engel zu sein, ist für eine unverheiratete Dame in unserer scheeläugigen, klatschsüchtigen Zeit recht bedenklich; wie leicht kann sie dadurch ins Gerede kommen. Als verheiratete Frau aber darf sie getrost Engel sein, so viel sie will, ihr kann es nicht mehr schaden.

Und wie engelhaft wußte Antoinette den Engel zu spielen! In ihrem Salon öffnete sich jedes Herz und jede Brieftasche. Sie verfügte über ein Lächeln, in dem die Thränen von zweiundsiebenzig blinden Waisenkindern widerschimmerten. Sie wußte „guten Tag" zu sagen mit einer Betonung, daß man vermeinte, in einiger Entfernung vier- bis fünfhundert Zähne von drei kindergesegneten armen Familien vor Kälte klappern zu hören. Wem sie eine Tasse Thee reichte, der begriff sofort die zarte Anspielung auf die Neulerchenfelder Armentheeanstalt. Wenn sie einem Freund des Hauses mit ihrem Fächer auf die Schulter klopfte, war sie ein größerer Zauberer als Moses, der mit seinem Stabe nur Wasser aus dem Felsen geschlagen, während Antoinette Suppe hervorsprudeln ließ für ihre Gumpendorfer Suppenanstalt und Kaffee für ihre Margarethener Armenkaffeeküche. Ach, hätte doch nur Antoinette von Hohenheim die Juden in der Wüste angeführt, wie gut wäre es ihnen dort ergangen!

Antoinettens Salon war voll der interessantesten Möbel, welche viele Besucher anzogen. In einer der schönsten Ecken stand unter breitschattigen Palmenwedeln einer jener gemütlichen Zwillingslehnstühle, welche höchst wahrscheinlich Frau Antoinette von Hohenheim erfunden und in die Mode gebracht hat. Welche Auszeichnung für einen, dem sie dort ein Stelldichein gab! Welche berückende Vertraulichkeit in einem Gespräch, so Aug' in Auge, von Mund zu Mund geführt! Das sah ja sozusagen schon wie ein Abenteuerchen aus. Schade, daß diese intimen Scenen unter vier Augen immer unverhältnismäßig kurz waren. In der Regel war es Antoinette, welche die Palmenlaube zuerst verließ; ihr Gefährte blieb dann gewöhnlich noch längere Zeit darin sitzen, anscheinlich in tiefes Nachdenken versunken. Kam er dann doch wieder heraus und wurde gefragt, was man denn da drinnen gar so Geheimnisvolles verhandelt hätte, so schwieg er und verriet nichts. Er mochte sich wohl denken: „Geh' Du nur auch in die Laube und versuche es, ungestraft unter Palmen zu sitzen."

Auch jede Fensternische hatte so ihr eigenes Geheimnis. Hinter den dichten Vorhängen spielten sich zahllose kleine Scenen ab, immer unter vier Augen, wahrscheinlich immer nach dem nämlichen Programme, wer aber nicht persönlich die Erfahrung gemacht hatte, erfuhr niemals, auf welche Weise. Das waren die kleinen Geheimnisse von Eleusis. Die Eingeweihten teilten einander ihre Bemerkungen nur durch geheime Zeichen, durch ein Zwinkern der Augen oder ein Zucken der Achseln mit, und was das zu bedeuten habe, wußten nur sie allein. Auf die Fragen dritter Personen gab es nur eine Antwort: „Ein Engel!"

Manche Besucher erfreuten sich auch besonderer Vorrechte. Durch einen gewissen Grad von Unterstützung gewisser „betagter Dienstleute" konnte sich jedermann ein für allemal das Recht erwerben, die Hausfrau einfach mit ihrem Taufnamen „Frau Antoinette" anzureden. Diese bildeten gleichsam die Aristokratie ihres Salons. Nach einiger Zeit aber entwickelte sich aus dieser bevorzugten Kaste ein noch höher bevorrechteter Hochadel. Die Stifter der Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder in den westlichen Bezirken traten ipso facto in den Genuß des Rechtes, „Frau Antoinette" pariserisch mit dem noch intimeren, gleichsam wirklichen geheimen Titel „Frau Toinette" anreden zu dürfen. Selbstverständlich konnten sie zur Toinette nur über die Antoinette hinweg emporsteigen, indem sie aus Kleinadeligen Hochadelige des Salons wurden.

Es stand im Salon ein sehr schöner Flügel; ich glaube, Meister Bösendorfer hatte für dieses einzige Exemplar ein besonderes System erfunden. Bekanntlich verleitet das Vorhandensein eines Flügels in jeder größeren Gesellschaft einen oder den andern Gast, sein vermeintliches Künstlertum in diesem schönen Kreise erglänzen zu lassen. Das Klavier Antoinettens war aber so reizend ausgestattet, daß wer nur eine Ahnung von der C-dur-Skala hatte, der Versuchung schwerlich widerstand, dieses etwas allbekannte Musikstück über die Tasten eines so herrlichen Instrumentes hinwegklappern zu lassen. Antoinette hörte dann immer lächelnd zu und klatschte sogar mit den Fingerspitzen Beifall; sie wußte schon, wie das enden würde. An der Stirne des Klaviers fehlte nämlich der Name seines Verfertigers.

Ein namenloses Klavier, das ist unerhört! Wer hat je dergleichen gesehen? Kein Wunder, daß jeder, der sich darauf produzirt hatte und dann befriedigt aufstand, sich mit einer Schmeichelei und zugleich einer Frage an die Hausfrau wandte: „Ein vorzüglicher Flügel, gnädige Frau, aber seltsam, daß kein Name darauf steht; von wem mag er wohl sein?" Worauf Antoinette, einige Zerstreutheit heuchelnd, entgegnete: „Von wem? Ach, vom neuen Blindeninstitut; ich habe mir ihn nur geborgt. Das Institut hat ihn geschenkt bekommen und kann ihn doch nicht recht verwenden, in meinem Salon aber wird zuweilen darauf gespielt und die Betreffenden nehmen dann, zum Entgelt für die Benützung, gern ein paar Lose der Blindenlotterie." Und schon hatte sie in die Tasche gegriffen, und schon reichte sie dem betroffenen Musikliebhaber zwei Lose für die Weihnachtslotterie des Blindeninstituts. Es war schlechterdings nicht möglich, dieselben zurückzuweisen.

Auf den Tischen lagen unter anderen eleganten Dingen mehrere prächtige Albums. Auf ihren Deckeln las man in blitzender Goldschrift das wuchtige Doppelwort „Wohlthäter-Album". Jedem Besucher des Salons verlangte Antoinette seine Photographie ab. Und wie unwiderstehlich wußte sie eine Photographie zu verlangen! Sie gab einfach die ihrige hin ... und wo ist der Mann, der das Tauschexemplar schuldig geblieben wäre? Dieses wurde dann in einem der Albums untergebracht, wofür man billigerweise einen gewissen Eintrittspreis zu entrichten hatte. In jedem Album lag aber auch eine Namensliste, von den Direktoren verschiedener wohlthätigen Institute quittirt; das waren so ungefähr die Kataloge dieser kleinen Bildergalerien.

Wenn gespielt wurde, erwies sich Antoinette als ein wahres Spielgenie. „Ach, bitte, mein Herr, möchten Sie mir nicht diesen Guldenzettel in Fünfguldenscheine umwechseln?" Diese Scherzfrage gehörte noch zu ihren harmloseren. Ihr liebstes Verfahren am Spieltisch war, mit einem wohlgeübten Spieler »moitié« zu machen; ihre Hälfte zahlte sie zwar niemals ein, den Gewinn aber teilte sie stets gewissenhaft mit dem erwählten Genossen, wenn aber dieser zufällig verlor, ließ sie sich von ihm meistens jene Hälfte des gesamten Stammkapitals, welche sie ihm — schuldig geblieben, in Barem zurückzahlen. Uebrigens hatte es ihr Spielgenosse in der Regel nicht übel, denn sie wußte ihm in zweifelhaften Fällen stets den besten Rat zu geben, sie sah manche Karte, von der er keine Ahnung hatte, und die Atouts schienen ihr auf den Wink zu gehorchen. Kurz, sie spielte ein verschmitztes Spiel. Es ist wahr, sie verkündete es immer gleich anfangs, für welchen wohlthätigen Zweck sie heute zu spielen gedenke, ob für die Sonntagsschule der Bäckerlehrlinge unter fünfzehn Jahren, oder für die Altersversorgungslade der Volksschullehrerwitwen, oder gar einfach zum Besten von ungenannten Unglücklichen, in deren Ausforschung sie eine unvergleichliche Gewandtheit entwickelte.

Das ging lange so fort, den ganzen Winter. Antoinettens Salon wurde stadtberühmt. Ein Maler, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt war, gab ihm den Namen „die Engelsburg" und diesen behielt er auch. Sie selbst war einfach „der Engel", und als einst im zweiten Monat der Saison die Rede darauf kam, zu welcher Art von Engeln sie gehöre, ob zu den Cherubim oder den Seraphim, da wagte ein scherzliebender Opernsänger den Witz: „Meine Gnädige, wenn ich nicht sicher wüßte, daß Sie Frau Antoinette von Hohenheim sind, wollte ich schwören, sie hießen Seraphine Cherubini," — für welche Kühnheit er nicht weniger als dreimal in Wohlthätigkeitsakademien singen mußte.

Der Engel war nicht wenig stolz auf diese großartigen Erfolge. In ihrem Salon drängten sich immer neue Gestalten. Die Palmenlaube und die Fensternischen wurden niemals leer, das namenlose Klavier wollte gar nicht verstummen, und die Zahl der Wohlthäteralbums vermehrte sich zusehends. Bei dieser ununterbrochenen Thätigkeit bemerkte der Engel gar nicht, daß er neue Gesichter wohl immer zu sehen bekam, aber — keine alten. Wer das Geheimnis der Palmen einmal erfahren und wer einmal auf dem Klavier der Blinden gespielt hatte, zeigte sich nicht allzu oft mehr in der Engelsburg.

Aber Wien hat nur eine Million Einwohner; es ist kein Paris und kein London. Jener Kreis, aus dem der Engel seine wohlthätigen Heerscharen warb, zeigte sich nachgerade erschöpft. Sie wußte nicht mehr, woher sie neue Menschen nehmen sollte, alte aber gab es nicht. Der Engel hatte Raubbau getrieben in den Bergwerken der wohlthätigen Herzen und fand ferner keine Gelegenheit, dieselben auszubeuten. Je mehr die Saison fortschritt, desto leerer wurde es in der Engelsburg.

Um diese Zeit begann auch der Ruhm des Engels hie und da eine fast ironische Färbung anzunehmen. Ein etwas spaßmeisterlicher Gast, dem die Geheimnisse der Palmenlaube hinterher zu teuer bezahlt erschienen, verlieh der anmutigen Priesterin dieser Geheimnisse den Spitznamen „das Benefaktotum", welcher schlechte Witz in den Salons ein vielfältiges Echo fand. Ein anderer knauseriger Wohlthäter, welcher aus einer Fensternische arg gerupft hervorgegangen war, legte in einer größeren Gesellschaft, wo von der Wohlthätigkeit des „Engels" die Rede war, erbitterten Protest ein und rief: „Diese Wohlthaten haben mir sehr weh gethan!" Auch das ist ein magerer Witz, aber gerade solche finden ja den meisten Anklang.

Gegen Ende Februar nannte jemand, man weiß nicht recht wer, den Engel „die Teufelin der Wohlthätigkeit". Das ging denn doch wohl zu weit, aber was thun? Der Name war einmal da, und er blieb.

Auf dem letzten Jourfix in der Engelsburg erschien ein einziger Gast. Der Engel hatte um diese Zeit bereits so sehr die frühere Zuversichtlichkeit eingebüßt, daß er diesem letzten Mohikaner bloß ein Billet für einen Segeltuchball zu Gunsten entlassener Sträflinge verkaufte. Als der Gast sich später empfahl, drückte er dem Bedienten, der ihm im Vorzimmer den Ueberrock reichte, statt des gewohnten

Guldenzettels als Trinkgeld die soeben erst erhaltene Segeltuchballkarte in die entrüstete Hand. Das war vielleicht kein besonders feiner Einfall, aber mein Gott, jedermann drückt seine Ironie aus, so gut er eben kann.

Dann wurde es Frühling, dann Sommer, dann Herbst. Zu Anfang des Winters eröffnete die Engelsburg wieder ihre Pforten. Der Engel war durch die vorjährigen Erfahrungen gewitzigt und nahm sich fest vor, auf seine schädliche Wohlthätigkeit heuer ganz zu verzichten. „Wie angenehm überrascht werden meine Gäste sein,“ dachte sich Frau Antoinette, im voraus lächelnd mit ihren feinen Lippen.

Aber kein Mensch war überrascht, denn es kam kein Mensch. Durch die geschmückten Salons der Engelsburg wandelte einsam und allein ein Engel mit geknickten Flügelchen.

Antoinette war durch die herbe Strafe tief beschämt. Sie schloß die Pforten der Engelsburg und reiste nach Berlin, angeblich, um einmal den dortigen Fasching zu verkosten. Wie es ihr dabei ergangen? — Bis zur Stunde ist darüber noch nichts verlautet.

Das griechische Fest der Berliner Künstler.

(Hiezu die Bilder S. 933 u. 936.)

Schon zweimal war das griechische Fest der Berliner Künstler auf dem Ausstellungsplatze in Moabit anberaumt und wieder abgesagt worden. Zahlreiche Fremde, welche hauptsächlich dieses Festes wegen nach der Reichshauptstadt gekommen, hatten die Billette zurückgegeben und waren wieder abgereist. Immer größer wurde die Unzufriedenheit im Publikum, der Mißmut und die Niedergeschlagenheit in den Kreisen der Mitspielenden und der finanziell Interessierten, und noch immer wollte der Himmel sich nicht aufklären und blieb der Stand des Barometers unheilkündend. Mit dem Mute der Verzweiflung beschloß man endlich, unbekümmert um Wind und Wetter, das Fest am 25. Juni stattfinden zu lassen. War nicht stets das Glück dem Kühnen hold? — Aengstlich richteten sich die Augen Tausender zum Donnerer empor, und in der That — er erwies sich günstig. Als der Morgen des Festtages anbrach, lächelte zum erstenmal wieder seit Wochen die Sonne unverschleiert aus dem Blauen hernieder. Noch war freilich nicht alle Gefahr vorbei; immer wieder stiegen Wolken auf. Aber auch sie gingen vorüber, ohne sich zu entladen, und so waren schon von nachmittags fünf Uhr an alle Tribünen überfüllt und die Balkone, Fenster und Dächer der dem Festplatz benachbarten Häuser dicht gedrängt mit Schaulustigen besetzt. Endlich um sechs Uhr erschien der Kronprinz mit seiner Familie. Eine Viertelstunde später ertönten Tubenklänge. Auf der Terrasse vor dem olympischen Tempel erschien die hohe Gestalt eines Herolds in rotem Gewande mit der Stirnbinde und einem weißen Stab in der Hand und hielt mit weithin schallender Stimme eine Ansprache, der wir die folgenden erläuternden Stellen entnehmen:

„Was hier ihr erschauet im Kreise weit,
Ist Abglanz hellenischer Herrlichkeit:
Olympia leuchtet und ladet euch ein,
Der sel'gen Götter Gäste zu sein —
Wir schauen wieder den Opferthron,
Den Attalos baute zu Pergamon.

Pergamon erwachen die alte Zeit,
Lebendig wird Kämpferglanzend heut.
Zweitausend Jahre deutet zurück
Ihr schauet die Tage von Pergamons Glück.
Barbaren bedrohten Reich und Land,
Der König schlug sie mit starker Hand,
Nun kehret er heim, mit dem Siege geschmückt,
Die Seinen umjauchzen ihn hochentzückt.
Zu opfern nahet dem Altar
Held Attalos mit Heeresschar!“

Abermals erschallten Tubenklänge in der Ferne, der Zug des siegreichen Königs nahte. Voran schritt der Rat der Alten, Greise mit langen Silberbärten, dann folgten die Fußtruppen mit einem Musikkorps an der Spitze und diesen wiederum die kriegsgefangenen Syrer, Parther und Inder, von nubischen Legendären eskortiert, Trophäenträger, Wagen mit erbeuteten Kostbarkeiten, umgeben von musizierenden Weibern, Mauerbrecher, Opferstiere und Opferlämmer, Wagen mit gefangenen Jungfrauen, bewacht von Kriegern, Kamele und Esel mit Schätzen beladen, Flötenbläser, Priesterinnen, gefangene Fürsten, die Leibwache und dann als Höhepunkt des Ganzen, umschwärmt von Mädchen und Knaben mit Thyrsosstäben, die Quadriga mit dem Könige, wie unser Bild sie darstellt, übertragt von einer goldenen Nike und bespannt mit vier auserlesenen weißen Pferden mit hochstehenden Mähnen, geschmückt und geschirrt ganz nach den Vorbildern auf dem Parthenonfriese. Feldherren und Würdenträger, Wettkämpfer und Volkshaufen machten den Beschluß des Zuges. Vom Tempel herab war ihm inzwischen zur Begrüßung der Zug der Priester entgegengekommen. Tempelknaben eröffneten ihn, ihnen folgten Priester und Priesterinnen, von einem Sängerchor begleitet. Sie erwarteten den König am Triumphbogen der Feststraße, hießen ihn mit Rede und Gesang willkommen und geleiteten ihn die Stufen zum Altar empor. Das Gefolge stellte sich in malerischer Gruppierung auf den Stufen der breiten Freitreppen, auf den Galerien, den Treppenrampen und dem Vorplatz des Tempels auf, die Peristenen umstellten den Obelisk. Dann befahl König Attalos, dem Zeus ein Dankopfer zu bringen. Das Opfertier wurde um den Altar getragen, Unterpriester entzündeten Feuerbrände am Altarfeuer und löschten sie in Wasser. Knaben reichten Wasser zum Besprengen und streuten Gerste aus. Der Oberpriester sprach ein Gebet, das von Flötenaccorden begleitet wurde, und goß zuletzt das Opferblut in eine Schale auf dem Altar. Hymnen und der Gesang eines Männerchors ertönten. — An diese Opferhandlung schloß sich die Huldigung der Athene. Abermals wurden Flötenklänge laut. Aus dem Tempel kamen Priesterinnen in rotem Doppelchiton daher, umwandelten gemessenen Schritts den Altar und stellten, während die Strahlen der untergehenden Sonne mit magischem Glanze den feierlichen Vorgang verklärten, das vergoldete Bild der Beschützerin der Künste, der Athene, auf. Dann wandte die Oberpriesterin sich dem Könige zu und sprach mit ergreifendem Ausdruck:

„Heil, edler Fürst, auf Dein gesalbtes Haupt
Hat reiches Glück der Götter Huld ergossen,
Dein Heer, es schmückt sich mit des Lorbeers Sprossen,
Und jede Last ist heute ihm erlaubt,
Denn hoher Mut, in mancher Schlacht erwiesen,
Sei von Geschlechtern zu Geschlecht gepriesen!
Gewaltig thronest Du und rings umher
Naht dankbar Volk und jubelt Dir entgegen,
Palmen und Blumen streut's auf Deinen Wegen,
Und Siegeslieder singt Dein tapfres Heer,
Der Waffen Glanz erfüllt die weiten Hallen,
Dich rühmen sie: den Glücklichsten von allen.
Gern schau' auch ich den Abglanz höhern Lichts
In Deines Sieges schimmerndem Trophäen,
Mir aber gab die Gottheit zu erspähen,
Was kommen wird in des Geschickes Wirken —
So künd' ich Dir: Dies alles sinkt ins Nichts!
Verhallen wird wie diese Jubellieder
Dein Ruhm, Dein Name, Deiner Thaten Spur,
Denn wie im Herbst die Fülle der Natur,
Sinkt schnell der Menschen Glück und Macht darnieder.
Ehernen Fußes geht durch die Aeonen
Der fürchterliche Gott: Vergänglichkeit;
Was sich der Mensch erkämpft im flücht'gen Heut,
Zu Asche wird's mit Tempeln und mit Kronen.
Ich seh' die Völker kommen und vergehn,
Im raschen Wechsel Glück und Größe schwinden,
Nichts Bleibendes kann Menschenmacht begründen,
Was Kampf erschuf, durch Kampf wird's untergehn.
Nur eine Kraft ist Irdischem gegeben,
Zu brechen der Vergänglichkeit Gebot,
Der Menschenkraft geheimnisvollem Leben
Entspringt sie leuchtend wie der Jugend Gott;
Sie ist's allein, die einst der Zukunft kündet
Von großer That, der ird'schem Aug' entschwindet:
Vor der Vernichtung, vor dem Tod gefeit
Ist das nur, was die Kunst geweiht!
Aus Schutt und Asche hebt sie leichtbeflügelt
Ihr strahlend Haupt als echte Priesterin,
Das Göttliche im Menschlichen besiegelt
Ihr Weiheluß durch alle Zeiten hin.
Sie einzig reicht die dauerbare Spende
Und ew'gen Lorbeer schaffen ihre Hände.
Im Frieden waltet sie — den Frieden hege,
Erhabner Fürst, der Gottheit würdge Dich,
Die meine Jungfrau'n jetzt Dir feierlich
Enthüllen und befehlen Deiner Pflege:
Athena schau, der friedensstarke Hort, —
Ihr diene Dein beglücktes Volk hinfort!“

Dann schloß sie, auf eine Zwischenrede des Königs der Göttin sich zuwendend:

„Du hehres, leuchtendes Götterbild,
Was du uns verheißest, wir sehen's erfüllt
In des Kaisers erhabenem Walten:
Mit der Palme geschmückt und dem schirmenden Schild,
In Waffen gewaltig, im Glücke mild,
So hast du den Frieden erhalten.
Dich segnet dankbar dein einiges Reich —
Und das Spiel wird zum Ernste; alsogleich
Laßt brausen den Ruf durch die Lande weit:
Heil, Kaiser, Dir heute und alle Zeit!“

Unter dem Jubel des Volkes wurden dann die Gefangenen befreit und begannen auf dem Platze vor dem Tempel allerlei Kampfspiele — Wettlauf, Ringkampf, Lanzenwerfen, Springen, Schwertertanz, Wettlauf mit Fackeln, Faust- und Reiterkämpfe. Mit der Bekränzung der Sieger durch den König war der Hauptteil des Festes zu Ende. Nach einer Pantomime: „Der Bildhauer von Tanagra“, ordnete sich der Zug von neuem, um in der Reihenfolge, in welcher er gekommen, sich wieder zurückzubegeben. Dann begann das Volksfest. Ueberall im Park, wo es anging, hatte man Buden errichtet. Der Tamtam erklang, die Ausrufer überschrieen sich, hier irgend ein Wunder oder Ungeheuer, da antike Nippes und allerlei Eßwaren anpreisend. Da gab es Panoramen und Wahrsager, aus abenteuerlichen Gefäßen wurde Nektar carte blanche verzapft, eine reizende Griechin verkaufte gegen teures Geld Lose, die nur Nieten enthielten. Das verschleierte Bild zu Sais sollte sich den wißbegierigen Forscherblicken offenbaren; aber das Raritätenkabinett enthielt nur allerlei alte Scharteken, wie abgenützte Bürsten, Handschuhe und so weiter. Schließlich führte man den Neugierigen, wenn der Schleier endlich fiel, in einem Rollwagen durch einen dunklen Gang wieder ins Freie hinaus. Charon fuhr jedermann unentgeltlich über den Styx nach der mitten im Wasser gelegenen Unterwelt, forderte aber für die Rückfahrt fünf Obolusse (50 Pfennig). Hier sah man Apoll den Marsyas schinden, dort wurden die Irrfahrten des Odysseus dem Neugierigen sinnreich dadurch veranschaulicht, daß man ihn auf einer Leiter in einen dunklen Gang hinauf und auf der andern Seite wieder hinunterklettern ließ.

Die Nacht brach herein. Im großen Saal des Ausstellungsgebäudes war Platz zum Tanze geschaffen worden. Vestalin und Referendar, griechische Sklavin und Lieutenant, Peplon, Frack und Uniform schwangen sich in fröhlichem Reigen nach den Weisen von Strauß und Millöker. Im Garten aber glänzte es allerorten auf in farbigem Lichte. Zwischen den Blumen schaukelten Lampions an unsichtbaren Fäden, düster qualmende Fackeln begrenzten Steg und Weg; elektrisches Licht und bengalische Flammen ließen die Konturen des Dioramas und des Zeustempels in magischem Glanze hervortreten. Ueberall Musik, Gesang, Lachen und fröhliche Stimmen! Ein Traum aus „Tausend und einer Nacht“ schien lebendig geworden. Unvergeßlich wird das Fest jedem bleiben, dem vergönnt war, es mitzufeiern.

Schloß Linderhof.

(Hiezu das Bild S. 937.)

Von den Prachtbauten König Ludwigs II. von Bayern ist nur Schloß Linderhof ganz vollendet worden. Ursprünglich ein Bauerngut, war es von König Max II. angekauft und zu einem Jagdquartier eingerichtet worden. Angezogen von der Einsamkeit und den landschaftlichen Reizen der Umgebung, hatte König Ludwig II. nach seinem Regierungsantritt es dann häufiger besucht; neben dem bescheidenen Häuschen entfaltete sich eine große, reichausgestattete Villa mit immer mehr Anbauten, bis schließlich Schloß Linderhof zu dem idyllisch-phantastischen Landsitz geworden, als welcher es jetzt dem Beschauer entgegentritt. Seit dem Tode des Königs ist es inzwischen von verschiedenen Begünstigten besucht und besprochen worden. Dennoch dürften die folgenden Aufzeichnungen nicht ohne besonderes Interesse sein. Wurden doch, als aus dem größeren Publikum noch niemand Gelegenheit gehabt hatte, das Schloß und seine Einrichtung näher kennen zu lernen, die hier niedergelegten Beobachtungen in eingehendster Weise angestellt. Damals wurden sie nach dem ersten bedeutsamen Eindruck in kleinen Absätzen niedergeschrieben — je nach dem Gegenstande, der gerade besichtigt worden war.

Auf einem Seitenpfade rechts von der Straße ab, die von Oberammergau nach Hohenschwangau führt, gelangt man an das Thor des großen Parkes, welcher Schloß Linderhof umgibt. Wohlgepflegte Gartenanlagen reichen bis ans Schloß hinauf, das in nächster Nähe von grünen Hecken umgeben ist, damit der Schloßherr von keinem Punkte aus durch unberufene Augen beobachtet werden konnte. Das Schloß selbst ist ein zweistöckiger Rokokobau, der in der Front von zwei vergoldeten, durch allegorische Figuren getragene Balkone und durch die Statuen der vier Jahreszeiten aus carrarischem Marmor geschmückt wird. Am Giebel thront eine „Urania“ aus Bronze. Gleich beim Eintritt in das Schloß erblickt man auf einem Postament die Statue Ludwigs XIV. auf ehernem Roß. Die Säulen, die Wandverkleidung und die Treppen sind aus Marmor. Zu ebener Erde findet sich alles, was zur Wohnlichkeit unentbehrlich ist, Küche, Speise- und Vorratskammer, die Zimmer der Bedienteten und das königliche Badezimmer. Letzteres ist nur klein. Die Wände schmücken Nixen in Freskomalerei. Eine unsichtbare Thüre führt von hier aus in das Ankleidekabinet mit dunkelroter Sammetottomane, zwei Fauteuils und einer zierlichen Toilette. Eine Wasserleitung versorgt sämtliche Räumlichkeiten mit Wasser, und ein Riesenofen mit Luftheizung. Treppe und Gang werden durch reich vergoldete Wandleuchter erleuchtet. — Die oberen Räume bilden ausschließlich die Wohnung des Königs. Dem Eingange zunächst liegt das Musikzimmer des Königs, der bekanntlich selbst ein eifriger Virtuose war. Der Plafond ist mit herrlichen Gemälden geschmückt, welche die Musikgeschichte illustriren. An den Wänden hängen Gobelins mit Scenen aus dem Leben Ludwigs XIV.; Gardinen aus weißem Sammet mit Gold verhüllen die Fenster; ein Pianino mit acht Registern, — weiß mit Gold — eine cheminée aus weißem Marmor und vergoldeter Bronze und sechs Fauteuils vollenden die Ausstattung. In sämtlichen Gemächern sind die Parketböden mit den prächtigsten Teppichen belegt, Thürfüllungen, Thüren und Schwellen weiß und überreich vergoldet; die Deckengemälde entnahmen ihre Motive sämtlich den „Wagnerschen“ Operndichtungen. An das Musikzimmer stößt das Spiegelzimmer — so genannt wegen der vielen großen Spiegel an den Wänden; Postamente mit Vasen aus dem feinsten Porzellan, die Tausende kosteten, schmücken diesen Raum. Von ihm aus geht's in das Schlafzimmer mit Gardinen und Sesseln in Blau mit Gold. Im Vordergrunde stehen in den Ecken und an den Wänden wiederum Postamente mit den wunderbarsten Nippsachen von Porzellan und Bronze, Scenen aus Opern darstellend. Ein vergoldetes Gitter umschließt die im Hintergrunde stehende hohe, breite Bettlade von kostbarem Holze, über welcher ein blausammetner Baldachin mit schwer herabhängenden Gardinen sich erhebt. Das Kopfende schmückt das königliche Wappen, die Decke des Baldachin eine Scene aus „Tannhäuser“. Rechts vom Bett stehen ein Betschemel und die Waschtoilette, links führt eine Thüre zu des Kammerdieners Zimmer. Das Bett selbst besteht aus einer einfachen Matratze, blauseidenen Kissen mit feinen Linnen überzogen und einer Steppdecke mit der Krone. Das Speisezimmer ist in Gelb und Gold drapirt. Mittels eines im Erdgeschoß angebrachten Mechanismus ist es möglich, den unten gedeckten Tisch in die oberen Räume zu bringen. Aus dem Speisezimmer kommt man in das Arbeitszimmer; die Farbe ist ein dunkles Grün mit Gold. Die Bibliothek enthält Werke aus dem Leben Ludwigs XIV., XV., XVI. und der Königin Marie Antoinette, an den Pfeilern sind wiederum Postamente mit Statuen und Vasen angebracht. Der Stuhl vor dem Schreibtisch, ein Meisterwerk der Holzschnitzerei, steht etwas erhöht unter einem kleinen Baldachin. Auf dem Schreibtisch liegt die in Gold auf grünem Sammet gestickte Schreibunterlage und ein Album mit Bildern von Marie Antoinette. Zwischen den Gemächern befinden sich Kabinette mit Porträts der oben genannten Könige und anderer hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit.

Ganz in der Nähe des Schlosses liegt die kleine Kapelle. Hier betete König Ludwig II. oft in mitternächtlicher Stunde allein, ungesehen. Links und rechts vom Schlosse sind Anlagen mit dem herrlichsten Blumenflor und mit Marmorstatuen aus der französischen Geschichte; schattige Laubgänge führen zu dem Kiosk, an dessen Fuß ein mächtiger Wasserfall entquillt, der über zweihundert Marmorstufen herabstürzt und unten beim Schlosse in einem herrlichen Wasserspiel endet. Nahe beim Eingange des Schlosses erhebt sich eine Riesenfontaine; ihr benachbart ist die Linde, von deren Wipfel aus König Ludwig der Illumination des Gartens und des Schlosses zuzusehen pflegte. Von dem der Façade des Schlosses gegenüberliegenden Hügel, gekrönt mit dem Monopteros und der Venus, fallen von Terrasse zu Terrasse Kaskaden herunter, welche von Treppen begrenzt werden. Ganz besondere Beachtung verdient der schon erwähnte Kiosk. Er ist

ganz aus Eisen konstruirt, weiß und schwer vergoldet; seine ebenfalls matt vergoldete Kuppel grüßt weit ins Thal hinab. Im Innern sind die Wände, Decken, Säulen und der Fußboden aus Mosaik gebildet; die bunten Fenster, mit schweren dunkelroten Sammetgardinen verhangen, geben dem Ganzen eine gewisse Dämpfung. In der Mitte und an den Seitenwänden sind Boskets aus frischen Blumen angebracht, die bei Anwesenheit des Königs jeden Tag, Sommer wie Winter, frisch erneuert wurden. In den Fensternischen stehen Postamente mit Figuren; darunter ein Meisterwerk in Elfenbeinschnitzerei, einen Elefanten darstellend. In der mittleren Fensternische, etwas erhöht, stand eine Ruhebank mit Tisch, den Hintergrund zieren drei bronzene Pfauen, deren Federn von Smaragden und Rubinen strotzen. Bei elektrischer Beleuchtung, die das Ganze erst in seiner vollsten Pracht erscheinen läßt, glaubt man sich ins Feenland versetzt. In derselben Höhe liegt ein Hügel, an dem der Uneingeweihte gleichgiltig seine Schritte vorüberlenkt, nicht ahnend, welch einen Schatz er birgt. Ein leiser Druck an einen Felsen, und auf thut sich der Eingang einer Höhle. Tiefes Dunkel, lautlose Stille! Wenige Schritte vorwärts, und schwaches rotes Licht strömt hernieder. Mit einem Zauberschlage erscheint eine geisterhaft erhellte Grotte, herrliche Tropfsteine, mit künstlichen Rosenguirlanden umwunden, wölben sich über uns. Ein goldener Schwan wiegt sich auf stiller Flut; ein mächtiger Wasserfall stürzt herab über herrliches Marmorgeröll; ein im Zickzack sich windender Weg führt zu dem sogenannten „Königssitz“, und zu der „Loreley“, woselbst Bänke und Tische, auf Korallenfüßen ruhend, stehen. Ueber dem See im Hintergrunde befindet sich ein Freskogemälde, den Tod der Elisabeth aus „Tannhäuser“ darstellend; ein Regenbogen erscheint in voller Farbenpracht; der Mond bricht aus den Wolken hervor. Die Grotte ist der blauen Grotte von Capri nachgebildet und aus Eisen konstruirt. Die Tropfsteine sind aus Zement hergestellt und deshalb muß Tag und Nacht, Sommer und Winter die Grotte von fünf großen Oefen erwärmt werden, damit die Zementmasse nicht nachläßt. Etwas abseits liegt das Königshäuschen, das ehemalige Jagdschlößchen des Königs Max II., das von seinem ursprünglichen Platz entfernt und dann hier ganz so wieder aufgebaut wurde, wie es früher gewesen. Die ganze Einrichtung ist sehr hübsch in blauem Damast und von Eichenholz. Die Lage des Häuschens gewährt eine herrliche Fernsicht auf die Gebirgsketten; unter ihm breitet der „Schwanensee“ sich aus, den schwarze Schwäne beleben. Durch einen Tannenwald führt dann der Weg zum Gewächs- und Palmenhaus, zur Orangerie und in die Remise. Hier stehen drei herrlich vergoldete Schlitten in Form eines Schwanes, eines Delphins und einer allegorischen Figur. Ihre Polsterung ist in Blau, Grün und Rot, die Decken in denselben Farben mit Silber- und Goldstickereien. Ein eigenartiges Schauspiel war es, wenn König Ludwig II. im Kostüm Ludwigs XIV. in einem solchen von vier Pferden bespannten Schlitten und von einem Vorreiter begleitet, allein in mondheller Nacht dahineilte, wenn die Lichter des Schlittens wie Meteore durch den Tannenwald leuchteten! Hier steht auch die Staatskarosse, über und über vergoldet; Tritte und Sitze sind von rotem Sammet mit der schwersten Goldstickerei, die Wände von Glas mit der herrlichsten Malerei; die Rückwand ziert das königliche Wappen, an den Seitenwänden prangen Scenen aus „Tannhäuser“.

Eine Stunde entfernt, in stillster Waldeinsamkeit, ganz abgelegen von der Straße nach Plansee, liegt die „Hundingshütte“. Die „Wodanesche“, im Innern der Hütte wurzelnd und über das Dach hinauswachsend, überschattet sie; das Schwert haftet bis zum Heft im Stamm. Etwas weiter liegt das „Marokkanische Häuschen“, das in orientalischem Stile eine blendende Pracht entfaltet. Die Sennhütte ist im Gegensatz zu ihm äußerst einfach, mit Thüren und Tischen aus Gebirgsholz. Sie beide waren stets Lieblingsplätzchen des Königs Ludwig II. Oft weilte er dort, einsam und allein, fern von allem Getümmel der Welt.

Zu jener Zeit, als seine besondere Gunst sich dem damaligen Münchener Hofschauspieler Josef Kainz, dem jetzigen Liebling der ständigen Besucher des Deutschen Theaters in Berlin, zugewendet hatte, beschenkte er denselben mit einigen von H. Breling in vortrefflichstem Aquarell ausgeführten Ansichten seiner prachtvollen Linderhofanlagen. Das bedeutendste dieser Blätter legen wir unseren Lesern in sorgsamer Holzschnittwiedergabe vor. Unter den Augen des fürstlichen Erbauers für diesen selbst gearbeitet, der bekanntlich an die Ausführung solcher Darstellungen in Bezug auf genaueste Wiedergabe jeder kleinsten Einzelheit den höchsten Maßstab anlegte, wird diese Aufnahme gegenüber so mancher ganz oberflächlichen und unzuverlässigen Abbildung, die in jüngster Zeit der Augenblick geboren, den Vorzug authentischster Zuverlässigkeit beanspruchen dürfen.

Ein Rembrandtsches Bildnis.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Der energische Männerkopf mit der gewaltigen Pelzmütze und dem unverkennbar polnischen Zuschnitt der Kleidung, den wir heute unseren Lesern in besonders hervorragender Gestalt übermitteln, galt lange Zeit für ein Porträt des vielgefeierten Polenkönigs Johann Sobieski, des tapferen und genialen Heerführers, dem nicht nur sein Vaterland, sondern auch Wien die Befreiung von den frechen und grausamen türkischen Eindringlingen zu danken hatte. Wenn das Bild unter diesem stolz klingenden Namen sich eines hohen Ruhmes erfreute, so hat es mit dem Verlust jener nachgerade als unhaltbar erkannten Benennung von seiner hochschätzbaren künstlerischen Bedeutung nichts eingebüßt. Selbst wenn wir nichts von ihm wüßten, als daß es „der Mann mit der Pelzmütze“ ist, als welcher das Bild in neuere Verzeichnisse von Rembrandts Werken eingereiht zu werden pflegt, so würde die Trefflichkeit der malerischen Darstellung diesem Unbekannten unsere volle Teilnahme sichern. Ein neuer Anhaltspunkt für die Anknüpfung eines bedeutsamen Sonderinteresses aber erwächst aus der in jüngster Zeit von einigen Forschern nicht ohne Wahrscheinlichkeit ausgesprochenen Vermutung, daß wir hier ein verkapptes Selbstbildnis des großen niederländischen Meisters vor uns haben. Rembrandt liebte es bekanntlich, sich in allen möglichen Verkleidungen abzukonterfeien. Warum sollte es ihm nicht einmal beigekommen sein, sich in der kleidsamen polnischen Tracht zu verewigen? Die sehr flotte, freie Vortragsweise des Bildes stimmt ganz mit der Art, die ihm in der mittleren Periode seines künstlerischen Schaffens eigen war, in jener Zeit, in welcher er eben auf der Stufe des zur höchsten Reife vorgeschrittenen kräftigen Mannesalters angelangt war, in welchem der Held dieses Bildes, dessen Züge mit den bekannten des Meisters nahe Uebereinstimmung zeigen, erscheint. Damit der angestrebte polnische Charakter zur vollen Geltung gelange, mußte das Haar völlig kurz geschoren erscheinen. Um diesen Eindruck zu erzielen, brauchte der Künstler sein schönes gekräuseltes Haar nicht zu opfern; es ließ sich leicht unter der ziemlich tief in das Gesicht und über den Hinterkopf herabgedrückten Pelzmütze verbergen. Indes, wie es immer um die gedachte Vermutung bestellt sein möge, das Gemälde als solches behält schon um seiner selbst willen seinen unvergänglichen Reiz und wird in so malerisch wirkender Wiedergabe, wie wir es unseren Lesern zu bieten in der Lage sind, gewiß jedem willkommen sein.

Litteratur.

— **Theodor Souchay hat manches hübsche Gedicht schon** gemacht und seine Individualität als Lyriker hat in weiten Kreisen Anerkennung gefunden; das verdankt Souchay vor allem der Natürlichkeit seiner Empfindungs- und Denkweise, der Liebenswürdigkeit und Anmut, die in seinen Werken sich ausdrückt. Es ist nichts Tendenz, Gewaltsames, Gezwungenes und Gemachtes in der Poesie dieses Poeten und deshalb wird auch das neueste Buch Souchays, „Frisch vom Herzen“ ist es betitelt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), die gleich warme Aufnahme wie die früheren Liedersammlungen des Autors beim Publikum finden. Das elegant und geschmackvoll ausgestattete Werk ist sehr reich an verschiedenartigem Inhalt. Die vermischten Lieder sind die sonnenhellste Lebenslustigkeit; reizend waren an die Lieder aus der „Goldenen Rose“, einer Schenkenidylle, die ein Wander-, Trink- und Liebesleben im Schwarzwald schildern. Die Lieder der Liebe zeichnen sich durch tiefe Empfindung und Reichtum der Situationen aus. Unter den Romanzen sind ganz vortreffliche; so „Der Arzt von Falkenstein“, „Die Eichenlaub“ und „Sankt Pontianus“. Sehr hübsch Gedachtes und gut Ausgesprochenes finden wir in den Sprüchen und vermischten Gedichten, prägnant und gut sind die Distichen, originell die Dichtungen aus nordischer Heimat und die Gedichte in plattdeutscher Mundart. — wie man sieht, eine stattliche Sammlung liebenswürdiger, lebensvoller Poesien, die ohne Prätension erfreuen und deshalb um so mehr fesseln und erquicken; denn Theodor Souchay ist ein Poet von Ursprünglichkeit und Herzlichkeit und Feinheit zugleich.

— **Der zweite Band des „Briefwechsels und der Tagebuchblätter Arnold Ruges“** ist jetzt erschienen (Berlin, Weidmann) und der Herausgeber Paul Nerrlich hat damit einem gewaltigen Publikum und den Forschern der Zeitgeschichte einen wertvollen Dienst geleistet. Diese Sammlung umfaßt den Briefwechsel und die Aufzeichnungen Ruges aus den Jahren 1848—1880, also einem mächtigen Abschnitt der weltgeschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes, und es ist ungemein interessant, zu sehen, wie ein so markanter und bedeutender Kopf wie Ruge diesen Wandel der Dinge auffaßte und wie schließlich der Patriot über alle Theorien und Theoreme des geistvollen Republikaners siegte. Obwohl natürlich Ruges Briefe an Zahl und Interesse die bedeutendsten sind, so nehmen dennoch in dem Werk auch die Briefe anderer berühmter Zeitgenossen an Ruge eine wichtige Stelle ein; so die Zuschriften von Mazzini, Herzen, Freiligrath, Kuno Fischer, die Briefe von Kinkel, Bamberger und manchen anderen. Es kommen die tiefsten Fragen, welche unser modernes Dasein erregen und bewegen, hier — wenn auch bisweilen nur skizzenhaft gestreift — zur Diskussion, und überall zeigt sich Ruge als Charakterkopf ersten Ranges, als ein hochherziger Denker und eine edle, echt deutsche, schwungvolle Natur. Geschmückt ist dieser Schlußband mit dem Porträt Ruges aus seinen späteren Jahren.

— **In Taschenformat ist von Meyers Reisehandbüchern** jetzt auch „Die Schweiz“ in neuer, elfter Auflage erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut). Die Einteilung nach Touren macht diese „Schweiz“ besonders für Reisende brauchbar, welche bestimmte Gebiete kennen lernen wollen; sie finden in dem Reiseführer alles, was ihnen zu wissen nötig, ohne größere Belastung mit Material, das man aus anderen Werken schöpfen kann; die Karten dieser Auflage sind nach den jüngsten schweizerischen offiziellen Aufnahmen erneuert und die veränderten Verkehrsverhältnisse sorgsam berücksichtigt, wie denn überhaupt in letzterer Hinsicht Meyers Schweiz durch große Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit sich auszeichnet. Die Ausstattung des Buches ist elegant und praktisch und die große Zahl von Karten (21), Plänen (6) und Panoramen (28) orientiren den Reisenden vortrefflich.

— **So sehr auch in Fällen ernsterer Erkrankung der Arzt im** Hause unentbehrlich ist, so kann doch solchen Fällen vielfach in erfolgreichster Weise vorgebaut werden, wenn wir unsere Aufmerksamkeit in rationeller Weise auf die Pflege unserer Gesundheit und die möglichste Verhütung von Unvorsichtigkeiten, die zur Erkrankung führen können, zu richten wissen. Dazu sachgemäße Anleitung zu geben, ist der Zweck der populärmedizinischen Bücher, von denen wir zwei jüngst erschienene vor uns liegen haben. Das eine: „Des Menschen Leben und Gesundheit, ein Haus- und Familienbuch von A. Schrott“ (Leipzig, C. A. Koch) behandelt in drei Hauptabschnitten 1) die Ernährungsverhältnisse und die Pflege des menschlichen Organismus im allgemeinen, 2) die einzelnen Lebensalter und ihre Pflege in gesunden und kranken Tagen und 3) das geistige Leben des Menschen und die geistige Gesundheitspflege. Eben in der scharfen Beobachtung der Wechselbeziehungen zwischen Körper und Geist und ihren Anforderungen liegt ein Hauptvorzug des leicht verständlich und streng sachlich geschriebenen Buches. — Nur einen bestimmten Teil der Gesundheitspflege, aber diesen um so eingehender und gründlicher, behandelt das zweite der erwähnten Bücher: „Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande“ von Dr. med. Lorenz Fürst, das bereits in 3. Auflage erschien (Leipzig, J. J. Weber). Alles, was auf die so sehr wichtige und leider so vielfach vernachlässigte körperliche Erziehung des Kindes von seiner ersten Stunde an bis in die vorgeschrittenen Schuljahre hinein irgendwie von Wert und Wichtigkeit ist, hat der Verfasser mit Sorgfalt und Sachkenntnis zusammengestellt, und die Klarheit seiner Darstellung wird durch mehr als hundert erläuternde Abbildungen, die sich in den Text gedruckt finden, noch unterstützt und erhöht. Jeder jungen Mutter ist dieses Buch, dessen gründliche Beachtung stets die wohlthätigsten Folgen haben wird, angelegentlich zu empfehlen.

Bildende Künste.

— **Der Wettbewerb um den großen Staatspreis der Akademie** der Künste zu Berlin ist auch in diesem Jahre wieder erfolglos verlaufen, obgleich diesmal ausnahmsweise drei Tage für die erste Komposition gewährt worden waren und obwohl vorzugsweise diejenigen sich gemeldet hatten, die bei ihrem Besuche der Akademie von dem Senate mit Auszeichnungen und Preisen bedacht worden sind. Nur Eckstädt gelang es vor vier Jahren, den Preis zu erringen, während junge, geschätzte Künstler wie Feistel-Görlitz, Otto Lingner, Franz Kolitz und Hanckeg vergeblich um die Palme warben. Diese immer sich wiederholende Erfolglosigkeit ist indes in den eingeweihten Kreisen nicht mehr überraschend und wirft keineswegs ein ungünstiges Licht auf die Leistungen der Berliner Akademie, die bei anderen Gelegenheiten — und nicht etwa nur bei Festen — wohl bemerkbar hervortreten; ihre Ursache ist vielmehr in den Verteilungsbedingungen zu suchen, für deren Aenderung unter anderen auch Direktor Anton von Werner entschieden eintritt. Gerade für die Malerkonkurrenz ist es angesichts der vielen traurigen Erfahrungen dringende Notwendigkeit, die Herstellung der Vorarbeiten in geschlossenem Raume zu beseitigen und an Stelle dessen die freie Arbeit im Atelier zuzulassen. In wenigen Stunden und zu einer vorgeschriebenen Zeit, in der es dem jungen Künstler vielleicht noch obendrein an der rechten Stimmung fehlt, läßt sich zu einem Bilde fast unmöglich eine gute Skizze schaffen, wenn noch dazu der Druck des Zwanges und der Abgeschlossenheit das Künstlergemüt belastet. Hat man doch bei dem großen Staatspreise für Architekten diesen das vertrauensvolle Recht gewährt, ihre Entwürfe frei in ihrem Atelier anzufertigen. Kann man in Zukunft nicht die jungen Maler von der Bewerbung ganz und gar zurückschrecken oder ihnen durch die sich immer wiederholenden Ablehnungen die Arbeitsfreudigkeit und das Selbstbewußtsein rauben will, so wird es Zeit, mit dem alten, zopfigen Brauche der Klausur zu brechen.

— **Der Bildhauer Heinrich Möller aus Altona, zur Zeit** in Dresden, ist aus einer vom k. sächsischen Ministerium ausgeschriebenen Konkurrenz zur Anfertigung der beiden Figuren Petrus und Paulus als Sieger hervorgegangen. Als Preisrichter fungirte der k. akademische Rat. Die beiden Arbeiten, welche von der Kritik geradezu „groß“ genannt werden, sind für das Hauptportal der neuerbauten Lutherkirche in Leipzig bestimmt.

Musik.

— **Alfred Rittershaus, ein Sohn des deutschen Dichters,** hat bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in einem Konzerte des Wiener Sängerbundes durch die ungewöhnliche Klangschönheit seiner Stimme und eine Höhe, die über das hohe C mit Leichtigkeit verfügt, die Hörer entzückt. Man hofft, daß A. Rittershaus, der bisher Artillerieoffizier war, dem Beispiel Anton Schotts folgen und die militärische mit der Bühnenlaufbahn vertauschen werde.

Bühne.

— **Die Mitglieder der Kasseler Hofbühne, welche alljährlich** bei Beginn ihrer Sommerferien in Marburg einige Gastvorstellungen geben, hatten diesmal für den ersten Abend ihres Gastspiels ein bisher noch nicht aufgeführtes Trauerspiel: „Cromwell“, gewählt, dessen noch sehr jugendlicher Verfasser, Freiherr Schenk von Richterraben, an der Marburger Hochschule studirt. Der Erfolg des Stückes war ein ganz ungewöhnlicher. Mag man nun von dem reichlich gespendeten Beifall einen noch so großen Teil der Sympathie zuschreiben, welche die Zuhörer dem Verfasser entgegenbrachten, weil er ein Jünger der Marburger Hochschule ist, so viel wird man unbedingt anerkennen müssen, daß das dramatische Erstlingswerk des jugendlichen Verfassers eine über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehende Begabung verrät und für die Zukunft, wenn es ihm gelungen sein wird, der naturgemäßen Mängel eines ersten dramatischen Versuches Herr zu werden, sehr Bedeutendes verspricht.

— **Die Oper „Quintin Messis, der Schmied von Antwerpen“** von K. Goepfart, wird Anfangs nächster Saison als erste Novität am Hoftheater in Weimar aufgeführt. Die Oper wurde angenommen infolge des ausgezeichneten Erfolges, den seinerzeit die feine, reizend melodiöse Musik desselben Komponisten zu dem Weihnachtsmärchen „Beerenliesechen“ errang. Dieses letztere Werk kommt ebenfalls nächste Weihnachten in Weimar wiederholt zur Aufführung; auch ist dasselbe für Berlin (bei Kroll) in Aussicht genommen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Arbeiten im Goethehause zu Weimar sind so weit** vollendet, daß die Aufstellung der Sammlungen durch Hofrat Ruland, den Direktor des Goethemuseums, ausgeführt werden konnte. Infolge dessen sind die Räume des Goethe-Nationalmuseums nunmehr geöffnet worden, nachdem eine Besichtigung derselben durch den Großherzog stattgefunden hat. Nach amtlicher Bekanntmachung wird das Museum in der Zeit bis 1. Oktober täglich — mit Ausnahme des Montags — von 11—4 Uhr geöffnet sein und zwar an den Sonntagen für einen Eintrittspreis von 50 Pfennig, an Wochentagen von 1 Mark. Die Einnahmen sind bekanntlich zur Erhaltung des Museums und für die Kosten der Verwaltung desselben bestimmt. Die von Goethe bewohnt gewesenen Räume des Hinterhauses, sowie die naturwissenschaftlichen Sammlungen bleiben wegen verschiedener noch zu bewirkender Herstellungen für die nächste Zeit geschlossen.

— **In der letzten Sitzung der französischen Akademie der** Wissenschaften geschah das noch nie Dagewesene, daß den Beratungen eine Dame beiwohnen durfte. Es war Frau Kowalewska, welche an der Universität von Stockholm Geometrie und höhere Mathematik vorträgt. Die Fremde wurde von dem jungen Mathematiker Halphen eingeführt und von dem Präsidenten im Namen seiner Kollegen willkommen geheißen. Frau Kowalewska, welche ihre Studien am Polytechnikum in Zürich machte und dort den Doktorhut erwarb, ist die Witwe des bekannten Paläontologen Kowalewski.

— **Nach dem jüngst erschienenen Adreßbuch der Universität** Heidelberg wird dieselbe im laufenden (Sommer-) Semester von 1162 Studirenden besucht, eine Angabe, welche die früher aus anderer Quelle bezogene sehr wesentlich überschreitet. Unter den Studirenden sind 70 Theologen, 355 Juristen, 262 Mediziner, 345 Philosophen und 126 Personen reiferen Alters. Der Herkunft nach entfallen 350 auf Preußen, 297 auf Baden, 55 auf Bayern, 53 auf Hessen, 19 auf Sachsen und 90 auf Amerika. Die übrigen verteilen sich auf Afrika und Australien mit je einem und Japan mit 3 Studirenden.

Feste und Versammlungen.

— Die Woche, mit welcher der Juni schloß und der Juli seinen Anfang nahm, brachte eine Reihe von Festen, wie sie selbst in Deutschland, dem Lande der Preisfesten und Jubiläumsfeiern, wohl noch nie gleichzeitig stattgefunden haben. Sie begann mit der feierlichen Eröffnung der neuen, staatlich subventionierten Dampferlinie nach Ostasien und Australien in Bremerhaven. In meilenlanger Kiellinie lagen die festlich geschmückten Lloyddampfer „Lübeck“, „Main“, „Oder“, „Köln“, „Ems“, „Trave“, in ihrer Mitte das Festschiff Oder unter Führung des Kapitäns Pfeiffer, zur Abfahrt bereit. Gegen 1/2 10 Uhr traf der Extrazug aus Bremen in der Hafenstation des Lloyd ein, und alsbald erfolgte auf dem Dampfer „Willkommen“ die Ueberfahrt an Bord der Oder. Wie alle Subventionsdampfer hat die Oder außenbords grauen Anstrich, um die Strahlen der Tropensonne möglichst wenig anzuziehen. Die innere Einrichtung, welche größte Zweckmäßigkeit mit Schönheit und Eleganz vereinigt — unter anderem elektrische Beleuchtung, Kaltluftkühlung, Badeeinrichtungen — erregte allgemeine Bewunderung. Unter lautem Hurra, bei fröhlichem Gläserklingen erfolgte alsdann die Hissung der Flagge, worauf Staatsminister von Bötticher das Wort ergriff. Er wies auf die Bedeutung der neuen Dampferlinien hin und schloß mit den Worten: „Im Namen des deutschen Reichs rufe ich dir zu: Fahre wohl, stolzes Schiff, schlinge das freundliche Friedensband zwischen Deutschland und dem fernen Osten, trage den Ruf deutscher Arbeit, deutscher Treue, deutschen Unternehmungsgeistes in das ferne Land, mache dem Namen des deutschen Volkes Ehre!“ Erst nach Minuten wurde die weihevolle Stille durch laute Hochrufe unterbrochen. Das Signal zur Abfahrt erklang, die Gäste bestiegen wieder den Willkommen und vorwärts dampfte die Oder dem fernen Osten zu. — Den Festlichkeiten in Bremen schloß sich zunächst das fünfzigjährige Jubiläum der technischen Hochschule in Darmstadt an. Nach einem zwanglosen Empfang der Gäste im Polytechnikum am Morgen des 2. Juli begann ungefähr gegen 11 Uhr der offizielle Festakt in dem glänzend geschmückten Festsaale des Saalbaus. Eine Festouvertüre leitete ihn ein, dann hielt der Direktor der Hochschule die Festrede, in welcher er auf die Bedeutung der technischen Wissenschaften für die moderne Kultur hinwies und mit einem Hoch auf den Großherzog schloß. Der Großherzog dankte persönlich. Nachdem alsdann noch Staatsminister Finger im Namen des Landesherrn eine Reihe von Auszeichnungen, die anläßlich des Jubiläums verliehen worden, zur allgemeinen Kenntnis gebracht, beglückwünschte Bürgermeister Ohly die Hochschule im Namen der hessischen Residenz und eröffnete damit die lange Reihe von Gratulationen und Adressen auswärtiger und einheimischer Korporationen. Mit einem kurzen Dankeswort des Rektors Schmitt schloß diese offizielle Feier. Die Festgäste blieben indes noch zwei Tage in heiterem und in ernstem Thun bei einander, das in einer Generalversammlung des Vereins ehemaliger Studierender der Hochschule, in einem großen Festkommers am Abend des 3. Juli und in einem Ausflug nach Auerbach am 4. Juli seinen Höhepunkt erreichte. — An demselben Tage, dem 4. Juli, fand das 21. Liederfest des „Schwäbischen Sängerbundes“ und das hundertjährige Jubiläum der Besitzergreifung Sagans durch Herzog Peter Biren von Kurland statt. Das erstere wurde in diesem Jahr in Heilbronn abgehalten und verlief bei herrlichstem Wetter ganz besonders befriedigend. Am Festzuge beteiligten sich 60 Vereine mit 4000 Mann. Die Gesamtchöre von 3000 Mann wurden von Direktor Faißt dirigiert und vorzüglich ausgeführt. Den ersten Preis erhielt der „Gutenbergverein“ aus Stuttgart. — Das Fest in Sagan war besonders interessant durch einen 3000 Mann zählenden kostümierten Zug. In demselben war eine Gruppe aus Wallensteins und Friedrichs Zeit eingefügt, ferner ein Aufzug Wallensteins, der von seinen Generalen und etwa 100 Landsknechten umgeben war, die Wallensteins Lager und einen Reigen der Landsknechte aufführten. Viele fremde Fürstlichkeiten und hohe Herrschaften hatten sich eingefunden. Der Kaiser ließ eine prachtvolle blaue Vase mit den Ansichten des kaiserlichen Schlosses in Berlin und des Lustschlosses Babelsberg, begleitet von einem allerhöchsten Handschreiben, überreichen. Die Sängerinnen Désirée Artôt und Marcella Sembrich wirkten in einer Soirée mit.

— Vom 24. bis 26. Juli tagt in Köln der zweite Kongreß Stolzescher Stenographen.

Sport.

— Die Rennen zu Hannover haben den Gästen aus dem Nachbarreiche wieder größere Erfolge gebracht als die Hamburger, indem sie über 24,000 Mark an Preisen gewannen und damit die meisten großen Rennen. Den großen Preis von Hannover gewann Graf Apponyis vierjähriger F.-H. „Excelsior II.“ leicht vor dem Gradiczer „Carmosina“ und „C-Dur“, dem dritten aus dem Derby. „Marlsbrunner“ siegte, während die große Steeplechase Oehlschlägers „Abare“ vor „The Ranger“ ec. heimtrug. Den Staatspreis dritter und vierter Klasse gewann Graf Henckels „Mazulina“ und desselben „Abendstar“ den Gradiczer Gestütspreis, während Capt. Joiß „Irmela“ das große Handicap vor „Nachbar“ und so weiter und Oehlschlägers „Green Devil“ das Graf Eulenburgrennen heimtrugen. Gradiz gewann nur den Preis der Eilenriede mit „Hartenfels“, während „Buk“ und „Pechvogel“ das Guldenstermrennen im toten Lauf heimtrugen. Von den Zweijährigen gewann Graf Esterhazys „Viceversa“ den Preis von der Bult und Graf Apponyis „Plateau“ das Tribünenrennen.

— Das irische Derby gewann ein deutscher Sportsman und zwar Oehlschläger mit „Theodemir“, der in England angekauft und zuerst für das lange Hamburger Handicap bestimmt war. Der Hengst ist im Baden-Badener Jubiläumspreis engagiert.

— Der Fünfkampf und Diskuswurf wurden bei einem Wiener Turnfest, bei dem auch Weitsprung, Speerwurf, Wettlauf und Ringkampf gepflegt wurden, neu ins Leben gerufen. Der „Schürmann“ dieses hellenischen Sports, Kießling, blieb Sieger unter 11 Konkurrenten.

— Bei dem internationalen Wiener Velocipedrennen gewann Rigner, München, auf dem Sicherheitszweiräder, mußte sich jedoch dann trotz einer brillanten Leistung über 10 Kilometer mit dem zweiten Platz hinter Milanich begnügen, da er zu sehr ausgepumpt war. Ein Monocyclerennen war ohne Bedeutung.

— Der Kampf um den Oceans- („Amerika-“) Cup soll in diesem Jahre von neuem entbrennen. Von England aus ist Anfangs Juli der Rennkutter „Galatea“ nach Amerika in See gegangen, um den Ehrenpreis, den 1851 Königin Viktoria ausgesetzt hatte und den damals die „Amerika“ und dann 1870, 1871 und 1885 amerikanische Yachten gewonnen, nach der Heimat zurückzuholen, was jedoch, wie selbst die englischen Klubs annehmen, kaum gelingen wird.

— Jean Bungart vom Mannheimer Ruderklub gewann die Meisterschaft in Zürich.

Denkmäler.

— Die Stadt Nürnberg hat die Errichtung eines Denkmals für Martin Behaim beschlossen; dasselbe wird in Erz ausgeführt und in der innern Stadt, auf dem Theresienplatz, aufgestellt werden. Professor Rößler ist mit der Ausarbeitung eines Kostenvoranschlags betraut worden. Ursprünglich war die Errichtung eines marmornen Denkmals geplant, man hat jedoch von diesem Material Abstand genommen, da man mit demselben in der bekanntlich wenig reinen Luft Nürnbergs noch keine Erfahrungen gemacht hat und zu einem ersten Versuche der Preis von 60,000 Mark doch wohl ein zu hoher gewesen wäre.

— Eine Gedenktafel für den Afrikareisenden Eduard Vogel ist kürzlich in Crefeld an seinem Geburtshause enthüllt worden. Dieselbe zeigt auf schwarzmarmornem Untergrund in goldenen Buchstaben folgende Inschrift: „Geburtshaus des Afrikaforschers Eduard Vogel, geb. 7. März 1829, gefallen 1856 in Wadai als Opfer der Wissenschaft.“

Gestorben.

— Dr. Max Bamberger, Stabsarzt im Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiment und Mitredakteur der „Deutschen militärärztlichen Zeitschrift“, 42 Jahre alt, am 28. Juni, in Berlin.

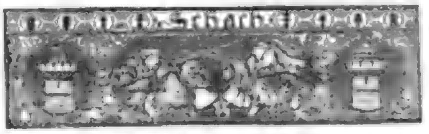
— Hermann Abich, einer der hervorragendsten Geologen der Gegenwart, 80 Jahre alt, am 2. Juli, in Wien.

— Seydelmann, herzoglich meiningenscher Hofschauspieler, am 3. Juli, in Düsseldorf.

— A. F. Riccius, begabter Komponist und Dirigent, am 5. Juli, in Karlsbad.

— A. Mohr, Chefredakteur der „Weserzeitung“, 50 Jahre alt, am 7. Juli, in Bremen.

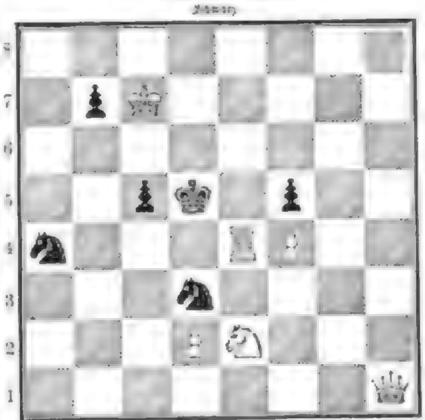
— Kardinal Jos. Hippolyte Guibert, Erzbischof von Paris, 83 Jahre alt, am 8. Juli, in Paris.



(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 881.

Von Fritz af Geijerstam.
(Schweden.)



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 877:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 5 — F 2	1) S. D 2 zieht beliebig, außer A.
2) B 4 — B 5 †	2) K. A 6 — A 5.
3) L. F 2 — E 1 †	3) Beliebig.
4) L. Matt.	
A)	
1)	1) S. D 2 — F 3.
2) D 2 n. F 3	2) Beliebig.
3) L. F 2 — E 1	3) Beliebig.
4) B 4 — B 5 Matt.	
B)	
1)	1) A 4 — A 3 oder G 4 — G 3.
2) L. F 2 — E 1 ꝛc.	

Buchstabenrätsel.

Ach, könnt' ich doch erringen
Sein eins zwei drei und vier,
Doch will mir's nicht gelingen,
Zwei drei ist zwei drei vier!

Käm' eins zwei drei, so stirbt ja
Mein Sehnen, nur zwei drei!
Im eins zwei drei vier lebt ja
Mir nur allein zwei drei!

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 8 Seite 905:

Lang sitzt der Sachsenfeldherr, sein Antlitz ist ihm fremd,
Fest fühlt er sich im Innern die heiße Brust beklemmt;
Da denkt er an die Toten daheim im Weserthal,
Und wieder wild und grimmig faßt er nach seinem Stahl.
Da greifen ein die Harfner, da hebet an der Chor,
Welch Zaubermeer von Tönen erfüllt nicht da sein Ohr,
Wie wogt es durch die Hallen, wie schallt's so mild und fromm,
Als zögen Engel singend auf Wolken überm Dom!

(Aus „Wittekind“, von Vogl.)

Bilderrätsel 43.

Zur Zeit, als die großen Humannschen Funde von Pergamon, der Gigantenkampf ec., nach Deutschland gebracht wurden, bot ein Arbeiter aus einem Dorfe bei Trier dem Einsender dieses die hier abgebildete kleine, beim Eisenbahnbau gefundene Platte zum Kauf an, die, wie es scheint, einen abgesetzten Zeuspriester darstellt, der die Gedenktafel dem Usurpator Mirias, einem der Giganten, in ehrfurchtsvoller Verehrung darbringt.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 905:

Eintracht trägt ein.

Auflösung der Charade Seite 905:

Tagebuch.

Μέγας φιλόσοφος in Wien. Schwiedland, „Die Graphologie, Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftendeutung“. Diese Wissenschaft fußt auf der Voraussetzung, daß die eigenartige Handschrift eines Menschen sich im unmittelbaren Zusammenhang mit seinen Charaktereigentümlichkeiten entwickle und daß man somit aus der ersteren mit ziemlicher Sicherheit auf die letztere zurückschließen könne. Die Zahl ihrer Anhänger ist eine immerhin beträchtliche. Obiges Buch können Sie durch jede bessere Buchhandlung beziehen.

Jos. H. jr. in Stralsund. Nicht an uns gelangt.

Hrn. Victor C. in W. Als passendes Geschenkwerk können wir Ihnen den Samarowschen Romancyklus: „Um Scepter und Kronen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) bestens empfehlen. Die Anschaffung dieses berühmten Litteraturwerkes ist jetzt insofern wesentlich erleichtert, als der Preis desselben für die Abonnenten unseres Journals ganz bedeutend ermäßigt worden ist. Der Cyklus kostet geheftet in 20 Bänden nur M. 25 (anstatt M. 101), in 10 Bände gebunden M. 35 (anstatt M. 90).

Fünfjähriger Abonnent in München. 1) Büchmann, der überall den Dingen auf den Grund zu gehen unablässig bemüht war, und mit gutem Erfolge, gibt auch in diesem Fall das Richtige. 2) Woher die Citate „Dauernde jamais!“ und „Souvenez-vous, Sire, souvenez-vous, souvenez-vous!“ stammen, die in einem der Zimmer, die König Ludwig II. auf Schloß Berg bewohnte, auf dem Modell zu einer „Säule“ (oder Bildsäule?) für das projektierte Schloß Falkenstein stehen, vermögen wir im Augenblick nicht anzugeben.

H. W. in Amsterdam. Besten Dank zugleich im Namen des Anfragenden, dem Sie den Aufschluß erteilen, daß die betreffenden Verse von Heine herrühren und sich unter der Aufschrift „Fragment“ in der Hoffmann und Campeschen Gesamtausgabe Band 18, Seite 267 finden, wo sie indes folgende vollständigere Fassung haben:

„Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund!
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Hat er jetzt das Maul voll Brot,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätte er der Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.“

Leser in Triest. Die von Ihnen angeführten weiteren Verse finden sich an der vorstehend angezeigten Stelle nicht.

Clementine Sch. in Straßburg. Alfred W. in Osnabrück und andere. Besten Dank!

Abonnent in Budweis. Sie meinen vermutlich Terpentinöl, das Sie in jeder Materialwarenhandlung erhalten.

Verzweifelte aus A. P. Eine unglückliche Liebe wird am besten durch eine glückliche geheilt. Wir wissen wohl, daß diese Verordnung leichter gegeben als praktisch bethätigt ist; aber wenn wir zwischen den Zeilen Ihres Schreibens richtig zu lesen verstehen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß eine Heilung im angedeuteten Sinne — auch wenn sie Ihnen augenblicklich noch so fernliegend erscheinen sollte — nicht allzulange auf sich warten lassen wird.

Heiratskandidat in R. Unsere Ansicht geht im allgemeinen dahin, daß in Mischehen die Kinder am richtigsten in der Religion der Mutter erzogen werden. Dieser liegt es ja naturgemäß ob, die erste Erziehung des Kindes zu leiten, die gerade in Glaubenssachen die entscheidende zu sein pflegt. Viele einsichtsvolle Menschen huldigen daher dem oben ausgesprochenen Grundsatz, dem das Gesetz in einem Falle wie dem Ihrigen kein Hindernis in den Weg legt.

Alte Abonnentin in R. Dafür gibt es in allen größeren Städten besondere, von Schneidermeistern geleitete Privatanstalten, die meistens recht gute Erfolge aufzuweisen haben. Sie fragen indes wohl schwerlich im eigenen Interesse an. Da würden wir keinerlei Anlaß zu solcher Nachfrage erblicken können.

L. G. K. Wir würden in solchem Falle dem Gaste des Hausherrn den Platz zur Rechten, dem nicht zur Familie gehörigen Gaste den zur Linken der Hausfrau einräumen.

Frau C. H. in Leipzig. Nicht schwungvoll, aber dem Genre, das wir besonders pflegen, nicht ganz entsprechend und deshalb für uns leider nicht brauchbar.

Digitized by Google

E. F. in Bayern. Nächstens wird uns ab ein recht gefälliges Weihnachtsalbum von Gebrüder Kröner in Stuttgart zugehen.

L. L. in Madrid. Wir nennen Ihnen: Burghe, Handbuch der Baukunst und Architektur. Berlin, Ernst & Korn. — Grimm, Die Eisenbahnen und ihre Technologie. Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung. — Stegmann, Das Recht der Lederei. Leipzig, Otto Wigand.

Junger Kaufmann in M. Welche schlechte Fabrik sich mit Herstellung der neuen Weihnachtsalbums und Bilder befaßt, wundern wir Ihnen im Augenblick nicht sagen zu können.

Karl M. in Berlin. Ihre Muse weiß sich anmuthig zu bewegen, versteht aber zu aufgeregte Pfote.

Rudolf St. in Kaltenleuten. Daß Ihre Gedichte „nicht zum Verkaufen" seien, können wir hier in Deutschland nicht behaupten, aber sie lassen zu sehr erkennen, daß Sie die draußen in der fremden Ferne mit der Handhabung Ihrer Muttersprache nicht immer auf so innig vertrautem Fuße stehen, wie es für den Dichter vonnöthen ist.

Abonnent in der Provinz. Schubert-Voltelini, Grammatik der Unterrichtssprache. Gebunden M. 1.75 ₰. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Alter Junker. Mit Vergnügen nehmen wir von Ihrer Zuschrift Notiz, in welcher Sie ausführen, die von anderer Seite gebrachte irrige Angabe, „daß in dem vorzüglichen Holzschnitte des Frontispizblattes (dem man anspüre, daß er gestern noch nur Vorlagenzeichner war) der Ausdruck „Reiterfrackthum" in Zeichen der gegenwärtig nur Autocratie treiben Deutschland zu werden pflegt, dessen Fürsten angeblich die Gnade einer Notabrität haben; für und der ganze Habitus des Reiters weisen namentlich ab von dem abgebildeten Autocratie unterthanen, der unter dem Volke nur als „Kumpf" oder „Hofe" bekannt ist". Diese vollständige Begründung scheint natürlich nicht im entferntesten auf, daß in Wahrheit der „Hofe", wie Sie ihn sehr humoristisch benannt, überhaupt ein Brustfrackthum ist, wie jener andere, welcher gewöhnlich der unter seinen Namen bekannte ist. Die gutmüthigen Neugier, die und über diesen Gegenstand kommen, deren Sie Erwähnung thun, wie sehr dieses das allgemeine Interesse weckt und fesselt. Daß sich deshalb so vielfach bei uns zum Worte meldet, dürfte vor zunächst dem kleinen Versehen, daß bei der allen unverständlichen Bezeichnung des betreffenden Holzschnittes sich zuschlich. Sie hat doch so diesen Falle einmal ein Trachtsplitter nicht beabsichtigte Erörterungen im Gefolge gehabt.

Dr. Ch. in Heidelberg. Gewiß von Ihnen welchsichere Dichter hoffen wir gelegentlich in der „Momentbildnißlist" unterbringen zu können.

C. H. in Bielefeld. R. S. J. G. H. 42. Leb. Rep. in Berlin. W. R. in Hohenstein. Gleichfalls D. in Wien. O. C. in O. H. D. in Lautenthal. A. E. in Gerabronn. Robert B. in Prag. L. L. in Hohenstaufen. Gesch. P. in Hamburg. W. H. in Mannheim. R. D. in Kassel. Geb. in S. Sch. R. in Genf. J. G. in Wien. H. H. in Rochester. L. L. in P. G. M. in Koblenz. Eugen T. in München. Th. Co. in Ulmerberg. Geb. bei Ulm. Leider nicht geeignet!

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Pixel in Prag. Sophie Hölzer in Wiesbaden. Heinrich Vogel in Köln. H. Kemmerer in Lahr. Anna Zwilling-Graff in Baldenheim. E. B. in Duisburg. Lotte Gies in Barmen. 2 Vögel in Meiningen. A. Bürger und A. Nürnberg in Göttingen. Brunnden und Gebrüder in F. Fr. Hölle. Hellung-Likurg in Zürich. A. Hensel in Sachsenau. Nachbarin in F. Eine Stettinerin sehr freundlich.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bamin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Auf der Brautschau, Novelle von Georges Samarow, Fortsetzung. — Plauderei aus Rumänien, von Paul von Mojon. — Die Mark. — Der Gott von Bergel. — Eine Dame von Welt, Novelle von O. Hermann, Fortsetzung. — Hölle an der Saale. II., von Heinrich Pröhle. — Die Engelsberg, eine Wiener Skizze aus wohlthätigen Kreisen, von Ludwig Hevesi. — Das griechische Fest der Dichter Aeschylos, von P. H. — Schloß Lindenhof. — Ein Rennthierschlitten-Diebstahl. — Rosenthäler. — Schach. — Räthsel-Buchstabenräthsel, Tonbildung bei Silbenschlangen Nro. 9 Seite 160, Bilderräthsel 43, Auflösung des Bilderräthsels Seite 928, Auflösung der Charade Seite 903. — Briefkasten.

Illustrationen: Die Wahl, von O. Knöpfel. — Der Gott von Bergel, nach einem Gemälde von Albert Flamm. — Das griechische Fest der Berliner Künstler: Die feierliche Opferhandlung, von Emil Doepler jun. — Das griechische Fest der Berliner Künstler, verkleideter Komos, von Professor Karl Emil Doepler. — Schloß Lindenhof, nach einer für König Ludwig II. ausgeführten Aquarelle von Professor H. Dieling. — Hölle an der Saale, der Vater von Paul K. A. Meyer. — Herr Humpelmayer und sein Regenschirm, nach Skizzen von Dr. F. Müller.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Illustrirtes Prachtwerk für den Salon!

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Idylle aus der Vogelwelt.

Achtzehn Originalzeichnungen von

H. Giacomelli.

Mit Gedichten von Julius Sturm.

Landschaftliche von David Kreß.

Dritte Auflage.

Quart-Format. Feinste Ausstattung. In prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis M. 10. —

Die Zeichnungen sind stimmungsvoll, nicht minder stimmungsvoll die Verse, die Julius Sturm dazu gedichtet. Das Ganze mutet einen eigenthümlich an: die Kinder werden ihre Freude an dem munteren Leben und Treiben der Vögel haben, indes die Alten ernsthaft in das ihnen vorgehaltene Spiegelbild ihres eigenen Thuns blicken werden. Gewiß ein ebenso originelles wie nützliches und unterhaltendes Geschenk!!

Frankfurter Zeitung.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig** von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Inhalt: Jerusalem. — Bethlehem und das nördliche Judäa. — Das Gebirge von Juda und Ephraim. — Sichem und Samaria. — Die grosse Ebene. — Untergaliläa und der See von Tiberias. — Obergaliläa. — Der Hermon und seine Tempel. — Damaskus. — Palmyra. — Der Wadi Barada. — Baalbek. — Der Libanon. — Die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus. — Die Bucht von Akko und ihre Umgebungen. — Das Küstenland vom Karmel bis Jafa. — Jafa, Ramle und Lydda. — Das Küstenland der Philister. — Das südliche Judäa. — Petra und das Land der Edomiter. — Von Sues zum Sinai. — Vom Wadi Mara bis zur Dschebel Musagruppe. — Das St. Katharinenkloster und die Berge und Thäler des Sinai der Mönche. — Das Land Gosen.

Durch Veranstaltung dieser **neuen wohlfeilen Ausgabe**, welche **in 84 Lieferungen** von je 3 Bogen **zum Preise von nur 50 Pfennig pro Lieferung** erscheint, ist nunmehr **Jedem**, der sich für Palästina und dessen Geschichte interessirt, dem Geistlichen, dem Schulmann, dem Kunstfreund, wie dem religiösen Familienhaupt die Anschaffung dieses **grossartigsten** und **schönsten aller Prachtwerke über das Heilige Land** ermöglicht.

Alle acht Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe** entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

E. KRAUSS & Cie
Optische Fabrik
Dieses Fabrikzeichen befindet sich auf jedem Fernrohr
Liliput gesetzlich geschützt
neueste
Liliput direkter Versand
Paris London Mailand Petersburg
Liliput ohne Zwischenhandel
Liegeschäft. Lehrungsfähigkeit wie früher Glaser Mark 24-50
LEIPZIG
Patentirt Reklame
Vielausgezeichnet
von allen Europäischen Armeen adoptirt
Für Jagd, Rennen Theater ectr
Nachnahme oder Vorausbezahlung
Für Militär, Marine Touristen
Bei Bestellung v. 12 Stück 1 Frei Exemplar

Herzogl. Braunschw. Inf.-Reg. No. 92. Metz, den 12. April 1880.

Die für eine grössere Anzahl Offiziere diesseitigen Reglementen von Ihnen bezogenen Miniatur-Feldstecher, genannt: „Liliput" — 24 Stück — sind durchweg zur Zufriedenheit der Besteller ausgefallen.

Herren E. Krauss & Cie., Leipzig. *gez. von der Mülbe, Oberst und Kommandeur.*

D. O. Lorgnon Liliput in vollständiger Zufriedenheit: 3361

2. Garde-Ulanen-Regiment	Potsdam	11 Stück.
Thür. Ulanen-Regiment No. 6	Merseburg i. Thür.	14 „
K. Württ. Ulanen-Regiment No. 19	Stuttgart	15 „
5. Pommer. Kürassier-Regiment	Langenau	22 „
K. K. Infanterie-Regiment Nr.	Triest	24 „
K. K. Infanterie-Regiment 54	[illegible]	46 „

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mädchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Gute, rein gefärbte Seide schmilzt sofort zusammen, verkohlt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbrauncher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spröde wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erfüllt), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Verschafft man die Asche der echten Seide, so verschwindet sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinem echten Seidenstoffen stehen jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke portofrei ins Haus, ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto

Zürich. **G. Henneberg's** Seiden-Fabrik-Depôt, Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Patente

besorgt und verwerthet in allen Ländern. Prospecte gratis **Alfred Lorentz**, Patent-Bureau Leipzig.

Thematischer Leitfaden zu Richard Wagner's **PARSIFAL.** Von Hans von Wolzogen. Mit 60 Notenbeispielen. Preis 1 Mark.

Thematischer Leitfaden zu **Tristan u. Isolde** Mit vielen Notenbeispielen etc. Preis 1 Mark.

Das Buch ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, wenn nicht vorräthig, direkt durch die Verlagshandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Das Schachbüchlein. Eine Anweisung zur Erlernung des Schachspiels etc. Von A. Strebe. 1 M.

Unterricht für Liebhaber der **Kanarienvögel,** der Finken, Zeisiglinge, Stieglitze etc. Gründliche Buchanweisung in Quedlinburg.

100,000 Exemplare verkauft!

Illustrirtes Briefmarken-Album

von Alwin Fichtsche

1. Auflage. 71 Bogen stark mit über 1300 Werthabbildungen und 41 Porträts von Staatsoberhäuptern. Gewidmet Sr. Excellenz Herrn Staats-Secretär General-Postmeister Dr. von Stephan.

Preis der Ausgabe: Große Ausgabe: 7, 9, 15 und 30 Mark. Kleine Ausgabe: 5 und 9 Mark. Kleine Ausgabe: 1 und 2½ Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, u. d. Unterzeichneten. Versand gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.

Gute Briefmarken werden billigst. Katalog 75 ₰. Preisliste gratis.

Alwin Fichtsche in Hamburg a. Saale.

Scherz

Patentirtes Inserat

Patent-Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Nebbettstellen, Kinder-Velocipedes

Krauter- u. Kinderwagen-Fabrik G. E. Hölzgen, Dresden-N.

29 Medaillen.

Gebr. Stollwerck. Köln.

28 Hofdiplome.

Chocoladen & Cacaopräparate, Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Tragantwaren u. konservirte Früchte. Chines. Thee u. japan. Waren. Dampf- und Maschinenbetrieb von 250 Pferdekraft.

Ausgedehntestes Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.

General-Agentur für die Vereinigten Staaten v. Nord-Amerika: T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

Über Land und Meer.

Nº 44.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Postaufschlag Mark 3. 50.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

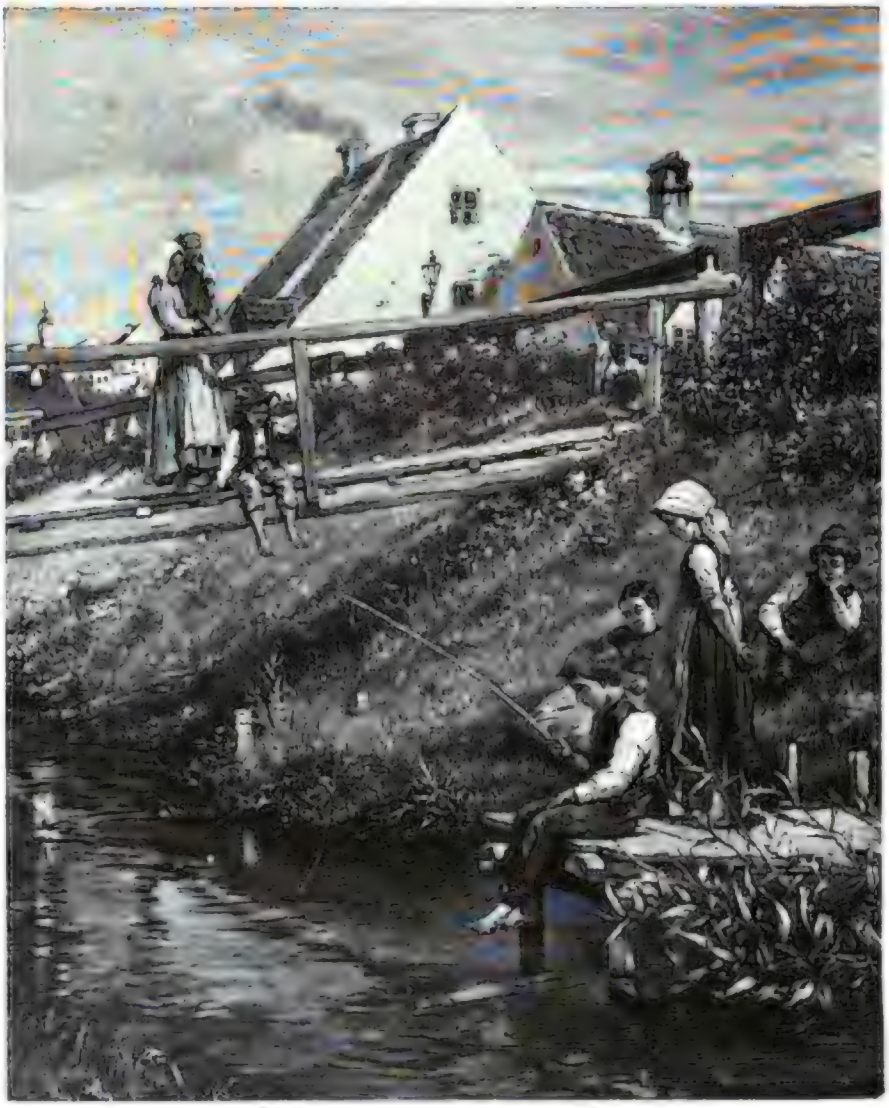
(Fortsetzung.)

Auch bei dem Diner behielt die Prinzessin ihre fröhliche Laune, die sich noch in hohem Grade steigerte, als sie den feierlichen Ernst des Grafen Waldheim bemerkte, der heute noch unzufriedener und besorgter schien als gestern. Kaum hatten die Lakaien sich zurückgezogen, als er mit feierlicher Miene sagte:

„Ich beschwöre Eure Durchlaucht, diesem Spiel bald ein Ende zu machen; bedenken Sie um Gottes willen, welcher Verlegenheit wir uns aussetzen und wie meine Verantwortlichkeit mit jedem Tage höher steigt. Seine Durchlaucht, Ihr gnädigster Herr Vater, weiß bereits, daß der Erbprinz hier ist; er hat es vom Bertinger Hofe aus erfahren, und der Kabinetsrat schreibt mir, daß Seine Durchlaucht sich in großer Spannung befinden und mir befehlen lassen, sofort über alles, was hier geschehen, ausführlich zu berichten und ihm mitzuteilen, welchen Eindruck die hohen Herrschaften auf einander gemacht haben. Was soll ich nun um Gottes willen schreiben? Es ist ein Frevel, meinen gnädigsten Herrn in so ernsten Sachen zu belügen, aber wie soll ich ihm die Wahrheit sagen?“

„Schreiben Sie meinem gnädigsten Herrn Papa,“ sagte die Prinzessin lachend, „daß ich nicht eitel genug wäre, mir einzubilden, bei einer so flüchtigen Bekanntschaft auf Seine Hoheit einen überaus günstigen Eindruck gemacht zu haben, daß ich mich aber bemühen werde, meine beste Seite herauszukehren; umgekehrt sei mir seine Hoheit unendlich wenig liebenswürdig und interessant erschienen, doch mag dies auch nur eine Folge der ungenügenden Bekanntschaft sein, welche mir nicht erlaubte, seine ausgezeichneten Eigenschaften zu würdigen. Ich würde also nach dem Befehl und ganz im Sinne meines Herrn Vaters eifrig beobachten und mir pflichtschuldigst Mühe geben, die Lichtseiten zu entdecken, welche jetzt noch unter starken Schatten verborgen wären. Sie werden, wenn Sie das berichten, die allerstrengste Wahrheit sagen.“

„Die Wahrheit, o mein Gott, wenn Seine Durchlaucht wüßte!“ rief der Graf verzweiflungsvoll.



Am Bache. Nach einem Gemälde von Franz Hammerl.

„O, ich beschwöre Eure Durchlaucht, beschleunigen Sie die Entscheidung, werfen Sie die Maske ab, bedenken Sie, wenn irgend jemand hierher käme, der Sie kennt, was ja jeden Tag geschehen kann, in welche Lage würden wir kommen!“

„Es wird mich niemand erkennen, meine veränderte Coiffüre verstellt mich vortrefflich,“ sagte die Prinzessin. „Wie können Sie übrigens wollen, daß ich meine Entscheidung beschleunige? Heute würde ich ganz bestimmt Nein sagen, ein unwiderrufliches Nein, und vielleicht würde mein Papa einen solchen Bericht nicht gnädig aufnehmen. Lassen Sie mir Zeit, Sie wissen ja nicht, ob ich nicht recht sehnlich wünsche, auf Grund meiner Beobachtungen dennoch Ja sagen zu können,“ fügte sie spöttisch hinzu.

„Es ist eine so vortreffliche Partie, so passend in jeder Beziehung, so erwünscht für beide hohen Höfe,“ sagte Graf Waldheim, indem er die Prinzessin ungläubig und bittend zugleich ansah.

„Nun also — warten wir ab!“ unterbrach ihn diese. „Ich muß Ihnen übrigens gestehen, daß mich mein doppeltes Incognito hier außerordentlich amüsirt und daß ich noch gar keine Lust habe, nach dem langweiligen Rebenberg zurückzukehren.“

„O, Durchlaucht, Durchlaucht,“ seufzte der Graf, „Sie sind über jede Verantwortung erhaben, aber denken Sie an mich, an meine Tochter!“

„Habe ich Ihnen nicht meinen vollen Schutz zugesagt?“ rief die Prinzessin. „Doch jetzt genug davon. Sie haben meine Bedingungen angenommen, ich bestehe auf ihrer vollen Erfüllung. Jetzt lassen Sie uns eine Stunde der Ruhe, meine angegriffene Gesundheit, welche den Doktor Weinberg so besorgt macht, bedarf derselben dringend,“ fügte sie neckend hinzu, „und dann wollen wir die Abendpromenade besuchen, damit ich meine Charakterstudien fortsetzen kann.“

„Und wie wollen Eure Durchlaucht das machen?“ fragte Graf Waldheim; „der Erbprinz hält meine Tochter für die Prinzessin, ihr widmet er seine Aufmerksamkeit, mit ihr unterhält er sich, wie wollen Sie ihn beurteilen, wenn Sie nur wenige Worte mit ihm sprechen?“

„Lassen Sie das meine Sorge sein, lieber Herr Graf, ich beobachte auf meine Weise und beobachte scharf, das kann ich Sie versichern; außerdem erlaube ich mir, den Adjutanten ein wenig über seinen Herrn auszuforschen, und vielleicht lerne ich diesen dadurch noch sicherer und besser kennen.“

„O mein Gott, mein Gott, wie wird das enden!“ seufzte Graf Waldheim, indem er sich, einem Wink der Prinzessin folgend, zurückzog, um die Damen ihrer Siesta zu überlassen.

Achtes Kapitel.

Das Erscheinen des Barons Artenburg und des Herrn von Pergen an der Table d'hôte des Hotels Belvedère, wo sich fast alle Badegäste von Bergenau mit Ausnahme einiger besonders schwachen Damen vereinigten, erregte dort allgemeines Aufsehen; denn die beiden Herren hatten nicht sowohl durch ihre Namen und persönliche Erscheinung, als durch den Umstand die Aufmerksamkeit erregt, daß sie zu der so hochmütig abgeschlossenen Gesellschaft des Grafen Waldheim in so augenscheinlich vertrauliche und intime Beziehungen getreten waren.

Der Herr von Stolten hatte den beiden Herren in seiner Nähe Plätze angewiesen, und nachdem Artenburg dem Herrn von Pergen einige Worte zugeflüstert hatte, bat dieser den Badekommissär, ihn und seinen Begleiter ihren Tischnachbarn vorzustellen.

Der Baron von Artenburg unterhielt sich dann auch mit einer der älteren Damen, welche an seiner Seite ihren Platz hatte, ungemein lebhaft und liebenswürdig, während Herr von Pergen, der an der Seite eines Kommerzienrats saß, eine auffallende Zurückhaltung zeigte, von der man nicht deutlich zu erkennen vermochte, ob Hochmut oder Verlegenheit die Ursache davon sei.

Die beiden Herren gewannen übrigens durch ihr Erscheinen an der Table d'hôte ganz außerordentlich.

Da sie die Absicht erkennen ließen, sich nicht von der Gesellschaft auszuschließen, so hatte man ja die Hoffnung, durch ihre Vermittlung auch eine Annäherung an den Grafen Waldheim zu finden, woran aller Welt ganz besonders gelegen war; denn gerade in kleinen Badeorten bildet sich stets mehr noch als sonst ein bestimmter Mittelpunkt des Interesses, und mehr noch als anderswo ist der Ehrgeiz, diesem Mittelpunkt nicht fern zu bleiben, in allen mächtig, welche das Recht in Anspruch nehmen, zur ersten Gesellschaft zu gehören oder doch wenigstens als derselben zugehörig zu gelten.

Sowohl Herr von Pergen als der Baron Artenburg vermieden übrigens auf das sorgfältigste jedes Eingehen auf ein Gespräch über den Grafen Waldheim und seine Damen. So oft auch der Versuch dazu von ihren Nachbarn gemacht wurde, glitt Baron Artenburg leichthin zu einem andern Gegenstand über, während Herr von Pergen einfach gar keine Antwort gab, sondern schweigend auf seinen Teller niedersah.

Es war übrigens deutlich bemerkbar, daß der Baron Artenburg eine ganz außerordentliche Rücksicht auf seinen Freund, den Herrn von Pergen, nahm; er legte demselben die Weinkarte vor und machte dann nach dessen Bestimmung bei dem Kellner seine Bestellung; auch reichte er ihm die jedesmal präsentirten Schüsseln zuerst und zeigte im Gespräch eine unter zwei jungen Leuten auffallende, ehrerbietige Haltung.

Man wunderte sich allgemein, daß der so geistvolle, lebhafte und gewandte junge Mann seinem so weit weniger sicheren und weltkundigen Gefährten durch sein Benehmen gewissermaßen eine anerkannte Superiorität einräumte, und tauschte in flüsternden Gesprächen die Vermutung aus, daß wohl der Herr von Pergen der reichere von beiden sei und für seinen Freund die Kosten der gemeinschaftlichen Reise bestreiten möge, eine Voraussetzung, welche die Folge hatte, daß alle Mütter, die ihre heiratsbedürftigen Töchter nach Bergenau geführt hatten, ihr Urteil wesentlich zu Gunsten des Herrn von Pergen änderten und seine scheue Befangenheit für würdevolle Bescheidenheit erklärten.

Der Herr von Stolten, welcher die beiden Fremden zwar weniger auffallend, aber ebenso scharf als alle übrigen beobachtete, lächelte mehrfach wie unwillkürlich, ganz vergnügt vor sich hin, als ob er, sehr zufrieden mit seinem Scharfsinn und seiner Beobachtungsgabe, sich selbst Beifall spenden wollte.

Als man sich von der Tafel erhob, wurde dann auch der Kommerzienrat sowohl als die alten Damen von ihren näheren Bekannten neugierig umringt und mit scheinbarer, mehr oder weniger gut gespielter Gleichgiltigkeit, aber mit um so größerem Eifer über die beiden Fremden befragt, worauf beide, ganz besonders die alte Dame, sich ungemein befriedigt äußerten und nicht genug die Liebenswürdigkeit ihrer Tischnachbarn rühmen konnten.

Der Baron von Artenburg kam nach einem kurzen, leisen Gespräch mit Herrn von Pergen zu dem Badekommissär. Indem er, dessen Arm ergreifend, ihn zur Seite führte, sagte er:

„Mein lieber Herr von Stolten, mein Freund Pergen und ich, wir möchten nicht in unserer Isolirung der übrigen Gesellschaft gegenüber bleiben, und doch legt uns die Rücksicht auf unsern alten Bekannten, den Grafen Waldheim, einige Zurückhaltung auf, da er sich wegen der angegriffenen Gesundheit der Gräfin Rheinau von jedem Verkehr fern halten zu sollen glaubt; wir werden daher heute so früh als möglich auf der Abendpromenade erscheinen, ehe noch Graf Waldheim dort ist, und ich bitte Sie, dann den Herrn von Pergen und mich mit der Badegesellschaft bekannt zu machen.“

„Ich werde zur Verfügung des Herrn von Pergen stehen und zu der Ihrigen, mein Herr Baron,“ erwiderte der Badekommissär; „doch,“ fuhr er dann fort, „was wird der Herr Graf von Waldheim dazu sagen? Da die beiden Herren mit ihm so eng liirt sind, so wird er sich, wenn Sie mit der Badegesellschaft in Verkehr treten, auch seinerseits kaum mehr so wie bisher zurückhalten können.“

„Daran ist nichts gelegen, mein lieber Herr von Stolten,“ sagte Baron Artenburg, „im Gegenteil scheint es recht erwünscht, wenn Graf Waldheim auch ein wenig in die Gesellschaft gezogen wird. Herr von Pergen ist der Meinung, daß die angegriffene Gesundheit der Gräfin Rheinau durchaus eine solche Zurückhaltung nicht erfordert, wie sie der Graf Waldheim sich und seinen Damen auferlegt. Ich meinerseits teile ganz die Meinung des Herrn von Pergen; wir werden Ihnen sogar recht dankbar sein, wenn Sie in den nächsten Tagen eine kleine Partie nach irgend einem hübschen Punkte der Umgegend arrangiren und es so einrichten, daß der Graf Waldheim nicht anders kann, als mit seinen Damen daran teilzunehmen.“

„Nun, Herr Baron,“ sagte Herr von Stolten, „wenn dies die Meinung des Herrn von Pergen ist, und wenn er die Verantwortung dafür übernimmt, daß der Unwille des Grafen Waldheim nicht zu schwer auf mir lasten wird, so —“

Baron Artenburg nahm den Arm des Herrn von Stolten und führte ihn zu Herrn von Pergen, welcher an einem Fenster des Speisesaals stand und gedankenvoll in den Park hinaussah.

„Herr von Stolten,“ sagte er, „wird alles arrangiren, wie wir es verabredet haben; er ist in der That, ich muß es gestehen, das Muster eines vollendeten Badekommissärs.“

„Wenn der Herr von Pergen wirklich wünscht, mit der Gesellschaft in Verkehr zu treten und mich dem Grafen Waldheim gegenüber decken will,“ sagte Herr von Stolten, „so —“

„Gewiß, gewiß,“ fiel Herr von Pergen in sichtlicher Verlegenheit ein, „ich habe alles mit dem Baron Artenburg verabredet, was er Ihnen gesagt hat; ich bin mit allem einverstanden.“

Artenburg verneigte sich tief, Herr von Stolten verneigte sich noch tiefer, indem wieder ein äußerst zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielte, und dann zogen sich die beiden Herren in eine Laube des Gartens zurück, um dort ihren Kaffee zu nehmen und eine Cigarre zu rauchen.

Herr von Stolten war heute noch eine Viertelstunde früher als sonst auf der Abendpromenade erschienen, so daß er eine Zeit lang ganz allein in der breiten, schattigen Allee auf und nieder ging. Eine kleine dunkelrote Nelke schmückte das Knopfloch seines linken Rockaufschlags und während er langsam auf und nieder ging, liebkoste sein lüstig blinzelnder Blick zuweilen diese kleine Blume, welche den Platz der von jedem großen und kleinen Ehrgeiz so ersehnten, farbigen Bandschleife einnahm.

Er war noch nicht lange auf und nieder gegangen, als auch schon, der Verabredung gemäß, Herr von Pergen und der Baron Artenburg erschienen.

Der dienstfertige Badekommissär eilte ihnen entgegen. In kurzer Zeit füllte sich die Promenade, und kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Herr von Stolten, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bald diesen bald jenen anrufend und durch irgend eine Bemerkung oder Frage in sein Gespräch hineinziehend, die beiden Herren mit allen Badegästen bekannt gemacht hatte, so weit dieselben nur irgend Anspruch darauf machen konnten, der guten Gesellschaft in ziemlich weiter Ausdehnung dieses Begriffs zugezählt zu werden.

Herr von Pergen behielt bei allen diesen Vorstellungen seine fast scheue Zurückhaltung bei, während der Baron Artenburg einem jeden um so liebenswürdiger entgegenkam und durch die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung die Schweigsamkeit seines Freundes ausgleichen zu wollen schien.

Endlich nahte von fern her der Graf Waldheim mit seinen Damen.

Die Gräfin Rheinau unterhielt sich lebhaft mit der jungen Dame an ihrer Seite, welche die Gesellschaft von Bergenau für des Grafen Tochter hielt.

Baron Artenburg, durch einen Blick des Badekommissärs aufmerksam gemacht, flüsterte Herrn von Pergen einige Worte zu, worauf dieser fast erschrocken nach dem Ausgange der Allee hinsah und dann, einen leichten Seufzer unterdrückend, den Nahenden entgegen ging, während Baron Artenburg bei der Gruppe stehen blieb, deren Mittelpunkt der Badekommissär bildete.

Man sah, wie Pergen die Damen begrüßte, und wie der Oberhofmarschall in einer bei seinem stolzen Wesen doppelt auffallenden Artigkeit seitwärts zurücktrat, während er einen Augenblick den Hut in der Hand behielt, was bei den Badegästen die Meinung von dem Reichtum des Herrn von Pergen noch mehr befestigte; denn auch ein so hochmütig abgeschlossener Mann wie der Graf Waldheim hatte ja gegen einen jungen Herrn, der eine vortreffliche Partie für seine Tochter werden konnte, ganz besondere Rücksichten zu nehmen.

Herr von Pergen ging zwischen den beiden Damen, denn die Prinzessin blieb diesmal an seiner Seite, während ihre Blicke den Baron Artenburg suchten, der aber, in ein eifriges Gespräch vertieft, die Nahenden gar nicht zu bemerken schien.

Als die kleine Gesellschaft die Gruppe streifte, deren Mitte der Baron Artenburg bildete, wendete sich Herr von Stolten ehrerbietig grüßend zur Seite. Diesen Gruß bemerkte Artenburg; auch er wendete sich um, verbeugte sich tief und ließ die Damen, den Hut in der Hand haltend, vorübergehen, wobei er nicht zu bemerken schien, daß die Prinzessin ihn wie fragend ansah.

„Ah, Excellenz," rief er dann, dem Grafen Waldheim fast den Weg vertretend, „Sie werden die Streitfrage lösen können, über die wir uns hier soeben nicht einigen konnten, ob nämlich der Stahlgehalt des Wassers von Bergenau oder von Pyrmont stärker sei. Ich erinnere mich, daß Sie dort waren, Sie werden also die beiden Quellen vergleichen können — der Kommerzienrat hier erklärt Pyrmont für weit kräftiger, während ich in der That sagen muß, daß ich keinen Unterschied bemerke. Ah," rief er plötzlich, „ich bitte um Entschuldigung, ich vergaß, erlauben Sie, daß ich Sie Seiner Excellenz, dem Oberhofmarschall Grafen Waldheim vorstelle: Herr Kommerzienrat Meyersberg," fügte er, auf den kleinen, untersetzten Mann deutend, hinzu, der bereits sein ziemlich kahles Haupt entblößt hatte und mit dem verbindlichsten Lächeln sich tief verneigte, während er seine Freude aussprach, die Bekanntschaft des Herrn Grafen Waldheim zu machen.

Graf Waldheim stand steif aufgerichtet da, seine Miene drückte grenzenloses Erstaunen und tiefe Verstimmung zugleich aus. Er lüftete ein wenig den Hut und sagte, den Kommerzienrat nur mit einem flüchtigen Blick streifend:

„Ich bin in der That zu wenig bekannt mit dem Inhalt der Mineralquellen, als daß ich mir in dieser Streitfrage ein Urteil erlauben könnte."

Und indem er dem Baron Artenburg einen niederschmetternden Blick zuwarf, wollte er schnell davon gehen; allein schon war der Badekommissär an seiner Seite, um ihm einige andere Herren, welche an dem Gespräch teilgenommen hatten, vorzustellen.

Graf Waldheim hörte einige Namen, welche ihm trotz seiner noch sichtlichen Verstimmung eine größere Rücksicht auferlegten, als es der Name des Kommerzienrats gethan hatte, und ihn wenigstens zu einer kurzen Konversation veranlaßten. Da nun einmal der erste Schritt gethan war, folgten sich die anderen in unaufhaltsamer Schnelligkeit. Immer neue Personen traten heran, jeder der bereits Vorgestellten bat um die Erlaubnis, den einen oder den andern Bekannten seinerseits vorstellen zu dürfen, und ehe der Graf sich von seinem Erstaunen erholen konnte, war er, ebenso wie vorher die beiden jungen Herren, zum Mittelpunkt eines großen Kreises geworden, der sich immer dichter um ihn zusammenschloß.

Baron Artenburg hatte sich, sobald der Graf von seiner neuen Bekanntschaft umstrickt war, schnell entfernt und war dem Herrn von Pergen und den beiden Damen entgegengeeilt, welche sich bereits in der Nähe der Brunnengrotte befanden, von welcher aus einige Seitenalleen in den Waldpark hineinführten.

„Graf Waldheim steht im Begriff," sagte er, „die Bekanntschaft der ganzen Badegesellschaft zu machen; ich dachte es mir gleich, daß er die Abgeschlossenheit hier nicht würde bewahren können; es hat ja auch nichts zu sagen, da die gnädigsten Herrschaften ganz inkognito hier sind, und ich bin gewiß, daß dieses Inkognito sicherer gewahrt werden wird, wenn keine zu ängstliche Zurückhaltung die Neugier herausfordert."

Herr von Pergen nickte, einem fragenden Blick des Adjutanten zustimmend, und Margot neigte ebenfalls errötend das Haupt, da die Prinzessin ihr einen Wink gab, indem sie Artenburgs Arm nahm, den dieser ihr in ungezwungener Vertraulichkeit bot.

„Ich glaube, Durchlaucht," sagte die Prinzessin zu Margot, „daß wir meinem Papa ein wenig Zeit lassen sollten, sich unter der Gesellschaft zu orientiren, damit er uns dann um so besser in diese kleine Welt einführen kann, welche gewiß äußerst amüsant sein wird."

Sie schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell in eine der Seitenalleen.

Der Erbprinz schien ein wenig über den Ton, in welchem die Hofdame mit ihrer Gebieterin sprach, verwundert; dann aber reichte er Margot ebenfalls seinen Arm und folgte langsam dem voranschreitenden Paar.

„Ich muß Ihnen in der That danken, Baron Artenburg," sagte die Prinzessin, „daß Sie endlich gekommen sind, um mich von der Pein zu befreien, die ich aushalte, wenn ich den verzweifelten Anläufen Seiner Hoheit zu einer Konversation zuhören muß; ich habe es nicht gelernt zu heucheln und, aufrichtig gesagt, scheint mir Ihr gnädigster Herr keine der Eigenschaften zu besitzen, welche man bei einem jungen Manne seines Alters und seines Standes wohl zu erwarten berechtigt ist. Es ist in der That über alle Maßen langweilig und kommt mir vor," fügte sie mit einem leichten Schaudern hinzu, „wie eine Tasse Kamillenthee. Wäre die Prinzessin wirklich zur Kur hier, so möchte der Umgang mit ihm vielleicht von ganz heilsamer Wirkung sein; so aber kann ich mir in der That kaum denken, daß sie sehr von ihm erbaut sein und eine Fortsetzung der Bekanntschaft wünschen sollte."

„Sie urteilen hart, meine gnädigste Gräfin," erwiderte Baron Artenburg lachend, „fast dürfte ich ein solches Urteil über meinen Herrn nicht anhören; allein wir sind ja hier in der freien Natur und fern von aller Etikette des Hofes, wir sind darauf angewiesen, gute Freunde zu sein und uns den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen; kommen sich die Herrschaften dann nicht näher, um so schlimmer für sie! Warum sollen wir deshalb nicht einige ungezwungen heitere Tage verleben? O, es thut so wohl," rief er, in tiefen Zügen die würzige Waldluft einatmend, „einmal so ganz frei von allem Zwange die Wahrheit zu hören und die Wahrheit zu sagen."

„Ah, mein Herr," fragte die Prinzessin mit leichtem Spott, „so sind Sie also gewöhnt, am Hofe niemals die Wahrheit zu sagen?"

„Wenigstens bin ich gewiß, sie niemals zu hören," erwiderte Baron Artenburg zwar immer noch in dem leichten Ton, in welchem das Gespräch begonnen hatte, aber doch mit einem Anflug schmerzlicher Wehmut, „jeder, der mit mir spricht, will etwas scheinen, um irgend etwas zu erlangen! Man hält ja," fügte er nach einem augenblicklichen Schweigen hinzu, „den Adjutanten eines Prinzen für eine wichtige und einflußreiche Person! Da nun jeder mir statt seines wahren Gesichts nur eine Maske zeigt, wie soll ich denn die Wahrheit sagen, wie soll ich jemand finden, der mich verstünde, der mein Freund wäre? Ich darf ja auch nicht sagen, was ich denke, ich muß manchem freundlich sein, den ich verachte, und muß an manchem vorübergehen, der an Rang oder an Gunst nicht hoch genug steht, um sich dem Kreise nähern zu dürfen, in den ich gebannt bin durch den persönlichen Dienst bei seiner Hoheit."

„Ach ja," sagte die Prinzessin tief aufatmend, „ich verstehe das, ich kenne das wohl; reißt mich doch auch meine Natur, die alle Verstellung und allen Zwang von sich stößt, häufig fort, mich frei zu machen von den Fesseln, die uns das Hofleben auflegt! Uebrigens," setzte sie dann wieder in scherzendem Ton hinzu, „scheint man sich über den Einfluß und die Bedeutung des Adjutanten, wenigstens was Ihre Person betrifft, Herr von Artenburg, kaum zu täuschen; denn wie es mir vorkommt, thun Ihr gnädigster Herr nichts ohne Ihre Anregung, um nicht zu sagen Genehmigung."

„Der Prinz," erwiderte Baron Artenburg schnell, „ist, wie ich Ihnen schon sagte, Gräfin, ein wenig scheu und zurückhaltend; er bedarf mich mit seinem Vertrauen, und da ist es denn natürlich, daß er etwas auf meine Ansicht gibt. Uebrigens aber muß ich Ihnen sagen, daß er ein vortrefflicher Herr ist; es steckt mehr in ihm, als es den Anschein hat und als er zeigen darf; er leidet unter der peinlichen und falschen Stellung, in welche die Verhältnisse ihn zuweilen bringen."

„Das bedaure ich," sagte die Prinzessin höhnisch, „man kann ihn doch nur nach dem beurteilen, was man sieht, und nicht nach dem, was er in sich verschließt, und ich fürchte, darüber können wir ja ganz offen sprechen, daß er auf meine Herrin schwerlich den Eindruck machen wird, welcher den Wünschen entspricht, die man an Ihrem und auch an unserem Hof hegt."

„Leider, sagte Herr von Artenburg bitter, „kümmert man sich ja an den Höfen sehr wenig um die menschlichen Herzen und glaubt dieselben ebenfalls wie alles andere zum Gegenstand diplomatischer Berechnung machen zu können; aber mein Prinz, Gräfin, das versichere ich Sie, wird sich dieser Berechnung nicht fügen. Es scheint mir, da wir doch einmal von den Herzen sprechen, durchaus nicht, als ob er die Prinzessin so außerordentlich liebenswürdig fände, und ich muß gestehen, daß ich seinem Geschmack nur beistimmen kann."

Die Prinzessin sah ihn einen Augenblick groß an, dann sagte sie lachend:

„Nun, wir haben uns an Aufrichtigkeit nichts vorzuwerfen. Sehen Sie, dort kommen unsere Herrschaften zurück; sie scheinen sich lebhafter zu unterhalten, als das sonst der Fall ist."

In der That kam Herr von Pergen mit Margot in der schattigen Allee wieder zurück; er hatte sich zu ihr herabgebeugt und sprach eifriger und lebhafter, als man es bei seinem scheuen Wesen hätte vermuten sollen.

Margot lauschte lächelnd und schlug zuweilen ihre Augen mit einem Blick zu ihm auf, dessen Ausdruck deutlich zeigte, daß seine Worte den Weg zu ihrem Geiste und vielleicht auch zu ihrem Herzen gefunden hatten.

„Um so besser," sagte Herr von Artenburg, „sie sollen sich ja kennen lernen, und wenn sie dazu noch eine längere Zeit gebrauchen, so werde ich wahrlich darüber nicht unzufrieden sein. Wir wenigstens, Gräfin, haben uns nicht über Langeweile zu beklagen und können uns dieser Zeit der Erholung von dem Zwange des Hoflebens mit vollem Genuß hingeben."

Die Prinzessin senkte, flüchtig errötend, das Haupt, und ganz leise, dem Baron unverständlich, flüsterte sie vor sich hin:

„Kann der Augenblick ein Genuß sein, wenn man weiß, daß er eben nur ein Augenblick ist!"

Herr von Pergen und Margot waren herangekommen.

Alle vier kehrten mit einander nach dem Eingange der großen Promenade zurück, wo Graf Waldheim ihnen unruhig und aufgeregt in Begleitung des Herrn von Stolten entgegenkam.

„Ah, da sind die Herrschaften ja," sagte dieser, „ich war gewiß, daß Sie hier in der Nähe der Brunnenquelle ein wenig den frischen Schatten aufgesucht haben würden."

„Ich habe Sie gesucht," sagte Graf Waldheim, indem er die Prinzessin mit einem unendlich vorwurfsvollen Blick ansah; „ich konnte es nicht begreifen, wie Sie sich so von der Gesellschaft zurückziehen mochten."

„Und wir haben Sie erwartet, Papa," sagte die Prinzessin, „der Herr von Pergen war es, der uns den Weg zeigte und uns immer tiefer in die Schatten der Waldwege führte."

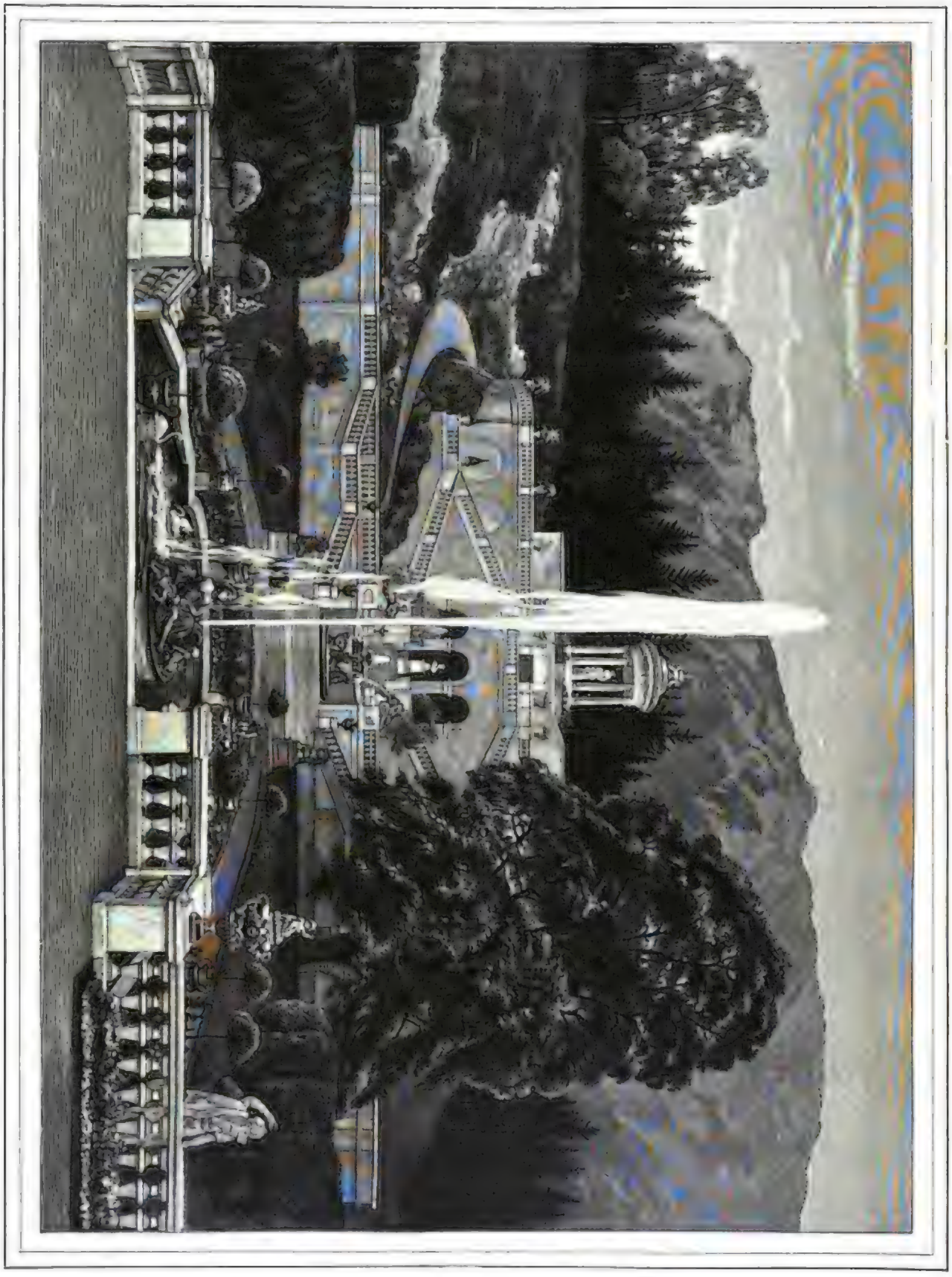
„In der That," sagte Herr von Pergen mit strahlenden Augen, „es war herrlich in der duftigen Frische."

Dann blickte er wie erschrocken und fragend auf den Baron Artenburg, aber dieser war in ein eifriges Gespräch mit Herrn von Stolten vertieft.

Graf Waldheim verneigte sich, er durfte ja dem Erbprinzen gegenüber keine Mißbilligung aussprechen, aber seine Miene wurde noch finsterer und sorgenvoller.

Man begab sich wieder auf die Promenade, aber hier sollte Graf Waldheim in neue Verlegenheit geraten, denn alle die Personen, welche vorher seine Bekanntschaft gemacht hatten, kamen jetzt heran, um sich durch Pergen oder Artenburg oder auch durch den Herrn von Stolten den Damen vorstellen zu lassen. Es war dies ja fast eine Pflicht der Artigkeit, aber Graf Waldheim befand sich in fast sprachlosem Entsetzen, da er sehen mußte, wie die Herren sich so ganz leichthin mit Herrn von Pergen unterhielten, oder wie die älteren Damen der als Gräfin Waldheim vorgestellten Prinzessin gegenüber eine gewisse Superiorität festzuhalten suchten.

Bald war der kleine, gestern noch so exklusiv abgeschlossene Kreis von der ganzen Badegesellschaft



Terrassenanlage auf dem Lustschloß Linderhof.
Nach einer für König Ludwig II ausgeführten Aquarelle von Professor H. Breling

Sommer. Originalzeichnung von Charlotte Hampel.

Digitized by Google

umringt. Die Prinzessin gab sich mit ihrer Lebhaftigkeit ganz dem Vergnügen der ungezwungenen Unterhaltung hin, worin sie von dem Baron Artenburg lebhaft unterstützt wurde, und immer wieder erklang helles, fröhliches Lachen aus der Gruppe, die sie umgab.

Herr von Bergen aber und Margot gingen in leisem, lebhaftem Gespräch auf und nieder und schienen ganz zufrieden damit, daß Artenburg und die Prinzessin den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildeten.

Weit länger als sonst dauerte heute die Promenade. Als es dem Grafen Waldheim endlich gelang, für seine wiederholte Aufforderung zur Heimkehr Gehör zu finden, war das Abenddunkel bereits tief herabgesunken; die Prinzessin schnitt jede weitere Erörterung ab, indem sie sich am Eingange ihrer Zimmer sogleich verabschiedete; aber lange noch ging der unglückliche Hofmarschall in peinlichem Nachdenken in seinem Zimmer auf und nieder, die Irrwege des Labyrinthes, in das er so verhängnisvoll hineingestoßen war, verwirrten sich immer mehr, und er vermochte nicht, den rettenden Ariadnefaden zu finden.

Voll Verzweiflung schrieb er einen Bericht an Seine hochfürstliche Durchlaucht, in welchem er mitteilte, daß die hohen Herrschaften in täglichem Verkehr mit einander lebten, daß indessen die Prinzessin auf seine mehrfach wiederholte Frage nach ihrem Urteil über Seine Hoheit ihm immer noch keine Antwort habe geben wollen; doch hoffe er das Beste für das Wohl der beiden hohen Häuser.

Er schloß den Bericht mit dem beängstigenden Gefühl, daß er dennoch eigentlich eine Lüge niedergeschrieben habe, deren Folgen verderblich auf sein Haupt niederfallen konnten, und spät erst fand er einen durch unruhige Träume unterbrochenen Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Französische Literatur.

Octave Feuillet tritt uns in seinem neuesten Roman «La Morte» als eine wahrhaft befremdliche Erscheinung entgegen. Nur in der ersten Hälfte des Buches erkennen wir den Verfasser des „Grafen von Camors“ wieder. Sowohl in seiner Vorliebe für fein verästelte psychologische Probleme, wie die vollendet künstlerische Behandlung derselben, hat uns Feuillet oft — zumeist vielleicht in seiner vorletzten Novelle «La Veuve» — an Paul Heyse gemahnt, nur mit dem Unterschied der Stammeseigenheit, daß bei dem Franzosen das Blut heftiger pulsirt. An der künstlerischen Scheu vor dem Extremen, im vornehmen Maßhalten indes unterschied er sich meistens gar sehr von seinen Landsleuten und eben darin gemahnt er an den deutschen Dichter; nun aber offenbart er in dem Drange, der materialistischen Weltanschauung entgegenzutreten, mit einemmale eine Leidenschaftlichkeit, die ihn unvermerkt und unbewußt weit über das Ziel hinausgreifen läßt. Eine knappe Skizzirung der Handlung legt dies am eindringlichsten klar. — Bernard de Vaudricourt ist ein Freigeist, hält aber streng an dem Ehrenkodex des Gentleman fest. Er ist, nach weiser Selbsterkenntnis, „nicht besser und nicht schlimmer“ als andere junge Männer seines Alters, Standes und Vermögens. Sein Oheim, das Familienoberhaupt, hat sich nach ebenso vergnüglicher, doch strapazirender Lebenskampagne alters halber auf sein Schloß zurückgezogen und schon mehrmals vergeblich versucht, den Neffen durch das Ehejoch zu beglücken, das er selbst zeitlebens gescheut. Für Bernard ist es stets ein Opfer, Paris zu verlassen, doch versäumt er es nicht, den alten Herrn von Zeit zu Zeit zu besuchen, und der diplomatische Oheim erreicht schließlich doch sein Ziel, indem er den Neffen mit Aliette de Courtheuse zusammenführt. Es liegt der eigentümliche Idealitätsduft einer frommen Mädchenseele über der hübschen Blondine. Edler Hochsinn, jungfräuliche Weltunberührtheit verleihen ihr bei aller Anmut einen Herbigkeitsreiz, dessen Fremdartigkeit Bernard bezaubert, seine besten Regungen weckt. Er zählt zu den passiven Freigeistern und verletzt mit keinem Worte den orthodox katholischen Sinn der Familie Courthoüse; als er jedoch wahrnimmt, daß der Oheim in seinem Beglückungseifer ihm den Weg gebahnt, indem er ihn als einen „verschämt Gläubigen“ hingestellt, fühlt er sich als Ehrenmann verpflichtet, nicht unter falscher Flagge in den nun ersehnten Ehehafen einzulaufen. Indem er seine Werbung bei dem Familienoberhaupt anbringt, bekennt er seine Ungläubigkeit, zugleich mit seinem Worte verbürgend, Aliettens Gläubigkeit niemals erschüttern zu wollen. Die an sich hochwillkommene Werbung wird nun mit Entrüstung zurückgewiesen, allein die jungen Leute lieben einander und wenden sich an eine Instanz, die scheinbar am wenigsten Hoffnung gewährt, dennoch aber sich hilfreich erweist. Dem Bischof Courthoüse, einem Oheim Aliettens, wird die Entscheidung anheimgegeben. Monseigneur ist zur Zeit der Romantiker jung gewesen; er findet in Bernards Vorgehen eine Bürgschaft ehrenhaften Charakters und meint, Aliette könne das von Gott ausersehene Werkzeug sein, den wackern jungen Mann zur himmlischen Wahrheit zu bekehren. Vergeblich protestirt Bernard ehrlich gegen diese Annahme, Aliette wird, diese Hoffnung brünstig hegend, seine Gattin. Die Hochzeitsreise ist ein langer Honigmond. Schließlich aber siedelt sich das junge Paar in Paris fest an, und sein Glück wird noch erhöht durch die Geburt eines Mädchens. Die junge Frau ist freudig erfüllt von ihren Pflichten als Mutter und Gattin, fühlt sich von der Gesellschaft, deren einziger Lebenszweck Unterhaltung scheint, lebhaft abgestoßen und verbringt am liebsten die Abende mit Bernard daheim in ernster, erhebender Lektüre. Auf ihn aber beginnt die Boulevardluft wieder ihren Zauber zu üben; bei aller Verehrung für seine Frau langweilt ihn ihre Vollkommenheit, und allgemach geht er immer mehr seinen standesgemäßen Vergnügungen nach, mit ruhigem Gewissen, da sie keine seiner ernst genommenen Gentlemanspflichten verletzen. Aliette fühlt sich mit ihren Bekehrungshoffnungen schiffbrüchig und verlassen. Der Onkel Bischof — Oheim Vaudricourt ist inzwischen gestorben — und eine alte, dem Grafen befreundete Dame raten ihr, Bernard in die Welt zu begleiten, keine Kluft zwischen ihm und sich zu schaffen. Die junge Frau bringt das ihr schwere Opfer mit stets wachsendem Widerstreben, und als durch einen unglücklichen Zufall ein improvisirtes Fest ein ihre Reinherzigkeit verletzendes Kolorit annimmt, bricht sie bewußtlos zusammen, um in eine schwere Krankheit zu verfallen. Der Arzt erklärt, das Uebel müsse in einer Gemütsbedrückung wurzeln, und als Aliette hergestellt ist, bringt nun der Graf seinerseits das Opfer, sein Haus in Paris zu verkaufen und ein Schloß zu beziehen, das der Hauptstadt nahe genug liegt, um noch einigen Verkehr mit ihr aufrecht zu erhalten. Während der Jagdsaison geht alles gut, allein als die Pariser Gäste das Haus verlassen, stellt sich, trotz ehelichen Gemütsglücks, die Langeweile wieder ein und mit ihr das Heimweh des Boulevardiers. Aliette ist wehmutsvoll klug und sendet Bernard unter Kommissionsvorwänden auf eine Woche nach Paris. Doch kaum beginnt er seine Ausnahmen zu genießen, so ruft ihn ein Telegramm heim, da sein Töchterlein gefährlich erkrankt ist. Er findet die Kleine hoffnungslos an Diphtheritis darniederliegend; der Arzt erklärt, nur die Tracheotomie könne sie retten, er aber vermag die Operation nicht auszuführen und es ist zu spät, einen Operateur aus Paris herbeizurufen. Zwar haust in der Nähe Doktor Tallevaut, doch übt er, ganz und gar der Forschung lebend, ausschließlich nur an Armen seine Kunst. Dennoch gelingt es Vaudricourt, den edlen Sonderling zu erweichen; er eilt zur Hilfe herbei und bringt als Assistenten zur Operation seine schöne junge Mündel und Braut Sabine mit, die er sich wissenschaftlich zum Gehilfen herangezogen. Umsichtig, kaltblütig und anmutig geht sie ihm zur Hand, und als der Luftröhrenschnitt gelungen, verbleibt sie auf Bitten der Eltern längere Zeit noch zur Pflege des kranken Kindes, da Doktor Tallevaut zu seinen Studien zurückeilt. Edlen Sinnes hat er sich als Resultat seiner Naturanschauung eine Art Religion der Humanität und Ethik gebildet, die ihm das letzte Glied in der Reihe der zum Weltbestande erforderlichen Naturgesetze dünkt. Er hat sein Wissen zum großen Teil auf Sabine übertragen und, wie er meint, auch sein Denken und Fühlen; sie aber faßt den Standpunkt von „den allein berechtigten Naturgesetzen“ anders auf. Der Aufenthalt im Grafenschlosse weckt die lang im Bann gehaltene Lebenslust des temperamentvollen Weibes. Bernard ist von dem starkgeistigen, schönen Mädchen, das einen so gewaltigen Kontrast zur zarten, überfeinfühligen Aliette bildet, gefesselt. Seine Bewunderung nimmt einen immer wärmeren Charakter an und sich während eines abendlichen Spaziergangs vergessend, zieht er Sabine an sich. Entrüstet macht sie sich aus seinen Armen los, doch entschlüpft ihr das Wort: „Ja, wenn er frei wäre!“ Und bald darauf ist Vaudricourt frei. Tallevaut faßt es nicht, daß die junge Frau, die er hochgeschätzt, so plötzlich einem scheinbar unbedeutenden Unwohlsein erlegen sei. Sollte sich Sabine mit der Arznei vergriffen haben? Angstvoll eilt er inmitten der Nacht in sein Laboratorium; ja, die Stelle für das Aconit ist leer im Schranke. Da erscheint Sabine, das halb geleerte Fläschchen zurückzustellen. Sie erklärt, nicht fehlgegriffen, sondern ihr naturgesetzliches Recht auf die ihr zusagenden Existenzbedingungen geltend gemacht zu haben. Das Entsetzen tötet Tallevaut. Sabine heiratet Bernard; als sie seiner müde, entwickelt sie dem immer noch Leidenschaftsbefangenen ihr naturgesetzliches Abwechslungsrecht und heißt ihn sich ruhig fügen. Er will zum Troste Aliettens Töchterchen zu sich nehmen, das inzwischen bei der Großmutter gelebt, da aber wird ihm der höchste Schmerz. Des Kindes Wärterin erklärt, jetzt sei ihre Zunge von dem Schwur, den sie Aliette geleistet, gelöst, denn der Graf dürfe das Kind nicht einer Giftmischerin ausliefern. Vaudricourt erfährt nun nicht nur von dem Morde, sondern auch, daß Aliette um ihre Vergiftung gewußt und ihn für den Mitschuldigen Sabinens gehalten habe. Er sichert das Leben seiner Tochter, indem er seiner Frau eine reiche Rente auswirft unter der Bedingung, daß sie fern von Frankreich weile. Er selbst stirbt „in der Religion Aliettens“, die also schließlich doch seine Seele gerettet hat. — Wie meisterhaft fein die psychologischen Vorgänge in der ersten Hälfte des Buches geschildert sind, so geradezu verletzend berührt die krasse Gewaltsamkeit der verfehlten Beweisführung in dessen zweiter Hälfte. So hübsch Feuillet erst geschildert, wie jener zarteste Idealitätsduft einer Frauenseele sich nur unter dem Einfluß der Religion entwickelt, so gewaltsam und übertrieben erscheint die Folgerung, die er aus dem Mangel derselben für die Frau zieht. Zu viel beweisen wollen, heißt nichts beweisen; daß aber eben Feuillet auf diesen Abweg geraten, ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, deren so lang negative Strömung zum Rückschlag führt.

In erster Linie auf sozialen Klatscheffekt berechnet, ist des Grafen Paul Vasili neueres Opus: «La Société de Madrid». Abgesehen von den «Portraits à la minute», welche der Verfasser von der Hofgesellschaft und den hervorragenden Persönlichkeiten der Hauptstadt entwirft, enthält das Buch Interessantes und wenig Bekanntes über spanische Einrichtungen, Sitten und Bräuche. Gar mancher Leser dürfte überrascht werden durch die Mitteilung, daß die Mehrzahl der Granden Spaniens nicht, wie allgemein angenommen, ihren Stammbaum geradlinig durch mindestens einige Jahrhunderte zurückführen, sondern daß ihre Grandezza zumeist sehr modernen Gepräges ist. Ebensowenig bekannt dürfte der Brauch sein, der den Rang einer hochgeborenen Frau minus seiner Verkleinerung auf den niedriger geborenen Gatten überträgt, so daß zum Beispiel der titellose Gemahl einer Herzogin «Duquesos», einer Marquise «Marquesos», einer Gräfin «Condesos» benannt wird. Von Spanien erzählen und der Stiergefechte nicht Erwähnung thun, wäre wohl ein unmöglich Ding; allein der Verfasser ist so klug, seine Leser nicht mit oft schon Vergessenem zu regaliren und schildert weit ausführlicher das Vorher und Nachher als das Fest selbst. Und das ist dankenswert, da sich eben hierin eine Menge scharf nationaler Eigentümlichkeiten ausprägt. Die halb frommen, halb theatralischen Vorbereitungen zu dem Festgang, der möglicherweise zum Todesgang wird, geben ein farbensattes Bild. Offenbar spielt im Leben der Toreros Othellos Plaidoyer vor dem Senat: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie, weil sie mir Mitleid schenkte!“ eine gewaltige Rolle. Liebe und Ehrgeiz stehen oft in Konnex.

Die «Autographes», Kollektion Crémieux, teilen uns allerhand pikant Interessantes mit. Wir erfahren da unter anderem, daß auch die verwöhntesten Künstler ihren Ehrgeiz auf Popularität im weitesten Sinne setzen. Halévy, Rossini, Auber wollten von dem „Schutz ihres geistigen Eigentums“ gegen die Piraterie der Drehorgeln nichts wissen, sondern schwelgten in ihren Melodien, wenn auch der Leierkasten sie noch so heiser krächzte. — Wir lernen da auch einen hübschen Zug Victor Hugos kennen. Ohne von einander zu wissen, kandidirten er und Crémieux in Algier um einen Deputirtensitz. Als der Dichter diese Rivalität erfuhr, telegraphirte er: „Wenn zwischen Crémieux und Victor Hugo eine Wahl stattfindet, stimme ich für Crémieux.“ — Ganz hübsch auch ist, daß letzterer durch viele Jahre als Privatsekretär der Rachel fungirte. Die große Tragödin hatte die Geheimnisse der Grammatik und Orthographie niemals zu ergründen vermocht und lange Zeit den großen Rechtsgelehrten mit der Aufgabe betraut, ihre kleinen Billette aufzusetzen. Selbst wenn sie in fremden Ländern weilte, besorgte sie ihre offizielle Korrespondenz auf diesem Umweg. Doch ist vielleicht ihre literarische Unbildung noch verwunderlicher als ihre orthographische, wenn man bedenkt, wie lange sie das Szepter der Heroine am Théâtre-Français geführt.

Ein ganz reizendes französisches Buch haben wir einem Chinesen zu danken. General Tscheng-ki-tong hat uns mit einer hochinteressanten vergleichenden Sittenstudie: «Le Théâtre des Chinois», beschenkt. Er teilt nicht nur über die dramatische Literatur und die Theaterbräuche des himmlischen Reiches weit mehr mit als vordem darüber bekannt, sondern zieht auch in höchst liebenswürdig maliziöser Form zwischen den chinesischen und europäischen, namentlich französischen Bühnendichtungen, Theatern und Theaterbesuchern Parallelen, die bei aller Feinheit und Bescheidenheit durchaus nicht immer zu Gunsten unseres Weltteils ausfallen. Namentlich bestreitet er die Lebenswahrheit der modern-realistischen Dramen. Ueberall sei da die Liebe der Motor, der Ausgangs- und Zielpunkt der Handlung, während doch die grande passion im Leben gar weniger Menschen nur eine dominirende Rolle spiele. Tscheng-ki-tong meint, daß edler Ehrgeiz, Pflichteifer, kindliche Pietät doch zum mindesten ebensosehr das Interesse eines gebildeten Publikums erregen müßten, wie eine zumeist sündige, elementare Leidenschaft. Er vermißt an unseren Bühnen das bildende, erhebende Element, das jeder Kunstleistung innewohnen sollte. Dieser chinesische General ist ein strenger, doch vielleicht nicht ganz ungerechter Richter.

Große Abrechnung.

(Hierzu das Bild S. 940.)

Marietta handelt mit Milch, Theresita mit Kohl, Erdäpfeln und Zwiebeln. Ihre Last mit beiden Händen vor sich haltend, laufen die beiden Mädchen durch die schmalen Straßen hinter den Kanälen der Lagunenstadt und rufen ihre Ware mit gellender Stimme aus; je lauter sie schreien können, um so besser wird das Geschäft gehen; das ist ihr Handelsprinzip, und der Erfolg bestätigt die Richtigkeit ihrer Grundsätze. Wenn sie so einige Stunden durch die schmalen Gassen rufend gegangen sind, ist Mariettas kupferner Milchkessel und ihre große irdene Kanne leer, und Theresitas Korb zeigt nur noch geringe Reste. Die beiden Mädchen haben auch ein kleines Heft, in welchem sie die Kunden und den Absatz notiren — auch wohl die Rückstände säumiger Zahler aufschreiben. Diese primitive Buchführung ist eine Errungenschaft des neuen Italiens, und die Alten sehen mit Befriedigung auf die Gelehrsamkeit der Jungen. Das Büchlein aber „hat es in sich“ — recht oft stimmt es nicht — die Summe, welche der Tagesverkauf einbringen muß, stellt sich nicht ein — die Ware ist fort, und Kasse und Buch stehen nicht im Einklang. Da muß denn oft die kundigere, in den Wissenschaften mehr erfahrene Freundin aushelfen und Ordnung in das Geschäft bringen. So sehen wir denn auf unserem dem venetianischen Volksleben abgelauschten Bildchen drei solcher Verkäuferinnen; die kluge Marietta hilft der etwas schwerfälligeren Theresita die Rückstände aus dem Büchelchen zusammenrechnen, indes die faule Oelverkäuferin Gismonda

ihrer Geschäftsunlust höchst energischen Ausdruck verleiht und sicherlich Handel, Olio und Kundschaft verwünschen würde, wenn sie nicht dazu zu träge wäre. Wenn man in Venedig in den frühen Morgenstunden oder beim beginnenden Nachmittag zwischen der Markuskirche und den Prokuratorien umherwandelt, kann man mancherlei derartige große Abrechnungen, die auch oft die Verkäuferinnen unter einander betreffen, mit ansehen, und der Eifer, die Lebhaftigkeit und die gespannte Erwartung, welche die flinken Lidobauernmädchen bei diesem schwierigen Geschäft offenbaren, wirkt in der naiv ausdrucksvollen italienischen Art höchst ergötzlich.

Wie man lacht.

Mimische Studie

von

Detlev von Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Bewegung der Gesichtsmuskeln, welche wir mit dem Wort „lachen" bezeichnen, ist eine fast ausschließlich menschliche Eigentümlichkeit, welche ursprünglich bei freudiger Erregung, bei erheiternder Einwirkung von außen, auch bei heiteren Erinnerungen oder bei spontanen heiteren Gedanken unwillkürlich eintritt. Etwas Aehnliches ist uns unter den Tieren nur bei dem Affen und bei dem Hunde bekannt, welche bei freudiger Erregung die Mundmuskeln in zuckender Bewegung zurückziehen, doch geben diese Tiere, der menschenähnliche Affe und der menschenfreundliche Hund, ihre Fröhlichkeit meist in anderen Bewegungen des ganzen Körpers kund.

Die ursprünglich unwillkürliche Bewegung des Lachens wird nun bei dem Menschen, je höher er in der sogenannten Zivilisation sich entwickelt, mehr und mehr auch von dem Willen abhängig, indem er entweder den natürlichen Ausbruch der Heiterkeit modifizirt, einschränkt und in edlere Form bringt, oder ihn auch verfälscht und ebenso wie die Sprache nach Talleyrands Maxime dazu benützt, seine wahren Gedanken und Empfindungen zu verbergen und durch den Schein anderer zu entstellen.

In beiden Beziehungen — sowohl als natürlich unwillkürlicher Ausbruch wie als absichtliche Verhüllung oder Veränderung der Gedanken und Empfindungen — ist nun das Lachen für die Physiognomik, welche entweder aus wissenschaftlichem oder praktischem Interesse in dem Antlitz des Menschen dessen allgemeinen Charakter oder augenblickliches Denken zu erkennen bestrebt ist, von besonderer Wichtigkeit. Es wird daher gewiß die Teilnahme unserer Leser erregen, wenn wir denselben einiges aus den Beobachtungen über die verschiedenen Arten und Bedeutungen des Lachens mitteilen, welche eine unzweifelhafte Autorität auf dem Gebiete der Mimik, Herr Coquelin vom Théâtre-Français in Paris, vor kurzem veröffentlicht hat und welche, wenn wir mit denselben auch nicht in allen Punkten übereinstimmen können, doch Zeugnis ablegen von einer für den Schauspieler so notwendigen eingehenden Analyse der Mimik des Gesichtsausdrucks.

Herr Coquelin teilt das Lachen in verschiedene Kategorien ein, abgesehen von dem unwillkürlichen Lachen der natürlichen Heiterkeit, das keines besondern Studiums für den Beobachter bedarf, obgleich es für den Schauspieler, eben seiner Natürlichkeit wegen, am schwersten nachzuahmen ist. Wir wollen einige dieser Kategorien herausgreifen und zwar zunächst das „dienstfertige Lachen" (rire complaisant), wie es Coquelin nennt.

Dieses dienstfertige Lachen geht aus dem Gefühl der Unterordnung und Abhängigkeit hervor, es ist gewissermaßen die Zahlung einer Dankbarkeitsschuld oder auch zuweilen die Präsentirung einer künftigen Gefälligkeit, die der eine von dem andern erhofft und in Anspruch zu nehmen die Absicht hat; es ist die Unterwürfigkeit eines Individuums mit einem Lakaienherzen gegen ein anderes Individuum. Man findet dieses Lachen, wie Coquelin beobachtet haben will, vorzugsweise bei Menschen mit Plattfüßen.

Der dienstfertige Lacher lacht über alles, was man ihm sagt; er macht keinen Unterschied, er ist eben dienstfertig. Er lacht ohne Vergnügen, und wenn man ihm eine Geschichte „zum Totlachen" erzählt, welche, wie alle Geschichten zum Totlachen, außerordentlich langweilig ist, so wird er sich vor Heiterkeit nicht zu fassen wissen, deshalb aber ist sein Lachen so perfide. Denn der dienstfertige Lacher läßt den Erzähler einer komischen Geschichte oft böse hereinfallen, wenn dieser, erfreut über den Erfolg, seine Geschichte demnächst im Vertrauen auf ihre erheiternde Wirkung anderen Leuten erzählt und einem eisigen Schweigen der Gleichgültigkeit begegnet.

Es gibt auch ein falsches dienstfertiges Lachen, welches nicht aus der allgemeinen Lakaiennatur hervorgeht und deshalb den Schein der Natürlichkeit hat, sondern mit Ueberlegung künstlich hergestellt ist, um irgend einen Zweck zu erreichen. Man kann dies leichter erkennen, denn es hört oft mitten in seinem Ausbruch auf und wird durch ein unwillkürliches Gähnen unterbrochen.

Das falsche dienstfertige Lachen findet man nicht selten bei einem Herrn, dem man Geld geliehen hat, — es ist um so intensiver, je größer die Summe war, und es gewinnt in solchem Falle auch eine gewisse Natürlichkeit, weil er daran denkt, daß er das geliehene Geld niemals zurückgeben werde, was für ihn natürlich außerordentlich erheiternd wirken muß. Der eigentliche dienstfertige Lacher hat eben in dem Augenblick, in welchem er lacht, keinen bestimmten Hintergedanken, — er servirt sein Lachen ebenso, wie ein Lakai in der Gesellschaft eine Tasse Thee oder ein Glas Punsch servirt. Das dienstfertige Lachen ist laut und lebhaft, aber es hat einen kalten Glanz — es ist „weiß", wie man von einem Bühneneffekt sagt, wenn er das Publikum nicht bewegt und mit sich fortreißt.

Am schlimmsten ist das dienstfertige Lachen, wenn sich hinter demselben neben dem allgemeinen Lakaienbewußtsein eine feindliche Gesinnung gegen die Höhergestellten verbirgt, wenn Neid, Eifersucht, Haß auf dem Grunde der Seele des Lachenden lauern. Dann wird das dienstfertige Lachen furchterlich und der kundige Beobachter hört aus den Lauten der Heiterkeit alle Wut der Rache hervortönen, wenn die dienstfertigen Zuhörer einen hochstehenden Dummkopf, der eine alberne Geschichte erzählt, schallend niederlachen.

Eine andere Kategorie bildet das „böse Lachen". Dies Lachen kommt mehr im Roman und im Drama als im wirklichen Leben vor; der Bösewicht im Leben lacht selten, wenn er eine verbrecherische That begeht, am wenigsten laut. Auf der Bühne aber gehört das böse Lachen zum Rüstzeug des Schauspielers, wenn er eine unselige That zu vollführen hat; es ist ein mehrmals ausgestoßenes „Ha, ha, ha!" mit entblößten Zähnen und rollenden Augen. Ein Verräter entführt die Kinder einer zärtlichen Mutter; ein Räuber schleppt eine Jungfrau am Tage vor ihrer Hochzeit in die Berge; ein rachedürstender Diener öffnet die Schleusen der Teiche, um das Haus seines Herrn in grausige Wasserfluten versinken zu lassen — immer hört man das gellende „Ha, ha, ha!" immer sieht man die rollenden Augen und die spitzen, drohenden Zähne.

Aus dem Leben führt Coquelin ein Beispiel des bösen Lachens an. Man hört es, wie er sagt, auf der Treppe, wenn am ersten des Quartals der Portier heraufsteigt, um die Quittung des Hausherrn für die fällige Miete zu bringen. Meist aber ist es, wie bemerkt, ein Attribut der Charakterspieler und Intriganten auf der Bühne.

Anders ist es mit dem „infernalischen Lächeln", welches Mephisto angehört und Don Juan oder Mordaunt in den „drei Musketieren". Zu diesem Lächeln gehört das Wesen des gefallenen Engels; es drückt nicht die rohe Freude am Verbrechen, sondern den Triumph des in die Verneinung gedrängten Geistes über einen vermeintlichen Sieg über Gott aus. Coquelin hat unrecht, wenn er auch dieses Lächeln wesentlich der Bühne zuweist. Es kommt auch im Leben vor, freilich nicht bei gemeinen Naturen, sondern nur bei gefallenen Seelen, welche die Wehmut über ihren Fall durch das Gefühl des Trotzes gegen den Himmel zurückzudrängen versuchen.

Das „duckmäuserische Lachen" schreibt Coquelin wesentlich dem weiblichen Geschlecht zu und sagt, man könnte diese Spezies auch das Lachen hinter dem Fächer nennen.

Ein geistvoller Herr zum Beispiel erzählt in einem Salon eine äußerst pikante und etwas gewagte Geschichte; er weiß seine Ausdrücke sehr geschickt so zu wählen, daß sie, für sich genommen, völlig unbedenklich sind, daß aber dennoch die etwas bedenklichen Pointen niemand entgehen können.

Die Damen hören diese Geschichte an, indem sie mit preziöser weiblicher Geschicklichkeit in sich hinein lachen und sich zur Vorsicht dabei hinter ihren Fächer verschanzen. Droht die zurückgehaltene Heiterkeit mit einem Ausbruch, so wird der Fächer bis zu den Haaren emporgehoben und nur eine zitternde Bewegung der Hand läßt erraten, was hinter demselben vorgeht. Ist der Ausbruch vorüber, so sinkt der Fächer wieder bis zu den Augen herab und man sieht ein einfach artig lächelndes Gesicht.

Das duckmäuserische Lachen kann man auch im Eisenbahncoupé beobachten. Eine ältere und eine jüngere Dame reisen in einem Coupé mit zwei Herren. Beide Damen scheinen zu schlafen; bei der ältern ist der Schein Wahrheit, bei der jüngern könnte man daran zweifeln, ob wirklich Morpheus seine Mohnkörner über sie ausgestreut habe, denn zuweilen möchte man glauben, daß ihre Augenlider sich leise bewegen und daß unter den Wimpern hervor ein flüchtiger Strahl über die Reisegefährten hinblitzte.

Diese freilich sind ganz arglos, sie achten nicht auf die schlafenden Damen und führen eine sehr ungezwungene Unterhaltung, welche an Rabelais' kräftige Schärfe erinnert und sich um so freier bewegt, je mehr sie sich gänzlich unbelauscht glauben.

Wäre nun noch ein Beobachter im Coupé, so würde er auf dem Gesicht der schlafenden jungen Dame die verschiedenen Stadien des duckmäuserischen Lachens beobachten können. Sie hört alles, sie möchte wohl mit groß offenen Augen zuhören und so recht von Herzen über die Pointen lachen; aber das ist ja unmöglich, sie darf sich nicht rühren, sie darf um keinen Preis merken lassen, daß sie hört. Da fangen denn die Mundwinkel ganz leise an zu zucken, die Augen machen die äußersten Anstrengungen, um geschlossen zu bleiben, kurz, man kann in dem Kampf zwischen der innern Heiterkeit und dem Zwange der Rücksicht auf die Welt ein hübsches Probestück des duckmäuserischen Lachens auf dem Gesicht der jungen Dame sehen. Wird der Kitzel zu groß, dann macht die Schläferin eine ungemein täuschend nachgeahmte unwillkürliche Bewegung, durch welche sie sich ganz in die Ecke wirft und den Kopf in die Kissen drückt. Sie unterhält sich vortrefflich, die schlafende junge Dame in ihrer Ecke, und sie nimmt sich vor, die pikante Geschichte ihrer Reisegefährten ihren Freundinnen zu erzählen, wenn sie nach Hause gekommen sein wird und der Geschichte sich noch erinnern sollte. „Sie wird sich daran erinnern," meint Coquelin, „sie wird die Geschichte erzählen, dann aber, im ausschließlichen Damenkreise, wird ein lautes, helles und fröhliches Lachen die allerliebsten Pointen à la Rabelais begleiten."

Es gibt auch Virtuosinnen in der Kunst des duckmäuserischen Lachens, bei denen man in dem ganzen Gesicht keine Spur von Verständnis der Pointen einer pikanten Geschichte bemerkt. Sie hören mit der ruhigsten Miene von der Welt zu und scheinen von der epreuesen[?] Geschichte nur den ganz allgemein verständlichen und harmlosen Inhalt zu begreifen. Nur ein Augenwinkel zuckt, dem beobachtenden Physiognomiker bemerkbar, ein Strahl des innern Vergnügens, das diese Virtuosinnen mehr als jede andere empfinden. Man findet solche Damen, die das Lachen ganz nach innen zu konzentriren verstehen, besonders in der großen Welt sehr zahlreich, weil gerade dort das Verständnis für pikante Geschichten und der Wunsch, das Vergnügen an denselben zu verbergen, gleich groß sind.

Ebenso kann man alle Nuancen des duckmäuserischen Lachens studiren, wenn man sich die Mühe geben will, während eines Diners die servirenden Domestiken zu beobachten. Sie hören natürlich die ganze Unterhaltung und nehmen den lebhaftesten Anteil an derselben, jeder Scherz übt auf sie seine Wirkung wohl noch unmittelbarer und kräftiger aus als auf die Gäste und doch sollen sie mit feierlich gleichgültigen Mienen ihren Dienst thun. In dieser Zwangslage bricht das Lachen in den allerverschiedensten Erscheinungsformen durch, und mancher Tropfen Sauce, der aus schwankender Schüssel auf eine lichtfarbene Damentoilette fällt, hat seine eigentliche Ursache in dem konvulsivischen Zittern des duckmäuserischen Lachens der Domestiken. Man sollte deshalb mit der Erzählung besonders scherzhafter Geschichten bei Diners immer so lange warten, bis die Serviteren bei allen Gästen die Runde gemacht haben, denn man läuft stets Gefahr, durch eine recht wirksame Pointe eine kostbare Damentoilette zu verderben.

Ein anderes Lachen ist das „Theaterlachen". Man findet dasselbe vorzugsweise, ja fast ausschließlich, bei den Provinzialen, welche in die Hauptstadt kommen, um einmal die großen Theater zu besuchen und die neuesten Zugstücke, Lustspiele und Operetten, zu sehen. Dieses Lachen ist vollklingend und unbefangen naiv. Es gehört Leuten an, die mit der festen Absicht kommen, sich zu amüsiren, und die auch leicht zu amüsiren sind, da sie keine Spur von der hauptstädtischen Blasirtheit an sich haben. Es ist sozusagen ein bürgerliches Lachen, das sich bei jeder scherzhaften Stelle mit außerordentlicher Leichtigkeit einstellt und selbst bei starken Chargen der Schauspieler die vornehm kritische Zurückhaltung der Residenzstädter nicht kennt. Der Provinziale lacht in den Theatern ohne Hintergedanken und um so lauter und freier, da er ja sein Lachen vorher bezahlt hat und für sein Geld haben will, was dafür nur irgend zu haben ist. Es gäbe für die Schauspieler nichts Dankbareres als ein aus lauter Provinzialen zusammengesetztes Publikum — sie wären bei jeder Scene ihres Erfolges gewiß. Das Lachen setzt sich in den Foyers fort und selbst die Logenschließerinnen lachen den Fremden mit den ganz außerordentlich befriedigten Gesichtern freundlich zu. Die Provinzialen lachen sich unter einander an wie Touristen, die sich an einem besonders schönen Punkte begegnen; sie tauschen auch wohl Bemerkungen mit einander aus, sie kennen sich instinktmäßig unter einander und freuen sich des Verständnisses und Mitgenusses an ihresgleichen.

Das Pendant zum Theaterlachen ist das Theaterweinen — auch eine Besonderheit der Provinzialen, wenn sie, da eben kein Lustspiel gegeben wird, ein Trauerspiel sehen, da sie doch die Abende, die sie in der Residenz zubringen, nicht verlieren wollen. Sie weinen dann ebenso aufrichtig naiv und patriarchalisch für ihr Geld, wie sie in einem Lustspiel, das sie freilich lieber hätten sehen mögen, gelacht haben würden.

Man kann dies Lachen und dieses Weinen noch im Omnibus und in den Uferbahnen sich fortsetzen sehen, wenn man aus dem Theater nach Hause fährt und die Mitfahrenden beobachtet, denn der Eindruck bei den empfänglichen Leuten aus der Provinz dauert noch lange nach der Vorstellung fort; jedes Stück, Lustspiel oder Trauerspiel, übt auf sie die Wirkung eines wirklichen Ereignisses und erfüllt noch stunden- und tagelang ihre Gedanken und Gefühle, ja selbst nach Wochen, wenn sie in ihre Heimat zurückgekehrt sind und ihren Freunden den Inhalt der gesehenen Stücke ziemlich umständlich und meist auch unverständlich erzählen, werden sie herzlich und aufrichtig lachen oder auch, ohne sich deshalb zu schämen, eine Thräne aus ihren Augen rinnen lassen.

Das Theaterlachen ist fast die aufrichtigste und erfreulichste von allen Kundgebungen der Heiterkeit, weil es auf den Eindrücken einer Welt der Illusion beruht, die durch keine Enttäuschungen getrübt wird.

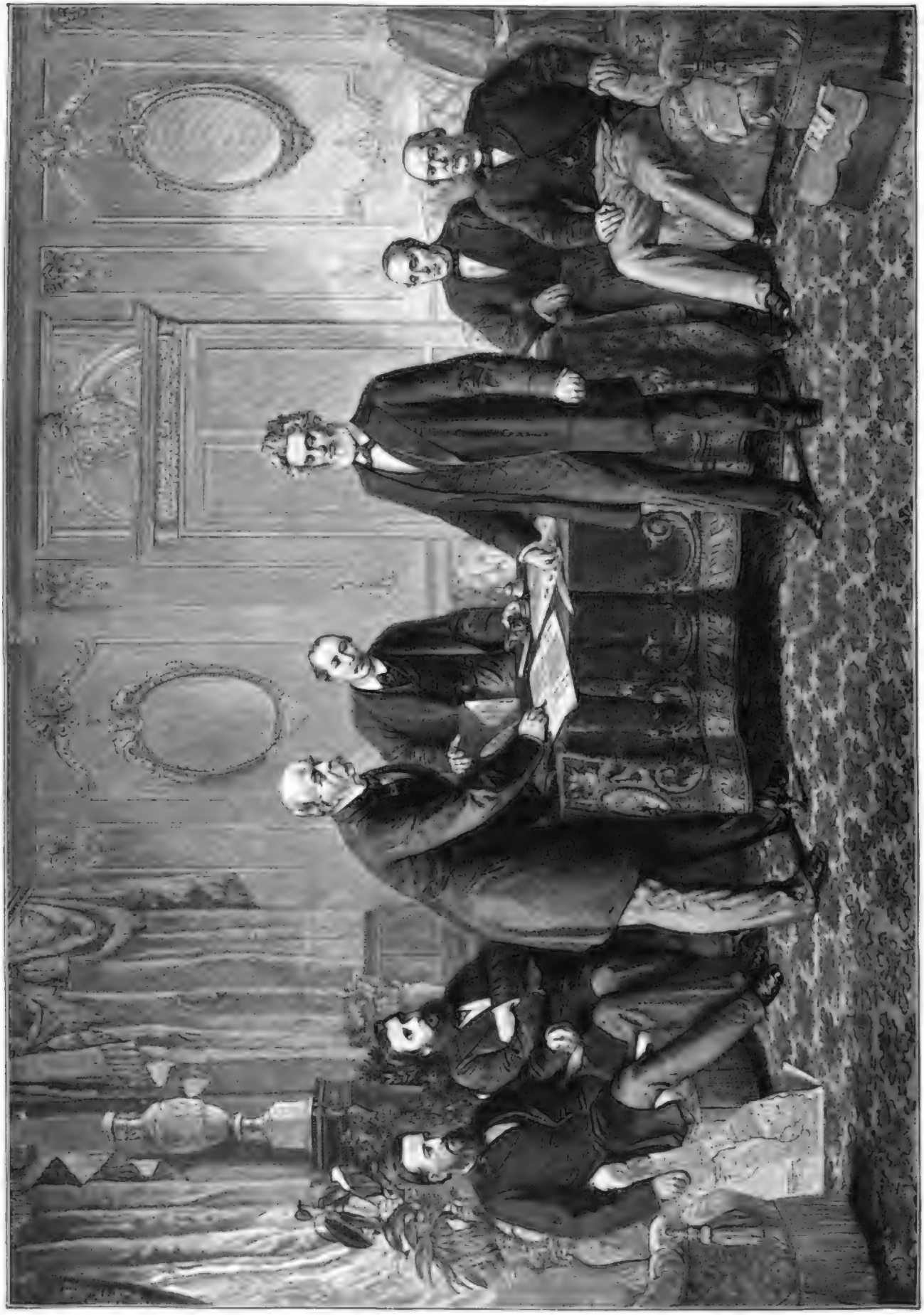
Eine ganz besondere Art des Lachens mag aus Coquelins Studien zum Schluß noch erwähnt sein, das „ministerielle Lachen", das Lachen der Bureaux.

Die Beamten auf einem Bureau sind wie die Knaben in der Schule — sie haben eine außerordentliche Scheu vor ihrer Arbeit und ergreifen mit Eifer jede Gelegenheit, um diese Arbeit zu unterbrechen. Die große Aufgabe ist es, einen Augenblick des Nichtsthuns zu gewinnen; während man lacht, kann man aber nichts thun und amüsirt sich immer noch besser, als wenn man eine neue Stahlfeder einsetzt oder das Papier faltet. Man lacht also über alles und nichts — über die geistloseste Anekdote, über den ältesten Witz, über den Minister, über den Bureauchef, über die vortragenden Räte, auch über die Bureaudiener — am liebsten aber freilich über die Vorgesetzten, natürlich, wenn sie nicht da sind; man lacht besonders laut und lange über irgend eine häusliche oder dienstliche Verdrießlichkeit des Chefs. Nur über eines lacht man in den Bureaux nicht: das ist das Avancement oder die Dekorirung eines Kollegen, oder wenn man darüber lacht, so gehört das matte, blasse Zeichen der Heiterkeit in die Kategorie des bösen Lachens, das in den Freudenkelch des Nächsten den Gifttropfen des Hasses fallen läßt.

Vielleicht werden unsere Leserinnen auf Grund der vorstehenden Skizzen in ihren Kreisen ihre Beobachtungen anstellen und noch neue Kategorien des Lachens entdecken, welche dem großen Mimen des Théâtre-Français entgangen sind.

---

* HEIMKEHR DER KREUZFAHRER *
Walhallen Düsseldorf.
1852
Lagerbrand
* DIE · BEGRUESSUNG *
Schilderstechen.
VOLKS-THEATER



Die Friedensunterzeichnung in Frankfurt a. M. Nach einem Gemälde von O. Donner von Richter.

Digitized by Google

Eine Dame von Welt.

Novelle

von

G. Hermstein.

(Schluß.)

hne sich dessen bewußt zu werden, schlägt Leonie den Weg nach dem Försterhause ein. Als sie daselbst ankommt, ist Frau Hofmann eben mit der Magd auf ihre Wiese gegangen, um Gras für die Kühe zu schneiden, und nur der Förster ist daheim und empfängt den vornehmen Besuch mit einer Art bäuerischer Ritterlichkeit, die Leonie wohlgefällt. Sie mustert ihn mit Interesse; in seinem schmalen Kopf und den kühnen Zügen entdeckt sie Aehnlichkeiten mit Susi, auch haben Vater und Tochter den Ernst des Ausdrucks gemein. Wenn schon die junge Dame von der Mutter den Eindruck empfing, als sehe sie an dem Mädchen empor, so kommt es ihr bei dem Förster vor, als betrachte er Susi mit wahrer Ehrfurcht, so voll Hochachtung und Bewunderung scheint er gegen sie durchdrungen; nicht wie ein Vater, dem man sein geliebtes Kind endlich nach jahrelangem Getrenntsein zurückgegeben, sondern wie ein Fremder, dem man plötzlich einen kostbaren Schatz zum Hüten anvertraut hat.

Lange unterhält sich die Baronesse mit dem einfachen Manne; es thut ihren gespannten Nerven wohl, vor dem stillen Forsthause zu sitzen, an den Bäumen in die Höhe zu sehen und den Stimmen des Waldes zu lauschen, die der Förster ihr erklärt. Endlich erinnert sie sich, daß es Zeit sei, zum Schlosse zurückzukehren; sie steht auf, reicht Herrn Hofmann die Hand und bemerkt im Weggehen:

„Es könnte wohl ein Gewitter kommen, so schwül ist es noch immer."

„Ja, ja, das meinte der Herr Doktor heut mittag auch," sagt der Förster.

Leonie, die schon einen Schritt vorwärts gethan, wendet sich erstaunt noch einmal um.

„War Doktor von Wardeck heute hier?"

„Zu dienen, gnädige Baronesse, wohl an drei Stunden; und krank und verstimmt sah der arme Herr wieder aus! Daß es mit dem Magen auch gar nicht besser werden will die ganzen Jahre her!" spricht Susis Vater.

„Ja, es ist traurig — adieu, Herr Hofmann!" sagt Leonie.

Warum regt sich ihr Gewissen? Sollte sie sich gegen Fritz etwas vorzuwerfen haben? So oft sie sich diese letzte Frage vorhält, spricht ihre Ueberlegung sie frei und klagt ihr Gefühl sie an, und was für eine unbequeme Sache ist es um solche innere Uneinigkeit!

Leonie atmet tief auf, als sie den Waldessaum erreicht, es schien ihr erstickend schwül unter den Bäumen trotz des Schattens; doch draußen ist es nicht viel besser, der Windhauch streicht nicht mehr liebkosend über die Halme, und da, wo vorhin noch einige durchsichtige blasse Wölkchen in der Luft schwebten, hängt jetzt eine schwere Gewitterwolke, die es der jungen Dame zweifelhaft erscheinen läßt, ob sie trockenen Fußes daheim ankommen werde. Während sie überlegend einen Moment am Waldrande stehen bleibt und prüfend auf den Himmel und nach dem Schlosse blickt, tauchen zwei Köpfe über den Kornähren auf und kommen näher; ein Blick aus Leonies scharfen Augen genügt, um sie die zurückkehrende Susi und neben ihr Heinz von Wardeck erkennen zu lassen, welcher lebhaft auf das Mädchen einredet, so lebhaft, daß seiner Cousine der Gegensatz zwischen seinem heutigen Benehmen und dem kalten Ton, in welchem er neulich von Susi sprach, sonderbar und unangenehm auffällt. Nun wendet er um und enteilt in der Richtung nach dem Dorfe, das Mädchen aber streckt beide Hände in die Höhe, stürzt wie unsinnig einige Schritte vor und ist plötzlich unter den Aehren verschwunden.

Sofort hat Leonie erkannt, daß es sich hier um einen Bubenstreich von Heinz handelt; seine geheuchelte Teilnahmlosigkeit an einem so verführerischen Geschöpfe wie Susi hatte sie von Anfang an unnatürlich gedünkt. Und alles, was ihr an dem Mädchen bisher rätselhaft erschienen, löst sich für sie zu einer so erschreckenden Klarheit auf, daß sie den raschen Lauf, mit dem sie jener Stätte zufliegt, wo Susi verschwunden ist, mäßigen muß, um nur ihre eigene Fassung zurückzugewinnen.

Da liegt das arme Mädchen auf dem Feldrain unter den Halmen, gebrochen, vernichtet. Sie weint nicht, sie schluchzt nicht, nur ein Schauer überrieselt sie von Zeit zu Zeit, daß die Zähne in dem leichenhaft blassen Gesicht aufeinander schlagen und die Hände zittern. Umsonst versucht Leonie, sie aufzurichten und zu ihr zu sprechen, sie versteht nicht, was man von ihr verlangt, und wehrt sich mechanisch, als die junge Dame ihr den Hut vom Kopfe nimmt und den Kleidergurt lockern will. Endlich löst sich die fürchterliche Starrheit des Auges, doch bei dem ersten bewußten Blick auf ihre Pflegerin nimmt ein anderer schlimmer Geist von ihr Besitz: mit dem Ausdruck tödlichen Hasses streift sie blitzschnell Leonies beide Hände von sich ab.

„O Sie, Sie, immer Sie!" ruft sie laut. „Können Sie mich hier nicht sterben lassen? Bin ich Ihnen auch da noch im Wege?"

„Susi," sagt Leonie, „auf der ganzen Welt meint es im Augenblick niemand besser mit Ihnen als ich."

„Ja freilich! Vielleicht haben Sie ihm eingegeben, daß er mich an den Jockey verkaufen soll — mich — an den Jockey!" Und das schneidende Lachen, mit dem sie zu reden angefangen, erstirbt in einem halbirren Flüstern, während sie wehmütig dazu mit dem Kopfe nickt, als fühle sie ein objektives Mitleid mit sich selbst.

„Ist es möglich!" stammelt Leonie, vor Abscheu gegen ihren Vetter und Mitgefühl für das unglückliche Mädchen ihre gewohnte kühle Selbstbeherrschung verlierend. „Und er hat gewagt, Ihnen das selbst vorzuschlagen?"

„Wußten Sie nichts davon?" fragt Susi mit gebrochener Stimme. „Aber natürlich, er wird es Ihnen nicht eher sagen, als bis Sie seine Frau sind."

„Ich habe mit Heinz von Wardeck nichts zu schaffen," erklärt Leonie mit all der Verachtung, deren sie sich für ihren Vetter bewußt ist.

„Aber er liebt Sie doch!" flüstert das Mädchen.

„Es fällt ihm nicht ein, zudem bin ich die Braut des Grafen Taiph," sagt Leonie.

Da öffnet Susi Hofmann die goldbraunen Augen weit, weit, als könne sie das Ungeheure nicht fassen, das sich jetzt vor ihrem geistigen Blick enthüllte.

„Also nicht einmal, weil er Sie liebte!" zittert es leise von ihren Lippen. „Nur um mich los zu sein! — Gott, Gott, wenn er mir einen Dolch ins Herz stieß, schnell, unerwartet, so starb ich glücklich — warum that er das nicht? Warum tötet er mich für all meine grenzenlose Liebe tausendmal, statt einmal?" und sie stützt den Kopf mit dem Arm und starrt vor sich hin.

„Susi, ich möchte Ihnen so gern helfen," spricht Leonie nach einer Pause.

Das Mädchen zuckt zusammen und erhebt sich rasch.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so gut sind, gnädige Baronesse," sagt sie mit ihrer alten, klaren, lieblichen Stimme, „dafür segne Sie der liebe Gott!" Sie faßt nach Leonies Hand, drückt sie an ihre Lippen, rafft den Hut vom Boden und ist mit einigen schnellen Sätzen aus dem Bereiche der jungen Dame.

Eben grollt in der Ferne der erste Donner, es gilt nun, dem Gewitterregen zuvorzukommen. Mit dem plötzlich aufwirbelnden Sturm um die Wette eilt Leonie durch die Felder, deren Halme jetzt wogen und wallen wie bewegtes Meer. Bald darauf brechen sich wirkliche Wellen zu ihren Füßen, es ist am Teiche, den der Wind in weißen Schaum auflöst und aus seinen Ufern peitschen zu wollen scheint. Unheimlich und gierig leckt das Wasser bis an den Weg hinauf, und wie toll tanzt der Kahn an dem Pflock auf und nieder, daß die Ruder unter seinen Bänken und die eiserne Kette klappern und lärmen gleich einer Horde Klabautermänner. Dazu tost es mächtig durch die Buchen, und Blätter und Zweige fliegen in wildem Reigen um Leonie, bis plötzlich bei ihrem Heraustreten aus den Bäumen ein Gewitterregen niederrauscht, der sie, bevor sie das Schloß erreicht hat, bis auf die Haut durchnäßt.

Der Diener reißt die Hausthür auf und meldet unter bedauernden Blicken, daß die Herrschaften sich bereits sehr um die Baronesse geängstigt hätten.

„So melden Sie, daß ich zurück bin, mich aber umkleiden muß," antwortet die junge Dame und eilt hinauf. Eigentlich hat ihr der Wettlauf mit dem Sturm und die Notwendigkeit, sich von Kopf zu Fuß anders anzuziehen, gut gethan, sie wenigstens einigermaßen von dem Gedanken an Susi abgelenkt. Jetzt, da sie mit dem Wohlgefühl der Wärme und Trockenheit in einem bequemen dunklen Wollenkleide nach den Gesellschaftszimmern hinunterschreitet, kommt ihr das Bild des unglücklichen Mädchens wieder lebhaft vor die Seele. Noch rollt der Donner mit furchtbarer Gewalt über das Schloß, das Licht der überall schon angezündeten Lampen verbirgt nicht die grellen Blitze, die in rascher Aufeinanderfolge am Himmel aufzucken, und der Regen prasselt hernieder, als hätte er alle Schandthaten der Erde von derselben abzuwaschen. Wo mag Susi jetzt sein? Das Försterhaus kann sie selbst jetzt noch nicht erreicht haben, auch ist sie wohl zu klug, den Eltern in diesem aufgeregten Zustande vor die Augen zu kommen; armes, schönes, beklagenswertes Geschöpf!

Mit dieser Empfindung auf die Schwelle des Musiksaales zu treten und Heinz in bester Laune im behaglichen Zimmer Karten spielen zu sehen, ist selbst für Leonies weltliches Gemüt ein empörender Anblick. Indessen bleibt ihr keine Zeit zu Betrachtungen über die sonderbare Art von Gerechtigkeit auf dieser vollkommensten aller vollkommenen Welten, da bei ihrem Erscheinen Graf Taiph mitten aus seinem Robber aufspringt, um sie zu begrüßen, und auch Onkel Wardeck ihr seine Freude bezeigt, sie endlich heil und gesund zurückgekehrt zu sehen. Heinz, der sich ebenfalls erhoben, mischt stehend die Karten und fragt dabei, ob seine Cousine sich nicht erkältet habe.

„Körperlich nicht, aber ich fürchte, ich habe mir beut Seelenrheumatismus geholt," erwidert sie, was Heinz als einen Witz auffaßt und belacht.

Im angrenzenden Zimmer befinden sich die beiden Damen und Fritz an einem mit Handarbeiten und Zeitungen bedeckten Tische, der Doktor sitzt mit dem Rücken nach der Thür und liest vor, ohne sich durch den Aufstand nebenan stören zu lassen. Die drei geben ein gemütliches Bild ab, unwillkürlich prägt es sich in Leonies Gedächtnis, bevor sie es durch ihren Eintritt stört.

„Endlich, Kind!" sagt Tante Wardeck, die Baronesse neben sich auf das Sopha ziehend, während Fritz ein kurzes: „Guten Abend," spricht und still für sich in der Zeitung weiter liest. „Wie haben wir uns um Dich gesorgt!"

„Du bist wohl entsetzlich naß geworden?" fragt Annette.

„Allerdings. Ich glaube, die Heinesche Wasserfrau befand sich im Vergleich zu mir in dem Zustand einer gedörrten Pflaume. Wenn das Kleid innerhalb sechs Wochen trocknet, so steht dem Onkel das schönste Erntewetter bevor — schade, daß ich es nicht mitgenießen kann, ich muß in drei Tagen nach Berlin zur Gräfin zurück."

„Wie!" rufen Annette und ihre Mutter in einem Atem, Fritz liest ruhig weiter.

„Ja, Graf Taiph überbrachte mir heut diesen Befehl seiner Schwägerin; meine sechswöchentliche Ferienreise ist also auf die Hälfte verkürzt."

„Bist Du denn wirklich schon drei Wochen bei uns?" fragt ungläubig die Hausfrau.

„Ja, Tante," antwortet Leonie.

„Nein, achtzehn Tage," sagt Fritz aus seinem Zeitungsaufsatze heraus. Genau achtzehn Tage sind es — er muß es wissen, sie waren die achtzehn glücklichsten und qualvollsten seines Lebens. Zeile für Zeile gleitet unter seinen Augen hin, ohne daß er sich auch nur bewußt ist, wovon sie handeln. Vorhin sprach der Graf davon, daß er in drei Tagen abreisen werde, sie wollen also mit einander fahren, und unterwegs wird er sich erklären, wenn dies nicht bereits hier geschehen ist.

Während dieser Gedanken ist es in Fritz still wie auf einem Friedhof, er fühlt im Augenblick nicht das leiseste Weh, seine Seele schläft, erschöpft von Schmerzen. Neben ihm plaudern die Damen lebhaft fort, aus dem Musikzimmer ertönt zwischen den einzelnen Partien die Unterhaltung der Herren

und über ihm verhallt allmälich das Grollen des Donners; der Doktor hört und versteht alles, aber ohne Empfindung, ohne Anteil. Er hat heut nachmittag mit dem Pastor über Kant gestritten und würde doch — und gälte es die Welt — jetzt nicht mehr wissen, was er eigentlich behauptet. In diesem Nachtwandlergefühl hat er den Grafen auch ruhig begrüßt, mit ihm eine Viertelstunde über den Unterschied der Sommerwärme zwischen Berlin und Petersburg gesprochen und dann den Damen vorgelesen, alles wie im Traume. Gleich nach dem Thee zieht er sich in sein Zimmer zurück mit dem einzigen heißen Wunsche, daß Leonie heut abend nicht spielen möge.

Letzteres geschieht in der That nicht. Der Gast muß so viel über staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse in Rußland erzählen — und dann, die Besichtigung des Siegfried ist zur größten Befriedigung des Grafen ausgefallen, man trinkt Champagner auf den abgeschlossenen Handel, lobt den Jocken, den Hippolyt selbstverständlich übernimmt, und stößt an auf ein gleich gutes Ergebnis bei der morgen bevorstehenden Prüfung der Brunhild. Bei solcher Stimmung ihrer Umgebung wirft die Baronesse niemals ihre Perlen vor — zerstreute Zuhörer. Sie lehnt die Aufforderung zu einem Vortrage freundlich, aber bestimmt ab und begegnet dabei einem verständnisinnigen Blick ihres Bräutigams, der sich offenbar über diesen Künstlerstolz freut.

In heitererer Laune als alle übrigen befindet sich Heinz. Nun die unangenehme Eröffnung gegenüber Susi hinter ihm liegt, erscheint ihm alles im rosigsten Licht. Es ist wahr, das Mädchen hat auf seinen Vorschlag keine Silbe erwidert — aber der Teufel auch, es ist keine Kleinigkeit, statt Frau von Wardeck Frau Kolb zu werden, und es hieße das Unmögliche verlangen, wenn sie sofort auf sein Anerbieten hätte eingehen sollen. Nun wird sie sich die Sache überlegen und schließlich zustimmen, schon deshalb, weil ihr kein anderer Ausweg bleibt. Es war doch ein herziges Ding... „Dein Wohl, Susi!“ Und er trinkt ein volles Glas Champagner bis auf die Nagelprobe leer.

Durch die nach dem Aufhören des Regens geöffneten Fenster dringen vom Hofe her plötzlich laut sprechende Stimmen; es scheint Leonie, als habe sie darunter diejenige des Försters gehört, und ihr feines Ohr täuscht sich nicht.

„Sie muß hier sein!“ ruft Susis Vater eben wieder. „Wo, um Gottes willen, sollte ich sie denn sonst noch suchen?“

„Was gibt's?“ fragt Herr von Wardeck zum Fenster hinaus. Da fühlt er seine Hand von Leonie ergriffen, neben ihm beugt sich ihre schlanke Gestalt weit hinaus und spricht halblaut zu den Unterstehenden: „Ruhig, wir kommen sofort heraus,“ und damit zieht sie den alten Herrn vorsichtig aus dem Zimmer, in welchem die anderen zurückbleiben, ohne etwas von der kurzen Störung gemerkt zu haben.

VII.

Draußen hat sich bereits die ganze Dienerschaft um den aufgeregten Förster versammelt; am anteilsvollsten und mit vor Schreck weit aufgerissenem Munde lauscht seinem Berichte der Jocken. Als der alte Herr und die Baronesse herantreten, verstummt das Durcheinanderreden, und Herr Hofmann beginnt noch einmal seine Erzählung, wie und wo er Susi bis jetzt vergeblich gesucht habe; nun er sie auch auf dem Schlosse nicht antreffe, müsse er wohl glauben, daß sie verunglückt sei, vielleicht vom Blitz erschlagen — die Stimme des alten Mannes bricht, und die Mädchen und der Jocken wischen sich die Augen.

„Ich habe Ihre Tochter noch gegen Abend gesehen, als ich von Ihnen zurückkehrte,“ spricht Leonie hastig, „ich traf sie zwischen den Kornfeldern vor dem Walde.“

„Und da war sie noch heil und gesund, gnädige Baronesse?“ fragt der Förster.

„Ja,“ erwidert sie fest in dem Gefühl, es hänge von dieser Antwort Susis Ehre ab.

„Ich werde Ihnen Leute mit Laternen und Fackeln mitgeben, Hofmann, lassen Sie den Wald absuchen,“ sagt der alte Herr. „Wenn die Männer in einer Linie vorgehen, so müssen sie sie finden — falls sie — falls sie wirklich — aber sie ist ja gewiß jetzt längst zu Hause, während Sie sich hier ängstigen,“ tröstet Herr von Wardeck, der für Susi eine gewisse pflegeväterliche Zuneigung hat, den gebeugten Förster mehr zu seiner eigenen als des andern Beruhigung. Er bestimmt, wer Herrn Hofmann begleiten solle — August Kolb hat sich sofort freiwillig gleichfalls dazu erboten — und kehrt endlich langsam mit Leonie in das Schloß zurück.

„Onkel, Sie dürfen Annette nichts merken lassen,“ spricht Leonie in der Haustür, die Regentropfen abschüttelnd, die die nassen Linden bei jedem Lufthauch über sie hingesprüht haben.

„Sie haben recht, das Kind würde sich krank machen vor Angst. Es war klug von Ihnen, mich so heimlich aus dem Saale zu bringen,“ stimmt der alte Herr bei.

Mit heiteren Mienen kehren die beiden in das Gesellschaftszimmer zurück, wo sich Heinz eben über eine witzige Bemerkung des Grafen vor Lachen ausschütten will.

„Was hattet ihr denn vor?“ erkundigt sich Annette mit neugierigen Augen.

„Privatgeheimnisse, Kleine,“ ist indessen die ganze Antwort, die sie von Leonie erhält. Bald darauf mahnt die Hausfrau zum Aufbruch, da der Herr Graf von der Reise ermüdet sein müsse, man trennt sich, und mit der wunderlichsten Mischung von Gefühlen, welche dieser ereignisreiche Tag in ihr angeregt, sieht sich die Baronesse endlich allein in ihrem Zimmer. Erst spät und von schweren Träumen begleitet, kommt der Schlaf über sie. Sie kniet wieder neben Susi am Feldrain und tröstet sie, doch plötzlich ist es nicht mehr das Mädchen, sondern Fritz, den sie im Arm hält, und der ihr zuruft: „Sie, immer Sie! Können Sie mich nicht ruhig sterben lassen?“ Zuletzt ist es ihr, als ob sie mit dem Grafen und Heinz auf der Veranda stehe; der Jocken hält mit den beiden Rennpferden an der Freitreppe, und ihr Vetter packt sie plötzlich mit eiserner Gewalt und hebt sie in den Sattel der sich wild aufbäumenden Brunhild. Gerade, als das Tier davonbrausen will, taucht Annette vor ihm auf und wird zu Boden gerissen; der entsetzte Schrei, mit dem diese stürzt, gellt Leonie noch im Ohr, als sie aus dem Traum auffährt und sich wirr umschaut. Es ist bereits heller Tag, nebenan spricht Tante Wardecks sanfte Stimme zu ihrer Tochter, und nun ertönt noch einmal dieser selbe Schrei des Schreckens und der Klage, den die Baronesse eben im Schlafe gehört. Diesmal ist's Wirklichkeit, und eine furchtbare Ahnung sagt ihr, was er zu bedeuten habe. Mit fliegender Hast wirft sie das Morgenkleid über und klopft an die Thür ihrer Cousine. Tante Wardeck öffnet selbst.

„Susi?“ ist Leonies einziges Wort noch an der Schwelle.

Frau von Wardecks ernstes Gesicht und Annettens krampfhaftes Schluchzen in den Kissen genügen, um Leonies schlimmste Befürchtung zu bestätigen.

„Sie ist tot, Tante, nicht wahr?“

„Ja, verunglückt. Der Regen mag die Wege unterspült und schlüpfrig gemacht haben — die Leute fanden sie, als sie heute früh aus dem Walde zurückkehrten, wo sie sie die Nacht über gesucht hatten —“

„Aber wo, wo?“ drängt die Baronesse.

Die Dame zögert, während Annettens Weinen lauter und aufgeregter wird.

„In unserer Nähe ... es ist entsetzlich ... vielleicht hätte man sie retten können, wenn der Donner nicht jeden Hilferuf übertönt hätte ... sie ist im Teich ertrunken.“

„Barmherziger Himmel!“ flüstern Leonies blasse Lippen.

„Die Eltern sind trostlos,“ erzählt Tante Wardeck weiter. „Es wurde gleich nach dem Doktor geschickt, aber die Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Mir ist der Gedanke furchtbar, daß sie offenbar zu uns gewollt hat, als sie verunglückte; denn welche Absicht hätte sie sonst an den Teich geführt?“

„Von einem Selbstmord ist natürlich ganz abzusehen?“ spricht Leonie.

„Natürlich!“ antwortet Frau von Wardeck, beinahe entrüstet über eine derartige Vermutung.

Und so denken diejenigen gleichfalls, die Susi heut beim Tagesgrauen aus dem Wasser gezogen haben, so denkt der Arzt und alle die vielen Neugierigen, welche in der Frühe hinzugeströmt waren, um die Leiche des schönen Försterkindes zu sehen. Nur ein einziger Mensch, der gleich hinter Leonie am Teich anlangt, weiß es besser.

Wer vermöchte zu sagen, was in dem Innern von Heinz vorgeht, als er hört, was geschehen ist? So leichtfertig er ist, das hat er nicht gewollt, bei Gott, das nicht! Zehn Jahre seines Lebens gäbe er unbedenklich darum, wenn die Tote auf dem Rasen wieder die schönen braunen Augen aufschlüge! Zehn? Nein, zwanzig, dreißig Jahre, denn muß er nicht fortan die Gewißheit mit sich herumschleppen, ihr Mörder zu sein? „Mörder!“ Wer sagte das Wort? Kam es wie ein Hauch von Leonies Lippen, während sie auf den nassen Rasen niederkniet und Susis kleine, starre Hand streichelt, oder rief es nur in ihm das schuldige Gewissen?

Er blickt langsam, vorsichtig um sich und trifft überall auf verweinte, traurige, nicht aber anklagende Gesichter; der Förster sucht eben seine Frau von der Leiche wegzuziehen; an dem Baumstamme, dessen Aeste sich über Susi breiten, als wollten sie den Sonnenstrahlen verhüllen, was in der finstern Nacht geschehen ist, lehnt der Jocken in stumpfem Jammer, und einige Frauen und Kinder aus dem Hofe stehen noch unher und reden halblaut über die Wahrscheinlichkeit der Stelle, wo das Mädchen bei der Dunkelheit in das Wasser geglitten sein könne. Nun nahen sich Annette und die Eltern, bald darauf Fritz, zugleich mit dem Grafen, und alle beklagen Susi, die so still, so schrecklich still und ernst auf dem Rasen liegt und über deren Brust Annettens heiße Thränen hinströmen — aber niemand scheint zu ahnen, daß ein verruchter Mensch sie in den Tod getrieben, der hier neben ihr steht und vor dem Augenblick zittert, da ihn der strafende Arm der Gerechtigkeit erreichen werde.

Jetzt langt der Wagen an, welcher Susis sterbliche Hülle vorläufig in das Elternhaus überführen soll. Einige Männer heben die Leiche hinauf, wobei plötzlich die dunklen Flechten vom Rücken fallen, daß der tote Kopf durch ihre Schwere eine unheimliche Bewegung macht ... es wird Nacht vor Heinz' Augen, er klammert sich an die nächste Person und blickt, als er endlich wieder aufsehen kann, in das gefurchte Gesicht der Försterin, die ihn stützt und mit heiserer, thränenerstickter Stimme sagt, wie wohl sein leidhafter Anteil ihrem Herzen thue.

Unterdessen haben Leonie und Frau von Wardeck Annette weggeführt, der Graf und der alte Schloßherr reden tröstend mit dem Förster, nun schreiten die unglücklichen Eltern neben dem Wagen fort, auf dem ihr totes Kind ruht, und Heinz wird von seinem Vater bei der Hand ergriffen und mit den gutmütig gebrummten Worten: „Wir ändern nun doch einmal nichts mehr, mein Sohn,“ von dem Teiche weggeführt.

Unselige, schreckliche Stunden sind es, die für den jungen Mann auf diesen Morgen folgen. Seine aufrichtige Reue, seinen Schmerz, seine Gewissensangst zu zeigen, verbietet ihm die Klugheit, dennoch geht es fast über seine Kräfte, den Anforderungen des Tages zu entsprechen. Am schwersten wird ihm diese Verstellung in der Rennbahn, wo jeder Blick auf des Jockeys bekümmertes, häßliches Gesicht eine neue, brennende Anklage gegen ihn bildet. Kaum versteht er, daß der Graf sich mit Lob und Anerkennung auch über das zweite Pferd äußert, und als Heinz endlich nach dem Schlosse zurückkehrt, fällt jedem der Bewohner sein leidendes Aussehen auf. Man lernt ihn zum erstenmale von der gemütvollen Seite kennen und ist gerührt und beglückt über diesen edlen Charakterzug, wenigstens die Eltern und Annette. Ja, selbst Leonie empfindet bei seinem Anblick mehr Mitleid als Abscheu und ihr anfänglicher Plan, ihn wissen zu lassen, daß Susi ihr seinen Verrat offenbart habe, erhält einen bedenklichen Anstoß, um zuletzt ganz aufgegeben zu werden in einer gewissen beschämenden Erinnerung an das heilige Wort vom ersten Steine, den nur der Schuldlose werfen dürfe: ihr Gewissen mahnt sie an Fritz.

Ist diese plötzliche Einsicht ihres eigenen Unrechts eine Folge der Seelenerschütterung vom Morgen? Vielleicht; der Tod in seiner erhabenen Strenge zeigt uns mit unerbittlicher Klarheit, was wahr und was falsch ist, und nur ein völlig verhärtetes Herz kann seiner furchtbaren Lehre gegenüber unbewegt und ungebessert bleiben. Ein Geist des Friedens, der

Duldung und Nachsicht weht um das Schloß — und nur über dem Haupte von Heinz schwingt die Gewissensangst ihre schwarzen Fittiche, unaufhörlich, unabweislich . . .

Wenn die Baronesse nicht darauf bestände, bis zu Susis Beerdigung in Meringen zu bleiben, so entführte Graf Hippolyt seine Braut am liebsten noch heut; ihm kann der fernere Aufenthalt hier nur peinlich sein, sein Taktgefühl zwingt ihn, die ernste Stimmung der anderen zu ehren, und sein eigenes Herz glüht und jauchzt doch in heller Bräutigamsfreude. In solchem Zwiespalte seines Innern schleichen ihm die Tage mit schneckenhafter Langsamkeit dahin, bis die Stunde herankommt, in welcher Susis Leib — wie Pastor Felsberg gleich am Anfange seiner Grabrede sagt — als Samenkorn der Ewigkeit in die Erde gesenkt wird. Gleich neben den Eltern stehen die Wardecks als Leidtragende am offenen Grabe, Heinz mit einem Gesicht, als entstiege er selbst nur eben dem Sarge.

Während der Predigt des Geistlichen fliegt es Leonie durch den Sinn, daß Susi als Selbstmörderin eigentlich ohne jeden kirchlichen Pomp in einem Winkel des kleinen Gottesackers bestattet werden müßte — seltsame Einrichtung menschlicher Gerechtigkeit, durch welche mit solcher Verachtung des Toten die Ueberlebenden gestraft werden. Sie kann diesen Gedanken nicht los werden, so lange der Pastor die Tugenden der Entschlafenen rühmt, und erst, als er zur eigentlichen Trostrede übergeht, lauscht sie wieder aufmerksam seinen Worten. Ihr gegenüber, nur durch die Breite des Grabes von ihr geschieden, steht Fritz; sein ernstes Gesicht ist auf den Geistlichen gerichtet, als ob er besonders des Trostes bedürftig sei, und als Pastor Felsberg mit dem Wunsche schließt, daß auf die schwergeprüften Seelen der Trauernden der Balsam des göttlichen Trostes fließen möge, damit sie dereinst dankbar ergeben mit jenem Dichter sprechen könnten: „Unter dem reichen Segen, der mir wurde, steht obenan: Es hat mein Herz geblutet" — da wendet er den trüben Blick auf Leonie . . . Wann wird der Tag kommen, da er selbst von diesem Standpunkt aus das Leid betrachten wird, das sie über ihn gebracht? — Der Sarg ist hinabgesenkt, und Heinz von Wardeck schwankt hinter den beiden alten Hofmanns her, um ihnen zum dritten oder viertenmal abschiednehmend die Hand zu drücken, der gute, freundliche junge Herr! Die anderen sind bereits voraus, Annette mit Fritz neben den Eltern und ein paar Schritte hinter ihnen Leonie und der Graf.

„Wann reisen wir, Leonie?" fragt Hippolyt.

„Morgen früh."

„Und ich muß wirklich bis Berlin warten, ehe ich mich öffentlich als Ihren Bräutigam bekennen darf?"

„Nein, Graf, wenn Sie es sehr wünschen, so können wir es heut abend erzählen," spricht sie aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse heraus, alles Unklare und Nebelhafte endlich von ihrer Seele abzustreifen.

„Ja, ich wünsche es sehr, Leonie, Engel!" flüstert Hippolyt beseligt. Eben jetzt langt Heinz bei ihnen an und zwingt durch seinen Anblick den Grafen, seinen Freudenausbruch zu dämpfen.

Bei der Ankunft im Schlosse begibt sich Leonie sofort auf ihr Zimmer. Jetzt oder nie, fühlt sie, ist der Augenblick gekommen, in welchem sie der Halbheit ihres Verhältnisses zu Fritz ein Ende zu machen den Mut hat. Sie beauftragt den Diener, den Doktor zu ihr zu bitten, und bald darauf tritt derselbe ein mit einem Gesichte, das wie aus Erz gegossen erscheint.

Große Abrechnung. Nach einem Gemälde von Luigi Mion.

„Fritz," sagt sie, ihm die Rechte entgegenstreckend, „Ihnen will ich es vor allen anderen zuerst sagen, daß ich die Braut des Grafen Taiph bin."

„Ich gratulire," erwidert er eisig.

„Seien Sie großmütig, Fritz," spricht sie mit holder Bitte, „Sie sind der einzige Mensch, den ich mit dieser Nachricht betrübe —"

„Das wissen Sie also doch?" unterbricht er bitter.

„Ja, und eben darum ist mir an Ihrer Verzeihung so viel gelegen. Reichen Sie mir die Hand — nun? So ist's recht . . . und jetzt sagen Sie mir, daß Sie mir Glück wünschen!"

Er sieht, mit ihrer Rechten in seinen beiden großen Händen, auf sie nieder, so voll Liebe, voller Schmerz und jenem Edelsinn des Herzens, den sie so kühn angerufen, daß in diesem Augenblicke sein Gesicht durch den Adel des Ausdrucks schön erscheint.

„Ihnen zu zürnen, hätte ich kein Recht," sagt er endlich bewegt, „und daß ich mein Leben lang keinen andern Wunsch kennen werde, als Sie glücklich zu wissen, das sollten Sie wohl bei mir vorausgesetzt haben, Leonie."

„Und Sie versprechen mir, den Grafen nicht zu hassen?"

Er gibt ihre Hand frei und lächelt, doch es ist ein trauriges Lächeln.

„Als ob jemand, der in der Lotterie eine Niete zog, den hassen müßte, der das große Los gewann!" sagt er.

„Fritz, Fritz!" stammelt sie mit blitzenden Thränen in den Augen, „was für ein lieber, prächtiger Mensch Sie sind, mir so etwas gerade jetzt zu sagen! Ach, ich weiß gar nicht, wie ich mich ohne Sie behelfen werde!"

„Ja, ich fühle selbst, daß ich zuweilen ein nützliches Möbel für Sie war," spricht er.

„Gott, und wie schlecht war es von mir, diese Ihre Güte so zu mißbrauchen! Aber eben darum kann ich nicht von hier fort, ohne Ihre Verzeihung erhalten zu haben — die Sie mir nicht vorenthalten, nicht wahr?"

„Nein, Leonie," sagt er weich.

Eine Pause entsteht, in welcher die Baronesse ihre Thränen trocknet und er schweigend auf ihre Gestalt blickt, die — von der Beerdigung her noch in Trauerkleidern — ihn schöner und vornehmer dünkt als je zuvor.

„Hoffentlich befehlen Sie nicht," nimmt Fritz wieder auf, „daß ich diesen Abend in der Familie zubringe. Ich will zu Felsberg gehen. Sie werden zugeben, daß ich heut besser zu dem Pastor als zu dem Grafen passe."

„Wieso?" murmelt sie, sich abwendend.

„Weil es mich tröstet, daß ich auch bei ihm noch zuweilen den Ansatz zu den Wachsflügeln spüre, die schmolzen, als er der Sonne zu nahe kam," sagt er mit schmerzlichem Humor, greift nach dem Thürgriff und ist aus dem Zimmer verschwunden.

Wenn nicht in diesem Augenblick vor Leonies Geist gleich einem Traumgesicht das trauliche Bild aufstiege, wie sie ihn, als sie im Gewitter von ihrem Spaziergang zurückkehrte, neben den beiden Frauen sitzen sah, die ihn, jede in ihrer Art, lieben und verehren, so würde sie jetzt noch einmal in heiße Thränen ausbrechen; aber sie weiß, daß sie in jenem Moment einen Blick in seine Zukunft gethan hat — und es ist eine freundliche Zukunft, das tröstet sie.

Der Abend naht heran und mit ihm die Eröffnung oder besser, der Antrag des Grafen. Grenzenloses Staunen des alten Herrn von Wardeck, freudige Zustimmung von seiten seiner Frau, die natürlich mit jenem unbegreiflichen Scharfblick der Weiber die Sache durchschaut hat. Der wärmste Glückwunsch

aber kommt von Annette, und Leonie zupft sie dafür am Ohr und bemerkt etwas von „rührender Selbstlosigkeit“ bei dieser Mitfreude. Heinz zieht sich bald zurück, man sieht, ihm ist nicht wohl bei dem Glück der Verlobten — aber daß Fritz im stande ist, diesen Abend, den letzten der Anwesenheit von Leonie und dem Grafen, außerhalb der Familie zuzubringen, das ist doch zu arg, das setzt seiner Rücksichtslosigkeit die Krone auf! Hippolyt indessen vergibt es ihm; sein Herz fließt über vor Wonne, wie könnte er da sich über eine solche Nebensache kränken! Und so ist er denn genau so liebenswürdig zu dem Doktor wie zu den übrigen, als am nächsten Morgen sich alle um das Brautpaar und Frau von Wardeck, die nun natürlich als Ehrendame mitfährt, versammeln, um Abschied zu nehmen. Auch Pastor Felsberg ist zu diesem Zwecke herübergekommen, er steht neben Fritz, als der Wagen an der Freitreppe vorfährt.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Tourist: Wie gefällt Ihnen denn die Schweiz?
Berliner Tourist: Ganz jut — ick war 'n bischen abjelegen.

Musiker: Nicht wahr, Fräulein Emma, ich spiele ein sehr reizendes Instrument? Was denken Sie sich wohl dabei, wenn ich so die Pauke schlage?
Fräulein Emma: Wenn Ihr Herz auch so für mich schlägt!

Sie: Und haben Sie während Ihres Aufenthalts in Nortregen und Schweden viel gemalt?
Er: O nein, dort war schon ein anderer Maler.

Aeltere Dame: Ach, sehen Sie 'mal diesen schönen Hund. Ich hätte auch einmal einen solchen, aber er war noch größer und hatte mich so gerne. Er ließ alles mit sich anfangen, und ich konnte ihm meinen ganzen Fuß in den Rachen stecken!
Herr: Ah, der muß einen großen Rachen gehabt haben!

Er (singend): Wenn ich ein Vöglein wär'...
Sie: Na, das Vöglein möchte ich einmal auf einem Zweige sitzen sehen!

Gouvernante: Nun, Klarissa, Sie sind noch nicht fertig — wollen wir denn heute nicht spazieren gehen?
Klarissa: O gewiß — wir sollten aber doch wirklich einmal die Eltern mitnehmen, damit sie bei dem schönen Wetter auch ein bißchen hinaus kämen!

„Leben Sie wohl, Herr Pastor! Behüte Sie Gott, Fritz!“ sagt Leonie, ihnen die Hand reichend, und zieht den Schleier vor das Gesicht, wie wenn der Wind jetzt heftiger wehe als zuvor. Der Graf hebt erst die alte Dame, dann seine Braut in das zierliche Gefährt, und fort geht es in scharfem Trabe. So lange man den Wagen sehen kann, wehen die Wardecks mit den Taschentüchern, der Pastor schaut ernst der aufwirbelnden Staubwolke nach, und nur Fritz geht auf der Veranda hin und her, als sei er in seinem Zimmer und grüble über einer wissenschaftlichen Aufgabe. Plötzlich hält er vor dem Pastor an und spricht:

„Wie war doch der Vers, den Sie an Susi Hofmanns Grab sagten? ‚Unter dem Segen —‘“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ erwidert der Geistliche: „‚Unter dem reichen Segen, der mir wurde, steht obenan: Es hat mein Herz geblutet.‘“

„Gibt es Menschen, die wirklich so sprechen können?“ sagt Fritz.

„O ja, aber es dauert zuweilen lange, ehe sie so weit sind,“ antwortet Pastor Felsberg mit einem sinnenden Blick.

Die schwäbische Kreisausstellung zu Augsburg.

Von

Karl Stolz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In der ehemaligen freien Reichs- und jetzigen königlich bayrischen Kreishauptstadt Augsburg herrscht in diesem Sommer ein ungewohnt reges Leben. Während die alte Lechstadt, obschon sie zu den bedeutendsten Industriestädten des deutschen Reiches zählt, sonst ein ziemlich ruhiges, beschauliches und vom Fremdenbesuch wenig behelligtes Dasein führt, bringen seit 15. Mai dieses Jahres die Bahnzüge, namentlich an Sonn- und Feiertagen, ganze Scharen von Besuchern in ihre Mauern; in ihren Straßen wandeln beständig Gestalten, denen der kundige Autochthone sofort ansieht: „Die sind nicht von hier!" Und dem altehrwürdigen Gasthof „Zu den drei Mohren", der alten Kaiser- und Fürstenherberge, der vor neun Jahren weit über das lokale Bedürfnis hinaus zu einem der größten, schönsten und vornehmsten Hotels Europas umgebaut wurde, ist in den letzten Wochen einigemal das bisher Unerhörte passirt, daß er wegen Ueberfüllung Fremde zurückweisen mußte. Es ist die schwäbische Kreisausstellung, welche das Wunder bewirkt, das Dornröschen Augusta aus dem Zauberschlafe geweckt hat — ein Unternehmen, das, aus der freien Initiative einer Gruppe von Augsburger Bürgern hervorgegangen, unter dem Protektorate des kürzlich so tragisch aus dem Leben gegangenen Königs Ludwig II. und unter der Ehrenpräsidentschaft des Fürsten Fugger-Babenhausen, Senior des Fuggerschen Hauses, sich der Unterstützung aller in Betracht kommenden Kreise zu erfreuen hatte und so zu einem Werke herangediehen ist, das Augsburg und dem ganzen Schwabenlande zur Ehre gereicht.

Die Ausstellung liegt auf einer Hochebene an der Südseite der Stadt, unmittelbar an diese angrenzend; an ihr vorüber führt die villenbesetzte Landstraße nach dem großen Fabrikdorfe Göggingen, das durch seine bedeutende Nähfadenfabrik und durch die dort befindliche orthopädische Heilanstalt von Hessing auch in weiteren Kreisen bekannt ist. Die Ausstellung ist zunächst eine solche des bayrischen Kreises Schwaben und Neuburg; als willkommene Gäste sind indes auch die Industriellen und Gewerbetreibenden des östlichen Teiles von württembergisch Schwaben geladen worden und haben in erfreulich großer Zahl dieser Einladung Folge geleistet. Noch weitere Grenzen aber als die Ausstellung im allgemeinen, hat sich die kunsthistorische Abteilung derselben gesteckt; sie umfaßt die Werke der Meister des historischen Schwabens, jenes uralten Kulturgebietes, das im alten römischen Reiche deutscher Nation als schwäbischer Kreis eine so hervorragende Rolle spielte und dessen Teile heutzutage auf Bayern, Württemberg, Baden und Hohenzollern-Preußen verteilt sind.

Treten wir nun einen kurzen Rundgang durch die Ausstellung an und beginnen wir mit eben dieser kunsthistorischen Abteilung derselben, die in ihrer Eigenart vorzüglich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkt! Man ging bei Schaffung dieser Abteilung von dem gewiß glücklichen Gedanken aus, so viel als möglich von dem, was an Schöpfungen alter schwäbischer Meister der Kunst und des Kunstgewerbes im Besitz von Kirchen, Klöstern, Städten, von adeligen und fürstlichen Häusern, von bürgerlichen Familien, Privatpersonen und Vereinen zerstreut ist, was also in der Regel entweder gar nicht zugänglich ist, oder dessen Besichtigung nur durch Reisen nach oft kleinen, von den Verkehrsstraßen weit abgelegenen Orten ermöglicht werden kann, in einer künstlerisch und sachverständig geordneten Sammlung einem größeren Publikum vorzuführen, und es zeigte sich, daß sich auch außerhalb der Museen im schwäbischen Land noch eine Fülle köstlicher Erzeugnisse alter Kunst und Handfertigkeit vorfindet.

Das Gebäude, in welchem diese Schätze zur Schau aufgestellt sind, ist eigens zu diesem Zweck ganz aus Stein und Eisen erbaut und hat nur Oberlicht. Durch das Portal, über dem in einer Nische eine Statue der Suevia aufgestellt ist, und durch ein kleines Vestibül treten wir in den mittleren, den sogenannten Ehrensaal. Mitten in demselben steht auf einem von Balustraden eingefaßten Podium ein Kiosk mit vergoldetem Dach, auf dessen Spitze ein Kränze spendender Genius des Sieges steht. Wir müssen hier, ohne uns weiter auf persönliche Verdienste einzulassen, bemerken, daß der Schmuck dieses Saales wie die künstlerische Anordnung und Aufstellung der ganzen kunsthistorischen Ausstellung dem Bildhauer Professor J. von Kramer aus München, einem geborenen Augsburger, zu verdanken sind. Dieser Künstler hat es trefflich verstanden, in Gruppirung der Gegenstände malerische Wirkungen zu erzielen, ohne der stofflichen Zusammengehörigkeit der Dinge allzu sehr Gewalt anzuthun. Der Ehrensaal enthält eine Sammlung auserlesener Gegenstände verschiedenster Art. Im oben erwähnten Kiosk sind die kostbarsten Arbeiten der Goldschmiedekunst aufgestellt, Gegenstände von höchstem Kunst- und Geldwert. Da sind zunächst Monstranzen verschiedener Stilarten von der Gotik bis zur Barockzeit. Auf einer solchen, der Stadtkirche in Ingolstadt gehörigen Monstranz von gewaltigen Barockformen ist in hervorragend kunstvoller Arbeit die ganze Seeschlacht von Lepanto (1571) dargestellt. Ein anderer bemerkenswerter Gegenstand ist ein silbernes Votivaltärchen aus dem Besitz des verstorbenen Königs Ludwig II., das 1492 ein Eichstätter Domherr zum Dank für glückliche Rückkehr von einer Reise nach England hatte anfertigen lassen. Einen Hauptschmuck dieses Saales bildet ferner die „Madonna im Rosenhag" des alten schwäbischen Meisters Martin Schongauer, die mit zwei Altarflügeln von demselben Meister von Kolmar zur Ausstellung gesandt worden ist. Der Wert dieser drei berühmten Bilder ist auf eine Viertelmillion Mark geschätzt — eine Schätzung, die allerdings nur der Kenner alter Kunst begreifen wird. Dem Laien verständlicher sind die nebenan hängenden Bilder des Nördlingers Herlin († 1491), der seinen Heiligen so kluge, treuherzige deutsche Bürgerköpfe aufgesetzt hat, daß man so recht seine Freude daran haben kann. Wir erwähnen aus dem Mittelsaale noch ein Ebenholzaltärchen mit prachtvollen Silberornamenten, verschiedene Meisterwerke der Holzschnitzerei, namentlich prächtige alte Schränke, Bronzegüsse und Rüstungen.

Die im ersten Nebensaale zur Rechten aufgehängten Gemälde sind meist Porträts aus dem 17. und 18. Jahrhundert; wir erwähnen das von einem ungenannten Meister herrührende Porträt einer Baronesse von Plauenau von Nördlingen, das vielfach fälschlich für ein Porträt der Philippine Welser gehalten wird, weil die wirklich ideale Schönheit der dargestellten Dame ganz der Vorstellung entspricht, die wir uns von der schönen Augsburgerin machen. Von geringem künstlerischem Wert, aber einigem kulturhistorischen Interesse ist eine Wappentafel der Kaufbeurer Schauspielerinnung aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Eine Fuggersche Prachtkarosse im Stil des Empire fällt auch dem flüchtigen Besucher durch ihre Verhältnisse ins Auge, weniger die zahlreichen Uhren, die zum Teil im dritten Jahrhundert ihres Daseins stehen und der Pflicht der Zeitenmessung noch mit rührendem Eifer obliegen. Sehr interessant ist ein Reliefplan der Stadt Augsburg von 1563, auf welchem jedes einzelne Haus der damals so bedeutenden Stadt in seiner damaligen Gestalt zu sehen ist. Von Frauen und Kindern beständig belagert ist ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Puppenhaus, das uns in zehn Abteilungen die ganze Hauseinrichtung einer wohlhabenden Familie jener Epoche vorführt. Ein prachtvoller Renaissanceschrank aus dem Kloster Ottobeuren, eine Roulette mit originellen Versen aus dem vorigen Jahrhundert, zahllose plastische Arbeiten aus edlen und unedlen Metallen, Holz, Stein, Thon und so weiter können wir nur kurz erwähnen.

Im nächsten Saale sehen wir uns alsbald vor einer Gruppe, welche ganz dem großen Augsburger Renaissancebaumeister Elias Holl (1573—1646) gewidmet ist. Um seine auf hohes Postament gestellte Büste gruppiren sich in malerischer Anordnung die Pläne, Baurisse und Modelle der zahlreichen monumentalen Bauten, mit denen er seine Vaterstadt geschmückt hat, und man muß staunen über die großartige Thätigkeit, welche das Leben dieses Mannes erfüllte. Außer Gemälden älterer deutscher Meister, unter denen sich insbesondere mehrere interessante Holbeins befinden, enthält dieser Saal hauptsächlich noch Gegenstände des religiösen Kultus; die Monstranzen, Abendmahlkelche, Reliquarien, Taufbecken und so weiter marschiren hier gleich zu Dutzenden auf. In einem Schranke fallen namentlich fünf gotische Monstranzen durch die Pracht ihrer Formen auf. Unter den Meßgewändern, von denen besonders diejenigen des Kapitels von St. Ulrich in Augsburg durch überreiche Goldstickereien hervorragen, befindet sich eine bescheidene, Spuren starken Gebrauchs aufweisende Casula zu erwähnen, in welcher Luther auf seiner Reise nach Rom in Memmingen die Messe gelesen haben soll. Auch sehr gute Porträts der Eltern des großen Reformators befinden sich in diesem Saale.

Eine besonders reiche und interessante Sammlung von Gemälden älterer schwäbischer Meister enthält der erste Saal des linken Flügels. Hier sind der große Hans Burgkmayr, der Nördlinger Schäufelein, der Memminger Bernhard Strigel, die Augsburger Amberger und Gültlinger, die Ulmer Schaffner und Zeitblaom, welch letzterer namentlich so prächtige, feinzügige und geistvolle Männerköpfe zu schaffen verstand — man sehe nur seine vier Kirchenväter und andere mehr — mit trefflichen, interessanten Bildern vertreten. Ein merkwürdiges Bild, welches von den einen Holbein dem Aeltern, von den anderen Holbein dem Jüngern zugeschrieben wird, ist ein Votivbild für den Augsburger Bürgermeister Ulrich Schwarz, der 1478 gehängt wurde, angeblich wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder, in Wirklichkeit aber wohl als ein Opfer politischer Streitigkeiten. Auf dem Bilde, das einer seiner Söhne anfertigen ließ, kniet Schwarz mit seinen drei Frauen und einer großen Schar von Söhnen, Töchtern, Enkeln und Enkelinnen, über ihnen in den Wolken schwebt Gott Vater, — eine Perle mittelalterlicher Realistik — Gott Sohn und Maria. Inschriften enthalten Anrufungen der göttlichen Barmherzigkeit. Die Köpfe der Schwarzschen Familienglieder sind trotz ihrer Kleinheit von unverkennbarer Porträtähnlichkeit; die Feinheit ihrer Ausführung verrät den großen Meister. Interessant sind in diesem Saal auch die Welserschen Familienporträts, darunter eines der Dira Philippina und ihres Oheims Anton Welser, der mit seinem Bruder Bartholomäus Venezuela erwarb. Wir erwähnen aus diesem Saal ferner eine Sammlung von Münzen und Medaillen, meist Augsburgischen Ursprungs, einen merkwürdigen Himmelsglobus aus dem achtzehnten Jahrhundert, prächtige Gobelins Nördlinger Arbeit, Bronzegüsse von Adrian de Vries, dem Neuburger Geschützgießer Hieber und anderen, einen Schrank mit allerlei altem Hausrat von großer kulturhistorischer Bedeutung, darunter den elfenbeinernen Rückenkratzer des von Scheffel besungenen Pfalzgrafen Otto Heinrich; ein von dem alten Konrad Fugger 1461 noch selbst gewebenes Stück Leinwand; Glasarbeiten, die man früher für venetianisch hielt, die aber augsburgisch sind; Fayencen aus Göggingen, Schmucksachen, Waffen, Schmiedearbeiten und so weiter. Von äußerstem Interesse ist auch ein Fuggerscher Korrespondenzschrank, der uns einen Einblick in den Comptoirbetrieb eines großen Kaufmannshauses des sechzehnten Jahrhunderts gewährt. Der Schrank hat sechsundzwanzig Schubladen, deren jede mit Inschrift und mit einer den Inhalt andeutenden bildlichen Darstellung versehen ist, in denen zumeist der Ernst des Geschäftes durch Kundgebungen gemütvollen Humors gemildert wird. So ist neben Schubladen „darin die Quittainzen" und für „Fuor Zettel" (Frachtbriefe) auch eine solche für Familienbriefe da, auf welcher ein Mann einer Frau eine Blume reicht, wozu die Inschrift besagt:

„Du allein erfrewest mich
Als ed uhn dich."

Der zweite Saal des linken Flügels ist, von einigen Bildern älterer, zum Teil unbekannter Meister, einigen Holzschnitzereien und einer Auswahl von Arbeiten in Zinn abgesehen, ganz den graphischen und vervielfältigenden Künsten eingeräumt, von denen hier so interessante Erzeugnisse aufgehäuft sind, daß ein Kenner und Freund dieses Zweiges der Kunst und des Kunstgewerbes hier Stunden und Tage verweilen möchte. Die Schriftwerke, deren Initialen zum Teil in so hellen Farben leuchten, daß man glauben könnte, sie seien erst gestern gemalt, beginnen dem Alter nach mit einem Evangeliarium aus dem elften Jahrhundert und einem Psalterium mit Noten aus dem zwölften Jahrhundert; spätere Werke, deren auch viele weltlichen Inhalts vorhanden sind, lassen erkennen, welch große Fortschritte in der Kunst des Schreibens und der Miniaturenmalerei gemacht wurden. Der Ausübung dieser Kunst vermochte auch die Erfindung der Buchdruckerkunst nur langsam Eintrag zu thun, das sehen wir aus zahlreichen, kunstvoll geschriebenen Chroniken, Familienehrenbüchern, Stamm- und Wappenbüchern und so weiter, die erst nach Gutenberg entstanden sind. Hervorragend ist in dieser Hinsicht ein Augsburger Eidbuch von 1583, das die für alle städtischen Aemter vorgeschriebenen Eidformeln enthält; bei den meisten dieser Formeln sind die Funktionen des betreffenden Bediensteten in den Initialen in feinen Zeichnungen figürlich dargestellt. Daß es in Augsburg, das eine der ersten Buchdruckerstädte im Reich war, nicht an alten Drucken fehlt, ist selbstverständlich, doch verbieten uns räumliche Rücksichten, näher hierauf, wie auf die Kupferstiche, Holzschnitte, Zeichnungen, Büchereinbände und so weiter, einzugehen. Wir müssen vielmehr die kunsthistorische Abteilung jetzt verlassen, um noch rasch einen Blick auf die übrigen Teile der Ausstellung zu werfen.

Die in moderner Renaissance gehaltene Fassade des Hauptgebäudes macht mit ihren drei mächtigen Kuppeln und zwei Kolonnaden einen imposanten Eindruck. Die Gruppeneinteilung der Ausstellung richtet sich nicht wie sonst nach den Stoffen, aus welchen die Gegenstände gemacht sind, sondern, einer Idee des Direktors der Ausstellung, Herrn Paul Koch, entsprechend, nach den Zwecken, welchen sie dienen. Hervorzuheben sind die Erzeugnisse der im Ausstellungsgebiet besonders hoch entwickelten Textilindustrie, die landwirtschaftlichen Maschinen, eine Reihe geschmackvoller Zimmereinrichtungen, ein Altar von Port in Augsburg, die Orgelwerke von Steinmeyer & Co. in Oettingen und Gebrüder Sieber in Holzkirchen bei Nördlingen, die Ausstellung des königlich württembergischen Hüttenamts Wasseralfingen. Mehr provinzielle Eigenart zeigt die neben der Haupthalle errichtete Maschinenhalle, in welcher vornehmlich die Spezialität der Augsburger Maschinenfabrik (Aktiengesellschaft), Druckerpressen aller Art, sowie die Kollektivausstellung der Augsburger Textilindustrie, die Besucher in Masse anlocken. Sieben Augsburger Spinnereien, welche zusammen über 8500 Pferdekräfte verfügen und circa 6000 Arbeiter beschäftigen, haben sich zusammengethan, um dem Publikum die Verarbeitung der Baumwolle, von der rohen Faser an bis zum für den Webstuhl fertigen Faden, vorzuführen. Nur die Reinigungsmaschinen sind nicht in Betrieb, da sie zu viel Staub erzeugen. An diese Spinnereianlage schließen sich 16 mechanische Webstühle an, auf welchen vor den Augen des scharenweise sich herbeidrängenden Publikums Baumwollstoffe aller Art, glatt und gemustert, weiß und farbig erzeugt werden. Hinter der Haupthalle befindet sich eine Halle für Fachausstellungen, in welcher bereits eine Gartenbau-, eine Fischerei-, eine Bäckerei-, eine Geflügelzuchtausstellung, eine Kreistierschau stattfand. Gegenwärtig ist darin eine internationale Müllereiausstellung, die großartigste, die bisher überhaupt stattgefunden hat, eröffnet, und künftig soll hier noch eine Obst-, eine Bienenzucht-, eine Molkerei- und eine Ausstellung von Torf und Torfpräparaten stattfinden. In einer Blockhütte, ganz genau, wie sie die Holzarbeiter in den bayrischen Alpen zu errichten pflegen, befindet sich eine interessante forstwirtschaftliche Ausstellung.

Den Park, der diese Gebäude umschließt, haben die schwäbischen Gärtner unter Beihilfe der königlichen Hofgärten, welche ganze Wälder von Palmen und so weiter lieferten, in ein wahres Paradies umgewandelt; namentlich sind die Partien um den kleinen See und die Teppichgärtnereien, Blumenparterres und so weiter vor dem Hauptgebäude von bezaubernder Schönheit. Im übrigen ist der Teppichstil wenig angewandt, dagegen durchziehen die Hauptrasenflächen schmale Rabatten, die immer nur mit einer oder zwei Farben bepflanzt sind, was dem Ganzen ein ruhiges, nobles Ansehen gibt. Den Hauptschmuck des Parkes bildet aber das von dem bekannten Augsburger Rosenzüchter Koelle geschaffene Rosarium mit 6000 Exemplaren in 1500 Sorten. Wir finden hier prächtige hochstämmige Rosen in Gruppen und Rabatten, 2½ Meter hohe Trauerrosen im Vordergrund, schöne Pyramiden, Remontantenrosen in Gruppen; feine niedere Theerosen als Teppichbeete mit Damenröschen als Einfassungen. Hier feiert die Rose als Blumenkönigin wahre Triumphe; in allen Farben und Nuancen erfreut und erquickt sie unsere Sinne. Rosenfreunden ist ein Besuch auf dem nur fünf Minuten von der Ausstellung entfernten Rosenfeld des Herrn Koelle zu empfehlen, wo den ganzen Sommer und Herbst hindurch circa 300,000 Stück Rosen in Blüte stehen.

Die Wirtschaftsgebäude der Ausstellung sind in leichter, gefälliger Holzarchitektur errichtet, namentlich aber das Kaffeehaus, im Stile eines Jagdschlößchens aus der Rokokozeit erbaut, ist ein außerordentlich pittoreskes und anmutiges Bauwerk.

Wenn an schönen Abenden der Park mit allen seinen Bauten, Springbrunnen und so weiter im Glanze von circa

fünfundzwanzig elektrischen Bogenlampen und unzähligen Gasflammen erstrahlt, wenn eine der trefflichen Augsburger Musikkapellen ihre ermunternden Weisen ertönen läßt und tausende von frohgestimmten Menschen sich auf den Promenadewegen ergehen, so ist das ein Anblick, dessen Reiz sich kein Besucher zu entziehen vermag, und hätte er auch noch so viel des Schönen auf Erden schon gesehen!

Am Bache.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Den ganzen Tag sind sie herumgesprungen und haben in Feld und Wald sich gejagt. Jetzt, gegen Abend, sind sie müde geworden, aber noch ist es zu früh, viel zu früh, um zu Bett zu gehen — was thun, um die Langeweile zu vertreiben? — Halt, da fällt dem Felix ein, daß man jetzt in den Ferien zur Abwechslung auch einmal dem edlen Sport des Angelns nachgehen könne. Rasch ist eine Gerte geschnitten, die Schnur mit dem selbstgebogenen Haken daran befestigt und ein Köder gefunden. Nun sitzen sie an Baches Rand, nach Beute spähend. Ein Gründling beißt an, die Schnur zuckt — wie schade, zu hastig war der kleine Fischer! — Nun aber ist ein Fisch gefangen, nun noch einer! Plötzlich ruft eine helle Stimme von der Brücke herüber: „He, Kinder, was macht ihr da? — Kommt heim zum Abendessen!“ — Es ist die „große Schwester“ des einen Knaben, welche die kleine Schar hinter dem Ufer hat verschwinden sehen und mit dem jüngsten Brüderchen auf dem Arm herbeikommt. „Nun, wird's bald? Die Mutter wartet. Vorwärts, marsch!“ — „Ja, ja, wir kommen schon!“ Doch keiner rührt sich, jeder schaut nur um so begieriger ins Wasser und noch mancher Mahnung wird's bedürfen, eh' sie folgen.

Ein Sommerfest im „Malkasten“ zu Düsseldorf.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Nicht nur mit Pinsel und Palette weiß das rührige Malervölkchen Auge und Herz zu entzücken, auch draußen in die herrlich freie Natur versteht es in harmonischem Zusammenwirken die farbenprächtigsten Bilder hinein zu zaubern — und dies vor allem in Düsseldorf, das sich nach dieser Richtung hin eines alten und wohlbegründeten Rufes erfreut, und das für derartige Veranstaltungen schon seit Jahrzehnten die mustergiltigen Vorbilder liefert. Der Düsseldorfer Maler besitzt eben zwei Malkasten: den einen in seiner Werkstatt als den Raum, welcher die ganze Farbenskala für die farbigsten Gemälde enthält, den andern in dem weit berühmten Künstlerheim, das ihm namentlich mit seinem prächtigen Park den geeignetsten Ort für glänzende Aufführungen und Schaugepränge zu Verfügung stellt. Und in der künstlerischen Verwertung dieser beiden ihm gebotenen reichen Hilfsmittel als Meister sich hervorzuthun, das ist sein höchster Stolz. So haben denn seit langer Zeit schon Düsseldorfer Kunst und Düsseldorfer Künstlerfeste in der ganzen Welt sich den besten Ruf errungen.

Als eine freudeweckende Jubelbotschaft wird deshalb stets in den weitesten Kreisen die Nachricht aufgenommen: „Im Malkasten gibt's wieder ein Kostümfest!“ — Auch mit Beginn des heurigen Sommers war diese Parole erschollen, und zwar wurde als Tag der Feier der 8. Juli und als leitende Grundidee derselben die festliche Begrüßung heimkehrender Kreuzfahrer bestimmt. — Ihrem siegreichen Einzug gilt es, den freudigsten Empfang zu bereiten; da werden denn die großartigsten Anstalten getroffen. Herab von der prachtvoll dekorierten Terrasse des fürstlichen Schlosses — zu welchem das schöne Winterlokal des Malkastens umgewandelt wurde — begrüßt der Landesherr, umgeben von einem Kranze edler Damen und Herren, die siegreich Heimkehrenden, welche in ihrem Zuge die reiche Beute, goldstrotzende Schätze des Orients, wie auch holdblickende Orientalinnen, in langer Wagenreihe mitführen und von mancherlei fahrendem Volk in tollem Aufputz begleitet und umschwärmt werden. Der Fürst wünscht den Rittern Glück zu ihrem Einzuge.

„So laßt's euch denn wohl sein, seid wieder zu Hause!
Das Kreuz, das ihr trugt den Heiden zum Grause,
Ihr habt es mit Ehren genugsam getragen,
Drum mög' es zu Hause euch nicht mehr plagen.“

Schließlich bringt er den Tapferen den Willkomm-Ehrentrunk, welchen der Anführer des Zuges, Ritter von Pempelfort, mit freudigem Dank entgegennimmt, die Begrüßungsrede mit einem schwungvollen Hoch auf die geliebte Heimat erwidernd. — Jetzt folgen die glänzenden Waffenspiele des Turniers, welche in buntester Farbenpracht ein wunderbar entzückendes Bild entfalten. — Nachdem der Sieger von zarter Hand den heißerrungenen Preis empfangen, bewegt sich der malerische Zug zu dem lauschig versteckten Venusteiche, wo sich den Zuschauern bald ein höchst amüsantes Schauspiel bietet, ein Schifferlanzenstechen, in welchem das Turnier vom Lande auf das Wasser übertragen erscheint.

„Nur zurück, wer fest nicht, fliegt in den Sand
Ins plantschende Wasser vom Bootes Rand.“

Darauf entwickelt sich, im Anschluß an das kriegerische Lagerleben, ein wechselreiches Jahrmarkttreiben. Da strömt vor allem die schaulustige Menge dem großen Volkstheater zu, das nicht nur durch die Oeffentlichkeit, sondern auch durch den grausig ergreifenden Inhalt seiner Aufführung mit den klassischen Tragödien zur Zeit der olympischen Spiele zu wetteifern scheint. Doch die große Haupt- und Staatsaktion aus der Zeit der Kreuzzüge: „Die Belagerung von Damaskus“ oder „Suleimas Brautschatz“, will keine wirkliche Tragödie, nein, nur ein burleskes Satyrspiel sein, und somit erweckt ihr tragisches Pathos die allgemeinste Heiterkeit. Aehnlichen Erfolg erzielt nebenan ein anderer Satiriker, der den Drachen Siegfrieds dem Publikum zeigt, aber nicht etwa nur sein klapperndes Skelet, nein, „bei lebendigem Leibe“. Die beigegebene Erklärung ist allerdings nichts weniger wie eine Schmeichelei für das ewig Weibliche; doch auch die Damen verstehen ja einen guten Scherz, selbst einen auf ihre Kosten. — Nicht geringere Anziehungskraft wie diese Sehenswürdigkeiten übt die phantastische Menagerie, welche die seltensten Originale der Tierwelt enthält; ja, der Eindruck dieser Bude ist geradezu ein brüllender! — Des weitern belustigt ein Zirkus durch die ergötzlichsten Produktionen, — überhaupt es fehlt nichts, um die Schaulust in fortwährender Erregung zu erhalten. Im Lager der Kreuzfahrer ward inzwischen die Verteilung der Beute, sowie die Taufe der eroberten und bekehrten Heidinnen vorgenommen, wobei sich die heitersten Scenen abspielten. Am Abend fing das leicht brennbare Lager Feuer und ward ein Raub der Flammen. Doch schien dies grandios schaurige Effektstück die allgemeine Festfreude nicht im mindesten zu beeinträchtigen. Im Gegenteil, in den lauschigen Laubgängen des Gartens, welche in der elektrischen Beleuchtung feenhaft erstrahlten, auf der Festwiese unter der blühenden Linde, wo der große Tanzplatz hergerichtet war, ging's lustiger zu wie zuvor. Ja:

„Da laden verlockend die Rosenhecken
Zum leisen Flüstern, zum Tändeln und Necken,
Da klingen die Geige, Holzpfeife und Flöte
Zum Reigen und Sprung bis zur Morgenröte.“

E. Paelen.

Die Terrasse auf dem Linderhof.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Schon in voriger Nummer ist bei der allgemeinen Beschreibung des Linderhofes mit seinen verschiedenen Anlagen in Kürze der Terrasse mit dem Monopteros Erwähnung gethan worden. Sie liegt der Frontseite des Schloßgebäudes gerade gegenüber und gewährt, von einem der Balkone aus gesehen, einen ungemein prächtigen Anblick. Auf einem großen, von einer Marmorbalustrade eingefaßten Bassin wiegen sich stolze Schwäne; ein mächtiger Wasserstrahl von 140 Fuß Höhe entsteigt ihm und fällt zurück auf die vergoldete Riesenstatue einer Flußgöttin, welche die Mitte des Bassins einnimmt. Hinter ihm erhebt sich in fünf Etagen die Terrasse, an deren Fuße zwei eherne Kolossallöwen Wache halten. Unmittelbar neben dem rechtsseitigen Wappentier steht die Linde, von welcher aus König Ludwig der Illumination des Gartens und des Schlosses zuzusehen und auf der er zuweilen sein einsames Mahl einzunehmen pflegte. In einer Nische der Sockelwand ist die Marmorbüste der unglücklichen Königin Marie Antoinette aufgestellt. Das ganze kunstvolle Werk gipfelt in dem tempelartigen griechischen Säulenrundbau (Monopteros) mit einer Marmorstatue der Venus. Unser heutiges Bild ist ebenso wie die Ansicht des Schlosses in letzter Nummer einem der vorzüglichen Aquarellgemälde des Professors H. Breling nachgebildet, welche König Ludwig seinerzeit dem Schauspieler Josef Kainz schenkte.

Sommer.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Sommertag! Mit üppigem Prangen
Glüht das Leben, wohin ihr schaut;
Himmel und Erde in trautem Umfangen,
Strahlen wie Bräutigam und Braut.

Wo der Lenz mit holder Verschwendung
Keime tausendfach ausgestreut,
Wächst empor zu schöner Vollendung,
Was die Erde an Süßem beut.

Aus des Laubwerks grünender Hülle,
Drin das Vöglein ein Heim errang,
Klingt hervor mit schmetternder Fülle
Hell frohlockender Jubelgesang.

Zwischen dem Gold der reifenden Aehren
Schimmern farbig Cyanen und Mohn; —
Schwellende Lippen lächeln Gewähren,
Werbender Liebe ward Treue zum Lohn.

Und im freudigen Ueberschäumen
Schaut befriedigt das Herz zurück,
Dem aus duftigen Lenzesträumen
Aufgeblüht ein gefestigt Glück.

Der du köstlich erfüllt nun zeigest,
Was die Seele sich wünschen mag,
Weile lang, bevor du dich neigest,
Schöner, herrlicher Sommertag!

Otto Bartsch.

Die Unterzeichnung des Frankfurter Friedens.

(Hiezu das Bild S. [illegible].)

Die heranwachsende Jugend Deutschlands hat keine Vorstellung von dem tiefen Schmerze, welcher die älteren Generationen erfüllte, wenn sie daran dachten, daß in den Jahren 1814 und 1815 die Gelegenheit versäumt worden war, die von Frankreich dem deutschen Reich in der Zeit seiner Schwäche teils mit Gewalt, teils mit List und Verrat entrissenen Provinzen wieder zurück zu fordern; sie weiß nicht, welche bitteren Gefühle jene durchzitterten, wenn sie auf den Höhen des Schwarzwaldes standen und hinüberblickten bis zu den begrenzenden blauen Vogesen über die breite zusammengehörige Thalebene hin, welche der Rhein nicht als Grenze, sondern als herrlichste Verbindungsstraße durchzieht. Unsere heutige Jugend aber braucht nicht, auf jenen Höhen stehend, beschämt den Blick zu senken wie die Väter, wenn sie auf französischem Boden das herrliche Werk deutscher Kunst und deutschen Fleißes, das Straßburger Münster, emporragen sahen!

Welch berechtigtem Stolze sind alle jene niederdrückenden Betrachtungen gewichen, seitdem die deutsche Nation, geführt von unserem heldenhaften Kaiser, geleitet von dem Genie unseres Kanzlers und dem Moltkes, unter Opfern der schwersten Art alle in den vergangenen Jahrhunderten erlittene Unbill wieder wett gemacht hat, seitdem der Frankfurter Friede Deutschland wieder gegeben hat, was ihm gehört: Elsaß und Lothringen!

Wahrlich, dieses kurz vorher noch für unmöglich gehaltene Ereignis verdiente der Nation auch im Bilde unmittelbar vor Augen geführt zu werden in dem Akte des Abschlusses des schweren Ringens, in der Unterzeichnung des Friedensvertrages unter getreuer Darstellung jener Männer, welche an demselben als Mitwirkende teilnahmen.

Diese Aufgabe hat sich der Künstler in dem Bilde gestellt, welches wir heute wiedergeben.

Am 6. Mai 1871 waren die französischen Bevollmächtigten Jules Favre, Minister des Auswärtigen, Pouyer-Quertier, Finanzminister, und de Goulard, Abgeordneter von seiten der Nationalversammlung, in Frankfurt eingetroffen und im Hotel de Russie abgestiegen, während der gleichzeitig eingetroffene Kanzler, Fürst Bismarck, und die deutschen Diplomaten im Hotel zum Schwan Quartier bezogen hatten. In dem an das Schlafzimmer des Fürsten anstoßenden Salon fand am 10. Mai, nachmittags halb drei Uhr, die Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrages statt.

Das Bild gibt als prägnantesten Ausdruck des Vorganges den Moment wieder, in welchem Fürst Bismarck, der sich von seinem Sitz erhoben hat und an den Tisch herangetreten ist, mit gemessenem Ernste seine Unterschrift unter das Friedensinstrument setzt. Bekanntlich werden bei solchen Staatsverträgen stets zwei Ausfertigungen unterzeichnet, welche sich in vorliegendem Falle bei sonst ganz gleicher Anordnung nur dadurch unterschieden, daß bei dem für Deutschland bestimmten Exemplare, auf welchem die Deutschen zuerst unterzeichneten, die Privatsiegel der beiden Unterzeichner, des Fürsten Bismarck und des Grafen Arnim, in erster Linie am Rande des Blattes links stehen, während die Siegel der drei französischen Unterzeichner weiter rechts erst in zweiter Linie stehen. Genau umgekehrt ist die Anordnung der Siegel auf dem französischen Exemplare; Jules Favre hat dasselbe bereits unterzeichnet und folgt, tief erschüttert und mühsam nach Fassung ringend, mit den Augen dem letzten Federzuge des Fürsten, um nach ihm auch jenes Schriftstück zu unterschreiben. Sein energischerer Kollege, Pouyer-Quertier, scheint zu fürchten, daß die Kräfte des hartgeprüften Mannes kaum ausreichen möchten, den schweren Akt zu Ende zu führen, denn sein Auge ruht sorgenvoll auf ihm und seine Haltung drückt die Absicht aus, sich eintretenden Falles zu erheben, auch noch bevor die Reihe zum Unterzeichnen an ihn kommt. In dem Ausdrucke de Goulards ist schmerzliche Resignation der unabänderlichen Thatsache gegenüber nicht zu verkennen.

Dem Friedensvertrage war eine Karte beigegeben, auf welcher schon bei den Friedenspräliminarien in Versailles die verlangten Gebietsabtretungen eingezeichnet worden waren. Auf den untern Rand derselben schrieb Thiers damals folgende Worte: «Approuvé sauf les rectifications relatives à Belfort et aux villages de Vionville et Marie au chêne telles quelles sont comprises dans le traité des préliminaires de paix signé aujourd'hui à Versailles le 23 Février 1871.» Diese Bemerkung wurde durch die Unterschriften von Jules Favre und Fürst Bismarck als angenommen bestätigt. Die später vereinbarten Umänderungen in dem Zuge der Grenzen wurden in Frankfurt gleichfalls eingetragen. Diese Karte erblicken wir auf dem Bilde in der Hand des Grafen Arnim, dessen abgewendeter Blick anzudeuten scheint, daß seine Gedanken in die Zukunft schweifen, den Ernst der Lage erwägend, welcher für Deutschland durch diese territorialen Veränderungen für die Folge unfehlbar geschaffen werden mußte. In dem Ausdruck des Grafen Henckel von Donnersmarck sehen wir die menschlich würdevolle Teilnahme sich widerspiegeln, welche der gebildete Teil unserer Nation dem besiegten Feinde entgegenbrachte, wie denn auch in der Darstellung des ganzen Herganges alles vermieden ist, was an deutschen Chauvinismus erinnern könnte, gewiß nicht zur Unehre unserer Nation. Den Grafen Hatzfeld, der sich als ausgezeichneter Mitarbeiter des Fürsten Bismarck stets bewährt hat, sehen wir auch hier geschäftlich behilflich dargestellt. Die Mappe in seiner Rechten läßt das Protokoll der Sitzung hervorsehen, welches nach dem Friedensakte zur Unterzeichnung gelangte.

Die genaueste Darstellung der Lokalitäten in allen Einzelheiten, der Schriftstücke, der Tischdecken, des Tintenfasses, der goldenen Friedensfeder (Geschenk der Firma Bissinger in Pforzheim), erhöht zwar nicht den Wert des Bildes als Kunstwerk, ist jedoch von entschiedenem sachlichem Interesse. Künftige Geschlechter werden das in noch höherem Grade als die Mitlebenden dem Künstler — Otto Donner von Richter — danken, der die lokale Treue um so unmittelbarer bethätigen konnte, als er in Frankfurt am Main, seiner Geburtsstadt, auch seine Künstlerwerkstätte aufgeschlagen hat. Nach einer Vorschule im Städelschen Institut teils in München unter Moritz von Schwind, teils in Paris unter Delaroche und Couture gebildet, hat er sich früher hauptsächlich in Porträts und in Genrebildern aus dem italienischen Volksleben bethätigt. Die jüngstvergangenen Jahre scheint er ganz mit Vorbereitung und Ausführung des größeren Gemäldes, das wir heute unseren Lesern in der Nachbildung vorlegen, ausgefüllt zu haben.

Notiz-Blätter.

Litteratur.

— **Als ein Meister der fein abgetönten, stimmungsvollen** Novelle kennzeichnet sich Theodor Storm namentlich da, wo er seine Stoffe der Gegenwart und zumal seiner engern Heimat, Schleswig-Holstein, entnimmt. So auch in seiner neuesten Sammlung (Berlin, Gebrüder Paetel 1886). „John Riew" entspringt des Autors bester Zeit. Die Arbeit ist gesund durch und durch, überall der eigenen Anschauung des Dichters entsprossen und kann sich den besten Novellen Turgenjews an die Seite stellen; sie ist realistisch und doch der Erdenschwere entrückt, in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk. Ueber die zweite Novelle desselben Bandes, „Ein Fest auf Haderslevhuus", haben wir schon bei früherer Gelegenheit berichtet. — Ohne alle Nebenabsicht will Karl Frenzel in seinen „Neuen Novellen" (Berlin, Rudolf Mosse) vor allem unterhalten, und das gelingt ihm in hohem Grade. Er erzählt rasch und lebhaft und komponirt mit einer in Deutschland sehr seltenen Ruhe, Klarheit und Uebersichtlichkeit. Die vier Novellen fesseln daher trotz einer gewissen Eintönigkeit in den Motiven von Anfang bis zu Ende. In Frenzel kennzeichnet sich eben überall der hochgebildete Mann, der scharfsinnige, feinfühlige Kritiker, der nirgends den guten Geschmack verletzt und selbst in der äußern Zusammenstellung der Novellen sich als Künstler bewährt. Der einheitliche Zug, welcher die beiden Bände des Frenzelschen Werks nicht nur äußerlich als ein Ganzes erscheinen läßt, fehlt dagegen in „Ich und Nicht-Ich" von Mathilde Gräfin Luckner (Leipzig, Eugen Peterson). Die einzelnen Teile, aus welchen die Sammlung sich zusammensetzt, sind nach Ton und Inhalt selbst dem Umfange nach so verschieden, daß nur der Zufall sie zusammengeschneit zu haben scheint. Diese Novellen und Skizzen lesen sich indessen recht gut, obgleich eine detaillirende Kritik zu vielen Einwendungen Anlaß finden würde; aber es ist Stimmung darin, sie sind flott und frisch geschrieben und berühren angenehm durch den Idealismus, der sich in ihnen ausspricht. — Eine weniger anheimelnde Luft weht in dem „Buch der Unschuld" von Oskar Welten (Berlin, Wilhelm Issleib); die Unschuld spielt in ihm eine etwas zweifelhafte Rolle; die Personen, die wir kennen lernen, streifen ab und zu an die Karikatur, und die Situationen, in welchen sie uns vorgeführt werden, sind oft recht unbehaglich. Den reinsten Eindruck macht das Waldidyll „Sonnenaufgang" durch die Schönheit der in ihm vorkommenden Naturschilderungen. Die Stimmung ist für die Novelle, welche auf höhern Wert Anspruch macht, eben unerläßlich, und das wollen unsere modernen deutschen Realisten, zu denen auch Welten sich schlägt, nicht anerkennen.

— **In elegantem und geschmackvollem Einband liegt eine** Publikation, welche die Aufmerksamkeit aller Kreise verdient, vor: „Das Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885—1886", herausgegeben von Dr. Max Wildermann (Freiburg, Herder). Das Werk gibt in kurzen Essays, oft nur in halbseitenlangen Artikeln Berichte von allem, was auf den mannigfaltigsten Gebieten der Naturwissenschaften in dem letzten Jahr geschehen, aber dies stets in Anwendung auf Technik, Gewerbe, auf das praktische Leben überhaupt; darin liegt der wesentliche Vorzug und die Bedeutung dieses Jahrbuchs. Von der Sorgfalt und Umsicht, mit welcher der Herausgeber unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner das Werk ausgearbeitet, möge Zeugnis ablegen, daß beispielsweise die Abteilung „Schall" über folgende Punkte orientirt: „Die Einführung einer Normalstimmgabel". Eine längst bekannte, jedoch wenig beachtete Erscheinung der Akustik, sehr interessant. „Die Ausbreitung des Telephonverkehrs in Deutschland und Amerika," „Bells Telephonpatent," „Das Telephon im Hause". Unter der Rubrik „Licht" ist besonders anziehend „Fortschritte in der Petroleum- und Gasbeleuchtung" und „Der gegenwärtige Stand der elektrischen Beleuchtungsfragen". Chemie, Mechanik, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie, Geologie, Erdbebenkunde, Anthropologie und Astronomie werden eben so eingehend berücksichtigt, und schließlich bei dem Abschnitt Länder- und Völkerkunde, die neuesten Forschungserrungenschaften auf der ganzen Erdkugel rekapitulirt. Wie man hieraus ersieht, ist dies Werk sowohl für Gewerbetreibende, Industrielle, Gelehrte, als auch für den Gebildeten überhaupt von großem Interesse. Das gute Register wollen wir noch speziell lobend erwähnen.

— **Eine volkstümliche Klassikerausgabe, die so viel als nur** irgend denkbar Billigkeit mit ansehnlicher, netter und bequemer Form vereinigt, hat neuerdings unter dem Titel: „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" bei Otto Hendel in Halle a. S. zu erscheinen begonnen. In handlichem Oktavformat und klarem Druck erschienen zunächst gut geheftet und beschnitten beispielsweise Faust, erster Teil, Wilhelm Tell, Julius Cäsar, Minna von Barnhelm, hübsch broschirt à 25 Pfennig. Schillers Gedichte (Doppelnummer) 50 Pfennig, Chamissos Gedichte (Nr. 10—12) 75 Pfennig und so weiter. Alle diese Hefte werden auch in geschmeidigem braunem Leinenband ausgegeben. Ueber die Fortsetzung der dankenswerten Bibliothek berichten wir wohl gelegentlich wieder.

— **Nichts ist so charakteristisch für unser Jahrhundert als** die Blitzesschnelligkeit, mit der wir vermöge raffinirter Maschinerien arbeiten gelernt haben. Auf künstlerischem Gebiete übt keine der modernen Errungenschaften eine so ersichtliche und nachhaltige Wirkung als die Photographie und neuerdings namentlich die Möglichkeit, die Geschwindigkeit ihres Reproduktionsvermögens bis zu Augenblicksaufnahmen zu steigern. Kein Wunder, daß für diese letzteren ein so lebhaftes Interesse allerorten sich bemerkbar macht und daß eine so vielseitige Vorliebe ihr zugewendet ist. Diesem Interesse, ob es nun auf theoretische oder auf praktische Belehrung gerichtet sei, kommt in umfassender Weise ein jüngst in zweiter, umgearbeiteter Auflage erschienenes Buch entgegen: „Die Momentphotographie in ihrer Anwendung auf Kunst und Wissenschaft" von Dr. Josef Maria Eder (Halle a. S., Wilhelm Knapp). Das Buch gibt die eingehendsten Aufschlüsse und Belehrungen über das Wesen und die Ausführung der Momentphotographie und zwar um so anschaulicher, als 190 Textillustrationen alle Einzelheiten des Verfahrens rc. klar vergegenwärtigen. Außerdem gereichen noch 17 Lichtdrucktafeln und eine Heliogravüre dem Werk zum besondern Schmuck.

Bildende Künste.

— **Für das Geibeldenkmal in Lübeck, welches auf dem** Koberg mit einem Kostenaufwande von 40,000 Mark errichtet werden soll, ist jetzt das Preisausschreiben ergangen. Für die gelungensten Entwürfe sind drei Preise von 1500 Mark, 1000 Mark und 500 Mark ausgeworfen. Die näheren Bestimmungen für das zu errichtende Denkmal, sowie ein Situationsplan und eine photographische Aufnahme des Kobergs sind von Konsul Hermann Fehling (Firma Piehl & Fehling) in Lübeck unentgeltlich zu beziehen. Die Einsendung der Modelle hat in der Zeit vom 15. bis zum 22. Januar 1887 zu erfolgen. Als Preisrichter fungiren: Professor Begas-Berlin, Professor A. Donndorf-Stuttgart, Professor Schaper-Berlin, Senator Dr. Allgmann-Lübeck, Rechtsanwalt Dr. Fehling-Lübeck, als Stellvertreter Rechtsanwalt Dr. A. Bremer-Lübeck. Die eingegangenen Entwürfe werden mindestens eine Woche lang ausgestellt.

— **Die Konkurrenz um den Preis der von Rohrschen** Stiftung (Berlin), bestehend in einem Stipendium von 1500 Mark zu einer einjährigen Studienreise für talentvolle deutsche Künstler und zwar für Maler, Bildhauer und Architekten, ist für das laufende Jahr im Fache der Bildhauerei eröffnet worden. Ausführliche Programme, welche die näheren Bedingungen der Zulassung enthalten, können von allen deutschen Kunstakademien und Kunstschulen bezogen werden. Die Zuerkennung des Preises erfolgt im Oktober d. J.

— **Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien** hat es unternommen, internationale Jahresausstellungen graphischer Kunstwerke zu veranstalten, deren erste im Dezember dieses Jahres im Wiener Künstlerhause stattfinden wird. Sie soll Kupferstiche, Radirungen, Lithographien, Holzschnitte und mit diesen Kunstrichtungen Verwandtes, dann illustrirte Pracht- und kunstwissenschaftliche Werke und auf chemisch-technischem Wege erzeugte Reproduktionen umfassen. Als letzter Termin für die Einsendung der Objekte zur diesjährigen Ausstellung ist der 30. September festgesetzt. Um nähere Aufschlüsse hat man sich an die Kanzlei der Gesellschaft, Wien VI, Magdalenenstraße 26, zu wenden.

— **Die goldene Rose, durch deren Verleihung Papst Leo XIII.** die Königin von Spanien ausgezeichnet hat, ist als ein so zierliches kleines Meisterstück aus der Werkstatt des Goldschmieds Tanfani in Rom hervorgegangen, daß wir mit um so größerem Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, dieses doppelt interessante Werk moderner Kleinkunst unseren Lesern im Bilde zu übermitteln. Die schlanke Vase ist in vergoldetem Silber ausgeführt, während der Rosenzweig selbst mit

seinen Blüten, Knospen und Blättern aus gediegenem Gold geschmiedet ist. Die größte der Rosen, die unmittelbar aus dem Hauptstrauche hervorwächst, ist zum Abschrauben und zur Aufnahme wohlriechender Essenzen eingerichtet. Dem auf der Vorderseite der Vase in ovaler Umrahmung erscheinenden Bilde der heiligen Christina entspricht auf der Rückseite die lateinische Widmung. Die Gesamthöhe des ganzen beträgt 80 Centimeter. In Vertretung des Papstes überreichte der Nuntius der Königin mit großer Feierlichkeit in der Kapelle des Schlosses von Madrid diese Rose als ein Symbol der ewigen Glückseligkeit.

Musik.

— **Das Konzertsängerehepaar Georg Henschel und Frau hat** sich nunmehr zu ständigem Aufenthalte wieder in London niedergelassen. Henschel hat dort nicht allein die Rolle eines Gesanglehrers am Royal College of Music als Nachfolger von Jenny Lind angenommen, sondern er beabsichtigt auch, die in Boston gewonnenen Erfahrungen als Orchesterdirigent zu verwerten. Er wird ein neues großes Orchester organisiren und mit demselben im nächsten Winter 16 Symphoniekonzerte veranstalten. Ob er damit in London, das an großen Konzerten doch wahrlich nicht arm ist, einem noch weiter gefühlten Bedürfnis entgegenkommt, wird der Erfolg lehren.

— **Eugen d'Albert, der sich in Eisenach angekauft und** dauernd niedergelassen hat, arbeitet an einer Reihe von Kammermusikwerken, welche er bis zum Winter fertigzustellen hofft.

Bühne.

— **Der Bau des deutschen Nationaltheaters in Prag schreitet** rasch vorwärts, die Einzelarbeiten werden auf dem Konkurrenzwege vergeben, und zwar sollen deutsch-böhmische Künstler und Gewerbsleute aus den verschiedenen Gebieten zur Bewerbung eingeladen werden. Um in dieser Beziehung vollständige Listen zu erhalten, hat sich das Baukomite des deutschen Theatervereins an die verschiedenen deutschen Berufsgenossenschaften, insbesondere an den Handwerkerverein, gewendet. Binnen kurzem wird das Pachtverhältnis zur deutschen Theaterdirektion geregelt werden. Eine Bestimmung desselben lautet, daß der Garten unweigerlich für deutsche Feste zur Verfügung gestellt werden muß; eine andere erwähnenswerte Anordnung wird wahrscheinlich dahin lauten, daß nur deutsche Vorstellungen im Hause stattfinden dürfen; in jedem etwaigen Ausnahmsfalle, zum Beispiel, wenn es sich um das Gastspiel einer italienischen Oper handelt, wäre die spezielle Bewilligung des deutschen Theatervereins einzuholen. Für die Lotterie zu Gunsten des deutschen Theaterbaues sind neuerdings Gewinnste im Werte von gegen 3000 Gulden gewidmet worden.

— **Das Beispiel der Frau Gorewa spornt ihre russischen** Kollegen zur Nachahmung an. Die ersten Künstler der kaiserlichen Oper in Petersburg haben den Plan gefaßt, die Meisterwerke Glinkas, Tschaikowskys, Serows, Rubinsteins und so weiter in der Originalgestalt mit dem Moskauer Personal, Chor, Orchester und Dekorationen nächsten Winter in den Hauptstädten Europas zu Gehör zu bringen. Der Inhaber eines kleinen Moskauer Theaters, Mamontoff, will indes schon vorher mit Kräften zweiten Ranges dieselbe, vielleicht etwas zu früh bekannt gewordene Idee realisiren und hat seinen Orchesterdirigenten Trufsi nach Paris gesendet, um ein Theater zu suchen, in welchem er den Aufführungen der kaiserlichen Oper zuvorkommen kann. Es wäre damit der russischen Kunst allerdings kein Dienst geleistet, denn damit die russischen Nationalopern im Auslande den berechtigten Erfolg haben, sind Aufführungen ersten Ranges nötig, wie sie von den Mitgliedern der kaiserlichen Oper zu erwarten sind, nicht aber von einer ad hoc zusammengestellten Truppe zweiten Ranges.

Kultur und Wissenschaft.

— **Von einem seltsamen Funde wird aus Marienberg im** Kreise Geilenkirchen berichtet. Bei der Herstellung einer Maueröffnung in der dortigen katholischen Pfarrkirche, unmittelbar am Chor, wo ein eiserner Schrank eingesetzt werden sollte, entdeckte man zwei Menschenköpfe, die in Leinwand und Seide eingewickelt waren. Vor der Stirn lagen Dokumente aus dem dritten Jahrhundert. (!) Einer der Köpfe wies eine anscheinend von einem Säbelhieb herrührende, vom Schädel zur Stirn laufende Narbe auf. Gegenwärtig werden die Köpfe im untern Teile des Altars der Kirche zu Marienberg aufbewahrt.

— **Die Gebeine Max Schneckenburgers, des am 3. Mai 1849** in Burgdorf verstorbenen Dichters der „Wacht am Rhein", wurden am 17. Juli auf Veranlassung des Schneckenburgerdenkmalkomites von Burgdorf nach Tuttlingen überführt.

— **Bei der kürzlichen Ausgrabung in Epidaurus wurden** 14 Statuen mit zahlreichen Inschriften in aufrechter Stellung entdeckt. Unter ihnen sind Statuen des Aeskulap, der Minerva, des Pan, der Cybele und mehrerer Athleten.

— **In Petersburg wurde kürzlich eine Dame zu Grabe** getragen, die, eine Zeitgenossin der Kaiserin Katharina, unter Kaiser Paul Hoffräulein gewesen war, Madame Gurali. Sie hatte das hohe Alter von 114 Jahren erreicht. Ihrem Sarge folgte ihre um nur ein Jahr jüngere Schwester, welche noch vollkommen rüstig ist.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Bei allen in Gläsern oder Büchsen eingemachten Kon**serven, von Früchten, Gemüsen und Fleisch kommt es, sollen sie sich dauernd halten, auf Abschluß der Luft an, wodurch der Entwicklung von zerstörenden Fermenten durch Entziehung des Sauerstoffgehaltes vorgebeugt wird. Der Luftabschluß geschieht entweder vor dem Haltbarmachen oder Konserviren — also in Büchsen — oder nach demselben in Gläsern. Bei dem Verschluß der Büchsen hat man darauf zu achten, daß während des Kochens sich der Deckel nicht hebt oder eine Oeffnung sich zeigt. Der Deckel muß dann noch einmal aufgemacht und von neuem gelötet werden. Marmeladen bedeckt man mit einem in reinem Cognak getränkten Papier und bindet dann ein genäßtes Pergamentpapier darüber. Dasselbe geschieht bei allen in Zucker eingekochten Früchten. Auch in Essig oder in Essig und Zucker eingekochte Früchte bedeckt man auf diese Weise. — Ueber Fruchtsaft und Fruchtweine gießt man reines Provenceröl, das vor dem Gebrauch mit Watte abgetupft wird. Die Gläser werden nur verkorkt. — Sehr haltbar ist es, die Konserven mit Paraffin nach dem Einkochen und Erkalten zu beziehen, dann einen Kork aufzusetzen und diesen abermals mit Paraffin zu überziehen.

— **Hoflieferant Chrestensen in Erfurt, dessen Firma in** landwirtschaftlichen Kreisen durch Einführung vieler guten Neuheiten von Getreide (Triumphhafer, Dividen Weizen und so weiter), Kartoffeln (Mailkönigin rc.) einen bedeutenden Ruf erlangt hat, teilt uns mit, daß seine Versuchskulturen von Getreidesorten rc. in diesem Jahre sehr ausgedehnt sind und daß es ihm angenehm sein würde, wenn die Landwirte zur Besichtigung der Kulturen ihn mit ihrem Besuche beehren wollten.

Sport.

— **Das skandinavische Derby fiel, wie sämtliche andere** Rennen im Kopenhagener Meeting, an Deutschland. Das „blaue Band" gewann Worms br. H. „Piano" vor des k. preußischen Hauptgestüts Graditz „Bodemund", dessen Stallschwester die zweijährige br. St. „Mären" im Kriterium gegen Roberts schwbr. „Heinzelmännchen" unterliegen mußte, der auch tags zuvor die Graditzerin „Harfe" geschlagen hatte. Dagegen gewann Graditz mit „Gotbelinde" das Oeresundrennen vor „Faust II." und mit „Carmosin" das Kopenhagener Handicap vor „Tortoiseshell" und das Eremitagerennen vor „Gretchen", während Arnulls „Lovely dome" das Beatenhandicap und Capt. Joes „Little Bella" das Verkaufsrennen heimtrugen.

— **Der Liverpool Cup, ein Handicap im Werte von circa** 30,000 Mark, gewann L. von Rothschilds sechsjähriger br. H. „Middlethorpe" nach totem Rennen vor „Perdita II.", „The Sailor Prince" und 11 anderen Pferden. Die Favorits endigten sämtlich unplacirt. Der ungarisch gezogene „Buzgo" war nicht am Start erschienen, und es dürften demselben in England kaum Lorbeeren erblühen.

— **Das französische Traberderby wurde von Lallouets „Fin**lande" im Felde von 17 Pferden überlegen gewonnen.

— **Bei der Kaiserregatta zu Ems starteten um den Ehren**preis des Kaisers nur zwei „Germania"-Boote, von denen die alte Mannschaft mit Wild am Schlag Sieger blieb.

— **Der dritte Bundestag des deutschen Radfahrerbundes,** welcher bereits über 6000 Mitglieder zählt, findet in Berlin am 14., 15. und 16. August dieses Jahres statt.

Mode.

— **Die Toilettenausstattung des kleinen spanischen Königs** ist von den verschiedensten Seiten mit ebenso wertvollen als interessanten Beiträgen bedacht worden. Drei prächtige Taufanzüge wurden ihm gespendet, darunter einer von Papst Leo, der aus uralten Kirchenspitzen besteht und überaus kostbar geschmückt ist, einer von der Königin Isabella und ein dritter vom österreichischen Hofe. Die stille, bescheidene Witwe, die Alfons XII. an der Wiege seines Sohnes betrauert, legte diesem Sohne bekanntlich keines der Prachtgewänder an, Alfons XIII. wurde in dem Kleide getauft, darin sein Vater getauft war. Aus der spanischen Aristokratie sind dem Königskinde, zu Kleidern und Decken verarbeitet, zumeist prachtvolle historische Spitzen, aber auch Juwelen und Schmuck von großem Wert gespendet worden. So opferte unter anderem die Herzogin von Medina-Celi der kleinen Majestät drei echte Perlen von so wunderbarer Schönheit und Größe, daß ihr Wert auf nahezu 30,000 Mark geschätzt wird. Sie sollen dem königlichen Kinde als Hemdknöpfe dienen. Die Herzogin besitzt

Digitized by Google

selbst einen Schmuck sehr schöner Perlen, besonders ein überaus interessantes Halsband. Es ist kein anderes als das berühmte Halsband der unglücklichen Königin Marie Antoinette, jenes Halsband, welches Alexander Dumas zum Gegenstand seiner Novelle »Le collier de la reine« machte. Die Ziffer, um welche es die Herzogin vom Grafen d'Aquin... in dessen Sammlung es sich bis vor wenigen Jahren befunden hat, erwarb, ist eine ganz enorme; abgesehen von seinem für den Liebhaber in der Genealogie des Schmuckstückes begründeten Wert hat aber schon die rein materielle Seite desselben eine sehr hohe Taxe. Es besteht aus zwei Schnüren ganz ungewöhnlich schöner und edler Perlen, welche vorn in ein von prachtvoller Brillantagraffe geschlossenes, birnenförmiges Gehänge auslaufen. Abergläubische Frauengemüter hat es aber gewiß beruhigt, daß die drei Perlen, welche das Hemdchen des kleinen Königs schließen sollten, diesen Schnüren nicht entnommen sind.

Gestorben.

— Major Kattrein, militärischer Kommandeur im hessischen Landeszuchthaus Marienschloß, als Erstürmer des Schlosses Chambord am 9. Dezember 1870 bekannt, am 2. Juli, in Marienschloß.

— Hermann von Redern, Generallieutenant z. D., 68 Jahre alt, am 3. Juli, auf Marsdorf.

— Albert von Böhme, ehemals langjähriges Mitglied des Dresdener Hoftheaters, Anfangs Juli, in Dresden.

— Ferdinand Riccius, Kapellmeister a. D., als Musikschriftsteller bekannt, 67 Jahre alt, am 5. Juli, in Karlsbad.

— Louise von Robiano, als Schriftstellerin nicht unbekannt, 65 Jahre alt, am 5. Juli, in Untertürkheim.

— Generallieutenant z. D. Franz von Borke, 84 Jahre alt, am 6. Juli, in Naumburg a. S.

— Geheimer Oberjustizrat von Kitzing, früher Appellationsgerichtspräsident zu Köslin, 84 Jahre alt, am 7. Juli, in Berlin.

— Cora Pearl, eigentlich Emma Crutch, die einstige unter dem zweiten Kaiserreich vielgenannte Tänzerin, 44 Jahre alt, am 8. Juli, in Paris.

— Wirklicher Geheimer Rat Freiherr Emil von Pawel-Rammingen, Ehrenbürger der Stadt Gotha, früher Chef eines Ministerialdepartements, Vater des Gemahls der früheren Prinzessin Friederike von Hannover, 78 Jahre alt, am 9. Juli, in Gotha.

— Dr. Kajetan Anton Kranz, k. bayrischer Zentralimpfarzt, 47 Jahre alt, am 9. Juli, in München.

— Alfred Püschel, Bildhauer, am 10. Juli, in München.

— Fürstin Pauline Louise Agnes Reuß j. L., geborene Herzogin von Württemberg, 50 Jahre alt, am 10. Juli, in Schloß Osterstein.

— Henry Kirke Brown, namhafter Bildhauer, 72 Jahre alt, am 11. Juli, in New-York.

— Adolf Franz Berger, fürstlich schwarzenbergischer Zentralarchivdirektor, 73 Jahre alt, am 12. Juli, in Neuwaldegg bei Wien.

— Rudolf Günther, früher Chefredakteur des „Dresdener Journals", am 12. Juli, in Pirna.

August 1886.

Anfangs des Monats, abends nach Sonnenuntergang, erscheint im Westen tief am Horizont (in dem Kärtchen rechts) das Sternbild der Jungfrau mit dem Jupiter und links von ihm der Mars, der in nächster Nähe der Spica steht. Mars entfernt sich nun rasch nach links und wird abends noch gesehen, wenn Jupiter schon unsichtbar

geworden ist. Doch ist die Helligkeit des Mars klein, da er gegenwärtig mehr und mehr von der Erde sich entfernt.

Am 3. August gegen 10 Uhr abends bedeckt der Mond den Jupiter, doch erst nach Mondunttergang, so daß die Bedeckung für uns unsichtbar ist. Am 16. August steht Jupiter eine Vollmondsbreite über Uranus. Am 29. August endlich ist eine totale Sonnenfinsternis, die übrigens nur in Südamerika, auf dem atlantischen Ozean und in Afrika sichtbar ist.

Lotteriezichungen im Monat August.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September. — Belgische Kommunal 100 Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. April 1887 (74. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Franken, zahlbar am 3. September 1886 (73. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. November. — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Lose à 3½% vom Jahre 1870, höchster Preis 35,000, niedrigster 110 Thaler, zahlbar am 1. Oktober 1886 (32. Ziehung). — Oesterreichische 500 Gulden-Lose à 5% vom Jahre 1860, Prämienziehung am 2. November. — Gräfl. Pappenheim 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September. — Stadt Paris 500-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1855/60, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. September 1886 (63 bis 58. Ziehung). — Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 1. November 1886 (52. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 8000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. November 1886 (47. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1870, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. September 1886, 58% (99. Ziehung). — Am 15. Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Franken, zahlbar am 2. Januar 1887 (75. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 150,000, niedrigster 144 fl., zahlbar am 15. Februar 1887 (56. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. Februar 1887 (72. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 30,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 20. Februar 1887 (72. Ziehung). — Am 31. Stadt Lüttich 80-Franken-Lose à 2½% vom Jahre 1853, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Dezember 1886 (34. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 21 Thaler, zahlbar am 30. November 1886 (72. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Zum Schachwettkampf Steinitz—Zukertort. Die Niederlage, die Zukertort erlitten, kann keineswegs als unrühmlich bezeichnet werden. Er hat zehn Partien verloren, fünf gewonnen und fünf unentschieden gemacht. Die Betrachtung liegt sehr nahe, daß bei größerer Ausdehnung des Gesamtkampfes das Blatt sich wieder zu seinen Gunsten wenden konnte. Da er in New-Orleans, wie durch ärztliches Zeugnis erwiesen, am Wechselfieber litt, ist es unverkennbar, daß körperliche Leiderzustände beträchtlichen Einfluß auf den für ihn nachteiligen Ausgang geübt haben. Diese Bemerkung soll den Ruhm des Siegers Steinitz nicht verkümmern, der während aller Stadien des Matches die würdigste Haltung bewahrt und mehrere Partien in seinem besten Stil gespielt hat. — In Bezug auf Zukertorts Niederlage möge noch hervorgehoben werden, daß der deutsche Großmeister Adolf Anderssen in seinem bekannten Match mit Morphy sieben Partien verloren, nur zwei gewonnen und zwei unentschieden gemacht hat. Dennoch ist von ihm, der der strengsten Wahrheitsliebe ergeben war, niemals die Ueberlegenheit seines jugendlichen legendären Gegners anerkannt worden. Vielmehr hat er ihn nachdrücklichst, nach Anwesenheit, zu einem zweiten Wettkampfe zu bewegen gesucht. Paul Morphy, der geniale Meister, mit dessen Namen in Amerika leider überschwenglicher Kultus getrieben wird, war freilich unüberwindlich. Er hat gegen Löwenthal, Harrwitz und andere Gegner eine nicht unerhebliche Zahl von Partien infolge mangelhafter Dispositionen verloren. Auch ist er nur gleich einem Meteor aufgetaucht, um blitzschnell wieder zu verschwinden. Außer dem in New-York gespielten ersten internationalen Meisterturnier hat er an keinem andern teilgenommen. Auch möge gegenüber mehreren unlöschbaren Neubildungen der amerikanischen Presse darauf hingewiesen werden, daß es unter Paul Morphys Glanzpartien keine gibt, welche an Schönheit diejenige übertrifft, welche Zukertort im letzten Londoner Turnier gegen Blackburne gewonnen hat. — Zwei Ausgaben der Partien des Wettkampfes sind in Deutschland im Verlage von Veit & Co. und von Adolf Rögner in Leipzig erschienen. Der Bearbeiter der ersteren ist Emil Schallopp in Berlin, der der andern Johann Minckwitz in Leipzig. In beiden Büchern werden die wichtigsten Momente der Partien erläutert und in Illustrationen vorgeführt. Auch findet man darin die ausführlichste Darstellung des Gesamtvorganges.

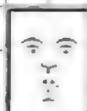
Litteratur.

101 ausgewählte Schachaufgaben von Fritz Hofmann. Verlag der Riegerschen Universitätsbuchhandlung in München.

Auf dem Gebiete der Problemkomposition sind neuerdings jugendliche Meister hervorgetreten, unter denen Fritz Hofmann in München hervorragenden Rang einnimmt. Seit mehreren Jahren hat er diesen Abschnitt mit Beiträgen geschmückt, welche von unseren Schachfreunden mit wohlverdientem Beifall aufgenommen worden sind. Das vorliegende Bändchen enthält eine sorgfältige Auswahl seiner Kompositionen, die sämtlich leichter, gefälliger Art sind, unter denen sich aber Perlen von seltener Schönheit befinden. Mit Recht legt Hofmann den größten Wert darauf, die Idee in saubester Art zur Ausführung zu bringen. Das Werkchen wird allen Schachfreunden, denen die Lösung vorzüglicher Originalaufgaben Vergnügen macht, willkommene Erscheinung sein.

Astronomischer Monat-Königsmarsch: August.*)

Von Rudi von Warnkenhagen.

zal-	no	ge-	len	den-	man-	auf	laß	wo	nacht	da	schal-	lau-	durch
nacht	da	wal-	fer	im	schein	er	lau-	o	hal-	ren	stim-	len	ter
	o	singt	lie-		le	durch	dem	mil-		ten-	nen	tel-	
sie-	[illegible]	mer	der	land		glanz	uns		ren	bil-	hell	o	mer
ge	und	nei-		da		her-	nacht		nen		reich	nacht	stern-
nen	fun	gel	geht		auf			le		ster-	so	an	den
lieb-	fer-	sich		durch	und			stil-	ja		an	so	stie-
be-	das	gan	al-	grü-	en			die	glänzt	rend	reich	flü-	him-
[illegible]	leicht		le	hen	ein	dem	kommt	der	be-	le		wol-	ler
te	gel	schwin-	und	welt	zu-	ter-	es	him-	hei-	band	bei-	ruh'	weit
en-	gu-	der	form-	ge-	land	gen	ten	nen	weil-	de-	ve-	zwei	wie
frei-	ner	ist	hin	von	nen	ja	[illegible]	das	lich-	len	gen	her-	auch
gel	wärts	tag		ge-		in	lend		ist		da	ge-	gen
be-	auf-	le			viel			ein			ge-	schim-	du
te	ge-		lau-		him-			lei-		zen		sah-	den
ten		der	nacht		erd'	und	les	lie-		lend	lau-		test
das	ga-	zen	herz	mer-	im	sich	bet-	und	ster-	ruf	zu	der	für
ge-	sandt	dem	her-	das	lern-	füh-	me	ne	auf	e	tei-	ein-	an-

*) Sternbild: „Jungfrau".

Rätsel.

So klein ich bin, darf ich mit Stolz behaupten,
Ich bin ein nützlich, ein vielseitig Ding;
Auf Blumen ruh' ich und auf Gräsern,
An mir labt sich der bunte Schmetterling.
Doch wenn ich mich der Poesie begebe,
Gleich werd' ich derb und hart und rauh;
Dann heb' ich Lasten, fördere Schiffe,
Mich braucht der Zimmermann bei seinem Bau.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 925:

Midi
Abälard
Mozart
Chin
Zeitung
Auerhahn
Reade
Ino

W. A. Mozart — Idomeneo.

Bilderrätsel 44.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 925:

Ein Feind ist zu viel und hundert Freunde zu wenig.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nro. 44 des

vierzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal, in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

In dieser Nummer beginnt:

Die Löwen in Weidling.

Roman

von

H. V. Widmann.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

A. D. in B. Das interessante, unter der Leitung des Kronprinzen Rudolf herausgegebene Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ ist auf 14 bis 15 Bände, jeder zu durchschnittlich 30 Bogen veranschlagt. Nach Maßgabe des bis jetzt Erschienenen umfaßt eine Lieferung 2 Bogen und kostet 30 Kreuzer. Demnach würde sich der Preis des Ganzen, das nach Obigem 420 bis 450 Bogen umfassen soll, auf 126 bis 135 fl. österr. Währung stellen.

J. R. in R. 1) Geibels Werke sind noch in den verschiedenartigsten Ausgaben zerstreut. Wir nennen Ihnen: „Gedichte 1. 2. und 3. Periode (enthaltend: 1. „Gedichte“, 2. „Juniuslieder“, 3. „Neue Gedichte“), ferner „Heroldsrufe“, „Gedichte und Gedenkblätter“, „Spätherbstblätter“, sowie die Tragödien: „Brunhild“, „König Roderich“, „Sophonisbe“, das Lustspiel „Meister Andrea“, endlich „König Sigurds Brautfahrt“ und „Die Loreley“. Dann kommen verschiedene poetische Uebersetzungen. — 2) Nichtadelige Familien dürfen nur Phantasiekronen führen; den Adel kennzeichnen einfache Zackenkronen mit Perlen, deren Zahl nach der Höhe des Ranges verschieden ist. So hat die Grafenkrone 9, die Freiherrnkrone 7, die einfache Adelskrone 5 Perlen. Ob das Helmzier gehört, bald edel ganz gleichlos ist, darauf kommt in der von Ihnen betonten Beziehung nichts an. 3) Warum nicht?

Fräulein Dora T. in G. Uns ist ein solches Bild nicht bekannt. Die Oeldruckbilder „Wolf und Lamm“ und „Der Liebling“ sind für unsere Abonnenten im Preise ermäßigt, ersteres kostet jetzt nur ℳ 1. 50, letzteres nur noch ℳ 1. Senden Sie ebenfalls an unsere Verlagshandlung den Betrag von ℳ 2. 50 franko ein, dann wird Ihnen dann beide Kunstblätter durch die Post übermitteln.

B. Gr. in Naumburg. An die Alpen glaubt heute niemand mehr recht und leider ist die Welt so prosaisch geworden, daß sie selbst beim Dichten von „erbrochenen Gefühlen“ nichts mehr wissen will. Im Uebrigen nicht ganz ohne Talent, wenn auch allzu sehr à la Heine.

E. E. in T. Sie nehmen das Leben allzu schwer, verehrtes Fräulein. Die Zeiten sind schlimm und ernst. In dem Herzen der geknickten Lilienseele wird ein moderner Dichter fragen: Lachen, jauchzen, weinen oder schelten Sie, oder lassen Sie nicht den Kopf hängen! Vielleicht finden Sie dann noch einmal Töne auf Ihrer Leier, die im Herzen Ihrer Leser einen stärkeren Widerhall finden, als wir es von dem in Ihren Einsendungen angeschlagenen Tone voraussagen können.

Abonnentin in Obern. Schlesien. Sehr hübsch! Leider ist der Frühling vorbei. Vielleicht im nächsten Jahr.

B. Baj. in Leipzig. Angenommen.

Dr. H. L. in Eger. Wegen Ueberfülle an Material leider nicht verwendbar.

Sechsjähriger Abonnent in der Provinz S. Paulo (Brasilien). 1) Das Wachstum des Unkrauts ganz zu verhüten, wird kaum möglich sein. Man wird sich mit sorgfältigem Säubern nach den bekannten Regeln begnügen müssen. 2) Die Gebiete oder Gebirge sind in den einzelnen Teilen Deutschlands noch sehr verschieden, zu einer Verhütung dieses Gebrauchs zu Gunsten der Kinder aber kann der überlebende Gatte unter den von Ihnen geschilderten Verhältnissen unseres Wissens nirgends gezwungen werden. 3) Für diesen Fall möchten wir Ihre Aufmerksamkeit auf die deutsche Gesandtschaft lenken, die ihren Sitz in Berlin hat. Tragen Sie derselben Ihre Wünsche unmittelbar vor; wir glauben, daß Sie auf diesem Wege am ehesten das Gesuchte finden werden.

Einer vom fahrenden Volke. Soll gelegentlich Verwendung finden.

Hrn. Emil B. in E. Ganz hübsch, aber zur Veröffentlichung doch nicht recht geeignet. Im Jahrgang 1884 der „Deutschen Romanbibliothek“ (ermäßigter Preis für Abonnenten ℳ 3 berechnet) finden Sie das bezeichnete Gedicht.

H. H. in Leipzig. Ohne Prüfung können wir die in Aussicht gestellten Arbeiten nicht annehmen. Wollen Sie sie uns einsenden, so werden wir Ihnen baldmöglichst Nachricht geben.

Ludwig G. in B. Ungenügend.

Abonnent in Trier. München, Karlstraße 67, III.

A. M. in Cincinnati. An der hohlen Buche muß zunächst die Oeffnung, durch welche das Wasser eindringt, ausgeflickt und gut verwahrt werden. Dann ist die Innenwand des Baumes, so weit es angeht, zu reinigen, mit Teer zu bestreichen und das Loch mit Zement und Steinstücken dicht auszumauern. Am besten wäre es, wenn die ganze Höhlung des Baumes mit Zement ausgefüllt werden könnte. Nachteile für den Baum sind nicht zu befürchten.

Paul S. in Br. Sehr launig, aber ein wenig zu ungalant.

Feind der Cigarrenspitzen. Ihrem Zwecke wird sehr gut der niedliche silberne Cigarrenhalter entsprechen, den G. Schwarzkopf in Lubed (Breitestraße 13) liefert. Diese Vorrichtung besteht in einer Art kleiner Kneifzange, die sich leicht öffnen und schließen läßt. In dieselbe eingeklemmt, läßt sich die Cigarre bequem zu Ende rauchen, und die Nikotin aufsaugende Nähe der Cigarrenspitze bleibt vermieden.

Gustav R. in Rudolstadt. Darüber bestehen unseres Wissens überhaupt keine feststehenden Normen, sondern es werden die jeweiligen Verhältnisse der besonderen Verfügung zu Grunde gelegt.

Dr. R. in W. Anästhetisch vollendet ist das noch kaum vorhanden.

J. T. Germanicus. Besten Dank! Soll mit Auswahl an der einen oder andern Stelle Verwendung finden.

J. H. in G. Unsere Aufgabe ist es, gelegentlich über die geistigen, nicht aber über die körperlichen Gebrechen solcher Männer zu berichten.

R. Fr. in Chemnitz. Derartige Anfragen häufen sich jetzt so sehr, daß wir Ihnen, namentlich wo es sich um Verse von so wenig hervorragender Bedeutung handelt, nicht mehl mehr entsprechen können. Wir würden Ihnen unsere Leser ermüden.

Mignon. Diese Sprache ist uns sehr verdächtig. Es schreibt unseres Erachtens niemand, der es frei und ehrlich meint. Das junge Mädchen sei auf ihrer Hut und mißachte nicht wohlmeinende Warnungen, die es schmerzlich berühren mögen, aber es vor schwerwiegenderen Erfahrungen bewahren helfen möchten. Am besten ist es unter diesen Umständen, kurzweg abzubrechen.

Richtige Lösungen sandten ein: Lotte Groß in Barmen. B. B. in Duisburg. L. Siegel in Meiningen (2). Martha und Marie Kittler in Gorsdorf (2). Victoria Lorf in Prag. Marg. Tuk in Prag. G. W. in Uhlenhorst, Hamburg. Besten Dank. Alfred W. in Osnabrück (2) ditto. Fritz Enwaeser in Altona c. W. Marie Holtermann in Hannover. Alfred Dittmer in Kreiskrähle. Anna Schranek in Prag. „Love's labour lost“ in G. Jorn, Regimentstambour in Metz (3). Johanna Sturm in Lenbach.

Gesundheitspflege.

Victor. Zur Stärkung der Nerven eignen sich Orte in gebirgiger Gegend oder an der See gelegene, für Ihre Zwecke z. B. Berneck und Alexandersbad im Fichtelgebirge, Brückenau in der Rhön, die meisten Orte im Schwarzwald; an der Nordsee: Sylt, Norderney, an der Ostsee die Insel Rügen und so weiter; außerdem noch einige Hochgebirgsstationen in den bayerischen oder Tiroler Alpen.

J. R. in Wien. Ohne persönliche Untersuchung lassen sich diese Fragen nicht beantworten.

Ein alter Abonnent. W. Chrz. 1) und 2) Tröpfchen. 3) Die Blattern auf der Zunge, sogenannte Aphthen, heilen rasch nach einer leichten Aetzung mit Höllenstein.

W. A. H. in Theresienstadt. Dagegen gibt es kein Mittel.

Prof. B. in Breslau. Die Pillen von Laville enthalten nach Hager als wirksamen Bestandteil den Extrakt der Zeitlosenknolle; der Liqueur außerdem (Gichtwein): Schlämmkreide, Chinarinde, Coloquinthenextrakt, Wasser, Weingeist und spanischen Wein. Gesundheitsschädlich sind diese Mittel nicht.

Charlotte, langjährige Abonnentin in Brüssel. 1) Nehmen Sie fort, mit diesem Mittel die Nasenspitze zu waschen, aber versuchen Sie das früher schon Ihnen angegebene Tinctur-Verfahren. 2) Jodtinktur macht nicht weiß, ist im Gegenteil gerade bei Witterung und jeder Haut zu empfehlen.

Hugo R. in R. Ein derartiges Buch für den Laien, wie Sie es wünschen, gibt es nicht, da müßten Sie sich schon ein medizinisches Fachwerk anschaffen, und ein solches ist für Laien doch zu unverständlich.

J. B. in J. Befolgen Sie die Anordnungen Ihres Arztes auch fernerhin. Zur Abwechslung können Sie auch Irrigationen mit einer zweiprozentigen Kochsalzlösung oder einprozentigen Alaunlösung anwenden.

W. A. 1) Gegen rote Nasen empfehlen sich Waschungen mit Jodtinktur. 2) Ein halber Eßlöffel voll Karlsbader Salz genügt für gewöhnlich; die Wirkung soll eben eine zweimalige täglich sein. 3) Ob man an Bandwurm leidet, läßt sich nur durch den Abgang von Gliedern desselben bestätigen.

J. in S. Ueber diese Behandlungsweise können wir nicht urteilen, wir haben darüber keine Erfahrung, wenden Sie sich doch an den Betreffenden selbst.

H. R. in M. 1) Die kleinen gelben Pünktchen in der Nackenhöhle und auf den Mandeln entstehen ähnlich wie Mitesser auf der äußern Haut durch Eintrocknung und Verhärtung des Sekrets dort befindlicher Schleimdrüschen. 2) Von bedenklichen Folgen sind dieselben nicht. 3) Machen Sie Gurgelungen mit lauwarmer etwa zweiprozentiger Kochsalzlösung. 4) Scharfe und reizende Speisen oder Getränke, ebenso das Rauchen starker Cigarren sind zu vermeiden. 5) Solche Pfröpfchen können sich, wenn sie einmal durch Lockerung und Ausspritzen aber Herausbefördern entfernt sind, immer wieder von neuem bilden.

Jacques Abraham in Wien. Ohne persönliche Untersuchung oder Besprechung ist hier kein Rat möglich. **Dr. Sohn.**

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Auf der Brautschau, Novelle von Gregor Samarow, Fortsetzung. — Literarische Plaudereien, von Bruno Walden: französische Literatur. — Nette Abrechnung. — Wie man lacht, mimische Studie von Detlev von Geyern. — Eine Dame von Welt, Novelle von E. Herrmann, Schluß. — Die fürstliche Gemäldesammlung zu Augsburg, von Karl Stelz. — Am Bache. — Ein Sommerfest im „Malkasten“ zu Düsseldorf, von C. Tacken. — Die Terrasse auf dem Lindenhof. — Sommer, Gedicht von Otto Baisch. — Die Unterzeichnung des Frankfurter Friedens. — Notizblätter. — Astronomie: August. — Witterungsbeobachtungen im Monat August. — Schach. — Rätsel. Astronomischer Monatsbildgemarsch August, von Rudi von Warnhausen; Rätsel; Auflösung des Kreuzworträtsels Seite 925, Silbenrätsel 44: Auflösung des Bilderrätsels Seite 925. — Briefmappe.

Illustrationen: Am Bache, nach einem Gemälde von Franz Hammerl. — Terrassenanlage auf dem Lustschloß Linderhof, nach einer für König Ludwig II. ausgeführten Aquarelle von Professor H. Breling. — Sommer, von Charlotte Hampel. — Ein Sommerfest im „Malkasten“ zu Düsseldorf, von Johannes und Carl Gehrts. — Die Friedensunterzeichnung in Frankfurt a. M., nach einem Gemälde von C. Donner von Richter. — Nette Abrechnung, nach einem Gemälde von Luigi Bison. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder. — Die goldene Rose.

Ueber

Wilhelm Jordan, „Die Sebalds“, welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in **zweiter, durchgesehener Auflage** erschienen ist,

schrieb das **„Neue Wiener Tagblatt“**: So fremdartig der Roman manchmal anmutet, so übermäßig stark reizt er uns wieder an sich durch eine geheimnisvoll magnetische Kraft, als hätte uns der Treibriemen eines Schwungrades erfaßt.

Die **„Post“, Berlin**: Jordan ist keinen Augenblick im Zweifel, welcher von den drei Ringen Lessings im „Nathan“ der echte sei. Er steht ganz auf dem Boden des Christentums als der Religion der höchsten und edelsten Zivilisation.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Goethes Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit Goethes Portrait und Lebensabriß.

Zweite Auflage. 5 Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruckverzierung. Preis 60 Mark.
Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 90 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.
Allen Gebildeten, allen Freunden unserer klassischen Dichtung sei diese Goethe-Pracht-Ausgabe aufs wärmste empfohlen.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Zu haben in allen Buchhandlungen:

Louis le petit,

der immer gern gesehene Gesellschafter. Eine Sammlung von 40 Taschenspielerkünsten, 43 Kartenkunststücken, Gesellschaftsspielen, Punktierkunst, 90 Rätselfragen und 10 humoristischen Gedichten.

Achte Auflage. — Preis 1 Mark 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter

bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das

Seidenfabrik-Dépôt

G. Henneberg,

Zürich.

Reisebücher aus dem Verlag von Caesar Schmidt, Zürich.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Dr. Oetmann

Heirat

Englische Tüll-Gardinen

direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**

Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko.

Pilz & Kohl, Auerbach i. S.

Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Gegen Insectenstich!

Geld- und Documenten-Schränke,

einbruchsicher und feuerfest, mit u. ohne Stahlpanzer, in diversen Grössen und Ausstattungen.

Ferner als Ersatz für dieselben:

Einbruchsichere u. feuerfeste Cassetten von 25 ℳ an. Auf letztere mache ganz besonders aufmerksam. Illustr. Preislisten gratis u. franco.

CARL OSTER, Heidelberg,

Geldschrank- und Cassetten-Fabrik.

Romane von Georg Ebers.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Eine ägyptische Königstochter. Zwölfte Auflage. 3 Bände. M. 15. — *Uarda.* Elfte Auflage. 3 Bde. M. 15. — *Die Schwestern.* Fünfzehnte Auflage. M. 7. — *Der Kaiser.* Zehnte Auflage. 2 Bde. M. 12. — *Homo sum.* Zwölfte Auflage. M. 7. — *Die Frau Bürgemeisterin.* Dreizehnte Aufl. M. 7. — *Ein Wort.* Elfte Auflage. M. 7. — *Serapis.* Neunte Aufl. M. 7. — *Eine Frage.* Idyll. Vierte Aufl. M. 5. *Sämtlich in feinem Original-Einband.* Lieblingsbücher der deutschen Familie.

Über Land und Meer.

№ 45.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Allegoria.

Novelle aus der Spätrenaissance

von

August Schrieker.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Ein prächtiges Bild! ein reizendes Bild!“ widerhallt es aus einem Kreise stolzer Damen im Sonntagsputz von Seide, Spitzen, Gold und Perlen.

„Et quel decolletage!“ rief eine ältere Dame, die sich rühmte, einmal vier Wochen am Hofe der Katharina von Medici zugebracht zu haben.

„Jusqu'aux pieds,“ ergänzte ihre Nachbarin, eine kleine, boshafte Schlange, mit Augen, Mund und Kinn einer Bachantin; auch sie wollte, obwohl stolz auf ihren holländischen Namen, beweisen, daß sie der französischen Sprache und Tournure nicht unkundig sei.

„Gewiß schon wieder das Bild, nichts als das Bild!“ Mit diesen Worten rauschte eine Frau mit grauer Locke und Seidenrobe heran. „Die auf das Fleisch säen, werden vom Fleische ernten! Ist der Text der Predigt schon wieder vergessen?“

Halb respektvoll, halb widerwillig hielten die Sprechenden und Lachenden inne; jene zog weiter, nachdem sie eine Minute lang den Kreis an ein anderes Gespräch gefesselt hatte, und hinter ihr plätscherte das Gevögel lustig weiter im Strandwasser der Chronique scandaleuse von Delft, von Holland, vom Erzbistum Köln und der ganzen Welt; am Ende kamen sie immer wieder auf das Bild — das herrliche Bild.

„Und habt ihr schon gehört,“ zwitscherte die Kleine, „daß es gestern fast einen Auflauf gegeben hat: Simon von Buylt und seine Vettern, die beiden Hemskerk, wollten das Bild zerstören, mit ihren Degen aufspießen, weil ihre Base beschimpft sei; aber Aaron, der Bildhändler, hat ein gutes Auge für die, welche in seine Höhle kommen; er hatte das Bild versteckt, und als die Herren hinaufkamen, sagte er: ‚Weiß Gott, ist doch das häßliche Bild, das abscheuliche Bild, was mir hat gemacht so vielen Aerger, heut vormittag fortgegangen mit dem Boten nach Amsterdam; hab' ich es doch — soll mir die Zung' verdorren — geschickt an den Grafen von Roos zurück; will ich nichts mehr zu thun haben mit ihm und seinem garstigen Bild, wo ich gar nicht weiß, was es bedeutet.‘“

Die Erzählerin hatte sich zwei der Löckchen, die

Polnische Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege. Nach einem Gemälde von Wladislaw Syemer.

Digitized by Google

ihr bewegliches Köpfchen umgaben, vor die Ohren gezogen, spreizte die Hände aus und machte den Juden so gut nach, daß wieder helles Gelächter über den Markt tönte.

„Heute morgen hab' ich das Bild noch gesehen," bestätigte eine dritte; „Aaron hat mir selbst erzählt, wie er die drei Tölpel an der Nase herumgeführt hat, und ich gehe noch einmal hin, mir's anzusehen."

„Ich auch, ich auch!"

„Und wie sich die gesamten Buyliis ärgern werden, daß ihre stolze Adrienne, die sich immer trug wie eine Herzogin, so konterfeit wurde; denn man weiß doch, daß sie es sein soll, wenn auch das Gesicht nicht ganz ähnlich ist," bemerkte eine hohe, schmachtwangige, dürre Dame in guten Jahren mit sehr scharf geschnittenem Mund, sehr spitzer Nase und Eulenringen um die Augen.

„Es ist eine Schändlichkeit von dem Grafen, sich so zu rächen," fuhr trotzig ein schönes Mädchen, die jüngste von allen, in das Gespräch, zu dem sie sich, eben aus dem nächsten Hause tretend, eingefunden hatte; „es ist nicht kavaliermäßig, ein Mädchen zu beschimpfen; er hat ihr jahrelang den Hof gemacht."

„Warum hielt sie es mit ihm," tönte es von allen Seiten gegen die mutige Moralpredigerin und Freudenverderberin, — warum mit ihm und zu gleicher Zeit mit dem Spanier und mit zehn anderen, — jetzt hat sie ihren Lohn!"

„Und ich sehe mir doch das Bild noch einmal an," rief diejenige, die eben von ihrem Morgenbesuch Bericht erstattet hatte; „ich auch," riefen die Alte und die Kleine und die Spitznasige und alle, mit Ausnahme des jungen Mädchens.

„Nur nicht zu viel auf einmal," warnte die erste, „sonst merken die Hemsterk, daß das Bild noch da ist, sie haben ihre Aufpasser überall."

„Wo ist denn Adriennens Vetter, der Buylt?" fragten die anderen.

„Er ist nach Amsterdam, um dort das Bild abzufangen und zu erstechen."

Nun gab es ein lautes Gekicher. Die einen der Kunstfreundinnen gehen nach Hause, um nachmittags das Bild zu sehen, die anderen machen sich auf den Weg zu Aaron, dem Goldwaren-, Kunst- und Antiquitätenhändler, Bankier und Pfandverleiher, der an der Ecke der Judengasse gegen den Markt hin wohnte. Dort war das Bild angeblich zum Verkauf, eigentlich zur Schau ausgestellt; denn wollte jemand das Bild kaufen, so hatte Aaron tausend Ausflüchte.

*

Was war das für ein Bild?

Das kann man nicht schildern, man muß es erzählen. —

Adrienne Gräfin Buylt war es, von welcher jene Damen auf dem Markt von Delft so freundschaftlich gesprochen hatten. Ihre Mutter war tot; ihr Vater hatte unter dem Grafen Hoorn für die Unabhängigkeit der Provinzen gefochten, hatte im Kriege viel verloren, war aber immerhin einer der Reichsten geblieben und leistete fortwährend seinen Landeleuten wichtige Dienste. Er hatte nicht viel Zeit, für sein Töchterchen zu sorgen. Bald war er in England, dann in Wien, dann wieder in Brüssel und Paris, oder er weilte in diplomatischen Geschäften am spanischen Hofe.

War er in Delft, dann wollte er Adrienne um sich haben, wenn er sie auch oft wochenlang nur auf Augenblicke sprechen konnte. Seine beiden Schwestern besorgten den Haushalt. Für Adrienne wurden die besten Lehrer berufen. Da kam ein langhaariger Jünger der Frau Musika, ein berühmter Lautenspieler; dann las ein alter Professor, der an den großen Klassikerausgaben der Amsterdamer Buchhändler arbeitete, mit ihr den Tacitus und den Catull; selbst im Griechischen versuchten sich Lehrer und Schülerin nicht ohne Glück. Ihn löste ein gewandter Franzose mit dem Theaterdegen an der Seite ab, und abends kam der Tanzmeister und lehrte die Zeremonien, wie sie an den Höfen üblich waren und die eleganten Bewegungen der Gavotte und Sarabande. Kurz, in alle Künste und Wissenschaften, die man von einer Dame von Stande damals verlangte, wurde sie eingeführt, und sie lernte rasch und gründlich. Der Lautenspieler geriet in Verzückung, wenn sie die schwersten Passagen auf dem schwierigen Instrument so leichthin nahm, wie ein Eichkätzchen die Aeste; der alte Professor sperrte den Mund auf und versprach, eine neue Ausgabe des Lucretius ihr zu widmen. Der Franzose versicherte mit einer pathetischen Handbewegung gegen den Himmel, bei Gott und seiner Ehre, daß in ganz Frankreich keine Dame ein eleganteres Französisch spreche als sie; und der Tanzmeister studirte ihre Bewegungen, um seinen übrigen Schülerinnen sagen zu können, so und so mache es die Gräfin Buylt. Auch schön war sie geworden, schön und groß. Pieter Stevens, der alte Hauptmann, der vor Breda ein Bein verloren hatte, der Falstaff von Delft, meinte:

„Es gibt jedesmal ein Unglück, wenn die Buylt über den Markt geht."

„Warum denn?"

„Weil es der ganzen Compagnie die Köpfe herumreißt."

Es war auch so. Wenn sie in seidenem Kleide mit der hohen weißen Krause, von der die Farben des Kopfes energisch sich abhoben, dahinrauschte, glich sie einem Schwan unter den Gänsen. War sie auf dem Markte oder in einem Saale, dann gab es außer ihr dort niemand mehr. — Unter den Damen hatte sie viele Freundinnen; ebensoviele haßten ihre Uebermacht. Dennoch erkannten auch diese ihre Herrschaft an. Trat sie irgendwo ein, dann verfolgten sie die Blicke aller. Man studirte, wie sie das Kleid verziert hatte, in welcher Größe und wie gefältelt sie die Krause trug, in welche Form das überreiche blonde Haar gelegt war, mit welchen Bewegungen sie die Kavaliere empfing. Viele der edelsten Herren bemühten sich um sie; aber es lag ihr noch zu viel an ihrer jungen Freiheit. Mit den Alten wußte sie von der Politik der Stuarts und der Tudor, mit den Lebemännern von Jagd und Pferden, mit den Schöngeistern von Gedichten und den neuesten Kompositionen zur Laute, von den Bildern Rafaels und des Joan Maduse zu sprechen. In lateinischen Distichen, deutsch, spanisch, französisch, holländisch wurde ihr die Liebe erklärt. Sie lächelte und legte diese Literatur in ein herrliches Kästchen von Elfenbein, in das mit Silber und blauem Email die Freveltaten Amor des Schalks eingegraben waren.

In der letzten Zeit hatte sich Graf Ludolf von Roos um sie bemüht, und obwohl man dem blassen, fischblütigen schwarzen Bewohner des Haarlemer Moors sie am wenigsten gönnte, glaubte man doch, daß er am meisten Aussicht habe, die schöne Buylt zu erringen.

Am Rhein, in der Gegend, wo er die Felsen längst verlassen und von ferner das Siebengebirge über die Ebene niederschaut, hatte ihre Familie ein prächtiges Schloß. Der Großvater war Kanzler am Hofe des Kurfürsten von Köln gewesen und hatte hier seine Muße verbracht. Das Schloß kam zur Mitgift der Mutter Adriennens und so in den Besitz der Familie. Wenn es Sommer wurde und den Vater die Geschäfte an die Höfe führten, dann fuhren einige mächtige Karrossen und mit Tüchern überspannte Wagen vor das Haus der Buylt; die Diener schleppten tausend Kistchen und Kästchen herbei; Adrienne ging aufs Land. Ihre Tanten und einige Freundinnen begleiteten sie, bewaffnete Diener schützten den Zug, übernachtet wurde auf den Schlössern befreundeter Familien oder in den Posthäusern, die der Graf Taxis für die Post von Wien nach Brüssel errichtet hatte; nach wenigen Tagreisen hielt der Zug vor Ithaka. Der Großvater, ein gelehrter Mann, weiland Schüler Reuchlins in Tübingen, hatte den Ort so genannt, weil er dort ausruhen wollte von seinen Irrfahrten wie Odysseus auf dem wogenumbrausten Boden der Heimat.

Während der Reise ging es im ersten Wagen, in dem Adrienne mit drei Freundinnen saß, munter her. Der ganze Winter mit seinen Gourmachern und Erlebnissen wurde durchgesprochen. Hielten einmal die Wagen im schattigen Walde an, so war es ein prächtiger Anblick, wenn die roten und blauen seidenen Gewänder durch die braunen und grauen Stämme und Büsche huschten und auf dem Sammet des Mooses sich lagerten.

„Wie bin ich froh, daß es nach meinem geliebten Ithaka geht; es wird mir sein wie dem Dulder Odysseus nach den Stürmen der Meerfahrt," sprach die gelehrte Adrienne, und das seidene Gewand knisterte unter dem Schwellen des Busens, der so viel der würzigen Waldluft als möglich in sich atmen wollte. „Hic mihi angulus ridet," fügte sie mit einer Reminiszenz aus den Stunden des gelehrten Erklärers des Horatius hinzu.

„Es wird köstlich sein, einmal wieder thun zu können, was man will," jubelte Edith, die brünette Begleiterin, „klettern, ballspielen, baden!"

„Der Sommer ist lang, ich habe schon jetzt Heimweh," seufzte Anna, die weichere der blonden Freundinnen.

„Man kennt Dein Heimweh," lachte die Brünette, „es ist der junge Kapitän von der Leibwache des Statthalters."

„Ich bin froh, daß ich einige Monate lang nichts von den Kavalieren sehe," fiel Maria, die herbere der Blondinen ein, — „viel Häcksel, wenig Kern."

„Ja wahrhaftig," stimmte die Braune zu, „viel Häcksel, wenig Kern, ausgenommen natürlich Deinen Kapitän, Anna, und Deinen Grafen, Adrienne."

„Nimm ihn noch nicht aus, ich weiß nicht, ob ich ihn in meiner Grammatik unter die Ausnahmen oder unter die Regel stellen werde."

„Und wohin soll ich den Spanier stellen, der in der letzten Woche Besuch bei Eurem Vater machte und in den, wie der lustige Pieter sagte, die Liebe schlug, wie der Blitz in den Heuschober."

„Wir kennen ihn zu wenig, um ihn heute schon zu klassifiziren," erwiderte mit komischer Gravität Adrienne, „aber ich hoffe, daß er nachhaltiger glüht als der Heuschober."

Manchmal schallte wohl auch ein helles Gelächter durch den Wald, daß die alten Tanten, die im nächsten Wagen weitergeschlafen hatten, aufwachten, und ein Reh, das neugierig vom jenseitigen Saum der Wiese herüberlugte, mit großem Sprung in den Wald zurücksetzte.

Am Abend kam man nach Ithaka; die Haushofmeisterin war vorangeeilt und hatte mit zahlreichen Dienern alles in Ordnung gebracht; die Damen fanden die Luft himmlisch, die Zimmer reizend und jagten sich, der strengen Etikette vergessend, bis spät abends in den Gärten herum. Als der Mond durch die feuchten Büsche schimmerte, holten sie die Laute und sangen die Klänge verliebter Lieder mit dem Duft des Jasmins in sich; alle Freuden des Landlebens wollten sie an dem einen Abend erschöpfen.

Das Schloß war von einem italienischen Baumeister erbaut, der lange Jahre in Frankreich gelebt hatte. Es vereinigte die stolze Ruhe der italienischen Renaissance mit der üppigen Fülle der französischen. Die Mitte bildete ein Halbkreis mit gewaltiger Freitreppe und großen Räumen. An ihn schlossen sich zu beiden Seiten Galerien, die in abgestumpften Türmen endeten. Dann folgte wieder auf beiden Seiten eine halbkreisförmige Galerie und elegante Pavillons schlossen das Gebäude zu beiden Seiten. Die Fenster der vordern Fassade gingen in einen Park, der aus dem alten Walde herausgearbeitet worden war und durch die Kunst eine Reihe der schönsten Baumgruppen erhalten hatte. Von einem Hügel aus schaute man auf der einen Seite einen See, auf der andern Seite gegen das Schloß hin über eine Wiese, auf welcher der Künstler mit deutschen Pflanzen den Eindruck einer italienischen Landschaft mit Glück wiederzugeben versuchte. Statt der Myrten standen dunkle Wachholderbüsche, statt der Cypressen Zwergpappeln, statt der Pinien die Kiefern. Am schönsten Aussichtspunkte stand in dem Felsen der Spruch gegraben, den Adrienne im Wagen citirt hatte: „Hic mihi angulus ridet!" Während auf dieser Seite des Schlosses alles der heitern Willkür der Natur überlassen zu sein schien, breiteten sich auf der andern Seite die flachen Blumenbeete in zierlichen Formen aus, die durch Buchs umschrieben waren. Von der Terrasse aus erkannte man die Zeichnung, welche die Beete zu einem Ganzen vereinte. Es war ein mächtiges Becken, aus dem in glänzenden Farben die Strahlen emporzudringen schienen, indes zu beiden Seiten flatternde Bänder von Blumen den Rand des Beckens umgaben. An allen Seiten konnte man den Garten zwischen Wänden von Taxus und Buchs umgehen, in denen auch nicht ein Blättchen die strenge Linie überschritt. Am untern Ende des Gartens, gegen den Strom zu, von dem ein mächtiges Thor an das Schloß führte, war der Stolz der Gärtnerei, ein Irrgarten. Zehn konzentrische Kreise von Buchswänden, zwischen denen enge

Gänge liefen, waren umschlossen von einem Gewirr durcheinanderlaufender Wege, die ebenfalls von hohen Wänden umsäumt waren. In der Mitte der Kreise befand sich ein kleiner Tempel aus weißem und rotem Marmor, dessen Dach die weißen Marmorglieder einer Venus beschützte. Rings um den Tempel liefen weiche Bänke von schwellendem Moos. Wer in die Einsamkeit dieses Tempels dringen wollte, konnte es nur, wenn der Gärtner ihm das vielfach verschlungene Rätsel der Wege selbst hatte. Es geschah dies dadurch, daß dem Suchenden gewisse Zahlen genannt wurden. Er ging einmal rechts, dreimal links, zweimal rechts, einmal im Kreise, und indem er so den Zahlen folgte, stand er plötzlich an den Säulchen des Tempels.

Hier tobte am Tage nach der Ankunft der jungen Damen der ganze fröhliche Uebermut der Jugend, der Gesundheit und des Reichtums. Alle hatten sich vom Gärtner die Wege erklären lassen, aber nur Adrienne fand den Weg in das Innere; die anderen hatten bald die Zahlen verwechselt und glucksten ängstlich zwischen den hohen Wänden umher. Der Gärtner mußte kommen, sie erlösen und zu Adrienne bringen, die sich unterdessen lächelnd über das Jammern der verirrten Freundinnen, das an ihr Ohr tönte, an einer kleinen Ausgabe des Catull ergötzt hatte.

Aehnlich ging es am zweiten, am dritten Tage. Am Abend des dritten Tages kam ein heftiges Gewitter, in seinem Gefolge ein Landregen und mit diesem die Langeweile, nicht für Adrienne, die sich zu beschäftigen wußte, aber für die anderen. Sie kamen zu Adrienne und störten auch diese. Endlich heitte sich der Himmel wieder auf; die Laune der jungen Damen blieb düster. Sie hatten sich auf eine der Terrassen begeben, von der aus man weithin die breite Straße und den Strom überblickte. Die Seufzer der Freundinnen erregten das Lachen Adriennens; die blonde Anna seufzte nach ihrem Kapitän, die braune Edith seufzte, daß man im Garten nicht gehen könne, ohne die rosenfarbenen seidenen Schuhe zu verderben, und selbst Maria seufzte. Sie hätte nicht ungern Kavaliere im Schlosse gesehen, und wenn es auch nur „Häcksel“ gewesen wäre; man wußte doch, für wen man sich anzog, wer die langen Regenstunden durch seine Galanterien verkürzte, über wen man sich mopuiren konnte.

Da tauchte weit unten an der Straße ein Reiter auf. „Ah, ein Reiter!“ riefen alle wie aus einem Munde. Der Reiter kam näher; er ließ das Pferd traversiren.

Jetzt eben, als jener der letzten Biegung sich näherte, zog über die Wangen Adriennens eine leichte Röte. Die eine rief: „Graf Ludolf!“ die andere „Graf Roos!“ — da war er auch schon an der Gartenmauer. Nun ließ der Reiter sein Tier, einen prächtigen Flamländer Hengstschimmel, in kurzen Galopp ansetzen, warf die Kruppe des Pferdes zurück und grüßte, als er langsam vor der Terrasse vorüberzog, ehrerbietig mit dem grauen Schlapphute; dann fühlte das Pferd die Sporen und flog über das Feld dahin wie der Schatten einer Lerche.

Graf Ludolf hatte in diesem Augenblick in den Augen der Damen sehr gewonnen. Nicht sowohl weil er es war, als weil er der erste war, der erschien.

Als sie zum Schloß zurückeilten, kam ihnen der Page Goswyn mit schlauem, glücklichem Gesicht und einem Briefe entgegen, den der Diener des Grafen Ludolf von Roos eben an die ältere der beiden Tanten abgegeben hatte und in dem der Graf in den zierlichsten und unterthänigsten Ausdrücken um die Gnade bat, den Damen des Schlosses seine Aufwartung machen zu dürfen. Schnell wurde Kriegsrat gehalten und die Antwort auf die Epistel festgesetzt. Am andern Tag machte der Graf seinen ersten Besuch und wurde von den Damen in dem großen Prachtsaale des Schlosses empfangen. Als er an der großen Freitreppe vorritt, sah er im Vestibül das gemeine, einäugige Kupplerinnengesicht der Haushofmeisterin und ihren vollen, fast unbedeckten Busen. Das breite Gesicht wurde von dem demütigen Lächeln noch breiter. Sie küßte den kurzen Reitmantel des Grafen, und einige Dukaten glitten unterdes aus der einen Hand in die ihre und von da in die lederne Tasche.

Sie war eine Verbündete des Grafen von Delft her. Nach Bedürfnis grob wie Sackleinwand, war sie auch wieder fein wie Spinnwebfaden. Sie verstand nie, wo sie nicht wollte, und ging durch ein Nadelöhr, wenn es ihr nützlich schien. Ihr Gehirn hatte so viele Einfälle, als des Grafen Beutel niederländische Dukaten; sie verriet dem Grafen, wer ins Haus kam, wer in Gunst stand, wer nicht, wohin die Ausflüge gemacht wurden, welche Farbe das neueste Kleid der Gräfin hatte, damit er wie zufällig den dazu passenden Fächer malen lassen und ihr überreichen konnte. In alle dem wurde sie unterstützt durch das Vertrauen Adriennens und der beiden Tanten, da sie schon der Mutter der jungen Gräfin lange Jahre gedient hatte; wo dies Vertrauen nicht ausreichte, da hatte sie den kleinen Späher Goswyn, den sie ihren Neffen nannte und der durch sie ins Haus gebracht worden war.

Einige Tage lang war Graf Ludolf der Hahn im Korbe. Die Damen hatten zwar streng beschlossen, daß er nicht als ständiger Besuch des Schlosses betrachtet werden dürfe. Sie hatten sich bereits wieder auf ihre Freiheit besonnen. Nur wie ein Gast aus der Nachbarschaft sollte er hie und da vorsprechen dürfen, und die Damen sollten durch die Rücksicht auf ihn in ihren Plänen für den Tag, in ihren Spaziergängen nicht behindert sein. Der Graf wohnte in einer großen Posthalterei im benachbarten Städtchen, in deren Stallungen er auch seine Pferde untergebracht hatte.

Graf Ludolf besaß manche gesellige Tugend. Er sprach über vieles gut, hatte sich besonders mit Bildern und Kupferstichen beschäftigt; ob ein Stich zu den besten oder nur zu den guten gehöre, ob eine Handzeichnung von Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto oder von Rafael war, wußte er auf den ersten Blick zu bestimmen; mit merkwürdiger Leichtigkeit warf er in wenigen Strichen die charakteristischen Züge eines Menschen auf das Papier; die Laute handhabte er mit großer Geschicklichkeit, wenngleich keine Seele in seinem Spiel war. Außerdem kannten ihn die Damen als einen der besten Reiter, wußten, daß er sich im Felde ausgezeichnet hatte und daß seine Klinge weit und breit gefürchtet war. Das alles wäre genug gewesen, um das Herz auch eines so hervorragenden Mädchens wie Adrienne einzunehmen, und dennoch schalt etwas in ihrem Herzen auf den Grafen, besonders wenn seine tiefdröhnende Stimme verhallt war und sie über ihn und ihre Zukunft nachdachte. Es schien ihr, — und das Ahnen des Weibes sieht in diesen Dingen tiefer als die schärfste Prüfung des Mannes — als ob eine Eisrinde um sein Herz gelegt sei, als ob er über nichts auf der Welt besondere Freude habe oder sich tiefer betrübe, als ob auch in seinen Künsten und Kenntnissen nur die ehrgeizige Passion, nicht die liebende Begeisterung zum Vorschein komme, als ob er auch ihr nur den Hof mache, weil er durch den Ruhm der Buults den Glanz seines Hauses zu erhöhen hoffe und weil es seine Eitelkeit befriedige, die von allen Umworbene an den neidischen Augen der übrigen Kavaliere vorbei in sein Schloß führen zu können. Dabei glaubte sie, und nicht erst jetzt, bemerkt zu haben, daß seine kalte Ruhe nur eine mühsam festgehaltene Maske sei für eine leidenschaftliche Reizbarkeit. Es war eine Art von kaltem Feuer, das in ihm glühte. Wenn er von einem Menschen sprach, den er nicht leiden konnte, dann leuchteten seine Augen grünlich, indes er ruhig und klar die Vorzüge des andern aufzählte, um auf dieser glänzenden Folie scheinbar harmlos und gerecht ein um so dunkleres Bild seiner Fehler zu entwerfen.

So hielt ihn denn Adrienne in kühler Entfernung, und wenn er nach Hause ritt, schlug er heftig mit der Peitsche in die Luft, erzürnt über die Sicherheit, die hier seiner oft schon siegreichen Kälte begegnete.

Ein Neues kam hinzu, um ihn innerlich unruhig zu machen. Als er eines Mittags vom Hause weg an das Schloß reiten wollte, bemerkte er vom Fenster aus, wie eine kleine Koppel herrlicher Pferde von Dienern in spanischer Livree in die Ställe geführt wurde. Er ließ fragen und erfuhr, daß in einer Stunde Don Alonzo Xeres y Mazaguna ankommen werde.

Es war dies jener Spanier, Gesandter des Gouvernements in Brüssel, von welchem Pieter Stevens gesagt hatte, beim Anblick Adriennens sei die Liebe in ihn gefahren wie der Blitz in einen Heuschober. Nur wenig Wochen vor der Abreise Adriennens war er in Geschäften nach Delft gekommen und hatte, beim Vater eingeführt, gebeten, auch während der Monate des Landaufenthalts die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen. Er war halb Spanier, halb Franzose. Seine Mutter, eine vornehme Provençalin, hatte die Einsamkeit ihres Hauses mit der Einsamkeit eines Schlosses in den Wäldern des Guadalquivir vertauscht und dort den Sohn erzogen, den sie nicht von sich lassen wollte, bis der Vater ihn nun vor einem Jahre aus der völligen Zurückgezogenheit nach Madrid und Brüssel schickte, damit er dort seine Schüchternheit verliere, die Welt kennen lernte und Carrière mache.

Graf Ludolf ritt grimmig nach dem Schlosse hinüber und sprach kein Wort von dem Ankömmling.

Dieser war kaum im Städtchen, als er einen Diener auf raschem Pferde mit einem zierlichen Briefchen an die Damen sandte. Verdrießlich kam Goswyn herbei und übergab mit einem schlauen Blick unter die langen Wimpern Ludolfs den Brief an seine Herrin.

Die Damen waren nicht unangenehm überrascht. Der feurige junge Spanier schien ihnen keine unwillkommene Abwechslung nach dem kalten, gemessenen Holländer, so sehr sich dieser auch Mühe gab, seine Eigenschaften von der strahlendsten Seite zu zeigen. Er verbeugte sich stumm, als Adrienne ihn fragte, ob er den neuen Gast schon gesehen habe. Sie gestand es sich nicht und hatte doch eine innige Schadenfreude, daß Roos eine ihm unbequeme Gesellschaft erhalte, und obwohl sie für den Spanier nichts fühlte, war ihr seine Ankunft angenehm als eine Befreiung von dem imponirenden Ernst ihres Verehrers.

Don Alonzo erhielt die Nachricht, daß er abends kommen möge. Er wußte sich vor Freude kaum zu fassen und lief immer nach dem Fenster, um zu sehen, ob die Sonne noch nicht bald dem Horizont sich nähere.

Die Damen hatten sich auf einer hohen Stelle des Gartens gegen den Fluß hin zusammengefunden.

„Was kommen dort für Papageien?“ rief Edith. Mit ihren scharfen Augen hatte sie den Spanier bemerkt, der mit seinem Diener eben am Rande des Gebüsches auftauchte und den Weg durch den Park an die vordere Seite des Schlosses nahm. Im Vestibül wurde er von Goswyn erwartet, der ihn mit jener servilen Frechheit behandelte, deren die Diener großer Häuser fähig sind. — Aus der Spalte einer Thür grinste das eine Auge der Haushofmeisterin.

Der Spanier wurde durch das Schloß in den Ziergarten geführt; am Ende desselben war die Terrasse, auf der die Damen und Ludolf Platz genommen hatten.

Die Hand auf dem Degen, blaß, weil alles Blut vor freudiger Erregung ihm zum Herzen geströmt war, ging er über die Fläche hin, welche ihn den Pfeilen der Augen wehrlos aussetzte. Bis er an die Treppe der Terrasse kam, hatten Edith, Maria und Anna sein ganzes Kostüm schon zergliedert: „Blaue Strümpfe! blaues Wams! welche Hacken an den Schuhen! und selbst der Hut ist mit Seide ausgeschlagen!“

Alle kicherten, nur Adrienne schaute ernst, Ludolf grimmig.

Jetzt stieg Alonzo über die Stufen empor. Er hatte die stolze Gestalt, das blonde Haupt der jungen Gräfin wieder erkannt, ein Flor legte sich ihm über das Auge; er stieg wie im Traum die Stufen hinauf, den Blick auf Adrienne gerichtet; es war, wie wenn er in ihren Anblick versunken gegen den Himmel schwebte. Da fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß von der Erde her. Obwohl die letzte der Stufen schon erreicht war, hatte er doch im Wahne, noch weiterhin steigen zu müssen, den rechten Fuß in die Luft hinaus gesetzt und war kräftig mit demselben gegen die Erde niedergestoßen.

Ein boshaftes, unterdrücktes Lachen tönte an seiner Seite. Goswyn erlaubte sich, ihn zu verhöhnen! — Die Damen kicherten weiter und hielten sich die Brüsselerspitzen vor den Mund; um die Lippen Ludolfs zuckte es wie Hohn. Nur Adrienne bewahrte ihre Haltung und ging mit den Tanten, die sich rasch faßten, dem Ankommenden entgegen. Diesem, der auf würdige Repräsentation ungemeine Stücke hielt, war es entsetzlich, daß er sich lächerlich gemacht habe, und lächerlich gerade dort, wo ihm am meisten daran lag, Achtung zu erringen.

Die beiden Kavaliere wurden einander vorgestellt und maßen sich, so leicht sie auch die Vorstellung äußerlich nahmen, mit scharfen Blicken.

Am Strande. Originalzeichnung von Ralph Stein.

Digitized by Google

Von der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: **Ein Satteltransport.** Gemälde von W. Emele.

Digitized by Google

Die hohe, breite Gestalt des Niederländers, die ganz in braunen Sammet gehüllt war, dessen Falten an den weiten gelben Reiterstiefeln sich stauten, war der denkbar größte Gegensatz zu der feinen, eleganten Figur des Spaniers, dessen Gewand im französischen Schnitt eine Menge von Farben aufwies, die der farblosere Norden nicht in einer Kleidung zu vereinigen pflegt.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Der Spanier war verstimmt und in der Rede der beiden Herren war es wie bei einem Schachspiel, bei dem jeder auf den Zug des andern wartet.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenschönheit.

Reisestudien

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Dieser kleine Versuch einer internationalen Frauenschönheitsrevue ist, wie die Ueberschrift zeigt, von einem männlichen Autor geschrieben, und wir müssen die geehrten Leserinnen schon vorher um Verzeihung bitten, wenn unsere Aufzeichnung hinsichtlich dessen, was wir für schön halten, von der ihrigen öfters etwas abweichen sollte. Wir werden nicht über Goldlockigkeit, schwimmende, innige, schmachtende blaue Augen, die zartesten, ätherischen Glieder, über blumenartige Schlankheit und dergleichen süße Dinge in Verzückung geraten, sondern vom Standpunkt eines Touristen, der so ziemlich rund um die Erde gekommen ist, oft lange Zeit an einem Orte sitzen blieb und in verschiedenen Lebensstellungen die Frauen kennen gelernt hat, das schöne Geschlecht mit leichter Pinselführung hier porträtieren.

Wir gestehen zu, eine ganze Reihe von Jahren ein Studium hieraus gemacht zu haben und unsere Erfahrungen — ach, hätten wir sie doch nicht gemacht! Aber das haben wir als felsenfeste Ueberzeugung lieber gewonnen, die Frauen sind ein edleres, besseres, reineres Geschlecht als wir Männer. Wir taugen nämlich alle nichts — diejenigen, welche gerade den Artikel hier lesen, natürlich ausgenommen. Die Frauen der ganzen zivilisirten Welt haben einen Zug von Selbstlosigkeit, der sie mit dem göttlichen Schimmer des Idealismus umgibt; die Frau des norwegischen Holzsammlers sowohl hoch im Norden, wo die Sonne um Mitternacht noch am Himmel steht, wie die Indierin, welche von einem Weißen als Zeit-Lebensgefährtin erkauft wird. Dieser Grundzug der Aufopferungsfähigkeit ist ein der ganzen Frauenwelt gemeinsames Schönheitsmoment, er ist jene unvergängliche Seelenschönheit, die ihr vielleicht jenes Beiwort „das schöne Geschlecht" eingetragen hat — denn von anderer sieht man oft in ganzen Landstrichen sehr wenig. Wie nun der Mensch aber nicht vom Brot allein leben kann, so wird auch der Schönheitsdurstige schließlich nicht an jenem Seelenadel allein Genüge finden, und nachdem wir das zugestanden, wollen wir jetzt auf die Wanderschaft gehen und nach jener Schönheit suchen, der wir die Palme der Vollkommenheit für Auge und Herz zuerkennen dürfen.

Wo reist nun der Nordländer, und der gute Deutsche besonders, zuallererst hin, wenn er seine große Tour antritt? Nach dem Lande seiner Jugendträume, nach dem sonnigen, klassischen Italien. Wir wollen diesem nationalen Zuge uns anschließen, zumal die dortigen Frauen ja den Ruf der klassischen Schönheit haben. Ja, dies Italien! So wenige Buchstaben schließen seinen Namen ein — als ob es ein einheitlich Ländchen wäre wie Mecklenburg oder Baden. Italien ist das Land der außerordentlichsten Verschiedenheiten.

In diesem Lande einer schöneren, wärmeren Sonne kann man noch im Juni erfrieren, wie man im Januar in manchen Distrikten mittelafrikanisches Klima findet.

Jede Provinz fast hat hier ein anderes Volk.

Welcher Unterschied zwischen Piemontesen und den Leuten von Toskana, zwischen Römern und Neapolitanern, zwischen den Bewohnern Kalabriens und den Sizilianern! Welche mannigfaltigen Frauentypen! Da ist die feingliederige, schlanke Florentinerin mit dem bernsteingelben Teint und dem geistvollen, interessanten Gesicht, die sirenenartige, dunkle Neapolitanerin, die formenschöne, aber unbeseelte Römerin, die bewegliche, energische Genueserin mit der biegsamen Gestalt und dem tief brünetten, stumpflinigen Gesicht und hier die edel gestaltete Lombardin mit wunderbarem Ebenmaß der großgewachsenen Formen und länglichen, klassisch schönen Zügen, in denen etwas Ernst-Sinnvolles so fesselnd zum Ausdruck kommt — und wie alle diese Südländerinnen sich zu halten und wie sie zu gehen verstehen! Der Gang allein könnte uns bezaubern — und sie bezaubern uns wirklich, vier, sechs, acht Wochen, ein Vierteljahr lang; selbst die häßliche Neapolitanerin ist dies im stande als echtes Kind des Südens. Dann aber ergeht es uns wie weiland dem braven Tannhäuser. Wir schmachten nach „Bitternissen". Das Seelenleben der italienischen Frauen — wir sprechen hier von denen des niedern Volkes und der Mittelklassen — ist gar zu kindlich: Goldschmuck, ein neues Kleid, ein heißer Kuß, tüchtiges Essen, Spazierenfahren, Promeniren, der traditionelle Kirchenbesuch — das ist ihr inneres und äußeres Leben. Nach kurzer Zeit sind wir ihnen noch unverständlicher als von Anfang an und sie langweilen uns. Die schöne Form, die tiefglühende brünette Farbe, der Adel der Bewegungen, ihr südlich prononcirtes Wesen scheint uns eine leere Hülle, und die Schattenseiten ihres Charakters, Herzensrohheit, oberflächliche Genußsucht, kalte Berechnung in allen Dingen, die ihren Vorteil betreffen, tauchen vor unseren ennüchterten Sinnen stärker auf, als diese eigentlich gutartigen, harmlosen und lebensfreudigen Weiber, die eben ziemlich unkultivirte „Natur" sind, in Wirklichkeit sie besitzen.

Eben zwischen Italienerinnen und Deutschen schlagen fast immer zum Unglück aus. Die Italienerin, welche gewohnt ist, sozusagen auf der Straße zu leben, kennt das Wort Häuslichkeit nicht, sie hat dafür keinen Sinn und kein Gefühl; sie sieht in den vier Wänden ihrer Behausung nur einen Unterschlupf bei Kälte und Regenwetter, weiter nichts. Der Sinn für Häuslichkeit, das ist unserer Meinung nach auch ein Moment der Frauenschönheit, denn er prägt sich in den Zügen und in dem Gebahren der Frauen aus durch eine gewisse stille, friedliche Süßigkeit und anmutige Behaglichkeit — diesen Ausdruck findet man bei der Italienerin nie.

Wenn wir gefragt werden, welcher Italienerin wir als solcher den Schönheitspreis zuerkennen sollen, so entscheiden wir uns für die Lombardin. Bei ihr entspricht der edlen Gestalt eine gewisse Hochherzigkeit, ein entwickeltes Gefühl für Treue und ein bildungsfähiger, kluger Geist. Wir erklären sie für die schönste Italienerin. Die Lombardin und die Neapolitanerin scheinen gar nicht demselben Volke anzugehören, so sind sie im Aeußern und Innern verschieden. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die Schönheitsskala der italienischen Frauen, sie steigt nach dem Norden zu, wird etwas derber und realistischer in Piemont, besonders in Turin, und verfällt in das Weichliche und Schlaffe im Venetianischen. Die Frauen der höchsten Stände Italiens zeigen die nationalen Eigentümlichkeiten verfeinert und abgeschliffen bis zur Unmerklichkeit, auch ihre äußerliche Erscheinung weist nur einen allgemein romantischen Typus in den prononcirten Formen und dunklen Haaren auf — ihre Schönheit ist vergeistigter als jene ihrer Schwestern aus dem Volke, hat aber meist etwas Kränkliches.

Wir wollen nun einen Abstecher nach dem Lande des Weines und der Gesänge, nach Spanien, machen. „In Spanien waren's," wie Leporello uns berichtet, „ihrer tausend und drei," die Don Juan der Berücksichtigung für würdig hielt — das deutet gleichfalls auf eine große Mannigfaltigkeit der dortigen Schönheitstypen, denn der Edle von Tenorio hielt auf Abwechslung. Dem ist jedoch, wie wir in der Wirklichkeit erfahren, nicht so. Das Land jenseits der Pyrenäen hat einen auffallend gleichmäßigen Frauentypus, der von den baskischen Bergen bis zu den schimmernden Gewässern des Golfes von Cadiz und Almeria im Grunde sich gleichbleibt. Die Spanierin von Asturien, die Baskin, hat breitere Gesichtszüge und derbere Formen. Hinter Toledo macht sich eine Beimischung maurischen Blutes bemerkbar in den gebogenen Nasen, schmalen, hohen Stirnen, den geschweift geschnittenen vollen Lippen, spitz auslaufendem Kinn und der schlankeren Gestalt. Diese Typen sind jedoch nicht so übermächtig, daß sie die Durchschnittserscheinung zurückdrängen.

Die spanische Frauenschönheit ist originell und unterscheidet sich sehr wesentlich von jener der Italienerin und Französin. Die Frau aus dem spanischen Volke ist gut und kräftig gewachsen, mehr zur Gedrungenheit sich neigend. Die niedrige, breite Stirn, das dunkle, etwas umschattete Auge, die meist gerade, unten breiter werdende Nase, der volle, scharf geschnittene Mund, das kräftige Kinn und der südlich dunkle Teint verleihen der Spanierin ein Rassegesicht. Charakteristisch ist bei ihnen der scharfe Schnitt des Auges, im Süden mandelförmig und ein sammetartiges Schwarz; diese Augenfärbung ist von größter Anziehungskraft. Die Spanierin ist ernster vom Charakter angelegt als die Italienerin und leidenschaftlicher; sie ist grausam. Liebe und Haß lodern bei ihr gleich mächtig empor und das Feuer brennt eine Zeit — dann ist es aber um so vollständiger aus. So lange die Spanierin jemand liebt, liebt sie ihn wirklich und ist ihm erschrecklich treu, sie läßt sich in Stücke reißen für ihr Ideal — zerreißt dies aber auch plötzlich in Stücke, wenn es ihr mißfällt. Dazu genügt eine Kleinigkeit. Es liegt etwas Unberechenbares im Charakter der Spanierin, sie ist Tiger und Lamm zu gleicher Zeit, sie ist heldenkühne Patriotin und fügt sich fast stumpfsinnig in Knechtschaft, sie arbeitet für zehn und ist doch dabei träge und lässig, je nachdem sie eine Sache anpackt. Das prägt sich auch in ihrer äußern Erscheinung aus und gibt ihrer Schönheit etwas Besonderes, das Interessante und für uns Rätselhafte, das die Italienerin völlig entbehrt.

Das gewaltsame, heroische Fühlen und Handeln finden wir mehr im Norden Spaniens, bis nach Madrid etwa, das Phantastische, Kapriziöse, Liebliche, das Sichgehenlassen stärker im Süden, von der Sierra Morena an, ausgesprochen. Hier entfaltet sich die nationale spanische Schönheit zur vollsten Blüte. Die Mädchen und Frauen von Sevilla, Murcia und Granada sind berauschend, frappirend, berückend in ihrer Schönheit; verliebt sich ein Nordländer in solch eine Verkörperung spanischer Schönheit, so sitzt diese Leidenschaft und der Betreffende kann nur kurirt werden — durch die Ehe, denn Liebeleien gibt's bei den Spanierinnen nicht, sie sind tugendhaft bis zur Langweiligkeit, und trotz der lebhaftesten Augen- und Fächersprache wird kaum jemand weiter kommen als zum Küssen der Fingerspitzen. Das bezieht sich auf die Mädchen und Witwen. Faßt die spanische Frau eine Leidenschaft, die „abseits vom Wege" genannt werden muß, so soll sich das betreffende Opfer nur hüten, es wird über ihn gewacht mit Argusaugen. Die Sache wird bald sehr unbequem und der Ausgang eines solchen Verhältnisses ist in den meisten Fällen mißlich, nicht selten sogar tragisch. Jedoch gerade diese Macht und Kraft verhaltener oder alles vergessender Leidenschaft gibt der Spanierin einen Schönheitszug, der sie interessant und geheimnisvoll anziehend macht, ganz im Gegensatz zur Italienerin, die viel zu sonnig-klug, heiter-selbstsüchtig und vorsichtig-berechnend ist, um sich ganz von der Leidenschaft erfüllen zu lassen oder gar von ihr unterjocht zu werden.

Wie die Italienerin ist auch die Spanierin eine Meisterin des Ganges und die personifizirte Grazie und Anmut in den Bewegungen; bei den Damen im Lande der Mantille und Caballeros kommt jedoch noch eine Art Koketterie in der Haltung der Schultern, die ein ganz eigenartiges Spiel mit der Mantilla treiben, dazu, um ihre Erscheinung besonders auf der Straße überaus reizend zu machen. In ihrem Hause, da freilich schwindet jegliche Poesie, jeder romantische Schimmer — die Spanierin erinnert hier an die Katze, welche in der Sonne liegt. Die Trägheit, Gleichgiltigkeit, Nachlässigkeit — Ungeheuer, die im tiefsten Seelengrunde der Spanierinnen bedenklich auf der Lauer liegen — kommen zum Vorschein, und da man ja heiratet, um eine Hausfrau zu gewinnen, so sei man vorsichtig mit den Spanierinnen. Gelernt haben sie durchgängig wenig, wissen thun sie noch weniger und von dem, was wir von einer Hausfrau verlangen, verstehen sie am wenigsten. Wenn es hoch kommt, können sie Spitzen klöppeln, eine Tasse Schokolade kochen, eine Zwiebel mit Fleischfarce füllen; ihr Seelenleben füllt eine strenge Kirchlichkeit so völlig aus, daß nur noch etwas Platz für die Freude auf der Promenade sich zu zeigen und für Stiergefechte nebst einem gelegentlichen Aufwallen von ziemlich unklarem Patriotismus übrig bleibt; in allen sonstigen Dingen der Herzens-, Gemüts- und Geistesbildung sind sie „unschuldige Kinder", was im ersten Augenblick allerdings den Reiz des Naiven ausübt, bald jedoch eine gewaltige Scheidewand zwischen den schönen Kindern im Lande des Weines und der Gesänge und uns errichtet, eine unübersteigliche, immer höher wachsende Scheidewand. So ist auch dafür gesorgt, daß die interessante, berückende nationalspanische Schönheit für uns Deutsche nicht in den Himmel wächst.

Wir setzen unsern Wanderstab weiter durch die ungeheuerlichen, öden, kahlen Felsschluchten der Pyrenäen, wo uns wenig schöne, tief brünette, magere Weiber mit knochigen Gesichtern, fanatischen Augen und sehnigem Körperbau begegnen, zu den sonnigen Gefilden Südfrankreichs.

Die Pyrenäen sind nur ein schmaler Gebirgszug und doch, wie überraschend ist der Unterschied in der Frauenwelt zwischen hier und dort! In Frankreich glauben wir zwei Jahrhunderte weiter vorgeschritten zu sein. Welch eine andere Welt der Geisteskultur! Wie lebhaft diese Frauen um sich blicken! Dieser geistreiche Ausdruck in den dunklen Augen! Zwar eigentlich regelmäßig schön sind diese Frauen und Mädchen von Bayonne, Toulouse, Montpellier, Nîmes auch nicht; ihr Wuchs ist mehr zierlich als voll und kräftig, ihre Gesichtsfarbe zu braun, aber in diesen großen, meist braunen Augen lebt eine feurige, edler Empfindungen fähige und kühne Seele, die Nase zeigt eine keckgeschwungene Linie, die Stirn ist edel und hoch und der Mund ist lieblich und beredt, auch wenn er nicht spricht; er redet von brennenden Küssen und guten Herzen. Die Frauen kleiden sich mit Geschmack und sind sauber. Trotz der Gewandtheit, ja Schnelligkeit ihres Gebarens haben ihre Bewegungen etwas Graziöses, unbewußt Kokett-Gefälliges, und in der Unterhaltung sind diese Frauen und Mädchen, auch der unteren Stände, schlagfertig und witzig; sie langweilen nie, sie sind pikant, überraschend, voll origineller Einfälle, sprudelnd vor Leben und doch dabei maßvoll und lebensklug. Ein ausgeprägter Zug von Arbeitsamkeit macht sich bemerkbar, ebenso ein eifriges Streben zum Erwerben.

Je weiter wir nach Norden kommen, um so klarer und ruhiger werden die französischen Frauen, um so schärfer tritt ihr aufs Praktische gerichteter Sinn, ihr Fleiß und ihre Sparsamkeit hervor. Die Gesichtsfarbe wird heller, die Formen werden voller, runder und der Wuchs stattlicher. Klugheit liegt auf allen Gesichtern, die reine, nicht sehr hohe Stirn zeugt von Nachdenken und der vollippige Mund erscheint beredt und lieblich. Die kühne Linie der südlich gebogenen Nase macht der pikanten Stumpfnase Platz. Das krause Haar geht allmählich in glänzendes, schlichtes, dunkles über, das Auge blickt keck und ungenirt, und doch sind diese Frauen durchaus tugendhaft, in demselben Grade wie unsere deutschen. Es ist ein bei uns allgemein verbreitetes Vorurteil, die gesamte französische Frauenwelt für leichtsinnig und sittenlos zu halten. Gerade das Gegenteil müssen wir, auf sorgfältiger Beobachtung fußend, für wahr erklären. Die französischen Frauen und Mädchen sind treu und sittlich und werden die besorgtesten und aufopferungsfähigsten Gattinnen. Paris ist nicht Frankreich — die Auswüchse dort sind nicht die Regel, und die Frau des französischen Mittelstandes, der Landbevölkerung, des Handwerkers, des Kaufmanns darf sich in allen Hausfrauentugenden sehr wohl mit der germanischen Frauenwelt messen.

Was nun die eigentliche Schönheit der Erscheinung anbetrifft, so mangelt der Französin die blühende, gesunde Gesichtsfarbe der germanischen Rasse, ihre Gestalt ist weniger schön entwickelt; in der Jugend mager, wird sie bei vorgerückten Jahren zu stark und der Grundzug der Genußsucht, namentlich im Essen und Trinken, der den Französinnen eigen, macht sich in ihrem Antlitz geltend. Dazu kommt noch, daß ihr den Idealen wenig zugeneigter Geist, die vorherrschende Neigung zu allem Praktischen, Nutzbringenden, Einträglichen auch in ihren Gesichtszügen merklich wird und die materialistische Klarheit die Poesie aus ihren Gesichtern vertreibt, so daß man nur bei sehr jungen Französinnen, und auch hier selten, dies wichtige Schönheitszeichen findet. Dafür entschädigt die Französin durch Munterkeit des Geistes, Grazie und fein durchdachte Koketterie, die oft zur Höhe einer wahrhaft künstlerischen Wirkung erhoben erscheint, und durch die Liebenswürdigkeit, welche ein gutes, edles Herz zur Grundlage hat. Die französische Frau besitzt durch alle diese Eigenarten und Eigenschaften eine zwar spezifisch nationale, aber hervorragende Schönheit.

(Schluß folgt.)

Polnische Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege auf eine Fähre wartend.

(Hiezu das Bild S. 969.)

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war der Abschaum der ganzen europäischen Völkerfamilie in Deutschland zusammengeströmt. Besonders Wallenstein hatte bei Komplettirung seines Truppenbestandes, ohne viel nach Geburtsschein und Führungsattest zu fragen, jeden genommen, der sich ihm anbot, wenn er nur als tüchtiger Kerl sich auswies. Und da ging es nun im deutschen Reich, wie der Kapuziner in „Wallensteins Lager" es so drastisch schildert:

„Der Rheinstrom ist worden zum Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender."

Die Soldaten befolgten das Gebot: du sollst nicht stehlen,

„aufs Wort,
Denn sie tragen alles offen fort.
Vor ihren Klauen und Geiersgriffen,
Vor ihren Praktiken und bösen Kniffen
War das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht sicher in der Kuh;
Sie nahmen das Ei und das Huhn dazu."

In diese Zeit führt uns der Maler unseres Bildes zurück. Es ist ungefähr im zehnten Jahr des großen Krieges, ganz Norddeutschland ist Wallenstein unterthan, seine Truppen schwärmen von der Ems bis weit über die Oder hinaus und schalten und walten, rauben, plündern und morden wie es ihnen beliebt. Auch unsere Reiter kehren vielleicht von einem Raubzug heim mit blutgeröteten Waffen und gefüllten Taschen; vielleicht haben sie eine Rekognoszirung unternommen, vielleicht sind sie auf dem Marsch nach Stralsund, dem Sammelpunkt aller Wallensteinischen Truppenmassen. Jedenfalls sind sie dem Landmann und Dorfbewohner sehr unwillkommene Gäste. Denn

„Läßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorfe von weitem spüren,
Er ist die Obrigkeit drin und kann
Nach Lust drin walten und kommandiren."

Niemand wird sich beeilen, den Widersacher selbst sich ins Haus zu führen und Hab und Gut ihm zu überantworten. Das Dorf bleibt wie ausgestorben, die Fähre verlassen und noch lange werden vielleicht die wilden Gesellen am Strome warten müssen, bis ein günstiger Zufall sie übers Wasser bringt. Und schon wird es Abend, so nahe liegt das gastliche Quartier und doch unerreichbar! Fluchend, ungeduldig, sehnsüchtig schauen sie hinüber. Wehe dem Dörfchen, wenn es schutzlos den Erzürnten preisgegeben ist und starke Arme die Gewissenlosen nicht dennoch hindern, zu thun, was sie wollen!

Am Strande.

(Hiezu das Bild S. 972.)

Der Mensch ist ein Kind seines Landes und ein Abbild der heimatlichen Natur. Besonders trifft dies bei den Anwohnern des Meeres zu, wo die Natur freier wie anderwärts und weniger gestört von fremden Einflüssen ihre Erziehung ausübt. Unser prächtiges „Am Strande" zeigt diese Wahrheit gleichsam verkörpert; in ihrer ganzen Erscheinung weist diese edle Frauengestalt auf das Meer hin in seiner Größe, Schönheit und Kraft.

Schon als Kind hat sie die Gefahren der See kennen gelernt, wenn unter dem Geheul des Sturmes die Springflut die Deiche des Ufers zu durchbrechen drohte, wenn Vater und Brüder draußen beim Fischfang waren und nun die Nacht mit Ungewittern und Grausen sich über das Meer ausbreitete und die harrenden Angehörigen mit Schrecken erfüllte. Solche Ereignisse bilden schon früh den Charakter und verleihen ihm Festigkeit, aber das Herz verhärtet nicht dabei wie unter dem Einflusse menschlicher Tücke und Bosheit, denn eine höhere Macht waltet über diesen Geschicken.

Aber auch freundlich zeigte sich das Meer dem Kinde, warf ihm bunte Muscheln und Kiesel aus, mit denen es spielte, zeigte ihm herrliche Bilder voll Leben und Sonnenschein, und das nie ruhende Getön der Brandung sang ihm das Schlummerlied und klang bis in seine Träume.

Die Zeit der Spiele verging. Schon die heranwachsende Jungfrau erwarteten die Mühen und Gefahren des heimatlichen Erwerbs. Allein sie vermochte ihnen zu trotzen, denn unter der reinen Luft des Meeres und der Einfachheit des Lebens hatte sich ihr Körper schön und kraftvoll entwickelt. Furchtlos ruderte sie im Kahne dem heimgekehrten Boote entgegen und freute sich der schäumenden Brandung, die an ihrem Fahrzeug aufspritzte; denn vergebens prallten die Wellen gegen den sicher gesteuerten Kiel.

Aber auch die glücklichen Stunden der Liebe sah das Meer, wenn der Mond sein ruhiges Licht über die endlose Fläche ausgoß oder in warmen Nächten die Fluten geheimnisvoll und märchenhaft in funkelnden Strahlen erglühten.

Alles dies sind nun schöne Erinnerungen geworden, nur das Meer blieb sich gleich. Heute steht sie als Frau, aber noch in jugendlicher Fülle, mit dem kleinen Söhnchen am Strande und schaut dem Schiffe des Mannes entgegen, dessen helle Segel, schon nahe der Küste, herübergrüßen. Gewiß ist der Fang gut ausgefallen, die anderen Schiffer haben es erzählt, deren Fahrzeuge bereits sicher am Strande liegen. Daher strahlt das Auge des Weibes voll Glück und Heiterkeit und mißt erwartungsvoll ab, wann ihr Gruß vom Schiffe aus erkannt werden kann. Und das kleine Söhnchen, sicher der Liebling des Vaters, steht ihr zur Seite und schaut mit hinaus und hält kräftig mit beiden Händchen die schwere Lederkappe, welche der frische, spielende Seewind wegzublasen sucht.

Wir sehen, in diesem kleinen Kerlchen steckt schon viel von seemännischer Kraft, und gewiß wird er einst ein tüchtiger und unerschrockener Mann werden; denn ist auch der Vater meist draußen auf der See und kann sich wenig mit ihm beschäftigen, zwei Erzieherinnen stehen ihm treulich zur Seite: die Mutter und das Meer.

Karl Roßbach.

Reflexionen

von

E. Jahrow.

Eine Erkenntnis, selbst die schmerzhafteste, bleibt immer ein Gewinn.

•

Es gehört heutzutage Mut zur Gottesfurcht.

•

Gewisse Leute pökeln ihre Frömmigkeit ein, um sie gelegentlich wieder hervorzuholen.

•

Es ist alles nur ein Kleid; ganz in ureigener Gestalt kennt den Menschen allein sein eigenes Gewissen.

•

Wo hören die Gottesgaben der angeborenen Tugenden auf und wo fängt das Verdienst der selbsterworbenen an?

•

Der Freche schwimmt, der Schwache sinkt.

•

Die Kunst ist unerschöpflich wie die Ewigkeit.

•

Die Wissenschaft ist ein Feld, das der eine düngt und der andere abmäht.

•

Es gibt einen halben Witz, der weniger wert ist als gar keiner.

Zur Gesundheitspolizei.

Von

Hugo von Radowitz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Je mehr sich das vielgestaltige Leben in unseren großen Städten sowohl in aufsteigender als in absteigender Linie entwickelt und immer neue Formen und Gestalten annimmt, um so mehr ist es auch die Aufgabe der Wissenschaft und der Regierungen, darauf zu achten, wie sich die Menschheit in ihren verschiedenen Klassen ernährt und wie die Industrie die verschiedenen Erzeugnisse oder vielmehr Auswürfe des großstädtischen Lebens zu neuer Verwendung verwertet.

Man ist seit der Erklärung der Menschenrechte vom Jahre 1789 unausgesetzt darauf bedacht gewesen, jedem Individuum politische Rechte im Staatsleben zu geben und deren ungehinderte Ausübung zu gewährleisten; mehr aber noch hat man, wie es uns scheinen will, die Pflicht, jedem Menschen eine gesunde, giftfreie Ernährung zu sichern und Schutz vor der Verwendung gesundheitsgefährlicher und widerlicher Stoffe zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens zu geben.

Es ist das freilich sehr schwer, und die Mühe, welche sich die deutsche Regierung in dieser Richtung gibt, ist gewiß anerkennenswert, aber gerade darum scheint es auch die Pflicht der Oeffentlichkeit zu sein, alle Beobachtungen auf diesem Gebiet möglichst zu verbreiten und das Publikum selbst zur Vorsicht zu mahnen.

Neuerdings hat Dr. Caux in Paris seine Beobachtungen auf diesem Gebiet in einer interessanten Schrift veröffentlicht.

Diese Beobachtungen beziehen sich allerdings zunächst auf die Verhältnisse der französischen Hauptstadt allein. Mehr oder weniger aber gleichen sich doch alle Großstädte in ihrem materiellen Leben, und manches aus den Studien des Dr. Caux wird daher auch für die deutschen Verhältnisse beachtenswert sein.

Der französische Arbeiter führt allerdings nicht in dem Sinne wie der deutsche einen Haushalt — der Mann und die Frau arbeiten jedes für sich und verdienen Geld den ganzen Tag über, am Abend erst finden sie sich zu Hause zusammen und nehmen dort ihre gemeinschaftliche Mahlzeit ein; um Mittag frühstücken sie jedes für sich in der Nähe ihrer Arbeitsstätte, und zwar der Mann bei einem Weinhändler, die Frau in einer sogenannten Crémerie, das heißt Milchwirtschaft.

Das letztere ist das minder Gefährliche. Man nimmt dort eine Tasse Kaffee mit Milch und ein Brot und die Milch wird meist nur mit Wasser verfälscht. Schlimmer aber ist der Mann daran. Er nimmt einen Schoppen Wein, eine Suppe, ein kleines Fleischgericht, und in jedem Bestandteil seines Frühstücks nimmt er fast in allen Fällen eine ganze Auswahl gesundheitsgefährlicher Stoffe zu sich. Der Wein ist fabrizirt aus Cochenille oder Anilin und Zucker, im besten Falle noch mit einem Zusatz einer Rosinenabkochung, um wenigstens eine Erinnerung an den vielbesungenen Rebensaft hinzuzufügen; das Fleisch ist außerordentlich zweifelhaft, und woraus die Suppe gemacht ist, wird wohl kaum jemand außer dem Wirt festzustellen im stande sein.

Je mehr das Leben der Großstadt sich auch in Berlin in immer steigenden Dimensionen entwickelt, um so mehr wird auch dort in den Arbeiterkreisen ein ähnliches Verhältnis wie in Paris sich herausbilden, und um so notwendiger wird es auch ohne Zweifel dort werden, die kleinen Weinstuben und Garküchen immer schärfer zu überwachen.

Die kleinen Beamten der französischen Hauptstadt essen, wenn sie nicht verheiratet sind, in den Restaurants dritten und vierten Ranges, in denen meist ein Couvert zu festen Preisen gegeben wird. Die Menus sind äußerst ausgesucht und es figuriren auf denselben die seltensten Speisen; aber man würde schaudern, wenn man in die Küchen hineinblickte, über den Verbrauch von Katzen und Hunden und anderen wunderbaren Ingredienzien, von denen man sich beim Lesen der Speisekarte gewiß keine Vorstellung macht. Die Suppen der Restaurants zeichnen sich meist durch lockende Fettaugen aus, welche den Laien auf ihre bedeutende Nährkraft schließen lassen, aber die Gäste würden sehr enttäuscht sein, wenn sie in der Küche den dafür besonders dressirten Küchenjungen sehen könnten, der einen Löffel voll Fischöl in seinen Mund nimmt und mit besonderer Geschicklichkeit in dem Augenblick des Auffüllens der Suppe einen Sprühregen über dieselbe aus seinen Lippen hervorstößt, wodurch dann die lockenden Fettaugen in täuschender Weise nachgebildet werden.

Diese kleinen Restaurants sind wahre Vergiftungsstätten für die menschliche Gesundheit, welche durch eine konsequent schlechte Nahrung ohne Zweifel mehr geschädigt wird als durch irgendwelche plötzlichen und einmaligen Zufälle, denn eine einmalige, wenn auch noch so heftige Erkrankung kann durch ärztliche Hilfe beseitigt und auch in ihren Folgen unschädlich gemacht werden, eine konsequent schlechte und zum Teil giftige Ernährung aber zerstört allmählich den Organismus, und wenn ihre Folgen endlich zu bestimmten akuten Krankheitserscheinungen führen und unter ärztliche Behandlung kommen, ist meist keine oder doch nur unzureichende Hilfe möglich.

Trotz der polizeilichen Vorschriften wird doch in allen großen Städten noch unzählig viel schlechtes und verdorbenes Fleisch verkauft und verzehrt; die Beaufsichtigung der Schlächterläden und der Einfuhr an den Thoren genügt weitaus nicht, weil sie gar zu schwer durchführbar ist. Eine zeitweise und vorher nicht bekannte Revision der Küchen und Speisekammern in den kleinen Restaurants wäre von großer Wichtigkeit und erscheint fast als eine sanitätspolizeiliche Notwendigkeit. Denn selbst ein ursprünglich gutes und gesundes Fleisch kann schädlich und geradezu giftig werden, wenn es zu lange Zeit vor der Benutzung aufbewahrt wird, und wenn auch eine solche Untersuchung keine absolute Sicherheit bietet, so wird sie doch einen großen Teil der jetzt dem Publikum in seiner Ernährung drohenden Gefahr beseitigen.

Einen weitern Mißstand findet Dr. Caux in dem Verkauf von Speiseresten, den die Domestiken großer Häuser oder die Kellner in feineren Restaurants in Paris treiben. Es wird alles, was in den Speisezimmern auf den Tellern oder in den Küchen übrig bleibt, an unternehmende Händler verkauft, welche dann mit diesen ekelhaften und gesundheitsschädlichen Resten wiederum einträgliche Geschäfte machen, indem sie dieselben an kleine Leute oder an die Restaurants niederer Grade ablassen, nachdem sie ihnen ein lockendes Aussehen gegeben.

In Paris wird dieser Handel schwunghaft betrieben, unbedingt wird er auch in den großen und größeren Städten Deutschlands mehr und mehr Eingang finden, und auch hier öffnet sich der sanitätspolizeilichen Ueberwachung ein weites Gebiet, das nicht vernachlässigt werden sollte.

Auf eine ganz außerordentlich widerwärtige Industrie weist Dr. Caux dann weiter hin, welche in Paris nicht minder schwunghaft betrieben wird — es ist dies die Fischerei der toten Hunde. In der Seinehauptstadt bestehen mehrere Geschäfte, welche sich mit diesem eigenartigen Gewerbe beschäftigen und auf besonders dazu konstruirten Flößen, an denen breite Netze befestigt sind, die Seine befahren lassen. Nach einer ungefähren Berechnung werden von diesen Geschäften im Lauf eines halben Jahres aus der Seine mehr als viertausend Hundekadaver aufgefischt.

Von diesen toten Hunden werden zunächst die Häute verwendet, welche einen ziemlich hohen Preis haben, da gegenwärtig die Handschuhe von Hundeleder sehr in der Mode sind; aus den Knochen und dem Fleisch macht man Dünger; das Fett aber wird ausgeschmolzen und gereinigt. Die Gesellschaft kauft dazu noch gefallene Pferde und Hunde und verwendet auch alle Arten von Schmutz und Schlamm, welche ebenfalls in den Netzen und Flößen hängen bleiben. Alle diese Abfälle werden in große Riesenkübel von Holz gethan, durch welche man heißen Wasserdampf und Schwefelsäure leitet. Dadurch wird das Fett losgelöst und kommt in große Metallkessel, in denen es durch Sieden von den Unreinigkeiten so gut als möglich befreit wird. Aus diesem Fett wurde nun bisher meist Stearin für die Kerzen und Oel zum Schmieren der Maschinen gemacht.

So weit läßt sich gegen diese Industrie durchaus nichts einwenden, denn sie verwandelt widerwärtige, miasmatische Abwürfe des Lebens in nützliche Gebrauchsgegenstände. In neuerer Zeit aber beginnt auch diese Industrie gefährlich zu werden und die überwachende Aufmerksamkeit der Sanitätspolizei in Anspruch zu nehmen, denn je mehr es der Chemie gelungen ist, schmutzige Fette zu reinigen und von ihrem abscheulichen Verwesungsgeruche zu befreien, um so mehr hat sich der Erfindungsgeist derselben auch bemächtigt, um sie für die Ernährung der Menschen verwendbar zu machen. Nicht nur ißt man solche Fette

in den Küchen untergeordneten Ranges für Pasteten- und anderes Gebäck an Stelle von Schmalz frischgeschlachteter Schweine, Gänse und so weiter verwendet, man hat auch das entsetzliche Produkt der aus derartigen Stoffen bereiteten sogenannten „Kunstbutter" erfunden. Aus jenen unmöglichen Fetten aufgefischter Hunde, gefallener Pferde und anderer schmutziger Dinge, ja selbst aus menschlichen und tierischen Exkrementen stellt man durch chemisches Reinigungsverfahren ein an Farbe und Konsistenz der Butter ähnliches Fett her, welches man dann eben als Butter in den Handel bringt. Wir sind der Meinung, daß es geradezu überhaupt zu verbieten wäre, derartige Fettpräparate irgendwie für die menschliche Ernährung zuzulassen, daß ihre Verwendung vielmehr ganz ausschließlich auf Talg und Oel zu mechanischen Zwecken beschränkt bleiben solle, da wir es nicht so recht für möglich halten, das Fett von den Kadavern gefallener Tiere so weit zu reinigen, daß nicht dennoch giftige Eigenschaften in demselben zurückbleiben. Will man aber in der Gesetzgebung so weit nicht gehen, so müssen ohne Zweifel alle Fabrikationswerkstätten derartiger Fette der allerschärfsten sanitätspolizeilichen Kontrolle unterworfen werden, denn wenn die Reinigung derselben nicht auf die allersorgfältigste, der wissenschaftlichen Prüfung streng entsprechende Weise geschieht, so ist unberechenbar, welche Gefahr in dem Genuß solcher Kunstfette, namentlich in der Zeit von Epidemien, der menschlichen Gesundheit drohen kann.

Unseres Erachtens sind die gesundheitspolizeilichen Behörden immer noch mit zahlreicheren Kräften und mit größeren Mitteln auszustatten, es sind ihnen ausgedehntere Befugnisse der Kontrolle beizulegen, und namentlich auch scheint es nötig, die Strafgesetzgebung für Kontraventionen auf diesem Gebiet immer drakonischer zu gestalten; — man denke sich nur ein einfaches Frühstück, bestehend aus einem Butterbrot mit „Kunstbutter aus dem Fett von aufgefischten Hunden", belegt mit einer Schnitte „Rostbeef von einem krepirten Rind" und dazu ein Glas „Kunstwein, in dem sich Kartoffelsyrup, Fuchsin und Zucker zu einer angenehmen Mischung vereinigen" — und man wird sich gewiß unserer Meinung und Mahnung anschließen.

Skizzen aus dem indischen Archipel: Palembang auf Sumatra.

Von E. Lau.

Mit Bildern nach photographischen Originalaufnahmen.

Einer der interessantesten Plätze von Sumatra, ja, man könnte sagen von ganz Indien, ist unstreitig Palembang — das indische Venedig, wie es viel genannt wird.

Diese wunderbare schwimmende Stadt liegt etwa 60 englische Meilen im Innern des Landes an dem schönen und breiten Strom Musi. Der bis zu Palembang von den großen Seedampfern befahren werden kann. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Residentschaft, hat eine Einwohnerzahl von nahezu 100,000, indegriffen circa 20,000 Chinesen, circa 3000 Araber und rund 150 Europäer — letztere sämtlich Beamte des holländischen Gouvernements — und dehnt sich rechts und links meilenweit an und auf dem Revier aus.

Dem Reisenden, welcher zum erstenmal mit dem Postdampfer diesem Orte sich nähert, erschließt

Treibende Häuser auf der Musi.

sich ein echt indischer Anblick, großartig in seiner Art, recht unverfälscht, wie es kein zweiter ist.

So weit das Auge reicht, nichts als ein schwimmendes Häusermeer, überragt von auf hohen Pfählen thronenden indischen Wohngebäuden, unterbrochen von herrlichem, saftigem Tropengrün und überschattet von schlanken Palmen, und hiezu ein Leben und Treiben auf dem breiten Strome, das seinesgleichen sucht; Eingeborene, Chinesen und Araber, in bunte Tücher gehüllt oder fast ohne jegliche Kleidung, in kleinen, schlanken Fahrzeugen schießen an Dampfern vorüber, hier verschwindend in einer der vielen kleinen Wasserstraßen, dort wieder hervorkommend, um auf die gegenüberliegenden Seite loszusteuern.

Die meisten schwimmenden Häuser — sogenannte Rakets — sind von Holz oder Bambus gebaut, oft mit Planken und oft mit Palmenblättern gedeckt; sie werden durch Bambus oder große Baumstämme treibend gehalten und sind mit starken Rottangtauen oder alten Schiffsketten unter einander verbunden; fast alle sind bewohnt durch Chinesen, die ihre verschiedenen Kaufwaren darin feilbieten. Die malayische und arabische Bevölkerung wohnt in Häusern, die auf 5 bis 7 Meter hohen Pfählen erbaut sind. Mitunter sind diese Häuser sehr großartig, in der inneren Stadt jedoch bestehen sie meist aus schmutzigen Bambushütten; besonders bemerkenswert ist das arabische Stadtviertel; hier findet man häufig Häuser, die nach indischen Begriffen sehr geschmackvoll gebaut sind und sich besonders durch die innere Pracht auszeichnen.

Malayische Kirche.

Die Wohlhäuser sind sämtlich auf kleinen Inseln errichtet, die hier der große Strom nach und nach gebildet hat, und dies ermöglicht, daß man mit Kähnen nach allen Stadtteilen leicht gelangen kann.

Doch nun zu den Wasserstraßen. War der große Strom schon interessant, so sind diese es noch mehr, und wahrhaft einzig in ihrer Art sind sie insbesondere zur Morgenzeit, wenn die ganze Bevölkerung nach dem Markte (pasär) wandert, um entweder zu kaufen oder zu verkaufen; hier bietet sich uns ein Bild dar, das zu beschreiben schwer fallen muß. Tausende von kleinen Praauwen oder Tambangans (Kähne) mit allen nur erdenklichen Handelsartikeln kreuzen auf und nieder, hier und da von lautlustigen Eingeborenen angehalten oder unter einer der inländischen Wohnungen verschwindend, dort wieder ihre Ware laut ausrufend und anpreisend; hier erscheint ein Kahn voll beladen von indischen Früchten, die einen herrlichen Duft verbreiten, dort eine Praauwe, beladen mit Frassi — besonders hergerichtete faule Fische, die den Inländern als Delikatesse dienen — die eine Art Guanogestank hinterlassen; hier lockt ein kleines Fahrzeug, beladen mit allerlei Blechartikeln, dort eines mit Schalmatratzen und kleinen Rohrmatten, hier eines mit Petroleum in Blechbüchsen und Tändstikors, und dort wieder eines voller Bücher, welche sich beim Nachfragen als volkstümliche Ausgaben des Korans entpuppen, und so unzählige mehr.

Die männliche Bevölkerung sitzt dabei gewöhnlich nackt, nur mit einem Schurz aus buntem Tuch oder dergleichen bekleidet, die weibliche dagegen fast ganz in rote Tücher gehüllt in diesen Fahrzeugen; doch nie sieht man ein Wesen, welches nicht ein Ruder handhabt; selbst kleine Kinder müssen es schon mit den Alten thun.

Wohl am meisten fällt dem Reisenden die lächerlich große Kopfbedeckung auf, welche die indischen Damen tragen; man könnte sagen, sie tragen den Sonnenschirm fest am Kopfe. Fein und leicht aus Palmenblättern gefertigt, dient sie in der That für die indische weibliche Bevölkerung als Sonnen- und Regenschirm, oft den ganzen Kopf der schönen Trägerin verbergend. — Der reisende Europäer wird selten ein junges Frauengesichtchen schauen, da das junge Damenvolk entsetzlich scheu ist und beim Erblicken des Blanda (weißer Mensch) schnell ins Haus flieht; doch diese Scheu ist in der Regel mit der bekannten weiblichen Neugierde gepaart; denn beobachtet man das Haus genau, so sieht man zwischen den Bambusblatten sehr oft glühende schwarze Augenpaare durchblitzen. Bei längerer Anwesenheit hat man vielleicht mal Gelegenheit, ein hübsches Gesichtchen zu schauen, und es gibt deren viele in Palembang; besonders zeichnen sich die sogenannten Adensfamilien (Adelsfamilien) aus, — welche unter ihren weiblichen Mitgliedern solche zählen, die ohne Fragen einen Schönheitskongreß besuchen könnten.

Die Stadt Palembang ist der Stapelplatz von allen Produkten, die diese große und enorm fruchtbare Provinz ins Ausland sendet. Große arabische und chinesische Handelshäuser vermitteln den Handel mit der ganzen Welt.

Die Hauptausfuhr erstreckt sich besonders auf Kaffee, Rohr, Bambus, alle Harzsorten, Benzin, Gummielastikum, Wachs, Pfeffer, Tobak, Straußgold, Elefantenzähne, palembangische Leinenwaren und Möbel.

Viele Segelschiffe, meist in Palembang zu Hause, und tägliche Dampfschiffsverbindung mit Singapore erleichtern den Handelsverkehr.

Ueber den großen Reichtum dieses Landes zu sprechen, würde hier zu weit führen, vielleicht kommen wir später bei Beschreibung des Innern speziell darauf zurück.

Das Klima ist sehr gut, bösartige Fieber kommen nicht vor, obgleich ganz Palembang von sumpfigen Strecken umgeben ist.

Die Luft wird in der Regenzeit täglich durch heftige Regengüsse gereinigt, und in der trockenen Zeit läßt die täglich

Straßenleben im alten Palembang.

Digitized by Google

eintretende Flut dem Moraste keine Zeit zum ausdünsten.

Besonders sehenswert sind die von Malayen erbauten Gräber der Sultane von Palembang und der Adelsfamilien; sie liegen um Palembang mitten in der Wildnis zerstreut; sodann die malayische Kirche (Missigich), ein schönes und imposantes Gebäude, welches seinesgleichen in ganz Indien sucht.

Eine chinesische Kirche erhebt sich am rechten Ufer, die im Innern mit vielen chinesischen Malereien und Holzschnitzereien versehen ist, sonst jedoch nicht zu den schönsten auf Sumatra gehört.

Mehr stromaufwärts liegt am linken Ufer das Fort, der Kraton genannt, welches von einem früheren Sultan im Jahre 1760 erbaut, jedoch im Jahre 1821 von den Holländern erobert und seitdem nach europäischem Stil für militärische Zwecke eingerichtet und vervollkommnet worden ist. Früher besaßen die Holländer an dem rechten Ufer eine kleine Verstärkung, von der noch die Gebäude stehen, jedoch wurden sie hier von den Eingeborenen auf meuchlerische Weise ermordet; dies gab denn auch im Jahre 1821 die Veranlassung zur Verjagung des Sultans und Eroberung des Forts. — Der Kraton bildet mit seiner Umgebung das sogenannte europäische Viertel von Palembang; rund um denselben wohnen fast die sämtlichen Beamten, gewöhnlich in kleinen Bretterhäusern, die oft noch mit Palmenblättern gedeckt sind; rechts vom Kraton erhebt sich das große und imposante Residentenhaus, leider verunziert durch ein entsetzliches Dach; im übrigen zeichnen sich die Gouvernementsgebäude durch ganz besondere Schmucklosigkeit und übertriebene Einfachheit aus, was bei dem Reichtum des Landes wohl zu verwundern ist. Anders außerhalb des Kratonviertels; dort sieht man plumpe Bretterhäuser, umgeben von einer Wildnis gar schlecht gepflegter Sträucher und Blumen, oft schmutzig in ihrem Aussehen, während hier schmucke Offizierswohnungen aus frischem Grün hervorschauen, auch saubere Kasernen im Schatten herrlicher Warningiabäume, die bei der größten Hitze noch immer eine würzige Kühle ausströmen. Auf einer Terrasse in mitten des Kraton erhebt sich die Kommandantenwohnung, umgeben von schmucken Blumen und tropischen Pflanzen. — Links im Innern zeigt sich das Kantinegebäude mit Musikpavillon, ein lustiges, schönes Haus, in welchem sich gute Billards vorfinden und andere Spielapparate in den verschiedenen Zimmern zur Vertreibung der Langeweile für die Truppen angebracht sind; überhaupt wird hier alles Erdenkliche gethan, um den Soldaten etwas Zerstreuung zu bereiten; mehreremale in der Woche läßt eine bescheidene, aber ziemlich gute Musikkapelle im Pavillon ihre Weisen ertönen.

Wasserstraße in Palembang.

Das Thor des Kraton.

Der Kraton umfaßt einen Raum von mehr denn 20,000 Quadratmeter, umschlossen von einer freistehenden starken und hohen Revetementsmauer, die auf den vier Ecken in je eine Bastion ausläuft; er enthält nicht allein die Kasernen und Offizierswohnungen, sondern alles, was zum Kriegsdienst gehört.

Eine im Verhältnis zu Einwohnerzahl recht kleine Truppenmacht liegt hier in Garnison; doch obgleich die Bevölkerung fast ohne Ausnahme feindlich gegen die Oberherrschaft gesinnt ist und dem Residenten viel zu schaffen macht, so kommt es doch sehr selten so weit, daß ein Einschreiten des Militärs erforderlich wird.

Die Bevölkerung ist im großen Ganzen sehr faul und von falschem Charakter. — Wie sehr die Europäer stets auf ihrer Hut sein müssen, geht aus der traurigen Begebenheit hervor, die sich erst vor kurzem in Djambi, das mit unter Palembang gehört, abgespielt hat, wo zwei Djambinesen einen Besuch in der dortigen Offiziersfozietät machten und meuchlerisch die Anwesenden mit Klebangs (großen, vorne breiten, haarscharfen Säbeln) anfielen. Ein Arzt, ein Offizier und ein Schreiber wurden niedergehauen, ein Beamter schwer, andere leicht verwundet. Dank dem energischen Auftreten des Residenten, der sogleich mit einem Kriegsdampfer am Platze erschien, wurden die sehr kriegerischen Djambinesen im Schach gehalten, und es gelang, die Mörder ausgeliefert zu bekommen, damit sie ihrem sichern Tod durch den Strick auf dem Hauptplatze Palembangs nicht entgehen. Aehnliche Mordanfälle wurden schon mehreremale in Palembang gegen die Europäer geplant und oft auf großartige und schlaue Weise angelegt; dennoch wurden sie durch die schnellen und schneidigen Handlungen des Residenten gewöhnlich schon im Keime oder eben vor der Ausführung erstickt und vereitelt. In den letzten drei Jahren allein sind mehr denn hundertundfünfzig Menschen um derartiger Verbrechen willen verurteilt worden.

Das Sultansgrab in der Wildnis am Palembang.

Das Residentenhaus.

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Neuntes Kapitel.

Die Vorstellungen, welche Graf Waldheim am nächsten Morgen der Prinzessin machte, um sie zu einer schnellen Entscheidung, wie dieselbe auch immer ausfallen möchte, und zur Rückkehr nach Nebenberg oder wenigstens zur Beendigung der Maskerade zu bewegen, blieben vollkommen erfolglos.

„Drängen Sie mich zur Entscheidung," antwortete sie ihm halb lachend und halb mit drohendem Ernst, „so sage ich kurzweg Nein."

„Und später?" fragte Graf Waldheim. „Wenn Eure Durchlaucht später Ja sagen würden, so wäre ja vielleicht alles vortrefflich geordnet, obwohl wir nicht vergessen dürfen, daß ja Seine Hoheit Eure Durchlaucht noch gar nicht als Prinzessin kennt — aber fast fürchte ich, daß auch später —"

„Ich habe Ihnen gesagt," unterbrach ihn die Prinzessin, „daß ich den Wunsch habe, meinem gnädigen Herrn Vater entgegenzukommen, und daß ich mir alle Mühe gebe, mein Urteil zu einem günstigen Resultat zu führen; eine Ablegung der Maske aber scheint mir, ohne den Prinzen zu verletzen, gar nicht möglich. Finden meines Vaters Wünsche keine Erfüllung, so ist es am besten, dafür zu sorgen, daß unser kleiner Scherz niemals bekannt werde — das wird ja bei Ihrer Gewandtheit nicht schwer sein. Bestehen Sie aber darauf, gut denn, so will ich heute dem Prinzen mitteilen, daß er das Opfer einer Hinterlist geworden sei, und mich sogleich bei ihm verabschieden — Ihre Aufgabe wird es dann sein, die Sache in irgend welche Ordnung zu bringen und," fügte sie laut lachend hinzu, „einen Vernichtungskrieg zwischen dem Großherzogtum Betzingen und dem Fürstentum Helmenstein-Hohenburg zu verhindern!"

„Um Gottes willen — nein — Durchlaucht!" rief Graf Waldheim verzweiflungsvoll. „Wehe mir — in welche Lage habe ich mich da gebracht — ich mag die Blicke wenden, wohin ich will, überall sehe ich nur Unheil! O Durchlaucht, die einzig mögliche Rettung ist eine günstige Entscheidung, die alles ins Gleiche bringt."

„Das ist es ja, was ich so gerne möchte," antwortete die Prinzessin neckend, „aber dazu bedarf ich Zeit, und Sie, mein lieber Graf, setzen Sie Ihrer diplomatischen Kunst die Krone auf und machen Sie, daß Seiner Hoheit die Hofdame besser gefällt als die Prinzessin; das würde mir den besten Beweis liefern, daß ich nicht das Opfer einer politischen Berechnung werde. Es wäre in der That amüsant, wenn der Erbprinz sich in mich, die er für Ihre Tochter hält, verliebte, aber," sagte sie achselzuckend, „ich fürchte, das wird ein frommer Wunsch bleiben, denn ich glaube kaum, daß es möglich ist, sein Herz aus seinem ruhigen, gleichmäßigen Ticktack zu schnelleren Schlägen zu bringen."

Margot wendete sich errötend ab und trat zum Fenster — grüßend neigte sie das Haupt und zog sich dann wie erschrocken wieder zurück.

Neugierig eilte auch die Prinzessin zum Fenster hin.

„Ah, sehen Sie, Graf Waldheim," rief sie, „wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit da geht der Herr Erbprinz eben vorüber — er hat eben seine Prinzessin gegrüßt und schreitet majestätisch weiter, ohne es der Mühe für Wert zu halten, der kleinen Hofdame auch einen Blick zuzuwerfen."

In diesem Augenblick wendete sich der Baron Artenburg um und grüßte fast vertraulich herauf.

Die Prinzessin erwiderte den Gruß durch eine leichte Neigung des Kopfes, und auch ihre Wangen färbten sich mit hellerer Röte, vielleicht im Unmut darüber, daß sie nur einen Gruß des Adjutanten erhalten, während der Prinz, ohne sich umzuwenden, weiter schritt.

Der Kammerdiener brachte die eben eingegangene Post. Ein Brief des Kabinetsrats an den Grafen von Waldheim befand sich darunter.

Dieser bat die Prinzessin um die Erlaubnis, denselben öffnen zu dürfen, und fand darin eingeschlossen ein Billet des Fürsten an die Prinzessin.

Nachdem diese schnell den mit dem Ring des Fürsten gesiegelten Umschlag zerrissen hatte, las sie:

„Meine liebe Tochter!

„Mit großer Befriedigung habe ich durch Waldheim gehört, daß Deine Gesundheit sich schon merklich gebessert —"

„Ah, das haben Sie geschrieben, Graf Waldheim?" rief die Prinzessin lachend. „Ich fühle mich unendlich beruhigt durch dieses medizinische Gutachten; mein bedrohtes Leben wird also vielleicht noch einige Zeit erhalten werden können."

Dann las sie weiter:

„Zu meiner großen Freude habe ich vernommen, daß Du dort den Erbprinzen von Betzingen gefunden hast, dem ebenfalls die Eisenquelle verordnet worden. Nach allen Urteilen, die ich über ihn gehört, ist er ein Prinz von großer Liebenswürdigkeit und vortrefflichem Charakter — ich hoffe, daß Du, den freundlichen Beziehungen unserer Häuser entsprechend, seine Bekanntschaft kultivirst, und wünsche Dir Glück, daß Du eine so ausgezeichnete Gesellschaft dort gefunden. In acht Tagen ist Dein Geburtstag, wie Du Dich erinnern wirst; der Doktor meint, daß Du bis dahin Deine Kur vollendet haben könntest — ich wünsche daher, daß Du zur Feier dieses Familienfestes hieher zurückkehrst, und es wird mir besonders angenehm sein, wenn Du Seine Hoheit den Erbprinzen einladen würdest, uns dann ebenfalls zu besuchen, was, wie ich mit Gewißheit voraussetzen darf, auch dem Wunsche seines Vaters, des Herzogs, entsprechen würde."

„Nun, das ist ziemlich deutlich!" rief die Prinzessin. „Ich werde mir indes erlauben, ein wenig schwer von Begriffen zu sein. Jedenfalls können Sie beruhigt sein, Graf Waldheim," fügte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, „die Komödie hat ja nun ihre bestimmte Grenze, in acht Tagen wird alles zu Ende sein."

„Der Kabinetsrat," sagte Graf Waldheim mit sorgenschwerer Miene, „teilt mir im Auftrage Seiner Durchlaucht dasselbe mit — er dankt mir — o mein Gott, er dankt mir für die geschickten und umsichtigen Bemühungen im Interesse des hochfürstlichen Hauses und fügt den bestimmten Auftrag hinzu, alles aufzubieten, um in den nächsten Tagen eine, wenn auch vorläufig nur vertrauliche Entscheidung der beiden hohen Herrschaften herbeizuführen, damit womöglich das freudige Ereignis am Geburtstag Eurer Durchlaucht verkündigt werden könne."

„Nun, sehen Sie," sagte die Prinzessin, welche merklich ernster geworden war und mit einer gewissen Mühe ihren neckischen Ton festhielt, „alles geht ganz vortrefflich — Sie haben sich die pflichtschuldigste Mühe gegeben, und wenn die Sache nachher dennoch scheitert, so wird nur mein Eigensinn, an den man ja schon gewöhnt ist, daran schuld sein — Lob und Anerkennung ist Ihnen gewiß — aller Tadel fällt auf mich —"

„Aber der Befehl, den Erbprinzen einzuladen," rief Graf Waldheim, indem er in seiner Aufregung den Brief des Kabinetsrats in den Händen zerknitterte, „dieser Befehl, der auch mir ganz bestimmt erteilt ist? Eure Durchlaucht begreifen doch, daß es unmöglich ist, den Erbprinzen nach Nebenberg kommen zu lassen, bevor nicht dieses unglückselige Spiel aufgedeckt und erklärt worden ist, das hier mit ihm getrieben wurde. O, wenn Eure Durchlaucht sich entschließen könnten, ein Ende zu machen und die allseitig gewünschte Entscheidung zu treffen!"

„Noch haben wir acht Tage Zeit," sagte die Prinzessin kurz; „aber was diese Einladung betrifft, so ist es ja nicht nötig, daß dieselbe erfolgt — ich habe ein schlechtes Gedächtnis, ich könnte die Sache vergessen."

„Eure Durchlaucht können vergessen, was Ihnen beliebt, aber ich, o mein Gott, ich darf einen Befehl nicht vergessen, den mir der Kabinetsrat im Allerhöchsten Auftrage Seiner Durchlaucht schriftlich mitgeteilt hat — ich muß die Einladung machen, und wenn sie angenommen würde —"

„Das wäre in der That schlimm — sehr peinlich und unangenehm," sagte die Prinzessin, indem auch ihr Gesicht sich sorgenvoll verdüsterte.

„Peinlich in der That — entsetzlich!" rief Margot, welche bisher sinnend zur Seite geblickt hatte. „Was soll der Erbprinz von mir denken nach der falschen Rolle, die ich hier ihm gegenüber gespielt? Niemals würde ich im stande sein, mich wieder vor ihm sehen zu lassen — o, ich beschwöre Sie, Durchlaucht, ersparen Sie mir eine so entsetzliche Beschämung — lassen Sie uns lieber heute abreisen!"

„Das ist unmöglich," bemerkte der Hofmarschall, „dem bestimmten Befehl Seiner Durchlaucht gegenüber."

„Auch wäre es schade," sagte die Prinzessin. „Man hat mich, ohne mich zu fragen, zum Gegenstand diplomatischer Pläne gemacht, nun wohl, so will ich denn auch für mich daraus wenigstens den Vorteil ziehen, daß ich den flüchtigen Traum der Freiheit, den ich hier gefunden, so lange als möglich weiter träume. Was übrigens die befohlene Einladung des Erbprinzen nach Nebenberg betrifft, so ist das die Sache des Grafen Waldheim — ich werde kein Wort davon sprechen — es gibt eine Art der Einladung, welche die Ablehnung gewiß macht, und ich zweifle nicht, mein lieber Graf, daß Sie als das Muster eines Hofmarschalls die Aufgabe lösen werden, Seine Hoheit so einzuladen, daß Höchstdieselben gnädigst dankend ablehnen."

„O, welch ein Labyrinth!" rief der Graf. „Jeder Schritt führt mich tiefer hinein —"

„Sie machen ein Gesicht," warf die Prinzessin lachend ein, „als ob Sie schon den Minotaurus brüllen hörten, der Sie verschlingen will!"

„In der That, ich höre ihn," seufzte der Hofmarschall, „es ist die Allerhöchste Ungnade, der ich nicht entrinnen kann."

„Ich finde es nicht passend, Herr Graf," sagte die Prinzessin mit strenger Miene, während die unterdrückte Heiterkeit um ihre Mundwinkel zuckte, „ich finde es nicht passend und wenig ehrfurchtsvoll, daß Sie die Ungnade Ihres Allergnädigsten Herrn mit der Wut eines mythologischen Stieres vergleichen."

Der Graf klappte wie gebrochen zusammen — sein schmerzlicher Seufzer zeigte, daß er die Kraft des Widerstandes verloren habe.

Das Gespräch wurde durch den Kammerdiener unterbrochen, der den Badekommissär und zwei Herren meldete, welche gestern den Herrschaften vorgestellt waren und ihre Aufwartung zu machen wünschten.

„Lassen Sie sie kommen!" rief die Prinzessin, den fragenden Blick des Grafen beantwortend. „Sie haben gestern A gesagt, nun müssen wir B sagen. Uebrigens wird das alles sehr amüsant sein, und ich bin entschlossen, mein Inkognito vollkommen zu genießen."

Der Badekommissär führte die Herren ein. Die Prinzessin war von sprudelnder Heiterkeit. Der Graf blieb kalt und zurückhaltend. Margot wagte kaum die Augen aufzuschlagen.

Bald erschien der Doktor mit einigen anderen Herren, und im Laufe des Vormittags hatte ein großer Teil der Badegesellschaft seine Besuche gemacht.

Des Grafen verzweifelter Blick regte die Prinzessin zu immer neuer Fröhlichkeit an; er hatte das Gefühl, als ob er sich in einem Strom mit gefährlichen Wirbeln befände, der ihn widerstandslos mit sich fortriß.

In Begleitung der letzten Besuche begab man sich auf die Promenade. Die Herren von Vergen und Artenburg eilten schnell herbei. Der Adjutant überließ dann, kurz und ehrerbietig grüßend, seinem Herrn die vermeinte Prinzessin, und so fanden sich denn schnell die beiden Paare in gewohnter Weise wieder zusammen, während Graf Waldheim von seinen zahlreichen neuen Bekannten umringt wurde, welche ihm um so eifriger ihre Aufmerksamkeit bewiesen, je mehr er sich in vornehme Zurückhaltung hüllte.

Endlich hatte er sich losgemacht und eilte zur Prinzessin, welche er zu seinem Schrecken mit dem Baron von Artenburg auf einer Bank sitzen sah.

„Ich glaube, es ist Zeit, die Promenade zu beenden," sagte er, „die Mittagssonne steigt herauf und —"

„Die Wärme möchte die Gesundheit Ihrer Durchlaucht angreifen," ergänzte die Prinzessin lachend, wobei der Graf ganz ängstlich umherlud, ob auch niemand von den Vorübergehenden dies Wort gehört habe.

„Ich glaube, Excellenz,“ sagte Baron Artenburg, indem er die Prinzessin mit einem Blick streifte, vor dem sie die Augen niederschlug, „ich glaube, daß es Seiner Hoheit sehr angenehm wäre, wenn Ihre Durchlaucht die Prinzessin ihm erlauben wollten, mit ihr zu diniren — es geht nicht wohl an, daß der Prinz darum bittet, auch würde er es bei seiner scheuen Zurückhaltung kaum wagen, aber ich bin gewiß, daß Sie ihm eine große Freude machen würden, wenn Sie die Sache vermitteln wollten.“

Graf Waldheim schien entsetzt, aber im nächsten Augenblick schon nahm sein Gesicht den verbindlichsten Ausdruck an. Sein Blick befragte die Prinzessin. Diese neigte unmerklich den Kopf, und mit den Worten: „Ich werde sogleich Seiner Hoheit den Vorschlag machen,“ eilte er zu Herrn von Pergen, welcher am andern Ende der Allee langsam, in eifrigem Gespräch mit Margot, auf und nieder ging.

„Sind Sie zufrieden, Gräfin?“ fragte Baron Artenburg.

„Zufrieden — womit?“

„Ich meine — verzeihen Sie meine Zudringlichkeit?“

„Ihre Zudringlichkeit, Herr Baron?“

„Der Prinz weiß nichts davon,“ sagte Artenburg; „ich fürchte sogar,“ fügte er lächelnd, mit einem schnellen Blick auf Herrn von Pergen, hinzu, „daß er vielleicht über die Einladung nicht sehr erbaut sein wird — ich habe mir erlaubt, Seine Hoheit zum Schild eines egoistischen Wunsches zu machen.“

„Ah, das ist kühn!“ sagte die Prinzessin, indem sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes Kreise in den feinen Sand des Weges zeichnete.

„Nur dem Kühnen lächelt das Glück,“ erwiderte Baron Artenburg. „Sie sehen, daß ich keine Stunde verlieren möchte, um die Tage, die uns hier, frei vom Zwange des Hofes, gegönnt sind, voll zu genießen.“

Die Kreise, welche die Spitze des Sonnenschirmes der Prinzessin beschrieb, verwirrten sich immer mehr.

„Sind Sie unzufrieden?“ fragte Baron Artenburg dringend. „Wenn das der Fall ist,“ fuhr er fort, indem sein Blick sich verdüsterte, „so will ich alles wieder gut machen. Wünschen Sie unsere Gesellschaft nicht, so seien Sie überzeugt, ich werde einen Grund finden, die Einladung rückgängig zu machen.“

„Das habe ich nicht gesagt,“ flüsterte die Prinzessin, ohne aufzublicken.

„So dürfen wir kommen?“ fragte Artenburg mit einem Blick, dessen warmen Strahl die Prinzessin fühlte, ohne ihn zu sehen.

„Warum fragen Sie mich?“ erwiderte sie. „Habe ich darüber zu entscheiden?“

„Aber wenn die Prinzessin einverstanden ist,“ sagte Artenburg dringender, „werden Sie meine kühne Zudringlichkeit verzeihen?“

Die Prinzessin atmete tief, dann blickte sie auf und sagte, ihre heitere Miene wieder annehmend:

„Wir sind ja übereingekommen, daß wir unsere Freiheit genießen wollen, und da wir uns neulich bei unserem Diner so vortrefflich unterhalten haben, so ist es wohl natürlich, daß wir dasselbe wiederholen — bald werden ja doch wieder unsere Ketten klirren,“ fügte sie scherzend, aber doch mit einer gewissen Wehmut in Ton und Blick hinzu, „in acht Tagen müssen wir nach Rebenberg zurückkehren —“

„In acht Tagen schon?“ rief Baron Artenburg bestürzt. „Und warum — ist nicht in acht Tagen der Geburtstag Ihrer Durchlaucht?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte die Prinzessin, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte.

„Doch, doch — ich täusche mich nicht,“ rief der Baron, „ich hatte schon mit Seiner Hoheit davon gesprochen und für diesen Tag eine kleine Partie ausgedacht!“ Er zog ein Portefeuille aus der Tasche und schlug dasselbe auf. „Sehen Sie wohl,“ sagte er, „hier habe ich's notirt — genau heute in acht Tagen ist der Geburtstag Ihrer Durchlaucht — das wäre eine schöne Gelegenheit gewesen, einen Tag im Waldesgrün zu verleben, und nun soll unsere Freiheit dann schon zu Ende sein!“

Während er das Portefeuille öffnete, war demselben ein Blatt entfallen, das der leise Windhauch gerade auf den Schoß der Prinzessin trieb.

Gleichgiltig nahm sie dies Blatt, um es dem Baron wieder zu reichen — da fiel ihr Blick darauf — sie sah Verse und an der Spitze der einzelnen Zeilen die Buchstaben: „MARGARETHE.“

Es war ein Akrostichon auf ihren eigenen Namen.

Purpurglut übergoß ihr Gesicht.

Das Blatt zitterte in ihrer Hand.

Einen Augenblick blieb sie sprachlos, während auch Baron Artenburg voll Schreck auf das Blatt in ihrer Hand blickte.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ sagte sie, „ich wußte nicht, daß Sie Dichter sind — aber, bei Gott, ich war nicht indiskret, ich sah nur die ungleich wechselnden Zeilen — ich habe kein Wort gelesen.“

Der Baron hatte seine Fassung wiedergewonnen und sagte lächelnd:

„O, es ist kein Geheimnis; Gräfin, Sie dürfen die Verse lesen, so gering auch ihr poetischer Wert sein mag. Es ist eine Galanterie des Erbprinzen für die Prinzessin. Sie sehen,“ sagte er, mit der Spitze seines Fingers die einzelnen Zeilen bezeichnend, „es ist ein Akrostichon auf den Namen Ihrer Durchlaucht — der Prinz hat es heute morgen geschrieben und mir zur Aufbewahrung gegeben — er wollte dasselbe,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Ihrer Durchlaucht an Ihrem Geburtstag überreichen.“

Die Prinzessin blickte auf das Blatt nieder. Noch immer zitterte ihre Hand.

„Dazu wird wohl keine Gelegenheit sein,“ sagte sie.

„So behalten Sie das Blatt, Gräfin,“ erwiderte Herr von Artenburg, „vielleicht finden Sie Gelegenheit, es Ihrer Durchlaucht mitzuteilen, wenn Sie es dessen würdig finden; das wird vielleicht meinem Prinzen noch lieber sein und ihn einiger Verlegenheit überheben. — Vielleicht,“ fügte er mit leicht zitternder Stimme hinzu, „amüsiren Sie die kleinen Verse selber — mir fällt ein, Sie führen ja denselben Namen wie die Prinzessin — nicht wahr, auch Sie heißen Margarethe?“

Die Prinzessin nickte lächelnd mit dem Kopf.

Herr von Pergen mit Margot und dem Grafen Waldheim kamen heran. Baron Artenburg erhob sich ehrerbietig. Auch die Prinzessin stand auf. Das Blatt war in ihrer Gürteltasche verschwunden.

„Seine Hoheit hat die Einladung Ihrer Durchlaucht angenommen,“ sagte Graf Waldheim, „wir werden also die Ehre haben, mit beiden Herrschaften zu diniren.“

„Und eine freundliche Stunde unserer goldenen Freiheit mehr zu genießen,“ flüsterte Baron Artenburg der Prinzessin zu, indem er ihr den Arm bot, um sie, dem Herrn von Pergen und Margot folgend, nach dem Hotel zu geleiten.

Zehntes Kapitel.

Kaum war die Prinzessin nach dem Hotel zurückgekehrt, als sie sich unter dem Vorwand heftiger Ermüdung in ihr Schlafzimmer zurückzog und auch Margot verabschiedete, die nicht unzufrieden schien, daß sie der Einsamkeit überlassen wurde.

Die Prinzessin schloß die Thür und zog das Papier, welches dem Baron Artenburg entfallen war, hervor.

Mit halblauter Stimme, als fürchte sie trotz der verschlossenen Thür einen Lauscher, las sie:

„Maiengruß die zarten Blüten künden
Auf des Frühlings tausendfarb'ner Au,
Ruhend in des Meers kristall'nen Gründen
Grüßt die Perle auf zum Himmelsblau.
All der Blüten Schmelz, der Perlen Schimmer
Reicht an ihres Namens Schwester nimmer:
Edle Blume, hoch auf Sonnenbahn,
Trägt sie Meeresliebe doch im Herzen,
Hold im Lenz Chariten um sie scherzen:
Eine Wunderperle, Tausendschön!“

„Das ist hübsch, in der That,“ sagte sie, indem ihre Wangen sich höher röteten und ihre Augen blitzten, „und wenn der Erbprinz so viel Geist und feines Gefühl auf so anmutige Weise in meinen Namen einzuschließen weiß, so müßte ich ihm wohl mein unfreundliches Urteil abbitten. Doch ich bin es ja nicht, an die er gedacht hat,“ fuhr sie, die Augen auf das Blatt geheftet, fort, „ich bin ja nicht die Perle, deren Schimmer in sein Auge leuchtet — er kennt mich ja nicht — er hält ja Margot für die Prinzessin.“

Ihre Blicke verdüsterten sich. Sie sprang auf und ging, das Haupt auf die Brust gesenkt, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Das würde in der That die Grenzen des Scherzes überschreiten,“ sagte sie, während ihre Brust unruhig auf und nieder wogte, „das könnte zu einem tragischen Abschluß der übermütigen Laune führen und eine Verwirrung entstehen lassen, aus der ich selbst den guten Waldheim und die arme Margot nicht zu befreien vermöchte.“

Sie preßte ihre Hand gegen die Stirn und stand lange sinnend da, als versuche sie ihre Gedanken zu ordnen. „Doch nein, nein,“ rief sie dann, „es ist nicht möglich — dieser pedantische Prinz, der jede Bewegung berechnet, der bei jedem Wort, das er spricht, ängstlich auf seinen Adjutanten blickt, er kann diese Verse nicht gemacht haben!“

Sie durchflog noch einmal die Zeilen.

„Und doch,“ meinte sie, „haben oft scheue und befangene Menschen einen tiefen Inhalt, den man kaum bei ihnen vermutet.“

Wieder saß sie lange nachdenkend da.

„Nein, nein,“ sagte sie, „es ist dennoch nicht möglich — es ist nicht möglich!“ Und indem sie leichter aufatmete, fügte sie hinzu: „Es ist gut, daß Waldheim meine Sorge nicht ahnt — wie würde er triumphiren, wenn er mich selbst vor den Folgen meines eigenes Werkes hätte zittern sehen! Aber,“ lenkte sie dann wieder sinnend ein, „wenn der Erbprinz nicht diese Verse gemacht hat, so müssen sie von Artenburg sein — o, ihm traue ich das wohl zu — vielleicht ist er auch der poetische Souffleur seines Herrn,“ fügte sie spöttisch hinzu, „aber kann er unter den Umständen, in denen wir uns hier befinden, seinen Herrn eine so zarte Huldigung an die Prinzessin richten lassen, die in diesem Augenblick fast eine Erklärung wäre, welche nach seinem Urteil über die vermeintliche Prinzessin der Prinz abzugeben kaum geneigt scheint?“

Sie blickte noch einmal auf das Blatt, und mit der Spitze ihres Fingers über die Anfangsbuchstaben der Verse hingleitend, flüsterte sie leise: „Margarethe!“

Helle Glut flammte in ihrem Gesicht auf — ihr Busen wogte stürmisch, sie sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte ihr flammendes Gesicht mit den Händen, als ob sie auch vor den Wänden ihres Zimmers die in ihr aufsteigenden Gedanken verbergen wolle.

Endlich sprang sie wieder auf. Mutiger, fast trotziger Entschluß blitzte in ihren Augen.

„Ich liebe die Rätsel nicht,“ rief sie, „und dieses Rätsel soll gelöst werden!“

Sie nahm das Blatt, riegelte die Thür auf und eilte, den dazwischenliegenden Salon durchschreitend, nach den Zimmern der Gräfin Margot.

Diese saß am Fenster, von dem man über die Promenade hinblicken konnte. Sie sah nach der Allee hinaus, deren mächtige Lindenbäume sich an eine Rotunde von hohem Jasmingebüsch anschlossen, das die Brunnengrotte umgab und in voller Blüte stand. Dann senkte sich ihr Auge wie träumend auf eine kleine Jasminblüte, die sie in ihrer Hand hielt und zuweilen emporhob, um den würzigen Duft einzusaugen, wobei es aber geschah, daß die kleine Blüte durch eine wohl unbewußte Bewegung ihrer Hand ihre Lippen berührte.

Die Gräfin fuhr, als die Prinzessin in ihr Zimmer trat, erschrocken aus ihrer Träumerei auf, und als sie sich schnell erhob, um ihrer Gebieterin entgegen zu gehen, warf sie wie in einer zufälligen Bewegung ihr Taschentuch über die Jasminblüte.

„Komm, Margot,“ sagte die Prinzessin hastig, in fast heftigem Ton, „Du sollst mir helfen, ein Rätsel zu lösen — hier ist es — lies!“

Sie reichte Margot das beschriebene Papier. Diese las, während die Prinzessin sie mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, unbefangen lächelnd die Verse.

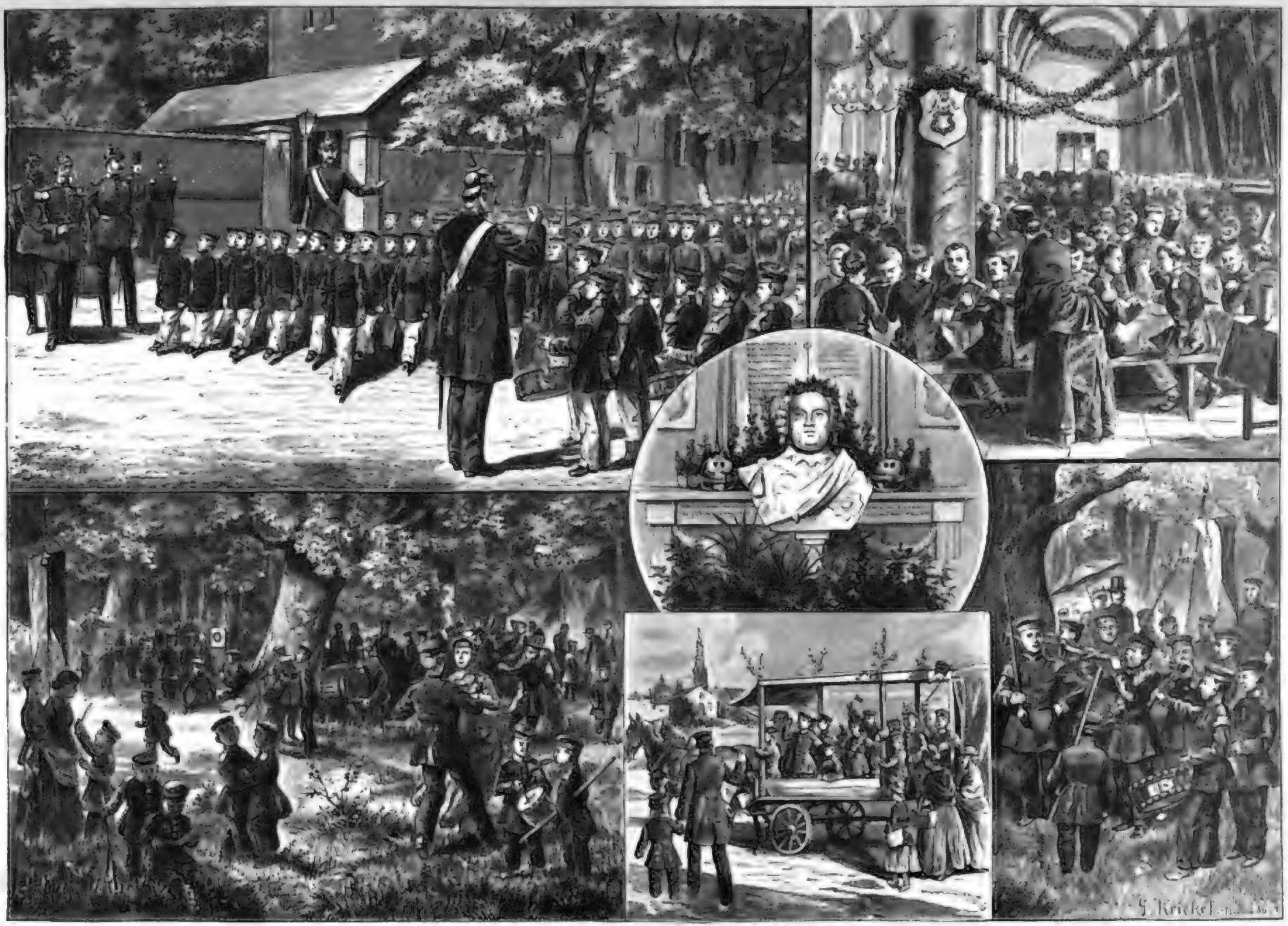
„Das ist hübsch,“ sagte sie dann, „in der That geistreich und anmutig —“

„Ganz gewiß,“ rief die Prinzessin ungeduldig, „doch sage mir, was Du davon denkst — was das bedeutet?“

„Nun,“ sagte Margot, „das ist einfach ein Gedicht auf den Namen Eurer Durchlaucht, wenn ich auch nicht weiß, woher.“

„Mein Name ist auch der Deinige,“ unterbrach sie die Prinzessin.

„Ich, Durchlaucht?“ rief Margot. „Wie könnten mir diese Verse gelten — der Prinzessin huldigt man, doch —“



1 Parade — 2 Festtafel — 3 Der Stifter — 4 Waldfest — 5 Zum Aufbruch — 6 Heimfahrt der Kleinsten.

Vom Militärwaisenhaus in Potsdam. Originalzeichnung von G. Krickel.

Die Dichter. Originalzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin.

„Bist Du nicht hier die Prinzessin? Doch höre — dieses Blatt entglitt dem Baron Artenburg — mein Blick fiel darauf, ohne daß ich es wollte — er sagte mir, daß der Erbprinz diese Verse geschrieben, um sie der Prinzessin an ihrem Geburtstage zu überreichen — der Prinzessin — hörst Du wohl, das heißt also Dir, Margot; denn Du bist ja für ihn die Prinzessin.“

Margot wurde totenbleich und preßte die Hand auf ihr Herz.

„O mein Gott, Durchlaucht, das ist unmöglich — nein, nein, das kann nicht sein! Eure Durchlaucht haben befohlen, daß ich diese unglückselige Rolle spielen soll — Sie wissen, wie schwer es mir geworden ist, zu gehorchen — allmächtiger Gott — nein, nein, das kann nicht sein!“

Die Prinzessin sah sie voll Teilnahme an.

„Noch glaube ich es nicht, Margot, denn ich halte den Prinzen nicht für fähig, dies geschrieben zu haben.“

Margot sah sie mit einem eigentümlichen Blick an; ihr eben noch so bleiches Gesicht rötete sich; ein Wort schien auf ihren Lippen zu schweben — aber schweigend senkte sie das Haupt.

„Noch etwas anderes kann möglich sein,“ fuhr die Prinzessin, schnell sprechend, fort; „Baron Artenburg ist geschickt und klug — ich halte ihn für gewiegt in allen Listen und Intriguen des Hofes — Du weißt, welchen Einfluß er auf den Prinzen hat — wenn er ihn dahin brächte, diese Verse der Prinzessin, das heißt Dir, die er dafür hält, zu übergeben, so wäre das, wie Du begreifen wirst, bei den Verhältnissen, unter denen wir uns hier befinden, eine entscheidende Erklärung — der gewandte Adjutant hätte ein fait accompli geschaffen, von dem man kaum zurückkommen könnte, und würde sich ein Recht auf die Dankbarkeit seines Herzogs und meines Vaters erwerben, das heißt die glänzendste Carrière sichern —“

„O, wenn Eure Durchlaucht sich entschließen könnten!“ sagte Margot mit bebenden Lippen und thränenden Augen.

„Davon ist nicht die Rede!“ fiel die Prinzessin ein. „Die Berechnung wäre wohl ganz gut, aber wir sind doch die besseren Diplomaten; in unserer Hand liegt der Zauberstab des Geheimnisses, das unsere Gegner nicht kennen, und um den vollkommensten Sieg zu erringen, müssen wir ihr Spiel vereiteln, müssen dieses Rätsel lösen, bevor es Folgen hat, die uns alle kompromittiren würden, und zu dieser Lösung sollst Du mir helfen.“

„Ich, Durchlaucht,“ rief Margot erschrocken, „wie vermöchte ich das?“

„Das ist einfach,“ sagte die Prinzessin. „Dieses Blatt fiel aus der Schreibtafel des Herrn von Artenburg. Wie ich vermute, kennt es der Prinz noch nicht, er wird es abschreiben sollen und Dir dann als sein Werk überreichen. Der Baron war sehr betroffen, als ich ihm sagte, daß wir an dem Geburtstag der Prinzessin nicht mehr hier sein würden. Nimm also diese Verse, laß sie den Prinzen durch irgend einen Zufall sehen — das Wie überlasse ich Deiner Geschicklichkeit. Du wirst sogleich entdecken — Seine Hoheit ist ja nicht schwer zu durchschauen — woher diese Verse stammen. Sind sie von Artenburg, so ist der Intrigue die Spitze abgebrochen —“

„Und wenn sie dennoch von dem Prinzen wären?“ rief Margot entsetzt.

„Ah, Du hältst das also doch für möglich?“

„Nein — nein — aber da der Baron es Eurer Durchlaucht gesagt hat —“

„Nun, wenn sie doch vom Prinzen wären, so machst Du einen Scherz daraus — gibst ihm das Blatt zurück oder Du kannst es auch zerreißen — es war ja immerhin recht indiskret von ihm, dasselbe seinem Adjutanten zu überlassen, durch den es Deine Hofdame vor Dir erhalten hat. Ich werde dann schon mit dem Herrn von Artenburg fertig werden, der das Blatt vielleicht als einen Ballon d'essai in meine Hände gespielt hat, da er wohl glauben konnte, daß es aus den Händen der Hofdame seinen Weg in die der Prinzessin finden würde.“

„O mein Gott, Durchlaucht,“ seufzte Margarethe, aus deren Augen die Thränen über ihre Wangen herabrannen, „die Verwirrung wird immer größer — die unglückselige Rolle, die ich spielen soll, immer verhängnisvoller!“

„Nur Mut, Margot!“ sprach ihr die Prinzessin zu, indem sie den Arm um die Schultern ihrer Freundin schlang und deren Wangen küßte. „Thue, was ich Dir gesagt — vielleicht hätte ich dies Spiel nicht unternommen, wenn ich das alles vorausgesehen hätte — aber wir müssen nun festhalten — vor allem darf Dein Vater nichts merken. Die acht Tage werden vorübergehen, und dann werde ich meinem Herrn Vater ganz bestimmt erklären, daß ich nichts von dem Prinzen wissen will, und er wird wohl oder übel damit zufrieden sein müssen. Für jetzt laß mich noch die kurze goldene Freiheit genießen und sei überzeugt, daß ich Dir ewig dankbar für das Opfer sein werde, das Du mir bringst. Ich schwöre Dir,“ rief sie mit wiederkehrender Fröhlichkeit, „daß ich zum Lohn dafür zwischen Dich und den Herrn von Raufenberg treten will, wie Perseus mit dem Medusenschild sich einst vor Andromeda stellte, um sie vor dem Meerdrachen zu schützen.“

Margot lächelte unter ihren Thränen, aber ihr Lächeln war immer noch trübe und matt. Die Erinnerung an den Herrn von Raufenberg war nicht geeignet, sie heiterer zu stimmen.

Die Kammerfrau brachte die Botschaft des Hofmarschalls, daß er die Herren im Salon empfangen habe und das Diner bereit sei.

Die Prinzessin hauchte auf ihr Taschentuch, um die Spuren der Thränen von Margots Augen verschwinden zu lassen.

Es wurden einige leichte Ergänzungen an der Toilette der Damen vorgenommen, und dann begaben sich beide in den Salon, Margot gesenkten Hauptes, errötend und erbleichend, die Prinzessin lächelnd und heiter, aber mit höher als sonst klopfendem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

V.

Aus der Münchener Schule.

Zweite Reihe.

(Hiezu das Bild S. 973.)

Es ist in den letzten Jahrzehnten viel von dem Niedergang, dem dicht bevorstehenden Aussterben der Historienmalerei im altakademischen Sinne die Rede gewesen. Mit wehmütigem Bedauern und verbissenem Groll sprachen die einen, mit lautem Frohlocken und stolzem Triumphiren die anderen davon. Hatten doch in der unmittelbar vorangegangenen Kunstperiode die Historienmaler lange Zeit das Feld des Ruhmes und der Anerkennung für sich allein in Anspruch genommen, aus kühler Höhe vornehm und geringschätzig herabblickend auf das kleine Volk da drunten, die Vertreter der Genre- und Landschaftsmalerei, die es in ihrer Vermessenheit wagten, sich ebenfalls Künstler nennen zu wollen! Nun hatte sich das Blättchen gewendet. Die stolze altakademische Historienmalerei wurde mehr und mehr aus ihrer bevorzugten Stellung verdrängt und sollte über kurz oder lang völlig entthront erscheinen.

Indessen die Dinge der Welt gehen ihren Kreislauf, und sobald auf eine vermessene Selbstüberhebung eine allzu tiefe Herabsetzung gefolgt ist, schnellt die dem Druck widerstrebende Federkraft gerade das wieder empor, was zu heftig niedergebeugt werden sollte. So sehen wir auch jetzt neben dem nach der Alleinherrschaft ringenden Ultranaturalismus die alten Idealitätsprinzipien da und dort wieder mehr und mehr Boden zurückerobern.

Unter denen, die neuerdings immer entschiedener in die Bahnen einer streng kompositionellen Richtung nach akademischen Grundsätzen einlenken, ist einer der bemerkenswertesten Wilhelm Lindenschmit. Der pyramidal angeordnete Aufbau seines „Alarich in Rom“ ist für seine jüngste Schwenkung recht bezeichnend. Zugleich hat Lindenschmit hier den patriotischen Versuch gemacht, die Vorfahren der heutigen germanischen Völkerschaften von dem Vorwurfe des Barbarentums, den ihnen die ausschließlich römischen, also von Hause aus feindseligen Geschichtschreiber jener Tage angehängt, zu befreien. Indem er den triumphirenden Einzug des jungen Gotenkönigs in die von ihm bezwungene Weltstadt darstellt, läßt er ihn nicht als einen blutigen Rächer für so manche ihm angethane Unbill, sondern als einen großartig maßvollen Feldherrn erscheinen, der nach Niederwerfung des Feindes sofort der Stimme der Menschenfreundlichkeit Gehör schenkt und dem Besiegten gegenüber so viel als möglich Recht und Billigkeit, großmütige Schonung walten läßt. Um seinen Scharen die denselben nicht vorzuenthaltende Entschädigung für so viele Kämpfe, Mühen und Entbehrungen zu gewähren, hat er allerdings die Stadt der Plünderung preisgegeben. Daß aber bei dieser Gelegenheit auch die Kirchen ihrer Heiligtümer und geweihten Kleinodien beraubt worden sind, widerstrebt seinem Sinne. In feierlichem Aufzug läßt er sie auf einer prunkvollen Tragbahre von bekränzten Jünglingen zu den geplünderten Gotteshäusern zurückbringen. Inmitten der Tragbahre ragt ein hohes Kruzifix, umschlungen von einer andachtsvollen Jungfrau, empor und bildet so den Gipfelpunkt der Komposition, während das Interesse der Handlung seinen Mittelpunkt in dem auf dunklem Rosse nebenher reitenden König findet. Mit funkelnden Blicken und erhobener Hand gebietet er dem da und dort noch fortdauernden Würgen Einhalt. Er wehrt dem Krieger, der dem niedergeworfenen Gegner den Todesstoß geben will; nun und nimmer wird er dulden, daß den ihn auf den Knieen um Schutz anflehenden Frauen und Kindern ein Haar gekrümmt werde.

Der Edelsinn dieser an sich schon dankenswerten Auffassung gelangt in einzelnen Gestalten und Gruppen zu guter Wirkung, doch würde dieselbe eine noch erwärmendere sein, wenn nicht in der Anordnung der Massen wie der Einzelheiten zu viel kompositionelle Absichtlichkeit zu Tage treten würde, die ziemlich abkühlend wirkt. Auch steht das Bild, was Kolorit anbelangt, weit hinter so mancher früheren, gerade nach dieser Richtung hin bedeutenden Leistung des kraftvollen Meisters zurück.

Auch Hermann Kaulbach, der sich zeitweilig ebenfalls in die Reihen der Genremaler, wenn schon unter Beibehaltung einer gewissen Vorliebe für geschichtliche Anklänge, geflüchtet hatte, drängt neuerdings mehr und mehr zur Historienmalerei im engeren Sinn und in einem zum Teil an die Art und Weise seines Vaters anlehnenden Geiste herüber. Auch er schlägt in seinem jüngsten Werke, der „Krönung der heiligen Elisabeth durch Friedrich II.“, die Saiten der Humanität und Pietät an, die das von verblendeten und rohen Menschen begangene Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen sucht. Auch er liefert eine formal wohl abgewogene Komposition, über die er zugleich einen Hauch frommer Andacht, wie er dem Gegenstande zukommt, auszugießen weiß. Von grausamer Mißgunst verfolgt, von ihrem Gatten verkannt, hat die edle Landgräfin von Thüringen, deren milde Hand und reine Herzensgüte Tausende von ihr Unterstützter und Getrösteter segneten, sich ins Kloster flüchten müssen und dort unter frommen Andachtsübungen trübe ihre Tage beschlossen. Auf einem prächtigen Katafalk liegt nun die Leiche der fürstlichen Nonne in der Elisabethkirche zu Marburg aufgebahrt. Unter den Klängen eines feierlichen Totenamtes führt der hohenstaufische Kaiser die Kinder der Dahingeschiedenen zu ihrer entseelten Mutter heran und schmückt das von seinen Kämpfen erlöste Dulderinhaupt, auf das durch das hohe Kirchenfenster herab ein leuchtender Sonnenstrahl fällt, mit einer goldenen Krone. Es umweht uns angesichts dieser still feierlichen Scene wie Weihrauchduft und frommer Chorgesang.

Piloty, dessen rastlosem Schaffensdrang inzwischen der Tod ein Ziel gesetzt, hatte diesmal auf eine größer entfaltete Bildfläche verzichtet und seinem „Rat der Drei“ mehr genrehafte Verhältnisse gegeben. Vor dem genannten hohen Rat, der die Geschicke der Republik — zu einem nicht geringen Teil an geheimen Fäden — lenkt, haben sich drei Bravi eingestellt, denen der Auftrag geworden, einen von diesem Schreckensgericht zum Tode verurteilten Kavalier hinterrücks zu beseitigen. Sie haben diesen Befehl „redlich“ erfüllt und legen nun zum Beweise dessen die Kleider des Gemordeten vor, um dagegen ihren Henkerslohn zu empfangen.

Fast etwas zu körperhaft für eine Erscheinung aus der Geisterwelt wirkt die „Martha“ von Max, der außerdem durch seinen bekannten „Christus am Kreuz“ vertreten ist. Auch Defregger hat sich wieder einmal auf das Gebiet der kirchlichen Malerei begeben, doch läßt seine sehr langgestreckte Madonna in ihrem kreideweißen Kleid und schwergrauen Schleier den Beschauer ziemlich kühl. Schon in seinen Darstellungen aus der Geschichte des Tiroleraufstandes zeigt sich Defregger von einer vorteilhafteren Seite. Der „Speckbacher“, der den eifrig zuhörenden Genossen darlegt, daß man der usurpirenden Gewalt gegenüber nicht länger zögern dürfe, zum Aeußersten zu schreiten, ist ein Bild voll markiger Charakterzeichnung. Am glücklichsten indes ist unser Künstler immer wieder in seinen harmlos gemütvollen Bildern aus dem urwüchsigen Tiroler Volksleben, deren jüngstes, unter dem Titel „Zur Gesundheit“, drei junge Bursche und zwei frische Mädchen zeigt, die dem Beschauer oder demjenigen, der an dessen Stelle zu denken ist, fröhlich zutrinken.

Sitzen diese lustigen Zecher behaglich um den tannenen Wirtshaustisch, so haben es diejenigen, die unsere in die zweite Hälfte der Regierungszeit Friedrichs des Großen zurückführende Abbildung zeigt, nicht ebenso bequem. Nur flüchtig im Vorüberreiten macht dieser kleine Trupp preußischer Bellinghusaren vor der verlockenden Schenke einen kurzen Halt, um sich von dem schmucken jungfräulichen Wirtstöchterlein, an dessen Hand sich das halb vorwitzige, halb scheue Schwesterchen klammert, einen kleinen Labetrunk herausreichen zu lassen. Es scheint eine auf Rekognoszirung begriffene Patrouille zu sein. Daß sie sich in Freundesland bewegt und daß von kriegerischen Ereignissen in nächster Nähe vorläufig kaum etwas zu befürchten sein mag, dafür spricht einerseits der aufrichtig freundliche Verkehr zwischen Schenkin und Gästen, andererseits die friedliche Behaglichkeit, mit welcher der vor der Thüre sein Pfeifchen rauchende Alte, wohl der Herr des Hauses, die rastenden Reiter betrachtet. Selbst der getreue Hund, der aufmerksam seinem Herrn zu Füßen liegt, scheint die Losung „Gut Freund“ vollständig begriffen zu haben. Und faßt nicht das lächelnde Töchterchen des Hauses diese Losung am Ende gar noch tiefer auf? Sollte nicht in ihrem jungen Herzen ein ganz besonders warmer Anteil für den einen der Reiter, den gleich dem Trompeter abgesessenen Gefreiten, auf dem sie so freundliche Blicke ruhen läßt, aufgekeimt sein? Wie dem auch sei, der herzliche Blick thut dem kriegerischen Gesellen sichtlich in der Seele wohl, und er wird den Gedanken an das holde Kind mit sich fortnehmen auf den weiten Ritt. So hat Wilhelm Emelé in seinem „Satteltrunk“ ein Bild von heiterer Frische geschaffen, dem es an feineren Beziehungen nicht fehlt.

Demnächst werden wir Gelegenheit nehmen, unseren Lesern noch weiteres aus der Münchener Schule vorzulegen; für die Bedeutung der letzteren hat schon das bisher Betrachtete gewiß schätzenswerte Belege geliefert.

Otto Baisch.

Das große Militärwaisenhaus in Potsdam.

(Hiezu das Bild S. 980.)

Eine Soldatenstadt wie kaum eine andere ist Potsdam. In ihrer Geschichte spiegelt sich die Geschichte des preußischen Heeres; hier hat es seine Geburtsstunde gefeiert und unter den Augen seiner obersten Kriegsherren seine unvergleichliche Entwicklung begonnen; auf den Exerzierplätzen Potsdams sind die „langen Kerls" Friedrich Wilhelms I. gedrillt worden, hier vollführen noch heute die stattlichsten Regimenter des preußischen Heeres ihre Uebungen, und neben den Riesen des ersten Garderegiments zu Fuß erwächst hier ein zwergenhaftes Soldatenvolk — das nachfolgende Geschlecht der Armee. Im buntesten Gemisch von blond- und schwarzköpfig, von hell- und dunkeläugig, von kräftig und zierlich, von heiter und ernst, von zutraulich und schüchtern bevölkern die kleinen uniformierten Kerle die Hallen und Zimmer, die Fenster und Treppen, die Höfe und Anlagen des Militärwaisenhauses, welches in gewaltiger Ausdehnung ein ganzes Straßencarré am Kanal, gegenüber der Garnisonskirche, einnimmt.

Die Stiftung des Militärwaisenhauses gehört zu den das Wohl und die Zukunft der preußischen Armee begründenden Werken Friedrich Wilhelms I. Der mächtige Eindruck, den gelegentlich eines Besuches in Halle die segensreichen Einrichtungen des Franckeschen Waisenhauses auf ihn gemacht hatten, reifte in dem auf die Jugenderziehung überaus bedachten König den Entschluß, wie er für die Söhne seiner Offiziere in dem Berliner Kadettencorps eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt geschaffen hatte (1717), so auch für die in noch größerem Maße hilfsbedürftigen Kinder seiner Soldaten eine Herberge körperlicher und geistiger Pflege zu stiften, „in welche," wie er es in der Fundationsurkunde ausspricht, „allein die Soldatenkinder unserer Armee aufgenommen und erzogen werden sollen, anerwogen, daß viele Soldaten ihre Kinder teils aus Unvermögen, teils aus Sorglosigkeit so wenig im Christentum, als welches doch das einzige Mittel ist, wodurch gute Unterthanen gemacht werden müssen, als anderen zu ihrem Unterhalt und weiteren Nahrung dienlichen Wissenschaften erziehen lassen." Der Grundstein zu dem Militärwaisenhause wurde am 1. Mai 1722 gelegt und das Werk unter Aufwendung „von Tonnen Goldes" dem energischen Charakter des Stifters gemäß so rasch gefördert, daß die Anstalt bereits am 1. November 1724 mit 200 Zöglingen eröffnet werden konnte. Mit welchem wahrhaft väterlichen Wohlwollen der König die Einrichtungen der Anstalt bis ins einzelne unter seine Fürsorge nahm, zeigt ein von ihm eigenhändig genehmigter Speisezettel, der für die einzelnen Tage der Woche im voraus die Gerichte ansetzt, für Sonntag mittag: Gerstengraupe und Fleisch mit Reis, für Montag mittag: dicke Hirse und Ochsengeschlinge u. s. f. Nach dem mit bewegten, ernsten Worten ausgesprochenen Willen des Stifters haben seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag dieser Wohlthätigkeitsanstalt ihre liebevolle Teilnahme zugewandt und allezeit dahin gewirkt, daß an ihr das Wort der Schrift sich erfülle: „Die Könige sollen deine Pfleger und die Fürstinnen deine Ammen sein."

Abgesehen von dem durch Friedrich den Großen vorgenommenen und durch die stetig wachsende Zahl der Kinder notwendig gewordenen Neubau des Hauses an der alten Stelle (1771—78) und von der im Jahre 1829 erfolgten Verlegung des Mädchenwaisenhauses in eine gesonderte Anstalt zu Schloß Pretzsch in der Nähe von Wittenberg, erfuhr der Betrieb des Instituts keine irgendwie tiefer eingreifende Veränderung. Freilich machte es sich die auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung gemachten Fortschritte zu nutze und trug in der äußeren Lebensweise den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung, aber immer dergestalt, daß dadurch die von dem Stifter gewiesenen Ziele der Anstalt nicht verrückt wurden.

Das gegenwärtig etwa 800 Zöglinge umfassende Institut zerfällt in drei gesonderte Abteilungen: das Kinderhaus, das Knabenhaus, die Militärschule. Das Kinderhaus gewährt seinen jüngsten, im Alter von 6 bis 9 Jahren stehenden Zöglingen eine ihren kindlichen Bedürfnissen entsprechende Pflege, auch durch weibliche Handreichung. Einen ergötzlichen Anblick gewährt es, diese Vaterlandsverteidiger en miniature zu beobachten, wie sie mit dem ganzen Ernst ihrer Aufgabe auf ihren militärisch zugestutzten und dennoch kindlichen Gesichtern, in ihren Waffenröcken, deren vorschriftsmäßige Längenverhältnisse sich trotz aller Kunstfertigkeit des Compagnieschneiders oft nicht dem zarten Gliederbau der Kinder anpassen wollen, und mit ihren kaum unter den langen Rockschößen zum Vorschein kommenden und in weiten Hosen steckenden Beinen die ersten Stufen militärischer Größe ersteigen. An schönen Sommernachmittagen machen sie unter Leitung ihrer Erzieher in langem Zuge, mit leichtem Drell bekleidet, Spaziergänge durch die Park- und Gartenanlagen der Stadt. Beim Vorübergehen dieser Liliputanergarde soll sich folgendes Gespräch zwischen zwei Eheleuten vom Lande entsponnen haben.

„Guck emol, Vatter, was kleene Soldaten!"

„Ja, des weiß der Kuckuck, ich gehe nu schon an die dreißig Jahre in die Stadt, aber die Kerle wern ihr Lebtag nich größer. So hun ich se schon gesehe, wie mein Vatter selig noch gelebt hat."

Schon mehr in die militärische Uniform und Haltung hineingewachsen erscheinen die Zöglinge des Knabenbataillons, welches in vier Compagnien zu je zehn Korporalschaften geteilt, jenen eine gründliche Elementarschulbildung gewährt und sie in den regelrechten Militärdienst einführt.

Nach der Konfirmation verläßt ein Teil der Knaben das Waisenhaus, um ein Handwerk zu erlernen; die Tüchtigsten jedoch gehen in die Militärschule über, in welcher sie, unter ihren jüngeren Kameraden an den weißen Achselklappen und Aermelaufschlägen erkennbar, durch einen weitergehenden wissenschaftlichen Unterricht, zumal in der Mathematik, auch in der Stenographie und Telegraphie, wie durch tägliche soldatische Schulung eine derartige allseitige Ausbildung erhalten, daß sie sehr geeignete Aspiranten für den Unteroffizierstand in der Armee und für eine spätere Subalternbeamtenstellung in der Verwaltung werden.

Die dem Militärwaisenhaus vorgesetzte Behörde ist das Direktorium, der Chef desselben der jedesmalige Kriegsminister. Die unmittelbare Leitung der Anstalt, des Haushaltes wie des Erziehungswesens, ist einem Stabsoffizier übergeben, unter dessen Aufsicht zwei kommandierte Offiziere den militärischen Dienst, der Institutspfarrer den von etwa fünfzehn meist seminaristisch gebildeten Lehrern erteilten Unterricht leitet. In der speziellen Beaufsichtigung der Zöglinge werden die Lehrer durch die Korporalschaftsführer (Aufseher) und durch die Compagnieführer (Oberaufseher) unterstützt.

Die im allgemeinen militärisch strenge Zucht in der Anstalt ist mit einer vertrauenerweckenden, väterlichen Milde gepaart. Das erkennt man sofort an dem glücklichen Aussehen der Kinder, wenn man sie in der Schule oder bei ihrer Lieblingsbeschäftigung mit Laubsäge und Papparbeiten, mit Tuschen und Zeichnen, oder bei ihren heiteren Spielen im Freien beobachtet. Die christliche Caritas, deren symbolische Figur hoch oben auf der von acht freistehenden Säulen getragenen herrlichen Kuppel über dem westlichen Hauptportal thront, beseelt das gesamte Anstaltsleben.

Die ernste Arbeitszeit findet ihre freudebringenden Unterbrechungen durch die langersehnten Tage der Ferien und Heimreise, durch öftere Ausflüge zu den Sehenswürdigkeiten Berlins und in die Umgegend, durch die strahlende Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät, des Christfestes für die in der Anstalt zurückgebliebenen Zöglinge, und besonders auch des Stiftungsfestes, dessen Hauptmomente uns der Künstler in unserer Zeichnung veranschaulicht hat.

Um mit dem Stiftungsfeste zugleich ein gemeinschaftliches Sommerfest zu verbinden, hat man es seit vielen Jahren aus der rauhen Herbstzeit auf den durch historische Erinnerungen ausgezeichneten 18. Juni verlegt. Früh um fünf Uhr erschallt auf den Höfen der Anstalt die Reveille; die Zöglinge springen schneller als gewöhnlich aus den Betten und staunen in festlicher Erwartung die große Fahne an, welche zur Feier des Tages über der Hauptfront des Hauses im Morgenwinde flattert. Während die kleinen Tambours ihre großen Trommeln schlagen, was „das Leder halten" will, wird die Festkleidung angelegt, Sonntagsrock und weiße Hosen. Es findet ein Gottesdienst in dem festlich geschmückten Speisesaal statt, wo die Büste des königlichen Stifters am Ende des mittleren Raumes und die lebensgroßen Bilder der preußischen Könige, welche sich gleich ihm als Wohlthäter der Anstalt erwiesen, an der rechten Seitenwand, von Blumengewinden und kriegerischen Emblemen umgeben, prangen. Sodann sammelt sich alles zur Parade. Ein dreimaliges Hurra unter präsentiertem Gewehr der Militärschüler, und der Vorbeimarsch vor dem Kommandeur erfolgt im strammsten Schritte. Wollen auch die Beine der Kleinen oft noch nicht sich dem Takte der Trommel fügen, es schadet nicht — „immer feste mit!"

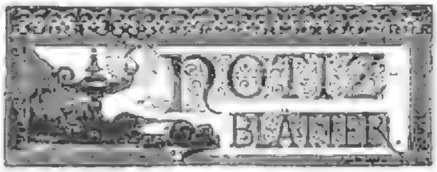
Das Zeichen zum Mittagmahl wird gegeben. Heute gibt es etwas Extragutes: Milchreis mit Zucker und Zimmet bestreut, eine doppelt große Portion Schweinebraten und gebackene Pflaumen, dazu einen Becher Wein — ein Göttermahl! Das Tischgebet ist gesprochen, mit einem Ruck sitzt die ganze Schar. O, wenn man doch den Wein kosten dürfte! — Endlich ergreift der Herr Direktor den mächtigen silbernen Festpokal, um das Hoch auf des Kaisers und Königs Majestät auszubringen. O wie zündet die kurze Rede in den jugendlichen Herzen, wie kräftig ertönt das dreimalige Hoch aus den frischen Kehlen! — In großen Zügen schlürft die Zunge den festlichen Trank; immer lebhafter wogt die Unterhaltung an den Tischen, immer lauter erschallen die patriotischen Lieder, und beim Verlassen des Speisesaales will es manchem so vorkommen, als stünde nicht alles ganz gerade.

Um zwei Uhr Ausmarsch nach dem Wildpark mit flatternden Compagniebannern, unter Hörnerklang und Trommelschall! — Eine drohende Wolke oder ein wirklicher „Huich" — was schadet das den eisenfesten Kriegsleuten um diese Jahreszeit! — Nach kurzer Rast am Ziele ertönt das Signal „Sammeln!" Wo aber? — Nun, dort, wo die Biertonnen liegen! „Stillgestanden!" erschallt das Kommando, „Bataillon, faßt — um!" — Mit unnachahmlicher Grazie und unter lautem Jauchzen liegt das ganze Corps auf dem Rücken, über 1000 Beine strecken sich dem blauen Himmel entgegen. Brot und Bier werden in riesigen Massen konsumiert; doch läßt man die Becher auch den zahlreichen Zuschauern zukommen, welche als Freunde und Angehörige der Kinder an ihrer Festfreude teilnehmen.

Jetzt auf zum Spiel! — Scheibenschießen, Wettlauf, Ballwerfen, turnerische Uebungen aller Art, Sackhüpfen, Reifenwerfen, — daneben hie und da die musikalischen Versuche eines Stillvergnügten auf dem im olympischen Wettkampfe errungenen Siegespreis — bringen die schönste Abwechslung in den Verlauf dieses köstlichen Nachmittags.

Doch die Luft zehrt, und immer dichtere Gruppen sammeln sich an dem bekannten Lagerplatze um die daselbst aufgestapelten braunen Kuchenkolosse mit den großen Rosinen. Wieder ertönt das Signal: „Sammeln!" wieder das willkommene: „Bataillon, faßt um!" und das Schmausen beginnt. Noch eine halbe Stunde, und der Rückmarsch wird angetreten. Außer den Jüngsten und Kleinsten, welche auf einem Leiter- oder Möbelwagen die Heimkehr verträumen dürfen, weiß niemand etwas von Müdigkeit; rüstig schreiten die Beine vorwärts, munter tönen die Lieder, wacker schlagen die kleinen „Knüppelmusikanten" wieder ihre Trommeln. Man ist zu Hause angekommen. In Schlachtordnung wird auf dem Hofe ein Carré gebildet, und zum Abendhimmel empor ertönt zum Beschluß des frohen Tages der Gesang: „Nun danket alle Gott!" — Und nun endlich zu Bett! — Bald liegen die Hunderte im tiefsten Frieden, zwar nicht in ihren Federn, denn diese kennt ein rechter Soldat nicht, wohl aber in ihren sauberen Betten und Bettchen. Im Halbschlummer flüstert es hier und da noch: „Morgen früh geht es erst eine Stunde später aus den Betten — das ist nur gut!"

P. H.



Litteratur.

— **Das ungewöhnliche Talent Ludwig Ganghofers tritt** auch in der Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof" (2 Bände, Leipzig, Breitkopf & Härtel) wiederum siegend hervor. Wie ein Naturprozeß entwickelt sich aus den gegebenen Bedingungen die Handlung, entwickeln sich die Charaktere und zu unserer eigenen Ueberraschung erkennen wir schließlich, daß Natur und Kunst sich decken und die poetische Gerechtigkeit kein leerer Wahn ist, sondern der Logik der Thatsachen entspricht. Die arme Schönheit spielt freilich in dieser Richtung eine ziemlich verlorene Rolle. Ganghofer will vor allem wahr sein, er will die Dinge so sehen, wie sie sind — nicht vom Standpunkt der Kritik, nicht als Romantiker oder durch irgend eine künstlich gefärbte Brille — und er schildert sie so, wie er sie sieht. Aber wie er sie schildert, da zeigt er sich eben als der große Künstler, der turmhoch über jenen Pseudorealisten steht, die ihre eigene Armut als Verdienst sich anrechnen und sich Realisten nennen, weil sie prosaisch sind. — Auch Hermann Heiberg ist ein Realist, ja, wenn man seinen Berliner Freunden glauben darf, sogar der größte und talentvollste der modernen realistischen Schule, der deutsche Dickens. Um ein großer Künstler zu sein, fehlt ihm indes vor allem eins — das Talent zum Komponieren. In der flüchtig hingeworfenen Skizze ist er hervorragend, als Romandichter ermüdet er, weil er auch hier aus der Skizze nie herauskommt und statt einer logisch sich aufbauenden, eng sich zusammenschließenden Handlung nur ein Mosaik von einzelnen, lose zusammenhängenden Genrebildchen gibt. Auch in seinem Roman „Eine vornehme Frau" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) verfällt er in diesen Fehler. Er macht uns mit den Schicksalen dreier Menschen bekannt nicht in fortlaufender Erzählung, sondern in einer Reihe von tagebuchartig aneinander gereihten kleinen Stücken. Es fehlt durchaus der große Zug; man wird nie gespannt, ergriffen, hingerissen, nur an einzelnen Stellen sanft gerührt. Das liebenswürdige Naturell des Dichters kommt in diesem Roman indes mehr zur Geltung als in irgend einem seiner früheren. „Die vornehme Frau" ist ein Panegyrikus auf das Gute und Edle in der Menschenbrust. Heiberg macht es sich freilich ein wenig bequem — er variiert stets nur einen besonders hervorstechenden Zug im Charakter seiner Helden. Ob er damit als der Realist sich beweist, welcher er sein soll, möchten wir freilich bezweifeln.

— **Von Meyers Konversationslexikon, das bekanntlich in** vierter Auflage erscheint, ist soeben der vierte Band ausgegeben worden. Er reicht von „Chimu" bis „Distanz" und enthält wiederum eine Reihe größerer Artikel und Abhandlungen. So umfaßt allein der Abschnitt, welcher Deutschland, seine Litteratur und seine Geschichte behandelt, 150 Seiten. Ueber die vorzügliche Ausstattung des Werkes haben wir schon des öftern gesprochen. Auch dieser Band enthält wiederum 27 Illustrationsbeilagen und 293 Abbildungen im Text.

Bildende Künste.

— **In der k. Hochschule für die bildenden Künste in Berlin** fand am 17. Juli die Feier der Preisverteilung statt. Der erste Preis ist diesmal einem Angehörigen der Porträtklasse, Kubnert, zugefallen, der ferner noch durch zwei kleinere Prämien ausgezeichnet wurde und für die ihm bewilligte Summe eine Kopie aus der Dresdener Galerie anzufertigen hat. Ein zweiter Hauptpreis wurde an Koetz aus dem Maleratelier des Professor Michael vergeben, während die erste Prämie aus Professor Schapers Bildhaueratelier Janson erhielt. Die übrigen kleineren Preise verteilen sich auf sämtliche Klassen und bestehen in Geldbeträgen, Medaillen, Widmungen von Meisterwerken und schriftlichen Anerkennungen; ihre Zahl beläuft sich auf mehr als dreißig.

— **Eine Ausstellung für kirchliche Kunst im österreichischen** Museum in Wien findet in den Frühlings- und Sommermonaten des nächsten Jahres statt. Ein Rundschreiben des Komitees wendet sich an alle Freunde kirchlicher Kunst, an alle Kirchen und Klöster oder wer sonst im Besitze älterer oder neuerer, dem Programm entsprechender Kunstgegenstände sich befindet, mit der Bitte, diese Gegenstände dem Museum für die Dauer der Ausstellung leihweise zu überlassen. Auch Künstler, Industrielle und Kunsthandwerker, welche heute für die Kirche arbeiten, werden ersucht, dieser Ausstellung die volle Beachtung und Würdigung zu schenken.

— **Der Verein Berliner Künstler hat beschlossen, von einem** zweiten Fest in diesem Jahr abzusehen. Das griechische Fest hat trotz der durch die mehrfache Verschiebung erfolgten Mehrkosten einen über Erwarten günstigen pekuniären Ertrag ergeben. Zwar fehlen noch einzelne kleine Rechnungen, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der erzielte Gewinn etwa 15,000 Mark betragen wird. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf mehr als 70,000 Mark.

— **Die Direktion des Kristallpalastes in London beabsichtigt,** in demselben den größeren Teil der Kunstgegenstände von der Berliner Jubiläumsausstellung ebenfalls auszustellen und ist zu diesem Zwecke bereits mit maßgebenden Kreisen in Verbindung getreten.

Bühne.

— **Gustav von Mosers neuestes Lustspiel: „Die Sternschnuppe"**, das er mit Otto Girndt zusammen gearbeitet hat, ist, der Gewohnheit des Dichters getreu, zuerst auf einer kleinen Versuchsbühne gegeben worden. Wie aus Warmbrunn, wo die Novität diesmal das Licht der Lampen erblickt hat, berichtet wird, hat das heitere Stück dort außerordentlich gefallen. Moser, der der Aufführung beiwohnte, wurde wiederholt gerufen.

— **Der eiserne Vorhang, das Schmerzenskind unserer** Theater, soll nun doch artiger und „lenkbarer" werden. Ein Ingenieur Charles Gopold in Brüssel hat eine kleine Hebelvorrichtung zur Patentierung eingereicht, mittels welcher künftighin das eiserne Ungetüm überaus leicht und sicher regiert werden kann. Hoffentlich bewährt sich diese Erfindung!

Kultur und Wissenschaft.

— **Für die Beantwortung der Frage, ob die Arten** veränderlich sind oder nicht, mit welcher die Darwinsche Theorie steht oder fällt, bieten die in dem Bernstein eingeschlossenen Insekten einen thatsächlichen Anhalt. Alle Untersuchungen, welche sich mit dem Studium der Bernsteineinschlüsse beschäftigen, haben nun ergeben, daß auf den ersten Blick die ganze Insektenwelt der jetzigen gleich erscheint, daß aber bei näherer Betrachtung sich eine erhebliche Veränderung herausstellt. Denn nur selten findet man Arten, welche mit den jetzt an denselben Orten lebenden übereinstimmen, die allermeisten haben Aenderungen erlitten in der Größe, Gestalt, Farbe, Länge der Fußglieder und Fühlerglieder, in der Behaarung oder

Struktur; bei einigen erkennt man nur vereinzelte Anklänge an eine heute noch bestehende Gattung, die oft in weit abgelegenen Ländern vorkommt; bei anderen findet man auch diese nicht mehr; die Art steht einzig da und ist nicht mehr auf der Erde bekannt. Die allmähliche Umwandlung der Arten seit der Zeit, wo die tertiären Nadelhölzer Harz absonderten, ist durch diese Befunde klar erwiesen. Die im Bernstein eingeschlossenen Hautflügler und Käfer waren, mit Ausnahme der Ameisen, noch nicht untersucht; Otto Helm hat nun aus seiner reichen Sammlung, welche gegen 700 Stücke mit Käfereinschlüssen enthält, 600 vorläufig wenigstens nach Familien und Gattungen bestimmt. Die Untersuchung hat die obigen Angaben lediglich bestätigt. Aeußerlich zeigten die Bernsteinkäfer große Aehnlichkeit mit den jetzt lebenden, und erst bei näherer Prüfung wurden die Unterschiede herausgefunden. Oft bestehen diese Unterschiede nur in geringen Abweichungen in der Bauart der Körperteile, namentlich in den Größenverhältnissen derselben; im allgemeinen sind die Bernsteinkäfer kleiner als die heute lebenden.

— **Kürzlich trat die Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten** in Leipzig zur 25. ordentlichen Generalversammlung zusammen. Der pekuniäre Abschluß war kein glänzender, aber doch ein befriedigender; die Anzahl der teilnehmenden Schriftsteller wächst monatlich, so daß im letzten Jahre 311 neue Dramen zu verzeichnen sind, welche von hinzugetretenen Verfassern zum Vertrieb der Genossenschaft übergeben haben, während gegen 300 neue Theaterstücke altangehöriger Autoren versendet wurden.

— **Der große Voltapreis der französischen Akademie** im Betrage von 50,000 Franken wird im nächsten Jahre demjenigen zuerkannt werden, der auf dem Gebiete der Elektrotechnik, insbesondere hinsichtlich der Anwendung der Elektrizität als Wärme- und Leuchtkraft, zu chemischen oder technischen Zwecken, ferner hinsichtlich ihrer Anwendung zur Uebertragung von Telegrammen und zur Behandlung von Krankheiten, die vorteilhafteste Erfindung aufzuweisen im stande ist. Zum Wettbewerb werden die Gelehrten aller Nationen zugelassen. Die Eingaben sind bis zum 30. Juni 1887 an die »Académie des sciences« in Paris zu richten.

Industrie und Verkehr.

— **Ein schottischer Gelehrter, A. C. Marsden zu Edinburg,** soll die Entdeckung gemacht haben, daß man Diamanten aus Zucker herstellen kann. Nach englischen Fachblättern hat er in einer Sitzung der „Royal Society" das Verfahren folgendermaßen beschrieben: Zuckerkohle wurde mit Höllenstein gemischt und zehn Stunden lang auf eine sehr hohe Temperatur erhitzt. Darauf wurde langsam abgekühlt und das Silber, welches aus dem Höllenstein reduziert worden war, mit Salpetersäure entfernt. Im Rückstande wurden Kohle, Graphit und einige glänzende Kristalle gefunden, welche sich unzweifelhaft als echte Diamanten erwiesen, insofern als sie hart genug waren, Saphire zu ritzen. Marsden meint, daß bei Anwendung einer genügenden Menge Materials Diamanten erzeugt werden können, welche groß genug zur Verwendung für Bohrmaschinen sind. Die Redaktion der „Deutschen Zuckerindustrie" fügt hinzu: „Bekanntlich hat man schon vor längerer Zeit durch Erhitzen von Zuckerkohle auf hohe Temperaturen Präparate bereitet von so großer Härte dargestellt, daß durch dieselben Quarz und selbst Topas geritzt werden konnten."

— **Auf dem weit ausgedehnten Grundstück des ehemaligen** Schützenhauses zu Leipzig, das seit einiger Zeit den stolzen Titel „Kristallpalast" führt, hat der Bau eines großartigen steinernen Zirkus begonnen. Derselbe soll 4000 Personen fassen und den verschiedensten Zwecken dienen. Unter anderem wird er mit einer guten Orgel versehen werden, so daß auch Konzerte im größten Maßstabe darin stattfinden können. Die abgeschlossenen Verträge bestimmen, daß der Bau am 1. April nächsten Jahres vollendet sein muß.

— **Was ein Brief aus Amerika vor hundert Jahren an Porto** kostete, ergibt sich aus einem dem Postmuseum in Berlin vom Landdrost von Dargun als Kuriosum überwiesenen Briefumschlag. Der Brief war aus Philadelphia (Vereinigte Staaten von Amerika) abgesandt und an den Urgroßvater des Einsenders des Umschlags, Oberstleutenant von Preßentin in Sternberg (Mecklenburg) gerichtet. Der Umschlag trägt die Poststempel, beziehungsweise Postvermerke von Philadelphia, London, Calais, Brüssel, Haag, Amsterdam und Hamburg, woraus sich der Beförderungsweg des Briefes von selbst ergibt. Leider gibt keiner der Poststempel Aufschluß über das Jahr der Beförderung; da jedoch der Adressat nach Angabe seines Urenkels erst im Jahre 1760 nach Sternberg übergesiedelt ist und dort bis zu seinem Tod im Jahre 1789 gewohnt hat, so muß die Aufgabe-, beziehungsweise Ankunftszeit des Briefes in die Zeit von 1760 bis 1789 gefallen sein. Der Brief war unfrankiert; nach Ausweis der auf dem Umschlag eingetragenen Postvermerke hatte der Adressat für den Brief nicht weniger als 5 Thaler 12 Schilling Mecklenburgisch oder in der Reichswährung 16 Mark 90 Pfennige Porto zu zahlen.

Natur.

— **In Paris liegt jetzt ein vorsintflutlicher Eichenstamm** in der Seine, welcher ganz außerordentliche Verhältnisse aufweist, er ist 31,60 Meter lang, hält 9 Meter im Umfang und wiegt 55,000 Kilogramm. Dieser Riese wurde 1884 im Bett der Rhone bei dem Fort Pierre-Châtel entdeckt. Schon 1874, als das Wasser ungemein niedrig stand, hatte man einen Ast gefunden, der zur Entdeckung des Stammes führte. Erst 1883 fing man an, diesen auszugraben. Während der fünf Monate niedrigen Wasserstandes des Jahres arbeiteten 150 Mann daran. Erst im März 1884 gelang es, den Stamm aus dem Flußbett zu bringen und dadurch ein schlimmes Hindernis der Schiffahrt zu beseitigen. Das untere Ende des Stammes mußte 10 Meter tief ausgegraben werden. Die französischen Gelehrten behaupten, der ausgegrabene Stamm sei 1000 Jahre alt gewesen, als er durch die letzte Umgestaltung unseres Erdteils, bei welcher die Alpen emporgestiegen, in das Flußbett versenkt wurde. Er ist aus der Pliocänperiode, in welcher Mastodon, Dinotherium und so weiter lebten.

— **Der Hering feiert in diesem Jahre sein 500jähriges** Jubiläum. Ein Herr teilt der „Straß. Ztg." folgendes aus einer in seinem Besitz befindlichen alten Chronik vom Jahre 1642 mit: „Umb das Jahr 1386 war zu Biervliet ein Fischer mit Namen Wilhelm Buckhold, von dem gesagt wird, daß er der erste in ganz Niederland gewesen, der gezeigt hab, wie man die Häring salzen und im Faß behalten sollte. Diese Erfindung hat Keyser Carol der Fünfte, der sehr gern gesalzen Fisch aß, so hoch gehalten, daß er im Jahre 1556, als er mit seiner Schwester Maria, Königin zu Ungarn, gen Biervliet kam, sich in der Person zu dieses Fischers Grab, der Anno 1397 verstorben, begeben und ihm noch unter der Erden gedanket hat, nachdem der gute Wilhelm schon 159 Jahre im Lad gelegen hatte."

Gesundheitspflege.

— **Auf den kanarischen Inseln soll eine Heilanstalt,** verbunden mit einem Hotel, gegründet werden. Bereits hat sich eine Gesellschaft unter dem Namen „Orotava Grand Hotel Gesellschaft" gebildet, welche die bisher der Donna Antonia Dehesa gehörige, bei Orotava gelegene prächtige Villa käuflich erworben hat. Humboldt nennt das Thal „den prächtigsten Fleck Erde, den er jemals gesehen". Die Anstalt wird unter der Aufsicht eines englischen Arztes stehen. Die Lage der neuen Heilanstalt scheint allen Anforderungen zu genügen. Während im untern Teile des Thales ewiger Frühling herrscht, findet man in der alten, nur drei Meilen entfernten Stadt Orotava eine erfrischende, kräftigende Luft im Winter.

Hauswirtschaft.

— **Die Quillajarinde, deren wir uns zum Waschen wollener** und seidener Kleider bedienen, stammt von einem Baum aus Chile, Quillaj genannt. Der Name kommt von quillean (waschen), da auch die Einwohner des Landes sich dieser Rinde als Reinigungsmittel bedienen, indem sie dieselbe mit Seife vermischen. Eine andere Wurzel, die aus Aegypten nach Griechenland und von dort nach allen anderen europäischen Ländern gelangt, die Mgalelibes, wird in kleine Stücke zerhackt, gekocht und zu Schaum geschlagen. Mit diesem Mgalelibesschaum waschen die Orientalinnen ihre seidenen Shawls, wollene und seidene Kleider und Stoffe, da die Seifenwurzel (auf türkisch Tinen, auf griechisch Saponaria genannt) keinen verändernden Einfluß auf Farbe und Faser übt. In Deutschland kauft man die Seifenwurzel als ägyptische, levantinische oder spanische.

Feste und Versammlungen.

— **Gustav Freytag hat seinen siebenzigsten Geburtstag nicht** in seinem Wohnort Wiesbaden, sondern auf seiner ländlichen Besitzung Siebleben bei Gotha in aller Stille im Kreise weniger Freunde begangen. Trotzdem hat es nicht an Ovationen gefehlt. So wurde der Gefeierte von dem „Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens" zum Ehrenmitglied ernannt; die Stadt Wiesbaden übersandte eine Adresse und teilte mit, daß einem Teil des Hainerwegs oberhalb der Blumen- bis zur projektierten Ringstraße der Name „Gustav Freytagstraße" beigelegt werden solle; in seinem Geburtsort Kreuzburg in Schlesien wurde die Gedenktafel an seinem Geburtshaus feierlich bekränzt; von der Berliner Studentenschaft lief ein Huldigungsschreiben ein, und schließlich teilte der preußische Kultusminister von Goßler im Auftrage des Kaisers mit, daß eingedenk der hohen Verdienste, welche der Jubilar in einer langen Reihe von Jahren durch seine edlen, in kernreicher Form von echtem Patriotismus durchwehten Dichterwerke um die Verbreitung idealer Bildung und um die Pflege des vaterländischen Sinnes in den weitesten Schichten des deutschen Volkes sich erworben habe, ein Bildnis von ihm aus Staatsmitteln angefertigt und in der Nationalgalerie aufgestellt werden solle.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Breslau fiel wiederum die Hälfte** der Preise an Oesterreich-Ungarn. So gewann Graf Apponyi mit „Prestige II." den Fürstenpreis vor „Ozalis" und das Oder-Handicap mit „Jericho", während Graf Henckel mit „Diktator" das Henckel-Handicap, mit „Matutina" den Staatspreis dritter Klasse und mit „Mimosa" auch noch das Trostrennen heimtrug; für Graf Esterhazy gewann „Isoderne" den Staatspreis vierter Klasse vor dem Graditzer „Hartenfels", während dessen Stallbruder „Antagonist" im Eröffnungsrennen „Nagant", „Mimosa" ec. schlug. Das silberne Pferd gewann Capt. Ivo mit „Jamela" vor „Geyser" ec. und M. von Treskow den Graditzer Gestütspreis mit „Blücher". Das Breslauer Jagdrennen brachte „Tartaruga" an den von Tepper-Laskischen Stall und das Schwetinger „Etruscite" dem Prinzen Hohenlohe.

— **Ueber 60,000 Mark für einen Jährling zahlte der Prinz** von Wales, und zwar für einen rechten Bruder zu „Paradox", gezogen von Sterling a. d. Casuistry.

— **„Busca", der vorjährige österreichische Derbysieger,** lief endlich in einem Welter Handicap in England auf einen zweiten Platz und zwar hinter „Teilbe", dem er zwei Pfund gab.

— **Auf den Jagden des Kaisers von Oesterreich wurden** in dieser Saison 141 Auer- und 33 Birkhähne erlegt.

— **Die allgemeine Radfahrerunion wird mit ihrer ersten** Generalversammlung in Nürnberg, wo der Bund seinen Sitz hat, am 28. und 29. August ein großes Galas-, Kunst- und Quadrillefahren verbinden.

— **In Graz fand Mitte Juli ein Gauturnfest statt,** zu dem sich circa 1000 sächsische Turner begeben hatten. Den ersten Preis in der steirischen Landeshauptstadt errang sich Otto Schleuter, Dresden.

— **Die Niagarastrudel durchfuhr in einem Faß an der** Stelle, wo Webb ertrank, ein Engländer, Graham, in Gegenwart von tausenden von Zuschauern. Das Faß war im obern Boden nur mit einer mannsbreiten Klappe versehen, die der waghalsige Schiffer so lange von innen schloß, bis er in stärkeres Fahrwasser kam. An den gefährlichsten Wirbeln trieb ihn der Zufall glücklich vorbei.

Mode.

— **Zu den neuesten Launen der Pariserin gehört ihr** „petit sac", das ist ein mehr oder weniger zierliches und kostbares Säckchen, das am Kleidergürtel getragen wird wie einst die Almosentäschchen — aumônières — der frommen Frauen des Mittelalters. Heut thut man seine Kokquette hinein, sein Konzertbillet, seine Börse, kleine Döschen und Flacons, auch wohl einen besonders lieben Brief, von dem man sich nicht trennen mag, kurz, all jene Kleinigkeiten, die man als unerläßlich erachtet, um zwei oder drei Stunden im Konzert oder in der Theaterloge hinzubringen. Die Formen dieses petit sac kopieren die verschiedensten alten Vorbilder, die originelle Hippletasche, welche in der Mode des fünfzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, die herzförmige Tasche der schönen Königin Margot, von welcher die Sage ging, daß sie die Asche von den Herzen ihrer Geliebten bewahrte, die einfachen Bettel- oder Almosentaschen späterer Jahrhunderte, die kunstlosen Säckchen, in welchen der Parfümeur seine gepuderte Iris oder Reseda verkauft. In jedem Fall ist der Stoff, aus dem diese Gürteltäschchen bestehen, die Hauptsache. Will man wirklich etwas Apartes besitzen, dann muß das Fleckchen Stoff für diese Tasche seine „Genealogie" haben; der petit sac der Pariserin verlangt, eine Antiquität zu sein, und was in den Bric-a-brac-Läden auf dem Quai Voltaire noch vorhanden ist von den echten und unechten Wehren Louis XIV., von den Schleppen Marie Antoinettens, den alten Sakristeidecken und Meßgewändern vergangener Jahrhunderte, das wird mit Interesse durchstöbert und mit Gold bezahlt, und was davon nicht mehr vorhanden ist — wird von der modernen Antiquitätenindustrie mit außerordentlich ehrwürdigem Anstrich rasch ersetzt. Das ist auch nötig; die Passion der Mode für alte Gobelins, verblichene Stoffbahnen Watteauscher Dekadillos und alter Kapellenmonturen dauert schon zu lange an, um noch viel „Echtes" übrig gelassen zu haben. Man denke nur an die zierlichen Drehtische und Tabourets unserer Salons, an die reizenden kleinen Rips-bekleideten Schmuckschränkchen und Kommoden, an die Schreibmappen und Buchumschläge, die dekorierten Staffeleien und Wandbehänge, die seit einer ganzen Reihe von Jahren schon der Ausdruck unseres beliebtesten Modegeschmacks sind. Das hindert aber gewiß nicht, daß die meisten der Frauen auf die Echtheit des Stoffstückes, aus welchem ihr petit sac besteht, schwören werden, auch wenn sie's wissen sollten, daß die kleinen Enten verblichenen blauen Satins mit den kleinen, teilweise schon zerfaserten gestickten Goldbouquets, das etwa von dem Tauskleide Marie Antoinettens herrühren soll, in tausenden von Exemplaren und unter immer verschiedener Etikette fabrikmäßig für die Antiquare der europäischen Großstädte hergestellt werden. Le petit sac einer eleganten Frau ist immer originell.

— **Als für die Saisonbedürfnisse des englischen Hofes be**stimmt, beschreibt ein Londoner Modebericht eine Anzahl neuer Toiletten, deren Effekte von besonderer Schönheit sein sollen; einige unter ihnen überraschen durch ihre Farbenmischungen. So ist eine für die Prinzessin Wales bestimmte himmelblaue Toilette mit schattierten Veilchen und violettem Sammetband kreiert worden, eine Farbenverbindung, welche dem neuesten Geschmack als überaus harmonisch gilt. Besondere Farben sind Siegellackrot, Werkstattblau (das dunkle, satte Blau der Arbeitsblusen), alle Malvennuancen und Safrangelb. Eine Toilette, welche die Prinzessin Henry Battenberg tragen wird, besteht aus weißer, ganz zierlicher Spitze mit einer um die Taille gebundenen breiten Schärpe von safranfarbenem Moiree; dazu gehört ein durchsichtiger gelber Gazefächer mit schwarzen exotischen Schmetterlingen. Nicht minder apart und elegant wird ein mattblaues Kostüm derselben Prinzessin beschrieben als eine weich und schlank herabfallende Tunique von blauem Crêpe de Chine über einem auf blauem Untergrunde goldgestickten Tüllrock. Beide Seiten der langen Tunique sind durch goldene Spangen verbunden; aber während die eine von ihnen schlicht und glatt herabfällt, wird die andere zurückgenommen und in Form einer Muschel arrangiert. Das Leibchen ist von links nach rechts mit einem weißen, goldgestickten Revers drapiert und wird auf der rechten Schulter von einer goldenen Spange gehalten. Die Aermel von Crêpe de Chine öffnen sich über gleicher Goldstickerei auf weißem Grunde. Auch einiger neuen englischen Konfektionen thut unser Bericht Erwähnung. Sehr interessant ist eine Art Sommerulster von weißer oder crêmefarbener Leinwand, den Redfern für die Prinzessin von Wales und die Herzogin von Albany kreierte. Es ist die bekannte Ulsterform, mit großen weißen Hornknöpfen geschlossen und im Rücken in vollen Falten herabfallend. Ein Capuchon, mit weicher weißer Seide gefüttert, gibt diesem ungemein leichten und luftigen, aber auch soliden Sommermantel zu seinem eigentümlichen Anstrich auch den der Eleganz. Ein anderer bemerkenswerter Mantel ist aus gerauhtem rotem Tuch, gleichfalls capuchoniert und durchweg mit weißer Seide gefüttert. Noch einer, vorzugsweise für die Bedürfnisse kühlerer Tage bestimmt, ist aus breitgestreiftem, weiß und carmoisinrotem, feinem Fries; die Aermel, an den Handgelenken lose, haben breite Aufschläge von roter Seide; mit dieser sind auch die Vorderteile des Mantels gefüttert, welche, von oben bis unten lose herabhängend, so breit zurückgeschlagen sind, daß es fast den Anschein hat, als bestehe das ganze Vorderteil aus roter Seide. Für Morgen- und Abendpromenaden sind kleine, zierliche Taillenkragen, meist aus rotem Tuch, scheinbar sehr im Geschmack; sie werden mit hellen Seidennuancen gefüttert und durch Goldfäden in flüchtig leichter Ornamentik bestickt, während der Kragen ringsum mit kleinen Goldbläuchen besetzt wird. Alle diese Konfektionen haben den modernen, hohen und unbequemen steifen Kragen mit den in diesem Sommer so besonders gern getragenen Herrenleinen Jakets gemein.

— **In Paris soll man beschlossen haben, im kommenden** Winter bei den größeren Hausbällen keine Cotillons mehr zu tanzen, da dieselben wahre Unsummen verschlangen. Langsam hatte man damit begonnen, die anfangs einfachen Cotillonbouquets noch und noch aus den teuersten frischen, manchmal auch kostbaren imitierten Blumen herzustellen. Viele Damen haben auf einem Balle all ihre Hutbouquets, den Schmuck ihrer Balltoiletten gesammelt. Nun riß die Unsitte ein, teure Geschenke zu verteilen, dann spendete man beim Cotillon kostbare Schmuckgegenstände, teure Fächer ec., die Herren legten sich bei dieser Gelegenheit kleine Stocksammlungen an oder bekamen luxuriöse Brief- und Zigarrentaschen. Dieses kostspielige Treiben hat den armen Cotillon in den Abgrund der gesellschaftlichen Verdammung befördert, aus dem ihn so leicht kein Tanzmeister wieder hervorholen wird.

Denkmäler.

— **Zur Erinnerung an den festlichen Einzug des deutschen** Kaisers in Dresden am 14. September 1882 und an die zwischen Kaiser Wilhelm und König Albert bestehende innige Freundschaft sollen am Eingange der Hauptstraße in der Neustadt zwei große Fahnenmasten auf monumental gestalteten bronzenen Fußgestellen errichtet werden. Zu diesem Behuf hat der Rat der Stadt eine öffentliche Preisbewerbung ausgeschrieben. Jeder Entwurf ist mit einem Motto zu versehen und mit einem das gleiche Motto tragenden versiegelten Umschlage, welcher den Namen des Urhebers enthält, bis zum 30. November dieses Jahres einzusenden. Die Preisrichter sind Bildhauer Diez, Hofrat Professor Graff, Baurat Professor Lipsius, Stadtrat Baumeister Richter und Oberbürgermeister Dr. Stübel. Für die beiden bestbefundenen Entwürfe ist je ein Preis von 500 und 300 Mark ausgesetzt.

— **In Lippehne (Regierungsbezirk Frankfurt) fand die** Enthüllung eines Denkmals statt, welches zur Erinnerung an die Errettung eines Reitknechts Namens Hildebrandt, die durch den damaligen Lieutenant der Landwehrreiter, Otto v. Bismarck, erfolgte, errichtet worden ist. Das Denkmal ist ein Granitobelisk in einfacher, aber geschmackvoller Ausführung, welcher vorn ein Bronzemedaillon mit der erhaben heraustretenden Inschrift trägt: „Am 24. Juni 1842 rettete mit eigener Lebensgefahr aus dem Wendelsee der damalige Landwehrlieutenant Otto v. Bismarck, jetzt Fürst und Kanzler des deutschen Reiches, den Landwehrreiter Hildebrandt vom Tode des Ertrinkens." Auf der Rückseite stehen die Worte: „Errichtet im Jahre 1886."

Gestorben.

— Jules Malou, der bekannte Führer der ultramontanen Partei in Belgien, 76 Jahre alt, am 11. Juli, auf Woluwe in Brabant.

— Cäsar Willich, bekannter Münchener Maler, 63 Jahre alt, am 15. Juli, in München.

— August La Vigne, k. k. österreichischer Hofbildhauer, 79 Jahre alt, am 15. Juli, in Wien.

— Wilhelm Gottschalk, der letzte Lützower Jäger, am 17. Juli, in Herford.

— Walter Bühlemann, Stadtverordnetenvorsteher von Berlin, 47 Jahre alt, am 18. Juli, in Friedrichsroda.

— Friedrich Pfaff, Professor der Mineralogie in Erlangen, 61 Jahre alt, am 18. Juli, in Erlangen.

— Sigmund Ritter von Steingruber, Autorität auf dem Gebiete des Tarifwesens, 49 Jahre alt, am 20. Juli, in Reichenau (Oesterreich).

— Jens Peter Junggreen, Abgeordneter des ersten schleswig-holsteinischen Wahlbezirks (Apenrade-Hadersleben) zum Reichstag, am 20. Juli, in Kiel.

— Dr. Karl Adolf Gerhard von Zezschwitz, Professor der Theologie, Pädagogik und Didaktik in Erlangen, 60 Jahre alt, am 21. Juli, in Erlangen.

— Legationsrat Florian von Thielau, preußischer Gesandter in Weimar, 45 Jahre alt, am 21. Juli, in Weimar.

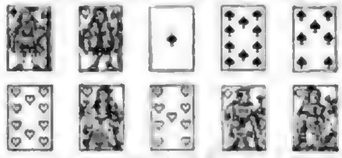
— Professor Karl von Piloty, Direktor der Münchener Kunstakademie, 59 Jahre alt, am 21. Juli, in München. (Porträt und biographische Notiz des Verstorbenen in Bd. 55, Jahrgang 1886, Nr. 1.)

Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Eirich.)

Aufgabe Nro. 21.
Skat.

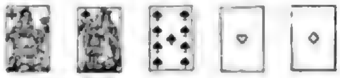
Mittelhand tournirt Treff-Aß und findet Coeur-Neun; nachdem Treff-Aß und Carreau-Zehn gedrückt sind, gewinnt sie mit folgenden Karten:



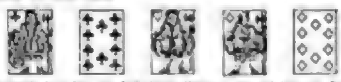
Sie verliert das Spiel jedoch, sobald Vorhand und Hinterhand ihre Plätze tauschen. Wie waren deren Karten vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 19:
Piquet.

Da Vorhand die Partie bereits gewonnen zu haben glaubte, war es klar, daß sie den Rummel, sechs Blatt in Pique und wahrscheinlich 14 Könige hatte; Hinterhand mußte darnach versuchen, sich Gewinne zu schaffen; sie legte deshalb



und nimmt an deren Stelle



auf; Vorhand sagt sich mit sechs Blatt Pique wohl auf 149, die Quint der Hinterhand in Carreau, die beiden Terzen in Treff und Coeur machen aber 21, so daß Hinterhand 151 zählt.

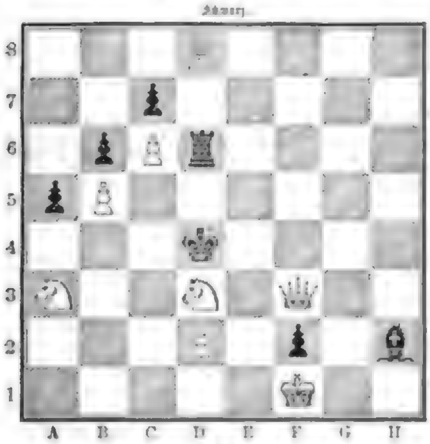
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 882.

Von Martin Andersen.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 878:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 2 — G 5	1) L. H 6 n. G 5.
2) D. D 7 n. D 6 †.	2) K. E 5 n. F 5 oder — E 4.
3) S. H 5 — G 3 oder D. D 6 — E 6 Matt.	
A)	
1)	1) L. H 6 n. F 5.
2) D. D 7 n. F 5 †.	2) K. E 5 — D 4.
3) D. F 5 — D 3 Matt.	
B)	
1)	1) K. E 5 — D 5.
2) D. D 7 — E 6 †.	2) K. D 5 n. E 6.
3) S. F 5 n. G 7 Matt.	
C)	
1)	1) T. G 1 — D 4.
2) D. D 7 — E 7 †.	2) K. E 5 — D 5.
3) S. F 5 — E 3 Matt.	
D)	
1)	1) L. G 2 — D 5.
2) D. D 7 n. D 6 †.	2) K. E 5 — E 4.
3) D. D 6 — F 4 Matt.	

(Auf 1) ... 1) anders; 2) D. D 7 — E 6 †, 2) K. E 5 n. E 6; 3) S. F 5 n. G 7 Matt.)

Schachbriefwechsel.

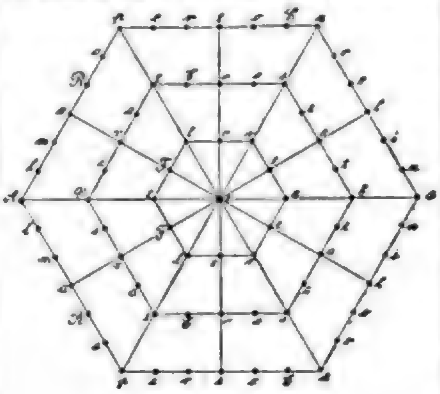
Hrn. Carl Tarf. In Nro. 369 nach 1) S. B 1 — D 2 †, K. C 4 — B 4, 2) T. C 6 — B 6 † folgt K. B 5 n. C 5. — Hauptm. v. L. in Ludwigslust. In derselben Aufgabe nach 1) S. B 1 — C 3, S. F 2 — D 3 †; 2) K. C 1 — D 2 hindert z. B. S. D 3 n. C 5 das sofortige Matt. Nro. 369, 370 und 374 R. — Nick N. in Neudissin. In Nro. 371 nach 1) T. D 6 n. D 7, K. I 7 n. E 6 führt 2) T. H 7 — H 3 nicht Matt, weil T. B 4 — G 4, selbst schachbietend, das Schach deckt. — Farmede in San Francisco. Nro. 370 R. Freundlichen Gruß. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Vos solutions de 369—371 sont justes. — Martha R. in Görsdorf. Nro. 374 R. Wenn in Nro. 369 Weiß 1) S. B 1 — C 3 spielt und Schwarz S. F 2 — D 3 † entwortet, kann nach 2) C 3 n. D 3 †, K. C 4 n. D 3 kein sofortiges Matt folgen. — W. T. in Hamburg. In Nro. 372 auf 1) L. H 7 — H 4 S. H 4 — G 7, 2) T. F 7 — F 2 folgt S. G 7 — H 5 †. Nro. 373 R. — L. K. in Gießen. Ihre Frage beantwortet ausführlich das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels“. Verlag von Ph. Reclam in Leipzig. Dritte Auflage. Preis 1 Mark. — Hrn. A. v. L. in Danzig. Die besten Dienste der angegebenen Art wird Ihnen die „Oesterreichische Lesehalle“ leisten, eine trefflich: Schachzeitung, die von Hermann Lehner in Wien vortrefflich redigirt wird. Das Jahresabonnement beträgt 3 Mark. Sie können das Blatt vom Herausgeber H. Lehner, Wien, Engelgasse 1, beziehen. — H. H. in Salzungen. In Nro. 371 nach 1) L. A 3 n. B 4 folgt z. B. K. E 7 — E 8. — W. T. in Hamburg. Nro. 368, 369 und 370 R. — Ludwigsluster Nachtrabe. Wir empfehlen Ihrem Onkel das Anweisung zur Erlernung des Vierschach. Dritte Auflage. Verlag von Veit & Co. in Leipzig. Nro. 372 und 373 R. — W. T. in Chemnitz. Nro. 369 R. — W. E. in Aachen. Nro. 369 R. Bitte jedoch Nro. 368 noch einmal zu prüfen. — L. Weh. in Corfu und Fr. Sch. in Ehrenbreitstein. Nro. 374 R. — R. R. in Speier. In Nro. 373 geschieht nach 1) L. A 4 n. B 3 z. B. C 8 — C 2. — J. B. in Hedewigenkoog. Nro. 370 und 371 R. — G. M. in Breslau. Wir theilen Ihnen mit, daß Herr M. Stellio in Trier, Brückenstraße 14, eine Korrespondenzpartie zu spielen wünscht.

Rätsel.

Magisches Sechseck.

Zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg.

Folgende Figur enthält 73 Buchstaben, welche drei konzentrische Sechsecke bilden. An die Stellen, welche diese Buchstaben einnehmen, sollen die 73 Zahlen von 162 bis 234 in einer solchen Anordnung gesetzt werden, daß das Gründungsjahr 1386 der Heidelberger Universität Ruperto Carolina sich zwölfmal als Summe von sieben Zahlen ergibt, nämlich erstens von den sieben Zahlen, die in jeder Seite (z. B. p, e, r, t, o, b, a) des äußersten Sechsecks stehen, zweitens von den sieben Zahlen, die in jedem zwei Gegenecken verbindenden Durchmesser (z. B. p, e, l, t, r, s, a) stehen, drittens von den sieben Zahlen, die in jeder die Mitte zweier Gegenseiten verbindenden Linie (z. B. t, r, o, t, e, r, t) stehen. Ebenso wie 1386 aus dem äußersten Sechseck, so soll auch zwölfmal 990 aus dem mittleren und 594 aus dem innersten Sechseck als Summe erscheinen.



Rösselsprung Nro. 9.

ich	fiel	du	tuß	zu	füſ-	ders	wohl
wenn	sel	dich	ich	ent-	ein	ihrer	je
mir	thü-	fer	ſpiel	zum	fliß	gen	thü-
trock	und	herz	le	ho-	ſeit	nicht	wir
auſt	bei-	ſo	wohl	o	dich	einſt	mich
ſchmerz	ſe	einſt	ich	wa	ein	taß	aus
hu's	luſt	gen	laß	lem	wa	ſo	herz
ſo-	ſil	daß	ein	bitt'	s	vol-	ein

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 945:

Herz.

Silbenrätsel.

3 Freund, wirf von dir allen Kummer,
1, 2 und trachte ganz ein starker Mann zu sein.
Das Leben ist so kurz, dann kommt der ew'ge Schlummer,
Drum mache dir nicht selbst auf dieser Erde Pein.
4 lasse dich vom Schicksal niederdrücken,
Such' in der Liebe Armen wieder deine Ruh',
Ein holdes Weib kann wieder dich beglücken,
Wenn sie 1, 2, 3, 4 dir ruft zu.

Bilderrätsel 45.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 945:

Halte Sie des Blatt a Mez, am End is des Ihne. Ah, laß mi mal sehe, Peter.

Briefmappe.

E. in G. Wegen Uebermaß an Material dieser Art dankend zurückgelegt. — Für den Augenblick können wir nach dieser Richtung hin keine Verpflichtung übernehmen.

V. K. in G. Da schaffen Sie sich doch lieber gleich französische Caninchen an; die haben von Natur schon Schlappohren.

Richard M. in St. P. Von einem diesbezüglichen Aberglauben ist uns nichts bekannt.

R. L. in Norderney. Den Text des Schubert'schen Liedes: „Am Meere“ („Das Meer erglänzte weit hinaus“ u.) finden Sie in Heine's Buch der Lieder.

Architekt L. H. in Kairo. Besten Dank, würde aber im gegenwärtigen Augenblick für unsere Raumverhältnisse zu weit führen.

Ein Musikfreund und Abonnent in E. Durch die Preisherabsetzung von „Schuberts Müllerliedern“, Musterer Prachtausgabe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von ℳ 12 auf nur ℳ 4 für das elegant kartonirte Exemplar können Sie dieses Werk sehr wohlfeil für Ihre Privatbibliothek erwerben; Sie müssen aber Ihre Bestellung bald aufgeben, weil der Vorrat von dem Prachtwerke nur noch ein sehr geringer ist.

G. S. in Vom Jesus am Congo, Loanda, Angola (Westküste von Afrika). Wenn für Briefe, die von dort nach Deutschland gehen, ein doppelt so hohes Porto erhoben wird als für die von Deutschland Ihnen zugehenden, die dem Einheitssatz des Weltpostvereins (20 Pfennig) unterliegen, so ist das ohne Frage auf eine Verfügung der dortigen Behörde zurückzuführen, die sie mit die Erklärung nicht anzugeben vermögen.

Nicolai S. in Riga. Adresse zur Zeit uns unbekannt.

Sportsmirzl. Es gibt wohl Mittel, das Wachstum von Pflanzen zu befördern, aber ein Mittel zur Beförderung des menschlichen Wachstums ist leider noch nicht erfunden.

Dr. L. M. Dazu gehören nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge einflußreiche persönliche Verbindungen. Da Ihnen solche im betreffenden Falle, wie wir aus Ihrer Anfrage schließen müssen, nicht zur Verfügung stehen, können wir Ihnen eine Kandidatur in keiner Weise empfehlen.

Gretelein. Nein; denn dazu gehören, wie Sie ja die Erfahrung an dem angeführten Beispiel selbst lehrt, so und so viel Jahrhunderte. Unbilligend ferner wir uns Ihrer Verse ferner. Eine großartige Schilderung zu bewundern können, heißt, ihrem Verständnis zum mindesten nahe gerückt sein. Hinsichtlich Ihres Gedichtes in den lieblichen Berglergeschichten möchten wir Sie wohl beim Wort nehmen.

Baron v. Z. in Dr. Ihre Wünsche betreffs Abbildungen der bayr. Königsschlösser sind inzwischen von uns bereits vollständig erfüllt: In zwei früheren Nummern zeigen Ihnen das prächtige Schloß Linderhof; Schloß Berg gaben wir vor 4 Wochen in Nro. 40, Neuschwanstein und Herrenchiemsee in Bd. 54, Nro. 29 und 31, Hohenschwangau in Bd. 52, Nro. 28.

H. B., K. H., F. K. und L. B. in Br. Wir haben schon unzähligemale wiederholt, daß wir auf Handschriftendeutung uns längst nicht mehr einlassen.

Hrn. Leop. V. in R. Der Jahrgang 1879 unseres Journals ist nicht mehr zu haben, derselbe ist gänzlich ausverkauft. Dagegen steht Ihnen vom Jahrgang 1880 noch ein Exemplar zum ermäßigten Preise von ℳ 5 broschirt zur Verfügung; es ist das der Vorzugspreis, auf den Sie als Abonnent unseres Journals ein Anrecht haben.

Vergißmeinnicht. Es liegen uns zur Zeit verschiedene Aufzeichnungen über die Briefmarkensprache vor, die bekanntlich darin besteht, daß der Stellung, welche die Marke auf dem Couvert einnimmt, eine gewisse Bedeutung untergeschoben wird. Diese Aufzeichnungen weichen indes in manchen Deutungen merklich, bisweilen sogar diametral, von einander ab. Verhältnismäßig am meisten Spielraum scheint uns in nachstehender Anordnung zu sein. Die Marke bezeichnet: Rechts oben aufrecht: „Ich wünsche deine Freundschaft“; schräg: „Schreibe sofort“; verkehrt: „Schreibe nicht mehr“; quer nach innen: „Die Hindernisse sind beseitigt“; quer nach außen: „Liebe du mich!“ — Links oben aufrecht: „Ich liebe dich“; verkehrt: „Ich hasse dich“; quer nach innen: „Grüß Gott, Liebchen“; nach außen: „Mein Herz gehört einem andern“. — Links unten aufrecht: „Treue findet ihren Lohn“; verkehrt: „Du hast dich durch Kränkung beleidigt“; quer nach außen: „Ich wünsche Ihre nähere Bekanntschaft“; nach innen: „Laß mich allein in meinem Schmerz!“ — Rechts unten aufrecht: „Deine Liebe macht mich glücklich“; verkehrt: „O du Treuloser!“; schräg: „Halte um meine Hand an“; quer nach außen: „Meine Angehörigen willigen ein“; nach innen: „Meine Angehörigen willigen nicht ein“. — Mitte der rechten Seite (also etwa in gleicher Linie mit dem Familiennamen) aufrecht: „Nimm meine Liebe an“; verkehrt: „Ich bin vergeben“; quer nach innen: „Ich sehne mich, dich zu sehen“; nach außen: „Bleibe treu“. — Mitte des obern Randes aufrecht: „Ja“; verkehrt: „Nein“; quer nach links: „Ich komme“; nach rechts: „Ich kann nicht kommen“. — Mitte des untern Randes aufrecht: „Krank“; verkehrt: „Wird besser“; quer nach links: „Ich verreise“; nach rechts: „An der Schwelle des Todes“. — So weit haben wir die verschiedenen Angaben nach Möglichkeit unter einen Hut zu bringen versucht, aber, wie gesagt, es fehlt innerhalb dieser Angaben nicht an Widersprüchen, und nur ein kleinerer Teil der Deutungen findet in allen Schemata gleichmäßig wieder.

Digitized by Google

R. in R. 1) Gewiß lebst sich das. — 2) In allen größeren Städten, namentlich in solchen mit blühender Industrie, da der größere Gewerbebetrieb die meisten offenen Stellen dieser Art zu bieten pflegt.

J. K. R. in O. Wir werden das gern prüfen.

Edelweiß. Besten Dank!

E. U. in Orsova. Compagnia Venezia-Murano in Murano bei Venedig.

Radfahrerklub Mayen. Nur Gewohnheiten von Beruf produziren sich bis jetzt auf [illegible] Velocipeden, die über eine Verwendung in der Kinderstube wohl kaum hinaus kommen können.

L. F. in R. „In einsamer Nacht" enthält die Keime zu einem guten lyrischen Gedicht, doch sind dieselben noch nicht zur Reife gelangt.

Abonnent in Billerbeck. Wir verweisen Sie auf die Broschüre: „Die deutsche Ehrenpflicht" von Otto Sucher (Leipzig, M. Ruhl), durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Eifriger Leser in Magdeburg. Das ist ein historischer Stoff, den in erzählender oder dramatischer Form zu behandeln jedem Autor freisteht. — Meinen Sie nicht vielleicht das Trauerspiel „Tomlinson" von Otto Gumke, das einen verwandten geschichtlichen Stoff zur Grundlage hat?

J. G. in Tulcea (Neu-Rumänien). Fragen Sie bei Antiquar Gerschel in Stuttgart an.

H. B. in G. Vermuthlich kann der Hund unter solchen Umständen nicht wohl sein; im Uebrigen müssen wir Sie mit Ihrem Anliegen an einen Thierarzt verweisen.

L. von B., Schloß H. Verbindlichen Dank!

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Henriette Halbling-Tschudy in Zürich (4). Anna von der Glocke in Hannover. Maul & Co. in Herdecke a. d. Ruhr. Victoria Pürl in Prag (3). „Enttäuschter Veilchenduft" in Schwaben. Alfred Bättmer in Arrdsmühle (2). G. und D. Nordamiton in Lublin. Charlotte Schreck in Stuttgart. Joh. U. Stappel in Duisburg. Kanadwein in L. Th. Zwetzinger in Lüttringhausen. A. Aswing in Göttingen. Marie vom Umlebrade in Siegen. Bertha Martin in Wien. Marie Gelsermann in Hannover. Anna Emanuel in Prag (2). Georg Lomer in Boriginer (2). (Nos zu viel Verrat.) „Der kleine Mons" in Hamburg. Nina Tschirpan und Rosa Hinterecke in Wiener-Neustadt (2). Fritz Entemann in Altona i. W. Hedwig Olga Richter in Commerveld. Selma Tschirpek in Lund. „Jünger des Neptun" in Charlottenb. Sigmund Brandt in Bamberg. Onkel Jo-Jo in Hamburg. Mathematikus in Planitz. (Ganz richtig.)

Gesundheitspflege.

Bertha Schmidt in Berlin. Der Gebrauch des Kummerfeldischen Waschwassers bei Mitessern und so weiter ist so lange fortzusetzen, als dieselben vorhanden sind, zur Abwechslung kann auch Ichthyolseife versucht werden.

Ein treuer Abonnent in B. Ein chronischer Rachenkatarrh, welcher durch Gurgeln und Pinseln nicht gebessert wird, erfordert eine energischere örtliche Behandlung, welche jedoch nur von einem Arzte ausgeführt werden kann. Wenn Sie eine Brunnenkur unternehmen wollen, so empfehlen wir in erster Linie Ems, dann Reinerz, Langenbrücken, Oberfalzbrunn, Kissingen, Weilbach, unter Umständen auch Kissingen, Salzungen und so weiter.

J. K. in Wien. 1) Nein. 2) und 3) Ja. 4) Wenn eine Herzvergrößerung nicht zu bedeutend und wesentlich nicht mit schwereren Klappenfehlern oder dergleichen kompliziert ist, kann ein Alter von 60 Jahren oder auch darüber wohl erreicht werden. 5) Für den Laien passende derartige Bücher gibt es nicht. 6) Beim raschen Gehen schlägt auch ein gesundes Herz schneller.

Brennessel in D. Die Zusammensetzung dieses Mittels ist uns unbekannt, auch konnten wir dieselbe nicht erfahren. Wir halten es für nothwendig, Ihnen, sowohl beim Kauf als besonders bei der Anwendung desselben vorsichtig zu sein, da derartige Geheimmittel die angepriesenen Wirkungen in der Regel nicht besitzen und noch dazu im Verhältniß zu ihrem wahren Werth unverschämt theuer sind. Es ist eben daher hauptsächlich auf den Geldbeutel Leichtgläubiger abgesehen.

Niobolonensis. 1) Bei der Frage, ob dieses Leiden heilbar ist, kommt es besonders auf die Ursache und den Grad desselben an, erst dann läßt sich die Frage entscheiden, ebenso auch das Mittel. Beides ist Sache eines Arztes. 2) Ein für den Laien nützliches Werk dieser Art gibt es nicht. Wir warnen Sie sogar eindringlich vor allen angebotenen derartigen Broschüren.

A. K. in Julfen. Versuchen Sie gegen die Schuppenbildung auf dem Kopfe Waschungen mit Schwefelseife und warmem Wasser, oder mit einer zweiprozentigen wässerigen Resorcinlösung, zweimal täglich.

Treuer Anhänger von „Ueber Land und Meer" in Lemberg. Ueber Bettnässen können wir Ihnen keinen Rat ertheilen, da es dafür keinen gibt.

D. in Lübben. Ohne genaue ärztliche Untersuchung läßt sich über die Natur des Leidens Ihres siebenzigjährigen Vaters nichts Bestimmtes aussprechen, doch dürfte dasselbe einer Linderung wohl fähig sein. In welcher Weise, wird der behandelnde Arzt nach Feststellung desselben angegeben müssen. Die zweite Frage ist unter diesen Umständen zu bejahen.

U. K. Künstliche Chemisch [illegible] Dr. Karl Gerke in Amsterdam verfertigen.

Georg G. in Velzen. Morgens um 5 Uhr zu baden, ist nicht schädlich, dagegen ist eine Temperatur des Wassers von nur 12° R. doch zu niedrig, um das Bad noch angenehm zu machen; letzteres ist nach unserer Ansicht erst bei 17° R. der Fall. Im Wasser bleiben kann man so lange verbleiben, als es einem behaglich ist.

L. J. in L. Gegen kräftige Nahrung bei Kindern nach der Entwöhnungsperiode ist an und für sich nichts einzuwenden, nur darf sie nicht ausschließlich verabreicht werden, da bei nur einigermaßen vorhandener Anlage zu Skrofeln ein Ausbruch dieser Krankheit entschieden begünstigt wird. Dagegen mit anderen Nahrungsmitteln gemischt, kann diese Ernährungsweise wohl angewendet werden.

Abonnentin in Meran. Das Recoarowasser (Recoaro ist ein Ort in Südtirol) ist ein stark eisenhaltiges Wasser und wird versandt; bei Bleichsucht und verwandten Fällen es angewendet. Zu bekommen dürfte dasselbe wohl in jeder Apotheke oder größeren Mineralwasserhandlung sein.

Julius Schr. in Ochtrup (Westfalen). J. K. W. in Mannheim. Ohne persönliche Untersuchung oder Behandlung ist hier kein Rat zu ertheilen.

M. B. Ob eine Kur mit Dürkheimer Mutterlauge bei Ihrem Leiden einen dauernden Erfolg haben wird, läßt sich von vorneherein nicht sagen, doch dürfte dieselbe jedenfalls von Nutzen sein. Sie müßten im ungefähr circa 25 bis 30 Bäder nehmen, nicht gerade jeden Tag, sondern einen Tag um den andern. Zu einem Bad werden 3 Pfund Mutterlauge genommen. Die Dauer eines solchen soll sich auf 10 bis 15 Minuten erstrecken und die Temperatur circa 15° R. betragen.

Dr. F. Nachdem gegen den juckenden Hautausschlag (Prurigo) schon verschiedene Mittel ohne Erfolg versucht worden, raten wir noch einen Versuch mit Ichthyol zu machen. Dasselbe wird, mit gleichen Teilen gekochten Wassers verdünnt, nachdem das Kind warm gebadet und sanft abgetrocknet wurde, am ganzen Körper morgens und abends aufgepinselt und zwar mit besonderer Berücksichtigung der am meisten juckenden Stellen, und außerdem werden noch von derselben Lösung dreimal täglich 3 bis 10 Tropfen innerlich in einem Löffel Wasser dargereicht. (Wir ersuchen um Mitteilung über den Erfolg.)

Schleswig-Holstein. Wenn es sich nur um einen Nasenschnupfen handelt, das heißt, wenn keine Polypen, Geschwüre und so weiter in der Nase vorhanden sind, so kann durch eine lauwarme Nasendouche mit zweiprozentiger Kochsalzlösung eine Besserung desselben erreicht werden. Ist dies aber nicht der Fall, so ist eine energischere, örtliche Behandlung nötig, welche jedoch nur nach vorheriger genauer Untersuchung und Aufklärung der Ursache durch einen Arzt ausgeführt werden kann. Wir halten es überhaupt für gut, die Nase untersuchen zu lassen, bevor Sie eigenmächtig etwas unternehmen. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ungaria, Novelle aus der Spätrenaissance, von August Schröder. — Frauenschönheit, Reflexionen von Hugo Rosenthal-Bonin. — Polnische Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege auf eine Furt wartend. — Am Strande, von Karl Koldisch. — Nelegrosse, von E. Fedrow. — Zur Gesundheitspolizei, von Hugo von Kabowitz. — Skizzen aus dem indischen Archipel. Palembang auf Sumatra von E. Lux. — Auf der Treuttichau, Novelle von Gregor Samarow, Fortsetzung. — Die akademische Jubiläums-Ausstellung in Berlin. V. Aus der Münchener Schule, zweite Reihe; von Otto Baisch. — Das große Militärwaisenhaus in Potsdam, von V. H. — Notizblätter. — Kartenspiele. — Schach. — Rätsel. Magisches Erkled, zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg; Rösselsprung Nro. 9, Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 945, Silbenrätsel, Bilderrätsel 45; Auflösung des Bilderrätsels Seite 945. — Briefmappe.

Illustrationen: Polnische Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege, nach einem Gemälde von Wladislaw Czerner. — Am Strande, von Ralph Klein. — Von der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Ein Gewaltsmarsch. Gemälde von W. Gentz. — Skizzen aus dem indischen Archipel. Palembang auf Sumatra, sieben Bilder. — Vom Militärwaisenhaus in Potsdam, von G. Krickel. — Die Dichter, von E. A. Fischer-Cörlin.

Einladung zum Abonnement

auf die

Illustrirte Welt.

Deutsches Familienbuch.

Fünfunddreißigster Jahrgang. 1887.

Alle 14 Tage ein reich illustrirtes Heft von je 3 Bogen größt Folio.
Preis des Heftes nur 30 Pfennig.

Jeder Familie können wir die „Illustrirte Welt" als vorzüglich redigirtes und künstlerisch glänzend ausgestattetes Familienblatt, als eines der verbreitetsten und beliebtesten Unterhaltungs-Journale warm empfehlen.

Abonnements auf den Jahrgang 1887 der „Illustrirten Welt" nehmen **alle Buchhandlungen** wie auch **sämtliche Postämter jederzeit** entgegen.

Das **erste** Heft liegt in jeder Buchhandlung zur Einsichtnahme auf und wird auch von derselben auf Verlangen zur Ansicht ins Haus gesandt.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes,
dem ein typographisches Kunstblatt, in zehn Farben hergestellt, beigegeben ist:

Text: **Der Oberförster von Margrabowa.** Roman von Adolf Streckfuß. — Aus der Grafschaft Glatz. Von Ludwig Eversang. — Ottonenthum, ein Reisebild vom Mittelrhein. [illegible] Von Rudolf Hertl. — **Nummer 97.** Roman von A. Tacey-Mariat. — Wohnungsnoth in Berlin. Von Paul Lindenberg. — Die Vögel und der Heuernte[illegible]. Von Moritz Lilie. — Staatspende. — Ein furchtbarer Zweikampf. — **Minka, der Hasar.** Novelle von George Max. — Rubens vor Maria von Medici. — Dr. Bernhard v. Gudden. — Partie aus dem Gunstthal (Oberösterreich). — Die Gotthardschulbeisetzer in der Schweiz. — Die Prachtbauten König Ludwigs II. von Bayern. — Ursprung verschiedener Worte und Redensarten. Von V. Arbinkal. — Herbstblätter. — **Die Entstehung und Verhütung der Infektionskrankheiten.** Von Dr. August Tiel, Oberstabsarzt 1. Klasse in Hannover. — Auf das junge Volk. — Albumblatt. — Die letzte Ehre. — Kunstreisende Spinnen. — Die „goldene Rose". — Aus Natur und Leben. — Monatlicher Gartenkalender: August. — Humoristische Blätter. — Aus allen Gebieten. — Bilderrätsel. — Schach. — Rätsel, Silbenrätsel-Kryptogramm von Kobi von Weissenhagen. — Rätsel. Von A. Wuter-Saalfeld. — Königsmarsch. — **Kleine Korrespondenz.** — Neuerscheinungen. — Tageschronik auf dem Umschlag.

Illustrationen: Ein furchtbarer Zweikampf. Nach einem Gemälde von Professor Lange [illegible]. — Bilder aus der Grafschaft Glatz. Nach photographischen Aufnahmen von J. Köhler in Bad Landeck und A. Geiger in Habelschwerdt. — Eine magnetische Soiree. Nach einer Skizze von A. Lormann. — Schloß Linderhof. Nach einer für König Ludwig II. von Professor H. Breling ausgeführten Aquarelle. — Die Gotthardsbahnheifer in der Schweiz: Heimkehr vom Schlachtfelde. Zeichnung von A. Jaunlin. — Herbstblumen. Gemälde von G. A. Kolb. — Ein Wohnungswechsel in Berlin. Originalzeichnung von W. Geißler. — Dr. Bernhard v. Gudden, Obermedizinalrat. — Rubens vor Maria von Medici. Nach einem Gemälde von Ed. Hamman. — Partie aus dem Gunstthal. Originalzeichnung von R. Hellmann. — Schloß Herrenchiemsee. Nach einer Skizze von Emil Beer. — Unsere Rekruten in Kamerun. Originalzeichnung von G. Hojang. — Die letzte Ehre. Nach einem Gemälde von L. Alma-Tadema.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schillers Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Fischer.

Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.

Dritte Auflage. Vier Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 48 Mark.
Um die Anschaffung dieses Prachtwerkes zu erleichtern, kann dasselbe auch nach und nach in 65 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden.
Diese schönste aller Schiller-Ausgaben bildet eine der geeignetsten und prächtigsten Festgaben, welche der reiferen Jugend geboten werden können.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

„Monopol-Seide"

— ganz gekocht — auf Lyoner Stühlen gewoben —

[illegible]

G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste Italienische Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste was die heutige Seiden-Industrie mit allen Errungenschaften der Technik zu Tage irgend geben kann. —

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden mètre eingedruckt ist: G. HENNEBERGS „MONOPOL"

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten

Qual. 1 — 52 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 56 c/m. br.	Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
Mk. 4.90 ob. fl. 2.25 ö. W.	Mk. 5.90 ob. fl. 2.95 ö. W.	Mk. 6.90 ob. fl. 3.45 ö. W.	Mk. 7.50 ob. fl. 3.10 ö. W.	Mk. 9.05 ob. fl. 3.50 ö. W.	Mk. 10.35 ob. fl. 6.75 ö. W. per mètre.

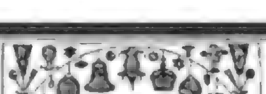
porto- und zollfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu Diensten.

Roben- und Stückmuster nur direkt zu beziehen von

G. Hennebergs
Seidenstoff-Fabrik-Depot,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant

Zürich. 4011

Echte Briefmarken
[illegible] Katalog (3000 Preise seltenster Marken) 35 Pf. Neue 3 Monaco 15 Pf., 8 Bulgarien 40 Pf., 14 Brasilien 30 Pf., 10 Japan 50 Pf. (alle verschieden). Porto extra. Sammelalben in grosser Auswahl. (499)
Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 (gegr. 1864).



[illegible] Papierlaternen [illegible] Cotillon- u. Karnevalsgegenständen. Seidke & Benedictus, Dresden.

Stadtebilder und Landschaften aus aller Welt.
Verlag von Caesar Schmidt in Zürich und vorrätig in allen Buchhandlungen. [illegible] Nr. 1/2. München. Nr. [illegible] Nürnberg. Nr. [illegible] Dresden u. d. sächs. Schweiz. Nr. 1/6. Stuttgart u. Cannstatt. Nr. [illegible] Frankfurt a. M. Nr. 10/12. Mainz bis Köln. Nr. 13/16. Berlin. Nr. 17/18. Potsdam. Nr. 21. Hannover. Nr. 22. Kassel u. Wilhelmshöhe. Nr. 23. Würzburg. Nr. 24/25. Hamburg. — [illegible] Aachen, Wien, Salzburg, Bozen.

Lebensgrosse Portraits

in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. [illegible] Prospecte frei. [illegible] C. HÜMMEL, [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]
Thematischer Leitfaden durch die Musik von Richard Wagner's
PARSIFAL.
Von Hans von Wolzogen.
Mit 50 Notenbeispielen. Preis 2 Mark. Nebst einem Vorwort über den sagenstoff [illegible]
[illegible] Thematischer Leitfaden zu
Tristan u. Isolde
Mit vielen Notenbeispielen. [illegible]

Zu haben in jeder Buch- und Musikhandlung. Verlag von Feodor Reinboth in Leipzig.

An „Hochgebirgssee" [illegible]

[illegible]
Galanthomme,
der Gesellschafter, wie er sein soll.
Enthält 30 Anweisungen für das gesellschaftliche Leben [illegible] — Ferner 30 Liebesbriefe, 25 Gesellschaftsspiele, 20 komische Vorträge, 10 Anekdoten und 60 Toaste. [illegible] Schuster, [illegible] Auflage. — Preis 2 M. 50 Pf. [illegible] Gernitz' Buchhandlung in Quedlinburg.

Patente
besorgt u. verwerthet in allen Ländern.
Alfred Lorentz [illegible] Berlin [illegible]

Pianinos [illegible] Fabrik Weidenslaufer, Berlin SW.

Digitized by Google

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Allegoria.

Novelle aus der Spätrenaissance

von

August Schricker.

(Fortsetzung.)

Von nun an begann ein geheimer Krieg zwischen dem Holländer und dem Spanier, in welchem Wind und Sonne zu ungleich verteilt waren.

Graf Ludolf war kalt berechnend, rücksichtslos bis zur Gemeinheit. Don Alonzo litt an Einbildungen, sah bald alles gewonnen, dann wieder alles verloren, und hätte sich lieber töten lassen als auch nur einmal gegen die Gesetze der Ehre zu handeln. Ludolf bestach die Dienerschaft, von den Kammerzofen und der Haushofmeisterin bis hinab zum letzten Stall- und Gartenjungen. Sein Gegner war gewöhnt, beim Abschied aus einem Hause, in dem er Gastfreundschaft genossen hatte, glänzende Trinkgelder an die Dienerschaft zu geben. Die Zumutung aber, Domestiken zu beschenken, um sie sich geneigt zu machen und um dort, wo er liebte, vorwärts zu kommen, wäre ihm als eine so niederträchtige und abscheuliche erschienen, daß er sie wie eine Beleidigung bestraft hätte.

Zudem konnte weder er noch sein Diener hinlänglich holländisch und deutsch. Er konnte spanisch und französisch, aber das half ihm nur bei den Damen, nicht bei der Dienerschaft.

Bald war es ihm, als ob er überall, wohin er trete, von den Maschen einer Verschwörung umgeben sei. Das trug nicht dazu bei, ihn ruhiger und sicherer zu machen, und seine Unruhe und Reizbarkeit stach wiederum bedenklich ab von der stolzen Haltung seines Nebenbuhlers.

Wenn dieser mit dreiviertels geschlossenen Augenlidern bei den Damen stand und in den markirten Zügen des glatten Gesichts nur selten den Reflex der inneren Vorgänge erscheinen ließ, so sah man dem Spanier, der mit nervösen Fingern an seinem Spitzbarte zupfte, augenblicklich an, was er dachte und empfand, daß er jetzt unendlich glücklich war über ein Kompliment der jungen Gräfin und dann wieder verstimmt und fast verzweifelt über einen gar nicht so boshaft gemeinten Witz, mit dem sie eines der glühenden Bilder seiner Reden, die an die leidenschaftliche Poesie Spaniens erinnerten, zurückwies.

Auch ihm gegenüber hielt man es fest, ihn ebenso wie den Grafen Ludolf jedesmal besonders in das Schloß und zu den Ausflügen einzuladen.

Ein Mittel, diesen strengen Willen der Damen zu durchkreuzen, fand sich darin, daß die beiden Kavaliere ihr ganzes Augenmerk darauf richteten, zu erfahren, wohin die Ausflüge gemacht wurden, zu denen sie selbst aus irgend einem Grunde der gesellschaftlichen Konvenienz oder der Laune nicht aufgefordert worden waren.

So waren die Kavaliere einmal anderthalb Tage ohne Einladung von den Damen geblieben. Am ersten Tage hatten diese einen zeremoniellen Besuch auf dem benachbarten Schlosse des Freiherrn von Bilang gemacht; für den andern Tag hatten sie einen Besuch in einem Frauenkloster verabredet, und auch zu diesem konnten die Kavaliere füglich nicht mitgenommen werden.

Als es Ludolf gemeldet ward, daß die Damen den ganzen Tag über abwesend sein würden, ging er in das Schloß, um zu erfahren, wohin der Zug gegangen sei und welcher Rückweg genommen werden würde.

Kaum war die Unterhaltung mit der Haushofmeisterin in der großen Kolonnade vor dem Prachtzimmer des ersten Stockes beendigt, als er die Sporen seines verhaßten Gegners auf der Steintreppe hörte. Dieser kam herauf ohne Ahnung, daß Graf Ludolf im Schlosse sei, der nun kaum Zeit hatte, sich hinter die mächtigen Postamente zweier Marmorsäulen zu stellen. Er lachte in sich hinein über das Radebrechen des Spaniers und die verschmitzt ausweichenden Antworten der alten Portiunkula.

„Sie wissen gar nix, gar nix von die Damen?“

„Gar nix,“ erwiderte Portiunkula treuherzig.

Der Betrogene wandte sich ärgerlich zum Rückzug, und als er einige Stufen hinab und Graf Ludolf

Truppeneinzug zur Zeit Friedrichs des Großen. Nach einer gleichzeitigen Radirung von G. F. Schmidt.

Digitized by Google

aus seinem Versteck hervorgetreten war, zog Portiunkula einen grünen Beutel aus der Tasche, hielt ihn mit der linken Hand hoch, zeigte mit der Rechten auf seinen leeren Boden, kniff die Lider des fehlenden Auges noch stärker zusammen und grinste dem Abgehenden nach.

Diese beziehungsreiche Bewegung verhöhnte den Spanier und erinnerte den Holländer an seine Pflicht. Er gedachte auch derselben, nahm einige Dukaten aus seiner Tasche, griff nach dem grünen Beutel und legte die Münzen in denselben, den er dann stolz dem gierig blickenden Weibe zurückgab.

Indes der Spanier unruhig und verstimmt im Walde umherritt, dann zu Hause ein Buch in die Hand nahm, um es wieder wegzuwerfen, auf der Laute klimperte, um sie wieder in die Ecke zu stellen, verfolgte Ludolf, über „den Windbeutel" triumphirend, die Straße, die nach dem entlegenen Kloster führte, und Alonzo mußte erfahren, daß der Holländer an der Seite der Damen bis vor das Schloß geritten sei.

Für Ludolf freilich waren diese und ähnliche „glückliche Zufälle", wie er es nannte, kein Glück, denn Adrienne fühlte sich von ihrer Umgebung überwacht und verraten, trug ihr Mißbehagen auf den Freier über, ja, ihr weibliches Gefühl stellte sich mehr und mehr auf die Seite des Ueberlisteten.

Oft wandelte sie nun mit ihm allein zwischen dem dichten Laubgehege des Parks oder den farbigen Beeten; dann ging ein sympathischer Zug durch die Reden beider. Nur selten indes blieben sie ungestört. Und in der Gesellschaft kam es bisweilen wie ein dämonischer Mutwille über sie. Hier neckte sie ihn unbarmherzig, unbarmherziger, als sie wollte. Schwebte er jetzt in allen Himmeln, so schien ihm bald darauf jede Hoffnung entschwunden. Oft sehnte er verzweifelnd einen Brief, der ihn abrufen sollte, herbei, und wagte doch nicht, selbst den Entschluß der Abreise zu fassen; oft wiederum lebte er in banger Furcht, eine Botschaft von Brüssel möge ihn seiner süßen Qual entreißen.

Die Art, wie sich die durch Portiunkula aufgehetzte Dienerschaft betrug, ließ ihn nur eine vortreffliche Erziehung und sein Stolz hinnehmen, ohne bei den Damen des Hauses Klage zu stellen. Portiunkula spann in den unteren Räumen des Hauses, in Küche, Wäsche-, Vorratskammern, Ställen eine förmliche Verschwörung gegen den Spanier, und ihr bestes Werkzeug war auch hier der kleine Goswyn, ein rundes, hübsches, blondes Bürschchen, das in seinem Wams mit den blauweißen Puffen und dem Baret auf dem gekrausten Haar allerliebst aussah, aber vom Scheitel bis zur Sohle ein listiges Teufelchen war.

Eines Abends hatte Alonzo den Damen feurig von den Herrlichkeiten seines Heimatlandes erzählt und geschildert, wie wunderbar es sei, wenn durch die Nacht die Guitarre erklinge und süße Worte auf den Flügeln der Melodie aufwärts stiegen zu den Gittern der Damen.

Scherzend hatte sich Adrienne von ihm solch ein Ständchen erbeten, und in derselben Nacht kletterte er bei dem schwachen Scheine des untergehenden Mondes über die Mauer des Parks, um auf der Terrasse vor dem Schloß eines der zierlichsten Seguidillas zu singen. Kaum hatte er die erste Strophe beendet und schaute schwärmerisch aufwärts, wo die Fenster klirrten, als die Wolfshunde aus dem anstoßenden Gemüsegarten durch den Zaun brachen und sich in seinen Degen und in den Josés, des Dieners, stürzten.

Es stand ihm trotz aller Entschuldigungen fest, daß auch diese Bosheit von Portiunkula und Goswyn angerichtet sei. An Ludolf konnte er noch immer nicht denken, so wenig angenehm auch das Verhältnis zu ihm sich allmälich gestaltet hatte.

Am andern Morgen wurden die beiden Kavaliere in das Schloß zu einem Festmahl geladen; es war der Geburtstag Edithas.

Für Alonzo waren der Einladung freundliche Worte beigefügt, die das Unglück der vorhergehenden Nacht beklagten und ihm erlaubten, früher zu kommen und die Gräfin im Irrgarten aufzusuchen.

Goswyn hatte den Befehl erhalten, den Gast durch das Labyrinth zu geleiten. Alonzo merkte wohl, daß dieser auf dem Wege noch hinter seinem Rücken von Portiunkula einen raschen Auftrag empfing. Im Irrgarten angekommen, ging der Page vier der Kreise rüstig und schweigsam voran. Plötzlich blieb er stehen. „Verzählt, verzählt! — Es heißt drei — eins — fünf! Richtig, richtig, drei, eins, fünf." Sie gingen einen Kreis zurück, dann, quer einen durchschneidend, kamen sie in den fünften. — „Nun ist's gut, nun werden wir's bald haben." Nach kurzer Zeit blieb er stehen, wieder hatte er sich geirrt, wieder mußten sie zurück, und plötzlich bemerkte Alonzo an einer auffallenden Astbildung, die er seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, daß ihn Goswyn in der Irre herumführe.

Er wurde ungeduldig und heftig; Goswyn versicherte, mit lebhaften Geberden nach der Stirn weisend, daß ihm die Algebra der Pfade vollständig abhanden gekommen sei.

Nun griff Alonzo ruhig nach der Halskrause des Kleinen und ließ die Rechte unheildrohend über seinem Haupte und den zarten rosigen Wangen schweben, indem er ihm, ausholend, zurief: „Schnell voran — oder!"

In diesem Augenblick rauschte ein Kleid, Farben wurden durch das Netz von Aesten sichtbar, Goswyn hob die Augen flehend, die Hände bittend zu Alonzo, dieser ließ ihn fahren, eben als Adrienne an dem Bogen des Ganges erschien.

„Ich danke Euch, Don Alonzo, daß Ihr gekommen seid, mich an meine Hausfrauenpflichten zu mahnen; ich war ganz versunken in dies wunderbare Buch da, das Euer Papst geschrieben," sagte sie freundlich lächelnd, ihm die Fingerspitzen zum Kusse reichend, indes er ihr ein dünnes, hohes Buch, das in blaue Seide mit Silber gebunden war, abnahm.

Sie sprachen über das neue Buch, dessen eine Seite lateinisch war, während die andere Seite die holländische Uebersetzung mit wundersamen Holzschnitten trug. Alonzo ließ sich das einfache Geheimnis des Irrgartens lehren, ohne von der Nichtswürdigkeit des Pagen zu erzählen, und merkte, so sehr er an den Augen und Lippen Adriennens hing, dennoch, daß auch sie nicht den kürzesten Weg wählte, um aus dem Gehege von Buchswänden zu entkommen. Er war freudig erregt, seine Augen leuchteten. Am Ausgang stießen sie auf die finstere Gestalt Ludolfs, der, von Portiunkula unterrichtet, schnell gekommen war, um das Beisammensein zu stören.

Schweigsam schritten die drei der offenen Halle zu, in welcher die Tafel gedeckt war, da ihre Fenster einen reizenden Blick auf Wiesen und Felder und das ferne Gebirge gönnten.

Alle thaten das Beste, um sich und die Gesellschaft zu erheitern. Graf Ludolf zeichnete mit sicherem Stift die Damen in sein Heft; Adrienne ließ er in griechischen Gewändern in der Muschel ruhen, die von Tauben gezogen wird; Edith zeichnete er, an ihre Liebhaberei für die Jagd erinnernd, als Diana; die schlanke Anna als Hebe; Maria, die vorzüglich tanzte, als Terpsichore; den kleinen Goswyn als Amor, und zum Schluß lachten alle über eine Karikatur der Portiunkula, die er nach einem eben viel verwendeten Motiv als Pomona gezeichnet hatte, die den Vertumnus über die Freuden der Liebe belehrt. Die Karikatur Alonzos und seines Dieners, die er auf einem andern Blatte als Nirmesmusikanten, von Hunden angefallen, dargestellt hatte, verhelmlichte er klugerweise. Adrienne zeigte ihr neues Buch: den lateinischen Text und die holländische Uebersetzung der herrlichen Erzählung des Aeneas Sylvius Piccolomini „Eurvalus und Lucretia" mit schönen Bildern; den ergreifenden Schluß las sie vor.

Alonzo sang ein Lied, das die Stimmung, in welche die Gäste durch die Lektüre gekommen waren, wieder in eine fröhlichere überleitete; auch die Damen sangen zur Laute und Gambe, welche Anna und Edith spielten, und es war schon spät, als der Vorschlag gemacht wurde, Sinnsprüche zu wählen und auszulegen.

Es war dies ein beliebtes Spiel. Auf Karten standen die gemalten Emblème mit kurzen Sprüchen, oft nur mit Worten aus verschiedenen Sprachen. Da war eine Sonnenuhr mit der Umschrift: „Le ciel est ma régle," ein Magnet mit den Worten: „Immobil muove," ein Turm im Meere — „Vry en vrank," ein weibliches Bildnis mit der Frage: „Tout pour elle, rien sans elle, mais qui est elle?" oder Kalk durch Wasser gelöscht mit der Devise: „Selbst kalt entzündet sie mich."

Das einemal wählten die Damen für die Herren und diese für die Damen; seine Anspielungen auf Tugenden, Fehler, zarte Wünsche der Spielenden waren mit der Gabe leicht zu verbinden. Oder man überließ dem Zufall, welches Sinnbild er gab, und heiteres Lachen belohnte ihn, wenn er ein Schalk gewesen war; zur Abwechslung überließ man den Herren die Wahl der Karten; sie mußten dann ihre Karte auslegen, und die Damen erklärten eines der gewählten Sinnbilder zu dem ihrigen.

Graf Ludolf liebte diese Spiele nicht, aber er machte gute Miene und wählte eine Krone mit der Umschrift aus dem Gargantua des Rabelais: „Fay ce que vouldras."

Er glaubte mit dieser Wahl dem stolzen, selbständigen Wesen Adriennens zu schmeicheln und seinem Bild den Sieg zu sichern.

„Unter der Menge der Menschen," sprach er, „sind nur wenige, die zum Herrschen berufen sind, aber diesen unterwirft sich alles, selbst die Notwendigkeit entflieht vor ihrem Adlerauge; sie beruhen auf sich selbst, indes andere Halt an anderen suchen; kleine Geister heißen Selbstsucht, was Größe ist, und wo sie nicht die Krone tragen, sind sie doch wert, sie zu tragen."

In Gedanken setzte er hinzu: „Sie erreichen ihre Zwecke, gleichviel auf welche Weise — fais ce que tu vouldras, thu, was du willst."

Der Spanier hatte einen Schwan gewählt mit der Umschrift: „Tingor non tangor", beleckt, nicht befleckt. „Mir gibt es," begann er, „für den Kavalier kein schöneres Bild als den Schwan, der auch durch trübe Gewässer rein dahinrauscht; die Klinge rein, die Ehre rein, die Seele rein. Geben wir der Devise eine andere Deutung: ‚non tangor,' es berührt mich nicht, so heischt sie von uns die Ruhe des Weisen, der wohl geärgert wird von dem Häßlichen und Gemeinen, aber darüber den Glauben an die Güte und Schönheit nicht verliert."

Die Damen klatschten in die Hände, Ludolf war noch bleicher geworden, als er gewöhnlich war, und Adrienne sagte, indem sie die Karte des Spaniers an ihr Kleid heftete, freundlich zu Ludolf gewandt: „Euer Spruch ist ein Spruch für die Staatsweisheit, nicht für das Haus, am allerwenigsten für uns schwache, arme Frauen. Was würde aus uns Mädchen, wenn wir Eurem Spruche glaubten, und da es einmal so ist, daß wir Schwachen den Starken bestimmt sind, so soll das Unheil doch gemildert werden so viel als möglich. Der Mann sei der König, die Frau das Parlament. Weder für den König noch für die getreuen Stände ist der Spruch: Fais ce que tu vouldras. Welches Wort könnte für uns besser sein, als das Don Alonzos, uns Armen, Vielgeschmähten, Angebrochten? Deshalb befehle ich," schloß sie mit komisch feierlicher Miene, „daß für heute der Schwan unser Emblema, und unsere Devise sei: Tingor non tangor!"

„Tingor non tangor!" fiel die fröhliche Gesellschaft ein; in heiteren Scherzen blieb man weit über die gewöhnliche Zeit versammelt, und um den Grafen, der die Ablehnung seines Spruches hart zu empfinden schien, zu versöhnen, bat Adrienne, er möge am andern Morgen zeitig kommen und mit der Bestimmung und Ordnung der Kupferstiche und Handzeichnungen beginnen, welche längst geplant und immer wieder verschoben worden war.

Alonzo hätte vor Glück die halbe Nacht nicht geschlafen, nun kam, als er in sein Zimmer eintrat, das Unglück und raubte ihm die andere Hälfte. Er hatte den jetzt gefürchteten, doch nicht so bald erwarteten Brief aus Brüssel vorgefunden, der ihn meldete, daß er unverzüglich reisen müsse. Der Brief hatte sich verspätet, und Alonzo berechnete, daß wenn er am folgenden Nachmittag wegritte, er mit Mühe zur festgesetzten Zeit in Brüssel eintreffen könne.

Er traf seine Anordnungen; Graf Ludolf wurde durch seine Diener von allem unterrichtet. Alonzo setzte sich zu früherer Stunde zu Pferd, als es sonst üblich war, im Schlosse vorzusprechen; dennoch konnte ihm José mitteilen, daß der Graf noch früher und auch noch dem Schlosse geritten sei. Zum Schmerz des Abschieds gesellte sich nun die Eifersucht auf den Glücklichen, der bleiben durfte.

Er machte Toilette. Die Moden des französischen Hofes waren über die Pyrenäen gedrungen und hatten die stolze Haltung der spanischen Tracht von ehedem gebrochen. An Stelle der einfachen Pracht war der auffallende Flitter getreten. Mit

den Farben wurde Mißbrauch getrieben. Rot, Grün, Blau sah man dort, wo ehedem das ernste Schwarz und Braun, das feierliche Gold die Würde der äußern Erscheinung erhöht hatte.

Don Alonzo machte die Mode mit, die ihm nach seinem Aufenthalt in Paris vollkommen natürlich erschien, und er machte sie mit — wie zugestanden werden muß — nicht in ganz selbständiger und geschmackvoller Weise.

Es war bei aller Trefflichkeit etwas Unfertiges, Unausgegorenes in ihm, das in dem raschen, von äußeren Einflüssen abhängigen Wechsel seiner Stimmungen ebenso wie in der Wahl seiner Kleidung zum Vorschein kam.

Heute zum Abschied wählte er einen bunten Prachtanzug, den einer der ersten Schneider an der Insel unserer lieben Frau in Paris ihm gefertigt hatte. Auf geputztem Pferde, den glänzenden José hinter sich, kam er vor das Schloß.

Adrienne hatte nach der lebendigen Unterhaltung des Abends lange nicht geschlafen. Sie fragte sich, ob sie Alonzo wirklich liebe, und sie konnte nicht mit „Nein" antworten, aber sie hatte zu oft mit ihm gespielt wie die Sonne und der Regen mit jenem Mantel des Wanderers in der Fabel; ein Lächeln hatte den Ausdruck der Glückseligkeit auf seinem Gesicht hervorgerufen, ein leiser Spott hatte es verdüstert. Er imponirte ihr noch zu wenig, als daß sie sich ihm gerne hätte beugen mögen. Sie verglich ihn mit ihrem Landsmann und hätte ihm zu seiner Frische und edlen Begeisterung gerne etwas von dem stolzen, auf sich selbst beruhenden Wesen Ludolfs gegönnt.

Als ihr der Graf von dem Pagen gemeldet wurde, lag sie, den müden Kopf auf ein Polster gelegt, in leichtem Morgenanzug in ihrem Zimmer; vor ihr auf mächtigem, mit schwerem Tuch überzogenem Tisch lagen die Mappen mit Zeichnungen und Kupferstichen. Hier fand man die Stiche Martin Schöns, dort die des Meisters mit dem Würfel und kühne Handzeichnungen von Lucas von Leyden; in jener Mappe waren Stiche Marc Antons, Dürers, Altdorfers gesammelt, und hier lagen Farbenskizzen des alten Breughel.

In einer Nische des Zimmers stand das prächtige Bett, dessen Kissen durch grünseidene Vorhänge, die von vergoldeten Stangen getragen wurden, verdeckt waren. Vor dem Bett breitete sich ein farbenreicher persischer Teppich aus, der die Hälfte des Zimmers bedeckte.

Auf einer Truhe am Bett lagen die Schmucksachen, die Adrienne abends abgelegt hatte; zwei blaue Sammetpantöffelchen, die auf dem Teppich standen, verrieten das Geheimnis ihrer zierlichen Formen.

Eine mit Holz- und Elfenbeinintarsien verzierte Thür schloß das Zimmer von dem fast zu großen Empfangssaal des Schlosses ab. In einem Nebenraum, der ebenfalls in den halbrunden Prachtsaal mündete, saßen die Freundinnen Adriennens, die heute gerne den Gott Morpheus dem Gott Apollo vorgezogen hätten, wenn es möglich gewesen wäre. Sie übten eifrig an einem Trio für eine Singstimme, die Laute und die Gambe, das sie für den kommenden Abend dem Freiherrn von Wiland versprochen hatten.

Da die Sitte das Schlafzimmer wie ein anderes Zimmer zu betrachten gestattete, so ließ Adrienne den Grafen in dasselbe führen, damit die vielen und schweren Mappen mit den kostbaren Blättern nicht unnütz im Schlosse herumgetragen werden mußten.

Sie bereute, daß sie den Grafen aufgefordert hatte, gerade heute die Sichtung und Prüfung einiger bedeutenden Blätter vorzunehmen, aber sie wollte auch nicht undankbar erscheinen und ließ ihn eintreten, obgleich ihr bei der genauen Betrachtung einiger Zeichnungen, welche sie zur Probe in die Hand genommen hatte, unangenehmes Stechen durch das Haupt zuckte.

Ludolf nahm es mit der Betrachtung leicht, durfte er doch hoffen, daß wenn er heute nicht zu Ende käme, er noch öfter in das Gemach Adriennens eingeladen werden würde. Von der nahen Abreise Alonzos sagte er nichts. Während er durch das Vestibül und über die Treppe gegangen war, hatte er seine Dukaten mit verschwenderischer Hand springen lassen; um jeden Preis sollte heute der Spanier verhindert werden, von der jungen Gräfin Abschied zu nehmen, das war seine Weisung an Portiunkula, welche diese an Goswyn weitergab.

So saß er, seines endlichen Triumphes sicher, in einem Gespräch, das bald von den Blättern abschweifte, bald wieder zurückkehrte, bei den Füßen Adriennens am mächtigen Tisch, als plötzlich die Musik schwieg und bald ein stärkeres Geräusch und darauf ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei aus dem Saale her ertönte.

(Schluß folgt.)

Carl von Piloty.

(Siehe die Bilder S. [illegible])

Bei so manchem Todesfall, der die Welt bewegt, spricht man mit größerer oder geringerer Berechtigung von einem schmerzlich überraschenden Dahingang. Bei Piloty mußte man schon seit Jahren, um nicht zu sagen seit Jahrzehnten, nur staunen über die bewundernswerte Zähigkeit, mit welcher der energische Mann dem heimlich, aber furchtbar an ihm nagenden Zahne der Zerstörung das Leben und die Arbeitskraft abrang. Hundert andere an seiner Stelle hätten, mit einem so schmerzvollen, verzehrenden Leiden behaftet wie das Magenübel, das ihn heimsuchte, wohl längst den Kopf tief herabhängen lassen und sich zur Fortsetzung und Erneuerung ihres Schaffens völlig unfähig gefühlt. Nicht so Piloty. Mit einer Ausdauer sondergleichen hielt er stand an der Staffelei, wie der härteste Soldat auf seinem Posten, den er bis zum letzten Blutstropfen behauptet. Immer aufs neue ermannte er sich zu Werken, die, wenn sie auch namentlich in den letzten Jahren den Schöpfungen seiner Blütezeit nicht mehr gleichkommen konnten, doch immerhin von einer strengen Selbstzucht Zeugnis ablegten und innerhalb der von ihm erwählten und vertretenen Sphäre eine — trotz mancher sich aufdrängenden Bedenken — nicht zu unterschätzende Stellung einnahmen. So behauptete er bis an sein Ende dieselbe Zähigkeit, die er frühe schon bethätigte, indem er sich im Kampf mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten zu seiner künstlerischen Bedeutung emporrang. Wohl hatte er schon als kaum zwölfjähriger Knabe in München, wo er am 1. Oktober 1826 als Sohn des Lithographen Ferdinand Piloty geboren war, die Akademie bezogen, um sich zum Maler auszubilden, und war mit fünfzehn bis sechzehn Jahren bereits in der obersten Klasse derselben, der damals unter Julius Schnorr von Karolsfeld stehenden Kompanieschule, angelangt, aber nicht allzu lange darauf sollte er in der eingeschlagenen Laufbahn eine jähe Unterbrechung erfahren. Am 8. Januar 1844 starb sein Vater, und an Stelle desselben mußte nunmehr Karl als ältester Sohn des Hauses die Sorge für die Familie, die Leitung der verwaisten Anstalt übernehmen, — unter den obwaltenden Umständen eine doppelt schwierige Aufgabe. Erstens war es an sich für den siebenzehnjährigen Jüngling keine Kleinigkeit, die Führung eines solchen immerhin ziemlich umfangreichen Geschäfts zu bewältigen und sich bei den Angestellten des Hauses das genügende Ansehen zu verschaffen, und zweitens mußte es den jungen Piloty, der sich bereits mit den hochfliegendsten Plänen selbstschaffenden Künstlertums getragen, keine geringe Selbstüberwindung kosten, nunmehr ganz in die bescheidenere Sphäre der vervielfältigenden Kunst zurücktreten zu sollen. Indes der Erfolg hat bewiesen, daß gerade das Opfer, welches ihm damals durch ein unabwendbares Verhängnis auferlegt wurde, ihm für seine spätere Entwicklung nach jeder Richtung hin zum Heile gereichen sollte. Vor allem errang er in der schwierigen Stellung, die ihm nunmehr aufgedrängt war, jene Selbständigkeit, die ihm für sein nachfolgendes persönliches Schaffen, und jenes organisatorische Talent, das ihm für seine spätere Lehrthätigkeit so sehr zu statten kommen sollte. Aber auch das künstlerische Element an sich ging in der Zeit seiner Thätigkeit als Leiter der lithographischen Anstalt nicht leer aus, da er in seinen akademischen Studien bereits weit genug vorangeschritten war, um einerseits auch aus der vervielfältigenden Thätigkeit ersprießliche Nahrung für sein künstlerisches Wachstum zu saugen, andererseits die Mußestunden, welche die Geschäftsthätigkeit ihm ließ, zu weiteren selbständigen Uebungen in der Komposition wie im Zeichnen nach der Natur in sachgemäßer Weise auszunutzen. Nachdem er fünf bis sechs Jahre lang eifrig an der Vollendung des von seinem Vorgängern begonnenen großen lithographischen Werkes (Abbildungen aus der königlichen Pinakothek in München und der Gemäldegalerie zu Schleißheim, 1833—49) in leitender Stellung gearbeitet, konnte er es ermöglichen, zu jener Pflege selbstschöpferischer Kunstthätigkeit, der er von Anfang an nachgetrachtet, zurückzukehren. Sein Schwager Karl Schorn, der damals als Professor an der Münchener Akademie eine Stellung einnahm, die mit der nachmals von Piloty innegehabten viel Verwandtschaft aufwies, leitete, wie er schon während der letzten Jahre ihm beratend und fördernd an die Hand gegangen war, seine ersten Schritte bei der malerischen Ausführung eigener Kompositionen. Unter Schorns unmittelbarem Einfluß führte Piloty zwei ansprechende, aber noch nicht eigenartig hervorragende Bilder, „Badende Mädchen" und „Die Wöchnerin" aus, worauf er sich für einige Zeit nach Leipzig begab und dort eine Anzahl von Bildnissen malte. Als er zurückkehrte, fand er seinen Schwager am Sterben und vollendete für denselben dessen „Sintflut". Ein Besuch in Paris, ein kurzer Studienaufenthalt in Brüssel gaben ihm mehr und mehr Anregung nach der koloristischen Seite hin. Heimgekehrt malte er seine im rührend ergreifenden Sinne aufgefaßte „Amme", die schmerzvoll ihr eigenes Kind dahinsiechen sieht, während der von ihr genährte Säugling prächtig gedeiht. Dieses besonders gelungene Bild lenkte rasch eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf ihn. Er erhielt den Auftrag, für das Maximilianeum den Beitritt des Kurfürsten Max I. zur katholischen Liga in einem Gemälde großen Maßstabs zu behandeln, und führte diese Aufgabe 1854 zu Ende.

Größeren Ruhm als durch diese auf Bestellung gemalte Schöpfung aber errang er durch den ganz aus seiner eigenen Initiative entsprungenen „Wallenstein an der Leiche Senis", der heute noch neben dem später entstandenen „Zuge Wallensteins nach Eger", den wir unseren Lesern in der Nachbildung vorführen, mit Recht zu seinen hervorragendsten Werken gerechnet wird. Auf letzterem Bilde sehen wir den alternden Feldherrn in der von Maulesein gezogenen Sänfte, daneben den Astrologen Seni, der es auch unterwegs auf dem Rücken seines Maultiers nicht lassen kann, in seinen mystischen Büchern zu lesen, hinter der Sänfte den Oberst Buttler — Wallensteins Verhängnis, das sich ihm an die Fersen heftet. Der Zug bewegt sich soeben an dem vor den Thoren der Festung gelegenen Friedhofe vorbei, auf welchem zwei Totengräber ein frisches Grab für die Aufnahme einer Leiche vorbereiten. Der Anblick der offenen, ihrer traurigen Bestimmung harrenden Grube regt in dem erkrankten Generalissimus trübe, ahnungsschwere Gedanken an.

Lange jedoch, ehe dieses zweite namhafte Wallensteinbild entstand, war Piloty als Professor an die Münchener Akademie berufen worden, und hier entwickelte sich seine hauptsächlichste Bedeutung, die in seiner großartigen Lehrthätigkeit beruht. Es ist gewiß kein Zufall, daß die beachtetsten Größen jüngerer Prägung, ein Makart, Max, Lenbach, Defregger, Kurzbauer, Hermann Kaulbach, Benczur, Gysis, Grützner und wie sie alle heißen, aus der Schule Pilotys hervorgegangen sind. Streng, wie er es gegen sich selbst war, duldete der zähe Meister auch bei seinen Schülern kein wohlfeiles Selbstgenügen. Er wußte sie dazu anzustacheln, daß sie sich in der Vervollkommnung der einmal begonnenen Arbeiten unablässig steigerten und so schließlich ihre Aufgaben zu einer Vollendung brachten, die sie sich selbst von Anfang an kaum zugetraut hätten. So verstand er es, aus jedem Talente das Beste zu entwickeln, dessen es fähig war. Natürlich konnte das nicht durch doktrinäre Pedanterie geschehen, sondern es gehörte dazu das Vermögen, die lebendige Begeisterung zu wecken, zu nähren und zu immer helleren Flammen anzufachen, und dieses Vermögen besaß Piloty in hohem Grade. Die Vielseitigkeit der Richtungen, nach denen hin sich seine Schüler entwickelten, beweist überdies, daß er, so sehr er in Fragen der Technik und der äußeren Vollendung an gewissen, für seine Ueberzeugung unumstößlichen Grundsätzen festhielt, es gleichwohl recht gut verstand, die Individualität seiner Schüler nach Thunlichkeit zu respektiren und auf die Besonderheiten ihrer Begabung und ihres Strebens einzugehen. Womit er aber ein für allemal gründlich aufräumte, das ist das Prinzip seiner Vorgänger, „aus dem Kopfe" zu malen und malen zu lassen, ein Prinzip, das in seinen letzten Konsequenzen Kunst und Künstler der Natur mehr und mehr entfremdet hatte. Zu ihr als zu der einzig wahren Urquelle künstlerischen Schaffens die Malerei in energischster Weise zurückgeführt zu haben, das ist das große Verdienst, das Piloty sich um die Kunst der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts erworben hat und für welches die Geschichte der deutschen Malerschulen ihm vollen Dank jederzeit auszusprechen haben wird.

Aus seinem eigenen späteren Schaffen greifen wir an dieser Stelle, von einer trockenen Aufzählung seiner Werke absehend, zunächst noch seine „Maria Stuart bei der Verkündigung ihres Todesurteils" heraus, ein Bild, das in seiner etwas theatralisch koketten Eleganz für die Richtung seiner zweiten Schaffensperiode charakteristisch ist.

In früheren Zeiten hatte sich Piloty vielfach auch mit der Pflege der illustrativen Kunst befaßt und namentlich zu den Werken deutscher Klassiker gern Zeichnungen geliefert. In späteren Jahren war er zu derartiger Thätigkeit nur noch sehr schwer und selten zu bewegen, aus dem einfachen Grunde, weil seine Zeit durch die umfangreichen Aufgaben, die er sich als Maler stellte, sowie durch seine Lehrthätigkeit mehr als ausgefüllt war. Zu seinen letzten Arbeiten auf illustrativem Gebiete zählen die Kompositionen zu Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre", welche er für die von der Deutschen Verlagsanstalt veröffentlichte Prachtausgabe von Schillers Werken ausführte. Zur Probe davon übermitteln wir unseren Lesern die Scene, wie der unselige Held dieser Erzählung bei seinem Liebchen von seinem Nebenbuhler und Todfeinde, dem Jägerburschen des Försters, überrascht wird, der ihm nachgerade bei seinen Wilddiebereien auflauert und ihn der ganzen Strenge des Gesetzes überliefert. Mit wenigen Strichen sind die Charaktere bestimmt und sicher gezeichnet.

Die umfangreichste Schöpfung Pilotys ist sein Wandgemälde: „Geschichte Münchens", im großen Saale des neuen Münchener Rathauses, ein Werk, dessen getreue Wiedergabe in sorgfältigem und wirkungsvollem Holzschnitt wir für unsere Leser vorbereiten; „Gottfried von Bouillons Einzug in Jerusalem", den wir auf den ersten Seiten dieses Jahrgangs mitteilten, wird denselben noch vor Augen sein.

An einem ähnlich figurenreichen Bilde, das den Tod Alexanders des Großen zum Gegenstande hat, arbeitete der Künstler bis zuletzt. Das Gemälde war für die Nationalgalerie in Berlin bestimmt und ist, wie verlautet, nahezu vollendet bis auf die Hauptfigur, den sterbenden Alexander. Der Tod des Meisters kam der Todesdarstellung auf seinem Werke zuvor, und Pilotys Nationalgaleriebild ist Fragment geblieben.

O. B.

Carl von Piloty: Der Sturz Wallensteins nach Eger.

Carl von Piloty: Maria Stuart hört ihr Todesurteil.

Digitized by Google

Schwert und Feder.

Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen.

Von

Otto Baisch.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war am 17. August 1786, als das Trauergeläute der Kirchenglocken von Potsdam und Berlin den Einwohnern dieser Städte verkündigte, daß ihr König das Zeitliche gesegnet. Noch vor Anbruch des Tages, um zwei Uhr zwanzig Minuten in der Frühe, hatte der Philosoph von Sanssouci auf diesem seinem selbsterbauten Lustschloß in den Armen seines getreuen Kammerdieners Strützki seine große Seele ausgehaucht. Vermaißt war die Stätte, an welcher er sonst in seinem schlicht gepolsterten Lehnstuhl vor dem Arbeitstische gesessen und nach gewissenhaftester Erledigung der vielfältigen Regierungsgeschäfte immer noch Zeit gefunden hatte, seinen privatesten Gedanken liebevoll nachzuhängen und sie in gediegene Form zu fassen. Statt seiner hatte sich jetzt ein schlichtes Totengerüste hier eingefunden, bereit, in seinem engen Raum die irdischen Reste des gewaltigen Mannes aufzunehmen, dessen Geist die weite Welt umfaßt hatte.

Schon damals wohl fühlten hunderte und tausende denkender Seelen sich angeregt, das Bild des nunmehr Vollendeten noch einmal in seinem gewaltigen Entwicklungsgange an sich vorüberziehen zu lassen. Klarer aber als unmittelbar nach dem Abschluß liegt das Leben eines großen Mannes vor unseren Augen da, wenn ein solcher Trauertag sich zum hundertstenmal jährt, und gewiß fordert die Wiederkehr eines derartigen bedeutsamen Datums dazu auf, von neuem einen Rückblick auf die großartige Erscheinung desjenigen zu werfen, an den diese Wiederkehr mahnt. Aber freilich, was bliebe uns den „alten Fritzen" heute noch Neues zu sagen? Sein Leben, seine Bedeutung für seine Zeit und für die gesamte Entwicklung der nachfolgenden Perioden bis herab in unsere Tage und hoffentlich noch weit über dieselben hinaus kennt alle Welt. Wir wissen, daß für Preußen und Deutschland ohne die Erfolge des Jahres 1763, jene Erfolge, die der Hubertusburger Friede verbriefte, die ruhmreichen Errungenschaften von 1870 und 71 unmöglich gewesen wären.

Allerdings faßte auch Friedrich schon auf einer bedeutsamen Vergangenheit; auch für ihn bildeten die gewaltigen Herrscher- und Feldherrentaten des großen Kurfürsten, sowie die pedantisch starre, aber tüchtige Heeresorganisation, die sein Vater, Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, geschaffen und die er selbst unter der strengen Zucht dieses Vaters eingehend kennen gelernt und sich zu eigen gemacht hatte, die Grundlagen, auf denen er seine glänzenden Ziele mit so großartigem Gelingen zu verfolgen im stande war. Indes auch dies sind längst allseitig bekannte und anerkannte Thatsachen, und Friedrich selbst stand in Wahrheit reifeltroll salutirend, wie unser Künstler es versinnbildlicht, vor den Manen seiner wackeren Vorfahren, deren gewichtige Schöpfungen weiter zu entwickeln, er sich in edler Begeisterung gelobt hatte.

Was aber einer großen Zahl von Deutschen noch kaum viel mehr als dem Namen nach bekannt ist, das sind die schriftstellerischen Werke des vielseitigen Königs. Und doch bietet auch dieser Teil seiner Wirksamkeit nicht unbedeutendes Interesse, und wäre es nur um der Aeltere willen, die aus seinen Schriften auf seine großartige Persönlichkeit zurückfallen und uns dieselbe in ihrem eigenen Lichte so klar und eingehend kennen lehren, wie es in gleich unmittelbarer Weise durch keine Beredsamkeit anderer möglich ist. Woran liegt es nun, daß gleichwohl verhältnismäßig so wenig Notiz von diesen Schriften genommen zu werden pflegt? In erster Linie wohl daran, daß Friedrich in französischer Sprache schrieb. Dadurch sind seine schriftstellerischen Werke dem ursprünglichen Gesichtskreis seines eigenen Volkes entrückt, die Franzosen aber haben nie so viel Selbstüberwindung beweisen, sich um die Geistesprodukte eines politischen Gegners zu kümmern, und wären sie ihnen durch Sprache und Stil noch so nahe gerückt. Allerdings sind Friedrichs Werke auch in deutschen Uebersetzungen erschienen; aber in der Uebertragung geht eben doch für gewöhnlich so manches verloren, namentlich wenn dieselbe ohne besonders feinfühliges Eingehen auf den jenseits der sogenannten wörtlichen Treue liegenden subtileren Gehalt ausgeübt ist, wie dies bei den meist nur durch äußere Beweggründe veranlaßten Uebersetzungen solcher Werke mit nur seltenen Ausnahmen der Fall zu sein pflegt. Diese Erfahrung hat in vielen Kreisen ein Vorurteil gegen die Uebersetzungen im allgemeinen wachgerufen, unter dem nun auch die besseren und besten mitzuleiden haben. Schon darum ist es begreiflich, daß auch die Verdeutschungen der Werke des großen Königs es nicht vermocht haben, denselben eine ihrer Bedeutung entsprechende Verbreitung zu sichern, um so weniger, als zu allen den bereits erwähnten Gründen noch das Mißvergnügen darüber kommt, daß man die Werke eines gefeierten deutschen Monarchen entweder in der Uebersetzung oder in einer fremden Sprache lesen muß. Dieses Mißvergnügen bemächtigt sich gar leicht auch derjenigen Deutschen, die vermöge ihrer Sprachkenntnisse die Schriften Friedrichs wohl im Original zu lesen vermöchten, wie dies bei der ausgebreiteten Pflege der französischen Sprache in unserer Heimat in den Kreisen der Gebildeten als die Regel anzusehen ist. Gilt nun all das Gesagte schon von seinen Schriften in Prosa, unter denen einige allerdings von spezifisch militärischem und temporärem, andere dagegen von allgemein giltigem und dauerndem Interesse sind, so äußert es sich in noch erhöhtem Maße seinen Werken in gebundener Rede gegenüber. Hier fällt — ähnlich wie bei seinen kleinen philosophischen

Friedrich als Kronprinz an der Spitze seines Regiments exerzierend. Nach dem Vater. Von A. Menzel.

Friedrichs Arbeitszimmer in Sanssouci. Von A. Menzel.

Digitized by Google

Streifzügen — noch der Umstand ins Gewicht, daß Friedrich, wo es sich um ausschließlich geistige Gebiete handelte, nicht nur im Ausdruck, sondern auch in Anschauung und Auffassung ein recht französisches Gepräge zur Schau zu tragen pflegte, wenn auch der tiefere Kern seines Empfindens immer ein echt deutscher blieb. Wie oft sind ihm seine französirenden Neigungen zum Vorwurf gemacht worden, und doch liegen sie so sehr in den Einflüssen begründet, in denen er wurzelte und aus denen er zu seiner bewunderten Größe emporwuchs, daß wir diesen aus den gearteten Grundbedingungen regelrecht entwickelten Zug in dem Charakterbilde des genialen Mannes ruhig mit in den Kauf nehmen müssen. Haben wir uns erst einmal zu leidenschaftsloser Objektivität entschlossen, verzichten wir auf alle schulmeisternde Bevormundung eines großartigen Geistes, die angesichts der historisch gegebenen Sachlage doch eine völlig unfruchtbare wäre, und versenken wir uns in die Schriften des gefeierten Toten, wie sie eben sind, welch eine Fülle bedeutsamen Inhalts strömt uns daraus entgegen!

Einen äußeren Anstoß zu solcher Versenkung mag die soeben erschienene zweite, im Vergleich zu der kurzvorigen ersten als die volkstümliche (im besten Sinne des Wortes) zu bezeichnende Jubiläumsausgabe von Adolf Menzels geistvollen Randzeichnungen zu den Werken Friedrichs des Großen bieten, welcher ein Teil der diesem Aufsatz eingestreuten Bilder entnommen ist. Menzel hat diese reizenden Vignetten bekanntlich im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. für eine Prachtausgabe der Werke des großen Königs entworfen und ausgeführt, die nur in einigen wenigen Exemplaren gedruckt und befreundeten Höfen zum Geschenk gemacht wurde. Den unablässigen Bemühungen des Kunsthändlers Wagner, Firma R. Wagner, in Berlin gelang es, diesen vor der Oeffentlichkeit verborgenen Kunstschatz zu heben, indem er die Genehmigung zur Herausgabe der Menzelschen Illustrationen erwarb. Zunächst handelte es sich auch wieder um eine teure Prachtausgabe, die nur in ein paar hundert Exemplaren verbreitet werden durfte. Dieser folgt nunmehr die noch immer sehr glänzende, aber im Preis bedeutend ermäßigte Jubiläumsausgabe, die, wie gesagt, ganz dazu angethan ist, den Gegenstand zu popularisiren. Angesichts der lebensvollen Scenen und der sinnreichen Allegorien, durch welche Menzel die Schilderungen und Gedanken des königlichen Autors zu verkörpern bestrebt war, wird auch das Interesse für Friedrichs Schriften neu angeregt werden. Man wird den Gedanken des Schriftstellers nachspüren, die den Künstler inspirirten, und sich nicht ein für allemal mit den kurzen, erläuternden Andeutungen begnügen wollen, die Ludwig Pietsch mit Geschick jedem der zweihundert Menzelschen Blätter beigefügt hat.

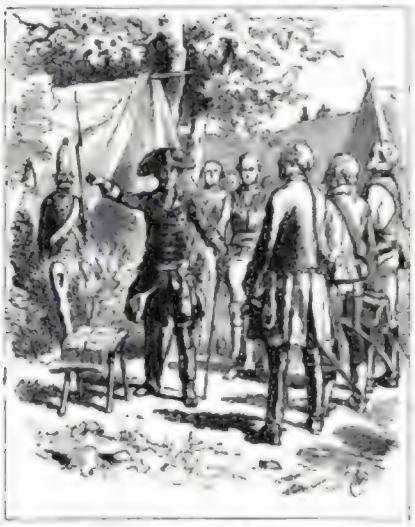
Nehmen wir nun aber im weiteren Verfolg der solchergestalt angeregten Ideen die Schriften des philosophischen Königs selbst zur Hand, so werden wir, die wir der militärischen Fachwissenschaft nicht ganz besonders nahestehen, verhältnismäßig am reichsten über diejenigen Werke hinweggehen, die sich ausschließlich mit taktischen Fragen beschäftigen. Gleichwohl waren eben diese für seine Zeit selbst von ganz besonderem Interesse, und Friedrich durfte wohl ein Werk wie seine „Generalprincipia des Krieges, angewendet auf die Taktik und die Disziplin der preußischen Truppen", von welchem für seine Generale eigens eine deutsche Uebersetzung der französischen Urschrift angefertigt worden war, den Führern seiner Heeresabteilungen zu strenger Nachachtung empfehlen. Für uns indes sind von weit näher liegendem Interesse seine historischen Schriften, in denen er ein lebendiges Bild seiner eigenen, welterschütternden Kämpfe entrollt. Mit höchst anerkennenswertem Freimut und größtmöglicher Unparteilichkeit stellt er sich und sein Thun nicht minder unter scharfe Kritik als das seiner Gegner und zollt so manchesmal dem Feinde volle Anerkennung, während er seine eigenen Fehler unumwunden eingesteht. Ich erinnere beispielsweise nur an eine Stelle, die sich gleich in dem ersten dieser Werke, der „Geschichte meiner Zeit" findet, welche nach einem umfassenden Rückblick auf die jüngste Vergangenheit die Zeit von seinem Regierungsantritt bis zum Dresdener Frieden behandelt, also die Jahre 1740 bis 1745, umfaßt. Darin sagt er unter anderem gelegentlich seines Feldzugs in Böhmen vom Jahr 1744: „Mein Heerführer beging mehr Fehler als der König" — so pflegt Friedrich sich selbst in seinen Schriften kurzweg zu nennen — „in diesem Feldzug ... Hätten die Truppen nicht Wunder von Tapferkeit verrichtet, so würde er die Ursache ihres Untergangs gewesen sein ... Der ganze Vorteil dieses Feldzugs war auf seiten der Oesterreicher. Herr von Traun spielte darin die Rolle des Sertorius und der König die des Pompejus. Die Führung Herrn von Traun ist ein Muster der Vollendung, das jeder Soldat, der seinen Beruf lieb hat, studiren muß, um es nachzuahmen, sofern er die Fähigkeiten dazu besitzt." Es handelte sich um jene in der That überaus geschickte Taktik Traun, vermöge welcher er, indem er sich dem König gegenüber Schritt vor Schritt immer in feste, unangreifbare Stellungen zurückzog, ohne einen Schwertstreich die Kräfte der Preußen, die mit ungenügenden Vorräten versehen waren und nirgends Lebensmittel vorfanden, mehr und mehr schwächte, um sie dann desto leichter in die Enge treiben zu können. Aber nichts umsonst hatte Friedrich sich selbst die Lehren gelesen und dem Gegner so hohe Anerkennung zu teil werden lassen. Er machte sich die bittersten Erfahrungen gründlich zu nutzen und bewies, daß er in der „Schule der Kriegskunst", als welche er seine ersten Feldzüge betrachtete und bezeichnete, etwas Grundliches gelernt hatte. Schon das folgende Jahr fügte seinen bereits im Beginn seiner kriegerischen Laufbahn errungenen Lorbeeren ein glänzendes Blatt durch den großartigen Sieg bei Hohenfriedberg hinzu, der ihm außerordentliche Vorteile und eine erstaunliche Kriegsbeute eintrug. Menzels Vignette zu diesem Abschnitt der «histoire de mon temps» zeigt uns einen Teil der massenhaften Trophäen, bewacht von einem Dragoner des Regiments Bayreuth, das sich bei Hohenfriedberg mit ganz besonderer Tapferkeit hervorgethan hatte. Dank diesem Siege gelangte auch der zweite schlesische Krieg zu jenem für Preußen so günstigen Friedensschluß, der die Errungenschaften des ersten bestätigte und erweiterte.

Wie Friedrich die nunmehr folgende Friedenszeit nicht ungenutzt verstreichen ließ, sondern durch Schanzenbauten und andere Befestigungswerke an wichtigen Plätzen für kommende Kriegsfälle vorbedacht war, so rastete andererseits seine Muße auch während der Feldzüge nicht. Der merkwürdige Mann, der neben eingehendster, gewissenhaftester und umsichtigster Erledigung der Regierungsgeschäfte immer noch Zeit fand, der edlen Musika — namentlich durch Konzertiren auf seiner geliebten Flöte — zu huldigen, mit seinen Architekten gemeinsam die Pläne für neue Bauten auszuarbeiten, sich in philosophische Probleme zu versenken und seine Bemerkungen über dieselben niederzuschreiben, hatte in seinem Geiste hinreichend Raum, um selbst mitten im Feindesland, umtost vom Lärm des Krieges, in welchem er die leitende Rolle zu spielen hatte, neben sorgfältigster Ausarbeitung seiner Schlachtpläne, aufmerksamster Beobachtung und Ausnützung jedes durch den Augenblick gebotenen Vorteils noch den Musen seine Huldigungen darzubringen. Wenn er des Nachts im Lager, auf irgendwelchem improvisirten Sessel ruhend, mit seinem Krückstock in den Gluten des Wachfeuers herumstocherte und nachdenklich in die Flammen blickte, so konnte man im Zweifel darüber sein, ob er über einem neuen Kriegsmanöver brüte, durch welches dem Feinde gegenüber ein wichtiger Vorsprung gewonnen werden sollte, oder ob ihn eine Ode beschäftige, in welcher die ihn eben

Die Trophäen von Hohenfriedberg. Von A. Menzel.

Friedrich an den Särgen seiner drei letzten Vorgänger. Von A. Menzel.

Friedrich händigt seine „Generalprincipia des Krieges" seinen Generalen ein. Von A. Menzel.



Kriegsrat im Lager. Von W. Camphausen.

Schanzenbau zur Friedenszeit. Von A. Menzel.

beherrschende Stimmung ihren künstlerischen Ausdruck finden solle. Zu den ansprechendsten Belegen dafür, wie bei ihm Thatendrang und poetische Empfindung unmittelbar ineinander spielten, zählen die Verse: „An meine Schwester Amalie, als ich bei Nacht unter ihren Fenstern vorüberzog, um mich nach Schlesien zu begeben". Er beschwört den sanftesten Schlummer, die süßesten Träume auf das Haupt der Schwester, die seinem Herzen stets besonders nahe stand, herab, während er selbst hinauseilt ins Feld, wo rudelose Kämpfe seiner harren.

Hervorstechender jedoch als dieser weiche Gemütston, dem sich Friedrich nur verhältnismäßig selten hingab, ist in seinen Dichtungen ein kecker, geistvoller Humor, der sich oft bis zum ätzenden Sarkasmus steigert. Sein umfangreichstes Werk dieser Gattung ist „Das Palladium", das Friedrich, um die Ironie schon im Titel hervorblitzen zu lassen, ausdrücklich als „ein ernsthaftes Gedicht" bezeichnet. In einem Vorwort charakterisirt der königliche Verfasser selbst den wesentlichen Inhalt dieser Dichtung folgendermaßen:

„Der Marquis von Valory bildet den Knotenpunkt des ganzen Gedichts; es herrscht die Meinung, der Himmel habe ihm die besondere Gabe verliehen, daß seine Gegenwart das preußische Heer unbesiegbar macht. Die Heiligen, die sich in alles mengen, offenbaren dieses Geheimnis dem Prinzen Karl von Lothringen, und dieser verfällt auf den Gedanken, den Marquis zu entführen; nach einigen fruchtlosen Versuchen aber entführt Franquini statt des Marquis seinen Geheimschreiber Darget, der seine Rolle in dem Gedichte spielt so gut wie ein anderer. Von Valory und dem Geiste des Hasses aufgestachelt, für die beabsichtigte Schandthat Rache

Gleichwohl mit meinem heitren Stimmgezitter
Preis' ich Valorys, den edlen Ritter,
Der durch ein Schicksal, deutlich und apart,
Dem Preußenheere zum Palladium ward;
Um dessen willen Ströme Blutes fassen,
Als die Husaren hinterrücks und satt,
Mit Arglist ihn zu rauben frech entsüßen,
Das Lager einst berüchtigt bei der Nacht.

Du göttlich großer Plauderhans, Homer,
Von jedem Reimschmied siebentlich beschworen,
Abgott langweiliger Kommentatoren,
Die gleich dir selber saseln kreuz und quer,
Komm, fahre mir zu lieb den Cerberus,
Verrat durch aus den Gewaltsam, alter Junge,
Begeistre mich zu kühnem Prahlerei
Und leg' mit immer Neues auf die Zunge!
Du kündetest den Zorn Achills der Welt;
Allein was ist dein aufgebauschter Held,
So sehr er auch der Gegner Helle garbte
Und blutigrot die klare Welle färbte? —
Im Grund doch nur ein Kind der Thermaße.

Da war ein andrer Kerl mein Valory,
Durch Vatererbteil schon ein Kraftgenie;
Er, dessen Thaten meine Verse melden,
Steht turmhoch über allen Fabelhelden."

Apotheose des königlichen Dichters. Nach einer gleichzeitigen Radierung von G. J. Schmidt.

Allein nicht immer konnte Friedrichs Muse einen so heitern Ton anschlagen. Nur allzu sehr sollte sie Gelegenheit finden, zu zeigen, daß sie des Ausdrucks einer erschütternden Tragik nicht minder fähig sei. Es war im vierzehnten Monat des siebenjährigen Krieges, dessen Geschichte das zweite historische Hauptwerk des Königs bildet. Friedrich hatte, nachdem er das Sachsenland offen gefunden, eine mit der heiß erkämpften Behauptung des Schlachtfeldes von Lowositz beginnende Reihe von Siegen errungen, aber dabei

In der Schlacht bei Lowositz. Von W. Camphausen.

Friedrich an der Spitze seiner Grenadiere. Von W. Camphausen.

zu nehmen, liefern die Preußen den Oesterreichern eine blutige Schlacht, wobei die Heiligen wie billig die Hand im Spiele haben. Die Preußen sind siegreich, und die Frucht des Sieges ist die Auswechslung Dargets gegen einen österreichischen General, der in diesem Treffen zum Gefangenen gemacht worden. Prinz Karl verzichtet auf den Plan einer Entführung Valorys, der Streit ist beigelegt und das gute Einvernehmen wieder hergestellt.

„Sollte ein übelwollender Leser diesen Gegenstand nicht großartig genug für ein Heldengedicht finden, so erinnern wir ihn an das berühmte Gedicht über den Rattenkrieg, an den ‚Ehorrull', oder auch den ‚Perl-vert'; falls aber all diese unsterblichen Werke sein Urteil nicht zurechtstellen sollten, wird sich der Verfasser darüber zu trösten wissen, überzeugt, daß die Nachwelt ihre Bewunderung einem Werke nicht versagen wird, in welchem sie alle epischen Dichtungen verschmolzen findet, die seit Noah bis auf unsere Tage abgefaßt worden sind. Um dem Werke noch mehr Gewicht zu geben, wird man nicht verfehlen, an seiner Spitze die Briefe voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen abdrucken zu lassen, die man dem Verfasser über diese Schöpfung geschrieben haben wird, und Herr Euler, der schon ein Auge über gelehrte Berechnungen verloren hat, wird das andere einbüßen, indem er die große Aufgabe löst, die unzählige Menge der Lachsalven nachzurechnen, in welche die Welt beim Lesen dieser ernsthaften Dichtung ausbrechen wird."

Von dem Ton, in welchem der schlichte, aber in seinen Einzelheiten mit einer Fülle von Witz ausgestattete Gegenstand durchgeführt ist, mögen die Eröffnungsverse des ersten Gesanges, die ich möglichst charaktergetreu deutsch wiederzugeben versuchte, eine Probe ablegen:

„Geboren bin ich nicht zum Heldensang;
Statt der Trompete ward mir eine Pfeife
Streche Pegasus empor gleich einem Greife,
Wenn sich auf ihn ein echter Dichter schwang,
So wird er alsbald, bei er mich zum Reiter,
Gen lahmer Klepper, störrisch wie kein zweiter.

viele der besten seines Heeres verloren. Bei Kolin mußte er der Uebermacht weichen, und nun rückten von allen Seiten die Gegner heran, um ihn und seine furchtbar zusammengeschmolzene Armee völlig zu erdrücken. Aeußerlich ungebeugt und zuversichtlichen Tones seine Umgebung zu unermüdlichem Widerstand anfeuernd, mußte Friedrich im Innersten seines Herzens doch schier daran verzweifeln, daß aus dem Ungewitter, das von allen Seiten her mit vernichtender Gewalt über ihn und die Seinen hereinzubrechen drohte, noch ein Entrinnen sei. Vor dem Ausmarsche schon hatte er in hochherziger Weise genaue Vorsorge für den Fall getroffen, daß er das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen zu werden, und streng angeordnet, daß alsdann

Digitized by Google

auf seine Person nicht die mindeste Rücksicht genommen werden dürfe. „Die Minister und Generale," lautete sein Befehl, „mache ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich, daß man für meine Befreiung weder Lösegeld noch eine Provinz anbiete." Man solle, ordnet er am Schlusse an, wenn ihm einmal ein Unglück gedachter Art begegnet sei, ganz so verfahren, als hätte er niemals existirt.

Jetzt stand die Gefahr nahe vor Augen, daß es — so oder so — ein schlimmes Ende mit seinem Kriegsglück nehme, und er war fest entschlossen, seinen Fall nicht zu überleben. In einer dustern Stunde, da ihm diese äußerste Nothwendigkeit als unabweislich vor die Seele trat, schrieb er an seinen Vertrauten, den Marquis d'Argens, jene denkwürdige Epistel, deren wesentlichster Inhalt sich ungefähr in nachstehender Fassung verdeutschen läßt:

„Mein Freund, die Würfel sind gefallen;
Müd eines Schicksals, das mich drückt,
Mud, unter schweres Joch gebückt,
Auf dornenvollem Pfad zu wallen,

Angriff der Seydlitzschen Reiterschaar. Von W. Camphausen.

Seydlitzsche Kürassiere auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde von Zorndorf. Von A. Wagner.

Um nun aus diesen Leiden mich zu retten
Gleich den Gefangnen, die in Kerkernacht
Sich zu entsiegeln der Hoffnung dürfen Macht,
Mit edlem Trotze sprengen ihre Ketten,
Entreiß ich denn mit einemmal
Mich jede Neigung um der Mittel Wahl.
Die Parze, die ihm allzu lange Stunden
An diese Mißgeschick und ihre bange Qual
Mit feinen Fäden meinen Geist gebunden

Leb wohl! Was viele Zeiten dir vertraun,
Der Schädel ist's zu meinem Todeskusse;
Doch denke nicht, daß ich durch Grabesraun
Mich schwingen wolle zur Apotheose;
Den reiner Freundschaft wünsch' ich mir schön,
So lang' du wandelst in der Sonne Schein.
Indes ich ruh' im kühlen Gruftverschluß
So mit der Lenz aufs neu die linde Luft
Erfüllt mit seiner Blumen süßem Duft,
Pflück eine Rose, eine Lilie
Und lege sie auf meine Gruft."

Die Epistel, in welcher der von Feinden umzingelte König solchergestalt mit dem Leben abschloß, datirt von Crossen den 28. September 1757. Aber dem rasch tötenden Gifte, das er für den Augenblick unentrinnbarer Bedrängniß beständig bei sich trug, sollte es nicht vorbehalten sein, ein so großartig angelegtes Leben vorzeitig zu zerstören. Der Niederlage bei Kolin folgten binnen wenigen Monde die entscheidenden Siege bei Roßbach und Leuthen und im folgenden Jahre der bei Zorndorf, wo Seydlitz mit seinen wackeren Kürassieren den letzten Triumph des Tages ausspielte. Aber noch so manchesmal schwankten die Wagschalen auf und ab, ehe der siebenjährige Krieg seinen für Preußen abermals glorreichen Abschluß fand.

Nunmehr konnte der König während einer langen friedlicheren Regierungszeit erst recht neben seinen unmittelbaren Herrscherpflichten der Pflege jener geistigen Güter obliegen, die fast mehr noch als sein Thron ihm das Leben lebenswert erscheinen ließen. Wir jedoch vermögen ihm dabei nicht länger zu begleiten; eine auch nur einigermaßen erschöpfende Uebersicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu geben, konnte ja nicht die Absicht dieser eng bemessenen Zeilen sein; dazu würde es eines selbständigen, umfangreichen Werkes bedürfen. Nur hingewiesen sollte wieder einmal werden auf so manches hoch interessante Blatt, das in den vom größeren Publikum so wenig mehr beachteten Schriften des großen Königs geborgen liegt. Seine weltbewegende Bedeutung lebt in seinen großartigen politischen Schöpfungen fort; seine doch interessante Persönlichkeit aber können wir auf keine Weise besser und eingehender kennen lernen, als durch Versenkung in die geistvollen und formgewandten Aufzeichnungen seiner eigenen Feder.

Verkürz' ich vor gerechte Frist,
Die meinen leiderfüllten Tagen
Natur, die mütterlich uns all getragen,
Allzu verständerisch bemißt
Gerechten Herzens, festen Blickes
Sah' ich das Ziel, das friedevoll

Am Wachtfeuer. Von W. Camphausen.

Für immer mich bewahren soll
Vor allen Übeln des Geschicks!

Fahrt wohl, ihr Lorbeern holyn Heldentums!
Zu teuer ist's, in der Geschichte leben.
Oft mit jahrzehntelangem Müh'n und Streben
Bezahlt man einen Augenblick des Ruhms,
Dem Hohn von hundert Neidern preisgegeben.

Fahrt wohl, mein goldner Ehrentraum!
Mit deinem trügerischen Schimmer
Verblendest du mein Auge nimmer.
Fand je dein falscher Schein in meinem Herzen Raum
Und ließ zu unbedacht darinnen
Vermessne Wünsche Macht gewinnen,
So hat an Balen der Philosophie,
Die mir zur Wahrheit ihr Gebiete lieh,
Mir Jenem längst entsühnt des nichtige Beginnen,
Zu dem ein schwärmend Herz so gern bereit,
Und mich gelehrt, das Gift der Eitelkeit
Zurückzuweisen mit beherrschten Sinnen.

Ihr Freiheitshelden, hoch von mir verehrt,
Ihr, eines Cato, eines Brutus Manen,
Durch euer großes Beispiel aufgeklärt,
Verweih' ich Mißbrauch nie befleckten Ruhm,
Treu eurer Totenasche ernstem Mahnen
Wandt' ich den Blick, fern von der Menge Bahnen,
Den eure Tugenden den Sterblichen gelehrt.

Soll man von Rumas schlichten Bürgern sagen,
Daß sie an Seelengröße überragen
Die größten Könige aus unsern Tagen?

Hier ist noch einer, der sein Recht sich wahrt,
Entschlossen, frei zu leben und zu sterben,
Trotz bietend einer Vorschrift sorger Art,
Die Tugenden vom Ader zu erwerben.

Für den, der fern von jedem Hoffnungslicht
Sich windet unter dem erdrückenden Gewicht
Von unglückschweren Ungethümen,
Verhöhnt von übermütigen Verbrechern,
Wird Leben ein Verbrechen, herber Pflicht.

Du, Freund, magst wohl am Leben hängen;
Dir bieten Kunst und Weisheit ihren Genuß,
Gewiegt von lieblichen Gesängen
Der Grazien, die zu dir sich drängen,
Streift du mit dem Geschick auf festem Fuß.

Ich aber, den der Strom der Weltbegebenheiten
An seinen jähen Sturze mit sich reißt,
Ich bin der unbeholfne Geist,
Der Anlaß gab zum raschen Niedergleiten.
Besiegt, verfolgt, auf irre Fahrt verschlagen,
Verraten von der falschen Freunde Schar,
Hab' ich auf dieser Welt fürwahr
Noch tiefre Schmerzen zu ertragen,
Als in erfinderischen Sagen
Prometheus jemals litt, so schmerzbetrogt er war.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Elftes Kapitel.

Die Tafel der kleinen Gesellschaft war diesmal weit weniger heiter als das letztemal. Margot saß gesenkten Hauptes da; sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, daß man die Spuren ihrer Thränen bemerken möchte. Der Erbprinz war noch scheuer und befangener als sonst. Baron Artenburg und die Prinzessin schienen ebenfalls mit ernsten Gedanken beschäftigt. So blieb es denn dem armen Grafen Waldheim überlassen, die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Zwar erfüllte er, obgleich so schwere Sorgen lähmend auf seinem Geist lasteten, gewissenhaft seine Aufgabe als musterhafter Hofmann, aber man konnte eben nicht sagen, daß seine Unterhaltung sich über das Niveau der einfachsten Gemeinplätze erhoben hätte. Ebenso verhielt es sich mit den Antworten, die er erhielt, und häufig sank das Gespräch bleischwer nieder, bis dann irgend jemand die tiefe, peinliche Stille durch eine ängstlich hastige Bemerkung über irgend einen innerlich gleichgiltigen Gegenstand unterbrach.

Als man sich endlich erhob, schlug die Prinzessin vor, den Kaffee im Garten des Hotels zu nehmen.

Natürlich nahm Margot diesen Vorschlag an, und man begab sich in eine Laube, welche der Graf hatte reserviren lassen.

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie mir befohlen haben, einen eiligen Brief nach Rebenberg zu schreiben," sagte die Prinzessin, „ich bitte daher um die gnädige Erlaubnis, mich einen Augenblick zurückziehen zu dürfen, um Ihren Befehl auszuführen!"

Sie warf Margot bei diesen Worten einen mahnenden Blick zu, und diese neigte zustimmend den Kopf, indem sie seufzend an der Seite des Erbprinzen Platz nahm.

„Vergessen Sie nicht die Einladung," flüsterte die Prinzessin dem Grafen Waldheim zu, indem sie an ihm vorüberschritt, „und bedenken Sie, daß dieselbe nicht angenommen werden darf!"

Graf Waldheim verneigte sich, und als die Prinzessin leichten Schrittes davon eilte, seufzte auch er ebenso schmerzlich, wie es eben seine Tochter gethan — aber er mußte wohl auf dem dornigen Wege fortschreiten, den er einmal betreten hatte, denn eine Umkehr war ja nicht mehr möglich. Kaum hatte sich daher die Prinzessin entfernt, als er den Erbprinzen um die Erlaubnis bat, mit dem Baron Artenburg im Bosket einige Züge rauchen zu dürfen.

Der Erbprinz neigte zustimmend den Kopf, indem er ängstlich fragend auf seinen Adjutanten blickte, dennoch schien fast ein freudiger Schimmer sein Gesicht zu erleuchten, als die beiden Herren sich entfernten.

Graf Waldheim führte den Baron, nachdem er ihm eine von seinen vortrefflichen Cigarren offerirt hatte, nach einer einsamen Allee des Gartens, nahm seinen Arm und sagte, ohne Einleitung auf den peinlichen Gegenstand übergehend:

„Ich möchte eine delikate Angelegenheit mit Ihnen besprechen, mein lieber Baron."

„Ich stehe zu Eurer Excellenz Befehl," erwiderte der Baron, erstaunt über diese fast feierliche Anrede und zugleich ein wenig befangen.

„Mein gnädigster Herr," fuhr Graf Waldheim fort, „hat mir den Befehl geschickt, daß Ihre Durchlaucht zu ihrem Geburtstage nach Rebenberg zurückkehren soll."

„Ich habe das bereits von der Gräfin gehört," erwiderte Baron Artenburg, „und bedaure meinerseits aufrichtig, daß unser so angenehmes Zusammenleben hier, das der Zufall herbeigeführt, so bald schon wieder beendet sein soll."

Er betonte das Wort „Zufall" — sein Bedauern aber schien nach dem Seufzer, der aus seiner Brust aufstieg, und der traurigen Miene, welche seine Worte begleitete, aufrichtig zu sein.

„Seine Durchlaucht hat mir ferner befohlen," fuhr Graf Waldheim mit etwas unsicherer Stimme fort, „Ihrem gnädigsten Herrn, dem Erbprinzen, mitzuteilen, daß es Höchstdemselben sehr erwünscht und erfreulich sein würde, wenn Seine Hoheit die Gelegenheit zu einem Besuch an unserem Hofe benützen wollten. Da es vielleicht nicht ganz angemessen erscheinen dürfte, wenn Seine Hoheit die Prinzessin unmittelbar begleiteten, so könnten dieselben vielleicht unmittelbar nach Ihrer Durchlaucht abreisen und zum Geburtstag der Prinzessin in Rebenberg eintreffen."

Graf Waldheim war durch die Schwierigkeit der ihm aufgedrängten diplomatischen Aufgabe so in Anspruch genommen, daß er nicht bemerkte, wie Baron Artenburg in plötzlichem Schreck erbleichend zusammenzuckte.

„Das ist der Auftrag meines gnädigsten Herrn," fuhr der Graf fort, „den ich Seiner Hoheit dem Erbprinzen mitzuteilen nicht umhin kann; ich habe aber mit Ihnen, Herr Baron, erst vertraulich sprechen wollen, da ich nicht gewiß bin, ob unter den so delikaten Verhältnissen, in denen wir uns befinden, ein solcher Besuch angemessen und dem Erbprinzen und der Prinzessin erwünscht sein möchte. Mir," fuhr er, die Stimme dämpfend, fort, als ob er fürchte, daß in dem Bosket des Gartens ein Lauscher verborgen sein möchte, „mir will es fast scheinen, als wäre ein Aufschub für jetzt angemessener, denn der Besuch Seiner Hoheit unter diesen Umständen würde zu Kommentaren und zu Voraussetzungen Veranlassung geben, die, wenn sie sich nicht erfüllen sollten —"

Er zögerte einen Augenblick.

Schnell fiel der Baron Artenburg ein:

„Die für die Prinzessin und auch für den Erbprinzen äußerst peinlich sein würden — äußerst peinlich — Sie haben vollkommen recht, Excellenz, dieser Besuch ist unmöglich!"

Graf Waldheim atmete bei diesen lebhaft und fast heftig im Ton innigster Ueberzeugung gesprochenen Worten erleichtert auf.

„So glauben Sie, lieber Baron," sagte er, „daß Seine Hoheit —"

„Die Einladung ablehnen wird," fiel Artenburg ein, — „ganz gewiß, Excellenz, ganz gewiß — ich kenne meinen gnädigsten Herrn, seine Anschauungen und Neigungen so genau, daß ich dies mit vollster Bestimmtheit versichern kann. Die Reise nach Rebenberg wäre übrigens von hier aus ganz unmöglich. Seine Hoheit ist im allerstrengsten Inkognito hieher gekommen, um das Geheimnis unter allen Umständen zu bewahren; wir haben keine Dienerschaft bei uns, keine Uniformen, uns fehlt alles, was zu einem Besuch in Rebenberg unerläßlich wäre — nein, nein, das ist unmöglich."

„So glauben Sie sicher, daß Seine Hoheit die Einladung ablehnen werde?"

„Ganz sicher, Excellenz!" rief Artenburg. „Doch," fuhr er nach einer kurzen Zögerung fort, „das wäre vielleicht immerhin peinlich; Sie wissen, der Erbprinz ist ein wenig scheu und unsicher, vielleicht würden Sie ihn in Verlegenheit setzen — machen wir die Sache ganz unter uns ab, das ist einfacher und entspricht ja auch ebenso gut den Formen. Sie haben mir den gnädigen Wunsch Seiner Durchlaucht Ihres Fürsten mitgeteilt, ich übernehme es, denselben meinem Herrn zur Kenntnis zu bringen und Ihnen dessen Antwort mitzuteilen."

„Und diese Antwort?"

„Wird das lebhafteste Bedauern Seiner Hoheit ausdrücken, der so überaus liebenswürdigen Einladung für jetzt unmöglich folgen zu können, da wir in der That zu einem Besuch an einem fremden Hof in keiner Weise vorbereitet sind und unter allen Umständen vorher nach Bertingen zurückkehren müßten —"

„Das ist ganz gewiß?"

„Mein Wort darauf!"

Abermals atmete der Graf auf, wie von einer drückenden Last befreit, denn er hatte sich die Lösung der schweren Aufgabe, die verhängnisvolle Einladung abzuwenden, nicht so leicht gedacht.

Einige Augenblicke schritt er schweigend, mit seinen nachdenkenden Blicken den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre folgend, am Arm des Barons weiter.

„Mein verehrter Freund," sagte er dann, indem er sich zu dem Ohr des Barons neigte, „Ihre so bestimmte Erklärung läßt mich fast voraussetzen, daß nach Ihrer Meinung — ja wohl nach Ihrer Kenntnis — die Hoffnungen und Wünsche, mit denen wir hieher gekommen sind, keine Erfüllung finden werden."

„Je aufrichtiger wir gegen einander sind, Excellenz," erwiderte der Adjutant, „um so leichter wird sich auch diese Frage lösen. Ich halte es daher für meine Pflicht, Ihnen ohne Rückhalt zu erklären, daß der Erbprinz, wie ich weiß, bei aller Verehrung für die so ausgezeichneten und liebenswürdigen Eigenschaften Ihrer Durchlaucht der Prinzessin durchaus nicht in der Lage ist, seine Gefühle den von unseren beiderseitigen Höfen gehegten Wünschen anzupassen. Der Erbprinz hat die Laune — vielleicht ist dies in seiner Lebensstellung nur eine Laune — in einer für sein ganzes Leben entscheidenden Frage nur seinem Herzen zu folgen —"

„Ich verstehe," fiel der Graf ein, „ich verstehe, mein lieber Baron, und ich kann hinzufügen," fuhr er, stolz den Kopf erhebend, fort, „daß die Anschauungen und Gesinnungen Seiner Hoheit in diesem Punkte vollkommen mit denjenigen meiner Prinzessin übereinstimmen, denn ich darf versichern, daß auch ihre Gefühle es ihr nicht möglich machen, eine den Wünschen unserer Höfe entsprechende Entscheidung zu treffen."

„Vortrefflich," rief Baron Artenburg, „so sind wir also vollkommen einig und unser gegenseitiges Vertrauen erspart alle peinliche Verlegenheit bei der Lösung einer so delikaten Frage."

Wieder gingen beide einige Schritte schweigend neben einander.

Der Graf befand sich in einem Zustand sehr gemischter Empfindung; er war schmerzlich bewegt durch die aus den Mitteilungen des Barons hervorgehende Gewißheit, daß der seinem fürstlichen Herrn so außerordentlich erwünschte Heiratsplan nunmehr definitiv gescheitert sei. Er hatte so viel Dank und Ehre von der durch ihn vermittelten Durchführung dieses Planes gehofft, und es war ihm gewiß, daß das Scheitern desselben zum Teil wenigstens ihm Schuld gegeben werden würde; auf der andern Seite aber war er von der Weigerung der Prinzessin, obgleich dieselbe noch nicht endgiltig ausgesprochen war, fest überzeugt, und so kam es ihm vor allem darauf an, daß das verhängnisvolle Spiel, zu welchem er die Hand geboten, für immer unentdeckt bleibe, wofür der Abbruch der delikaten Verhandlungen, der eine künftige Begegnung der beiden Höfe fast unmöglich machte, eine ziemlich sichere Gewißheit bot.

Von seiner nächsten und unmittelbarsten Sorge war er durch die Wendung, welche die Dinge nun genommen hatten, befreit und so ergab er sich denn seufzend in sein Schicksal.

„Doch, mein lieber Baron," sagte er nach kurzem Sinnen, „da nun die Sachen einmal so stehen, wie es mein allergnädigster Herr und Ihr Herzog nicht wünschen, wäre es da nicht besser, wenn wir den persönlichen Verkehr der Herrschaften hier, der für uns alle doch nur peinlich sein kann, beendeten? Würde es Seiner Hoheit gefallen, unter irgend einem leicht zu findenden Vorwand abzureisen, so würde auch für uns die Veranlassung eines längern Verweilens wegfallen, und wenn der Erbprinz dann dem Herzog, seinem Vater, über seine Gefühle und Entschlüsse Mitteilung machte, so würde auch an unserem Hof jede weitere Täuschung aufhören. Selbst wenn die Prinzessin dann noch einige Zeit hier bliebe, würde das Geheimnis nur um so sicherer gewahrt bleiben."

Graf Waldheim hoffte, daß der Adjutant diese Gründe anerkennen und sich seiner Ansicht anschließen werde; es würde dann alle Schuld auf den Erbprinzen fallen und die größte Hoffnung vorhanden sein, daß das verhängnisvolle Maskenspiel, in das ihn die Laune der Prinzessin hineingedrängt hatte, unentdeckt bleibe.

Aber Herr von Artenburg schien seine Meinung nicht zu teilen; er schüttelte lebhaft den Kopf und sagte:

„Nein, Excellenz, nein, das ist unmöglich. Sie kennen den Erbprinzen nicht wie ich, er ist so scheu und fürchtet den Herzog, seinen Vater, so sehr, daß er es niemals wagen würde, ohne dessen Befehl von hier abzureisen — der Herzog hat nun einmal befohlen, daß wir so lange hier bleiben wie die

Prinzessin, und wir müssen also diesen Termin einhalten. Wollte ich dem Prinzen den Vorschlag einer frühern Abreise machen, so würde er ohne Zweifel erst anfragen wollen; bis die Antwort käme, würde dann vielleicht ebensoviel Zeit vergehen — außerdem würde die Sache Aufsehen erregen und vielleicht im Gegenteil die bestimmte Wiederholung des Befehls zum Hierbleiben zur Folge haben. Lassen Sie uns also die Zeit aushalten — wir," sagte er ganz heiter, „verlieren ja nichts dabei — ich wenigstens freue mich der Freiheit vom Zwange des Hoflebens und habe gar nicht den Wunsch, auch nur einen Tag früher, als es nötig ist, die goldenen Sklavenketten wieder anzulegen. Die Gräfin, Ihre Tochter, ist ganz meiner Meinung."

„O, welch ein Kopf — welch ein Kopf!" murrte der Graf vor sich hin; „sie thut in der That alles, um die Verwirrung immer größer zu machen — was hat sie zu fürchten?"

„Und Sie, Excellenz," fuhr Baron Artenburg fort, „sollten zufrieden sein, einmal von Ihrem schweren Amt ausruhen zu können. Bleiben wir also hier und freuen wir uns der wenigen Tage der Freiheit — wir werden ja vielleicht beide nach unserer Rückkehr einen kleinen Sturm auszuhalten haben —"

„Ja, ja, einen kleinen Sturm," wiederholte Graf Waldheim, indem er finster zur Erde blickte.

„Nun aber kehren wir zu den Herrschaften zurück," sagte Artenburg, indem er seine Cigarre wegwarf, „wir dürfen sie kaum länger warten lassen — ich hoffe, auch die Gräfin wird bereits zurückgekehrt sein."

Beide wendeten sich wieder der Laube zu, in welcher sie den Erbprinzen und Margot zurückgelassen hatten.

Diese waren, nachdem der Graf und Artenburg sich entfernt hatten, einige Augenblicke schweigend neben einander sitzen geblieben — es schien, daß der Prinz sich hier, wo er sich halb wenigstens unter dem Bann der Etikette befand, die Worte weniger leicht zu finden wußte als unter den schattigen Baumkronen des Waldparks, wo er sich fern von Welt und Menschen träumen konnte.

Margot aber blickte hochklopfenden Herzens vor sich nieder — sie hatte den mahnenden Blick der Prinzessin wohl verstanden, sie wußte, daß diese von ihr die Lösung des Rätsels der geheimnisvollen Verse erwarte und durch ihre Entfernung ihr dazu Gelegenheit geben wollte.

Sie bebte vor dieser Lösung, mochte dieselbe nun ausfallen, wie sie wollte; ihr wundersam bewegtes Herz wallte höher auf bei dem Gedanken, daß die Verse, aus denen zart verhüllt ein tiefes Gefühl hervorklang, dennoch an sie gerichtet sein möchten. Gleichwohl empfand sie bei diesem Gedanken zugleich wieder einen eisigen Schauer, denn wenn sie dann weiter nachdachte, so stand sie vor einem Abgrunde, vor dessen Tiefe ihr entsetzter Blick zurückbebte.

Aber das Unabwendbare mußte durchgemacht werden — ihr blieb vielleicht nur kurze Zeit, und so versuchte sie denn mit stummer Ergebung die ihr aufgetragene Lösung des Rätsels herbeizuführen, an welchem ihr Herz, ohne daß sie sich selbst darüber klar werden mochte, so viel Anteil nahm.

Gerade in dem Augenblick, in welchem der Prinz endlich mit einer ziemlich allgemeinen Phrase die Unterhaltung aufnahm, zog Margot ihr Batisttuch aus der Gürteltasche und hob dasselbe empor, als ob sie einen Augenblick den Duft des Parfüms einatmen wolle; sie ließ dabei geschickt das Blatt, das ihr die Prinzessin gegeben, fast unmittelbar zu den Füßen des Prinzen niederfallen.

Dieser stockte in seiner begonnenen Rede, er bückte sich schnell, um dasselbe aufzunehmen, und reichte es der Gräfin.

„Wie unvorsichtig, Durchlaucht," sagte er, „einen Brief so wenig sorgsam zu bewahren — bedenken Sie, wenn dies Blatt unbemerkt zur Erde gefallen wäre, wenn es ein anderer gefunden hätte, wie leicht könnte auf solche Weise ein Geheimnis verraten werden."

„Nun," sagte Margot mit einem Lächeln, welches die unruhige Bangigkeit ihres Herzens wie mit einem trüben Schleier umhüllte, „ein Geheimnis enthält dieses Blatt allerdings, aber es ist nicht das meinige —"

„Nicht das Ihrige?" fragte der Erbprinz, ohne das Blatt anzusehen. „Und doch tragen Sie es bei sich!"

Margot schlug die Augen vor seinen Blicken nieder und antwortete:

„Ich trage es bei mir, weil es ein Geheimnis ist, dessen Lösung meine Neugier erregt. Eure Hoheit werden wissen, daß fremde Geheimnisse mehr Reiz haben als die eigenen; die letzteren kennt man — jene sucht man zu ergründen —"

„Sie sagen: Hoheit," fiel der Prinz mit vorwurfsvollem Ton ein, „waren wir nicht übereingekommen, daß, so lange die Zeit unserer Freiheit währt, ich nur der Herr von Bergen für Sie sein sollte?"

„Haben Sie nicht eben Durchlaucht gesagt?" fragte Margot zurück.

„In der That," erwiderte der Prinz, „ich befand mich noch unter der Gewohnheit des Zwanges vom Diner her und fühle mich hier nicht so frei als draußen im grünen Walde. Aber Sie haben recht, hier ist die Wahrung des Inkognitos noch notwendiger als dort, bleiben wir also bei unserem Uebereinkommen und behandeln Sie mich wieder so, als ob ich in der That nur der Herr von Bergen wäre; das thut mir wohl, das nimmt den Zwang von mir — das läßt mich," flüsterte er ganz leise vor sich hin, indem er die Augen niederschlug, „einen Augenblick vergessen, was doch niemals sein kann. Bleiben wir also bei unserer Verabredung; nicht wahr, Gräfin Margot?" fügte er in innigem Ton hinzu, indem er bittend den Blick zu ihr aufschlug.

Sie senkte ihre Augen, als ob sie seinen Blick nicht ertragen könne; sie sah nicht, daß er seine Hand nach der ihrigen ausstreckte, dann aber sogleich nach einem schmerzlichen Seufzer wieder zurückzog.

Einige Augenblicke saßen sie stumm neben einander.

Die Blätter der Laube zitterten unter dem leisen Windhauch.

Margot drückte die Hand auf ihr Herz, als ob sie fürchtete, daß dessen Schläge in der tiefen Stille hörbar werden möchten.

„Nun, Gräfin Margot — und das Geheimnis?" fragte endlich der Prinz.

„Ich sagte Ihnen schon, Herr von Bergen," erwiderte sie, ihre Erregung unter einem heitern Ton verbergend, „daß es nicht mein Geheimnis ist, und daß ich begierig bin, seine Lösung zu suchen — wollen Sie mir dabei behilflich sein?"

„Ich, Gräfin Margot? Wie wäre das möglich — wie könnte ich —"

„So sehen Sie doch hin," sagte Margot, immer das Lächeln auf ihren Lippen festhaltend, in atemloser Spannung, „sehen Sie doch hin — lesen Sie und sagen Sie mir, was Sie davon denken."

Langsam, wie in zögernder Scheu blickte der Prinz auf das Papier nieder.

Kaum aber hatte er die Schrift erblickt, als seine Züge eine Verwunderung ausdrückten, die fast dem Schreck gleichkam.

„Mein Gott," sagte er, — „dieses Blatt — wie kommt es in Ihre Hände?"

Abermals preßte Margot die Hand auf ihr Herz, das zu zerspringen drohte.

„So kennen Sie dasselbe?" fragte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Ich kenne es nicht," erwiderte er zögernd, „und doch —"

„Und doch?"

„Das ist — das ist die Handschrift des — des Barons Artenburg," stammelte der Prinz.

Margot erbleichte.

„Des Barons Artenburg?" fragte sie leise mit bebender Stimme.

„Ganz gewiß," sagte der Prinz, der im höchsten Grade verwirrt schien; „aber wie kommt das Blatt in Eurer Durchlaucht — in Ihre Hände, Gräfin Margot?"

„O," erwiderte Margot fast bitter, „es ist bei mir nicht in den rechten Händen — es gehört — der Gräfin Waldheim, meiner — meiner Hofdame — der Baron sagte ihr, daß es für die Prinzessin bestimmt sei —"

„Für die Prinzessin?" rief der Erbprinz, dessen Verwirrung mit jedem Augenblick zunahm.

Er erhob das Blatt und las zuerst halblaut wie in der Zerstreuung, dann mit immer vollerer Stimme und mit immer innigerem Ausdruck die Verse.

„O," rief er, „das ist reizend, in der That, reizend!"

„Aber es paßt nicht für mich," sagte Margot traurig, in einem Ton, als ob sie unwillkürlich ihren Gedanken ausspreche.

„Doch, Gräfin, doch, es paßt für Sie," rief der Prinz mit strahlendem Blick, „es paßt für Sie — tragen nicht die Zeilen Ihren Namen?"

„Ist dieser Name nicht der Prinzessin und ihrer Hofdame gemeinsam?" fragte Margot.

Der Prinz zuckte zusammen und blickte starr vor sich nieder.

„Bei Gott, ja, das ist wahr," sagte er, „Artenburg — was bedeutet das — ein Teil des Rätsels, das Sie mir aufgaben, scheint gelöst, und doch hüllt sich das Ganze in immer tieferes Dunkel!"

Man hörte Schritte auf dem Kieswege.

Graf Waldheim und Artenburg kehrten zurück.

Schnell griff Margot nach dem Blatt, das der Erbprinz noch in der Hand hielt, und verbarg dasselbe wieder in ihrer Robe.

Graf Waldheim und der Adjutant waren zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um die Verwirrung der beiden zu bemerken.

Nach einer kurzen, gleichgiltigen Unterhaltung flüsterte Artenburg dem Prinzen einige Worte zu. Dieser empfahl sich unruhig und verlegen, wie er in der Gesellschaft immer gewesen war, der Gräfin und ging mit seinem Adjutanten nach seiner Wohnung hinauf, wobei letzterer dem Grafen zuflüsterte:

„Heute abend auf der Promenade sollen Sie die bestimmte Ablehnung Ihrer Einladung von Seiner Hoheit erhalten."

Die Prinzessin war nicht wieder erschienen.

Graf Waldheim bot seiner Tochter den Arm und führte sie nach dem Hotel zurück.

Zwölftes Kapitel.

Graf Waldheim führte seine Tochter in den Salon der Prinzessin, und obgleich diese deutlich merken ließ, daß sie allein zu bleiben wünsche, so berichtete er ihr dennoch ausführlich über seine Unterredung mit dem Baron Artenburg.

„Nun, sehen Sie," sagte die Prinzessin, als sie hörte, daß die Einladung zum Besuch in Rebenberg so gut wie abgelehnt sei, „besser hätte es ja gar nicht kommen können! — Sie haben Papas Befehl pünktlich befolgt, und die Gefahr ist beseitigt. Auch ist ja der Grund, den Herr von Artenburg angibt, vollkommen genügend und unwiderleglich, denn zu einem Besuch an einem fremden Hofe braucht man doch in der That mehr als den Inhalt eines kleinen Reisekoffers. Die Hauptsache ist, daß unser Spiel nicht übereilt aufgedeckt werde — daß wir Zeit gewinnen; ich verspreche Ihnen nochmals, daß ich dann bei meinem Papa alles in Ordnung bringen und seinen Zorn von Ihnen abwenden will."

„Ach, mein Gott, Durchlaucht," sagte Graf Waldheim mit trostloser Miene, „die Allerhöchste Ungnade ist mir unvermeidlich. Hören Sie gnädigst zu Ende! Der Baron Artenburg hat mir bei unserem Gespräch im Vertrauen mitgeteilt — und das ist ja sehr schön von ihm, denn das offene Vertrauen erleichtert die Schwierigkeiten unserer gegenseitigen Stellung — er hat mir also vertraulich mitgeteilt, daß —"

„Nun?" fragte die Prinzessin.

„Ich sehe nicht ein, warum ich zögern sollte — es betrifft ja doch nicht Eure Durchlaucht — Baron Artenburg hat mir also mitgeteilt, daß der Erbprinz nicht in der Lage sei, den bekannten Wünschen der beiden Höfe zu entsprechen."

„Ah," rief die Prinzessin, „das heißt also, er findet die Braut, welche ihm von der Diplomatie ausersehen ist, nicht nach seinem Geschmack —"

„Nicht Eure Durchlaucht," rief Graf Waldheim eifrig; „das ist ja eben das Unglück, das unverbesserliche Unglück, daß er Eure Durchlaucht gar nicht kennt und nun auch gar nicht mehr kennen lernen kann, denn nachdem wir so lange gezögert, ist es ja kaum mehr möglich, dem Prinzen die Wahrheit zu sagen, ohne die Gefahr einer ernsten Entzweiung."

„In der That," sagte die Prinzessin, „ich kann es ihm nicht übel nehmen — es ist ja die arme Margot, die er verschmäht —"

„O Durchlaucht — Durchlaucht," rief Margot, aus deren Augen die hellen Thränen hervorbrachen, „in welche entsetzliche Lage haben Sie mich da gebracht!"

„Sei ruhig, Margot, sei ruhig,“ sagte die Prinzessin fast heftig, „ich bin in Deiner Schuld für Deinen Freundschaftsdienst und werde ihn Dir nicht vergessen — und, bei Gott, es ist noch immer besser so, als wenn es umgekehrt wäre!“

Leise schluchzend wendete sich Margot ab und trat zum Fenster.

„Ich kann das also,“ fuhr die Prinzessin fort, „Seiner pedantischen Hoheit nicht übel nehmen — und Dir, Margot, eigentlich auch nicht, denn Deine Befangenheit hat Dich unliebenswürdig gemacht. Aber doch ärgert es mich,“ sagte sie, mit dem Fuß heftig auf den Boden tretend, „denn immerhin wird es heißen, wenn er nicht sehr diskret ist, daß er mich verschmäht hat. Freilich werden dann die Lacher gleich auf meiner Seite sein, wenn ich sage, daß er mich gar nicht gesehen.“

Carl von Piloty: Scene aus Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“.

Aus der illustrirten Prachtausgabe von Schillers Werken. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

„Um Gottes willen, Durchlaucht,“ rief der Hofmarschall, „das werden Sie nicht thun — das werden Sie niemals thun — ich wäre verloren —“

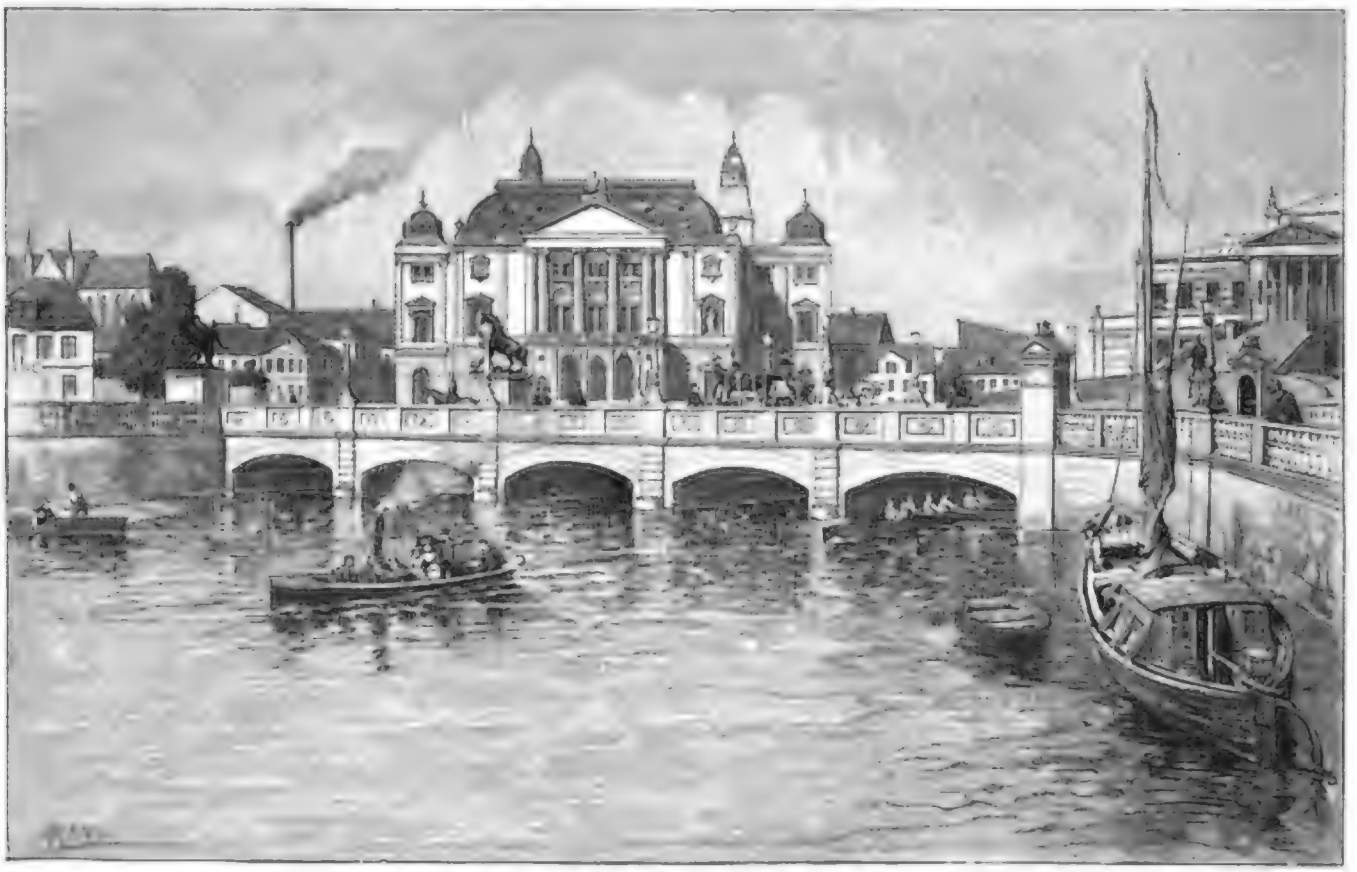
„Freilich,“ erwiderte die Prinzessin lachend, „das könnte zu einem Kriegsfall, wie die Diplomaten sagen, zwischen unseren beiderseitigen Reichen werden.“ Sie stand einen Augenblick nachdenkend mit gefalteter Stirn da. „Nun wird er wohl abreisen,“ fragte sie dann, „um mich trostlos wie Ariadne auf Naxos zurückzulassen?“

„Nein, Durchlaucht,“ sagte der Hofmarschall, „Seine Hoheit will, dem Befehl seines Herrn Vaters gemäß, Bergenau nicht früher als Sie verlassen. Uebrigens ist dies alles ja nur die Mitteilung des Adjutanten — vielleicht besinnt Seine Hoheit sich doch noch anders — vielleicht,“ fügte er bittend hinzu, „wäre es doch noch möglich, alles ins Gleiche zu bringen — wenn Eure Durchlaucht etwa selbst ihm die Wahrheit sagten — ihn um Entschuldigung wegen des Scherzes bäten —“

„Und mich selbst ihm zur Brautschau vorstellte!“ rief die Prinzessin mit blitzenden Augen. „Nein, nein, davon kann keine Rede sein — außerdem sage ich Ihnen ebenso bestimmt, wie er es gethan, daß ich niemals — verstehen Sie wohl, niemals — in eine Verbindung mit diesem Erbprinzen willigen werde!“

„Wäre es aber da nicht vielleicht dennoch am besten, wenn Eure Durchlaucht sogleich nach Rodenberg zurückkehren würden — dem Befehl Ihres allergnädigsten Herrn Vaters gegenüber hätte ich ja,“ sagte er seufzend, „einen vollgiltigen Erklärungsgrund für diese Abreise in der vertraulichen Mitteilung des Adjutanten.“

„Nein,“ rief die Prinzessin schnell, indem eine flüchtige Röte ihr Gesicht färbte, „nein, lieber Graf, auch das nicht; — ich muß sagen, das einzige, was mir an diesem Prinzen gefällt, ist die in der That zarte Diskretion, welche in seinem Verweilen bis zu unserer Abreise liegt — dadurch wird aller äußere Schein gewahrt — unsere Begegnung bleibt, auch wenn sie später bekannt werden



Das neue Theater in Schwerin. Originalzeichnung von Otto Marcus.

Digitized by Google

Auf frischer That. Nach Skizzen von A. von Fischern.

Bub: Herr Polizei — was krieg ich, wenn ich Ihne dazu verhelf', 'n Dieb auf frischer That zu verwisch'n?

Polizist: Nichts! Du verfl..... Lump, das ist ja Deine verd..... Pflicht und Schuldigkeit! — **Bub:** So, auch gut! Da geb' ich's drüben dem Herrn Brigadier zu verdiene.

Polizist: Da hast 'n Zehner, Du verfl..... Bub — aber nu hältst 's Maul und frisch vorwärts!

Bub: Also da die Treppe 'rauf! Aber halt' pst! ist' reiche die Stiefel 'runter, daß 's ja kein Lärm gibt!

Bub: Na, nur da 'raus und die Leiter da 'runter — immer suchte mir nach!

Bub: So, nu sin' mer gleich an Ort und Stell'! Nur e bisl balanzirt bis ufs Gerüst!

Polizist (da der Bub sich mit einem plötzlichen Schwung in den Abfahrtsmeer geflüchtet hat) Na wart', Du elendiger Betrüger! Wo ist denn Dein Dieb?

Bub: Da liegt er ja an Ihre jräne Seite und stiehlt gar vor Ihre eigene Oege weiter — seinem Schöpfer und unserem Bauherrn — de schöne Tageszeit!

Digitized by Google

sollte, eine rein zufällige, während, wenn ich jetzt abreise, vor der festgesetzten Zeit abreise, der Schein gekränkter Eitelkeit auf mich fällt. Ich werde bleiben bis zu dem von meinem Vater bestimmten Termin — es handelt sich ja nur noch um wenige Tage — der Prinz wird ja nicht voraussetzen, daß Sie mir etwas von seinem Entschluß gesagt haben — ich hoffe, er glaubt im Gegenteil, daß ich selbst von den Plänen, die man mit uns hat, nichts weiß, und Du, Margot, Du wirst meine Rolle so unbefangen als möglich weiter spielen und ihn, darum bitte ich Dich, so hochmütig als möglich behandeln!"

„O Durchlaucht — Durchlaucht — es ist entsetzlich!" rief Margot.

„Es muß sein, meine liebe Margot — es muß sein," sagte die Prinzessin, mit der Hand über die Stirn ihrer Freundin streichend, „wir werden späterhin über das alles recht herzlich lachen — jetzt heißt es, den Kopf hoch halten und diesem Herrn Erbprinzen keinen Triumph gönnen. Schreiben Sie also meinem Vater, mein lieber Graf, daß wir zu der befohlenen Zeit in Rebenberg eintreffen würden, und Sie können zugleich als Ihre Ueberzeugung hinzufügen, daß der Plan, der uns hiehergeführt, vollständig gescheitert sei, da ich eine Bewerbung des Erbprinzen ganz bestimmt zurückweisen würde."

„Das werde ich nicht schreiben, Durchlaucht," rief Graf Waldheim, in seiner Erregung die Grenzen der ehrfurchtsvollen Form vergessend, „nein, das werde ich nicht schreiben! Eure Durchlaucht haben mir versprochen, die Verantwortung auf sich zu nehmen, Eure Durchlaucht werden also die Gnade haben, diese Mitteilung Ihrem gnädigsten Herrn Vater selbst zu machen und den Sturm auszuhalten, der für Sie ja nicht gefährlich sein kann."

„Gut denn," sagte die Prinzessin, unwillkürlich über die Verzweiflung des Grafen lachend, „ich werde mein Versprechen halten; schreiben Sie also, was Sie wollen. Und nun genug davon — ich will die kurze Zeit der Freiheit, die mir noch gegönnt ist, benützen; wer weiß, ob es mir so bald wieder gelingt, die Ketten abzustreifen und der Langeweile von Rebenberg zu entrinnen."

Sie neigte mit der Miene leichter Ungeduld das Haupt. Graf Waldheim zog sich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenschönheit.

Reiseskizzen

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

(Schluß.)

II.

Wir durchschiffen den Kanal und landen an den frischgrünen Gestaden Albions, dem Lande der schönen Wiesen und großen Naturparks, mit den sauber gehaltenen Landstraßen und den schmucken Häusern, in denen Wohlhabenheit und Genügen wohnt. Das ist eine gesunde Rasse, die hier schafft und lebt! Wie selbstbewußt die Frauen und Mädchen auftreten, wie thatkräftig und entschieden, wie großgliedrig sie sind und wie sie den Kopf mit dem blühenden Gesicht und den frischen, hellen Augen tragen! Wenn sie nur etwas graziösere Bewegungen hätten, jedoch daran scheint sie der große, straffe Knochenbau, mit dem sie die Natur begabt, zu hindern; sie wissen aber ihre Glieder zu gebrauchen und arbeiten tüchtig zugreifend und munter. Wir merken es wohl, der Kanal, den wir überfetzt, trennt völlig verschiedene Nationalitäten — dort Romanen, hier Germanen! Das sind angelsächsische Gestalten! Die Mädchen haben einen Zug derber Jungfräulichkeit, schön, duftig und klar wie ein kühler Maimorgen — etwas, das man bei den romanischen Völkern vergeblich suchen würde. Ihre Haut ist blendend weiß, die Haare sind oft golden und aus den großen, offenen blauen Augen strahlt ein reiches inneres Leben, ein tiefsühlendes Herz und ein vieles begreifender Geist.

Das Gebaren dieser Frauenwelt ist weniger ungenirt, weniger naiv-keck als bei der romanischen, die wir bisher kennen gelernt — es fehlt ihnen die südliche Lebendigkeit, die sprechende Mimik, das Anekdotenvolle im Wesen; ihr Gang ist nicht reizend und sie halten die Schultern steifer. Dafür ruht in ihnen etwas Innerliches, etwas zart und süß anziehend Geheimnisvolles, das Leben einer reicher ausgestatteten Seele, was ihnen einen ganz besondern, die romanische Frauenwelt weit überragenden Schönheitsreiz verleiht. Das ist überhaupt das spezielle Merkzeichen der germanischen Frauenschönheit und gibt den Frauen dieser Völkergruppen eine dauernde Anziehungskraft. Eine Italienerin, Spanierin, Französin kennen wir bald, ihr einfaches Seelenleben ist für uns schnell durchsichtig bis in den verborgensten Winkel, es interessirt uns nach kurzer Zeit nicht mehr und sie verraschen uns später nur noch durch die naive Aeußerung desselben. Anders ist es bei den germanischen Frauen — das ist wie der Blick in den deutschen Wald, da entdeckt man, je weiter man eindringt, immer etwas Neues, das sich zauberisch enthüllt: in der Seele der germanischen Frau schlummern Millionen Keime, die der Erweckung harren, die sich allmählig entwickeln — es sind das nicht lauter edle und schöne Dinge, welche da zum Leben erwachen, aber dies schlummernde Seelenleben, diese außerordentlich reiche Entwicklungsfähigkeit üben einen Reiz aus, der über alle Pikanterien, über das Originelle und Naturwüchsige und über die äußere Formenvollendung und Formenschönheit der Italienerinnen und Spanierinnen — nach unserem deutschen Geschmack nämlich — den Sieg davonträgt.

Die Engländerinnen besitzen jenen Schönheitsfaktor, wenn auch nicht in so starkem Maße als die deutschen Frauen. Dagegen können sie in der Waagschale werfen: Charakterstärke, sonnige Klarheit, Entschiedenheit des Fühlens und eine leibliche und geistige Gesundheit, die sich auch in ihrem Aeußern aufs schönste zur Geltung bringt. Diese Frauen und Mädchen sind durch vernünftige Leibesübung, durch Bewegung in freier Luft und ungehindertes Wachsthum gestählt und kraftvoll. Da ist nichts Weichliches, nichts Verzärteltes, keine Verschrobenheit und kränkelnde Sentimentalität. Hier ist blühendes, gesundes Leben, in den frohen Jugendjahren allerdings etwas unbeholfen, später jedoch entbehren diese herangewachsenen Mädchen der frauenhaften Reize durchaus nicht — es bleibt ihnen als Frauen etwas Frisches, Kleinliches, Klares, Kräftiges, das allerdings nicht selten einen Beigeschmack von Härte und Rücksichtslosigkeit hat. Neben den unschönen, oft ungeschlachten und eckigen Bewegungen tritt auch dieser eben bezeichnete Charakterzug in den Gesichtern der Engländerinnen auf, diese werden lang, geradlinig, starr und sollen so aus dem Gebiete der Schönheit — man trifft sehr viele Engländerinnen der bezeichneten Art — es scheint also dies ein nationaler Schönheitsfehler zu sein.

Die Holländerin hat viel Aehnlichkeit mit der Engländerin, sie ist jedoch größer, üppiger von Formen, besitzt eigentümlich weiche Körperlinien und ihre Gesichtsfarbe ist zarter, rosiger — dem üppigen Körperformen entspricht ein stark materialistischer Sinn — die Holländerin will gut leben in allem, sie schwärmt nie, sie hat ein gesundes, aber kein zartes Fühlen, sie ist praktisch in Liebe und Haß ... gerade zu — ihr sehr lebhafter Geist erfaßt die Wirklichkeit schaft und mal, höher aufschwingen mag sie sich nicht. Ihre Faxilie, der Handel, die Prosperität ihres Hauses — das ist ihre Welt! Die Holländerin ist eine musterhafte Hausfrau — wie Friedrich der Große der erste Diener des Staats, so ist sie die erste Magd des Hauses, sie liebt einen fürs Leben und sie hakt fürs Leben, wenn leides ihr nicht zu unbequem wird, denn mit andauernden Leidenschaften und starken geistigen Erregungen mag sie sich nicht zu lange plagen. Ihre wunderbar schöne, zarte weiße Haut, prächtig entwickelte Formen, die von Gesundheit strotzen, Reinheit und Schlichtheit der Seele, die sich in ihren offenen, runden, lichtvollen, klaren Augen spiegelt — das ist ihre Schönheit! Die Derbheit und Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen deutet auch auf das Fehlen des Seelenaufschwungs.

Die Skandenavierin, speziell die Schwedin, ist das Kind einer lichteren Sonne. Ihre Farben sind überzart, ihre Gestalt sehr schlank und biegsam, die Schultern oft schmal und die Formen zart und fein entwickelt, sie hat stark germanische Herzenseigenschaften, dabei jedoch einen sehr lebhaften, beweglichen Geist, ihre Geistesgewandtheit ist auffallend, sie besitzt viel mehr schlagenden und feinen Witz als die Engländerinnen, Holländerinnen und deutschen Frauen, ein eigentümlicher Hauch der Poesie umgibt sie, jedoch steht ihrem Wesen Tiefe und Stärke. Das zeigt auch ihr Aeußeres, das, bei aller Feinheit, Farbenlichkeit und Anmut, des Positiven, des Eindrucks der Kraft entbehrt; dafür entschädigt die Schwedin durch Grazie und Geschmeidigkeit der Bewegungen, durch die geistreiche Lebhaftigkeit ihres ganzen Wesens und durch jenen nordisch poetischen Hauch, der ihrer Erscheinung einen ungewöhnlichen Schönheitsreiz gibt; eine ganz seltsame Leidenschaftlichkeit schlummert jedoch in der Tiefe der Seele der Skandinavierin. Diese ungebändigte Naturkraft zeichnet ganz bestimmte Linien in die Gesichter der nordischen Schönen und spricht durch ein phosphoreszierendes Funkeln oft aus ihren sehr hellen Augen — macht diese sozusagen grell — und diese Eigenart, obwohl sie den nationalen Typus nach der Seite des Charakteristischen hin eigentlich erst vollendet, wirkt auf uns erkältend in der uneingeschränkten Bewunderung der skandinavischen Frauenschönheit.

Wenn ich jetzt das nordische Meer durchschiffe und die Frauenschönheit unseres geliebten Deutschlands hier nun porträtieren will, so laufe ich Gefahr, an der Klippe der Parteilichkeit zu scheitern — der Franzose erklärt die Frauen seines Landes für die schönsten, der Engländer, der Italiener, der Spanier die, welche seiner Nationalität sind. So wäre es demnach ja auch natürlich, daß ich den deutschen Frauen die heiß ersehnte Palme der Schönheit zuerkennte. Da werde ich mich nun wohl hüten — ich bin sicher, daß ich die Französinnen, Spanierinnen, Engländerinnen und Schwedinnen schon höchst mütend auf mich gemacht habe, weil ich sie vom Standpunkt eines Teutschen angesehen und ihnen nur Anwige von der Palme, aber diese selbst nicht ganz zuerteilt habe. So bin ich denn, zur Sicherung meines Lebens lieber, zu dem diplomatischen Schritt gezwungen, die Palme in meinem Notizbuch fein verschlossen zurückzuhalten und sie einmal ganz heimlich, wenn nicht die anderen Nationalitäten mit Argusaugen auf dies Schiedsrichteramt blicken, fortzugehen.

Also — dies sei hier verkündet — ich reiche sie den deutschen Frauen nicht, obwohl sie mir als Landsmann unbändig gefallen, denn sie weisen die germanischen Eigentümlichkeiten in der größten Stärke und in schönster Vollendung auf und auch äußerlich haben sie nicht das Materiell-Ueppige und die Schwere der Holländerin, die Eckigkeit der Töchter Englands, die Ueberschlankheit der Schwedinnen. Es ist bei ihnen alles gemäßigt zum schönsten Verhältnis. Eine reiche Seele und ein schön entwickelter Körper gedeihen hier in zauberreich schöner Vereinigung zur herrlichsten Entfaltung. Aber etwas habe ich doch an euch auszusetzen, und leider ist es das, was ich so sehr liebe: ihr habt zu viel Gemüt, zu tiefes Fühlen, ihr schwärmt zu leicht, ihr leidet an zu viel Seele und das beeinträchtigt eure Charakteristike und macht eure äußere Erscheinung oft zu wenig hervorstechend — dies Zuviel der Tugend des Herzens und des Geistes, zu starkes innerliches Leben lastet auf euch, und ganz gefangen von diesem legt ihr nicht genügend großen Wert auf die Art, wie ihr euch der Welt präsentirt. Das verstehen die romanischen Frauen und sie benutzen mit ihren geringen Mitteln solches Wunder, wie ich oben geschildert. Ihr könntet die schönsten Frauen der Welt sein, wenn ihr wolltet ... aber, Herrgott, wo habe ich meine Palme? ... Nun, sie liegt noch in meinem Buche — ich bin gezwungen, jetzt starke Schatten aufzutragen. Ihr bildet euren Körper nicht genügend aus durch Turnen, Schwimmen, Spielen und Umhertummeln im Freien, ihr stärkt euren Charakter nicht durch energisch geübte Klarheit des Denkens und Selbstbeherrschung, und deshalb nimmt auch eure Frauenschönheit, die nicht völlig zu der Stufe, der sie fähig, entwickelt ist, den Platz in der Welt nicht ein, der ihr eigentlich gebührt — die Stufe nämlich, daß ich euch mein ganzes Herzblut überreiche.

Eine ganz eigentümliche Stellung müssen wir den Polinnen in unserer internationalen Frauenschönheitsgalerie anweisen; sie sind nach dem hergebrachten Schönheitsmaßstabe der Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und des harmonischen Körperbaues entschieden nicht schön — und dennoch machen sie die Männer „verrückt" und flößen dem guten germanischen Ehemann Angst ein; sie haben eben die Schönheit der „Teufelinnen" — das unregelmäßige Gesicht mit den starken Backenknochen, den sumpfigen Linien und den roten, vielverheißenden Lippen bei der Blassen, oft ins Fahlgräuliche übergehenden Gesichtsfarbe, mit den grauen oder tiefschwarzen, unheimlichen Augen hat etwas dämonisch Anziehendes. Sie sind beide Vampyre, die unsere Seele trinken — dazu diese Verve in den Bewegungen, das Feuer und der Schwung ihres Gebarens, die Gliedergeschmeidigkeit und Kraft der unbeirrbar schönen Tigerkatze — wahrlich, das sind verführerische Weiber, die sich alle Nationalitäten unterjochen können und schon unterjocht haben; freilich, wenn sie unsere Seele ausgetrunken, werfen sie uns fort wie eine Zitrone, die ausgepreßt worden — und das ist unangenehm. Sie haben eine hochfliegende, aber auch im höchsten Grad egoistische Seele — auch egoistisch in ihrem fanatischen leidenschaftlichen Patriotismus; sie können Märtyrerinnen sein, sich verleugnend für eine Idee bis zum Aeußersten, sich aufopfernd bis zum Untergange und daneben leichtsinnig und genußsüchtig gleichfalls bis zum Versinken. Seltsame Rätsel des Frauengeschlechts! Berückend, bezaubernd, sinnverwirrend schön, unwiderstehlich wie Naturgewalten und doch dabei abstoßend und sogar Verachtung erregend. Sie gehören zu den ausgesprochensten Originalitäten der europäischen Frauenschönheiten.

Die Russin ist etwas stumpfer als die Polin, positiver, weniger schwärmerisch, ihr Gesicht und ihr Körperbau breiter, massiger, sie hat im allgemeinen einen weniger feurigen Geist als die Polin, und daher treten bei ihr alle Eigentümlichkeiten der Polinnen, welchen sie sonst sehr nahe verwandt ist, in schwächerer Ausprägung zu Tage; ihre Schönheit ist regelmäßiger, entbehrt aber jenes faszinierenden Mysterreizenden, was das Charakteristikum der polnischen Schönheit ausmacht. Dafür besitzt jedoch die ruhigere russische Schönheit einen länger währenden Reiz, sie regt weniger nervös auf — sie macht weniger „verrückt" und scheint dauernder. Die Haustrauentugenden erscheinen der Polin oft Heimisch, die Russin besitzt davon mehr und dies kennzeichnet sich auch in ihrem sittigeren Wesen und in einer anmutenden Art zu walten.

Wenn wir hier bei dieser Revue die Ungarin übergehen wollten, so würden diese schönen Geschöpfe jenseits der March und der Leitha glauben, daß wir sie nicht mehr zu den europäischen Schönheiten zählten. Ich bin ein sehr friedlicher Mensch, ich fürchte den Zorn der Frauen und den der Ungarinnen besonders, denn sie sind ein feuriges und stolzes Geschlecht und kennen mit Blicken der Verachtung vernichten. Diese sonnenhaft glühenden Augen, darin in Rasse, Leben und Blut, in diesen schön geformten, starken Gliedern stark Kraft — es ist etwas Adeliges in diesen Weibern, der Adel noblen und gesunden Blutes. Die etwas fleischige Nase, der sehr volle Mund, das starke Kinn, die vollen, braunen, glutdurchhauchten Wangen, die starken Augenbrauen bei der ausdrucksfähigen Stirn — das ist kraftvolle Rassenschönheit. Jedoch ich als sanfter Germane habe Furcht, mich in eine dieser imponirenden, feuerdurchwallten Schönheiten zu verlieben — es ist mir zu viel Liebes- und Lebenslust in ihnen — ich besorgte, daß die Wellen dieser Naturgewaltigen über mir zusammenschlügen, und deshalb bin ich der Meinung, auch aus Gutherzigkeit für meine übrigen Landsleute, daß die Ungarinnen ganz speziell für die ungarischen Männer geschaffen seien — diese können sie im Zaum halten, diese werden von dem Naturell jener Schönen nicht erdrückt und finden sich in diese Art und Weise, die etwas vom Steppenterrier an sich hat. Schön sind diese Kinder der Puszta und der Adelsitze, gut von Herzen sind sie auch, von Geist sind sie angeweht und verständig, ebenso walten sie als Hausfrauen tüchtig und energisch — aber — aber — zu viel Rasse, zu viel Temperament für uns arme Sterbliche diesseits der March und der Leitha.

Hiemit mag diese kleine Schönheitenrevue beschlossen sein und ich befehle meine Seele Gott, gehe von nun an nie mehr ohne Revolver aus und habe den Trost im Hinblick auf meine arme Familie, mich in einer guten Lebensversicherung eingekauft zu wissen.

Das neue Hoftheater in Schwerin.

(Siehe das Bild S. 1000.)

Die so überaus anmutig zwischen fünf mehr oder minder großen Landseen mit ihren klaren Wasserspiegeln und bewaldeten hügeligen Ufern gelegene Residenzstadt Schwerin besitzt für ihre Größe von 30,000 Einwohnern auch eine verhältnismäßig ansehnliche Zahl überaus stattlicher öffentlicher Gebäude. Wandten doch die seit 1837 in Mecklenburg-Schwerin regierenden Großherzoge ihre besondere Sorgfalt auf die Verschönerung und Ausschmückung ihrer Residenz, und die sehr reichen Geldmittel, über welche sie unumschränkt zu verfügen hatten, gestatteten es ihnen, eine sehr namhafte Reihe imposanter Bauwerke ausführen zu lassen. Zu ihnen gesellt sich nunmehr noch das neue Hoftheater, ein Werk des Baurats Daniel. Dasselbe ward, nachdem das frühere Hoftheater aus nicht aufgeklärten Ursachen im Frühling 1882 nach einer Vorstellung der Posse: „Die lustigen Vagabunden“, vollständig niedergebrannt war, im Frühjahr 1883 begonnen und ist jetzt im Aeußern wie im Innern so weit vollendet, daß seine Einweihung im Herbst dieses Jahres erfolgen soll. Die Pflege des Theaters geschah schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe in Schwerin, und die daselbst gastirenden Gesellschaften zählten mehrere später berühmt gewordene Mitglieder, so zum Beispiel den in Hamburg so hoch gefeierten Ludwig Schröder. Durch die Kriegswirren von 1792—1815, durch welche auch Mecklenburg teilweise sehr hart mitgenommen wurde, kam das Theater im ganzen Lande sehr in Verfall. Der thätige, überaus verdiente Theaterdirektor Krampe, der zuletzt auch den Titel eines Hoftheaterdirektors und dabei eine kleine pekuniäre Unterstützung erhielt, leitete in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre das Theater in Schwerin mit großem Geschick; seine Gesellschaft hatte mehrere, später vielgenannte Mitglieder, und ihre Leistungen waren besonders in Betracht der geringen pekuniären Mittel, über welche Krampe zu verfügen hatte, überaus anerkennenswert. Gespielt ward in dem alten „Komödienhause“ am Altengarten, einem dunklen, häßlichen Gebäude aus Fachwerk, und als dieses 1834 nach der Vorstellung der „Stummen von Portici“ abbrannte, einige Jahre in einem hölzernen Interimstheater. Der damalige Erbgroßherzog Paul Friedrich und seine noch lebende Gemahlin Alexandrine, Schwester des Kaisers Wilhelm, legten jedoch stets ein sehr lebhaftes Interesse für das Theater und wesentlich mit auf ihren Wunsch ward auf dem Platze des abgebrannten Gebäudes ein neues Hoftheater von Demmler erbaut, das einer Residenzstadt würdig war. In seinem Aeußern machte es vielleicht einen etwas monotonen Eindruck, im Innern aber war es ganz vortrefflich, besonders von gelungener Akustik, und der circa achthundert Personen zählende Zuschauerraum hatte etwas ungemein Behagliches. Die vielen, jetzt in ganz Deutschland zerstreuten Schauspieler und Sänger, welche von 1837—1882 an dem Schweriner Hoftheater engagirt waren, werden sich dieses Gebäudes gewiß noch mit Vergnügen erinnern. Als der 1837 zur Thronfolge gekommene Großherzog Paul Friedrich die Residenz von Ludwigslust nach Schwerin verlegte, ward auch sofort das dortige Theater zum Hoftheater erhoben, und zum Intendanten desselben der Geheime Hofrat Zöllner aus Berlin, früher Kabinetssekretär der Großherzogin Alexandrine, ernannt. Nach seinem anfangs der fünfziger Jahre erfolgten Tod ward von Flotow, der bekannte Opernkomponist, einige Jahre Intendant; ihm folgte der tüchtige Dramatiker von Putlitz, jetzt Theaterintendant in Karlsruhe, dann der ästhetische und kunsthistorische Schriftsteller Freiherr von Wolzogen, bis nach dessen 1883 erfolgtem Tod der Freiherr von Ledebur, zuletzt Theaterdirektor in Riga, mit der Leitung des Hoftheaters, welches von 1883 bis 1886 seine Vorstellungen in dem auf dem Luisenplatz erbauten geräumigen Interimstheater gab, betraut wurde.

Das jetzt vollendete Hoftheater ward auf dem bedeutend vergrößerten Platz des 1882 abgebrannten Gebäudes, mit teilweiser Benützung von dessen Fundamenten, wieder erbaut. Ein freier Gesamtanblick desselben bietet sich nur an seiner Südseite, die unsere Abbildung zeigt. Mit seinem Kuppeldach, seinen Türmen und turmartigen Eckbauten und den mächtigen Säulen an dieser Südfront ist es gewiß ein imposantes Gebäude. Es ist im Innern zur Vermeidung der Feuersgefahr fast ganz aus Eisen konstruirt, und alle Verbesserungen der Neuzeit, in der Maschinerie, den Coulissen, der elektrischen Beleuchtung, den Garderoben der Schauspieler und so weiter sind darin ausgenützt. Ob die Akustik des Gebäudes vollkommen gelungen ist und man von allen Plätzen wird gut sehen können, wird sich freilich erst durch die wirkliche Benützung nach dem Beginn der Vorstellungen, die wahrscheinlich Mitte September erfolgen sollen, mit völliger Gewißheit beurteilen lassen; der circa tausend Personen umfassende Zuschauerraum enthält außer der großherzoglichen großen Hofloge und mehreren kleinen fürstlichen Prosceniumslogen ein Parket mit Sitzplätzen, ein Parterre, zwei Reihen Ranglogen und eine Obergalerie. Die Malerei, Vergoldung und anderweitige Ausschmückung ist sowohl am Vorhang wie an den Logenbrüstungen und sonstigen Dekorationen sehr reich. Außer der Bühne ist ein großer, überaus schön dekorirter Konzertsaal im neuen Theater vorhanden, während zwei Nebengebäude für Aufbewahrung der Dekorationen und so weiter bestimmt sind.

Da das Schweriner Hoftheater in allen Fächern und besonders auch in der Oper sehr gut besetzt ist, alle Kostüme, Dekorationen und sonstigen Ausstattungsgegenstände nach dem Brande von 1882 neu und sehr glänzend angeschafft wurden, kann man sich wohl mit Recht der Hoffnung hingeben, daß die Aufführungen im Schauspiel wie der Oper dem neuen prachtvollen Hause entsprechend sein werden. So dürfte das Schweriner Hoftheater, wenn es auch mit den Bühnen von Berlin, Wien, München und Stuttgart nicht in allem wetteifern kann, unter den übrigen Theatern Deutschlands nicht allein seinen alten Rang vollgiltig behaupten, sondern womöglich noch im Ansehen steigen.

Die Pflanzen und der Magnetismus.

Von

Dr. Karl du Prel.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als die Akademie der Wissenschaften in Paris 1784 beauftragt wurde, das System des Arztes Mesmer über den tierischen Magnetismus zu untersuchen, handelte es sich um zwei Dinge: 1) Um die Theorie Mesmers, welche dahin ging, daß beim magnetischen Akt ein dem menschlichen Organismus entströmender Stoff auf einen andern Organismus übertragen werden kann; 2) um die beim Magnetisiren erzeugten Wirkungen.

Die Theorie Mesmers wurde ganz verworfen. Die Wirkungen des Magnetismus wurden zwar nicht geleugnet, aber man schrieb sie der Phantasie der Magnetisirten zu. Die Akademie hat allerdings dieses Gutachten später wieder zurückgenommen und hat sich 1831 in einem ausführlichen Rapport dafür ausgesprochen, daß viele Wirkungen beim Magnetisiren sich als ganz unabhängig von der menschlichen Phantasie erweisen, also durch eine objektive Ursache erzeugt werden müssen. Wiewohl nun aber dieser Rapport einstimmig von elf Aerzten nach fünfjähriger Untersuchung abgegeben worden war, hat er doch so wenig gefruchtet, daß, als in jüngster Zeit der Däne Hansen seine magnetischen Vorstellungen gab, noch immer von Betrug und Täuschung geredet wurde. Erst als bald darauf gewichtige Stimmen sich für die Realität der Erscheinungen aussprachen, nahmen die Untersuchungen über den Hypnotismus ihren Anfang, die übrigens noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden können.

Statt einen eigentlichen magnetischen Stoff anzunehmen, wird man besser thun, von einem magnetischen Agens zu sprechen, welches vielleicht nur, wie Wärme und Licht, auf einer besonderen Bewegungsart des in der Natur verbreiteten und im menschlichen Organismus modifizirten Aethers beruht. Die Wirklichkeit dieses magnetischen Agens könnte aber nur bewiesen werden: 1) durch seine sinnliche Wahrnehmbarkeit; 2) durch seine Uebertragbarkeit auf unorganische Körper, von welchen alsdann bestimmte Wirkungen ausgehen müßten; 3) durch seine Uebertragbarkeit auf solche organische Körper, bei welchen die alsdann eintretenden Erscheinungen nicht mehr dem Vorwurf ausgesetzt wären, durch die bloße Phantasie des Magnetisirten erzeugt worden zu sein. In Bezug auf den ersten Punkt kann ich nur kurz auf die von Reichenbach angestellten Experimente verweisen, welche darthun, daß das magnetische Agens für Sensitive und Somnambule in der Dunkelkammer sichtbar wird. Den zweiten Punkt muß ich einer späteren Besprechung vorbehalten und will hier nur den dritten Punkt behandeln. Die Zurückführung der magnetischen Wirkungen auf eine bloß subjektive Ursache, Phantasie, ist nämlich ausgeschlossen, wenn die Uebertragbarkeit des magnetischen Agens auf Pflanzen nachweisbar wäre. Sollten sich beim Magnetisiren von Pflanzen bestimmte Wirkungen regelmäßig einstellen, so wäre damit eine objektive Ursache magnetischer Erscheinungen, die Wirklichkeit eines magnetischen Agens, bewiesen.

Die Wirkungen, die sich bei magnetisirten Pflanzen einstellen, betreffen das Wachstum derselben, können aber von verschiedener Art sein. Es tritt Verlangsamung des Wachstums ein, jedoch zu Gunsten kräftigerer Entfaltung der Blüten und Früchte, oder sogar verkleinerte Blütenbildung, jedoch mit Steigerung der Samenbildung, oder auch schnelleres Wachstum ohne nachweisbaren Einfluß auf die Blüten.

Schon Mesmer war es aufgefallen, daß ein Baum, den er magnetisirt hatte, seinen Blätterschmuck länger bewahrte und im Frühjahr wieder zeitlicher erhielt als die anderen. Da nun jedermann mehr oder weniger magnetische Kräfte besitzt, so bezweifle ich nicht, daß wenn etwa von seiten der freundlichen Leser solche Versuche in größerer Zahl angestellt würden, der eine oder der andere ein günstiges Resultat zu berichten hätte. Freilich würde es auch an Fehlversuchen nicht fehlen, wie denn zum Beispiel meine eigene magnetische Kraft bei anderen Proben sich als zu gering gezeigt hat, als daß ich sie auf diese etwas langwierige Probe stellen möchte. Wenn nun solche Leser, die auf diese Weise den Beweis ihrer magnetischen Kraft in ungefährlicherer Art erhalten könnten als bei Versuchen an Menschen, mir ihre Erfahrungen durch Vermittlung der vorliegenden Zeitschrift mitteilen würden, ließe sich eine Prozentanzahl von annäherndem wissenschaftlichem Werte konstatiren.

Da Pflanzen nach den Versuchen von Professor Clemens für die Aetherisirung sehr empfänglich sind und auch chloroformirt werden können, läßt sich ihre Empfänglichkeit für die magnetische Behandlung vorweg erwarten. Der Arzt Dugnani nahm die Magnetisirung an einem Pfirsichbaum vor, der es niemals zu reifen Früchten gebracht hatte; sie verdarben regelmäßig in den ersten Oktobertagen und fielen ab. Von fünf Früchten, die der Baum trug, wählte er eine aus und magnetisirte dieselbe täglich etwa zwanzig Minuten lang zwei Wochen hindurch. Während nun die übrigen Früchte wie immer abfielen, färbte sich die magnetisirte schon nach acht Tagen lebhaft und war im ausgereiften Zustand Gegenstand lebhafter Bewunderung wegen ihrer Schönheit und Größe, so daß die Gärtner sich Pfropfreiser davon erbaten. Professor Ennemoser pflanzte im Beisein seiner Freunde, des Professors Nees von Esenbeck und des Gärtners Sinning, zu Bonn am 2. Mai 1821 Strauchbohnen, Zuckererbsen, Hafer und Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) in die gleiche Erde und in gleicher Richtung, nur etwas von einander entfernt, in der Weise, daß von jeder Gattung gleiche Teile Samen mit magnetisirtem, die anderen mit gewöhnlichem Wasser angefeuchtet wurden, so oft das Begießen nötig schien. Am 10. Mai drangen die ersten Pflänzchen durch die Erde, und zwar die nicht magnetisirten Bohnen und Erbsen und einiger Hafer. Von den magnetisirten konnte man nur ein paar Spuren entdecken. Am 9. Mai pflanzte er Exemplare derselben Gattungen, das Tropäolum ausgenommen, ohne alles Begießen, nur daß der eine Theil des Samens vor dem Einsetzen magnetisirt wurde. Am 12. Mai war schon alles sichtbar, aber die nicht magnetisirten waren schon weiter vorgerückt; so hatten die nicht magnetisirten Erbsen schon vier Blätter, während die magnetisirten noch keine hatten. Am 15. Mai war alles in derselben Art fortgeschritten; bei den nicht magnetisirten Bohnen entwickelten sich schon Schindeln, während die magnetisirten noch beinahe in den Hüllen waren. Das Tropäolum entwickelte sich etwas später, aber in der gleichen Weise. Die auf die zweite Art eingesetzten schienen sich ziemlich gleichartig zu erheben. Als die Blütezeit kam, waren wieder die nicht magnetisirten Pflanzen voraus, die Stengel und das Kraut waren bei ihnen größer, aber blässer, als an den magnetisirten. Die von der zweiten Art verhielten sich bis zum 8. Juli gleichmäßig; von da an wurden aber offenbar alle beiden Arten magnetisirter Samen schöner, größer und in der Farbe intensiver; besonders zeigte sich das an dem Hafer, den Erbsen und dem Tropäolum. Ebenso auffallend konnte man die magnetisirten der zweiten Art, jene ohne Wasser gesetzten, von einander unterscheiden, sowohl in Hinsicht der dunkleren Blätter als der schöneren Blumen. Während der Reifezeit schienen die nicht magnetisirten mehr zu eilen und weniger innere Kraft zu besitzen, und als endlich die Samen zu gleicher Zeit abgenommen wurden, zeigte sich erst der rechte Unterschied der beiden Arten. Die Samen der magnetisirten Pflanzen waren viel vollkommener, größer und besonders viel schwerer im Gewicht, aber nur zum Teil zahlreicher als die nicht magnetisirten. Auch bei Versuchen in Blumentöpfen wurde annähernd dasselbe Resultat erreicht, nur kamen hier häufigere Widersprüche vor, weil der fremde Einfluß hier weniger zu vermeiden und die Freiheit der Entwicklung überhaupt mehr gehindert war. Ennemoser zieht aus seinen Versuchen die Folgerung: 1) daß das Magnetisiren den Vegetationsprozeß der Pflanzen intensiv verstärkt; es wird deshalb das schnelle Keimen der Pflanzen zurückgehalten, was im Frühjahr zum sichern Fortkommen der Pflanzen von Wichtigkeit ist; es wird ferner auch die Blüte nicht so extensiv hervorgetrieben, wie sie intensiv an Gesundheit, Fülle und Farbe gedeiht; 2) daß der Hauptzweck des Pflanzenlebens, die Samenbildung, durch das Magnetisiren befördert und zu einem viel besseren und reicheren Ertrag gebracht wird, was für den Getreidebau, das Gemüse und das Obst von einem nicht zu berechnenden Nutzen sein könnte.

Auch Szapary sagt, daß Samen, wenn man ihn mit magnetisirtem Wasser begießt, langsamer aufgeht; aber die intensive Verstärkung des Wachstums zeigte sich bei seinen Versuchen schon in den Blüten und Früchten.

Es wird immer schwer bleiben, die zum vergleichenden Experiment ausgesuchten Pflanzen unter eine vollkommen gleiche Einwirkung der sonstigen das Pflanzenleben bestimmenden äußeren Einflüsse zu bringen und dadurch die Wirkung des Magnetismus auf die magnetisirten Exemplare sicher zu konstatiren. Ebenso wird es schwer sein, sicher zu konstatiren, daß der verwendete Samen der verschiedenartig behandelten Pflanzen von gleicher ursprünglicher Qualität war. Diese Unsicherheit kann nun aber vermieden werden, wenn man Pflanzen innerhalb des Wachstumprozesses — wobei die Verschiedenheit der Qualität leichter zu beurteilen ist — der verschiedenen Behandlung unterwirft, und zwar so, daß man die im Wachstum zurückgebliebenen Exemplare der magnetischen Behandlung unterwirft und zusieht, ob sie vielleicht die besser gediehenen und nicht magnetisirten Exemplare einholen oder übertreffen können. Denn wenn auch die Pflanze den Magnetismus zunächst für die Frucht- und Samenbildung verwertet, so ist doch vorweg wahrscheinlich, daß ein weiterer Zuwachs magnetischer Kraft von seiten eines sehr kräftigen Magnetiseurs auch für das Wachstum im Sinne einer Beschleunigung verwendet werden würde.

Einen solchen Versuch berichtet Lafontaine in „L'art de magnétiser“: Ein Gärtner hatte zwei Geranien, wovon die eine beständig grünte, die andere aber im Absterben war und immer nur je ein Blatt trieb, das gelb wurde und wieder abfiel. Die kranke Pflanze wurde nun magnetisirt und auch mit magnetisirtem Wasser begossen. Nach wenigen Tagen hatte sie mehrere Blätter, die nun nicht mehr abfielen, bedeckte sich bald ganz mit Blättern, überholte den gesunden Kameraden und blühte früher als dieser.

Auffallender noch ist der Versuch, den der Arzt und Blumenzüchter Picard in St. Quentin mit Pfropfreisern anstellte. Von sechs im Vegetationsprozeß gleich fortgeschrittenen Rosen überließ er fünf ihrer natürlichen Entwicklung, die sechste magnetisirte er täglich zweimal, je fünf Minuten lang. Das Experiment begann am 5. April. Am 10. zeigte die magnetisirte Rose zwei Triebe von ein Centimeter Länge, während die übrigen fünf erst am 20. zu keimen begannen. Am 10. Mai hatte Nummer 1 zwei grüne Sprößlinge von vierzig Centimeter mit sechs Knospen, die übrigen hatten nur fünf bis zehn Centimeter und noch keine Knospen. Am 20. Mai blühte Nummer 1 und es kamen sechs schöne Rosen. Die Blätter hatten etwa den doppelten Umfang der übrigen. Als die Blumen verwelkt waren, wurde der Rosenstock gestutzt, gab im Juli acht neue Rosen und erreichte bei Wiederholung dieses Verfahrens im August vierundsiebzig Centimeter Höhe. Auch andere Versuche bewiesen ihm das bessere Gedeihen magnetisirter Pflanzen gegenüber anderen.

Endlich stellte Picard auch noch den Versuch an, einen bloßen Zweig einer Pflanze magnetisch zu behandeln. Er wählte einen mittlern Zweig eines Pfirsichbaumes, der drei Früchte trug, die er täglich fünf Minuten lang magnetisirte. Nach wenigen Tagen schon wurden sie durch ihren Umfang vor den übrigen bemerklich und erreichten bald darauf einen für das Klima außerordentlichen Umfang von einundzwanzig bis vierundzwanzig Centimeter bei völliger Reife; die Blätter und Rippen dieses Zweiges waren merklich dicker als die

übrigen. Die Pfirsiche der anderen Zweige erreichten gleichzeitig nur den Umfang von vierzehn bis fünfzehn Centimeter und waren im Wachstum etwa um vier Wochen zurück.

Nach Petrus (Etude du magnétisme animal) ist es notwendig, die Pflanzen von unten nach oben, nicht umgekehrt, also in der Richtung der natürlichen Entwicklung, zu magnetisiren, wenn der günstige Erfolg eintreten soll.

Eine Verschiedenheit des Gedeihens zwischen magnetisirten und nicht magnetisirten Pflanzen scheint also außer Frage zu sein. Den aufgenommenen Magnetismus verwertet die Pflanze zunächst für ihre wichtigste Funktion: Blüten- und Samenbildung, sogar auf Kosten der Schnelligkeit des Wachstums, die für das Pflanzenleben minder wichtig ist. In analoger Weise ist ja auch die Naturheilkraft bei lebenden Tieren thätig; sie verwenden eine um so größere Kraft auf den Ersatz verlorener Teile, je wichtiger derselbe für das Bestehen des Tieres ist. So ergänzen nach Spallanzani die Würmer den Kopf früher als den Schwanz, und bei Fischen erfolgt der Ersatz der abgeschnittenen Flossen in der Reihenfolge, wie dieselben für die Bewegung wichtig sind, also zuerst die Schwanzflosse, dann die Brust- und Bauchflossen, zuletzt die Rückenflosse. Ist nun aber bei einer magnetisirten Pflanze noch ein überschüssiger Betrag von Magnetismus vorhanden, nachdem der erreichbare Grad von Samenbildung erzielt ist, so wird dieser auf die minder wichtige Beschleunigung des Wachstums verwendet.

Der Magnetismus wirkt also auf Pflanzen gerade so wie auf Menschen; der vegetative Prozeß wird angeregt und vorhandene Krankheiten werden bekämpft. Es muß also der Vegetationsprozeß bei Pflanzen und bei Menschen verwandten Grundbedingungen unterliegen; das magnetische Agens des Menschen wird von der Pflanze aufgenommen und für das Wachstum verwertet; es muß also verwandt sein mit dem der Pflanze selbst zugehörigen Magnetismus, dessen Existenz sich aus der Thatsache verrät, daß auch Menschen umgekehrt durch Pflanzen magnetisirt werden können. Der Magnetismus scheint demnach allerdings, wie Mesmer vermutet hat, in der Natur allgemein verbreitet zu sein, wenn er auch im Menschen in besonderer Weise modifizirt sein mag. Diese Verwandtschaft zwischen pflanzlichem und menschlichem Magnetismus scheint auch daraus hervorzugehen, daß beim Magnetisiren von Pflanzen verschiedene Wirkungen sich einstellen, je nach dem Gesundheitszustand des Magnetiseurs. Nach häufigen Beobachtungen sollen Blumen in Krankenzimmern schneller welken, ja sie sollen durch Berührung und Pflege von seiten menstruirender Frauen absterben.

Bei der Verwandtschaft der Naturkräfte nun erscheint es nicht wunderlich, daß wir auch die Elektrizität, die nachweisbar das menschliche Nervensystem durchströmt, unter denjenigen Kräften angeführt sehen, welche das Pflanzenwachstum fördern.

Doktor Siemens hat die Wirkung elektrischen Lichtes auf das Wachstum von Pflanzen konstatirt. Er hat im Treibhause mit elektrischem, durch Glasscheiben gedämpftem Licht und gleichzeitiger Dunstfeuchtigkeit Himbeeren innerhalb zweieinhalb Monaten, Erdbeeren nach sechzig Tagen und Weinstöcke binnen drei Monaten zum vollen Reifen ihrer Früchte gebracht, welche sogar besser schmeckten als langsam an der Sonne gezogene. Im Freien elektrisch gezogene Getreidearten wuchsen ungemein rasch, und Erbsen, elektrisch gezogen, erwiesen sich zwei Tage nach der Reife fortpflanzungsfähig.

Auch andere Forscher bestätigen die Richtigkeit dieser Beobachtungen, und Lascelles Scott faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen in die Worte zusammen: „Elektrische Ströme von geringer Stärke, welche ein Gewächs von unten nach oben durchziehen, befördern dessen Entwicklung und vermehren dessen Lebenskraft. Elektrische Ströme dagegen, welche von oben nach unten die Pflanze durchziehen, wirken auf deren Entwicklung verzögernd und vermindern deren Lebenskraft."

Es würde das übereinstimmen mit der obigen Bemerkung von Petrus.

Grandeau säte zu gleicher Zeit zwei Tabakpflanzen, deren eine von der Elektrizität abgesperrt wurde. Während nun diese, der Elektrizität beraubte, nach zwei Monaten nur sechzig Centimeter hoch war, nur zehn Blätter hatte und nur hundertundvierzig Gramm wog, war die elektrisch gezogene anderthalb Meter hoch, hatte vierzehn Blätter und wog zweihundertunddreiundsiebenzig Gramm.

Schon früher hatte Poggioli die Erfahrung gemacht, daß Pflanzen im violetten Lichtstrahl und zwischen Magnetstangen schneller wachsen, was wiederum auf Verwandtschaft zwischen organischem und unorganischem Magnetismus schließen läßt.

Der Ausspruch der französischen Akademie der Wissenschaften, daß die Erscheinungen des organischen Magnetismus nicht objektiv veranlaßt, sondern nur auf die Phantasie der Magnetisirten zurückzuführen seien, ist also jedenfalls verfehlt gewesen. Die Wirkungen des Magnetisirens von Pflanzen zeigen unwiderleglich, daß dabei eine objektive Kraft ins Spiel kommt, die aus dem Magnetiseur überströmt. Jene gelehrte Körperschaft in Paris, die schon so häufig genötigt wurde, übereilte Aussprüche später wieder zurückzunehmen, konnte übrigens mit ihrem damaligen Dekret nicht einmal ihre Zeitgenossen ganz verwirren; denn schon damals wußte man, daß auch Tiere für den Magnetismus empfänglich seien. Als daher Herr von Ségur mit der Königin Maria Antoinette über Magnetismus sprach, was damals ganz Paris that, setzte sie seinem Enthusiasmus jenen Ausspruch der Akademie der Wissenschaften entgegen, daß die Wirkungen nur von Exaltation der Phantasie kamen. Herr von Ségur aber entgegnete: „Majestät! Da Tierärzte Pferde magnetisirt haben und die dadurch erzielten Wirkungen bezeugen, so möchte ich nun wahrlich wissen, ob die Pferde zu viel Phantasie besaßen oder die Gelehrten zu wenig."

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Robert Byr ist als geistvoller, unterhaltender Erzähler** längst ein Liebling des deutschen Publikums. Einen um so größeren Erfolg wird man seinem neuesten Roman: „Dora" (2 Bände, Jena, Costenoble) vorhersagen dürfen. In reich bewegter Handlung führt er eine Reihe nicht immer ganz originell erfundener, aber doch fesselnder Gestalten aus der Theaterwelt und den höheren Gesellschaftskreisen an dem Leser vorüber. Mit Spannung folgt man ihren wechselnden Schicksalen, die, eng mit einander verschlungen, sich gegenseitig bedingen, und freut sich darüber, wie sie schließlich sich entwirren und jedem das wird, was ihm gebührt. — In dem gleichen Verlage erschien noch ein anderer Roman desselben Verfassers: „Villa Mireflor". Er ist dem Nizzaer Leben entnommen, beschränkt sich indes auf einige zufällig an das Mittelmeer verschlagene Oesterreicher, ohne die farbige, bunt zusammengewürfelte, gerade für den Romanschriftsteller so dankbare internationale Gesellschaft auch nur zu streifen, was einigermaßen als Lücke empfunden wird. Trotzdem verleugnet auch dieser Roman die Vorzüge seines Autors nicht und liest sich immerhin weit besser als hunderte gewöhnlicher Unterhaltungsschriften, die nur wiederholen, was schon unzählige andere gesagt und erzählt haben. — Wesentlich verschieden von Robert Byr in der ganzen Physiognomie seines Geistes, in der Wahl seiner Stoffe und ihrer Behandlung ist Robert Schweichel. In seiner neuen Novelle „Camilla" (Berlin, Otto Janke) nähert er sich jenem indessen mehr als in irgend einer seiner früheren Arbeiten. Sie spielt in dem Rom der sechziger Jahre. Ganz Italien ist geeinigt, nur Rom befindet sich noch unter päpstlicher Herrschaft. Schweichel schildert nun in einer Anzahl markant gezeichneter, scharf von einander sich abhebender Figuren die Anhänger der verschiedenen politischen Richtungen, setzt sie in persönlichen Gegensatz zu einander und knüpft geschickt den einzelnen mit ihren Leiden und Freuden an das große Ganze, bis endlich im Jahre 1870 mit dem Geschick der ewigen Stadt auch das der Helden unseres Buches sich entscheidet und zum Abschluß kommt. Die Farben, die Schweichel auf seiner Palette hat, sind stets etwas düster gehalten, so auch hier, wenngleich die Novelle versöhnend endet.

— **Ein sehr hübsches Erinnerungszeichen an Salzburg,** gleichzeitig aber auch ein Wegweiser durch Salzburg, Berchtesgaden, Königssee, Ramsau und Reichenhall ist die panoramaartige Karte, Rundtour in den obengenannten Gebirgsgebieten genannt, erschienen bei H. Garte in Leipzig. Um das farbig kartographisch entworfene Flußgebiet der Salzach und ihrer Nebenflüsse gruppiren sich in Photographieimitation effektvolle Bilder der Stadt und Umgebung Salzburgs, Ansichten von Berchtesgaden, Schloß Hellbrunn, des Hintersees, Königssees, des Watzmanns, der Ramsau und andere mehr. Dazwischen sind dann farbige Volkstrachtenbilder verstreut, die eine angenehme Abwechslung in dies Panorama bringen. Die elegante Ausstattung macht das Erinnerungszeichen auch als Reisegeschenk wohl verwendbar.

— **Darwins Sohn wird im Herbst eine Lebensbeschreibung** und die Briefe seines Vaters veröffentlichen. Letztere soll ein autobiographisches Kapitel enthalten.

Bildende Künste.

— **Im Amsterdamer Museum, dem sogenannten Trippenhuis,** sind wichtige Entdeckungen gemacht worden. Man wußte durch die Arbeiten des Jan Vos, daß sich in diesem Gebäude zahlreiche dekorative Malereien befunden haben, die man aber für verloren hielt. Der Konservator der Akademie der Wissenschaften, Greeve, der schon vor einigen Jahren ein Deckengemälde von Niklaas Held Stokade in diesem Museum entdeckt hatte, hat jetzt in dem Saale des Museums, in dem sich Rembrandts Nachtwache befindet, eine Reihe dekorativer Malereien, die Jan Vos beschrieben, entdeckt. Die Nachforschungen haben ferner ergeben, daß die ursprünglichen Mauern mit Wandmalereien bedeckt sind. Die bis jetzt aufgedeckten Zeichnungen sind trefflich erhalten. Man hatte sie durch eine dicke Papierlage, die man tapetenartig übermalt hat, verborgen. Man vermutet, daß dieses Verfahren anläßlich der französischen Invasion angewendet worden ist, um diese Malereien vor den napoleonischen Kunstliebhabereien zu sichern.

Musik.

— **Nach Mitteilungen von Pariser Blättern arbeitet Massenet** gegenwärtig an einer neuen Oper: „Werther". Jede Person der Oper soll durch eine charakteristische Melodie eingeführt werden. Im übrigen wird das eigenartige Werk weder Duos noch Terzette und Quartette oder Chöre, überhaupt keine Ensemblesätze enthalten. Die Personen der Oper singen niemals zusammen, auf die „musikalische Rede" folgt die Gegenrede. Das Libretto rührt von M. Millet her.

— **Bei den Jahresprüfungen am Pariser Konservatorium** erhielt den ersten Preis im Klavierspiel ein junger Budapester, Meitlinger. Als Harlekin erhielt den zweiten Preis ein kleines, zehnjähriges Mädchen, Renée, die so winzig ist, daß die Pedale für sie verlängert werden mußten und sie kaum an ihr Instrument hinauflangen konnte. Man prophezeit der kleinen Preisgekrönten, sie werde eine große Künstlerin werden.

Bühne.

— **Das neue Wiener Burgtheater soll an einem später zu** bestimmenden Tage des Herbstes 1887 eröffnet werden. Ungefähr vierzehn Tage oder drei Wochen will man in demselben Vorstellungen auf dem Gebiete des Dramas, Trauer-, Schau- und Lustspiels veranstalten, um der Gesamtheit des Theaterpublikums Wiens Gelegenheit zu geben, einer solchen Vorstellung beizuwohnen. Nach Ablauf dieser kurzen Zeit kehrt das „Hofschauspiel" wieder provisorisch auf den Michaelerplatz zurück, aus welchem Grunde das „alte Haus" durch fortgesetzte Erneuerungsarbeiten in stand gehalten werden muß, während das „neue Haus" am Franzensring provisorisch, und zwar für sechs Monate, von der Hofoper bezogen wird. Das Opernhaus selbst hat nämlich während eines solchen Zeitraumes geschlossen zu bleiben, da es für die Dauer eines halben Jahres den Elektrotechnikern überantwortet werden muß, welche die Leitungen für das elektrische Licht im Zuschauerraume, in den Fluren und auf der Bühne herzustellen haben. Erst im Herbste 1888 oder frühestens im Frühjahr 1889 wird demnach das „Schauspiel" dauernden Besitz von seinem neuen Heim ergreifen.

— **Die Münchener Schauspieler vom Theater am Gärtnerplatz** kehrten nach viermonatlicher Abwesenheit am 1. August in ihren heimischen Wirkungskreis zurück. Die außerordentliche Popularität, welche das bairische Volksstück durch seine Interpreten im ganzen Norden errungen, ist längst bekannt, und Hofschauspieler Hofpauer kann auch auf diese siebente Tournée, welche er geleitet, mit Befriedigung zurückblicken. Die Münchener besuchten neun verschiedene Städte, als: Chemnitz, Weimar, Erfurt, Leipzig, Oldenburg, Berlin, Hamburg, Kassel und Breslau. Sie haben in 111 Tagen nicht weniger als 197 Gastvorstellungen gegeben.

— **Am fürstlichen Hoftheater in Sondershausen und am** Stadttheater in Metz soll in der nächsten Saison ein Dramencyklus von Hermann Rosenthal, bestehend aus den Dramen: „Jakobäa", „Kronos", „Dalmar", „Engelien", zur Aufführung gelangen.

— **François Coppée, der bekannte Pariser Schriftsteller,** arbeitet an einem neuen Drama, dessen Handlung im Balkan spielt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Um die archäologischen Studien zu beleben und die an**schauliche Kenntnis des klassischen Altertums möglichst zu verbreiten, insbesondere, um für die Universitäten Lehrer für Archäologie heranzubilden, werden mit dem Berliner archäologischen Institute fünf jährliche Reisestipendien, ein jedes im Betrage von 3000 Mark, verbunden. Zur Bewerbung um vier dieser Stipendien ist der Nachweis erforderlich, daß der Bewerber entweder an einer deutschen Universität, beziehungsweise an der Akademie zu Münster die philosophische Doktorwürde erlangt hat, oder das Examen pro facultate docendi bestanden und in demselben für den Unterricht in den alten Sprachen in den obersten Gymnasialklassen die Befähigung nachgewiesen hat. Für das fünfte Stipendium, welches bestimmt ist, die Erforschung der christlichen Altertümer der römischen Kaiserzeit zu fördern, wird erfordert, daß der Bewerber an der theologischen Fakultät einer deutschen Universität den Kursus der praktischen evangelischen oder katholischen Theologie absolvirt und an dem Tage, wo das Stipendium fällig wird, noch nicht das dreißigste Lebensjahr überschritten hat. Die Gesuche müssen in jedem Jahre vor dem 1. Februar an die Zentraldirektion des archäologischen Instituts zu Berlin, dessen derzeitiger Direktor Professor Engel (königliches Museum) ist, mit mindestens sechs Exemplaren der Doktordissertation eingereicht werden. Die Fälligkeit der Stipendien tritt mit dem 1. Oktober eines jeden Jahres ein und der ganze Betrag wird auf einmal an der Legationskasse ausgezahlt.

— **Zu Athen eingetroffenen Mitteilungen zufolge wurden in** Epidauros sehr interessante Funde gemacht. Man fand nämlich vierzehn kleine Statuen auf Unterlagen, ferner sehr gut erhaltene Statuen Aeskulaps, Venus und der Minerva, sodann zwei weibliche Statuen, drei Statuen von Athleten, acht Köpfe und schließlich eine besonders schön ausgeführte Statue der Minerva, sowie zahlreiche Inschriften.

Industrie.

— **Als „Reichsfeldflasche" führt sich eine aus einem einzigen** Stück Stahlblech hergestellte und also völlig unzerbrechliche Flasche ein. Da sie keine Lötstellen besitzt, kann sie lebhaftem Feuer ausgesetzt und nötigenfalls einmal als Kochgefäß benutzt werden. Ein weißer innerer und ein brauner äußerer Emailleüberzug, letzterer mit dem heraldischen Adler geziert, ermöglichen es, die Flasche stets mühelos sauber zu erhalten. Obgleich die Reichsfeldflasche reichlich ½ Liter Flüssigkeit aufnimmt, ist sie leichter als andere Flaschen gleicher Größe, denn sie wiegt nur 275 Gramm. In Bezug auf Verschluß, Ueberzug und Montirung wird die neue Feldflasche den verschiedensten Geschmacksrichtungen angepaßt. Der Preis ist auch bei eleganter Ausstattung ein mäßiger.

— **Papierkorsetts als neuester Ausdruck der amerikanischen** Industrie würden uns nicht überraschen, wenn wir nicht in einer Zeit lebten, welche sogar Wagenräder, Weinfässer und Eisenbahnschienen aus Papier hervorgebracht hat. Nun soll einer eleganten Frau die Vorstellung eines Papierkorsetts aber sehr wenig behaglich sein, so daß die neue Erfindung, bei uns zu Lande wenigstens, kaum auf jenen Erfolg wird rechnen können, welchen sich der ingeniöse Amerikaner davon verspricht. Die Korsetts selbst, welche nach Maßgabe der verschiedensten Taillenschnitte der herrschenden Mode in verschiedenen Schnitten aus einem Stück eigens dafür präparirten Papieres gewalzt werden, sollen im übrigen sehr gefällig und elegant aussehen, sich weich und geschmeidig anfühlen und in jedem Falle die erforderliche Haltbarkeit besitzen, um eine neue Taillenmode, respektive einen neuen Taillenschnitt und mit ihm natürlich dann auch die Ablösung durch ein neues, wiederum diesem angepaßtes Korsett, abzuwarten; das dauert, so kalkulirt die Erfahrung, ja oft nur wenige Wochen. Pariser Schneiderzeitungen erkennen in dieser Bestrebung übrigens einen sehr gesunden Gedanken. Die Eleganz und Tadellosigkeit der Taille — und sie bleibt für das Auge, welches eine Frau in Toilette prüft, immer die Hauptsache — hängt hauptsächlich davon ab, daß das Korsett nach demselben Schnitt gearbeitet ist wie die Taille, und das größte Kunstwerk eines Modisten wird vernichtet, wenn zu einer Taille Anne d'Autriche vielleicht dasselbe Korsett angelegt wird wie zu einer solchen im Genre Empire. Die Sorglosigkeit der Damen, „jede Taille zu jedem Korsett" zu tragen, gibt immer verschobene Linien. Weil aber in vielen Fällen möglicherweise die großen Preise, welche gute Façonkorsetts nach bestimmten Modeschnitten haben, die Schuld an diesen verschobenen Linien tragen — Provinzfiguren nennt sie die Damenwelt mit einiger Malice — könnte das billige Papierkorsett, die wechselnde Mode begleitend, ja allerdings vielleicht hier Wandel schaffen.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Ein zweites Verfahren, Obst ohne Zucker einzukochen,** (vgl. Notizblätter S. 924), ist folgendes: Man nehme recht schönes, vollständig reifes, aber doch noch festes und trockenes Steinobst, entferne Stiele und Steine, lege es in Einmachgläser mit umgebogenem Rande und stoße diese beim Einfüllen mehrmals auf ein zusammengelegtes Tuch, damit die Früchte sich setzen; dann, wenn die Gläser ganz voll sind, binde man sie zuerst mit Leinwand fest zu und darüber noch mit Schweins- oder Rindsblase und stelle sie hierauf in einen Kessel, der etwas höher als die Gläser ist, fülle den Raum zwischen und um dieselben sorgfältig mit Heu und gieße kaltes Wasser bis zur halben Höhe der Gläser ein, bringe nun den Kessel auf starkes Feuer, decke ihn zu und lasse ihn, wenn das Wasser zu kochen begonnen hat, noch 25 Minuten lang auf dem Feuer stehen. Sobald beim Kochen der Dampf zu stark wird, entferne man den Deckel, thue ihn beim Abziehen des Kessels aber wieder auf denselben und lasse die Gläser im Wasser erkalten, worauf man sie herausnimmt, abtrocknet und an einem trockenen, kühlen Ort aufbewahrt. Sorgfältig eingekochte Früchte halten sich vortrefflich und sind zu Kuchen und Kompots sehr gut. Zu letzteren gießt man den Saft ab, vermischt ihn mit dem nötigen Zucker und etwas Wasser, läßt ihn heiß werden und gibt ihn über die Früchte, welche selbst nicht gekocht werden dürfen; zu Kuchen gebraucht man sie gerade wie frische Früchte. Kirschen und alle Sorten von Pflaumen können auch mit den Steinen eingelegt werden.

— Um Obst in Gläsern einzukochen, nehme man große Einmachgläser mit umgebogenem Rand, schwenke sie mit Rum aus, bestreue sie überall mit Zucker und fülle sie mit beliebigen Früchten, immer gestoßenen Zucker dazwischen gebend, binde sie zu, überziehe mit Papier und darüber noch mit Schweinsblase, setze sie in ein nicht zu hohes, mit Wasser gefülltes Gefäß und mit diesem des Morgens in die Backröhre, ehe noch das Herdfeuer angezündet wird, damit die Gläser nur nach und nach erwärmt werden, und lasse sie so bis zum Nachmittag stehen, worauf man sie mit dem Gefäß herausnimmt und im

Wasser erkalten läßt. Sowie der Ofen recht heiß wird, muß man über die Gläser ein vierfach zusammengelegtes, mit Wasser befeuchtetes Tuch legen und dasselbe immer feucht halten, weil sonst der Blasen leicht reißen. Auch muß man bisweilen nachsehen, ob das Wasser nicht zu sehr einkocht, und dann heißes nachfüllen. Zucker nimmt man etwa 125 Gramm auf das Literglas, doch kann man je nach Geschmack auch etwas mehr oder weniger hinzuthun.

— **Die großen Vorzüge des Obstbaues werden noch lange** nicht genug erkannt und gewürdigt. Wie viele Gärten auf dem Land entbehren noch der Obstbäume! Wie viele Mauern in bester Lage stehen leer, weil man es nicht der Mühe wert findet, einen Birn-, Aprikosen-, Pfirsichbaum oder Weinstock dahin zu pflanzen. Wie leid thut es dem Sachverständigen, nach Ost oder Süd gerichtete Mauern, woran die besten Früchte gezogen werden könnten, leer stehen zu sehen. In manchen Gegenden würde sich der Ertrag von solchen Anpflanzungen auf große Summen Geldes belaufen. Es fehlt auf diesem Gebiet nur an aufmunternden Beispielen einzelner, um die Masse aufzurütteln und ihr zu zeigen, wie viel Gewinn durch die bisherige Vernachlässigung verloren gegangen ist. Liebhaber von Frühobst und Trauben gibt es überall, und daß solche Frühprodukte gut bezahlt werden, ist bekannt. Bedenkt man überdies noch, daß die Baumfrüchte an Mauern wenigstens vierzehn Tage früher zur Reife kommen als die ungeschützt stehenden, so sollte dies Grund genug sein, der Benützung solcher Gelegenheit mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber auch im Freien sollte man da, wo es angeht, jeden leeren Fleck Erde mit einem Obstbaume bepflanzen. Die Lage kommt dabei nicht so sehr in Betracht, denn wir haben, dank den verdienstvollen Bemühungen hervorragender Pomologen, eine Menge geeigneter Obstsorten für alle Gegenden Deutschlands und Oesterreichs. Ob dies Most- oder Tafelobstsorten sind, ist im ganzen genommen einerlei, denn alles Obst findet Käufer. Hauptsache ist und bleibt stets, nur solche Sorten zu pflanzen, die für die betreffenden Lagen geeignet sind und möglichst regelmäßig tragen. Man braucht dem Vorstand der zunächst gelegenen, geordneten Baumschule nur mitzuteilen, wohin der Baum zu stehen kommen soll, und man wird sicher die geeignete Sorte dafür erlangen. Der Ankauf von Bäumen von herumziehenden, unbekannten Händlern sollte vermieden werden, weil der Käufer selten die verlangte Sorte erhält.

Militär und Marine.

— **Das braune Pulver der Vereinigten rheinisch-westfälischen** Pulverfabriken ist nunmehr definitiv von der englischen Regierung eingeführt worden, nachdem ein Fachausschuß die in der Walthamabbey nach dem Vorbild der rheinisch-westfälischen Pulverfabriken eingerichtete Pulverfabrik für zweckentsprechend erklärt hat. Die Verwendung des rheinisch-westfälischen Pulvers gilt für den Anfang einer neuen Periode in der Artillerie, denn dieses Pulver hat nicht allein einen seiner Bestandteile, die Holzkohle, durch anderes Material ersetzt, sondern auch das Größenverhältnis dieser Bestandteile — Salpeter, Schwefel und Kohle — so verändert, daß die chemische Reaktion bei dessen Verbrennung eine völlig andere als beim schwarzen Pulver ist. Es erzeugt sehr wenig Rauch und entzündet sich außerhalb des geschlossenen Gewehr- und Geschützlaufes nur sehr langsam, so daß die Gefahr in der Handhabung desselben sehr vermindert erscheint.

Feste und Versammlungen.

— **Am 20. Juli feierte in Halle unter allgemeiner Teil**nahme der Professorenschaft, des Kurators, zahlreicher Studierender und Verehrer der ordentliche Professor Dr. Erdmann sein fünfzigjähriges Professorjubiläum. Die medizinische Fakultät ernannte ihn zu ihrem Doktor honoris causa, so daß der Jubilar nun vierfacher Doktor ist.

— **Am 21. Juli beging Julius Sturm, der bekannte ge**mütvolle Dichter, zu Köstritz, wo er als Pfarrer wirkt, seinen siebenzigsten Geburtstag.

Sport.

— **Das größte Rennen der Welt, die Eclipse Stakes,** 10,000 Sovgs. (circa 200,000 Mark) dem Sieger, 500 Sovgs. dem Zweiten, kam Ende Juli in Sandown Park zur Entscheidung. Von 265 angemeldeten Pferden erschienen 12 am Zweitausendmeterpfosten, nachdem der erste Favorit, „Minting", tags vor dem Rennen lahm geworden war. Es siegte leicht mit drei Längen H. T. Barclays sechsjähriger br. H. „Bendigo" v. Ben Battle a. d. Hasty Girl vor dem wenig beachteten „Candlemas", dem der vorher nie geschlagene „St. Gatien" als Dritter, dann „Gay Hermit", „Fra Diavolo", der einzige Franzose im Rennen, etc. folgten. Der Sieger zählt seit vier Jahren zu den besten Pferden Englands über kurze Distanzen; so gewann er unter anderem das Cambridgeshire um einen Kopf [illegible] „Tonans", unterlag um einen Kopf gegen „Florence" und zum zweitenmal gegen das Wunderpferd „Plaisanterie". Sein Besitzer zahlte für den dreijährigen „Bendigo" 850 Sovgs. (17,000 Mark), während er als zweijährig für 70 Sovgs. (1400 Mark) verkauft worden war. Der Gesamtwert des obigen Rennens betrug rund 240,000 Mark.

— **Das erste Derby Rußlands wurde in diesem Jahr in** Moskau gelaufen und führte zu einem toten Rennen zwischen „Baronet" und „Good Boy" vor elf anderen Pferden. Letzterer ist von „Good Hope" gezogen, dem einzigen deutschen Pferde, welches das österreich. Derby (1878) gewann.

— **Die große Hamburger Regatta brachte dem Thames** Rowing Club, London, sämtliche Hauptsiege, nur im Einer konnte Hamburg den Alsterpokal erfolgreich verteidigen. In dem bedeutendsten Rennen, um den wertvollen Hammoniapreis, waren die Engländer vor dem Hamburger Allemannen Sieger, während der Berliner Ruderklub, der jüngst die stolze Exkursion nach England unternahm, Dritter blieb.

— **Bei der Segelregatta zu Swinemünde gewannen Berliner** Boote sämtliche drei von den Mitgliedern des Kaiserhauses ausgesetzte Ehrenpreise.

— **Die beste Leistung auf dem Bicycle über eine englische** Meile verzeichnete am 1. Juli dieses Jahres George M. Hendee zu Lynn in Massachusetts, indem er die Strecke in 2 Minuten 30 Sekunden durchfuhr.

Mode.

— **Der neueste Pariser Geschmack ist die Mode von 1820,** die Damen haben die besten Modelle dafür an den Pastell- und Oelbildern ihrer Mütter aus dieser Zeit, denn die Imitation soll ganz treu sein. Runder, in Falten gezogener Rock, ziemlich kurz und ohne alle Draperie; die Taille spitz, herzförmig ausgeschnitten; der Aermel nur bis zum Unterarm reichend, weit, Fasson Gigot. Dieser Hammelkeulenärmel wird bekanntlich sehr hoch auf der Schulter eingesetzt und schließt schon am Ellenbogen mit breiter Prise. Zu der Mode in diesem Geschmack gehören lange, sehr schmale Tournüren. Um das Jugendporträt unserer Mütter noch treuer zu beleben, haben einige Modistinnen auch die Mantille und jene schmalen Shawlstreifen wieder aufgebracht, welche man damals fast als den alleinigen Ausdruck moderner Konfektion trug. So wird, da dieser Geschmack in der eleganten und abwechslungslustigen Welt mit Interesse aufgenommen wurde, in der nächsten Zeit voraussichtlich nichts moderner sein, als sich — unmodern anzuziehen.

— **„Statuetoilette" nennt sich das englische Modell eines neuen Kostüms aus dem Atelier der Hofmodistinnen Mesdames** Nicollo in London. Diese Toilette soll darstellen, wie man sich in unseren Tagen à la grecque kleiden kann, ohne dem antiken Geschmack gegenüber auffällig oder burlesk zu erscheinen. Die klassischen Falten und Draperien schließen das Tragen des Korsetts ja nicht aus, und auf der Grundlage dieses modernen Korsetts nun bietet das erwähnte Modell allerdings ein Stoffarrangement und eine Faltenanordnung von klassischer Anmut und Schönheit. Aus zart elfenbeinfarbigem Crêpe de Chine hergestellt, mit außerordentlich feiner Nuancierung der verschiedenen Revers der Draperien, liegt der beste Effekt der Anordnung in dem dicht unter der Taille — die selbst nur ein Arrangement weicher Falten ist — gefalteten Rouleau, welches die allbekannte Draperie der milesischen Venus nachahmen will. In dem Ganzen liegt in der That so viel Schönheit und Stil, daß mit Beginn der Saison unser Modebericht eine Illustration davon bringen soll.

— **Bei der großen Rolle, welche gegenwärtig die Weste in** der Damentoilette spielt, beschäftigt sich der Modist mit allerhand Modifikationen ihrer Machart. Das Neueste ist, daß die Weste der Dame ganz ebenso wie diejenige des Herrn als selbständiger Toilettenteil hinten mit leichtem Kloth- oder Foulardfutter gearbeitet wird. Diese Leichtigkeit nun, die Weste je nach der Toilette und dem Wetter zu wechseln, wie man seine Krawatte wechselt oder seine Handschuhe, ist gerade so bequem, als sie zu einem neuen Toilettenluxus verführt. Eine elegante Frau hat Westen in allen Farben, mit denen sie wechselt. Auch gestreifte Stoffe sind daher sehr beliebt, und außer blau und grünen Schottendessins sieht man eine ganz neue Art Westenstoff besonders bevorzugt, der rote, blaue und weiße Querstreifen an einander reiht. Diese bunten, möglichst effektvoll nuancierten Westen werden auf der Straße, auf der Promenade, zum Reiseanzuge getragen; für die elegantere, Gesellschafts- und Visitenansprüchen angepaßte Toilette bleibt die weiße oder hellgelbe Weste der Ausdruck des [illegible], wo in die Harmonie des Kostüms nicht etwa eine andere Nuance gehört. Sehr comme il faut, aber auch sehr fragil und teuer ist die weiße Atlasweste; zu schwarzen, ganz cavalièrement gearbeiteten Tuchjäckchen wird sie von der eleganten Frau auch gern zu Pferde getragen. Immer, aber besonders da, wo die Weste bunt ist, ist's natürlich nötig, daß auch noch die Handschuhe, die Strümpfe, die Hutbänder und dergleichen ihrer Farbe assortiert werden, und der moderne Westenluxus kann in harmlosen, abwechslungsfreudigen Frauenhänden zu einer ganz stattlichen Budgetziffer werden.

— **An der Anmut der diesjährigen Mode hat die Wieder**aufnahme der Schärpe in die Taille junger Frauen und Mädchen einen großen Anteil. Nichts vermag leichter und müheloser einer Robe den Charakter der Eleganz, den Ausdruck von Frische und Jugend zu geben als eine passend gewählte und anmutig behandelte Schärpe. Die Anordnung derselben, viel häufiger eine Improvisation graziöser Talente und geschickter Hände als ein feststehendes, kunstgerechtes Machwerk, ist aber nicht selten ganz überraschend. So werden, allerdings nur zu Kostümen von besonderer Distinktion, Schärpen von weicher, mit [illegible] maurischen Motiven gestickter Seide getragen, aus denen zunächst eine volle, bauschige Weste arrangiert wird, bevor ihre Enden, nach rückwärts genommen, zu vollem Knoten verschlungen oder seitlich in flachen Falten herabhängend angeordnet werden. Das setzt eine außerordentliche Geschicklichkeit voraus, gibt aber da, wo diese vorhanden ist, ein Bild von sehr interessantem Reiz. Eine ungeschickte, steif und ängstlich angeordnete Schärpe kann eine Toilette ruinieren, eine mit Grazie behandelte ihr zu reizenden Effekten verhelfen. Diese maurischen und indischen Schärpen, mit Vorliebe zu weißen Flanellkleidern getragen, sehen schon an sich sehr elegant und prächtig aus; die Stickereien einzelner ihrer Muster sind vielleicht das Schönste, was die Frauentoilette gegenwärtig bietet. Ornamente oder Blumen in den mattesten Schattierungen von Rosenrot, Olivengrün und Türkisblau mit Goldfäden umzogen auf einem Grunde von reinem Weiß, Mattrot, Hellblau oder Haselnußbraun geben wahre Kunstwerke ab und könnten häufig für Handmalereien angesehen werden. An einzelnen dieser prächtigen, exotischen Seidenschärpen befinden sich Goldfransen bis zur Breite von einem halben Meter, welche die Effekte derselben, zumal auf weißen oder schwarzen Toiletten, noch steigern.

— **Der moderne Dandy will auch in der kommenden Saison** nicht männlicher werden; seine Spitzenkrawatten, der süperben Foulards, die modernen Schnabelstiefel, die ganze puppenhafte Eleganz, welche ihn den Ruhm, »fleur de chic« zu sein, erreichen ließ, werden ihre Art ganz gewiß nicht vergraben, denn das Neueste, was ihn erwartet, wenn er erst von Trouville oder vom Fuß der Pyrenäen nach Paris zurückkehrt, um sich für seine Effekte im Salon zu rüsten, ist der seidene Gesellschaftsanzug. Als im vergangenen Winter in den Kreisen dieser Hyperelegants die Mode auftauchte, die Aermel und den Kragen des schwarzen Fracks mit einem Parterre blühender Veilchen zu schmücken, fanden selbst die zärtlichsten und empfindsamsten Damen, die Blüte von Paris gerate in Gefahr, ein wenig weibisch zu werden; aber wenn diese Blüte nun in den zartesten Seidenstoffen, bedeckt mit den feinsten Spitzen, auftreten will, wird nicht befürchtet werden müssen, sie sei bereits Baby?

Gestorben.

— Paul H. Hayne, einer der hervorragendsten amerikanischen Poeten, am 6. Juli, in Copse Hill im Staate Georgia.

— Dr. Julius Hopf, Reichstagsabgeordneter von 1877—78, bekannter Publizist auf dem Gebiete des [illegible] und Genossenschaftswesens, 47 Jahre alt, am 12. Juli, in Gotha.

— Friedrich Haas, einer der bedeutendsten Orgelbauer Europas, 75 Jahre alt, Mitte Juli, in Luzern.

— Karl Danco, früher Präsident der bergisch-märkischen Bahn, 71 Jahre alt, am 17. Juli, in Bonn.

— Fürstin Vera Wiasemski, geborene Prinzessin Gagarin, 93 Jahre alt, am 19. Juli, in Baden-Baden.

— Professor Dr. Georg Moritz Heyde, ein um die Verbreitung der Gabelsberger Stenographie sehr verdienter Mann, 76 Jahre alt, am 21. Juli, in Dresden.

— Franz Klutschak, kaiserlicher Rat, ehemals Redakteur der „Bohemia", bekannter deutschböhmischer Patriot, 72 Jahre alt, am 21. Juli, in Schönhof bei Podersam.

— Dr. Ludwig von Breghem, früher Präsident des Justizsenats von Ehrenbreitstein, 80 Jahre alt, am 21. Juli, in Koblenz.

— Emil Scaria, der bekannte Sänger, 48 Jahre alt, am 22. Juli, in Blasewitz bei Dresden.

— Joseph Pöck Edler von Frauenkirch, Bürgermeister von Wiener-Neustadt, 60 Jahre alt, am 22. Juli, in Wiener-Neustadt.

— Geheimer Oberregierungsrat Max Duncker, der bekannte Geschichtsforscher und Verfasser der „Geschichte des Altertums", 74 Jahre alt, am 23. Juli, in Ansbach.

— General Willisen, Gouverneur von Berlin, 67 Jahre alt, am 24. Juli, in Berlin.

— Dr. Th. v. Geßler, württemb. Staatsminister a. D., 62 Jahre alt, am 27. Juli, in Urach.

— Hofrat Professor Dr. Maas, Vorsteher der chirurgischen Klinik an der Universität Würzburg, 44 Jahre alt, Ende Juli, in Würzburg.

— Dr. Theodor Jurié Edler von Lavandal, der Senior der Wiener Aerzte, 75 Jahre alt, Ende Juli, in Wien.

— Franz Liszt, der berühmte Altmeister der Tonkunst, 74 Jahre alt, am 31. Juli, in Bayreuth.

An unsere verehrten Abonnenten!

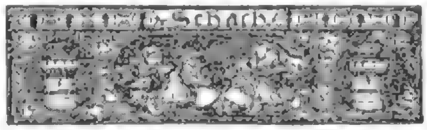
Wie seit Jahren haben wir auch für den laufenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer" elegantest ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Relief- und Goldpressung auf Deckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß man zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür ist pro Einband-Decke 2 M. (pro Jahrgang also 4 M.), wozu in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll kommt. Dieselben Decken, jedoch nur mit Golddrücken ohne Deckelvergoldung, sind zu M. 1. 25 pro Stück erhältlich.

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, resp. Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung zur prompten Lieferung der Einband-Decken, die nur in brauner Farbe angefertigt werden, bereit.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
(vormals Eduard Hallberger)



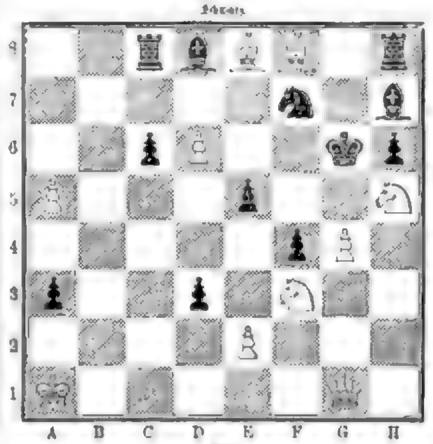
(Gezeichnet von Jean Dufresne.)

Die folgende schwierige und schöne Aufgabe gehört zu den Preisbewerbungen des laufenden Problemturniers von „Huddersfield Chess-Monthly".

Aufgabe Nro. 383.

Motto „Träumereien".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

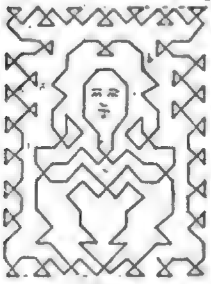
Auflösung der Aufgabe Nro. 379:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 8 — H 3 . . .	1) F 5 n. D 4.
2) D. C 6 n. E 4 † . . .	2) K. E 4 — D 5 oder — F 3.
3) S. D 5 — B 4 oder T. E 6 n. G 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. F 4 n. D 4.
2) S. D 5 — F 6 . . .	2) Beliebig.
3) D. C 6 — C 3 oder — E 4 Matt.	
B)	
1)	1) F 6 n. D 5.
2) D. C 6 — C 2 † . . .	2) Beliebig.
3) L. H 3 — F 5 Matt.	
C)	
1)	1) S. E 4 — D 2.
2) D. C 6 — C 4 † . . .	2) K. D 5 — E 6.
3) S. D 5 — F 6 Matt.	
D)	
1)	1) Beliebig anders.
2) S. D 5 — F 6 † . . .	2) Beliebig.
3) D. C 6 — C 3 Matt.	

Rätsel.

Ein Zeitwort und ein Hauptwort
Bedeut' ich in der Sprache;
Doch jederzeit und allerort
Ich bleibe die Hauptsache.
Und hast du mich,
So siehst du mich.
Der sei verbannt in's Narrenland,
Der dieses Räthsel nicht verstand.

Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches August Seite 965:



Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf;
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwindet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steigt,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neigt
Und süße Schlummerlieder singt. —

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh': —
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

W. Reinick.

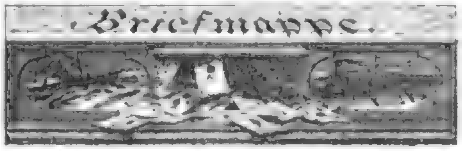
Auflösung des Rätsels Seite 965:

Ter.

Bilderrätsel 46.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 965:

In der Hafermühle sind die Hühner taub.



Helene und Franziska N. Sie finden in dieselben Nummern auch jetzt noch der, nur an anderer Stelle, nämlich links auf der ersten Seite jedes Bogens unten, wo noch der römischen Ziffer, die den Band angibt, unmittelbar die arabische folgt, die das Heft bezeichnet.

Ein Sommerfrischler. 1) Damit dienen wir leider nicht dienen. 2) Hermann v. Schmids „Aleland oder Die Fahrt ums Glück". Eine erzählende Dichtung (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) dürfte Ihren Wünschen entsprechen. Das Werk ist für unsere Abonnenten im Preise ganz wesentlich ermäßigt worden; es kostet jetzt, elegant mit Goldschnitt gebunden, anstatt 8 Mark, nur noch 2 Mark. 3) Schon längst nicht mehr.

Alexander Sch. in St. Petersburg. Mit Dank angenommen.

Alter Abonnent in L. Halten Sie die Knochen, während dieselben mehrere Tage lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, beständig mit Chlorwasser feucht; auf diese Weise werden sie am ehesten und besten bleichen.

Oberst von R. in W. Ihrem Wunsche nach einer Abbildung des Piloty'schen Bildes „Zug Wallensteins nach Eger" kommen wir, wie Sie sehen, schon in dieser Nummer entgegen. Gelungene photographische Nachbildungen dieses Gemäldes finden Sie in verschiedenen Formaten im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin, SW., Dönhofsplatz.

Eine bürgerliche Braut. Eine Vorschrift, durch welche einer Braut aus dem Bürgerstande untersagt wäre, zur Trauung weißen Sammet mit Goldstickerei zu tragen, ist uns nicht bekannt.

Frl. G. S. in W. In Hallbergers „Illustrated Magazine, conducted by Ferdinand Freiligrath", Jahrgang 1876. Dieser Jahrgang fehlt, sein in zwei starke Quartbände gebunden, für Sie als Abonnentin unseres Journals nur 8 Mark.

Abonnent in Fl. Durchaus korrekt, sagt aber zu wenig Neues.

Ch. O. in B. Unsere jüngst gegebene Kunstbeilage: „Rembrandtisches Bildnis", ist ein Holzschnitt, aber allerdings ein so kunstvoll und eigenartig durchgeführter, daß Ihre Frage, ob es nicht ein Kupferstich sei, gewiß schon vielfach aufgeworfen worden ist. In dem begleitenden Texte (Seite 941) finden Sie die Personenfrage bereits erledigt, so weit es nach dem gegenwärtigen Stand der betreffenden Streitfrage irgend möglich ist. Da das Blatt überall nicht separat verabfolgt wird, ist auch kein Verkaufspreis für dasselbe normirt; doch würde dieser jedenfalls dem hohen Kunstwert und der Nachbildung des [illegible] Gemäldes entsprechend, [illegible].

R. A. J. in St. Petersburg. Dem unlängst erfolgten Aufbruch gegenüber, daß ein englisches Torpedoboot die zur Zeit größte Geschwindigkeit unter allen bekannten Schiffen der Welt besitze, bemerken Sie, daß die an betreffender Stelle angeführte Geschwindigkeit des englischen Bootes von 24,... Knoten der Stunde „während der Dauer von nur wenigen Minuten bei ungewöhnlicher Fahrweise erzielt wurde, während z. B. ein Schichauboot, gebaut für China, im vollbeladenen Zustande während einer langdauernden Fahrt bereits 24,... Knoten per Stunde zurücklegte (circa 45 Kilometer). Die bekannte Leistung des genannten englischen Bootes betrug nicht mehr als 22 Knoten, eine Schnelligkeit, die von jedem beliebigen Schichauboote mit Leichtigkeit innegehalten und übertroffen wird." Ihrem Ersuchen, davon im Interesse der deutschen Industrie Notiz zu nehmen, kommen wir hiermit gerne nach.

Abonnent in Torquay. „Müller, Kriegsgeschichte von 1870 bis 1871" ist vergriffen. Es kann noch bezogen werden: „Vom Kriegsschauplatz. Illustrirte Geschichte des Krieges von 1870–71". Großfolio, broschirt 12 Mark, gebunden 15 Mark. Dasselbe Werk, Volksausgabe, broschirt 5 Mark, gebunden 6 Mark.

E. L. und W. W. in H.... Es ist nachgewiesen, daß das Stricken um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits in Italien bekannt war und bald auch anderwärts vielfach in Anwendung kam. Wie Sie nach den von Ihnen in Betracht gezogenen Bildern aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ganz richtig schließen, spielten damals die Tricots (aus Wolle, Baumwolle und Seide) eine große Rolle. Vielfach huldigt man übrigens der Ansicht, daß das Stricken schon den Griechen des klassischen Altertums bekannt gewesen, und daß es sich beispielsweise bei Penelope, wenn von ihr gesagt wird, daß sie das am Tage „Gestrickte" in der Nacht wieder aufgezogen habe, in Wahrheit wohl nur um gestrickte Arbeit gehandelt haben könne.

Kanadierin. Vollkommen wahr empfunden. Das eigene Gewissen — vorausgesetzt natürlich, daß wir es klar und hell wie einen ungetrübten Spiegel erhalten haben — kann in solchem Falle allein unser oberster Richter sein.

M. R. in Damaskus. Da Sie dort zu Lande, wo die Plage der Sandfliegen eine Abwehr so nahe legt, kein ausreichendes Mittel gegen dieselben aufzufinden vermochten, wird es Sie nicht Wunder nehmen, wenn wir Ihnen gestehen, daß wir zu unserem Bedauern Ihnen auch hier solches zu nennen vermögen.

Abonnent in Gran. Wir danken! Reichlich versorgt.

B. L. H. in L. Wir können Sie zu unserem Bedauern nicht zur Einsendung ermuntern, da schon der Gegenstand, ihrem Resumé nach, zu wenig Originalität bietet.

R. S. in R. 1) Duz, Pferd und Reiter. Mit 150 Holzschnitten. Leipzig. Geb. 10 ℳ. — 2) Kasprowicz, Handbuch der polnischen Umgangssprache. 3 ℳ 30 ₰. Durch jede Buchhandlung.

Richtige Lösungen sandten ein: Martha Dyl in Elbing. Tante Pauline in Hannover. Henry Meyer in Rotterdam. Helene und Franziska Neumann in Berlin. Th. Zwergtinger in Obersteinach. Hugo Holzmann in Grafenstein. Nikolai Danilowitsch in St. Petersburg. Ida L. Stoppel in Hamburg. Deutsch Gretchen in Rußland (2). Franz Riedel in Dresden. J. H. Imlen in New-Orleans. Anna Schramel in Prag. Molzader, Lehrer in Thorndein. Viktoria Pick in Prag. Eduard Reniel in Mostar. Helene Beyer in Freiburg i. B.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ragusia, Novelle aus der Spätrenaissance, von August Schricker. Fortsetzung. — Carl von Piloty, von O. B. — Schwert und Feder, ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen, von Otto Baisch. — Auf der Brautschau, Novelle von Gregor Samarow. Fortsetzung. — Feuerschaubrik, Reisestudien von Hugo Rosenthal-Bonin. Schluß. — Das neue Hoftheater in Schwerin. — Die Pflanzen und der Magnetismus, von Dr. Karl du Prel. — Notizblätter. — Schach. — Rätsel: Rätsel; Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches August Seite 965; Auflösung des Rätsels Seite 965; Bilderrätsel 46; Auflösung des Bilderrätsels Seite 965. — Briefmappe.

Illustrationen: Carl von Piloty: Der Zug Wallensteins nach Eger; Maria Stuart hört ihr Todesurteil; Szene aus Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre". — Sieben Bilder von W. Camphausen, A. Menzel und G. J. Schmitz zu „Schwert und Feder, ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen". — Das neue Theater in Schwerin, von Otto Rasmus. — Auf frischer That, nach Skizzen von A. von Flotow.

Ueber

Wilhelm Jordan, „Die Sebalds",

2 Bände, Preis geheftet 10 Mark, elegant in Leinwand gebunden 12 Mark), welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen ist, schrieb das „Schweizerische Protestantenblatt": Wohl die vom reichsten Wissen getragene und im schönsten Deutsch vorgetragene Würdigung der Hoheit des Christentums aus moderner Feder.

Die „Nationalzeitung", Berlin: Alle Naturschilderung immer nur Folie durchgeführter Charakterentwicklung und Hintergrund für die Geschichte der Herzen. Die Verlobungsszene, bei der Hildegard in das einzige „Komm!" alle in ihr wogenden Gefühle zusammenfaßt, ist ein Prachtstück. Der Roman kann vor allem der heranwachsenden Generation nicht warm genug empfohlen werden.

Musikalien-Verlag
der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Salonstücke
für das Pianoforte zu 2 Händen.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen und durch alle Musikalien- und Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

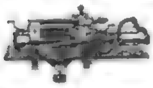
Ein Kleeblatt.
Fantasie
über drei schwäbische Lieder
für das Pianoforte komponirt
von
F. B. Hamma.
Op. 37. Preis Mark 1. 50.

Le Feu Follet.
Scherzo Capriccioso
pour le Piano
par
Guillaume Kuhe.
Op. 38. Preis Mark 1. 50.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 80.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Weber — vollständig erklärendes
Fremdwörterbuch,
16,000 fremde Wörter enthaltend, worin man jedes in Zeitungen und Schriften vorkommende fremde Wort erklärt findet. 4224
Dreizehnte Auflage. — 1 Mk.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Buchholtzens in der Schweiz
[illegible]
Preis 3 Mark. [illegible] Leipzig.



Strickmaschinen
[illegible]
Sächsische Strickmaschinenfabrik
[illegible]

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.

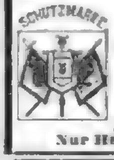
Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich. **G. Henneberg's**
Seiden-Fabrik-Depot.
[illegible]

150 für 1 M. Alle versch.
Canada, Cap, Jap., Brasilg., Indien, Austral., Sardin., Roman., Victoria, Chili etc.
Alle garantirt ächt.
Briefmarken.
E. Wiering, Hamburg.
650 für 2 M. m. 150 versch.

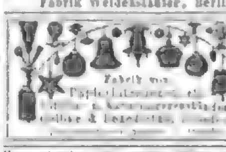
J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.



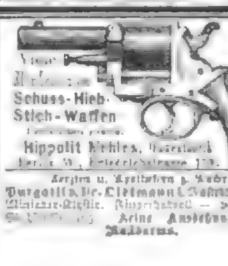
Fahnen-Manufaktur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Täglich 3—10 Mark
kann sich jeder als Nebenverdienst leicht verschaffen. Anfrag. m. Marke sub H. O. 961 an Rudolf Mosse, Nürnberg. 4516

Plantinen [illegible]
freie Probesendung. Prospekt gratis.
Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.



Humoristika. [illegible]



Schuss-Hieb-Stich-Waffen
Hippolit Mehles, [illegible]
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

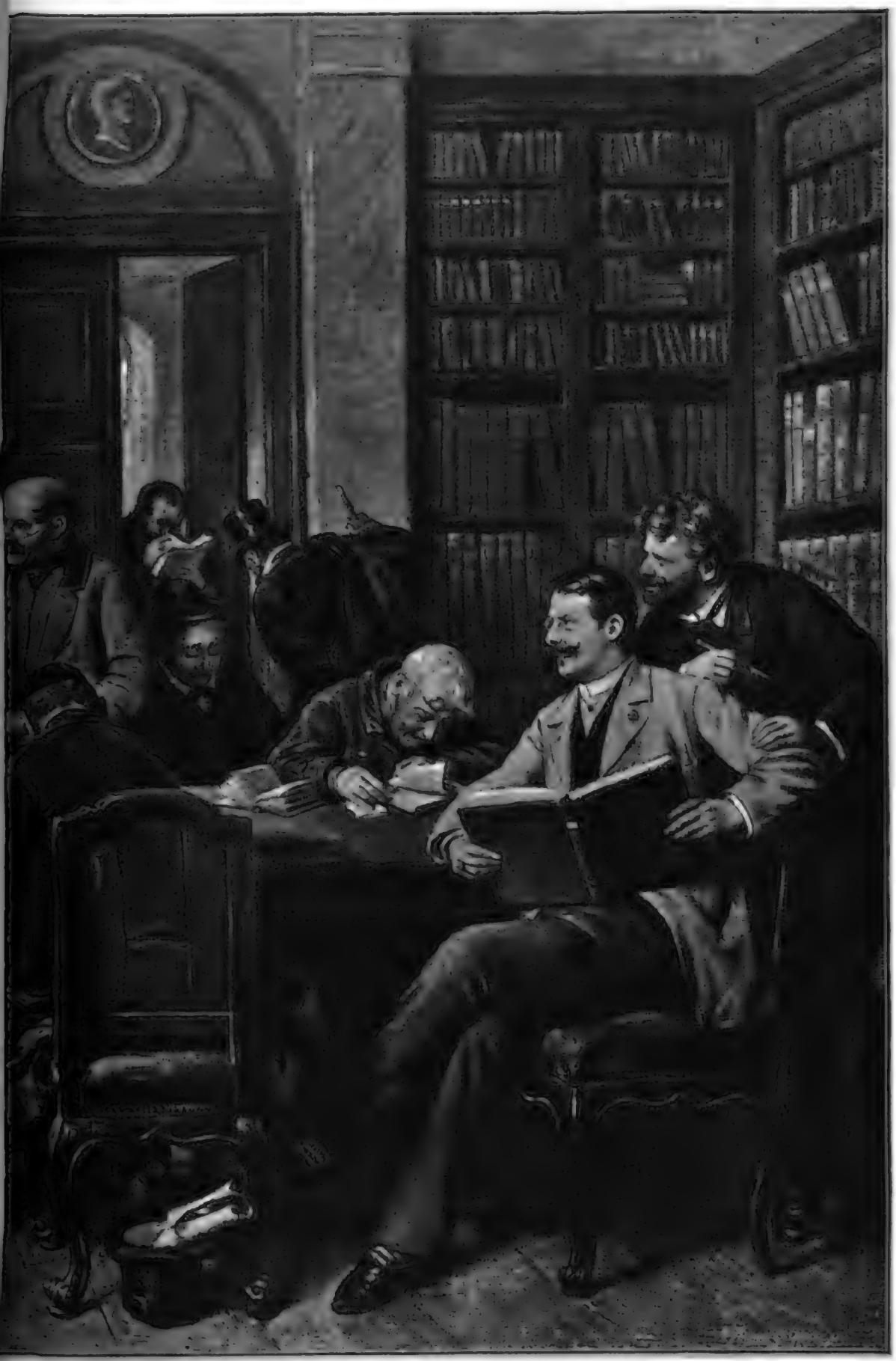
Aerzten u. Apotheken z. Probe
Purgatilla Dr. Kleemann & Schmidt [illegible] Kinderdarmkatarrh — sofortige [illegible] Keine Ausdehnung des Magens. 4369

1881 Med. Nbg. 1882 Gold. Med. Amsterd. 1883.
J. A. Eysser,
Königl. Rumän. Hoflieferant.
Möbelfabrik
und kunstgewerbl. Etablissement
NÜRNBERG (Pellerhaus)
fertigt kompl. Wohnungseinrichtungen u. kunstgewerbl. Erzeugn. jeden Genres.
Spezialität: Imitationen antiker Möbel in allen Stilarten.

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. ohne Zwischenhändler.
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 1410
Falls speziell feinste Gardinen erwünscht, erbittet man diesbezügl. Notiz.
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

IN DER ST

Digitized by Google



IBLIOTHEK.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 47.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Allegoria.

Novelle aus der Spätrenaissance

von

August Schrieker.

(Schluß.)

Don Alonzo war an der Freitreppe vorgeritten. Der Diener Ludolfs verschwand eben hinter der Mauer; Alonzo wußte also, daß der Graf im Hause sei, und als Gostwyn bis an das Pferd voreilte und dem Absteigenden bemerkte, daß Gräfin Adrienne an heftigem Kopfweh leide und streng verboten habe, irgend jemand, wer es auch sei, zu melden, da schloß er aus dem Verschwinden des Dieners, daß irgend eine Bosheit gegen ihn im Werke sei, und beschloß, sich diesmal nicht betrügen zu lassen. An der Thüre kam ihm Portiunkula entgegen und versicherte ihm mit der Geschwätzigkeit eines Raben, daß die junge Gräfin leider sehr krank sei und zu Bette liege; es seien schon allerlei Kräuter gekocht worden, aber es werde noch immer nicht besser; sie stellte sich ihm in den Weg, er schob sie beiseite und hörte nicht auf ihre Reden. „Ihr wollt doch nicht in das Zimmer der Gräfin eindringen? O Gott, was muß man erleben! Ich will's der Dame sagen, was es für Kavaliere in Spanien gibt.“ — Alonzo, der sie nur halb verstand, lächelte und erreichte die Treppe. Schritt für Schritt mußte er diese erobern; die

Wagen der Universität. Kurfürstin Beatrix. Kurfürst Ruprecht I.

Heidelberger Festzug: Gruppen aus der Gründungszeit der Hochschule. Originalzeichnung von Heinrich Kley.

Digitized by Google

Alte war händeringend unten stehen geblieben, aber Goswyn versicherte ihn Schritt für Schritt, wie vollkommen unmöglich es sei, heute zur Gräfin zu gelangen; morgen werde sie wieder besser sein, heute habe sie Kopfweh, da sei sie unnahbar, und wenn man Befehle, die sie gegeben habe, verletze, das verzeihe sie niemals.

Alonzo ging ruhig weiter. Vor dem Eingang in den Prachtsaal wurden die Vorstellungen Goswyns immer dringender; Edith und Maria hatten die Probe eben in mutwilligen Scherzen unterbrochen, und da sich Edith mit Grazie hatte auf den Boden fallen lassen, war von Anna und Maria dies Kunststück übermütig nachgeahmt worden. So hörten sie den Jammer Goswyns vor der Thüre.

Ueber den Kopf des Pagen hinweg griff Alonzo nach der Klinke. Goswyn suchte ihn zu hindern. Alonzo öffnete dennoch, trat ein und sprach als erstes Wort im ganzen Handel: „Du wirst mich melden.“ Die drei Damen im Nebensaal blieben mäuschenstill auf dem Boden sitzen; sie begriffen weder Goswyn noch Alonzo. „Du wirst mich melden, oder es kommt über Dich, was ich Dir gestern drohte!“ — Er zeigte die Reitgerte, die er im Eifer bis hieher mitgenommen hatte.

„Es ist unmöglich, ich darf nicht, es ist verboten!“

„Du wirst mich melden!“ erwiderte Alonzo sehr nachdrücklich und ging einen Schritt von der Thüre aus vor.

„Der kleine Schurke will ihn nicht melden, weil ihn Ludolf bestochen hat,“ flüsterte die kluge Edith, die mit ihren Genossinnen, dem Eindringenden unsichtbar, der Handlung folgte. Als Alonzo weiter in den Saal hineinschritt, da wagte Goswyn das Unglaubliche — er stemmte sich gegen ihn. Nun war die Geduld des vornehmen Mannes und die Grandezza des Spaniers zu Ende; er packte mit nerviger Faust die Hände des Kleinen, preßte sie in seiner Linken zusammen und ließ die Gerte in wuchtigem Schwunge auf dem Pagen auf und nieder tanzen.

Dem boshaften Kleeblatt der Musikantinnen war diese Scene unendlich lächerlich; die drei Damen zogen die Spitzentücher aus den Taschen und ahmten einige Augenblicke zwischen helles Lachen hinein das Geheul Goswyns nach. Es freute sie, daß er seinen Teil bekam.

An der andern Seite des Saales öffneten sich die Thüren; die beiden Tanten schauten, was es Schreckliches gebe. Alonzo sah sie nicht. In seinem Rücken erschien jetzt das verrunzelte, von einer steifen Spitze wie einem Heiligenschein umgebene Gesicht der Haushofmeisterin, Alonzo sah sie nicht und ließ die Reitpeitsche weiter tanzen — da erschien zwischen der geöffneten Thüre auch Adrienne, glühend rot, mit den Händen an ihrem Gewand nestelnd, hinter ihr Graf Ludolf, totenbleich.

Alonzo blickte auf und sah die Gräfin, er nahm den Hut ab und schaute die Zürnende bittend an. Goswyn lag auf den Knien vor Adrienne und rief weinend und mit den Händen den Rücken sich reibend: „Ich will alles gestehen, ich habe nichts gethan — hier, hier“ — er deutete auf den Grafen und Portiunkula — „Portiunkula!“ schluchzte er weiter. Die Blässe des Grafen verschwand, er wurde grün, dann bleigrau; von Portiunkula war nichts mehr zu sehen.

Bei dem Geschrei, das bei der Größe des Saales und der Mächtigkeit der Thüre anfangs nur schwach bei Adrienne gehört wurde, hatte sie sich aufgerichtet:

„Was ist's?“

„Goswyn und Portiunkula werden mit einander zanken,“ erwiderte Ludolf, nur scheinbar gleichgiltig, denn es stieg ihm der Gedanke auf, daß vielleicht sein Gegner nicht so leichtgläubig und schüchtern gewesen sei, als er sich ihn vorgestellt hatte.

Das Geschrei wurde ärger, man hörte das Aufklatschen der Reitgerte.

Nun sprang sie auf; Ludolf verlor seine Ruhe. „Ich will nachsehen, bleibt, bleibt!“ rief er der Gräfin zu. Diese drängte vorwärts, der Graf, in der Angst, daß nun alles verloren sei, wollte sie halten; die leichte Spange, die den Ueberwurf des Nachtgewandes zusammenhielt, gab nach und die weißen Schultern Adriennens zeigten sich dem Grafen, dem in diesem Augenblick Venus selbst reizlos erschienen wäre.

Zürnend wandte sie sich um und zog das Kleid herauf, dann eilte sie gegen die Thüre und blieb gebannt stehen.

Don Alonzo y Mazaguya prügelte den Pagen Goswyn!

„Was hast Du zu gestehen?“ rief sie dem Knieenden zu. — Mitten in diesen Worten mußte sie, so sehr sie den zürnenden Ernst festhalten wollte, auflachen. Sie hatte die sonderbare Gruppe der drei Grazien gesehen, die auf dem Boden zwischen Notenheften und Instrumenten saßen und übermütig weiter lachten und weinten. Nun standen diese auf und kamen in den Saal.

„Gestehe! — was hast Du gethan?“ wiederholte Adrienne.

„Der Herr Graf!“ heulte Goswyn und holte aus der Tasche auf die flache Hand einen Dukaten.

„Ich bin überflüssig, wenn Gräfin Adrienne ihre Diener verhört,“ warf dieser dröhnend dazwischen, machte ein verbindliches Kompliment und schritt an dem verlegenen Alonzo vorüber auf den Korridor. Goswyn, erschüttert und erregt, gestand die Bestechung durch die niederländischen Dukaten und schob alles auf Portiunkula: Das geheime Einverständnis mit dem Grafen Ludolf, die gestissentliche Unhöflichkeit gegen den Spanier, das Attentat beim Ständchen, den Betrug im Irrgarten, den Anlaß der heutigen Prügel.

Alonzo bat um Verzeihung, daß er sich habe hinreißen lassen, aber er habe sicher gewußt, daß Gräfin Adrienne zu Hause sei. Eine Ablehnung seines Besuches zu ungebräuchlicher Stunde hätte er ruhig, wenn auch schwer ertragen; daß ihn Goswyn nicht habe melden wollen, da er um Abschied zu nehmen gekommen sei, das —

„Um Abschied zu nehmen?“ unterbrach ihn Adrienne erschreckt. „Ihr wollt fort — und so schnell — und warum?“

Alonzo teilte den Damen den Inhalt des Briefes mit; Adrienne faßte sich und meinte scherzend: „Ihr habt noch ein gutes Werk gethan, ehe Ihr dies Haus verließt, mich von dem großen und dem kleinen Betrüger zu befreien. Ich danke Euch!

„Geh, geh!“ rief sie erregt dem Pagen zu, der zitternd und hie und da noch aufschluchzend zwischen dem Arm des Spaniers und den vernichtenden Blicken seiner Herrin stand.

„Ihr wollt fort,“ rief Edith, „jetzt, wo der finstere Heuchler endlich frei Geleit nach den Niederlanden erhalten hat?! Das ist zu schade; jetzt würde es erst schön hier auf Ithaka.“

Das war der Uebergang zu einem heitern Gespräch, in welchem die Damen in herzlicher Liebenswürdigkeit gegen Alonzo sich überboten, als wollten sie ihn für die lange erlittene Unbill mit einemmal entschädigen.

Adrienne war stiller als die anderen. Sie bat Alonzo, zum Mittagmahl zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, daß er erst in später Nacht die nächste Herberge erreiche. Alonzo nahm an und war glücklich.

Bei dem Mahl war es allen, wie wenn ein böser Schatten vom Tische vertrieben wäre. Adrienne und Alonzo aßen wenig, und obwohl beide, da sie neben einander saßen, den Kopf wenden mußten, um sich in die Augen zu sehen, geschah dies doch öfter und länger, als es der Gegenstand des Gesprächs und ein Erfordernis der Höflichkeit verlangt hätten. Edith stieß Maria lächelnd an; Don Alonzo wurde es, je mehr die Viertelstunden vorrückten, immer schwerer ums Herz.

Man erhob sich. Alonzo zog das goldene Ei aus der Tasche, das ihm die Zeit ansagte. Adrienne sah es und wurde blaß.

Sie traten in einen der Erker, mit denen der verschwenderische Baumeister das Haus verziert hatte.

„Gräfin, es wird mir sehr schwer, zu gehen, gerade jetzt zu gehen.“

„Ihr müßt es, leider müßt Ihr es.“

Alonzos Blut strömte zum Herzen; im stillen sagte er zu sich: „Sie sagte leider,“ und fuhr fort: „Die Welt wird mir ausgestorben sein, wenn ich Eure Stimme nicht mehr höre.“

„Ihr werdet im Gewühl der großen Welt von Brüssel und Paris diese Stimme bald vergessen haben, Don Alonzo.“

„Thut mir nicht weh, Gräfin — Adrienne,“ er hielt die beiden Worte auseinander, daß man nicht wußte, nannte er sie bei der respektvollen Standesbezeichnung oder dem vertraulichen Vornamen, „Ihr wißt wohl selbst, daß dem nicht so ist; thut eine Wohlthat an mir, rächt mich am Schicksal, das mich als Portiunkula betrog und als Diplomatie gerade heute aus Ithaka verbannt; laßt mich Eure Stimme weiterhin vernehmen; ist es nicht in gefügelter Rede, so doch in den schönen Zügen Eurer Hand.“

„Das will ich thun,“ antwortete Adrienne mit der Raschheit, mit der man einen innerlich befreienden Vorschlag ergreift; dann fügte sie langsamer, die frühere Haltung zurückgewinnend, hinzu: „Ich will Väterchen bitten, mir zu gestatten, Euch Briefe schicken zu dürfen und sie von Euch zu empfangen.“

Der Blick, der nun gewechselt wurde, der verständnisinnige, gütige Blick Adriennens, der glühend schwärmerische Alonzos, enthielt die symbolische Vorrede zu den Kapiteln der Briefe.

„Doch nun laßt uns zu den anderen gehen, sonst denkt man im Ernste noch, daß nicht Ludolf gegen Euch und mich, sondern daß Ihr gegen Ludolf eine Intrigue gesponnen habt. Und nehmt kurzen Abschied, da es doch einmal sein muß.“

Sie suchten die anderen, der Saal war leer. Im Ziergarten fand man sie; Edith lächelte wieder mit Maria bedeutsam, Anna war schwärmerisch, sie dachte an den Kapitän zu Delft, die Tauben würdig und feierlich. Don Alonzo küßte den Damen, die ihn durch das Vestibül bis zur vordern Freitreppe in scherzenden Gesprächen begleiteten, noch einmal die Hände, nahm von José, dem große Thränen aus den Augen rannen, das Pferd — noch einen Gruß, dann sprengte er dahin.

In der Herberge fragte er nach dem Grafen Ludolf; der sei nach dem Schlosse des Freiherrn von Biland geritten. Alonzos Herz wogte in seligen Gefühlen, sein Kopf hielt den Gedanken der Abrechnung mit Ludolf fest. Da er mit einem kleinen Umweg am Hause der Bilands vorüber konnte, so wollte er nicht im Briefe dem Grafen seine Meinung ausdrücken, sondern sie ihm persönlich mitteilen. Doch fand er nicht, wen er suchte. Der alte Herr freute sich, daß Don Alonzo trotz der Eile gekommen sei, persönlich Abschied zu nehmen, und bat mit ihm einen um vieles nähern Weg durch den Wald, von dem aus er wieder die große Straße erreichte.

Vor dem Eingang des Waldes, auf derselben Straße, wartete unterdes Graf Ludolf wütend und rachedurstig auf den Spanier. Er wollte ihm hier eine Aufforderung an den Kopf werfen und erwog schon die Stöße und Finten, die seinen Gegner später aus der Welt schaffen sollten.

War es zwischen Ludolf und Adrienne vorbei, so sollte es auch zwischen Adrienne und dem Spanier aus sein, das hatte er beschlossen.

Er wartete, bis die Sonne sank, und eben als Alonzo von der Höhe eines Hügels sich noch einmal dem Thal des Stromes und dem Walde, hinter dem Ithaka stand, zuwandte, ritt Ludolf grimmig in die Herberge ein. Dort vernahm er, daß der Spanier nachmittags fortgeritten sei, und es stand ihm fest, daß dieser aus Furcht vor seiner Aufforderung die Straße auf einem Umweg zu erreichen gesucht habe.

Am andern Morgen in aller Frühe reiste auch er; in das Schloß schickte er ein konventionelles Abschiedsschreiben.

*

Einige Monde gingen vorüber. Die Damen blieben länger auf dem Schlosse, als sie anfangs vorgehabt hatten, da der Vater Adriennens die Hoffnung äußerte, einige Wochen der Muße nach Ithaka kommen zu können. Portiunkula war fortgejagt worden; Goswyn hatte man behalten, man betrachtete ihn als den Verführten. Er war es schon zu sehr. Durch den Poststallmeister, dann in der Stadt durch eine Freundin Ludolfs blieb er in steter Verbindung mit dem Grafen und ließ ihn zunächst wissen, was nach jenem Rückzug aus dem Saal vorgegangen, mit welchem Titel ihn Adrienne geehrt hatte.

Diese und Alonzo wechselten Briefe, in denen sie sich immer näher kamen. Adrienne erkannte in ihrem Verehrer eine bedeutende Natur, hochsinnig, begeisterungsfähig, treu — sie fühlte, daß das Unreife, leicht Erregbare seines Wesens nur die unreife Frucht seiner Jugend und Erziehung und wie

die Jugend ein Mangel sei, der täglich abnehme. Don Alonzo liebte und verehrte Adrienne täglich mehr, wenn solche alles überwältigenden Gefühle überhaupt einer Steigerung fähig sind. Zwar waren die Entfernungen und die Schwierigkeiten groß, aber man hatte auch noch Geduld.

Im ersten Briefe — — doch wir vergessen, daß wir nicht von der Liebe Don Alonzos y Mazaguza zur schönen Adrienne von Buult, sondern von einem Bilde zu erzählen haben.

Von jedem der Briefe, die ankamen und abgingen, erhielt Graf Ludolf Nachricht.

Schon bald nach seiner Ankunft in den Provinzen hatte er von Alonzo eine schriftliche Herausforderung erhalten und sie angenommen mit dem Zusatze, daß nur der Tod oder eine Wunde, die kampfunfähig mache, das Duell unterbrechen dürfe. Eben wollte der Spanier von Brüssel nach Delft reisen, als er von seinem Statthalter nach London geschickt wurde.

Graf Ludolf triumphirte; als er den Brief seinen Genossen zeigte, leuchteten seine Augen grün, und vor Hohn und Freude hielt er den Mund offen, erwartungsvoll, wie die Freunde diesen neuen Sieg seines gefürchteten Degens aufnehmen würden.

„Er ist ein Feigling,“ riefen sie, „er hat sich nach London schicken lassen, um von Deinem Degen nicht in die andere Welt geschickt zu werden.“

„Er ist ein Feigling,“ sagte Ludolf zu sich. — „er wird die Gräfin nie bekommen, denn aus unserer Mitte heraus mit dem Degen muß er sie sich holen, und das läßt er bleiben.“

Wenige Tage, und er hörte durch Godwyn, daß Gräfin Adrienne sehr traurig über diese Reise sei und daß er ein Gespräch zwischen Edith und Maria belauscht habe. Diese nähmen als sicher an, daß die junge Gräfin den Spanier liebe. Maria habe erinnert, daß Alonzo ein Papist sei und Adrienne Calvinistin. Edith habe geantwortet: „Es gibt für Adrienne kein Hindernis, wenn sie etwas will.“

Das wußte auch Graf Ludolf, und nun sann er darauf, den Gegner, den Nebenbuhler, den Feigling lächerlich und in den Provinzen unmöglich zu machen.

Er ritt nach Antwerpen vor das Haus des Marten de Vos, eines berühmten Schülers des Franz Floris. Sein Diener gab ihm dort die Mappe, in welche er an jenem fröhlichen Abend im Schloß die Göttergesellschaft gezeichnet hatte. Er trat in das Atelier und erzählte dem gewandten Marten, dem „holländischen Tintorett“, wie man ihn wohl nannte, lang und viel.

„Es gilt einen Scherz,“ sagte er dem Künstler. „Wir hatten neulich im Beguinenhause einen tollen Abend, an dem ein spaßhafter Franzose — mein Freund — schlecht behandelt wurde, bis ihm die Geduld riß. Ich habe ihm versprochen, meine Skizze hier ausführen zu lassen und ihm zu schicken. Gefährlich ist nichts dabei, vertraut auf meine Ehre und die Achtung vor Eurer Kunst.“

Als er ging, legte er den Beutel mit Dukaten als Anzahlung und Aneiferung auf den Tisch.

Eine Farbenskizze wurde noch vollendet, so lange der Graf anwesend war. Er half da und dort nach, zeichnete an den Gesichtern und der Umgebung, dann ritt er befriedigt nach Delft und unterhandelte mit Aaron, dem listigen Faktotum aller Kavaliere.

Marten de Vos war fleißig, das Bild war bald fertig.*)

Venus springt eben vom Lager auf, um mitleidsvoll Amor, ihrem Sohn, zu Hilfe zu eilen, der nicht von Vulkan, sondern von einem spanischen Kavalier mit der Rute gezüchtigt wird. Der Köcher liegt zerbrochen am Boden, die Liebesgötter fliehen erschreckt durch die offenen Hallen, die bis ins einzelne an die Architektur des Schlosses Ithaka erinnern. Mars hält die Venus zurück, — rechts sitzen drei Damen am Boden zwischen Notenbüchern, der Laute und der Gambe und weinen, bei ihnen steht ein altes, einäugiges Weib von einem rohen Typus, den man oft auf niederländischen Bildern findet, mit offener Brust und der Haube von steifen Spitzen. Sie grinst und deutet mit dem Finger höhnend in den leeren grünen Beutel, den sie in der Hand hält. Dem Kavalier hatte er grüne Strümpfe und grünes Wams gegeben; zwischen mächtigen roten Puffen blickte hellblaue Seide hervor; über dem roten Oberkleid und dem Mantel lag die breite Halskrause, der weiße Hut war an den Rändern hellblau ausgeschlagen. Venus erhob sich von einem Himmelbett, das von grüner Seide umwallt war, auf dem Teppich standen Pantöffelchen aus blauem Sammet, daneben auf der Truhe lagen Perlen und Gold. Im Hintergrund öffnet sich eine Halle auf Wiesen, Fluß und Berge. In ihr saßen vier junge und zwei alte Damen mit zwei Kavalieren.

Nur Don Alonzo und Portiunkula waren von porträthafter Treue, Alonzo etwas als Karikatur gezeichnet. Graf Ludolf meinte, auch Anna, Maria und Edith sollten ihr Teil bekommen. Mit dem Mahl in der Halle wollte er an jene Wahl der Sinnsprüche erinnern, welche am Abend vor der Katastrophe stattgefunden hatte und bei welcher er verschmäht worden war. Die Verzierungen des Saales, die roten Säulen mit vergoldeten Kapitälen, die liegenden Figuren über den Fensterbogen, die Prunkgefäße an den Schenktischen der Wand zeigten, wie scharf sich Graf Ludolf an jede Einzelheit zu erinnern wußte.

Als das Bild fertig war, machte es den Weg nach Delft und kam bei Aaron an, wenige Wochen nachdem Adrienne zu einer Freundin in den Haag gereist war, um die schönen Tage des Spätherbstes noch zu genießen.

Das Bild machte großes Aufsehen. Es war elegant gemacht, aber nicht die Form, sondern der Inhalt war es, der die gesamte vornehme Gesellschaft der Provinzen und an jenem Sonntag die Damen auf dem Marktplatz zu Delft für und wider in Bewegung setzte.

An dem Bild hing freilich nur ein Zettelchen, auf dem geschrieben stand: „Allegoria“, aber der wußte dieses, der jenes zu erzählen, man fragte, man zischelte; die einen meinten, dem spanischen Landfahrer, Papisten und Feigling geschehe gerade recht, die anderen nannten das Bild eine Schurkerei; — plötzlich war es wieder aus Delft verschwunden, und man munkelte nur noch, daß es eine geheimnisvolle Reise auf die Schlösser skandalsüchtiger Feinde der Gräfin und des alten Grafen mache.

Graf Ludolf hielt sich in der Nähe verborgen; es wurde verbreitet, er sei in Amsterdam.

Alonzo traf die Nachricht von der Büberei in London. Die frische Brise aus Nordwest, welche das Schiff über den Kanal fliegen ließ, schien ihm ein zögernder Hauch zu sein. Er schaute nur nach dem Lande aus und dachte an die Schmach seiner Geliebten — an sich dachte er nicht.

Er traf in Delft ein und plötzlich tauchte auch Graf Ludolf auf.

Es kam zum Zweikampf. Der Graf focht kalt und tückisch; Alonzo lebendig, aber nicht unvorsichtig.

Pieter Stevens, der dicke Kapitän, der ein Zeuge bei diesem wie bei allen Raufhändeln war, meinte vor Beginn des Kampfes:

„Der Spanier thut mir leid; er wird bald so viel Löcher im Leibe als Knöpfe am Wams haben; ich glaube immer, sein Namenspatron im Himmel wird heute noch mit Fürbitten zu thun kriegen. — Sieh, sieh, der Spanier ficht tapfer, so wahr ich vor Breda gegen die verfluchten Kerle mein Bein verlor!“ rief er aus, als die ersten Gänge vorüber waren. „Er springt wie ein Tänzer, aber seine Stöße sind gut niederländisch; — da, — das saß, — nein, da kennt er den wilden Ludolf schlecht, daß der nicht eine halbe Stunde vorher schon gewußt hätte, was kommen wird. — Seht ihn an, den Ludolf, er hat einen Arm wie ein Weberbaum und sein Degen steht Vorposten zwei Meilen vor seinen Rippen.“

Die Gegner fochten lang und immer erbitterter. Endlich zeigte Graf Ludolf eine neue Finte an und fiel dann mit dem schweren Degen gegen die Brust Alonzos aus. In demselben Augenblick hatte dieser eine Wendung gemacht und sein Degen riß dem Grafen den rechten Arm auf, indes dieser seine Waffe dem Gegner durch die Rippen bohrte.

Alonzo fiel zu Boden. Berühmte Aerzte, die seine Freunde in den nächsten Tagen kommen ließen, erklärten, die Wunde sei im ganzen unbedeutend und erfordere nur Pflege und Ruhe. Man suchte ihn durch die Mitteilung zu trösten, daß auch Graf Ludolf sein verdientes Teil bekommen habe. Die Hand, mit welcher er die Skizze zu jenem Bild gezeichnet habe, werde ohne Rettung steif bleiben.

Adrienne erhielt die Nachricht; sie war stark genug, sie vor den anderen ruhig aufzunehmen; wenn sie allein war, weinte sie oft. Sie kam und ließ sich von Pieter Stevens den Zweikampf erzählen. Dieser berichtete, und schloß: „Ich sage Euch, Gräfin, alles in allem, er focht wie ein Mann.“

„Und er ist ein Mann,“ erwiderte diese, „und ich werde glücklich sein, wenn ich sein Weib sein darf. Geht, Pieter, und erzählt es Freunden und Feinden.“

Pieter blies die faltigen Wangen auf, wie er zu thun pflegte, wenn ihm ganz Unglaubliches gemeldet wurde; er ging und in einer halben Stunde wußte es ganz Delft, daß Adrienne von Buult die Gemahlin des Spaniers werden wolle, nur Alonzo selbst wußte nichts.

Als die Aerzte es erlaubten, ging sie, von den Tanten begleitet, zu dem Genesenden. Er schlief, sie setzte sich an sein Lager. Er träumte noch im halben Fieber. Jetzt lächelte er selig, und Adrienne zitterte vor Freude, wenn sie dachte, daß dies Lächeln ihr gelte; jetzt schienen ihn ängstliche Phantasien zu erschrecken; das stolze Mädchen drückte fester die Hand, die sie gefaßt hatte, und Alonzo erwachte, ihren Namen auf seinen Lippen.

Das alles liegt aber schon außer dem Rahmen unseres Bildes.

Wenn Meister Marten zehn Jahre später wieder Adrienne und Alonzo in einem Bild vereinigt hätte, würde er sie haben malen müssen, wie Rubens sein Glück gemalt hat: die beiden an einem herrlichen Frühlingsmorgen in dem üppigen Garten eines verborgenen Erdenwinkels; und die Liebesgötter waren diesmal nicht auf der Flucht, sondern standen — pausbackige, liebe Kinder — um das Paar und schauten mit den unschuldigen blauen und schwarzen Augen verwundert auf zu dem Vater, der eben der schönen Frau an seiner Seite die Hand reichte und, auf die Kinder und die Landschaft weisend, zu sagen schien: „Wie sind wir doch glücklich, Adrienne!“

Der letzte Notbehelf.

(Hierzu das Bild S. 1012.)

Es ist eine schöne Sache um jenen berechtigten Stolz, der uns unsere Würde, unser Ansehen um jeden Preis wahren läßt; aber ein gefährliches Geschenk ist dieser Stolz für die Seelen derjenigen, die sich plötzlich von einer bisher innegehabten Höhe herabgeschleudert und in eine Lage versetzt sehen, in der es heißt, entweder mit dem Aufwand aller Kraft und der Hintansetzung aller Standesvorurteile sich durch den Sumpf durchzuarbeiten, in den man durch eine schlimme Schicksalsfügung geschleudert worden ist, oder in ihm zu ersticken!

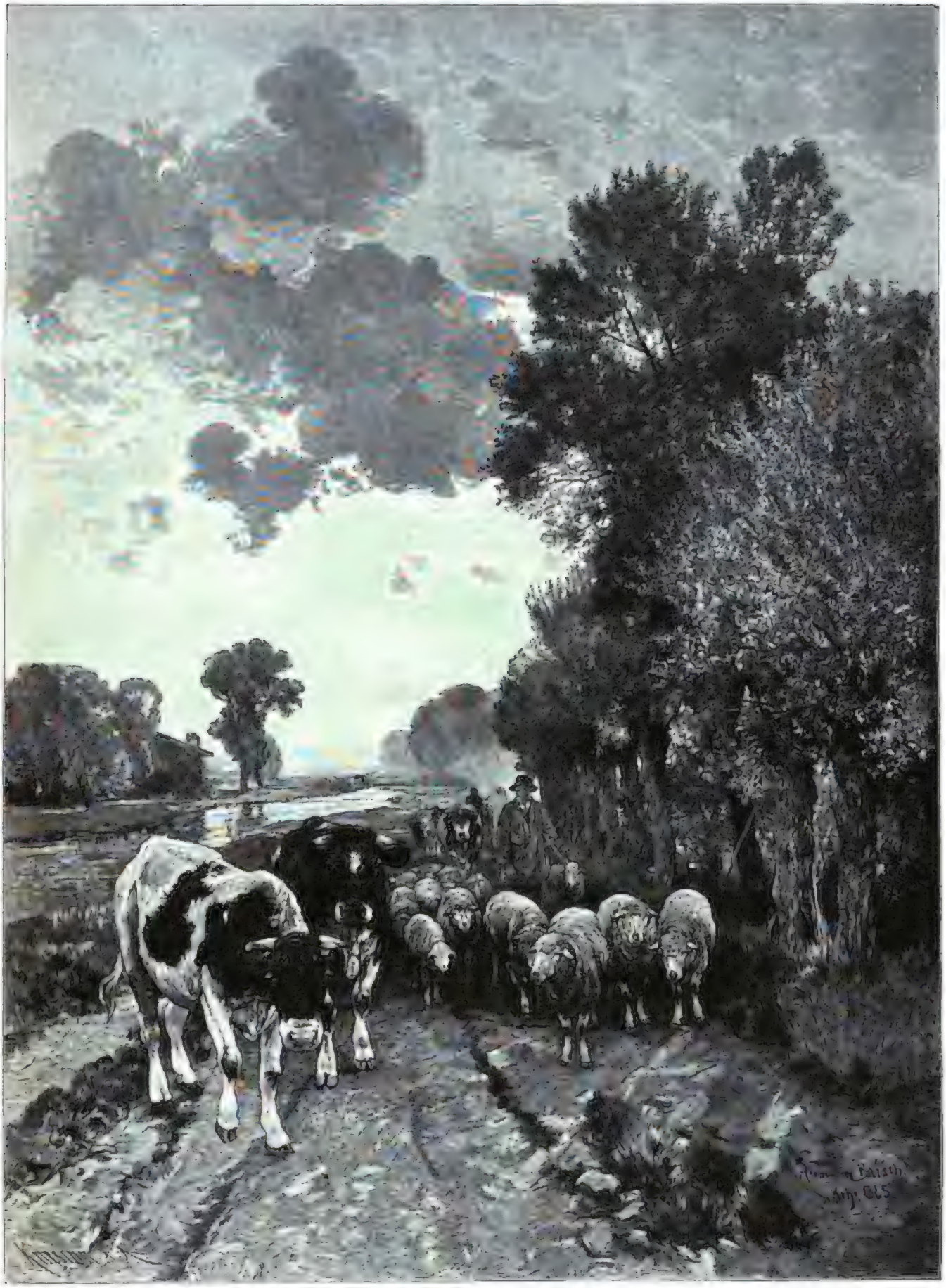
In einer Lage dieser Art befinden sich die beiden Hauptpersonen unseres Bildes: jene alte Dame in Trauer, die mit abgehärmten Zügen und gefalteten Händen zusieht, wie ihr letztes Schmuckstück verpfändet wird, und ihr Sohn, der nicht minder gebeugten Sinnes die vor ihm aufgehäufelten Silbermünzen nachrechnet, die ihm der alte Wucherer entgegenschiebt als den höchsten Betrag, den er für den ihm vorgelegten Schmuck bieten zu können mit kurzen, barschen Worten und ärgerlich schnarrender Stimme versichert. Der Herr da in dem kostbar gestickten Rock und der tadellosen Puderperücke, der dem Alten gelegentlich als Schätzer von derlei Gold- und Juwelenkram zur Seite steht, kann es ihm bezeugen, daß das Gebot ein sehr freigebig bemessenes ist. Und damit basta!

Ja, früher freilich, noch vor wenigen Monden, da sprach der alte Filz aus ganz anderem Tone mit dem jungen Herrn und seinem damals noch lebenden Vater, dem Marquis von Soundjo. Damals gab es bei ihm der hochadeligen Familie gegenüber nur die süßesten Worte und die demütigsten Katzenbuckel. Stand doch der alte Marquis, abgesehen von seinem stolz klingenden Namen, in dem Geruch, ein glänzendes Vermögen zu besitzen, und sein großartiges Auftreten, die Art und Weise, wie er mit dem Gelde um sich warf, waren ganz dazu angethan, jene Voraussetzung zu bestätigen. Wie oft er, namentlich in der letzten Zeit, bei dem alten Wucherer dieses und jenes Wertstück versetzt hatte, wobei von Wiedereinlösen kaum jemals die Rede war, das wußten freilich nur er und dieser zweite Harpagon, der, wo es seinen Vorteil galt, zu schweigen verstand wie das Grab. In seine Hände wanderte gegen möglichst knauserig bemessene Beträge ein kostbares Stück um das andere aus dem reichen Familienschatz des Marquis, der sehr hoch zu spielen und nicht selten an einem einzigen Abend Unsummen zu verlieren pflegte. Da, eines schönen Tages, hieß es, den Herrn Marquis habe der Schlag getroffen. Heimlich freilich zischelte man sich in die Ohren, er habe aus freien Stücken den Tod gesucht, da sein Vermögen bis auf den letzten Heller erschöpft sei. In der That sahen sich seine Witwe und sein in vornehmer

*) Das Gemälde befindet sich jetzt im königlichen Museum zu Berlin, II. Abteilung, II. Klasse Nr. 704.

Der letzte Nothehelf. Gemälde von L. Uranda.

Digitized by Google



Von der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: **Sommerabend.** Gemälde von Hermann Baisch.
Original im Besitz der Kunsthalle zu Karlsruhe.

Digitized by Google

Sorglosigkeit aufgewachsener Sohn von Haus und Hof verjagt um der darauf ruhenden Schuldenlast willen, und nun sind sie bereits so weit gekommen, daß sie das letzte ihnen noch gebliebene Kleinod in den Abgrund hinunterrollen sehen, der die Reichtümer der Familie mit gierigem Schlunde verschlungen hat. Mit den drei Häuflein harter Thaler, die ihnen der Alte auf den Tisch gezählt hat, könnte wohl eine zur Arbeit erzogene Kraft sich immerhin so lange über Wasser halten, bis sie eine entsprechende Verwertung für ihre Thätigkeit gefunden. In den Händen dieser beiden verwöhnten und nunmehr doppelt armen Menschen jedoch, die nur ausgeben, aber nie einheimsen gelernt haben, wird das kleine Sümmchen binnen kurzem verflogen sein wie Spreu, — und was dann?

Ja, was dann!

Noch schlimmer fast als ihr Elend wird diese Beklagenswerten der Gedanke drücken, es nicht vor den Augen der Welt verbergen zu können. Wir wollen mitleidig sein und schweigend einen Schleier ausbreiten über das, was kommen wird.

—sch.

Sommerabend.

(Hiezu das Bild S. 1013)

Die Heimat der Landschaftsmalerei ist Holland. Nicht Italien mit seinem blauen Himmel und den klassischen Linien seiner Berge, nicht eine jener gesegneten Gegenden Deutschlands, die vor Jahrhunderten bereits um ihrer landschaftlichen Reize willen besungen und gepriesen wurden und die schon frühe ihre ausgebildeten und angesehenen Malerschulen besaßen, wurden die Wiege der im Bilde selbständig auftretenden Landschaftsschilderung; vielmehr mußte aus den von vielen als monoton und langweilig verrufenen Niederlanden der erste Anstoß zu einer besondern malerischen Pflege der Landschaft hervorgehen.

Die Lösung dieses scheinbaren Rätsels ist nicht allzu schwer zu finden. Nicht die feststehende Form, nicht die Lokalfarbe bildet die Seele des landschaftlichen Lebens und Webens und seines gemalten Abbildes, vielmehr ist diese in den feinen Abtönungen der Atmosphäre zu suchen, und die letztere ist nicht leicht irgendwo anders eine so poesievoll duftige, abwechslungs- und stimmungsreiche wie in jenen Niederungen nahe dem Meere, dessen reiner, staubfreier Luftkreis seine verschönernden Wirkungen ziemlich weit herein über die Küstenlande erstreckt.

Kein Wunder, daß auch heutigen Tages unsere Landschafter zu einem beträchtlichen Teile ihre Anregungen mit Vorliebe aus Holland holen. Dort aber legen die fetten Weideplätze mit ihren prächtig gedeihenden Herden dem Landschafter die Staffierung mit Tiergestalten so nahe, daß er sich wie von selbst auch mit zur Tiermalerei hinübergeleitet sieht. Solchergestalt ist auch der Maler unseres „Sommerabends", nachdem er zunächst unter den Landschaftern sich eine geachtete Stellung errungen hatte, durch äußern und innern Antrieb dazu gelangt, sich daneben zu einem nicht minder angesehenen Meister des Tierbildes zu entfalten. In beiden Eigenschaften entwickelt er zurzeit als Professor der Karlsruher Kunstschule neben seinem schöpferischen Wirken zugleich eine erfolgreiche Lehrthätigkeit.

Unser Bild selbst verdankt seine Entstehung einem Motiv aus der Umgegend von Rotterdam. Die Strahlen der sinkenden Sonne durchleuchten die zart umwölkte Luft und zittern über die klare, leichtbewegte Wasserfläche hin, in welcher das jenseitige Ufer mit seinen üppig grünenden Bäumen und der darunter halb versteckten Hütte sich freundlich widerspiegelt. Weicher Duft umschleiert die Ferne; auf der Landstraße aber, die sich längs des Flußarmes, von buschigen Weiden überschattet, dahinzieht, streben friedliche Herden wohlgenährter Rinder und Schafe dem heimatlichen Dache zu. Die still beglückende und beruhigende Stimmung eines heitern, sonnigen Sommerabends liegt über dem Ganzen mit ihrem vollen Zauber ausgebreitet.

Franz Liszt.

(Hiezu das Porträt S. 1020.)

Die Nachricht von dem Tode Liszts kam nicht ganz unerwartet; man wußte, daß der fünfundsiebenzigjährige Künstler seit einem Jahre öfters von den Beschwerden des Alters heimgesucht war; und dennoch wirkte sie schmerzlich überraschend; denn angesichts der rastlosen Thätigkeit, die er noch in der letzten Zeit entfaltete, der vielen und weit ausgedehnten Reisen, die er unternahm, konnte man glauben, daß die Spannkraft seines Geistes und die stählernen Nerven, mit denen die Natur ihn ausgerüstet hatte, ihn noch wenigstens einige Jahre am Leben erhalten würden. Nun ist er nach kurzem Leiden fast plötzlich verschieden, aber die Erinnerung an ihn wird niemals verschwinden. Denn Liszt war eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Musikwelt, ein Mann von großartigen und umfassenden Gaben; sein Auftreten in Deutschland bezeichnet gewissermaßen eine neue Aera und hat ganz sicher die heutige gesellschaftliche Stellung der Tonkünstler begründet und deren Stand gehoben.

Franz Liszt war am 22. Oktober 1811 in Raiding, einem kleinen Dorfe Oberungarns, geboren, das einzige Kind seiner Eltern; der Vater war Beamter des Fürsten Esterhazy, dem Raiding gehörte, und ziemlich gut musikalisch, die Mutter eine brave, fromme, einfache, kluge Frau. Das unbeschreibliche Musiktalent des Knaben gab sich frühzeitig zu erkennen. Neun Jahre alt, spielte er in Oedenburg öffentlich ein Konzert von Ries und eine „Freie Phantasie" und setzte alle Hörer in Erstaunen. Sein Vater stellte ihn dann dem Fürsten Esterhazy vor, und dieser bewilligte im Vereine mit fünf anderen Magnaten eine jährliche Unterstützung von 600 Gulden (1200 Mark)* für sechs Jahre. Die Eltern zogen nun mit dem Knaben zuerst nach Wien, wo er eine Zeit lang Czernys Unterricht genoß und Konzerte gab, dann nach Paris, wo sie den Kleinen in das Konservatorium zu bringen gedacht, doch der alte Direktor Cherubini hielt fest am Buchstaben des Gesetzes, das damals noch jedem Ausländer den Eintritt in die heiligen Hallen verbot. Die Mutter kehrte nach Oesterreich zurück, der Vater war besorgt, das Talent des Sohnes so gut als möglich zu verwerten. Aber er starb schon 1827 ohne irgendwelche Ersparnisse zu hinterlassen, und der sechzehnjährige Künstler war nun darauf angewiesen, vorläufig durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt zu gewinnen; er rief seine geliebte Mutter, die von nun ab bis zu ihrem Tode in Paris blieb.

Von dem Augenblick, da Liszt als Jüngling in die Pariser Gesellschaft trat, entfaltete sich sein musikalisches Genie, sein reger Geist, seine bezaubernde Persönlichkeit in der glänzendsten Weise. Er gesellte sich zu den Führern der romantischen Schule, den Dichtern Victor Hugo, Lamartine, A. Dumas, den Malern Decamps, Boulanger, Delacroix und anderen. Mit ihnen bekämpfte er die „hergebrachte klassische Form", die den Geist in Regeln einzwängte, und forderte unbeschränkte Freiheit der Phantasie. Während nun sein Geist in solcher Weise sich an jedem Umschwung der Dinge beteiligte, war auch sein Herz immer in Anspruch genommen. Als Achtzehnjähriger verliebte er sich in eine sechzehnjährige Schülerin, eine Comtesse St. Criq, Tochter eines Ministers des Königs Karl X. Das Mädchen war schön, engelsgut und fromm; die Beiden dachten ganz ernstlich an eine Heirat, bis der Vater dazwischen trat (die Mutter war gestorben) und den jungen Künstler in ruhiger, freundlicher Weise ermahnte, die Hoffnungen und die Unterrichtsstunden aufzugeben.

Daß unser Held viel gelitten hat, als er dieser ersten jungen Liebe entsagen mußte, erscheint natürlich. Doch die Damen sowohl der vornehmsten wie der geistreichsten Kreise interessirten sich zu sehr für den jungen, genialen, bezaubernden Künstler, um ihn lange ohne Ersatz für den Verlust zu lassen. Schon seine äußere Erscheinung entzückte die Frauenwelt. Eine große, magere, schlanke Gestalt, höchst feine, geistreich und scharf gezeichnete Züge, von langen, dunkelblonden, bis auf die Schulter herabfallenden Haaren umrahmt, eine wunderschöne Stirne, kühn gebogene Nase, große, freundliche, braune, geistreich blitzende und jeden Ausdrucks fähige Augen, ein feiner, im Ausdruck jedoch üppiger Mund, dazu eine blasse, aber durchaus nicht kränkliche Gesichtsfarbe und ein ganz eigentümlicher, schwärmerischer Zug, die anmutigsten Bewegungen, der vollendetste Takt des Benehmens — war es da sehr verwunderlich, wenn die Salons von seinen Abenteuern widerhallten und wenn zuletzt eine der schönsten, gefeiertsten, höchststehenden Damen der Pariser Gesellschaft eine heftige Leidenschaft zu ihm faßte, die er erwiderte, — wenn sich ein zwischen ihnen ganz merkwürdiges, in seiner Art einziges Verhältnis bildete? Sie, die Dreißigjährige, die vordem nicht ein Hauch des Vorwurfes treffen gekonnt, verließ Mann, Kinder, die glänzendste Stellung in der Gesellschaft, um ihr Los an das eines dreiundzwanzigjährigen Künstlers zu fesseln, dessen Zukunft damals noch durchaus nicht gesichert war!

Liszt ging mit der Gräfin nach Genf, gab Unterricht — meistens hohen Damen, die eigens kamen, um den Helden so vieler Abenteuer kennen zu lernen — komponirte in Berliozschem Stile, spielte meistens für wohlthätige Zwecke, veröffentlichte höchst geistreiche Artikel in der neuen Pariser musikalischen Zeitung, schrieb Briefe an George Sand, Berlioz u. a. und unternahm Ausflüge in die Alpen mit der Gräfin d'Agoult und George Sand, die in Mannskleidern reiten, und einem Herrn Pictet. In Chamounix hielt man die Gesellschaft für reisende Kunstreiter oder dergleichen, und die Engländerinnen verschleierten sich, so oft von jenen die Rede war. Dieses Leben voll phantastischer Abwechslungen bot indes der Zukunft und der Stellung des genialen Künstlers keinen Halt, und er fühlte endlich das Bedürfnis, hinauszutreten in die Laufbahn der Oeffentlichkeit und der Welt zu zeigen, was er vermochte. Die kolossalen Erfolge Thalbergs in Paris hatten ihn aus der eigentümlichen Genfer „Flaneur"-Existenz emporgerüttelt; er eilte nach Paris, kam aber zu spät, um den berühmten Rivalen zu hören, der bereits die Stadt verlassen hatte. Er prüfte die Kompositionen Thalbergs, die solch Entzücken hervorgerufen, fand sie wenig geistreich und schloß, daß solch ein Komponist nur ein Meister elegantester Klavierformen, ein Virtuose, nicht aber ein genialer Musiker sein könne, und veröffentlichte einige Artikel in der oben erwähnten Pariser Musikzeitung, die ihm heftige Entgegnungen, unter anderem von dem berühmten Musikgelehrten Fétis, zuzogen. Er lernte auch einsehen, daß nicht die Zeitung der Kampfplatz war, auf dem er seine Siege zu erfechten hatte, sondern der Konzertsaal, die Welt der Musik. Und im Jahr 1838 begann er von Italien aus seine Feldzüge und gewann jene Triumphe, wie sie nie vorher und nie nach ihm je einem Künstler zu teil geworden sind. Es mag sein, daß heutzutage, wo viele politische und nationale Interessen die Gemüter bewegen, Enthusiasmus für einen Künstler überhaupt in anderen Formen erscheinen wird. Die jetzige Generation kann sich keinen Begriff bilden von dem vormärzlichen Virtuosen- und Sängerinnenkultus. Eine noch so ziemlich in Erinnerung gebliebene Thatsache mag hier angeführt werden, weil sie den Maßstab gibt für die allgemeine Huldigungsart. Als Liszt in den vierziger Jahren von Berlin abreiste, gab ihm die gesamte Studentenschaft, der er ein Gratiskonzert geboten hatte, das Geleite; da kamen Vorreiter mit den Senioren in vierspännigen Equipagen mit Fahne, und hintendrein eine unzählige Menge anderer Wagen; alle Fenster, an denen der Zug vorüberging, waren dicht besetzt, viele waren eigens gemietet worden. Und, wohlgemerkt, damals wirkte Liszt nur als ausübender Virtuose! Daß Aehnliches jetzt nicht mehr möglich ist, haben die verflossenen Wochen bewiesen. Rubinstein, der Gefeierte, gab sieben Gratismatinées für Künstler und Gäste der feinen Gesellschaft, und diese veranstalteten ein Souper mit lebenden Bildern nach seinen Kompositionen, weiter verstieg sich der höchste Enthusiasmus nicht, den ein Künstler in der Neuzeit erregte.

Ende der vierziger Jahre siedelte Liszt nach Weimar über; er hatte sich von der Gräfin d'Agoult getrennt und sich mit einer Fürstin Wittgenstein verbunden, die nur die Ehescheidung von ihrem Gemahl erwartete, um sich mit dem Künstler zu vermählen. Er war weimarischer Hofrat und Hofkapellmeister geworden; in späteren Jahren verlieh ihm der Großherzog die Kammerherrenwürde. Von der Virtuosenlaufbahn wandte er sich ab, um seine ganze Kraft der Komposition großer Werke zu weihen. Zu gleicher Zeit begann er junge, bedeutende Talente um sich zu versammeln und gab denen, die Pianisten werden wollten, unentgeltlichen Unterricht. Er stellte sich an die Spitze der musikalischen Fortschrittspartei und war der erste, der Wagners Genie erkannte; als dieser nach dem Dresdener Aufstande flüchtig wurde, fand er ein Asyl in Weimar, und als keine Bühne es wagte, den „Lohengrin" des politisch Verpönten aufzuführen, brachte ihn Liszt auf der Weimarer Hofbühne zu Gehör. Auch veröffentlichte er in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" einen langen Artikel darüber, in welchem er die Schönheiten durch Notenbeispiele anschaulich machte. Er selbst entwickelte nach und nach eine riesenhafte Schaffenskraft als Komponist; symphonische Dichtungen für Orchester, Messen, Oratorien, Kantaten, Lieder, Klavierstücke aller Art folgten aufeinander.

Im Anfange der sechziger Jahre wurde die Welt durch die unglaublich klingende Nachricht überrascht, Liszt habe Weimar verlassen, sei nach Rom gegangen und Geistlicher geworden. Man erschöpfte sich in Vermutungen, niemand wußte einen stichhaltigen Grund anzugeben. Ein Zerwürfnis mit dem weimarischen Hofe konnte nicht stattgefunden haben, denn er kam alljährlich nach Weimar und wurde dort mit größerer Liebe empfangen als je; der Großherzog stellte ihm Wohnung und Küche zur Verfügung. Man sprach von unübersteiglichen Hindernissen der Heirat mit der Fürstin, von anderen neuen Banden, aber diese erklärten nicht den Uebergang zur Priesterweihe. Der wahre Grund wird wohl nie ermittelt werden; sicher ist, daß Liszt von Jugend an religiöser Schwärmerei zuneigte und daß er schon zu Lebzeiten seiner Mutter in den geistlichen Stand treten wollte. Daß er mit der neuen Wandlung durchaus nicht ein Entsagen auf weltliche Freuden zu verbinden gedachte, gab er sofort zu erkennen.

In Weimar, wo er alljährlich einige Zeit im Sommer verweilte, in Pest, das er im Winter für einige Wochen besuchte, um das Ehrenpräsidium des Konservatoriums zu führen, in Rom, wo er die übrige Zeit des Jahres verbrachte, besuchte und empfing er Gesellschaften, verkehrte mit allen hervorragenden Männern der Politik, Kunst und Wissenschaft und war stets von einem Kreise von Bewunderern umgeben, unter denen das schöne Geschlecht die Mehrzahl bildete. Noch im Jahr 1881, als er das letztemal Berlin besuchte, blieb er manchmal bis um Mitternacht in Gesellschaft, ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen; so, ich war Zeuge, wie er aus der Gesellschaft des Baron Senfft und Pilsach noch um zwölf Uhr nachts an die Eisenbahn ging, um Bülow zu empfangen. Wohl hatte seine Mutter recht gehabt, wenn sie einmal sagte: „Mon fils, der hat Nerven wie Draht!" Zu gleicher Zeit entwickelte er eine staunenswerte Kraft als Komponist; fast jedes Jahr brachte ein größeres Werk, symphonische Dichtungen, Messen, Oratorien, Klavier- und Gesangsstücke jeder Art, jeden Umfanges folgten auf einander ohne Unterlaß. Und was seine Thätigkeit und seinen Einfluß als Lehrer betrifft, so genügt wohl die Nennung seiner namhaftesten Schüler (alphabetisch): d'Albert, Bülow, Friedheim, Reuckner, Sloti, Tausig; die besten der besten sind aus seiner Schule hervorgegangen! In den letzten drei Jahren hat er noch ausgedehnte Reisen unternommen, um der Aufführung einiger großen Werke beizuwohnen. Nichts ließ ahnen, daß ihm der Tod so nahe stand; eine heftige Lungenentzündung hat ihn jäh hinweggerafft.

Liszt ist der größte ausübende Künstler des Jahrhunderts gewesen, in keiner Weise mit irgend einem andern zu vergleichen. Es ist der Versuch gemacht worden, ihn mit Paganini in eine Reihe zu stellen, aber er stand hoch über dem berühmten Geigendämon. Dieser war eine außerordentliche Erscheinung, aber von begrenztem Wirkungskreise. Was er vorbrachte, das konnte allerdings kein anderer „nachspielen"; er hat aber nur seine Kompositionen vorgetragen, niemals im Quartett gespielt, also das Feld der höheren Musik nie betreten. Auch ist er ganz vereinzelt, ohne Nachwirkung geblieben; alle großen Geiger nach ihm haben eine andere Richtung eingeschlagen, sein einziger Schüler Sivori steht am weitesten entfernt von jener großartigen, dämonischen Leidenschaftlichkeit, durch die Paganini so zauberhaft gewirkt hat. Aber Liszts musikalische Bildung war die denkbar umfassendste und sein Können das großartigste; sein vom Blatt (a vista) Spielen muß als geradezu wunderbar bezeichnet werden. Es gab keine noch so künstlich gesetzte Partitur, es gab kein noch so schwieriges Klavierstück, das er nicht mit einem Blick erfaßte und mit einer Leichtigkeit und Sicherheit zu Gehör brachte, daß die Komponisten selbst sich vor Erstaunen nicht zu fassen wußten. So war auch seine Technik, aus umfassendsten, gründlichsten musikalischen Studien hervorgegangen, eine ganz neue, für sich bestehende, ganz ungeahnte Tonwirkungen erzeugende. Die elektrische Unmittelbarkeit seines Vortrags, von der selbst Mendelssohn, der eine ganz entgegengesetzte Richtung einhielt, in seinen Briefen mit größter Bewunderung spricht; der blitzartige, jähe Wechsel der verschiedenartigsten Betonungen und Stärkegrade; die Schärfe des Rhythmus und die musikalische Deklamation; die Phrasirung, die den musikalischen Hauptgedanken klar andeutete, selbst wenn das Nebenwerk manchmal in wirrem Durcheinander zerfloß, — alles das wirkte gleichzeitig und bildete eine Erscheinung, wie sie nicht dagewesen ist und bis jetzt nicht wiederkam. Im einzelnen ist er übertroffen worden; Rubinsteins Kraft und Ausdauer sind noch größer, sein Anschlag ist schöner; Bülows Vortrag der letzten Beethovenschen Sonaten und Bachscher Werke ist gediegener, einheitlicher; Tausigs Technik war unfehlbarer; aber im Gesamteindruck ist Liszt nicht erreicht worden. Und er war auch der erste, der manche

* Das Einkommen des Fürsten war auf dreieinhalb Millionen Gulden (sieben Millionen Mark) geschätzt. Er besaß über hundert Städte und Dörfer, war aber allerdings tief verschuldet.

unbekannte klassische Kompositionen öffentlich vortrug, der Etuden von Moscheles und Keßler im Konzert spielte, der Schubertsche Lieder auf das Klavier übertrug und so vortrug, daß mancher Sänger von ihm lernen konnte.

Ueber seine Kompositionen kann nicht so endgiltig und bestimmt geurteilt werden wie über seine wiedergebende Kunst; über diese waren die Kenner verschiedenartigster Richtung insofern einig, als sie ihr höchste Genialität zuerkennen, wogegen seine Kompositionen manchmal ganz entschieden absprechenden Urteilen begegneten, allerdings auch unbedingte Bewunderer fanden. Wollte ich an dieser Stelle eine wohlbedachte und auf Gründe gestützte Meinung aussprechen, so müßte mir eine ganze Nummer des Blattes zur Verfügung gestellt werden, denn vor allem wären die Prinzipien, von denen Liszt bei seinem Komponiren ausging, zu prüfen, dann seine Erfindung und seine Formkraft; hierauf erst konnte man die größeren Werke zergliedern und nachweisen, in welchem Verhältnisse Tendenz, Erfindung und Formkraft sich offenbaren. Er war nicht bloß vom Anbeginn seiner Laufbahn der entschiedenste Vertreter des Grundsatzes, daß die Phantasie des Künstlers die oberste Regel sei, er betonte auch immer die Notwendigkeit der Programmmusik, am stärksten in einem Brief an George Sand im Jahr 1837. Endlich hatte er sich ebenfalls während der Pariser Lehrjahre ein System von „zukünftiger humanitärer Kirchenmusik" zurechtgelegt, die in „kolossalen Verhältnissen Theater und Kirche vereinigte, dramatisch und heilig, prachtentfaltend, stürmisch und ruhevoll" sein mußte. Und dieses System hat er in seinen religiösen Kompositionen bis zur äußersten Folgerung durchgeführt. Ich glaube, die Anführung dieser Grundsätze in seinen eigenen Worten genügt vollkommen, um darzuthun, daß seine Kompositionen große Gegnerschaft hervorrufen mußten und daß bei solchen Tendenzen das Wollen und das Können in Widerspruch geraten mußten, da in den Tendenzen selbst unversöhnliche Widersprüche nebeneinander liegen. Daß Liszt auch als Komponist nicht bloß in den Klavierstücken, sondern auch in größeren Werken vieles Interessante und Geistreiche geschaffen hat, wird ein Unparteiischer schwerlich leugnen; freilich bleibt die Frage offen, inwieweit das für große Kirchenmusikwerke ausreicht.

Es liegt mir jetzt noch die Pflicht ob, dem Menschen Liszt und seinem gesellschaftlichen Wirken als Künstler einige Worte zu widmen. Wenn ein genialer Musiker, der immer in der Oeffentlichkeit lebt, dem von allen Seiten nur Weihrauch entgegenwirbelt, sich nicht in manchen Momenten schwach oder übermütig zeigte, so müßte er ein Engel sein. Aber wo immer eine Berufung an das Herz unseres Meisters gethan wurde, da fand sie einen edlen, warmfühlenden Menschen, und für jeden jungen, begabten Künstler, der ernstes Streben zeigte, hatte Liszt nur aufmunternde, liebenswürdige Worte. Er war freigebig, wohlthätig und immer bereit, große, künstlerische und gemeinnützige Zwecke zu unterstützen. Als er die Virtuosenlaufbahn verließ, blieb ihm von seinen großen Einnahmen sehr wenig, den größten Teil der Summen, die ihm in den vierziger Jahren zugeflossen, hatte er für seine und der Gräfin d'Agoult drei Kinder hinterlegt (von diesen lebt nur noch Cosima, die Witwe R. Wagners, ehemalige Frau von Bülow, der Sohn und die zweite Tochter, Gemahlin des bekannten Politikers Ollivier, sind gestorben). Aber trotz seiner beschränkten Mittel hat Liszt bis zu seinem Ende den wohlthätigen Sinn, das gute Herz bewahrt und bewährt.

Von dem Wirken seiner Persönlichkeit hat die jetzige Generation keinen Begriff. Jeder einigermaßen gebildete junge Künstler ist gewohnt, in der Gesellschaft gute Aufnahme zu finden. Keiner weiß oder ahnt, daß noch vor vierzig Jahren sehr feste Schranken die Musiker von der vornehmen deutschen Gesellschaft trennten, und daß Liszt der erste war, der diese Schranken durchbrach, daß er den Stand erhob, daß er das Banner der Geistesaristokratie hochhielt und siegreich überall hintrug. Keinem Künstler verdanken die Musiker unserer Tage für ihre Stellung in der Gesellschaft, für die Freiheit ihres Wirkens, für ihre Gleichberechtigung so viel als dem merkwürdigen Meister Franz Liszt. Seinen Namen wird die Kunstgeschichte für alle Zeiten bewahren. **Heinrich Ehrlich.**

In der Staatsbibliothek.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Man sieht in Kunstausstellungen oft Genrebilder, welche immer wieder dasselbe öde und langweilige Thema behandeln. Sie erinnern fast an jene Bilder, welche vor mehr als fünftausend Jahren in den Grabkammern reicher ägyptischer Verwaltungsbeamten gemalt wurden und Scenen vorführten, in denen immer wieder die Liebe der alten Nilbewohner für Haustiere und die zärtliche Pflege vor Augen gestellt wurde, die sie ihnen angedeihen ließen.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß schon vor fünf Jahrtausenden zu den Genrebildern in den altägyptischen Grabkapellen — gerade so wie jetzt für illustrierte Blätter — Texte verfaßt wurden. Man findet die letzteren unter anderem in dem Begräbnissaale des reichen und berühmten Aegypters Ti. Eines der funeralen Genrebilder stellt einen Viehknecht vor, welcher hockend einer Gans das Futter in den Schnabel steckt. Daneben erklärt eine Inschrift: „Man füttert die Gans". Ein anderes Genrebild zeigt Enten bei der Fütterung. Der Text erläutert: „Man gibt Enten zu fressen". Neben den Enten sieht man eine Taube, die zum Diner eilt. Die Inschrift beteuert: „Sie holt sich Futter". Ein anderes Bild stellt einen Körner streuenden Diener dar. Der Text versichert: „Er gibt viermal des Tages Futter". Neben Scharen zum Mittagsmahl eilenden Geflügels äußert die Inschrift eintönig, aber deutlich: „Sie gehen fressen", oder um eine Variante zu bilden: „Die Ankunft zum Fressen".

Wäre man dazu verurteilt, zu den köstlich eintönigen, gedankendürftigen Genrebildern unserer Tage den Text zu verfassen, fürwahr, er würde sich von der Einfachheit und Einförmigkeit der eben mitgeteilten altägyptischen Texte kaum viel unterscheiden. Nur würde ihnen die köstliche Naivität der Inschriften aus der Grabkapelle des Herrn Ti fehlen.

Greift ein Genremaler nach neuen Stoffen, in denen menschliche Schwächen ihre komischen Seiten weisen, wie es unser geistvoller und origineller Sittenmaler Emanuel Spitzer thut, so wird der Beschauer allerdings zum Nachdenken und Ausdeuten angeregt und wird gezwungen, den Gedanken des Künstlers zu folgen, nicht bloß jenen, welche aus dem Brenn- und Mittelpunkte der dargestellten Situation herausleuchten, sondern auch solchen, welche durch die humoristische Charakterisierung einzelner Gestalten in Fluß gebracht werden.

Ein solches Bild, ursprünglich und heiter dem Stoffe nach, scharf und interessant in der Individualisierung seiner Figuren, ist Em. Spitzers: „In der Staatsbibliothek", welches wir heute in einem gelungenen Tondruck unseren Lesern vorführen. Der Mittelpunkt der drolligen Darstellung ist die anmutige und jugendfrische Studentin, welche sich im Lesesaal einer Bibliothek soeben an die Quellen der Weisheit legen will. Sie kommt, wird von einem Bibliothekbeamten gesehen, zieht ihre Handschuhe aus und schon hat ihre Schönheit gesiegt, schon liegen die gewünschten Bücher vor ihr. Selbst der alte Bibliotheksdiener, sonst gewiß ein fanatischer Vertreter sozialer Ungeschliffenheit, will sich die hübsche junge Dame verpflichten und schleppt diensteifrig ein Tintenzeug herbei.

Die sittliche Weltordnung müßte sich jedoch grämen, wenn sie diese einseitige Bevorzugung eines schmucken Fräuleins sähe. Die alte Dame zur Linken des artigen Bibliotheksbeamten zeigt diesem die Uhr und mahnt ihn, daß sie schon lange ihrer Bücher vergebens harre. Das Alter wird in der Staatsbibliothek offenbar nicht so geehrt wie die Jugend. Die bejahrte Dame sucht vielleicht den Stoff für eine historische Novelle in den Büchern, welche ihr noch immer nicht gebracht werden; auch ihre Zeit ist Geld, und dieses Geld wird von den Büchereibediensteten mißachtet. Zwei aufgeräumte Studenten bemerken die ungleichmäßige Behandlung der beiden wißbegierigen Damen, den Sieg der Schönheit und die Niederlage verwelkter Reize und lachen über diese Ungerechtigkeit.

Außerdem fesseln die verschiedenen Typen von gelehrten und ungelehrten, flotten und pedantischen Besuchern der Staatsbücherei. Es sind darunter Personen, welche sich in ihre Studien wie Bienen und Hummeln in einen Blütenkelch vertiefen. Einer der Buchweisen liest während des Gehens und dürfte mit jenem Herren zusammenprallen, welcher, nach Gelehrtenart zerstreut, in seinen Ueberzieher hastig zu schlüpfen versucht, um den Saal zu verlassen. Einen dritten Besucher der Bibliothek scheinen die Studien so erschöpft zu haben, daß er bei der auf Staatskosten erzeugten Wärme im Lesesaale — dem Ernste der Wissenschaft zum Trotze — eingeschlafen ist.

Man sieht, wie viele heitere und amüsante Einfälle sich hinter dem schlichten Titel: „In der Staatsbibliothek" bergen können, obwohl die Erklärung des Spitzerschen Bildes, hätte sie mit der Knappheit der mitgeteilten altägyptischen Texte verfaßt sein, einfach lauten könnte: „Schönheit macht dienstfertig". -o-

Die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der

Heidelberger Hochschule.

Mit Originalzeichnungen von H. Kley.

Jeder gebildete Deutsche ist mit Recht stolz auf die Universitäten seines Vaterlandes. Ist doch für die Entwicklung desselben neben der preußischen Staatsraison und soldatischen Disziplin kaum etwas bedeutsamer gewesen als der kühne, vorurteilslose, unabhängige Geist, der nie von unseren Hochschulen verleugnet worden ist. Ein großer Teil der Gebildeten steht zudem in einem ganz persönlichen Verhältnis zu ihnen. Für diejenigen, die dem Studium obgelegen haben, ist die Zeit, welche sie ihm gewidmet, nicht selten die schönste ihres ganzen Lebens gewesen. Da waren sie jung und frei, da haben sie geliebt, geschwärmt und in Freude geschwelgt. Kein Wunder daher, daß alle Festlichkeiten, die in irgend einer Verbindung mit den Universitäten stehen, mit ganz besonderer Freude und ganz besonderem Pompe gefeiert werden! Kein Wunder auch, daß die fünfte Säkularfeier der Gründung der Universität Heidelberg wiederum alle Festlichkeiten ähnlicher Art an Dauer, Glanz, Zahl der Mitwirkenden und Zahl der Gäste übertraf, zumal die Jubiläen derselben Universität, die vorausgegangen, ihr bereits den Weg gewiesen. — Die Eröffnung der Universität am 18. Oktober 1386 durch Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz war freilich ziemlich klang- und sanglos vorübergegangen; nur eine Messe war ihr zu Ehren gelesen worden. Der erste Säkulartag wurde gar nicht, der zweite nur in einer Rede des Prorektors Georg Sohn vor dem Kurprinzen Friedrich, dem späteren Kurfürsten Friedrich IV., um so jubelvoller und üppiger aber der dritte im Jahre 1686 gefeiert. Um jene Zeit wird Heidelberg in seiner reizvollen Lage am Neckar mit seinem schönen Schloß und den dazu gehörigen Tiergartenanlagen noch ziemlich ebenso ausgesehen haben, wie im ersten Drittel desselben Jahrhunderts, auf welche Zeit die Gesamtansicht, die wir auf Seite 1020 mitteilen, zurückverweist. Der wundervolle Otto-Heinrichsbau, der auf Seite 1021 in seiner jetzigen Gestalt wiedergegeben ist, prangte damals noch in seiner vollen unberührten Schönheit, wie er ein Jahrhundert früher aufgeführt worden war. Den wenigen Tagen der Freude, welche die Jubelfeier des Jahres 1686 mit sich brachte, sollten indes in kurzem schon Jahre der Trübsal folgen. Der Orleanssche Erbfolgekrieg brach aus, die Franzosen rückten in die Pfalz ein, durchzogen sie, alles niederbrennend und verwüstend, und nahmen am 24. Oktober 1688 auch Heidelberg ein. Das Schloß wurde zerstört, die Gärten und Pflanzungen am Neckar verheert und die Stadt selbst geplündert. Auf ein Menschenalter hinaus war ihr Wohlstand vernichtet und blieben alle Versuche, ihr und der Universität wieder aufzuhelfen, vergebens — zumal der Kurfürst seine Residenz nach Düsseldorf verlegt hatte. Erst unter Karl Theodor, 1742—99, kamen wiederum bessere Tage. Er schuf eine Anzahl neuer Lehrstühle, vermehrte die Sammlungen, verlegte die hohe Kameralschule von Kaiserslautern nach Heidelberg, vereinigte sie mit der Universität und stattete diese mit Geldmitteln reichlicher aus. Vor allem aber bewies er ihr sein Wohlwollen, als das vierte Jubiläum herankam. Er überwies ihr nicht weniger als 10,000 Gulden, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe, mit der sich Großes schaffen ließ. Und in der That waren die Festlichkeiten, die jetzt veranstaltet wurden, die großartigsten, die man bisher in Heidelberg gesehen. Das Schiff der Heiligengeistkirche, das Universitätsgebäude und besonders die Aula wurden renoviert, zahlreiche Gäste eingeladen, und da es an Platz fehlte, die Erbauung eines großen Saales veranlaßt. Schon wochenlang vor dem Jubiläum fanden Disputationen und Defensionen zur Erlangung der Doktorwürde statt. Als dann endlich der 5. November, an welchem das Jubiläum seinen Anfang nahm, herankam, fuhren 342 Kutschen mit Fremden in die Stadt. Von Mannheim her kamen auf dem Neckar unter dem Donner der Kanonen drei Jagdschiffe mit einer großen Menge Gäste, welche von den scharenweise zusammengeströmten Heidelbergern und den bereits anwesenden Fremden mit Jubelrufen empfangen wurden. Darauf verkündete der zusammenstimmende Klang aller Glocken den Beginn des Festes, und nun folgten bis zum Schlußtage in buntem Wechsel kirchliche Feiern, Reden, Ehrenpromotionen, Schmäuse, türkische Musiken, Fackelzüge und Bälle. Als Redner trug Jung-Stilling den Preis davon.

Und wiederum sind hundert Jahre vergangen. Heidelberg ist, nachdem es im Jahre 1803 an Baden gekommen, aus den Wirren der Napoleonischen Zeit glänzend wiedererstanden. Eine ganze Reihe der ersten Autoritäten Deutschlands auf allen Gebieten des Wissens hat an seiner Hochschule gewirkt und ihren Ruf in alle Welt getragen. Die Ruine des Schlosses ist, von Schutt und Asche gesäubert und von neuen Anlagen umgeben, eins der herrlichsten Baudenkmäler Deutschlands geworden. Die Stadt selbst wächst an Zahl der Einwohner und Häuser und schmückt sich mit gemeinnützigen Instituten, öffentlichen Anstalten und Monumenten von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße.

Dem entsprechend, stellte denn auch das diesjährige Jubelfest der Heidelberger Hochschule alle seine Vorgänger in den Schatten. An seiner Spitze stand als Rector magnificentissimus der Großherzog von Baden in eigener Person, und Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der zukünftige deutsche Kaiser, verherrlichte es durch seine thatkräftige Teilnahme. Unzählige Berühmtheiten von nah und fern fanden sich in den unabsehbaren Reihen der begeisterten Festgenossen, in denen selbstverständlich die ehemaligen Schüler der alma mater eine hervorragende Rolle spielten. Die Stadt Heidelberg hatte zur Verherrlichung der Feier ihr Bestes gethan. Da war selbst in den weniger belebten Straßen kaum ein Haus, das nicht mit Fähnchen und Guirlanden sich geschmückt. Die ganze Stadt prangte im Festkleide — vor allem die Universität, die wiederum ein neues Gewand erhalten hatte, und die Schloßruine hoch oben am Bergabhang. Eine große Festhalle, die 5000 Personen fassen konnte, war unten am Neckar in der Nähe der neuen Brücke errichtet worden; mehr dem Bahnhofe zu, am Bismarckplatz, ein sehr hübscher, zeltartiger Pavillon, welcher bestimmt war, dem badischen Fürstenpaar und seinen Gästen während des Festzuges zum Aufenthalt zu dienen. An allen größeren Plätzen der neueren Stadt erhoben sich Tribünen mit unzähligen, über einander sich emportürmenden Sitzreihen.

Ein feierlicher Gottesdienst gab als Eröffnung am Vormittag des 3. August dem Ganzen die religiöse Weihe, nachdem am Abend zuvor die Gäste durch den Oberbürgermeister Dr. Wilckens begrüßt worden, bei welcher Gelegenheit das schwungvolle Jubiläumsfestlied, der von V. Lachner in Musik gesetzte Schwanengesang Scheffels, erscholl. Dem Gottesdienst folgte der festliche Empfang in der Aula, bei dem sich um die erlauchten Fürsten zunächst die Professoren in ihren malerischen Talaren und goldenen Ketten scharten. Der Landesherr, dem zwei Pedelle die goldenen Scepter der Hochschule vorantrugen, eröffnete diesen ersten Teil der weltlichen Feier durch eine Rede, der wir folgendes entnehmen: „Als mein erhabener Ahn, der unvergeßliche Karl Friedrich, in den Tagen, da das Schwert allein zu gelten schien, in hoher Gesinnung und Erkenntnis dessen, was dem Staatswesen dauernd frommt, der Universität neues Leben einhauchte, ein wahrer zweiter Gründer derselben, erklärte er: Rektor der Universität wollen wir selbst sein und unseren Nachfolgern in der Kur diese Würde hinterlassen. In meiner Eigenschaft als Rektor der Hochschule begrüße ich heute an dem stolzen Tage, welcher die fünfhundertjährige Jubelfeier der ältesten Universität des deutschen Reiches einleitet, die glänzende Versammlung, die uns die Ehre und die Freude erweist, an dem bedeutungsvollen Feste teilzunehmen." Der Großherzog sprach sodann seine besondere Freude darüber aus, den Kronprinzen des deutschen Reiches unter den Anwesenden zu finden und das freundliche Interesse des Kaisers durch die Widmung einer kostbaren wissenschaftlichen Gabe bekundet zu sehen. Sodann wandte sich der erlauchte Redner begrüßend an die Abgesandten der Schwesteranstalten, an die Freunde der Wissenschaft aus allen Lebenskreisen, die dem Festrufe gefolgt. Er warf einen Rückblick auf die ruhmreiche Geschichte der Hochschule und schloß mit den Worten: „Möge der Ruperto-Carola unter dem Schutze meines Hauses, der großen Vergangenheit würdig, eine herrliche Zukunft beschieden sein! Das walte Gott!"

Mit seiner männlich klangvollen Stimme erwiderte der deutsche Kronprinz:

„Seine Majestät der deutsche Kaiser hat mir den Auftrag zu erteilen geruht, Eurer Königlichen Hoheit und den hier versammelten Vertretern und Gästen der Universität Heidelberg Heil, Gruß und Glückwunsch zur Jubiläumsfeier zu ent-

Friedrich der Siegreiche.

bieten. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, Zeuge zu sein von der Begeisterung, mit welcher in diesen festlichen Tagen alte und junge Söhne der Ruperto-Carola sich um ihren fürstlichen Rektor scharen, um mit ihm zurückzuschauen auf die ruhmreiche Geschichte dieser Hochschule und mit Dank zu Gott inne zu werden, daß sie in dem halben Jahrtausend ihres Bestandes nie glücklichere Zeiten geschaut hat, als die, in denen wir leben. Begründet in der ersten Frühe unseres Kulturlebens, hat die Heidelberger Universität alle die Schickungen an sich erfahren, welche dem deutschen Volke im Ringen nach selbständiger Ausprägung verhängt gewesen sind. Sie hat wechselnd geblüht und gewelkt, geduldet und gestritten um Glaubens- und Forschungsrecht; hat Trübsal und Exil ertragen, um endlich, gehoben von der starken und milden Hand ihres erlauchten Beschützers, die ehrenvollen Wunden mit dem Festkleide des Sieges zu decken. Wie dem deutschen Volke, um dessen höchste Güter sie sich redlich verdient gemacht, so ist auch ihr erfüllt, was Jahrhunderte ersehnten. Ihr Ehrenschild strahlt glänzender in der Sonne des einigen Vaterlandes! Mit tiefer Bewegung gedenke ich heute der großen Stunde, da Eure Königliche Hoheit als der erste dem Führer unseres sieghaften Volkes gehuldigt. Diese Erinnerung ist mir bedeutsam für die Feier, die wir jetzt begehen. Denn voranzuschreiten mit grossem und edlem Entschlusse, ist ein Anrecht des erlauchten Zähringer Hauses und dieser ruhmvollen Universität. Es ist die schönste Pflicht meiner Sendung, rühmend zu bekennen, wie treu dies Heidelberg beflissen war, die geistigen und sittlichen Bedingungen der Wiedergeburt unseres Volkstums zu pflegen. Lehrenden und Lernenden war von jeher hier die gastliche Stätte bereitet. Aus allen Gauen strömten sie herzu und in den liebenden Armen der alma mater erkannten sie sich als Söhne der größeren Mutter wieder. Es hat sich hier in der Stille des [illegible] lebens vorbereitet, was uns Deutschen nach langen Irrungen die Geschichte offenbart. Im Südwesten des Reiches nahe der ehemaligen Grenze und nahe der Gefahr, lernte der Sohn des Nor[illegible] [illegible] besitzen, das Glück der Vereinigung, strömt aus dem Ganzen ein kräftigender Odem zurück in die alte traute Heimat unserer Bildung. Größer geworden sind die Zwecke des Forschens und Strebens, dankbarer und folgenreicher der Beruf, sie lehrend zu verkündigen und lernend zu verstehen. Vaterland und akademisches Bürgertum werden aber nur dann wahrhaft segensreich aufeinander wirken, wenn sie in ihrer Lebensthätigkeit die gleichen Tugenden bewahren. Je höhere Gipfel in Wissenschaft und im geschichtlichen Leben erstiegen sind, je stolzere Ziele winken, desto größerer Besonnenheit und Selbstverleugnung bedarf es. Die Wünsche und die Zuversicht, die ich heute der Ruperto-Carola entgegenbringe, umschließt der Zuruf an Lehrer und Schüler: eingedenk zu bleiben der Aufgaben, die uns gerade im Hochgefühle des Erfolges am eindringlichsten die Seele erfüllen sollen; in Wissenschaft und Leben festzuhalten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht und der Förderung des Brudersinnes unter den Genossen, auf daß aus dem Geiste des Freimutes und der Friedfertigkeit die Kraft zu der heilsamen Arbeit wachsen möge, die Lebensformen unseres Volkstums gedeihlich auszubilden. So möge dieser Universität, einer der ältesten Pflanzstätten deutscher Wissenschaft, beschieden sein, an Thatkraft die jüngste zu bleiben!"

Das sind goldene Worte, ganz dazu angethan, einen freudigen Widerhall zu finden, so weit die deutsche Zunge dringt.

Es folgten Rede auf Rede, Feierlichkeit auf Feierlichkeit, bedeutsam und glänzend. Begeisterte Trinksprüche, an denen abermals die beiden redegewandten Fürsten einen Löwenanteil hatten, würzten die festlichen Gelage. Den blendendsten Teil der ganzen Feier aber bildete der großartige Festzug, der sich am Vormittag des 6. August durch die Straßen der reizenden Neckarstadt bewegte, in glänzenden Gruppen einen umfassenden Rückblick auf die ganze historische Entfaltung der Hochschule innerhalb des abgelaufenen halben Jahrtausends vergegenwärtigend. Ein berittener Herold mit der Reichsstandarte eröffnete ihn, von zwei Pagen begleitet. Trompeter, der kurpfälzische Herold, Ritter in voller Turnierrüstung und Kriegsknechte zu Fuß bildeten den Uebergang zu einer lieblichen Gruppe singender Kinder und anmutiger, bekränzter Jungfrauen, die in weißer altdeutscher Festkleidung ein Muttergottesbild trugen. Ihnen folgten der Kanzler und kurfürstliche Räte, dem von Edelknaben getragenen Baldachin voranschreitend, unter welchem hoch zu Roß der Gründer der Universität, Kurfürst Ruprecht I., an der Seite seiner Gemahlin sich zeigte. Pagen mit den

Kurfürstlicher Einzug.

Wagen mit dem Universitätsprofessor Jakob Micyllus.

Insignien der kurfürstlichen Würde schritten nebenher, Ritter und Edelfrauen auf feurigen Hengsten und frommen Zeltern bildeten das Gefolge. Auf hoch emporragendem gotischem Throne erschien sodann Ruperto-Carola selbst, die personifizierte Vertreterin der hohen Schule von Heidelberg. Zu ihren Füßen verkörperten vier Jungfrauen die Gottesfurcht, die Gerechtigkeit, die Wissenschaft und die Weisheit.

Die nunmehr folgende zweite Hauptgruppe veranschaulichte den Einzug Friedrichs I. nach der Schlacht bei Seckenheim und zeigte den siegreichen Helden von seinen Unterthanen freudig begrüßt.

Studenten mit Sammetbarettchen, wehenden Mäntelchen über knappen Wämsern, eng anliegenden Tricots und Schnabelschuhen leiteten zu der Gruppe des Kurfürsten Otto Heinrich über, dem die Pfalzgräfin Susanne und viele edle Männer und Frauen das Geleite gaben.

Digitized by Google

Einem zweiten Universitätswagen, auf welchem Magnus sein Lehrpult aufgeschlagen hatte und den ihn umgebenden Studenten seine tiefsinnige Weisheit vortrug, schritten Philipp Melanchthon und Professor Peter Boquin vor; Bürger von Heidelberg, insbesondere Bauherren, Zimmer- und Werkmeister, sowie Bauhandwerker schlossen sich an.

Aus Trompeten und Posaunen erschallen schmetternde Jubelhymnen, der Palatia geltend, die nunmehr unter Vorantritt einer aus Blumengewinden gebildeten Adelslaube auf phantastischem Muschelthron, von prächtig geschmückten Rossen gezogen, herannaht. Zu ihren Füßen sitzt die Nymphe des Neckars. Herolde, Hellebardierer, Trophäenträger aller Art umringen sie; unter der grünenden und blühenden Volkslaube schreiten junge Bürger und Bürgermädchen fröhlich scherzend und lachend ihr nach. Aber so farbenfreudig auch das Bild ist, es wird an bunter Lust noch überboten von dem folgenden, in welchem klassische Mythologie und neuzeitlicher Lebensübermut toll ineinander spielen. Um den mit Trauben, Garben- und Feldfrüchten reich ausgestalteten Wagen des Bacchus und der Ceres, der von bekränzten Ochsen gezogen wird und welchem Silen, auf einem Esel reitend, folgt, scharen sich drallе Winzerinnen, aus deren Hütten ein verlockender Traubenbogen hervorlacht. In ihrem Thronsessel ruhend, fährt Frau Venus, von Tauben umflattert, daher, strahlendes junges Volk zu ihrer Seite.

Ist schon Venus nach mittelalterlicher Anschauung nicht mehr und nicht weniger als eine „schöne Teufelin", so folgt nunmehr erst recht ein wilder Höllenspuk. Ungeheuerliches zottiges Getier nach ähnlicher Art, wie wir es aus Teniers' übermütigen Darstellungen der Versuchung des heiligen Antonius und aus den schier grauenhaft phantastischen Schöpfungen eines Höllenbreughel kennen, kommt mit tosendem, schnarrendem Lärm dahergezogen als Vortrab des großen Fußes. Sind diese Begleiter die ins Riesenhafte ausgearteten Affen und Kater, die jenen kolossalen Fußdimensionen entsprechen?

Wagen der Palatia.

Doch Platz da für die siegreiche Schönheit! Elisabeth aus dem Hause Stuart, die Gemahlin Friedrichs V., naht strahlend in bräutlichem Glanze auf weißem Zelter, unter hohem, reichgesticktem Baldachin. Voll stolzen Glückes sprengt ihr jugendlicher Gatte voran, edle Herren und Damen deutschen und englischen Blutes geleiten das hochzeitliche Paar. In einer grünen Karosse haben nicht weniger als vier Pfalzgräfinnen gleichzeitig Platz genommen, während die darauffolgende rote Karosse verschiedene Comtesses, Baronesses und so weiter beherbergt.

Nur kurz wollen wir der figurenreichen Gruppen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und des Orleansschen Erbfolgekrieges gedenken, um zu dem Jagdzug Karl Philipps überzugehen, den unser Bild in voller Entfaltung zeigt. Zu den stattlichen Erscheinungen der edlen Jäger bildet der Zwerg Perkeo mit seinem mächtigen Kammerherrenschlüssel einen drolligen Gegensatz.

An den Kurfürsten Karl Theodor und seine Begleiter reiht sich nunmehr eine schön aufgebaute Allegorie, die Wiederherstellung der Universität durch Karl Friedrich von Baden im Jahre 1803 versinnlichend, und endlich bildet die Studentenschaft unseres Jahrhunderts den fröhlichen, kräftigen Abschluß.

Der ganze gewaltige Festzug gelangte nach den Entwürfen und unter der künstlerischen Oberleitung des Professors Karl Hoff von der Karlsruher Kunstschule zur Ausführung. Es waren kolossale Vorbereitungen, die für den einzigen Tag getroffen werden mußten, aber der eine Tag wird dafür ein dauerndes Gedächtnis haben nicht nur in der Erinnerung aller, die ihn mit erlebt, sondern auch in den Jahrbüchern von Heidelberg und seiner Hochschule, die mit stolz gehobenem Mute in das zweite halbe Jahrtausend ihres Bestehens eintritt.

E. B.

Jagdzug des Kurfürsten Karl Philipp.

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

„Nun," rief die Prinzessin, als sie mit Margot allein war, „hast Du versucht, das Rätsel der Verse zu lösen — ist es Dir gelungen?"

„Ich habe das Blatt dem Prinzen vor Augen gebracht," sagte Margot seufzend, „und —"

„Nun," rief die Prinzessin ungeduldig, „hat er die Verse gelesen? Hat er sich zu denselben bekannt? Sollte er wirklich fähig sein, sie gemacht zu haben?"

„Er war erstaunt, als er das Blatt erblickte — er sagte —"

„Er sagte?"

„Es sei die Handschrift des Baron Artenburg."

„Ah!" rief die Prinzessin, indem sie, sich schnell abwendend, an das Fenster trat, während eine helle Röte über ihre Wangen flog.

Ein kurzes Schweigen trat ein.

„Und was sagte er weiter?" fragte die Prinzessin, indem sie, sich wieder umwendend, Margot scharf fixirte. „Hat Artenburg etwa die Verse für ihn gemacht — schmückt Seine Hoheit sich mit den Federn ihres Adjutanten?"

„Nein," sagte Margot traurig.

Abermals blickte die Prinzessin eine Zeit lang durch die Scheiben hinaus.

„Und doch," sagte sie dann, „wenn er das nur abgeleugnet hätte — er wird nicht eingestehen wollen, daß er bei seinem Adjutanten eine geistige Anleihe macht."

„Eure Durchlaucht vergessen," sagte Margot, ohne die Augen aufzuschlagen, „daß Seine Hoheit bestimmt erklärt haben, die Wünsche der beiden durchlauchtigsten Häuser nicht erfüllen zu können, wozu also," fügte sie mit wehmütig bitterem Lächeln hinzu, „wozu also diese Verse?"

„Eine Aufmerksamkeit," erwiderte die Prinzessin, „eine Galanterie — man kann wohl auf den Geburtstag einer Dame ein Akrostichon machen, ohne daß man sie heiraten will."

„Eine Galanterie — nein, Durchlaucht, diese Verse sind keine bloße Galanterie — man fühlt unter der leichten Form die tiefe, warme Empfindung heraus — das ist keine bloße Aufmerksamkeit gegen eine gleichgiltige Dame."

„Nun," sagte die Prinzessin, welche ebenfalls ihr Auge auf den Boden geheftet hielt, „wenn Herr von Artenburg sich täuschte, wenn der Prinz dennoch —"

„Es wäre entsetzlich!" rief Margot. „Aber nein, nein, es ist nicht so. O Durchlaucht," bat sie, die Hand der Prinzessin an ihre Lippen drückend, „ich beschwöre Sie, lassen Sie uns abreisen — in der nächsten Stunde noch abreisen! Denken Sie, daß das übermütige Spiel vielleicht Menschenherzen zum Einsatz macht — denken Sie an den armen Artenburg!"

Die Prinzessin erbleichte; drohend blitzten ihre Augen, und doch flammte ein warmes Licht in diesem feindlich hochmütigen Strahl auf.

„Du bist wahnsinnig!" rief sie.

„Würden Sie ihm zürnen können? Hält er Sie nicht für mich — für seinesgleichen!"

„Nein, nein," rief die Prinzessin, „das ist Tollheit — das ist nicht, kann nicht, darf nicht sein! Keinen Augenblick darf an solche Möglichkeit auch nur gedacht werden — ich befehle Dir, Margot, den Gedanken aus Deinem Kopf zu verdrängen! Gib mir das Blatt, und dann laß uns ruhen — die Zeit der Promenade kommt heran, wir müssen die Tage noch aushalten — wir dürfen nicht weichen! Ich werde, mit dem Kord Seiner Hoheit befaßt, nicht fliehen. Gib mir das Blatt!"

Margot zog das Papier langsam aus ihrer Tasche. Ihr Blick fiel auf die Zeilen.

Einen Augenblick stand sie wie träumend, dann sagte sie:

„Und doch, Durchlaucht, sind diese Verse so zart und so anmutig — ich möchte sie bewahren um der Gedanken willen, trügen sie auch nicht Ihren Namen."

„Deinen Namen!" rief die Prinzessin heftig.

„Wollen Sie mir erlauben," fuhr Margot fort, „sie abzuschreiben?"

„Warum nicht," sagte die Prinzessin, „ein Schäfergedicht ist so gut wie das andere — schreibe sie ab, und dann gib sie mir wieder."

Sie warf sich wie ermüdet in ihre Chaiselongue.

Die Gräfin ging in ihr Zimmer.

Sie setzte sich vor ihren Schreibtisch, suchte unter ihren Briefbogen ein Blatt hervor, an dessen Spitze ein Vergißmeinnicht gemalt war, und begann die Verse abzuschreiben, indem sie flüsternd die Worte vor sich hinsprach.

„Wie er das las," sagte sie leise, indem sie die Feder anhielt und ihre träumenden Blicke aufwärts richtete, „wie die Worte aus der Tiefe seines Herzens hervorzuströmen schienen — wie sein Blick jedem Wort noch eine tiefere Bedeutung gab — o, wenn die Prinzessin dennoch recht hätte — wenn es dennoch möglich wäre —"

Einen Augenblick verklärte sich ihr Gesicht, ein glückseliges Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Nein, nein," rief sie dann, in jähem Schreck zusammenzuckend, „nein, es ist nicht möglich — es kann nicht möglich sein — o mein Gott, richte nicht die Gedanken des verwirrten Kopfes — nicht die Schläge meines armen Herzens! Fort, fort mit dem allem — fort mit dem Traum, der ein Verbrechen ist, wenn er nicht ein Wahnsinn wäre!"

Sie schob die begonnene Abschrift, um sie zu zerreißen, aber sie hielt inne.

„Es ist ja nur ein Traum," sagte sie, „ein holder und doch so unendlich traurige Traum — warum sollte ich die Erinnerung daran zerstören — die Erinnerung, die ja nur mir gehört als ein unverbrüchliches Geheimnis meines Herzens?"

Sie schrieb weiter, immer leise Worte vor sich hinflüsternd und zuweilen mit ihren träumenden Blicken wie in weite Ferne schauend.

Endlich hatte sie die letzte Zeile geschrieben. Eine Thräne fiel auf das Blatt.

Die Prinzessin trat ein. Sie war bleich; ein höhnisches Lächeln zuckte um ihre Lippen; ein unstätes Feuer blitzte in ihren Augen auf.

„Bist Du fertig?" fragte sie kurz.

„Zu Befehl, Durchlaucht."

„So laß uns gehen — wir dürfen auf der Promenade nicht fehlen — ich habe Deinen Vater noch zu sprechen."

Die Kammerfrau brachte die Hüte. Im Vorzimmer wartete der Graf Waldheim, welcher sich mit resignirter Miene, dem Orientalen gleich, der sich in fatalistischem Gleichmut unter das Kismet beugt, der Prinzessin und seiner Tochter anschloß.

Dreizehntes Kapitel.

Als Graf Waldheim mit seinen Damen auf der Promenade erschien, kam der Baron Artenburg ihnen zwar sogleich entgegen, aber über der ganzen Gesellschaft lag, einer Gewitterschwüle gleich, eine gewisse Befangenheit — keiner von allen schien den Ton treffen zu können, in dem sie bisher mit einander verkehrt hatten.

Der Erbprinz war scheuer und zurückhaltender als je zuvor. Graf Waldheim zeigte eine gewisse stolze Kälte, und auch Baron Artenburg und die Prinzessin konnten ihre unbefangene und sonst fast übermütige Heiterkeit nicht wieder finden.

Es war daher allen Teilen erwünscht, daß infolge der zahlreichen Bekanntschaften, welche man angeknüpft hatte, die kleine Gesellschaft sich sogleich von einer großen Menge von Badegästen umringt sah, so daß jede besondere Unterhaltung ausgeschlossen blieb.

Baron Artenburg nahm den Arm des Grafen, führte ihn einen Augenblick zur Seite und flüsterte ihm zu: „Es ist, wie ich Ihnen gesagt, Excellenz; der Prinz kann trotz der hohen Verehrung, die er für Ihre Durchlaucht die Prinzessin empfindet, doch den Wünschen, welche vorzugsweise sein durchlauchtigster Vater der Herzog hegt —"

„Und denen wir gern entgegengekommen wären," schaltete der Graf ein, „wenn die Prinzessin —"

„Ganz recht — ganz recht," fuhr Baron Artenburg fort, „es steht also fest, daß die höchsten Herrschaften bei aller gegenseitigen Achtung zu einer näheren Verbindung der beiden hohen Häuser die Hand zu bieten nicht geneigt sind, was besonders dem Herzog sehr schmerzlich sein wird —"

„Und was auch Seine hochfürstliche Durchlaucht," fügte der Graf hinzu, „gewiß aufrichtig bedauern werden —"

„Abgesehen von der äußern Unmöglichkeit," sprach der Baron weiter, „ist daher der Besuch des Prinzen in Rebenberg —"

„Für jetzt nicht thunlich," ergänzte Graf Waldheim.

„Was jedoch nicht hindert," sagte Baron Artenburg, „daß wir, so lange unser Aufenthalt hier dauert, den so angenehm gestalteten Verkehr in bisheriger Weise fortsetzen."

„In bisheriger Weise fortsetzen," wiederholte der Graf, indem er seufzend an alle die Qualen dachte, welche ihm dieser von dem Baron als so angenehm bezeichnete Verkehr schon bereitet hatte.

„Es werden dadurch," sagte Baron Artenburg, „alle Mißdeutungen ausgeschlossen und die guten Beziehungen zwischen den beiden hohen Häusern für die Zukunft nicht gefährdet. Es scheint mir der Welt gegenüber besonders wichtig, daß die beiden hohen Herrschaften hier bis zu Ende möglichst ungezwungen und, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, freundschaftlich mit einander verkehren; so wird die Begegnung ihren ganz zufälligen Charakter behalten und auch an anderen Höfen zu keinen böswilligen Auslegungen Veranlassung geben."

„Zu keinen böswilligen und neidischen Auslegungen," fiel Graf Waldheim mit besonderer Betonung des letzten Wortes ein, „dort, wo man vielleicht auf eine Verbindung mit unserem Hof rechnen zu dürfen glaubte oder wo man andererseits die so hoch ausgezeichneten Eigenschaften des Prinzen nach ihrem wahren Wert zu würdigen wußte."

„Nach ihrem wahren Wert zu würdigen wußte," wiederholte Baron Artenburg, indem sich der Graf ein wenig befangen verneigte. „Wir sind also vollkommen einig," fuhr er dann fort, „und ich glaube, es wird überflüssig sein, Eure Excellenz zu bitten, daß Sie dem Erbprinzen selbst gegenüber diesen Gegenstand nicht berühren."

„Mein Herr Baron," sagte Graf Waldheim mit einer Miene, welche seine tiefe Indignation über eine solche Voraussetzung deutlich erkennen ließ, „mein lieber Baron, ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß wir hieher gekommen sind, um eine Kur in Bergenau zu gebrauchen, weil die Gesundheit der Prinzessin dem Leibarzt Seiner Durchlaucht ernste Besorgnis einflößte; ich habe also nicht die entfernteste Veranlassung, mit Seiner Hoheit über irgend etwas anderes zu sprechen als über die Verhältnisse, welche die Anwesenheit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin hier notwendig machten und ganz zufällig zu der Begegnung der hohen Herrschaften führten."

„Sie haben ganz recht, vollkommen recht, Excellenz," sagte Baron Artenburg, flüchtig errötend, „meine Bitte bezog sich auch eigentlich mehr auf die Einladung zum Besuch in Rebenberg. Seine Hoheit der Erbprinz würde dieser so überaus liebenswürdigen Einladung gegenüber ungern eine unmittelbare Ablehnung aussprechen, welche ihm doch durch die Verhältnisse geboten wird, und es wäre daher wünschenswert, daß die Angelegenheit zwischen Ihnen und Seiner Hoheit nicht unmittelbar berührt würde."

„Ganz gewiß, Herr Baron," erwiderte Graf Waldheim; „Ihre Antwort auf meine vertrauliche Frage genügt mir vollkommen, vorausgesetzt, daß Sie mich autorisiren, dieselbe meinem allergnädigsten Herrn mitzuteilen."

Baron Artenburg verneigte sich zustimmend, und der Graf kehrte, die Unterhaltung abbrechend, zu der Gruppe zurück, welche sich um Herrn von Pergen und die Damen gebildet hatte.

Eine lebhafte Unterhaltung war hier im Gange.

Der Kommerzienrat hatte eine gemeinschaftliche Partie nach dem nahe gelegenen Waldort Eichenthal vorgeschlagen, und dieser Vorschlag hatte überall lebhafte Zustimmung gefunden.

Der Doktor war der eifrigste Fürsprecher desselben, und nur Herr von Stolten hielt sich in einer gewissen Reserve, indem er weder Ja noch Nein

sagte, einige leichte Bedenken über die Beständigkeit des Wetters hinwarf und zugleich fragend auf den Herrn von Pergen blickte, der seinerseits wieder eine Aeußerung der Gräfin Margot zu erwarten schien und ebenso wie diese in sichtbarer Verlegenheit dastand.

„Wir sind von dem Grafen Waldheim abhängig," sagte Margot endlich, „und ich weiß nicht, ob derselbe geneigt sein wird —"

„Dort kommt Seine Excellenz!" rief der Kommerzienrat und eilte schnell, von mehreren Badegästen begleitet, dem Grafen entgegen, um auch diesem seinen Vorschlag zu unterbreiten.

Entsetzt fuhr der Graf zurück.

„Eine Landpartie in großer Gesellschaft?" sagte er. „Ich fürchte, das wird nicht gehen — das wird zu aufregend sein und die Wirkungen der Kur stören. Was meinen Sie, Herr von Pergen, sind Sie nicht auch meiner Ansicht?"

„In der That, ich fürchte," sagte Herr von Pergen, „ich fürchte, daß vielleicht die Gräfin Rheinau —"

„Ich kann mir kaum denken," fiel Baron Artenburg ein, „daß ein so kurzer Ausflug, bei dem man sich im kühlen Schatten bewegt, irgendwie schädlich sein könnte, da namentlich der Doktor dafür stimmt."

„In der That," sagte Herr von Pergen, „da der Doktor dafür stimmt —" Und abermals blickte er fragend auf Margot.

„Ja, da der Doktor dafür stimmt," rief nun ihrerseits die Prinzessin, indem sie dem Grafen Waldheim einen spöttisch herausfordernden Blick zuwarf, „so begreife ich gar nicht, was uns abhalten sollte!"

„Da also der Doktor zustimmt," sagte endlich auch Margot, indem sie leicht das Haupt gegen die Prinzessin neigte, „so sehe ich nicht ein, was uns zurückhalten könnte."

Graf Waldheim schien mühsam nach Luft zu ringen.

„Aber, mein Gott," warf er zur Prinzessin gewendet ein, „ich begreife nicht, wie es möglich sein soll — diese viele Unruhe — die große Gesellschaft —"

„Nun, Papa," lachte die Prinzessin mit einem Blick, dessen boshaft neckischer Hohn nur dem Grafen ganz verständlich war, „Du wirst doch für mich von der Unruhe und der zahlreichen Gesellschaft keine üblen Folgen befürchten — es ist ja die Gräfin Rheinau, welche zur Kur hieher gekommen ist — ich meinerseits bin gesund wie ein Fisch, und da der Doktor meint, daß die Gräfin —"

„Ich übernehme alle Verantwortung!" rief der Doktor.

„So ist denn die Sache abgemacht," sagte Baron Artenburg; „nicht wahr, Herr von Pergen — nicht wahr, meine gnädigste Gräfin?" fügte er fragend hinzu.

„Abgemacht," sagte Herr von Pergen, und Margot neigte schweigend das Haupt, während die Prinzessin sich ganz vergnügt die Hände rieb und den hilfeflehenden Blick des Grafen Waldheim nur mit einem kaum merkbaren spöttischen Achselzucken erwiderte.

Die Promenadenzeit verlief heute unter allgemeinen Gesprächen und Plänen für den nächstfolgenden Tag, und als man endlich nach Hause zurückgekehrt war, versuchte Graf Waldheim vergeblich die Prinzessin von ihrem Entschluß abzubringen, indem er ihr vorstellte, wie unerhört, ja, wie unmöglich es sei, daß sie sich einen ganzen Tag lang in einer ihr völlig unbekannten und großenteils nicht einmal hoffähigen Gesellschaft bewege.

„Man hat mich hieher gesendet," erwiderte sie, „man hat mir das Inkognito diktirt, in welchem ich mich ja doch nicht auf die hoffähige Gesellschaft beschränken kann — jetzt will ich meine Freiheit genießen, so lange es mir gegeben ist — übrigens hat ja Seine sonst so pedantische Hoheit die Partie auch angenommen."

„Ein Prinz, Durchlaucht," sagte Graf Waldheim, „ist unendlich viel freier und kann sich viel mehr erlauben als eine Prinzessin."

„Gleichviel," rief die Prinzessin ungeduldig, „ich bleibe dabei, ich will den Becher der Freiheit, den eine glückliche Fügung in meine Hand gegeben, bis auf die Neige leeren! Wollen Sie mich hindern," rief sie mit blitzenden Augen, „gut denn, Sie haben das Mittel dazu in Händen — erklären Sie aller Welt, daß ich nicht Ihre Tochter, sondern die Prinzessin von Helmenstein-Hohenburg bin. Von diesem Augenblick, mein Herr Oberhofmarschall," fügte sie mit tiefer zeremonieller Verbeugung hinzu, „werde ich mich allen Ihren Anordnungen in den Fragen der Etikette unterwerfen!"

Graf Waldheim faltete die Hände über der Brust, sein aufwärts gerichteter Blick schien einen rettenden Engel oder einen rächenden Blitzstrahl des Himmels zu suchen, und während die Prinzessin laut und fröhlich lachte, zog er sich zurück, um über das Verhängnis nachzudenken, das ihn nach seiner Ueberzeugung zum unglücklichsten aller Hofmarschälle gemacht hatte.

Am nächsten Morgen versammelte sich die ganze an dem Ausflug beteiligte Gesellschaft früher als sonst auf der Promenade.

Der Doktor erließ einen Teil der vorgeschriebenen Zahl von Brunnenbechern, und der Badekommissär ließ einige große, mit kräftigen Pferden bespannte Leiterwagen heranfahren, auf welchen man Strohsitze angebracht und mit wollenen Decken belegt hatte, da es für die zahlreiche Gesellschaft an anderen Fuhrwerken im Orte mangelte.

Die Prinzessin begrüßte diese Fahrzeuge mit fröhlichem Händeklatschen.

„Ich hoffe," sagte Herr von Stolten, zum Grafen Waldheim und dem Baron Artenburg herantretend, „daß die Herrschaften diese primitiven Vorkehrungen entschuldigen werden — es war eben nicht anders möglich, und da die Partie einmal beschlossen war, so mußte ich mich wohl mit meinen Einrichtungen den Verhältnissen anpassen."

Graf Waldheim neigte schweigend mit einem verzweifelten Blick auf die Prinzessin den Kopf; Baron Artenburg aber rief: „Vortrefflich, Herr von Stolten, ganz vortrefflich! Nicht wahr, Herr von Pergen, unser verehrter Badekommissär hat sich selbst übertroffen?"

„Gewiß — gewiß," erwiderte Herr von Pergen.

Ganz glücklich bot der geschäftige Badekommissär Margot zunächst seine Hand, um ihr bei dem etwas beschwerlichen Aufsteigen behülflich zu sein.

Bald hatte die ganze Gesellschaft Platz genommen.

Graf Waldheim sah voll Verzweiflung, daß die Prinzessin in einem Wagen gemeinschaftlich mit vielen Personen saß, deren Namen er kaum kannte, und er dachte schaudernd an die Möglichkeit, daß irgend ein Bekannter dem Zuge begegnen und ihm, das Muster eines Hofmarschalls, in einem solchen aller Etikette Hohn sprechenden Aufzug erkennen möchte.

Doch war ja eine solche Möglichkeit kaum vorauszusetzen, und so ergab er sich denn, erschöpft durch die Kämpfe der letzten Tage, in einer ruhigen, fast gleichgiltigen Resignation seinem Schicksal.

In dieser Ruhe wurde er denn auch empfänglicher für die wunderbare Schönheit der Natur und für die laute und herzliche Fröhlichkeit, welche auf den verschiedenen Wagen in der vom Zufall zusammengeworfenen Gesellschaft herrschte.

Der Weg führte sanft aufsteigend in die Berge hinein, wunderbar schöne Waldungen schlossen ihn auf beiden Seiten ein — bald führte er an hohen Felswänden und rauschenden Sturzbächen vorüber und bald wieder öffnete sich ein Durchblick in die sonnige Ebene, den die frische Waldeskühle, in der man fuhr, um so reizender erscheinen ließ.

Zuerst hörte Graf Waldheim mit immer weniger finsterer Miene den heiteren Gesprächen zu, welche Baron Artenburg in geistvoll anregender Weise zu beleben wußte, dann begann er hie und da ein Wort dazu zu geben, und endlich war der auf dem Parket der Hofsalons ergraute Hofmann so fortgerissen von dem frischen Atem der Natur und der natürlichen menschlichen Fröhlichkeit, daß er in der lebhaften Unterhaltung mit dem Baron Artenburg wetteiferte und die ganze Gesellschaft auf seinem Wagen oft zu lauter Fröhlichkeit hinriß.

Der Prinz war weniger scheu und befangen als sonst, seine Augen leuchteten beim Anblick zu der schönen Natur und senkten sich dann mit noch wärmerer, tieferer Glut zu Margot herab, welche neben ihm saß. Auch sie erschien unter dem Einfluß der morgenfrischen Natur heiterer als sonst und lachte zuweilen mit heller Stimme über die hin und her geworfenen Bemerkungen.

Die Prinzessin schien umgekehrt ernster, als es sonst ihre Art war; sie saß still in Gedanken verloren da, nahm selten an der Unterhaltung teil und nur zuweilen streifte ihr Blick den Baron Artenburg mit einem eigentümlich fragenden Ausdruck, aus dem dann schnell wieder ein fast drohender Blitz hervorschoß. So kam man in Eichenthal an. Inmitten einer prachtvollen Waldung uralter Eichen lag ein kleines, außerordentlich sauberes Försterhaus, von wildem Wein umrankt. Einfache Tische und Bänke waren auf dem mit weißem Kiessand bestreuten Hof aufgeschlagen; in der Nähe befanden sich, von einem silberklaren Waldbach durchflossen, regelrecht angelegte Forellenteiche, in denen die kostbaren Fische nach den verschiedenen Größen gehalten wurden.

Herr von Stolten entwickelte eine eifrige Thätigkeit für die Herstellung des Diners, er brachte unter den Strohsitzen der Wagen mehrere Körbe mit vortrefflichem Wein hervor, welche von der Gesellschaft jubelnd begrüßt wurden.

Der Förster war noch in der Nacht benachrichtigt worden, er hatte zwei Rehböcke in Bereitschaft, welche durch einige junge Hühner und frisches Gemüse ergänzt wurden. Den Hauptreiz des Diners bildeten aber die Forellen, die unmittelbar aus den Baissins gefangen wurden, um dann in ihrer vollen Frische auf der Tafel zu erscheinen.

Die Damen beteiligten sich scherzend und lachend an der Ausschmückung der ländlichen Tafel. Graf Waldheim war entzückt über die Vorzüglichkeit des einfachen Menu und schien in der herrlichen Natur und unter der fröhlichen Gesellschaft für einige Stunden seine peinlichen Sorgen vergessen zu wollen.

Bald war die Tafel hergerichtet, mit frischen Feldblumen geschmückt, und die seit dem frühen Morgen schon vorbereiteten Erzeugnisse der ländlichen Küche wurden aufgetragen, nachdem auch der Inhalt der Körbe des Herrn von Stolten aufgestellt worden.

Graf Waldheim saß zwischen dem Doktor und dem Badekommissär; ihm gegenüber hatten seine Damen und die Herren von Pergen und Artenburg Platz genommen; die übrige Gesellschaft gruppirte sich zu beiden Enden der Tafel.

Der Hofmarschall fand vor seinem Couvert einen ganz vortrefflichen Bordeaux und einen duftenden Hochheimer vom edelsten Gewächs, was seine Laune immer mehr verbesserte. Der edle Rebensaft schien die Eigenschaft des Lethewassers zu besitzen. Der Graf vergaß all seine Bekümmernis und unterhielt sich immer lebhafter mit seinen Nachbarn, erzählte Anekdoten aus dem Hofleben, die hier in dieser Gesellschaft den Reiz der Neuheit hatten und allgemeinste Heiterkeit hervorriefen, trank endlich mit hochgeröteten Wangen, blitzenden Augen und etwas schwerer Zunge auf das schöne Bergenau und dessen liebenswürdige Gesellschaft, was allgemeinen Jubel hervorrief und Veranlassung wurde, daß Herr von Stolten den Grafen Waldheim und dessen Damen leben ließ, wobei er sich mit dem ausdrucksvollsten diplomatischen Lächeln besonders tief gegen Herrn von Pergen und die Gräfin Margot verneigte.

Die beiden Paare, welche hier durch die wundersame Verkettung der Verhältnisse zu stetem Verkehr mit einander vereinigt waren, hielten sich in eifrigem Gespräch.

Herr von Pergen hatte seine Befangenheit fast ganz abgelegt und schien sich vollkommen wohl in der Rolle zu fühlen, die er spielte.

Margot sprach unbefangen mit ihm und lächelte häufig ganz glücklich bei seinen Worten, als ob sie ihre eigenen Gedanken und Gefühle von seinen Lippen vernommen hätte.

Auch Baron Artenburg sprach eifrig mit der Prinzessin, obwohl er die Unterhaltung der übrigen Gesellschaft nicht ganz unbeachtet ließ und zuweilen ein zündendes Bonmot über die Tafel warf. Die Prinzessin nickte ihm oftmals beifällig zu, dann aber warf sie zuweilen wieder den Kopf auf, sah ihn hochmütig an und schien ihm halblaut ein schneidendes, fast verletzendes Wort zu sagen, so daß er erstaunt und betroffen einen Augenblick keine Antwort hatte.

Als endlich die Tafel aufgehoben wurde, befand sich die ganze Gesellschaft in ungemein fröhlicher und angeregter Stimmung; man beschloß einen Spaziergang in den von sauberen Wegen durchzogenen Eichenhain.

Fröhlich plaudernd verteilte man sich in verschiedene Gruppen, und Graf Waldheim nahm den Arm des Herrn von Stolten, indem er ihm eine Cigarre aus seinem Etui anbot, von der er ihm versicherte, daß sie dasselbe Blatt sei, das auch Seine hochfürstliche Durchlaucht, sein allergnädigster Herr, rauche.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Alt-Heidelberg
und seinem Studentenleben.

Eine Skizze
von
Ernst Echtstein.

Er stand im zweiten Semester. Aus den übermütigen Glutaugen flammte die Lust am Leben im allgemeinen und am Corpsleben im besonderen. All die Träume, die er als hoffnungsfreudiger musensohn im Elternhause geträumt hatte, waren glorreich in Erfüllung gegangen.

Vor allem: welch ein bestrickender Liebreiz lag in dem Vollgenusse der akademischen Freiheit!

Früher der Sklave eines starren geschriebenen Gesetzes, durfte er seit dem Bezuge der Universität mit sich umspringen wie ein Gott. Er besuchte die drei oder vier Vorlesungen, die er belegt hatte, wann es ihm just behagte, — das heißt etwa einmal im Monat. Der berühmte Gelehrte indes, der seinen Sperch jedesmal mit einem achtungsvoll nuancierten „Meine Herren!“ begann, glich absolut nicht dem Herrn Ordinarius, der seine Schüler mit einer communitätswidrigen Strenge behandelte, jede Schwänzung, ja selbst das bloße Zuspätkommen wie eine Missethat brandmarkte und dreist genug war, Aufmerksamkeit und häuslichen Fleiß zu beanspruchen.

Süße akademische Freiheit!

Während er sonst entsetzlich früh aus den Federn mußte, schlief er jetzt in den Tag hinein, daß es recht eine Lust war. Wenn er zum drittenmale gegähnt hatte, brachte ihm Klara, das reizende Hausmädchen seiner Philense, die Schokolade ans Bett und sagte mit ihrer lerchenfröhlichen Stimme:

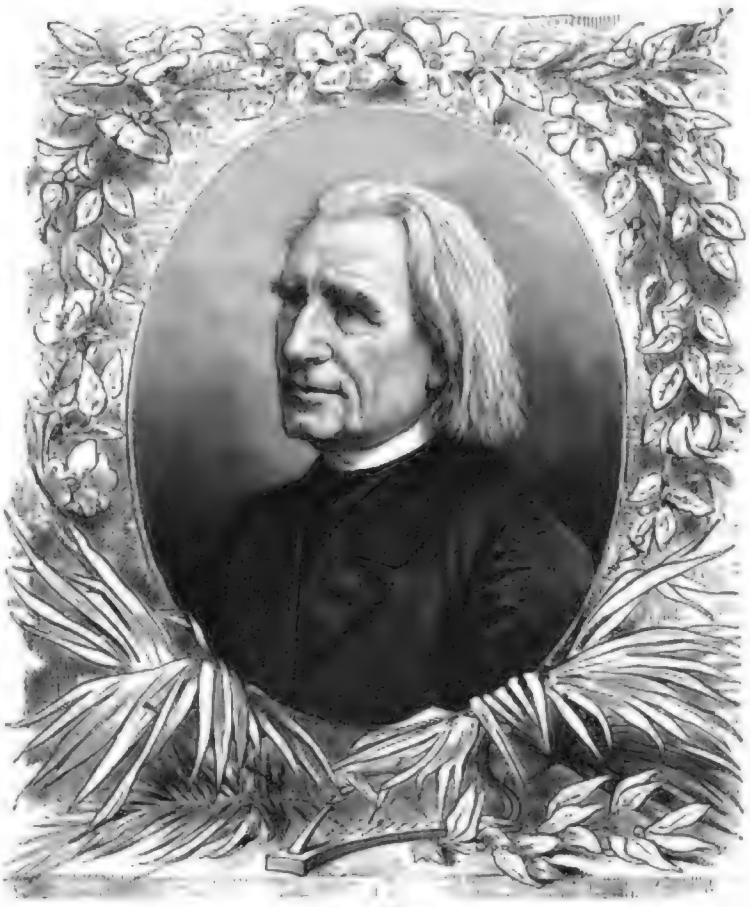
„Guten Morgen, Herr von Paulitzky! Nun wird's aber Zeit! Punkt halb zwölf ist doch die große Mensur!“

Ach, diese herrlichen, funkensprühenden Paukereien, bei denen es Schmisse und Blutige gab bis ins unendliche, bei denen es Abfuhren hagelte, so klassisch und phänomenal, daß Vater Homeros für seine Iliade hier die Modelle gefunden hätte! Wem mußte bei diesem prächtigen Ritterspiel das Herz nicht vor Wonne schwellen?

Und das schäumende Bier, dieser studentische Nektar, der nun in Strömen floß, während er früher dem jammervollen Primaner kaum die Lippen genetzt hatte! Welch lodernde Poesie! Welche Fülle des Daseins! Die Frühschoppen, die göttlichen Abendkneipen, die Kunstgesänge, die Spritztouren, die Fahrten in vollem Wichs, die majestätischen Fackelzüge mit dem dröhnenden „Gaudeamus“, die blühenden Kellnerinnen und, last not least, die reizenden Professorentöchter — war das nicht alles in allem das Herrlichste, was sich ein deutscher Jüngling ersehnen mochte?

Siehe, dies alles hatte unser Paulitzky genossen! Eins nur war ihm bis zur Stunde versagt geblieben: die Ehre des Karzers!

Der Herr Philister, der da niemals die Luft einer deutschen Universität geatmet hat, wird hier bedenklich die Achseln zucken. Aber es ist so! Kurt von Paulitzky sehnte sich nach der Ehre des Karzers. Was ist ein deutscher Corpsstudent ohne



Franz Liszt.

Heidelberg im Jahre 1620.

Digitized by Google

Karzer? Das nämliche, was ein Veteran ohne Brustnarben! Auf dem Karzer muß man rite geschwelgt haben, sonst fehlt dem ganzen akademischen Wonnetrank das geistige Fluidum. Daß die Karzerei außerordentlich lustig, ja berauschend sei, wußte der junge Mann aus dem Kommersbuch. — Zudem hatte er wahrgenommen, wie kaltblütig die Herren Chargirten mit der Verteilung der Sitzrollen bei Gelegenheit umsprangen. Da hatte sich ein altes bemoostes Haupt zum soundsovielten male gebückt, daß nur die Haare so sagen. Wurde er abgefaßt, so stand ihm die Relegation bevor. Aber nicht umsonst lautet der Wahlspruch des deutschen Studententums: „Einer für alle, alle für einen!“ Dem schuldigen Burschen wurde ein gänzlich unbeteiligter Fuchs substituirt, und wie Mucius Scävola die Hand in die Flammen hielt, ohne mit der Wimper zu zucken, so befliß dieser unbeteiligte Fuchs die Räume des Karzers, verharrte dort vierzehn Tage und machte immer das unfidelste Gesicht, sobald die Kommilitonen ihn mit »io ha!« oder einem ähnlichen Zuruf ans Gitterfenster citirten. Es mußte also einen magischen Reiz haben, zur Ehre seines geliebten Corps eine längere Haft zu verbüßen, — und diesen Reiz wünschte Paulizky kennen zu lernen.

Da traf sich's endlich, daß sein geheimer Wunsch in Erfüllung ging, und zwar betrug die Dauer der Inhaftirung wegen Verkündung eines besonderen Talentes zum Nachtskandal volle vier Wochen.

Mutig, freudestrahlend, wie einer, den eben der Ordensmeister zum Ritter geschlagen, trat der Verurteilte in die Zelle.

Das Mittagsmahl schmeckte ihm ausgezeichnet. Das blaue Gewölk der Havanna hatte ihm nie so ambrosisch geduftet wie heute; der Kaffee war delikat. Im edlem Siegerstolze sammte er ein frisches: „Lustig ist die Karzerei!“ Dann las er in einem abgegriffenen Buche, das seltsame Abenteuer und Liebesgeschichten enthielt, die fast noch über die wundersamen Erlebnisse des zweiten Chargirten hinausgingen. Zum Abend: kalte Küche mit Sekt. Er ließ seine goldlockige Flamme in der Hauptstraße leben, die kleine Hutmacherstochter, in die er jedesmal, wenn er vorbeikam, sterblich verliebt war. Dann schnitt er den Namen der Holdseligen, deren Bild ihn hier heimsuchte, fast centimetertief in die Tischplatte. Ein letzter Schluck... Vivat!... Freudepochenden Herzens ging er zu Bette.

So verstrichen ihm fünf, sechs, acht Tage. Dreimal schon hatte er das ganze Kommersbuch durchlernt; alle Wandinschriften konnte er auswendig. Das Mittagessen war höchst opulent: Seefisch, Metzer Poularde, Straßburger Gänseleberpastete... Nun ward es Abend. Wie so oft seit seinem Einzug in dies schlichte Asyl wollte er, seiner Corpswürde eingedenk, das Lied von der lustigen Karzerei anstimmen, aber diesmal blieb es ihm in der Kehle stecken. Er setzte sich auf die Pritsche und stützte den Kopf nachdenklich in die Hände.

„Noch zwanzig Tage!“ seufzte er schwermutsvoll. So lustig, wie der Dichter sie ausmalte, war die Karzerei bei Licht betrachtet, denn doch nicht. Jetzt, da die Spätlonne um die Giebel der Stadt flirrte, vergnügten sich seine fröhlichen Kommilitonen vielleicht in dem Schloßgarten und genossen jene romantische Fernsicht, die, in bläulichem Dufte verschwimmend, vor ihnen lag, wie das Bild ihrer Zukunft.

O Karzer! Zum erstenmale fiel dem jungen Gefangenen das Wort des ehrlichen Meisters Eckhard ein, das er als Titeldictum des „Neuen Tannhäusers“ kannte: „Die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit Bitterkeit.“

Noch zwanzig Tage! Das war ja entsetzlich! Das war ja rein „um die Haare sich auszuraufen und an den Wänden hinauf zu laufen!“ Er malte sich aus, was diese zwanzig Tage bedeuteten, wie er sich stündlich öder und erbärmlicher fühlen würde in dieser Zelle, wie er vor Langeweile, vor Sehnsucht, vor Ingrimm vergehen müßte, — und sein jugendglühendes Herz schlug zum Zerspringen. — Da, inmitten dieser trostlosen Stimmung, tauchte ihm eine wunderbare Idee auf, ein Gedanke, der ihm bis dahin ferne gelegen, wie dem Athleten die Liebe.

Das Universitätsgebäude.

Der Otto-Heinrichsbau und der achteckige Turm, vom Schloßhof aus gesehen.

„Wie wäre es“, sagte er zu sich selbst, „wenn ich die zwanzig Tage hindurch einmal tüchtig arbeitete?“

Gesagt, gethan. Am folgenden Morgen prangten statt der interessanten Memoiren das Corpus juris, Bangerows und einige andere lehrhafte Opuscula auf dem Karzertische, und mit eisernem Fleiße machte sich der liebenswürdige Flatterkopf an die Arbeit.

Im Anfang schmeckte sie bitter. Dann aber, wie er allmälich einsah, daß in diesen ehrbaren Schriften doch nicht so unbedingt das alberne Zeug stand, das er vorausgesetzt hatte, rachte ihn das Interesse, — und wie er nun am zwanzigsten Tage herunterkam, da stand es ihm fest: auch als Corpsbursche könne man ein paar Stunden des Tags dem untergeordneten Nebenberuf widmen, den man zu absolviren pflegt, wenn man nach Heidelberg reist: dem Studium.

Infolge dieser schlauen Entdeckung hat denn unser prächtiger Kommilitone, ohne an Schneidigkeit irgend einem seiner Corpsbrüder nachzustehen, ganz auf natürlichem Weg sein Examen gemacht — Numero eins cum laude — während die egalitäreren Schwänzer, die vier Semester lang keinen Hörsaal besuchen, sich das Schlußjahr durch krampfhafte Einpaukerei und überhastetes Nachholen pure zur Hölle machen.

Junger Leser im akademischen Flügelkleide: de te fabula dicitur!

Im Karzer „Sansouci“.

Notiz-Blätter.

Literatur.

— **Ernst Eckstein kann, wenn er in die Tiefe gehen will,** sehr wohl auch Bedeutendes gestalten, dazu braucht dieser in allen Sätteln gerechte Autor nicht in die antike Kultur sich zu flüchten; dies führen uns zwei neuerdings wieder erschienene Novellensammlungen Ecksteins (Leipzig, Karl Reißner) mit großer Beweiskraft vor Augen. In „Donna Lucrezia" — die erste Novelle hat dem Buche, das vier solche enthält, den Namen gegeben — ist vor allem die Erzählung „Gustave" von tiefer Wirkung und trotz der Ruhe des Vortrags von erschütternder Gewalt des Eindrucks. Die Entführung dieses seltsamen, edlen und doch dabei nach den Satzungen der Gesellschaft sündigen Weibes, ihre Entwicklung in dem Verkehr mit ihrem Freunde sind durchaus lebenswahr und fein dargestellt. Die Wandlungen im Seelenleben dieser in der Liebe herrlichen Natur, das Verfliegen der Leidenschaft ihres Edwin, der vernünftig wird, die Vorzeichen des Bruches und die Katastrophe sind mit vollendeter Kunst geschildert, das Ganze ein Lebensbild ersten Ranges aus der neuesten Zeit unserer Gesellschaft. Voll Stimmung und sehr energisch und geistvoll in der Darstellung ist „Sturmnacht", indes „Donna Lucretia" und „Maria la Brocca" elegant und fast in notwen Stile des alten Novellisten kühne Probleme behandeln. Mehr dem Intriguenstück nähert sich die große, einen Band füllende Novelle „Violanta". Hier ist die Komposition künstlicher als bei den vorher erwähnten. Es ist italienisches Gesellschafts- und politisches Leben in die Fabel hineingewebt und die Charaktere sind vortrefflich kontrastiert. Die schwärmerische, soldatenartige Violanta steht der leidenschaftlichen, herben, entsagenden Giulia gegenüber und der glühende Dimilione, eine echt italienische Gestalt aus den unteren Volksklassen, dem jungen Mario mit seiner phantastischen Verliebtheit; aus allem hervor hebt sich aber die markige, männliche Gestalt des Grafen, des Gemahls der Heldin, die dem Buche den Namen gegeben. Flüssige Sprache, lichtvolle Klarheit, zielbewußte Behandlung der Stoffe, so daß der Leser mit dem Gefühl angenehmer Sicherheit sich der Führung des Autors überläßt, das sind Dinge, die man bei Eckstein kaum noch zu erwähnen braucht.

— **Auf dem Gebiete der Lebensgeschichten und Lebensskizzen** hervorragender literarischer Persönlichkeiten hat die jüngste Zeit wieder eine ansehnliche Reihe bemerkenswerter Werke zu Tage gefördert. Nennen wir, um mit demjenigen Werke zu beginnen, das einen in der biographischen Literatur noch ziemlich jungfräulichen Boden betritt, in erster Linie die „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten" von K. Th. Gaedertz (Berlin, Wilh. Friedrich Rachl), ein Buch, das uns den liebenswürdigen Dichter in seiner anziehenden Persönlichkeit plastisch vor Augen stellt und in sein reiches Seelenleben uns neue, tiefe Einblicke erschließt. — Düsterer, aber nicht minder interessant erscheint das Bild, das uns aus den in zweiter, vermehrter Auflage erschienenen Beiträgen „Zur Biographie Nikolaus Lenaus" von L. A. Frankl (Wien, Hartleben) vor Augen tritt. Der tief empfindende Poet, dessen glänzender Geist in der Nacht des Wahnsinns untergehen mußte, erfährt hier durch die Hand eines als Mediziner, Kritiker und Dichter gleich anerkannten Mannes, der aus eigener, persönlicher Erinnerung schöpfen konnte, eine nach allen Seiten hin überzeugende Darstellung. — Eine neue Biographie des „ungezogenen Lieblings der Grazien" veröffentlichte Robert Proelß unter dem Titel: „Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften, nach den neuesten Quellen dargestellt" (Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung). Was dieses Werk auszeichnet, ist neben der Gewissenhaftigkeit der politischen Darstellung die ruhige Objektivität des Urteils, das auch da, wo es absprechend lauten muß, mit edler Milde austeilt und sich nie aus Vorliebe für den Helden der Darstellung zu Ungerechtigkeiten gegen diejenigen verleiten läßt, die mit ihm in Konflikt gerieten. — Auch ein Franzose, Louis Ducros, behandelt gleichzeitig denselben Gegenstand in «Henri Heine et son temps» (Paris, Firmin-Didot & Comp.). Seltsamerweise aber beschäftigt er sich nur mit der Jugend des Dichters und bricht ungefähr da ab, wo Heine durch seine Uebersiedlung nach Paris dem Franzosen, wie man glauben sollte, erst recht naheliegenden Stoff liefern konnte. Um so dankenswerter ist die Unparteilichkeit, mit welcher nun Ducros deutsche Verhältnisse beurteilt und dem deutschen Gemüt volle Rechnung trägt. Aus dem Mund eines Franzosen die Anerkennung dessen zu vernehmen, was wir als ein besonderes nationales Eigentum erachten und schätzen, hat sein ganz eigenes Interesse. — Auch jenem andern Kämpfer mit dem schneidig geschliffenen und scharf zugespitzten Wort, der ebenfalls als deutscher Emigrant in Paris sein geistig bewegtes Leben schloß, ist unter dem Titel: „Ludwig Börne, eine biographisch-literarische Studie" von Konrad Alberti (Leipzig, Otto Wigand), ein neues lebensgeschichtliches Denkmal gesetzt worden, das auf Grund umfassender und eingehender Quellenstudien den kleinen Löb Baruch, der sich allgemach in den großen Börne verwandelt, in allen Phasen dieser doch interessanten Entwicklung mit ruhiger Klarheit beleuchtet. — Wie in diesem Falle der hundertjährige Geburtstag, so lieferte der hundertjährige Todestag die Veranlassung zu einem ähnlichen Werke („Moses Mendelssohn und seine Familie" von Dr. Adolph Kohut, Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag). Wie schon der Titel besagt, geht das Buch über die mit Wärme geschriebene Biographie seines Haupthelden, der namentlich auch in seinen Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen, wie Lessing, Friedrich dem Großen rc., eingehend geschildert ist, weit hinaus, indem es in knappen Rahmen gedrängte Charakterbilder der Söhne, Töchter und Enkel des „Humanitätsapostels" anfügt, unter welch letzteren ein Felix Mendelssohn-Bartholdy und Philipp Veit besonders hervorleuchten. — Endlich seien für heute noch zwei interessante biographisch-kritische Studien über englische Schriftsteller aus der Feder Ernst von Wolzogens erwähnt. Sie behandeln George Eliot und Wilkie Collins (Leipzig, Unflad). Das Unternehmen, den letztgenannten „Sensationsromancier", den auserlesenen „Charakterbildern aus der Weltliteratur des 19. Jahrhunderts", deren fünften und sechsten Band die beiden erwähnten Schriften bilden, einzureihen, rechtfertigt Wolzogen in treffender Weise. „Die Ansicht," schreibt er, „daß die unterhaltendste Lektüre gewiß eine nicht kritisch ernst zu nehmende sei, steckt dem gebildeten Deutschen im Blut, und von der Schule her schleppt er die Vorstellung in seine späteren Jahre hinüber, daß zur höheren Literatur eine gewisse Langweile absolut gehöre." Diesem pedantischen Vorurteil gegenüber gelangt Wolzogen zu dem Schlusse, daß Wilkie Collins, indem er dem Sensationsroman zu künstlerischer Würde verholfen und das Höchste in der Gattung geleistet, einen Ehrenplatz in der englischen Literatur verdient habe. Die Belege, die seine sorgsame Arbeit für diese Anschauung erbringt, sind trefflich gewählt. Hier wie bei der Charakteristik der unter dem Namen George Eliot berühmt gewordenen Frau entwickelt Wolzogen eine große Gewandtheit darin, die Romane der von ihm besprochenen Autoren ebenso knapp als anschaulich zu rekapitulieren unter Einstreuung einzelner Auszüge in guter Uebersetzung, an denen er die Eigentümlichkeiten ihres Verfahrens nachweist. Durch dieses Verfahren erzielt er selbst, was er indirekt an Wilkie Collins rühmt: er belehrt seine Leser, indem er sie auf anmutendste Weise unterhält.

— **Das Heidelberger Jubiläum hat bereits eine ganze** Literatur heraufbeschworen. Georg Weber, der bekannte Verfasser der großen allgemeinen Weltgeschichte, gibt in seinen „Heidelberger Erinnerungen" (Stuttgart, J. G. Cotta) eine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg von ihrer Entstehung an, bis auf unsere Tage. Interessant ist besonders das vierte Kapitel: „Heidelberg und die Universität in den vierziger und fünfziger Jahren", in welchem der Verfasser aus eigener Anschauung und Erinnerung über die bedeutendsten Persönlichkeiten berichtet, welche zu jener Zeit am Institute thätig waren. — Einen fesselnden Einblick in das Getriebe an den Universitäten zu Anfang dieses Jahrhunderts gewährt, von hübschen Illustrationen unterstützt, das „Heidelberger Studentenleben" nach Briefen und Akten dargestellt von Dr. Fr. Henk (Heidelberg, Karl Winter), während „Die Heidelberger Universitätsjubiläen der früheren Jahrhunderte" von R. Rupertoholdus (Heidelberg, Karl Winter) einen lehrreichen Vergleich zwischen den früheren und den jetzigen Festlichkeiten vermitteln. — In einem hübsch ausgestatteten Bande von 146 Seiten, „Heidelberg gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten", herausgegeben von Albert Mays (Heidelberg, Bangel & Schmitt), sind alle Gedichte und Bemerkungen zusammengestellt, welche die Größen unserer und der englischen Literatur Heidelberg gewidmet haben. Erklärungen und Anmerkungen dienen zur Orientirung und erleichtern das Verständnis.

— **Eine Biographie des Papstes Leo XIII., welche von Monsignor** O'Reilly, im amerikanischen Kollegium in Rom, verfaßt worden ist, soll binnen kurzem in New-York herausgegeben werden. Das Werk wird zwei große Oktavbände füllen.

— **Gustav Freytag soll eine Gesamtausgabe seiner Werke** vorbereiten und in einer größeren Einleitung die Summe seiner Existenz ziehen. In kurzem Rückblick sollen die Freunde des Dichters, die bedeutendsten seiner Zeitgenossen rc. gewürdigt werden.

Bildende Künste.

— **Professor Eberleins „Dornauszieher" in der gegenwärtigen** Jubiläumsausstellung in Berlin ist von der Direktion der k. Nationalgalerie käuflich erworben worden. Für das Gipsmodell dieses Kunstwerks, das vor einigen Jahren in der Berliner Kunstausstellung auftauchte, war dem Künstler bereits die kleine goldene Medaille zuerkannt worden.

— **Um für die russischen Kunstpensionäre in Rom eine** eigene Akademie zu schaffen, läßt die betreffende Behörde ein Haus in der prächtigen Gegend hinter der Porta Pia aufführen, das im Herbst 1887 vollendet sein soll.

Musik.

— **Das Sängerfest der deutschen Musikvereine Nordamerikas,** welches vom 21.—25. Juli in Milwaukee stattfand, wurde unter außerordentlichem Zusammenströmen von Mitwirkenden und von Publikum aus allen Teilen Nordamerikas abgehalten und hat einen großartigen finanziellen wie künstlerischen Erfolg gehabt.

Bühne.

— **Im nächsten Jahre wird es ein Säkulum, daß die erste** Aufführung der von Mozart in Prag vollendeten Oper „Don Juan" in Prag stattgefunden hat. Direktor Angelo Neumann beabsichtigt, eine Jubelfeier des Don Juan, verbunden mit einem großartigen Mozartfest, zu welchem fremdländische Musikcelebritäten Einladungen erhalten werden, zu veranstalten. Ein poetisches Festspiel, welches die Schaffung des Don Juan zum Gegenstande hat, soll der Aufführung vorangehen.

— **Das Stadttheater in Leipzig wird in der nächsten Saison** zwei neue Opern: „Ramiro" von C. Lindner und „Otto der Schütz" von Viktor E. Neßler zur Aufführung bringen.

— **Henri Meilhac arbeitet an einer vieraktigen Komödie,** welche er anfangs September den Schauspielern des Palais Royal-theaters vorzulesen gedenkt.

— **In Paris hat sich unter Führung des Herzogs Carlo** Carafa di Noia eine italienische Schauspielgesellschaft gebildet, deren künstlerische Leitung dem Signor Rikari, Bruder der berühmten Tragödin, übertragen worden ist. Die ersten Vorstellungen sollen guten Erfolg gehabt haben.

— **Antonio Giuri hat ein großes Ballet: „Henreka oder** Kapital und Arbeit" vollendet, welches „Excelsior" an Pracht noch übertreffen soll.

Kultur und Wissenschaft.

— **Papst Leo XIII. hat den Palast Mignanelli in Rom für** den ansehnlichen Preis von 1,200,000 Franken erworben und beabsichtigt, daselbst eine Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung einzurichten, für die er 500,000 Franken aufzuwenden entschlossen ist. In dieser Anstalt soll mit Eifer und Ausdauer die Herausgabe religiöser Werke betrieben werden.

— **Die Akademie der Wissenschaften in München schreibt** einen Savignypreis zu 1200 Mark aus für Nachweisung und Darstellung des Anteils, den die leges, plebiscita und senatus consulta der vorklassischen und klassischen Zeit an der Gestaltung des römischen Privatrechtes hatten, sowie der Gründe, aus welchen, und der Art, in welcher sie in dieselbe eingegriffen haben, im Gegensatze zu dem Anteile, den die Jurisprudenz an der Rechtsbildung hatte.

— **Zur Feststellung der Strömungen des atlantischen** Meeres hat der Erbprinz von Monaco unter Mitwirkung des Professors Pouchet auf seiner Goelette „Hirondelle" eine neue Reihe von Versuchen begonnen. An Bord des Schiffes befanden sich 300 Flaschen, die in versiegelten Röhren Fragelisten enthalten, welche von den Findern ausgefüllt werden sollen. Die Flaschen werden auf 30° westlicher Länge, zwischen den Breiten des Kap Finisterre und Südenglands ins Meer geworfen. Zugleich sollen auf der Hin- und Rückfahrt der Hirondelle im Golf von Gascogne und am Eingang des Kanals unter der Leitung von J. de Guerne sowohl auf der Oberfläche als in den Tiefen des Meeres zoologische Forschungen angestellt werden, zu welchem Zwecke das Schiff mit Senkleinen, Sonden und verschiedenartigen Thermometern ausgerüstet ist.

— **Das Institut für deutsche Wissenschaften in Tokio (Japan)** erfreut sich eines vortrefflichen Gedeihens. Die Anstalt zählt 200 Schüler aus allen Teilen des Landes. In den untersten der elf Semesterklassen unterrichten japanische Lehrer die Schüler so weit, daß sie einen deutschen Vortrag verstehen; dann setzt erst der eigentliche deutsche Unterricht ein. Von deutschen Gelehrten sind bis jetzt angestellt Dr. Hering (für Geschichte, deutsche Literatur und Philosophie), Dr. Michaelis (für Nationalökonomie) und Pfarrer Spinner.

Erfindungen.

— **Eine Stiefelwichsmaschine ist das neueste auf dem Gebiete** der Erfindungen. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einem Fußgestell, einem darauf befestigten kleinen Schwungrad mit Handgriff und einem Paar übereinanderliegender, cylinderförmiger Bürsten, welche sehr rasche Umdrehungen machen und nach Bedürfnis gewechselt werden.

— **Der englischen Polizei soll ein neu erfundenes Verfahren** unterbreitet sein, mittels des Hughesapparates Zeichnungen zu telegraphiren, so daß die Photographien von Verbrechern in den Hauptstationen erkenntlich allen Polizeicentralanstalten Europas unverweilt mitgeteilt werden können.

Industrie und Verkehr.

— **Anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der** Königin Viktoria soll im nächsten Jahre in Manchester eine Ausstellung veranstaltet werden.

— **Die augenblicklich in Ludwigsburg in den Räumen der** Turnhalle und ihrer mit freundlichen Gartenanlagen geschmückten Umgebung stattfindende Ausstellung von Gewerbserzeugnissen aus dem Königreich Württemberg liefert aufs neue einen erfreulichen Beweis von dem günstigen Einfluß der Fortbildungsschulen und des mit diesen verbundenen Zeichenunterrichts, der in Württemberg seit Jahren mit besonderer Sorgfalt durch tüchtige Kräfte gepflegt worden ist. Einen Glanzpunkt der Ausstellung bietet das auf eigens dafür erbauter Empore aufgestellte große Orgelwerk, das dem Ganzen mit der vor der gegenüberliegenden Galerie angebrachten Thurmuhr einen sehr hübschen Abschluß verleiht. Besonders reichhaltig ist die Abteilung der Möbelindustrie; eine stattliche Reihe von Firmen hat ganze Zimmereinrichtungen ausgestellt. Oefen, Küchengeräte und Kupferschmiedarbeiten zeichnen sich besonders aus. An vorzüglich gefertigten Dreharbeiten, Küfereiartikeln, Gerbereien und Sattlerarbeiten ist ebenfalls reiche Auswahl, desgleichen an kunstvollen, zum Teil äußerst sinnreich konstruirten Schreinerarbeiten und fein und geschmackvoll ausgeführten Erzeugnissen des Bauhandwerks. Rühmlichst vertreten sind auch die Messerschmiede, die Zeugzieher, Hufschmiede und Wagner, Dreher und Küfer. Hochelegante, stilvolle Arbeiten hat das Stickereigeschäft geliefert, nicht minder haben sich die Posamentiere und Pelzwarenfabrikanten hervorgethan. Die Ausstellung verdient den ungewöhnlich zahlreichen Besuch, der ihr zu Teil wird, in vollstem Maß und legt von der hohen Leistungsfähigkeit württembergischen Gewerbefleißes ein glänzendes Zeugnis ab.

— **Kein Produkt der Kultur unseres Jahrhunderts zeigt** so deutlich die Fortschritte der Menschheit als die Erfindungen, welche sich auf die Beleuchtung beziehen. Wieder ist ein neues Licht aufgegangen, welches auch der Hauswirtschaft zugänglich gemacht werden soll und um 50 Prozent sparsamer sich stellen wird als das gewöhnliche Gaslicht. Es ist das Gasglühlicht, erfunden von Auer in Wien, das noch weit intensiver und nicht so unsicher leuchten als das elektrische und dabei durchaus nicht blenden soll. Die Gasglühlampe, welche bereits von Berliner Professoren den Studirenden in ihrer unabsehbaren Bedeutung vorgeführt wurde, weil sie für medizinische und chirurgische Zwecke von großem Nutzen sein wird, besteht aus einem sogenannten Bunsenschen Brenner und einem schlauchförmigen Dochte, der zumeist aus Zirkon neben dem Erbium, dem wesentlichen Bestandteil des Gadolinits, verfertigt ist. Derselbe wird durch die Bunsenflamme zum Weißglühen gebracht. Ein Flitriumdocht, der für 2 Mark 50 Pfennig herzustellen ist, brennt nach den vom Erfinder angestellten Experimenten 2500 Stunden. Die Gasglühlampe läßt sich an jede Gasleitung anschrauben.

— **In einem Nachtzug der württembergischen Staatsbahn** wurde jüngst ein Beleuchtungsversuch mit elektrischem Glühlicht gemacht. Jeder Wagen war innen und außen mit je zwei Glühlampen von 3—5 Normalkerzenstärke versehen. Die dadurch hervorgerufene Helle reichte hin, daß man selbst auf dem hintersten Sitz ohne Anstrengung lesen konnte. Der Postwagen hatte vier Lampen in einer Gesamtstärke von 16 Normalkerzen. Betriebsmittel sind Accumulatoren. Einzelne Wagen können ohne Störung aus- und abgehängt werden.

— **Zur Richtschnur für Seeleute in dunklen Nächten beabsichtigt** Dänemark, im Belt leuchtende Bojen einzuführen. In Korsör soll auf dem Glacis der Seebatterie ein Gaswerk errichtet werden, welches den Brennstoff für die Bojen im Belt und den benachbarten Gewässern liefern soll.

— **Auf der Landenge von Korinth sind die Grabarbeiten** so weit vorgeschritten, daß bis Ende dieses Jahres drei Fünftel des Kanals hergestellt sein werden.

Gesundheitspflege.

— **Der durch seine Untersuchungen über die Cholera bekannte** Dr. Klein will soeben den Ursprung einer Krankheit, welcher 1/10 aller Sterbefälle in England zugeschrieben werden, des Scharlachfiebers, in einem Mikrob, dem sogenannten Mikrococcus, gefunden haben. Als vor einiger Zeit zu London in St. Johns Wood das Scharlachfieber wütete, ward dessen Verbreitung mit einer dortigen Milchfarm in Verbindung gebracht. Ein Kleinhändler, welcher von dort seine Milch bezog, sandte dieselbe argwöhnisch zurück; die Verwaltung schenkte sie den Armen, aber eine Woche später erwies sich das Geschenk auch bei diesen, die einem andern Bezirk angehörten, als ansteckend. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß diese Milch von vier neu angeschafften Kühen herrührte, deren Gegenwart in verschiedenen Ställen stets von Ausbrüchen des Scharlachfiebers begleitet war. Ihre Euter befanden sich in vereitertem Zustande, und beim Melken floß stets ein Teil des Eiters mit in den Eimer. Einimpfungen mit diesem Eiter verursachten bei Kälbern sofort ähnliche Zustände; bei der Züchtung desselben trat ein bestimmter Mikrococcus hervor, welcher besonders in der Milch gedieh und bei wiederholten Einimpfungen stets ein bösartiges Fieber zur Folge hatte. Die wissenschaftliche Leichenschau eines Kalbes, das diesem Fieber erlag, erwies dieselben pathologischen Veränderungen wie in den Leichen menschlicher Scharlachfieberkranken, und daraufhin hat denn Dr. Klein in einem amtlichen Berichte den Mikrococcus als den Uebelthäter bezeichnet.

— **Durch den Genuß von Spargeln, welche aus Weingeländen** stammten, die der Weinlaus wegen mit Schwefelkohlenstoff behandelt worden, sind nach französischen Blättern in der Nähe von Lunel eine größere Zahl Personen ernstlich erkrankt. Des großen Bodenertragnisses wegen ist es nämlich in Frankreich, besonders in der Umgebung von Paris und in der Nähe größerer Städte, Usus, zwischen die Weinstöcke Spargeln zu pflanzen. Da aber die für die chemischen Substanzen überhaupt sehr empfindlichen Spargeln den für die Gesundheit der Menschen schädlichen Schwefelkohlenstoff aufsaugen, so braucht nach einer andern Ursache der Erkrankungen nicht gesucht zu werden. Es ist ein Fall, der zur Vorsicht mahnt.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— **Gegen Mottenfraß empfahl der zu Beginn dieses Jahres** gestorbene Professor Landerer in Athen in einer seiner letzten Mitteilungen an unsern Korrespondenten das Schutzmittel, welches die orientalischen Damen des Serails anwenden. Sie legen ihre kostbaren persischen und türkischen Shawls oder Pelzkleider in Kasten aus Cedern- oder Cypressenholz. Wenn diese nicht vorhanden sind, streuen sie spanischen Pfeffer und Tabaksblätter ein. Auch persisches Insektenpulver ist erfahrungsgemäß zu empfehlen. Die Hauptsache bleibt, daß die Gegenstände erst von Schmutz und Staub gereinigt, tüchtig ausgeklopft und möglichst in Leinwand eingeschlagen werden.

Die Kisten oder Körbe mit dem geschützten Inhalt müssen luftdicht verschlossen werden und an einem finstern, trockenen Ort stehen. Die Chinesen und Japanesen schützen wertvolle Kleidungs- oder Pelzstücke gegen Ungeziefer durch Verschließen in Kästchen von Kampferholz, die auch bei uns in den Handlungen orientalischer Artikel zu haben sind, oder durch Einlegen solchen Holzes zwischen die Kleider.

— **Schwarze Spitzen und schwarze Schleier kann jede Hausfrau selbst waschen.** Man setzt Ochsengalle in lauwarmem Wasser auf, fügt etwas Seifenwurzel zu und läßt die Spitzen darin eine halbe Stunde weichen, dann schleudert man sie hin und her und drückt sie aus. Nachdem man das Wasser mit Auflösung der Gallseife erneuert hat, wiederholt man die Prozedur und spült dann mit Wasser, in welchem man Gummi arabicum oder Zucker auflöste, nach. Die zarten Stoffe werden zwischen den Händen geklopft und dann sorgfältig mit Nadeln ihrer Form nach aufgesteckt. Sind sie trocken, so überplättet man sie zwischen zwei feuchten Tüchern, von denen das untere wollen, das obere leinen sein muß.

— **In vielen Familien ist es gebräuchlich,** mit getrockneten Lavendelblüten oder mit anderem wohlriechendem Material gefüllte Leinwandsäckchen in den Kasten zwischen die Wäsche zu legen. Zu diesem Zwecke sind aber auch Rosensäckchen ganz besonders zu empfehlen, denn das Parfüm, welches diese dem Weißzeug mitteilen, ist angenehm lieblich. Die Herstellung derselben ist sehr einfach: man mischt etwa 125 Gramm im Schatten getrockneter, pulverisierter Rosenblätter 24 Gramm Sandelholzspäne, sowie 2 Gramm Rosenöl bei und füllt die Mischung nach Verlauf von 15 Minuten in die dazu bestimmten Leinwandbeutelchen.

— **Den größten Pfirsichgarten der Welt besitzt** nach verläßlichen Mitteilungen aus Amerika Parnell in Georgien. Das Grundstück umfaßt nicht weniger als 810 Hektar, auf welchem in Abständen von 4 Meter 150,000 Zwergpfirsichbäume stehen, von denen auf die dort beliebte Spielart „Parnell" 70,000 Bäume entfallen. Das Stück Land kostete 12,000 Dollars und die jährliche Einnahme beläuft sich jetzt auf mehr als 2/3 des Ankaufspreises. Der Besitzer sendete heuer während der Saison in einem Tage 900 Kistchen voll Pfirsiche nach New-York.

Militär und Marine.

— **In militärischen Kreisen gibt sich schon jetzt eine lebhafte** Bewegung für eine würdige Feier des vollendeten neunzigsten Lebensjahres des Kaisers am 22. März 1887 kund. Man erwartet, daß das Offizierskorps der gesamten deutschen Armee zu irgend einer gemeinsamen öffentlichen Kundgebung bei dieser seltenen Feier sich vereinigen und daß insbesondere die Gründung einer gemeinnützigen Stiftung das Andenken an diesen Tag auch den Nachkommen dauernd erhalten werde. Auch in den Kriegervereinen wird diese Angelegenheit schon vielfach besprochen.

— **Ein Amerikaner Namens Ruggles Timby, wohnhaft in** York, hat sich einen Panzerturm patentieren lassen, der für die Küstenverteidigung berechnet ist und sich schon durch die bedeutende Größe von den bisher konstruierten unterscheidet. Die Anlage besteht aus einem eisernen Wall, der sich um eine Mittelachse dreht, und einem innerhalb desselben liegenden, excentrisch angeordneten Panzerturm, der mit einer Kuppel abgeschlossen ist und sich mit dem Wall, sowie unabhängig von demselben, drehen läßt. Der Turm enthält eine größere Anzahl schwerer Geschütze, die auf mehrere Böden verteilt sind. Turm und Wall sind natürlich mit Schießscharten versehen. Oben in einer gepanzerten Kuppel sitzt der Offizier und guckt aus. Nähert sich nun zum Beispiel ein Schiff, so wird der Wall, der hierbei den Turm mitnimmt, mit Hilfe elektrischer Vorrichtungen vom Offizier oder von der Mannschaft in Drehung versetzt. So oft hierbei ein Geschütz unter der Visierlinie durchgeht, wird dasselbe elektrisch abgefeuert. Die Schnelligkeit der Drehung läßt sich nach Belieben regeln.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Doberan holte sich Graf Henckel** senior mit dem dreijährigen „Dictator" am ersten wie am zweiten Tag eine goldene Peitsche und 3000 respektive 6000 Mark Geldpreis. Am ersten Tage kamen „Demarch" und „Neuklan" hinter dem Sieger ein, der am zweiten Tage allein über die Bahn ging. Desselben Stalles dreijähriger „Admodor" lief am letzten Tage mit Oehlschlägers dreijährigem „Freiherr", dem er 8 Kilogramm gab, totes Rennen im Graditzer Gestütspreis, 3000 Mark, nachdem dieser am ersten Tage das große Handicap über 2600 Meter vor „Gretchen" und „Bowman" heimgetragen hatte. Dem Oehlschlägerschen Stalle fielen ferner noch die Steeplechase des ersten Tages mit der vierjährigen „Idee" und die der beiden anderen Tage mit „Hedgehog", sowie der Goldpokal mit dem vierjährigen „Green Devil" zu. Graditz gewann das Erinnerungsrennen mit der zweijährigen „Harfe", die noch tags zuvor im Rennen am ersten Tage von Ulrichs „Lucretia" geschlagen worden war, und das Alexandrinenrennen fiel an Tepper-Laskis fünfjährigen „Hazard", während Hiestrichs „Terminus" im kleinen Handicap Sieger blieb.

— **Drei Pferde im toten Rennen einkommen zu sehen,** ist ein sehr seltener Fall, der sich in Doberan ereignete. Beim zweiten Lauf gewann „Lucretia" auch nur mit einer halben Länge, da „Harfe" am Ziel um ungefähr dieselbe Distanz zur Seite wich, während „Flüchtig" früher zurückfiel.

— **Für die großen englischen Rennen des Jahres 1888** fielen die Nennungen sehr schlecht aus. Das Derby erhielt nur 163 (in diesem Jahre 203), die Oaks 153 und der Epsom Grand Prize 205 Unterschriften.

— **Zum Bundestage der Radfahrer gingen zahlreiche Anmeldungen** für die Wettfahren ein, und zwar nannten zum Meisterschaftsfahren auf dem Zweirad 12, auf dem Dreirad 13 und zum Kunstfahren 5 Herren.

— **Dem großen Altenburger Skatkongreß ging in Leipzig** ein Probeturnier voraus, bei dem Haad-Leipzig den ersten Preis gewann.

Statistik.

— **Die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlaßten** Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland umfaßt 6,758,827 Schulkinder. Darunter waren jüdische 75,377 gleich 1,1 Prozent. Von der Gesamtzahl gehörten dem blonden Typus: 2,149,027 gleich 31,80 Prozent, dem brünetten Typus 949,822 gleich 14,05 Prozent, den Mischformen: 3,659,978 gleich 54,15 Prozent an. Mehr als die Hälfte aller Schulkinder fiel also den Mischlingen zu. Der Rest von 46 Prozent verteilt sich in der Weise, daß etwa zwei Drittel dem rein blonden und ein Drittel dem brünetten Typus angehören. Von besonderem Interesse ist, daß die territoriale Verbreitung dieser beiden Haartypen ziemlich genau den geographischen Grenzen von Nord-, Mittel- und Süddeutschland entspricht. Von dem rein blonden Typus entfallen auf Norddeutschland 43,3 bis 33,5, auf Mitteldeutschland 32,5 bis 25,3 und auf Süddeutschland 24,5 bis 18,4 Prozent. Aus der Statistik geht ferner hervor, daß die Blonden nicht nach Osten abnehmen, sondern nach Süden und Westen. Die Provinz Posen zeigt fast dieselbe Zahl (36,2 Prozent) wie die Provinz Sachsen. Schlesien steht in dem gleichen Range mit der Rheinprovinz und Hessen-Nassau nimmt erst die neunte Stelle ein. Diejenigen Länder, welche mehr als 35 Prozent Blonde zählen, bilden ein zusammenhängendes Gebiet, welches den ganzen Norden Deutschlands umfaßt. Bremen, Oldenburg, Westfalen, Waldeck, Hannover, Braunschweig, Schleswig-Holstein, Provinz Sachsen, Lübeck, beide Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, ja sogar Posen differieren unter einander nur um 8 Prozent. In dem eigentlichen Mitteldeutschland, Rheinprovinz, Hessen-Nassau, beide Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß j. L., Königreich Sachsen, Anhalt, Koburg-Gotha, zeigen die Blonden schon geringere Prozentsätze (25 Prozent) und in Süddeutschland haben Württemberg 24,5, Baden 24,5, Bayern 20,4, Elsaß-Lothringen 18,4 Prozent Blonde. Es ergibt sich hieraus, daß der größere Teil der Länder und Provinzen aus der südlichen Zone von Mitteldeutschland genau genommen mehr der süddeutschen als der norddeutschen Art entspricht. Die Mainlinie hat also eine nicht abzuleugnende anthropologische Bedeutung, nur daß sie in Thüringen eine gewisse Strecke über das Nordufer des Flusses hinausreicht. Die Häufigkeit der Brünetten in den einzelnen Ländern und Provinzen steht im allgemeinen in einem umgekehrten Verhältnis zu der der Blonden.

Denkmäler.

— **Der Stadt Altona ist von einem dortigen Bürger ein** lebensgroßes Standbild des 1850 verstorbenen Astronomen Schumacher zum Geschenk gemacht worden, das demnächst in einer Nische am Matthiesenschen Hause aufgestellt werden soll.

— **In Koblenz ist an dem Geburtshause von Henriette** Sontag durch eine dortige Stammtischgesellschaft eine Gedenktafel von dunklem poliertem Syenit mit entsprechender Inschrift angebracht worden.

— **Im September dieses Jahres wird in Sankt Petersburg** eine 72 Fuß hohe Siegessäule zur Erinnerung an den Krieg von 1877—78, bekrönt von einer allegorischen Kolossalfigur, enthüllt werden.

Gestorben.

— von Dreyer, badischer Generalleutnant z. D., 90 Jahre alt, am 25. Juli, in Freiburg.

— Kammersänger Degele, ausgezeichneter Baritonist der Dresdener Hofoper, 54 Jahre alt, am 26. Juli, auf dem „weißen Hirsch" bei Dresden.

— Dr. von Reue, kaiserlich russischer Wirklicher Staatsrat, 89 Jahre alt, am 26. Juli, in Stuttgart.

— Sir John Anderson, Chef der königlichen Geschützfabrik in Woolwich, 72 Jahre alt, am 28. Juli, in St. Leonards.

— Kapellmeister Adolf Müller, sehr fruchtbarer Komponist, 85 Jahre alt, am 29. Juli, in Wien.

— Graf Friedrich von Bothmer, General der Infanterie z. D., 1870/71 Kommandeur der 4. Armeedivision, 81 Jahre alt, am 30. Juli, in München.

— General Treuille de Beaulieu, 1870 Organisator der Artillerie der Nordarmee, 77 Jahre alt, Ende Juli, in Paris.

— Amanda Fried-Blumauer, die gefeierte Charakterdarstellerin des Berliner Schauspielhauses, 63 Jahre alt, am 31. Juli, in Berlin.

— Geheimer Oberjustizrat Herzbruch, Präsident der Justizprüfungskommission und erster vortragender Rat im preußischen Justizministerium, 79 Jahre alt, am 1. August, in Bad Liebenstein.

— Samuel Tilden, Führer der amerikanischen Demokraten, von welchen er 1876 als Kandidat für die Präsidentschaftswahlen gegen Hayes aufgestellt wurde, 72 Jahre alt, am 4. August, in New-York.

— Professor Heinrich Viehoff, namhafter Literaturhistoriker, 82 Jahre alt, am 5. August, in Trier.

— Professor Wilhelm Scherer, der berühmte Literarhistoriker und Germanist an der Berliner Universität, 45 Jahre alt, am 6. August, in Berlin.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das ist die Jahreszeit, in welcher „die ganze Stadt" die Stadt verlassen hat. Die Berichterstattung über die Moden wird täglich schwieriger. Der Einheimische entbehrt jeder Gelegenheit zu besonderer Toilettenentfaltung, und der Fremde, welcher, dem lockenden Leben dieses oder jenes fernen Kursaales zueilend, flüchtig die großen Städte berührt, zeigt hier wenig mehr als seinen Koffer und seinen Staubmantel. In den Ateliers der Modistinnen wird schon für den Winter gearbeitet, was da zu stande kommt, aber noch verschwiegen und streng gehütet. Mit der ganzen Stadt hat eben auch die Mode die Stadt verlassen.

Wer ihr nachgehen will, wendet sich den von ihr protegierten Kurorten zu. Hier umwogt uns sofort ihr heiteres, glänzendes Leben, da bietet uns jeder Augenblick neue Nuancen aus ihrem bunten, kaleidoskopartig wechselnden Bilde, da berührt uns der Geschmack der verschiedensten Nationalitäten in pikantem Kontraste oder reizender Harmonie auf jedem Schritt.

Wir sitzen vor dem Café an der Promenade und lassen uns Zeit mit unserer kleinen Tasse; wir schlendern bei der Morgenkur mitten durch das elegante Gedränge, oder wir mustern am Abend die Erscheinungen an den kleinen Tischen der Salons, die Toiletten, die Steine, die Fächer, die Blumen, die neuen Farben und die neuen Courmachereien: immer gibt es zu sehen, immer verschieben sich die Pünktchen in diesem Kaleidoskop zu anderen bunten Figuren, immer sind wir mitten drin in dem Leben der Mode.

Herbsttoiletten bringt der August noch nicht. Der Aufenthalt am Strande und an der Küste, für welchen gerade dieser Monat als Saison gilt, bedingt indessen ein Zwischengenre, das die Novitäten des Herbstes bereits einleitet. Die Mehrzahl der warmen, festen, wolligen Gewebe, denen wir hier begegnen, sind herbstlich. Auch der Oktober wird dieselben Sergen zeigen, noch die alte Sympathie für Flanelle und Loden, die unverminderte Beliebtheit der Jerseys und Vigogne. Selbst die bunten Farben, in welchen dieses Damengenre sich gern bewegt, erreichen für gewöhnlich erst im November die saisongemäße Dämpfung.

So wird noch für lange Zeit gelten, was heute gilt.

Sehr getragen sind die bunten Sergen; dunkelblau, grün und braun stehen obenan; eine Nuance Siegellackrot ist pikant, aber natürlich zurückhaltender behandelt. Sehr apart ist auch weißer Serge mit bunten Streifen. Mit diesen Farben spielt nun das Talent und der Geschmack des Modeschneiders, mischt und verbindet ihre Effekte wie der Maler. Die Machart selbst ist für Toiletten dieser Art einfach. Das Pariser Haus von Redfern hat Modelle ausgegeben, die sich vor denjenigen, über welchen sich ehrgeizige Provinzialschneider den Kopf zerbrechen, durch noble Einfachheit auszeichnen. So hat dieser Modist für die Großherzogin von Mecklenburg einige Herbstkostüme geliefert, deren schlichte Art und vornehme Wirkung ihm überaus gelungen sind. Da war zunächst eine Reisetoilette von dunkelblauer Serge mit der bekannten anschließenden Taille in Form des Herrenjaquets. Die Weste und der hochstehende Kragen sind aus dunklem, chamoisfarbigem Leder hergestellt. Zu dieser auch am Rock ohne jede Komplikation der Anordnung gearbeiteten Toilette gehört ein doppelreihig geknöpfter, anschließender, kleiner Paletot, ebenfalls aus blauem Serge; der Kragen, die Taschen- und Aermelaufschläge sind wieder aus Leder.

In dieser Einfachheit hält sich auch ein elegantes Yachtingkostüm. Dasselbe ist gleichfalls aus marinefarbenem Serge; ein fußfreier Rock mit kurzer, hinterer Draperie und hohem Plissé. Die Taille ist mit einem großen Matrosenkragen und Westeneinsatz von dunkelrotem Serge versehen. Die Weste ist sehr dicht und in horizontaler Lage mit feiner blauer Litze benäht. Der zu diesem Strandkostüm gehörige weite, dolmanartige Mantel ist aus einem weichen, im Griff überaus molligen Wollstoff gefertigt und mit dunkelblauem Atlas gefüttert, während der hochstehende Kragen und das Futter der kleinen Kapuze aus rotem Serge bestehen.

Diese Einfachheit der Machart, deren Schöpfer der englische Schneider ist, die, zumal an dem Geschmacke der Pariserin, eine mächtige Gegenströmung zu überwinden hatte und lange Zeit nicht als Mode, sondern als eine gesuchte Besonderheit der geschmacklosen Frauen jenseits des Kanals betrachtet war, ist heute der Grundzug der kontinentalen Eleganz. Je einfacher eine Toilette ist, mit desto größerer Sicherheit darf man sie einer vornehmen Frau und einem vornehmen Schneider zuschreiben.

Das Genie des letzteren zeigt sich darin, in diese Einfachheit die möglichsten Abwechslungen zu bringen und ihr den Reiz seiner koloristischen Wirkungen zu geben. Da kann man viel Hübsches sehen. Mit welcher Anmut werden auch die weißen Kleider behandelt. Weiße Flanellkostüme werden zum Beispiel im genre russe garniert. Diese Garnierung besteht in einer originell groben Wollenstickerei, in welcher unter allen möglichen bunten Farben die blauen und roten Nuancen vorherrschen. Damit werden die weiten, blusenartigen Aermel, der Kragen, der Gürtel und das Unterkleid, auch der dazu getragene weiße Filzhut bestickt.

Eine andere Toilette besteht aus einem Rock von weißer Serge mit breiten roten und blauen Streifen gemustert. Draperien und Taille halten sich in dunkelblauem Serge, die Weste in einem gestreiften Dessin, in welchem die roten, blauen und weißen Streifen quer laufen; auf dem Rock, seitlich verschlungen, eine spanische Schärpe in Dunkelblau, welche dicht unter der Taille arrangiert wird und deren beide lange Enden Seidenfransen erhalten, in denen sich, vermischt mit dunkelblauen Fäden, die drei Farben der Toilette wiederholen.

Weniger bunt, aber darum fast noch aparter und feiner erscheint das Modell eines weißen Kaschmirkostüms, dessen Abbildung sich auf dieser Modenseite findet. Der Einsatz von starker Cremespitze ist durchweg von einer haarfeinen, aus goldenen und silbernen Filigranfäden locker gewebten, mit winzigen, glitzernden Perlen untermischten Passementerie durchzogen. Man stelle sich diesen feinen, diskreten Effekt vor, den das zwischen den Spitzen teilweise von ihnen verschleiert gibt! Lebendiger und überaus prächtig schließt die altgoldene spanische Schärpe, auf den Hüften leicht verschlungen und an den Enden mit üppigen Troddeln geschmückt, diesen Effekt harmonisch ab, und das Ganze macht bei aller Einfachheit einen überaus eleganten und aparten Eindruck.

Noch mitten in der Saison steht der Reisemantel. Auch er ist nicht der Herbstmantel, dessen Novitäten erst später kommen; gleichwohl sieht man schon jetzt Konfektionen, welche der nächsten Saison vorausgeschickt sind, um gewisse Modedamen auszuzeichnen und für einzelne Muster Geschmack zu gewinnen.

Das, was speziell noch der Reisezeit und dem Badeleben angehört, ist leicht zu erkennen. Das sind die weiten, dolmanartigen Mäntel, meist aus herbem, rauhem Wollenstoff in englischem Genre, die langen, großkarrierten Staubmäntel, deren Kragen vorn die Aermelschlinge bildet, durchweg mit elegantem Seidenfutter, die anschließenden, ganz cavalièrement gearbeiteten bunten Jacken, die so hübsch, so kokett und pikant, aber nur „außerhalb der Stadt" an ihrem Platze sind. In diesen mehr oder weniger originellen, respektive auffälligen Saisonkonfektionen ist der Londoner Modist nicht minder renommiert als der Pariser. Wir haben einige gesehen: es waren, wie wir uns zu erinnern glauben, Modelle von Peter Robinson; ganz kleine, zierliche Jacken und ganz groteske Carreaumuster der buntesten Farben; dann wieder die bekannte, unsterbliche rote Jacke. Hier kommt es nicht so auf die schlanke Kontur an, welche die Toilette des Rally paper von ihr verlangt, und man hat ihr eine richtige Kapuze in den Nacken gehangen; hier heißt sie auch nicht Derby, sondern Trouville. Aber sonst ist's die alte Bekannte, dieselbe Nuance und derselbe provozierende Effekt. Diese eng anschließenden Jaquets von rotem Bouclé sieht man heuer mit großen silbernen Knöpfen. Die obligate Kapuze hat einen besonderen Schnitt; fast genau nach den Linien des Taillenrückens geschnitten, schließt sie sich demselben dicht an und reicht mit ihrem Zipfel bis an den schmalen Schoß der Jaquette. Der Posamentier sorgt für prächtige Schnüre in Rot und Silber, für zierliche Kordeln und Pompons, und die cordonnierte Trouvillejacke ist ein Glanzstück unter den eleganten Konfektionen des Strandlebens.

Ein anderes Genre von Umhängen wird von Jet, Schmelz und Federbesatz dominirt. So ist die Feder auch als Besatz der verschiedenen Formen des sortie beliebt, wo sie den Schnitt der modernen Pelzbesätze, die breiten Aufschläge der Aermel, den Kragen und so weiter der Pelisse imitiren will. Unsere Illustration veranschaulicht diese Art Besatz.

Auch das Bild eines neuen Fichu geben wir daneben — den Inbegriff leichter und anmuthiger Konfektion für diese letzten hochsommerlichen Tage. Das ganze, mantillenartig

Mädchenanzüge.

arrangirte Fichu besteht aus Spitzenvolants, welche einem fein geschnittenen Vorder- und Rückenteile aufgesetzt sind. Das zierliche, von oben nach dem Taillenschluß zu geordnete Schärpenarrangement besteht aus blaßblauem Moireeband.

Viel Originelles und Phantastisches hat dieser Sommer an Schirmen gebracht. Zumal die Engländerinnen haben den Kontinent mit riesenhaften Gestellen bereist. Da seien nur obenhin die barocken Formen erwähnt, welche scheinbar die Bambusstiele der Japanesen imitiren wollen. Alle Schirme sind von ungewöhnlichem Umfang. Vielfach werden auch

Fichu in Mantillenart.

noch breite Volants um dieselben gelegt, so daß das Antlitz der Trägerin völlig unter Spitzen verschleiert ist. Eine neue Art von Schirmen macht den Eindruck, als habe man einfach ein Spitzentuch über ein Gestell geworfen. Sie sind viereckig, und ein künstliches Versetzen ihrer Ecken durch Volants oder Bordüren gibt ihnen einen noch eigenartigeren Anstrich. Selbst die größten Schirme sind verstellbar und können als Knicker benützt werden. Das sind dann zuweilen richtige Paravents, die intimen Plauderstunden und zärtlichen tête-à-tête erwünschten Schutz und eine köstliche

Dame mit Federbesatz.

Nebenachtung geben. Ein so einfaches Schirmfutter von roter Seide, und welche magische Wirkung auf blasse Stirnen, passirte Wangen und irritable Sinne! Der ganze Zauber, den der rosa Lampenschirm um die beiden Fauteuils des winterlichen Kaminplatzes spinnt, könnte unter diesem Knicker wieder lebendig werden. — —

Noch ein Blick auf die Kindermoden! Ein Pariser Journal hat neulich gesagt, modern ziehe man in diesem Jahre seine Kinder an, wenn man für die kleine Marie Luise just das Kostüm wähle, welches ihren kleinen Vetter Jacques so prächtig kleide und wiederum umgekehrt. Die Kindermode kennt keine Distinktion der Geschlechter mehr, und es wird uns oft schwer, zu unterscheiden, ob wir auf der Promenade einem Mädchen oder einem Knaben begegnen. Wir haben einige solcher Kostüme hier zeichnen lassen. Die beiden Mädchenanzüge sind, mit vielleicht nur ganz geringen Veränderungen, ebenso oft von kleinen Burschen getragen; Hut und Mütze ganz gewiß. Der große weiße Filzhut ist weit zurückgeschlagen und mit weißem Faillebande garnirt, das offene Röckchen von hellgrauem Flanell mit Galons à la russe, starken in Blau, Dunkelrot und Gold gehaltenen Bordüren, besetzt. Die darunter befindliche Bluse besteht aus weißem, gefälteltem Grenadin, der Gürtel aus dunkelblauem Atlas. Jabot und Manschetten von weißer Spitze; dazu werden dunkle lie de vin-farbene Seidenstrümpfe getragen.

Weiße Kaschmirtoilette mit Tressenbesatz.

Das andere Mädchenkleid ist in olivefarbenem Sammet und weißem Etamine gedacht; ebensolche Mütze und seidene Strümpfe.

Da ist noch das Bild von drei kleinen Burschen, die heute schon um den Preis einer Dame streiten und von denen doch erst der eine — die ersten Hosen trägt. Daß dieses stolze Attribut der Männlichkeit unseren Tyrannenherrchen der Schöpfung erst etwas später zugestanden wird, als das noch vor einigen Jahren üblich war, ist unserer

Knabenanzüge.

gegenwärtigen Mode zu danken. Wie haben die zärtlichsten und eitelsten Mütter ihre zwei- und dreijährigen Süßings schon durch die ersten Hosen entstellt!

Für die Kleidchen kleiner Knaben ist indigoblauer Flanell, entweder einfarbig oder auch mit Rot oder Grau gestreift, sehr beliebt. Auch Granatrot und Dunkelgrün, in satten, vollen Plüschtönen, wird gern dazu verarbeitet. Zu jedem Kostüm gehören die passenden Strümpfe. Die Hüte und

Neues Schirm, verstellbar.

Mützchen schmückt man gern mit Hahnenfedern, und da wo die Füße der kleinen Burschen recht elegant erscheinen wollen, tragen sie Escarpins.

Sind es wirklich die Söhne ihrer modernen, schönen, eleganten Mama, dann wissen auch sie bereits ganz genau, welches Röckchen am hübschesten ist und welches Mützchen sie „aber gerade, gerade, gerade“ auf der Promenade tragen wollen, „auch wenn es regnet“.

Digitized by Google

September 1886.

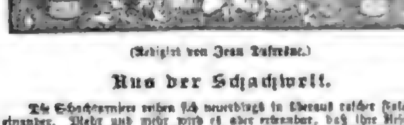
Die Abende des Monats zeigen nur wenig bemerkenswerte Sterne. Abends sieben Uhr steht nahe im Zenith die Wega in der Leyer, links Deneb im Schwanen und tiefer als Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen andere Ecken jene zwei Sterne sind, Atair im Adler, wie die Himmelsdarstellung unten zeigt. Im Osten liegen über dem Horizont Pegasus und Andromeda, im Nordosten Perseus, während

im Westen nur Arctur im Bärenhüter als hellerer Stern sich zeigt. — Von den größeren Planeten ist keiner sichtbar, außer Mars, der tief im Südwesten gegen acht Uhr abends untergeht.

Von den Kometen Fabry und Barnard, die eine glänzende Erscheinung für Ende April als möglich erscheinen ließen, ist nun festgestellt, daß ihre Helligkeiten ziemlich gleichförmig zugenommen haben. Außergewöhnliche Lichtentwicklungen haben sie nicht gezeigt, sie haben wohl nur von der Sonne zurückgestrahltes Licht uns gesendet.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 3000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 1. September 1886 (44. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3 %, vom Jahre 1862, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1886 (49. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banko-Lose vom Jahre 1846, höchster Preis 100,000, niedrigster 178 M.-Bko., zahlbar am 1. November 1886 (40. Ziehung). — Stadt Lille 100-Franken-Lose à 3 %, vom Jahre 1860, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1886 (53. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Lose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1887 (108. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Lose vom Jahre 1858, höchster Preis 5000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1887 (55. Ziehung). — Gräfl. Pappenheim 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 7000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. Dezember 1886 (38. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1868, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1886 (41. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5 % vom Jahre 1866, 4000 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1886 (41. Ziehung). — Am 15. Anhalt-Dessauer 100-Thaler-Lose à 3½ % vom Jahre 1857, 700 Stück, jedes Los à 119 Thaler, zahlbar am 1. April 1887 (30. Ziehung). — Fürst Palffy österr. 40-Gulden-Lose vom Jahre 1855, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar 15. März 1887 (41. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Lose à 3½ % vom Jahre 1855, 5500 Stück, jedes Los à 120 Thaler, zahlbar am 1. April 1887 (32. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Lose vom Jahre 1866, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1886 (70. Ziehung).



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Die Schachturniere reihen sich neuerdings in überaus rascher Folge an einander. Mehr und mehr wird es aber erkennbar, daß ihre Resultate keineswegs ausreichenden Maßstab für das Verhältnis der Spielstärke der Wettkämpfer gewähren.

Das Meisterturnier des Britischen Schachbundes für 1886 hat vom 12. bis zum 24. Juli in London seinen Verlauf genommen. Wettkämpfer waren die Herren Bird, Blackburne, Burn, Gunsberg, Major Hanham, Lipschütz, Kapit. Mackenzie, Mason, Mortimer, Pollock, Schallopp, Taubenhaus und Zukertort. Jeder spielte gegen jeden nur eine Partie. Den ersten und zweiten Preis haben Blackburne und Burn mit je 9½ Gewinnpartien, den dritten und vierten Gunsberg und Taubenhaus mit je 8, den fünften Mason mit 7 Gewinnpartien erkämpft. Zwischen Blackburne und Burn entschied ein Stichkampf zu Gunsten des ersteren, der daher den ersten Preis (80 Pfd. Sterl.) erhielt. Die übrigen Herren gingen leer aus. Der Spezialpreis für die glänzendste Partie wurde Emil Schallopp zuerkannt. Zur Zahl der bei dieser Gelegenheit gespielten Partien gehört auch die folgende:

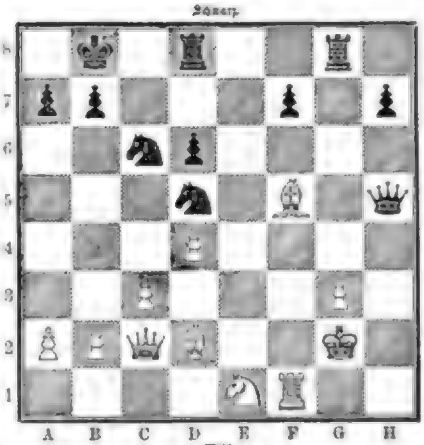
Partie Nro. 44.

Abgelehntes Königsgambit.

Weiß — Mortimer. Schwarz — Gunsberg.

1) E 2 — E 4. . . . . . . 1) E 7 — E 5.
2) F 2 — F 4. . . . . . . 2) D 7 — D 5.
3) E 4 n. D 5 . . 3) E 5 nimmt F 4. Falkbeer empfahl hier E 5 — E 4. Der von Gunsberg gewählte Zug ist jedoch recht stark.
4) S. G 1 — F 3. 4) D. D 8 n. D 5.
5) S. B 1 — C 3. 5) D. D 5 — A 5.
6) D 2 — D 4. . 6) L. F 8 — D 6.
7) L. C 1 — D 2. 7) S. G 8 — E 7.
8) L. F 1 — D 3. 8) L. C 8 — G 4.
9) 0—0 . . . . 9) D. A 5 — H 5.
10) S. C 3 — E 4. 10) S. B 8 — C 6.
11) S. E 4 n. D 6 †. 11) C 7 n. D 6.
12) C 2 — C 3. . 12) G 7 — G 5. Jetzt entwickelt sich erst das eigentliche Gambitspiel.
13) D. D 1 — B 3. Diese Diversion der Dame ist unvorteilhaft; denn Weiß ist bereits mehr darauf angewiesen, Verteidigung vorzubereiten, als Angriff zu unternehmen . . . 13) 0—0—0.
14) T. A 1 — E 1. 14) L. G 4 — E 6.
15) D. B 3 — B 5. Erfolglos; denn G 5 kann sehr bequem gedeckt werden. 15) T. H 8 — G 8.
16) T. E 1 — E 2. 16) S. E 7 — D 5. Fein gespielt; zur Vorbereitung für G 5 — G 4.
17) D. B 5 — A 4. Offenbar hat Weiß nutzlose Damenzüge gemacht; denn sie muß sich jetzt mit Tempoverlust zurückziehen, um als Verteidigungsfigur Wirksamkeit zu suchen . . . . 17) G 5 — G 4.
18) S. F 3 — E 1. 18) F 4 — F 3.
19) T. E 2 — F 2. 19) F 3 n. G 2.
20) T. F 2 n. G 2. Sehr bedenklich wäre S. E 1 n. G 2, weil dann der folgende Zug noch viel stärkere Wirkung haben würde . . . . 20) G 4 — G 3.
21) H 2 n. G 3. . 21) L. E 6 — H 3. Hierdurch gewinnt Schwarz die Qualität.
22) D. A 4 — C 2. 22) L. H 3 n. G 2.
23) L. D 3 — F 5 †. 23) K. C 8 — B 8.
24) K. G 1 n. G 2. Besser war jedenfalls S. E 1 n. G 2. Weiß sieht die folgende Opferkombination nicht.

Schwarz.



Weiß.

24) T. G 8 n. G 3 †. Führt zu kurzem und erbaulichem Schluß.
25) K. G 2 n. G 3 . . . . . 25) T. D 8 — G 8 †.
26) K. G 3 — F 2 . . . . . 26) D. H 5 — H 2 †.
27) S. E 1 — G 2 . . . . . 27) D. H 2 n. G 2 †.
28) K. F 2 — E 1 . . . . . 28) T. G 8 — E 8 † und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 380:

Weiß. Schwarz.

1) S. C 3 — F 5 . . . . 1) K. C 8 n. D 8.
2) D. B 2 — G 2 . . . . 2) Beliebig.
3) D. G 2 — A 8 Matt.

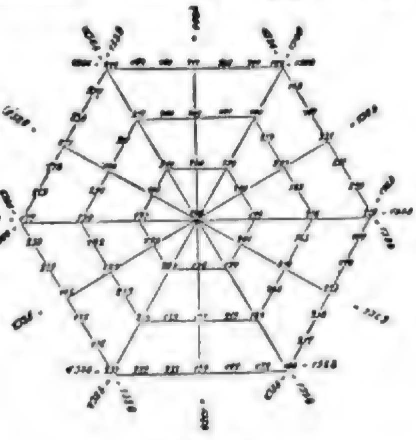
A)

1) . . . . 1) H 4 — H 3.
2) D. H 3 n. F 4 . . . . 2) E 7 n. F 6 oder K. C 8 n. D 8.
3) E 6 — E 7 oder D. F 6 — F 8 Matt.

Schiebrätsel.

Aus nachstehenden Worten sind in derselben Folge der Worte und Buchstaben zwölf neue Worte zu bilden: Messer, Kanzel, Traube, Ida, Mann, Amor, Dachs, Elster, Nabel, Gros, Traum.

Auflösung des magischen Sechsecks Seite 985:



Auflösung des Rösselsprungs Nro. 9 Seite 985:

Sie sagen wohl, ein Kuß sei Scherz,
Sie sagen wohl, ein Kuß sei Spiel.
O, wie ein Kuß mir fiel aufs Herz,
O, wie ein Kuß aufs Herz mir fiel!

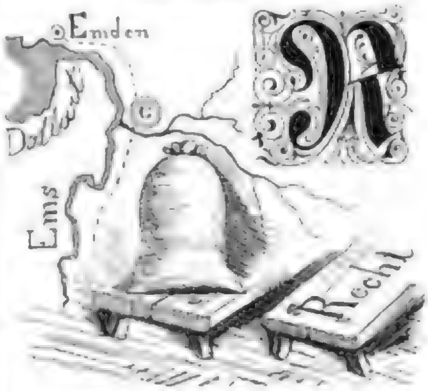
Ich küsse nicht zum Scherze dich,
Ich küsse dich aus vollem Ernst,
Und wenn du anders küssest mich,
So bitt' ich, daß du's besser lernst.

(Friedrich Rückert.)

Auflösung des Silbenrätsels Seite 985:

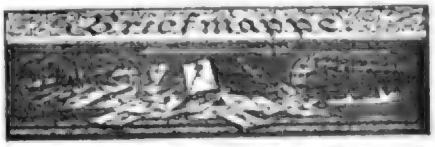
Vergißmeinnicht.

Bilderrätsel 47.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 985:

Luftschlösser gehen mit der Sonne auf und unter.



J. M. Sp. in O. Sie fragen, ob ein junger Mann durch Beschäftigung an einer Sternwarte eine gesicherte und schöne Lebensstellung sich erringen könne, wenn er nur eine Realschule absolvirt hat. Darauf ist zu erwidern, daß hierzu jedenfalls noch ein Studium der Mathematik an einer Universität oder einem Polytechnikum im Umfang von wenigstens zwei Jahren und dann ein Studium der Astronomie an einer Sternwarte von mindestens ebensoviel Jahren nötig ist, ferner daß die Stellen an den Sternwarten durch Berufung besetzt werden, daß also zur Erreichung einer solchen Glück gehört, wenn nicht eine entsprechende Begabung vorliegt.

Erlmadara. Das ist ein Antiquariatshandel, in welchem wir Ihnen nicht an die Hand gehen können.

Hrn. N. Sch. in W. Gewiß können Sie noch ein broschirtes Exemplar vom Jahrgang 1881 unseres Journals beziehen, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Bestellung umgehend aufgeben. Der ermäßigte Preis für Abonnenten beträgt 4 Mark und Ihre Buchhandlung wird gerne bereit sein, Ihnen ein Exemplar zu diesem Preise zu besorgen.

Aug. E. in G. Sie haben Recht; die Notiz ist irrtümlicherweise eingeschlichen.

Lustiger blonder Backfisch. Das Lied führt den Titel: „Das einsame Röslein", ist von Hermes gedichtet und von demselben im Volkston für vierstimmigen Männergesang komponirt. Der Anfang lautet: „Es liegt ein Weiler fern im Grund, da blüht ein Röslein jung und schön". Sie finden das Lied in verschiedenen Sammlungen, unter anderem in derjenigen (uns momentan vorliegenden) die unter dem Titel: „Das Rütli, ein Liederbuch für Männergesang", in St. Gallen erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Anna L. 1) und 2) Miß Braddon, Tauchnitz Collection. Durch jede Buchhandlung. 3) und 4) Uns nicht gegenwärtig.

Miß J. B. in Zandvoort. Die von Ihnen gewünschten Stuttgarter Firmen lauten: Eugen Wahl, Gerson und Weber, H. Wirths Söhne.

E. H. in Aachen. Besten Dank! Die Nachbildungen dieser Art sind so zahlreich, daß wir genötigt sind, auf ihre Berücksichtigung zu verzichten.

P. in Amsterdam. Besten Dank! Schon um eine Mystifikation unserer selbst zu vermeiden, verzichten wir auf den Abdruck.

Giesen in Prag. Sie wählen zum Motto Schenkendorfs schöne Verse:
Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut! rc.

Nach uns ist das aus tiefster Seele gesungen, und Sie irren, wenn Sie meinen, die von Ihnen bevorzugte Richtung werde nicht auch unsererseits mit vollem Verständnis eingehalten, aber es gibt Fälle, in denen der Besonderheit des einen oder andern gebildeten Mitarbeiters Rechnung zu tragen ist, und nicht alle die vielen Kräfte, die für ein Weltblatt thätig sind, lassen sich unter einen Hut bringen. Und schließlich mahnen selbst wir sparsam, wenn wir nicht mehr von Poesie und Musik sprechen dürfen! [illegible] „Motto" rc. Warum sie denn Sie nicht „Wahlspruch", „Leitung" oder „Leitungswort"? [illegible] das Fremdwort als das [illegible] ... [illegible]

Hrn. Robert R. in B. Wenn Sie bald, am einfachsten bei Ihrer Buchhandlung, bestellen, so können Sie unsere prachtvoll ausgestattete Weihnachtsnummer einschließlich der drei Kunstbeilagen — zwei Oelfarbendrucke und eine Musikbeilage — für den Preis von 50 Pfennig noch erhalten.

F. F. 10. 1) Das erstgenannte Buch ist unseres Wissens das beliebteste und wohl nicht mit Unrecht. 2) Eine der jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiete ist die empfehlenswerte „Geschichte der neueren Litteratur" von Adolf Stern (Leipzig, Bibliographisches Institut), durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Kleine Schwatzer. Wir können Ihnen nichts anderes raten, als was der Künstler Ihnen empfahl. Eine endlose Reihe von Seitenschwenkungen würde Ihnen drohen, wollten Sie die wohlgemeinten Mahnungen in den Wind schlagen. Keinesfalls aber können Sie zur Erreichung Ihrer Wünsche aus Büchern etwas lernen, so lange nicht ein gediegener mündlicher Unterricht vorausgegangen ist.

Graf Sch. in P. Uns ist davon nichts bekannt.

Abonnent in C. In jeder dortigen Buchhandlung.

Berthe M. in Wien. Nicht im Buchhandel erschienen.

Alte „einfältige" Schülerin. Das Wort gilt nur, wenn man „Einfalt" in seiner edelsten Bedeutung nimmt. Es freut uns herzlich, in so lustiger Weise verlegt worden zu sein.

F. Sch. in T. Sie schreiben uns über die Worte „Douvernaie jamais!" und „Souvenez-vous, sire, souvenez-vous!" in Ihrer Beziehung zu Ludwig II. folgendes: „Der König hatte einem seiner Günstlinge auf sein Schloß geladen; dieser war über den Glanz der Einrichtung ganz entzückt; besonders einige prachtvolle Säulen vermochte er nicht genug zu bewundern. Der König ließ nun, um dem Günstlinge eine Freude zu bereiten, eine ganz gleiche Säule in kleinem Maßstabe anfertigen und machte diese dem Günstlinge zum Geschenk. Inzwischen erfuhr er jedoch — wie ihm das Ihre [illegible] — Undank von seinem vermeintlichen Freunde. Da ließ er auf die Säule ... die Worte „Douvernaie jamais", weil in diesem Zusammenhang [illegible] ... „Souvenez-vous, sire, souvenez-vous!" — Eine Verantwortung für die volle Richtigkeit dieser Erklärung lehnen Sie ab, obwohl Sie dieselbe als aus guter Quelle stammend bezeichnen, und wir loben Ihre Vorsicht, wie wir für Ihre Freundlichkeit danken.

Abonnent in Stambul. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs in Europa. 7 Bände. — Lamartine, Geschichte der Türkei. Deutsch von Kottmann (Wien). 8 Bände. — C. du Fresne du Cange, Historia Byzantina. Paris. 2 Teile.

Unwissende Lehrerin in H. 1) Tschache, Aufsatzschule für Töchterschulen. Breslau. ℳ 2. 75 ₰. — 2) Kochelt, Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. ℳ 12. oder Dittmar, Weltgeschichte im Umriß. Geb. ℳ 5. 20 ₰.

M. W. in S. Vor allem halten Sie die Zeilen etwas weiter. Schütz, Schachstrategie (Stuttgart, Schweizerbart) können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

Balthasar in F. L'Illustration, Journal universel. Durch die Zeitungsexpedition des Ihnen nächstgelegenen Postamts.

An unsere Leser. Auf Seite 963 bitten wir ein zufällig verkehrtes Wort zu berichtigen. Es soll dort in der ersten und neunten Zeile des Rösselsprunges „Hengstecker" statt „Gangsteser" heißen.

Richtige Lösungen sandten ein: Marx und Ida in Karlsfeld. Georg Forner in Dorfspatz (2). L'ermite de Passy in Paris. Alfred Büttner in Krebsmühle (3). Therese Seiffrech in Chemnitz. Franz Goldhammer in Greifswalde. Franz Kilber in Zeitz (2). Auguste Hempel in Marienau (2). Georgine Glaser in Salzburg. Joseph Michels in Ober-Weisel (2). Alfred Schulte in Landsberg. Frau Otto Heilbing-Tschudy in Zürich (2). B. Siegel in Meiningen. Marie Hoffermann in Hannover. Mary Rapida in Cobislow (2). Schwester Sandrock in Luther (2). Hermann Burmester in Lauenburg a. Elbe. Henriette Liebermann in Kassel. Hedwig Olga Richter in Sommerfeld. Täubchen aus Hann. Minna und Auguste König in Göttingen. Margarethe Neutub in Braunschweig (2). Joh. W. Storfeld in Hamburg. Dr. Martha Seifert in Königsberg (2). Th. Amsinger in Hüttenstamm. Berta Martin in Wien (Zusendung ist nicht nötig). Heinrich Lopel in Köln. Onkel Jo Jo in Hamburg. Fritz Gaertner in Altona i. W. (2). Hall jr. in Crefeld. Anna Seitenfeld in Mülheim. Philipp und Charles in Cambridge Wells. Arthur Hermes in Crefeld. Victoria Stiel in Prag. Anna Schramel in Prag. Ein Jünger des Merkur in Schirg.

Gesundheitspflege.

Eine treue Abonnentin. Als Enthaarungsmittel sind das Bittgersche und Mandelseifche zu empfehlen; man wendet dieselben so oft an, als die Haare wieder zu wachsen beginnen; der Haut schaden sie nicht. Die zweite Frage können wir nicht beantworten, da Sie uns das betreffende Mittel, mit welchem die Haare gefärbt werden sollen, nicht genannt haben.

A. P... in Tilsit. Vor diesem Mittel ist entschieden zu warnen, schon der Preis und die Art der Anpreisung desselben zeigt, was man davon zu halten hat. Wenden Sie sich an einen gewissenhaften Arzt.

L. R. in H. Ob gepulverte Brausebertsäure ein vorzügliches Ther gilt, welcher sogar dem grünen Thee vorzuziehen ist, ist fraglich.

W. Ein Mittel, um die Gesichtshaut künstlich dunkel zu machen, kennen wir nicht.

Abonnent M. in Frankfurt a. M. Das salzsaure Sal. digitalis sollte als Herzberuhigungsmittel bei einem noch nicht fünfjährigen Kinde nicht stärker als 0,5 Gramm auf 100 Gramm (gewöhnlich einen Kaffeelöffel) gegeben werden. Das Antipyrin hat sich als ein sehr gutes Fiebermittel bewährt, doch ist es in manchen Fällen nicht im Stande, das Chinin zu verdrängen.

C. F. U. in L. Da die Schmerzen über dem rechten Auge sich regelmäßig alle 48 Stunden wiederholen, so handelt es sich höchst wahrscheinlich um eine intermittierende Supraorbitalneuralgie, welche durch einige Gaben Chinin (je ½ Gramm 1 Stunde vor dem Anfall genommen) leicht gehoben werden kann. Da dabei aus der Nase abfließenden Schleimmassen stammen aus aus der Nasenhöhle und aus den dieser benachbarten Höhlen, nicht aber aus dem Gehirn. Lassen Sie übrigens die Nase einmal ärztlich untersuchen.

Eine treue Abonnentin. Das Eau de Lys ist der Haut nicht schädlich.

Uns Sarda. Wir bedauern, Ihnen keine derartigen Chemiker nennen zu können. Das Mittel muß natürlich längere Zeit fortgebraucht werden.

Langjähriger Abonnent in Frankfurt a. M. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich über die Bedeutung und über die allenfallsigen Folgen des Herzklopfens nichts Bestimmtes sagen. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Allegoria, Novelle aus der Cektorzeit, von August Schröder. Schluß. — Der letzte Radrennen, von ... — Sommerabend. — Franz Liszt, von Heinrich Ehrlich. — In der Staatsbibliothek, von ... — Die Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der Heidelberger Hochschule, von L. B. — Auf der Brautfahrt, Novelle von Gregor Samarow. Fortsetzung. — Aus Altheidelberg und seinem Studentenleben, eine Skizze von Graf Schwein. — Notizblätter. — Blätter für die Frauen: Mode, von Johanna v. Sydow. — Astronomischer Kalender. — Lotterieziehungen im Monat September. — Schach. — Rätsel: Scherzrätsel; Auflösung des magischen Schachrätsels Seite 963; Auflösung des Kreuzrätsels Nro. 9 Seite 963; Auflösung des Silbenrätsels Seite 963; Bilderrätsel 41; Auflösung des Bilderrätsels Seite 963. — Briefmappe.

Illustrationen: Der letzte Radrennen, Gemälde von L. Kranke. — Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Sommerabend, Gemälde von Hermann Baisch. — Sechs hervorragende Gruppen aus dem Heidelberger Jubiläumsfestzug, von Heinrich Merz. — Franz Liszt. — Heidelberg im Jahre 1620. — Drei Bilder aus dem heutigen Heidelberg: Kaiserstühlchen, Chorherrenbau; Kneipe „Seppl". — Blätter für die Frauen: Mode, sechs Bilder.

Als reichstes Ehren- und Festgeschenk
kann israelitischen Familien aufs wärmste empfohlen werden das kostbare Prachtwerk:

מקרא תורה נביאים וכתובים

Die Heilige Schrift der Israeliten

in deutscher Uebertragung von

Dr. Ludwig Philippson.

Illustrirte Pracht-Ausgabe
mit reichen Textverzierungen und
einhundertvierundfünfzig großen Bildern
von

Gustav Doré.

Zwei Bände Groß-Folio in einem Band
prachtvoll gebunden mit Goldschnitt und reichster Original-Gold- und Reliefpressung von Julius Schnorr.

Die Einbände sind in zwei verschiedenen Qualitäten hergestellt und stellen sich die Preise für in einem Bande gebundene Exemplare des Werkes wie folgt:

In ganz Maroquin rot		mit reichster Goldpressung u. Goldschnitt	ℳ 94.
„ „ „	schwarz	„ „	„ 89.
„ Leinwand mit Maroquin-Lederrücken rot		„ „	„ 84.
„ „ „	schwarz	„ „	„ 83.

Der Einband ist dem erhabenen Inhalt des Werkes und der nationalen Tradition entsprechend in künstlerischer Vollendung ausgeführt.

Bestellungen auf die Prachtbibel für Israeliten werden von allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen und prompt ausgeführt.

Um die Anschaffung dieser schönsten und großartigsten Ausgabe der Heiligen Schrift zu erleichtern, kann das Prachtwerk auch nach und nach in 40 Lieferungen à ℳ 1. 50 ₰ bezogen werden.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Allen Abonnenten auf „Ueber Land und Meer"
offeriren wir zum Einbinden dieses Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführten

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken
nach nebenstehender Zeichnung von Julius Schnorr.

Preis per Stück, je für 26 Nummern oder 13 Hefte = 1 Band bestimmt, nur 2 Mark.

In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll.

Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decke in ganz gleicher Ausstattung, jedoch ohne Decken-Vergoldung nur mit Golddrücken zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. pr. Stück.

Zu dem gleich billigen Preise können auch Mappen zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen rc.

Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien kann der Preis so billig gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteure und Boten, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. Postabonnenten wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen franko Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in brauner Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch in ganz anderer Ausführung angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einband-Decke verlangen und zu gefälligen Bestellungen den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung aufweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen und steht ihm dann immer noch der Weg des direkten Bezugs von der Verlagshandlung offen.

Zum Einbinden früherer Jahrgänge können die betreffenden Decken jederzeit nachbezogen werden.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Besuchern der Bayreuther Aufführungen unentbehrlich:
Thematischer Leitfaden
durch die Musik von Richard Wagner's
PARSIFAL.
Von Hans von Wolzogen.
Mit 90 Notenbeispielen. Preis 2 Mark.

Thematischer Leitfaden zu
Tristan u. Isolde
In Umschlag M. 1.—, in Engl. M. 2.—
Die H. von Wolzogen'schen Leitfaden sind die einzig mustergültigen Führer durch die Wagner'schen Tondichtungen. Zu haben in jeder Buch- und Musikhandlung.
Verlag von Feodor Reinboth in Leipzig.

Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter

bis Mk. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das
Seidenfabrik-Dépôt
Zürich. G. Henneberg,
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. (K. u. K. Hoflief.)

Zu haben in allen Buchhandlungen:
Der Lustfeuerwerker,
oder Anleitung zur Lustfeuerwerkerei, als Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, bengalische Flammen rc. Von A. Loden. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Klavierspielen zu lernen ist überflüssig für jeden,
der ein Pianino, D. R. P. 30250, besitzt. — Dieses Instrument kann sowohl mit den Händen wie auch durch Kurbel gespielt werden, ohne daß ein Unterschied bemerkbar ist. — Gerhard Schmidt, Berlin S., Ritterstr. 4.

Almanach für junge Kaufleute
50 Pfennig

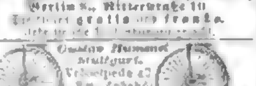
150 für 1 M. Alle verschieden.
Alle garantirt echt.
Briefmarken.
R. Wiering, Hamburg.
650 für 2 M.

Patente
besorgt und verwerthet in allen Ländern
Alfred Lorentz

Lebensgrosse Portraits
in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. Artist. Institut von C. ..., Frankfurt a. M.

Linoleum
Korkteppiche ... Kliuger & Arnz ...

En gros. Export.
Fabrik vulkanisirter
Kautschukstempel
von Mäurer & Thieme,
Berlin S., Ritterstraße 11.
Preislisten gratis und franko.



Ein Kfm., 20 Jahre, aus bester Familie, tüchtig ... wünscht, mit einem ... Dame sich zu verheiraten. Freundliche Offerten unter G. W. 500 an den Invalidendank, Leipzig.

Über Land und Meer.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Alpenrosen und Gentianen.

Nach dem Leben erzählt

von

Joseph Bajovar.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die roten Lippen wurden stumm,
Es brach der Schwan die Schwingen,
Und nimmer schallt ein Sang ringsum,
Als den die Vöglein singen!
Karl Stieler.

Langsam glitt das Boot die Mosel hinab. Der Schiffer hatte die Ruder eingezogen und das kleine Fahrzeug der Bewegung der Wellen überlassen. In träumerischem Behagen horchten wir auf das plaudernde Wasser und die zwitschernden Schwalben, die darüber hin und her schossen im raschen Fluge, blickten wir auf die herrlichen Ufer des Stromes. Die Moselwellen trugen uns schaukelnd vorüber an blühenden Rebenhügeln, grünen Buchenwäldern und wilden, starrenden Felsen.

Jetzt eine Stromwendung — und den Hintergrund schließt ein ungeheurer Felskopf, dessen höchster Gipfel ein Kreuz trägt; Häuser mit verfallendem Lehm- und Balkenwerk, mit moosbewachsenen, altersgrauen Schieferdächern reihen sich den Strom entlang, hochauf ragt darüber ein riesiger Berg, bekrönt von einem prächtigen Schlosse: wir sind in Cochem. Von dieser Burg blickte einst Pfalzgraf Siegfried zu Thal, der Gemahl der frommen Genoseva, und Barbarossa, Deutschlands sagenumwobener Kaiser.

Auch blutige Erinnerungen knüpfen sich an diese Stelle; hier erschlug der Pfalzgraf Heinrich sein geliebtes Weib, als er sah, daß es für ihn und die Seinen weder Sieg noch Entrinnen gab im Kampf wider den Erzbischof Anno von Köln, hier traf ein Stein den Gegenkönig Heinrichs IV., daß er tot zu Boden sank.

Doch fort mit den traurigen Bildern, sie passen nicht in den süßen Abendfrieden, der alles umfängt. Als wir das Boot verlassen und ans Land steigen, erklingt Glockengeläute. Sind es die Abendglocken des zweiten Pfingstfeiertags? Es klingt so seltsam dumpf, und vom Wasser her weht plötzlich ein kalter Hauch, der uns erschauern läßt. An der Landungstreppe finden wir Reisegefährten und Freunde; einer derselben hält uns schweigend ein Telegramm entgegen: „Ludwig II., König von Bayern, ertrank heute im Starnbergersee."

Die Sonne ist untergegangen; dumpf tönt das Rauschen der Wellen, dumpf die Glocke: Grabgesang und Totengeläute!

Wie seltsam das Schicksal mit uns spielt! Vor fünf Jahren, just an dieser Stelle war es, am Pfingstfesttage

Der verliebte Schulmeister. Gemälde von A. Laupheimer.
Nach einer Photographie von G. Schauer in Berlin.

wie heute, als das Geschick des „Einsamen auf dem Throne“ uns lebhaft beschäftigte, als uns eine Episode aus seinem Leben bekannt wurde, die für die meisten mit undurchdringlichem Schleier bedeckt ist.

Wir verbrachten damals die Frühlingszeit in den Moselthälern; bei der Fahrt aus Koblenz kamen wir mit einer alten Dame zusammen, deren schönes, von dichten weißen Locken umrahmtes Gesicht auf meine Frau den angenehmsten Eindruck machte. Da das Gefallen gegenseitig schien, so schlossen wir uns bald an einander und machten gemeinschaftliche Ausflüge. Zu unserem Standquartier wählten wir das reizend gelegene Cochem, befuhren die Mosel und genossen täglich aufs neue die Vorzüge der reizvollen Gegend.

Die so vom Zufall uns beigesellte Reisegefährtin trug nicht wenig dazu bei, uns die Tage angenehm zu machen; sie nannte sich Freifräulein von Rebach*) und stammte aus dem bayrischen Gebirgslande. Gewöhnlich ernst, besaß sie dennoch einen blitzartig aufstrahlenden Humor, der bewies, daß sie, von Natur zur Fröhlichkeit angelegt, diese durch ernste Erlebnisse eingebüßt hatte. Welcher Art diese Erlebnisse waren, erfuhren wir nach und nach, denn aus unserem Verkehr entwickelte sich eine herzliche Freundschaft.

Fräulein von Rebach hatte ein sehr interessantes Leben geführt, ihre Erzählungen daraus waren ungewöhnlich fesselnd und bannten sogar meine kleine, lebhafte Gattin, welche am liebsten wie ein Irrlicht umherschwirrte, für lange Stunden in die Rebenlaube am Bergabhang, welche wir zum Plauderstübchen eingerichtet hatten. An manche der vernommenen Geschichten erinnern wir uns noch heute gern; unvergeßlich wird uns aber vor allem die eine bleiben, mit der wir in dämmernder Abendstunde dort bekannt wurden, während die ersten Nebelschleier aus den Wellen aufwogten und über den Moselfelsen der Vollmond aufstieg.

Es war am Abend des Pfingstfestes 1881, eine lange Fußwanderung hatte uns müde gemacht, und so saßen wir an unserem Lieblingsplätzchen plaudernd beisammen. Wir hatten Photographien und Bildwerke vor uns und zeigten einander unsere Heimat und unsere Lieben. Fräulein von Rebach gab uns die Bilder ihrer verstorbenen Eltern und ihres heimatlichen Schlößchens, welches, reizend auf einem Felsen in den bayrischen Bergen gelegen, uns unendlich gefiel.

„Es liegt jetzt einsam,“ sagte sie, „von niemand bewohnt.“

„So haben Sie keine Geschwister?“ fragte meine Frau.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich hatte eine Schwester — sie ist vor sechzehn Jahren gestorben — seitdem bin ich allein!“

Der Ton, in dem unsere alte Freundin sprach, war so tief schmerzlich, daß wir keine weitere Frage wagten und das Gespräch in andere Bahnen lenkten. Als wir später unsere Bilder und so weiter zusammenpackten, um ins Haus zu gehen, rollte aus einem Körbchen, welches Fräulein von Rebach bei sich trug, eine Lederkapsel zu Boden. Als ich mich darnach bückte, war dieselbe aufgesprungen und ich sah ein Bild darin. Geöffnet reichte ich die Kapsel der Eigentümerin; ein schwaches Rot überzog ihre feinen Züge.

„Ich will dem Fingerzeig des Zufalls folgen,“ sagte sie leise, „und Ihnen beiden anvertrauen, was niemand weiß; darf ich doch überzeugt sein, mein Vertrauen Würdigen zu schenken. Sehen Sie her, das war meine Schwester!“

Wir erblickten ein auf Elfenbein gemaltes, unendlich liebliches Mädchenköpfchen; eine reine Stirn, in welche ein wirres Goldgelock fiel, klare blaue Augen unter feinen dunklen Brauen, ein rotes, trotziges Mündchen, in dessen leicht gesenkten Winkeln tausend Schelmengeister zu lauern schienen, Rosenwangen mit schalkhaften Grübchen. Ein Wesen zeigte die kleine Elfenbeinplatte, auf welches ganz und gar das altmodische Wort „holdselig“ paßte, eins von den bevorzugten Erdenkindern, vor deren Zaubergewalt sich alles beugt und die bestimmt scheinen, auf Rosen durchs Leben zu wandeln. Welch finsteres Schicksal hatte diesem Frühlingskinde so früh die Sonne des Daseins ausgelöscht?

Unter dem Bilde stand: „Der Tod wird vereinen, was der Tod schied! E. und L.“ und darüber eine Königskrone.

Fragend schaute ich Fräulein von Rebach an; sie zog ein Paket Papiere aus einer kleinen Mappe.

„Lesen Sie alles und Sie werden verstehen, was E. und L. — Elisabeth und Ludwig — bedeutet. So lange noch eine der Personen, die in dieser Tragödie mitgewirkt, lebt, muß, was Sie lesen, ein tiefes Geheimnis bleiben — was später geschehen soll, lege ich vertrauensvoll in Ihre Hand.“

Nur zwei Jahre darnach erhielten wir die Nachricht vom Tod des alten Freifräuleins.

Und heute? In alle Lande hinaus fliegt die Schreckensnachricht vom Hinscheiden des Königs, der, geliebt, aber auch verkannt wie wenige, einsam auf seinem Throne blieb und dessen Krone ein so scharfer Dornenkranz umschlang.

Wenn ich jene mir anvertrauten Erinnerungen heute erschließe, so möge man es nicht mißdeuten. Nicht eine Sensationsgeschichte will ich damit der Oeffentlichkeit preisgeben, nein, indem ich sie niederschreibe, winde ich in wehmütigem Gedenken einen Strauß aus Gentianen und Alpenrosen und lege auf König Ludwigs Grab die Blumen aus seinen Heimatbergen, welche er so unendlich geliebt hat.

I.

Frühlingsmorgen.

Sie war so jung und so frohgemut,
Und [illegible]
Sie war wie ein wilder Apfelbaum,
Der mitten erblüht im Walde!

Karl Stieler.

Es war um die Zeit der Baumblüte. Die Kirschenbäume waren wie mit dichtem weißem Flaum bedeckt und die Apfelblüten schimmerten schneeweiß und rosenrot. Im Grase dufteten Veilchen und glänzten die Goldsterne der Schlüsselblumen.

Die Luft durchschwirrte vielstimmiger Vogelgesang, aus klarem Aether nieder tönte das Trillern der Lerchen und Nachtigallensang aus knospendem Fliedergesträuch.

Wo sich der halbverwilderte Park des Schlößchens Rebach in den Wald des bayrischen Hochlandes verliert, steht ein vollblühender Apfelbaum. Knorrig und vielverwachsen sind seine Aeste, deren einer sich tief niederbeugt und zu einem Sitze rundet über dem Rasen, der des Baumes Wurzeln deckt. Der Auslug ins Land ist wundervoll hier: Berge, Wälder und Felsen geben entzückende Bilder, dazwischen schimmern klare Seen und unfern winkt die stolze Burg Hohenschwangau.

Der alte Apfelbaum, an dem der Frühling seine ewig neuen Wunder ausgeübt, hat heute einen holden Gast, in seinem Sitze schaukelt sich ein anmutiges Mädchen von siebenzehn Jahren. Ihr weißes Kleid ist mit blauen Bändern geschmückt, blaue Bänder fesseln die flatternden goldenen Locken, die das liebliche Gesicht umrahmen. Sie schmiegt sich wohlig an die starken Aeste des Baumes; auf ihrem Schoße liegt ein breitrandiger Strohhut mit Frühlingsblumen gefüllt. Ihre feinen seidenen Handschuhe hält ein junger Mann, der vor ihr steht und unverwandt zu ihr aufsieht. Jetzt bricht sie in silberhelles Lachen aus.

„Warum schauen Sie mich denn so an, Graf Dagobert? Sie suchen wohl das Rätsel zu lösen, über welchem sich meine Tante Adelgunde täglich von neuem den Kopf zerbrach: wie ist es möglich, daß Elisabeth ihre Kleider so zerknittern kann?!“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie irren, Fräulein Elisabeth, ich schaue Sie an, um ganz gewiß zu sein, daß Sie wirklich endlich zurückgekehrt sind!“

„Endlich zurückgekehrt,“ wiederholt Elisabeth seufzend, „endlich, nach sieben langen Jahren! Vier Jahre im Kloster in Frankreich, drei Jahre bei den Tanten in Schwaben —“

„Aber nun bleiben Sie immer hier, nicht wahr?“

„Wohin sollte ich wohl? Ich habe ja niemand auf der Welt als meine Schwester, meine gute Monika.“

„Sie vergessen uns, Ihre alten Freunde!“

Elisabeth zuckt die Achseln.

„O nein, ich vergesse Sie nicht! Sie alle sind sehr gut gegen mich gewesen, als ich die Eltern verlor, ein armes, sechsjähriges Kind, und Monika schwer krank war; Sie haben mich in Schwaben besucht und bieten mir hier gleich den Willkommen. Aber Sie wohnen in Nürnberg und ich bin hier in der Einsamkeit von Rebach!“

Sie seufzte wieder.

Graf Dagobert trat eilig einen Schritt näher heran.

„Warum sollten Sie einsam bleiben und warum hier in Rebach? Kommen Sie zu uns, Elisabeth!“

„Monika würde es nicht dulden und ich müßte ja doch bald hieher zurückkehren.“

„Warum? Könnten Sie nicht immer bei uns bleiben —“

Elisabeth zog die feinen Brauen in die Höhe und schaute den Grafen verwundert an.

„Immer?! Welche Idee, Graf Dagobert!“

Leise legte er seine Hand auf die ihrige.

„Warum wollen Sie mich nicht verstehen, Elisabeth? Ich liebe Sie auf das innigste und ich bitte Sie, immer bei uns zu bleiben als mein geliebtes Weib!“

Das Mädchen blickte ihn einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen an, dann klang wieder ihr helles, fröhliches Lachen.

„Welche Idee, Graf Dagobert! Was würde wohl die Gräfin, Ihre Mutter, sagen, wenn Sie einen solchen Irrwisch wie die ‚wilde Lisbeth‘ heirateten? Bedenken Sie, welcher Unterschied zwischen uns ist. Sind Sie jemals in der Schule gestraft worden? Haben Sie jemals dem Willen Ihrer Eltern zuwider gehandelt? Haben Sie jemals einen dummen Streich gemacht? Sie schweigen! Sehen Sie wohl, wie wenig wir zusammenpassen. Sie sind stets das Muster eines wohlerzogenen Menschen gewesen — ich das gerade Gegenteil. Die guten Nonnen waren stets in Verzweiflung über mich — warum sie mich dennoch lieb hatten, ist mir unbegreiflich. Meinen Tanten habe ich das Leben sauer gemacht; einen Tag verlor ich meine Handschuhe, als ich ein ertrinkendes Hündchen rettete, am nächsten meinen Hut, dann kam ich mit zerrissenen Kleidern heim und einmal hatte ich sogar unterwegs meine Schuhe verschenkt.“

„Sie sind nun älter geworden, Elisabeth —“

„Aber nicht besser!“ Sie schüttelte bei dieser traurigen Eröffnung das Köpfchen und fuhr fort, ihre Schlechtigkeiten aufzuzählen. „Wenn ich mich gebessert hätte, würden Sie mich hier finden? Eine gesetzte junge Dame würde jetzt fein manierlich auf einem Gartensessel sitzen und sticken. Aber ich, hoch in den Lüften schwebe ich, die wilden Blumen und Schillers ‚Tell‘ meine einzigen Wächter und Begleiter. Seien Sie vernünftig, Graf Dagobert, man würde Sie in der Residenz auslachen, wenn man hörte, daß Sie sich Ihre Braut geworben, als diese in einem Apfelbaum saß!“

„Aber ich liebe Sie, Elisabeth!“

Elisabeth schwieg und blickte nachdenklich in die blaue Ferne.

„Lieben!“ sagte sie endlich. „Es muß ein wunderbares Gefühl sein. Die Dichter reden davon und beschreiben es als eine wonnige Qual, als ein Glück ohne Maß, als eine beseligende Pein. Ich weiß noch nichts davon.“ Sie legte die Hand auf die Brust. „Hier ist es still und ruhig. Mein Herz freut sich am Frühling, am blauen Himmel, am Sonnenschein; aber es klopft gleichmäßig und friedlich und weiß nichts von den Stürmen, welche die Dichter beschreiben.“

„Ihr Herz schläft, Elisabeth; Gott wecke es für mich!“

Elisabeth sann noch immer und sprach wie unbewußt ihre Gedanken aus.

„Einmal kam es über mich wie eine Ahnung, wie eine Ahnung von Glück und Liebe! Ich saß allein im Erkerzimmer am Flügel. Im Mondschein flimmerten die Thürme von Hohenschwangau und über dem Schloß stand leuchtend ein Stern. Ich sang Schumanns schönstes Liebeslied: ‚Du meine Seele, du mein Herz!‘ und durch mein eigenes Herz ging ein wundersames Schauern. Der Stern aber leuchtete heller auf wie ein glückverheißendes Zeichen.“ Sie schwieg; eine flammende Röte überflog ihr holdes Gesicht bis hinauf an das goldene Lockengekräusel. Da tönte Hufschlag durch die stille Frühlingsnacht und über die nahe Waldlichtung kam eine hohe Jünglingsgestalt daher. Sie führte ein Roß am Zügel und schritt unbedeckten Hauptes unter den

---

*) Der Name Rebach ist ein fingirter; wir verschweigen den wahren Namen.

Bäumen hin. Das klare Licht des in seltener Fülle schimmernden Vollmondes fiel auf eine hohe, prächtige Stirn unter wildem dunklem Gelock, aber es strahlte nicht heller als die wundervollen, mächtigen Augen des Jünglings, die entzückt die Frühlingspracht ringsum betrachteten. So schön, so herrlich stellten sich die Griechen wohl den Sonnengott vor, wenn er den funkelnden Wagen durchs Gewölk leitete.

Elisabeth war von ihrem Sitz hinabgeglitten; die Blumen lagen verstreut zu ihren Füßen. Mit weit geöffneten Augen blickte sie unverwandt nach der Waldlichtung; heftig ergriff sie den Arm Dagoberts.

„Da — da — wer ist es?!“

Der Graf sah sie verwundert an; war es möglich, kannte sie jenen nicht? Langsam löste er ihre Hand von seinem Arm und die kalten Finger sanft umschließend, flüsterte er ihr zu:

„Still, daß er uns nicht sieht! Sie wollen seinen Namen wissen? Wohl, er heißt Ludwig II., König von Bayern!“

Elisabeth schwankte.

„Der König!“ flüsterte sie tonlos. Dann bedeckte sie hastig die Augen mit der Hand, als sollten die blauen Sterne das Bild, das sie soeben gesehen, festhalten für immer und ewig.

II.

Sommertag.

Der Tag versinkt, der Südwind weht,
Fort sind die Rosen;
Im Söller lehnt ein'sam Elisabeth
Vor den rauschenden Tannen.
Karl Stieler.

Monika von Rebach geht unruhig in ihrem Gemache hin und her und wirft besorgte Blicke auf ihre junge Schwester, die, im Erker lehnend, nach den Bergen hinüber schaut. Was mag über das Kind gekommen sein? Sie, die den ganzen Tag über zwitscherte und trillerte wie ein Vogel, ist still geworden; kein Herumtollen im Parke mehr, keine wilden Knabenstreiche. Monika hat so oft gegen Elisabeths Uebermut, gegen ihre Wildheit geeifert, aber nun wünscht sie diese bösen Eigenschaften beinahe zurück, denn sie kennt ihre Kleine kaum mehr und bemerkt mit Erschrecken, daß das liebliche Gesichtchen blasser und schmaler geworden ist. Graf Dagobert ist mit Elisabeths entschiedenem Nein abgereist, die Schwestern sind ganz allein. Sollte Elisabeth bereuen, daß sie ihn fortgeschickt hat? Es ist nicht wahrscheinlich, denn sie spricht so gleichgiltig von ihm; aber was fehlt ihr denn, was quält sie? Monika sinnt vergebens darüber nach.

Jetzt wendet sich Elisabeth mit einem Seufzer um.

„Die Fahne auf Hohenschwangau ist gesenkt — was bedeutet das?“

„Der König ist nach München gereist,“ erwidert Monika ruhig, ohne das Erblassen ihrer Schwester zu bemerken. „Heut ist Johannistag, Kleine,“ fügt sie dann hinzu, „im Dorfe feiern sie Sonnwendfeit; was meinst Du, wollen wir am Abend nicht hinausgehen?“

„Gewiß, Monika, wenn Du es wünschest; gelt, Du möchtest gern durchs Feuer springen?“

Der Scherz gemahnt an ihre frühere Schalkhaftigkeit und Monika küßt erfreut das reizende Mündchen ihres verzogenen Mädchens. Elisabeth ist ihr ja mehr Kind als Schwester; sie hat bei der um so viele Jahre jüngern Waise stets Mutterstelle vertreten.

Bei Einbruch der Dunkelheit wandern die Schwestern der Berghöhe zu, auf welcher die Dorfbewohner das Sonnwendfest begehen. Wer jemals „um Sunnawend“ im bayrischen Gebirg war, der wird es sicher sein Leben lang nicht vergessen.

Elisabeth schaut entzückten Auges auf das herrliche Bild, das sich ihnen darbietet: so weit der Blick reicht, Berghöhen über einander sich türmend wie die Wogen eines empörten Meeres. Und auf jeder Höhe flammt ein mächtiges Feuer himmelan; die Funken sprühen und Flammenräder schwirren, von den Alpengipfeln herab geschleudert, durch die Luft. Dazu tönt Gesang und Jauchzen, die blühenden Linden spenden berauschenden Duft und über all die Herrlichkeit breitet die Sommernacht ihren klaren Sternenschleier. Das Fest, das man in heidnischen Zeiten dem sterbenden Baldur, der sich wendenden Sonne, feierte, weiht der fromme Sinn des Gebirgsvolkes dem heiligen Täufer Johannes, und Glauben und Aberglauben harmlos in einander mischend, flechten die Mädchen Kränze aus Rosen und Johanniskraut und werfen sie ins Feuer oder sie legen den Schlafdorn, durch dessen Stich Wodan Brunhilde in Zauberschlaf versenkte, unters Kopfkissen — da träumt man vom Liebsten!

Unter der Dorflinde bei Rebach, am lodernden Sonnwendfeuer, ging's hoch her; Sepp, der Spielmann, fiedelte hier schon stundenlang seine lustigen Weisen; alt und jung drehte sich darnach, und manch verliebtes Pärchen schwang sich durch die Glut.

Von den Flammen hell bestrahlt, saß da ein alter Mann mit schneeweißen Haaren; auf ihn trat Monika zu und bot ihm freundlich die Hand.

„Schau, Eberbauer, was schafft's? Seid's wieder g'sund?“

„Jetzt, Fräule, dös wisset's net? Der König hat mi g'sund macht!“

„Der König?“ staunte Monika.

„No freili!“ Und mit zitternder Stimme erzählte der Alte, wie der junge Fürst ihm seinen eigenen Arzt gesandt an sein Krankenlager, ihn mit Arzneien und stärkenden Mitteln versorgt, bis er wieder genesen. „Und mei'm Franzl hat 'r de Aussteuer g'richt, daß dös Madel sei Schatz heiraten kann. Schaut's, eben kommt's mit sei Toni!“

Ein stattliches Paar näherte sich und das Mädchen rief eifrig:

„Wißt's scho, Vatter, der Kräuterlisl ihr Bub, der Poldl, hat sich verstieg'n g'habt in der Klamm —“

„Heilige Mutter von Ettal!“ schrie der Alte.

„Seid's stat — is ihm nix g'schehn — der Herr König hat 'n runterholt!“*) Um das Mädchen bildete sich eine lebhaft erregte Gruppe, der sie mit strahlenden Mienen berichtete: „Wißt's, der hat Guckerl wie a Falk' und klettert und kraxelt wie a Gamsbock. Wie er's Büberl da schaut in der schwindelnden Höhe, er 'nauf und tragt's auf seinen Armen 'runter zur Liesl!“

Ein Jubelgeschrei brach aus, und mit den Funken des Johannisfeuers stieg, von den Lippen seines Volkes dankbar genannt, der Name seines Königs, der so gern unter ihnen weilte und Wohlthaten spendete, zum nächtlichen Himmel auf. Elisabeth aber hing ohnmächtig in Monikas Armen.

Die Messe in der Hofkirche zu München war beendet, alles drängte dem Ausgange zu, aber nicht, um nach Hause zu eilen! Vor der Kirchthüre standen dicht gescharte Volksmassen; vornehm und gering, alt und jung staute sich hier, um noch einen Blick auf den vergötterten jungen König zu werfen. Durch diese Thür muß er kommen, um zu seinem Wagen zu gelangen! Atemlos harrt die Menge; die Kirchenpforte wird weit geöffnet — Ludwig tritt heraus. Seine herrlichen dunklen Augen, in denen es noch wie ein Abglanz frommer Andacht liegt, blicken grüßend umher, ein sonniges Lächeln strahlt um seinen schön geschnittenen Mund. Durch die geöffnete Thüre klingen leise Orgeltöne.

Da tritt aus der Volksmenge ein Mädchen, sie trägt den faltigen Rock, das kettenverschnürte Mieder, das gestickte Florhalstuch mit der Filigranschnalle der Gebirgsbäuerinnen, doch niemals umkleidete diese Tracht eine lieblichere Gestalt, niemals fiel die schwarze, breite Spitze, die fast das ganze Köpfchen einhüllte, auf goldigeres Haar. Mit raschen Schritten näherte sie sich dem König und reichte ihm einen Strauß von Gentianen und Alpenrosen,**) dann verschwand sie in der Menge, schnell wie sie gekommen war. Die ganze Scene hatte sich blitzgleich abgespielt; das Bauernkind hatte kaum die langen Wimpern gehoben, aber dem jungen Fürsten war's dennoch, als habe er in ein Augenpaar geschaut so klar wie ein Alpensee und blau wie seine Lieblingsblumen, die Gentianen, welche die Fremde ihm in die Hand gedrückt hatte.

Am nächsten Sonntag stieg der König in seinen Wagen, ohne daß das kleine Abenteuer sich wiederholt hätte; als er aber nachmittags nach der Vesper die Kirche verließ, erschien wiederum blitzschnell die Bäuerin, überreichte ihm einen „Buschen“ Gebirgsblumen und verschwand, wie sie gekommen.

Man war es in der bayrischen Hauptstadt schon gewohnt, daß dem jungen König auf jede erdenkliche Weise gehuldigt wurde. Die Straßen, durch die er fuhr, waren stets von Menschen besetzt, die ihm zujauchzten; im Theater wandte man sich nicht selten gleichgiltig von den Vorgängen auf der Bühne, um sein Opernglas auf Ludwig II. zu richten, dessen schönes Gesicht die Kunstbegeisterung verklärte. Es war nicht die Schönheit des Königs allein, die so allgewaltig anzog; seine Liebenswürdigkeit fesselte jeden, der mit ihm in Berührung kam. Dazu wurde es bald allgemein bekannt, wie schwärmerisch er Kunst und Poesie liebte, und das wand in den Augen aller Kunstfreunde einen neuen Lorbeerkranz um sein Bild, umgab mit einem hell strahlenden Nimbus seine Königskrone. Bei alledem fiel es doch auf, daß regelmäßig Sonntags — es war nun bereits vier- oder fünfmal geschehen — ein fremdes Bauernmädchen ihm beim Kirchgange stets einen Strauß von denselben Blumengattungen reichte, um so mehr, als man nicht ergründen konnte, wer sie war. So kam der Tag Mariä Himmelfahrt; das Hochamt hatte besonders lange gedauert und die Schar der Wartenden war nur gering, als Ludwig aus der Kirche trat. Aber sieh — da stand die Kleine wieder vor ihm, er fühlte den innigen Blick der wundervollen blauen Augen und hielt bald den Strauß in der Hand. Aber heute zog sie ihre Hand nicht leer zurück — ein schmaler, gefalteter Papierstreifen war hineingeschoben. Dunkel erglühend, entfloh sie hastig in die Kirche, und dieselbe durch eine andere Thür verlassend, entging sie wiederum den sie verfolgenden Späherblicken.

Das Schlafstübchen in dem kleinen Stadthause, welches seit einigen Wochen die Schwestern Rebach bewohnten, hätte das Geheimnis verraten können, welches so viele Bürger und noch mehr Bürgerinnen der guten Stadt München vergeblich zu ergründen trachteten, dort kniete in Bauerntracht Elisabeth von Rebach und las mit zitternden Lippen und fieberhaft glänzenden Augen den Inhalt des Zettels, welchen sie an der Kirchenpforte erhalten hatte.

„Rosen giebst du und Gentianen,
Scheues, fremdes Kind!
Und durch meine Seele lind
Zieht ein wundersames Ahnen.

Ahnen von des Glückes Segen,
Das ich nie besaß,
Das der Himmel schier vergaß,
Auf des Königs Pfad zu legen!

Glück? Ich wollt' es nie begehren!
In die Einsamkeit,
Selbst in holder Jugendzeit,
Bannt mich ewiges Entbehren.

Da — doch liegt vom heil'gen Worte
Mir im Ohr ein Klang —
Stehst du lieblich, scheu und bang,
Blumen spendend an der Pforte!

Bringst du Leiden? Bringst du Wonnen?
Könnt' ich's nur verstehn!
Laß, o laß mich wiedersehn
Deiner Augen blaue Bronnen!

Rosen giebst du und Gentianen,
Scheues, fremdes Kind!
Und durch meine Seele lind
Zieht ein wundersames Ahnen!“

III.

Herbstabend.

Das Abendgeläut' in der Ferne verklang,
Das Licht des Tages ward müde,
Doch in den Zweigen die Drossel sang,
Ringsum lag Segen und Friede.
Karl Stieler.

Noch begann das Laub kaum sich zu färben, hie und da leuchtete wohl ein rotes Blatt purpurfarbig auf. Die Herbstzeitlosen erschlossen sich im Wiesengrunde und durch die goldklare Luft wehte das Elfengespinnst der Marienfäden. Die Sonne war untergegangen, im Westen eine Rosenspur zurücklassend, und am dunkelnden Himmel stand die Mondsichel.

Durch die stillen Wasser des Schwansees glitt ein Kahn und zog in den vom Mondlicht flimmernden Wellen ein silbernes Geleise. Drei Menschen ließen sich von den Fluten schaukeln in der traumhaften Stille des Herbstabends: eine Dame von vielleicht fünfundvierzig Jahren, deren feines Gesicht schwarze Spitzenschleier umrahmten, ein wunderschönes junges Mädchen und ein kräftig schlanker Jüngling, eine Idealgestalt, die kaum in die nüchterne Welt der Wirklichkeit zu passen schien. Seine dunklen Flammenaugen hingen an dem Kranz von Seerosen über der Stirn des Mädchens; er hielt ein Buch auf den Knieen und halb lesend, halb recitirend trug er die Worte des Lieblingsdichters der deutschen Jugend seinen Zuhörerinnen vor. Es klang hin

*) Authentisch.
**) Geschehen in München im Sommer 1865.

über den See, und die Wogen rauschten eine harmonische Begleitung:

„Wem der große Wurf gelungen, Eines Freundes Freund zu sein. Wer ein holdes Weib errungen, Mische seinen Jubel ein!

Ja, wer auch nur eine Seele Sein nennt auf dem Erdenrund — Und wer's nie gekonnt, der stehle Weinend sich aus diesem Bund!"

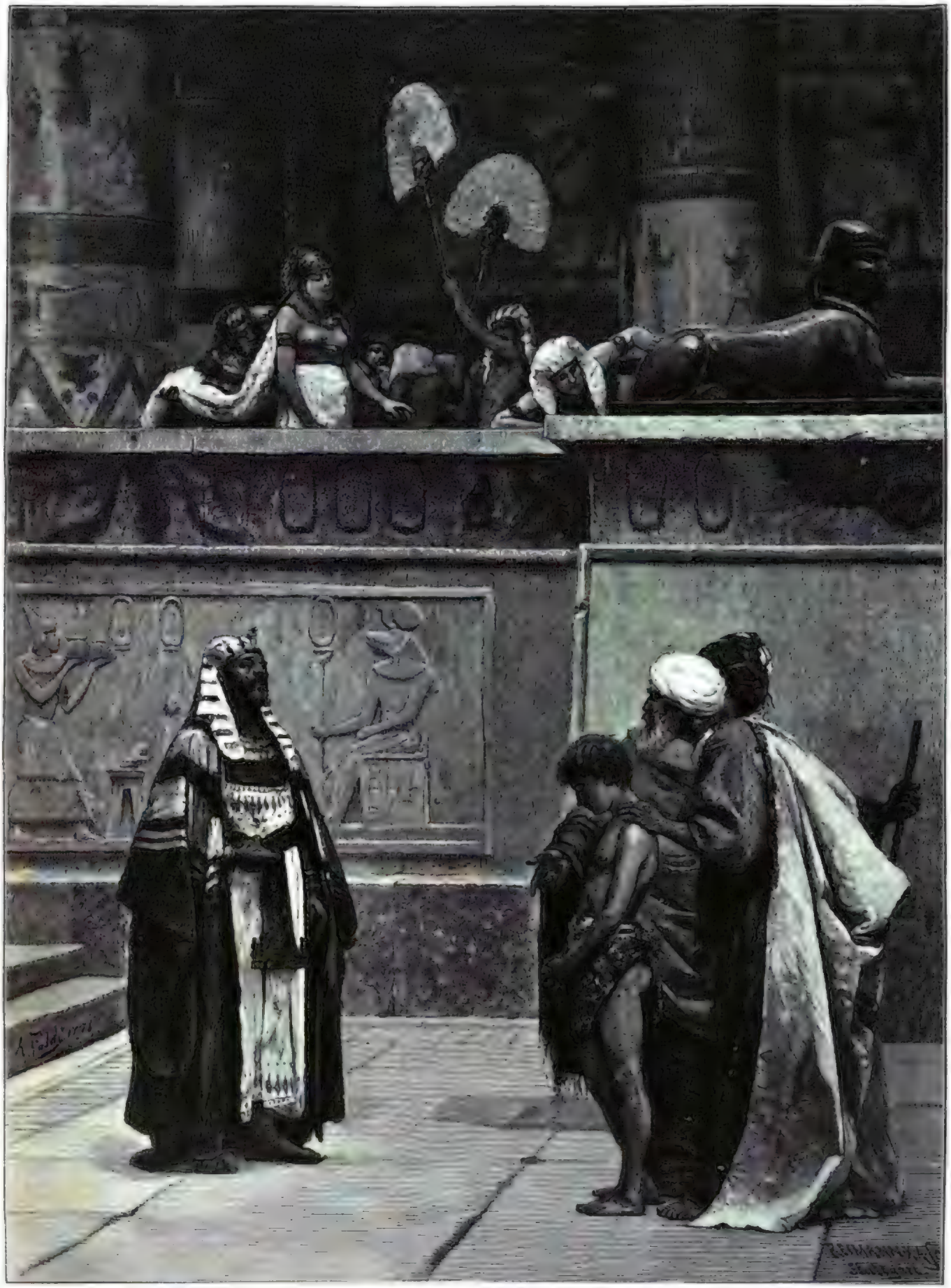
Was geschehen mußte, war geschehen: König Ludwig hatte heimlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das geheimnisvolle Bauernkind, das Mädchen aus der Fremde, wiederzusehen, und der Zufall war ihm zu Hilfe gekommen, er begegnete ihr, während er auf Hohenschwangau weilte, allein im Walde, und ihre Be-

Von der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Ein Accord. Gemälde von Joseph Wagner.

stürzung ließ ihm keinen Zweifel, daß er sie richtig erkannt, daß das junge Edelfräulein es war, welches in Gebirgstracht ihm die Blumen gebracht hatte.

Es entwickelte sich nun ein Verhältnis, wie es so schön, so rein und glückbringend wenigen Menschenkindern beschieden worden ist. Des jungen Fürsten eiserner Wille hatte zuerst einen heftigen Kampf zu bestehen mit der ebenso eisenharten Festigkeit des ältern Fräuleins von Rebach. Monika wollte ihm den Verkehr in ihrem Hause wehren; aber als sie seinen hohen, feinen Sinn erkannte, als sie sah, wie nötig dem leidenschaftlichen Feuergeist ein Verstehen und eine besänftigende Frauenhand war, da gab sie nach, und zwischen den dreien entspann sich eine jener seltsamen Freundschaften, wie sie, der Aloe gleich,

Digitized by Google



Joseph wird an Potiphar verkauft. Gemälde von Arturo Faldi. Nach einer Photographie im Verlag von Giac. Brogi in Florenz.

Digitized by Google

nur einmal in hundert Jahren erblühen. Ob die Gefühle des jungen Paares in den Grenzen der Freundschaft blieben, wagte Monika nicht zu untersuchen; jedenfalls wurde das Wort Liebe nicht zwischen ihnen ausgesprochen, ja, sie mieden ängstlich jeden Hinweis darauf, als wüßten sie, daß es den Zauber brechen und sie unerbittlich trennen würde.

Wohl verbrachte Ludwig manche Stunde in Rebach, manchen goldenen Herbstabend mit den Bewohnerinnen des Schlößchens auf dem See oder im Walde, dennoch blieb ihr hauptsächlicher Gedankenaustausch ein schriftlicher, weil den jungen Monarchen die Regierungspflichten, denen er sich mit Eifer widmete, vielfach an die Residenz bannten. Da flog denn manches Briefblatt hin und her, echte, ungeschminkte Worte enthaltend; denn Ludwig hatte streng von dem jungen Mädchen verlangt, daß jedes Zeremonielle in ihren Mitteilungen unterdrückt wurde und nur die Freundin zum Freunde sprach. Seine Briefe geben ein klares Bild seiner Denk- und Anschauungsweise wie der Verhältnisse, unter denen seine erste Regierungszeit verfloß.

So viele Jahre sind seitdem verrauscht — ist es unrecht, wenn wir in die vergilbten Papiere hineinblicken und ein Bild der Vergangenheit uns daraus aufbauen? Die ersten derselben sind datirt: „München im September". Da heißt es denn:

„Wenn Sie mich sehen könnten, Elisabeth, Sie würden sich wundern, aber noch mehr freuen! Ich weiß es ja, Sie freuen sich, wenn ich etwas Gutes und Nützliches thue, und das thue ich jetzt! Ich sitze, umgeben von dickbändigen Büchern und Pergamenten. Ist's Poesie, was ich so eifrig studire? O nein, Weltgeschichte, Staatswissenschaft! Gott hat mich früh an eine hohe Stelle geführt; der Höchste im Lande, soll ich mein Volk führen, mein Land beglücken. Das ist eine schwere Aufgabe, doppelt schwer auf jungen Schultern, dreifach schwer für einen jungen Kopf, in dem viel anderes wohnt und noch viel anderes hinein möchte. Sie wissen, Elisabeth, wie unendlich hoch ich von meiner Stellung als König denke. Sie lächeln, denn Sie, mein zweites Gewissen, haben mir schon mit leisem Spott angedeutet, daß ich zu hoch davon denke und mir gesagt: ‚Stände Ihr gutes Herz nicht Wache, wer weiß, was dieser stolze Kopf auf dem Throne beginnen möchte!' Sie mögen recht haben, meine Freundin; aber, nicht wahr, darin habe auch ich recht, daß ich aus Weltgeschichte und Politik — aus Vergangenheit und Gegenwart lerne, wie man die besten Waffen schmiedet, den Thron zu schützen und die Krone, den besten Pflug, sein Land zu bebauen, wie man die besten Worte findet, seine Untergebenen zu leiten, und den nächsten Weg zum Herzen des Volkes. Es ist nicht leicht, Elisabeth! Ueberall stößt man auf ein Mißverstandenwerden — und daß man nicht wagt, dies Mir, dem Könige, zu zeigen, daß ich es selbst herausfühlen muß, macht es nur noch schwerer. Zuweilen fühle ich mich schier allmächtig; lächeln Sie nicht, Elisabeth, und zürnen Sie nicht! Dies Empfinden stammt nicht aus dem, was Sie meinen übergroßen Stolz nennen, sondern aus der Ueberzeugung, daß mein Wille so rein und gut ist, aus der Hoffnung, daß ein solcher Wille auch zugleich die Macht geben müsse, Großes und Hohes zu vollbringen.

„Zuweilen aber fühle ich den schroffen Gegensatz der wirklichen Welt zu der idealen, die in meiner Seele lebt, und wie mir hie und da, ach, überall die Hände, die Flügel gebunden sind.

„Aus diesem Kampfe, der mich aufreibt, rette ich mich oft zu Ihnen. Wäre mir Ihre Freundschaft, dies köstliche Gut, nicht geworden, so begrübe ich mich in Einsamkeit, deren Lockungen für mich Sie ja kennen, um nachzugrübeln über das lösende und bindende Wort in meinen inneren Konflikten. So aber komme ich zu Ihnen, Elisabeth! Und nie kam ich vergebens; Ihr feiner Sinn, Ihr kluges Köpfchen und Ihr liebes Herz, sie finden für mich immer das Beste. Möge es so bleiben — heute — immer — —"

(Schluß folgt.)

Die subventionirten Reichspostdampfer.

Von

Contreadmiral a. D. Reinhold Werner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als Fürst Bismarck vor einigen Jahren zuerst das Postdampfergesetz im Reichstage vorlegte, wurde es von einer Mehrheit desselben zu Falle gebracht. Beredsam trat der Fürst in einer Kommissionssitzung persönlich dafür ein. Weder die Gewalt seines Wortes, noch die sachliche, überzeugende Begründung, noch die großen Perspektiven, welche der ebenso geniale wie echt patriotische Staatsmann dabei eröffnete, vermochten den engen Horizont der Gegner zu erweitern, und das Gesetz kam nicht zu stande.

Die Widersacher desselben jubelten; sie glaubten damit die Vorlage für immer begraben, aber sie hatten nur einen Parthasieg erfochten. Gerade am zweiten Jahrestag jener denkwürdigen Kommissionssitzung, am 30. Juni 1886, lief der erste Reichspostdampfer von Bremerhaven aus, um die Linie Suez-Hongkong zu eröffnen, und am 14. Juli folgte ihm ein zweiter auf dem Wege nach Australien. In dieser Sache hatte das Volk nicht hinter seinen verneinenden Vertretern gestanden. Es ließ seinen Blick nicht durch Parteihader und Oppositionstrieb trüben, sondern erkannte klar die hohen volkswirtschaftlichen und nationalen Ziele, welche Fürst Bismarck durch die Vorlage zu erreichen strebte, und scharte sich um ihn. Gestützt auf die gesunde öffentliche Meinung, konnte der Reichskanzler schon nach wenigen Monaten das Gesetz zum zweitenmal einbringen, und diesmal ging es durch. Zwar wurde es in mehrtägigen Redeschlachten von den alten Gegnern wiederum auf das heftigste bekämpft und auch seine ursprüngliche Fassung etwas eingeschränkt, aber es ganz abzulehnen wagten jene nicht aus Besorgnis, bei den nächsten Wahlen ihre Reichstagssitze einzubüßen, und so kam es in den wichtigsten Punkten im März 1885 zu stande.

Es lautet in seinen Grundzügen, daß fortan zwei regelmäßige Postdampferverbindungen zwischen Deutschland einerseits, sowie Ostasien und Australien andererseits hergestellt werden, und daß die Unternehmer vom Reich dafür einen Zuschuß von vier Millionen Mark jährlich erhalten sollen, während ebenso eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandrien mit einer Reichssubvention von 400,000 Mark eingerichtet ist. Die Fahrten auf den Hauptlinien finden alle vier Wochen statt, die Schiffe müssen mindestens 11½ Knoten Durchschnittsgeschwindigkeit haben, bereits gebrauchte einzustellende Dampfer dürfen in Bezug auf Konstruktion und Einrichtung den fremden, auf denselben Linien laufenden Postdampfern nicht nachstehen und die neu einzustellenden müssen auf deutschen Werften erbaut werden. Die Einrichtung und Unterhaltung der Linien ist an geeignete deutsche Unternehmer im Submissionswege zu übertragen mit der Bedingung, daß die regelmäßigen Fahrten spätestens zwölf Monate nach Abschluß des betreffenden Vertrages beginnen.

Dieser Vertrag wurde dann am 3. Juli 1885 mit der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Bremer Lloyd" abgeschlossen, welche als Sieger aus der Konkurrenz hervorging und deren mustergültige Erfolge auf dem Gebiete transatlantischer Dampfschiffahrt dem Reiche die unzweifelhafte Garantie bieten, daß das Unternehmen in keine besseren Hände gelegt werden konnte.

Der Hauptinhalt des auf die Dauer von fünfzehn Jahren geltenden Vertrages ist folgender:

1) Für den Verkehr mit Ostasien geht erstens eine Linie von Bremerhaven über Antwerpen nach Port Said, Suez, Aden, Colombo, Singapore, Penang und Shanghai und sodann eine Anschlußlinie von Hongkong über Yokohama, Hiogo, Korea, Nagasaki und zurück.

2) Für den Verkehr mit Australien eine Linie von Bremerhaven über Antwerpen, Port Said, Suez, Aden, Tschagosinseln, Adelaide, Melbourne bis Sydney, sodann eine Anschlußlinie von Sydney über die Tongainseln nach Apia (Samoainseln) und zurück nach Sydney.

3) Eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandrien.

Auf den beiden ersten Linien sind in regelmäßigen vierwöchentlichen Zwischenräumen je 13 Reisen nach jeder Richtung, auf der dritten je 26 Reisen hin und zurück zu machen. Die Schnelligkeit ist für die ostasiatische und Mittelmeerlinie auf 12 Knoten (3 deutsche Meilen in der Stunde) und für die australische auf 11 Knoten (2¾ Meilen) festgestellt. Von Brindisi bis Alexandrien muß die Post in 60 Stunden befördert werden. Von dort geht sie bis Suez mit der Eisenbahn und alsdann an Bord der Hauptdampfer. Diese dürfen von Suez bis Hongkong nicht mehr als 24½ Tage, bis Shanghai 28½, bis Melbourne 30¾ und bis Sydney 33¾ Tage gebrauchen.

Zur Ausführung dieser Fahrten sind vom Lloyd einzustellen: für die beiden Hauptlinien je 5, für die ostasiatischen und australischen Zweiglinien je 1 mit einem Reservedampfer und für die Mittelmeerlinie 2, also im Ganzen 15 Dampfer, und von ihnen mindestens 6 neu zu erbauen. Von diesen sind 3 für die ostasiatische Hauptlinie und die anderen drei für den Anschluß bestimmt. Ebenso wie diese neuen Schiffe auf deutschen Werften unter Anwendung von deutschem Material hergestellt werden müssen und die Wünsche der Genehmigung des Reichskanzlers bedürfen, wird die Ausführung des Baues von Reichswegen kontrollirt und auch später der jeweilige Zustand überwacht. Alle Angestellten und Schiffsmannschaften müssen Deutsche, die in deutschen und holländisch-belgischen Häfen einzunehmenden Frachten dürfen nur deutscher Herkunft sein, so daß nichts der rein deutsche Charakter der Schiffe und das Interesse unserer Industrie an derselben nach allen Richtungen gewahrt bleibt.

Die Größen der Dampfer am Raumgehalt sind für die beiden Hauptlinien auf 8000 Tonnen, für die ostasiatische Anschlußlinie auf 4500, für die Schiffe auf 1000 und für die Mittelmeerzweiglinie auf 2000 Tonnen festgesetzt. Die Dampfer führen die Reichskriegsflagge, die Tarife werden vom Reichskanzler genehmigt und alle neuen Dampfer unter Oberaufsicht der Admiralität gebaut, um im Kriegsfalle für den Marinedienst Verwendung finden zu können.

Die nach diesem Vertrage einzustellenden Schiffe sind für die ostasiatische Hauptlinie die folgenden: „Oder", „Neckar", (beide den Beständen des Lloyd entnommen) und „Preußen", „Bayern", „Sachsen" (neu); für die Anschlußlinie „Stettin" (neu). In der australischen Haupt- und Nebenlinie werden laufen die 5 großen aus den bisherigen Beständen des Lloyd, „Salier", „Hohenzollern", „Hohenstaufen", „Habsburg", „General Werder", sowie der neue kleinere „Lübeck". Für die Mittelmeerlinie ist der neue Dampfer „Braunschweig" bestimmt, und endlich werden „Nürnberg" (gebraucht) und „Danzig" (neu) als Reservedienste thun. Die neuen Schiffe liefert unsere größte Schiffs- und Maschinenbauanstalt der „Vulkan" in Stettin. Die 9 Hauptdampfer haben eine Raumgröße von ungefähr je 3100 Tonnen und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 13 Knoten, also von 1½ Knoten mehr als das Gesetz verlangte und 1 Knoten über die im Vertrage festgesetzte Geschwindigkeit. Die 5 älteren Dampfer für die australische Linie sind ursprünglich schon für die Tropenfahrt gebaut und mit allen dafür notwendigen Einrichtungen versehen; „Oder" und „Neckar" sind dem entsprechend umgebaut.

Es ist eine bekannte und zugleich für uns sehr erfreuliche Thatsache, daß die Schiffe unserer beiden bisherigen transatlantischen Linien von Bremen und Hamburg sich einen sehr ehrenvollen Ruf erworben haben. In Bezug auf Sicherheit der Führung, Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit konkurrirten sie mit allen übrigen Nationen, hinsichtlich des Comforts und der Verpflegung der Passagiere stehen sie unbestritten in erster Reihe. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß diese Linien schon Jahrzehnte bestehen — hat doch der Bremer Lloyd bereits vor vier Jahren sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert — und daß sie in dem mächtigen Auswandererstrom nach Nordamerika einen ganz besonderen Rückhalt für ihre stetige Entwicklung fanden.

Das stellt sich nun bei den beiden neuen Linien anders. Hier treten die deutschen mit drei ebenfalls seit Jahrzehnten bestehenden Gesellschaften (der englischen Peninsular and Oriental Company, sowie mit der französischen Messageries maritimes), welche bisher allein den Post-, Personen- und Frachtverkehr vermittelten, soweit letzterer sich für schnelle Postdampfer eignete, in den Wettkampf mit der Absicht ein, nicht allein den für ihren Bestand nötigen Anteil zu fordern, sondern die anderen Linien zu überflügeln.

Gewiß ist das Unternehmen ein kühnes; es zeugt für den Lloyd von großem Selbstvertrauen, und die Gegner der Dampfervorlage haben es sich besonders angelegen sein lassen, darzuthun, daß unsere Postdampfer in diesem Wettbewerbe den Kürzeren ziehen und schließlich Fiasko machen würden, diesen pessimistischen Anschauungen darf jedoch auf das entschiedenste entgegengetreten werden.

Um einer solchen Dampferlinie siegreiche Konkurrenz andern gegenüber zu ermöglichen und sie rentabel zu machen, muß sie allerdings eine Reihe von Bedingungen erfüllen können. Diese sind: Schnelligkeit, pünktliche Innehaltung der Abfahrtszeiten, Sicherheit der seemännischen Führung der Schiffe und ihres Baues, um die Kämpfe mit den Elementen erfolgreich zu bestehen; ferner Einrichtungen, welche den Passagieren den Aufenthalt an Bord nach jeder Richtung hin angenehm machen und ihnen zugleich das Vertrauen einflößen, daß im Falle eines Unglücks alles vorbereitet ist, um ihr Leben zu sichern.

Dazu tritt dann noch als wesentliches Moment, daß der deutsche Handel von und nach jenen Gegenden, dem die Linien doch hauptsächlich dienen sollen, bedeutend gewinnt und wachsen wird, um den Schiffen volle Ladung zu sichern, auch wenn der fremde Handel sich ihnen gegenüber zurückhaltend zeigen sollte.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf diese einzelnen Punkte und betrachten sie ohne Schönfärberei an der Hand der Thatsachen.

Was zunächst die Schnelligkeit betrifft, so ist dieselbe bei den deutschen Linien unbedingt die größere. Nach dem Postdampfergesetz soll die mittlere Fahrgeschwindigkeit 11½ Knoten mindestens betragen; in dem Vertrage hat sich aber der Lloyd freiwillig erboten, dieselbe für Mittelmeer und Ostasien auf 12 zu steigern, während die Maschinen sogar 13 leisten können. Die englische Linie dagegen entwickelt eine solche von nur 10½, die französische von 11 Knoten. Sind hierbei die deutschen Fahrten schon wesentlich im Vorteil, so möchte derselbe noch mehr durch die umsichtige Feststellung der Fahrpläne.

Während die Dampfer von Bremerhaven für jede Hauptlinie alle vier Wochen und zwar Mittwochs abgehen, wird durch sie zunächst eine regelmäßige Postverbindung auf ihrer gemeinsamen Strecke von Deutschland bis Aden eingerichtet und ebenso durch die Mittelmeerzweiglinie eine solche an jedem zweiten Freitag zwischen Triest und Alexandrien geschaffen.

Von Suez ab fallen dann die deutschen Fahrten nach Ostasien so zwischen die englischen und französischen, daß sie vier Tage nach jenen und sieben Tage vor diesen beginnen. Vermöge ihrer größeren Schnelligkeit gleichen unsere Postdampfer aber bis Hongkong den Unterschied von vier Tagen völlig aus und treffen dort mit den Engländern gleichzeitig ein. Es liegt also auf der Hand, daß alle deutschen Postsendungen, welche bisher auf englischen Dampfern für diese Zeit nach Ostasien verschickt wurden, auf die deutsche Linie übergehen werden, weil sie vier Tage weniger gebraucht, und daß, weil für den Kaufmann Zeit Geld ist, auch ein großer Teil der fremdländischen Sendungen folgen wird.

Die japanische Anschlußlinie ist so gelegt, daß sie in Hongkong wieder eintrifft, bevor der inzwischen von Shanghai zurückgekehrte Hauptdampfer nach Bremerhaven zurückkehrt

Auf der Strecke Suez-Sydney stellt sich die Sache nicht ganz so günstig. Hier finden bereits wöchentliche Fahrten der beiden englischen Linien Peninsular and Oriental und der Pacific-Steam-Navigation-Company statt, die mit einander wechseln; jedoch ist die deutsche Linie zwischen zwei dieser Fahrten so eingelegt, daß unser Dampfer vier Tage nach dem der Peninsular and Oriental-Company von Suez abfährt und in 29½ Tagen, das heißt nur um etwas weniger als einen Tag später in Australien eintrifft, während die zwei Tage später folgende französische Linie der Messageries die australischen Häfen erst fünf Tage später erreicht, so daß die deutschen Dampfer auch hier einen bedeutenden Zeitgewinn machen. Die Anschlußfahrt nach der Südsee und zurück bis Sydney dauert 21 Tage. Für die Rückreise der Hauptdampfer gestalten sich die Fahrten ähnlich vorteilhaft. Der ostasiatische verläßt Shangai und Hongkong acht Tage später als der englische, gelangt aber nur drei Tage später nach Suez als dieser, während der einen Tag vor dem deutschen von Hongkong abgehende französische Dampfer erst zwei Tage später in Suez eintrifft und seine Post fünf Tage später in Neapel abliefert als der deutsche in Brindisi, da unsere Post nicht per Schiff, sondern per Eisenbahn von Suez nach Alexandrien geht.

Auf der australischen Linie verläßt der deutsche Dampfer Sydney fünf Tage später als der englische Pacific- und einen Tag später als der Peninsular and Oriental Compunddampfer, hält sich aber in Melbourne nur vierundzwanzig Stunden auf, während die englischen vier Tage bleiben. Dadurch hat der erstere von Melbourne nur noch zwei Tage Vorsprung, während der Peninsular and Orientaldampfer schon um ebensoviel zurückgeblieben ist. Jener Vorsprung des Pacificdampfer wird bis Suez zwar nicht ganz ausgeglichen, dagegen verspätet sich der deutsche gegen den Peninsular and Orientaldampfer bis zum Seekanal um das Doppelte. Die französische Konkurrenz kommt auf dieser Linie nicht in Betracht, da der ebenfalls nur alle vier Wochen gehende Messageriesdampfer Sydney bereits neun Tage vor dem deutschen verläßt. Dieser Fahrplan gibt deshalb unseren Linien große Chancen auf Zuführung von Postsendungen und auch solchen Gütern, deren Wert durch schnelle Beförderung wächst, und bereits hat ja auch schon Japan seine Post den deutschen Dampfern übertragen.

Was nun die Sicherheit in der Konstruktion und in der Führung der Schiffe betrifft, so geben für beide nicht nur die mit dem Bremer Lloyd während der neunundzwanzig Jahre seines Bestehens gemachten Erfahrungen eine sichere Bürgschaft, sondern für erstere auch der unter Aufsicht der Reichsregierung ausgeführte Bau, sowie die stete Kontrolle des Reichs über den jeweiligen seetüchtigen Zustand der Schiffe. Es darf deshalb ohne irgend welche Ueberhebung behauptet werden, daß in diesen Leistungen Deutschland in keiner Beziehung von anderen Nationen übertroffen wird, sondern seinerseits allen voransteht. Auch liefert die Thatsache für diese Behauptung einen Beweis, daß seit längeren Jahren unsere Schiffsbauwerften für alle möglichen fremden Nationen Aufträge erhalten und selbst England, das Land der Schiffahrt par excellence, begonnen hat, auf der Elbe sogar eine Reihe von Hochseefischerei-Fahrzeugen bauen zu lassen, obwohl es deren viele tausende besitzt und man deshalb doch annehmen sollte, daß es in deren Herstellung genügende Erfahrung hätte.

Die deutschen Seeleute genießen bei allen seefahrenden Nationen, und mit vollem Recht, den besten Ruf. Sie sind nicht allein fachmännisch außerordentlich tüchtig und werden darin von keinem andern Volke übertroffen, sondern zeichnen sich durch Zuverlässigkeit, Pflichttreue und Nüchternheit vorteilhaft aus, so daß sie überall willkommen sind. Man greift nicht fehl, wenn man annimmt, daß über zehntausend derselben auf fremdländischen Schiffen fahren, wenngleich es für Deutschland betrübend ist, daß das Darniederliegen der Schiffahrt und manche andere damit zusammenhängende Umstände so viel tüchtige Elemente aus dem Vaterlande treiben. Doch hoffentlich wird die neue Postschiffahrt auch hierin einen Wandel zum Bessern herbeiführen. Die dafür erforderlichen fünfzehn Dampfer werden eine Besatzung von rund ebensovielen hundert Mann nötig haben, während ihre Bezahlung, Verpflegung und die sonstigen sich ihnen beim Bremer Lloyd bietenden Vorteile die höheren Gagen des Auslandes mehr als aufwiegen.

Diese letzteren Vorteile sind für den Seemann ungemein viel wert, und ihnen dankt es der Lloyd, daß seine Besatzungen eine Elite des seemännischen Standes sind, obwohl er deren auf über siebenzig Schiffen dreitausend beschäftigt. Die wichtigste Einrichtung in diesem Sinne ist die Seemannskasse, zu der jeder Mann der Besatzung, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, seinem Gehalt entsprechend beiträgt, während der Lloyd die Hälfte aller Beiträge zahlt, um aus der Summe eine Pensions- und Unterstützungskasse für diejenigen zu bilden, welche eine bestimmte Zahl von Jahren gedient haben. Ferner werden an die unteren Verwaltungsbeamten Prämien für den Fall verteilt, daß während einer bestimmten Zeit keine einzige Klage seitens der Passagiere einläuft. Solche Maßregeln sichern dem Lloyd nicht nur ein ausgezeichnetes und zuverlässiges Personal, welches wieder dem Passagier die beste Gewähr für die Sicherheit der Reisen bietet, sondern auch der ärmste Zwischendeckpassagier hat die Gewißheit, auf das beste behandelt und verpflegt zu werden. Und ebenso wie diese Gewißheit neben einer ausreichenden und vorzüglichen Verpflegung dem Lloyd bisher so viel Passagiere aller Nationen zugeführt hat, daß er jede Konkurrenz siegreich bestand, kann es nicht ausbleiben, daß dies auch auf den neuen Linien der Fall sein wird, und zwar um so mehr und gewisser, als die Passagepreise sich um etwa dreißig Prozent billiger als auf den englischen und französischen Linien stellen. So beträgt der Fahrpreis für einen Zwischendeckpassagier nach Australien zum Beispiel nur 300 Mark.

Um dem Leser einen ungefähren Begriff von Größe und Einrichtung der Hauptpostdampfer zu geben, mögen nachstehende Angaben über einen derselben, den „Habsburg“, von der australischen Linie (alle sind ziemlich gleich), dienen. Das Schiff hat bei 351 Fuß Länge und 39 Fuß Breite einen Raumgehalt von 3004 Tonnen, mit einer Maschine von 2200 Pferdekräften und eine Besatzung von 108 Köpfen. Es nimmt 862 Tonnen Kohlen bei einem täglichen Verbrauche von 45 Tonnen. An Passagieren ist für 50 I., 70 II. und 700 III. Klasse Raum, und dieser ist mit allem Comfort so eingerichtet, wie man nur irgend wünschen kann. Das Passagierdeck ist 8 Fuß hoch, fast 1 Fuß höher als auf allen anderen Linien, und ein Pulsionsventilator treibt beständig frische Luft durch alle Räume des Schiffes, die nachts nur durch elektrisches Licht erhellt werden. Da dieses bekanntlich keine Wärme entwickelt, bietet es einen sehr wesentlichen Vorteil für die Tropenfahrt. Besonders zweckmäßig eingerichtete Eiskellereien gestatten die vollständige Frischhaltung von Fleisch während der ganzen Reise, und außerdem werden Eismaschinen an Bord geführt. Ueber die Verpflegung braucht nichts weiter erwähnt zu werden, sie ist längst als die beste auf allen Dampferlinien bekannt, und auch im Auslande zögert man nicht, alle diese Vorzüge rückhaltlos anzuerkennen. Bei Ankunft der „Oder“ in Antwerpen erklärte man dort offen, man habe noch nie ein so schön eingerichtetes Schiff gesehen, und in gleich lobender Weise äußerten sich die Triester Blätter über den die Zweiglinie Triest-Alexandrien eröffnenden Dampfer „Braunschweig“; sie hoben auch noch besonders den Umstand hervor, daß bei einem Unfalle die Rettungsboote durch eine besondere Einrichtung innerhalb zwei Minuten zu Wasser gelassen werden können.

Was schließlich die Frage betrifft, ob unsere Dampfer auch genügende Fracht unterfinden werden, so dürfte diese Frage ziemlich müßig sein, nachdem oben nachgewiesen ist, daß die deutschen Linien die übrigen in jeder Hinsicht übertreffen. Größere Schnelligkeit, Sicherheit und billigere Tarife sind für einen Kaufmann zu wichtige Faktoren, um sie nicht sehr bald zu berücksichtigen, und zunächst wird sich der deutsche Handel sie zu nutze machen. Daß dieser schon jetzt ganz bedeutend ist, mag aus folgenden Zahlen erhellen. Deutschland führte 1883 für 24 Millionen Mark Waren nach China aus und für 4 Millionen von dort ein, nach Japan für 3, beziehungsweise 4 Millionen, nach Australien für 14, beziehungsweise 7 Millionen, nach der Südsee für 1, beziehungsweise 2 Millionen, nach englisch Ostindien für 8, beziehungsweise 81 Millionen Mark, wobei zu bemerken ist, daß diese Summen weit hinter dem wirklichen Handelsverkehr zurückbleiben, da zum Beispiel alle über England nach Ostasien entsandten deutschen Waren dort als englische gelten und in statistischen Tabellen als solche bezeichnet werden.

Beweisen nun schon diese Zahlen von zusammen fast 150 Millionen Mark, daß eine direkte Dampferverbindung durchaus wünschenswert war, so darf man nicht vergessen, daß es ein alter, unanfechtbarer Grundsatz ist: „der Handel folgt der Flagge“, und daß wir deshalb mit Sicherheit auf einen bedeutenden Aufschwung rechnen können. Eine Sache von der größten Bedeutung ist es aber, daß jenes gewaltige Ländergebiet, China, mit seinen 400 Millionen sich sehr bald in weit höherem Grade dem europäischen Handel aufschließen wird als bisher; daß sich ungeahnte Absatzgebiete für industrielle Produkte eröffnen müssen und daß es für Deutschland hohe Zeit war, sich dort eine Stellung zu sichern, die einen Ausschluß durch andere Nationen unmöglich macht, vielmehr ihm einen bedeutenden Anteil gewährleistet.

Diesen wichtigen Umstand für die Entwicklung des deutschen Handels und damit für das Gedeihen und die Wohlfahrt unseres Volkes rechtzeitig erkannt und trotz des Widerstandes kurzsichtiger und engherziger Gegner die Postdampfervorlage siegreich durchgebracht zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des deutschen Reichskanzlers. Ihm gebührt dafür der Dank des Handels, der Industrie und des gesamten Vaterlandes.

Wir Deutsche dürfen die Eröffnung dieser neuen Seeverbindung mit dem fernen Osten als den Beginn einer verheißungsvollen Aera begrüßen, als einen sehr wesentlichen Schritt auf dem Wege zum Siege in einem friedlichen Wettkampfe, der in hohem Grade befruchtend auf die Macht, das Ansehen und den Wohlstand unseres Volkes zurückwirken und für unsere gesamte Nation von den wohlthätigsten Folgen sein wird.

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

V.

Aus der Münchener Schule.

Schluß.

(Hiezu die Bilder S. 1029 u. 1032.)

Zu den liebenswürdigsten Seiten, die in der Münchener Genremalerei sich geltend zu machen pflegen, gehört ein gemütlicher, urwüchsiger Humor. Den verschiedenen Volksstämmen entsprechend, aus denen die Angehörigen der Münchener Malerschule sich zusammensetzen, hat dieser Humor bald eine altbairische, bald eine österreichische, bald eine schwäbische Färbung. Außerhalb dieser Gebiete ist sein Ursprung nur in selteneren Fällen zu suchen, und so behält das süddeutsche Gepräge durchgehends die Oberhand in ganz entschiedener Weise.

Ein begabter Vertreter dieses Humors, Anton Laupheimer, hat eine kaum merklich veränderte Wiederholung seines „Verliebten Schulmeisters“, der vor nicht langer Zeit in den Besitz der königlichen Gemäldegalerie in Stuttgart übergegangen ist, unter dem Titel: „Ein schüchterner Verehrer“ zur Ausstellung geliefert. Als geborener Württemberger — der indes seit mehr als anderthalb Jahrzehnten in München heimisch geworden ist — läßt Laupheimer in seinen Bildern gern einen schwäbischen Charakter sich widerspiegeln, und auch im vorliegenden Fall ist etwas dieser Art wahrzunehmen, wenn auch mehr in Bezug auf Anschauung und Auffassung als auf die eigentliche Lokalfärbung. Die schlichte Holzvertäfelung der Wände und die Tracht des jungen Mädchens, das da bei seiner Näherei sitzt und mit gespanntem Ohr den ziemlich ungeschickten Aufmerksamkeiten lauscht, die der verlegene Lehramtsgehilfe da ihr entgegenbringt, kann zum mindesten ebenso gut auf oberbayrische als auf schwäbische Zugehörigkeit hinweisen. Wie feierlich und wie verblüfft zu gleicher Zeit der junge Brillenträger mit dem mühsam geglätteten, hinter das Ohr zurückgetriebenen Haar seiner angebeteten ländlichen Schönen gegenübersitzt, er, der doch ungeachtet seiner Jugend und Harmlosigkeit so grimmig losdonnern kann, wenn es gilt, seine unartigen Schulbuben im Zaum zu halten. Was gäbe er darum, wenn ihm jetzt auch nur die Hälfte jenes herrschermäßigen Heldenmutes zur Verfügung stände, mit welchem er Tag für Tag die Widerspenstigkeit der lernfaulen Dorfjugend zu bekämpfen und ihr eine verhältnismäßig erstaunliche Fügsamkeit und Willigkeit abzugewinnen weiß. Aber seltsam! Hier ist es, als blieben ihm die Worte, die sonst so eifrig hervorsprudeln und herauspoltern können, im Halse stecken, und das Sträußchen, das er der Königin seines Herzens als ein Zeichen seiner stillen Verehrung überreichen möchte, ist noch immer zwischen seine Fingerspitzen eingeklemmt, ohne daß er die geeignete Wendung findet, mit der er sich dieser kleinen duftigen Last und seines ihm auf der Seele brennenden Anliegens entledigen könnte. Ob er wohl jemals dahin gelangen wird? So scheint der schalkhaft von unten vorblitzende Blick der Kleinen zu fragen, die mit jenem den Mädchen angeborenen Scharfblick für derlei Dinge schon längst weiß, wie viel es im Herzen ihres wortkargen Gesellschafters geschlagen hat, und die sich halb an seiner Verlegenheit weidet, halb sie verwünscht. Da ist Nachbars „Natzwerle“ doch ein anderer Kerl! Der hat gestern seinen Schatz, ihre Freundin, einfach um den Leib gefaßt, ihr einen herzhaften Kuß auf die schwellenden Lippen gedrückt und mit lachendem Munde gesagt: „Liedle, Di mag i halt!“ und dann wieder: „I hab' Di grad zum Fresse gern, und Du und kei andere muaß mei Weib werde, und wann d' ganz Welt drüber aus'nander krachen sollt!“ Das war doch einmal eine Sprache, wie sie ein junges Mädel aus dem Munde des Mannes, den sie gern hat, nur zu hören wünschen kann. Ob der beklommene „Herr Provisor“ da sich wohl jemals so viel Herz fassen wird, ihre Lippen mit den seinen zu berühren, oder ob er am Ende gar seine Blumen wieder mit sich fortnehmen wird, ohne zur Anbringung seiner längst erwarteten Liebeserklärung, wie man im Schwäbischen sagt, „den Rank gefunden“ zu haben?

Solche Gedanken glauben wir der frisch erblühten Kleinen von dem halbgesenkten runden Gesichtchen und aus den erwartungsvoll aus ihren Winkeln spähenden Augen zu lesen. Schließlich wird sie ihm doch wohl noch mitleidig zu Hilfe kommen müssen, so sehr ihr jungfräulicher Stolz und das Verlangen, sich im Sturm erobert zu sehen, sich auch dagegen sträuben mögen.

Von diesem Bild aus der Gegenwart versetzt uns „Ein Accord“ von Joseph Munsch wieder in die Zeiten der Hochrenaissance, ungefähr in die Tage eines van Dyck zurück, die durch ihre geschmackvolle Prachtentfaltung dem Maler überaus dankbare Formen und Farben liefern. Die sorgsam ausgeführten Holzvertäfelungen an Wänden und Fußboden, die reichgeschnitzten, schwellend gepolsterten Möbel, die kunstvoll gewobenen Boden-, Tisch- und Wandteppiche, die antiken Bronzebüsten auf abgebrochenen Porphyrsäulen — alle solche Dinge machen ein aristokratisches Heim aus jener Zeit zu einem reizvollen Schauplatz für malerisch darzustellende Vorgänge. Und nun erst diese schmucken Herren in der kleidsamen Tracht, die knapp anliegend dazu geschaffen war, einen jugendlich schlanken Wuchs in das günstigste Licht zu stellen, diese schönen Frauen in ihren kleidsamen Gewändern und schlichten Frisuren, die gleichwohl ein feines Oval so reizend umrahmten — was sollte da noch fehlen, um die Maler immer und immer wieder für die Darstellung dieser Zeit zu begeistern?

So hat sich denn in unseren Tagen ein reger Wetteifer mit den Darstellern des Salonlebens unter den niederländischen Kleinmeistern ausgebildet, und an diesem Wetteifer nimmt auch der Meister des auf Seite 1032 wiedergegebenen Ausstellungsbildes, Joseph Munsch, eifrigen Anteil. Daß es sich bei dem auf gegenwärtigem Gemälde wiedergegebenen Vorgang nicht allein um einen musikalischen, sondern auch um einen Seelenaccord handelt, verrät sich auf den ersten Blick. Der Ton, den diese junge Dame auf ihrem Klavicymbalum, dem Abkömmling des älteren Hackbretts und primitiven Vorläufer unseres heutigen Klaviers, anschlägt, gibt dem jungen Mandolinenspieler die Richtschnur für die Stimmung seines Instruments; weit stärker und nachhaltiger aber klingt ihre jeweilige Gemütsstimmung in seinem Herzen wieder. Das streng beobachtende Auge des zur Seite sitzenden Vaters oder Oheims aber läßt uns befürchten, daß diese still beseligende Harmonie auch vor Mißklängen, ähnlich demjenigen, den das zu Füßen des Fräuleins ruhende Windspiel zwischen den Stimmungsaccord zu werfen im Begriff scheint, nicht bewahrt bleiben werde. Hoffen wir im Interesse der beiden jungen Leute, daß jede Dissonanz, die den Einklang ihrer Herzen bedrohen mag, rasch ihre befriedigende Lösung finde!

Wollten wir die Münchener Schule auf der gegenwärtigen Berliner Ausstellung mit einiger Gründlichkeit verfolgen, so hätten wir noch eine weite Umschau zu halten. Unsere Aufgabe indes konnte nur dahin gehen, an einzelnen bemerkenswerten Beispielen zu zeigen, daß die an der Isar heimische Kunst nicht gesäumt hat, auch an der Spree von der ihr innewohnenden Gestaltungskraft hinlängliches Zeugnis abzulegen.

Otto Baisch.

Die Denkmünze auf die jüngste Jubelfeier in Heidelberg.

Die neue Heidelberger Denkmünze.

Unter den Ehrengeschenken, welche der Großherzog von Baden der Heidelberger Hochschule zu ihrem Jubelfeste gewidmet hat, nimmt die Jubiläumsmedaille die erste Stelle ein. Dieselbe, nach dem Entwurfe des Direktors der großherzoglichen Kunstgewerbeschule, Prof. H. Kötz, von Modelleur K. Schwenzer in Stuttgart in Stahl geschnitten und von der großherzoglichen Münzstätte in Karlsruhe in Gold, Silber und Bronze ausgeprägt, ist ein Meisterwerk deutscher Modellierkunst. Die Vorderseite der Münze zeigt das vorzüglich gelungene Brustbild des Rector Magnificentissimus in Generalsuniform mit leicht über die Schultern geworfenem Hermelinmantel; die das Bildnis umrahmende Inschrift lautet (unter Vervollständigung der Abkürzungen): »Fridericus Dei Gratia Badarum Magnus Dux Rector Heidelbergensis Perpetuus« (Friedrich von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, ständiger Rektor der Universität Heidelberg). Die Rückseite ist besonders reich und wirkungsvoll; die schöne schlanke Frauengestalt inmitten derselben mit dem Lorbeerzweig in der linken Hand kennzeichnet sich das Wappenschild, das sie als würdevollen Brustschmuck trägt, als „Badenia". Ihre ausgebreiteten Arme ruhen auf zwei Renaissancereliefbildern, in deren Feldern die Bildnisse von Ruprecht I. und Karl Friedrich einander gegenüberstehen, aufsprechend der auf dem äußeren Rande befindlichen Inschrift, die in deutscher Uebersetzung lautet: „Die Universität Heidelberg von Ruprecht gestiftet, von Karl Friedrich neu begründet". Die unterhalb der Sockelarchitektur auf dem Querschild angebrachte Inschrift besagt: »Saeculum Sextum Pio Auspicatur Anno Domini MDCCCLXXXVI« (Ihren Eintritt ins sechste Jahrhundert feiert dankbar die Universität im Jahre des Herrn 1886). Aus den die Porträtmedaillons umgebenden Füllhörnern ranken sich in beziehungsvoller Weise Lorbeer- und Palmzweig empor, die Sinnbilder des Ruhmes und Friedens, unter dessen Schutz allein die Wissenschaft sich in gedeihlicher Weise entwickeln kann. Im Hintergrund erblickt man Heidelberg, einerseits tritt die Schloßruine hervor, andererseits die Stadt und der Neckar. In ihrer edlen künstlerischen Fassung und ihren sinnreichen Hindeutungen auf die für die Universität bedeutsamsten Persönlichkeiten und bemerkenswertesten Daten bildet die Münze das schönste Gedenkzeichen an die verflossenen Festtage. Besonders teuer freilich wird sie jenen Ehrengästen sein, denen der Großherzog selbst sie als wertvolle Erinnerung verliehen hat.

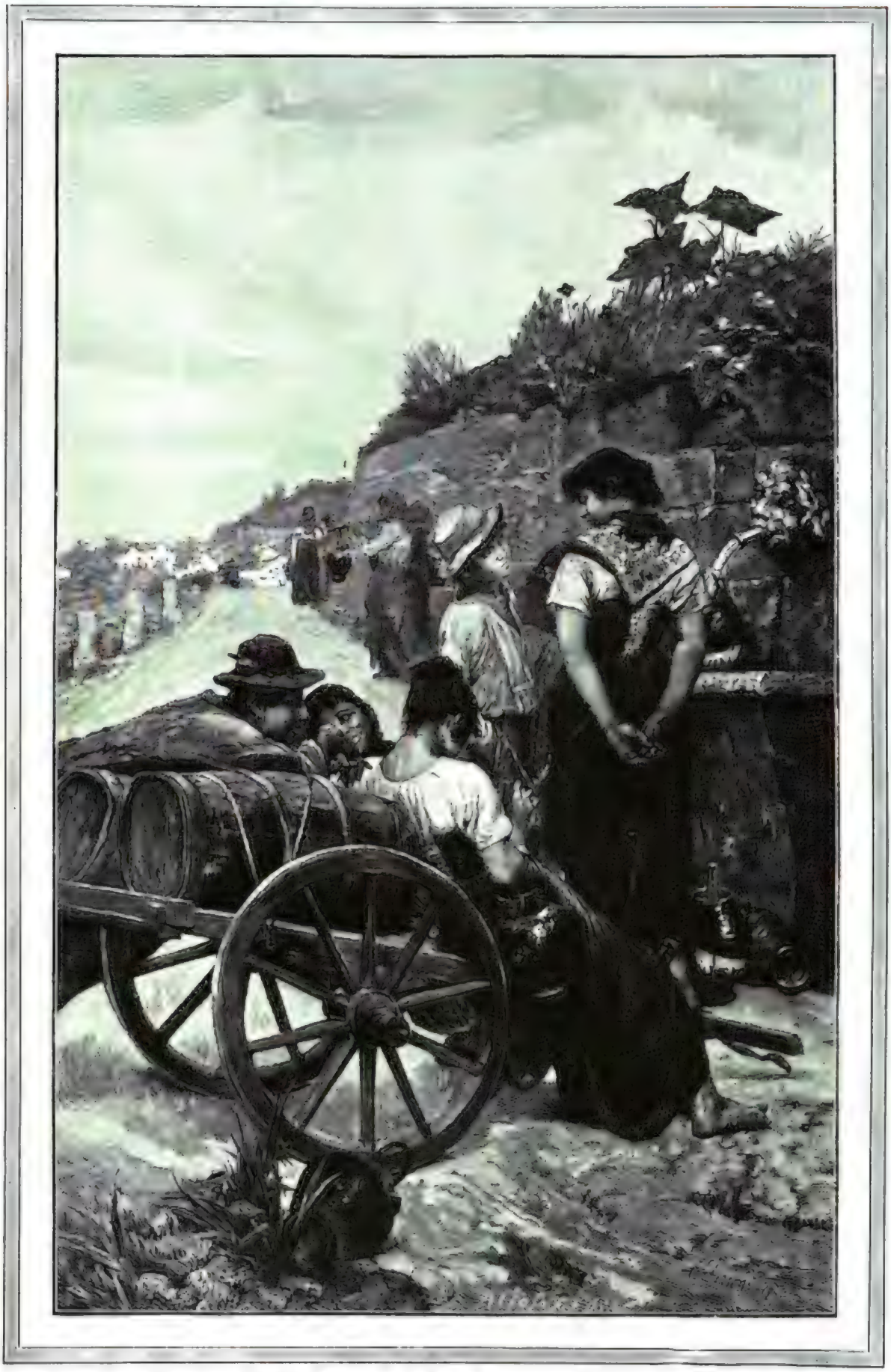
An der Quelle.

(Hierzu das Bild S. 1037.)

Im Süden bedeutet Wasser Leben und Freude, und wir im kühleren Norden können uns kaum vorstellen, welche Bedeutung das Wort Quelle sogar schon für den Italiener hat. Der meist steinige, trockene Boden seines schönen Landes in Verbindung mit der großen Sonnenhitze ist — tot; erst das Wasser erweckt Leben. Wo dies hinkommt, sprießt alles in üppiger Fülle, und wenn in erforderlicher Menge begossen wird, lohnt sich die schwere Arbeit reichlich; denn hart muß der Italiener sich abmühen, dieses Lebenselixir auf die Weinberge und Gemüsepflanzungen sich in den Bergen zu schaffen. Er bringt das Wasser in großen Fässern von der Quelle bis in die Nähe seines Ackers und trägt es dann in Holzgefäßen auf dem Rücken zur Stelle. Laufende Brunnen, Pump- und Fistenendbrunnen sind in den bergigen Teilen Italiens nur spärlich zu finden; oft besitzen mehrere weit auseinander liegende Dörfchen eine Quelle, und dahin entsteht nun auch meist in den frühen Morgenstunden oder nach Untergang der Sonne eine wahre Völkerwanderung. Mit allen, möglichen Gefäßen — altertümlichen und solchen neuesten Fabrikzeichens — pilgert alt und jung, Männlein und Weiblein zur Quelle, um zuerst sich gründlich zu laben und dann Wasser in das Haus zu tragen. Fässer und Fäßchen werden gefüllt — dabei gibt es natürlich lange Pausen, denn wer zuerst kommt, füllt auch hier am ersten. Das Warten jedoch gestaltet sich meist recht lustig; Buben und Mädchen treffen sich hier, es wird gelacht und geschwatzt, zarte Aufmerksamkeiten werden in so unwiderstehlicher natürlicher Weise erwiesen, daß sie an die Zeiten der Erzväter erinnern, Herzen werden gefunden und verloren, Eifersucht lodert hier auf, Leichtsinn kokett am rauschenden Wasser; aber auch die Tugendkontrolle wird von umsichtigen Müttern streng geübt. So gestaltet sich denn das Leben an den Quellen in Italiens Bergen eigenartig und interessant, wie unser naturwahres Bild von Ferrari dies pikant andeutet.

Tölz und Krankenheil. Nach einer Photographie im Verlag von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Digitized by Google



An der Quelle. Nach einem Gemälde von E. Ferroni.

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Vierzehntes Kapitel.

Man war es in der Badegesellschaft von Bergenau so sehr gewohnt, die Damen des Grafen Waldheim mit den Herren von Pergen und Artenburg als zusammengehörig zu betrachten, daß auch heute die beiden Paare einander überlassen wurden, sobald die Gesellschaft sich aufmachte, den Wald zu durchstreifen. Der Prinz mochte es überdies für seine Pflicht halten, der vermeintlichen Prinzessin den Arm zu bieten, um dieselbe vor zu häufiger und naher Berührung mit den übrigen zu bewahren. So kam es denn, daß während die Mehrzahl der Gesellschaft schon aus einiger Ferne durch die Gebüsche her ihre fröhlichen Stimmen ertönen ließ, die beiden Paare, wie sonst auf der Promenade, auch hier in der breiten Hauptallee hinter einander herschritten. Der Prinz ging mit Margot voran, Artenburg folgte mit der Prinzessin; doch hatte diese heute nicht seinen Arm genommen, sondern war, als er ihr denselben bot, ohne geradezu abzulehnen, wie zufällig den Kopf zur Seite wendend, einen Schritt vorausgegangen und hatte dann so unbefangen weiter gesprochen, als ob sie seine erstaunte und etwas verletzte Miene gar nicht bemerkt hätte.

Hinter ihnen ging der Graf Waldheim mit dem Doktor, dem Badekommissär und einigen alten Damen. Der Graf war infolge des vortrefflichen Bordeaux, den Herr von Stolten vor sein Couvert gestellt, nun doppelt empfänglich für alle Aufmerksamkeiten, die man ihm entgegen brachte, so daß er, auf den Arm des Herrn von Stolten gestützt, lächelnd eine Anekdote nach der andern erzählte, und wenn auch diese Anekdoten am Hofe für nicht mehr ganz neu hätten gelten mögen, so erregten sie doch hier die höchste Bewunderung und eine lange dauernde Heiterkeit, welche dann den Grafen immer wieder von neuem anregte, die Schätze seiner Erinnerungen so dankbaren Zuhörern zu öffnen. Er schien alle seine Sorgen vergessen zu haben, auf seiner heitern, wolkenlosen Stirn stand das römischen Dichters lebensfrohes Wort geschrieben: „Dulce est desipere in loco!“ und so vergaß er denn auch die Aufmerksamkeit, die er sonst unausgesetzt Ihrer Durchlaucht der Prinzessin zuzuwenden pflegte, die sein allergnädigster Herr ihm anvertraut und die ihn auf so gefährliche und verhängnisvolle Abwege gedrängt hatte.

In einiger Entfernung führten von der großen Parkallee zwei Seitenwege in den tiefen Waldschatten hinein.

Der Herr von Pergen wendete sich mit Margot demjenigen dieser Wege zu, welcher nach rechts hin führte; es war dies ganz natürlich, denn beide kannten ja gegenseitig ihre Neigung für die stille, von keiner Unruhe entweihte Natur, und beide waren gewöhnt, ihre gegenseitige Scheu und Befangenheit in der Natur verschwinden zu sehen.

Als Herr von Pergen mit Margot in dem nach rechts führenden Wege verschwunden war, wendete sich Baron Artenburg wie zufällig der andern Seite zu, und die Prinzessin, welche nur zerstreut auf seine Bemerkungen antwortete, folgte ihm, ohne auf den Weg zu achten.

Der Herr von Stolten beschleunigte ein wenig seinen Schritt und stellte so eifrige Fragen an den Grafen Waldheim, daß dieser, ohne umzublicken, an den beiden Seitenwegen vorbei ging, während Herr von Stolten einen schnellen, scharfen Blick in derjenigen dieser beiden Wege tauchte, in welchen der Herr von Pergen eingebogen war.

Artenburg und die Prinzessin waren eine Zeit lang stumm neben einander hergegangen; beide schienen mit ihren Gedanken beschäftigt oder in die Betrachtung der Natur versunken, die in dieser stillen Einsamkeit viel mehr Reiz hatte als auf den breiten, ausgetretenen Wegen, denen die Besucher des Parks gewohnheitsmäßig zu folgen pflegten. Mächtige Buchen wölbten hier, von einzelnen alten Eichen untermischt, ihre Kronen über dem ziemlich schmalen Weg, und durch die dichten Blätter schimmerte das Sonnenlicht in smaragdgrünem Glanz, hin und wieder nur in blendendem Strahl durch eine kleine Oeffnung zwischen den von leichtem Windhauch bewegten Blättern hindurchschießend. Neben dem Weg über felsigen Grund hin rieselte ein silberklarer Waldbach und das Murmeln des Wassers, die duftige Dämmerung, das leise Rauschen der Blätter, das alles schien mehr zu träumendem Sinnen als zu lebhafter Unterhaltung zu stimmen.

Baron Artenburg blickte zuweilen seitwärts auf die Prinzessin, und in seinen Blicken lag ebensowohl Bewunderung als zugleich eine schmerzliche Wehmut, die man sonst in seinem lebensfrischen, fast übermütig fröhlichen Gesicht nicht zu finden gewöhnt war. Und seine Bewunderung wenigstens war gewiß völlig gerechtfertigt, denn die Prinzessin, welche immer schön und anmutig war, erschien hier in diesen zauberischen Reflexen des goldgrünen Lichts, in diesem Wechsel der tiefen Schatten und der hellen Sonnenstrahlen, welche zuweilen wie Blitze über ihr edles Gesicht zuckten, unendlich reizender noch als sonst. Dieser Reiz, der über ihrer ganzen Erscheinung lag, wurde noch dadurch erhöht, daß auch sie durch die Stille des Waldes weicher und sinniger gestimmt schien; auch über ihren Zügen lag es wie der Schleier einer sanften Wehmut, ihre sonst so keck herausfordernden Blicke tauchten sich gedankenvoll und träumerisch in die dunkelgrünen Schatten, das höhnische Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, und mit leicht seitwärts geneigtem Haupt schien sie dem rieselnden Bach zu lauschen, als ob ihr derselbe liebliche Geheimnisse erzähle.

Baron Artenburg seufzte, — dann sagte er in leichtem Konversationston, aber doch mit einem gewissen, kaum merklichen Beben der Stimme:

„Darf ich Ihnen meinen Arm reichen, Gräfin? Der Weg ist hier nicht ganz eben; vielleicht,“ fügte er mit einem leicht vorwurfsvollen Anklang hinzu, „vielleicht möchten Sie sich hier dennoch meiner Führung anvertrauen.“

Sie sah zu ihm auf mit einem fast starren Blick ihrer groß geöffneten Augen. Hier konnte sie sein Anerbieten nicht überhören, sie legte ihre Hand, flüchtig errötend, auf seinen Arm und ging dann, wieder in die Tiefe der Schatten hinausblickend, an seiner Seite weiter.

„Sie sind schweigsam, Gräfin,“ sagte er nach einiger Zeit. „Sie scheinen verstimmt — was hat —“

„Ja, Baron Artenburg,“ fiel sie schnell ein, indem ein drohender Blitz in ihren Augen aufflammte, „ich bin verstimmt — und sollte ich es nicht sein, wenn — wenn ich eine heftige Scene mit meiner Prinzessin gehabt habe —“

„Eine Scene mit Ihrer Durchlaucht?“ rief Artenburg. „Sie, Gräfin, die Sie doch die Jugendfreundin der Prinzessin sind — und weshalb — ich begreife nicht —“

„Sie begreifen nicht? Sie fragen mich, weshalb, und sind doch selbst schuld daran —“

„Ich, Gräfin, wie wäre das möglich, was hätte ich thun können, um —“

„Nun, Herr von Artenburg,“ sagte die Prinzessin, indem sie stehen blieb und dem Baron voll in das Gesicht sah, „ich kann nicht glauben, daß Sie ein so schwaches Gedächtnis haben sollten, um das nicht zu begreifen. Sie erinnern sich, daß Sie mir ein Gedicht gaben —“

„Ein Gedicht, Gräfin,“ fiel Artenburg, in plötzlichem Schrecken erröthend, mit zitternder Stimme ein, „das der Zufall in Ihre Hände fallen ließ —“

„So war der Zufall indiskret, nicht ich. Genug, Sie sagten mir, daß dies Gedicht auf den Namen Margarethe von Seiner Hoheit dem Erbprinzen an meine Prinzessin gerichtet sei, daß der Prinz es ihr zu ihrem Geburtstage habe überreichen wollen —“

„Ganz recht, Gräfin — ganz recht — und —“

„Nun, Herr von Artenburg, ich appellire an Ihr eigenes Gewissen — jenes Gedicht war nicht von der Handschrift des Prinzen, sondern von der Ihrigen!“

„Von meiner Handschrift — und wer hat Ihnen gesagt —“

„Der Prinz selbst, den die Prinzessin es wie zufällig sehen ließ.“

„Der Prinz — die Prinzessin!“ rief Artenburg in höchster Verwirrung. „O mein Gott, ist das möglich?“

„Ja, mein Herr,“ sagte die Prinzessin streng und scharf, „es ist möglich, und es ist wahr; ich liebe die Wahrheit und gebe mir stets Mühe, die Rätsel zu lösen, die mir im Leben entgegentreten. War es nicht meine Pflicht, der Prinzessin, die, wie Sie sagten, meine Freundin ist, jenes Gedicht zu geben und sie auf die Ueberraschung vorzubereiten, die der Prinz ihr zugedacht? War das nicht um so mehr meine Pflicht, als Graf Waldheim — mein Vater,“ fügte sie, schnell sich verbessernd, hinzu, „mir mitgeteilt, daß Sie, Sie selbst, Baron Artenburg, ihm gesagt hätten, der Prinz könne sich nicht entschließen, die Wünsche seines Hofes und des unsrigen zu erfüllen, diese Wünsche, die ja uns allen bekannt sind?“

Die Verwirrung des Barons hatte den höchsten Grad erreicht, zitternd blickte er zu Boden.

„Und doch, Gräfin,“ sagte er dann, „wenn dies so wäre — ich will es nicht leugnen — der Prinz wollte der Prinzessin eine Aufmerksamkeit zu ihrem Geburtstag erweisen, die ja mit jenen Wünschen gar nichts zu thun hat —“

„Und Ihre Handschrift?“ fiel die Prinzessin ein.

„Der Prinz pflegt mir seine Gedanken zu diktiren,“ sagte Herr von Artenburg schnell mit der Miene eines Ertrinkenden, der die Hand nach dem rettenden Brett ausstreckt.

Unmutig schüttelte die Prinzessin den Kopf.

„Baron Artenburg,“ sagte sie dann, fast traurig zu ihm aufblickend, „Sie sagten mir, daß wir darauf angewiesen seien, Vertrauen zu einander zu haben und gute Freunde zu sein, und nun spielen Sie ein solches Spiel? Wenn Seine Hoheit Ihnen seine poetischen Ergüsse diktirt oder, was ich leichter glauben würde, sich Ihrer Phantasie bedient, so ist das seine Sache; wenn er aber unter den Umständen, unter denen wir uns hier befinden, der Prinzessin ein Gedicht überreichen will, nachdem er eine für sie, wie es scheint, nicht ganz schmeichelhafte Entscheidung getroffen — so ist das ein wenig stark, und ich vermag nicht zu begreifen, wie Sie, Herr von Artenburg, zu einer solchen Intrigue die Hand bieten konnten, bei der ich keine andere Absicht finden kann, als die Prinzessin auf falsche Vermutungen zu bringen und vielleicht zur Genugthuung der kleinlichen Eitelkeit Seiner Hoheit zu kompromittiren.“

Herr von Artenburg neigte den Kopf mit einem tiefen Seufzer, der ein Eingeständnis seiner Schuld zu sein schien.

Sie waren auf einem kleinen, offenen Rundplatz angekommen. Der Waldbach, an dessen Ufer der Weg entlang geführt hatte, fiel hier über einige Felsstücke in ein natürliches Bassin von Steinen und buntem Moos, um dann auf der andern Seite seinen Lauf über die Abhänge des Waldes fortzusetzen. Neben dem klaren, von der durchfließenden Strömung leicht bewegten Wasser stand eine Bank von Birkenästen, überschattet von einer mächtigen Hängebuche.

Die Prinzessin zog ihre Hand von Artenburgs Arm zurück und ließ sich wie ermüdet auf dieser Bank nieder. Sie warf mit der Spitze ihres Sonnenschirms in heftiger, unruhiger Bewegung den Sand hin und her.

Artenburg blieb vor ihr stehen und blickte zu Boden, ein heftiger innerer Kampf schien ihn zu bewegen.

„Ich habe in der That Vertrauen zu Ihnen gehabt, Baron Artenburg,“ sagte die Prinzessin mit jenem Tone selbstbewußter Sicherheit, der aus dem Gefühl einer fürstlichen, unnahbaren Stellung hervorgeht und den eine junge Hofdame kaum gefunden haben würde, „ich hätte Ihnen eine solche nach allen Seiten hin dunkle und fast unverständliche Intrigue nicht zugetraut. Ich muß Ihnen das ohne Rückhalt sagen, und ich bedaure, daß ich nicht im stande bin, an diese Zeit der Erholung von dem Zwange des Hofes, die uns einige freundliche Stunden gebracht, auch eine freundliche Erinnerung mitzunehmen. Wir werden, wir dürfen uns niemals wieder begegnen,“ fuhr sie ein wenig sanfter fort, während sie wie mit mitleidiger Teilnahme auf den ganz gebeugten Adjutanten blickte, „darum mag vergeben sein, was leider kaum zu vergessen ist.“

Artenburg drückte die Hand auf seine schwer atmende Brust, dann schlug er die Augen auf, und

vor der Glut, die aus diesen sonst so heitern und klaren Augen flammte, senkte die Prinzessin leicht erzitternd ihren Blick.

„Ja, Gräfin," sagte er mit bebender Stimme, „Sie haben recht — wir werden und wir dürfen uns nie wieder begegnen — und darum soll Wahrheit zwischen uns sein. Die glücklichen Augenblicke, die uns hier mit einander von einem freundlichen und doch wieder so harten Schicksal geschenkt wurden, sie sollen nicht wie welke Blätter in den leeren Raum zerstäuben, sie sollen nicht wie verlorene Tropfen in dem kalten Strom der Zeit verrinnen. Wohl sind sie, diese köstlichen Augenblicke, dem grausam fortrollenden Strom verfallen, der alles dahinreißt und auch die stolzesten Bauten an seinen Ufern zerbröckelt — aber sie sollen zu Perlen werden auf seinem Grunde — zu Perlen der Erinnerung an ewig verlorenes Glück. Perlen bedeuten wohl Thränen, aber dennoch sind sie eine Wohlthat des Himmels, wenn einmal sein Ratschluß uns unabwendbares Leid zu tragen gibt. Ja, diese letzte Wohlthat des Himmels, die Thränenperlen der Erinnerung will ich verdienen durch Wahrheit!"

Die Prinzessin zitterte stärker, seine Worte und der Ton seiner Stimme schienen ihr in die Tiefen des Herzens zu dringen, dessen Schläge ihre Brust bewegten. Langsam schlug sie das Auge zu ihm auf — eine Frage lag in ihrem Blick, welche die halb geöffneten Lippen nicht aussprechen mochten.

„Ja, Gräfin," sprach Artenburg weiter, „Wahrheit soll zwischen uns sein, damit die Erinnerung rein und ungetrübt bleibe — die Erinnerung, diese so bittere und doch wieder süße Frucht, welche die holde Blüte der vergänglichen Stunde uns übrig läßt. — Ich habe Sie getäuscht," fuhr er fort, „als jenes Blatt meinem Portefeuille entfiel; es war nicht von Herrn von Bergen an die Prinzessin — Sie haben recht, Gräfin, es ist meine Handschrift — ich habe unrecht gehabt gegen die Prinzessin, gegen den Prinzen, gegen Sie — die Lüge hat immer unrecht, denn sie ist eine Feigheit."

„Ah," rief die Prinzessin, indem ihr Auge einen Augenblick aufblitzte, „Sie gestehen also! Doch warum jene Verse zum Geburtstage der Prinzessin —"

„Nicht die Prinzessin allein heißt Margarethe," sagte Artenburg, seinen Blick tief in ihr Auge tauchend, „und das Gefühl, das jene Verse so kalt und matt nur auszudrücken vermochten, hat nichts gemein mit dem Geburtstage der Prinzessin. Es war eine Blüte, die aus dem warmen Herzen hervorsproßte und unbemerkt bleiben sollte von der, die sie geweckt — ein Zufall hat sie an das Licht gebracht."

Flammende Röte übergoß das Gesicht der Prinzessin. Sie drückte die Hand auf ihr Herz und schloß einen Augenblick die Augen. Dann aber zuckte es drohend in ihrem Blick auf, ihre Lippen zogen sich zu höhnischem, hochmütigem Lächeln zusammen und schnell stand sie auf, sich zum Ausgang des kleinen Rondels wendend.

Artenburg jedoch trat zu ihr heran, erfaßte ihre Hand und zog sie zu der Bank an der Quelle zurück.

Noch einmal versuchte sie, stolz und trotzig den Kopf aufwerfend, ihm ihre Hand zu entziehen, aber sie sah in seine Augen, die flammende Glut und doch zugleich die innige, demütige Bitte, die sie in denselben las, mußten wohl ebenso zu ihrem Herzen dringen wie vorher seine Worte; tief aufatmend sank sie auf die Bank nieder — sie ließ ihm ihre Hand, und obwohl hoch erglühend, vermochte sie auch ihren Blick nicht von ihm abzuwenden.

Er drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Hand und sagte: „Ja, Gräfin, ich hatte Ihnen die Unwahrheit gesagt — aber jetzt sollen Sie, müssen Sie die Wahrheit hören! Ja, jenes Gedicht war nicht an die Prinzessin gerichtet — es galt der holden Margarethe, der mein Herz sich zuwendet wie der Magnet dem Pol, wie der Heliotrop der Sonne — der holden, lieblichen Perle, welche der köstlichste Schatz meines Lebens ist, die ich herausheben will aus dem flutenden Strom der flüchtigen Zeit, um sie als einen Schatz heiliger Erinnerung zu bewahren und," fügte er mit dem Ausdruck tiefer, schmerzlicher Erschütterung hinzu, „um sie mit meinen Thränen zu baden."

Noch einmal zog er ihre Hand an seine Lippen, sie schien alles um sich her zu vergessen und nur sein Antlitz zu sehen, aus dessen bleichen Zügen so viel Liebe und so viel Schmerz zu ihr sprach.

„Das Schicksal ist unerbittlich," fuhr er fort, indem er zu ihren Füßen niederkniete, „Sie haben es gesagt, wir werden und wir dürfen uns nie wieder begegnen, aber Sie werden wissen, Margarethe, daß ich Sie liebe, Sie ewig lieben werde — daß Ihnen die heiligste Erinnerung und der tiefste Schmerz meines Lebens gehört — und, Margarethe — Sie werden in dieser so holden und doch so bittern Stunde ein freundliches Lebewohl dem nicht versagen, der mit dem Abschied von Ihnen von aller Hoffnung auf das Glück des Lebens scheidet."

Er breitete seine Arme aus — von seinen Augen schien ein magnetischer Strom in die ihren sich zu ergießen — ihr Haupt sank zu ihm herab — er umschlang sie in inniger Umarmung — in glühendem Kuß brannten ihre Lippen auf einander.

Einige Augenblicke ruhte sie so an seiner Brust, in süßem Wonneschauer alles vergessend außer der Liebe, die mit überwältigender Macht in ihrem Herzen aufflammte.

„Margarethe, meine Margarethe," flüsterte er, „ich habe Dich gefunden, um Dich zu verlieren — vergiß mich nicht!"

Sie fuhr heftig empor und sprang, seinem Arm sich entwindend, auf.

„O mein Gott," rief sie, „was habe ich gethan, wie konnte ich mich so vergessen!"

„Du hast gethan," sagte er, sie sanft wieder an sich ziehend, „was die Liebe thut, und vergessen, was sie vergißt — Dank, meine Margarethe, Dank aus vollem, heißem Herzen, Du gibst mir die schönste Erinnerung, den süßesten Trost in mein einsames Leben mit! Ich weiß, daß die Stimme meiner Liebe Widerhall in Deinem Herzen gefunden hat, ich weiß, daß Du meiner gedenken wirst wie mich Dein holdes Bild überall umschweben wird."

Sie blickte zitternd, ohne sich seinem Arm zu entziehen, zu Boden, ihr Busen wogte unruhig, kämpfende Gedanken und Gefühle schienen in ihr zu ringen. Dann sah sie wieder zu ihm auf mit einem wunderbar scheuen, fragenden und doch glückverheißenden Blick und sagte ganz leise:

„Zu vergessen, was man nicht thun durfte, ist leicht, schwerer wird es sein, zu vergessen, was geschehen ist — und doch — o mein Gott, Sie wissen nicht alles — ich habe Ihnen Unwahrheit vorgeworfen und ich — auch ich wäre Ihnen die Wahrheit schuldig — aber nein — jetzt nicht — ich kann es nicht — und doch — wäre vielleicht ein Wiedersehen möglich — ein alter Spruch sagt, man solle die Hoffnung nicht aufgeben, so lange man lebt —"

Sie hatte hastig, in abgebrochenen Worten gesprochen, zuletzt erstarb ihre Stimme in leisem Hauch, nur ihr feuchter Blick, ihre höher erglühenden Wangen schienen zu fragen: „Warum sollen wir scheiden auf ewig, warum sollen wir uns nicht wiederfinden, warum sollen wir nicht dennoch hoffen, da wir ja leben und uns lieben?"

Er drückte sie innig an sich und küßte ihre Augen — aber sein Gesicht klärte sich nicht auf, sein Blick wurde noch trauriger, und mit einem tiefen Seufzer sagte er: „Hoffnung ist ein Engel des Himmels, wenn sie der Erfüllung voranschwebt, wie vor der Sonne die Morgenröte die Nacht zerteilt — aber sie ist ein böser Dämon, wenn sie über der Täuschung mit trügerischem Licht gaukelt wie das Irrlicht über giftigen Sümpfen."

Wieder sah sie zu ihm auf — sie schien verwundert, fast verletzt und in ihrem Blick lag die Frage: „Wenn ich doch zu hoffen erlaube, warum sollte dann die Hoffnung ein Irrlicht sein?"

Da tönten Stimmen heran — nahe schon hinter den Bäumen — auf der andern Seite des Rondels führte ein Weg her von der großen Allee.

Schnell riß sich die Prinzessin los — sie setzte sich auf die Bank nieder und spielte mit der Spitze ihres Sonnenschirms in den kräuselnden Wellen des Wasserbassins. Man hörte den Grafen Waldheim unruhig rufen: „Ich begreife nicht, wo sie sein können — ich habe gar nicht bemerkt, daß sie sich entfernten, wie leicht können sie sich auf den Waldwegen verirren!"

Artenburg hatte sich von der Prinzessin entfernt, er stand ihr gegenüber am Rande des Bassins und blickte, leicht an einen Baum gelehnt, in das Wasser hinab.

Wenige Augenblicke genügten für beide, um ihre äußere Ruhe wiederzugewinnen, wenn auch beider Herzen noch ungestüm klopften.

Herr von Stolten trat zuerst in das Rondel.

„Seine Excellenz sucht Sie, gnädigste Gräfin," sagte er, „der Graf befürchtete, daß die Herrschaften sich verirren könnten —"

„Verirren?" fragte die Prinzessin in eigentümlichem Ton, mit einem schnellen Blick auf Artenburg. „Welcher Gedanke, Papa," sagte sie lachend, indem sie schnell aufstand und dem Hofmarschall entgegentrat, der soeben, von einigen Herren und Damen begleitet, am Eingang des Rondels erschien, „man bedarf wahrlich nicht der List des kleinen Däumlings, um sich auf diesen breiten, regelmäßigen Parkwegen zurechtzufinden. Ich folgte mit dem Baron Artenburg dem kleinen Waldbach — und sehen Sie, welchen reizenden Platz wir da entdeckt haben!"

„In der That ein reizender Platz," erwiderte der Hofmarschall mürrisch, indem er einen feindlichen Blick auf Artenburg warf, der sich eifrig mit dem Badekommissär unterhielt, dem er einen Vorschlag zur Ausschmückung des Wasserbassins auseinandersetzte, „äußerst reizend — aber es wird spät, wir müssen an die Rückfahrt denken, und noch fehlt uns der — der Herr von Bergen und meine — und die Gräfin Rheinau," fügte er hinzu, mit verzweiflungsvollen Blicken die Gebüsche durchforschend, als müßten die Gesuchten dort verborgen sein.

„Wenn die Herrschaften die Güte haben wollen, ganz unbesorgt nach dem Försterhause zurückzukehren," sagte eifrig der Badekommissär, der nur mit halbem Ohr auf den Baron Artenburg gehört hatte, „ich will den Herrn von Bergen und die Gräfin aufsuchen, mir sind alle Waldwege genau bekannt."

„Sie sind Ihrer Sache sicher?" fragte Graf Waldheim.

„Vollkommen sicher!" erwiderte Herr von Stolten, und schon war er in den Schatten des seitwärts führenden Weges verschwunden.

„Kehren wir also zu dem Försterhause zurück, Herr von Stolten hat recht," sagte die Prinzessin, indem sie den Arm des Grafen Waldheim nahm und sich schnell dem Wege zuwendete, auf dem sie am Ufer des Baches hieher gekommen war. Die übrigen folgten — Artenburg unterhielt sich angelegentlich mit den Damen, er war so unbefangen und heiter, daß die Gedanken, welche über sein tête-à-tête mit der Tochter des Hofmarschalls an der einsamen Waldquelle bei der einen oder andern von den so scharf beobachtenden Damen aufgestiegen sein mochten, bald wieder verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Tölz und Krankenheil.

(Hiezu das Bild S. 1036.)

Tölz, der freundliche Marktflecken an der oberen Isar, gehört nur während der Wintermonate den Tölzern, im Sommer aber den Berlinern und anderen Norddeutschen, die nicht müde werden, seine billigen Preise zu bewundern. Daß die braven Tölzer darob auf die Norddeutschen große Stücke halten, versteht sich von selbst; wir anderen aber können uns nur freuen, daß die Verbrüderung von Nord und Süd auf derartig solider Grundlage von Jahr zu Jahr schönere Fortschritte macht. Uebrigens verdient, ganz davon abgesehen, der Geschmack unserer norddeutschen Brüder und Schwestern unsere volle Anerkennung, denn Tölz ist ein reizender Ort und zur Sommerfrische geeignet wie wenig andere in und an unseren schönen Bergen.

Schon bei seiner Ankunft am hochgelegenen Bahnhofe — Tölz ist eine Kopfstation — eröffnet sich dem Ankommenden ein prächtiger Blick aufs nahe Gebirge und den freundlichen Flecken tief unter ihm und zugleich wieder auf einem grünen Hügelwall oder die letzten Ausläufer von Berghöhen. Ist er dann nach einem Marsche von zehn Minuten an den Eingang von Tölz gelangt, so nimmt er, noch immer und von da an jäher abwärts schreitend, wahr, daß der Ort aus zwei ungleich großen Teilen besteht, welche durch die grüne Isar von einander geschieden werden. Der eigentliche Marktflecken, in der Hauptsache aus einer langen, bald breiteren, bald schmäleren Hauptstraße bestehend, liegt am rechten Ufer des Flusses und macht mit seinen alten Giebelhäusern, deren ein guter Teil sauber bemalt ist, einen wohlthuend heiteren Eindruck. Die Tölzer gelten als gute katholische Christen, ein an die Front eines stattlichen Bürgerhauses gemalter heiliger Christoph mit dem die Weltkugel tragenden Christkind auf der Schulter aber belehrt uns, daß es hier — wenigstens früher — auch räudige Schafe gab. Unter dem Bilde steht nämlich das folgende Verslein zu lesen:

„Christoph trug Christum,
Christus trug die Welt,
Nun sagt mir, wo hat Christoph
Damals den Fuß hingestellt!"

Der Wanderer ist froh, daß er die heikle Frage nicht zu beantworten braucht, und gelangt alsbald auf die langgestreckte

Brücke, von der sich ihm ein malerischer Blick auf die Alpen des Isarthales erschließt, die hier einen mehr lieblichen als majestätischen Eindruck machen.

Am jenseitigen linken Isarufer liegt am nördlichen Abhange des Blomberg, 671 Meter über dem Meer, der Vorort Krankenheil, der gemeinhin zu Tölz gerechnet wird und dessen kleinere, aber elegantere Hälfte bildet. Krankenheil hat mehrere Mineralquellen (jodhaltige Soda- und Sodaschwefelwasser) von + 6 bis + 7° R. Temperatur, welche sowohl zum Trinken als zum Baden benützt werden und namentlich gegen skrofulöse Hautkrankheiten, Drüsenleiden, Leiden der Harnorgane, chronische Katarrhe der Nase, des Rachens und Kehlkopfes und so weiter in besonderem Rufe stehen und in großen Quantitäten, insbesondere nach Rußland und England, versendet werden. Außerdem wird das Wasser zu Quellsalz (Jodsodasalz), Pastillen und Seifen (Quellsalzseife, Jodsodaseife, Jodsodaschwefelseife) verarbeitet. Obgleich das Wasser schon 1828 zu Heilzwecken benützt ward, begann das eigentliche Kurleben doch erst 1856.

Weit älter ist das eigentliche Tölz, das im Jahre 1240 zum erstenmale und zwar als Toelnze forum urkundlich genannt wird, und später als Tolnze, Tolenze oder Toellenz, Torlnz, Toellnz, Tollezt, Tölizt, Toelleyz, Toelley, Tolz und Tocliz und erst seit Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts unter seinem heutigen Namen auftritt. Tölz ist nach dem unermüdlichen Geschichtsforscher Dr. Joh. Nep. Sepp kein deutscher, sondern ein slavischer Ortsname und stammt von dem untergegangenen Volksstamme der wendisch-slavischen Tolenzer, die von Schwerin bis Stralsund und von Rostock bis Stettin wohnten. Heinrich der Löwe, der Städtegründer, wußte Angehörige des mühsam unterjochten Volkes der Tolenzer aus seinen norddeutschen Erblanden zur Einwanderung in den entlegenen Isarwinkel zu bewegen. An Heinrich, meint Sepp, der in Tölz geboren ist, mahnt auch der (halbe) Löwe im Wappen des Marktfleckens.

Kaiser Ludwig der Bayer gab dem Ort Marktgerechtigkeit und Herzog Albrecht 1483 den Tölzer Bürgern das ausschließliche Recht, im ganzen Gerichtssprengel, mit Ausschluß der Bauerschaft, zu fischen und Vögel zu fangen und gewährte ihnen ferner Umgeldfreiheit bei Viehkäufen. Die Rechtspflege des Marktes war eine ziemlich eingeschränkte, ward aber gleichwohl von vier Bürgermeistern, einem Marktkammerer, einem Marktschreiber und einem Dutzend Ratsherren ausgeübt.

Die alte Herzogsburg fiel im Laufe der Zeit teils in Trümmer, teils wurde sie abgebrochen.

Der Marktflecken wurde wiederholt von schwerem Unglücke heimgesucht; 1453 brannte er völlig nieder, im dreißigjährigen Kriege brandschatzten ihn die Schweden, und im österreichischen Erbfolgekrieg hauste der Feind in Tölz und im Isarwinkel gar übel. Im Jahre 1705 nahm der oberbayrische Bauernkrieg seinen Hauptausgang aus dem freien Markte Tölz, von dessen Bürgern mancher bei dem verunglückten Ueberfall Münchens seinen Tod fand.

In der Pfarrkirche von Tölz, die vor wenigen Jahren auf Sepps Anregung einer gründlichen Restauration unterzogen wurde, liegt Kaspar Winzerer, ehemals Herr zu Sachsenkamm und Brannenburg, auch Pfleger zu Tölz, begraben, ein Freund und Waffengenosse Georg von Frundsbergs. Er war es, der in der Schlacht von Pavia den Franzosenkönig Franz I. überwältigte und gefangen nahm.

Sehr lohnend ist der Spaziergang auf den 715 Meter hohen, nur eine halbe Stunde entfernten Kalvarienberg mit einer uralten St. Leonhardskapelle, um welche alljährlich am 6. November eine sogenannte Leonhardsfahrt stattfindet.

C. J. H.

Die Urne für das Herz König Ludwigs II.

Die Urne für das Herz König Ludwigs II.

Bekanntlich hat das Herz des dahingeschiedenen Bayernkönigs seine letzte Ruhestätte an dem Gnadenaltare jener geweihten Kapelle von Altötting gefunden, die schon um ihres aus den ältesten Zeiten der christlichen Kirche stammenden Marienbildes willen einen vielbesuchten Wallfahrtsort bildet und in welcher neben reichen und bedeutsamen Kleinodien auch die Herzen vieler bayrischen Fürsten in silbernen Kapseln verwahrt sind. Diejenige für das Herz König Ludwigs II. ist von dem königlichen Silberarbeiter Ed. Wollenweber in München nach dem Entwurfe des Architekten Brocher in vergoldetem Silber ausgeführt. Die deutlich ausgesprochene Herzform des Gefäßes bringt Inhalt und Bestimmung desselben sofort zur Anschauung. Die Dekoration der Urne deutet auf sinnige und pietätvolle Weise an, was das innen verwahrte Herz im Leben besonders beschäftigt und bewegt hat, indem sie in dem Lieblingsstile des Königs, im Stile von Louis XIV., gehalten ist und an beiden Seiten je ein Sträußchen von Alpenrosen und Edelweiß, dem Schmucke der von dem König so sehr geliebten Berge, angebracht zeigt. Die Vorderseite der Urne enthält das von einer Krone überragte verschlungene Doppel-„L", die mit einem

Die königliche Hochschule für Frauen in Egham.

Digitized by Google

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Frau: Aber hören Sie, Ihre Milch ist heute doch zu wässerig!
Milchmann: Ja, mein gutestes Madamchen, bei die Hitze is Sie das kein Wunder, die Kühe saufen jetzt ganz erschrecklich viel Wasser!

Klient: Herr Rechtsanwalt, meinen Sie vielleicht, daß ich durch diesen Prozeß mein Geld erhalte?
Advokat: Ich mein's ganz sicher!

A.: Denken Sie sich, der Herr Meyer ist jetzt auf einmal so ein großer Hypochonder geworden
B.: Was Sie sagen — da verdient er sich wohl ein schönes Geld?

„Komm, mein Herzchen, setze Dich auf Großmamas Schoß."

Mutter: Aber, Ella, spring doch nicht immer gleich ans Fenster, wenn der Assessor Sommelblond vorübergeht, was soll er denn von Dir denken!
Tochter: Ach, wenn's nur erst einmal so weit wäre.

„Wenn ich Dir einen von diesen wunderhübschen Vögeln schenkte, Schatz, hast Du auch einen Käfig dazu?"
„Nein, Tante, aber ich habe einen Nagel, um ihn dranzuhängen!"

Fremder: Speisekarte!
Kellner: Bedaure, ich momentan nicht kompetent, stehe dem Herrn aber zu Diensten mit Schöpsenleute und Erdäpfelbrei — oder auch mit Hammelbraten und Kartoffelpuree, oder, wenn Euer Gnaden ganz fein zu dinieren belieben, mit gigot de mouton et de la bouillie de pommes de terre!

„Nun, Kleiner, — wie viel seid ihr denn jetzt?"
„Wir haben jetzt vier Kinder!"

„Eine drollige Bonbonniere, wahrhaftig! Es sollte mich doch wundern, wenn nicht einige Haare an den Bonbons klebten."
„Unmöglich! Ich hatte mein Schnupftuch darüber."

Digitized by Google

Verschluß versehene Rückseite das bayrische Wappen. In diese Urne fügt sich das verkohlte und verstegelte Zinnbehältniß mit dem Herzen des Königs ganz knapp ein. Sie ruht auf einem schwarzen Marmorsockel, von dem sich die silbervergoldete Inschrift: „Ludwig II. König von Bayern.“ wirkungsvoll abhebt. Das Gefäß, welches mit dem Sockel 60 Centimeter Höhe hat, wirkt edel und harmonisch. Die einzelnen Teile, die zumeist in Silber getrieben sind, bekunden eine hohe Vollendung der Technik und die liebevollste Durchführung. Die nach der Natur getriebenen Alpenblumen sind wahre Kabinetstücke ihrer Gattung.

Zoologische Symbolik.

Von

Rod. Herbert.

(Alle Rechte vorbehalten.)

V.

Die Vögel.

Eine fast noch umfangreichere Symbolik als an die Säugetiere knüpft sich an die gefiederten Bewohner der Luftregionen und schon von den urältesten Zeiten an dienen Vogel aller Art als Sinnbilder für die verschiedensten Dinge und Begriffe.

Voran gingen in dieser Symbolik die alten Aegypter. Die älteste Mythologie derselben kennt den Phönix, der dann später auch in den Sagenkreis der Griechen übergegangen ist.

Der Phönix der Aegypter war ein durchaus fabelhafter Vogel, den man beschrieb als von großmächtiger, adlergleicher Gestalt; seine Federn waren dunkel purpurrot mit goldenen Spitzen. Es gab der Sage nach nur einen Phönix, dessen Aufenthalt unbekannt war. Er lebte 500 Jahre lang, dann baute er sich ein Nest von wohlriechendem Holz und den köstlichsten Wurzeln; dieses Nest zündete er an und verbrannte sich in demselben; aus der Asche flog er in verjüngter Gestalt, zu neuem fünfhundertjährigem Leben getröstigt, empor, die Asche selbst aber hüllte er in Myrrhen und trug sie nach der heiligen Stadt Heliopolis, wo sie im Tempel aufbewahrt wurde.

Es läßt sich nicht ermitteln, was dieser Phönixsage zu Grund liegt, vielleicht hat es in den ältesten Zeiten nützliche Adler gegeben, welche Schlangen und Schlammtiere nach den Nilüberschwemmungen vertilgten, und so hat man dann in der idealisirten Adlergestalt des Phönix das segenbringende Prinzip der Himmelskraft, welche den Menschen gegen die Beschädigung durch die elementare Welt zu Hilfe kommt, verkörpert.

Die Sage von der fünfhundertjährigen Verjüngung des Phönix wird vielfach für ein astronomisches Symbol gehalten und soll den Durchgang des Merkur durch die Sonne nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings bedeuten.

Von der alten Sage abgeleitet wurde die Bedeutung des Phönix als ein Symbol ewiger Verjüngung der menschlichen Seele nach dem Tode des Körpers, und in dieser Bedeutung sind der Phönix auch seine Stelle in der christlichen Symbolik. Dieselbe Bedeutung der Verjüngung aus einem alten, absterbenden Körper hatte er auch als das Emblem des byzantinischen Reiches, welches aus dem versinkenden weströmischen Kaisertum wie der Phönix aus seiner Asche zu neuem Glanz emporsteigen soll.

Nach dem Phönix gehört der zweite heilige Vogel der Aegypter der Wißlichkeit an. Es ist dies der Ibis, ein großer Vogel mit starken Füßen, nackem Halse und dickem Schnabel; sein Gefieder ist weiß, mit schwarzen Spitzen; er hat einen schwarzen Schnabel und hellrote Augen.

Der Ibis erschien in dem alten Aegypten, aus dem Innern Afrikas herausschwimmend, zur Zeit der Nilüberschwemmung und vertilgte große Mengen von schädlichen und giftigen Gewürmern. Aus diesem Grunde mag er wohl zuerst von den Priestern für heilig erklärt sein, um ihn vor Verfolgung zu schützen, und er rechtfertigt auch in jeder Beziehung die ihm erwiesene Ehre. Der Vogel hat eine würdevolle, stolze Haltung und ist ungemein klug und gelehrig. Er wurde gezähmt in den Tempeln gehalten, bei seinem Tode einbalsamirt und feierlich beigesetzt. In einer einzigen Pyramide bei Sakkara fand man eine sehr große Anzahl von Ibismumien. Diese Heiligshaltung des Ibis wurde Veranlassung, daß sich um den nützlichen Vogel ein ausgedehnter Sagenkreis bildete. Herodot erzählt, daß der ägyptische Ibis große Schlangen und Drachen mutig und siegreich bekämpfe. Andere alte Schriftsteller berichten, daß in der Gestalt des Ibis die Götter auf Erden erschienen seien und den Menschen in allen nützlichen Künsten unterrichtet hätten. Auch wurde er als ein Symbol des Mondes angesehen. Man erzählt von ihm, daß er vier Eier nach den vier Vierteln des Mondes lege und dieselben genau in ebensoviel Tagen ausbrüte, als der Mond zu seiner Umlaufzeit bedurfte. Er war auch, da er mit dem aufsteigenden Nil erschien, ein Symbol der Fruchtbarkeit und galt daher als besonderer Beschützer der Ehe und Familie.

An die alte Symbolik des Ibis schließt sich wohl auch die sagenhafte Unverletzlichkeit des Storches an, der zu derselben Familie des Ibis gehört und ebenfalls die sehr nützliche Eigenschaft der Vertilgung von Schlangen und Ungeziefer besitzt.

An die Ibissage schließt sich auch die Symbolik an, welche durch den Storch die neuen Weltbürger auf die Erde bringen läßt und ihn daher zu einem für die Kinder so besonders interessanten Vogel macht, die von ihm ein Brüderchen oder Schwesterchen erbitten. Auch eine übernatürliche divinatorische Kraft legte man dem Storch wie den Ibis bei; er soll Unglücksfälle vorher empfinden und Häuser, auf denen er nistet, verlassen, wenn dieselben von Feuersbrünsten bedroht werden.

In neuerer Zeit freilich wird die Verehrung für den Storch und seine Unverletzlichkeit lebhaft bestritten, man sagt ihm nach, daß er junge Hasen raube und den Jagden großen Schaden zufüge.

Wir vermögen nicht festzustellen, ob diese Beschuldigung begründet sei, allzu groß möchte der Schaden, den der Storch anrichtet, wohl kaum sein, und jedenfalls wird es schwer halten, die durch Jahrhunderte begründete Zuneigung des Volkes für ihn zu vernichten.

Bei den alten Griechen und Römern nimmt die erste Stelle in der ornithologischen Symbolik der Adler ein.

Dieser königliche Vogel, welcher hoch über alle anderen Bewohnern der Lüfte emporsteigt und sie alle mit seiner Kraft und Gewandtheit übertrifft, galt als der Begleiter, Diener und Bote des Jupiter, dessen Blitze und Donnerkeile er in seinen Fängen trug und zu dessen Füßen sitzend, die antike Kunst darstellt.

Der Adler des Götterkönigs raubte den Ganymed, um den schönen Königssohn zum Olymp emporzutragen, damit er dort mit der Hebe den Unsterblichen den Nektartrank kredenze.

Dem Adler des Zeus wurde die furchtbare Bestrafung des Prometheus übertragen, dem er an jedem Tage die immer frisch wachsende Leber aushacken mußte, weil der Titanensohn das himmlische Feuer dem Menschen mitgeteilt hat.

Die mythologische Bedeutung des Adlers als Begleiter des Zeus hat sich übrigens erst in späterer Zeit ausgebildet. Homer kennt den Adler in dieser Bedeutung nicht. Die berühmten Verse der Ilias, in welchen der Götterkönig beschrieben wird, wie er der ihn um Rache für den Achill bittenden Thetis Gewährung zunickt und dabei durch das Wallen seiner Locken die Höhen des Olymps erbeben läßt, erwähnen den Adler nicht. Der König der Lüfte kommt nur einmal, von den Höhen des Ida emporsteigend, als ein Glück verheißendes Zeichen vor.

Die Eigenschaften des Adlers, welche ihn von der alten Mythologie zum Begleiter Jupiters erhoben und ihn zu einem Symbol der Kraft, des Mutes, des hochfliegenden Geistes und der königlichen Herrschaft machen, werden denn auch Veranlassung, daß der Adler schon früh zu einem Fahnen- und Wappenzeichen der Fürsten und Reiche auserkoren wurde. Pindarus Scier machte den Adler zum Sinnbild des ägyptischen Reiches. Ein Adler war es, der nach der alten Sage dem Tarquinius den Beschluß der Götter verkündete, nach welchem ihm die königliche Herrschaft in Rom zufallen sollte. Von den Etruskern wurde den Römern unter anderen Geschenken ein Szepter mit einem Adler vom Elfenbein gesendet, und seit jener Zeit blieb der Adler das Fahnenzeichen der römischen Republik. Die Kaiser behielten denselben bei und als Karl der Große zum römischen Kaiser gewählt wurde, nahm auch er den altrömischen Adler als Wappenzeichen des neuen fränkisch-deutschen Reiches an. Bei den feierlichen Bestattungen der römischen Kaiser ließ man aus den Flammen des Scheiterhaufens einen Adler emporsteigen, um sinnbildlich die Apotheose des Kaisers darzustellen, dessen Seele in Gestalt des Adlers zu den Göttern aufsteigt. Das byzantinische Reich führte den Doppeladler zum Zeichen, daß nach dem Zusammenbruch des weströmischen Kaisertums in Byzanz sich die beiden Häupter der Welt vereinigten. Die Adler der römischen Legionen waren zur Zeit der Republik von Silber mit goldenem Blitzstrahl, die Kaiser ließen sie ganz von Gold anfertigen. Der byzantinische Doppeladler ist demnächst von den Kaisern von Rußland angenommen worden, welche als Schirmherren der griechischen Kirche die Nachfolge der byzantinischen Kaiser in Anspruch nahmen.

Wie der Doppeladler, das Wappen für die Fahnen des römisch-deutschen Reiches, nach Oesterreich gekommen ist, darüber sind bereits die eingehendsten Untersuchungen gepflogen worden, doch hat man weder den Zeitpunkt noch die Ursache jener Wappenveränderung feststellen können.

Der heutige deutsche Reichsadler des Königreichs Preußen stammt mittelbar vom alten deutschen Reiche her, denn der einköpfige alte Reichsadler wurde dem Hochmeister Heimund von Salza in das Wappen des deutschen Ordens verliehen, ging von da bei der Auflösung des Ordens in das Wappen des Herzogtums Preußen über und kehrte so wieder zum neuen deutschen Reiche zurück.

Napoleon I., der auf seinem Wege zum Thron die altrömischen Formen des Ueberganges der Republik zum Kaisertum nachahmte, erhob den Adler zum französischen Fahnenzeichen und später zum Wappen seines Kaisertreichs, das auch Napoleon III. wieder annahm.

Das Königreich Polen führte einen weißen, Kurbrandenburg einen roten Adler, und auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nahmen den Adler als Wappenzeichen an.

Auch in der übrigen Heraldik spielen die Adler, sowie deren Köpfe, Fänge und Flügel eine große Rolle; ebenso war es im Mittelalter Sitte, wichtige Staatsdokumente mit Adlerfedern zu unterzeichnen, und auch der Kriegsvertrag mit Frankreich wurde im Jahre 1871 noch mit einer Feder des königlichen Raubvogels unterzeichnet, dessen Bild zugleich das Wappenzeichen des Siegers und des Besiegten in jenem großen weltgeschichtlichen Kampf gewesen war.

Unter den höchsten Orden Europas findet sich der Adler ebenfalls glänzend vertreten. Der höchste Orden Preußens zeigt das Bild eines schwarzen Adlers mit der Umschrift: «suum cuique.»

Der Weiße Adlerorden des alten Königreichs Polen wird heute vom Zaren als der dritte Orden des russischen Reiches verliehen und der altbrandenburgische Rote Adlerorden hat mit der Umschrift: «sincere et constanter» dem zweiten preußischen Orden seinen Namen gegeben.

Endlich auch hat der Adler einem Sternbilde am nördlichen Himmel seinen Namen gegeben, zu welchem dreiundzwanzig Sterne gehören.

Nach dem Adler wurden dann auch die untergeordneten Raubvögel vielfach als Symbol der Kraft, des Mutes und auch der Herrschaft betrachtet, und viele Fürsten und Grafen nahmen Falken in ihre Wappen auf.

Die Eule galt von alters her als ein Symbol der Weisheit und Weissagung, sie war der Pallas Athene, der römischen Minerva, heilig und wurde daher in Athen besonders gehegt und verehrt, woher heute noch das Sprichwort im Gange ist: „Eulen nach Athen tragen“ für die Verwendung überflüssiger Dinge oder Gedanken an einem Ort oder bei einer Sache, wo dieselben bereits zu voller Genüge vorhanden sind. Auch bei uns ist die Eule noch ein Symbol der Weissagung, doch immer in trauriger und unheilvoller Bedeutung, da der Aberglaube noch außerordentlich verbreitet ist, daß der Ruf der Eulen vor einem Hause, in welchem ein Kranker sich befindet, dessen Tod bedeuten soll.

Eine weissagende Bedeutung als das Symbol geheimnisvoller Mächte hat in der Gegenwart auch der Rabe. Im griechischen Altertum war er dem Gotte des Schlafes heilig und flog vor demselben her, Ruhe und Schlummer über die Erde verbreitend. Odin hatte weissagende Raben. In der Märchenwelt spielt der Rabe eine große Rolle, und um den Rothhäuser, in dessen Tiefen Barbarossa die Wiedergeburt des deutschen Reiches schlummernd erwartet, fliegen die Raben, denen man wohl unrecht gethan hat, wenn man sie als das Symbol späterer feindlicher Mächte betrachtete, sie waren wohl mehr das Bild der sorgsamen Wachsamkeit, welche mit Seherblick aus der Nacht nach dem kommenden Morgen ausspäht. Die nachteilige Anschauung der neueren Symbolik über den Raben mag wohl ihre erste Begründung darin haben, daß der Stammvater des jetzigen Rabengeschlechts, welches Noah einst aus seiner Arche fliegen ließ, keine Botschaft zurückbrachte, sondern egoistisch seinen eigenen Weg verfolgte und über den Wassern hin und her flog, bis dieselben verlaufen waren.

Ebenso hat wohl umgekehrt der Taube, welche zurückkehrte und mit dem Oelzweig im Schnabel die frohe Botschaft brachte, daß der Fuß des Himmels sich gewendet habe, sich deshalb die Sympathie der biblischen und christlichen Betrachtungsweise zugewendet. In der Gestalt der Taube wird der heilige Geist dargestellt und man findet dieses Symbol noch vielfach über den Kanzeln der christlichen Kirchen. Im allgemeinen gilt die Taube als ein Bild der Sanftmut und als eine Verkünderin des Friedens — freilich im Widerspruch mit der Naturgeschichte, denn die Tauben sind meist recht zänkische und streitsüchtige Tiere. Auch das Symbol guter, freudiger Nachrichten ist die Taube von der Arche her geblieben und es scheint dieses Symbol sich in der Verwendung der flugen und unermüdlichen Vögel zur Briefbeförderung bewahrheitet zu haben, weshalb man denn auch häufig auf Briefumschlägen und in Siegeln das Bild der Taube mit einem Brief im Schnabel findet. Im Altertum war die Taube wegen der ehelichen Zärtlichkeit und Treue, welche die Taubenpaare einander bewahren, der Aphrodite heilig und die Göttin der Liebe fuhr auf einem von Tauben gezogenen Wagen, umflattert von einer Schar von goldenen Sperlingen, deren heutige Nachkommen keine eigentliche Symbolik mehr haben und nur den Gegenstand des Streites der Gelehrten bilden, ob sie nützlich oder schädlich seien, ob sie geschont oder vertilgt werden sollen.

Unter den übrigen Haushögeln ist zunächst der Pfau, der im griechischen und römischen Altertum der Juno heilig war und als deren steter Begleiter erscheint, ein Symbol des Stolzes, der Eitelkeit und der Pracht, während umgekehrt dem Huhn sich schon von alters her die ganze Sympathie der Symbolik zuwendete.

Der Hahn ist das Zeichen der Wachsamkeit und Kampflust, weshalb man sein Bild seit dem Mittelalter auf den Dächern der Häuser und den Spitzen der Kirchtürme anzubringen pflegt, wo er zuweilen auch als Windfahne dient, daher denn der Wetterhahn, von seiner ursprünglichen Bedeutung abweichend, hin und wieder auch als ein Symbol der Unbeständigkeit gilt. Die französische Revolution nahm den Hahn als Symbol und Wappentier des französischen Volkes an und daher spricht man in neuerer Zeit häufig von dem gallischen Hahn, der auf Bildern und Karikaturen aus den letzten Kriegen hauig von dem deutschen Adler zerrauft wird. Die Annahme des Hahns als Emblem des französischen Volkes ist jedoch durchaus willkürlich. Die Revolution ging von der historischen Thatsache aus, daß die alten Gallier von den eroberten Römern und Franken unterjocht worden seien, daß also der Hahn von den Galliern, der Adler von den Franken abstamme. Man suchte daher ein Symbol des gallischen Volkes und nahm dafür den Hahn lediglich wegen der Wortübereinstimmung, da das lateinische Wort «Gallus» sowohl einen Hahn als einen Gallier bezeichnet; historisch aber hatte der Hahn mit einem Gallier gar nichts zu thun, denn diese führten auf ihren Münzen und Feldzeichen niemals einen Hahn, sondern vorzugsweise einen Eber, zuweilen auch einen Stier oder ein tanzendes Pferd. Die übrigen Bewohner des häuslichen Geflügelhofes erfreuen sich keiner schmeichelhaften Symbolik.

Die Gans ist das Sinnbild der Dummheit und Einfältigkeit, eigentlich mit Unrecht, denn der Vogel selbst entbehrt durchaus nicht der Intelligenz und des streitbaren Mutes. Im Altertum erging es der Gans besser, als Jupiter in der Gestalt eines Wanderers die Gastfreundschaft des Philemon und der Baucis in Anspruch nahm und die beiden Alten, den Flüchtling zu bewirten, ihre einzige Gans schlachten wollten, erkannte das Tier den Gott und rettete sich zu dessen Füßen. Ebenso wurden die Gänse des Kapitols in Rom als heilige Tiere gepflegt, weil sie einst durch ihr Schnattern den Ueberfall der Feinde verraten und die Stadt gerettet hatten. Auch im Mittelalter mußte man noch der Gans weissagende Kräfte zutrauen, denn die Kreuzfahrer ließen eine Gans vor sich hergehen, um ihnen den Weg nach dem gelobten Lande zu zeigen.

Die arme Ente aber gilt ebenso für das Symbol der Lüge, namentlich wenn dieselbe durch den Druck oder den Telegraphen seinen Ausdruck findet.

Der Ursprung der für die Ente so kränkenden Bedeutung ist so recht nicht festzustellen. Buchmann beruft sich auf

Grimm, welcher den Ausdruck dahin ableitet, daß eine Lüge durch die Zeitungen der Ente gleich fortschwimme, zuweilen verschwindet, aber schließlich wieder auftaucht. In Frankreich, wo man zugleich die Ente (Canard) in eben diesem Sinne gebraucht, hörten wir den Ursprung dieser Bezeichnung folgendermaßen erklären: Es habe einst in einer Zeitung eine Geschichte von zwölf Enten gestanden, von denen man die erste schlachtete und von den anderen elf fressen ließ, und in derselben Weise fortgefahren sei, bis endlich eine Ente die elf übrigen aufgefressen, welche dann als ein ausgezeichneter und besonders fetter Braten empfohlen wurde. Diese Geschichte machte die Runde durch alle französischen Zeitungen, man sprach und lachte viel darüber und seit jener Zeit sagte man von einer groben Lüge: „eine Ente".

Die Sache klingt nicht unwahrscheinlich, doch vermögen wir ihre Richtigkeit nicht zu verbürgen.

Eine ganz besonders schöne und poetische Symbolik knüpft sich an den Schwan.

Dieser anmutige Vogel war schon im alten Griechentum dem Apollo heilig. Der Gott hatte auf dem Haupt des Schwans seine Leier erklingen lassen und dem Vogel dadurch die Gabe der Weissagung und des Gesanges gegeben. Den letzteren konnte er aber nur im Augenblick seines Todes ausüben.

Die Schwäne in Hesperien am Eridanos besaßen besonders diese Eigenschaften und das Todeslied derselben fand als Schwanengesang seinen Platz in der Poesie unserer Tage. Die Schiffer hielten es für ein gutes Zeichen, wenn sie Schwänen begegneten, und Jupiter stieg in der Gestalt des Schwans zur Leda hinab, um die eifersüchtige Wachsamkeit der Juno zu täuschen.

Auch in der germanischen Mythologie spielt der Schwan eine hervorragende Rolle; er war den Lichtgöttinnen der Lüfte heilig und die Walküren nahmen häufig die Gestalt der Schwäne an. Daher stammt auch die Sage vom Lohengrin, der von einem Schwan, das heißt der Poesie und Weissagung, aus unbekanntem Lande dahergezogen wird und in dasselbe wieder zurückkehrt.

Der Schwan wurde auch das Emblem eines brandenburgischen Ordens, der im Jahre 1440 vom Kurfürsten Friedrich II. gestiftet worden und unter dem Patronat der Jungfrau Maria der Mildthätigkeit dienen sollte. Der König Friedrich Wilhelm erneuerte diese Stiftung, doch ist es bei der Stiftungsurkunde geblieben, so daß er niemals praktische Ausführung fand.

Die Schwalbe hat keine eigentliche Symbolik, sie wird wegen ihrer nützlichen Insektenvertilgung gehegt und gilt ebenso wie die Lerche nur als Verkünderin des Frühlings.

Das Symbol des Diebstahls ist die Elster und ist in dieser Eigenschaft als Gazza ladra sogar in das Opernrepertoire gekommen. Schon im Altertum galt sie als verderbenbringend; flog sie auf den Weg, so drohte sie dem Wanderer Gefahr, und wenn sie sich auf ein Haus setzte, so sollte sie den Tod der Hausgenossen bedeuten. Vielleicht liegt die Ursache dieser Symbolik darin, daß die Elster in ihrem Gefieder die Trauerfarbe schwarz und weiß trägt.

Der Zaunkönig und der Kuckuck sind Symbole der dreisten List, welche auf Vorteil sinnt und Vorteil erringt. Der Zaunkönig setzte sich unter die Flügel des Adlers, als die Vögel einen Wettlauf um die Krone anstellten, so daß er dann endlich vom Haupte des Adlers aufflog und denselben dennoch überwand; ebenso wie der Kuckuck seine Eier in ein Nest der Grasmücke legt, um dieselben ohne Mühe ausbrüten zu lassen, was übrigens von Naturkundigen bestritten wird. Man legt dem Kuckuck namentlich in germanischen Ländern weissagende Kraft bei. Hat man Geld in der Tasche, wenn man ihn das erstemal hört, so soll man das ganze Jahr über keinen leeren Beutel mehr haben, ebenso soll er auf die Zahl der Rufe antworten, wie viel Jahre man noch zu leben habe.

Die Nachtigall ist das Sinnbild der Liebe und des poetischen Gesanges, und zwar hat diese Symbolik der Nachtigall, abgesehen von ihren natürlichen Erklärungen, von ihrem schönen Gesange einerseits in der griechischen Sage der Philomele, der Tochter des athenienſischen Königs Pandion ihre Bedeutung, welche von ihrem Schwager Tereus geschändet, Rache an ihm genommen, worauf sie in eine Nachtigall verwandelt und so geschützt wurde; sodann in der orientalischen Sage, nach welcher die Nachtigall die Rose liebt und der erblühenden Königin der Blumen ihre schönsten Gesänge darbringt.

Die alte Symbolik der Nachtigall hat sich unverändert bis auf unsere Tage erhalten und der melodische Vogel wird noch gar häufig von liebeskranken Jünglingen in einer Weise poetisch angefrevelt, die er durch seinen schönen Gesang nicht verdient.

Joseph wird an Potiphar verkauft.

(Hierzu das Bild S. 1041.)

Der biblische Vorgang, den unser Bild darstellt, ist allbekannt und dennoch interessirt dies Gemälde ungewöhnlich. Es ist der dramatische Ton und Hauch, der auf dem Ganzen schwebt, und der große Realismus, der sich in Figuren und Dekoration kundgibt, was uns so mächtig fesselt. Potiphar, der Kämmerer Pharaos, ist eine echte alte Aegyptergestalt, die uns das seltsam Starre, unheimlich Prunkvolle des pharaonischen Hofes vortrefflich verkörpert; diesem gegenüber sehen wir die vom Lande kommenden demütig dreinschauenden und doch verschlagenen Brüder Josephs. Der unschuldige, fast noch im Knabenalter stehende Jüngling, dem man es ansieht, daß er nichts kennt als das einfachste Hirtenleben, bildet einen starken Kontrast zu der Welt glänzenden Hoflebens mit all seinem Raffinement und den vielen Verführungen, in welche er jetzt eintritt. Das Weib Potiphars, umgeben von Sklavinnen und Höflingen, schaut interessirt dem Handel da unten zu, und in ihrem Herzen scheint beim Anblick dieses Judenknaben der erste Funke jener Leidenschaft aufzuglimmen, der nachher dem jungen Manne so viel Ungemach bereiten sollte. Sehr wirkungsvoll und vortrefflich malerisch ausgedacht ist die Komposition des Bildes, in welcher zwei verschiedene Vorgänge, beziehungsvoll zu einander in Verbindung gebracht, mit einem Blick überschaut werden können. Die Echtheit der Architektur wie der Kostüme nach dem Vorgange Tademas erhöht noch das Interesse an dem Bilde.

Die erste Hochschule für Frauen in England.

(Hierzu das Bild S. 1036.)

Jenseits des Kanals hat man der sogenannten „Frauenfrage" von jeher eine besondere Beachtung zugewendet, wenn man sich auch wohl gehütet hat, den weitestgehenden Ansprüchen gewisser für ihre Sendung glühenden und mit ihren Forderungen sich ins Blaue versteigenden Vorkämpferinnen für die „Gleichstellung der Geschlechter" Genüge zu leisten. Daß von einer solchen Gleichstellung vernünftigerweise nur insoweit die Rede sein kann, als dadurch die natürlichen Interessen und Obliegenheiten des weiblichen Geschlechtes und damit zu gleicher Zeit die der gesamten menschlichen Gesellschaft nicht gefährdet werden, dafür haben die praktischen Engländer bisher immer den genügenden Scharfblick besessen und werden ihn hoffentlich allezeit bethätigen. Auch die jüngst in Egham eröffnete großartige „Hochschule" für Frauen soll ihre besondere Aufmerksamkeit darauf richten, neben den gelehrten auch die häuslichen Interessen der Frauenwelt durch einen angemessenen Lehrplan zu fördern. In die Einzelheiten desselben konnten wir bisher keinen genügenden Einblick erlangen, um zu beurteilen, wie weit er seinem Zwecke entsprechen wird; ohnehin liefert ja bei solchen auf ganz neuer Grundlage errichteten Schöpfungen immer erst die Erfahrung die Probe, ob die zum voraus aufgestellte Rechnung eine richtige gewesen, oder wie weit die getroffenen Einrichtungen mehr oder minder durchgreifender Verbesserungen noch bedürfen. Warten wir also zunächst die ersten Erfolge ab, aus denen sich die thatsächliche Belehrung mit Leichtigkeit schöpfen lassen wird. Jedenfalls aber kann und darf England stolz darauf sein, daß und wie es ein Unternehmen wie das in Rede stehende ins Leben zu rufen vermochte. Die erste Anregung zu demselben ging von einer hochdenkenden Frau aus. Mr. Thomas Holloway, ein durch patentirte medizinische Präparate reich gewordener Mann, geboren am 22. September 1800, gestorben am 26. September 1883, der den Plan zu dieser Anstalt entwarf und sie unter geistiger Mitwirkung mehrerer von ihm beigezogener Männer von Bedeutung aus eigenen Mitteln mit einem Aufwand von 800,000 Pfund Sterling ins Leben rief, hat selbst bezeugt, daß ihm seine Gattin den ersten Gedanken zu dieser großartigen That eingegeben. Es war im Jahr 1875, als er eine Anzahl gewichtiger Persönlichkeiten behufs Prüfung seines Planes um sich versammelte, und von diesen gutgeheißen, wurde er alsbald ins Werk gesetzt. Um bei seinen Einrichtungen ja nichts zu versäumen und keinen Fingerzeig zu übersehen, den die bereits anderwärts gemachten Erfahrungen liefern konnten, besuchte Mr. Holloway mit seinem ihn lebhaft unterstützenden Schwager alle Hauptstädte Europas, und letzterer reiste selbst nach Amerika, um in den Vereinigten Staaten nach Vorbildern zu suchen, deren Bedeutsamkeit sich nachgerade in hohem Maße bethätigte.

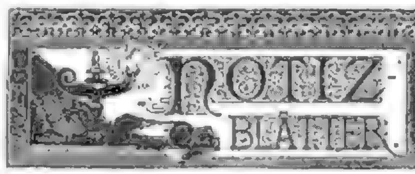
Der Platz, auf dem das Gebäude errichtet wurde, entspricht vollkommen den Anforderungen, die an ihn zu stellen sind. Nicht allzu entfernt von London gelegen, ist Mount Lee, Egham Hill, doch dem Lärm der Hauptstadt bereits zur Genüge entrückt. Dazu kommt eine reizende Umgebung, deren Schönheit durch terrassenförmige Anlagen an der Süd- und Ostseite des Gebäudes noch bedeutend erhöht wird. In weitem Umkreis beherrscht der Blick eine herrliche Landschaft, die am fernen Horizonte in dem Kristallpalast von Sydenham einen entsprechenden Abschluß findet. Am 12. September 1879 wurde der Grundstein zu dem Universitätsgebäude gelegt, und nun ging es nach den Planen des Architekten Crossland an eine so rührige Thätigkeit, daß in einem Zeitraum von vier Jahren der ganze gewaltige Bau unter Dach gebracht wurde. Er ist in französischer Renaissance, ähnlich dem vielgenannten Schloß Chambord in Lothringen, aus roten Ziegeln mit Gliederungen von Sandstein aufgeführt und übertrifft an Geräumigkeit alle Universitäten der Welt. An den beiden Langseiten liegen, in die verschiedenen Stockwerke verteilt, die Zimmer der Studirenden wie der Professoren und die Klassenzimmer. Jeder Flügel besitzt zwei breite steinerne Treppen, die in entsprechenden Entfernungen von einander gelegen sind. Die Seitenflügel enthalten Klassen- und Lehrerzimmer. Ein langer Gang durchschneidet das ganze Gebäude der Länge nach und scheidet so die sich gegenüberliegenden Schlaf- und Studierzimmer von einander. Das Verbindungsgebäude enthält auf der einen Seite die Kapelle und den Festsaal, auf der andern die Musikzimmer und den Turnraum, während im Mittelraume die Speisesäle und die Küche liegen. Ein Museum und eine Bibliothek von hohem Werte sind der Anstalt einverleibt, an deren innerer Ausstattung weder Kunstsinn noch Kosten gespart worden sind. Namentlich ist der große Festsaal, in welchem unter anderem Vorlesungen, Bälle, Liebhabertheatervorstellungen ꝛc. stattfinden sollen, mit geradezu verschwenderischer Pracht eingerichtet: hundert Fuß lang, dreißig Fuß breit und fünfzig Fuß hoch, ist er mit einer prachtvollen Kassettendecke, dreifarbigem Parketboden aus Eichen-, Nuß- und Tekabaumholz, schweren, kostbaren Vorhängen ausgestattet, und an seinen Wänden prangt eine Galerie von Gemälden der namhaftesten englischen Künstler. Millais, Landseer, Long, Gainsborough, Turner und ähnliche Meister ersten Ranges finden sich hier durch hervorragende Werke vertreten.

Auch die Kapelle zeichnet sich durch prachtvolle Innenarchitektur und Ornamentik aus. Sie enthält unter anderem wertvolle Reliefs, die Propheten und Evangelisten des alten und neuen Testaments vorstellend.

Speisesaal und Küche sind nach dem für ähnliche Anstalten gebräuchlichen Muster gehalten, doch sind auch hier die Raumverhältnisse ungewöhnlich große, dem außerordentlichen Umfang der ganzen Anlage entsprechend. Die Hochschule enthält gegen tausend Zimmer und ist für Aufnahme von 250 weiblichen Zöglingen berechnet, die in der Anstalt Wohnung und volle Verpflegung finden sollen. Jede Aufgenommene erhält zwei Zimmer für sich allein. Nur in Ausnahmefällen soll es auch solchen, die nicht in der Anstalt selbst untergebracht sind, gestattet sein, an dem Unterricht in derselben teilzunehmen.

Aus der Stiftungsurkunde leuchtet die Absicht des hochherzigen Begründers hervor, für Töchter des Mittelstandes und der besseren Gesellschaftsklassen eine Bildungsstätte zu schaffen, in welcher sie die denkbar beste, förderlichste und vollendetste Erziehung für ihr künftiges Leben, wie immer es sich gestalten möge, empfangen sollen. Obwohl mit reichen Mitteln bedacht, soll die Anstalt doch nach Möglichkeit befähigt werden, sich künftighin selbst zu erhalten. Auf welchen Wegen diese Zwecke und Ziele anzustreben und zu erreichen seien, darüber gestattet die Stiftungsurkunde den leitenden Kräften sehr freien Spielraum, indem sie es denselben anheimgibt, den Unterricht auf alle diejenigen Fächer und Zweige des Wissens auszudehnen, welche ihnen je nach den Erfordernissen der fortschreitenden Zeit für die Ausbildung des weiblichen Geschlechts am dienlichsten erscheinen. Erwähnt sei ferner, daß nach des Stifters ausdrücklichem Wunsch und Willen der Religionsunterricht, obgleich frei von allem Sektirergeist, so gehalten werden solle, daß in den Seelen der Elevinnen das Gefühl ihrer persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott so lebendig als möglich erhalten werde, doch solle weder von Lehrern noch Schülern eine Darlegung ihrer religiösen Anschauungen gefordert werden.

Die Leitung der Anstalt ist in die Hände von zwölf Männern der Wissenschaft, nämlich drei Kuratoren und neun weiteren Professoren, gelegt, während die Wahrung der Hausordnung einer Vorsteherin anvertraut ist. Von dem Sinne, in welchem diese leitenden Kräfte die Absichten des Stifters auffassen, und von der Art und Weise, in welcher sie diese Auffassung bethätigen werden, wird es abhängen, welche Erfolge diese Frauenhochschule aufzuweisen haben und wie weit sich ihre Wirksamkeit als zweckentsprechend und segensreich bewähren wird. A. P.



Litteratur.

— **Richard Voß liebt düstern Hintergrund und starke Motive;** das macht seine Romane zwar eindrucksvoll, jedoch leiden sie häufig darunter, daß der begabte Autor zu viel in der angedeuteten Richtung thut. Auch die neueste Schöpfung von Voß: „Der Sohn der Volskerin" (Stuttgart, Bonz) ist von diesem Uebelstande nicht frei. Der Roman spielt in der Campagna und hat einen historischen Hintergrund aus der Zeit Lucian Bonapartes. Die Helden der Erzählung sind Banditen, und die Heldin, die Frau eines der furchtbarsten, rächt sich an ihrem von ihr einst vergötterten Gatten, der in der Eifersucht, anstatt sie zu treffen, den kleinen Sohn erschlägt, indem sie ihren Mann nun wirklich betrügt; ob das recht natürlich ist? Uns scheint diese Pointe etwas gewaltsam. Es geschieht sehr viel in dem Roman, finstere, harte, blutige, wilde, leidenschaftliche Thaten, die mit Kraft und oft genialer Schilderungskunst dargestellt sind; ebenso bekundet die Szenerie einen Meister. Der Roman ist eine interessante Mischung des Romantischen mit dem grell Realistischen, eine packende Lektüre, welche mit ihrer Gewitterschwüle des Unheimlichen für manche Leser großen Reiz haben dürfte und ein fesselndes Bild der Campagna vor dem mehr als nur Unterhaltung suchenden Leser entrollt. Trotz unserer Ausstellungen empfehlen wir daher diesen Roman als eine Leistung, deren Vorzüge weit über das Mittelmaß der Tagesproduktion hervorragen, als das Werk eines starken und eigenartigen Talentes, dem jedoch die künstlerische Oekonomie des Schaffens hie und da fehlt.

— **Weniger sensationell im gewöhnlichen Sinn als interessant** für den Psychologen sind die „Bekenntnisse eines Opiumessers" von Th. de Quincey (Stuttgart, Lutz). Es ist dies die erste deutsche Uebersetzung des schon alten Werkes. Was vor allem an diesen merkwürdigen Bekenntnissen angenehm auffällt, ist der ruhige Ton und die sichtliche Wahrhaftigkeit des Autors; da wird nichts geflunkert, nichts ausgeschmückt oder gefärbt; einfach, klar, schmucklos erzählt hier ein bedeutender, hochgebildeter und edler Mann die Wirkungen dieses seltsamen Medikaments, das er jahrelang in großen Quantitäten als Betäubungsmittel genossen, auf seine Phantasie, sein äußeres wie inneres Leben. Der Standpunkt des Autors ist ein ganz eigener, seine Persönlichkeit tritt aus diesen Bekenntnissen außerordentlich fesselnd hervor. Um so unerklärlicher wirkt es, daß Quincey, der sein Leben lang kämpfte, den Opiumgenuß sich abzugewöhnen, stets bei diesem Ringen unterlag. Allerdings stehen die beiden Kapitel „Wonnen des Opiums" und „Die Leiden des Opiumessers" sich drastisch scharf gegenüber. Der Autor sah sogar überreizt klar, vielleicht führte ihn aber diese erschreckliche Klarheit immer wieder in den Zauberkreis des Opiums. Die Persönlichkeit des Verfassers ist nach allen Richtungen hin sehr interessant und sein Werkchen demnach eine eigenartig fesselnde Lektüre, vorzugsweise für den litterarischen Feinschmecker.

— **Unter den uns vorliegenden Schriften über Friedrich** den Großen, die jüngst mit mehr oder weniger Beziehung auf den auch anderseits gewürdigten Gedenktag das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben, ist von besonders tiefgehender Bedeutung: „Friedrich der Große als Philosoph" von Eduard Zeller (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Obgleich auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung und kritischer Beleuchtung des interessanten Gegenstandes fußend, ist das Werk doch in so klarem, fließendem Vortrag gehalten, daß es für jeden Gebildeten leicht verständlich und reich an fruchtbarer Anregung ist. Denjenigen aber, der den gelehrten Standpunkt

in eingehendster Weise verfolgen will, dienen die als selbständiger Anhang gedruckten Anmerkungen als zuverlässiger Führer. — Eine schätzbare Musterlese von denkwürdigen Aussprüchen des geistvollen Königs liefern die „Lichtstrahlen aus Friedrichs des Großen Schriften", gesammelt und übersetzt von E. Schröder, Herausgeber von Werken Friedrichs des Großen (Halle a. S., G. Schwetschke), eine fleißige und geschmackvoll gruppirte Arbeit. — Ein volkstümlich gehaltenes Gesamtbild von dem Leben und der Bedeutung des Gefeierten in knappem Rahmen zu liefern ist die in gelungener Weise durchgeführte Absicht der Schriften: „Vom alten Fritz, ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestage" von Karl Neumann-Strela (Berlin, Fr. Sensenhauer), und „Das Buch vom Alten Fritz" von Franz Otto (Leipzig, O. Spamer), das in vierter Auflage im Auszug erschien. Erstere Schrift ist mit dem Bildnis des Königs, letztere mit zahlreichen Abbildungen geschmückt.

— Anläßlich der Sempacher Jubelfeier 1886 ist eine „Illustrirte Volksschrift" bei J. R. Müller in Zürich erschienen, deren Reinertrag zu Gunsten der Winkelriedstiftung verwendet werden soll. Das Büchlein zeichnet sich aus durch seine Illustrationen, fünfzig an der Zahl, erfunden von Karl Jauslin, der für diese Art schweizerisch-patriotischer Zeichenkunst besonders begabt ist. Es lebt in diesem eigenartigen Talent etwas von der Kraft und dem ernsten, strengen und wahrhaftigen Geist der alten deutschen Meister des Holzschnittes. Der klare und warme Text empfiehlt die Volksschrift noch besonders.

— Der bereits in zweiter Auflage ausgegebene „Schweizer Kuralmanach für 1886" von Dr. med. H. Loetscher (Zürich, J. A. Preuß) behandelt die Kurorte, Bäder und Heilanstalten der Schweiz in so eingehender Weise, daß er in der That ein nahezu unentbehrliches Reisehandbuch für Aerzte und Kurgäste ist und auch solchen Besuchern der Schweiz, die kein besonderes Kurinteresse ins Auge fassen, ein dankenswerter Begleiter sein wird. Die vielen naturgetreuen Ansichten, Panoramen und Spezialkarten, zusammen 120 an der Zahl, fördern seine Brauchbarkeit in hohem Maße.

— Gegenwärtig erscheint eine Lieferungsausgabe des in Band 55, Nr. 25 von uns ausführlicher besprochenen Prachtwerkes „Ahasver in Rom" von R. Hamerling (Hamburg, J. F. Richter).

Kultur und Wissenschaft.

— Ein praktisch-wissenschaftlich-statistisches Seminar wird mit dem nächsten Wintersemester an der Berliner Universität ins Leben treten. Ferner ist die Errichtung eines neuen Lehrstuhles für die Chemie der Nahrungsmittel geplant.

— Zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis am 29. August ist eine britische wissenschaftliche Expedition nach der westindischen Insel Grenada abgegangen.

— Zum Ersatz für den Verlust der reichen Bücherschätze Straßburgs während der Belagerung im Jahre 1870 sind als Geschenk hochherziger Amerikaner im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre nicht weniger als 35 große Kisten, mit den wertvollsten und bedeutendsten Werken der amerikanischen Literatur beladen, nach Straßburg gesandt worden. Unlängst sind die letzten zwei Kisten mit Büchern, Karten und Mappen für die Universitätsbibliothek daselbst eingetroffen.

— Das größte Teleskop der Welt befindet sich in dem neuen Observatorium auf Mount Hamilton im Santa-Clara-Distrikt, Kalifornien. Die Herstellung der Linsen, deren jede auf 25,000 Dollars kam, nahm fünf Jahre in Anspruch. Sie kommen in ein Stahlrohr von 57 Fuß Länge, mit einem Durchmesser von einem Meter.

— Die Entzifferung der Papyrusfunde Erzherzog Rainers in Wien hat im Laufe der letzten Monate bedeutende Fortschritte gemacht; mit regem Eifer werden die Entzifferungsarbeiten fortgesetzt, damit bei dem großen Orientalistenkongreß, der Ende September in Wien abgehalten werden soll, ein umfassendes Material vorgelegt werden kann, welches der Gelehrtenwelt die volle Bedeutung dieses wertvollen Fundes klar zeigen wird.

— Von der russischen Regierung wurde der Geograph Professor Regemi(?) in Kasan dafür gewonnen, eine systematische Untersuchung des Uralgebirges durchzuführen mit dem Zwecke, die Ursprungsquellen zu finden, aus welchen die sibirischen Flüsse den Goldsand und die Diamanten entführen.

— Auf der Saalburg wurde unlängst zusammen mit einer römischen Münze (Hadrian) ein 3 zu 7 Centimeter großer Spiegel aus erstaunlich feinem Glase mit facettirtem Rande (wie letzterer auch heute wieder üblich ist) und mit Goldfolie aufgefunden. Das Gold ist in einer feinen Schicht aufgetragen und durch einen Ueberzug von rotem Firnis geschützt. Dies Beispiel der Verwendung von Gold als Spiegelfolie dürfte das erste bisher bekannt gewordene sein, doch gewiß nicht als einzelner Fall gelten, vielmehr von einer allgemeinen Industrie zeugen. Denn bis derartiges nach Deutschland gelangte, mußte es etwas in Rom nicht mehr Ungewöhnliches sein. Die Wirkung der Goldfolie ist übrigens eine so schöne, als daß nicht auch unsere Damen, wenn sie diese Art Spiegel erst kennen lernen, solche ebenfalls zu besitzen wünschen sollten. Das gäbe also einen neuen Artikel für die Luxusindustrie.

— Die Grundpfeiler einer alten Normannenburg sind in Duffield unweit Derby entdeckt worden. Der Umfang der Burg stellt sich nahezu dem des Towers in London gleich. Die Mauern sind 10—15 Fuß dick. Die Burg soll nach dem Tower eine der schönsten in England gewesen sein.

— Die erste deutsche Schule im Kamerungebiete soll nach Aufforderung und mit Unterstützung des Kultusministeriums von einem Hannoveraner, Dr. Salge, zur Zeit Lehrer am Progymnasium zu Nienburg, errichtet werden.

Musik.

— Marcella Sembrichs europäische Tournee wird im Oktober beginnen und sich bis Weihnachten nur auf Deutschland erstrecken. Die berühmte Sängerin wird am 18. und 21. Oktober in Berlin zwei große Konzerte in der Philharmonie veranstalten und dann in Breslau, Dresden, Prag, Leipzig, Frankfurt, Wiesbaden, Stuttgart, Köln, Hamburg, Bremen in Konzerten auftreten.

Bühne.

— Eine neue Schöpfung Karl Reineckes, „Auf hohen Befehl", komische Oper in drei Akten, deren Text mit Benützung der Riehlschen Novelle „Ovid bei Hofe" vom Komponisten selbst verfaßt wurde, ist bereits von fünf Bühnen (Hamburg, Lübeck, Schwerin, Kassel, Nürnberg) zur Aufführung in kommender Saison angenommen.

— Ernst von Wildenbruch hat ein neues Drama vollendet, das in Italien spielt.

— Ein neues Schauspiel von Hugo Lubliner: „Gräfin Lambach", soll seine erste Aufführung im Deutschen Theater Anfangs Oktober erleben.

— Berlin wird im nächsten Herbst die erste Vorstellung einer Wiener Posse sehen. Das dreiaktige Volksstück „[illegible]" von Karl Weiß und Chiavacci wird im Wallnertheater mit Felix Schweighofer in der Titelrolle zur Aufführung gelangen. Der Wiener Komponist Brandl schreibt die Musik zu den Couplets.

— Eine dreiaktige Oper von Saint-Saëns, „Proserpina", zu der Vanzetti(?), Schwiegersohn Viktor Hugos, und Gallet den Text geschrieben haben, wird nächsten Winter von der Pariser Komischen Oper zum erstenmal aufgeführt werden.

— Am 5. September wird im Théâtre Français in Paris die Leseprobe des dreiaktigen Dramas in Versen: „Monsieur Scapin" von Jean Richepin stattfinden. Die Darstellung des „Monsieur Scapin" wird die letzte Schöpfung Coquelins vor seinem Rücktritt von der Bühne sein.

— Graf Leo Tolstoj, der berühmte russische Romanschriftsteller, hat eine fünfaktige Posse unter dem Titel: „Der erste Branntweinbrenner" vollendet. Das Stück hat zur Grundlage das russische Märchen von der Erfindung des Branntweins durch den — Teufel und die Tendenz, dem russischen Volke den Fluch des Branntweintrinkens auf möglichst drastische Weise vor Augen zu führen. In der That kann sich Rußland kein besseres Volksstück wünschen.

— Das Deutsche Theater in Moskau, oder wie es jetzt offiziell heißt, Theater Paradies, schreitet im Bau rüstig vorwärts und wird in den letzten Tagen des September eröffnet werden. Als erste Vorstellung ist Schillers „Jungfrau von Orleans" in Aussicht genommen.

Kunstgewerbe.

— An der vom mitteldeutschen Kunstgewerbeverein zu Frankfurt veranstalteten Preisbewerbung in Entwürfen dekorativer Holzskulptur beteiligten sich 60 Bewerber mit 176 Arbeiten. Für figürliche Arbeiten erhielten erste Preise Professor Hermann Klotz in Wien (Kinderbüste) und Gustav Peters in Berlin (zwei Kinderfiguren). Für ornamentale Arbeiten kam kein erster Preis zur Verteilung.

— In die Reihe der kunstgewerblichen Merkwürdigkeiten stellt sich neuerdings der durch ein Ereignis jüngster Zeit zur Berühmtheit gelangte Bismarckkrug. Es war am 31. Juli dieses Jahres, nachts 10 Uhr. Der Fürst-Reichskanzler hatte sich nach seiner Ankunft in München sofort in sein Quartier beim preußischen Gesandten, Reichsgraf von Werthern, zurückgezogen und plauderte noch in ungezwungenster Weise mit den Herren seiner intimern Umgebung, als plötzlich die Hausglocke noch späten und unerwarteten Besuch ankündigte. Trotz seines gerechtfertigten Erstaunens meldete pflichtschuldigst der Portier die Deputation einer Künstlergesellschaft, die beauftragt war, dem hohen Herrn in schlichter, ungezwungener Form — natürlich ohne Frack, Krawatte und Cylinder — einen Huldigungsakt der Münchener Künstler darzubringen. So rasch die Idee dieser improvisirten Ovation aufgegriffen war, so originell war die Durchführung.

Die große „Riesenpitsche", ein alter, 10 Liter fassender Zunftpokal, wurde mit frisch schäumendem Tranke gefüllt und mit einer an dem Henkel befestigten umkränzten Karte abgesendet, die folgende Inschrift trug:

Da unser Kanzler jüngst erklärt,
Daß auch kein Meister in denselben Kreis gehöret
Als wie Frau Musika, Malerei und Poesie,
Denn „Kunst, nicht Wissenschaft sei Diplomatie" —
So haben wir alle, die sich der Kunst befleißen,
Den großen Kollegen willkommen zu heißen!

Der Kanzler, über den originellen Einfall dieser vom Herzen kommenden Ovation lebhaft erfreut, empfing die Abgesandten mit großer Liebenswürdigkeit, nur eines bedauernd, daß ihm sein Arzt nicht erlaube, auch seinerseits dem Willkommen volle Ehre anzuthun und die ganze Kanne auszutrinken. Trotzdem versagte er es sich nicht, wiederholt und ihr einen tiefen Zug zu thun und mit den Anwesenden in der Runde zu trinken. Als nun die geehrte Deputation wieder in ihre Kneipe zurückgekehrt, wurde in gleicher Nacht von den der Lösung der Frage in Spannung harrenden Zechgenossen die „Riesenpitsche" noch oftmals gefüllt und auf das Wohl des „großen Kollegen und eisernen Konfrere", dessen Namen sie nun für immer tragen wird, geleert. Daß dieser ehrwürdige Zunftkrug, den wir hier in getreuer Abbildung zur Anschauung bringen, zu so hohen Ehren gelangen würde, das hat der alte deutsche Zinngießermeister, der ihn vor Jahrhunderten geformt und gravirt, ebensowenig wie die ehrlichen, biederen Zunftmeister der Schustergilde, die ihn von Geschlecht zu Geschlecht mit Pietät bewahrt und mit steifer Gewichtigkeit bei feierlicher Gelegenheit in Gebrauch genommen, im entferntesten vorausahnen können.

Erfindungen.

— In England werden gegenwärtig Versuche mit dem von Eric Bruce erfundenen Signalballon angestellt. Derselbe ist aus durchsichtigem Batist gefertigt und faßt 4400 Kubikfuß Gas. Der Ballon enthält 8 Glühlampen, die vollkommen von dem sie umgebenden Gas isolirt und mit einer auf dem Erdboden befindlichen Batterie durch einen Draht, welcher zugleich als Leitseil dient, verbunden sind. Wenn der Ballon 300 Fuß hoch schwebt, so sind die Lichterscheinungen auf eine Entfernung von 16 englischen Meilen dem unbewaffneten Auge sichtbar und können nach Morsescher Art gegebene Zeichen so weit den Truppenabteilungen gegeben werden.

— Eine für die Glasindustrie sehr bedeutsame Erfindung hat Friedrich Siemens in Dresden gemacht. Es ist ihm gelungen, Glas wie Metall zu gießen. Solch gegossenes Glas ist überaus hart, nicht teurer als Gußeisen und hat vor diesem den Vorzug der Durchsichtigkeit, so daß „brüchige" Stellen, die schon oft, besonders bei Eisenbahnschienen, die Ursache zu schweren Unglücksfällen gewesen sind, sofort erkannt werden können, ehe das Glas zur Verwendung gelangt. Dazu hat sich gegossenes Glas ungleich widerstandsfähiger gegen die Einwirkungen der Luft als Gußeisen erwiesen. Das Verfahren ist überaus einfach und beruht in der Hauptsache auf rascher Abkühlung. Wie bedeutend die Widerstandsfähigkeit und Härte des Gußglases ist, geht daraus hervor, daß gegenwärtig in der Siemensschen Fabrik in Dresden Versuche über die Verwendbarkeit dieses Glases zu Eisenbahnschienen angestellt werden.

— Dachziegel werden in Amerika neuerdings aus einem faserigen Papierstoff hergestellt und sollen infolge ihrer Leichtigkeit und vieler anderer Vorzüge das Schieferdach weit übertreffen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— In Altenburg wurde jüngst die Altenburger Landesausstellung durch Herzog Ernst feierlich eröffnet. Sie umfaßt Industrie, Kunst und Kunstgewerbe, Landwirtschaft, Gärtnerei und Forstwissenschaft. Der Ausstellungsplatz wird allabendlich durch eine große Zahl von elektrischen Lampen in der Gesamtstärke von 27,500 Normalkerzen beleuchtet.

— Die Selbstbereitung von kohlensäurehaltigem Wasser „mit oder ohne", das heißt aus der Fachsprache übersetzt, mit oder ohne Fruchtsaft, ist durch das neue Patent- (Stollwerck) Syphon wesentlich erleichtert worden. Die bekannte Stollwercksche Fabrik in Köln stellt schon seit einigen Jahren sogenannte Brauselimonadebonbons her, die man nur in den mit Wasser gefüllten neuen Syphon zu werfen braucht, um zu jeder Zeit sofort einen erfrischenden kohlensäurehaltigen Trank zur Verfügung zu haben. Wer es sich jedoch nicht ganz so bequem machen will, der füllt Wasser und ein bestimmtes Maß Natron in das Gefäß und schüttet alsdann Weinsteinsäure in ein kleines, an eine von dem Verschluß zentral niederhängende Glasröhre befestigtes Porzellancylinderchen. Wird nicht Sodawasser, sondern Limonade gewünscht, so ist der entsprechende Fruchtsaft dem Wasser beizumischen; dann wird der Verschluß befestigt und geschüttelt und die Flüssigkeit durch Umschütteln in Berührung mit der Weinsteinsäure im Porzellanbehälter gebracht. Die Kohlensäureentwicklung geht vor sich und mittels des üblichen Hahnes kann man in aller Ruhe das erquickende Naß abzapfen.

— Aus der englischen Industrie wird eine Taschennähmaschine in Umlauf gesetzt. Das kleine, mit außerordentlicher Präzision konstruirte Werk steht in einem kleinen Kästchen von etwa 4 Zoll Länge und 2 Zoll Breite. Das ganze erreicht noch nicht das Gewicht von 250 Gramm und kann auf die leichteste und bequemste Weise auf Reisen mitgeführt werden.

— In der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1887 findet in Havre eine internationale maritime Ausstellung ohne amtlichen Charakter statt. Dieselbe wird Gegenstände der Schiffahrt, der Fischzucht und des Fischfanges umfassen.

— Es wird beabsichtigt, Schweden und Dänemark durch einen unterirdischen Tunnel zwischen Malmö und Kopenhagen zu verbinden. Der innere Cylinder soll nicht aus Mauerwerk, sondern weit billiger aus Gußeisen hergestellt werden.

— Die Weltpost, deren Hauptbureau sich in Bern befindet, befördert jährlich 10,000 Millionen Briefe, Postkarten, Zeitungen und Drucksachen. In Europa reisen stündlich 3 Millionen Personen, in Deutschland eine Million. Demnächst wird wohl noch China mit seinen 400 Millionen Einwohnern, da es sich der Eisenbahnen nicht mehr erwehren kann, dem Weltpostverein beitreten.

— Der italienische Ingenieur Malrignano(?) hat ein Projekt ausgearbeitet, nach welchem Rom mit dem Meere durch einen 90 Meter breiten und 10 Meter tiefen Kanal verbunden werden soll. Die italienische Regierung hat das Projekt als ausführbar anerkannt.

Natur.

— Eine natürliche Galerie, welche den Gletscher von Arolla im Eringerthal, Kanton Wallis, vollständig durchschneidet, ist unlängst entdeckt worden. Dieselbe befindet sich in der untern Zunge dieses Gletschers und bildet eine natürliche Grotte. Sie ist 6—12 Meter breit und 2—3 Meter hoch. Der Gletscher liegt direkt auf dem Boden auf, und der Naturforscher hat in dieser Grotte somit Muße, die Beziehungen der Gletschermasse zu ihrer Unterlage studiren zu können.

Gesundheitspflege.

— Unter dem Namen Largiaders Arm- und Bruststärker hat Schulinspektor Largiader in Basel einen sehr zweckmäßigen Turnapparat hergestellt, dessen Einrichtung in zwei der Länge nach durchbohrten Handgriffen von Holz besteht, welche mit beiden Händen erfaßt werden. Von der innern Seite des Griffes der einen Hand geht ein Seil durch den Griff der andern Hand. Jedes der Seile trägt an seinem Ende ein Gewicht von einer dem augenblicklichen persönlichen Kräftemaß entsprechenden Schwere. Werden nun durch seitliches Strecken oder Heben der Arme die Handgriffe von einander entfernt, so steigen die Gewichte in die Höhe, bis sie von den Griffen berührt werden, werden die Handgriffe einander wieder genähert, so bewegen sich die Gewichte nach unten. Immer aber müssen dabei die Arme den Zug der Gewichte überwinden und darin besteht der Erfolg der einzelnen Uebungen. Die letzteren können sehr mannigfach gemacht werden und zwar von jung und alt, Knaben oder Mädchen, da je nach dem Alter und Kräftemaß eine Reihe von 15 Nummern mit einer von einem halben Kilo beginnenden und bis zu 10 Kilo steigenden Belastung zur Auswahl geboten sind. Der Hauptzweck des Apparates, die Arm- und Brustmuskeln zu stärken, wird vollständig erreicht, außerdem wird durch kräftige Erweiterung des Schultergürtels ein ausgiebigeres Atmen der obern Lungenteile und damit gewissermaßen eine bessere Ventilation dieser Teile erzielt, was sehr hoch anzuschlagen ist, da in diesen Lungenpartien in der Mehrzahl der Fälle und gerade wegen mangelhafter Atmung derselben die Anfänge der Lungenschwindsucht sich entwickeln. Der Apparat (bei Engler und Weber in Stuttgart zu haben) empfiehlt sich daher nicht allein Gesunden, sondern auch besonders Kindern und Erwachsenen mit schwacher Brust und Anlage zu Lungenerkrankungen.

— Bei der Pflege des Oleanders ist Vorsicht angezeigt; die Blätter, sowie der Milchsaft dieser Zierpflanze haben einen bittern Geschmack und wirken betäubend, zuletzt bringen sie Entzündung des Mundes und der Zunge hervor, und es ist schon öfter vorgekommen, daß Tiere nach dem Genuß von Oleanderblättern oder -Blüten starben. Oleanderstöcke sollten nie in Wohnzimmern oder gar in Schlafgemächern aufgestellt werden.

Haus- und Landwirtschaft, Gartenbau.

— Die Laboratorien der Chemiker und Physiker verdienen um so mehr die Teilnahme der Frauen für die Errungenschaften in der Wissenschaft, als diese meist praktisch fürs Haus zu verwerten sind. So sei jetzt die Aufmerksamkeit auf die Einführung des Lanolin in Apotheke und Kosmetik hingelenkt, dessen Entdeckung wir

Professor Liebreich in Berlin zu danken haben, dem genialen Erfinder des Chlorals, der Centrifugalseife und anderer Dinge mehr. Wie das Wasser in Form von Bädern und Waschungen zur Reinigung und Oeffnung der Poren der Haut dient, so sind es die Fette, welche als Grundlage von Salben, Pomaden und Cremes, die Geschmeidigkeit der Haut bewirken und Störungen, welche dieselbe erlitten, wieder herstellen. Tierische Fette eignen sich am besten zu diesem Zweck, weshalb man sich derselben in Apotheken und Parfümerien vorzugsweise bedient. Alle diese Fette haben jedoch den nicht zu überwindenden Uebelstand, leicht zur Zersetzung zu neigen und ranzig zu werden, so daß man die damit hergestellten Salben und Pomaden nur kurze Zeit aufbewahren kann. Man hat daher versucht, diese tierischen Fette durch das nicht dem Ranzigwerden ausgesetzte Vaseline zu ersetzen. Da dieses jedoch reizend auf die Haut wirkt, hat Professor Liebreich neue Versuche gemacht, bis es ihm gelang, im Lanolin ein Fett zu entdecken, welches mit der Hornsubstanz der Haut und Haare in innigstem Zusammenhang steht, ja in ihnen, wie auch in den Federn und Stacheln, der Haut und den Haaren der Tiere nachgewiesen wurde. Gerade in diesem Zusammenhang liegt der hervorragendste Grund für die Bedeutung des Lanolin in der Kosmetik und Salbenbereitung, da es am leichtesten in die Haut, ihre Poren und Haare dringt. In Berlin beschäftigen sich bereits große Fabriken mit der Massenfabrikation von Lanolinseife und Lanolinsalbe. Wir können beide den Hausfrauen gegen spröde Haut, Frost und ähnliche Uebel zur täglichen Benützung empfehlen.

— **Schwarze Stoffe aller Art, welche grauen, grünlichen** oder rötlichen Schimmer bekommen, kann man mit Leichtigkeit wieder auffärben, ohne die Nähte zu zertrennen. Man bereitet sich eine Auflösung von Blauspan, Seifenwurzel und Leim, je für zehn Pfennig, in heißes Wasser gethan und bis zum Siedegrad gebracht. Die Stoffe werden mit einem in diese Mischung getauchten Schwämmchen abgerieben und mit einer Bürste trocken gebürstet. Auf diese Weise reinigt und färbt man Röcke, Kleider, Mantillen, Regenmäntel, ohne sie zu zertrennen, und gibt ihnen ihre tief schwarze Farbe wieder.

— **Ein Mittel zur vollkommenen Vertilgung der Reblaus** soll man jetzt darin gefunden haben, daß in dem Weinbergboden eine permanente Schwefelwasserstoffatmosphäre durch eine eigentümliche Düngung, die zugleich dem Wachstum der Weinstöcke sehr förderlich sein soll, entwickelt wird.

— **Eine der besten Lianen des freien Landes ist unstreitig** Ampelopsis (Hedera) roilifolia. Die ungemein rasch wachsende Pflanze bedeckt in kurzer Zeit alles, was sie erreichen kann. Sie klammert sich gleich dem Epheu von selbst fest an Bäume, Steine, Holzwerk, selbst Glas und deshalb ist sie zur Bekleidung von Mauern aller Art, Planken, unschönen Gegenständen nicht genug zu empfehlen. Die Blätter dieser Pflanze sind größer als jene des altbekannten „wilden Weins" Ampelopsis (Hedera) quinquefolia, färben sich aber im Herbst ebenso anmutig rot. Man kann sich diese herrliche Schlingpflanze, die man am besten im Herbst setzt, aus jeder größern Baumschule um billiges Geld verschaffen. Sie vermehrt sich leicht durch Stecklinge von vorjährigem Holz, die man im März oder April schneidet und in das freie Land steckt.

Feste und Versammlungen.

— **Anläßlich der 200. Jahreswende der Wiedereroberung** der Festung Ofen wird die Stadtgemeinde Pest Anfangs September eine Reihe von Festlichkeiten veranstalten. Am 1. September findet in der Akademie der Wissenschaften eine Gesamtsitzung der Stadtvertretung und der ungarischen historischen Gesellschaft statt, am 2. September Festgottesdienst und Enthüllung einer Gedenktafel, später ein Volksfest, und zwischen dem 1. und 8. September gehen verschiedene Festvorstellungen in den Theatern vor sich.

Mode.

— **Nicht ohne den Reiz überraschenden Eindrucks** ist eine neue, kleine Tischjardiniere, man verwendet dazu jene altbekannten, unmodernen Porzellan- oder Fayenceschreibzeuge, wie sie, meist aus dem siebenzehnten oder achtzehnten Jahrhundert stammend, sich noch vielfach unter dem alten Gerät pietätvoller Haushaltungen, am häufigsten aber in Kanzleien, Gerichtsstuben und Dorfschulstuben antreffen lassen. Wer sieht dieses Schreibzeug nicht noch vor sich in dem Rahmen der altväterischen Stube des Großvaters — auf dem breiten, oval geformten Schüsselrand ein Chaos in Geduld verbrauchter oder im Kamin zerstampfter Gänsefedern, verschiedene Siegellackstangen und das riesengroße Petschaft, rechts das unbewegliche Tintenfaß, links das Streusandfaß, in der Mitte des Behälters für den wassergefüllten Schwamm. In diese kleinen Behältnisse pflanzt man nun Blumen und Gräser, das heißt man steckt abgeschnittene Zweige in nassen Sand, in die Mitte einen kleinen Busch der jüngsten Farnzweige oder feine hängende Gräser, welche diese kleine, originelle Jardiniere wie in einen Schleier hüllen, rechts und links junge Rosen zwischen ein wenig Reseda, im Winter Veilchen und Hyazinthen, kurz, alle Blumen, die man lieb hat und welche die Jahreszeit gewährt. Zuweilen sind diese Meißner und Delfter Schreibzeuge mit kleinen, koketten Malereien versehen, mit zierlichem Liebesgetändel und zärtlichen Schäferszenen, und diese Gruppen zwischen den Blumen machen sich ganz besonders hübsch; das gibt in seiner Kleinheit und Niedlichkeit die Mignonette einer Jardiniere. Ihrer drei kann man auf den Kamin stellen zwischen die Statuetten und Bronzen, die heut dort den Platz einnehmen, den einst die verschollene Pendule behauptete; auf allen Tischen, in den kleinsten Ecken ist sie ein reizendes und poetisches Apropos. Vielleicht bietet dieser moderne Einfall auch dieser oder jener unserer Freundinnen die Anregung, ein bisher unbeachtetes Stück altväterischen Hausinventars salonfähig zu machen.

Denkmäler.

— **In Altona-Ottensen hat sich ein Lokalkomite gebildet,** welches im Anschluß an das Berliner Zentralkomite die Errichtung eines Denkmals für den Prinzen Friedrich Karl anstreben will. Das Komite ging von der Erwägung aus, daß das schleswig-holsteinische Volk an erster Linie stehen müsse, wo es sich um ein Denkmal für den „Helden von Düppel und Alsen" handle.

— **Der Großherzog von Mecklenburg hat das Protektorat** in der Fritz Reuter-Denkmalsache übernommen; dadurch wird die Angelegenheit hoffentlich einen andern Aufschwung nehmen.

— **Ein Standbild Gottfried Sempers, von Bildhauer Robert** Ockelmann, einem Schüler Schillings, modelliert und vom Steinbildhauer Schurig in westfälischem Sandstein ausgeführt, wird in der Hamburger Kunsthalle zur Aufstellung gelangen.

— **Ein Denkmal des Marschall Espartero wird am 31. August** in Madrid enthüllt.

Gestorben.

— Dr. Hermann Gerlach, Domkapitular zu Limburg, bekannt durch sein „Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts", 54 Jahre alt, am 31. Juli, in Ischl.

— Jan Lam, bedeutender polnischer Schriftsteller, 54 Jahre alt, am 2. August, in Lemberg.

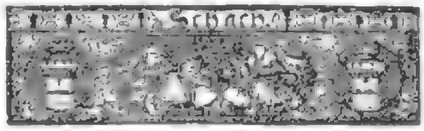
— Dr. Andreas Menzel, Professor der Dogmatik und Moraltheologie an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn, 70 Jahre alt, am 5. August, in Bonn.

— L. von Knoll, Direktor der württembergischen Oberrechnungskammer, 68 Jahre alt, am 6. August, in Stuttgart.

— Professor August Grell, der Nestor der Musiker und Komponisten, von 1851—1876 Leiter der Singakademie zu Berlin, Mitglied der Akademie der Künste, 86 Jahre alt, am 10. August, in Steglitz.

— Dr. Jakob Rappaport, bekannter Finanzmann und Börsenspekulant, am 10. August, in Wien.

— Dr. Joseph Ritter v. Bauer, Abgeordneter des niederösterreichischen Landtags und Mitglied des Landesausschusses, 1848 Abgeordneter des Frankfurter Parlaments, 70 Jahre alt, am 11. August, in Wien.



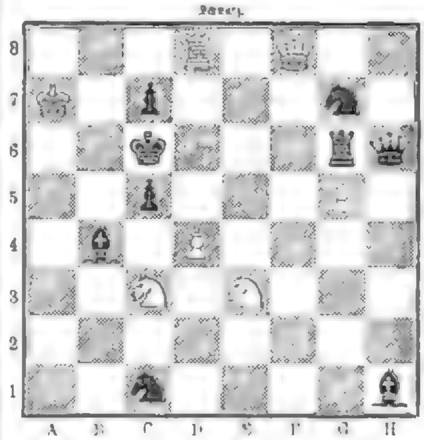
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 884.

Aus Chess-Monthlys Problemturnier.

Motto: „Nibi".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 881:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 1 — H 8	1) K. D 5 oder F 5 u. E 4.
2) D. H 8 — H 1 oder — G 8 Matt	
A)	
1)	1) H 7 — E 5 oder C 5 — C 4.
2) D. H 8 — A 8 oder — D 4 Matt.	
B)	
1)	1) S. A 4 oder S. D 3 zieht.
2) S. E 2 — C 3 oder D. H 8 — E 5 Matt.	

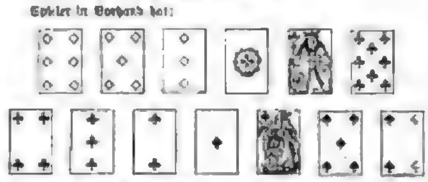
(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 22.

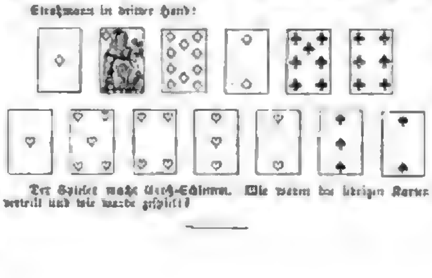
Whist.

Carreau ist Atout.

Spieler in Vorhand hat:



Strohmann in dritter Hand:

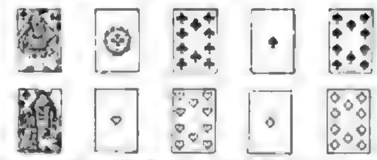


Der Spieler macht Groß-Schlemm. Wie waren die übrigen Karten verteilt und wie wurde gespielt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 20:

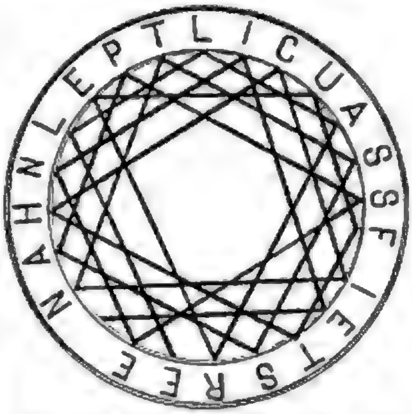
Skat.

Vorhand hatte:



während in Hinterhand drei Wenzel, fünf Blatt einer Farbe, in welcher der Spieler Aß und Zehn hat, und zwei Fänger in zwei anderen Farben sitzen.

Kreisrätsel.



Die im Kreise stehenden Buchstaben sind mit Hilfe der Striche zu einem bekannten Sprichworte zu verbinden.

Auflösung des Rätsels Seite 1005:

Verstand.

Bilderrätsel 48.

Dr. Kuffer verneint darin eine Anweisung zur Beschwörung der Nachzehrer, mit Gorgonenhaupt, einem Nadelöffel, Schwert ec. im Sternenschein zu erkennen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1006:

Wenn Kopf und Herz sich widerstreiten,
Thut doch zuletzt das Herz entscheiden;
Der arme Kopf gibt immer nach,
Weil er der Klügre ist von beiden.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nro. 48 des

vierzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer"

beginnt:

Ein Liebestraum.

Roman

von

E. Merk.

☛ In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek" (Preis in wöchentlichen Nummern **nur 2 Mark pro Quartal**, in 14tägigen Heften **nur 35 Pf. pro Heft**) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

E. M. in P. Das kommt zu sehr auf die besondere Art der Tinte und des Fleckes an, als daß sich dafür eine genügende Anweisung ertheilen ließe. Zudem ist das Beseitigen unter allen Umständen so schwierig, daß nur eine sehr geschickte Hand einige Aussicht auf Erfolg hat. Wir rathen Ihnen daher, die Sache einem größeren Buchbinder zu übergeben, der am ehesten die richtigen Mittel und Wege finden wird.

H. K. Sch. in U. Das eine wie das andere kam zu spät. Verbindlichen Dank!

Lilly von L. aus W. 1) Nein. 2) Bis jetzt gibt es das nicht; aber wir selbst werden diesem Wunsche in allernächster Zeit nach Möglichkeit entgegenkommen. 3) Ein Pseudonym.

W. V. in Bukarest. [illegible] (Braunschweig, ℳ 7.50). Auch bei den deutschen Buchhändlern Ihres Wohnorts zu haben.

Abonnent in B. Bei umgehender Bestellung durch Ihre Buchhandlung können Sie den Jahrgang 1879 der „Deutschen Romanbibliothek" noch zu dem ermäßigten Preis von 3 ℳ broschirt erhalten, es läßt sich damit ein sicher sehr willkommenes Geschenk machen.

Maximilian H. in Wien. 1) Wenn auch nicht genau dasselbe, so hat sich doch Aehnliches um jene Zeit in That und Wahrheit ereignet. 2) Ja, es leben von ihm Töchter, die unseres Wissens [illegible] sind und sich mit Christen verheiratet haben.

H. W. in Magdeburg. Munde, Handelskorrespondenz, deutsch und französisch, 2 Th. Geb. à 3 ℳ — Anderson, Engl. Handelskorrespondenz, 2 Th. Kart. ℳ 4.50.

W. T. in der Moldau. 1) Deutsch (weicher Endlaut). 2—4) An anderer Stelle. 5) Noch nicht. Einiges davon werden wir Ihnen demnächst übermitteln.

Dr. C. F. Th. in Glasgow. 1) Uns ist keines bekannt. 2) Chemischtechnisches Repertorium (Berlin). Chemiker-Zeitung (Köthen). 3) Bergsträsser & Kleim, Stuttgart.

F. R. S. in Genua. Es war nur nach Kompositionen für Singstimme mit Klavierbegleitung gefragt worden, deshalb blieb Konradin Kreutzers Komposition von Lenaus: „Weil' auf mir, du dunkles Auge" für Männerquartett in A-dur unerwähnt.

Professor R. G. in Budapest. Wenn das dort wirklich nicht zu bekommen ist, so wenden Sie sich an ein größeres Lager von Haushaltungsgeräthen in Wien.

Langjährige Abonnentin. Gleichzeitig mit Ihren Zeilen liefen bei uns Zuschriften ein, die sich über unsere diesem Gegenstande gewidmeten Bilder in den bayerischen Volksblättern erregten. Wir begreifen nun zwar, daß man gerade über den einen Punkt, den Sie berühren, zweierlei Meinung haben kann, ersuchen Sie aber, in Erwägung zu ziehen, daß hier der Standpunkt des Beschauers, der unter den obwaltenden Umständen für unsern Künstler ein gegebener (durch die [illegible] Beamten ihm zugewiesener) war, diesen Charakter der Ansicht mit sich brachte.

Dr. C. W. in Joinville. Das wurde von uns längst berichtigt.

„Historischer Roman". Unsere Verlagshandlung hat eine beschränkte Anzahl von Exemplaren des Samarow'schen Zeitromancyklus: „Um Szepter und Kronen" im Preise bedeutend ermäßigt; Sie können den berühmten Cyklus jetzt für 25 ℳ in neuen geheftete Exemplaren (früherer Preis 50 ℳ), oder für 35 ℳ in fein gebundenen Bänden (früherer Preis 60 ℳ) beziehen.

K. R. in Breslau. Vertreter finden sich bekanntlich in allen größeren Städten; besondere Hauptvertreter sind uns nicht bekannt.

Alter Leser in Triest. Es handelte sich wohl neben den von Ihnen ganz richtig angeführten Gründen auch noch darum, den Untergang für denjenigen großen Theil des Reichs, in welchem der Thalerfuß heimisch war, zu einem leichteren zu machen.

Ein Dilletschwärmer. 1) Der wahre Name; schrieb außerdem Novellen und Gedichte. 2) Uns unbekannt.

Junger Kaufmann in W. Man nennt uns jetzt F. W. Grünfeld in Landeshut in Schlesien.

Heinrich von G. in St. Ein solches Werk ist bereits unter dem Titel: „Shakespeare-Anthologie, die schönsten und bedeutsamsten Schilderungen und Sittensprüche aus den Dramen des Dichters, biographisch eingeleitet und herausgegeben von H. Kreyßig, mit 23 Illustrationen" bei Amelang in Leipzig erschienen.

C. K. in Borghorst. In Stuttgart Verleger Jos. Scheible; in Berlin Auskunft wohl am ehesten durch die Redaktion der „Berliner Münzblätter" zu erhalten.

Eine Sechzehnjährige. Das zweite Gedichtchen ist recht stimmungsvoll; etwas mehr Originalität des Inhalts, und Ihre Verse werden sehr befriedigend wirken.

A. H. in Crefeld. Daß hierüber die Meinungen vielfach auseinandergehen, ist eine bekannte Sache. Die Ihrige hat von ihrem Standpunkt aus einleuchtende Berechtigung, ein allgemein gültiges Urtheil aber wird der Zukunft vorbehalten bleiben.

A. E. Gepulverter ungelöschter Kalk, mit Mehl und Zucker vermengt, wird als gutes Mittel gegen Ratten empfohlen, nur muß diese Mischung mit derselben Vorsicht angewendet werden wie Gift, da sie kaum weniger als dieses für Kinder gefährlich werden kann.

M. H. Sie würden noch viel zu lernen haben, ehe Sie dahin gelangen, formgerechte Verse zu schreiben, und viele, die das können, sind dennoch keine Dichter. Wir glauben, daß Ihre Gedanken sich in ungebundener Rede weit hübscher ausnehmen, als wenn Sie sich mit Versen und Reimen abquälen.

A. L. in Thale. Erkrankt in Berlin.

An unsere Leser. Auf Seite 983 hat sich eine Wortentstellung eingeschlichen, die sich zwar von selbst als solche kennzeichnet, um deren freundliche Berichtigung wir aber trotzdem ausdrücklich ersuchen wollen. Es muß in Zeile 16 der dritten Spalte selbstverständlich heißen: „Emil an der Seite Waltrauts".

„Lausit". v. M. in K. Aug. M. in B. G. P. in W. „Asbornisch". Amanda F. in D. T. R., cand. jur. in M. K. P. in Calbery. Ludwig G. in W. C. K. in P. M. in Chemnitz. B. J. in München. P. in H. B. G. in N. A. B. in Halle. E. F. in F. Ellind in B. A. S., cand. phil. in G. M. F. in Breslau. B. R. in Leipzig. Siebenzehnjähriges Gänschen vom Lande. E. B. Fr. in Berlin. K. T. in L. Franz K. in Wien. P. E. G. in L. Ad. R. in C. E. H. in Prag. Philipp K. in B. F. R., stud. in O. R. G. in Z. Viktor G. in G. Karl B. in Z. R. R. 300, Nord-Amerika. L. R. in G. — Nicht verwendbar.

Richtige Lösungen sandten ein: Gretchen Kederer in Nowen. Emil Fisch in Prag. Alfred Batsure in Krebsmühle. Emil Böhm in Zeiltstadt (3). Albert Zeller in Bukarest (eine Postkarte genügt). Frau Louise Ritz in Neufel (2). Anna Zwirzy-Gratz in Laibach (2). Deutsch-Gretchen in Rußland (2). Frau Luisa Hummel in Kudern. Th. Sprelinger in [illegible]. Marie Brill in Spandau. Luise Gerd in Barmen. Georg Fenner aus Dortmund (2). Mary Tub in Prag (3). A. Oelmann in Rio de Janeiro (10). Josephine Wodrowsky und Franziska Tsatsopoulos in Marienbad. L. J. Josefsthal in Chemnitz. Joh. P. Stoppel in Harburg. Lorraine de Vadg in Paris. Hall jun. in Crefeld. Bruno Reitel in Dresden. J. Eason in Offenburg. Viktoria Pick in Prag. Marie Gottermann in Hannover. Onkel Jo-Jo in Hamburg. Kurhausball aus St. Vergisteger a. D. Frau J. Mayer in Buchau am Federsee. Ein Jünger des Merkur in Chiery.

Gesundheitspflege.

L. F. aus Remscheid. Versuchen Sie gegen den Kopfschinn verbunden mit starkem Ausfallen der Haare folgendes Verfahren: die Kopfhaut wird täglich oder mindestens alle zwei Tage einer gründlichen Seifenwaschung unterzogen und hierauf mit amerikanischem Balsame eingerieben. Zu ersterer verwendet man eine gute Teer- oder Ichthyolseife, Seifenspiritus, oder auch die Krankenheiler Jodsodaseife und reichlich warmes Wasser. Der ganze Kopf wird hinreichlich mit der Seife eingeschäumt und mehrere Minuten lang gewaschen. Zur Reinigung spült man den Kopf mit reichlichem lauem Wasser ab und trocknet schließlich die Haare gut mit einem dicken weichen Handtuch ab. Am besten nimmt man dieses Verfahren abends vor dem Zubettgehen vor, weil dann der nasse Kopf ruhig abtrocknen kann. Sodann wird jeden Morgen Vaseline ganz dünn auf die trockene Kopfhaut eingerieben. In der ersten Zeit gehen dabei viel mehr Haare aus als vorher, weil durch das Seifen, Reiben und Abtrocknen alle Haare, die nicht mehr fest sitzen, herausbefördert werden. Dies dauert aber nur 8—14 Tage und von nun an wird gewöhnlich der Haarausfall ungemein gering oder ganz aufhören. Je länger die Seifenwaschungen fortgesetzt werden, um so mehr Nutzen hat man davon.

G. B. in Stettin. Uns unbekannt.

O. B. in St. Louis. 1) Auch hier ist das vorstehend geschilderte Verfahren am Platz. 2) Ein derartiges Haarkräutel ist der sogenannte Teufelsbart.

F. J. in W. Ohne persönliche Untersuchung ist es zwar nicht möglich eine bestimmte Auskunft über die betreffenden Symptome zu geben, doch glauben wir nicht, daß es um eine gefährliche Krankheit sich handelt. — Wir kennen dort keinen derartigen Spezialarzt.

Lustiger, blonder Backfisch. Gegen Mückenstiche wendet man allgemein Salmiakgeist an.

A. Spitzer. Cognac in größeren Quantitäten gewohnheitsgemäß genossen, wirkt allerdings wie alle stark alkoholhaltigen Getränke früher oder später schädlich auf Körper und Geist; aber in der Weise, wie Sie ihn trinken, ein Liqueurgläschen eine Stunde nach dem Essen, bringt er keinen Nachtheil.

Treue Abonnentin. Gegen den übermäßigen Fettglanz der Gesichtshaut nimmt man Waschungen mit Seifenspiritus oder mit Kalkwasser vor und zwar mehrmals täglich energisch mittels Flanellläppchen. Nach dem Waschen wird die Haut gepudert entweder mit Poudre de Riz oder mit einem Puder, bestehend aus je 5 Gramm Talk und gepulvertem Irismwurzel und 120 Gramm Stärkemehl.

Lucie B. in Berlin. Das Verfahren eines Amerikaners, überflüssigen Haarwuchs auf elektrischem Wege zu entfernen, ist langwierig und schmerzhaft und bietet doch nicht so sicher, daß dasselbe ohne weiteres zu empfehlen wäre. Die genaue Adresse ist uns unbekannt.

A. T., Abonnentin. Um dem Kinde eine gerade Haltung beim Sitzen und namentlich beim Schreiben anzugewöhnen, empfehlen wir Ihnen den Kuhnschen Universal-Geradehalter, welcher ohne jeden Zwang krummes Sitzen zu verhindern im Stande ist. Von uns selbst erprobt. **Dr. Sch.**

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Alpenrosen und Edelrauten, nach dem Leben erzählt von Joseph Baisser. — Die [illegible] Reichspostdampfer, von Contreadmiral a. D. Reinhold Werner. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin. V. Aus der Münchener Schule. Schluß, von Otto Baisch. — Die Denkmünze auf die jüngste Jubelfeier in Heidelberg. — An der Curie. — Auf der Breitschau. Novelle von Gregor Samarow. Fortsetzung. — Zölz und Krankenheil, von C. A. M. — Die Uhrne für das Herz König Ludwigs II. — Geographische Squatelli, von Rod. Herbert. V. Die Vögel. — Joseph wird an Potiphar verkauft. — Die erste Hochschule für Frauen in England, von L. P. — Kerzlitäten. Schach. — Rösselsprung. — Räthsel: Kreisräthsel; Auflösung des Räthsels Seite 1000. Bilderräthsel 48; Auflösung des Bilderräthsels Seite 1006. — Briefmappe.

Illustrationen: Der verliebte Schalmeier, Gemälde von K. Laupheimer. — Von der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Ein Akkord, Gemälde von Joseph Munsch. — Joseph wird an Potiphar verkauft, Gemälde von Arturo Faldi. — Die neue Heidelberger Denkmünze. — Tölz und Krankenheil. — An der Curie, nach einem Gemälde von E. Ferroni. — Die Urne für das Herz König Ludwigs II. — Die königliche Hochschule für Frauen in Egham. — Aus unserer humoristischen Mappe, neun Bilder. — Die große „Reserveliste".

Ueber

Wilhelm Jordan, „Die Sebalds"

(2 Bände, Preis geheftet 10 Mark, elegant in Leinwand gebunden 12 Mark), welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in **zweiter, durchgesehener Auflage** erschienen ist, schrieb das **„Berliner Tageblatt"**: Die tiefe Religiosität des deutschen Volkes sehnt sich nach einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen. Hier schenkt ihm Jordan eine Lehre, nach welcher ein Bekenner **Darwins** zu Gott beten kann. — Aber auch die Fabel kommt allen Wünschen entgegen mit einer Anschaulichkeit und Spannung, die den Atem rauben.

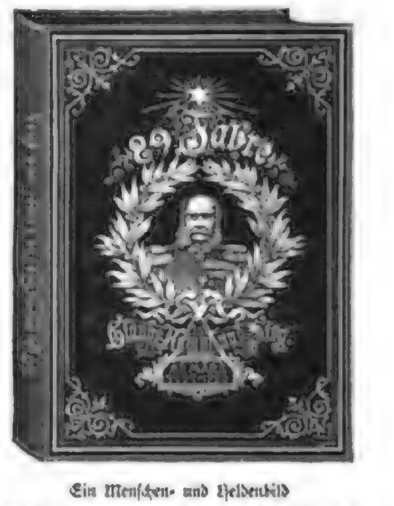
Die **„Frankfurter Zeitung"**: Nicht die Vernichtung des Willens aus **Weltschmerz**, wie der einst vom Ostseestrand nach Frankfurt verschlagene Philosoph A. **Schopenhauer**, sondern die Veredlung und Kräftigung aus **Weltfreude** predigt der Dichter, welcher, ebenfalls vom preußischen Osten kommend, in der alten Freistadt am Main eine zweite Heimat gefunden hat.

☛ Zum Sedanfeste! ☚

In unserem Verlage ist eine **neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe** unserer

Kaiser Wilhelm-Biographie

erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:



Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von **Oskar Meding.**

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von **Carl Hallberger.**

156 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Golddruck und reicher Pressung 3 Mark.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Die **„Deutsche Krieger-Zeitung"** schreibt: Das Leben unseres Kaisers ist wohl selten so volkstümlich dargestellt worden, wie es in diesem Buche geschehen ist. Da finden wir alles zusammen, was uns unseren Kaiser so verehrungswürdig und so herzlich lieb gemacht hat, sein Wachsen und Werden, sein ehernes Alter, seine Heldenthaten und seine Menschenliebe, seine Glaubenskraft und seine Pflichttreue, die ihn selbst und mit ihm unser Vaterland groß gemacht haben. Wir können das Buch als festbare patriotische Gabe empfehlen.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1.80.

Täglich 3—10 Mark
kann sich jeder als Nebenverdienst leicht verdienen. Anfrag. m. Marke sub H. O. 941 an **Rudolf Mosse, Hamburg.** 4516

Brüssel, rue des Champs Elysées.
Töchterpensionat in schönster Gegend gelegen. Herrschaftliche mit allem Comfort ausgestattete Wohnung. Der Unterricht ist in den Händen vieler bewährten Lehrkräfte der Stadt und der internen Lehrerinnen.
Höchste Referenzen und Prospektus durch die Vorsteherinnen **Mlles Roosel.** 4434

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 3011
Falls speziell feinste Genres erwünscht, erbittet man diesbezügl. Notiz.
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Weiße u. crême seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete u. Atlasse Mk. 1. 25 Pf. p. Met.
bis Mk. 18. 20 versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das
Seidenfabrik-Dépôt 4633
Zürich. **G. Henneberg,**
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Humoristika
aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (verm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Munchhausen's Abenteuer und Reisen, illustrirt von *Gustav Doré.* M. 9. — *van Dewall,* Aus meinen Kadettenjahren, illustrirt von *Othello.* M. 3. — *van Dewall,* Kadettengeschichten, illustrirt von *Othello.* M. 4. — *Lindau,* Die kranke Köchin, illustrirt von *Ehrentraut.* M. 4. — *Sämmlich fein gebunden.* — *Busch,* Hans Huckebein, der Unglücksrabe, das Pusterohr, das Bad am Samstag Abend. *Cart.* M. 3. — *Busch,* Die kühne Müllerstochter, der Schreihals, die Prise. *Cart.* M. 2.

Über Land und Meer.

№ 49.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Alpenrosen und Gentianen.

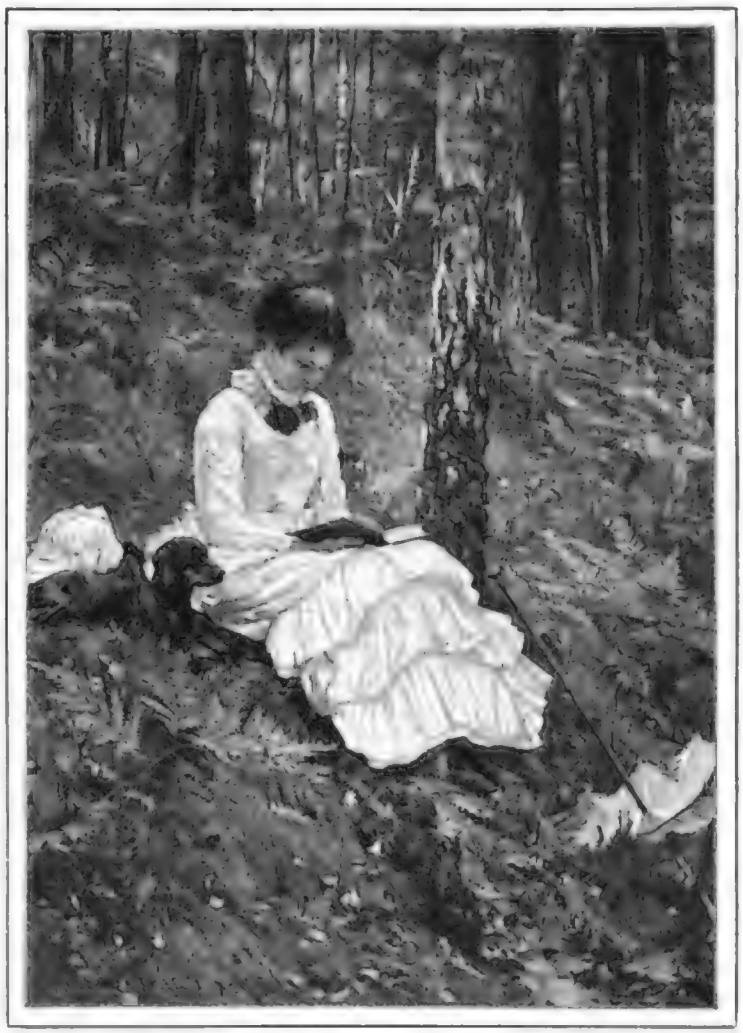
Nach dem Leben erzählt
von
Joseph Bajovar.

(Schluß.)

„Heute," heißt es in einem andern der vergilbten Blätter, „hatte ich mich heiß gearbeitet und wanderte in der Abendkühle durch die Straßen. Wohin ich kam, blieben die Leute stehen; große Gruppen bildeten sich. Die einen grüßten ehrfurchtsvoll, die anderen jauchzten mir zu. Plötzlich stürmte aus einer schmalen Gasse eine Kinderschar und umringte mich jubelnd. H., der mich begleitete, wollte es ihnen verbieten; aber ich wehrte es ihm und erwiderte der Kinder treuherziges ‚Grüß Gott!' von Herzen.

„Die Liebe, von wem sie uns auch geboten werde, lohnt mit reicher Münze den, der sich in ihrem Dienste müht. —

„Sie lieben mein altes Schloß Hohenschwangau. Kürzlich hatte ich eine Vision: ich sah das Schloß, vom Mondlicht beglänzt, vor mir liegen. Die Wellen des Sees murmelten und in den blühenden Büschen schlugen die Nachtigallen. Da vernahm ich ein Rauschen wie von mächtigen Flügeln. Der Schwan mit dem goldenen Krönlein hob sich hoch und höher und ließ sich auf der Felsspitze nieder. Als ich wieder hinschaute, war er verschwunden, aber wo er geraſtet, hob sich eine stolze Burg mit Türmen und Zinnen. Jäh stürzten von den Höhen die Wasser nieder in die Pöllatschlucht und umrauschten den herrlichen Bau.



Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Im Birkenwäldchen.
Gemälde von E. Henseln.

„Wenn er eines Tages in Wirklichkeit dort oben stände — es müßte herrlich sein! — —

„O, mein Gewissen — wie würden Sie heute zürnen und dräuen. Ich weiß nicht, ob Sie mich schelten würden, Elisabeth, aber ich würde den Schmerz in Ihren Zügen lesen, und vielleicht wäre mir das schmerzlicher als das härteste Wort. Sie wissen, wie sehr ich meinen Bruder Otto liebe; er beleidigte meine Würde, aus Unachtsamkeit nur. Aber mein Stolz — Sie kennen ihn, Elisabeth! — brach übermächtig hervor; es entstand eine furchtbare Scene; ich war von Sinnen vor Zorn. Gott bewahrte mich gnädig, daß ich nicht die Hand aufhob gegen meinen Bruder. Aber ich behandelte ihn wie einen Verbrecher und wie einen meiner niedrigsten Unterthanen. Können Sie mich freisprechen, mein Gewissen? Nein, Sie können es nicht! Vor Gott tilgt Reue alles; — aber auch vor uns selbst? — —

„Ich habe tief über mich nachgedacht. Dämonen schlummern in mir. Es gibt manches, was dieselben wecken kann, vor allem drei Dinge: Täuschung, Untreue, Verrat. Sie warnen mich in Ihrem letzten Briefe, mir von den Menschen nicht zu hohe Ideale zu bilden. Sie liebes, kluges Kind! Mein Glück besteht ja darin, Menschen, die ich liebe, in meinen Gedanken mit allen hohen und köstlichen Eigenschaften zu umkleiden, den Göttern gleich sie zu erheben. Und dennoch haben Sie recht, Elisabeth! Denn gewänne ich einen Freund, den ich anbeten würde, und er stürzte von seiner Höhe und verließe mich in Untreue — es würde die Dämonen entfesseln und dann —"

Digitized by Google

Oktober.

„Ihr Brief, teure Freundin, hat mich tagelang gesucht — heute endlich gefunden.

„Ich war einsam in den Bergen; tags rastete ich in Jägerhütten, nachts durchstreifte ich den herbstlichen Wald. Die Natur sprach tausendstimmig zu mir.

„Und nun in diesem Briefe schelten Sie mich gerade wieder über meinen Hang zur Einsamkeit. Was werden Sie erst sagen, wenn ich gestehe, daß ich am Frühabend dicht bei Ihrem Schlößchen vorbeikam. Einladend flimmerte ein Licht durch das rote Weinlaub, welches das Fenster des trauten Eckzimmers umspinnt. Ich wußte, dort im Lampenschein schimmert ein Augenpaar, blau wie der See, blau wie die Gentianen auf der Felshöhe, dort leuchtet ein roter Mund, der so hold lächeln, so klug und sinnig reden kann. Ich wußte es, und doch ging ich vorbei — fort, in weglose, irre Einsamkeit! — Zürnen Sie sehr? — —

„War es nicht herrlich gestern?! O wie glücklich bin ich, daß ich den Werken meines herrlichen Schiller auf unserer Bühne eine solche würdige Heimstätte bereiten kann! Daß dieselben vor meinen Augen eine Auferstehung erleben, wie sie schöner nicht gedacht und geträumt werden kann! Wenn ich heute die Augen schließe, spielen sich noch immer jene Scenen vor meinen geistigen Blicken ab, die mich so sehr entzückten: ich sehe die kühnen, freien Männer der Schweiz ihren ewigen Bund schließen:

‚Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not und trennen und Gefahr.'

Die Schneeberge schirmen den Bund und der Regenbogen wölbt darüber seine Strahlenbrücke. Ich höre den sterbenden Greis die Verbündeten segnen und die prophetischen Worte aussprechen:

‚Das Alte stürzt — es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!'

„Schiller trifft die tiefste Saite in meinem Herzen; sie bebt in antwortenden Schwingungen und zittert lange, lange nach. Goethes Worte berühren sie manchmal, aber nur flüchtig.

„Und was mir noch ein besonderes Glück gab gestern, war Ihre Anwesenheit, Elisabeth! Wie so anders waren Sie als alle anderen, die mich mit ihren Blicken anstarrten und verfolgten, anstatt auf der Bühne dem Fortgange der Handlung zu folgen. Der Freund, der königliche Freund trat bei Ihnen zurück vor dem unsterblichen Dichterwerk — so muß es sein! Nur einmal trafen sich unsere Blicke, es war bei der Stelle, welche auch mich am meisten ergriff. Sie waren ganz blaß, teures Mädchen, und in Ihren Gentianenaugen schimmerten Thränen — nie sah ich köstlichere Edelsteine!

„Jetzt lasse ich die ‚Jungfrau von Orleans' neu vorbereiten. Man redet viel von einer Berliner Schauspielerin, welche wunderbar das Hirtenmädchen verkörpern soll. Sie heißt Ida Pellet. Ob ich sie hieher einlade? Was raten Sie mir, Elisabeth? — —

„Monika ist krank — Ihre gute Schwester! Wie es mich schmerzt, und wie ich so gern alles thun möchte, Sie bei der Pflege zu unterstützen. Aber die Kranke wünscht meinen Besuch nicht, sagen Sie, hat auch gebeten, daß wir unsern Briefwechsel unterbrechen. Es ist sehr hart für mich, aber meine kleine Tyrannin Elisabeth weiß genau, daß sie bei ihrem ‚despotischen' Freunde stets ihren Willen durchsetzt. Ich hege eine große Liebe zu Ihrer Schwester, die Ihnen eine treue Mutter war so viele Jahre hindurch, und ich freue mich, wenn ich mich von ihr verstanden, wenn ich meine Handlungsweise von ihr gebilligt finde.

„Alle guten Engel mögen Sie beide in Schutz nehmen und Krankheit und Ungemach von Ihrer Pforte treiben! Ich blicke hinaus in die Nacht — hell leuchten die Sterne über Reback, wie schimmernde Gottesaugen." — —

November.

„Es war eine schöne Zeit, Elisabeth, als ich Ihre genesende Schwester besuchen durfte, und nun fast täglich Sie sah. Die Krankenpflege hat Ihrem Wesen einen neuen Reiz gegeben: etwas Weiches, Hausmütterliches, das Ihnen zum Entzücken steht. Bis jetzt sah ich Sie immer von der zartesten Sorge umgeben, gehegt und gepflegt, wie ein Vögelein im Nest; nun waren Sie es, die wie eine demütige Martha die Schwester umsorgte, und das Bild hat sich meiner Seele tief eingeprägt. Wie süß müßte ein Heim sein, in dem Sie sorgen, schalten und walten!

„Meine Baupläne für die Stadt beschäftigen mich sehr; ich habe dieselben dem Baurat S. genau auseinandergesetzt. Er billigte ‚unterthänigst' was ich vorschlug, aber ich sah, wie er heimlich einmal die Augenbrauen in die Höhe zog wie in äußerster Verwunderung. Hält er für unausführbar, was mir vorschwebt? Ich hoffe nicht, denn das wäre für mich gleichbedeutend mit einer großen Enttäuschung, und Sie wissen, wie ich Enttäuschungen hasse! — —

„Sie lachten so sehr über meine Idee, mir einmal im Theater ganz allein ein Schauspiel, eine Oper vorführen zu lassen. Aber wenn Sie gesehen hätten, wie mir gestern abend das Anstarren der Menschen wieder den Genuß trübte, ja schließlich unmöglich machte, so würden Sie meine Idee gar nicht so lächerlich finden. Es wäre eine Wonne für mich, könnte ich meinen Schiller, meinen Wagner und Beethoven allein, ungestört genießen. Sie aber, Elisabeth, dürften dabei sein, mit Ihrem verständnisvollen, heimlichen Mitempfinden, Sie allein!

‚Der Plan ist kindisch, aber gleichsam schön?' — —

„Welch einen schlechten Geschmack Sie haben! Sie lieben mein Klavierspiel. Dies scheue Mädchen. — denn sehen sind Sie noch immer gegen mich — gestand mir sogar, daß sie mich belauscht hat, wenn ich auf meinem Flügel in Hohenschwangau phantasire. Mein alter Klavierlehrer — er hieß Wonner — pflegte mir gern jedes Talent zum Klavierspiel abzusprechen. Er hat sich redlich mit mir geplagt und ärgerte sich wohl über den geringen Erfolg, den er mit mir hatte. Kein Talent zum Klavierspiel! Er mag recht haben, aber jedenfalls bescherte mir der Himmel die Gabe, meine Gedanken in Tönen auszusprechen. Wenn er Ihnen gleichfalls die Gabe, mich zu verstehen, wenn ich in Tönen rede, verlieh, was könnten Sie da nicht alles erlauscht haben unter den Fenstern meines Schlosses! Ich möchte wohl wissen, wie viel Sie verstanden haben. Sie schließen die roten Lippen fest aufeinander; das ist so Ihre Art, wenn Sie mir, wie manchmal, auf eine brennende Frage die Antwort versagen. — —

„Wir eilen mit raschen Schritten in den Winter hinein; der erste Schnee ist früh gefallen. Wissen Sie, was ich möchte? Hinauf in die Berge, wenn alles so still, so verschneit ist. Ich möchte es und ich will es! Schütteln Sie nicht das Köpfchen, Elisabeth; was ist denn so Unvernünftiges dabei! Und denken Sie, wie herrlich es sein wird: nur vom Lichte einer rotglühenden Fackel ist der Weg erhellt; die Tannen beugen sich unter der Schneelast, alle Zweige flimmern wie Edelsteine und ich stiege lautlos dahin durch die schweigende Nacht. Ist es nicht märchenhaft? Wenn dann im weiten Bogen eine glänzende Sternschnuppe fällt, will ich etwas Gutes für Sie wünschen. Kennen Sie den damit zusammenhängenden Aberglauben? Sind Sie überhaupt abergläubisch? Ich wollte schon oft darnach fragen. Ich glaube, daß Sie es sind. Es ist ein Erbteil aller poetischen Naturen.

„Kürzlich habe ich bei mehreren Künstlern Bilder bestellt. Denken Sie sich, Elisabeth, es war mir peinlich, mit den Herren zu verkehren; warum, kann ich selbst nicht verstehen. Mein kluges Gewissen, können Sie mir sagen, aus welcher Untiefe meines Charakters dies Gefühl stammt? Mein Charakter hat Untiefen — Sie haben es selbst gesagt, und ich fühle dieselben oft mit Schrecken. Wenn dieselben nur immer ruhig bleiben wie die Untiefen eines Sees, unter den Wogen versteckt, und nicht einmal Strudel daraus aufquellen, die verderbenbringend sind! Was meinen Sie? — —

„Gestern abend fuhr ich zum erstenmal in die Schneenacht hinaus. Der Zauber der verwehten Einsamkeit nahm mich ganz gefangen. Sobald ich wieder in Hohenschwangau bin, geht es hoch hinauf in die Berge. — —

„Sie fragen nach Richard Wagner! Endlich fragen Sie darnach, liebe Freundin. Gestehe ich's nur, Ihre Gleichgiltigkeit in diesem Punkte hat mich verletzt. Als wir mündlich von ihm sprachen — es war nach der Aufführung von ‚Tristan und Isolde' — wurden wir beide heftig und brachen darum das Gespräch ab. Brieflich kann man ruhig darüber plaudern. Hören Sie, wie er so mächtig in mein Leben getreten ist.

„Es ist Ihnen bekannt, wie ich in Beethoven stets fast ein überirdisches Wesen verehrt habe; einer meiner lebhaftesten Kunstwünsche war, ein Werk zu besitzen, welches seine Lebensgeschichte treu bringt und zugleich allen seinen erhabenen, glänzenden Eigenschaften gerecht wird. Ich suchte vergebens darnach in allem, was über ihn geschrieben war. Da brachte mir ein Sänger unserer Oper einen Brief des Komponisten Wagner, von dem Gedanken ausgehend, daß die Worte des Mannes, dessen „Tannhäuser" mich kurz vorher so sehr entzückt, mich interessiren würden. Sie thaten es in ungeahnter Weise, denn ich fand darin ein Spiegelbild meiner Ideen und Wünsche. Der Brief war datirt ‚Paris, den 7. Mai 1841', und es hieß unter anderem darin: ‚Die Welt muß ein Bild dieses Helden besitzen, klar und groß, wie er selbst es war. Ich verehre in Beethoven den, der in mir Begeisterung für die Kunst und ihre erhabensten Ziele geweckt hat; er ist von jeher mein Studium gewesen, und da ich die Kraft mir zutraue, bei einem so begeisternden Thema würdig mitzusprechen, so habe ich in mir beschlossen, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Diese Biographie soll ein Buch von zwei Bänden werden und in einer ansprechenden, dem Gegenstande nach vielleicht phantasievollen Sprache eine genaue und ausführliche Darstellung des künstlerischen wie des bürgerlichen Lebens des größten Meisters bringen. Zugleich aber, und zwar in die historische Darstellung eingewebt, soll das Buch eine ausführliche Besprechung und Bezeichnung der großen musikalischen Epoche enthalten, die durch Beethovens Genius erschaffen wurde und aus seinen Werken sich auf alle neuere Musik ausbreitet.'

„Daß eine solche Redeweise mir unendlich sympathisch war, müssen Sie begreifen, Elisabeth; sie war es um so mehr, als der ‚Tannhäuser' in meiner Seele das wonnigste Entzücken hervorgerufen hatte. Aber es sollte noch mehr Zufälliges hinzu kommen, und aus viel goldenen Fäden sich das Band spinnen zwischen dem herrlichsten Musiker und mir, seinem Jünger, seinem Freunde.

„Eines Tages spielte ich auf dem Flügel meiner Cousinen, der Prinzessinnen Mar. Als ich nach einer Weile die dicht vor mir liegenden Noten durchblätterte, fand ich dazwischen einige Broschüren ‚Das Kunstwerk der Zukunft', ‚Zukunftsmusik' von Richard Wagner.*) Ich las und las, und fühlte mich wie berauscht. Ja, so hatte ich mir das Wirken der Kunst gedacht! Aus einem solchen Verschlingen der Poesie, der Musik mußte das vollendete Kunstwerk der Zukunft entstehen! Und hier war ein Mann, der die Kraft in sich fühlte, so Hohes, Herrliches zu schaffen. Man fühlte es an den Worten, die wie ein Lavastrom aus seinem Innern drangen, daß er vollführen würde, was er sich vorgenommen, daß er jene erhabene Weihe des Genius besaß, durch welche das Ideal in die greifbare Wirklichkeit gezaubert wird.

„Und diesem Helden des Geistes waren die Flügel gebunden; armselige Hindernisse hinderten seinen Himmelsflug, fesselten ihn an den Boden! Er suchte einen Menschen, der ihm zu helfen die Kraft und den Willen hatte. ‚Fände ich einen Fürsten, ideal genug gesinnt, um mich zu verstehen, groß denkend genug, um mit seiner Macht mir zu helfen — die Zukunft der Kunst wäre gesichert.'

„Wollen Sie mir es verdenken, Elisabeth, wenn ich solche Worte für einen Ruf des Schicksals hielt, der an mich, an mich erging?!

„Tags darauf hörte ich den ‚Lohengrin'. Was noch fehlte, um den Zauber zu vollenden, das spannen diese zauberischen Töne.

„In Hohenschwangau aufgewachsen, war mir die Schwansage mit ihrem unsäglich poetischen Zauber in Fleisch und Blut gleichsam übergegangen. Wie oft habe ich, im Schloßhofe unter der blühenden Linde, die das Muttergottesbild beschirmt, sitzend, von dieser Sage geträumt, wie oft in Gedanken den Ritter mit seinem getreuen Schwan über den See dahingleiten sehen!

*) Dieser Fund war, wie Verfasser von durchaus zuverlässiger Seite erfährt, kein zufälliger. Der Musikfreund der Prinzessinnen Mar war der begeisterste Anhänger Wagners. Mit großem Scharfblick erkannte er, daß Ludwig II., derjenige war, welcher allein helfen konnte und wollte, des Tonkünstlers poetische Pläne zu verwirklichen, und spielte ihm jene Broschüren geschickt in die Hände, welche nach den beabsichtigten Zweck vollkommen erreichten.

„Hier fand ich meine Kinderträume, meine Jünglingsphantasien hold verwirklicht; und sie sprachen zu mir, alle die vertrauten Gestalten, in Tönen, die mich berauschten, wie süßer Duft der blühenden Linde.

„Am nächsten Morgen, nein, in derselben Nacht noch schrieb ich an Richard Wagner und berief ihn zu mir. Mein Kabinetsrat brachte die Einladung nach Luzern und mein glühender Wunsch erfüllte sich rasch — der Dichterkomponist kam nach München.

„Wie seine wunderbaren Schöpfungen, der Zauber seines Wesens mich gefangen nahmen, wie wir Freunde wurden, Freunde in der höchsten, idealsten Meinung des viel mißbrauchten Wortes, die Welt weiß es. Und sie, die ich niemals liebte, treibt mich immer weiter in mich selbst zurück und zu den wenigen Gleichgesinnten, durch die Art und Weise, wie sie diese Freundschaft behandelt. Was würde ich in solcher Hinsicht nicht alles von ihr, von dieser künstlichen, verächtlichen Welt, erfahren und erleben, wenn ich nicht König wäre, wenn ich ihr nicht den Fuß auf den Nacken setzen dürfte, so oft ich will!

„Doch daß auch meine Freundin Elisabeth diese Freundschaft nicht billigt, daß sie mich vor meinem Freunde warnt, erfüllt mich mit Schmerz. Wird es immer so bleiben? Gibt es kein Mittel, auch Sie in diesen wonnigen Zauberkreis zu ziehen? Als wir damals darüber sprachen, stand sogar die ernste, kühl denkende Monika auf meiner Seite und neckte die holde Warnerin mit den Goetheschen Worten: ‚Du ahnungsvoller Engel, Du!‘ — —

„Welch einen schönen, herrlichen Brief haben Sie mir geschrieben!

„Also von ‚Tristan und Isolde‘ her stammt Ihre Abneigung. Ich verstehe wohl, daß diese Schöpfung ein reines Mädchengemüt verletzen und abstoßen kann.

„Wie fein und klug Sie sind, Elisabeth! Sie vergleichen meine Vorliebe für die Musik Wagners mit meiner Leidenschaft für Jasminduft, welch letztere sie vergeblich bekämpfen. Es liegt in beiden Verwandtes: schwül und berauschend ist der eine wie die andere. — Also nicht meine Freundschaft für Wagner tadeln Sie, sondern was Sie das Uebermaß derselben nennen, und meinen Hang, staubgeborene Menschen mit göttlichen Eigenschaften zu umkleiden. Sie denken mit Zittern an den Einfluß Wagners auf mich und mehr noch an den Eindruck, den das Zergehen dieser Freundschaft auf mich machen würde. Mit letzterem haben Sie recht; diesem Eindrucke wäre nichts zu vergleichen: es würde etwas Unersetzliches in meiner Seele zerbrechen und die Sonne des Daseins für mich verdüstert werden. Gott wird mich in Gnaden vor solch einem Ereignis bewahren und mir das Glück erhalten, das ich darin finde, die Pläne des teuren Freundes zu fördern und auszuführen, ihm in geringem Maß das zu sein, was er mir in so unendlichem ist.“ — —

Dezember.

„Wie ich doch mit Leib und Seele ein Kind meines Landes, ein Bayer bin! Ich hänge an seinen Gebräuchen, seinen Sitten mit zäher Anhänglichkeit. Gestern hat der Advent angefangen; die ‚Anroller‘, die ‚Gebnächte‘. Noch kann ich es nachfühlen, mit welchem Herzklopfen ich mich als Kind an diesen Abenden zu Bette legte und wie ich mir vornahm, die ganze Nacht zu wachen, um den Knecht Ruprecht oder die Frau Berchta bei Spendung ihrer Gaben zu überraschen. Der süße, feste Kinderschlaf ließ es nie dazu kommen und so blieb der wunderbare Vorgang dicht mit den Schleiern des Geheimnisses umhüllt; bis die ‚Berchtfrau‘ und der heilige Nikla, Ruprechts Abgesandter, am Nikłaabend leibhaftig erschienen und wir in freudeschauernder Andacht unsere Gebetchen sprachen.

„Morgen ist der 6. Dezember. Ich eile morgen nach Hohenschwangau und freue mich wie ein Kind auf die allabendlichen Fahrten in die Berge. Wenn Monika nicht gar so streng wäre, so sollten Sie beide einmal mit mir die verschneite Einsamkeit durchfliegen.

„Und wissen Sie, Elisabeth, worauf ich mich noch mehr freue? Auf zwei blaue Gentianen, die mir einen Frühling ins Herz lächeln werden mitten im Winter!“

IV.

Winternacht.

Der Mond erglänzt in eisger Pracht,
Verschneit sind Berg und Halde,
Und glitzernd liegt der Winternacht
Ueber dem einsamen Walde.

Karl Stieler.

Unter dem Thorbogen von Rebach stand eine Mädchengestalt und horchte angestrengt in die Nacht hinaus. Der Schnee fiel in feinen Flocken unaufhörlich nieder und seine Sternchen bildeten in dem Goldhaar der Lauschenden ein flimmerndes Diadem. Da, horch — Schellengeläute — ein prächtiger Schlitten fliegt auf dem Waldwege daher; das Fackellicht entreißt ein paar blitzende Männeraugen, eine winkende weiße Hand auf einen Augenblick der Dunkelheit, dann verschwindet alles wie eine Vision: König Ludwig fährt hinauf ins Gebirge.

Elisabeth bleibt an den alten Thorbogen gelehnt und hört, wie das Schellengeläute in der Ferne verklingt; ihre Gedanken begleiten den, der so einsam dahinsaust in die Waldesnacht. — Jetzt muß er schon hoch über Rebach sein; da horch — ein furchtbares Gekrach! Sie steht wie zu Stein erstarrt, dann ringt sich ein wilder Angstschrei von ihren Lippen. Der Felsblock am Eingange der wilden Klamm — wenn er, vom Schnee gedrückt, hinabgestürzt wäre! Der Schlitten würde bei der Rückkehr, um den gewohnten sichern Halt betrogen, ebenso hinabstürzen in die gräßliche Tiefe. Entsetzlich! Ein zweiter Schrei. Elisabeth reißt den seinen Spitzenshawl von den Schultern, schlingt ihn ums Haupt und stürmt dahin, dem Wege zu, den der Schlitten genommen und den er zur Heimfahrt benützen wird. König Ludwig muß gewarnt werden, ehe das Fahrzeug der eingestürzten Stelle nahe kommt, sonst ist er verloren!

Dieser Gedanke kreist fieberhaft in ihrem Kopfe und verleiht ihren Füßen Flügel. Dennoch — wie langsam sie voran kommt! Ist nicht eine Ewigkeit vergangen, seit sie den Krach vernahm, und noch immer — endlich, endlich, hier ist der Eingang in die Klamm. Und wie sie's geahnt, so ist es geschehen: der Felsblock, der hier den Weg bildete, ist hinabgestürzt, tief hinab in die Schlucht. Elisabeth schaudert und dankt Gott in einem stillen Gebete, daß sie zur rechten Zeit gekommen ist und daß sie so genau die Wege kennt, bergauf, bergab. Vorsichtig klimmend steigt sie empor bis zu einer Biegung des Weges. Von hier aus geht ein zweiter Pfad zu Thal, und ehe hier die Wege sich teilen, ist eine kleine Steigung, so daß der Schlitten langsamer fahren muß, und die Insassen ihren warnenden Ruf hören können. Tief aufatmend schaute sie um sich. Ja, ihr königlicher Freund hat recht: es ist zauberisch in der verschneiten Einsamkeit! Alles so weiß und still, nur die Tannen dunkel ernst dazwischen. Jetzt stieg über den hohen Wipfeln der Mond auf und veränderte mit einem Schlage das Bild. Silbernen Pfeilen gleich flogen seine Strahlen niederwärts und entzündeten ringsum ein wunderbares Leuchten und Flimmern. Wie von tausend Sternen blitzte es vom schneebedeckten Boden auf, funkelte es von den feinen Buchen- und Birkenzweigen, welche des Eises schimmernder Schmuck bedeckte. Und so weit das Auge reichte, ragende Felssternen und Berghöhen, zwischen ihnen die glänzenden Flächen der breitesten Seen. Es war ein Bild von wundersamer, geheimnisvoller Erhabenheit.

Elisabeth schaute lange trunkenen Blicks darauf hin, dann begann sie hin und her zu gehen. Wie kalt es von den Bergen wehte! Jetzt fühlte sie es erst und fröstelnd zog sie das Spitzentuch fester — ach, es gewährte nur geringen Schutz.

Die Zeit verrann; eisige Kälte umfing das Mädchen, und ihre Glieder, der heftigen Anstrengung nicht gewohnt, erschlafften. Ob sie sich an jene Tanne lehnte, um auszuruhen? Nein, sie könnte einschlafen, es war ihr so traumselig zu Mute, die Augen schmerzten von all dem Funkeln und Blitzen ringsum und hätten sich so gerne geschlossen. Und sie mußte ja wachen, wachen für seine Sicherheit, sein Leben! Bleierne Müdigkeit schlug sie immer fester in Bann; trotzdem wanderte sie ruhelos hin und her, denn sie begann zu erstarren. Die Zeit verrann; Elisabeth schlang die bebenden Finger in einander und begann heiß und inbrünstig zu beten um Rettung für ihn, für sich. Wenn sie hier erstarrte, wer war dann zur Stelle, ihn zu warnen?

Eine Sternschnuppe fiel im leuchtenden Bogen bis hinab zum Schwanensee, — war es ein gewährendes Zeichen auf ihr heißes Flehen? Horch, ganz leises Läuten in der Ferne. Neue Lebenswärme durchströmte Elisabeths Adern, eilig schritt sie hin und her. Näher und näher kam das helle Geläut — o Gott, deiner Barmherzigkeit sei Dank — es war des Königs Schlitten! Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte rief das Mädchen ein lautes „Halt“. Der Schlitten hielt — in kurzen Worten teilte sie mit, was geschehen, dann sank sie leblos in den Schnee.

Außer sich vor Schrecken, kaum noch das Erlebte fassend, sprang König Ludwig aus dem Schlitten, hüllte die Ohnmächtige, deren bleiches Gesicht die Fackel unheimlich beleuchtete, in seinen Pelz, und sausend gings durch die Nacht auf sicherem Wege nach Rebach.

Am nächsten Morgen lag Elisabeth im heftigsten Fieber, in wilden Phantasien. Ihr zarter Körper war den Anstrengungen der verflossenen Nacht nicht gewachsen; noch immer schüttelte ihn, mit brennender Glut abwechselnd, die furchtbare Kälte, der Frost, welcher diese holde Blume brechen, zerstören wollte. Zwei Wochen lang schwebte sie zwischen Leben und Tod, dann trat eine ganz wunderbare Wendung zum Bessern ein. Der Arzt schüttelte den Kopf, gestattete aber doch seiner Patientin, das Bett zu verlassen, da sie so innig darum bat und, in die Kissen gebannt, eine so seltsame Unruhe zeigte. Nun saß sie im traulichen Erkerzimmer, das Ludwig in einen Blumengarten verwandelt hatte. Frühlings- und Sommerblumen umduftteten sie, nur der Jasmin fehlte!

Wie Ludwig seiner Lebensretterin gedankt, hat niemand erfahren, denn da kniete er allein zu ihren Füßen und hielt die schmalen weißen Hände in den seinigen.

Die Krankheit hat Elisabeths Schönheit noch gehoben, den rührenden Zug, den dieselbe immer besaß, stärker hervortreten lassen. Wie ein süßes blasses Heiligenbild lehnt sie am Fenster, und die Wintersonne flicht ihrem Goldhaar einen Strahlenkranz.

König Ludwig ist täglich in Rebach; die wenigen, die seine Besuche dort erfahren, finden es natürlich, daß der königliche Nachbar das kranke Edelfräulein besucht. Und was jene drei dort reden, bleibt ihr Geheimnis.

So kam das Weihnachtsfest heran; die schneebedeckte Erde glich einer Herrscherin im königlichen Hermelin und reichem blitzendem Demantschmuck. Der heilige Abend war in Rebach eine stille, liebliche Feier. Vor dem Schloßthor standen ein paar ärmlich gekleidete Kinder zum „Christkindlesingen“. Sie hielten die Händchen unter der Schürze versteckt und trippelten mit den kleinen Füßen. Aber die Stimmchen klangen hell und frisch, als sie das uralte Weihnachtslied sangen von den Hirten, die einander erzählen, was in der heiligen Nacht Wunderbares geschehen, und welches anfängt:

„Horch, Jodl, was ist das?
Ich meine fürer, ich hör' etwas —
Was soll der Gsang bedeuten?
's ist viel zu früh zum Tagerläuten!“

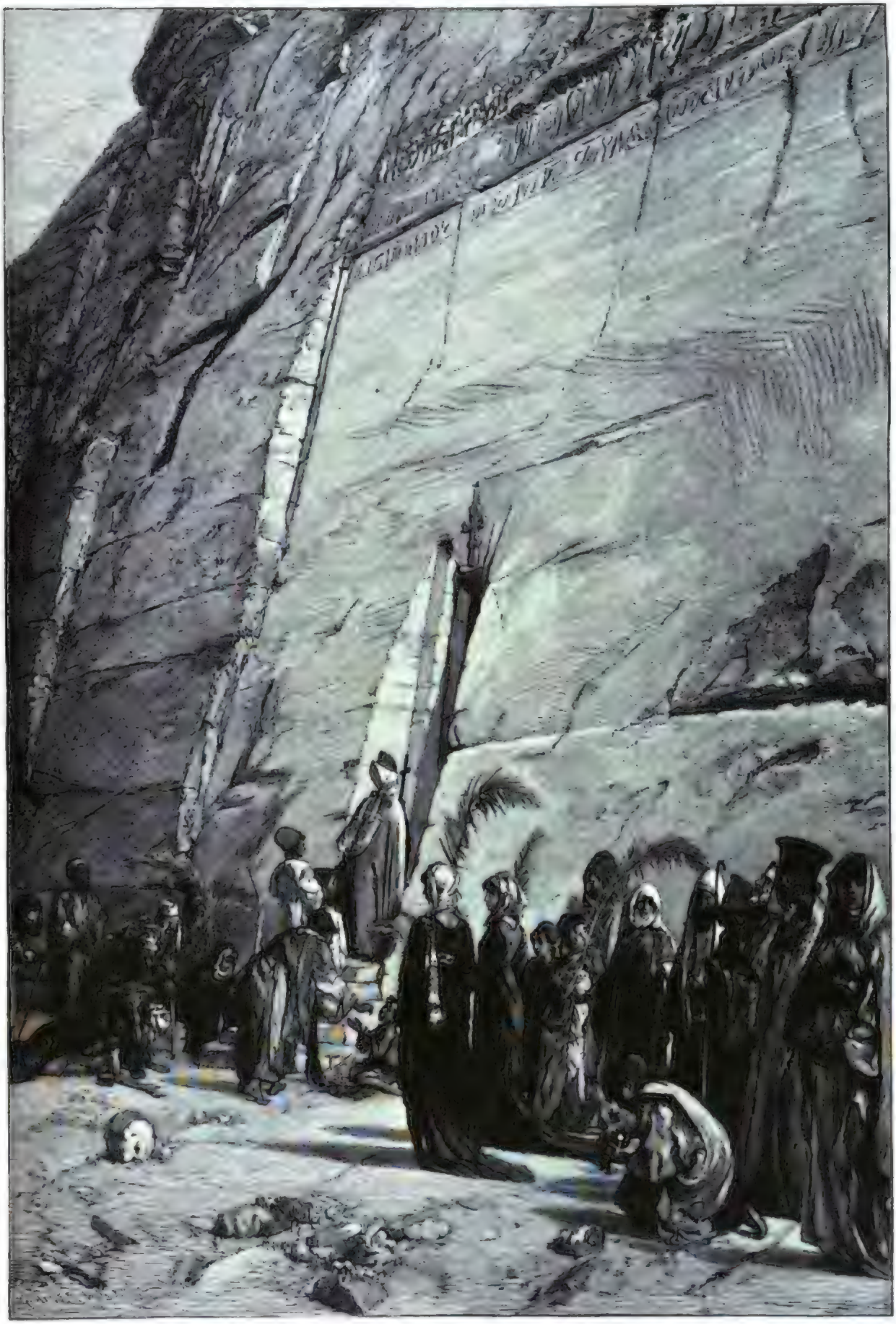
Elisabeth horchte mit wehmütigem Lächeln auf den Gesang; der Christbaum breitete seine lichtstrahlenden Aeste aus, und unter ihm lag ein prachtvoller Strauß aus Alpenrosen und Gentianen.

Monika betrachtete ängstlich die junge Schwester, welche so matt in ihrem Sessel lehnte und deren leiser, unaufhörlicher Husten sie so sehr ängstigte. Schon häufiger hatte sie versucht, dem Könige ihre Besorgnisse mitzuteilen, aber er wehrte sie ängstlich ab, als sei es ihm unmöglich, an eine Gefahr für die geliebte Freundin zu glauben. Sie hatte auch heimlich mit dem Arzte geredet, und der hatte ihr erwidert, daß er schon bei Elisabeths Erkranken gar keine Hoffnung für ihre Genesung gehabt, aber auch, daß ihre plötzliche sichtliche Erholung ihn in seinem Urteil unsicher gemacht habe. „Freilich,“ schloß der erfahrene Mann, „eine nervöse, fein organisirte Frauennatur ist und bleibt unberechenbar!“

„Am nächsten Weihnachtsabend,“ sagte plötzlich die Kranke, „werde ich dort von den glitzernden Sternen aus zu euch herabsehen, und —“

Auf stiller Flut. Gemälde von R. Falkenberg.

Digitized by Google



Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: **Palmsonntag in altchristlicher Zeit.** Gemälde von Wilhelm Gentz.

Digitized by Google

Ludwig, der bis dahin, neben dem Christbaum sitzend, Elisabeths durchgeistigtes Gesichtchen sinnend angeschaut, als wolle er ihre Gedanken erraten, sprang heftig auf:

„Was für Worte das sind! Wie können Sie es übers Herz bringen, so Entsetzliches auszusprechen?“

Sie legte beschwichtigend ihre Hand auf die seine und bat ihn, an ihrer Seite niederzusitzen.

„Warum in Täuschungen leben, mein Freund? Ich fühle es hier innen so deutlich, daß meine Stunden gezählt sind, fühlte es vom ersten Tage der Krankheit an. Das war der Grund, weswegen ich so dringend verlangte, aufstehen zu dürfen; ich wollte diese wenigen Augenblicke auskosten. Wenn ich die letzten Münzen aus meinem Schatze zähle, wer will mir's verdenken, wenn ich wünsche, daß es Goldmünzen seien?“

Großer Gott, redete sie wahr? Ludwig schaute sie an mit verzehrenden Blicken, und als würde ein Vorhang vor seinem Geiste weggezogen, so sah er nun, wie schwach und bleich sie war, wie mühsam sie atmete und welch fieberhafte Röte in schnellem Wechsel ihre Wangen überflog.

Er zitterte. War es möglich, sollte er sie verlieren? War das bittere Ende nahe? Hilfesuchend schaute er auf Monika. Diese hielt weinend das Gesicht in den Händen verborgen — sie hatte es ja längst gewußt!

Elisabeth bewahrte eine heitere Ruhe. „Hört mich an,“ sprach sie mit weicher Stimme, „ich will euch ein Märchen erzählen: Es war einmal eine hübsche Prinzessin, die suchte das Glück und konnte es nirgends finden. Sie durchreiste die ganze Welt, und manchmal glaubte sie es an seinen goldenen Flügeln zu halten. Aber immer war es eine Täuschung. Da kam sie eines Tages in einen dichten Wald, in dem ihr eine Zauberin entgegentrat. ‚Wohin wanderst Du?‘ fragte die Zauberin. — ‚Ich suche das Glück,‘ erwiderte die Prinzessin, ‚aber nicht eines, wie alle es haben können, nein, ein großes, unendliches, unermeßliches Glück!‘ — Die Hexe lächelte: ‚Welchen Preis zahlst Du dafür?‘ — ‚Jeden!‘ — ‚Wohl, so sollst Du Deinen Willen haben!‘ Da mußte die Prinzessin einen starken Trank trinken, der sie alsbald in Schlaf versenkte. Als sie erwachte, befand sie sich in einer einsamen Hütte am Ufer eines Flusses und nahe bei einem großen Walde. Sie trug ein grobes graues Gewand, aber sie fühlte sich leichtherzig und froh und sang und spann den ganzen Tag. Als sie abends zum Flusse Wasser schöpfen ging, sah sie, daß sie jung und wunderschön war. Da erklang Hornesschmettern und Hufschlag, und sich umwendend, erblickte sie eine glänzende Hofgesellschaft. In ihrer Mitte ritt der Prinz in einer goldenen Rüstung. Als er sie gewahrte, stieg er vom Pferd, ergriff ihre Hand und führte sie mit fort in sein Königreich. Nun hatte sie das Glück gefunden, und es war so reich und so unermeßlich groß, daß ihr schwindelte ob solcher Seligkeit. Aber als ein halbes Jahr verflossen war, fühlte sie, daß sie sterben mußte. Sie ließ die Zauberin zu sich rufen, doch diese sagte ihr: ‚Ich habe keine Rettung für Dich — Du mußt sterben! Den Inhalt eines ganzen Lebens, das Glück, das, in viele kleine Teilchen geteilt, für ein langes Dasein hätte dienen müssen, habe ich Dir in eine kurze Spanne Zeit gebannt. Es ist nichts übrig geblieben — Du mußt Deine Schuld zahlen!‘ Und die Prinzessin sprach lächelnd: ‚Ich zahle sie gern! Mein unendliches Glück ist mit dem Leben nicht zu teuer erkauft.‘ Dann starb sie.“

Die Erzählerin hatte mit immer leiserer Stimme gesprochen; die letzten Worte verwehten wie ein Hauch. Leichenblässe bedeckte ihre Wangen und ihre holden Züge veränderten sich jäh. Die Flügel des Todesengels rauschten durchs stille Gemach.

Doch was so lange verschwiegen geblieben, jetzt brach es mit unbezwingbarer Gewalt hervor. Ludwig warf sich neben Elisabeth nieder und umschlang sie mit beiden Armen. Wie ein Lavastrom flossen die Geständnisse der heißesten Liebe von seinen Lippen. Er sagte ihr, was sie ihm gewesen, wie sie ihn, einem guten Geiste gleich, zum Guten geführt und vor dem Bösen bewahrt habe. „Und auch Du liebst mich, Elisabeth! Sage es mir einmal, damit ich dies Geständnis mitnehme in das lange, öde, einsame Leben!“

„Unsäglich!“ hauchte die Kranke; „und das hohe, reiche, unermeßliche Glück, Du hast es mir gegeben! Aber rede nicht von einem einsamen Leben; versprich mir, zu suchen und zu forschen, ob Du ein weibliches Wesen findest, das Dich versteht, in welchem Du Dir selbst ein geliebtes Weib, Bayern eine treue Mutter gewinnen kannst!“

Ludwig neigte stumm das Haupt und Elisabeth legte segnend die Hände auf seine prächtigen dunklen Locken.

„Lebe wohl,“ flüsterte sie, „der Tod vereint, was der Tod scheidet!“ Dann sank sie zurück.

Monika rang in thränenlosem Schmerze die Hände; tiefe, heilige Stille herrschte im Gemach.

Mit dem letzten Licht des Tannenbaumes erlosch auch Elisabeths Lebenslicht. Der Todesengel trug ihre reine Seele hinauf durch das Sternfunkeln zur Feier der himmlischen Christnacht.

V.

Sonnenwende.

Nun ist wohl Sorgen Ende,
Wie hart ist davon scheid,
Der Tag der Sonnenwende
Ist kommen für mein Lieb!
Karl Stieler

Die Jahre vergehen. Schicksale verwirren und lösen sich, Menschen wandeln den dunklen Weg des Todes, den noch keiner zurückschritt ans Licht.

Auch Monika von Rebach ruht bei den Toten. Dem Bayernkönig hat sie nie wieder Aug' in Auge gegenübergestanden: zu lebhaft rief sie ihm die entschwundene Zeit wach, darum mied er sie. Mit Teilnahme verfolgte sie sein wechselndes Geschick, und manchmal wohl empfand sie es, was für ihn die Trennung von Elisabeth bedeutete, daß mit ihr sein guter Engel geschieden war.

Und wieder ist die Nacht der Sonnenwende. Von den Berghöhen, vom Felsen des heiligen Magnus und vom hochragenden Säuling flammen die Johannisfeuer, die Scheiterhaufen des Lichtgottes Baldur.

Schloß Hohenschwangau liegt still und düster; schwarz weht eine Trauerflagge vom Turm. Der so gerne von dieser Höhe Ausschau hielt über sein geliebtes Land, er ruht nach einem schrecklichen Tode in der Einsamkeit, die er so lange suchte, und die ihn nun fest umfangen hält.

Armes Schloß, zwei junge Fürsten sahst du hinausziehen in Jugendglanz, und keiner kehrte dir wieder!

Der Nachtwind stöhnt um Turm und Zinnen, eine Glocke beginnt ein leises Klagegeläute — und verstummt. Ueber die Wellen des Schwanensees schwebt eine verlorene Melodie; nach Geisterweise tönt die Leier Hilleboldts, des Sängers von Hohenschwangau. Und horch, den toten Königen tönt sein Klagelied:

„Es rauscht drüben im Tannenwald;
Die Treffel hat ausgeklungen,
Der Abend verglimmt und das Läuten verhallt
Um König Konrad, den jungen! —

Und jetzt — weit draußen am deutschen Gestad'
Ist manches Herz zerbrungen;
Trau Glück, o Berg, es ging zu End'
Mit König Ludwig, dem jungen!“

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Heute,“ begann Frau von Ramberg, als sie ihren Präsidentensessel neben dem mit Blumen gefüllten Kamin eingenommen hatte, „möchte ich mich vor allem an den Doktor Heilborn wenden.“

Der Doktor kratzte sich seufzend hinterm Ohr.

„Fürchten Sie nichts, lieber Doktor,“ beruhigte die junge Frau lachend, „es ist eine ganz ernste Frage, die ich an Sie richten will, und ich verspreche Ihnen, den neckenden Kobold, der mich allerdings stets gegen Ihre feierliche Wissenschaft aufreizt, im Zaum zu halten.“

„Ich fürchte, daß dieser liebenswürdige Kobold schwer zu zügeln sein wird,“ fiel der Doktor ein, „doch ich siehe auch auf die Gnade eines kleinen Scharmützels hin der gnädigen Frau zu Beicht und erwarte Ihre Frage.“

„Also ganz ernsthaft,“ nahm Frau von Ramberg das Wort wieder auf; „ich habe in diesen Tagen in einem Journal gelesen, daß ein Arzt in Paris den berühmten Pasteur noch überbietet und, wie jener die Wasserscheu, nun auch die Schwindsucht durch Impfung heilen will. Es wäre das vielleicht noch wichtiger als Pasteurs Entdeckung, denn die Tollwut ist doch immer nur die Folge eines außerordentlichen und, Gott sei Dank, nicht allzu häufig vorkommenden Unglücksfalls, während die Schwindsucht eine Geißel der Menschheit ist, die leider nur gar zu oft vorkommt und sich noch dazu nicht selten in Familien vererbt und auch durch Ansteckung sich verbreitet. Es wäre gewiß ein großer Segen, wenn man ein sicheres Heilmittel gegen die Schwindsucht fände; wie dies aber durch Impfung möglich sein soll, das vermag ich nicht recht zu begreifen und möchte Sie fragen, ob eine solche Entdeckung mehr oder möglich sein könne.“

„Ich habe diese Sache gerade in den letzten Tagen eifrig studirt, gnädige Frau,“ erwiderte der Doktor Heilborn, „und kann Ihnen deshalb genaue Auskunft darüber geben. Ihre Frage freilich vermag ich nicht bestimmt zu beantworten, denn wie die Berechnungen der Astronomen erst in dem wirklichen und richtigen Eintritt der Himmelserscheinungen ihre Bestätigung finden, so bedürfen auch die besten und ernsthaftesten Hypothesen der medizinischen Wissenschaft zu ihrer Beglaubigung der Thatsache der wirklich eintretenden und unter gleichen Verhältnissen stets wieder eintretenden Heilung.“

„Da ist also,“ sagte Frau von Ramberg, „das Verfahren der alten Schäfer doch vielleicht vorzuziehen, da sie die Hypothesen und die Wissenschaft weglassen und gleich mit der Heilung anfangen. — Verzeihung,“ rief sie mit komisch zerknirschter Miene, als der Doktor drohend den Finger erhob, „Verzeihung, der Kobold ist schon wieder verschwunden. Nun also, wie ist es mit der Heilung der Schwindsucht?“

„Ein Arzt in Paris,“ antwortete Doktor Heilborn, „Doktor Rouffel, der auch bereits durch die Vornahme der Blutübertragungen sehr merkwürdige Erfolge erzielte, glaubt die Lungenschwindsucht heilbar machen zu können. Seine Theorie beruht auf der Erfahrung, welche die neuere Medizin immer mehr bestätigt und anwendet, daß nämlich viele Heilmittel durch Einspritzung in das Hautgewebe die größten und schnellsten Wirkungen auf den Organismus ausüben, da sie auf diese Weise unmittelbar in das Blut überführt werden. Man hat zum Beispiel gefunden, daß Oxyn, Schwefel, Arsenik, Nux vomica, wenn sie unter das Gewebe der Haut gespritzt werden, die ganze Konstitution des Körpers verändern und bei manchen Krankheiten in wenigen Wochen Heilungen hervorbringen, die man niemals oder nur ganz außerordentlich langsam erreichen würde, wenn man den Kranken dieselben Medikamente durch die Verdauung zuführen wollte. Ebenso ist es ja bekannt, daß viele Gifte nur durch unmittelbaren Uebergang in das Blut wirken, während sie ohne alle Gefahr verschluckt werden können. Man hat nun ferner gefunden, daß die durch subkutane Einspritzung eingeführten Medikamente ganz besonders wirksam sind zur Zerstörung der mikroskopischen Bacillen und Bakterien.“

„Also wäre,“ fragte Frau von Ramberg, „jener spanische Arzt doch auf dem rechten Wege, der die Cholera, welche ja nach neuester Entdeckung auch vom Bacillus stammt, durch Impfung heilen will.“

„Ob seine Impfung Heilung bringen kann,“ erwiderte Doktor Heilborn, „das vermag ich nicht zu beurteilen, da er ja sein Verfahren geheim hält; so viel aber möchte ich wohl bestimmt behaupten, daß, wenn es jemals gelingen sollte, den Cholerabacillus zu töten, dies nur durch Einspritzung geschehen kann; denn die durch den Magen eingeführten Mittel werden bei dem Verdauungsprozeß so sehr chemisch verändert, daß sie die in den Blutkügelchen lebenden Bacillen nicht mehr zu vernichten im stande sind, vorausgesetzt, daß sie überhaupt diese Eigenschaft besitzen. — Verzeihen Sie diese Abschweifung, gnädige Frau, sie war aber nötig, um Ihre Frage zu beantworten. Die Schwindsucht ist nun ebenfalls eine Folge von mikroskopischen Existenzen im Blut, die sich besonders in der Lunge festsetzen und dieselbe zerstören. Die mikroskopische Untersuchung des Auswurfs der Schwindsüchtigen zeigt unzählige Bacillen von ganz besonderer Form, welche man als Tuberkelbacillen bezeichnet. Leider hat man bei der Entdeckung der Ursache der Schwindsucht nicht zugleich das Mittel zu ihrer Beseitigung gefunden. Es ist eben wie bei der Cholera — den Bacillus sehen wir wohl, allein uns fehlt sein Meister. Dieser Meister und Ueberwinder des Bacillus, den der Professor Koch für die Cholera bis jetzt noch vergeblich sucht, meint nun Doktor Rouffel in Paris für die Schwindsucht gefunden zu haben.“

„Und wer oder was ist dieser Sankt Georg der mikroskopischen Drachen, die unser Geschlecht ebenso grausam verfolgen, wie die Lindwürmer unsere Urältern?“ fragte Frau von Ramberg.

„Es ist ein Baum,“ erwiderte Doktor Heilborn, „wie ja nach der mittelalterlichen Anschauung die Natur für jede Krankheit das Heilmittel, für jedes Gift das Gegengift hervorbringt.“

„Daran glaube ich auch,“ rief Frau von Ramberg; „es muß ja doch wohl in der physischen Welt ebenso sein wie in der geistigen und moralischen, in welcher ja auch jeder Fehler und jedes Laster sein Gegenmittel findet. Gegen die Dummheit der einen gibt es die Klugheit der anderen, gegen die Lüge gibt es die Wahrheit, gegen den Haß gibt es die Liebe — warum sollte die Natur nicht auch in der pflanzlichen Körperwelt ihre Gegengifte haben?“

„Ganz genau stimmen aber doch die moralischen Gegengifte nicht mit den Giften, die sie bekämpfen sollen,“ warf der Lieutenant von Hechfeld ein. „Die Klugheit wenigstens muß wohl in Quantität und Qualität hin der Dummheit weit, da ja selbst die Götter vergebens mit der Dummheit kämpfen.“

„Das haben Sie wohl bei Ihren Rekruten gelernt?“ fragte Frau von Ramberg lachend.

„Danken, gnädige Frau,“ erwiderte Herr von Hechfeld, „möge ich aus Bescheidenheit nicht zu sprechen, denn gerade das ist ein Punkt, der mich sehr stolz machen könnte. Ein

Rekrut mag so dumm sein, als er will und kann, der Secondelieutenant bringt ihm doch die vorgetriebene reglementsmäßige Intelligenz bei. Der Lieutenant steht also nach dem Dichterspruch eigentlich noch etwas über den Göttern und darf sich ohne Unbescheidenheit wenigstens mit den Halbgöttern auf eine Linie stellen."

„Stolz will ich den Spanier!" lachte Frau von Ramberg. „Doch ich muß Herrn von Hochfeld zur Sache rufen, wie es ja wohl in der parlamentarischen Sprache heißt, und den Doktor Heilborn bitten, auf unsern medizinischen Gegenstand zurückzukommen, der mich in hohem Grade interessirt."

„Das Gegengift gegen die Schwindsucht also," fuhr Doktor Heilborn fort, „glaubt Doktor Roussel in dem Eucalyptusbaum gefunden zu haben, der aus Australien stammt und auch in Italien und Südfrankreich akklimatisirt ist. Dieser Baum hat in seinen Wurzeln und der Ausdünstung seiner Blätter Heilkraft gegen das Sumpffieber, man hat ihn deshalb in giftigen Sumpfgegenden angepflanzt und durch Beobachtung konstatirt, daß in weitem Umkreis sowohl in der Erde als in der Luft die Mikroben verschwinden, welche das Sumpffieber, die böse und oft sogar tödliche Malaria, in das Blut tragen. Auf diese Kraft des Baumes nun begründet Doktor Roussel seine Theorie in Verbindung mit den erwähnten Erfahrungen über die Wirksamkeit der in das Hautgewebe gespritzten Medikamente. Er zieht aus den Blättern und der Rinde des Eucalyptusbaumes einen Extrakt, wie man Chinin aus der Chinarinde herstellt, und es soll dieser Extrakt die mikrobentötende Eigenschaft des Eucalyptusbaumes in sehr hohem Grade besitzen. Dieses Eucalyptin — um den Ausdruck nach Analogie des Chinins und so weiter zu gebrauchen — wird nun um die ganze Lunge herum in das Hautgewebe eingespritzt und soll so wirksam sein, daß schon nach kurzer Zeit die Tuberkelbacillen vollständig getötet sind und der Auswurf der Schwindsuchtskranken keine Spur mehr von diesen verderblichen Mikroben zeigt. Von diesem Augenblick an ist der gefährliche und unheilbare Charakter der Schwindsucht beseitigt und der Arzt hat es nur noch mit einer einfachen Lungenaffektion, einem Katarrh ähnlich, zu thun, die mit den gewöhnlichen Arzneimitteln geheilt werden kann, wenn nicht etwa die Zerstörung der Lunge schon zu weit vorgeschritten ist, als daß eine Regeneration der Atmungsorgane noch möglich wäre."

„Und Sie glauben an diese Kur?" fragte Frau von Ramberg.

„Ich kann nicht sagen, daß ich daran glaube," erwiderte Doktor Heilborn, „denn ich bin ein böser Skeptiker und glaube — besonders in Fragen der medizinischen Wissenschaft — nicht eher, als bis ich gesehen habe. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich die Kur des Doktor Roussel für möglich halte, vorausgesetzt, daß das Eucalyptin wirklich die bacillentötende Wirksamkeit besitze, was durch die Erfahrung festgestellt werden muß; denn ich gebe vollkommen zu, daß die Heilkräfte der Natur immer nur an der Hand der Erfahrung gefunden werden und daß oft ein Zufall ihre Entdeckung herbeiführt. Die Sache der Wissenschaft ist es, die Krankheit und ihre Ursachen zu erkennen und darnach die richtige Anwendung der Heilkräfte zu bestimmen. Wenn also das Eucalyptin wirklich die besondere Eigenschaft besitzt, welche Doktor Roussel in demselben entdeckt haben will, so halte ich die Heilung der Schwindsucht durch die Einspritzungen in das Hautgewebe für möglich und wahrscheinlich und deshalb die neue Theorie für höchst beachtenswert, um so mehr, als durch Anwendung derselben dem Kranken niemals Schaden gethan werden kann. Ja, noch mehr, ich halte es für möglich, daß der Extrakt des Eucalyptus, als Einspritzung angewendet, auch die bisher vergeblich gesuchte Vernichtung des Choleracholerabacillus zu stande bringen könnte."

„Nun, lieber Doktor," warf Frau von Ramberg ein, „ich habe oft Ihre medizinische Wissenschaft verspottet, aber in der That, ich werde mich vor derselben voll Bewunderung beugen, wenn es ihr in unserer an Wundern reichen Zeit gelingen sollte, drei so entsetzliche Geißeln der Menschheit wie die Tollwut, die Schwindsucht und die Cholera zu vertreiben und noch dazu durch Mittel, welche den Organismus nicht so angreifen wie die bisherigen Arzneien, welche den Magen zerrütteten und durch jede Heilung eine neue Krankheit herbeiführten."

„Es ist übrigens," fügte der alte Graf Sternfeldt hinzu, „die Theorie der durch äußerliche Zuführung heilender Säfte erzielten Einwirkung auf den menschlichen Organismus keine absolut neue. Ich erinnere mich, vor längerer Zeit ein altes Werk eines Benediktinermönches gelesen zu haben, das den Titel führte: ‚Chirurgia infuseria', das heißt: ‚Die Chirurgie der Einflößungen', und in welchem die Theorie der Krankheitsheilungen durch Blutüberführung, sowie durch Einspritzung von Arzneisäften in die Adern ausgeführt wurde, ein Beweis, daß unsere moderne Wissenschaft doch vielleicht von den Gelehrten des Mittelalters, die man so vornehm wegzuwerfen geneigt ist, lernen könnte. Manche Theorien des Paracelsus würden sich vielleicht heute als ausführbar erweisen, wenn man das Mikroskop, die Elektrizität und den Magnetismus in ihren Dienst stellte."

„Ich widerspreche Ihnen nicht unbedingt, Herr Graf," erwiderte Doktor Heilborn. „In jenen mittelalterlichen Schriften erscheint manches abenteuerlich und thöricht, weil die Gelehrten jener Zeit eine Art freimaurerischer Kunst bildeten und oft einfache wissenschaftliche Sätze in wunderbaren Bildern ausdrückten, um sie nur den Eingeweihten verständlich zu machen und die exklusive Geheimniskrämerei der Wissenschaft festzuhalten. Freilich werden wir heute kaum in jenen Schriften den vernünftigen Kern aus der hyperbolischen Schale herauszulösen vermögen, in welche der mittelalterliche Galimathias ihn einzuhüllen sich so viele Mühe gab."

„Nun," rief Frau von Ramberg lachend, „dann wird man vielleicht auch noch das Lebenselixir des Grafen Saint-Germain und den Stein der Weisen oder die Goldtinktur wiederfinden, wodurch dann alle Menschen zu lauter unsterblichen Rothschilds werden."

„Das wohl kaum, gnädige Frau," wandte Doktor Landen ein, „denn wenn es wirklich jemals gelingen sollte, Gold auf chemischem Wege herzustellen, was ja vielleicht der immer fortschreitenden Wissenschaft möglich sein könnte, so würde eben das Gold damit seinen Wert verlieren und man würde vielleicht um so schneller zu der sozialdemokratischen Idealgesellschaft gelangen, aus welcher man ja jedes Geld ausschließen will, um die allgemeine Gleichheit der Arbeit und des Lebensgenusses herzustellen."

„Und mit der Unsterblichkeit wird es auch seine guten Wege haben," fügte der Lieutenant von Hochfeld hinzu, „denn ich glaube kaum, daß das Elixir des Grafen Saint-Germain gegen eine gute Pajonettspitze oder eine wohlgefüllte Granate standhalten möchte, ebensowenig gegen Dynamit und sonstige moderne Vernichtungsmittel."

(Schluß folgt.)

Auf stiller Flut.

(Hierzu das Bild S. 1052.)

Im Abendlicht gleitet der Kahn dahin, umflossen vom zarten Glutkuß des versinkenden Tagesgestirns. Es ist so still am Himmel, Stille lagert auf dem Wasser, kein Hauch bewegt das Röhricht, nur die feuchten Grashälmchen zittern vom sanften Abendlicht angestrahlt in der leisen Strömung. Das Schiff treibt sanft; unwillkürlich hat der Ruderer die Riemen eingezogen, er hebt die Träumerei der Herrin und will nicht stören. Was mag an ihrem Geiste vorüber gehen? Sie sieht nicht heiter aus, aus ihren schönen, feinen Zügen spricht ein tiefer Ernst, tiefe Wehmut; das Leben hat auch sie schon oft unbergewogen auf hoher Flut. Ach, es ist so wenigen vergönnt, in Ruhe dahinzugleiten auf der Lebensbahn und in stillem Frieden dahinzuträumen zu seligen Freuden. Das Herz ist ein unkundiger und eigenwilliger Steuermann, es strebt so hartnäckig der großen Strömung und wilden Strudeln zu, und glücklich, wer sich noch retten kann zu ruhigen Buchten! So mag die Schöne auf unserem Bilde denken ... Das friedliche Abendrot, wie glücklich es stimmt und doch wie wehmütig! Ob es meinen Abend auch schon bedeutet ... Ob ich die Ruhe, die stille, schmerzliche, wehmutige Ruhe auch bald finden werde? Ob mein Herz ausgekämpft, ausgestritten hat ... Ob Leben ohne Kämpfen noch Leben ist ... Dergleichen Fragen scheinen gleich den immer dunkler sich färbenden und immer tiefer sich ausdehnenden Wolkenstreifen am Firmamente vor den sinnenden Augen der schönen Kahnfahrenden dahinzuziehen. Die stille Flut erregt oft ein stürmisches Meer von Gedanken.

Ein Tag in Marburg.

Mit Originalzeichnungen von Paul A. A. Müller.

Mein Freund Karl ist ein herzensguter Mensch. Er hat viel Sinn für alles Edle und Schöne, hat ein warmes Gemüt und einen köstlichen Humor. Nur etwas hatte ich an ihm auszusetzen, und das war sein Vorurteil gegen das Leben einer Kleinstadt. Er war in Frankfurt a. M. aufgewachsen. Seine Ideen und seine Interessen waren nur auf das Leben und Treiben einer Großstadt gerichtet, und so kam es denn beinahe dahin, daß er jeden Nichtgroßstädter mit einer gewissen kontemtanen Geringschätzung ansah und dem ihm behaupteten, er stehe nicht auf der Höhe der Zivilisation. Da hatte ich ihn denn eines schönen Tages zu mir nach Marburg geladen und natürlich schon zum voraus in allen möglichen Geschichtsbüchern herumgestöbert, um ihm auch in wissenschaftlicher Beziehung Genüge zu thun. Zur bestimmten Stunde erschien ich in Begleitung unseres mit besonderer Sorgfalt herausgeputzten Corpsdieners Johann am Bahnhof, um den erwarteten Freund würdig zu empfangen.

Das Signal wurde gegeben, und der Zug fuhr ein. Bald hatte ich unter den Aussteigenden meinen Freund entdeckt, eilte auf ihn zu, und wir begrüßten uns auf das herzlichste.

„Johann," rief ich, „besorgen Sie das Gepäck in das Hotel, wir kommen nach." Mit viel Geschicklichkeit und Umsicht ergriff er die Reisetasche und war bald in einem großen Portal verschwunden. „Was ist denn das für ein Geist!" fragte Karl, indem ein etwas mißtrauisches Lächeln seine Lippen umspielte. „Das, o, das ist mein Corpsdiener," warf ich ganz gleichgültig hin. Ich sagte absichtlich nicht „unser Corpsdiener", was freilich richtiger, aber minder eindrucksvoll gewesen wäre.

Karl gab sich damit zufrieden und forschte der Sache nicht weiter nach.

Wir hatten das Bahnhofgebäude durchschritten und befanden uns schon in der breiten, regelmäßigen Bahnhofstraße. Man hat von hier einen recht ermutigen Blick auf die bewaldeten Berge und Höhen, auf die Stadt selbst und das über ihr in erhabener Ruhe thronende Schloß. Nachdem ich Karl auf die großartig gebauten Kliniken und das chemische Laboratorium aufmerksam gemacht hatte, beschlossen wir, zunächst die in voller Pracht vor uns liegende Elisabethkirche zu besichtigen. Im gotischen Stile erbaut, gewährt sie mit ihren zwei gewaltigen Türmen einen herrlichen Anblick. Die Kirche wurde am 1. Mai 1283 eingeweiht. Das Schiff wird durch zehn große Säulen in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe geteilt. Lange verweilten wir an dem silbernen mit Perlen und Edelsteinen besetzten Sarg der heiligen Elisabeth und an den verschiedenen Altären, die mit mannigfachen Holzbildern geschmückt sind. Großes Interesse erregte auch der Chor mit den Stühlen für die Ordensherren und die im südlichen Kreuzflügel befindlichen landgräflichen Grabdenkmale in Stein und Erz. Ich freute mich, zu sehen, wie Karl mit vielem Kunstverständnis die großen bunten Fenster, die mannigfachen Heiligenbilder und Heiligenfiguren und die fein ausgearbeiteten Spitzbögen bewunderte. Endlich trennten wir uns von dem schönen, zur Andacht stimmenden Bau. Wir ließen die Keyerbach, eine breite, mit zwei Reihen hoher Akazien bepflanzte Straße, die ihren Namen von der früher hier stattgefundenen Ketzerverbrennung haben soll, rechts liegen und näherten uns dem bergauf gehenden Steinweg.

„Siehst Du, Karl, jetzt sind wir oben," konnte ich nach einer Weile zu meinem wohlbeleibten Freunde sagen, der sich, schwer atmend, mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte.

Jetzt gestaltete sich das Bild echt marburgisch. Die altertümlichen Häuser, bald etwas vortretend, bald sich ein wenig zurückdrängend mit ihren übergebauten Stockwerken machen einen ungemütlichen Eindruck. Das Auge findet immer etwas Neues und Anziehendes, und was das Schönste ist, man sieht in den Straßen keine blasierten und gelangweilten Gesichter.

Die Unterfeldt.

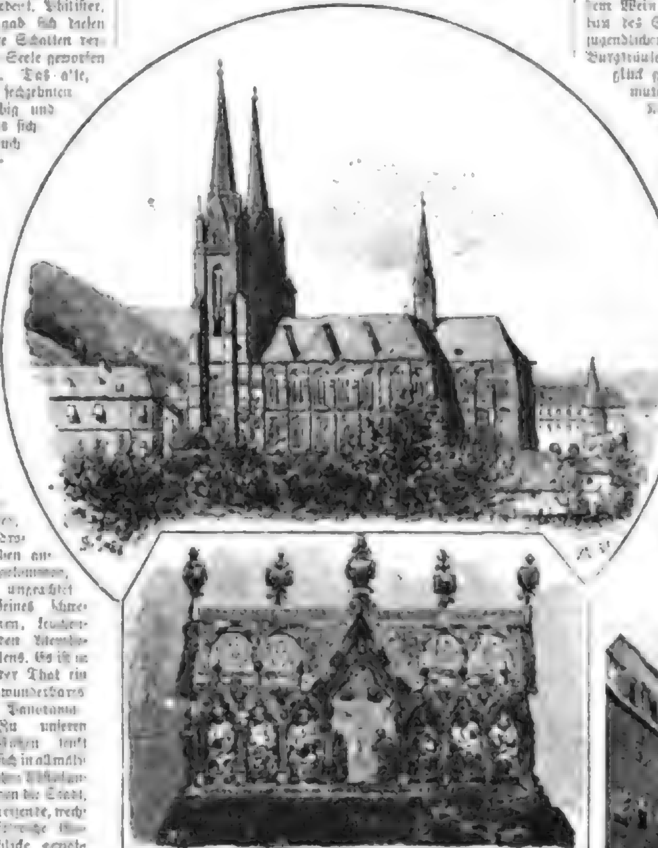
Ein jeder hat seinen Beruf und ein jeder fühlt sich in seinen Verhältnissen wohl, sei er nun Professor, Student, Philister, Gendarm oder Nachtwächter. Mein Freund gab sich diesen Empfindungen völlig hin, und bald war der letzte Schatten verschwunden, den der harmlose Steinweg in seine Seele geworfen hatte. — Wir standen auf dem Marktplatz. Das alte, ehrwürdige Rathaus, aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammend, sieht so recht behäbig und wohlgefällig auf das wechselvolle Leben, welches sich auf dem Markte abspielt, herab, und es hat auch keinen Grund dazu. Hier stehen die Marktweiber, die mit viel Beredsamkeit und wenig Grobheit ihre Ware an die kauflustigen Damen und vorwitzigen Küchengeister verkaufen, da sitzen Studenten bei einer „Berliner Weißen" um einen Tisch und lachen und scherzen, dort schreitet ein Töpfermeister bedächtig die mit frisch geformtem Geschirr belegte Platte auf das Trockengerüst, hier rasseln schwer beladene Wagen, kurz ein frisches, fröhliches Bild des Lebens.

Nun mußte Karlchen noch einmal steigen, um zu dem höchsten Ziele unserer Wanderung, dem Schlosse, zu gelangen. Auch schien es mir, als wenn sein Interesse für alles fortwährend im Wachsen begriffen sei. „Ach, diese herrliche Aussicht hier," droben angekommen, ungeachtet seines Schwitzens, keuchenden Atemholens. Es ist in der That ein wunderbares Panorama. Zu unseren Füßen senkt sich in allmählichen Abstufungen die Stadt, versenkte, mehrfarbige Ausblicke gewährend, denen im unteren Teile durch die mannigfachen Windungen und Einschnitte der Bahn eine besondere Lieblichkeit verliehen ist. Das breite Thal ist beiderseits von hohen, bewaldeten Bergen umgeben, die wiederum kleine, romantische Seitenthäler bilden. Bald nimmt das Auge an den Abhängen zierlich gebaute, von dunklen Wäldern und prangenden Gärten eingerahmte Villen wahr, bald verliert es sich schwärmerisch in die weite Ferne. Doch wir mußten uns von dem Anblicke losreißen, um das Schloß einer näheren Besichtigung zu unterziehen.

Die heilige Elisabeth

Da stand es dicht vor uns in seiner Pracht mit den festgefügten, altersgrauen dunklen Mauern und den zierlichen Türmchen.

Wir traten in den Burghof, schritten die große Wendeltreppe hinan und begaben uns in die alten Säle und Gemächer des Schlosses. Es ist ein sonderbares Gefühl, das sich des menschlichen Herzens unwillkürlich bemächtigt, wenn man in die stillen und seit so langer Zeit schon verlassenen Räume und Hallen einer Burg tritt, die längst vergangenen Jahrhunderten angehört. Die Phantasie findet hier ein reiches Feld, zu dichten und zu träumen, und die wunderlichen Gestalten der grauen Vergangenheit erheben sich aus ihren Gräbern und beginnen ihr Wesen zu treiben. Man glaubt ihre Tritte zu hören, und ein leiser Schauer durchbebt den Körper. Die Erinnerung der Vergangenheit [illegible] im Rittersaal verschwunden [illegible]

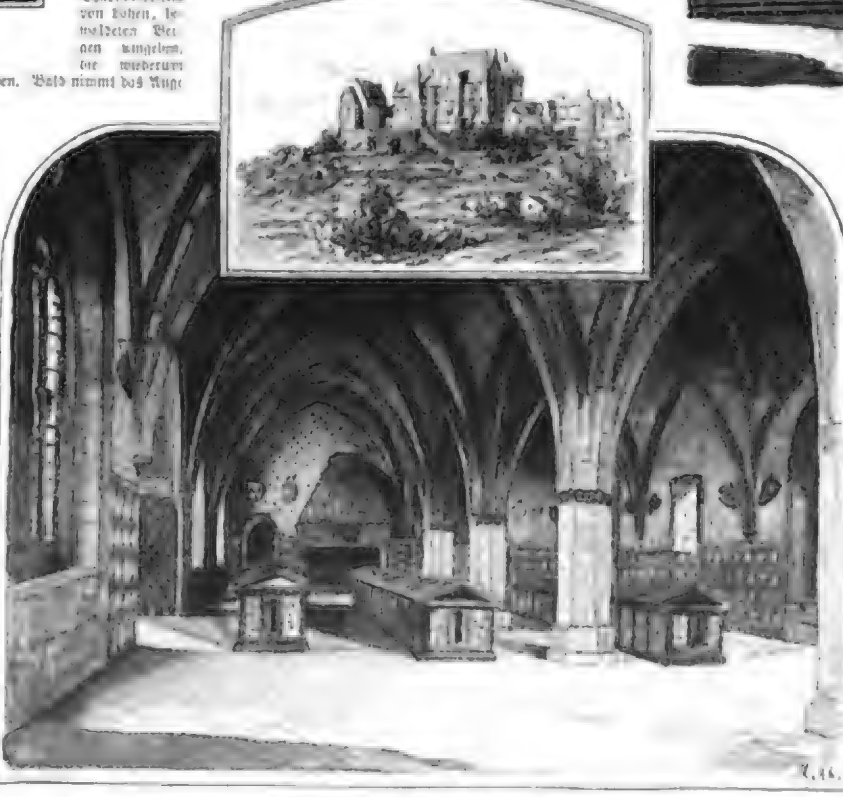


Elisabethkirche und Grabmal der heiligen Elisabeth

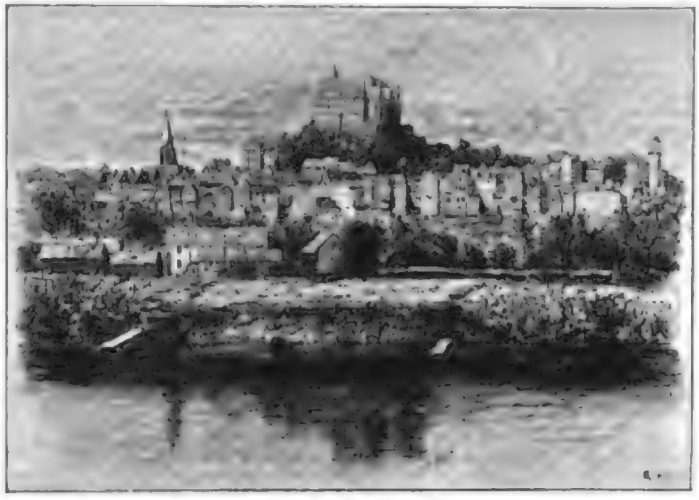
wie durch Zauberkraft die breiten Kasten mit den Glasdeckeln, unter denen wertvolle Urkunden und Handschriften zur Ansicht ausliegen, und Ritter und Edelfrauen füllten den Raum, an einer langen Tafel lachend und schmausend, während zierliche Edelknaben reichbesetzte Schüsseln tragen und Becher mit funkelndem Wein kredenzen; dasselbe köstliche Treiben in dem Saalbau des Schlosses. Auch in der Kapelle wird es rege; ein jugendlicher Ritter mit kühnem, strahlendem Auge führt das Burgfräulein, deren Wangen von Jugendlust und Jugendglück gerötet sind, zum Altar. Im Schloßhof stampfen mutige Rosse unter ihren geharnischten Reitern, die Knechte stehen gerüstet zum Kampfe bereit, und der Wächter auf dem Turme hält sorgsam Ausschau. In dem Ostbau finden wir wie ehedem Luther und Zwingli in zahlreicher Versammlung vor Philipp dem Großmütigen vereinigt. Wir meinen ihre streitenden Reden zu hören und den funkelnden Glanz ihrer Augen zu sehen. Kämpften sie doch beide aus vollster Ueberzeugung für der Menschheit höchstes Gut, für ihren Glauben! So ziehen die Phantasiegebilde an der Seele vorüber. Das eine reiht sich an das andere, bis sie mehr und mehr in Nebel zerfließen und schließlich in dem dunklen Meere der Vergangenheit wieder verschwinden. — Wir hatten das Schloß verlassen und gingen jetzt bergab, indem wir unsere Schritte nach der lutherischen Kirche lenkten, die wegen ihres schiefen Turmes einen besonders eigenartigen Anblick gewährt. Von der vor der Kirche befindlichen schattigen Terrasse gelangt man in die tiefer umliegenden Häuser durch im Dach befindliche Hausthüren — auch eine Marburger Eigentümlichkeit. In unmittelbarer Nähe befindet sich das alte Logengebäude mit seinen acht Türmchen und der breiten

Am Markte

Freitreppe. Hier veranstalteten früher die Landgrafen zu Ehren der Stadt-, Universitäts- und Ritterschaftsvertreter große Festlichkeiten. Bald hatten wir die Universität erreicht. Sie stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus den Jahren 1874 bis 1878; eingeweiht aber wurde sie von ihrem Gründer Philipp dem Großmütigen am 30. Mai 1527. Der Eintretende erhält einen wunderbaren Eindruck. Welcher Reichtum und welche Mannigfaltigkeit der ornamentalen Motive! Wohin das Auge blickt, immer sieht es etwas Neues, Anregendes, Erhebendes. Bald sind es die langen Kreuzgänge mit künstlerischer Feinheit und Großartigkeit ausgeführt, welche die Sinne fesseln, bald sind es die farbenprächtigen Fenster. Aber was man hier auch bewundert und was auch unser Staunen erhöht, alles vereinigt sich harmonisch zu einem großen Ganzen, dem der Stempel hoher Vollendung aufgeprägt ist. So kommt es denn, daß wir hier nicht nur staunen und bewundern, sondern daß wir uns in diesen Räumen wohl und heimisch fühlen. — Ich weiß nicht mehr, wie viele Zeit darüber hingegangen



Das Schloß und der Rittersaal in demselben.



Marburg von der Lisa'schen aus.

Das Rathaus.

ein mag, bis wir diese Stätte ernsten Strebens wieder verließen. Eine Weile später standen wir vor unserer Corpskneipe. Ich konnte doch nicht an ihr vorbei gehen, ohne meinem Freunde Gelegenheit zu geben, ihren Zauber auf sich einwirken zu lassen. Unsere Kneipe trägt ein sehr einfaches und bescheidenes Gewand. Da ist nichts, was irgendwelchen Anspruch auf hervorragende Pracht und bewunderungswerte Kunst machen könnte, wohl aber sehr viel, was Zeugnis davon ablegt, daß hier ein gesunder, frischer Geist waltet. Karl konnte sich nicht satt sehen an den [illegible] Studentenliedern, den von der Decke herabhängenden Trinkhörnern, den mannigfachen Wappenschildern und Schlägern und an alle dem, was so einer Kneipe erst die rechte Weihe verleiht.

Grabmäler der hessischen Landgrafen und Fürsten in der Elisabethkirche.

Aus Fenster treten, gewahrte ich einige heiße Bäuerinnen in ihrer Nationaltracht. „Sieh, das sind nun unsere Hessentöchter," sagte ich, meinen Freund an meine Seite rufend. Da gingen sie einher mit ihren pyramidenähnlichen Käppchen auf dem Haupt, mit dem bunten Mieder, den kurzen Röcken, weißen Strümpfen und zierlichen Schuhen, so stolz wie verwunschene Königstöchter. Natürlich war alles an ihnen möglichst farbenreich, grün, rot und blau.

„Wie viel Röcke mögen die wohl anhaben?" meinte Karl; „die sehen von der Hüfte an ja aus wie wandelnde Glocken."

„Die große Anzahl ihrer Röcke," erwiderte ich, „ist ein Zeichen für ihren Reichtum. Will ein junger Hessenbauer eine gute Partie machen, so nimmt er dahingehenderweise eine möglichst umfangreiche Bauerntochter zu seinem ehelichen Weibe."

Bald erscholl lustiges Peitschenknallen, denn ich hatte zur Ueberraschung für meinen Freund einen Wagen bestellt, der uns nach Spiegelslust fahren sollte. „Was ist Spiegelslust?" fragte Karl.

„Die Spiegelslust ist ein herrlicher Aussichtspunkt auf dem Marburg gegenüberliegenden Lahnberge. Sie hat ihren Namen von dem Gründer und langjährigen Erhalter der dortigen Anlagen, Freiherrn Spiegel vom Desenberg, der im Jahre 1877 in Halberstadt verstorben ist."

„Prächtig!" rief Karl, und bald ging es fort in lustigem Trabe an dem botanischen Garten vorbei über die Weidenhäuser Brücke. Von dieser Brücke aus, deren Erbauung wohl in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fällt, wurden alle der Hexerei verdächtigen Personen der Wasserprobe unterzogen. Wir hatten das Restaurationsgebäude der Spiegelslust nach einer etwa einstündigen Fahrt noch nicht ganz erreicht, als plötzlich unsere Unterhaltung durch den vielstimmigen Gesang eines Studentenliedes unterbrochen wurde. Ich ließ sofort halten. Wir stiegen aus und gingen in der Richtung, von welcher die heitere Weise erscholl, quer durch den Wald, indem wir uns oft durch das Gebüsch Bahn brechen mußten. Es dauerte nicht lange, so waren wir am Ziele und fanden meine Corpsbrüder, die sich zum Zwecke einer Fischpartie hier versammelt hatten. Die Fischpartien sind eine Spezialität Marburgs, und zwar eine äußerst angenehme. Da sieht man in corpore in den Wald an einen möglichst durch seine Fernsicht und Lage bevorzugten Punkt. Dort lagert man sich, der Kneipwirt hat für die nötigen Butterbrote und den unerläßlichen Gerstensaft Sorge getragen, während die „sieben Brüder", das ist die feingeschulte Stadtkapelle, durch ihr Spiel den Imbiß würzt. Die üblichen Kommersbücher dürfen auch nicht fehlen, und so verbringt man unter deutschen Eichen in der heitersten Stimmung einige Stunden, bis die Nacht einbricht und zum Heimwege mahnt.

Die Aussicht von unserem Lagerpunkte war nahezu dieselbe, wie vom Restaurationsgebäude. Vor uns hatten wir die sich malerisch präsentirende Stadt mit dem Schlosse und der sich hinter ihr ausdehnenden prächtigen Gebirgslandschaft, rechts die blauen Berge des Rothaargebirges, das hohe Lohr bei Kloster Haina, links den Frauenberg, den hohen Ebsdorfberg sowie die Burg Hohenfolms, ferner die gesegneten Fluren der Wetterau bis zum Taunus hin.

Ich hatte mich an der Seite Karls niedergelegt, unsere Blicke ruhten wohlgefällig auf der Stadt, und unsere Gedanken schweiften gemeinsam in ihren Straßen zu verweilen. Dann wurden gesungen, getrunken, gescherzt, wir sprachen von den Theatervorstellungen, welche die Schauspieler der Kasseler Hofbühne hier zu veranstalten pflegen, von unseren großartigen akademischen Konzerten, in denen die schwierigsten Musikstücke mustergültig zur Aufführung gelangen, von den zahlreichen Neubauten in unserer Stadt, Villen- und Straßenanlagen und so weiter, und schließlich war es, ehe wir daran dachten, Nacht geworden.

Partie an der Lahn mit der Weidenhäuser Brücke.

Wir saßen schon lange in unserem Wagen und verließen eben den Wald. Der Mond war klar und hell aufgegangen und hüllte alles in den Zauberkreis seines silbernen Scheines. Oben lag das Schloß dunkel und träumend, ein geisterhaftes Bild der Vergangenheit, unten die geräuschvolle Stadt, durch zahlreiche Lichter erhellt, ein Symbol des Lebens und der Kraft. Geheimnisvoll schlängelte sich der Fluß durch die saftigen Wiesen, von denen sich die finsteren Wälder scharf abhoben, und ätherischer Balsam füllte die Luft.

„Dein Marburg ist doch wunderbar schön," sagte Karl, indem er seinen Arm in den meinigen legte. Ich erwiderte nichts, sondern überließ ihn voll und ganz dem überwältigenden Eindruck, mich mit der stummen Absicht bezüglich seiner Kleinstadtverachtung bezüglich, die ich in seinen Augen las. **De Cerro.**

Ruf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

(Nachdruck verboten.)

Während der Baron von Artenburg und die Prinzessin auf dem einen Seitenwege nach dem Rondel an der Waldquelle gelangt waren, hatte Herr von Pergen die Gräfin Margot auf dem zweiten, gleich schattigen und einsamen Wege nach der andern Seite geführt. Die heitere, unbefangene Stimmung, welche bei der Tafel die ganze Gesellschaft beherrscht hatte, dauerte noch einige Zeit fort; als aber die lauten Stimmen, welche von der großen Allee herüberklangen, allmälich verhallten, als das goldene Sonnenlicht durch die Baumkronen zu goldgrüner Dämmerung gedämpft wurde und nur das leise Rauschen der Blätter oder das Zwitschern eines Vogels die tiefe Stille der Natur unterbrach, da verstummte allmälich die am Anfange noch leicht und heiter geführte Unterhaltung und schweigend schritten die beiden neben einander weiter.

Margot neigte das Haupt und schien immer tiefer in Gedanken zu versinken.

Die Blicke des Prinzen wurden immer trüber und finsterer.

Schmerzlich zuckte sein Gesicht und hin und wieder seufzte er tief auf, indem sich seine Brust weit ausdehnte, als ob die in derselben gegen einander wogenden Gefühle den fesselnden Bann sprengen wollten, der sie gefangen hatte.

So waren beide immer weiter gegangen, ohne daß sie, mit ihren eigenen Empfindungen vollauf beschäftigt, gegenseitig ihre Befangenheit bemerkt hätten.

Der Weg wendete sich zweimal durch das dichte Holz und mündete endlich am Fuß einer uralten, mächtigen Eiche, deren weit ausgedehnte Zweige ringsum dichten Schatten verbreiteten.

Am Fuß dieses alten Baumriesen, der vielleicht den ganzen, ihn umgebenden Hochwald aus jungem Gestrüpp hatte hervorwachsen sehen und unter welchem geharnischte Ritter auf mächtigen Rossen und schöne Edeldamen auf leichten Zeltern dahingezogen sein mochten, befand sich eine einfache Hütte von Pfählen aufgeschlagen, mit Mooswänden und einem Dach von Baumrinden.

In derselben stand ein roh gezimmerter Tisch und eine Bank von Birkenästen. Neben der Hütte lag ein großer, moosbewachsener Stein zwischen den Zweigen des Baumes.

Herr von Pergen blieb stehen, betrachtete einen Augenblick überrascht das pittoreske Bild der Waldeinsamkeit, das einem Maler zum Vorwurf hätte dienen können und rief mit aufleuchtenden Blicken:

„O wie schön — sehen Sie doch, wie schön!"

Margot hob ihr noch immer gesenktes Haupt empor. Auch sie schien überrascht durch den eigenartigen Charakter des wie im Rahmen vor ihr erscheinendes Bildes, aber ihr Blick klärte sich nicht auf — eine noch tiefere Wehmut überschattete ihr Gesicht.

„In der That, Hoheit," sagte sie, „sehr schön und eigenartig anmutend!"

Der Prinz zuckte zusammen und sah Margot mit einem schmerzlich fragenden Blick an.

„Wieder Hoheit?" sagte er. „Warum soll der schöne Traum der Freiheit schon beendet sein? Waren wir nicht übereingekommen, daß ich nur der Herr von Pergen und Sie die Gräfin Rheinau sein sollten, so lange wir hier wie auf einer glücklichen Oase des zeremoniellen Zwangs weilten? Habe ich nicht unseren Vertrag treulich gehalten — habe ich nicht die Gräfin Margarethe nur gesehen und genannt und die Prinzessin vergessen, und nun soll dieser schöne Traum, der ohnehin so bald ausgeträumt ist und der mich so glücklich machte, jetzt schon enden — hier enden in dem Heiligtum der Natur, die doch nur das Menschenherz kennt und nichts fragt nach Krone und Wappenschild? O wenn Sie mich Hoheit nennen, dann verschwindet mit einemmale wie vor dem Stab einer bösen Zauberin das grüne Laubdach und der blaue Himmel und das goldene Licht, dann glaube ich wieder auf dem glatten Parket der starren Säle des Hofes zu sein im unsichern, trügerischen Glanz der Kerzen; dann fühle ich wieder alle Ketten, mit denen zu selbstgeschaffener Qual das Leben uns belastet! Sogleich dann umgeben mich wieder drohend und beengend alle jene Schranken, welche Wahn und Hochmut zwischen den Menschenherzen aufgerichtet haben."

Margot schüttelte traurig den Kopf.

„Und sind jene Ketten nicht dennoch vorhanden?" sagte sie. „Bleiben jene Schranken nicht dennoch unüberwindlich, wenn man sie auch einen Augenblick in thörichtem Traum vergißt oder zu vergessen sich Mühe gibt — wenn Eure —"

Herr von Pergen faßte schnell ihre Hand und unterbrach sie mit bittendem Blick.

„Sprechen Sie jenes Wort nicht aus, Gräfin," sagte er, „jenes kalte, starre Wort! Sprechen Sie es heute nicht aus — hier nicht, an diesem Ort, dessen friedliche Stille mich so wunderbar mahnt an mein eigenes Schicksal! Diese Hütte hier im tiefen Waldesschatten unter uralten Bäumen, scheint es nicht, als ob sie einem Einsiedler zur Wohnung gedient habe, der, scheu vor den Versuchungen der Welt oder müde von ihren Verirrungen und Leiden, sich hieher zurückgezogen, um, allein mit sich und der Natur, den Frieden wiederzufinden? Dort unten im nebelschweren Thal rauscht der trübe Strom des Lebens mit seinen Strudeln dahin — es scheint, daß sein Giftdauch nicht hier heraufsteigen könnte in die friedliche Einsamkeit. Der Einsiedler, der hier wohnte," fuhr er, wie einer Vision folgend, fort, „mag hier gestorben sein — sieht dieser glatte, moosbewachsene Fels nicht aus wie ein Grabstein? Der müde Erdenwanderer mag ruhen unter diesem Stein im stillen Frieden des säuselnden Waldes — ihn erreicht des Lebens jagendes Treiben nicht mehr — er ist glücklich! Für uns aber ist dieser holde, glückliche Frieden nur ein flüchtiger Augenblick — wir müssen wieder zurück in das sonnenglühende Thal dort unten — wir müssen uns wieder einschiffen im schwankenden Nachen auf dem trügerischen Strom des Lebens, und was hier einen Augenblick beglückende Wirklichkeit war, wird zum Traum werden, den die heiße Sehnsucht nie wieder zurückrufen kann. O Gräfin," sagte er, ihre Hand, die er immer noch hielt, an seine Lippen drückend, „haben Sie Mitleid mit dem Schmerz der Scheidestunde, die ja doch so nahe ist — verscheuchen Sie den holden Traum nicht früher als die unerbittliche Notwendigkeit es verlangt!"

Sie hatte ihre Augen langsam zu ihm aufgeschlagen. Seine Worte schienen in ihrem Herzen widerzuklingen; dann aber entzog sie ihm in heftiger Bewegung ihre Hand.

Unwillig drohend fast blitzten ihre feuchten Augen, ihre Lippen verzogen sich zu einem bittern Lächeln.

„Die Natur," sagte sie mit zitternder Stimme, „die uns in ihrer Reinheit und ihrem Frieden hier umgibt, ist die Wahrheit — und doch —"

„Und doch, Gräfin —"

„Und doch," rief sie, wie fortgerissen von dem Gefühl, das mächtig in ihr aufwallte, „und doch sprechen Eure Hoheit von Ihrem Schmerz über das Ende eines Traumes, der," fügte sie leise hinzu, „schon zu lange währt und niemals hätte geträumt werden sollen!"

„Sie zweifeln, Gräfin, an der Wahrheit meiner Worte, an der Wahrheit meines Schmerzes —"

„Eure Hoheit," sagte sie erbleichend, indem sie einen Augenblick mit schmerzvollem Vorwurf zu ihm aufsah, „spielen ein Spiel, das Ihrer — das unser aller nicht würdig ist — Sie sprechen von Schmerz des Abschiedes, von dem Traum der Freiheit, der uns hier umgibt — und dennoch," fuhr sie immer heftiger fort, „dennoch hat Baron Artenburg meinem dem Grafen Waldheim erklärt, daß Seine Hoheit der Erbprinz von Bertingen nicht im stande sei, die Wünsche zu erfüllen, welche sein Hof und der Hof von Rodenberg an die Brunnenquelle von Bergenau knüpften. Ist das die Wahrheit, zu welcher die Stille der ewig wahren Natur uns mahnen sollte?"

Sie hielt inne, wie entsetzt über das, was sie gesagt. Hoch erglühend wendete sie sich ab.

„O mein Gott, Sie wissen?" rief er, entsetzt sie anstarrend.

„Ich weiß," erwiderte sie, ohne aufzublicken, scharf und bitter, „wie hoch Seine Hoheit der Erbprinz von Bertingen die Wahrheit schätzt."

Einen Augenblick stand er wie betäubt von dem furchtbaren Schlag, mit welchem ihre Worte ihn trafen da, dann eilte er zu ihr hin, faßte trotz ihres Widerstrebens ihre beiden Hände und rief:

„Und doch ist es die Wahrheit, die volle, heilige Wahrheit, die Sie kennen sollen, bevor uns das unabwendbare Verhängnis für ewig auseinander reißt — für ewig — denn niemals werden wir uns wieder begegnen — ein furchtbares, ein entsetzliches Geheimnis lastet auf mir, das ich nicht enthüllen kann, nicht enthüllen darf, und das mich zum unglücklichsten aller Menschen macht! Aber dennoch ist es wahr, daß ich Sie liebe, Margarethe, mit aller Kraft meiner Seele, daß ich Sie niemals vergessen kann — daß ich an dieser Liebe sterben werde!"

Sie hatte die Kraft verloren, sich selbst zu beherrschen — ihr überwallendes Gefühl riß sie fort.

„Ist das wahr?" fragte sie, mit glückseligem Lächeln zu ihm aufschauend.

„Es ist wahr, Margarethe," rief er außer sich, sie in seine Arme schließend, „wahr, wie die heilige Stille des Waldes, wie der reine Hauch des Windes und das goldene Sonnenlicht über den Wipfeln! Mag die Welt ringsum zerfallen und mich unter ihren Trümmern begraben, ich habe diesen Augenblick nicht zu teuer bezahlt!"

Sie ruhte an seiner Brust und sah glücklich in seine Augen, aus denen die Wahrheit seiner Liebe ihr entgegenstrahlte.

„Und wenn es wahr wäre!" flüsterte sie dann, zusammenschauernd, „so ist es ja noch trauriger, noch trostloser!"

Aber dennoch machte sie sich nicht aus seiner Umarmung frei.

Noch ruhte sie an seiner Brust, noch wollte sie den Augenblick des Glückes festhalten, da erschien auf einem Seitenwege, vorsichtig an der letzten Biegung um den Stamm einer Eiche hervorlugend, der Badekommissär von Solten.

Freudig blitzten seine Augen; ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.

Schnell war er wieder verschwunden und einige Augenblicke später hörte man seine Schritte auf dem Wege, indem er laut rief:

„Herr von Pergen — Herr von Pergen!"

Die beiden fuhren auseinander und ehe sie noch Zeit gehabt hatten, ihre Fassung völlig wiederzugewinnen, kam Herr von Solten, unbefangen mit seinem kleinen Spazierstöckchen in der Luft fechtend, auf dem Wege daher.

„Ah," rief er, „da sind ja die Herrschaften — ich dachte mir wohl, daß Sie sich ein wenig verirrt haben würden. Ich komme, Sie zu suchen — Graf Waldheim fragte nach Ihnen — er wünsche aufzubrechen, um bei guter Zeit nach Bergenau zurückzukehren!"

Herr von Pergen verneigte sich schweigend, während Margot ihr glühendes Haupt tiefer herabbeugte.

Herr von Solten aber schien die Verwirrung der beiden, so sichtlich dieselbe auch war, durchaus nicht zu bemerken; er plauderte lachend von allen möglichen Dingen, während er sie nach der großen Allee zurückführte. Als man die Gesellschaft wiedergefunden, hatten Herr von Pergen und Margot sich so weit wieder gefaßt, daß sie im stande waren, sich unbefangen den übrigen anzuschließen.

Die Wagen fuhren vor und man begab sich auf den Rückweg.

Der Abend war herabgedunkelt und die Natur war fast noch schöner als bei der Ausfahrt im Morgenlicht, aber die Gesellschaft fand ihre fröhliche Stimmung nicht wieder.

Baron Artenburg saß schweigend da. Graf Waldheim blickte finster vor sich hin und auch bei allen übrigen schien sich die Ermüdung geltend zu machen.

Fast schweigsam fuhr man in Bergenau ein und nach schnellem Abschied und ziemlich einsilbigen Versicherungen, wie vortrefflich man sich unterhalten habe, kehrten die einzelnen Gruppen in ihre Wohnungen zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Die Prinzessin warf sich wie ermüdet auf den Divan in ihrem Zimmer, das durch eine gedämpfte Lampe matt erleuchtet war und durch dessen geöffnete Fenster die Sterne hereinblickten, deren bleiches Licht am dunklen Nachthimmel immer heller aufflammte.

Sie entließ die Gräfin nicht, aber sie forderte sie auch nicht auf, zu bleiben, und plauderte nicht wie sonst mit ihr.

Sie schien vollständig vergessen zu haben, daß sie nicht allein sei; denn während sie träumend zu den Sternen hinaufblickte, flüsterte sie abgebrochene Worte vor sich und fuhr dann wieder mit der Hand über ihre Stirn, als ob sie finstere oder traurige Bilder verscheuchen wolle.

Margot stand in der Nähe der Thür.

Sie hatte die Hände gefaltet und das Haupt auf die Brust gesenkt.

Ein lebhafter innerer Kampf schien sie zu bewegen.

Für eine gewöhnliche Hofdame wäre die Lage, in der sie sich befand, allerdings peinlich gewesen, sie aber war ja die Jugendfreundin der Prinzessin und war von dieser immer als solche behandelt worden. Die eigentümliche Schweigsamkeit ihrer Gebieterin konnte sie daher wohl kaum in Verlegenheit setzen; dennoch schien sie unschlüssig, was sie thun sollte.

Bald machte sie einige Schritte vorwärts, als ob sie die Prinzessin anreden wolle, dann bebte sie wieder erschrocken und ängstlich zurück und noch tiefer sank ihr Haupt auf ihre schwer arbeitende Brust herab.

Endlich aber eilte sie wie von einem überwältigenden Gefühl fortgerissen zur Prinzessin hin, sie sank zu ihren Füßen nieder und küßte, in lautes Schluchzen ausbrechend, ihre Hände.

Die Prinzessin fuhr wie aus tiefen Träumen auf; sie sah die Gräfin mit einem langen, verwunderten Blick an und sagte:

„Ah, Du bist hier, Margot — verzeih, daß ich Dich nicht beachtet — ich war erschöpft von diesem anstrengenden Tag. Doch," fuhr sie dann erstaunt und mitleidig zugleich fort, „Du weinst — was bedeutet das — welcher Kummer drückt Dich? Du schienst doch heute so heiter — was hast Du? Sage es mir. Du weißt ja, wenn ich Dich auch manchmal mit Launen quäle, daß ich immer Deine Freundin bin, wie in unserer Jugendzeit; kann ich Dir helfen — kann ich Dich trösten? Es gibt ja," fügte sie seufzend mit einem bitteren Lächeln hinzu, „gar manche Leiden, denen so leicht zu helfen und die so leicht zu trösten sind."

„O Durchlaucht," rief Margot, indem ihre Thränen heftiger flossen, „ich beschwöre Sie, haben Sie Erbarmen mit mir — verurteilen Sie mich nicht! Zu Ihnen allein kann ich ja Vertrauen haben — Ihnen allein kann ich sagen, was mein Herz so schwer bedrückt, und doch weiß ich kaum, wie ich es über meine Lippen bringen soll."

„Mein Gott!" sagte die Prinzessin, jetzt mit dem Ton ernstlicher Besorgnis, „was hast Du — sprich Dich aus."

Sie richtete sich auf, strich mit der Hand über Margots Stirn und blickte teilnahmsvoll in die thränenden Augen ihrer Freundin.

„Ach, Durchlaucht," rief diese, „wie habe ich Sie angefleht, mich nicht zu dem vermessenen Spiel zu gebrauchen, das hier gespielt worden ist — o, hätten Sie auf meine Bitte gehört — jetzt ist es zu spät — jetzt bin ich dem Unheil, der Verachtung verfallen, wenn jemals das Spiel entdeckt wird, was doch kaum zu verhüten ist, und fast muß ich mich selbst verachten."

„Ja, ja," sagte die Prinzessin finster, „wohl hattest Du recht — wohl wäre es besser gewesen, wenn ich auf Dich gehört hätte — doch was fürchtest Du so Schweres? Habe ich Dir nicht versprochen, Dich gegen meines Vaters Unwillen zu schützen!"

„O Durchlaucht, so schmerzlich ich den Unwillen, den verdienten Unwillen des allergnädigsten Herrn empfinden würde, so ist es dies nicht, was mich heute zur Verzweiflung treibt. O, wäre es nur das, ich schwöre es Ihnen, ich würde mutig und heiter sein und für Sie, meine geliebte Herrin, selbst die Verbannung freudig ertragen."

„Das nicht? Nun, was ist es denn, das Dich so schwer niederdrückt, daß Du von Selbstverachtung sprechen magst?"

„O, wie soll ich es, wie kann ich es sagen, Durchlaucht — der Prinz . . ."

„Nun, der Prinz," rief die Prinzessin, indem sie erschrocken zusammenzuckte, „was ist es mit ihm, hat er es etwa entdeckt, daß wir die Rollen verwechselt — jetzt schon entdeckt durch irgend einen Zufall oder irgend einen Verrat? Wüßte es etwa auch Artenburg?" fuhr sie erbleichend fort, „o, das wäre entsetzlich!"

„Nein, nein, Durchlaucht, nein," erwiderte Margot, „der Prinz weiß nichts, er hält mich immer noch für die Prinzessin."

„Gott sei Dank!" rief die Prinzessin tief aufatmend.

„Und doch, Durchlaucht," fuhr Margot mit bitterer Stimme fort, „doch ist das, was ich Ihnen sagen muß, schlimmer, o, bei Gott, tausendmal schlimmer, als wenn unser Spiel entdeckt wäre — wenn der Prinz — o, mein Gott, wie soll ich es sagen . . ."

„Nun," rief die Prinzessin ungeduldig, „was ist es mit dem Prinzen?"

„Der Prinz, Durchlaucht, der Prinz," sagte Margot mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „der Prinz — glaubt — glaubt — die Prinzessin zu lieben . . ."

Sie sank wie gebrochen zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Der Prinz glaubt die Prinzessin zu lieben — und er hält Dich für die Prinzessin — und er hat Dir das gesagt?"

Margot neigte das Haupt, indem nur ein leiser Schmerzenslaut von ihren Lippen sich losrang.

„In der That," rief die Prinzessin, „das ist stark! Der Prinz läßt Deinem Vater sagen, daß er die Prinzessin nicht nach seinem Geschmack finden könne — und dennoch macht er derselben Prinzessin eine Liebeserklärung?"

„Ein schweres Geheimnis belastet ihn, Durchlaucht — er war so schmerzlich bewegt — o, hätte ich niemals jenen Augenblick erlebt, in dem ich glaubte, in die Erde zu sinken vor Scham über die falsche Rolle, die ich ihm gegenüber spielte."

„Du, Margot," rief die Prinzessin mit flammenden Blicken, „Du hättest Dich schämen wollen vor ihm? O, hast Du denn nicht das Gefühl gehabt, daß Du mir schuldig warst, ihm von der ganzen Höhe der Stellung herab, die Du in seinen Augen einnahmst, zu sagen, welch ein niedriges, vermessenes und dabei kindisches Spiel er gegen eine ihm ebenbürtige Prinzessin spielte, indem er meine Hand verwarf und es dennoch wagte, mir von seiner Liebe zu sprechen?"

„Ich habe es gethan, Durchlaucht," erwiderte Margot, den Kopf aufrichtend und die Prinzessin groß anblickend, „ich habe zu ihm gesprochen von der Höhe Ihres Stolzes herab, den ich als Ihre treue Dienerin, als Ihre ergebene Freundin ganz wohl zu empfinden im stande war."

„Und er?" fragte die Prinzessin, „an ihm war es, in die Erde zu sinken vor Scham!"

„Durchlaucht," sagte Margot, „da sprach er ja von jenem unseligen Geheimnis, das ihn belastete — da sprach er von seinem Herzen — da vergaß ich, daß ich ja auch ohne jenes Geheimnis, das vielleicht eine frühere Verpflichtung sein mag, dennoch namenlos unglücklich wäre, weil ich ja nicht die Prinzessin bin, da vergaß ich alles, da ließ ich mich hinreißen von dem Schmerz, den ich ja mitfühlte in meinem thörichten Herzen — da —"

Die Prinzessin faßte heftig Margots Hand und richtete deren thränendes Gesicht auf.

„Du liebst ihn, Margot?" fragte sie fast drohend.

„Ich beschwöre Eure Durchlaucht," weinte Margot, „lassen Sie mich abreisen, in dieser Nacht noch oder morgen früh in der Dämmerung — abreisen, um mich für immer in der Einsamkeit zu verbergen — ich darf ihn nicht wieder sehen!"

Die Prinzessin sprang auf.

Eine Zeit lang ging sie heftig erregt im Zimmer auf und nieder, leise Worte vor sich hinsprechend und ihre Hände unruhig bewegend, während Margot weinend auf ihren Knieen neben dem Divan liegen blieb.

Endlich trat die Prinzessin zu ihr heran, zog sie mit einer heftigen Bewegung empor und sagte:

„Ja, Du hast recht, Margot, Du sollst abreisen — ich auch — und Dein Vater — wir werden morgen nach Rebenberg zurückkehren — wir werden niemand mehr hier sehen!"

„O, Durchlaucht, ich beschwöre Sie," bat Margot, „kein Aufsehen — bedenken Sie, was man sagen würde hier und in Rebenberg — lassen Sie mich in der Stille verschwinden und —"

„Du vergißt," unterbrach sie die Prinzessin, „daß Du nicht in der Stille verschwinden kannst. Bist Du nicht hier die Prinzessin — kann Deine Hofdame und Dein Hofmarschall hier bleiben, wenn Du fortgingest?"

„O, mein Gott," jammerte Margot, „o, welche unglückselige Verwirrung, die alles verkehrt und fast jede Lösung unmöglich macht."

„Du siehst also," sagte die Prinzessin, „daß wir beide fortgehen müssen und wir werden fortgehen — in der Frühe fortgehen! Ein Unwohlsein, eine Nachricht, die wir erhalten, wird den Vorwand geben — Das ist Deines Vaters Sache. Bleibe bei mir in dieser Nacht — mit dem Frühesten werden wir Deinen Vater wecken."

„Und er," fragte Margot, „wird er einwilligen?"

„Bin ich nicht die Prinzessin? Nun denn, wenn es nötig ist, so werde ich zu befehlen wissen, und wenn ich meinem Vater dann ein offenes Geständnis ablege, so wird er nicht dem Unschuldigen zürnen."

„O, Durchlaucht," rief Margot, ihre Hände küssend, „Sie geben mir das Leben wieder — und dennoch," fügte sie schwer seufzend hinzu, „habe ich hier vielleicht des Lebens Hoffnung und des Lebens Glück für immer verloren."

„Und Herr von Rauffenstein," fragte die Prinzessin, indem sie halb neckend halb schmeichelnd den Arm um Margots Schulter legte, „verzichtest Du auf meinen Schutz gegen ihn?"

„Rauffenstein!" sagte Margot traurig, „das klingt wie ein Ton aus weiter Vergangenheit! Die Zukunft? Was kann sie mir noch sein — wer die Hoffnung verloren, kennt auch keine Furcht mehr!"

Wieder ging die Prinzessin eine Zeit lang im Zimmer auf und nieder.

„Margot," sagte sie dann, vor der Gräfin stehen bleibend und ihre Hände auf deren Schulter legend, „Margot, ja wir werden abreisen — Du bist meine Freundin, in dieser Stunde fühle ich, wie sehr das Menschenherz eines andern treuen und befreundeten Herzens bedarf. So höre denn, daß ich entschlossen war, ehe Du mich batest — auch ich will, auch ich muß abreisen, auch ich kann und darf hier niemand mehr wiedersehen."

„Sie, Durchlaucht?" fragte Margot wie träumend, „bei Gott, das verstehe ich nicht — wenn Sie die Maske abwerfen wollten, was könnte so schlimmes daraus entstehen, da ja doch mit dem Prinzen alles abgebrochen ist," fügte sie leise, die Augen zu Boden senkend, hinzu.

„Fort mit dem Stolz, fort mit der Verstellung," rief die Prinzessin, „hier steht heute nur die Freundin der Freundin gegenüber und volles Vertrauen soll uns künftig für das ganze Leben verbinden! Margot, Du hast die Rolle, die Du spielst, einen Augenblick vergessen — Du hast schwer gelitten unter der Maske, die ich Dir aufdrang — Du hast bangend und zagend mir die Verirrung gestanden, zu der Dein Herz Dich fortriß. Margot," fuhr sie fort, indem sie die Gräfin auf den Divan niederdrückte und dann ihrerseits zu deren Füßen kniete, „Du hast nicht nötig, zu bangen und zu zagen — sieh mich an, auch ich habe mich verirrt, auch ich habe gefühlt, zum erstenmal gefühlt, daß ich ein Herz habe, ein Herz, vor dem auch der festeste Stolz nicht besteht und das auch die selbstgewisse Vernunft nicht vor der Thorheit schützen kann. Ist nicht," fragte sie wehmütig leise, „ist nicht alles Schöne auf Erden Thorheit — ist es nicht Thorheit, sich an der Blüte zu freuen, da doch nur die Frucht nützt — sich an der Dämmerung zu freuen, da doch nur der helle Tag der Arbeit leuchtet?!"

„Sie, Durchlaucht," fragte Margot, „Sie hätten — wäre es möglich — verstehe ich Sie recht — der Prinz — er?"

„Er!" rief die Prinzessin, indem sie den Kopf zurückwarf. „Hat er denn mit mir nur zwei Worte gesprochen, — er, der mit Dir so gut zu sprechen wußte!"

„Er nicht?“ fragte Margot. „Nein, nein, das ist ja unmöglich — aber wer denn — o, mein Gott, könnte das möglich sein?“

Sie versuchte aufzuspringen.

Die Prinzessin hielt sie zurück.

„Es ist möglich, Margot,“ sagte sie hoch erröthend, aber mit festem, stolzem Blick, „es kann sein, da es ist! Ja, Margot, ja, ich habe mein Herz gefühlt und wunderbarerweise, mein Stolz hat sich nicht dagegen empört, selbst mein Verstand hat sich gebeugt und denkt und arbeitet im Dienst meines Herzens! Dein Vater kam dazu, als die wunderbare Zauberblüte der Liebe sich öffnete, sonst wäre wohl die Wahrheit auf meine Lippen getreten — und doch, Margot, hörst Du es wohl, doch hätte mein Herz sich dagegen gesträubt, daß die Wahrheit zugleich das Todesurteil der Hoffnung hätte sein sollen!“

„Durchlaucht, Durchlaucht,“ rief Margot, „welche Gedanken! — Baron Artenburg —“

„Ist ein Kavalier von gutem Hause und es sind wohl schon Fälle vorgekommen, daß Fürstinnen die linke Hand — die Hand des Herzens — dem Geliebten gereicht haben! O, es muß herrlich sein, Margot, den Mann zu sich zu erheben, den unser Herz erwählt, und ihn so doppelt zu beglücken.“

„Durchlaucht, Sie können im Ernst daran denken? Ihr Herr Vater —“

„Habe ich nicht Brüder? Ist es meine Sache, den fürstlichen Namen zu erhalten? Habe ich nicht das Recht, dem Glück meines Herzens zu leben, um so mehr, da seine Hoheit der Erbprinz mich zu verschmähen beliebt!“

Die Gräfin senkte das Haupt. Eine Thräne aus ihrem Auge fiel auf die Hand der Prinzessin.

„Verzeih, Margot, verzeih,“ rief diese, „ich wollte Dich nicht kränken — doch Du weißt es ja, ich bin nicht wie Du, ich beuge nicht demüthig mein Haupt dem widrigen Schicksal! Ich habe oft gekämpft für meinen Eigensinn und meine Laune — glaubst Du, daß ich nicht stark genug wäre, zu kämpfen für meine Liebe?

„Doch wir bedürfen jetzt vor allem der Ruhe,“ unterbrach sie sich, „bleibe bei mir, für jetzt haben wir ja nichts anderes zu thun, als morgen in der Frühe aufzubrechen mit Deinem Vater, oder, wenn er Schwierigkeiten macht, ohne ihn, denn hier ist nicht der Ort, um all die Verwirrungen zu lösen.“

Sie sprang auf und zog die Glocke.

Schnell wurde auf ihren Befehl Margots Bett in ihrem eigenen Schlafzimmer aufgeschlagen.

Sie schärfte der Kammerfrau ein, sie bei Tagesanbruch zu wecken.

Eine Zeit lang noch blieben dann beide wach, die Prinzessin lebhaft plaudernd von allem, was dieser ereignißreiche Tag gebracht, Margot leise seufzend und zuweilen eine Thräne an ihren Wimpern zerdrückend, bis der Schlaf, der alle Freuden und Leiden auf Erden wohlthätig in seinen Zauberschleier hüllt, auch ihnen Ruhe und Vergessenheit brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Minona Fried-Blumauer.

Eine Schöpfung König Ludwigs II.

Der neueste und zugleich schönste Teil der Münchener Residenz ist der im vornehmen Stile der italienischen Renaissance errichtete Festsaalbau. Eine stark vorspringende Loggia, welche auf dem Gebälke ihrer eleganten jonischen Säulen acht die Kreise Bayerns darstellende Statuen trägt, wird von zwei einfacheren Seitengebäuden flankirt. Leider beeinträchtigt den einheitlichen Totaleindruck der imposanten Front ein plumpes Eisengewölbe, welches beinahe den ganzen rechten Flügel überspannt; diese stilose Hülle schließt aber ein glänzendes Juwel in sich, den Wintergarten Ludwigs II. Alle übrigen Bauten des verstorbenen Königs haben vor kurzem ihre Pforten erschlossen und ihr Innerstes den profanen Blicken des Publikums preisgegeben; dieser eigenartige Park, der, den hängenden Gärten der Semiramis vergleichbar, hoch über dem Getriebe der Welt dem unglücklichen Monarchen so oft eine stille Zufluchtsstätte bot, ist allein dem allgemeinen Schicksal entgangen. Nur wenigen war es vergönnt, einen Blick in dieses sorgsam gehütete Heiligtum zu werfen; um so eher darf daher wohl

Der Wintergarten König Ludwigs II. in der königlichen Residenz zu München.

Schattenbilder aus dem Kinderleben.

Originalzeichnungen von L. Fehrenbach.

eines dieser Bevorzugten auf das Interesse des Lesers zählen, wenn er ein Bild des Gartens zu entrollen versucht.

Aus den Gemächern, welche der König stets während seines kurzen Verweilens in der Hauptstadt bewohnte, führt ein aus vergoldeten, von üppigen Schlingpflanzen umrankten Gittern gebildeter Bogengang geradewegs in den Garten. Der Eintretende sieht sich plötzlich von einer Flora umgeben, wie sie sich sonst so reich und mannigfaltig nur unter der glühenden Sonne der Wendekreise entfaltet. Gruppen von Fächerpalmen, schlanken Zedern, blätterreichen Musaceen und dichten Cypressen bilden lauschige Boskets; Dattelpalmen recken ihre stolzen Kronen darüber empor. Wenige Schritte nach links führen zu der zierlichen, auf dem Bilde sichtbaren Brücke, welche den linken Seitenarm des klaren, die Mitte des Parkes einnehmenden Sees überspannt. Die hohen Baumwipfel, welche sich in seinen kristallhellen Wassern spiegeln, verleihen ihm eine scheinbare Tiefe. Den Hintergrund schließt ein nach der Natur aufgenommenes Dekorationsbild ab. Man wähnt die silbernen Firnen des Himalaya zu erkennen, wie sie sich vor den erstaunten Blicken des Reisenden, der sich von Benares aus dem Fuße des Königs der Berge nähert, in blauer Ferne auftürmen. Ein labyrinthisch geschlungener Pfad führt von der Brücke weiter zu einer schlichten Hütte und von dieser über einen schmalen Steg zu einem kleinen Pavillon.

Vom Eingange rechts gelangt man zu einer aus künstlichem Tropfstein hoch gewölbten Grotte; die dem Auge wohlthuende Dämmerung in derselben, das kosende Plätschern eines imitierten Quells erregen eine träumerische Stimmung, und man begreift, wie der menschenscheue Monarch oft nach Beendigung der Separatvorstellungen im Theater lange hier noch sinnend zu verweilen liebte, von trüben Gedanken in tiefe Melancholie gewiegt.

So erscheint der Garten bei Tagesbeleuchtung dem Auge des nüchternen Beschauers; zu welcher Zauberwelt mußte er sich erst umwandeln, wenn aus den grünen Zweigen unzählige bunte Lichter erglänzten, wenn sanfte Musik die öde Stille belebte und die hohe Gestalt des Königs, angethan mit der silbernen Rüstung Lohengrins, in einem vergoldeten Nachen mit vorgespanntem Schwane langsam über die vermöge künstlicher Färbung azurblau schimmernden Fluten des Sees dahinglitt.

Nach dem Tode Ludwigs II. sah man sich aus Nützlichkeitsgründen genötigt, dieses ganze Feenreich zu zerstören; da die Feuchtigkeit des Sees und der Pflanzen das Dach des Schlosses zu durchdringen drohte. Doch soll die ganze eigenartige Schöpfung im englischen Garten von neuem erstehen. Kommt dieser Plan wirklich zur Ausführung, so wird München um einen Anziehungspunkt reicher, der kaum irgendwo seinesgleichen haben dürfte.

M. Koch von Berneck.

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

VI.

Aus den Malerateliers der Reichshauptstadt.

(Hiezu die Bilder S. 1049 u. 1053.)

Es ist nun wohl an der Zeit, daß wir uns einmal des näheren darnach umschauen, wie Berlin selbst auf der großen Kunstausstellung, zu welcher es die anderen deutschen und ausländischen Schulen eingeladen, vertreten ist. Einiges davon, und zwar keinen unwesentlichen Teil, haben wir allerdings schon in dem architektonischen, dekorativen, plastischen und malerischen Schmuck der Empfangshallen, in dem Panorama und den Dioramen, der capresischen Künstlerkneipe und all den künstlerischen Anlagen im Parke, den Menzelschen Beiträgen x. ins Auge gefaßt, allein wir müssen nun doch der Berliner Malerei auch einmal eine geschlossenere Betrachtung widmen. Es ist nicht mehr als billig, wenn wir da mit dem Präsidenten der Ausstellung, Karl Becker, beginnen, um so mehr, als seine Werke auch sowohl vermöge ihres allgemeinen Charakters als ihrer besondern Bedeutung zu solchem Anfang sich trefflich eignen. Den in ihren Erscheinungsformen überaus malerischen Blütetagen der Republik Venedig, die stets den Lieblingstummelplatz für Beckers Muse bildeten, ist er auch in diesem Fall treu geblieben. Besonders reiche Prunkentfaltung gestattete ihm die dramatisch belebte Scene, wie Othello sich vor dem Dogen gegen die Anklage des Brabantio verteidigt, auf erfolgreichste Weise unterstützt durch die liebliche Desdemona.

In die Tage der Spätrenaissance verlegt ist die „Venetianische Novelle", die in vier Personen ein ganzes Lebensbild spiegelt. Ein Edelmann wird an der Seite seiner schönen Gattin unter der Eingangshalle seines Palastes von einem jungen Weibe aus dem Volke aufgehalten, das ein Kind auf dem einen Arm trägt und den andern mit der Geberde vorwurfsvoller Anklage gegen den betroffen zurückweichenden Nobile erhebt, während seine Gemahlin mit entsetztem Blick den Zusammenhang nur allzu unzweideutig vor sich enthüllt sieht. Becker hat auch dieses Bild mit der ganzen Wirksamkeit seiner Palette ausgestattet.

Ganz auf die Geschichte der Gegenwart hat sich Anton von Werner verlegt, dessen bekannte Darstellungen der Kaiserproklamierung in Versailles und des Berliner Kongresses im Ehrensaal ihren Platz fanden. Neu sind von ihm „Moltke mit seinem Stabe vor Paris am 19. September 1870" und „Kriegsgefangene in Jouy-aux-arches vor Metz", zwei Bilder, in denen die treffliche Haltung unseres siegreichen Heeres sich auf das getreueste wiederspiegelt. Das gelungene Selbstporträt des Künstlers bildet eine interessante Beigabe.

Der Orientmaler Wilhelm Gentz, dem wir schon unter den Meistern der Dioramen begegneten, hat als Staffeleibild eine historische Darstellung aus den älteren Zeiten der christlichen Kirche geliefert, eine Palmsonntagfeier in der Felsenkirche von Gebel Adeh, die in früheren Zeiten ein dem ägyptischen Götzen gewidmeter Tempel gewesen war. Die christliche Gemeinde, nach außen hin noch nicht zur Genüge gekräftigt, um sich ein eigenes Gotteshaus erbauen zu können, hat ihre Zuflucht zu dieser in den Felsen gehauenen Halle genommen, die durch die geistliche Kraft des obersten Priesters zu einer Wohnstätte des dreieinigen Gottes geweiht worden. Das nachträglich in den Stein gehauene Kreuzeszeichen über der Eingangsthür kündet schon von außen die neue Bestimmung des Felsentempels. Durch diese Thür bewegt sich jetzt ein nicht eben köpfereicher, aber feierlicher Zug von Andächtigen dem Altare zu, an welchem der Gedächtnistag des Einzugs Christi in Jerusalem durch feierlichen Gottesdienst begangen werden soll. Der Bischof mit dem heiligen Kreuz schreitet voran, gefolgt von seinen Ministranten, sowie von Jungfrauen und Mädchen, die als anschauliches Erinnerungszeichen an den zu begehenden Tag frisch gebrochene Palmenzweige in den Händen tragen. Gelbliche Söhne und Töchter des arabischen Volksstammes und dunkelbraune Nubier, in deren Seele die neue Lehre von der Erlösung der sündigen Menschheit durch den Opfertod des Gottessohnes Eingang gefunden hat, werfen sich andächtig und demutvoll zur Erde nieder angesichts der weihevollen Zeichen des erhebenden Glaubens.

Welch ein Gegensatz zwischen dieser frommen Gottesfurcht und der mehr als rohen Verworfenheit jener Tullia, die Ernst Hildebrand zur Heldin einer groß entfalteten, malerisch wirkungsvoll angelegten Darstellung gewählt hat! Tullia, die Tochter des römischen Königs Servius Tullius, hat ihren Gatten Tarquin dazu aufgereizt, sich gegen ihren Vater zu empören und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Grausam hingemordet, liegt der königliche Greis in einer Gasse der Siebenhügelstadt, durch welche die grausame Tullia ihr Gespann lenken läßt, nachdem sie frohlockend im Senat ihren Gatten als König begrüßt hat. Ihre Pferde scheuen vor der Leiche zurück, mit herrischer Geberde aber befiehlt Tullia ihrem Wagenlenker, Rosse und Räder über den Gemordeten dahinjagen zu lassen. Diesen haarsträubenden Augenblick gibt Hildebrands Bild in lebendiger Auffassung wieder.

Von solchen Scenen des Grausens wendet man gern den Blick auf jene Darstellungen voll ruhiger Behaglichkeit, in denen Ludwig Knaus sich mit Vorliebe ergeht. Einen solchen Charakter trägt namentlich sein traulich anmutendes „Försterheim" und sein kleiner „Genügsamer Weltbürger", der sich am Spiel mit einem alten zerrissenen Stiefel ergötzt. Auch jenes „gehetzte Wild", als welches Knaus ein gelbbräunliches Zigeunerweib bezeichnet, ist immerhin in einem Augenblick der Ruhe erfaßt, den die junge Mutter dazu benutzt, in heimlich gesicherter Waldeseinsamkeit ihrem in Lumpen gehüllten Sprößling die Brust zu reichen.

In einem stillen, laubumrankten Plätzchen führt uns auch das zweite Bild, das wir unseren Lesern heute in treuer Wiedergabe vorführen: E. Henselers „Im Birkenwäldchen". Ist es auch nicht eben eine Schönheit, die uns der Maler hier im duftigen Hain an einem sanften Abhang sitzend und in das Lesen eines fesselnden Buches vertieft zeigt, so besitzt doch der geistvolle Ausdruck dieser feingeschnittenen Züge, in denen sich eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit widerspiegelt, eine so eigenartige Anziehungskraft, daß man mit Wohlgefallen bei diesem Anblick verweilt. Wie gut es dem Maler gelungen ist, das durch die Zweige und Blätter tausendfältig blitzende, über die Gräser und Kräuter hingleitende Licht des sonnigen Sommertages wiederzugeben, das läßt auch unser Holzschnitt deutlich erkennen.

Die geschilderten Gemälde liefern zugleich dessen, wovon laut obiger Andeutung schon früher die Rede war, ein anschauliches Durchschnittsbild der Richtungen, die in der Berliner Malerei vorwiegend vertreten zu sein pflegen. Bezeichnend für dieselbe, wie überhaupt für das gesamte Kunst- und Geistesleben der Reichshauptstadt ist der Umstand, daß die wenigsten der in ihr auf hervorragende Weise sich bethätigenden Kräfte Berliner Ursprungs sind. Vielmehr ist Spree-Athen ein Sammelpunkt, der mit stetig sich steigernder magnetischer Gewalt auswärtige Größen an sich zu ziehen und in seinem Dienste zu verwenden weiß. So ist unter den Vorgenannten nur Becker ein geborener Berliner; von den übrigen haben Knaus in Düsseldorf und Paris, A. von Werner in Karlsruhe, Henseler meines Wissens in Düsseldorf oder Weimar und nur Gentz, von Geburt ein Neuruppiner, und E. Hildebrand, ein Niederlausitzer, in Berlin selbst ihre entscheidenden Studien gemacht. Die Reichshauptstadt aber fährt fort, ihre geistigen Fangarme nach allen Seiten hin auszustrecken. So hat sie kürzlich den hochbegabten schwedischen Künstler Hellqvist, der zur Ausstellung eine figurenreiche „Brandschatzung der schwedischen Hansastadt Wisby durch den dänischen König Waldemar Atterdag im Jahre 1361" geliefert hat, durch Berufung zu einer Professur an der Kunstakademie für sich gewonnen, während unter anderen Otto Piltz, der treue und tüchtige Darsteller naiver Ländlichkeit, aus freien Stücken seinen früheren Aufenthalt Weimar mit Berlin vertauscht hat. Bei alledem wahren, unbeschadet der hochbedeutenden Leistungen, die aus den Werkstätten der ersten Berliner Künstlergrößen hervorgehen, München und Düsseldorf fortgesetzt ihre Bedeutung als altgefestigte deutsche Kunstsitze, und es ist fraglich, ob die lärmerfüllte Weltstadt je dazu angethan sein wird, zum entschiedenen Mittelpunkte für die künstlerischen Interessen des deutschen Reiches zu werden, zu dem die eifrigen Förderer der Reichshauptstadt dieselbe so gerne gestalten möchten.

Otto Baisch.

Minona Frieb-Blumauer.

Biographische Skizze

von Johanna Balk.

(Hiezu das Porträt S. 1060.)

Im Rheinland lag ihrer Jugend Land,
Durchtönt von Nachtigallenweisen;
Der Sommer ihr viel gab im Garten Land,
Die volle Blumenkränze that durchziehen.
Der Herbst, er löste reich des Lenzes Pfand,
Als sich die Tage an einander reihen.
Und einen Winter hat sie nie gekannt:
Wer mit dem Herzen Eis und Frost verbannt
Dem ist ein ew'ger Sommer verliehen!

Der Tod hält heutzutage reiche Ernte unter denen, welche den Lorbeer um die vom Genius gezeichnete Stirne tragen. Er hat auch eine Künstlerin hinweggerafft, welche, reich begabt wie selten eine, verschwenderisch ihre herrlichen Gaben ausstreute, Tausende am Born wahrer Kunst labend und erquickend; am 31. Juli starb die k. k. Hofschauspielerin Frau Minona Frieb-Blumauer. Ganz Deutschland betrauert sie; Melpomene und Thalia, die ernste wie die heitere Muse weinen an ihrem Grabe, denn sie war beiden berufene Priesterin.

Sei es uns vergönnt, während die unzähligen Spenden der Liebe, die Blumen und Kränze noch frisch den Hügel decken, unter welchem sie schlummert, ihr Bild in drei verschiedenen Lebensabschnitten zu zeichnen, all denen, die sie geliebt und verehrt haben, zur wehmütigen Freude, der Unvergeßlichen zum stillen Gedächtnis.

Es war zu Pfingsten in Düsseldorf; das musikalische Rheinland hatte sich hier versammelt, um eines seiner seit 1818 bestehenden berühmten Musikfeste zu feiern. Der junge liebenswürdige Felix Mendelssohn dirigierte, das gab dem Fest einen besondern Glanz. Unter den Zuhörern war ein blutjunges Mädchen: Minona Blumauer. Sie hörte mit Entzücken Mendelssohns „Paulus" und Beethovens gigantische „Neunte", denn der Sinn für klingende Wunderwerke war ihr erschlossen, sie war selbst eine Dienerin der lieben Frau Musika, eine im Lebenslenz blühende, talentvolle Opernsängerin. Ihre Bühnenlaufbahn war freilich noch kurz. Sie hatte in Darmstadt debütiert, dann in Köln und in Düsseldorf je einen Winter hindurch alle Soubrettenpartien gesungen. Trotzdem sie begabt und fleißig war, konnte sie es zu einem vollen Erfolg nicht bringen; man lobte ihr feines, reizendes Spiel, klagte aber, daß ihr hübsches Stimmchen doch gar zu zart sei. Im Andenken an diese Klage seufzte sie auch wohl trotz ihres Entzückens, als die Sopranistin im ersten Konzerte ihre Arie: „Jerusalem, Jerusalem" so siegreich und weithin klingend hinausschmetterte.

Am Abend nach dem Musikfest versammelte Immermann einen Künstlerkreis in seinem Hause, zu welchem auch Fräulein Blumauer eingeladen war. Es gestaltete sich äußerst interessant: David, der bedeutende Geiger, spielte mit Mendelssohn die Kreutzersonate, Hiller, eben von seinem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt, phantasierte auf dem Flügel eines seiner köstlichen Tongedichte. Nach dem Souper kam man auf den Einfall, aus dem Stegreif Theater zu spielen und zwar eine kleine Scene, welche Immermann just von einem Dichter zur Beurteilung erhalten hatte. Minona mußte mitspielen; in einem von ihr mit genialer Geschicklichkeit und Schnelligkeit überaus drollig arrangierten Kostüm, dem riesigen „Pferdekopfhut", den unter dem Kinn eine monströse gelbe Schleife zusammenhielt, stellte sie eine sentimentale alte Jungfer so virtuos, so überwältigend komisch dar, daß ein nicht endenwollender Beifall sie belohnte. Als sie auf vieles Verlangen in ihrer wunderbaren Toilette sich wieder unter die Gäste mischte, beglückwünschte sie niemand wärmer als Immermann.

„Fräulein Blumauer," schloß er, „hören Sie meinen guten Rat: geben Sie den Aennchen, Röschen und Zerlinchen den Abschied und spielen Sie steifrückige Gouvernanten und überspannte alte Damen!"

Aber der junge Mendelssohn war anderer Meinung; ein wenig unsanft löste er die gelbe Hutschleife und sagte:

„Ich bitte Sie ums Himmels willen, Immermann, sehen Sie, ist dieser entsetzliche Hut über dem rosigen jungen Gesichtchen nicht ein strafbarer Anachronismus? Nein, wenn Fräulein Blumauer durchaus nur schauspielern soll, so geben Sie ihr den ‚Pariser Taugenichts'!"

Als der Herbst mit seinen langen Theaterabenden ins Land kam, hatte Minona wirklich den Soubretten Adieu gesagt, war zum Lustspiel übergegangen und spielte den von Felix Mendelssohn vorgeschlagenen „Pariser Taugenichts". Damit trat sie in eine ganz neue Phase ihres Bühnenlebens, in welchem ihr Ruhmesstern nun im Aufgehen begriffen war. Die Tage kommen und gehen; nur eine kurze Weile dauert die Lenzeszeit. Den Schneeglöckchen folgen die Veilchen, unter blühenden Bäumen läuten Maienglocken, und endlich küssen die glühenden Sonnenstrahlen auf Wegen und Stegen eine üppige Rosenpracht wach.

Der Sommer ist da!

Zur Rose erblüht finden wir unsere junge Künstlerin in Wien wieder. Nach jener Saison in Düsseldorf hat sie noch in Meiningen gewirkt, dann in Brünn und ist endlich zum Direktor Karl nach Wien gekommen. In Brünn wand sie sich den Lorbeer, dessen erste zartgrüne Spitzen ihr dunkles Haar zierten; sie vermählte sich mit dem Eisenbahningenieur Frieb. Das junge Glück ihrer Ehe, welches durch ein Kind vervollständigt wurde, der Eifer, ganz den Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau zu leben, veranlaßte sie, sich von der Bühne zurückzuziehen. Aber da kam zum Glück einer, dem es leid that, daß die deutsche Kunst eine solche Kraft verlieren sollte: Saphir, der bekannte Humorist, hatte, von Wien herüber kommend, die Künstlerin häufig wirken sehen, und während er ihre Kollegen und Kolleginnen mit seinem gefürchteten, beißenden Spott, seiner scharfen Satire verfolgte, sie stets aufrichtig verehrt. Mit all seinen Kräften trat er

jetzt ihrem Entschluß entgegen und verschaffte ihr vom Direktor Karl einen so vorteilhaften Engagementskontrakt, daß Minona zur Bühne zurückkehrte, wohin auch vielleicht ihr angeborenes Theaterblut sie lockte und trieb.

In Wien aber trat abermals die launische Gottheit, der Zufall, bestimmend in ihr Leben ein. Sie vertrat dort das Fach der muntern, naiven Liebhaberin, spielte die Emilie in Albinis damals so beliebtem Lustspiel: „Die gefährliche Tante“, wirkte im „Vetter aus Bremen“, im „Plaudermäulchen“ und den damals ganz neuen Lustspielen von Nestroy und Angely.

Da kam Fritz Beckmann nach Wien, er, der schon ganz Deutschland mit seinem unerschöpflichen Humor, mit seinem stets schlagfertigen Witz bezaubert hatte. Man gab „Fünfunddreißig Minuten in Grüneberg“, in welchem Stückchen er geradezu unvergleichlich war. Am Tage der Aufführung zeigte sich plötzlich ein scheinbar unübersteigliches Hindernis: die Darstellerin der Rosaura Klagesanft erkrankte, ob am Lampenfieber, ob an einem ernstlichen Leiden, wollen wir nicht untersuchen, genug, sie sagte für den Abend ab. Große Bestürzung, ernstliche Beratung, wie ein Ausweg zu finden sei. Einer plötzlichen Eingebung folgend, flüsterte Direktor Karl dem ärgerlich erregten Komiker zu:

„Wenn uns jemand helfen kann, so ist es die Fried; sie ist meine bedeutendste Kraft!“

„So nehmen wir sie doch, ins Kuckucks Namen!“

„Frau Fried, wollen Sie uns retten und heute abend die Rosaura spielen?“

Minona wich entsetzt zurück: „Wo denken Sie hin? Ich!!“

Aber Beckmann klatschte erfreut Beifall. „Ausgezeichnet!“ rief er; „genau diese süßsaure Miene wie bei dem eine halbe Meile langen ‚J—i—i——ch!!‘ müssen Sie als Rosaura aufsetzen, dann stehe ich für den Erfolg!“

Die Künstlerin willigte gutmütig ein und erlebte dafür einen Abend, wie er nicht allzu oft in einem Bühnenleben zu verzeichnen ist. Sie teilte den großen Triumph Beckmanns, man überschüttete sie mit Beifall. Sie selbst aber hatte nach ihrer eigenen Aussage das Gefühl, als seien ihr Flügel gewachsen, und gewann die feste Ueberzeugung, daß sie sich jetzt in ihrem richtigen Fahrwasser befinde. Sie schloß ab mit den jugendlichen Rollen: ihre Gestaltungslust siegte über ihre Eitelkeit, und als junge Frau trat sie mutig in das Fach, aus dem es keine Rückkehr gibt: in das Fach der „komischen Alten“.

Und damit war denn der erste Schritt gethan in den Herbst hinein!

Aber welch ein köstlicher, goldener und früchtereicher Herbst war es! Auf Dörings Veranlassung kam sie an das Königliche Schauspielhaus nach Berlin, und bald wußte es ganz Deutschland, daß es keine Schauspielerin gab, welche sich an großartigem Talent, an feiner Charakterisierung der Rolle, an schöpferischer Wiedergabe eines Dichterideals mit ihr messen konnte. Sie war gleich groß als „Martha Schwerdtlein“ wie als „Klärchens Mutter“, als „Oberförsterin“ wie als „Dajoh“. Man lachte bis zu Thränen, wenn sie in Mosers „Stiftungsfest“ ihren „Pelzen“ um einen Landauer bat, in dem Worte Pelzen eine ganze Skala von klagenden und bittenden Tönen anschlagend, und man weinte vor Rührung, wenn sie als „Bärbele“ mit zitternder Stimme sang: „Wann i komm', wann i komm', wann i wiederum komm'!“

Sie war eben die einzige, die eine, welche alles leisten konnte und welche doch stets maßvoll blieb und niemals virtuosenhaft aus dem Rahmen des Stückes heraustrat. Sie ist aber auch gefeiert worden in Berlin und überall, wohin sie kam — wir erinnern nur an die Mustervorstellungen in München, wo sie den ersten Ehrenplatz einnahm — wie selten eine! Und zu dem Lorbeer wand man ihr reiche Rosen der Liebe, denn ihre Einfachheit, ihr goldenes Gemüt, ihre Seelengüte gewannen ihr alle Herzen. Wo es galt, durch Gaben der Kunst eine Not zu lindern, da war sie stets die erste, und wer Gelegenheit hatte, zu hören, wie sie in Wohlthätigkeitsvorstellungen aufs ergreifendste ein Gedicht von der „Barmherzigkeit“ deklamierte, der begreift es, daß die Thränen der Armen und Bedrängten so reich um sie fließen.

Wir dürfen diese Erinnerungen nicht schließen, ohne dreier Rollen zu erwähnen, in welchen sich ihre Eigenart, ihre Kunst, vielseitig zu wirken, am besten spiegeln.

Da ist zuerst die „Silberbraut“ in einem hübschen Einakter „Nach fünfundzwanzig Jahren“, von Baudissin, welcher darstellt, wie ein altes, sich gegenseitig anbetendes Ehepaar ganz im stillen unter sich zweien die silberne Hochzeit feiern will und an diesem Tage zum erstenmal in seinem ehelichen Leben heftig in Streit gerät, welcher aber in einer rührenden Versöhnung endet. Schon die Toilette der Frau Fried war ein Kunstwerk; sie trug ein changirendes, kurzes Seidenkleid mit ganz kurzer Taille und kurzen Aermeln, dazu eine unglaublich grasgrüne Schürze. Ihre Frisur war ein wahres Wunder, zusammengesetzt aus zwanzigsträhnigen Flechten und Kämmen.

Von ihrem Partner aufs wirksamste unterstützt, streute sie mit Verschwendung all ihrer herrlichen Kunst die köstliche kleine Scene, spielte sie mit jenem ergreifenden Gemütshumor, der zwischen Lachen und Weinen die Wage hält und so sicher den Weg zum Herzen findet.

Den denkbar schärfsten Kontrast bildete zu dieser Silberbraut die Kommerzienrätin in Mosers „Ultimo“; aber auch diese überfeine, übergebildete, übersentimentale Dame fand in Frau Fried eine vollendete Vertreterin. Ihre kleine Gestalt schien um einen Fuß gewachsen, und sie trug die in jedem Akte wechselnde Toilettenpracht mit vollbewußter Würde. Die Scenen mit dem geckenhaften Herrn von Haas, sowie mit ihrem grundgutmütigen Ehemann gestalteten sich zu wahren Kabinetsstücken; unauslöschlich in der Erinnerung jeden Zuschauers wird es aber sein, wie sie, als ihr praktisch angelegter Gatte ihren ästhetischen Lesezirkel, in welchem eben Freytags neuestes Werk gelesen wird, mit einer Mitteilung über Petroleum stört, die Arme mit tragischer Geberde emporwerfend, ausruft: „Jago und Petroleum! — Entsetzlich!“

Der dritte Rolle, Christiane in den „Dienstboten“, ist wohl eine einzig dastehende Leistung, ein Unikum in der darstellenden Kunst. Die unvergleichliche Behäbigkeit, mit welcher sie am Küchentisch aus der Untertasse Kaffee trinkt, das erhabene Selbstbewußtsein, welches sie über Gerechte und Ungerechte den Kochlöffel, ihr Scepter, schwingen läßt, die verblüffende Zungenfertigkeit der schnippischen Zofe gegenüber, das wonnige Gruseln, welches die Erzählungen ihrer Träume begleitet, das alles ist unbeschreiblich. Und wer könnte wohl jemals vergessen, wie sie, ein Bild minniger Verschämtheit, dem Liebeswerben des Kutschers Buschmann lauscht und demselben durch die höchst unerwartete Frage antwortet: „Ach, Buschmann, konnte denn das nicht schon früher sein?!“ Und auf die Nachricht, sie habe so viel Geld gewonnen, mit himmelwärts gerichteten Blicken ergebungsvoll spricht:

„Wie Gott will!
Ich halte still!“ —

Sie ist dahin. Mit ihr sind sie alle zu Grabe gegangen, diese lebenswarmen, wahren, köstlichen Gestalten. Wer wird sie zu neuem Leben erwecken?

Wir wissen es nicht; so viel aber ist gewiß: nichts wird und kann den Glanz verdunkeln, welcher den Namen Minona Fried-Blumauer umgibt, den Namen, welchen die heilige Hand der Kunst mit goldenen Lettern in ihre Ehrentafel eingetragen hat.

Eine Jagd vor dem „Parterre von Königen“.

Von

K. A. v. Schulenburg.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In der neueren Geschichte ist jene Zusammenkunft, welche zwischen dem Kaiser von Rußland und Napoleon I. vom 27. September bis 14. Oktober 1808 zu Erfurt stattfand, verzeichnet. Sie fand Deutschland in seinem größten Elend. Zugleich mit diesen damals mächtigsten Herrschern hatte sich daselbst eine große Zahl von Fürsten eingefunden, teils um den beiden Kaisern zu huldigen, teils um an den durch die Zusammenkunft bedingten Festlichkeiten teilzunehmen.

Nachdem die beiden Kaiser eine Woche hindurch in Staatsgeschäften oder Festlichkeiten mancherlei Art in Erfurt verbracht hatten, beschloß der Herzog von Sachsen-Weimar, Karl August, bei der geringen Entfernung seiner Residenz von dem Aufenthaltsorte der beiden Herrscher, sowie in Rücksicht auf die verschiedenen Beziehungen zu denselben, auch seinerseits zu deren Unterhaltung beizutragen, weshalb er sie mit allen anwesenden Königen und Fürsten auf den 6. und 7. Oktober nach Weimar einlud.

Unter den veranstalteten Festen tritt, da Karl August selbst ein eifriger Jäger war, eine große Hirschjagd auf dem Ettersberg, einem dreiviertel Stunden von Weimar entfernten ansehnlichen Forste mit bedeutendem Wildstande, besonders in den Vordergrund. Alles wurde hier zu einem Hauptjagen vorbereitet, und acht Tage brachte man unter Leitung eines Oberforstmeisters mit der Organisation des Jagens zu, wobei täglich mehrere hundert Jagdbauern in den Dienst gestellt waren. In geringer Entfernung von dem Jagdschlosse, zwischen dem großen und kleinen Ettersberg, war auf einem auf zwei Seiten freien Platze, von dem man die schönste Aussicht in die Ebene von Thüringen genoß, ein mächtiger Jagdschirm errichtet, aus welchem die hohen Herrschaften das Wild schießen sollten. Dieser war als eine offene Zelthalle behandelt und bestand daher nur aus einem Parterre mit einem Zeltdach, das durch Säulen von natürlichen Blumenschäften, die oben als Palmbäume durch Zweige und rote Früchte verziert waren, getragen wurde. Das Ganze enthielt bei einer Länge von 223 Fuß und einer Tiefe von 51 Fuß mehr als 11,000 Quadratfuß im Flächenraum. Die Giebelwände dieses Schießzeltes waren geschlossen, während die langen Seiten offen blieben und das Dach durch je zehn 22 Fuß hohe Säulen gestützt wurde. Das ganze Gezelt aber war reich mit Kränzen oder Gewinden von Herbstblumen geschmückt, wodurch es ein ungemein heiteres, festliches Ansehen gewann.

Der innere Raum des Schirmes zerfiel in drei Hauptabteilungen, nämlich in den Saal der Kaiser und in zwei Marschallssäle. Ersterer war 73 Fuß lang und 51 Fuß tief und lag in der Mitte, drei Stufen erhöht über die angrenzenden Marschallssäle. Den noch erübrigten Raum hatte man zu zwei gleichen Teilen auf die Flügel verteilt und darin die Küche, Kellerei, sowie die Räume für Bedienung und Gewehre untergebracht. Um den Schießschirm war in geeigneter Entfernung ein Lauf durch hohe Tücher gestellt, welcher durch vorgezogene Stelltücher von der Wildkammer getrennt blieb. Das Ganze bildete so ein Contrajagen.

Außerhalb des eingestellten Jagens hatten Privatunternehmer noch zwei große Tribünen für Zuschauer erbaut, von welchen gegen Eintrittsgeld gemächlich und ohne Gefahr das große Schlachten des Wildes übersehen werden konnte. Diese Tribünen reichten jedoch für die Menge der Zuschauer, die sich eingefunden hatten, in keiner Weise aus. Schon am frühen Morgen des 6. Oktober sammelten sich am Ettersberg tausende von Schaulustigen aus Weimar, Erfurt und der gesamten Umgegend. Einer der schönsten Herbsttage begünstigte dieses Leben im Wald, das einem fröhlichen Volksfest glich. Auch sorgten für die leiblichen Bedürfnisse der Menge mehrere Reihen von Buden mit Speisen oder Getränken aller Art.

Der König von Sachsen war einer der ersten, welcher erschien. Aber seine Postpferde waren so ermüdet, daß sie sich sträubten, den Wagen den ziemlich steilen Berg hinaufzuziehen; da eilten von allen Seiten Menschen herbei, welche das Gefährt hinaufschoben. Gegen 10 Uhr früh ritt der Gastgeber, Herzog Karl August von Weimar, den Kaisern entgegen. Ihm folgten vier Oberforstmeister, sowie die herzogliche Jägerei unter Führung des Landjägermeisters. Einem fünften Oberforstmeister war die Beaufsichtigung des Schirms wie die Herrichtung des Frühstücks übertragen worden.

Die beiden Kaiser verließen unter Begleitung einer Kürassiereskorte Erfurt gegen Mittag und wurden von dem Herzog an der Grenze seines Landes, sowie von der übrigen Begleitung im Dorfe Stadten empfangen. Von hier begab man sich unverweilt nach dem Ettersberg, wo man um 1 Uhr unter dem Schalle von Jagdhörnern und den Lebehochrufen der sich immerfort mehrenden Volksmenge anlangte. Vor den Kaisern waren bereits außer dem König von Sachsen eingetroffen: der König von Bayern, der König von Württemberg und der Fürst Primas. Außerdem erschienen der Herzog von Oldenburg, der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, der Fürst von Neufchatel (Berthier), die Marschälle Soult, Lannes, Duroc, Savary, Caulaincourt und eine glänzende Suite von Generalen und Kavalieren. Der König von Westfalen, „toujour lustic“, sowie der Großfürst Konstantin waren wegen Unpäßlichkeit in Erfurt verblieben. Die Kaiser, Könige und anderen Fürsten nahmen im Schießschirme, wo man ein Gabelfrühstück aufgetischt hatte, den mittleren Saal ein.

Endlich begann auf ein gegebenes Zeichen die Jagd, wenn man diese Art des Wildschlachtens als solche bezeichnen will. Das Stelltuch wurde aufgeknebelt, das Wild vorgetrieben und Pauken und Trompeten auf der Musiktribüne am Eingang verkündeten die jagdbaren Hirsche. Aber diese ließen auf sich warten.

Ueberreicht wurde das erste Gewehr dem Kaiser Napoleon durch den Oberjägermeister von Frankreich, den Fürsten von Neufchatel; dem Kaiser von Rußland durch den herzoglichen Landjägermeister von Staff, den Königen von Bayern, Sachsen und Württemberg durch herzogliche Oberforstmeister. Der Kaiser der Franzosen hatte außerdem sechs seiner Jagdpagen, einen porte d'armes oder Büchsenspanner, sowie vier Piqueurs und den Leibmameluken Rustan bei sich. Letzterer in Gemeinschaft mit dem Büchsenspanner versah das Laden der Gewehre des berühmten Korsen.

Es währte eine geraume Zeit, bevor das Wild aus der eingestellten Kammer vor dem Schirm erschien. Der damals allmächtige Korse schien darüber in Ungeduld zu geraten, daher er mit dem Herzog von Sachsen-Weimar aus dem Schirm heraustrat, um sich von der Ursache des Verzugs zu unterrichten. Da diese offenbar darin bestand, daß sich das Wild vor der lärmenden Musik scheute, die von der Tribüne am Schirm herabschallte, so wurde dieselbe unverzüglich eingestellt. Nun zeigte sich das Wild! Eine arme Ricke machte den Anfang, auf die sofort aus dem Schirm ein vollständiges Lauffeuer eröffnet wurde, ohne sie jedoch zu treffen. Einem Fuchse glückte es ferner, mit einem gewaltigen Sprunge über die Tücher zu kommen, da die auf ihn gerichteten Schüsse sämtlich nicht trafen, was unter den Zuschauern auf den Tribünen eine ungeheure Heiterkeit hervorrief. Die Kaiser und Könige schossen sehr häufig und erlegten denn auch glücklich bis nachmittags vier Uhr, wo die Jagd abgeblasen wurde, 47 Hirsche, 5 Rehböcke und 3 Hasen, ein Jagderfolg, der im Vergleich mit den Strecken bei ähnlichen Gelegenheiten in unseren Tagen recht mäßig erscheint. Indes darf nicht vergessen werden, daß die Vervollkommnung der Schußwaffen seit jener Zeit zu einer fast unbedingten Treffsicherheit fortgeschritten ist, was bei dem damaligen Jagdgewehren keineswegs der Fall war.

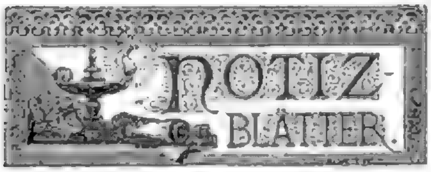
Während der Jagd wurden von Zeit zu Zeit kurze Pausen gemacht, in welchen mehrere als wilde Männer maskirte, mit Eichenlaub bekränzte und in rötliche Tricots gekleidete Forstknechte hervorsprangen, um das geschossene Wild vor dem Stande der Kaiser zu strecken. Diese grotesken Erscheinungen belustigten Napoleon ungemein. Die Läufe des geschossenen Wildes wurden den Kaisern auf silbernen Tellern überreicht.

Nach Beendigung der Jagd aber fuhren die Kaiser in einem anmutigen Jagdwagen, mit vier Mohrenschimmeln aus dem westfälischen Marstall bespannt, nach Weimar, woselbst im Schloß um 6 Uhr die Festtafel begann. Nach Tisch sollte noch Konzert sein, jedoch die Kürze der Zeit erlaubte es nicht. Daher fuhren die Herrschaften um 7 Uhr in das Schauspiel. Das Schloß, seine Umgebungen, der Markt und die angrenzenden Straßen waren festlich erleuchtet. Vor dem Schlosse stand ein 60 Fuß hoher Obelisk, auf dessen Spitze eine helle Flamme loderte. Im Schauspielhause waren beide Seiten des ersten Ranges mit Damen im höchsten Putze besetzt. In der Mitte der fürstlichen Loge saß die Königin von Westfalen neben der Herzogin von Weimar, rechts von dieser die Herzogin von Sachsen-Meiningen, die Fürstin von Thurn und Taxis, sowie die Herzogin Alexander von Württemberg, geborene Prinzessin von Koburg; links die Prinzessin Karoline von Weimar und dahinter die Damen des Hofes. Das ganze Parterre aber hatte man mit roten Bänken belegt. Vorn, gleich hinter dem Orchester, befand sich eine erhöhte Abteilung für die Kaiser und Könige. Ein türkischer Teppich bedeckte den Fußboden, auf dem zwei reich verzierte Lehnsessel für die beiden Kaiser und andere Stühle zur Seite für die Könige, den Fürst Primas, Prinz Wilhelm von Preußen und den Großfürsten Konstantin standen. Dahinter saßen alle übrigen Fürsten oder Vornehmen, die zur Gefolgschaft der Kaiser und Könige gehörten. Die Pariser Schauspieler, welche Napoleon mit nach Erfurt genommen hatte, waren nach Weimar befehligt worden und gaben den „Tod Cäsars“ von Voltaire, worin sich besonders der Schauspieler Talma auszeichnete.

So endigte jener merkwürdige Jagdtag, an dem Napoleon noch in der ganzen Fülle seiner Macht stand. Aber das gewählte Schauspiel erschien bereits wie ein weit geworfener Schatten der späteren Tragödie in Rußland, sowie des Sturzes Bonapartes vier Jahre nachher.

Am Tage nach der Jagd auf dem Ettersberge fuhr Napoleon mit dem Kaiser von Rußland und den Königen auf den Landgrafenberg bei Jena, wo man das Schlachtfeld vom

Jahr 1806 in Augenschein nahm und Napoleon die Stellung seines Heeres erklärte. Sodann fuhr man insgesamt in die Nähe der Stadt Apolda, wo alles zu einem Feldtreiben auf Hasen vorbereitet war. Schon Tage vorher hatte eine große Anzahl Treiber von allen Seiten die Hasen nach hier zusammengetrieben. Infolge dessen war dieses Wild in so ungeheurer Menge vorhanden, daß Napoleon, ganz überrascht, mehrmals laut seine Freude darüber zu erkennen gab. Nach Beendigung der Treiben, die nur kurze Zeit in Anspruch nahmen, fuhren die Kaiser nach Weimar zurück, und noch an demselben Abend trafen sie wieder in Erfurt ein, wo sie bis zum 14. Oktober verblieben. Seitdem hat kein Napoleon wieder in Deutschland gejagt!



Litteratur.

— **„Im Sündenadel“ betitelt Max Kretzer Berliner Novellen und Sittenbilder** (Leipzig, Reißner). Weshalb dieser fulminante Titel? Was hier erzählt wird, ist keineswegs derartig, daß es eine solche Ueberschrift rechtfertigt; all dies könnte in jeder andern größern Stadt ebenso passirt sein. Die vier Novellen sind ziemlich harmlose Geschichten, ohne jenen Realismus, der das Häßliche in den Vordergrund stellt, ja macht sich sogar ein „Idealismus“ geltend, wie die altmodischen Autoren ihn liebten. Der reiche Kaufmannssohn heiratet die arme Musikerstochter so glattweg wie im Märchen, und auch in der sehr hübschen Novelle „Maler Ulrich“ lebt und webt nichts anderes als in den Schöpfungen anderer Autoren, die nicht auf den Realismus geschworen. In Summa, wir haben es hier mit den Leistungen eines [illegible], wohlbefähigten Talentes zu thun, das hübsch Charaktere und Verhältnisse malt; aber weder spezifisch berlinisch sind diese Sittenbilder, noch unterscheiden sie sich etwa durch „rücksichtslose“ Wirklichkeit von dem, was bisher auf diesem Gebiete produzirt worden. Die Novellen sind künstlerisch maßvoll gehalten und zeigen daher des Autors Streben nach den Zielen der wahren und echten Kunst, die in verschönerter, vergeistigter Widerspiegelung des Wirklichen ihren Leitstern hat.

— **Bei Julius Springer in Berlin ist die Fortsetzung (XII.)** der „Politischen Geschichte der Gegenwart“ von Professor Wilhelm Müller, das Jahr 1885 enthaltend, erschienen. Diese Jahrbücher sind wertvoll für alle diejenigen, welche noch einmal in lichtvoller Darstellung vorgeführt haben wollen, was auf der politischen Weltbühne im vergangenen Jahr sich zugetragen hat. Die Bearbeitung des Stoffes ist objektiv und kundig, der Stil fließend und elegant. Eine Chronik der Ereignisse des verflossenen Jahres und ein alphabetisches Verzeichnis der hervorragenden Personen erhöht noch den praktischen Wert dieser Publikation, die für Zeitungsleser, Redaktionen, Kanzleien ꝛc. ein willkommenes Hilfsmittel sein dürfte.

— **Professor Dr. G. Beyer hat eine Monographie „Friedrich Rückert und das Regentenhaus Koburg-Gotha“** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) herausgegeben, die ein helles Licht auf das Verhältnis des letzten Klassikers der lyrischen Dichtkunst zu seinem Fürstenhaus wirft. Jedoch nicht nur über diese Verbindung bringt die Schrift Neues, sie läßt uns auch sehr interessante Einblicke auf die Berufung Rückerts nach Berlin, seine Lehrthätigkeit dort und den Verkehr mit Friedrich Wilhelm IV. thun. Mit außerordentlicher Liebe für ihren Dichterhelden geschrieben, verbindet diese Monographie noch den Wert eines Quellenwerkes, indem eine ganze Reihe von bisher unbekannten Dichtungen Rückerts hier zum erstenmal veröffentlicht werden, Gelegenheitsgedichte, die uns des Dichters Stimmung und Anschauungen bei wichtigen Momenten und Wendepunkten seines Lebens ganz unmittelbar zeigen. Die Ausstattung dieses allen Rückertfreunden gewiß willkommenen Buches ist elegant.

— **Von A. von Freystein, dem Verfasser der mit so vielem** Beifall aufgenommenen Broschüre: „Was soll der Junge werden?“ ist jetzt als Pendant „Die Berufswahl unserer Töchter“ (Wittenberg, R. Herrosé) erschienen. Der Autor hat nicht beabsichtigt, wesentlich Neues zu geben, er hat nur das Wichtigste des vorhandenen Materials gesammelt, um eine Uebersicht zu ermöglichen. Er gibt Winke, wie das Mädchen am besten für den Kampf mit dem Leben vorbereitet werden könne, und nimmt alsdann die einzelnen Arbeitsgebiete durch. Er schildert die Frau in der Fabrik, als Handarbeiterin, im Bureau, bei der Krankenpflege, beim Unterricht und schließlich im Haushalt als Dienerin, Wirtschafterin, Gattin und Mutter. In einer Zeit, in welcher der Kampf ums Dasein immer härter wird und die Frau immer mehr sich gezwungen sieht, an ihm sich thätig zu beteiligen, wird dieses Buch jedenfalls vielen willkommen sein und gerne gelesen werden, zumal es recht anregend und frisch geschrieben ist.

— **Ein neues Werk des Papstes Leo XIII. ist erschienen** unter dem Titel: „Inscriptiones et carmina Leonis XIII. Pontificis Maximi“ (Inschriften und Gedichte des Papstes Leo XIII.), das zumeist Gedichte und Lobsprüche in lateinischer Sprache zu Ehren der heiligen Maria enthält.

Musik.

— **Der dänische Komponist Johann Bartholdy hat eine** Oper „Loreley“ vollendet und bei der königlichen Bühne in Kopenhagen eingereicht. Das Libretto ist eine freie Behandlung der verschiedenen Loreleysagen und Dichtungen.

— **Ein Sohn von Emil Ritterhaus hat in Salzburg als** Tenorist mit glänzendem Erfolg debütirt. Alfred Ritterhaus, welcher, wie schon kürzlich von uns berichtet wurde, durch die seltene Schönheit seiner Stimme überall großes Aufsehen erregte, hat vor dem Generalintendanten des Weimarer Hoftheaters, Baron von Loën, der zur Zeit dort Aufenthalt genommen, mit großem Erfolge Probe gesungen und ist von diesem für den Winter zu einem dreimaligen auf Engagement für erstes Tenorfach abzielenden Gastspiel eingeladen worden.

— **Das deutsche Landestheater in Prag beging kürzlich** eine Gedächtnisfeier für Franz Liszt. Ganz auf der Bühne, die mit florumwundenen Kandelabern und zahlreichen Lorbeerbäumen geschmückt war, stand eine Marmorbüste des Meisters zwischen exotischen Pflanzen. Das Publikum in Logen und Parket war in dunkler Kleidung erschienen. Nach dem Adagio der „Eroica“ folgte das Es-dur-Konzert mit Orchester, gespielt von Reisenauer aus Weimar. Den Liederkomponisten Liszt brachte Frau von Moser zur Geltung, welche einige kleine Lieder mit ergreifender Innerlichkeit vortrug. Die Faustsymphonie, formvollendet und verständnisreich vom Orchester des Landestheaters gespielt, schloß das Erinnerungsfest.

Bühne.

— **Die erste Novität, welche das Wallnertheater zu Beginn** der nächsten Saison den Berlinern vorführen wird, der neueste vieraktige Schwank von Rudolph Kneisel: „Die große Unbekannte“, fand bereits im Leipziger Stadttheater eine recht freundliche Aufnahme. Obgleich der Schwank auf den leichtesten Voraussetzungen beruht, hat Kneisel mit großem Geschick die Handlung bis zu vier Akten auszuspinnen gewußt. „Die große Unbekannte“ ist eine ehemalige kleine Stickerin, eine brave und achtbare Person, die längst die geliebte kleine Frau eines Gutsbesitzers geworden ist. Ein ganzes Lügengewebe wird um diese Stickerin, deren Identität mit der Frau Gutsbesitzerin keiner ahnt, gesponnen, um einen tüchtigen Arzt, der im Begriff steht, eine reiche Partie zu machen und der die Mutter der großen Unbekannten einst behandelt hat, zu verdächtigen. Mit allen auftretenden männlichen Personen soll die große Unbekannte in intimen Beziehungen gestanden haben, und da man dies der kleinen, hübschen Gutsbesitzersfrau in dem Wahne, eine Bundesgenossin in ihr zu haben, direkt ins Gesicht sagt, so ergeben sich daraus eine Anzahl der lustigsten Scenen, die sämtlich die bühnenfertige Hand Kneisels verraten und die drastischsten Wirkungen erzielen. Die Novität wurde ganz vortrefflich gespielt.

— **„Der schwarze Schleier“, Schauspiel in vier Akten,** so betitelt sich das neueste Drama aus der Feder von Oskar Blumenthal. Einer Verständigung zwischen dem Autor und der Direktion des Deutschen Theaters zufolge kommt das Stück Anfang November als zweite Novität der Saison — das neue Stück von Hugo Lubliner soll die erste bilden — zur Aufführung.

— **Wildenbruchs sämtliche dramatische Werke sollen im** Leipziger Stadttheater in kurzer Folge hinter einander aufgeführt werden.

— **Der Herzog von Sachsen-Meiningen hat den Befehl erteilt**, daß die „Meininger“ in diesem Herbst nicht auf Gastspiele gehen. Die Ferien dauern den September hindurch, im Oktober beginnt die Saison in Meiningen und so spielen die beliebten Künstler einmal wieder an der Wiege ihres Ruhmes.

— **Der dritte Teil des Moser-Schönthanschen „Krieg im Frieden“** wird unter dem Titel „Reif als Ehemann“ Ende August in der [illegible] zu Warmbrunn aufgeführt werden. An dem neuen Lustspiel hat nicht Schönthan, sondern Wendt mitgearbeitet.

— **Eine amerikanische Schauspielergesellschaft kommt** demnächst nach Berlin, um in englischer Sprache bekannte deutsche Theaterstücke zu spielen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Eine Lisztstiftung ist von Hans Richter angeregt und** dieser Gedanke durch den Großherzog von Weimar in nachfolgendem Schreiben an Herrn von Loën weiter ausgeführt worden: „Ich möchte eine Lisztstiftung zur Förderung der ‚neuen deutschen Musikrichtung‘ gegründet sehen, durch welche Schüler und Schülerinnen unterstützt würden durch Prämien, Stipendien und so weiter, welche würdig befunden würden, jenem Zwecke zu dienen. In Weimar würden sie durch die bedeutendsten musikalischen Kräfte Deutschlands alljährlich geprüft werden, in Weimar würde der Sitz der Leitung der Stiftung für immer sein, in dem Saal der Orchesterschule die Prüfung, in der Wohnung Liszts die Sitzung der Oberleitung. Teilen Sie doch, lieber Freund, diesen Gedanken der in Bayreuth versammelten Künstlerschaft mit, fordern Sie sie auf, im Andenken an unsern Meister für das Unternehmen zu wirken durch Vorstellungen und Konzerte.“

— **Welche Wandlung in der Schätzung der Schauspielkunst** in England eingetreten, bewiesen die Ehrenbezeugungen, welche vor wenigen Wochen dem bekannten englischen Schauspieler Henry Irving in Oxford zu teil wurden. Bis vor zwanzig Jahren waren die Auffassungen und nationalen Gewohnheiten der Engländer dem Theaterbesuch allgemein noch so abgeneigt, wie zu der Zeit, als der strengste Puritanismus herrschte. Oxford, die älteste und angesehenste Lehranstalt des Landes, hatte sogar noch bis vor kurzem den Studenten den Besuch des lokalen Theaters verboten. Jetzt hat Irving, der Einladung des Vizekanzlers folgend, vor den Hörern der Universität und Besuchern aus der Stadt Vorträge über die großen Schauspieler der englischen Bühnen gehalten. Die Versammlung war eine der glänzendsten, die je in Oxford stattgefunden haben. Professor Max Müller, viele angesehene Kollegienvorsteher, hervorragende Gelehrte, auch von dem geistlichen Stande, nahmen die erhöhten Sitze ein. Von besonderem Interesse aber war die Ansprache des Vizekanzlers. In Universitätskreisen ist sie noch immer der Gegenstand allgemeiner Erörterung. Die Erscheinung eines Schauspielers auf dem Katheder der Universität ist etwas so völlig Neues und Ueberraschendes, daß sie den Engländern reichen Stoff zur Unterhaltung liefert. Am folgenden Sonntag abend gab der Vizekanzler ein Diner, zu dem Irving und eine große Anzahl hervorragender Gelehrter geladen waren. Nach dem Diner fand ein Konzert statt. Auch das steht in schroffem Gegensatz zu der seitherigen strengen Sonntagsfeier in England.

— **Mit Herstellung einer Flugmaschine beschäftigt sich seit** längerer Zeit Gustav Koch in München. Das Modell ist fischähnlich und enthält einen kleinen Dampfapparat, der ein Räderwerk treibt, das mit Steuer und Seitenflügeln in Verbindung steht. In den letzten Wochen wurden vor geladenen Gästen mehrmals Flugversuche mit bestem Erfolg angestellt.

— **Eine Burnsfeier, welcher 30,000 Personen beiwohnten**, fand am 7. August in Kilmarnock (Schottland) statt. Vor 100 Jahren waren nämlich die Gedichte des schottischen Dichters zum erstenmal erschienen.

— **Professor Friedrich August von Kaulbach ist zum Nachfolger** Pilotys im Direktorium der Kunstakademie in München ernannt worden.

— **Ein weiblicher Toreador ist in Spanien vor kurzem in** der Person eines jungen Mädchens aufgetaucht. La Bragina(?) begann ihre Laufbahn als Fisch- und Blumenverkäuferin und ist heute einer der geschicktesten und bewundertsten Stierkämpfer. In Valencia wurde sie jüngst von einem Stier niedergerissen und verwundet, so daß sie aus der Arena getragen werden mußte. Nach wenigen Minuten erschien sie wieder mit einem neuen Degen und tötete den Stier mit einem „brillanten“ Stich.

Handel und Verkehr.

— **Eine größere Berliner Blumenhandlung hat sich an die** Direktionen einiger bedeutenderen Theater mit dem Ersuchen gewendet, ihr gegen eine bestimmte jährliche Miete einen festen Platz im Foyer oder sonst an einem geeigneten Orte des Theaters zur Aufstellung und zum Verkauf von Bouquets und Kränzen zu überlassen. Diese aus Paris importirte Idee dürfte in erster Linie unseren Theaterbesucherinnen(?) zu gute kommen. Wie bequem für den Theaterbesucher, der galante Pflichten zu erfüllen hat, oder für den Verehrer der Künstlerinnen oder auch für den begeisterten Enthusiasten, der seinem Entzücken augenblicklich durch obligate Blumen- oder Lorbeerspenden Ausdruck verleihen kann! Aber auch die Damen des Publikums, denen diese Neuerung manch lästigen Gang erspart(?), werden dieses Theaterblumenzelt(?) mit Freuden willkommen heißen.

— **Die Schweiz wird demnächst zwei elektrische Bahnen** aufweisen, die in Bezug auf den Umfang der Anlage und die zu überwindenden Schwierigkeiten die [illegible] in Lichterfelde weit hinter sich lassen. Mittels der ersten, bereits genehmigten, soll der über 1000 Meter hohe Salève bei Genf erklommen werden. Die Unternehmer der zweiten, deren Konzessionsgesuch noch schwebt, haben es auf den Säntis abgesehen. Diese Bahn soll von St. Gallen ausgehen und vorläufig bis zur Station Wagenlücke, eine Stunde vom Gipfel, fortgeführt werden. Die Gesamtkosten der etwa 30 Kilometer langen Bahn sind auf 3,000,000 Mark veranschlagt. Die nötige Elektrizität soll die Wasserkraft des aufzustauenden Seealpsees liefern. Die letzte Strecke wird als Zahnradbahn gebaut werden.

Natur.

— **Ueber den Schlaf der Fische wurden jüngst von dem** englischen Naturforscher August Carter interessante Versuche angestellt, die ergaben, daß unter den Süßwasserfischen das Rotauge, der Weißfisch, der Gründling, der Karpfen, die Schleihe, die Grundel(?) und der getigerte Hai in gleicher Weise wie Landtiere periodisch schlafen. Derselbe Instinkt scheint die Seefische zu beeinflussen, von welchen folgende, als von Schläfrigkeit befallen, beobachtet wurden: der Lippfisch, Meeraal, Sonnenfisch, Hundshai, Seebarsch und alle Arten von Plattfischen. Carter stellte fest, daß, soweit er dies beobachten konnte, der Goldfisch und der Hecht niemals schlafen, wohl aber zeitweise ruhen. Das Verlangen nach Schlaf wechselte bei Fischen gemäß den meteorologischen Verhältnissen. Sie wählen nicht gerade die Nachtzeit zur Ruhe.

— **Am 13. August zog über Salzburg ein nach Millionen** zählender Schmetterlingsschwarm von Nordost nach Südost. Die Schmetterlinge, Weidenspinner, wie aus einem Exemplare, das sich auf die Erde verirrte, erkannt wurde, flogen in einer beträchtlichen Höhe und größtenteils in Gruppen, die sich fort und fort um ihre eigene Achse zu drehen schienen. Der seltene Zug dauerte volle zwei Stunden und konnte mit freiem Auge wahrgenommen werden.

Haus- und Landwirtschaft.

— **Das Ecrufärben von Tüllgardinen und Spitzen, das noch** immer so modern ist — man nennt es jetzt „cremefarben“ — geschieht am besten beim Spülen der Wäsche. Man bereitet von Faulbaumrinde einen Thee, der eine Viertelstunde ziehen muß, unmittelbar vor dem Gebrauch; unter den Thee mische man für 10 Pfennig hellbraune Anilinfarbe und tauche dann die Tüllstoffe in das mit dem starken Extrakt gemischte Spülwasser. Vorher probiert man mit einem Tülllappen, ob der Farbenton erreicht ist, was sich erst, nachdem er geplättet ist, entscheiden läßt. Die Tüllstoffe werden nach dem Färben wie gewöhnlich mit gekochter dünner Stärke, unter die man noch etwas von dem Thee gießen kann, versteift, recht trocken durch die Wringer gezogen, aufgehängt oder aufgerahmt und, wenn sie trocken sind, eingesprengt und geplättet.

— **Die bisher bekannten Stopf- und Stickapparate wurden** meistens in Kürze wieder beiseite gelegt, weil die Maschine bei ihrem Gebrauch zu sehr zu leiden hatte. Nun aber existirt ein neuer Stopf- und Stickapparat, der mittels eines an der Maschine konstruirten Mechanismus in Bewegung gesetzt wird, die Maschine nicht schädigt und sicher arbeitet. In einem kleinen Stickrahmen, welcher beigegeben wird, spannt man den Stoff straff ein, legt ihn unter den Druckfuß und bewegt den Rahmen willkürlich vor-, rück- oder seitwärts, während man näht. Durch diese Bewegung verschlingen sich die Fäden wie beim Weben; es entsteht gewissermaßen ein neues Stückchen Stoff und die schadhafte Stelle ist sauber gestopft. Aehnlich wird das Sticken gehandhabt, nur daß da längere Stiche gemacht werden und man die Maschine langsam mit der Hand am Rade dreht, während man stickt. Wir sahen eine auf der Maschine gefertigte Stickarbeit und müssen gestehen, daß dieselbe sehr hübsch ausgeführt war. Die Stickerei ist eine Art Plattstichrarbeit, und es eignet sich dieser Apparat vorzüglich zum Anfertigen von Rückenkissen, Vorsetzern ꝛc.

Militär und Marine.

— **Ein ganz eigenartiges Befestigungssystem für Schützengräben** hat die Firma H. Gruson in Buckau erfunden. Es ist dies eine fahrbare Panzerlafette, welche ein Revolvergeschütz beliebigen Systems trägt. Man denke sich einen auf zwei Rädern ruhenden, an eine Wassertonne äußerlich erinnernden eisernen Kessel, welcher von einer flachen Kuppel gekrönt ist und hinten eine Thüre hat, durch welche die aus einem Mann bestehende Besatzung hineinschlüpft. Aus der Kuppel ragt die Mündung des Revolvergeschützes, welches von dem Mann nach allen Himmelsgegenden gerichtet werden kann, indem er einfach mit der Hand die Kuppel dreht. Sobald der Schützengraben fertig, werden die Panzerlafetten, mit je einem Pferde bespannt, in den Graben gefahren und dort in die Brustwehr eingelassen, damit sie den Blicken des Feindes möglichst entzogen sind. Erweist sich die Stellung als unhaltbar, so wird die ganze Batterie einfach abgefahren und anderswo aufgestellt. Die Munition wird der Besatzung von einem an der Thüre stehenden Mann zugereicht. — Zu gleicher Zeit erhielt die erwähnte Firma ein Patent auf eine Vorrichtung, um die Mündung von Revolvergeschützen gegen die Panzerwand von kleineren oder größeren Panzertürmen so weit abzudichten, daß kein Rauch in das Innere des Turmes dringen kann. Die Revolvergeschütze sind bekanntlich bedeutend verbesserte Auflagen der verflossenen Mitrailleusen, sie schleudern mit unglaublicher Geschwindigkeit einen förmlichen Geschoßhagel und laden sich selbst immer wieder von neuem. Die bekanntesten sind die von Hotchkiß, Nordenfelt und Maxim.

Feste und Versammlungen.

— **Zur Erinnerung an den Todestag Friedrichs des Großen** vor hundert Jahren wurde nur in Potsdam eine Feier abgehalten und auch diese in bescheidenster Form. Schon von 10 Uhr an füllten sich die weiten Räume der Garnisonkirche mit den Schülern der oberen Klassen der Potsdamer Schulen und den zu dem feierlichen Akt kommandirten Truppen. Als erster von den Mitgliedern des kaiserlichen Hofes erschien Prinz Alexander von Preußen, bald darauf der Kronprinz, dann, punkt 11 Uhr, der Kaiser. Sobald die Kaiserin eingetroffen und in der Dammloge(?) Platz genommen, wo die Kronprinzessin mit ihren Töchtern, die Prinzessin Friedrich Karl und die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern sie bereits erwartet hatten, begann der Gottesdienst mit dem vom Domchor vorgetragenen Psalm: „Lobet den Herrn, alle Welt, lobet ihn alle Völker,“ worauf die Gemeinde das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr',“ anstimmte. Hierauf folgte eine kurze Liturgie, die Hofprediger Dr. Rogge abhielt. Nach dem Gesang der ersten beiden Verse des E. M. Arndtschen Liedes: „Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß, was fest besteht, wenn alles hier im Staube zu Rauch und Staub verweht,“ bestieg Oberhofprediger Generalsuperintendent Dr. Kögel die Kanzel zur Gedächtnisrede, welcher das Wort zu Grunde lag: Sprüche 8, Vers 15: „Durch mich regieren die Könige und die Ratsherren setzen das Recht. Durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden.“ Der Festpredigt folgte der Gesang aus dem Kaiserliede von Sturm, „Ich komme, wie zu der Väter Zeit, ein Feuer anzuzünden.“ Der Gesang war noch nicht verklungen, als sich der Kaiser von seinem Platz erhob. In langsam feierlichem Zuge, dem sich sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Hohenzollernhauses anschlossen, durchschritt er

dem geschmückten Raum vor dem Altar und der Kanzel und blieb dann vor der Gruft seines großen Ahnherrn stehen. Die Frau Kronprinzessin ging sodann die Stufen zur Gruft hinab und legte am Sarge Friedrichs des Großen einen prachtvollen Lorbeerkranz nieder. Nachdem die Prinzessinnen und Prinzen das Gleiche gethan, sprach Dr. Kögel, vor der offenen Gruft stehend, das Schlußgebet und den Segen, worauf der Trauergottesdienst sein Ende erreichte. Unter den Klängen eines von Friedrich dem Großen komponirten Adagio, das nach einer Bearbeitung des Grafen Waldersee auf der Orgel gespielt wurde, leerte sich das Gotteshaus. Der Kaiser, von sämtlichen Prinzen, der Generalität und dem gesamten Hofstaat begleitet, begab sich dann nach dem Lustgarten, wo der greise Herrscher vor dem Standbilde Friedrich Wilhelms I. eine Kirchenparade abhielt.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Frankfurt a. M. wurde die größte** Beute wiederum dem Henckelschen Stalle zu teil, der mit „Abendrot" das Wäldchenrennen vor „Jardinier" und „Carmoisin" und den Staatspreis dritter Klasse vor „Marktrunner" gewann, während er das Louisarennen mit „Katharina" im Feld von fünf und mit „Diktator" das Alexanderrennen vor zwei anderen Pferden heimtrug. Einen Doppelsieg verzeichnete auch Moreno „Diana" im Grotthyer Handicap und im Staatspreis vierter Klasse, während das Tribünenrennen an Ullrichs „Lucretia", das Mainrennen an Johnlands „Ge-Dur", das Jungfernrennen an den Rollards „Laertius" im Feld von sechs, das Landgrafenrennen an Baron Oppenheims „Liebling" vor der „Mde. Spiers-St." rc. und das Frankfurter Handicap an Krafts „Bowman" fielen. Die Steeplechase des ersten Tages gewann Baron Fuchs-Nordhoff mit „Veranos", die des zweiten Oehlschläger mit „Abare".

— **The Lancashire Plate heißt ein Rennen, das die zum** erstenmale gelaufenen Eclipsestakes noch überflügeln soll. Der für dasselbe ausgesetzte Preis beträgt 220,000 Mark und kommt im Herbst 1885 zu Manchester auf das Rennprogramm.

— **Fünf Rennen an einem Tage gewann bei dem Frankfurter** Meeting der Hindernis-Jockey W. Goob, eine Leistung, die sehr selten zu verzeichnen ist.

— **Der Kongreß deutscher Radfahrer in Berlin nahm einen** glänzenden Verlauf, besonders die Auffahrt vom Lustgarten nach Charlottenburg, an der sich über 500 Teilnehmer, darunter auch mehrere Damen, beteiligten, machte einen imponirenden Eindruck. Die verschiedenen Konkurrenzen waren sehr gut bestritten und führte besonders das Fahren um die Meisterschaft von Europa auf dem Zweirad zu einem verzweifelten Entlaufen, in dem über 10,000 Meter der Meisterfahrer von England C. Hale um kaum Handbreite gegen Davids, Hannover, siegte, den eine Radlänge von Spitzig, Berlin, trennte. Die Meisterschaft auf dem Dreirad gewann der Meisterfahrer von Holland, G. Kiederlen, sicher vor Voigt, Leipzig; Haase, Berlin, dritter, und die Meisterschaft für Deutschland im Kunstfahren Engelmann, Wien. Den Ehrenpreis des Kaisers behauptete Bandt, Berlin, vor Davids, und das Einradfahren Schulz, Hamburg. Von sämtlichen 56 Preisen fielen die Zweirad- und Dreiradmeisterschaften von Deutschland und 13 Preise nach Berlin, nach Wien die Kunstfahrmeisterschaft und 5 Preise, nach Delft die Dreiradmeisterschaft von Europa und 2 Preise, nach Coinsborough die Zweiradmeisterschaft von Europa und 1 Preis. Die übrigen Preise verteilen sich: Bernburg 2, Hannover 7, Magdeburg 4, Halle 2, Hamburg 1, Leipzig 6, Dresden 2, Kaiserslautern 1, Zürich 2, Antwerpen 2, Christiania 1, Breslau 1, Gr.-Schönau 1.

— **Die Niagaradurchschiffung ist zu einem besondern Sport** in Amerika geworden, seitdem der eine übermütige Böttcher das tolle Stücklein vollbrachte. Wenige Wochen später folgten ihm nämlich zwei Kollegen, Potts und Hazlett, am 3. August, in der Ausführung dieser Fahrt, und zwar mit Erfolg, in einem torpedoartigen Boot nach. Der eine dieser Herren beabsichtigt, die Fahrt demnächst in einem Gefährt zu unternehmen, aus dem er den Kopf vorstecken will, und der andere gedenkt, den 190 Fuß hohen Fall hinunter zu segeln. Menschlicher Voraussicht nach werden sie das nicht zum zweitenmale probiren.

Denkmäler.

— **In Radolfzell, dem langjährigen Aufenthaltsort Joseph** Viktor von Scheffels, wurde am 10. August das erste Denkmal des Dichters aufgestellt. Vor der Villa Seehalde, dem Heim des Sängers, wurde auf einem noch zu Lebzeiten Scheffels aufgeführten Sandsteinpostament eine von Bildhauer Arnold gefertigte Marmorbüste errichtet. Die Büste befand sich bereits in Scheffels Besitz und das ihm nun hier gewidmete Erinnerungszeichen war schon bei Lebzeiten von ihm selbst geplant und als Geschenk für Radolfzell bestimmt. Das Postament besteht aus einem großen Unterbau, in welchem sich vorn das Scheffelsche Wappen eingelassen befindet; auf der Rückseite befindet sich folgende Inschrift: „Joseph Viktor von Scheffel auf Seehalde und Mettnau, geboren am 16. Februar 1826, gestorben am 9. April 1886." Die Büste ist durch den obern, offenen Teil des Steines überdacht und bildet ein einfaches, doch würdiges Denkmal für den Dichter an seinem Lieblingsaufenthalt. Am 13. August fand sodann die feierliche Enthüllung des Scheffeldenkmals in Ilmenau statt. Oberamtsrichter Schwanitz, der intime Freund Scheffels, hat eine Festschrift zu dieser Feier veröffentlicht.

— **Ein Denkmal Vincenzo Bellinis ist am 8. August in** Neapel feierlichst enthüllt worden. Die Statue besteht aus weißem Carraramarmor und ruht auf einem Piedestal. Bellini steht aufrecht da, den Kopf in die Höhe gerichtet, in der Linken hält er eine Rolle. Der Untersatz des Piedestals hat auf allen vier Seiten Nischen; in jeder Nische ist eine Frauenstatuette. In der Vorderseitennische: Norma mit der Sichel in der Hand; zur Linken Giulietta aus den „Montecchi und Capuletti", die ihren Geliebten Romeo erwartet. In der Rückennische ist die Statuette Elviras aus den „Puritanern"; zur Rechten des Beschauers Amina aus der „Sonnambula", mit dem Lichte in der Hand begiebt sie sich nachtwandelnd aus ihrer Kammer in das Gemach des Grafen. Der Meister des Werks ist der Bildhauer Alfonso Balzico.

Gestorben.

— Georg Rajkovic, einer der verdienstvollsten und fähigsten Schriftsteller Serbiens, am 9. August, in Neusatz.

— Dr. Immanuel Oginski, Professor der Philosophie an der Universität Breslau, am 12. August, in Breslau.

— C. F. Ridderstad, der Senior der schwedischen Publizisten, 79 Jahre alt, am 12. August, in Linköping.

— Dr. Joseph Cherny, der Dekan der juristischen Fakultät an der Universität Pest, 73 Jahre alt, am 12. August, in Pest.

— Karl von Buchwald, einer der hervorragendsten österreichischen Ingenieure, am 12. August, in Wien.

— Karl Plötz, berühmter Schmetterlingskundiger, 72 Jahre alt, am 13. August, in Greifswald.

— Geheimer Regierungsrat C. Spangenberg, langjähriger Landrat von Trier, wiederholt Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhause, 74 Jahre alt, am 14. August, in Trier.

— Dr. Bernhard Jülg, Professor der klassischen Sprachen und Litteratur an der Universität Innsbruck, 60 Jahre alt, am 14. August, in Innsbruck.

— Regierungsrat Dr. Emil Lange von Burgenkron, Oberinspektor der Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen, am 15. August, in Frohnleiten.

— Georg Bleschel, langjähriges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 68 Jahre alt, Mitte August, in Naumburg.

— Karl Willibald Fenders von Therma, Geheimer Regierungsrat, einer der ältesten Veteranen aus den Befreiungskriegen, 91 Jahre alt, Mitte August, in Dresden.

— Dupont des Loges, Bischof von Metz, 82 Jahre alt, am 18. August, in Metz.

— Gustav von Neufville, Geheimer Kommerzienrat und Mitglied des Staatsrats, 25 Jahre hindurch Präsident der Frankfurter Handelskammer, am 18. August, in Frankfurt a. M.

Kartenspiele.

Auflösung der Aufgabe Nro. 21:

Skat.

Vorhand hatte den Jüngsten, Treff-König, Acht, Sieben; Pique-Daus, Neun; Coeur-As, König und Carreau-As, Sieben.

Spielbriefwechsel.

A. Wille in H. bei G. Für die Vorhand „Schwarz" kommen lediglich die Stiche des Spielers in Frage; hat er einen Stich, bloß ohne Points, so wird er nur Schneider, obgleich, wenn auch im Skat zwei Daussen liegen, die Gegner 120 zählen, er verliert aber Schwarz, sogar bei 22 Points im Skat, wenn er keinen Stich gemacht hat, obgleich die Gegner nur 98 zählen. Das Solospiel bestimmt, daß der Skat nur dann für den Spieler gerechnet wird, wenn dieser einen Stich gemacht hat.

Hadberg in M. Hat der Spieler falsch gereizt, daß hiebei nur eine oder drei Karten, so ist ihm das Spiel unter allen Umständen als verloren anzurechnen, da ihn selbst die Schuld trifft.

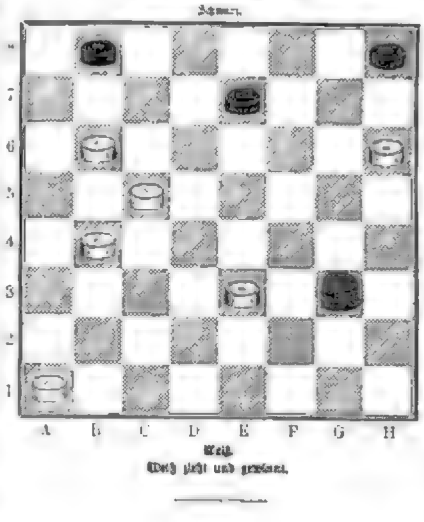
E. Bunisch in Frankfurt. Sind die Karten vergeben, das heißt, hat einer oder mehrere der Spieler nicht die richtige Zahl von zehn Karten, oder liegen nicht zwei Karten verdeckt im Skat, so muß von neuem gegeben werden, ohne daß die Hand wechselt; es ist dabei gleichgiltig, ob das Vergeben vor oder nach dem Reizspielen bemerkt wurde. Das Skatspiel basirt auf dem Grundsatz, daß jeder Teilnehmer zehn, der Skat zwei Blatt erhält, ist dagegen gefehlt, so kann von Skatspiel nicht mehr die Rede sein. Ob gerade derjenige Spieler, welcher zehn Karten hat, in Wahrheit auch das höchstbewertete Spiel hätte ansagen können, ist fraglich, denn durch das Vergeben ist die Kartenverteilung, respektive die Reihenfolge der Karten derart gestört, daß zum Beispiel die Vorhand als erste Karte im zweiten Wurf gerade diejenige Karte erhalten haben kann, welche der Geber als letzte im ersten Wurfe hätte erhalten sollen, und der Besitz oder Nichtbesitz einer Karte kann maßgebend dafür sein, ob Vorhand spielen konnte und der Geber passen mußte. Den beiden Partnern darf die Bezahlung des Spiels nicht zugemutet werden, dem Geber ebenfalls nicht, den letztern kann nur eine Strafe für Kartenvergeben treffen, wenn eine solche vor Beginn der Partie ausdrücklich verabredet war.

Dechant H. in Otterndorf. Wir haben erst in Nro. 35 des laufenden Jahrgangs ausführlich nachgewiesen, daß man, um den Durchschnitt für einen hinzutretenden vierten Mann zu ermitteln, stets zunächst die Zahlen der drei Teilnehmer um den vierten Teil herabsetzen, dann den dritten Teil der Summe der übrigbleiben, oder den vierten Teil der ursprünglichen Zahlen berechnen und das Ergebnis als Durchschnitt anerkennen muß. Was aber Minus — anschreiben wolle. Befolgen Sie das im vorliegenden Falle, so ergibt sofortige Abrechnung der nicht erbezirten Zahlen aller Dreien — 364, — 4, + 336; der Durchschnitt für D ist gleich + 75. Die Abrechnung unter diesen mit erbezirten Zahlen für A, B und C ergibt dasselbe Resultat der Beziehung des Durchschnitts für D.

M. G. in Cairo. Für die Aufgabe verbindlichsten Dank, aber über das Gegenspiel lässt die Vorhand läßt sich streiten, und daß Spieler unter allen Umständen in Mittelhand verliert, ist nicht erwiesen. Trumpfe er Coeur Sieben und zieht Daus nach, so treibt er den letzten Trumpf heraus und hat nur noch feste Stiche.

Damespielaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Astronomischer Monat-Rösselsprung.

Von Rudi von Warnkenhagen.

es	doch	sein	ma	hier	ei-	ge	dein	mand	lich	glück-	daß	nicht	from-
wa-	braucht	schim-	nur	mit	kann	läst	ge-	sehn	bein	and'-	und	wen	kann's
mand	er-	dag'	gen-	den	je-	de	wer-	lei	Raum	noch	te	ter	be
sich-	zu					tem-	schwei-					lie-	anf-
dem	ernst	ist	zor	em-	wore	daß	ge	ent-	au-	aus	ge	die	ed
es	wie	lie-	zeugt	zu	zwei'n	tem	deck-	wie	weit	sich	flei-	geht	von
lieu	schön	ge-	be			spät-	bannes			Ett	un-	ge-	mich
ewig	be	trit	doch		for-	Sep-tember — Wage.		wer-		glü-	ter	beim	im
kleine	hende	bis	fam-	en-	ner			fe	ver-	herz	wo	ans-	los
zwei	aus			in	den			du	sor			sel	men
nim-	gen	e-	den	wa-	ce	al-	welt	mecht-	im	bis	be-	mich	fam-
be-	stern-	f-	lig	tred	ren	mer	freb	läß	ree	ge-	heim	dir	zu

Auflösung des Schieberätsels Seite 1025:

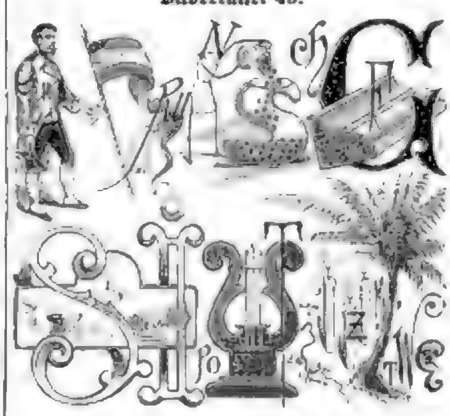
Nest, Orion, Zelt, Raab, Citrone, Arno, Mord, Achsel, Stern, Thale, Rost, Raum.

Silbenrätsel-Palindrom.

Aus den Silben: am, bart, ben, dam, e, e, git, le, ma, me, ni, re, sar, se, sel, ter, da sollen neun Worte gebildet werden, die, umgekehrt gelesen, eine andere Bedeutung haben. Die Anfangsbuchstaben der Palindrome, abwärts gelesen, nennen einen berühmten französischen Dichter. Die zunächst zu bildenden Worte haben folgende Bedeutung:

1. Glashäuser. 2. Einstmalige Hauptstadt der Welt. 3. Ort in Holland. 4. Biblische Figur. 5. Verwehrt den Einlaß. 6. Schmuck des Mannes. 7. Astrolog des 17. Jahrhunderts. 8. Ist allen organischen Wesen eigen. 9. Eine Ernährerin.

Bilderrätsel 49.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 1025:

Ein leerer Sack steht nicht aufrecht.

An unsere verehrten Abonnenten!

Wie seit Jahren haben wir auch für den laufenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer" elegantest ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Relief- und Goldpressung auf Deckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß man zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür ist pro Einband-Decke 2 ℳ (pro Jahrgang also 4 ℳ), wozu in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll kommt. Dieselben Decken, jedoch nur mit Golddrücken ohne Deckelvergoldung, sind zu ℳ 1. 25 pro Stück erhältlich.

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, resp. Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung zur prompten Lieferung der Einband-Decken, die nur in brauner Farbe angefertigt werden, bereit.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Hans in der Schweiz. Darüber wird Ihnen die Redaktion der „Sphinx“ (Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München) Auskunft ertheilen können.

Hrn. F. D. in K. Sie meinen wahrscheinlich das Oelfarbendruckbild „Wald und Wasser“. Der Vorzugspreis für dieses hübsche Kunstblatt, auf den Sie als Abonnent unseres Journals ein Anrecht haben, beträgt 1 M. 50 Pf.

„Magnetischer Leser“. Sie schreiben uns: „Aehnliche Versuche, wie sie in dem Aufsatz von Dr. Karl du Prel über ‚Die Pflanzen und der Magnetismus‘ (Seite 1003) angedeutet werden, habe ich im Laufe dieses Frühjahrs und Sommers vorgenommen, und sie bestätigen vollständig das dort Gesagte. Von zwei im Wachsthum sich nicht unterscheidenden Ahornbäumchen in gleich großen und mit gleicher Erde gefüllten Töpfen magnetisirte ich Anfangs April das eine täglich drei bis fünf Minuten und gab ihm, so oft trocken, Wasser, das ich magnetisirt hatte, während die andere Pflanze zwar im Sonnenlicht, Luft und Licht ganz gleich behandelt, auch mit demselben Quantum Wasser derselben Quelle begossen wurde, nur mit dem Unterschied, daß ich in diesem Fall weder die Pflanze noch das Wasser magnetisirte. Schon nach einer Woche zeigte sich bei der erstgenannten ein energisches Strecken und Recken und nach einem Monat hatte der magnetisirte Ahornbaum, mit seinem Kameraden verglichen, der nur in gewöhnlichem Maße wuchs, doppelt große Blätter, war auch fast noch einmal so hoch geworden und zeigte überdies kräftige Ansätze zu Seitentrieben. Im Juli hatten die Blättchen die drei- bis vierfache Größe, und in der Blüte, die ungemein reich und groß ansetzte, war der magnetisirte Ahornbaum dem andern um volle drei Wochen voraus. Dieser Erfolg dürfte manche Ihrer Leser, die so glücklich sind, ein eigenes Grundstück zu besitzen, zu magnetischen Versuchen an allerlei Nutzpflanzen, an Obstbaumzweigen, Weintrauben &c. veranlassen.“

Frau E. in Davosplatz. Die Blüten sind dabei ganz unwesentlich.

A. L. in H. Es kommt auf den Zweck an. Wollen Sie die Torten als Tafelzierde verwenden, so genügt Trocknen im Schatten oder im Backofen.

Elvira. Sich auszusprechen, mündlich oder schriftlich, schafft der Seele immer Erleichterung, und Tagebücher bilden meist auch für spätere Zeiten liebe Erinnerungsblätter. — Die Stelle bildet den Schluß eines Heine'schen Gedichts, das Sie im „Buch der Lieder“, Abtheilung „Lyrisches Intermezzo“, finden, mit dem Anfang „Mir träumte von einem Königskind“.

Mary D. in Prag. Wir sehen der Einsendung mit Vergnügen entgegen.

J. E. in Offenburg. Größere Kunsthandlungen pflegen dergleichen zu führen. Falls Sie es nicht näher bekommen können, wenden Sie sich an Junge von Spielhagen in Berlin, die solche Gebiete besonders pflegt.

H. Kl. in Burgsteinfurt. Etwas Aehnliches ist uns oft schon begegnet.

W. C. in B. Ihre „Skizze“ ist ganz sehr das, was dieser Name besagt. Um druckbar zu sein, bedarf auch eine Skizze eines höheren Grades der Durchbildung.

Langjähriger Abonnent in Stockholm. Sie meinen vermuthlich die Streusa, Sanitätsgeschäft Anstalt zu [illegible] (Dresden).

Dr. phil. A. W. in München. Der „Kursusbibliothek“ dankend angenommen. Sie gestatten doch die kleine Berichtigung des vollen Namens?

Ludwig R. Die Stimmung ist treffend, aber die Art des Ausdrucks sagt uns nicht ganz zu; die gewählten Bilder und Empfindungen sind zu oft schon in gleicher Weise angewendet worden.

u. M. Unter welchem Namen (dem wirklichen oder einem fingirten) kann Ihre „Mutterliebe“ (vielleicht besser „Drei Opfer“ zu betiteln) in unserer „Romanbibliothek“ zum Abdruck gebracht werden?

Georg B. Es fehlt die Eigenart.

Violetta. Recht hübsch, aber doch für uns nicht verwendbar. „Zur Rosenzeit“ erinnert an ein Gesangstück. Zu den schönsten Vorgängern dieses Stimmungsbildes gehören die Strophen: „Ye banks and braes of bonnie Doon“, von Robert Burns. — Die „Waldbilder“ sind zu gefällig.

R. Sch. „Willkommen“ &c. angenommen.

Hrn. Hugo B. in L. Die von Ihnen gewünschten Jahrgänge unseres Journals sind vergriffen mit Ausnahme des Jahrgangs 18[illegible], den Sie zum ermäßigten Preise von 5 M. noch erhalten können; bestellen Sie nur gefälligst bei Ihrer Buchhandlung.

Hans aus Ausdauer. Selbstverständlich sucht man den, „welchen man am meisten ehren will“, zuletzt vor. — In unserem demokratischen Zeitalter kann man von einer „angesehenen Carrière“ in Ihrem Sinne kaum noch sprechen. Der tüchtige und talentvolle Mann findet in jedem Berufe Gelegenheit, sich Ansehen zu erwerben, und kann selbst als Handwerker den Minister beschämen. Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Wie man den einzelnen nach dem schätzt, was er für das Allgemeine wert ist, so auch den Beruf; da nun aber der Staat und die Kirche das Allgemeine repräsentiren, so ist der Beruf, der eine Thätigkeit im Dienste jener beiden bedingt, auch derjenige, welcher durchgängig am höchsten gehalten wird und denjenigen, welcher ihn ergriffen hat, am leichtesten eine geachtete Stellung verschafft. Im Haushalt der menschlichen Gesellschaft ist indeß jeder Beruf und jede Thätigkeit, welche nicht dem Luxus dienen, gleich unentbehrlich und deshalb gleichwerthig. Der Luxus aber umfaßt wiederum alles, was dem Leben erst Reiz und Wert verleiht! Wer möchte ihn und seine Jünger entbehren? Ist doch auch die Kunst ein Luxus, darf aber stets für die Blüte der Kultur, der Künstler als ein bevorzugter Begnadeter, als ein Wohlthäter des Menschengeschlechts gehalten werden! Für den Entscheidenden fallen daher alle Werthunterschiede des Menschen nach Stand und Rang in nichts zusammen und sind es nur die persönlichen Eigenschaften, welche bei Beurtheilung des einzelnen in Frage kommen. — Ebensowenig wie die vorhergehende läßt sich Ihre letzte Frage in einigen kurzen Zeilen beantworten. Wer immer liebt und eine verlorene Liebe mit [illegible] verschmerzt, der Mann oder die Frau? — Leider läßt uns die Statistik in diesem Falle gänzlich im Stich, um sie allein könnte entscheiden. Wir unsererseits glauben, daß die Liebe der Frau immer, aber vielleicht weniger stark ist als die des Mannes.

Abonnentin Fl. W. Nägele, Stuttgart, Dix & Kürsten in Offenbach.

Peter Jm. Oberhag in Moskau. Um die beiden Data zu finden, müssen Sie zunächst zu bestimmen suchen, auf welchen Wochentag der Neujahrstag des betreffenden Jahres, hier also 1817, fällt. Diesen erhalten Sie, wenn Sie zunächst zu 1817 1 hinzuzählen = 1818, dann von 1817 1 abziehen = 1816, diese durch 4 dividiren = 454, die um 1 verminderte Jahreszahl durch 400 dividiren und nur die ganze Zahl des Quotienten behalten = 4; 1818, 454 und 4 addiren = 2276; von dieser Zahl 18 subtrahiren = 2258, und diese durch 7 dividiren. Der bleibende Rest — hier gleich 4 — zeigt den Wochentag an, auf welchen Neujahr fällt — hier also Mittwoch. Nachstehende Tabelle zeigt nun, welche Tage im Jahr auf den gleichen Wochentag fallen:

Gemeines Jahr:

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oktob.	Novbr.	Dezbr.
1	5	5	2	7	4	2	6	3	1	5	3

Schaltjahr:

1	5	4	1	6	3	1	5	2	7	4	2

Dieser gemäß fiel der 7. August 1817 auf einen Donnerstag und der 28. September auf einen Freitag.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Fleck in Prag (2). Frau Hem. Hedwig-Ziegler, zur Zeit in Köjnacht (3). Grethe Bergheim aus großen Mannes in K. Franz Hala'schinsky in Ungarisch-Hradisch. Franz Sammer in Prag. Martha Tuk in Elbing (2). Ottilie Schwager in Weloczyk. Kronsteiner C. W. in Rußland.

Gesundheitspflege.

J. E., Geubarm. Wir haben über dieses Mittel und dessen Anwendungsweise keine Erfahrung. Am besten werden Sie sich an den Betreffenden selbst. Die gleiche Antwort wurde übrigens schon früher gegeben. — Eine Kropfgeschwulst von der angegebenen Größe eines Hühnereis, gegen welche die bekannten inneren Mittel vergeblich schon versucht wurden, kann unter Umständen durch Einspritzungen von Jodtinktur oder Fowler'scher Lösung in die Entfernung der Drüse oder durch Operation entfernt werden. Natürlich ist es Sache des Arztes, welche Methode er wählen will.

A. H. in Berlin. Lassen Sie einmal vorläufig jede Behandlung weg und leben Sie eine Zeit lang ruhig so, natürlich bei entsprechendem sonstigem Verhalten, beziehungsweise Enthaltsamkeit.

Miß Julie Brown. Gegen Tic douloureux wird das Ichthyol in der Weise angewendet, daß eine alkohol-ätherische, hochprozentige Lösung auf die leidende Stelle, nachdem dieselbe vorher mit warmem Wasser abgewaschen wurde, mit einem Schwämmchen morgens und abends aufgetragen wird.

Kallos. Wenn die zu entfernenden Haare schwach sind, so halten wir das Ausziehen derselben für besser, als das Abrasiren, weil man nicht weiß, ob der Krankheitsfall nicht schon so weit vorgeschritten ist, daß nicht später der Rest doch noch ausgezogen werden müßte, was dann schwieriger und unter Umständen auch schmerzhafter sein könnte.

A. P. P. 1) Ohne persönliche Untersuchung nicht zu entscheiden. 2) Um die Brust zu stärken, ist Turnen mit Hanteln allerdings zu empfehlen. Sie können dazu auch den Arm- und Brustkräftiger von Largiader benützen.

Ein alter Abonnent. Ob diese bei Schwerhörigkeit von Nutzen sind, kommt ganz auf den einzelnen Fall an. In veralteten Fällen dürfen Sie keinen Erfolg davon erwarten. Schädlich sind sie übrigens nicht.

Lilly von Ramhof aus J. Vermeiden Sie alles, was den Zähnen nachtheilig sein könnte, besonders zu heiße, zu kalte und zu saure Speisen und Getränke. Als Mundwasser empfiehlt sich eine sehr schwache Lösung von übermangansaurem Kali und als Zahnpulver kohlensaure Magnesia mit einigen Tropfen Pfefferminzöl.

M. E. in Dublin. Wir kennen dieses Mittel nicht.

W. Rudolf. Dem Erfrieren der Hände kann nur durch Vermeiden der Ursache vorgebeugt werden. Im Sommer läßt sich daher noch nichts dagegen machen.

Pester Abonnent. In vier bis sechs Wochen? Nein! Wir glauben überhaupt nicht an einen Erfolg solcher Präparate, halten vielmehr die meisten für Schwindel.

Dr. Sch...

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Alpenrosen und Gentianen, nach dem Leben erzählt von Joseph Bajovar. Schluß. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen. — Auf hoher Flut. — Ein Tag in Marburg, von de Terra. — Auf der Vermählung, Novelle von Gregor Samarow. Fortsetzung. — Eine Schöpfung König Ludwigs II., von M. Koch von Berneck. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin: VI. Aus dem Maleratelier der Reichshauptstadt, von Otto Baisch. — Minona Fried-Blumauer, biographische Skizze von Johanna Balz. — Eine Jagd vor dem „Parterre von Königen“, von A. K. v. Schalenburg. — Notizblätter. — Naturheile. — Räthsel: Damenspielaufgabe; Astronomischer Monatskalender vom Geckedammer; Auflösung des Schachräthsels Seite 1023; Silbenräthsel-Palindrom; Bilderräthsel 40; Auflösung des Bilderräthsels Seite 1023. — Briefmappe.

Illustrationen: Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Im Birkenwäldchen, Gemälde von G. Herbster; Palmsonntag in altdeutscher Zeit, Gemälde von Wilhelm Genz. — Auf hoher Flut, Gemälde von R. Falkenberg. — Ein Tag in Marburg, mit neun Originalzeichnungen von Paul A. A. Müller. — Minona Fried-Blumauer. — Der Wintergarten König Ludwigs II. in der königlichen Residenz zu München. — Schattenbilder aus dem Kinderleben, von L. Zehrenbach.

Zum Sedanfeste!

In unserem Verlage ist eine neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe unserer

Kaiser Wilhelm-Biographie

erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von Carl Hallberger.

136 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein dem Inhalt wie der Ausstattung nach gleich vortreffliches Buch. Mit liebevoller Sorgfalt ist der so reich gesegnete Lebensweg des Kaisers beschrieben und „die eigenen Erinnerungsbilder desselben, deren Benützung derselbe zu diesem Festgeschenk für sein Volk und seine Armee bewilligt hat, werden den Wunsch des Volkes, auch menschlich dem geliebten Herrscher näher zu treten, um so sicherer erfüllen, als in ihnen die eigensten Erinnerungen des Kaisers niedergelegt sind“. Einer solchen Zierde dürfte kaum ein anderes Buch sich rühmen. Wir möchten wünschen, daß der reiche Blätterkranz, der, dem Lebenswege des kaiserlichen Helden entsprossen, hier zur Festgabe für Volk und Heer gewunden ist, auf dem Tische unserer verehrten Leser und Leserinnen zu eigener Erbauung und der Jugend zu Nutz und Frommen ein stets beachtetes Plätzchen finde.

Breslauer Zeitung.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1.20.

Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Oelfarbe nach jeder Photographie. [illegible] Artist. Institut von C. [illegible], Bockenheim-Frankfurt a. M.

Patente besorgt u. verwerthet in allen Ländern. Prospecte gratis. Alfred Lorentz, Berlin [illegible]

Echte Briefmarken billigst. Preisverzeichnis gratis. Seltenheitenkatalog (Preise seltenster Marken) 35 Pf. Neue 3 Kamerun 15 Pf., 5 Bulgarien 40 Pf. 10 Brasilien 20 Pf., 11 Japan 50 Pf. [illegible] Porto extra. Seltenheiten in grösster Auswahl. Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 gegr. 1864.

Linoleum (Korkteppich) [illegible] Bezugs-Quellen [illegible] Parkett- und [illegible] Muster [illegible] Ringer & Rose, Siegmar i. S.

16 Bände elegant gebunden à 10 Mk. 4. neueste im Erscheinen begriffene Auflage. Die Zusendung des Werkes erfolgt überall hin, direct pr. Post franco. Gegen monatliche Abonnements-Zahlung von 3 Mark. E. Bolm's Militairbuchhandlung Duesseldorf.

23 Medaillen. **Gebr. Stollwerck. Köln.** 24 Hoflieferanten.
Chocoladen & Cacaopräparate, Zuckerwaren- & Biscuit-Fabrik, Tragantwaren u. konservirte Früchte. Chines. Thee u. japan. Waren. Dampf- und Maschinenbetrieb von 300 Pferdekraft. Ausgedehntestes Etablissement der Branche im Deutschen Reiche. General-Agentur für die Verein. Staaten v. Nord-Amerika: T. C. Weygandt, New-York, 55 & 57 Beaver Street.

Schwarzseidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Satin Luxor, Atlasse, Damaste, Ripse und Taffete Mk. 1.80 per Meter
bis Mk. 14.65 (in ca. 150 versch. Qual.) versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Depôt
Zürich. G. Henneberg, Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Almanach für junge Kaufleute [illegible] Institut „Postfach“, Wien

150 für **1** M. Alle versch. ALLE garantirt Echt. **Briefmarken.** R. Wiering, Hamburg. **650** für **2** M. m. 150 versch.

Fabrik von Papierlaternen etc. für Festlichkeiten & Karnevalsgesellschaften. Gelbke & Benedictus, Dresden. Preiscourante gratis u. franco.

En gros. Export. Fabrik vulkanisirter **Kautschukstempel** von Mäurer & Thieme, Berlin S., Ritterstraße 10. Preislisten gratis und franko.

Pianinos billig, bar od. Raten. [illegible] Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Gelbke & Benedictus, Dresden. Komische Musikinstrumente auf denen Jeder durch Hineinsingen die schönsten Melodien hervorbringen kann. [illegible] Illustrirte Preiscourante gratis u. franko!

Über Land und Meer.

№ 50.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Aus der Wertherzeit.

Novelle

von

Frida Schanz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von einer belebten Mittelstadt im Süden Deutschlands führt eine schöngehaltene, zu beiden Seiten mit Ebereschen bepflanzte Landstraße nach der kleinen Festungsstadt Dornstein.

Da das Land von mehreren waldigen Hügelketten durchzogen und von zahlreichen feld- und wiesenumsäumten Flußrinnen durchschnitten wird, so hebt und senkt sich auch die Straße in anmutigem Wechsel, und der Wanderer wird für jede Steigung des Wegs durch einen köstlichen Fernblick und durch die Aussicht auf ein behagliches Thaleinwandern entschädigt. Bei alledem hat die Gegend nichts Großartiges, und es ist zu verwundern, daß das Auge eines Mannes, das jahrelang die Formen und Farben des Südens geschaut, mit so innigem Entzücken auf den einfachen Linien ruhen kann; — denn kein anderes Wort als „Entzücken" paßt für den Gesichtsausdruck des sonnengebräunten Mannes, der heute an einem lichten, wonnigen Nachmittag im frühen Lenz jene Straße entlang wandelt. So oft der Reisende, der langsam und gemächlich vorwärts schreitet, an eine Stelle gelangt, die einen Blick in die Weite gestattet, bleibt er stehen und schaut umher; dann glüht ein stilles, warmes Empfinden in ihm empor; denn außer dem duftigen Hauch des Lenzes, der das Schlehen- und Schwarzdorngesträpp mit grüngoldenem Filigranwerk umspinnt und über das dunkle Winterkleid der Wälder einen feinen, blauen, zitternden Duft breitet, flattert für ihn noch der rührende Glanz der Erinnerung, einem goldenen Zauberschleier gleich, über dem Ganzen.

Bei dem langsamen Vorwärtsschreiten des Mannes, dem wiederholten, selbstvergessenen Anhalten, Schauen und Träumen ist es nicht zu verwundern, daß er zu dem Wege zwischen der Stadt, die er beim Mittagegeläute verlassen, und der kleinen Feste, die das Ziel seines Wanderns bildet, die dreifache Zeit braucht, die er einst als Knabe nötig hatte, um dieselbe Strecke zurückzulegen.

Beim Klange der Feierglocken schreitet er über die Brücke und durch das rauchschwarze Thor des Städtchens. Ein paar blaublitzende Schwalben, die unter dem Thorbogen nisten, umkreisen ihn zwitschernd; er nickt zu ihrem traulichen Willkommgruß, aber sein Blick ist nicht mehr frei und freudig wie vorher. Ein herber Ernst liegt jetzt auf seinen Zügen, deren krankhafte Abspannung nun scharf zu Tage tritt, seit das Lächeln, das sie vorher beherrschte und das sie so wohlwollend und liebenswürdig erscheinen ließ, von ihnen verschwunden ist.

Der Thorweg setzt sich in einer kurzen, breiten, zum Marktplatz führenden Straße fort; der Wanderer, der den Staub des Weges von den Füßen schüttelt, kann nun das ganze Rund des Marktes bequem übersehen. Es ist noch alles so, wie es vor vier Jahren gewesen: die farbigen Häuser mit ihren unregelmäßig übereinander ragenden Stockwerken, mit ihren Erkern,

Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV. in Berlin.

Nach einer photographischen Aufnahme von E. Wehland in Berlin.

Digitized by Google

Altanen und Türmchen umstehen noch genau so traulich und bekannt den mit rund behauenen Bruchsteinen gepflasterten Platz, in dessen Mitte das Standbild eines heiligen Georg mit strahlengeschmücktem Haupte emporragt. Der überwundene Drache, der dem frommen Mann zu Füßen liegt, ergießt aus ehernem Rachen einen plätschernden Wasserstrahl in ein weites Muschelbecken, aus welchem eben eine Schar plaudernder Mägde die Krüge und Kannen füllt.

Zur Linken des Platzes steht das altersgraue Rathaus, dessen heiseres Glöckchen altklug und vorlaut in das schöne Geläute der Kirchenglocken einstimmt; ihm gegenüber erhebt sich die eigentliche Zierde des kleinen Ortes, das schöne, stattliche Haus des Rats- und Handelsherrn Friedrich Leonhard, welches mit seiner breiten Front, der hohen Freitreppe und den zu Ende des vorigen Jahrhunderts, da unsere Geschichte spielt, allerorts so beliebten grell grünen Fensterläden alle übrigen Wohngebäude der Stadt an vornehmem Aussehen weit übertrifft.

Jenes Haus ist Roderichs, unseres Wanderers, Heimat und das Ziel seiner müden Füße. Trotzdem aber schreitet er nicht geraden Weges über den Platz hinweg auf dasselbe zu, sondern er zieht es vor, zur Rechten ab- und in eine schmale, düstere Gasse einzubiegen, welche sich in einem großen Bogen hinter den Häusern des Platzes und deren auf einer welligen Bodenabdachung angelegten Gärten dahinzieht. Jenseits der Gasse fällt das Bergplateau, auf dem die Feste erbaut ist, fast steil zum Flusse hinab. Zahlreiche runde, mit hochspitzen Dächern und Frontispicen gezierte Stadttürme, die zwei- und dreifachen Mauern mit ihren Banquetten, und die übrigen, von der Natur aufgestellten, in massenhaften Steinblöcken und Felsengruppen bestehenden Befestigungen kennzeichnen hier die in früheren Zeiten, namentlich vor der Erfindung des Schießpulvers, fast uneinnehmbare Stadt.

Die Gebäude der kleinen Gasse, durch welche Roderichs Weg führt, ragen mit ihren Giebelkrönungen noch in den flimmernden Sonnenduft, während die Schatten des Abends schon den schmalen Pfad und die von fleißigen Handwerkern, meist Gerbern und Tuchmachern, bewohnten unteren Stockwerke füllen. Der Kreuzschnabel im engen Bauer eines fleißigen Meisters singt mit ein paar trillernden Takten sein freiheitssehnendes kleines Herz zur Ruhe. Rotbäckige Kinder spielen auf den Stufen, und hier und da dringt aus einer Hausflur der Duft eines frischen Kuchens, denn es ist der Vorabend des Osterfestes.

Auf einem ausgetretenen Fußweg, so schmal, daß kaum zwei Menschen einander darauf ausweichen können, biegt Roderich nun links ab und geht zwischen den Giebelwänden zweier Häuser auf ein Pförtlein zu, welches die einzige Unterbrechung einer langen und hohen steinernen Gartenmauer bildet. Epheuranken, an denen die ersten zartgrünen Triebe sprossen, hängen über das Gemäuer hernieder und streifen des Mannes Stirn, als er die knarrende Thür öffnet. Ein großer, in Terrassen angelegter Garten nimmt ihn nun auf. Steinerne Stufen verbinden die Rasenplätze, auf denen jetzt Veilchen und die weißen Sterne der Osterröslein sprießen. Je höher hinauf der Wanderer gelangt, um so kunstvoller und gepflegter zeigt sich die Anlage des Gartens. Auf buchsbaumumrandeten Beeten prunkt hier der stolzere Flor des Lenzes: Hyazinthen, Tazetten und sammetweiche Aurikeln. Jedes einzelne Beet, ja jeder Strauch an den Geländen, jeder Baumstamm fesselt Roderichs Aufmerksamkeit; sein Schritt wird immer langsamer, sein Auge größer und sein Antlitz gespannter und ernster.

Ein heller Kindersang weckt ihn endlich aus seinen Gedanken. Er schreitet schnell den letzten kleinen Treppenabsatz empor und sieht nun einen geräumigen, sauberen Hof und die Rückfront desselben schönen, vornehmen Gebäudes vor sich, dessen Fassade ihm vorhin als der beste, traulichste Schmuck des Marktplatzes erschienen ist.

Von der Linde her, die mitten im Hofe breitästig emporragt, tönt der Gesang. Eine Schar Knaben und Mädchen fassen sich spielend an den Händen. Der Kreis, den sie bilden, stellt eine Ritterburg dar, in deren Mitte die gefangene Königstochter auf Befreiung harrt. Ein krauseköpfiger Junge, der außerhalb des Ringes weilt, ist der fremde Prinz und soll sie erlösen. Das Königskind, das mit gesenktem Köpfchen sinnend und still inmitten der lärmenden Schar steht, ist eine liebliche Märchenerscheinung. Langes, gelöstes blondes Haar fällt weich und voll auf ihr weißes Kleid, und auf ihrem Scheitel ruht ein Kranz von Veilchen und Schlüsselblumen, der zu dem zarten, kleinen Gesicht wie eine Krone steht.

Die Kinder sind so vertieft, daß keines den Zuschauer bemerkt.

Der Sang ist nun zu Ende; der Kreis öffnet sich und der kleine Krauskopf dringt stürmisch auf die Prinzessin ein. Aengstlich sucht diese einen Ausweg zwischen den festverschlungenen Kinderhänden. Endlich gelingt es ihr, zwischen ein paar Kleinen, die noch nicht festzuhalten verstehen, hindurchzuschlüpfen.

„Oho, ich fange Dich schon!“ ruft der eifrige Ritter, und nun beginnt ein Fliehen und Jagen, wobei die zierliche Kleine, deren Wangen rosig erglühen, dem wilden Jungen immer wieder entwischt. Schließlich faßt er sie doch am Kleidchen.

„Nun hab' ich Dich!“ frohlockt er.

„Laß mich!“ bittet sie und sucht ihm aufs neue zu entfliehen. Sie klammert sich an den Fliederstrauch, der am Abhang grünt, welcher Hof und Garten verbindet.

„Nein, nein, jetzt spielen wir Hochzeit und Du mußt mich küssen, Amadée!“ sagt der Knabe trotzig. Da weicht plötzlich das lockere Erdreich, auf dem ihre Füßchen stehen; der wankende Boden gibt dem leichten Drucke nach; das Kind läßt im Schreck den Stamm fahren, und ehe der Knabe sie noch erfaßt, gleitet sie hinab. Der Abhang ist nicht hoch und der Rasen drunten weich und dicht, ein Dornstrauch aber, der sich mit seinen stacheligen Zweigen in den feinen Stoff ihres Kleides hängt, hält das Mädchen fest. Erschrocken sieht sie sich um.

Da nahen plötzlich Tritte, aber nicht ihr kleiner Verfolger erscheint. Ein paar kräftige Arme erfassen sie und ernste, tiefe Männeraugen senken sich gütig und mild in ihre erstaunten Blicke. Die Scheu, mit der sie dem Fremden ins Antlitz sieht und die einen Augenblick lang ihr kleines Gesicht ganz blaß gefärbt, weicht plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, einem in ihr erwachenden Gedanken.

„Roderich, Roderich!“ jubelt sie.

„Kennst Du mich denn, Du Schwesterchen?“ fragt er mit Thränen in den Augen.

„Ja, ja, Du bist es, ich schrieb Dir's ja, Du solltest kommen; wie schön, daß Du nun da bist!“

Von Rührung übermannt, setzt er sie zu Boden. Ihre Worte dünken ihn ein Engelsgruß an der Schwelle der Heimat.

Indes sie aber von seinem Arme herabgleitet, tropft es purpurn und warm zwischen den feinen Spitzen ihres Aermels hervor.

„Hast Du Dir weh gethan?“ sagt er erschrocken. Mit lieblichem Lächeln streift sie die Hülle zurück, und nun sieht er auf der schneeigen Haut ihres weichen Armes die kleine Wunde, die ihr die Dornen gerissen haben. Eilig schlingt er sein Tuch um die verletzte Stelle, sie aber will nichts von Trost und Bedauern wissen, wie ein Vöglein jubelt sie, daß er endlich gekommen, und daß sie es ist, die ihn zuerst gesehen. An seiner Hand eilt sie über den Hof, aus dem sich die spielenden Kinder entfernt haben, dem Hause zu.

Da klirrt plötzlich ein Fensterflügel; ein spitzes, gelbliches Frauengesicht wird sichtbar und eine hohe, schrille Stimme ruft der Kleinen auf französisch zu, zur Arbeitsstunde nach Haus zu kommen. Als die Dame des fremden Mannes ansichtig wird, fährt sie zurück, Amadée aber fühlt sich an Roderichs Hand so sicher, daß sie das alte Fräulein, der sie sonst ohne Zögern zu gehorchen gewöhnt ist, heute warten läßt, um vor allem die Ankunft des Stiefbruders den Eltern zu verkünden.

Ein paar muntere Boten aber sind ihr schon zuvorgekommen: der kleine, ungestüme Ritter und ein anderer, ebenso braunlockiger, helläugiger Knabe sind, nachdem die Nachbarskinder sich in alle Winde zerstreut, hurtig ins Haus geeilt, um ihre Mutmaßungen über den Ankömmling Vater und Mutter mitzuteilen.

Als Roderich nun mit dem Kinde zu dem luftigen Korridor des ersten Stockes emporsteigt, öffnet sich eine der Treppe gegenüberliegende Thür, in deren Rahmen eine junge, schlanke Frau erscheint. Ihre Züge, auf die der rötliche Schein der verglühenden Sonne fällt, tragen, trotz all der reifen, wundervollen Frauenschönheit, die sie schmückt, etwas von der süßen Kindlichkeit der kleinen Amadée an sich, was besonders jetzt, da die großen, sprechenden Augen zagend und fragend auf Roderich geheftet sind, überraschend zu Tage tritt.

Mit schnellem Verständnis bemerkt der Heimgekehrte den feuchten Schimmer, der in den holden Sternen auftaucht; er fühlt es, daß sie ein tiefes, inniges Erbarmen mit ihm empfindet, als sie ihn nun — nach vier Jahren der Trennung — so bleich und hager, mit dem harten Zug tiefster Hoffnungslosigkeit in den Zügen, wiedersieht.

„Gott grüße Dich, Mutter!“ sagt er, indem er sich niederneigt, um ihre schmale, feingeäderte Hand zu küssen.

Der Jubel des kleinen Mädchens, die von einem zum andern eilt, nimmt dem ergreifenden Augenblick des Wiedersehens etwas von seinem schwermütigen Hauch.

Indes haben die beiden Knaben, nachdem sie die Mutter verständigt, auch den Vater zwischen den Kisten und Ballen des großen Warenlagers im Erdgeschoß ausfindig gemacht. Von den kleinen Söhnen gefolgt, kommt er die Treppe herauf. Sein Willkommgruß für den Angekommenen ist ernst, fast vorwurfsvoll, obgleich auch ihm die Veränderung, die mit Roderich vorgegangen, ins Herz schneidet.

Die beiden Knaben stehen neugierig von fern und messen den Bruder, dessen Aeußeres ihnen nur noch dunkel in der Erinnerung gelebt, von dem sie aber seit Jahren so viel sprechen gehört, mit den Blicken, bis er sie beide bemerkt und mit herzlichen Worten an sich zieht.

„Wie groß ihr geworden seid, wohl auch recht brav, hoffe ich, daß die Eltern sich an euch freuen!“ sagt er, indem er Arnolds lockigen Kopf streichelt und dem wilden Gotthold, der vorhin den Ritter gespielt, die heißen Bäckchen klopft.

„Bleibst Du nun bei uns?“ forschen die Brüder.

„So Gott will!“ entgegnet er ernst.

„Sind denn Roderichs Zimmer in Ordnung?“ fragt der Ratsherr sein junges Weib.

„Es ist alles bereit,“ entgegnet sie freundlich. Sie führt den ernsten jungen Mann selbst hinauf in die hellen Räume, in denen er vor Jahren gehaust. Alles darin ist blank, feierlich rein: der frische, blütenweiße Bettthimmel, der das Lager verdeckt, der knirschende Sand der Diele und die wehenden Gardinen, die der Abendwind hebt und senkt.

Die junge Frau, welcher vorhin Roderichs Anblick das Herz beklemmte, hat nun ihre muntere Laune wieder gewonnen.

„Ich ahnte, daß Du heute kommen werdest, obgleich Du so unbestimmt schriebst,“ sagt sie, indem sie mit behender und doch vornehmer Grazie die Decken und Vorhänge zurechtstreift, die der Wind verschoben. „Sogar einen Strauß Veilchen ließ ich Dir von Amadée pflücken, daß sie Dir das Zimmer recht durchduften und den häßlichen Modergeruch vertreiben möchten.“

„Wie gut Ihr seid!“ entgegnet er.

„Nun laß Dir's nur wohl daheim sein,“ plaudert sie mit klangvoller, leicht französisch gefärbter Betonung weiter. „Wir wollen ihn recht lieb haben und gesund pflegen, nicht wahr, Amadée?“

Die Kleine lacht und nickt. „Wir sind Nachbarn,“ sagt sie stolz. „In dem Zimmer drüben mit der Goldtapete, — kennst Du es noch, Roderich? — in dem lerne ich jetzt bei der Comtesse.“

„So, ist die Alte noch bei euch?“ fragt er fast lustig.

„Ja, und sie erinnert sich Deiner noch gern,“ sagt die junge Mutter, in seinen heitern Ton einstimmend; „Du warst einer ihrer wenigen Lieblinge.“

„Ich habe ihr auch wirklich den Hof gemacht,“ entgegnet der ernste Mann mit leisem Lachen. „Ich besuchte sie oft abends, wenn sie sich einbildete, zu krank zu sein, um zum Nachtessen hinunter zu kommen. Dann lobte ich ihren Thee, den sie immer mit den langen Florhandschuhen einschenkte, und dessen Vorzüglichkeit sie der alten, bräunlichen Sèvreskanne zuschrieb, die ihre Mutter von Maria Leszczinska zum Hochzeitsgeschenk erhalten hat. An das Lob der

Kanne knüpfte sie dann stets die Erzählung all ihrer heimatlichen Erinnerungen und ihres versunkenen Glanzes."

„Die Arme, sie kann die Vergangenheit nicht vergessen und wird sich freuen, wenn sie ihren geduldigen Zuhörer wiedergewinnt. — Nun aber komm, Amadée, wir wollen Roderich allein lassen, er wird müde sein. — Darf ich Dich zum Nachtessen rufen lassen?"

Er geleitet sie galant bis zur Thür. „Auf Wiedersehen!" sagt sie, indem sie die Kleine an der Hand nimmt und hinausgeht. Als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen, sinkt Roderich müde, wie gebrochen auf einen Stuhl.

Er faltet die mageren Hände und ein Zug von tiefem, tiefem tödlichem Leid legt sich um seinen festgeschlossenen Mund.

Lange sitzt er so, unbewegt, gleichsam versteinert. Der letzte blasse Goldhauch des Lenzabends zerrinnt im Dunkel; das Lachen der Kinder im Haus und die Schwalbenstimmen am First verstummen; nur das Plätschern des Brunnens tönt noch vom Marktplatz herauf.

Stunde auf Stunde vergeht.

Drunten im behaglichen Speisezimmer des ersten Stockes deckt indes ein weißhaariger Diener die kleine Tafel zum Nachtessen. Der Schein der Wachskerzen, die er am Deckenleuchter anzündet, bestrahlt feines, kostbares Linnen, Kristallgläser und blitzendes Silbergerät. Bald nachdem die Stutzuhr auf dem Kaminsims die neunte Stunde geschlagen hat, versammelt sich die kleine Familie.

Nur Roderich fehlt.

„Er läßt sich entschuldigen," sagt die junge Frau; „die Reise hat ihn so sehr ermattet."

Der Ratsherr schaut einen Augenblick lang verstimmt darein, die Liebenswürdigkeit seiner Frau jedoch, ihr Geplauder und ihr Lächeln erhellen seine Stirn.

Die Unterhaltung, welche seit Jahren bei Tisch französisch geführt wird, gerät trotzdem hin und wieder ins Stocken, denn allen liegt es im Sinn, daß der Angekommene heute, am ersten Tag, den Familientisch meidet.

Die beiden Jungen, welche untenan sitzen, sind die einzigen, welche unbeirrt halblaut ihre Ansichten austauschen und dabei unwillkürlich in so lautes und gutes Deutsch verfallen, daß der Vater sie mit einem energischen: „Pas tant de cérémonies, s'il vous plaît, messieurs!" zur Ruhe verweist.

Nach dem Essen küssen die Kinder des Ratsherrn Hand und gehen zur Ruhe; auch die alte Französin, die steif und unbeugsam, wie das Schicksal, neben der kleinen Amadée gesessen, zieht sich mit förmlicher Verbeugung zurück.

Die beiden Gatten sind nun allein.

Die schöne Frau rückt ihren Stuhl näher an den ihres Mannes, erfaßt seine Hand und sieht ihm liebevoll ins Angesicht.

„Ich glaube, Roderich ist noch immer sehr krank, und Du mußt viel Nachsicht mit ihm haben," sagt sie weich.

„Ich glaube, daß er ebenso trotzig wie krank ist," entgegnet er. „Warum kommt er nicht zu Tisch, heute abend wenigstens, am ersten Tag seines Hierseins? Bringt er kein Herz für die Heimat mit, so wäre es besser, er hätte sie für immer gemieden!"

Der Ton, in dem der Mann die Worte sagt, ist ernst und rauh, er hält aber, indem er spricht, die weiche Hand seines Weibes fest und liebreich umschlossen, gleichsam um ihr zu zeigen, daß keine Spur des Mißmuts, den er hegt, auf sie falle.

Trotz alledem perlt es ihr warm und feucht von den langen Wimpern.

„Ich trage allein die Schuld," sagt sie bewegt; „er kann es nicht verwinden, daß Du mir den Platz eingeräumt, den seine tote Mutter besessen, daß Du mir zu liebe so vieles im Hause verändert hast. Der Groll gegen mich trieb ihn in die Ferne, machte ihn krank, verschlossen und ernst. Nun ist er vielleicht mit dem festen Vorsatz heimgekehrt, seine Bitterkeit aus Liebe zu Dir zu verwinden; verzeih es ihm, Friedrich, wenn er's nicht vermag, c'est plus fort que lui!"

Schlummerlos harrt indes Roderich dem Ostertage entgegen. Als alles Leben im Hause verhallt, rafft er sich aus seinem Brüten empor, schnallt beim flackernden Licht der Kerze Mantelsack und Koffer auf, die ihm spät am Abend noch aus der Stadt, die er heut früh verlassen, nachgesandt worden sind. Er räumt Mappen, Bücher und Schriften in die Kasten und Schränke, liest wohl auch hie und da ein paar Zeilen oder betrachtet eine Zeichnung, aber seine Gedanken sind nicht bei dem, was er thut. Als das Frühgeläute das schöne Lenzesfest verkündet, löscht er das qualmende Licht. Im Morgengrauen schaut er nun lange hinaus über den feiernden Platz, über dem im blassen Blau noch der Morgenstern steht; flatternde Wölkchen verkünden den klaren Tag. Da er sich von der einsamen Morgenfeier wieder zurück ins Zimmer wendet, bleibt er betroffen vor dem kleinen, goldgefaßten Spiegelglas stehen und beschaut das blutlose Gesicht, das ihm mit müden, hoffnungslosen Blicken daraus entgegenstarrt. Ein heißer Schmerz, wie um ein verlorenes Leben, ein wilder Grimm gegen sich selbst, gegen das unmännliche, weiche, quälende Weh, das ihm nun seit Jahren Mut und Kraft darniederhält, das ihn um seine Jugend, um sein Hoffen, um seinen Anteil an allem Menschenglück betrogen, bäumt sich in ihm empor. Noch einmal will er den Kampf gegen den Schmerz versuchen, Arbeit, festen, unbeugsamen Sinn will er gegen ihn ins Feld führen, tapfer will er ihm ins Auge schauen; vielleicht gewährt ihm nun die Heimat den Trost des Ueberwindens, den er umsonst in der Fremde gesucht.

Der erste Sonnenstrahl findet den ernsten Mann emsig über eine Reihe weißer Blätter geneigt, die er mit seinen feinen, steilen, festen Schriftzügen füllt; er schreibt mit einer Hast, als sei dies Arbeiten ein Probeangriff auf den Feind, mit einer Hast, die seine Augen glänzen und seine Wangen erglühen läßt; er hört weder den Lärm, der sich im Hause zu regen beginnt, noch die Betglocken, die die Gemeinde zur Predigt rufen.

Ein Kinderstimmchen stört ihn auf.

„Roderich, gehst Du mit in die Kirche? Wir gehen alle, auch ich!" ruft die kleine Amadée, die unbemerkt hereingeschlichen und nun im reichen Festkleid, mit strahlendem Gesichtchen, neben ihm steht.

„Ja, ja," sagt er, tief aufatmend. Er legt die Feder und die Papiere zur Seite, nimmt das Kind auf den Schoß und küßt ihm innig die klare Stirn, welche die feinen seidenen Härchen so schön umrahmen.

„Ich pflücke der Mutter erst noch einen Strauß, dann hole ich Dich!" sagt sie. Leichtfüßig wie ein Elfchen huscht sie hinaus.

Roderich kühlt nun eilig die übernachten Augen mit frischem Wasser und vertauscht das staubige Reisegewand mit dem modischen Feiertagsrock. Dann nimmt er den Hut in die Hand und steigt die Treppe hinab. Drunten stehen die frommen Beter alle schon zum Kirchgang gerüstet; ein herzliches Grüßen tönt ihm entgegen; auf allen Gesichtern steht die Freude geschrieben, daß er wieder wohl und heiter sei. In der That spricht ein gewisser froher Mut aus seinen Zügen, der zu der Stimmung des Auferstehungstages paßt. An seines Vaters Seite schreitet er nun über den Marktplatz und nach der Kirche; die Mutter und Amadée gehen voraus und die beiden Knaben in festlichem Staat, mit zierlichen Schnallenschuhen und feingefälteten Busenstreifen, beschließen den kleinen Zug.

„Von morgen an will ich nun wieder fleißig arbeiten, Vater," sagt Roderich; „ich fühle mich gesunder als je, und was mir noch als Schwäche von meiner Krankheit verblieb, will ich durch Thätigkeit bezwingen. Ich bitte Dich, daß Du mir den alten Platz in Deiner Schreibstube wieder einräumst."

Der Ratsherr, dem ein heimliches „Gottlob" über die Lippen gleitet, geht rasch und freudig auf den Plan des Sohnes ein. Er gibt ihm ein kurzes Bild von dem Stand der Geschäfte, von der Ausdehnung, die der Handel in der letzten Zeit gewonnen, von den Angelegenheiten und Sorgen des Magistrats.

Roderich lauscht seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit und geht so sachlich und klug auf dieselben ein, daß sein Vater nicht ahnen kann, wie sein Zuhörer zwischen den ernsten Reden das melodische Rauschen eines schweren, reichgefalteten Atlaskleides und das helle Geplauder des Kindes deutlich vernimmt.

In der Nähe des Kirchthors reicht der Ratsherr seinem jungen Weibe den Arm. Sie läßt das Händchen der Kleinen los, die ihr noch schnell mit altklugem Gesichtchen zuflüstert:

„Ich glaube, Roderich ist ein Schreiber, Mütterchen, er hatte den ganzen Tisch voll beschriebener Papiere."

Der junge Mann, dessen feines Ohr die leisen Worte erlauscht hat, nimmt das Kind an die Hand.

„Und ich glaube, Du bist ein Engelchen, Amadée, das seine kleinen Flügel barmherzig über die Schwächen der Menschen breitet."

Die beschriebenen Papiere, die Roderich, ehe er ging, sorgfältig in einem eichenen Schrein verschlossen und die das Kind zu seiner Bemerkung veranlaßt haben, bilden einen Brief an einen Freund, einen stillen, feinfühlenden Mann, den Roderich in Rom kennen gelernt und dem er beim Abschied aus Dankbarkeit für seine geduldige, schweigsame und wohlthuende Teilnahme eine Beichte seines Leidens, über das während eines fast vierjährigen Zusammenseins kein Wort gefallen, versprochen hat.

Indes der Heimgekehrte nun ergriffen und andachtsvoll der Osterpredigt des greisen Pfarrers lauscht, kündet euch der Dichter seine Beichte.

„Dornstein, am Ostersonntag 179..

„Bester Freund!

„Ich schulde Dir die Antwort auf die eine, einzige Frage, die Du je an mich ungeselligen Träumer gestellt hast. Deine rührende Schonung unterließ es jahrelang, die Wunde, die Du in meinem Innern trotz all meiner klaglosen, verbissenen Schweigsamkeit gewahrtest, durch zudringliche Teilnahme zu berühren. Nur einmal, als ich, einen mit steifer Kinderschrift bedeckten Brief in den Händen, Dir sagte: ‚Ich reise nun heim zu den Meinen!', ließest Du Dich zu einer verwunderten Frage fortreißen. Dein Staunen, daß der scheue, freudlose Fremdling eine Heimat und verwandte Herzen besitze, war zu groß, als daß Du sie unterdrücken konntest; freilich fragtest Du auch dann nicht mit den Lippen, aber Deine Augen, die Du voll und groß auf mein Antlitz heftetest, sagten es deutlich: ‚Warum darbst Du in der Fremde, wenn Du eine Heimat hast?' Nun sollst Du es hören!

„Ich muß bis in meine Kindheit zurückgehen, um Dich in den Irrgang meines Lebens einzuführen. Sie war die denkbar glücklichste, vielleicht weil sie mich für ein langes, freudloses Leben entschädigen sollte. Das Bewußtsein, daß mein Vater der reichste und angesehenste Mann, eine Art Herr und Gott der alten Feste Dornstein, die mir damals die Welt bedeutete, sei, gab mir ein Selbstvertrauen, das mir schon frühzeitig zu einem gewissen Uebergewicht über die Kameraden verhalf. Alles in allem war ich ein Knabe, wie Du ihn Dir wilder, fröhlicher, unternehmender nicht vorstellen kannst. Die Umgebung der Stadt, die Reste der kecken, trotzigen Befestigung, übten ihren Einfluß auf meine Phantasie nicht vergeblich aus. Allen meinen Kinderspielen lag ein kühnes, ritterliches Streben zu Grunde. Was ich von der Zukunft erwartete, war, daß sie mir durch einen heißen Kampf ihr schönstes Glück zu erringen vergönnen möge. Während so Spiele und Gedanken das Größte und Kühnste bezeichneten, ging das Leben auf ebener, sonniger Straße friedlich weiter.

„Im Elternhaus herrschte strenge Ordnung und Gottesfurcht, dabei aber ein behagliches Wohlleben und ein auf gegenseitige Achtung und Liebe der Eltern und ernste Kinderzucht gegründeter Friede. Ich war der älteste und lange der einzige Sohn des Hauses. Als ich schon die Lateinschule der nächsten Stadt besuchte, wurde mir ein Bruder geboren und ein Jahr darnach ein zweiter, dessen Eintritt in die Welt meiner Mutter das Leben kostete.

„Mit diesem Unglück schwand das lichte Behagen unseres Hauses für lange Zeit. Mein Vater, der bisher überaus lebensfroh, heiter und gesprächig gewesen war, wurde nun nachdenklich und einsilbig; die kleinen Brüder dauerten mich manchmal, wie sie so ganz unter fremden, bezahlten Händen und ohne alle Elternliebe aufwuchsen, denn seit die Mutter geschieden, schien der Vater den Weg in das Kinderzimmer nur selten finden zu können.

„Ein wenig heiterer wurde er wieder, als ich mich durch meine Lateinschule hindurchgelernt hatte

und zu ihm ins Geschäft trat. Meine Lust und Liebe zur Sache, der rege Eifer, mit dem ich damals alles, was mir unter die Hände kam, anzufassen pflegte, entlockte ihm manches Lächeln. Bald dünkte ich mich des Vaters unentbehrlichster Gehilfe; ich war sein Schreiber, sein Reisender, sein Rechnungsführer; und ob er gleich mein Thun mit scharfem Auge überwachte, so hatte er doch eine gewisse freie und großmütige Art, mit mir umzugehen. Ohne daß ich's damals gewahrte, umschiffte ich die Klippen, die er mir in den Weg gestellt, um meine Festigkeit und Zuverlässigkeit zu prüfen.

„So wuchs ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn heran, welches ich geradezu Freundschaft nennen möchte und welches so überaus schön und wohlthuend war, daß das Schicksal nicht versäumte, sein Korn Unkraut zwischendrein zu säen. Der erste Hauch eines Unfriedens wurde durch eine politische Meinungsverschiedenheit erregt. Es war der Ausbruch der französischen Revolution, der damals alle Gemüter beschäftigte.

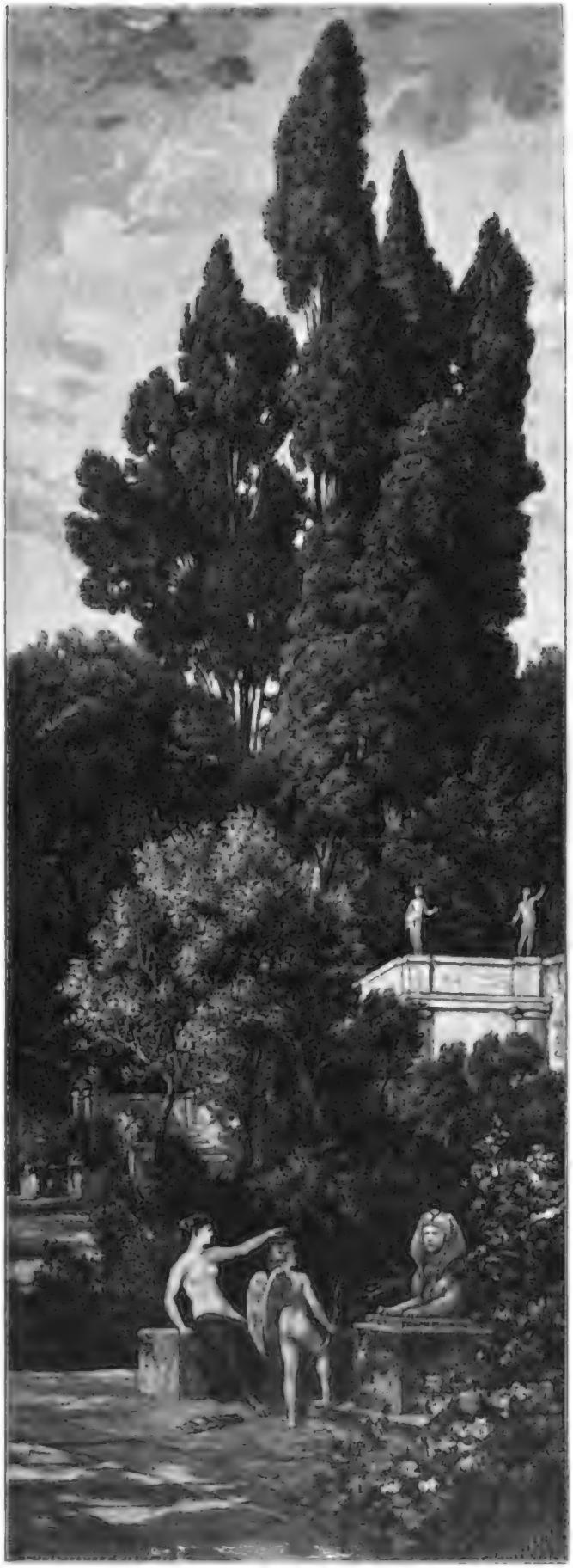
„Ich sog den Hauch eines neuen Zeitgeistes, einer großen, gewaltigen, auf edlen Grundsätzen basirenden Umgestaltung, der, einem Frühlingsodem gleich, vom welschen Boden herüberwehte, gierig in mich ein."

(Fortsetzung folgt.)

Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV.

(Hierzu das Bild S. 1071.)

Am 11. Juni dieses Jahres, gegen elf Uhr vormittags, entfaltete sich auf dem engen Raum zwischen den Kolonnaden und der großen Freitreppe der Nationalgalerie in Berlin ein ungewöhnliches Leben und Treiben. Truppenabteilungen marschierten auf mit klingendem Spiel, Equipage auf Equipage rollte heran und brachte Reihen glänzend uniformirter Herren, ringsum drängten sich die Schaulustigen Kopf an Kopf. Lautes Hurra ertönte — es galt dem Kronprinzen. Es verstärkte sich — der Kaiser war gekommen. Die Tambours schlugen an zum Gebet, der Domchor intonirte das Händelsche Halleluja, dann enthüllte sich nach einer kurzen Weiherede des Oberhof- und Dompredigers Dr. Kögel auf einen Wink des greisen Monarchen ein glänzendes Prunkdenkmal auf der Plattform des Treppenaufbaues vor dem Galeriegebäude, das Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV. Der König erscheint in großer Generalsuniform mit dem Hermelinmantel darüber, den unbedeckten Kopf leicht nach rechts, dem neuen Museum zugewendet, das Pferd mit einem plötzlichen Ruck zum Stehen bringend. Das Postament, aus dunklem schwedischen Granit, trägt als bildnerischen Schmuck vier allegorische weibliche Gestalten, die Kunst, die Religion, die Geschichte und die Philosophie darstellend. Reliefs beleben die vier Seitenflächen des Sockels. Das vordere verkörpert den Genius Friedrich Wilhelms IV. mit Fackel und Oelzweig, seinen Ruhm als Friedensfürst verkündend. Auf der rechten Seite erinnern eine Skizze zu einem Karton für den Campo santo, der Kölner Dom und ein Entwurf zum Denkmal Friedrichs des Großen sowohl an die bedeutendsten Kunstschöpfungen des Königs, als auch an die drei Künste, welche sich seiner Huld und Förderung besonders zu erfreuen hatten. Die linke Langseite zeigt Kriegsgenien, welche Waffen und Montierungsstücke betrauern. Die der Nationalgalerie zugekehrte Schmalseite ist mit der eine Lotosblume tragenden Psyche geschmückt. Eine Widmungstafel vorne am Sockel enthält die Worte: „Dem Gedächtnis König Friedrich Wilhelms IV — König Wilhelm." Selten war einem ausführenden Künstler eine schwierigere Aufgabe gestellt, als hier dem Professor Calandrelli. Während sich sonst der Sockel nach dem Standbilde richtet, war er hier von bestimmter Größe; auch die Höhe des Standbildes, 4,25 Meter, war vorgeschrieben. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß man das Denkmal von verschiedener Höhe aus betrachten kann, ein Umstand, der für den Aufbau, die Gruppierung und die künstlerische Ausarbeitung des Ganzen von großer Wichtigkeit war. Der Künstler hat alle Klippen glücklich umschifft und ein Werk vollendet, das die geistige Individualität des Dargestellten durchaus treffend und doch ideal verklärt wiedergibt, sich den hervorragendsten Denkmälern der neuen Reichshauptstadt würdig anschließt und dem Lorbeerkranze seines Schöpfers ein neues Blatt hinzufügt.



Venus befiehlt dem Amor, Psyche zu bestrafen.
Nach einem Gemälde von Eduard Kanoldt.

Amor und Psyche in der Darstellung Kanoldts.

Indem der Realismus in der Malerei, im Figuren- wie im Landschaftsbilde, immer weitere Fortschritte macht, folgt Professor Eduard Kanoldt in Karlsruhe treu der Richtung, welcher er zuerst als Schüler Prellers sich zuwandte und dann bei wiederholtem Aufenthalt in Italien immer mehr sich zuneigte. Seine Landschaften könnte man klassisch-heroisch nennen. Nur eine untergeordnete Bedeutung hat in ihnen die Staffage, aber sie gibt der künstlerischen Stimmung, welche Formen und Farben wecken, einen festen Anhalt. Die figürlich dargestellten Stoffe sind der Welt der antiken Sage und Dichtung entnommen. Der Geist, der in dieser Welt weht, findet malerisch seinen Ausdruck in der feierlichen Großartigkeit der Landschaft, in der bald düstern, bald heitern, immer einheitlichen Farbenstimmung.

Zu den bedeutendsten Werken des Künstlers gehört unstreitig der Bildercyklus, den er im Auftrag eines Leipziger Kunstfreundes in den Jahren 1880 und 1881 gemalt hat. In acht Gemälden, von denen vier das Höhenverhältnis der in unserer heutigen Nummer reproduzirten, vier Breitendimensionen haben, hatt Kanoldt die poetischen Stimmungen fest, die des Apuleius Erzählung von Amor und Psyche hervorruft.

Von dieser gestvollen und interessanten Bilderreihe bringen wir jetzt die erste Tafel, den Anfang der lieblichen und doch so tiefsinnigen Dichtung von Liebesglück und Liebesleid, von Schuld und Sühne, von Prüfung und Verklärung der Menschenseele.

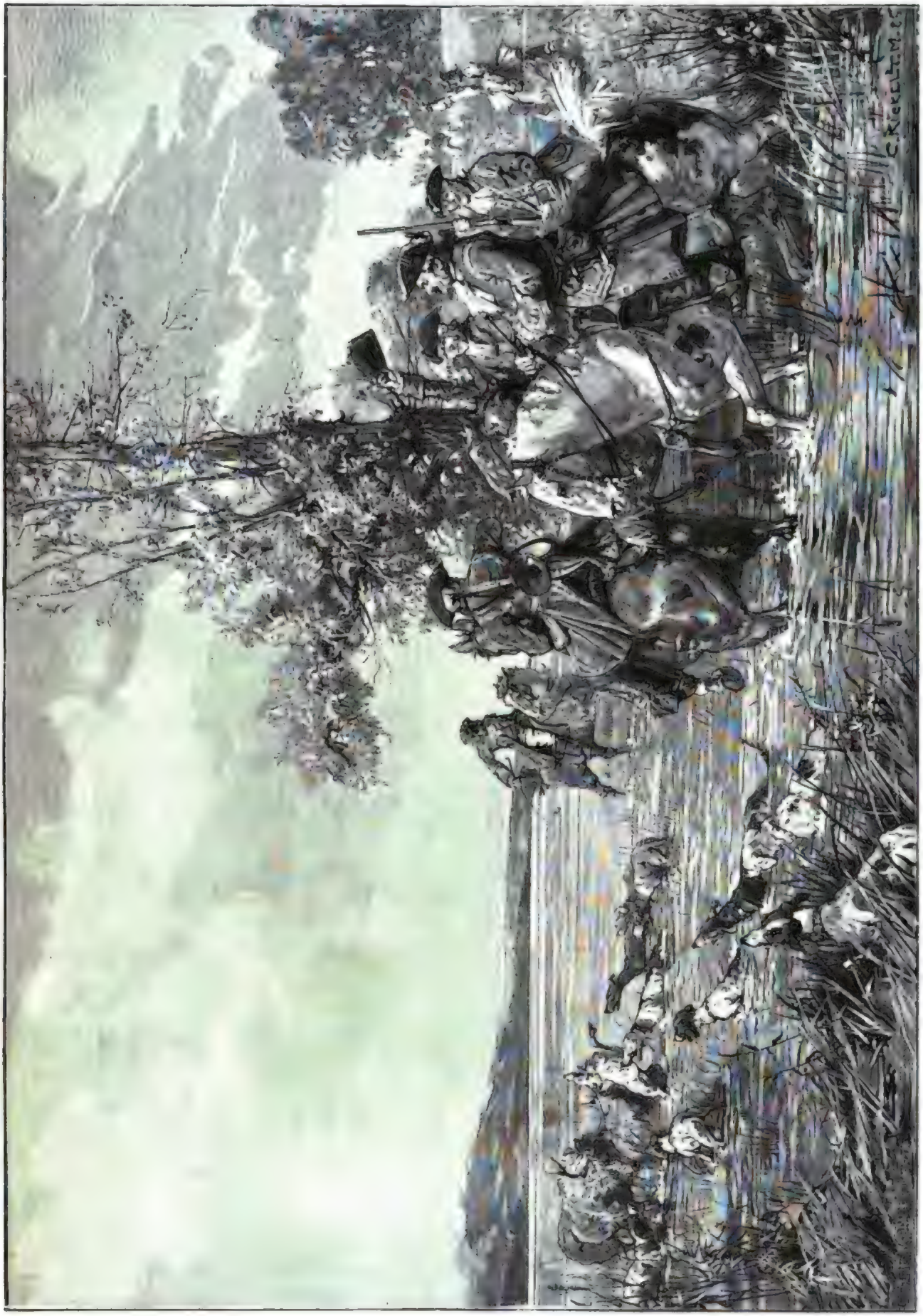
Venus sendet Amor aus, Psyche zu strafen. Das ist der schlichte Hergang der figürlichen Darstellung des ersten Bildes. Weit höheres Interesse, weit tieferen Inhalt bietet die Landschaft. Wir sehen einen Teil des Zauberschlosses der Venus, Treppen, Terrassen, Marmorbilder, fast überwuchert von üppigem Laub, hoch überragt von gewaltigen Cypressen. Wir finden uns in einer Zauber- und Märchenwelt und ahnen doch schon, daß von dieser Stätte der Pracht tiefes Leid aufgehen werde. Von der roßig gefärbten Gestalt der Venus und ihrem braunen Knaben steigt unser Blick zum silbern schimmernden Oelbaum, dann zu den dunklen Cypressen empor, durch deren Gezweige der Himmel wie Verklärung und Glück verheißend glänzt. Es ist die Introduktion der Farbendichtung. K. v. Perfall.

Halali.

(Hierzu das Bild S. 1073.)

„Hörst Du, Kurt, der alte ‚Hektor', mein ‚schärfster' Hund aus der ganzen Meute, gibt keinen Jagdlaut mehr, das ist ‚Standlaut'! Der Hirsch ist ‚gestellt'! Jetzt schlägt auch die ‚Diana' voll an; komm rasch hier herunter!" So rief Heinz v. Dossen, der Oberjägermeister Seiner fürstlichen Gnaden, dem ihm zur Seite gebliebenen Hofmarschall v. Nimitz zu, als sie nach einer mehrstündigen Parforcejagd auf einen „Kapitalhirsch" sich dem großen See näherten, der inmitten der großen Waldungen lag, welche die Jagd am Morgen

Digitized by Google



Halali. Originalzeichnung von Carl Rickelt.

Digitized by Google

durchstreift hatte. Ein paar Sporenstiche und sie befanden sich an der Lichtung des Sees, in dessen Schilf die Hunde „verbellend" den Hirsch grimmig „anfallen", aber von dem streitbaren „König der Wälder" blutig zurückgewiesen werden, der mit den scharfen Enden der Gabel- und Augsprossen manchen seiner Widersacher empfindlich „gezeichnet" hat.

Im Nu ist die Spitze der illustren Jagdgesellschaft, der aber heute Seine Durchlaucht nicht selbst anwohnt und welche sich deshalb um so ungezügelter der Lust hingeben kann, an der Seite des Oberjägermeisters und in den tiefen, klangvollen Tönen des Waldhorns hallt über die weite Wasserfläche und durch den hohen Dom der ihn umgebenden Buchenwälder das „Halali" als Zeichen, daß das gehetzte Wild in der Hand des Jägers sei!

In dem trefflich aufgefaßten, dem Charakter des vorigen Jahrhunderts angepaßten Bilde unseres Künstlers, mit den Jägern in goldverbrämtem Rock auf den „englisirten" schweren Pferden, deren Ramsnase auf die „hungarische" Abstammung hinweist, haben wir noch Gelegenheit, aus den Gesichtern der hohen Jäger deren Temperamente abzulesen.

Wie ernst faßt v. Tossen, den der Hirschfänger an seiner Seite als den Meister der „Jägerei" uns bezeichnet, die muntere Jagd auf. „Nun ja," denkt der Melancholiker, „bald ist's der letzte Hirsch, den ihr hier jagt, wenn ‚alle Tage' Jagd ist und ihr mich immer ins Handwerk zwängt!"

„Gottlob, daß die Jagd vorbei ist!" sagt da der bequeme Ribnitz, während neben ihm, dem Phlegmatiker, der cholerische Landjunker Meiselwitz mit einem lauten „Hussah!" seiner Freude Luft macht. Hinter ihm aber lächelt vergnügt der jugendliche Jägermeister v. Rüder, der als Sanguiniker sich beim Vernehmen der „Wasserfanfare", welche angezeigt, daß der Hirsch „ins Wasser gegangen sei", darüber freut, daß es ihm vergönnt ist, den „Fangschuß" zu geben und damit die Jagd wirklich zu beendigen. Bald ist die „Fangleine" um das stolze Geweih des „Sechzehnenders" geworfen und er ans Land gezogen, wo die Jägerei Mühe hat, die Hunde abzuhalten, damit sie nicht zu frühe „Curée machen", das heißt sich ihren Anteil an dem Wildpret holen, ehe der Hirsch zerlegt ist.

Wer von den vier Temperamentallern hatte recht? Wo sind die Reviere, in denen es in Deutschland noch möglich ist, jeden Tag einen Kapitalhirsch par force zu jagen in fröhlicher Jagd, wie unser Bild sie zeigt? Der Melancholiker v. Tossen traf das Richtige. Und doch darf es uns darob nicht verdrießen und die harmlosere Schwester der „Parforcejagd", die „Schnitzeljagd", hat sicher an manchem „Hubertustage" schon eine ebenso fröhliche Jagdgesellschaft vereinigt, wie diejenige auf unserem Bilde, und dabei ein weniger barbarisches Spiel getrieben, als diese unsere wilden Jäger! C. Fischer.

Die Cocastaude.

Von

Dr. med. Nachtigal.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es gibt leider in der Medizin wie auf anderen Gebieten keinen Fortschritt, keine neue Errungenschaft, welche von allen Aerzten zugleich anerkannt würde. Da sind ihrer immer einige, welche an jeder Neuerung kritteln und zweifeln und sich erst sehr spät, mitunter auch gar nicht überzeugen lassen. Heute bietet einer der leidenden Menschheit ein neues Mittel, ein neues Heilverfahren an, morgen schon steht ein anderer auf und behauptet, jener sei ganz und gar auf dem Holzwege und die Sache verhalte sich gerade umgekehrt. Das ist eben kein erbauliches Schauspiel für das Publikum, welches nicht weiß, wem Recht geben, und somit in seinem Vertrauen zu der ärztlichen Kunst überhaupt bedenklich erschüttert wird. Es wäre traurig, wenn dieser Kampf der Meinungen sich ins Endlose fortspänne, aber gottlob, sie klären sich mit der Zeit, aus dem gärenden Geist der verschiedenen Ansichten senken sich die positiven Ergebnisse und bilden das Fundament für unsere Wissenschaft. So ging es einst, um ein Beispiel aus der Vergangenheit anzuführen, mit der Chinarinde, welche 1640 von dem Leibarzt des Grafen Cinchon, Juan Del Vego, nach Europa gebracht und zu Ehren der Gemahlin jenes Grafen Cinchona- oder Comtessarinde genannt wurde. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein standen sich die ärztlichen Ansichten über die Heilkraft der Rinde schroff gegenüber. Heutzutage hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn man noch ein Wort über die eminente Bedeutung des Mittels in der Heilkunde verlieren wollte. So wogt in der Gegenwart beispielsweise der Kampf der Meinungen über die Entfettungskuren hinüber und herüber. Die einen sagen: kein Fett, kein Zucker und Stärkemehl, die anderen sagen: erst recht Fett und so weiter.

Nicht anders geht es nun in der jüngsten Zeit mit der Coca. Danken wir Gott, daß unser ärztlicher Arzneischatz um ein so vorzügliches Heilmittel vermehrt ist! Aber nein, da kommen schon die Unkenstimmen und machen das ohnehin kopfscheue Publikum wieder gruselig. Und warum? Weil einige Unvernünftige das Mittel im Uebermaß, ohne Sinn und Verstand ihrem Körper einverleiben und die Folgen dem Mittel selbst in die Schuhe schieben statt der Unmäßigkeit. Um da den Blick freizuhalten, muß man unterscheiden zwischen der Drogue, den Blättern der Cocastaude, und dem Cocaïn, dem Alkaloid aus diesen. Es verhält sich damit gerade so wie mit der Chinarinde und dem Chinin, dem Tabak und dem Nikotin, dem Kaffee und Thee und dem Coffeïn und Theobromin, ja etwa wie mit dem Wein und dem Branntwein. All diese Alkaloide sind giftig wie der Schnaps und würden ohne ärztliche Kontrolle Leben und Gesundheit zerrütten wie der Schnaps. Die Cocastaude wurde uns schon vor dreihundert Jahren bekannt, als die Spanier Peru eroberten. Dort war der Strauch eine heilige Pflanze, welche weder bei Festen noch bei Opfern fehlen durfte. Schon seit undenklichen Zeiten war es Gebrauch daselbst, die Blätter, zu Kugeln geformt, zu kauen, was „erheitern, vor Ermüdung schützen, den Genuß von Nahrungsmitteln längere Zeit entbehrlich machen und zu gleicher Zeit als Reizmittel dienen sollte". Da die Pflanze in der Inkareligion eine heilige Rolle spielte, so versuchte die spanische Geistlichkeit 1567 sie zu verbieten, allein umsonst. Nach Europa wurde die Pflanze erst im Jahre 1749 gebracht, doch war sie schon früher von den damaligen Botanikern beschrieben und unter die Rothölzer eingeteilt worden (Erythroxylon Coca, Lamarck). Der in Südperu und Bolivien einheimische und dort wie auch an anderen Orten kultivirte Cocastrauch hat eine gewisse Aehnlichkeit mit unserer Schlehe oder Schwarzdorn und erreicht eine Höhe von 1—2 Meter. Die Blätter werden mehrmals des Jahres gesammelt und gelten als reif, sobald sie auf leichten Fingerdruck abfallen. Sie besitzen einen schwach aromatischen Geruch und schmecken, gekaut, angenehm bitterlich und zusammenziehend, ähnlich wie die Theeblätter. Der heiß bereitete wässerige Aufguß ist klar und schön gelb, verbreitet einen erquickenden aromatischen Geruch und gibt mit Milch und Zucker ein sehr angenehmes Getränk. Im Uebermaß sind die Blätter verderblich wie Opium, bei mäßigem Genuß nicht nur unschädlich, sondern anregend und zur Erhöhung der Nerven-

Cocastaude

thätigkeit förderlich und in gewissen Fällen geradezu notwendig wie Kaffee und Thee. Im Jahre 1860 wurde das von Niemann zuerst dargestellte Alkaloid aus den Blättern, das Cocaïn, von Anrep zunächst an Tieren erprobt und erst vor drei Jahren von Koller in die Menschenheilkunde eingeführt. Einige Tropfen einer selbst schwachen Lösung des Cocaïns bewirken schon nach wenigen Minuten eine völlige Unempfindlichkeit der befeuchteten Hautstelle, namentlich der Schleimhäute, so daß man an den Augen, in der Nase, in Mund und Kehlkopf und so weiter sehr bedeutende Operationen vornehmen kann, ohne wie früher den ganzen Menschen chloroformiren zu müssen. Schon hiedurch allein ist der bleibende Wert des Cocaïns in unserem Arzneischatze gesichert. Doch ich gehe weiter und bin der Ansicht, daß auch der Gebrauch, welchen die Eingeborenen von den Cocablättern selbst machen, sich bei uns einbürgern wird, wie der Kaffee, Thee und Tabak es gethan haben. Das Kauen der Blätter ist freilich unappetitlich und irgend ein Präparat, zum Beispiel die Zubereitung mit Wein, für unsere Verhältnisse entschieden vorzuziehen. Hiermit gar nicht zu verwechseln und gänzlich zu verwerfen sind jedoch die Cocaliqueure und andere Cocapräparate, deren Verkauf in Konditoreien und Delikatessenläden polizeilich untersagt werden sollte. Anders verhält es sich mit dem medizinisch gewissenhaft zubereiteten Cocawein, wie er zum Beispiel von Stephan in Treuen, ähnlich dem allbekannten Aurichschen Chinawein, in den Handel gebracht wird. In dieser Form wurde die Coca schon vielfach angewendet: bei anstrengenden Touren, auf Märschen in den Manövern, auf Jagden und Bergbesteigungen und so weiter. Auch als beruhigendes, schmerzstillendes Medikament wird die Coca in dieser Form schon vielfach verwendet und allseitig gelobt. Mir ist die Tour eines Radfahrers bekannt, welcher am ersten Tag 172 Kilometer, am zweiten 150 zurücklegte und nur öfters den Gaumen mit einigen Tropfen Cocaweins aus der Feldflasche benetzte. Wenn man bedenkt, daß ja oft ein Kranker zwei bis drei Wochen im Fieber seine Kräfte verzehrt, ohne Nahrung aufzunehmen, und schließlich doch gesundet, so wird einem der Gedanke nicht so wunderbar erscheinen, daß man mittels der Coca die Magennerven beruhigen kann, das heißt, das knurrende Hungergefühl beschwichtigt und eben an solchen Tagen, an denen es darauf ankommt, unabhängig von den Wirtshausschildern etwas zu leisten, von unserem eigenen Fett wie aus einem Reservoir aufgespeicherten Brennmaterials zehrt. Vielleicht ließen sich sogar auf diesem Wege Entfettungskuren ausführen! Ein solcher Zustand der Genügsamkeit und Nüchternheit hat übrigens auch in ästhetischer Beziehung seine interessante Seite, denn es ermöglicht die Coca, uns an solchen Tagen zu emanzipiren von dem profansten aller Menschentriebe, dem Hunger, und wir würden alsdann mit einer kleinen Variante eines bekannten Goetheschen Wortes sagen können:

„Und hinter uns in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Es darf daher nicht wundernehmen, daß die Peruaner die Pflanze als ein Geschenk der Götter betrachteten. Die Sage erzählt, daß Mango Kapak, der göttliche Sohn der Sonne, einst von den Felsenmauern des Titikakasees herabstieg und das Licht seiner Mutter ausgoß über die armen Bewohner des Landes. Er brachte ihnen Kenntnis von den Göttern und unterwies sie in nützlichen Künsten und dem Ackerbau. Zugleich aber beschenkte er sie mit der Coca, dem göttlichen Kraut, das den Hungrigen sättigt, dem Müden und Erschöpften neue Kräfte verleiht und den Unglücklichen seinen Kummer vergessen macht.

Ich möchte meine Ansicht dahin zusammenfassen, daß das Cocaïn als stark wirkendes Heilmittel, beziehungsweise als Gift, nur unter ärztlicher Kontrolle gebraucht und verabfolgt werden sollte, daß man aber die Cocablätter und deren Präparate, zum Beispiel in der Form des Cocaweins, unbeargwohnt und unbehelligt lassen dürfte. Wer derartiges braucht für seine Nerven, dem gestatte man ruhig, es zu nehmen, denn unsere Zeit stellt große Anforderungen an die Nerven und leider wachsen diese nicht mit ihren Zwecken, vielmehr sorgt man schon von der Schule an für eine Ueberanstrengung und Ueberreizung derselben. Wie mancher Bruder Studio — gilt es, die letzten Wochen vor dem Examen recht auszunützen und einmal eine Nacht durchzuarbeiten — ist genötigt, zu starkem Thee, Kaffee oder Tabak seine Zuflucht zu nehmen. Ja, ist das etwas anderes? Kein Polizeiverbot hat es vermocht, den Tabak aus unseren Kulturstaaten zu verbannen. So wird es auch gehen mit der Coca, welche jedenfalls durch hundertjährige Erfahrung ihre völlige Unschädlichkeit für Nerven und Sinnessystem bewiesen hat und Namen wie Humboldt, Tschudi und Bibra als Gewährsmänner zum Beleg dafür ins Feld zu stellen vermag.

Die Siouxindianer.

(Hiezu das Bild S. 1077.)

Wohl zu den glücklichsten Gedanken dürfte es zu rechnen sein, in unseren zoologischen Gärten dem großen Publikum Angehörige fremder Stämme vorzuführen und ihm einen Begriff ihres Lebens und der Sitten ihrer Heimat zu geben. Haben sich nun im Laufe der letzten Jahre Nubier, Singhalesen, Eskimos und wie die Völkerschaften sonst alle heißen mögen, gezeigt, so ist es jetzt zum erstenmal, wenigstens in dieser größeren und anschaulicheren Weise, daß sich Mitglieder eines nordamerikanischen Indianerstammes, dieses uns durch Cooper und viele andere neuere Schriftsteller so bekannten Volkes, zeigen. Zumal die Jugend, die ja mit Vorliebe Schilderungen aus jenen fernen Gegenden liest und dafür schwärmt, konnte hier einmal die wilden Reiter und Kämpfer der Prairien des fernen Westens in Natur sehen und daraus Belehrung schöpfen. Die sich erst in Wien in der Rotunde, dann im Dresdener zoologischen Garten und jetzt in der Reichshauptstadt unter Führung des genialen Landschaftsmalers Rudolf Cronau aufhaltenden Rothäute gehören dem Stamm der Siouxindianer an, welche im Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Prärien zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen bis südlich zum Arkansas bewohnen.

Hat auch diese rote Menschenrasse, die in Amerika unter dem Begriff „Indianer" zusammengefaßt wird, mit ihrem wilden Naturleben für den weißen Kulturmenschen wenig Anziehendes, so kann man andererseits doch nicht leugnen, daß ihre besten Vertreter nicht frei von allgemein menschlichen und großen Zügen sind. Sie schätzen ihre Religion, in welcher, wie auch anderswo, die Vorstellung herrscht, daß ein guter und ein böser Gott sich auf Erden ewig befehden, und haben auch ihr Geschlechtsleben, die Ehe, einigermaßen menschlich geordnet. Deshalb hat es immerhin etwas Tragisches, zu gewahren, wie die begabtesten unter ihnen dem Untergange ihres Volkes bewußt entgegensehen. Nach Irving Dodge werden die Kriege mit den Indianern immer wieder hervorgerufen durch Nichterfüllung der Verträge seitens der Weißen, durch schlechte Aufführung der Regierungsagenten, durch Einbrechen der Weißen in das Indianergebiet und durch Verletzung der von der Regierung übernommenen Verpflichtungen. Die Indianer dagegen halten nach dem Zeugnis der Missionare, was sie versprochen, sind aber dann auch sehr wachsam und empfindlich, wenn die Verträge von den Weißen gebrochen werden. Diese Angabe bestätigt sich durch das Auftreten eines Häuptlings der Brulé-Sioux bei einer Konferenz, die vor einigen Jahren in der „Spotted-Tail-Agency" abgehalten wurde. Der „Gefleckte Schweif" erhob sich und sagte zu den Vertretern der Regierung: „Wir sind hieher gekommen, um euch zu treffen, meine Freunde. Wir haben die Worte erwogen, die ihr uns von dem großen Vater überbracht habt. Ich habe meinen Entschluß gefaßt... Dies ist nun das fünftemal, daß uns der große Vater Botschaft gesandt hat, aber eure Versprechungen werden von euch nicht gehalten." Nachdem der Häuptling den Weißen die einzelnen Punkte ihres Vertragsbruches klar gelegt hat, schließt er: „Dieser Krieg ist nicht in unserem Lande entstanden, er ward über uns hereingebracht durch die Kinder des großen Vaters, welche hieher kamen, um uns unser Land ohne Bezahlung wegzunehmen, und die uns viel Leid zufügen. Der große Vater und seine Kinder sind für diese Unruhen anzuklagen. Es ist unser Wunsch gewesen, friedlich zu leben, aber der große Vater hat unser Land mit Soldaten erfüllt, welche nur auf unsern Tod denken..." Man wird hiebei unwillkürlich an die Worte unseres

edlen Seume erinnert, als er über jenen gastfreundlichen Huronen sagte:

„Auf seiner Stirne wohnte Größe Siegel,
Es groß, als je ein Mann empfand!“

Auf unsern Tod denken — ja, das ist es eben. Der weiße Mensch hat nicht die Absicht, Verträge mit einer Rasse zu halten, deren Existenz ihm lästig ist; und die Verhältnisse auf dem Erdball drängen zum Rassenkampf hin. Eine Zeit wie die Gegenwart hat keinen Beruf, diese großartigen Kontraste auszugleichen. Wie die amerikanische Regierung schon jetzt Nahrungsmittel an einige wilde Stämme verteilt, so wird sie im besten Falle Land unter die Indianer verteilen und sie unter das bürgerliche Gesetzbuch stellen. Da aber der Indianer kraft vieltausendjähriger Tradition diese Kulturerrungenschaft nicht schätzen wird, so dürfte der weiße Mann bei dem Erwerb indianischer Ackergüter leichtes Spiel haben, in dessen Folge der Indianer besitz- und heimatlos wird und endlich untergeht.

Der Dakotah- oder Siouxbund ist die vierte und mächtigste der Stammessonderungen, in welche sich die Indianer geschieden haben. Die Dakotahstämme bewohnen Dakotah, Montana und Wyoming und werden von den Franzosen les Coup-gorge genannt und zwar nach einem ihrer Geheimzeichen, das sie sich geben, indem sie mit dem untern Teil der Hand um ihre Kehle fahren. Andere ihnen feindliche Stämme nannten sie Nadowessioux — Feinde; dieses Wort wurde später in „Sioux“ abgekürzt und von den Engländern als Gesamtname gebraucht, wird aber von dem Dakotahindianer als ein verächtlicher Spitzname empfunden.

Ihre wichtigsten Stämme sind die Mdewakanton, der Stamm vom „Dorf am Geistersee“; die Wahpakon, „Dorf im Laub“; die Sisseton, „Dorf im Sumpf“ und andere, und ihre Stärke wird auf 55,000 Köpfe geschätzt. Neben den Osagen, unter denen jeder ausgewachsene Mann sechs Fuß hoch ist, sind die Sioux in ihrer physischen Erscheinung die schönsten und zugleich die trotzigsten Indianer des amerikanischen Kontinents. Sie leben mit ihren schwächeren Nachbarn, den Pawnees, die sie bald ausgerottet haben werden, in steter Fehde und ihre einflußreichsten Führer sind: der „Sitzende Stier“, welcher vor einigen Jahren mit den Unionstruppen Krieg führte, sowie die „Rote Wolke“ und der „Rote Hund“, Häuptlinge der Ogallasioux.

Ein herrliches Bild ist es, welches sich auf der weiten sogenannten Völkerwiese des Dresdener zoologischen Gartens dem Auge des Beschauers zeigt. An den Wigwams sitzen Frauen mit Perlenarbeiten beschäftigt, lustig balgen sich die roten Kinder herum und im Innern eines der schützenden Zelte schaukelt ein fest eingewickelter Säugling. Neben den Frauen, hingestreckt auf die zottigen Decken der Büffel, lagern Krieger und Cowboys, jene Hirten der Rinderherden der weiten Prairien, welche an Verwegenheit und Kühnheit, leider auch oft an Wildheit den Indianern nichts nachgeben. Einer der letzteren hat sich in seine bunte wollene Decke total eingehüllt, so daß nur die oben am Kopfe in der Skalplocke befestigte Adlerfeder hervorlugt. Leben kommt aber jetzt in die Gruppe der Ruhepflegenden, die Zeit naht heran, in welcher sie dem Publikum Scenen aus dem Leben ihrer Heimat vorführen.

Ein eigentümlich monotoner, in hohen Tönen vorgetragener Gesang ertönt und es naht der Zug der Rothäute. Im vollen phantastischen Kriegsschmuck mit den mächtigen Kronen von Adlerfedern auf dem Kopf; die Federn laufen über den ganzen Rücken bis herab zu den Fersen der Krieger. Sie reiten ohne Sattel auf den vollständig nackten mutigen Rossen. Das zunächst ruhige Tempo der Reiter geht schließlich in volles Jagen über und jauchzend und schreiend fliegen sie dahin, mitten darunter die Frauen, mit vollkommener Sicherheit, ganz nach Männerart zu Pferde sitzend. Es produzirt sich sodann Hampa-naspayo, der „nasse Mokassin“, im Schießen mit Bogen und Pfeil, welch letztere er 180 Meter weit entsendet und trotz dieser riesigen Entfernung kommt er seinem Ziele stets nahe. Als dritte Nummer des Programms folgt sodann der Mädchenraub, eine aufregende wilde Reiterscene, welche leider oft zu Unfällen führte, indem bei dem tollen Jagen Roß und Reiter stürzten, so daß diese Vorführung schließlich in Wegfall kam. Hampa-naspayo ist es auch, welcher mit dem Lasso die vollkommen frei dahinstürmenden Pferde einfängt. Er ist ein vorzüglicher Reiter, dieser rote Krieger, und trotz der gewagtesten kurzen Wendungen sitzt er wie angeschmiedet auf seinem isabellfarbigen Gaul und führt diesen mit fester und sicherer, aber unendlich weicher Hand. Das Schlußbild ist aber das lebendigste und aufregendste, und es klopft dem Beschauer wirklich das Herz in der Brust vor Erregung. Eine große, mit vier Pferden bespannte amerikanische Post, mail-coatch, wie solche die bis jetzt noch nicht von Eisenbahnen durchzogenen Strecken des weiten Reiches der amerikanischen Union befahren, naht. Dicht ist sie besetzt mit Reisenden und unter ihren Insassen befindet sich auch ein polnisch Jüdlein, welches nicht wenig zur Erheiterung des Publikums und augenscheinlich auch der Indianer beiträgt. Cowboys, als Verbündete der Rothäute, haben schon vorher in einem einsam liegenden Blockhause spionirt und diese im Verein mit den wilden Vagabunden sind es, welche die Post, sowie einen folgenden Emigrantenwagen überfallen. Revolver und Gewehre krachen, Pulverdampf füllt die Luft, ihr Kriegsgeschrei ausstoßend, stürzt sich die wilde Schar auf den Wagen, Passagiere werden herausgerissen, scheinbar skalpirt; wild peitscht der Rosselenker auf seine sich scheuend bäumenden Gäule und in sausendem Galopp jagt das Gefährt davon, die Ueberlebenden aus dem Gemetzel in seinem Innern.

Es ist dies ein Bild, so malerisch und aufregend, wie es sich da entwickelt, daß man förmlich vergißt, daß es nur Schein und man ordentlich erstaunt in die Wirklichkeit zurückkommt.

Justinus Kerner.

Ein Gedenkblatt

von

Paul Lang.

Man mag über die Säkularerinnerungen an berühmte Persönlichkeiten, wie sie dermalen nicht allzu spärlich veranstaltet werden, denken, was man will: einen Gewinn kann unser Geschlecht jedenfalls daraus ziehen. Sie mögen uns zu Gemüt führen, daß unsere Zeit, der man manchmal nachsagt, daß sie an geistigen Gütern verarme, noch manche Schätze hat, wenn wir sie nur beachten wollen.

Und wie reich ist Justinus Kerner an Geist und Gemüt als liebenswürdiger volkstümlicher Dichter, als menschenfreundlicher Arzt, ja auch als selbständig forschender Geisterseher. Das Bild dieses reichen Lebens, das vor hundert Jahren begann, vor vierundzwanzig Jahren schloß, in der Erinnerung des freundlichen Lesers seinen Grundzügen nach aufzufrischen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Justinus Kerner wurde den 18. September 1786 in der zweiten herzoglich württembergischen Residenzstadt Ludwigsburg geboren und erhielt zu Ehren eines Ahnherrn der aus Kärnten nach Schwaben eingewanderten Familie die Namen „Justinus Andreas“, denen zur Beruhigung der Mutter auch „Christian“ beigefügt wurde. Der Vater Christoph Ludwig Kerner war Oberamtmann mit dem Titel Regierungsrat: ein ehrenfester Beamter von kerndeutscher Gesinnung, gelegentlich nicht ohne schalkhafte Laune, in der Erziehung gegen die fünf älteren Kinder streng, gegen den Jüngsten — unsern Justinus — milder. Die Mutter, eine sanfte, gemütvolle Frau, war die Tochter des Oberamtmanns Stockmayer; ihre Wiege stand auf der Felseninsel bei Lauffen am Neckar, an welche sich die Legende von der heiligen Regiswindis knüpft.

Die am Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründete Vaterstadt Kerners hatte damals zeitweise eine immerhin noch glänzende Hofhaltung. Auf dem weiten Marktplatz wurden rauschende Festlichkeiten gehalten, denen der württembergische Herzog Karl Eugen mit seiner Franziska von den Fenstern der Oberamtei aus zuschaute. Der Dichter Schubart, aus seiner zehnjährigen Haft auf dem Hohenasperg befreit, verkehrte zuweilen in Kerners Vaterhaus. Die bald darauf ausbrechende französische Revolution riß den ältesten Bruder Georg in ihre Wirbel. Er schwärmte für die Völkerbefreiung, stürzte sich zu Paris mitten in die Bewegung und starb nach einem überaus abenteuerlichen Leben 1812 als Arzt in Hamburg.

Im Herbst 1793, als der „Hofrat Schiller aus Jena“ besuchsweise in Ludwigsburg weilte, starb Herzog Karl Eugen. Während der kurzen Regierung seines Nachfolgers, auf dessen jähen Tod Kerner eines seiner ersten Jugendgedichte verfaßte, übte sich der Knabe in kriegerischen Kinderspielen. Die Zeiten waren ernst und bewegt, Ludwigsburg verödete; französische Ausgewanderte trieben sich in der Stadt um, die eine ganze Reihe verzopfter, aber in den Lebensformen seltsam verdrehter Menschen beherbergte. Der Unterricht, den Justinus in den ersten Schuljahren genoß, war lückenhaft.

1795 wurde der Vater als Oberamtmann nach Maulbronn befördert. Das alte, in stillem Waldthal gelegene Kloster bildete einen eigentümlichen Gegensatz gegen die moderne Stadt Ludwigsburg. Träumerisch weilte der Knabe im geheimnisvollen Dämmerlicht der prächtigen Klosteranlage; Kerners Vorliebe für das deutsche Mittelalter hat wohl in Maulbronn ihre erste Anregung empfangen. Eigentümliche Vertreter der Zopfzeit gab es übrigens auch unter den damaligen Insassen des Klosters, und so bildete sich im Gemüt des Knaben neben dem Schauern mittelalterlicher Romantik jene schalkhafte Laune aus, welche verschnörkelten Lebensformen mit Behagen eine heitere Seite abgewann. Der Unterricht, teilweise durch Zöglinge der Klosterschule erteilt, wurde regelmäßiger.

Darauf brachte man ihn zu einem Präzeptor in das benachbarte Knittlingen, den Geburtsort des Doktor Faust, nahm ihn aber der kriegerischen Zeitläufte wegen bald wieder heim. Dann war er in Brackenheim bei Dekan Uhland, einem Verwandten des Dichters, untergebracht, machte aber im Lernen geringe Fortschritte. Seine Gesundheit war wankend, es stellten sich „magnetische Träume“ bei ihm ein, bis ihn — nach seiner Ueberzeugung — der Magnetiseur Gmelin zu Heilbronn von diesen krankhaften Erscheinungen befreite.

Nach dem Tode des Vaters (1799) kehrte die Familie in ziemlich dürftigen Verhältnissen nach Ludwigsburg zurück. Justinus versuchte sich in Jugendgedichten, die bereits eine gewisse seelenvolle Tiefe der Empfindung verraten, mitunter auch in literarischen Eulenspiegeleien. Diakonus Conz, der Freund Schillers, erteilte ihm den Konfirmandenunterricht; Justinus legte ohne Frack — was damals in seinen Augen ein bedeutsamer Mangel war — sein Glaubensbekenntnis ab, und nun trat die Frage der Berufswahl ziemlich ernst an ihn heran.

Die bevormundenden Verwandten gedachten ihn Schreiner oder Konditor werden zu lassen; endlich trat er als Kaufmannslehrling in der herzoglichen Tuchfabrik der Stadt ein. Hier verlebte er eine freudlose Zeit; er tröstete sich damit, daß er, während er seine Tuchballen in Glanzleinwand einnähte, wehmütige und launige Gedichte niederschrieb. Endlich befreite ihn die Fürbitte seines Bruders Georg, der damals ein Reisewerk „über den Sund“ veröffentlichte, und die thatkräftige Verwendung des zum Professor in Tübingen vorgerückten Conz aus seiner mißlichen Lage. Er sollte Naturwissenschaften studiren. Im Herbst 1804 wanderte er zu Fuß der Musenstadt Tübingen entgegen. Ein Rezept, das ihm, während er vor den Thoren der Stadt ruhte, der Wind entgegentrug, brachte ihn zu dem Entschluß, ein Arzt zu werden.

In Tübingen bezog Kerner den in der Nähe der Stadtkirche gelegenen „Neuen Bau“. Hier in seinem Zimmer versammelten sich poetisch strebsame schwäbische Jünglinge, in deren Kreis sich bald auch der Norddeutsche Varnhagen heimisch fühlte, zu lebhaftem Gedankenaustausch: Karl Mayer, Ludwig Uhland, Heinrich und August Köstlin und andere. Sie suchten für ihre Gedankenwelt neue Formen; der Neue Bau wurde nach Kerners Ausdruck „das Nest der Romantik“. Arnim und Brentano gaben damals „Des Knaben Wunderhorn“ heraus, worin auch Kerners: „Mir träumt', ich flög' gar bange“ als vermeintliches Volkslied aufgenommen wurde. Einzelnes wurde von den jugendlichen Sängern in Seckendorfs Musenalmanach veröffentlicht; anderes legten sie in einem handschriftlich sein Dasein fristenden „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“ nieder. Uhlands einundzwanzigster Geburtstag wurde auf der Achalm bei Reutlingen gefeiert; hier sah Kerner zum erstenmal seine spätere Lebensgefährtin Friederike Ehmann, die verwaiste Tochter eines schwäbischen Landpfarrers, und die jungen Herzen fanden sich schnell.

Uebrigens versäumte Kerner durchaus nicht seine Berufswissenschaft; er schrieb seine Doktordissertation „über das Gehör“, wozu er an allerlei Getier, das er in seinem Zimmer beherbergte: Gänsen, Eidechsen und dergleichen, eigenartige Beobachtungen zu machen gewußt hatte. Am 2. Dezember 1808 erhielt er sein Doktordiplom, das ihm die Tübinger medizinische Fakultät fünfzig Jahre später mit attischem Salz erneuert hat. Und nun zog er aus dem engen Städtchen, worin er die Freunde manchmal mit Gespenstergeschichten gruseln gemacht oder ihnen ein Stück auf der ihm schon früher liebgewordenen Maultrommel vorgespielt hatte, hinaus ins deutsche Land.

Er ging nach Hamburg, wo er den Bruder Georg wiedersehen durfte, von da nach Wien, wo Varnhagen in seine Arme eilte, über Regensburg nach Augsburg, wo sich die Braut aufhielt, dann zurück in die Heimat nach Ludwigsburg und Tübingen.

In einem württembergischen Dorf gedachte er seine ärztliche Praxis zu beginnen, doch war seines Bleibens hier nicht lange. Auch sein Aufenthalt in Wildbad, wo er als Nachfolger des ersten dort ansässig gewordenen Arztes einrückte, erstreckte sich kaum über Jahresfrist. Gleichwohl beschrieb er 1812 „Das Wildbad im Königreich Württemberg“ mit seinen Heilquellen, landschaftlichen Reizen und sinnigen Volkssagen.

Ein Jahr zuvor hatte er die „Reiseschatten des Schattenspielers Luchs“ veröffentlicht, eine Dichtung voll urwüchsiger Laune mit prächtigen, nach dem Leben gezeichneten Gestalten und gelungenen Liedern im Volkston. Einen poetischen Almanach und den „Deutschen Dichterwald“, wozu die alten Freunde ihre Beiträge spendeten, ließ er in Gemeinschaft mit Uhland folgen.

Die folgenden Jahre verbrachte Kerner als Arzt in Welzheim (1812—16), wohin er sein „Rickele“ heimführen durfte, und als Oberamtsarzt in Gaildorf (1816—18), zwei in gebirgiger Waldgegend nicht fern von einander gelegenen württembergischen Landstädtchen.

Die ärmliche Lebensweise der Bewohner des Welzheimer Waldes lenkte die Aufmerksamkeit des Arztes auf Vergiftungsfälle durch den Genuß verdorbener Würste, worüber er seine Beobachtungen in einer Reihe von Schriften niederlegte. Uebrigens entdeckte der „Wurstkerner“, wie ihn damals zuweilen die Freunde nannten, in seiner Waldeinsamkeit auch altdeutsche Kunstdenkmäler, einen Naturdichter: den armen Leineweber Johannes Lämmerer, dessen Gedichte er in Auswahl zum Druck besorgte, und einen mit „magnetischer Heilkraft“ begabten Bauern Melchior Lang, über den er im „Morgenblatt“ berichtete. Die Verfassungsfrage, die damals das Württemberger Land beschäftigte, beantwortete sich Kerner im Gegensatz zu dem das „alte, gute Recht“ vertretenden Freund Uhland dahin, daß er die vom König angebotene Verfassung dankbar annahm. Ein Politiker ist Justinus nie gewesen; aber für vaterländische Art und deutsches Gemüt hat er stets gesunde Begeisterung genährt. Seine engere Heimat war ihm ans Herz gewachsen; sein herrliches Lied: „Preisend mit viel schönen Reden“, ist zu einer Art von württembergischer Nationalhymne geworden. Mehrere Mitglieder des Regentenhauses, zuletzt auch König Wilhelm, schenkten ihm ihre Huld.

Zu Weinsberg bei Heilbronn, im „Bezirk der Reben“, wohin er Anfangs 1819 nicht ohne Heimweh nach dem „Bezirk der Tannen“ übersiedelte, fand Kerner seine bleibende Heimat. Hier am Fuß der „Weibertreu“-Ruine, die er teilweise aus dem Erlös der von ihm erdachten „Weibertreuringe“ in stimmungsvolle Anlagen umschuf, erbaute sich der Dichter (1822) sein reizendes „kleines Haus“, wozu ihm die Stadt den Bauplatz und dazu das Bürgerrecht schenkte. Bald sprangen nach Uhlands Zimmerspruch „aus dieses Hauses Thür fromme Kindlein herfür“: zwei Mägdlein und ein Knabe, der jetzige Hofrat Theobald Kerner in Weinsberg.

Wie vielerlei Menschenkinder sind in diesem stetig sich erweiternden Heimwesen, darin Justinus und sein Rickele mit unverwüstlicher Herzensgüte und einer keine Grenze kennenden Gastlichkeit walteten, aus und ein gegangen! Hier pflegten Mayer, Uhland und Schwab im Schatten des Nußbaumes zu weilen. Hier sprachen Matthisson, Tieck und Strauß ein. Hier ruhte der dichterisch veranlagte Alexander Graf von Württemberg in den Armen seines Justinus aus. Hier schrieb im geheimnisvollen Turm der Stadtmauer der amerikamüde Lenau seinen „Savonarola“. Die Polenflüchtlinge tranken an dem von Kerner selbst gezimmerten Tisch des Dichters Wein. Prinzen und Prinzessinnen überschritten die Schwelle, aber auch der Handwerksbursche, der ohne Erfolg nach der Schuldigkeit fragte, und der jährlich wiederkehrende Tiroler Handschuhhändler fanden hier Herberge.

Hier weilte zweieinhalb Jahre die Försterstochter Friederike Wanner, verehelichte Hauffe, aus dem benachbarten Dorf Prevorst, die merkwürdigste aller Somnambulen, über welche Monographien erschienen sind. Sie gab nach Kerners Ueberzeugung Aufschlüsse über die übersinnliche Welt. Justinus legte seine Beobachtungen über dieses, von jedem Standpunkt aus betrachtet, hochinteressante weibliche Wesen (geb. 1801, gest. 1829) in seinem vielgenannten, bis jetzt in fünf Auflagen erschienenen Buch: „Die Seherin von Prevorst“ (Stuttgart, J. G. Cotta), nieder. Mag man fragen, ob die Mittel, die unser Justinus in einer langen Reihe von Veröffentlichungen aufbot, zu den erzielten Ergebnissen in einem Verhältnis stehen, an der Reinheit seiner menschenfreundlichen Absichten, an dem redlichen Ernst, womit er und viele gelehrte Freunde

Weinsberg mit der „Weibertreu".

Untersuchungen und Forschungen mit und über diese Somnambule anstellten — Weinsberg hatte in jener Zeit eben wegen dieser Seherin eine Menge berühmter Besucher — wird ein wirklich Unbefangener nicht zweifeln, und die Ergebnisse dieser Forschungen sind jedenfalls für den Psychologen und Physiologen, vor allem aber für den Philosophen hoch interessant. Gerne ließ der geistersehende Dichter zuweilen auch die kauten Lichter seiner schalkhaften Laune über den Schleier des „Nachtgebietes" huschen.

Eine auf diese Tage erschienene kleine Festschrift von Carl du Prel, „Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst", mit Zeichnungen aus dem Skizzenbuch von Gabriel Max und mit hierauf bezüglichen Kernerschen Gedichten (Leipzig, Th. Grieben's Verlag) hat es sich zur Aufgabe gemacht, den merkwürdigen Mann in kurzen Zügen nach seiner mystischen Richtung zu schildern.

Die seelenvollen, innigen, ihre Musik in sich selbst tragenden Lieder des Dichters und seine frischen Romanzen wurden zum erstenmal 1826 in einer selbständigen Sammlung vereinigt und sind dann wiederholt mit Vermehrungen herausgekommen. Als ein Sechzigjähriger diktirte er seiner Schwiegertochter das köstliche „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" in die Feder (2. Auflage 1896). Als Oberamtsarzt (1849) in den Ruhestand getreten, schenkte er den Freunden seiner Muse den „letzten Blütenstrauß" (1852), nach dem ihn auf das schmerzlichste berührenden Hingang seiner edlen Gattin (16. April 1854) noch die „Winterblüten" (1859). Das beste, was er gesungen hat, gehört zum poetischen Gemeingut des schwäbischen Stammes und des deutschen Volkes. — Es sind unsterbliche Lieder.

Am 21. Februar 1862 schied er, seit 1840 mit einem Augenleiden behaftet, wenn auch nicht ganz erblindet, aus diesem Leben. Eine

Justinus Kerner

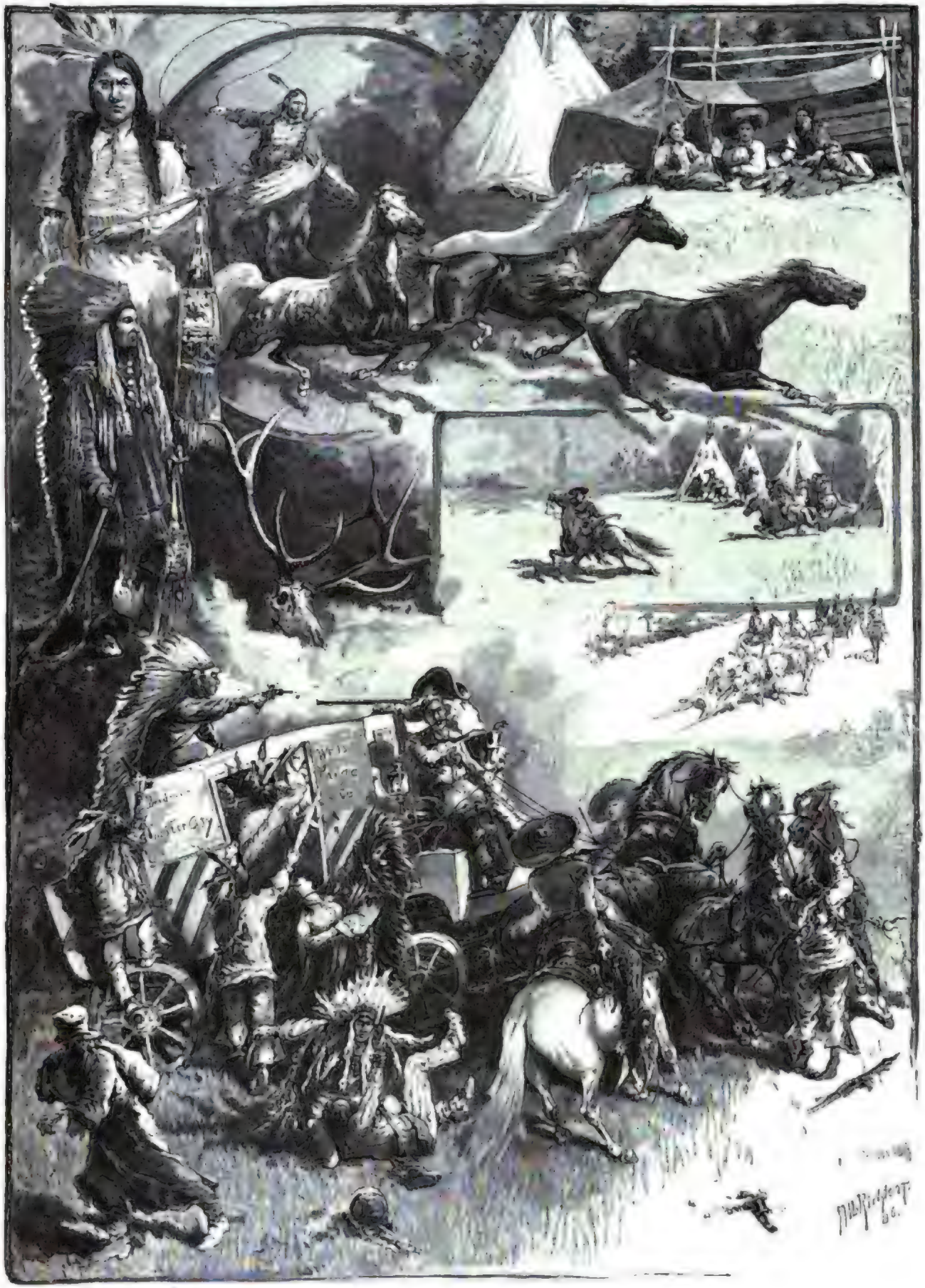
Kerners Haus und Denkmal.

Granitplatte, auf der seiner Anordnung gemäß nur die Worte stehen: „Friederike Kerner und ihr Justinus", deckt auf dem Weinsberger Friedhof das gemeinsame Grab. Ein ansprechendes Denkmal, von Oerdtle und Roller ausgeführt, steht in der Nähe des „kleinen Hauses". Ueber diesem wird, so lang es warme deutsche Herzen gibt, der Duft poetischer Verklärung ruhen und der Name Justinus Kerner wird seinen Klang behalten.

Am 16. September 1886 feiert die Stadt an der sagenumwobenen „Weibertreu" in dankbarer Erinnerung an Justinus Kerner, im wahren Sinn des Worts „einen der Ihrigen", ein solennes Fest, das Böllersalven und ein Frühkonzert ankünden, dann folgt eine Rede am Grabe und Denkmal; der Festzug der Schulen, Festjungfrauen, Gäste, der städtischen Kollegien und Beamten, des Frauenvereins, Männerliederkranzes, des Urbanus- (Weingärtner-) und des Veteranenvereins, der Schützengilde, Turngemeinde, Feuerwehr wird den Glanzpunkt bilden, dem Festmahl mit Festrede und Gesangsvorträgen, dann ein allgemeines Volksfest „am grasigen Hag" mit Bewirtung der Schuljugend und viel Lustbarkeit folgen. Mit Eintritt der Dämmerung wird auf der Weibertreu ein Feuerwerk abgebrannt und das Denkmal bengalisch beleuchtet.

Der Heppenturm.

Digitized by Google



Die Siouxindianer im zoologischen Garten zu Dresden. Originalzeichnung von Albert Richter.

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Tag tauchte am östlichen Horizont herauf, als die Kammerfrau dem Befehl gemäß den Schlummer der Frau Prinzessin unterbrach.

So eilig, als es möglich war, wurde die Toilette der Damen gemacht und dann befahl die Prinzessin, daß auch der Graf Waldheim auf der Stelle geweckt und zu ihr beschieden werden solle.

Als gerade die Kammerfrau hinausgehen wollte, um diesen Befehl dem Wunsche der Prinzessin gemäß so vorsichtig und wenig auffallend als möglich auszuführen, wurde es plötzlich in dem noch in tiefer Nachtruhe liegenden Hotel außerordentlich laut.

Starke Schläge fielen gegen die Thür, in immer kürzeren Zwischenräumen mit verdoppelter Kraft sich wiederholend.

Die Prinzessin hielt die Kammerfrau zurück, um abzuwarten, bis der nächtliche Gast, welcher so große Eile zu haben schien, aufgenommen und die Ruhe im Hause wieder hergestellt sein würde.

Bald wurden denn auch im Innern des Hotels Thüren geöffnet.

Man hörte Schritte auf dem Flur, dann knirschte der Schlüssel im Schloß der Hausthür und laute Stimmen klangen durch die Stille.

Die Prinzessin erschrak. „Höre doch, Margot," flüsterte sie ihrer Freundin zu, indem sie lauschend der Thür näher trat, welche die Kammerfrau ein wenig offen hielt, „höre doch, man nennt den Namen Deines Vaters!"

In der That vernahm man die Stimme des Portiers, der verwundert und mürrisch sagte:

„Seine Excellenz der Herr Graf Waldheim schlafen noch — ich darf so ohne weiteres seine Wohnung nicht betreten, aber ich will den Kammerdiener des Herrn Grafen wecken, der dann wohl wissen wird, was er zu thun hat."

Darauf hörte man schnelle Schritte auf dem Korridor nach der Wohnung des Grafen Waldheim hin, dann lebhafte Stimmen in weiter Ferne, mehrfaches Oeffnen und Schließen von Thüren, bis endlich alles wieder still wurde.

Die Prinzessin winkte der Kammerfrau, welche sogleich aus dem Zimmer verschwand und geräuschlos die Thür hinter sich schloß.

„Was kann das bedeuten, Margot?" fragte sie dann ungeduldig. „Der Besuch galt in der That Deinem Vater — aber was kann er wollen — eine Botschaft von Rebenberg — so eilig — zu dieser ungewohnten Stunde?"

„Durchlaucht," sagte Margot, indem es wie ein Hoffnungsschimmer in ihrem traurigen Gesicht aufleuchtete, „vielleicht ist dies die Rettung — vielleicht ist es in Rebenberg von Bertingen aus bekannt geworden, daß der Erbprinz — der Erbprinz nicht —"

„Ha," rief die Prinzessin, „das kann es sein, und dann freilich müßte wohl unmittelbar der Befehl zur schleunigen Abreise hieher kommen — dann hätte ich nicht nötig, darauf zu dringen, sondern nur diesem Befehl zu gehorchen. Ja, ja," rief sie ganz freudig, „so wird es sein — das überhebt uns aller Erklärungen, das löst die ganze Verwirrung am einfachsten und vielleicht wird nun alles, was hier geschah, verborgen bleiben können."

Sie zog die Glocke und die Kammerfrau erschien.

„Geh sogleich hinüber," befahl die Prinzessin, „bitte den Grafen Waldheim, so bald als möglich zu mir zu kommen — ich hätte gehört, kannst Du ihm sagen, daß eine Botschaft für ihn angekommen sei, und wünsche zu wissen, um was es sich handelt."

„Der Kammerherr von Rauffenberg ist angekommen," sagte die Kammerfrau, welche sowohl im Interesse ihrer Gebieterin als ihrer eigenen Neugier bereits hinüber geeilt war und von dem Kammerdiener des Hofmarschalls das nächtliche Geheimnis erfahren hatte.

„Rauffenberg," rief Margot entsetzt, „o mein Gott, er? Erinnern sich Eure Durchlaucht, daß er sich schon bei unserer Abreise zur Begleitung gemeldet hatte?"

„In der That," sagte die Prinzessin, „und es kostete Mühe, ihn zurückzulassen — sollte er dem ungestümen Drange seines Herzens gefolgt sein?" sagte sie leise, mit einem neckischen Blick auf Margot. „Das wäre fatal —"

„O, es wäre fürchterlich, entsetzlich, Durchlaucht!" antwortete Margot, die Hand auf ihr Herz drückend.

„Gleichviel," sagte die Prinzessin, „wir müssen Gewißheit haben, und wenn dieser gute Rauffenberg hieher gekommen wäre, um die Sehnsucht seines liebevollen Herzens zu stillen, so wird er sich gefallen lassen müssen, sogleich wieder mit uns abzureisen. Geh also," befahl sie der Kammerfrau, „und bringe dem Grafen meine Botschaft."

In wenig Augenblicken kehrte die Kammerfrau zurück.

„Der Herr Graf," sagte sie, „sind schon an der Thür des Vorzimmers und bitten Eure Durchlaucht, sich gnädigst erheben und ihm einen Augenblick Gehör schenken zu wollen!"

„Ah," rief die Prinzessin erleichtert, während sie der Kammerfrau winkte, den Grafen in den Salon zu führen, „Du siehst, alles geht gut — Dein Vater hat den Befehl zu unserer Abreise erhalten, sonst käme er nicht zu dieser außergewöhnlichen Stunde."

Sie zog Margot, deren Herz hörbar klopfte, mit sich fort, aber erschrocken blieb sie auf der Schwelle des Salons stehen, als sie das verstörte Aussehen des Grafen Waldheim bemerkte, der ihr bleich, mit schwankenden Schritten entgegenkam und so sehr alle seine Fassung verloren hatte, daß er es vergaß, die Prinzessin durch eine richtige zeremonielle Verbeugung zu begrüßen.

Er eilte ihr entgegen, faßte mit der angstvollen Miene eines Ertrinkenden ihre beiden Hände und sagte mit dumpfer Grabesstimme: „Durchlaucht, retten Sie mich — alles ist verloren!"

„Ich weiß — ich weiß," rief die Prinzessin ungeduldig, indem sie spöttisch auf den ganz gebrochenen Hofmarschall blickte; „Rauffenberg ist gekommen, man hat in Rebenberg erfahren, daß Seine Hoheit der Erbprinz nicht geneigt sind, mir sein Schnupftuch gnädigst zuzuwerfen — wir sollen abreisen — ich finde das vortrefflich und richtig, und eben war ich im Begriff, Sie rufen zu lassen, um Ihnen auch meinen Entschluß zur schleunigen Abreise mitzuteilen — wozu also diese kummervolle Miene? Alles fügt sich ausgezeichnet zusammen, um der Verlegenheit hier ein Ende zu machen."

Graf Waldheim sah sie starr an.

„Wenn es so wäre!" sagte er mit einem schweren Seufzer, indem er ganz gebrochen den Kopf schüttelte, „o, Eure Durchlaucht wissen nicht —"

„Nun, ist Rauffenberg nicht gekommen?" fragte die Prinzessin heftig.

„Er ist gekommen," erwiderte Graf Waldheim, indem er, abermals die Etikette vergessend, sich ganz zitternd auf einen Sessel niedersinken ließ, „er ist gekommen, aber er hat nicht den Befehl zur Abreise gebracht —"

„Nicht den Befehl zur Abreise," rief die Prinzessin, „und was denn?"

„Ein Schreiben des Kabinetsrats," erwiderte Graf Waldheim mit jammervoller Miene, indem er einen Brief aus der Tasche zog. „Haben Eure Durchlaucht die Gnade, zu hören!"

Und mit mehrfach versagender Stimme las er, während das Blatt in seiner Hand zitterte:

„Seine Durchlaucht unser allergnädigster Herr haben mit besonderer Befriedigung aus den Berichten Eurer Excellenz gesehen, daß Ihre Durchlaucht die Prinzessin Margarethe mit Seiner Hoheit dem Erbprinzen von Bertingen in einen so außerordentlich freundlichen Verkehr getreten sind, welcher den Eurer Excellenz bekannten Wünschen der beiden hochfürstlichen Häuser glückliche Erfüllung sichert. Seine Durchlaucht sind darüber hoch erfreut und danken Eurer Excellenz huldreichst für das Geschick und den Takt, mit welchem Sie dazu beigetragen, diese delikate Sache zu so erfreulichem Ziel zu führen."

„Er dankt mir, o mein Gott, er dankt mir! Was soll aus mir werden, wenn er erfährt —"

„Weiter," rief die Prinzessin, „weiter!"

Der Graf las:

„Doch finden unter den obwaltenden Umständen Seine Durchlaucht es nicht angemessen, daß die Prinzessin, obwohl unter Eurer Excellenz Schutz, den Verkehr in solcher Weise weiter fortsetze. Seine Durchlaucht haben sich deshalb entschlossen, selbst unter dem Inkognito des Grafen Rheinau nach Bergenau zu kommen und der so erfreulich gewendeten Angelegenheit die Lösung zu bringen. Der Kammerherr von Rauffenberg ist mit einem Extrazug vorausgereist und wird Ihnen diesen Brief und die Befehle bringen, sogleich für Seine Durchlaucht angemessene Wohnung zu verschaffen. Zwei Stunden nach ihm wird unser allergnädigster Herr mit dem regelmäßigen Zug eintreffen und in seiner Begleitung nur den Flügeladjutanten vom Dienst mitbringen."

Das Papier entsank den Händen des Grafen.

Sein verzweiflungsvoller Blick hätte Steine erweichen können, aber die Prinzessin bemerkte diesen Blick nicht; auch sie sank, von dem so ganz unerwarteten Schlage betäubt, auf einen Sessel nieder.

Margot faltete die Hände über ihrer Brust und stand, von Entsetzen gelähmt, einem Marmorbilde gleich da.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in dem Zimmer.

Die ersten Strahlen der über dem Horizont heraufsteigenden Sonne fielen auf das leichenfarbene Gesicht des Oberhofmarschalls, der mit seinem verwirrten, noch unfrisirten Haar um zehn Jahre gealtert schien.

Die Prinzessin faßte sich zuerst wieder.

„Um so mehr müssen wir abreisen, schnell abreisen — wir werden meinem Vater auf irgend einer Station begegnen und ihn verhindern, hieher zu kommen."

„Unmöglich, Durchlaucht, unmöglich!" sagte Graf Waldheim, indem seit langen Jahren wohl zum erstenmal eine Thräne in seinen Augen blinkte. „Herr von Rauffenstein hat nur zwei Stunden Vorsprung — eine davon ist fast verflossen, auch geht kein Zug vor der Stunde der Ankunft Seiner Durchlaucht."

„So müssen wir telegraphiren!" rief die Prinzessin.

„Telegraphiren?" sagte Graf Waldheim mit verzweiflungsvollem Achselzucken. „Was sollten wir telegraphiren, ohne alles auf das äußerste zu kompromittiren?"

„In der That, das ist fatal, sehr fatal," sagte die Prinzessin, heftig im Zimmer auf und ab schreitend. „Ja," rief sie dann, vor dem Hofmarschall stehen bleibend, „so muß es sein — es bleibt nichts anderes übrig! Wir müssen den Eclat herankommen lassen."

„Es gibt kein Mittel, dies zu verhindern," seufzte Graf Waldheim.

„Und dann," fuhr die Prinzessin fort, „muß er alles erfahren, er darf den Erbprinzen nicht sehen, der noch nichts von dieser verhängnisvollen Ueberraschung weiß — jede Begegnung und jede Erklärung muß vermieden werden."

„Er muß alles erfahren," erwiderte Graf Waldheim mechanisch. Dann aber sprang er auf und rief, mit tragischer Geberde die Hand ausstreckend: „Alles erfahren, aber nicht durch mich, bei Gott, nicht durch mich! Ich werde niemals ein so entsetzliches Geständnis über meine Lippen bringen, das meine Verurteilung zu ewiger Ungnade sein müßte — Eure Durchlaucht," fügte er fast drohend hinzu, „haben es versprochen, alle Verantwortung auf sich zu nehmen für diese entsetzliche Sache, zu der ich niemals hätte die Hand bieten sollen."

„Und ich werde mein Wort halten!" sagte die Prinzessin. „Bringen Sie also meinen Vater hieher — sagen Sie ihm aber sogleich auf dem Wege vom Bahnhof, daß ich ihn augenblicklich sprechen müßte und daß ich ihn dringend bäte, vor seiner Unterredung mit mir den Erbprinzen von seiner Ankunft nichts wissen zu lassen! Das übrige ist dann meine Sache, und seien Sie unbesorgt, ich werde alle Schuld auf mich nehmen."

„Wird das mich retten können?" seufzte der Graf schmerzlich. „Hätte ich Ihnen in diesem Falle gehorchen dürfen? Mußte ich nicht meinem allergnädigsten Herrn Ihre verhängnisvolle Laune mitteilen? Doch mag es kommen, wie es will, ich bin auf alles gefaßt!"

„Es wird nicht schlimm werden," sagte die Prinzessin, den ganz vernichteten Grafen mitleidig anblickend; „niemand kennt ja die Gräfin Rheinau — es wird auch niemand auffallen, wenn ein Verwandter die Gräfin aus irgend welchem Grunde plötzlich abholt. Wenn nur jeder Eclat vermieden wird, nun,

was ist es dann weiter? Verhindern Sie nur um jeden Preis, daß mein Vater dem Erbprinzen begegne, dann haben wir nicht einmal nötig, die Rollenverwechslung zwischen mir und Margarethe einzugestehen, dann ist eben weiter nichts geschehen, als daß ein Wunsch der beiden Höfe keine Erfüllung gefunden hat."

„Bei Gott," sagte Graf Waldheim aufatmend, „es wäre möglich, wenn das Glück uns wohl will! Der Erbprinz ist ja fast verpflichtet, jede Begegnung zu vermeiden, und ich werde sogleich den Baron Artenburg wecken — er wird, er muß mir beistehen!"

„Ich hoffe es," sagte die Prinzessin errötend, indem sie sich auf einen Blumenkorb niederbeugte. „Doch nun eilen Sie, lieber Graf," rief sie, den Hofmarschall hinausdrängend, „und nehmen Sie sich besonders in acht, daß Rauffenberg nichts, gar nichts von allem merkt, was vorgeht. Und Du, Margot?" fragte sie dann, indem sie ihren Arm um die Schultern der Gräfin legte und voll herzlicher Teilnahme in deren bleiches Gesicht blickte.

„Ich," sagte Margot traurig, mit unendlich schmerzvoller Ergebung, „ich bin ruhig, Durchlaucht. Was sollte ich noch fürchten nach dem, was mir widerfahren ist? Nur eins hätte ich noch zu verlieren, das wäre Eurer Durchlaucht Gnade."

„Meine Freundschaft, meine Liebe ist Dir gewiß, Margot — niemals werde ich vergessen," erwiderte die Prinzessin, die Augen der Gräfin küssend, „niemals werde ich vergessen, was Du um mich gelitten, und glaube mir, heute bereue ich, daß meine Laune all diese Verwirrung angerichtet hat! Jetzt laß uns aber allen Kummer, alle Sorge der Zukunft vergessen und nur daran denken, wie wir den drohenden Sturm des Augenblicks glücklich überwinden."

Sie zog Margot neben sich auf einen Divan nieder und, während es draußen in dem Hotel immer lauter wurde, blieben beide in eifrigem Gespräch bei einander, das die Prinzessin fast allein in fieberhafter Lebhaftigkeit führte, während Margot, mühsam ihre Thränen unterdrückend, nur in stummen Zeichen ihre Zustimmung gab.

Sie unterwarf sich in bitterer, schmerzlicher Ergebung dem Schicksal, das plötzlich so rauh in ihr junges Leben eingegriffen hatte, während die Prinzessin sich trotzig dagegen auflehnte und schon in ihren Gedanken den Weg suchte, um die Zukunft dennoch sich dienstbar zu machen.

Achtzehntes Kapitel.

Graf Waldheim hatte sogleich den Baron Artenburg um eine Unterredung bitten lassen, indem er die außergewöhnliche Stunde mit der ebenso außergewöhnlichen Dringlichkeit der Mitteilung, die er zu machen habe, entschuldigen ließ.

Als er die Zusage des Barons, sogleich bei ihm erscheinen zu wollen, erhalten hatte, ließ er den Wirt des Hotels rufen und erklärte demselben, daß er im Lauf einer Stunde um jeden Preis eine Reihe von Zimmern für den Grafen von Rheinau in Bereitschaft setzen müsse, welcher komme, um die Gräfin, seine Verwandte, abzuholen, und der, wenn er auch wahrscheinlich nur kurze Zeit in Bergenau bleiben würde, doch eine seinem Stand und Rang angemessene Wohnung bedürfe.

Was man von einem Hotelwirt um jeden Preis verlangt, findet fast niemals Schwierigkeiten, und so erklärte denn der Besitzer des Hotels Belvedère, daß die gewünschten Zimmer bereit stehen würden, obgleich das Hotel fast ganz besetzt sei, was natürlich immerhin einige Opfer kosten würde.

Graf Waldheim schnitt eine weitere Erörterung des letzten Punktes durch die kurze Bemerkung ab: „Fordern Sie, was Sie wollen — nur bringen Sie alles in Ordnung!"

Als der Wirt sich mit tiefer Verbeugung entfernte, trat der Baron Artenburg ins Zimmer.

Graf Waldheim eilte ihm entgegen und faßte seine beiden Hände.

„Ein verhängnisvolles Mißverständnis," sagte er, „das in der That ein wirkliches Unglück ist, hat mich gezwungen, Sie dem Schlaf zu entreißen, lieber Baron — Sie müssen mir helfen, das Unheil abzuwenden."

Der Baron lächelte ein wenig über die verzweifelte Miene und die Aufregung des sonst so ruhigen und abgemessenen Hofmarschalls, indem er versicherte, daß er ganz zu den Befehlen Seiner Excellenz stehe. Aber auch er verlor seine heitere Ruhe, auch er zuckte in jähem Schreck zusammen, als Graf Waldheim ihm in kurzen, hastigen Worten mitteilte, daß er die vertrauliche Erörterung über die Entschließung des Erbprinzen noch nicht zur Kenntnis seines Hofes habe bringen können und daß der Fürst, sein allergnädigster Herr, der nach den Berichten über den täglichen freundlichen Verkehr zwischen den hohen Herrschaften eine andere und günstigere Wendung vorausgesetzt, sich entschlossen habe, nach Bergenau zu kommen.

„In einer halben Stunde wird Seine Durchlaucht hier sein," fuhr der Graf fort; „Sie begreifen, mein lieber Baron, daß unter den obwaltenden Umständen, nach der Mitteilung, die Sie mir gemacht, eine Begegnung zwischen meinem Herrn und Ihrem Erbprinzen unmöglich ist — läge die Sache anders, so zweifle ich nicht, daß der Prinz den Fürsten am Bahnhof empfangen würde — indes jetzt — Sie begreifen —"

„Ich begreife vollkommen, Excellenz — vollkommen," rief Baron Artenburg, „die Begegnung würde eine unendlich peinliche Situation schaffen — sie ist absolut unmöglich —"

„Sie sind also meiner Ansicht," sagte Graf Waldheim, sichtlich erleichtert, „und wollen mir helfen?"

„Mit allen Kräften — mit allen Kräften!" rief Artenburg lebhaft. „Nur — welchen Vorwand sollen wir nehmen, um die Zurückhaltung des Erbprinzen, die doch immerhin eine Unart einschließt, äußerlich wenigstens zu erklären? Ja, in der That, das geht — Seine Hoheit ist unpäßlich, muß das Zimmer hüten — ich darf nicht von seiner Seite weichen und habe Sie, Excellenz, auf Befehl des Prinzen beauftragt, denselben bei Seiner Durchlaucht zu entschuldigen. Das ist freilich ein wenig forcirt, aber es bleibt nichts anderes übrig und ich werde alles thun, um den Vorwand so wahrscheinlich als möglich zu machen. Ich werde sogleich den Doktor rufen lassen und bürge dafür, daß derselbe aller Welt die Versicherung geben wird, der Herr von Pergen leide an einem höchst bedenklichen Krankheitsanfall, der für mehrere Tage die absoluteste Ruhe und Schonung erheische."

„Vortrefflich — vortrefflich," sagte Graf Waldheim, „so kann es gehen — es ist das einzige Mittel, das uns übrig bleibt! Aber," fragte er dann wieder mit sorgenvoller Miene, „der Erbprinz — wird er einverstanden sein —"

„Mit allem, was ich arrangire!" rief Baron Artenburg zuversichtlich. „Warum sollte er es nicht? Was bleibt ihm anderes zu thun — wie wäre es möglich, daß er unter den obwaltenden Umständen mit Seiner Durchlaucht persönlich zusammentreffen könnte?"

„So steht also der Entschluß des Prinzen unwiderruflich fest?" fragte Graf Waldheim. „Er würde nicht etwa bei nochmaliger Erwägung denselben ändern?"

Er sah den Baron bei dieser Frage mit ängstlicher Unruhe an. Denn wenn der Prinz etwa wirklich noch zu einer andern Entscheidung kommen sollte, so müßte ja die Verwirrung noch größer und völlig unlösbar werden.

Aber diese Besorgnis wurde ihm schnell genommen.

„Ich kann Ihnen," sagte Graf Artenburg, „nur zu meinem lebhaften Bedauern die ganz bestimmte Versicherung wiederholen, daß der Prinz, so hoch er Ihre Durchlaucht die Prinzessin auch schätzt und verehrt, durchaus nicht in der Lage ist, seinerseits die Wünsche der beiden Höfe zu erfüllen, und daß er von seinem in dieser Beziehung gefaßten Entschluß niemals abgehen wird! Rechnen Sie also auf mich," fügte er hinzu, „ich werde meinerseits alles auf das beste arrangiren. An Ihnen, Excellenz, ist es, dafür zu sorgen, daß Seine Durchlaucht mit der Prinzessin so bald als möglich und ohne das Inkognito zu lüften, Bergenau wieder verlassen, damit die für uns alle so peinliche Situation beendet werde."

Er eilte hinaus.

Die Wagen waren vorgefahren.

Graf Waldheim begab sich mit dem Kammerherrn von Rauffenberg, der ebenso sorgfältig frisirt und gekleidet war wie immer und dessen unveränderliches Lächeln in der Aussicht, Margot wiederzusehen und der Erfüllung seiner Wünsche nun ganz nahe zu rücken, noch glücklicher strahlte, nach dem Bahnhof, um den Fürsten, seinen Herrn, zu empfangen; er fühlte in sich jenen Mut der Verzweiflung, der nach den ersten Augenblicken oft aus der tiefsten Verzagtheit hervorgeht und jede Gefahr fast verachten läßt. Möchte geschehen, was da wolle, er war bereit, alles mit stoischem Gleichmut zu ertragen, wenn es nur gelänge, dem Fürsten das verhängnisvolle Doppelspiel zu verbergen, zu welchem er die Hand geboten und das nun die Ursache zu einer so üblen Wendung der Dinge geworden war, an der er seine Geschicklichkeit als Hofmann und Diplomat hatte bewähren wollen.

Das Hotel Belvedère, in welchem sonst um diese Tageszeit sich eben nur das erste Leben zu regen begann, schien wie durch die Berührung des Zauberstabes einer neckischen Fee plötzlich in den Schauplatz einer außerordentlichen Unruhe verwandelt — alle Kellner und Hausmädchen eilten geschäftig in voller Tagestoilette einher, der Wirt war fast gewaltsam zu mehreren Gästen eingedrungen und hatte dieselben trotz ihres Erstaunens, ihres Unwillens und ihrer Proteste dennoch mit ebensoviel gewandter Liebenswürdigkeit als zäher Beharrlichkeit zu bewegen vermocht, ihre Wohnungen aufzugeben und für einige Zeit in die kleinen Mansardenzimmer überzusiedeln, welche eigentlich nur für die Domestiken bestimmt waren. Möbel wurden hin und her getragen, Betten herausgeräumt, und noch vor der bestimmten Zeit waren die Zimmer, welche der Hofmarschall für den Grafen Rheinau verlangt hatte, zur Aufnahme desselben bereit.

Mitten in all diesem Treiben, das auch die nicht unmittelbar davon betroffenen Gäste in neugierige Unruhe versetzte, erschien der Doktor, der dringend und eilig zu Herrn von Pergen gerufen war.

Als er nach einiger Zeit die Wohnung der beiden Herren wieder verließ, stieß er auf den geschäftig daher eilenden Wirt.

„So früh schon hier, Herr Sanitätsrat?" fragte dieser. „Ist jemand krank im Hause?"

„Herr von Pergen ist nicht wohl," erwiderte der Doktor mit etwas bedenklicher Miene.

„Um Gottes willen!" rief der Wirt erschrocken. „Doch nichts Ernstes — doch nicht etwa eine ansteckende Krankheit?"

„Durchaus nicht, es ist eine Ueberreizung der Nerven, die indes strenge Schonung erfordert — Sie müssen dafür sorgen, daß vor dem Zimmer des Herrn von Pergen nicht viel gegangen und nicht laut gesprochen wird."

„Das wird etwas schwer sein," sagte der Wirt mit bedenklicher Miene, „aber ich werde mein möglichstes thun. Doch, Herr Sanitätsrat," fügte er leise hinzu, „ich beschwöre Sie, sagen Sie es mir, wenn irgend eine Gefahr kommt — eine gefährliche Krankheit — oder gar ein Todesfall hier im Hause während der Saison — das wäre entsetzlich — das wäre mein Ruin!"

Er drückte mit flehenden Blicken die Hand des Doktors und eilte, während dieser halb lächelnd, halb unwillig die Achseln zuckte, davon.

Es wurde in der allgemeinen Unruhe nicht bemerkt, daß, als der Doktor sich entfernt hatte, die Kammerfrau der Gräfin Rheinau, ängstlich umherblickend, über den Korridor dahertrat, die Nummern über den Zimmern betrachtete und endlich an die Thür der Wohnung der beiden Herren klopfte, um welche trotz der Mahnung des Arztes niemand sich bekümmerte.

Baron Artenburg öffnete vorsichtig, eilte schnell zurück, verschloß die Thür nach dem zweiten Zimmer, in welchem Herr von Pergen im Bette lag, und ließ dann die Kammerfrau in den ersten Raum eintreten.

Diese reichte ihm ein Billet, das der junge Mann verwundert öffnete.

An das Fenster tretend und der Botin den Rücken kehrend, las er, von seiner Damenhand geschrieben, folgende Zeilen:

„Man erwartet von dem Baron von Artenburg in vollem Vertrauen seine ritterliche, unbedingte Verschwiegenheit über alles, was die letzten Tage gebracht haben. Baron Artenburg und Herr von Pergen werden zugleich dringend gebeten, was auch die nächste Zeit etwa Unerwartetes und Ueberraschendes bringen möchte, über nichts Erstaunen zu zeigen, keine Erklärung zu fordern und auch das Ueberraschendste und Wunderbarste natürlich zu finden. Wenn diese Bitte erfüllt wird, so wird die Erinnerung an die Vergangenheit ihren freundlichen Schimmer behalten — und vielleicht die Hoffnung auf die Zukunft sich an jene Erinnerung anknüpfen." (Fortsetzung Seite 1092.)

Kriegsspiele im Terrain.

Von

Karl Pastor.

Die Kriegsspiele bilden in der militärischen Erziehung des deutschen Offizierstands einen bedeutenden Faktor. Ein großer Teil der langen Winterabende wird diesen Spielen gewidmet, und die Leitenden bemühen sich, das Interesse der Teilnehmer durch eingehende und abwechslungsreiche Belehrung rege zu erhalten.

Im wesentlichen besteht das Kriegsspiel darin, daß auf einem in großem Maßstabe gezeichneten Plane die Truppenkörper durch kleine eckige Figuren markirt und je nach dem Gange der Operationen von Position zu Position bewegt werden. Diese Bewegungen geschehen genau nach denjenigen Zeitabschnitten, wie solche sich in der Wirklichkeit ergeben würden, und die Figuren decken genau den Raum, welchen die Truppen im Terrain einnehmen.

Beispielsweise bewegt sich eine Infanteriekolonne in etwa fünfzehn Minuten einen Kilometer vorwärts. Es werden also die dergleichen Kolonnen repräsentirenden Figuren nach je fünfzehn Minuten tausend Meter auf dem Plane vorgeschoben, so lange sie sich im geregelten Marsch befinden. Für Gefechtsentwicklungen sind gleichfalls bestimmte Zeiten angenommen, respektive werden letztere von den Leitenden unter Berücksichtigung besonderer Umstände in jedem Falle festgestellt.

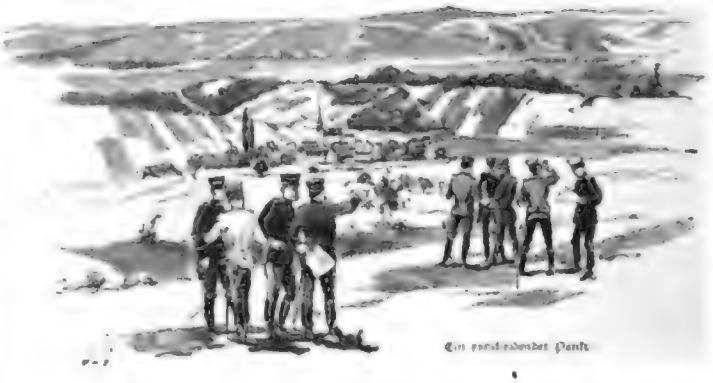
Während nun der Leitende das ganze Spiel zu jeder Zeit übersieht, operiren die beiden, zwei feindliche Detachements darstellenden Parteien, derart getrennt, daß keine derselben die Operationen der andern durchschauen kann, soweit nicht auch in der Wirklichkeit sichere Nachrichten durch Rekognoszirung und so weiter würden gewonnen werden. Zu diesem Behufe entfernen sich die Parteien abwechselnd von dem Spiele und decken ihr Operationsterrain während ihrer Abwesenheit gehörig zu. Erst wenn es zur Entscheidung kommt, treten die Parteien gemeinschaftlich heran, werden die Hüllen entfernt, und bleibt die Entscheidung selbst dem schiedsrichterlichen Urteil des Leitenden, respektive bei annähernd gleichen Kräften und Chancen dem Zufall, das heißt dem Würfel, überlassen.

•

Es ist leicht ersichtlich, wie reiche Belehrungen der Leitende an die wechselvollen Positionen und Operationen knüpfen kann und wie den einzelnen Führern der markirten Truppen Gelegenheit geboten ist, sich in der Auswahl der Positionen und im Zusammenwirken der Kräfte nach Zeit und Raum zu üben.

Wenn nun aber auch der große Maßstab des Plans eine ziemlich genaue Beurteilung des Terrains ermöglicht, so gehört doch immerhin eine große Uebung dazu, und nicht jedem militärischen Auge ist von vornherein die Deutung geworden, alle Chancen für und wider sich aus der Zeichnung zu übersetzen. Daher bieten die Kriegsspiele im Terrain selbst eine willkommene Ergänzung.

Alljährlich finden in verschiedenen Gauen des deutschen Vaterlandes Generalstabs-Uebungsreisen statt, teils vom großen Generalstab, teils von den Corpskommandos ausgehend. Es gewährt einen hübschen militärischen Anblick, wenn man diesen Reisigen draußen begegnet. Offiziere aller möglichen Waffengattungen und Truppenteile, sämtlich beritten, nehmen an den Uebungen teil, und mancher Nichteingeweihte, welchen jede gewöhnlich eine selbständig operirende Division vorstellt, lösen ihre Aufgaben auf Grund einer General- und Spezialidee — welch letztere natürlich für jede Partei besonders gegeben wird — unter Leitung eines höheren Offiziers, gewöhnlich des Chefs des Generalstabs des betreffenden Armeecorps. —



Ein rekognoszirender Trupp.

Die Aufgaben bestehen in Anordnungen, welche die Führer der Divisionen, respektive die Unterführer (Avantgarden-, Arrièregarden-Kommandeurs und so weiter) an Ort und Stelle zu treffen haben, in Auswahl von Positionen, Befehlserteilungen und so weiter. Keine Partei kennt die Stärke der andern. Auf dem Terrain halten sich beide Gruppen getrennt von einander, und der Leitende geht von Partei zu Partei, genau nach der Uhr die Zeiten der Bewegungen bestimmend, Nachrichten, wie solche durch Rekognoszirungen und andere Aufforschungen würden gewonnen werden, übermittelnd, überall belehrend und eventuell korrigirend einschreitend. Der Offizier lernt dabei hauptsächlich das Terrain beurteilen und benützen, sich in kritischen Augenblicken schnell entschließen und die richtige Ausdehnung seiner Kolonnen und Gefechtslinien nach Augenmaß abschätzen, und wer sich einmal die Mühe gegeben hat, mit der Karte in der Hand von einem Uebersichts-Standpunkte aus sich im Terrain zu orientiren, nur der wird die Wichtigkeit dieser Uebungen ganz verstehen können.

Neben diesen Hauptfeldübungen erhalten die einzelnen Offiziere täglich spezielle Aufgaben, wie genaue Rekognoszirungen einzelner Terrainabschnitte, Erforschung von Flußübergängen, Brücken, Furten, Uferstrecken, graphische Darstellungen von

Manöverritt.

Croquiren im Sonderritt.

Marschformationen und Gefechtsstellungen, Chiffriren und Dechiffriren von Depeschen und so weiter, kurz, Aufgaben, wie solche im Kriege an die Truppenführer und deren Organe täglich herantreten können. Diese Aufgaben werden sofort nach dem Einrücken in die Quartiere schriftlich bearbeitet. Auch hierin liegt eine treffliche Schulung und Vorbereitung für den Krieg; denn es ist ein großer Unterschied zwischen der Bearbeitung von dergleichen Aufgaben daheim während der Ruhe des gewöhnlichen Garnisonlebens und derjenigen während der nicht geringen körperlichen Strapazen des Feldverhältnisses. Letzteres aber wird auf den Generalstabsreisen in ausreichendem Maße dargestellt. Früh beim ersten Sonnenstrahl erhebt sich der Offizier von seinem Lager, besteigt sein Roß und begibt sich ins freie Feld zur Lösung seiner Tagesaufgabe. Dann treffen alle Teilnehmer zum Rendezvous zusammen, und das Kriegsspiel beginnt. Position nach Position wird abgeritten, oft bei glühendem Sonnenbrand oder bei strömendem Regen, Gräben und Hecken werden genommen, dann und wann wird abgesessen zum eigentlichen Kriegsspiel und oft erst am späten Nachmittag das neue Quartier erreicht. Da ist denn das

Digitized by Google

Zusammennehmen der ganzen geistigen Spannkraft erforderlich, um die Bearbeitung der Aufgaben zu Papier zu bringen; denn die Arbeiten gehen zu den Akten und unterliegen mehr als einer höheren Beurteilung. Und auch die Abende sind nicht der Ruhe gewidmet. Da sind Besprechungen anzustellen, sogenannte Konferenzen, bei welchen von dem Leitenden und von den beiden Parteiführern Kritik geübt, die Kriegslage präzisirt wird.

Müder Leutnant.

Das sind schwere Strapazen, welche sowohl Leitendem wie Teilnehmern mehrere Wochen hindurch auferlegt werden; aber alle Mühen werden gern übernommen. Gilt es doch der Vorbereitung für die wichtigste der militärischen Aufgaben, für die Truppenführung im Kriege. Seit einigen Jahren nehmen auch höhere Militär-Verwaltungsbeamte, Intendanturräte, respektive Assessoren an den Generalstabsreisen teil. Auch ihre Aufgabe ist keine geringe. Im Kriege treten an diese Beamten Anforderungen heran, wie solche im Frieden nicht gestellt werden. Die tägliche Fürsorge für die Ernährung von Mannschaften und Pferden erfordert bei den heutigen plötzlichen und gewaltigen Konzentrationen ihre ganze Hingabe, ihre ganze Kraft.

Die Generalstabsreisen sind nun ganz besonders dazu geeignet, die Militär-Intendanturbeamten für ihre kriegsmäßige Thätigkeit vorzubereiten. Die an das Bureau gewöhnten Herren werden plötzlich einem anstrengenden Felderhältnis zugeführt, müssen alle die großen und kleinen Strapazen mit durchmachen und reiten, wie der Beruf es fordert. Sie üben sich im Disponiren, in der zweckmäßigsten Ausnützung vorhandener Transportmittel, halten Vorträge über die zu treffenden Verpflegungsmaßnahmen und tragen dazu bei, daß den jüngeren Offizieren das Verständnis für die Vorgänge im Rücken der Armee während, vor und nach den Operationen erschlossen wird.

Nach ernster Anstrengung winkt auch dann und wann ein Stündchen der Erholung; aber der Ernst des Dienstes waltet vor.

Er war so furchtbar nett!

Wer jemals Gelegenheit hatte, sich von der rastlosen Thätigkeit unserer Offiziere bei diesen Kriegsspielen im Terrain zu überzeugen, der wird beruhigt in die Zukunft blicken und sich sagen: „Jung Deutschland schlummert nicht. Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“

Unsere Bilder von der Generalstabs-Uebungsreise veranschaulichen zum Teil jene ernste Thätigkeit im Feld und Flur und Quartier. Die Skizzen „Die Konferenz“, „Ein entscheidender Punkt“, „Croquiren mit Handwissen“ und „Terrainreiten“ sind genau der Natur entnommen.

Sehr zu bedauern ist es, wenn nach allen den Tagesmühen dem Müden kein gutes Nachtlager winkt. Oft sind die Betten trotz einer Hitze von 25 Grad Réaumur im Schatten turmhoch aufgeschichtet, oder es geht dem Aermsten so, wie unserem Major Länglich, welcher wegen seiner abnormen Körperausdehnung nirgends ein hinreichend großes Nachtlager fand. Kein Wunder, wenn er seine Präzisirung der Kriegslage meist damit anfing: „Die Situation in vergangener Nacht war eine peinliche.“

Und da einmal die halbe Armee von unserem Militär unzertrennlich ist, so folgt sie ihm auch in das Uebungsterrain nach.

Der „Aus dem Quartier“ abreitende Generalstäbler, ein im Verhältnis zu seiner Charge noch junger, rüstiger Mann, unverheiratet, voll sprudelnden Humors, hat es während des

Scharfe Rekognoszirung.

vorangegangenen Ruhetages dem Töchterlein seines Quartierwirts, eines reichen Gutsbesitzers, angethan. Der Vater würde wohl nicht Nein sagen, wenn der Herr Hauptmann eines Tages bei ihm anhalten würde; denn Mama hat gesagt: „So ein Generalstäbler ist eine recht annehmbare Partie!“

Ob er wohl wieder kommen wird? Eingeladen ist er, und versprochen hat er's auch.

Beim Appell. Kunickes Wall als Pferdepfleger.

Verpflegungsmaßnahmen des Intendanturrates.

Ein recht idyllisches Ruheplätzchen hat sich der Herr Intendanturrat aufgesucht, um während des anstrengenden Rittes sich ein wenig zu restauriren. Er kann nicht immer nur für andere sorgen. Die vor ihm niedergelegten Würste sind keine Erbswürste, sondern echte, gute Braunschweiger, welche diesmal auffallend leicht einen sie richtig würdigenden Herrn gefunden haben, und die Flasche, welche er soeben entkorkt, zeugt gewiß von seiner mit Recht bei ihm zu vermutenden Sachkenntnis.

Auch dem verliebten Schäfer, dem Premierlieutenant Minnetraut, kann man es nicht verdenken, daß er sich während der ihm aufgetragenen Rekognoszirung des Ortes Scheuthausen einmal stärkt und dabei die freundliche Hebe über die statistischen Verhältnisse des Fleckens eingehend aushorcht.

Komisches Vorstellung des Generalstabes.

Nicht zu unterschätzen ist schließlich auch die Thätigkeit der treuen Pferdepfleger, deren Kategorie auf unserem Skizzen durch den biederen Kunicke repräsentirt wird. Seine Kenntnis vom Generalstabe war zwar bisher nur eine äußerst flache; aber nach seines geehrten Herrn Wachtmeisters Meinung hat er die Kommandirung zum Generalstabe seinem echsigen Pferdeverstande zu verdanken.

Jeder an seinem Platze nach seinen Kräften! Er würde zwar einen schlechten Schlachtenlenker abgeben; hingegen leistet er als Rosselenker Vorzügliches. Das Kommando bildet den Glanzpunkt seines militärischen Daseins, und oft wird er noch seinen einstigen Nachkommen beim warmen Winterofen erzählen: „Ja, damals waren noch andere Zeiten, als ich zum Generalstabe kommandirt war!“

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

(Fortsetzung von Seite 1079.)

Die letzten Worte waren mit zitternder Hand in unsicheren Zügen geschrieben.

Unterzeichnet war das Billet mit einem M.

In einem Postskriptum war hinzugefügt:

„Man zweifelt nicht, daß Baron Artenburg dies Billet der Botin zurückgeben wird!"

Artenburg erröthete, seine Hand zuckte, als ob er das kleine duftende Papier an seine Lippen drücken wolle. Dann ging er an seinen Schreibtisch, schrieb einige Worte unter das Billet, verschloß dasselbe mit einem auf seinem Schreibtisch stehenden Petschaft und gab es der Kammerfrau zurück, die sich eilig entfernte.

Die Prinzessin, welche mit Margot in ihrem kleinen Salon saß, eilte ihrer Botin entgegen und nahm ihr das Blatt ab. Hastig riß sie den Umschlag auf. Sie las: „Ein ritterliches Herz wird sich stets des Vertrauens würdig zeigen."

„Ah," rief sie freudig, „ich habe mich nicht getäuscht — die schlimmste Gefahr ist überwunden — nun mag das Aeußerste geschehen — und wenn eine Begegnung nicht zu vermeiden wäre, so wird unser Spiel dennoch nicht verraten werden — Du siehst, ein kühner Entschluß führt oft besser zum Ziel als alle List! Wir haben nichts mehr zu fürchten und auch Dein Vater ist gerettet — ich kann ihm mein Wort halten unter allen Umständen. So ist es am einfachsten und am würdigsten. Sieh," fuhr sie fort, während Margot, trübe lächelnd, das Haupt neigte, „das Billet ist verschlossen mit dem Wappen des Erbprinzen — ein Beweis, daß auch er sich zur Erfüllung meiner Bitte versteht — in der That, diese Herren haben wirklich Verständnis."

Während dies in dem Hotel vorging, war Graf Waldheim mit dem Herrn von Rauffenberg auf dem Perron des Bahnhofs angekommen.

Es war weiter nicht auffallend, daß auch der Badekommissär von Stolten sich hier befand, denn bereits nahte die Stunde des Beginns der Trinkkur und in den verschiedenen Häusern zeigte sich schon das erwachende Leben.

Ganz unbefangen näherte sich Herr von Stolten dem Grafen.

„Es ist die Pflicht meines Amtes, früh aufzustehen," sagte er, wie seine Anwesenheit erklärend, „und ich sehe gern die Züge ankommen, welche vielleicht Badegäste bringen, denen ich mit Rat und That behilflich sein kann. Was führt Sie hieher, Excellenz?" fragte er dann mit einer gleichgiltigen Miene. „Erwarten Sie jemand?"

Einen Augenblick zögerte der Graf, dann antwortete er ebenso gleichgiltig, wie Herr von Stolten gefragt hatte:

„Graf Rheinau kommt, um seine Verwandte abzuholen, die unter meinem Schutz steht — wir werden Bergenau schneller verlassen, als ich gedacht —"

„Das bedaure ich unendlich," sagte Herr von Stolten, indem er nach dem Bahngeleise hinausblickte, auf dem man weithin den weißen Dampf eines herannahenden Zuges bemerkte.

Der Graf stellte den Herrn von Rauffenberg vor.

Herr von Stolten verbeugte sich artig, ohne in seiner Miene Ueberraschung oder Neugier zu zeigen.

Die Unterhaltung setzte sich in gleichgiltigen Bemerkungen eine kurze Zeit fort, dann ertönte der gellende Pfiff der Lokomotive ganz in der Nähe und einige Augenblicke darauf rasselte der Zug an den Perron heran.

Der Hofmarschall überflog mit scharfen Blicken die Waggons, dann eilte er zu einem reservirten Coupé, dessen Schlag bereits ein Diener in schwarzer Reiselivree öffnete.

Der Fürst stieg aus. Er trug einen einfachen grauen Anzug. Ein junger Mann, dem man trotz seines Reiseanzuges die militärische Haltung ansah, folgte.

Herr von Stolten stand zur Seite, die tiefen Verbeugungen des Grafen Waldheim und des Herrn von Rauffenberg, die herablassende Begrüßung des Ankommenden, der, ohne den Hut abzunehmen, nur mit der Hand winkte; der Eifer der Lakaien, welche bereits die Koffer aus den Gepäckwagen hervorzogen, das alles entging dem scharfen Blick des Badekommissärs nicht, und wieder spielte ein zufriedenes Lächeln um seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, Waldheim," sagte der Fürst, der in einer ausgezeichnet guten Laune zu sein schien, deren Widerschein sich auf dem Gesicht des Adjutanten abspiegelte, „ich danke Ihnen, Waldheim, das hat sich ja alles vortrefflich arrangirt; doch," fügte er dann umherblickend hinzu, indem seine Miene einiges Befremden ausdrückte, „ist der Erbprinz nicht da? Ich hoffte, ihn sogleich begrüßen zu können."

„Seine Hoheit ist leider von einem Unwohlsein befallen," erwiderte Graf Waldheim mit niedergeschlagenen Augen, „das ihn auf einige Tage an das Zimmer fesseln wird — ein unangenehmer Zufall —"

„In der That fatal, sehr fatal — ganz außerordentlich unangenehm," sagte der Fürst, indem seine Miene sich verdüsterte, worauf denn auch der Adjutant so finster und vorwurfsvoll blickte, als ob ihm eine solche Rücksichtslosigkeit des Schicksals ganz unbegreiflich erscheine.

„Es ist hoffentlich nichts Ernstes?" fragte der Fürst weiter.

„Durchaus nicht, durchaus nicht," erwiderte Graf Waldheim, „der Prinz war gestern noch ganz wohl — erst heute morgen ließen Seine Hoheit den Arzt rufen."

„Sehr unangenehm!" wiederholte der Fürst. „Es war alles so hübsch arrangirt — was wird der Herzog sagen, denn," fügte er, indem seine Miene sich wieder aufklärte, hinzu, „Sie wissen noch nicht, mein lieber Waldheim — das ist eine Ueberraschung für Sie — in zwei Stunden kommt der Herzog von Bertingen hier ebenfalls an. Wir haben uns Rendezvous gegeben, um hier in der Stille ganz inkognito so recht behaglich das erwünschte Familienfest zu feiern."

Wäre der Blitz unmittelbar vor dem Grafen Waldheim in die Erde gefahren, so hätte der Aermste nicht starrer blicken, nicht tiefer erbleichen können als bei diesen Worten des Fürsten.

„Der Herzog von Bertingen," stammelte er, „Seine Hoheit kommen hieher?"

„In zwei Stunden," sagte der Fürst, ganz vergnügt die Hände reibend; „auch der Herzog weiß, wie angenehm die jungen Leute mit einander hier verkehrt haben, er ist darüber ebenso erfreut wie ich, und wir wollten hier einige reizende Tage verleben. Sie müssen sogleich für eine Wohnung sorgen! Fatal — recht fatal — diese Krankheit! Nun, wir wollen hoffen, daß sie schnell vorüber geht — ich habe mir nun einmal vorgenommen, hier recht vergnügt zu sein, und will mir die Freude nicht verderben lassen."

Herr von Stolten war, ohne unmittelbar aufdringlich zu erscheinen, so nahe herangetreten, daß es fast unmöglich war, ihn nicht zu bemerken.

Der Fürst blickte ihn fragend an.

Schnell kam Herr von Stolten heran.

„Ich bitte Eure Excellenz," sagte er, „mich dem Herrn Grafen Rheinau vorstellen zu wollen; ich bin," fügte er, diese Vorstellung, zu welcher der Graf in seinem starren Entsetzen kaum im stande war, sogleich vornehmend, hinzu, „der Badekommissär von Bergenau und bitte den Herrn Grafen Rheinau, ganz über mich zu verfügen."

„Sehr angenehm," sagte der Fürst, leicht seinen Hut berührend, „sehr angenehm! Wir werden wohl noch Gelegenheit finden, nähere Bekanntschaft zu machen. Jetzt lassen Sie uns vor allem nach unserem Hotel fahren — ich möchte mich nach der Nachtreise ein wenig erfrischen."

Herr von Stolten verbeugte sich fast bis zur Erde.

Der Hofmarschall, bleich und zitternd, keines Wortes mächtig, schritt dem Fürsten voraus.

Man bestieg die Wagen und fuhr durch die bereits sich belebenden Straßen nach dem Hotel Belvedère, an dessen Thür der Wirt zum Empfange bereit stand.

Oben an der Treppe erwartete die Prinzessin ihren Vater. Er umarmte sie zärtlich; sie aber bat ihn sogleich um eine Unterredung, da sie ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe.

Der Fürst lächelte ganz vergnügt, bot ihr seinen Arm und führte sie nach ihrem Zimmer.

Graf Waldheim stand noch einen Augenblick wie betäubt, dann aber stürmte er, Rauffenberg und den Adjutanten sich selbst überlassend, nach dem Zimmer des Baron Artenburg, das auf sein heftiges Klopfen geöffnet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Schluß.)

Wir werden also wohl arm und sterblich bleiben müssen," bemerkte Frau von Ramberg, „doch was die sozialdemokratischen Ideale betrifft, von denen Doktor Landen eben sprach, so ist ja freilich das Streben nach der Gleichheit auf jedem andern Gebiet außer dem des Besitzes ein besonderes Zeichen unserer Zeit, und das muß denn auch wohl immer mehr den Wunsch erregen, den Unterschied zwischen arm und reich auszugleichen. Wir haben jetzt schon die Gleichheit der Kleidung zwischen allen zivilisirten Nationen und fast auch zwischen allen Ständen durch die überall gleichen Moden; ich begreife es vollkommen, daß eine Dienstmagd, welche am Sonntag genau nach demselben Schnitt und in ganz ähnliche Stoffe gekleidet ist wie ihre Herrin, die Unähnlichkeit in den übrigen Lebensverhältnissen bitterer empfindet, als wenn sie, wie das früher der Fall war, sich auch äußerlich einem andern Stand enaehörig fühlt, der andere Lebensbedingungen in sich schließt."

„Die Bewertung der gnädigen Frau ist außerordentlich interessant," bekräftigte der alte Graf Sternfeld. „Gewiß liegt in der äußerlichen Gleichheit, die unsere Zeit immer mehr hervorbringt, ein ganz wesentlicher Grund für das Streben nach innerer Gleichberechtigung. Die menschliche Natur strebt ja darnach, die äußere Erscheinung mit dem innern Wesen in Einklang zu setzen, und dies an sich ganz normale und richtige Streben wird von den sozialdemokratischen Agitatoren geschickt für ihre Zwecke benutzt. Eine Magd oder ein Diener, die sich ebenso kleiden wie ihre Herren, werden mehr und mehr das Bedürfnis empfinden, auch in allen übrigen Dingen ebenso zu leben wie jene. Doch tragen unsere Damen eine große Schuld an diesen Zuständen, denn sie sind es, welche durch die widersinnige Unterwerfung unter der Tyrannei der alles gleichmachenden Mode besonders wirksam für die Nivellirung der Unterschiede zwischen den Ständen arbeiten. Eine deutsche Standestracht ihrer Herrin nachzuahmen, deren würde eine Dienerin gewiß nur selten denken — aber warum soll sie nicht ihren Anzug nach dem fremden französischen Modell ebenso gut zuschneiden lassen, wie dies eine vornehme Dame thut? Gibt diese die Nationalität auf, so kann sie sich nicht wundern, wenn ihre Dienerin die Standesgrenze nicht mehr respektirt."

„Das ist wohl mehr, mein verehrter Freund," erwiderte Frau von Ramberg achselzuckend, „aber was soll man dagegen machen? Eine einzelne Dame kann sich doch unmöglich ächten, und wo würde man Gefährtinnen finden, wenn man wirklich einmal einen ernsten Kampf gegen die französische Modetyrannei wagen wollte?"

„Vielleicht würde ein solcher Kampf leichter Anklang und Nachahmung finden," sagte der junge Graf Sternfeld, „wenn unsere Damen wüßten und so recht darüber nachdächten, wie denn eigentlich in Paris die Moden gemacht werden. Ich habe mich dort aus Neugier — die mir die gnädige Frau verzeihen mag — darum ein wenig gekümmert und bin der Meinung, daß die vornehmen Damen überhaupt und unsere deutschen Damen ganz besonders unter dieser Modeherrschaft eine recht demütigende Rolle spielen. Früher war es die Kaiserin Eugenie, welche die Moden erfand und ihre eigenen Kostüme zur Regel für die Pariser Hofgesellschaft und dadurch für die ganze Welt machte. Die Teilnahme einer schönen und anmutigen Kaiserin nachzuahmen, war jedenfalls immer noch nicht so schlimm als die jetzige Sklaverei, welche die ganze europäische Damenwelt den französischen Moden gegenüber auf sich nimmt. Seit dem Sturz des Kaiserreichs sind es ausschließlich die großen Magazine, welche die Tyrannei der Mode handhaben. Bei dem Beginn jeder Saison sieht man plötzlich an allen Enden von Paris gleichzeitig neue und bisher unbekannte Kostüme auftauchen. Die Entstehung dieser Kostüme ist äußerst einfach. Die großen berühmten Schneiderinnen, von denen es etwa vier bis fünf in Paris gibt, erfinden jede ein Kostüm, sie einigen sich über dasjenige, welches den Vorzug haben soll, und einer besonders eleganten Dame der heute in Paris sehr gemischten großen Welt wird dies Kostüm bei der ersten Gelegenheit von ihrer Schneiderin angefertigt, welche es, wenn nötig, geschickt so einzurichten versteht, daß die Dame das Kostüm für ihre eigene Erfindung hält. Sie trägt dasselbe bei irgend einem Fest oder auf der Promenade, und die Journale, welche mit den Schneiderinnen liiert sind, beschreiben die Toilette mit so viel Geist und Geschick, daß die übrigen Damen neidisch werden. Diese bestellen bei ihren Schneiderinnen gleiche Kostüme, worauf dieselben längst vorbereitet sind, und bald ist ein gewisser Stoff und ein gewisser Schnitt in den Kreisen des Highlife das „Neueste". Nun treten die Inhaber der großen Magazine ein. Sie bestellen ähnliche Stoffe — nachgeahmt zu verschiedenen Preisen — bei den Fabrikanten, dann lassen sie in ihren Werkstätten den Schnitt der Kostüme nachmachen, und in kurzer Zeit tragen alle Frauen von Paris die neu kreirte Mode, ohne darüber nachzudenken, woher dieselbe kommen möge, und ohne zu ahnen, daß sie ihren eigenen Geschmack und die Selbstbestimmung ihres Anzugs in Stoff und Schnitt für die Spekulation einiger Schneider und Magazineinhaber aufgeben. Das Ausland ahmt dann sklavisch diese Mode nach und unsere Damen dulden es ganz stillschweigend, daß die frechen Schneiderinnen und Vieleranten den Stoff noch etwas verschlechtern und den Schnitt noch etwas mehr ins Geschmacklose verballhornisiren. Das Beste aber ist nun,

daß die vornehmen Pariser Damen, die ‚pures élégantes', die Mode preisgeben, sobald sie in der wohlfeilen Nachahmung in die weiteren und niedrigeren Kreise gedrungen ist, so daß also eine deutsche Dame, welche hier von dem besten Schneider nach der neuesten Mode gekleidet wäre, in Paris schon mauvais genre für die erste Gesellschaft wäre. Ich erinnere mich, daß während meines letzten Aufenthalts in Paris eine der ersten Schneiderinnen den alten Genueser Sammet — den sogenannten ziselirten Sammet — wieder in Aufnahme zu bringen unternommen hatte. Die Mode fand großen Beifall in der vornehmen Welt und die Damen des Highlife überboten einander in Roben von Genueser Sammet mit kostbaren Valenciennesspitzen und alten Guipuren. Da ließ der Inhaber eines der großen Magazine einen Stoff anfertigen, der äußerlich dem alten Genueser Sammet täuschend ähnlich erschien. Ebenso wurden in gleichfalls täuschender Aehnlichkeit falsche Spitzen hergestellt. Die Mode war allgemein geworden und man sah in allen Salons die Sammet- und Spitzenroben genau nachgeahmt, aber natürlich zu ganz außerordentlich wohlfeilern Preisen. Sofort warf die vornehme Welt die demokratisirte Mode fort, und um den Unterschied recht eklatant zu zeigen, trugen die ‚pures élégantes' Kostüme von einfachem, grobem Leinenstoff ohne allen Spitzenbesatz, was übrigens, wie ich mich erinnere, ganz ungemein distinguirt aussah. Denke man sich nun in diesem Fall eine deutsche Dame, welche sich nach der allerneuesten Pariser Mode zu kleiden glaubt, wie ihr Schneider mit dem Modejournal in der Hand es ihr versichert; sie kommt nach Paris oder nur in ein größeres Bad und tritt dort in einen vornehmen Salon — sie in Sammet und Spitzen, alle französischen Damen im Leinenkostümen. Ein mitleidig spöttisches Lächeln würde ihr Lohn sein für ihren Eifer, die französischen Moden nachzumachen — und mir scheint es fast, daß dieser Lohn wohlverdient wäre."

„Sie haben recht, tausendmal recht," sagte Frau von Ramberg, „aber wo ist das Mittel, gegen diese Modetyrannei anzukämpfen? Man fände kaum einen Schneider, der ein Kostüm machen möchte, das er für ‚unmodern' erklären würde."

„Wenn unsere vornehmen Damen einig wären," erwiderte Graf Sternfeldt, „wenn unsere Fürstinnen vorangingen, dann ließe sich der Kampf schon aufnehmen und siegreich durchführen, und dann würden selbst unsere Stubenmädchen und Köchinnen vor der Lächerlichkeit zurückschrecken, der sie sich in französischen Modetrachten aussetzen."

„Nun," sagte Frau von Ramberg ernst, „ich will darüber nachdenken. Doch ist ja nicht nur auf dem Gebiet der Mode das Streben nach einer Gleichheit vorhanden, die dem Leben mehr und mehr allen Reiz nimmt und die Menschen aller Originalität beraubt. Da habe ich sogar neulich von einer allgemeinen Weltsprache gelesen, die man erfunden haben will und deren Einführung ja alles in Jahrhunderten erworbene geistige Eigentum der Nationen in die Rumpelkammer der Vergessenheit werfen würde. Man hatte dieser Sprache einen ganz sonderbaren, barbarischen Namen gegeben, den ich nicht behalten habe."

„Volapük', gnädige Frau," fiel Doktor Landen ein, „so hat man diese neue Weltsprache getauft, durch die man den babylonischen Turmbau ungeschehen machen und der ganzen Menschheit wieder die Möglichkeit geben will, sich ganz gemütlich mit einander unterhalten zu können. Uebrigens muß ich doch zur Verteidigung dieser Sprachbildner bemerken, daß sie ihr Weltidiom nur für die Handelsverbindungen ins Auge gefaßt haben, und in dieser Beziehung läßt es sich ja nicht leugnen, daß eine solche universelle, überall verständliche Sprache ihren Nutzen haben möchte."

„Für den Börsenschwindel vielleicht," rief der Präsident Reimann. „Die Hansa hat ihren Handel getrieben und die Fugger sind reich geworden ohne Volapük."

„Ich gehöre nicht zu den Anhängern des Volapük, Herr Präsident," erwiderte Doktor Landen, „Thatsache aber ist es, daß dieselben schon recht zahlreich sind und namentlich in Frankreich immer mehr Verbreitung finden, wo eine allgemeine Sprache eigentlich am wenigsten Bedürfnis ist, da jeder Franzose ja fast überall Verständnis für seine eigene Sprache findet. Interessant ist übrigens das Studium dieses Volapük dennoch und ich habe mich aus Neugier ein wenig damit beschäftigt."

„Nun, so sprechen Sie uns einmal etwas vor," sagte Frau von Ramberg lachend.

„So weit bin ich noch nicht," erwiderte Doktor Landen, „aber immerhin erkenne ich an, daß der Erfinder, ein Herr Schleyer, Pastor in Konstanz, ein nicht geringes linguistisches Talent bewiesen hat. Er hat den verschiedenen Idiomen die Wortstämme entnommen, sowie einzelne charakteristische Wendungen. Die von ihm geschaffene Sprache ist nicht ohne Harmonie und von einer bewundernswürdigen Einfachheit. Jeder Buchstabe hat nur einen ganz bestimmten, stets gleichmäßigen Klang, der Accent jedes Wortes liegt stets auf der Endsilbe. Die Konstruktion ist der französischen Sprache nachgebildet, die Wortstämme sind größtenteils germanisch. Die Grammatik ist namentlich von ganz außerordentlicher Einfachheit, die Adjektiva sind unveränderlich und haben immer dieselbe Endung, es gibt nur eine Konjugation und keinerlei unregelmäßige Verba."

„Welch ein Vergnügen wäre das für die Schulkinder in den Elementarklassen!" rief Frau von Ramberg.

„Die Verbreitung des Volapük nimmt auch stetig zu," fuhr Doktor Landen fort; „in Paris hält ein Professor Kerckhoff an der Handelsschule Vortrag darüber und es haben sich schon über fünfzig Gesellschaften zur Verbreitung der neuen Sprache gebildet. Es gibt Lexika und Grammatiken des Volapük und es erscheinen zwei Revuen in der Weltsprache der Zukunft, der ‚Volapükablen' und der ‚Volapükaklub'. Herr Schleyer in Konstanz erteilt einem jeden Bekenner des Volapük ein Reifezeugnis, wenn derselbe eine Dissertation, in Volapük geschrieben, über irgend ein wissenschaftliches Thema einsendet. Die Erlernung muß übrigens sehr leicht sein, denn ich habe gelesen, daß Professor Kerckhoff seine Schüler auf der Handelsschule in acht Lektionen zur geläufigen Unterhaltung im Volapük gebracht hat."

„Sie machen mich in der That neugierig," rief Frau von Ramberg, „einmal eine Probe dieser wunderbaren Sprache zu hören; ist dieselbe so harmonisch wie einfach, so wäre es ja wohl wert, acht Lektionen an ihre Erlernung zu wenden."

„Zufällig bin ich in der Lage, die Neugier der gnädigen Frau wenigstens einigermaßen zu befriedigen," sagte Doktor Riese, indem er eine große, elegante Karte aus der Tasche zog. „Ich sammle interessante Menus, und so hat man mir denn gerade heute das Menu des Kongresses der Volapükisten in Rouen zugesendet, der unlängst stattfand und von einem Bankett von hundertundachtzig Couverts gefolgt war."

„Ah, das ist in der That amüsant; ich bitte, lieber Doktor, lesen Sie!" rief Frau von Ramberg.

„Das Menu ist französisch und volapükistisch gedruckt, ich werde immer die beiden Sätze neben einander stellen."

Er las:

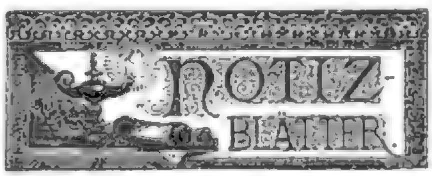
«Banquet annuel de la Société industrielle de Rouen.	Dustodaklub de Rouen Glepid Jelsid.
6. Mai 1886.	Lulul 6id 1886.
Potage Tapioca à la Crecy.	Tapioca sup, modü Crecy.
Turbot, sauce Crevettes.	Tubot ko Klaslarnet.
Pré-salé, sauce Venaison.	Jipalof ko Fretarnet.
Poulets à la Vicomtesse.	Goks modü Vicomtesse.
Timbales milanaises.	Makar Milanik.
Ecume Panama.	Panama-Skum.
Pintades rôties.	Magahagoks pelootol.
Salade de saison.	Salat Sitik.
Petits pois nouveaux.	Poili's Nitik.

Langoustes, sauce Dijonnaise.
Lesoits ko sast modü Dijon.
Asperges du Spitzberg.
Sparga de Spitsberg.
Dessert.
Bostab.»

„Der Mai heißt also Lulul — das habe ich behalten," sagte Frau von Ramberg lachend, „und das gefällt mir ganz gut, das erinnert an Bulbul, den Vogel des Mai und der Rosen. Eine volapükistische Küche scheinen die Herren noch nicht erfunden zu haben — vielleicht würden sie dann vergeblich Gäste zu ihrem Bankett gesucht haben."

„Wird meine Wissenschaft der Geschmacksharmonie erst Gemeingut der Menschheit," bemerkte Doktor Riese ernst, „so wird auch der kulinarische Volapük geschaffen sein und vielleicht mehr Anhänger finden als der linguistische."

„Für heute," schloß die Gräfin Sternfeldt, indem sie sich erhob, „bitte ich die Herrschaften, noch ein Souper mit nationalem Menu freundlich anzunehmen; ich glaube, unsere Zungen sind weder in der Sprache noch in der Küche für den Volapük reif."



Litteratur.

— **Eine Familientragödie mit düsterer Form behandelt** Arthur von Loy in seinem Roman „Graf und Gräfin von Ortenegg" (Wiesbaden, Bechtold & Co.). Der Autor hat sich merklich bestrebt, wahr zu sein und Menschen wie Dinge nach der Natur zu zeichnen; das ist ihm auch gelungen, vor allem fesseln die Figuren aus dem Bürgerstande wie der Generalinspektor, das kokette Fischermädchen, deren Mutter und der Knecht Vogelsan; weniger sagen uns die Figuren aus dem hohen Adel zu, obwohl der alte Graf Ortenegg, ebenso seine Tochter viele feine Detailzüge aufweisen. Den Schwerpunkt der Erzählung hat Arthur von Loy auf die Schilderung des ehrgeizigen Grafen und des eitlen, berechnenden Fischermädchens gelegt. Eine Fülle von originellen Nebenfiguren gibt dem Roman, dessen Erfindung sehr einfach ist, einen gewissen Reiz, der ein düsteres Bild von Schuld und Sühne, Leidenschaft und Verirrung vor uns aufstellt. Talent ist dem Autor nicht abzusprechen, namentlich in der Charakteristik, und seine Darstellung hat — so in dem Schlußkapitel auf dem See — dramatische Kraft und Verve; dennoch müssen wir die Ausstellung machen, daß hier zu viel Schatten und verzweifelt scheint. So dem Niedrigen zugewendet ist die Welt doch nicht, das wäre schrecklich, und würde das so sein, dann ließe sich noch die Frage aufwerfen, ob es das Ziel der Dichtkunst ist, dies Niedrige dagegen in einem Brennpunkt vereint wiederzugeben. Abgesehen von diesen Einwürfe können wir diesen Roman als eine interessante, spannende und eindrucksvolle Lektüre empfehlen.

— **Von dem „Neuen Novellenschatz", den Paul Heyse und L. Laistner** vereint bei R. Oldenbourg (München und Leipzig) erscheinen lassen, sind Band 13 bis 15 jetzt herausgekommen. In sauberer, geschmackvoller Ausstattung und Einbänden erhalten wir in dieser billigen Ausgabe Perlen deutscher Novellistik, die mit feinstem Geschmack und sehr charakteristisch für die betreffenden Autoren gewählt sind. Wie die früheren zwölf Bände, die große Verbreitung gefunden, werden auch die jetzigen und folgenden den Beifall des Publikums gewinnen durch die außerordentliche Abwechslung, welche der Lektüre gewährt, denn die Herausgeber sind sichtbar nicht nur bestrebt, Meisterstücke der neuen und neuesten Novellistik zu geben, sondern auch alle Farbentöne auf der Skala dieses Erzählungswerks zu berücksichtigen und dem Leser die mannigfaltigsten Stoffe in den verschiedensten Vortragsweisen zu bieten. In diesen drei Bändchen finden wir die Namen Margarethe von Bülow, G. Böhm, C. F. Meyer, Scherr, Heyse, Widmann, Gedin und Wildenbruch mit den besten, frischen Erzeugnissen ihrer Muse vertreten. Diese Sammlung ist ein Schatz für jede Familienbibliothek.

— **Einen großen Leserkreis wird Dr. Theodor Piderits Werk** „Mimik und Physiognomik" (Detmold, Meyer) interessiren; zwar ist das Thema nicht mehr neu, denn seit den Zeiten Lavaters hat man diesen Fragen eine wissenschaftliche Stellung eingeräumt, im Grunde jedoch ist dies Terrain der Wissenschaft so wenig angebaut worden, daß man die seltenen derartigen Erscheinungen mit Freuden begrüßen darf. Hier haben wir es nun mit einem gediegenen Werke zu thun, das mit großem Ernst seine Aufgabe erfüllt, ein reiches Quellenstudium verrät und auch auf eigenen Beobachtungen und Forschungen fußt. Das Werk ist eine Popularisirung mehrerer streng wissenschaftlichen Arbeiten des Autors, der „Grundzüge der Mimik und Physiognomik" aus dem Jahre 1858 und des wissenschaftlichen Systems der Mimik und Physiognomik. Fern von jeder Spielerei und Phantastik behandelt Piderit hier in klarer, ansprechender Form klar und verständlich sein schwieriges Thema, bei dem er bemüht ist, die Anforderungen der Psychologen, Physiologen und Anatomen ebenso zu berücksichtigen wie die praktischen Zwecke der Künstler und Physiognomiker. Sehr wesentliche Hilfsmittel zum Verständnis der Darstellung sind hier die beigegebenen 95 photolithographischen Abbildungen, welche ebenfalls eine streng wissenschaftliche Haltung und die Vermeidung der naheliegenden tendenziösen Uebertreibung auszeichnen. Das Buch ist demnach eine wertvolle Bereicherung dieses in den letzten Jahrzehnten sehr vernachlässigten Wissenschaftszweiges.

— **Wer jetzt sich wohlfeil eine Bibliothek der deutschen und ausländischen Klassiker** anlegen will, dem ist vielfach dazu Gelegenheit geboten. Neben Reclams kleinen, für gute Augen berechneten Ausgaben erscheint jetzt in Halle bei O. Hendel eine „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" in gut lesbarem Oktavformat. Es liegen uns bis jetzt 21 Hefte in Nummern erscheinenden Bände vor, welche Dichtungen von Goethe, Schiller, Lessing, Goldsmith, Shakespeare, Chamisso, Lenau, Hauff, Bürger, Hebel, Kleist und anderen bringen. Druck, Papier und Einband ist solid und gut.

— **In der Serie „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt"** des Verlags von Cäsar Schmidt in Zürich ist jetzt auch die Stadt Berlin erschienen, ein über hundert Seiten starkes Bändchen, das Geschichte, Volksleben, Physiognomie, Kunst, Handel, Bauwerke und die Umgebung der Reichshauptstadt behandelt. Wertvoll zur Orientirung sowohl wie hübsch als Erinnerungszeichen sind die Illustrationen von Plätzen, Denkmälern, hervorragenden Bauwerken und Vergnügungslokalen. Der Autor dieses Bandes ist der in der Reichshauptstadt sehr kundige Paul Lindenberg.

— **Die kriegsgeschichtliche Abteilung des königlich preußischen** großen Generalstabs hat eine „Geschichte des deutsch-dänischen Krieges im Jahre 1864" in zwei Bänden verfaßt. Der demnächst zur Ausgabe gelangende erste Band enthält die politische Vorgeschichte des Krieges, dann die beiderseitigen Operationen in Jütland und vor Düppel bis April 1864.

Musik.

— **Daß unter die Kompositionen Friedrichs II. auch die** spanische Nationalhymne gehört, dürfte wenig bekannt sein. Nach Angaben zuverlässiger spanischer Schriftsteller rührt die sogenannte Marcha real von keinem andern her als von dem berühmten Sieger von Zorndorf. Als eines Tages im königlichen Schlosse zu Berlin großer Empfang war, überreichte Friedrich der Große besagten Marsch scherzend dem spanischen Gesandten. Dieser, ein leidenschaftlicher Verehrer des Philosophen auf dem Throne, schickte die königliche Komposition nach Madrid und hatte die Genugthuung, daß sie dort mit unbeschreiblichem Beifall aufgenommen wurde. Die Marcha real ist zweifellos das volkstümlichste Musikstück, das man in Spanien kennt. Als Marschall Serrano im Herbst 1869 einen Preis für den besten Nationalmarsch ausschrieb, liefen mehr als 300 Kompositionen ein. Nach sorgfältiger Prüfung seitens der Kommission wurde indessen nicht eine einzige für gut befunden, die Marcha real auch nur annähernd zu ersetzen.

— **Albert Niemanns Urlaub zur Amerikafahrt ist definitiv** vom Kaiser genehmigt worden und erstreckt sich vom 1. November 1886 bis zum 15. Januar 1887. Niemann wird daher im königlichen Opernhause vom 16. September bis 31. Oktober 1886 und vom 16. Januar bis 16. April 1887 singen, außerdem noch in den beiden Saisons 1887/88 und 1888/89 je drei Monate. Er wird in New-York hauptsächlich in Wagnerrollen auftreten und zwar als Siegmund („Walküre"), Tannhäuser, Lohengrin und so weiter; die wichtigste Rolle dürfte der Tristan in „Tristan und Isolde" werden. Dieses letztere Tondrama wird zum erstenmal in Amerika zur Aufführung gelangen.

— **Das Gesangsfest der deutschen Musikvereine Nordamerikas,** welches in Milwaukee vom 21. bis 25. Juli stattfand, wurde unter außerordentlichem Zuströmen von Mitwirkenden und vom Publikum aus allen Teilen Nordamerikas abgehalten. Der Erfolg war außerordentlich, finanziell wie künstlerisch. Den Hauptmitwirkenden: Marianne Brandt, Lilli Lehmann und dem Dirigenten Catenhusen wurden Ehrenbezeugungen zu teil.

Bühne.

— **Im Berliner königlichen Schauspielhaus sollen in der** nächsten Saison folgende Stücke als neu zur Aufführung gelangen: 1) „Arabella Stuart", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Rud. Gottschall. 2) „Erich Brahe", Trauerspiel in fünf Akten von Otto Girndt. 3) „[illegible]", Schauspiel in fünf Akten von [illegible]. 4) „Daniela", Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. 5) „Letzte Liebe", Schauspiel in fünf Akten von [illegible]. 6) „Die Welf — Die Waiblingen", vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Tempeltey. 7) „Medea", Drama in einem Akt von Gotter, Musik von Benda. Das Werk ist 1775 erschienen. Die Musik ist von Schachner mit Rücksicht auf die Gegenwart neu bearbeitet worden. Die Titelrolle wird Fräulein Schwarz spielen. 8) „Surrogate", Schauspiel in einem Akt nach Dengon. 9) „Lydia", eine Scene aus Pompeji, von Hermann Lingg. 10) „Im Recht der Mutter", Lustspiel in einem Akt von Herrn von Soden.

— **Arthur Fitgers Trauerspiel: „Die Hexe"** hat der schwedische Dichter Graf Snoilsky übersetzt und wird dasselbe diesen Winter auf der königlichen Bühne in Stockholm zur Aufführung gelangen. „Die Hexe" ist übrigens auch von Johannes Magnussen ins Dänische übersetzt und bei der königlichen Bühne in Kopenhagen eingereicht, dort aber zurückgewiesen worden.

— **Kopenhagen wird im Herbste mit weltberühmten „Sternen"** fast überschwemmt werden. Im Oktober und November werden dort gastiren: Adelina Patti, Christine Nilsson, Pauline Lucca und Ladislaus Mierzwinski. Die junge Sängerin Fräulein Sigrid Arnoldson wird gleichfalls auftreten.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das Herausrufen der Dichter und Schauspieler ist noch** nicht so alt, wie man gewöhnlich glaubt. In Deutschland soll es zum erstenmal dem berühmten Ludwig Schröder 1780 in Hamburg zu Teil geworden sein. Während Lessing entschieden dagegen war, daß der dramatische Dichter sich auf die Bühne herausrufen lasse, mißbilligte er keineswegs das Hervorrufen der Schauspieler, welches, nachdem der Hamletdarsteller Brockmann gleichfalls dieser Ehre gewürdigt worden war, auch in Berlin schnell in Gebrauch kam. Als der genannte Künstler im Jahr 1803 von neuem die preußische Hauptstadt besuchte, um im Nationaltheater zu gastiren, konnte er sich überzeugen,

welche erheblichen Fortschritte man daselbst in dieser Richtung gemacht hatte. Es hatte sich inzwischen sogar ein Mann gefunden, welcher die immer häufiger werdende Sitte benützte, um ein Buch zu verfassen, das man eine Art von Komplimentierbuch für Schauspieler nennen kann, da es dem des Hervorrufes gewärtigen Darsteller Gelegenheit geben sollte, sich die an das Publikum zu haltende Anrede vorher einzustudieren. In der Bekanntmachung dieses sich mit F—k unterzeichnenden, erfindungsreichen Mannes hieß es: „Je wichtiger die Rolle war, die er machte, um desto weniger pflegt der ermüdete Künstler gleich etwas Artiges finden zu können, das sich seinen Gönnern sagen ließe. Je feiner das ist, was er sagt, desto weniger Zuhörer verstehen ihn. Diesen Betrachtungen zufolge hat der Unterzeichnete beschlossen, ein Taschenbuch herauszugeben unter dem Titel: ‚Der allzeit fertige herausgerufene Schauspieler.‘ Es wird für jede Rolle der berühmtesten Stücke vom Karlsfart bis zum Don Philipp eine passende Danksagung und für jede dieser Danksagungen eine Erklärung liefern, welche die Hauptabsicht derselben vornehmlich ausspricht.“

— **Ueber Bürgers Geburtstag und Geburtshaus** wird geschrieben: Als Geburtstag des Dichters Gottfried August Bürger wird meist der 31. Dezember 1747, sehr oft aber auch der 1. Januar 1748 angegeben. Dieser Umstand gab Veranlassung, einmal im Kirchenbuche zu Molmerswende nachzusehen, welche von beiden Angaben die richtige sei. In dem Register der Geborenen und Getauften vom Jahre 1747 fand sich nun folgende Eintragung: „Nr. 17. Gottfried August Bürger. Den 31. Dezember ist dem hiesigen Herrn Pastor Bürgern ein junger Sohn geboren und von H. Pastor Krummhaar den 1. Januar 1748 getauft.“ Auch die Notiz, welche sich hie und da findet, Molmerswende liege nahe bei oder in der Nähe von Halberstadt, ist dahin zu berichtigen, daß der Ort zur Grafschaft Rieburg Falkenstein gehört, die den südöstlichen Teil des früheren Fürstentums Halberstadt bildete, von der Stadt Halberstadt selbst aber immerhin etwa 46 Kilometer entfernt ist. Das Geburtshaus des Dichters mit seinen kleinen Fenstern, niedrigen Zimmern und dicken Wänden dient heute noch als Wohnung des Pfarrers und soll sich im Laufe der Jahre wenig verändert haben. Es liegt versteckt im Grünen hinter dem Kirchlein des Ortes; dann und wann wird es noch von auf einer Harzwanderung begriffenen Musensöhnen oder von reisenden Engländern, die seinetwegen von Falkenstein oder vom Selkethal einen Abstecher machen, aufgesucht. Kein äußeres Zeichen aber erinnert daran, daß in dem Hause der Dichter der Balladen: „Lenore“, „Das Lied vom braven Mann“, „Der wilde Jäger“ und andere geboren ist und an dieser Stätte seine Jugendzeit verlebt hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß das alte Pfarrhaus wenigstens recht bald mit einer entsprechenden Gedenktafel bedacht und geschmückt würde. Der Name Bürger ist jetzt noch in und um Molmerswende vielfach vertreten, und wiewohl die Inhaber desselben erklären, nicht mit dem Dichter verwandt zu sein, so möchten doch die Vorfahren desselben in Molmerswende oder dessen Nähe zu suchen sein.

— **Die achte Durchkreuzung Innerafrikas von Meer zu Meer** — die sieben ersten führten aus Livingstone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Wißmann, Arnot und Capello und Ivens — hat der in Diensten des Kongostaates stehende schwedische Lieutenant Gleerup unternommen und, wie eine Depesche aus Sansibar meldet, glücklich durchgeführt. Nachdem er über drei Jahre in Afrika zugebracht hatte, verließ er mit einer Karawane des bekannten Arabers Tipo-Tip die Station an den Stanleyfällen und traf etwa acht Monate später an der Küste des indischen Ozeans ein. Sein Reiseweg muß ungefähr mit demjenigen zusammenfallen, welchen Stanley 1877 in umgekehrter Richtung verfolgte.

— **In Karlsruhe soll Ende Januar 1887 eine akademische Scheffelfeier** veranstaltet werden, bei welcher ein geeignetes Festspiel zur Aufführung gelangen soll. Der Festausschuß schreibt zur Erlangung eines solchen unter der deutschen Studentenschaft einen Wettbewerb aus unter folgenden Bedingungen: Das Festspiel soll den Mittelpunkt der in Form eines Kommerses vor sich gehenden Feier bilden (nicht Totenfeier). Es soll in gebundener Sprache geschrieben, würdigen Charakters sein und die Person Scheffels nicht handelnd auftreten lassen. Höchste Dauer der Aufführung eine halbe Stunde. Da die Feier der Förderung eines Scheffeldenkmals gilt, so ist der Schluß des Stückes in der Art zu bilden, daß ein Zug Scheffelscher Gestalten sich um eine auf hohem Sockel erscheinende Büste des Dichters zu einer Art lebendem Denkmal gruppiert. Bewerbungen sind, mit Motto versehen, an den Festausschuß (Adresse: Technische Hochschule in Karlsruhe) bis 1. November dieses Jahres einzusenden.

— **Der große, von dem inzwischen leider verstorbenen Hainry** Södermanland zu Ehren Finn Magnusens in Stockholm gestiftete, aber nur zweimal im ganzen und jetzt zum drittenmal verteilte internationale Preis ist dem deutschen Schriftsteller Franz Siking zuerkannt worden für seinen historischen Roman „Wolfram von Eschenbach“.

— **In bergmännischen Kreisen herrscht große Aufregung.** Einer der Ueberlebenden vom jüngsten Bergwerksunfall in Süd-Lancashire, ein gewisser Woolley, hat nämlich ausdrücklich die vielgerühmte Davysche Sicherheitslampe als die Ursache der Gasentzündung hingestellt, und seine Erzählung läßt an Umständlichkeit und Glaubwürdigkeit nichts zu wünschen übrig. Woolley arbeitete neben Brown am entlegensten Ende des Schachtes und sah, wie in dem Grubenlicht, welches an dessen Gürtel baumelte, das eindringende Gas der Flamme den bekannten Schein gab. Als Brown hierauf an der Lampe rüttelte und hineinblies, barst letztere, entzündete die Luft und verursachte das schlagende Wetter, welches vierzig Menschenleben kostete. Woolley gelang es, in eiligem Laufe zu entkommen, wenn er auch viele Brandwunden erhielt. Als dauernd sicher ist zwar das Davysche Grubenlicht nie hingestellt worden, denn noch vor zwei Jahren ward ein Preis von 500 Pf. Sterl. auf die Herstellung einer durchaus zuverlässigen Lampe ausgesetzt — den, beiläufig gesagt, keine von den 195 eingesandten Lampen errang — aber andererseits fehlte es an jedem Beispiel einer unmittelbaren, durch dasselbe veranlaßten Entzündung. Was an Davys Erfindung Gutes ist, wird auch jetzt nicht umgestoßen werden können. Die 220 verschiedenen Lampen, die in der Bergwerksschule von Jermyn Street in London zu sehen sind, beruhen alle auf dem von Davy eingeführten System. Nichtsdestoweniger gibt die Erzählung Woolleys dem bisherigen Sicherheitsgefühl einen argen Stoß.

Industrie und Verkehr.

— **Die deutsche Edisongesellschaft hat am 19. August** in den oberen Stockwerken ihrer Centralstation in Berlin eine eigenartige, höchst sehenswerte Ausstellung eröffnet. In derselben werden zahlreiche Verwendungsarten der elektrischen Kraft im Handel wie im Gewerbe dem großen Publikum vor Augen geführt. Dort dient sie als Cigarrenanzünder, hier als Theekocher, dort treibt sie eine zierliche Nähmaschine, hier eine Orgel, dort läßt sie künstliche Blumen in vielfarbiger Pracht leuchten, hier bricht sich das Licht in hunderten fein geschliffenen Glasprismen zu feenhafter Wirkung. Besonders schön ist namentlich das Malatelier. Während im Rücken des Künstlers eine Bogenlampe ihr helles, die Farbenwirkung nicht änderndes Licht auf die Staffelei wirft, ist mit dieser eine Reihe von Glühlampen verbunden, die es dem Künstler ermöglichen, mit leichtem Fingerdruck von seinem Sitz aus die Beleuchtung seines Modells so zu regeln, daß nach seinem Wunsche bald das Haupt, bald die Hände, bald ein Teil des Kleides in hellerem oder schwächerem Licht erscheint.

Sehr lehrreich ist die Ausstellung in den oberen Räumen. Hier sehen wir, in welch mannigfacher Weise die elektrische Kraftübertragung sich ausführen läßt, hier wird sie einer Drehbank, dort einem Ventilator dienstbar gemacht, eine Verwendungsart, die für das Kleingewerbe noch eine gewaltige Zukunft haben wird. Weiter sieht man unbedingt feuersichere Lampen für Pulverfabriken und Feuerwerkslaboratorien. In einem von Goldfischen belebten Aquarium leuchten unter Wasser farbige Glühlampen, an anderer Stelle heizt der elektrische Strom Badewannen, Kochgeschirre, sogar Brenneisen für Friseure, was in den nur noch mit elektrischem Licht ausgestatteten Theatern unentbehrlich ist, ferner zeigt er auf weite Entfernungen den an einem bestimmten Punkte herrschenden Wärmegrad und den Druck im Dampfkessel an. Die verschiedenen Edisonlampen sind in allen Formen, Farben und Größen vertreten, von der kleinsten Busennadel bis zur 160 Normalkerzenlampe. Auf besonderen Tischen sind die mannigfaltigsten Apparate für Anwendung der Elektricität in der Heilkunde ausgestellt. Bemerkenswert ist noch eine Anzahl Kupfer- und Metallüberzüge, die auf galvanoplastischem Wege zum Teil schon vor vierzig Jahren in der königlichen Erzgießerei in München hergestellt sind.

— **Den größten Luftballon, welcher jemals dagewesen, hat** kürzlich M. A. P. van Tassel in San Franzisko gebaut. Dieser Ballon faßt 175,000 Kubikfuß Gas und ist eigens zu dem Zwecke konstruiert worden, um mit ihm über den nordamerikanischen Kontinent von Ozean zu Ozean zu fahren. Die Höhe vom Boden des Bootes bis zur Spitze des Gasbehälters beträgt 119 Fuß; der Durchmesser des gefüllten Ballons 68 Fuß. Seine Umhüllung besteht aus feinem, extra zu dem Zweck gewebtem Tuche mit dem üblichen Firnis, der es luftdicht macht. In dem Boot, welches 21 Fuß im Umfang mißt und dessen Seitenwände 34 Zoll hoch sind, haben 15 Personen Platz. Zur Füllung wird Wasserstoff verwendet werden. Die Kosten des Ballons stellen sich auf 6000 Dollars. M. van Tassel hat beträchtliche Erfahrung als Luftschiffer. In einer Höhe von 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel ist er bereits über das Kaskadengebirge gefahren. Er behauptet, nach sorgfältigem Studium der Luftströmungen zu der Ansicht gekommen zu sein, daß man in der richtigen Luftschicht mit großer Geschwindigkeit — vielleicht mit 100 Meilen in der Stunde — nach Osten fahren kann. Das größte Hindernis der beabsichtigten Reise werden die Rocky Mountains bilden, weil bei ihnen ein Wechsel der Luftströmung eintritt.

— **In Oberitalien haben die Dampfstraßenbahnen eine sehr** beträchtliche Ausdehnung erreicht. Zur Zeit gehen von Turin sechs, von Brescia und Alessandria je vier und von Mailand elf Dampfstraßenbahnen aus. Diese Anlagen vermitteln teils den Personenverkehr der größeren Ortschaften in der Nähe der Städte, teils den Personen- und Frachtenverkehr ganzer Gegenden mit den großen Eisenbahnpunkten, von denen sie oft bis zu einer Länge von 40 Kilometer in das Land hineinführen. Der Ertrag der Straßenbahnen schwankt zwischen drei und zehn Prozent und ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, bei denjenigen Linien am größten, welche industrielle Gebiete durchziehen. Die meisten dieser Bahnlinien sind auf den Provinzialstraßen angelegt; nur wenige besitzen einen eigenen Bahnkörper. Der Dampfbetrieb auf den gewöhnlichen Fahrstraßen hat bis jetzt zu Gefährdungen des Straßenverkehrs nur in ganz vereinzelten Fällen Anlaß gegeben. Scheuwerden von Pferden oder Maultieren kommt sehr selten vor, da die Züge mit keiner großen Geschwindigkeit fahren (höchstens 15 Kilometer per Stunde) und die Zugtiere sich bald an das Geräusch der Maschine gewöhnen. Im großen ganzen haben die Dampfstraßenbahnen sich als ein wichtiges Hebungsmittel des Verkehrs und mit Rücksicht auf die billigen Anlagekosten als lebensfähige Unternehmungen erwiesen.

— **Dem von seinen fortgesetzten Bemühungen, zwischen dem** nördlichen Europa und Sibirien eine reguläre Handelsverbindung zu eröffnen, bekannten Russen Sibiriakow ist sein diesjähriger Versuch, mit seinem Dampfer „Nordenskjöld“ die neue Handelsstation bei der Mündung der Petschora zu erreichen, mißglückt, indem das Schiff, welches am 2. Juli von Archangel, nach der Petschora bestimmt, abging, nach einer vergeblichen Reise am 29. desselben Monats den Hafen von Vardö suchen mußte. Die Eisverhältnisse waren zu mächtig und der Kohlenvorrat des Schiffes war während des Kampfes mit dem Treibeis im karischen Meere oder vielleicht bei Nowaja Semlja fast aufgebraucht, als das Schiff in Vardö ankam. Dennoch soll der Versuch mit dem Fahrzeug erneuert werden.

Natur.

— **Ueber merkwürdige, in den Hochalpen vorkommende, von** Blitzschlägen herrührende Löcher berichtet Professor Forel in den „Archives de Genève“. Er und andere Reisende fanden dieselben in einer Höhe von 3248 bis 4000 Meter. Gewöhnlich findet man sie auf den Gipfeln. Bald bietet die von dem Durchgange der elektrischen Entladung verglaste felsige Masse das Bild kleiner, auf dem Raum einiger Quadratcentimeter zerstreuten Perlen dar, bald sieht man kleine, halbkugelförmige Aushöhlungen von einigen Millimeter Durchmesser. Bisweilen beobachtet man verglaste, von einem Mittelpunkt ausgehende Strahlen, etwa 0,10 bis 0,12 Meter lang. Ein aus der Masse aufragender Felsblock erschien wie von einer Kanonenkugel durchbohrt und zeigte seiner ganzen Länge nach die verglaste Röhre. Unter dem Mikroskope zeigen diese Blitzlöcher zahlreiche innere Hohlräume, welche dem im Augenblicke des Schmelzens im Felsen befindlichen Wasser zuzuschreiben sind.

— **In der Frühstunde des 17. Juli ist in Rio de Janeiro** ein dort noch niemals beobachtetes Phänomen in die Erscheinung getreten, nämlich ein leichter Schneefall. In den benachbarten Provinzen war in den letzten Monaten wiederholt Frost und Schnee gefallen.

Gesundheitspflege.

— **Allerlei Neues über die Seekrankheit theilte in einem** in der Gesellschaft der Aerzte in Wien gehaltenen Vortrage Dr. Sonnenbach mit. Wie viele Kapitäne und wie viele Seeoffiziere, bemerkte der Vortragende, leiden ihr ganzes langes Leben hindurch immer wieder von neuem an der Seekrankheit, so oft sie zu Schiffe müssen, und verrichten dabei, freilich oft nur schlecht und recht, oft jedoch auch mit heroischer Selbstüberwindung, ihre dienstlichen Obliegenheiten. Ich fände es nicht eben angemessen, die eigene Person zu sehr in den Vordergrund zu stellen, wenn ich nicht das freimütige Geständnis ablegen wollte, daß ich selbst oft genug unter unsäglichen Mühen und unter Aufwand aller meiner Kräfte die über mich hereinbrechende Anfälle zu unterdrücken suchte, um nur noch rasch einem meiner Schwerkranken Chinin oder Chloralhydrat einzuflößen oder ein blutendes Gefäß zu unterbinden und dann in überstürzter Hast in meine Kabine zu flüchten, um mich der ganzen Gewalt des erdrückenden Leidens anheimzugeben. Aber ich könnte Ihnen Dutzende ähnlich Leidender anführen. Manch ein Seeoffizier mußte unter — sit venia verbo — falscher Diagnose krank gemeldet werden, um vor dem Verdacht der Seeuntüchtigkeit geschützt zu sein, manch einer auch ganz an Land geschafft und durch einen andern ersetzt werden, weil er den stürmischen Seeverhältnissen, zum Beispiel des Aequinoktiums, nicht mehr gewachsen erschien. Am schlagendsten und vielleicht interessantesten mag es aber sein, daß der größte Seeheld Oesterreichs und seiner Zeit, daß Tegetthoff diesen quälenden Dämon nie ganz, im streng seemännischen Sinne ganz, los werden konnte. Sein großer Berufsgenosse Nelson litt sogar sehr heftig zur See. Freilich haben sie sich, wie auch andere, in historischen oder doch entscheidenden Augenblicken „mit solchen Kleinigkeiten niemals abgegeben“.

— **Eine chronische Ansteckungskrankheit, Beri-Beri genannt,** richtet alljährlich unter den indischen Truppen Hollands entsetzliche Verheerungen an. Im Jahr 1884 mußten 2398 Soldaten, die an Beri-Beri litten, behandelt werden; davon starben 235 und 842 mußten als zum Militärdienst untauglich entlassen werden. Ueber das Wesen der Krankheit ist nicht viel mehr bekannt, als daß es eine chronische Ansteckungskrankheit mit höchst mangelhafter Blutbildung ist. Das Amsterdamer „Handelsblatt“ fordert die holländische Regierung auf, ungesäumt junge Bakteriologen, die aber jedenfalls zuerst in Europa ihre vorbereitenden Studien gemacht haben müßten, nach Indien zu senden, um die Beri-Beri-Krankheit zu studieren.

— **Ueber die Mikroorganismen des Trinkwassers und ihr** Leben in kohlensäurehaltigen Wassern stellte der Italiener Leone Untersuchungen an, deren Ergebnis war, daß das frische Wasser im Kubikcentimeter nur 5 Mikroorganismen enthielt; nach 24 Stunden war die Zahl der Organismen in derselben Wassermenge bereits auf über 100 gestiegen; nach zwei Tagen zählte man 10,500, nach drei Tagen 67,000, nach vier Tagen 315,000 und nach fünf Tagen schon über eine halbe Million. Gleichgiltig war dabei, ob das Wasser während dieser Zeit bewegt wurde oder in Ruhe verblieb. Anders verhielt es sich bei kohlensäurehaltigen Wassern, in denen die Organismen mit der Zeit nicht zunahmen, sondern sich sogar an Zahl verminderten; Wasser, das anfänglich 186 Mikrobien enthielt, hatte deren pro Kubikcentimeter nach fünf Tagen nur noch 87, nach zehn Tagen 30 und nach fünfzehn Tagen nur noch 25 aufzuweisen.

Militär und Marine.

— **In Woolwich wurde kürzlich ein 13½zölliges 63-Tonnengeschütz,** die größte bis jetzt fabrizierte Hinterladerkanone nach dem neuesten System, probiert. Zehn Schüsse wurden abgefeuert; man begann mit 450 Pfund Pulver und steigerte sodann die Ladung bis auf 630 Pfund. Die Versuche ergaben ein befriedigendes Resultat.

Feste und Versammlungen.

— **Am 23. August, dem Tag, an welchem wahrscheinlich** vor 500 Jahren die dauernde Vereinigung der Herzogtümer Schleswig und Holstein erfolgte, fand im Beisein zahlreicher geladener Personen in Kiel die feierliche Enthüllung des Denkmals zu Ehren der in Dänemark begrabenen deutschen Krieger aus den Jahren 1848 bis 1851 statt. Das aus rotem Sandstein hergestellte Denkmal hat die Form einer Pyramide, deren Höhe mit dem Unterbau etwa fünf Meter beträgt. An der Vorderseite befindet sich folgende Inschrift in goldenen Buchstaben: „Den 1848—1851 gefallenen schleswig-holsteinischen Kriegern die alten Kameraden 1886.“ Auf der Rückseite sind die folgenden Worte in den Sandstein gemeißelt: „up ewig ungedeelt.“

— **Das Jubiläum des hundertjährigen Bestehens des königlichen Schauspielhauses** in Berlin soll am 5. Dezember dieses Jahres festlich begangen werden.

— **Die Jahresversammlung der ophthalmologischen Gesellschaft** wurde am 9. August in der Aula der Universität zu Heidelberg eröffnet. Professor Donders aus Utrecht hielt als Einleitung für die nur alle zehn Jahre vorzunehmende Zuerkennung der großen goldenen Gräfemedaille die Festrede über die Verdienste Albrechts von Gräfe. Nach Beendigung derselben erfolgte die Ueberreichung der Medaille an Professor von Helmholtz als denjenigen, der von allen Lebenden innerhalb der letzten zehn Jahre sich am meisten um die Förderung der Augenheilkunde verdient gemacht habe.

— **Die diesjährige achte ordentliche Hauptversammlung des** allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes findet am 9., 10. und 11. Oktober in der schönen Wartburgstadt Eisenach statt. Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß auf diesem „Tage“, was in Berlin nicht gelang, der Frieden von den bisher gegnerischen Vereinigungen, dem „Verband“ und dem „Verein“ bewirkt wird. Die Tagesordnung der Hauptversammlung am 10. Oktober ist folgende: 1) Bericht des engern geschäftsführenden Vorstandes, nebst Rechnungsablegung des Schatzmeisters. 2) Bericht des Syndikus, Rechtsanwalt Breda. 3) Bericht und Beschlußfassung über die von der Weimarer Kommission gestellten Anträge. Referent: Rechtsanwalt Dr. Rud. Keil. 4) Die Frage einer Fusion des allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes mit dem deutschen Schriftstellerverein. Referent: Dr. Alfred Klaar. 5) Die Frage der Einrichtung und Organisation eines Verbandsbureaus. Referent Dr. Moritz Brasch. 6) Weitere Anträge. 7) Wahl, beziehentlich Ergänzungswahl des Vorstandes (gemäß Paragraph 6 der Statuten). Außer diesen internen Verbandsfragen sind für den 11. Oktober, den eigentlichen Schriftstellertag, einige Vorträge von allgemeinerem Interesse in Aussicht genommen. Am Vorabend, den 9. Oktober, findet Empfang und Begrüßung der Mitglieder statt. Ferner wird ein gemeinsamer Ausflug in die an landschaftlichen Schönheiten so reiche Umgebung Eisenachs veranstaltet werden.

— **Eine interessante Feier zur Erinnerung an den Todestag** Friedrichs des Großen fand in Kissingen statt. Professor Adolf Menzel versammelte dort im obern Saale des Kasino eine größere Gesellschaft, um dem ein stilles Glas zu weihen, durch dessen Verherrlichung er selber groß geworden. Es gelang dem Meister, jeden Versuch von sich glücklich abzuwehren, ihn besonders zu glorifizieren, es gelang jedoch nicht minder den Doktoren von Adelmann, Lender, Zülzer, ihren dem Vaterlande, dem Kaiser, der Kunst gewidmeten Reden so viel Lorbeerblätter für den Verherrlicher des großen Königs einzuflechten, daß auch für die anwesenden Ausländer ein Kranz leuchtenden Verdienstes das Haupt des Meisters schmückte. Am Schluß des Festmahls trug Dr. Fleischer das Flötensolo vor, welches ein Lieblingsstück des großen Friedrich gewesen ist und den Musikalienschätzen angehört, welche vor nicht langer Zeit in der Bibliothek des Königs von Sachsen aufgefunden worden sind.

Sport.

— **Der Anstieg zum Großglockner über den Nordwestgrat,** wo Markgraf Pallavicini und Gesandtschaftssekretär Crommelin mit zwei Führern verunglückten, wurde bisher nur einmal, im Jahre 1878, durchgeführt. Es war dies vielleicht eine der schwierigsten Besteigungen der Alpenriesen, die bisher vollendet wurden.

— **Das große Meeting zu Baden-Baden hat im Jubiläumspreis,** 30,000 Mark, zwar, wie zumeist erwartet, den Franzosen wieder den Haupterfolg gebracht, doch hat der Sieg von Jennings dreijährigem „Vero“ v. Don Carlos a. d. Merina die denkbar größte Ueberraschung hervorgerufen, da er die beiden Favorits, Abingtons fünfjährigen „Kimbolton“ und Kamerois fünfjährigen „Fra Diavolo“, der seinem Besitzer gut genug für die Eclipse Stakes schien, schlug; es folgten ferner noch „The Condor“, „Theodomir“, „Excelsior II.“, „Zebu“ und „Calais“. Den Fohlenpreis gewann wiederum Oesterreich-Ungarn und zwar abermals Graf Tassilo Festetics, dessen „Bulgar“, „Faniarabia“, „Erin Aaron“, „Fidelius“ und noch vier andere hinter sich ließ. Dagegen fiel die wertvolle Steeplechase, das alte Badener Jagdrennen, Preis 10,000 Mark, an Oehlschlägers a. Sch.-St. „Adare“ vor „The Mahdi“, „Schelar“ rc. Auch das Hürdenrennen vom alten Schloß gewann derselbe Stall mit „Toledo“, dem zwei deutsche Pferde vor dem berühmten „Fenelon“ des Herzogs von Hamilton folgten. Es sind ferner der Fürstenbergpreis an Graf Apponyis „Green Bore“, der Stadtpreis an Werms „Planz“, der

Digitized by Google

Preis von Iffezheim an Graf Henckels „Diktator“, der Preis von Sandweier an Spiekermanns „Ujaz“, der Damenpreis an Sherwoods „Grey Parrot“ und der Preis von der Favorite an Graf Biffens „Waidmann“.

— **Vollblutschimmel sind so selten wie weiße Raben**, doch sah der zweite Renntag zu Baden-Baden zwei Schimmel als Sieger, nämlich „Grey Parrot“ und „Adare“.

— **Bei den Augustrennen zu Budapest** gewann Baron Springer den großen Preis mit „Buclaw“ um einen Kopf gegen „Fomancz“, der einen Hals zurück „Matador“ und „Metallik“ in toten Rennen folgten. Ebenso spannend verlief das Handicap der Dreijährigen, das „Ebda jada“ um einen Kopf vor „Vinaigrette“ gewann, einen Kopf weiter zurück „Cumberland“ und sieben andere.

— **Ein weißer Rehbock mit ganz abnormem Gehörn und einem langen Wedel** wurde Mitte August bei Salzburg erlegt.

— **Der Australier Neil Matterson und George Perkins**, der Champion-Skuller Englands, haben, nachdem letzterer Matterson vor drei Monaten schlug, neuerdings sich im Zweikampf gemessen. Diesesmal aber ruderte der Australier seinen Gegner vollständig nieder.

— **Auf einem 1500 Fuß langen Seile von 1½ Zoll Stärke** überschritt in einer Höhe von 120 Fuß über dem Wasser Leon Mansfield Anfangs August die Fallnlafälle.

Statistik.

— **In Betreff der Getreidegewinnung in Deutschland** hat Dr. E. Engel aus den Ergebnissen der amtlichen Erntestatistik im deutschen Reiche berechnet, daß für die Jahre 1878 bis 1884 im deutschen Zollgebiete nach Abzug der für die Aussaat erforderlichen Mengen durchschnittlich jährlich 7,199,264 Tonnen Brotcerealien gewonnen wurden, so daß bei einer durchschnittlichen Bevölkerung von 45,144,000 Köpfen für jeden einzelnen Bewohner in Deutschland 159,47 Kilo Brotgetreide entfallen, von denen 108,48 Kilo auf Roggen, 44,85 Kilo auf Weizen und 6,20 Kilo auf die übrigen Brotgetreidearten kommen. Diese für jeden Bewohner Deutschlands gewonnene Getreidemenge schwankt nun in einzelnen Jahren erheblich um diesen Betrag; so ergibt zum Beispiel die gute Ernte des Jahres 1878 an Ertrag 20,15 Kilo über, die Mißernte im Jahr 1880 an Ertrag 14,6 Kilo unter 159,47 Kilo durchschnittlichem Ertrage. Für die einzelnen Landesteile schwankt der jährliche Ertrag an Brotgetreide für den Bewohner ebenso bedeutend; derselbe ist zum Beispiel in Preußen 163,47 Kilo, in Sachsen 102,43 Kilo, in Baden 100,44 Kilo, in Reuß 71,58 Kilo, in Mecklenburg-Schwerin 168,66 Kilo. Aus diesen Zahlen folgt, wie verschiedenartig für die einzelnen Teile Deutschlands die Sorge für eine leichte und billige Zufuhr fremden Brotgetreides geartet ist; dieselbe beträgt in einem nämlichen Durchschnittsjahre 26,42 Kilo auf den Kopf und erhöht mithin den Gesamtverzehr an Brotgetreide eines Bewohners des deutschen Reiches auf 185,89 Kilo.

Gestorben.

— Verlagsbuchhändler **Buchner**, bekannter Kunst- und Antiquitätensammler, am 17. August, in Bamberg.

— **Hermann August Schwanert**, Professor des römischen Rechts in Breslau, 62 Jahre alt, am 18. August, in Hirschberg.

— Bildhauer **Koch**, Direktor der Augsburger Ausstellung, 41 Jahre alt, am 15. August, in Augsburg.

— Dr. **P. Burnitz**, bekannter Landschaftsmaler, 62 Jahre alt, am 18. August, in Frankfurt a. M.

— **H. E. Weinkauff**, berühmter Konchyliologe, Mitte August, in Kreuznach.

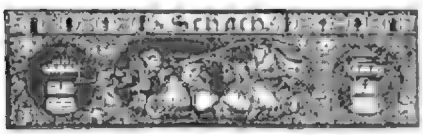
— Dr. **Edgar Bauer**, Schriftsteller, Bruder von Bruno Bauer, 65 Jahre alt, am 18. August, in Hannover.

— **Joseph Ivanovic von Kolinencey**, österreichischer Generalmajor, Veteran aus den Jahren 1813—15, 1848—49, 89 Jahre alt, am 20. August, in Graz.

— **Graf Samuel Gyulai**, österreichischer Feldmarschalllieutenant a. D., der letzte seines Stammes, 83 Jahre alt, am 21. August, in Gries bei Bozen.

— Professor Dr. **W. A. Dumas**, Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften am Grauen Kloster in Berlin, am 22. August, in Berlin.

— Professor **Stowe**, der Gatte der bekannten amerikanischen Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe, Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“, Ende August, in Boston.

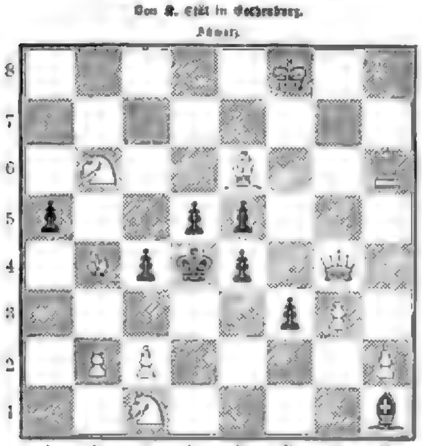


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 305.

Von K. Eckl in Gochsheim.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 302:

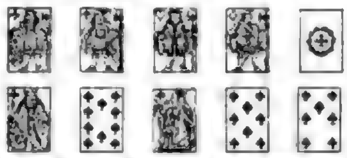
Weiß.	Schwarz.
1) D. F 3 — F 5	1) K. D 4 n. D 5.
2) D. F 5 — E 4 . . . . . oder anders	2) K. D 4 n. D 5, K. D 5 — D 5
3) D. E 6 — E 5 oder — C 4 Matt. (Andere Spielarten ähnlich oder leicht.)	

(Redigirt von Oskar Götz.)

Aufgabe Nro. 28.

Skat.

Mittelhand hat mit folgenden Karten das Pique-Solo gefragt und ist, nachdem Vorhand gepaßt hat, von Hinterhand auf Null gereizt worden; sie erklärt daher Treff-Solo:



Obgleich im Skat noch ein Atout liegt, wird das Spiel verloren. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein, wenn der Spieler auch Grand verlieren würde, während der Null in Hinterhand sogar ouvert gewonnen wäre, trotzdem im Skat kein Point liegt?

Spielbriefwechsel.

E. Weiner in B. und Andere. Wir haben uns wegen der Etymologie des Wortes „Ramsch“ an eine Reihe von Autoritäten gewendet, die uns mit dankenswerter Liebenswürdigkeit in teilweise ausführlicher Nachweisung ihre Ansichten mitgeteilt haben, welche freilich mannigfach von einander abweichen. Herr Professor D. **Paulus Cassel** bringt das Wort in der Bedeutung „Stich“ in Parallele mit ähnlichen Bildungen der französischen und englischen Sprache, wie pique, trick und point. Das Wort „Ramsch“ wäre allerdings anders gebildet und zwar von Ramsch, Raffen im Greif, im Ramsch und Bogen nehmen; Ramsch wäre ebenso gebraucht wie das französische rafle, wie also pique von stechen, trick von streichen, so sei ramsch e von raffen, greifen (wo man Geld einstreicht) genommen. Wir glauben indessen, daß die von Herrn Professor Cassel zu Grunde gelegte Bedeutung doch nicht ganz diejenige ist, in welcher „Ramsch“ auch im Skatspiel gebraucht wird, da hier doch gerade das Nichtstich n wesentlich ist. Das angezogene Citat aus Kurrbach: „Mancher Ramsch ging dabei verloren“, läßt sich vielleicht auch ohne Zwang auf das bekannte Kinderspiel „Ramschen“ oder „Ramsch“ beziehen. — Herr **Daniel Major v. Pfister** erklärt das Zeitwort „ramschen“ als ein in süddeutschen Mundarten heut noch erhaltenes echt deutsches Wort, welches die Bedeutung von „raffen, rauben, sich grob oder gewaltsam aneignen“ hat. Die Wurzel wäre das Stammwort „ram“ mit kurzem Vokal, was „Kraft“ und „Besitz“ besagt; das „Ramsch“ wäre demnach also das auf einen Haufen Zusammengeraffte. — Herr Dr. **Daniel Sanders** erklärt, eine Entscheidung weder treffen zu können noch zu wollen, er hat auch in seinem berühmten Wörterbüchern den Grundsatz gehuldigt, es ausdrücklich offen anzugeben, wenn seine Abstammung ihm nicht bekannt war. Herr Dr. Sanders verweist darauf, daß er in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache über „ramsch“ französisch angegeben habe, dies Wort gehe aus einem veralteten „ramschen“ hervor, ursprünglich heraus, sich mit Schnelligkeit bewegen, in welchem Sinn sich im Dialekt die Form „caffeln“ behauptet hat. Ramsch — Ramsch (Ware ramschen, ramsen, ramschen) verwandt, Rapuse u. s. w. seien verwandt mit dem lateinischen rapere, raffen, rauben, rapide, reißend u. s. w. — Ein anderer Gelehrter äußert die damit im Einklang stehende sehr ansprechende Vermutung, daß Ramsch aus dem französischen Worte ramasser, sammeln, zusammenraffen, aufheben, bzw. aufgabeln, korrumpiert sein möge, wofür allerdings die aus dem dreißigjährigen Kriege herrührende Vermischung unserer Kartenspiele einen naheliegenden Grund abgäbe, ebenso wie die Französierungssucht des vorigen Jahrhunderts. — Dem steht jedoch das gewichtige Bedenken entgegen, daß der Ausdruck „Ramsch“ sich nirgendwo in einem bekannten Kartenspiele wiederfindet, daß sogar in dem vollständig französirten Boston ein auf ganz gleichen Grundsätzen, wie der Ramsch im Skat, beruhendes Spiel Misère générale heißt. Das alte Spiel Raus oder Rammes hat zwar im Namen einige Ähnlichkeit mit unserem Ramsch, ist aber ein Trumpfspiel ganz anderer Art, in welchem derjenige Erb es „geramst“ wird, der ein Spiel gehalten, aber keinen Stich gemacht hat. — Wir müssen, ob nun Ramsch vom deutschen ramsen, raffen oder vom französischen ramasser abstammen mag, mit der Aufklärung zufrieden sein, daß mit Ramsch ein Spiel bezeichnet wird, in welchem jeder rafft, alle nimmt, was er raffen, nehmen muß.

K. G. in Paris. Vorhand kommt doch niemals zum Ramschen, wenn eine Hand unverlierbaren Grand, die andere ebenso unverlierbaren Null ouvert hat.

Schmidt in W. bei N. i. H. Wenn richtig gespielt wird, gibt Vorhand drei Stiche in Coeur und Atout mit 37 Points und zwei Trumpfstiche von 7 Points ab.

Richtige Lösungen sandten ein: C. H. Uthoff. Carl Link. P. G. in Lodz. Stammtisch bei W. in Br. A. Cohen. E. v. K. in F. bei W. Ernst Fischer. Albert W. in 2. A. Weber. G. F. in Rosenberg.

Permutations-Silbenrätsel.

Aus den Silben: dor, ler, le, ki, ro, ne, ne, o, ran, schie, sen, tro, so, de sind sechs Worte zu bilden, die bedeuten:

1. Wichtiger Bestandteil der Eisenbahnen. 2. Göttin. 3. Dient zur Unterhaltung. 4. Asiatische Insel. 5. Deutscher Fluß. 6. Berühmter Historiker.

Bildet man aus jedem der resultirenden Worte ein neues Wort, so nennen die Initialen der neu treten Worte, abwärts gelesen, einen berühmten Bildhauer.

Rösselsprung zu Just. Kerners 100. Geburtstage den 18. September.

Von Rudi v. Warnhenhagen.

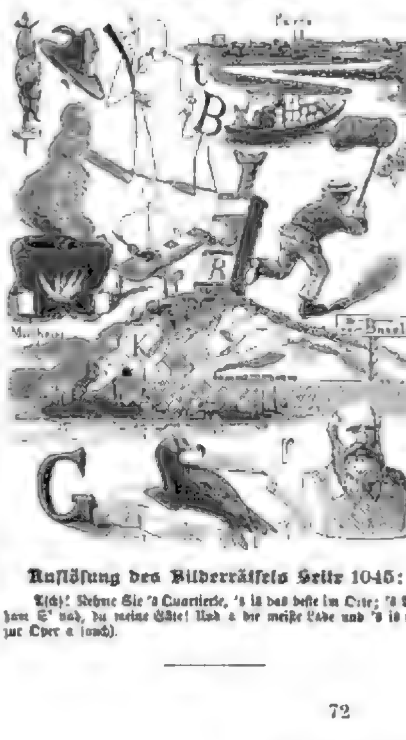
			die	drei-	ne	ruh'			
			was	gen	beam	te			
			zur	dan-	wer	ker-			
er-	schein	wie	ein	tem-	len-	ab-	ich	nen	ge
er-	denk	den	ſtatt	durch	ſtimer	ge	in	fal-	wei-
ein	der	cruz-	lo-	würd-	le	ich	mir	we-	rie
in	me-	im	ſa-	ge	die	lein	lan-	um's	len
			lo-	du	die	ſer-			
			halz	ſten	weißt'	le			
			dort	bahn-	dies	traun			
			herz	ich	be-	mir			
		wan-	dend	den	es	fal-	[illegible]		
		wenn	ge	ge-	wie	wei-	war		
	ſä-	ſang	bringt	ſpie-	die	den	ſen	wird	
	uns	le	den	ſeh	mir	be-	wan-	waſ-	
	hie-	ſin	ke-	ca-	für	ſal-	den	da	
	wan-	berg	und	und	ein	de	ſern	in	
	blau-	le	dem	der	ſer	diſt's	ging	ſie	
	ken-	e	ruh'	da	ſab	hier	ich	zu	
	mae-	der	ein	de	laß	lab	diſt's	das	
	da	reich-	ter-	zu	du	zu	von	ruhe	
zur	weit	le	ab-	le	ſum-	ſt-	rad	der	dige
ſe	dort	kehrt	im	nur	ſen	müh-	ſee-	ze-	nicht

Auflösung des Kreisrätsels Seite 1045:

Um die im Kreise stehenden Buchstaben richtig ablesen zu können, beginne man bei dem ohne Buchstaben links unten befindlichen Anfange der vielfach verschlungenen Linie, lese im Verfolg derselben jeden an deren Wendepunkten stehenden Buchstaben ab bis zum Ende. Die so gefundenen Buchstaben bilden den Satz:

Eines paßt nicht für alle.

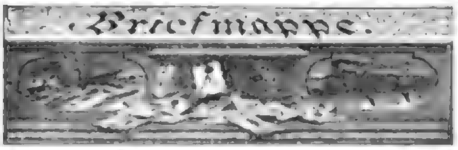
Bilderrätsel 50.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 1045:

Ach! Nehme Sie 's Quartierle, 's is das beste im Orte; 's Bad ham S' nah, du meine Güte! Und a die weiße Lade und 's is nah zur Oper a (auch).

Briefmappe.



Verlegen. Der Abdruck des ganzen Liedes würde uns zu viel Platz rauben. Es ist, mit Klavierbegleitung für eine Singstimme komponirt, bei Karl Rödel in Stuttgart erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Frln. Elly. Käthe in W. 1) Ja, das wäre ein vorzügliches Anskunftsmittel — obwohl Sie nicht zu fürchten hätten, daß die Kinder auf die andere Weise zu sehr an das Spielen gewöhnt würden. 2) Enthaltung der Gesundheit zuträglich — namentlich wenn auch Fleisch gegeben wird.

Hrn. H. Schulz in Bremen. Sie thun am besten, mit dieser Anfrage sich an die Redaktion der Thierschutz-Zeitung nach Köthen zu wenden.

Rosalyne. Bei solcher Liebenswürdigkeit keinen Anspruch erheben auf den Lenz — ?

Ein nordischer Bildhr. „Ungeheuerchen" ist doch ein Kaiserausdruck und deshalb haben wir uns von dem Schrecken, den Ihre Zeilen zu Anfang hervorgerufen, bald erholt.

Sittenkommission. Wie sich ein mürrischer, widerstrebender zukünftiger Schwiegervater durch die Liebenswürdigkeit der zukünftigen Schwiegertochter bezwingen und schließlich von dieser „um den kleinen Finger wickeln" läßt, das zeigt eine ganze Reihe von Komödien, die das „Rezept gegen Schwiegermütter" nach jeder Richtung hin übertreffen.

Abonnent in Rheydt. Der Kommandant eines deutschen Kriegsschiffes hat seine eigene Küche und ißt für sich allein. Näheres in dem Artikel von H. Seidel: „Skizzen aus dem deutschen Marineleben" auf Seite 708 dieses Bandes von „Ueber Land und Meer".

Zweijähriger Abonnent in Meran. Die Oktavausgabe von „Ueber Land und Meer" hat genau denselben Inhalt wie die Großfolioausgabe. Ueber die betreffenden Fremdwörter gibt Ihnen jedes Fremdwörterbuch Auskunft. Von Darwin haben wir im Jahrgang 1871 Nro. 10 bereits Bild und Lebensbeschreibung gebracht.

Große Verehrerin eines großen Mannes. Uns nicht bekannt.

Mahlitedhorn in Holstein. Eldenwerde ist groß und ohne eine bekannte Familie dort zu haben, die sich des Mahlitedhorns annimmt, als wäre sie eine liebe Tochter — sehr gefährlich, dorthin zu gehen.

Th. H. in Dresden. Fragen Sie bei der Pierson'schen Buchhandlung in Dresden an.

Herrn R. Sch. in Berlin. Das ist erlaubt; Hänselmann's Verlag in Stuttgart.

Hrn. Stephan R. in Wien. Wie schon mehrfach an dieser Stelle erwähnt, wurde der Jahrgang 1879 von Haldeman's „Illustrated Magazine" im Preise ermäßigt. Sie können ihn jetzt beziehen für nur 4 Mark durch Ihren Buchhändler beziehen.

Abonnent Th. in Köln. 1) Solche Mappen nicht. 2) Hausapotheken lassen sich Ihnen hier nicht leicht zusammenstellen. Solche enthalten zum Beispiel besondere Medikamente in Familien mit kleinen Kindern. Jeder Apotheker stellt Ihnen billiger, als Sie selbst sich das verschaffen können, derartige Reise- und Hausapotheken zusammen.

C. B. in Köln. 1) In gewissem Sinne, ja. 2) K. Fischer, G. Conrad, H. Heiberg und andere. Ebenso wie im Ausland. 3) Die Gesellschaft.

Plauderreise in B. Sie sagen, Sie stellen Ihre Fragen nur, weil Sie annehmen, daß derjenige, der sie zu beantworten habe, ein „sehr alter Herr" sei. Sie irren und in Verlegenheit, denn leider haben wir nicht einen einzigen sehr alten Herrn für Sie zur Verfügung und müssen wir es Ihnen überlassen, ob Sie uns mit 17 Jahren für eine Autorität halten wollen, die Glauben verdient. Unseren bescheidenen Erfahrungen nach hat Ihr Freund Ihnen mit der Reisekreide nichts weiter sagen wollen, als daß er Sie zu lieben beginnt, aber um Schonung bittet. Macht er Ihnen zu viel Komplimente, so setzen Sie auf Ihren Hut und glauben höchstens ein Viertel von dem, was er Ihnen sagt. Wahre Liebe ist zurückhaltend und bescheiden. Haben Sie sich dennoch überzeugt, daß er Sie wirklich liebt, sind auch Sie ihm gut und alle Zeichen günstig, weshalb wollen Sie ihm denn nicht ein wenig zu Hilfe kommen und zu erkennen geben, daß Sie ihn „dem anderen" vorziehen? Oder wären Sie wirklich so grausam, ihn gerne in schwebender Pein hangen und bangen zu sehen, ohne geneigt zu werden und daran denken zu müssen, wie Sie seine Leiden mindern können? — In Betreff Ihrer letzten Frage müssen wir unseren Rat versagen und Sie an einen Arzt verweisen.

E. M. in N. Dem betreffenden Autodidakten ist zu empfehlen, sich mit dem Direktor irgend eines Gymnasiums in Verbindung zu setzen und diesen um Rat zu fragen. Eine bestimmte Anzahl Semester ist nicht vorgeschrieben, doch ist es auf jeden Fall gut, wenn der Examinand die Prima durchgemacht hat.

Theebereitung. Das kann Ihnen doch jede Hausfrau sagen. Sobald das Wasser kocht, schütten Sie den Thee hinein, lassen ihn 1—2 Minuten ziehen und das Getränk ist fertig.

R. Windisch. Im Reichsdienst kaum — im Privatdienst nicht leicht. Sollten Sie auf letzteren reflektiren, müssen Sie sich selbst mit irgend einer der Firmen oder Gesellschaften, deren es nachgerade ja eine große Anzahl gibt, in Verbindung setzen. Wir sind über den Bedarf derselben an Arbeitskräften natürlich auch nicht unterrichtet.

Stasi. Sie haben ohne Zweifel recht, wenn Sie Ihre Melancholie hauptsächlich klimatischen Einflüssen zuschreiben. Sie thun deshalb gut, sich an einen Arzt zu wenden. Ein Universalmittel, „um munter zu machen", ist leider noch nicht erfunden, sonst würde die Erde längst aufgehört haben, ein Jammerthal zu sein.

Ein dankbarer Dragoner aus der Schweiz. Der betreffende Herr ist Redakteur des „Bund" in Bern. Sie haben mit Ihrer Flasche Champagner also keinen weiten Weg zu machen.

A. G. in Freistadt. Natürlich handelt es sich hier um einen Anachronismus. Der Blitzableiter wurde bekanntlich erst durch Franklin erfunden und war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch nicht in Gebrauch.

Dr. Fr. E. in Kreuznach. Ihren Mitteilungen nach scheint der Roman doch allzu pikant für Familienblätter. Wenn Sie uns das Manuskript indes einsenden wollen, werden wir es gerne und gewissenhaft prüfen.

E. R. in Szatmar. Wenn Sie die Faltung der Nummern vermeiden wollen, müssen Sie sich „Ueber Land und Meer" durch eine Buchhandlung besorgen lassen. Die Oktavausgabe, die genau dasselbe bringt, wie die Großfolioausgabe, werden Sie auch durch die Post „ungefalzt" erhalten.

J. V. R. in Amsterdam. In A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig ist eine elektro-technische Bibliothek erschienen, in der Sie jedenfalls das Gewünschte finden werden.

„Ungenannter in Stuttgart". Um Ihre Fragen zu beantworten, müßten wir so viel Seiten als Zeilen für Sie zur Verfügung haben. Der Vorstand des Vegetarianervereins in Stuttgart, Herr Leo Beller, wird Ihnen gerne Auskunft geben.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Pixel in Prag. Ottilie Schweyer in Mokropole. „Hoffende Herbstzeitlose" in P. V. Gutternik in Kempsich. Martha Teel aus Altona (2). Ernst in Maria Theresiopel. Onkel Ja Ja in Hamburg. Albertine und Rosa Scherer in Klagenfurt. Theodor Tieschan in Klagenfurt. Madame Lhen in Brüssel. Rudolf Salcher in Jena. Sophie Schäfer in Liegnitz. Marie Goltermann in Hannover.

Gesundheitspflege.

Gerh. Max R. in Mühlhausen i. Elsaß. 1) Bromkalium ist für den Organismus nicht gleichgiltig, sollte daher ohne ärztliche Verordnung nicht genommen werden. 2) und 3) Ja. 4) Ist durchaus nicht zu empfehlen, da es das ist, wofür Sie es halten.

C. H. in Crefeld. Vor dieser Broschüre ist aufs entschiedenste zu warnen. Ruhm ist dadurch noch keiner gefördert worden, sondern gerade nur das Gegenteil.

Civis Crefeldensis. Einen absoluten Verhinderungsgrund zum Heiraten bildet dieses Leiden gerade nicht, namentlich wenn es nicht allzu bedeutend ist. Im letzteren Falle kann man unter sonst günstigen Verhältnissen alt dabei werden.

Leopold Sch. in Halle. Es kommt hauptsächlich auf die Ursache und Dauer der Schwerhörigkeit an, ob mit einem künstlichen Trommelfell noch etwas erreicht werden kann. Eine genaue Untersuchung des Ohres wird dies lehren.

L. B. 1) Länger Zeit andauerndes Magendrücken mit Appetitlosigkeit ist Symptom eines Magenkatarrhs. Ansammlung von Gasen kann wohl eine Ursache dafür, jedoch nicht ausschließliche sein. 2) Es kommt auf die Beschaffenheit des Aufstoßens an, ist dasselbe sauer, so ist dagegen kohlensaure Magnesia oder doppeltkohlensaures Natron zu versuchen, ist es aber geschmacklos und nur aus Gasen bestehend, so wäre dagegen Salzsäure und zwar eine halbe Stunde nach jeder Mahlzeit drei bis fünf Tropfen in Wasser am Platz. Eine vierwöchentliche Karlsbader Wasserkur ist zu kurz, dieselbe sollte sich wenigstens über vier Wochen erstrecken. 3) Magengeschwüre werden nie durch Salz hervorgerufen.

Ein Liebling von „Ueber Land und Meer". Dafür gibt es kein Mittel.

F. E. M. in Dresden. Teplitz.

Käthi. Nachdem schon zwei Jahre seit der Erkrankung an Trichinose vergangen sind, können wir kaum mehr annehmen, daß dieselbe Ursache der noch bestehenden Lähmung sei. Welche Ursache die letztere unterhält, läßt sich ohne persönliche Untersuchung nicht sagen. Wenden Sie sich daher an einen tüchtigen Arzt. Behandeln Sie die betreffenden Glieder eine Zeit lang mit zweiprozentigem Karbolwasser. Es werden damit Umschläge gemacht und dieselben alle ein bis zwei Stunden erneuert. Während der Nacht kann dann Jodoformpulver aufgestreut und die Umschläge unterlassen werden.

Südländer. Daß die Abmagerung durch ein inneres Leiden hervorgerufen werde, dürfte kaum der Fall sein, da Sie sich so vollständig gesund fühlen und sogar großen Appetit haben; ein besonderes Mittel dagegen gibt es leider nicht. Vielleicht wird es anders, wenn Sie älter werden.

Fritz Jul. in Rheydt. Die infolge der Einwirkung von Nordwind sowie von Wind überhaupt entstehende Rauheit der Haut wird durch die Dürrenberger'sche Borsalbe leicht behoben. Dieselbe ist zu bekommen bei Fahm, Stuttgart, Königsbau.

L. Meyer. Gegen übermäßiges Transpiriren an Händen und Füßen empfiehlt sich entweder die Borsalbe von L. D. Lenberger in Offenbach oder folgendes Pulver zum Einpudern: 3 Teile Salicylsäure, 10 Teile Stärkemehl und 87 Teile Talk.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Aus der Oberbergerei, Novelle von Frida Schanz. — Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV. — Kunst und Plastik in der Darstellung Kaulbachs, von L. v. Lepold. — Halali, von C. Fischer. — Die Occupation, von Dr. med. Kottgol. — Die Einquartirung. — Justinus Kerner, ein Gedenkblatt von Paul Lang. — Auf der Brautschau, Novelle von Gregor Samarow, Fortsetzung. — Kriegsspiele im Terrain, von Karl Salter. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Zeitlau. Schach. — Rebusbriefe. — Schach. — Kartenspiele. — Rätsel: Vermischtes-Silbenrätsel; Auflösung zu Just. Kerners 100. Geburtstage den 18. September, von Rahel v. Varnhagen; Auflösung des Kreuzrätsels Seite 1045; Bilderrätsel 80; Auflösung des Bilderrätsels Seite 1045. — Briefmappe.

Illustrationen: Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms IV. in Berlin. — Venus befiehlt dem Amor, Psyche zu betrüben, nach einem Gemälde von Edmund Kanoldt. — Halali, von Carl Kögel. — Vier Bilder zu Justinus Kerner: „Weinsberg mit der „Weibertreu"; Justinus Kerner; Kerners Haus und Denkmal; Geisterturm. — Die Einquartirung im zoologischen Garten zu Dresden, von Albert Richter. — Zehn Originalzeichnungen zu: Kriegsspiele im Terrain.

Allen unseren geehrten Abonnenten, welche auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deshalb nicht abonnirt haben, weil sie statt des allmählichen Empfanges eines solchen Journals dessen **vollständige** Erwerbung auf **einmal** nach Erscheinen des **ganzen** Jahrgangs — am liebsten gleich **gebunden** — vorziehen, teilen wir mit, daß der

Jahrgang 1886

mit der in 14 Tagen erscheinenden Nummer 52 vollständig vorliegen wird. — Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton nicht weniger als

elf vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller,

und zwar von

J. v. Sallzer . . . Der Balkon.
Pelles v. Geyern . Ein Fernschloß.
F. v. Zobeltitz . . Karadi-nisa.
Georg Horn . . . . Der Mohr von Berlin.
O. Heller . . . . . Do ut des.
Emile Erhard . . . Die Lehnsjungfer.
Hugo Klein . . . . Blinde Liebe.
Hieronymus Lorm . Auf dem einsamen Schlosse.
Lea Warren . . . Die Jagd des Todes.
J. V. Widmann . . Die Löwen in Weidling.
E. Merk . . . . . Ein Liebestraum.

Bei all dieser Reichhaltigkeit kostet der **ganze** Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1248 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark,

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa **fünfundzwanzig** gewöhnliche Romanbände füllen und dann **mindestens achtzig Mark**, mithin das **Zehnfache** kosten würden.

Für einen Preis also, der **so gering** ist, daß er **kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Lesen einer ebenso großen Anzahl** von einzelnen **Romanbänden**, als in obigem Jahrgang enthalten sind, **bezahlen müßte**, erhält hier der Käufer des Jahrgangs als **sein Eigentum** die **neuesten** und **besten deutschen Original-Romane** rc. rc.

Gebunden, fein in Leinwand in **zwei** Bänden mit Goldpressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang **M. 12.** —

Zur Bequemlichkeit unserer Abonnenten liegt dieser Nummer gleich ein Bestellzettel bei, welcher, mit deutlicher Unterschrift versehen, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer" bezieht, zugesendet werden wolle.

Post-Abonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteure wenden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

„Monopol-Seide"

— ganz gekocht — auf Lyoner Stühlen gewoben —

4872

neuester, tiefschwarzer, sammetweicher Seidenstoff für Roben und Confektion.

G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die stärkste solideste Fädung und das edelste italienische Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Errungenschaften der Technik rc. nur irgend geben kann. —

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden mètre eingedruckt ist: G. HENNEBERGS „MONOPOL"

Ich offerire vorläufig sechs Qualitäten:

Qual. 1 — 52 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 56 c/m. br.	Qual. 4 — 5[illegible] c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
Mk. 4.90 od. fl. 3.25 ö. W.	Mk. 5.90 od. fl. 3.85 ö. W.	Mk. 6.90 od. fl. 4.45 ö. W.	Mk. [illegible] od. fl. 5.10 ö. W.	Mk. 8.65 od. fl. 5.70 ö. W.	Mk. 10.25 od. fl. 6.75 ö. W. pr. mètre,

porto- und zollfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu Diensten.

Roben- und Rückweise nur direkt zu beziehen von

Zürich. **G. Hennebergs**
Seidenstoff-Fabrik-Depot.
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probesendung. Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Canada, Cap Jap., Costa Rica, Indien, Austral., Sardin., Sudan, Victoria, Chili etc. — 150 für 1 M. Alles versch. ALLE garantirt Echt. **Briefmarken.** R. Wiering, Hamburg. 650 für 2 M. m. 150 versch.

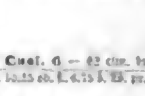
Für Budapest, [illegible] für gar [illegible] eine Niederlage von [illegible] Artikeln, wird von einer gut bekannten Budapester Firma zu übernehmen gesucht. [illegible]

[illegible] urfidele [illegible] Photographien [illegible] Katalog gratis. [illegible] Hanau i.

Englische Tüll-Gardinen
direkt ab Fabrik an Private, Hôtels etc. **ohne Zwischenhändler.**
Prachtvolle Muster-Kollektion auf Verlangen franko. 194
Falls speciell [illegible] erwünscht, ersucht man diesbezügl. Notiz
Pilz & Kohl, Auerbach i. S.
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Gratis! Gratis! Gratis! Einfache — doppelte [illegible] Prospekt und Probebrief.
Buch-führ-ung
[illegible]
Täglich 5—10 Mark
kann sich jeder [illegible] Rudolf Mosse, Hamburg.

„An überschwenglicher Fülle
[illegible] H. Seifert [illegible] Steingräber Verlag, Hannover.



Strickmaschinen
neuester Konstruktion. Sächsische Strickmaschinenfabrik in Kappel, Sachsen.

Deutsche
Militärdienst-Versicherungs-Anstalt
in Hannover.

[illegible] unter 12 Jahren werden auf obige [illegible] Zweck derselben: [illegible] Invaliden. [illegible]

Über Land und Meer.

№ 51.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Aus der Wertherzeit.

Novelle
von
Frida Schanz.

(Fortsetzung.)

„Mein Vater," fuhr Roderich in seinem Schreiben fort, „der die Notwendigkeit eines reinigenden Elementes einsah, aber alle Gewaltsamkeit, alle Zügellosigkeit, alle leidenschaftlichen Uebergriffe haßte und schon damals die unedlen Kräfte voraussah, welche die zu wild bewegte Flut des entfesselten Volksgeistes aus ihrem eigenen Schoße gebären müsse, verhielt sich in seinen Urteilen den Errungenschaften der Freiheitsmänner gegenüber kühl und behutsam.

„Im großen ganzen hatte diese Meinungsverschiedenheit damals keine weitere Folge für unser gutes Einvernehmen gehabt, als daß wir politische Fragen überhaupt mieden.

„Der Verlauf der Dinge hätte meinen Uebereifer ohnedies sehr bald zu richtiger Einsicht gebracht, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, welches mein Interesse von den gewaltigen Vorgängen des Nachbarlandes gänzlich abgelenkt und meine Teilnahme für alles, um das ich früher gesorgt und geglüht, vollständig abgestumpft und ertötet hätte.

„Um Dir dasselbe mitzuteilen, muß ich vorausschicken, daß in der Nähe unseres Städtchens, auf dem waldigen Felsufer desselben Flusses, der in einem Bogen Dornstein umfließt, eine der reizendsten Besitzungen unseres Adels, das dem Freiherrn zu Greifstein gehörige Jagdschloß Belvedère, liegt. Der Besitzer, der freimütigste und liebenswürdigste Edelmann, den ich kenne, bewohnt dasselbe während der meisten Zeit des Jahres, jagt und reitet nach Herzenslust in den schönen, uralten Forsten und ladet sich gelegentlich ein paar Freunde aus der Hauptstadt ein, mit denen er bei Spiel und Wein die Tage gar angenehm zu verbringen weiß.

„Daß der Freiherr eine besondere Vorliebe für meinen Vater gefaßt hatte, mit dem ihn eine geschäftliche Angelegenheit zum erstenmal zusammengeführt, lag wohl zum Teil in der chevaleresken Erscheinung des Herrn ‚Rat', zum Teil in seiner Gewandtheit bei Jagd und Spiel, seinem launigen Witz und gesunden, geraden Sinn begründet.

„Er war ein immer gern gesehener Gast auf dem Schlosse, den der Freiherr mit um so größerem Nachdruck bevorzugte, je auserlesener der erlauchte Freundeskreis war, der etwa scheel auf den bürgerlichen Eindringling herniedersehen konnte.

„Während der Abwesenheit des Freiherrn lag eine Art von Vollmacht über das zurückbleibende Personal, den alten Beschließer, den Gärtner und den Förster, in meines Vaters Hand. Derselbe ritt manch liebes Mal den Waldweg entlang nach dem Schlößchen und wußte wohl dort, obwohl seinem scharfen Auge keine Versäumnis entgangen sein mag, seine Autorität in einer Weise geltend zu machen, die die Leute zur Ehrerbietung nötigte, denn bei jedem fraglichen Fall pflegten sie wiederum nach dem Städtchen in meines Vaters Haus zu kommen, um sich Rat zu holen.

„Am letzten Tage des April traf der Freiherr gewöhnlich auf Belvedère ein, um seinen Geburtstag, der auf den ersten Tag des Maimondes fiel, auf seinem ‚Bijou', wie er das Schlößchen nannte, zu feiern. Meist kam er dann mit ein paar Freunden in geräumiger Karosse von der Hauptstadt dahergefahren, und da kein Weg nach Belvedère führte als über den Marktplatz unseres Städtchens, so mußten die vornehmen Gäste ihrem jovialen Wirt regelmäßig die kleine Schwäche nachsehen, daß er seinen betreßten Kutscher bei der Fahrt durch das Thor meines Vaters Lieblingslied blasen und dann den Wagen vor unserem Hause halten ließ, um seinem Freunde die Hand zu drücken und ihn zu recht baldigem Besuch zu laden.

„An einem klaren Aprilabend des Jahres 179* tönte abermals das bekannte Hornsignal über den Marktplatz weg in unser stilles Schreibzimmer, in dem der Vater und ich, nachdem alle unsere Leute schon Feierabend gemacht, eben auch die Federn niederlegten.

„Mit frohem Staunen schauten wir einander an; wir hatten den Freiherrn den ganzen Tag über erwartet, nun hatten wir auf die Aussicht, ihn heut noch zu sehen, bereits verzichtet.

„Mit froher Hast bürstete mein Vater den Staub von seinem Alltagsrock und trat hinaus, während ich vom Zimmer aus dem über den Markt daherrasselnden Gefährt entgegensah.

„Müde vom langen Trab hielten die beiden Braunen vor unserem Haus; doch des Freiherrn frisches Gesicht begrüßte heut nicht mit munterem Scherz den fröhlichen Jagdgenossen; statt seiner lugte ein weißes, neugieriges Kindergesichtchen aus dem Wagenfenster, und hinter diesem sah ich ein mageres, faltiges, von grauen Löckchen umrahmtes Frauenantlitz auftauchen.

Dom Luiz I., König von Portugal.

Digitized by Google

„Mein Vater trat mit verbindlicher Verbeugung an den Wagen heran und öffnete den Schlag.

„Nun verschwand das Gesicht, das ich vorhin gesehen, und ein wundervolles junges, von einem schwarzen Spitzenschleier umhülltes, ward sichtbar. Mit lieblichem Gruß neigte es sich vor; ich sah meinen Vater eifrig und lebhaft gestikuliren; er schien die junge Dame um irgend etwas dringlich zu bitten, und das befriedigte Lächeln, das seinen Mund umzog, zeigte, daß sie ihm Gehör gab.

„Nun hob er das Kind aus dem Wagen, das sein Köpfchen traulich an ihn schmiegte, darauf reichte er einem wunderlichen alten Wesen die Hand, einem zierlich aufgeputzten, aus Falbeln und Reifröcken auftauchenden Figürchen, das mit unnachahmlicher Grazie vom Wagentritt herunter trippelte und dann die Hand des Kindes ergriff, welches sich verwundert und lachend in der fremden Umgebung umsah.

„Indessen war die schwarzgekleidete Dame, deren Züge eine gar liebliche Aehnlichkeit mit denen des Kindes trugen, aus dem Wagen gestiegen; sie lehnte sich mit einem müden Lächeln auf meines Vaters Arm und ließ sich willenlos von ihm nach dem Hause geleiten.

„Daß ich in dem Augenblick, da ich ihre schlanke dunkle Gestalt voll und aufrecht neben der des Vaters erblickte, diese weiche, hingegossene und doch so königliche Haltung, diese goldbraunen, duftigen Haarsträhne, die sich aus dem Schleier stahlen und zitternd das weiße Gesicht umspielten, daß ich in diesem Augenblick nicht einen Ruf des Staunens und Entzückens ausstieß, verwundert mich noch heute. Vielleicht that ich es auch, unbewußt, willenlos — denn ich war wie verzaubert. Alles, was ich je von Frauenhoheit und Lieblichkeit geträumt, sah ich verwirklicht. Lange, lange stand ich auf demselben Fleck am Fenster und starrte auf die Stelle, wo sie gestanden hatte; wie im Traum sah ich unsere Diener herbeikommen und das Gepäck der Fremden vom Wagen laden, dann sah ich den Kutscher das Gefährt durch den Thorweg nach dem Hofe lenken und die Neugierigen, die das seltene Schauspiel herbeigelockt, sich zerstreuen.

„Des Vaters Stimme weckte mich aus meinem Sinnen.

„‚Wo bleibst Du denn?‘ fragte er in heiterster Laune. ‚Wir haben Gäste, Roderich.‘

„Ohne meine Verlegenheit zu bemerken, erzählte er mir, daß des Freiherrn Cousine, die Witwe eines französischen Marquis, von den Unruhen in der Provinz bedroht, ihre Heimat in Begleitung einer alten Gesellschafterin verlassen habe und unter den Schutz ihres Vetters nach Süddeutschland geflohen sei; Greifstein habe ihr nun, da ihre schwache Gesundheit vor allem Ruhe und Erholung bedürfe, mit Freuden sein Belvedere zur Verfügung gestellt, sei aber durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert worden, sie selbst zu begleiten; durch einen liebenswürdigen Empfehlungsbrief hatte er sie dem Schutze meines Vaters überantwortet, der aber der übermüdeten Frau statt des Weiterreisens Rast und Ruhe in seinem Hause angeboten hatte.

„‚Bring nun schnell Deinen Anzug in Ordnung,‘ fügte er seiner eiligen Erzählung hinzu. ‚Wenn die Herrschaften sich etwas erholt haben, will ich Dich vorstellen; Dein Französisch ist etwas weniger eingerostet als das meine.‘

„Wortlos folgte ich seinem Geheiß. Als ich die Treppe hinaufstieg, sah ich die Thüren der seit der Mutter Tod verschlossenen Prunkzimmer geöffnet, und der schwache Duft von Ambra und Lavendel, der diese stets umfangen hatte, wehte mir entgegen. Ein Schauer wie der Gruß einer Toten, überrieselte mich. Als ich dann droben in meinem Zimmer vor dem Spiegel stand, um mein Haar zu bürsten, sah ich, daß eine tiefe, flammende Röte mein Gesicht bedeckte. Mit Gewalt redete ich mir Fassung ein. Dies schüchterne Zagen war mir sonst fremd; ich war der beliebteste Gast aller Feste und Gesellschaften, die man im Städtchen und auf den benachbarten Gütern gab; nun auf einmal saß ich da wie ein Schulknabe, dem das Weinen nahe ist, und kämpfte zwischen Scheu und Sehnsucht, das Wesen wiederzusehen, dessen bloßer Anblick mich in diese rätselhafte Stimmung versetzt hatte.

„Als ich mich endlich zum Gehen entschloß, hatte ich das seltsame Fieber wenigstens so weit bezwungen, daß ich den Damen meine Teilnahme wegen der ausgestandenen Beschwerden ohne Erröten auszudrücken vermochte.

„Die alte Dame, die, wie ich später erfuhr, die letzte eines alten, verarmten Grafengeschlechtes war, beantwortete meine Worte mit einem Schwall von Klagen; die junge Frau indessen, die müde und zart wie eine weiße Rose im Lehnstuhle ruhte, dankte mir, indem sie mir unter dem dunklen Flor ihrer Wimpern hervor mit den strahlenden Augen ins Antlitz lächelte und mir die Hand zum Gruß reichte, auf die ich in scheuer Ehrerbietung meine Lippen drückte.

„Bei der Abendtafel, welche in aller Eile aufs festlichste hergerichtet worden war, bildeten die politischen Wirren, die die Flucht der Damen veranlaßt hatten, den Hauptgegenstand des Gespräches. Mein Vater fragte viel und angelegentlich, in einem teilnehmenden Ton, der alle fade Neugier ausschloß. Die alte Comtesse beantwortete seine Fragen mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen den ‚peuple‘. Die Marquise sprach nur wenig drein, das wenige aber mit etwas müder, weicher, überaus klangvoller Stimme; die Speisen, die gereicht wurden, rührte sie kaum an und zog sich, sobald die kleine Tafel zu Ende war, in ihr Schlafzimmer zurück, da die Kleine, die man droben zur Ruhe gebracht, vielleicht erwachen und sich in den fremden Räumen fürchten könne.

„Die gesprächige Alte schien es unschicklich zu finden, gleich nach der Tafel aufzubrechen, denn sie fuhr, nachdem sie der Gebieterin ein kurzes ‚au revoir!‘ zugenickt, gemächlich mit der Aufzählung der überstandenen Unruhen fort. Ich hörte ihr mit träumerischem Lächeln zu, und so oft sie den Namen der jungen Frau nannte, war es mir, als fasse eine weiche, schmeichelnde Hand nach meinem Herzen.

„Die Nacht, die jenem Tage folgte, war die erste meines Lebens, die ich schlaflos verbrachte. Lange, lange starrte ich lächelnd in die blaue Dämmerung, die das Licht des Mondes im Zimmer schuf, und als ich endlich die Lider schloß, glaubte ich zwei große, süße Augen so dicht vor mir zu erblicken, daß ich jede feine Faser der strahlenden, veilchenfarbenen Iris deutlich zu erkennen vermeinte.

„Trotz der schlaflosen Nacht fühlte ich, als das Sonnenlicht mich vom Lager lockte, einen ganzen Frühling voll Blütenduft im Herzen.

„Auch meinen Vater schien die Ankunft der Gäste angenehm erregt zu haben; zeitiger, als er sonst zu thun pflegte, erschien er auf seinem Platz und lächelte mir zu, als er mich schon in voller Arbeit über den Büchern fand.

„‚Heute mußt Du einmal den Chef spielen; ich werde die Damen nach Belvedere begleiten,‘ sagte er. Ich nickte, doch konnte ich mich eines gewissen leisen Anflugs von Neid nicht erwehren, als ich ihn zwei Stunden später im goldenen Frühduft des Maitags neben dem Wagen hinreiten sah, der nach meinen Begriffen das schönste und edelste Kleinod der Welt entführte. Erst am Abend kehrte er heim, gesprächig und munter, wie ich ihn seit Jahren nicht gesehen.

„Als wir nach dem Nachtmahl beim Schachspiel zusammensaßen, lachten wir über unsere beiderseitige Zerstreutheit.

„‚Apropos,‘ sagte er plötzlich, indem er vom Schachbrett, dessen Figuren sich in ziemlich verworrener Position befanden, emporsah, ‚die Marquise möchte besser deutsch lernen; ich sagte ihr, daß Du ihr gewiß gern von Zeit zu Zeit ein Buch vorlesen würdest; ich tauge dazu wohl nicht besonders.‘

„Ich stotterte ein paar verwirrte Worte der Zustimmung; am liebsten wäre ich zu des Vaters Füßen gesunken und hätte mit Thränen in den Augen seine Hände geküßt.

„Indessen mußte ich meinen Eifer und meine Sehnsucht noch wochenlang bezähmen. Mein Vater, der fast täglich nach Belvedere ritt, um nach dem Ergehen seiner hohen Pflegebefohlenen zu fragen, brachte immer dieselbe betrübende Nachricht heim, daß die Marquise noch schwach und der äußersten Ruhe und Schonung bedürftig sei. Auch über das Befinden des Freiherrn liefen keine tröstlichen Nachrichten ein. Ein heftiger Brustschmerz verhinderte ihn noch immer, das Lager zu verlassen, von welchem aus er in launigen Briefen das Wohl seines schönen Gastes meinem Vater ans Herz legte.

„Die Stille und die Balsamluft von Belvedere übten schließlich doch ihren Einfluß auf die Fremde aus, so daß ich gegen Ende des Maimondes, der mir in trübem, unruhigem Harren zu einer Ewigkeit geworden war, zum erstenmal mit einer kleinen, rotgebundenen Ausgabe von ‚Werthers Leiden‘ in der Tasche, meinen Ritt nach dem Schlößchen antrat.

„Ich traf die Marquise im Park auf einer Moosbank, zu Füßen einer der mächtigen Silberpappeln, die den luftigen, zierlichen Bau des Schlößchens umschatteten. Sie hatte die Hände, denen die feine, buntfarbige Stickerei entglitten war, im Schoße gefaltet und den Kopf mit dem weichen goldbraunen Gelock an den Stamm des Baumes gelehnt. Ein Lächeln wie das eines Engels umschwebte ihre Lippen und ich fragte mich, ob es die Antwort sei auf die Worte der Comtesse, die, plaudernd und sich fächelnd, neben ihr saß, oder auf das Jauchzen der Kleinen, die zu ihren Füßen mit Diana, dem großen gefleckten Jagdhund des Freiherrn, spielte.

„Das Kind sah mich zuerst und machte durch sein plötzliches Verstummen die beiden Damen auf mich aufmerksam. Ein trauliches Begrüßen, wie unter Freunden, erfolgte nun. Als ich nach langen Höflichkeitsphrasen, mit denen ich das heiße Klopfen meines Herzens zu ersticken suchte, das Werther-bändchen aus der Tasche zog und mich mit Freuden bereit erklärte, den Wunsch der Marquise zu erfüllen, lächelte diese mir huldvoll zu; die Alte aber sprang in förmlichem Entsetzen empor und zog sich, als alle ihre Demonstrationen gegen deutsche Lektüre an der ruhigen Festigkeit ihrer holden Gebieterin scheiterten, mit einer zerlesenen Ausgabe der ‚neuen Heloise‘, die sie aus ihrem Strickbeutel zog, auf die nächste Gartenbank zurück.

„Daß die Sprache Goethes an jenem Tage in ihrer vollen Schönheit von meinen Lippen zur Geltung kam, bezweifle ich. Die Nähe der Marquise, über deren weißes Kleid jeder Windhauch einen Regen von goldgrünen Blätterschatten streute, beengte mir Herz und Stimme; zudem unterbrach meine Hörerin mich öfters mit Fragen nach dem Sinn einzelner Wörter und Sätze; zuweilen verlor sie wohl auch mit dem Zusammenhang minutenlang die Aufmerksamkeit; dann aber, wenn ein Gedanke ihr besonders das Herz berührte, nickte sie und sagte in deutscher Sprache: ‚Das ist sehr, sehr schön!‘

„Von diesem Tag an wurden die Besuche in Belvedere eine allwöchentliche, gar liebe Unterbrechung meines Lebens, das mir, mit Ausnahme jener in der Nähe der Marquise verbrachten Stunden, plötzlich öd und einförmig erschien.

„Und doch trug unser Heim gerade in jener Zeit den Stempel eines gewissen Erwachens und Erstehens an sich. Meines Vaters Lebenslaune war neu erwacht; er ließ die lang verschlossenen Zimmer lüften und fand in dem alten Haus manchen Schaden, den er auszubessern beflissen war; Maler und Tapezierer hantirten in den Räumen, die nun seit so langen Jahren selbst der harmlosen Einkehr des bescheidensten Sonnenstrahls neidisch verschlossen gewesen waren.

„Auch das Zimmer der kleinen Brüder, das er so lange gemieden, suchte er nun öfters auf, lachte zu den Spielen der munteren Bürschchen und fand besonders an Gotthold, der damals unter der Aegide des alten Stadtschulmeisters seine Abc-Studien begann, ein so herzliches Gefallen, daß er ihn zuweilen zur Gesellschaft der kleinen Amadée, die wohl ein Jahr jünger als Gotthold sein mochte, mit nach Belvedere nahm.

„Die Ankunft des Freiherrn, der nach dem Verlauf weiterer vier Wochen mit schmal gewordenem und bleichem Gesicht, aber unverändertem Humor in Belvedere eintraf, störte den traut und freundschaftlich gewordenen Verkehr zwischen uns und den Schloßbewohnern nicht im mindesten, vielmehr schien dem Genesenden, der diesmal alle Feten und Jagdpartien unterließ, das Zusammensein mit meinem Vater ein doppeltes Bedürfnis zu sein. Auch bei meinen Vorlesungen, die der Marquise, wie sie sagte, eine liebe Gewohnheit geworden, stellte er sich zuweilen ein und nickte beifällig zu dem göttlichen Kunststil unseres jungen Dichterfürsten.

„Einst, als die Sonne des Hochsommers schon Aehren und Früchte reifte und den Laubschatten der Parkwege immer dichter, kühler und geheimnisvoller

wohl, saß ich wieder, mit meinem Werther in der Hand, den wir — unter wachsendem Verständnis der Marquise — fast zu Ende gelesen, zu den Füßen meiner Hörerin. Die Worte des Abschiedsbriefes, den der Unglückselige an Lotten schreibt, flossen von meinen Lippen, meine Wangen glühten, während ich las, und jeder Schlag meines Herzens sprach warm und mächtig darein.

„Als ich den Brief beendet, deckte ich einen Augenblick lang wie in überströmender Empfindung das Gesicht mit der Hand; als ich den Blick erhob, sah ich Thränen an den Wimpern der Geliebten schimmern; sie hatte die Augen voll und groß, wie in Mitleid und Rührung, auf mein Antlitz geheftet, und ein Zittern, das die letzte bleiche Röte von ihren Wangen streifte, überrann ihren ganzen Körper.

„Die Ahnung, daß diese Bewegung nicht nur dem Werther gelte, daß ‚sie' vielmehr trotz aller mühsam bewahrten Zurückhaltung in meinem Herzen gelesen und dort mein Geheimnis gefunden habe, trieb mir alles Blut in die Wangen.

„Die Morgenröte einer neuen, großen, allgewaltigen Seligkeit stieg vor meinen Blicken auf. Ich sprang empor und wäre wohl im nächsten Augenblick, überwältigt von Leidenschaft, zu den Füßen der heimlich Geliebten hingesunken, wenn nicht plötzlich eine eigene, fremdartige Veränderung mit derselben vorgegangen wäre.

„Ihre Wangen färbten sich mit Rosenglut, ihre Wimpern senkten sich über die feuchten Augen und ein Ausdruck gespannten, erwartungsvollen Lauschens legte sich über ihr Gesicht.

„Nun tönte freudiges Gebell in der Nähe, Kinderlachen und Männerstimmen zwischendrein.

„Im Hintergrund der Baumreihe, in deren Schatten wir saßen, zeigte sich der Freiherr, auf meines Vaters Arm gestützt; neben ihnen, an der Hand der Comtesse, die weißgekleidete Kleine und voran, im Wettlauf mit Diana, Amadées wilder Liebling, Gotthold.

„Die Marquise erhob sich und schritt graziös und lächelnd der heitern Gesellschaft entgegen, die, ohne mich zu gewahren, in die breite Seitenallee einbog.

„Betäubt wie ein Kind, dem man sein Märchenbuch an der wundersamsten Stelle aus den Händen nimmt, kniete ich im Moose nieder, weinte und küßte die Stelle, die die Füße der schönen Frau berührt.

„Das Abendgold rann in schrägen, satten Strahlen durch die Stämme und Gebüsche, als ich mich endlich erhob. Ich fühlte mich unfähig, jetzt harmlos zu sprechen und zu scherzen, und eilte, indem ich mich vorsichtig den Blicken der kleinen Gesellschaft entzog, deren Stimmen von der Veranda des Schlößchens her zu mir ertönten, durch eine Seitenthür des Parks nach dem Stall, wo ich meinen wiehernden Braunen losband und sattelte.

„Welch ein Ritt durch den dämmernden Sommerabend, der sein Licht so mild und bleich über die lauen, beruhigten Wellen des Flusses, über das leise bewegte Schilf und den tropfenden Tau an Halmen und Gezweigen ausströmte!

„Dämpfend und lindernd wie ein kühler Schleier legte sich der Friedensduft des sterbenden Tages auf mein wildbewegtes Herz.

„Und doch faßte mich einmal, als der Braune, von den schwirrenden Leuchtkäfern geschreckt, hoch aufbäumte, eine heiße, thörichte Lust, die Zügel fallen zu lassen und dem Tier den Lauf nach den zu Füßen des Abhanges rollenden Wogen des Flusses freizugeben.

„Dann lächelte der Abendstern, der mir zu Häupten im verrinnenden Blau des Tages emportauchte, aufs neue Mut und Hoffnung in mein Herz. Ich lenkte das Roß zu gemächlichem Trab und begann nun ruhig und vernünftig, gleichsam ermüchtert wie durch den Zuspruch eines verständigen, guten Freundes, meinen Zustand und meine Lebenshoffnungen zu übersinnen.

„Warum konnte denn die Möglichkeit, die mir heut zum erstenmal den Sinn berührt und alle meine Gedanken in einen so wunderbaren Rausch versetzt hatte, nicht zur Wahrheit werden?

„War ich nicht jung, durch das Erbe meiner Mutter schon reich und, sobald ich nur wollte, selbständig und frei? Lag nicht das Leben vor mir wie die offene See? Auch die Geliebte war ja jung und frei wie ich, nicht einmal durch Erinnerungen gebunden, da der greise Edelmann, dessen Lebensende sie durch ihre Blumenschönheit verklärt und der schon im ersten Jahr ihrer Ehe entschlummert war, wie sie selbst einst gesagt, nur ihre Achtung und Bewunderung besessen hatte.

„War nun der Unterschied ihres Standes von dem meinen die einzige Kluft, die uns trennte und über die bisher keiner meiner scheuen Wünsche den Weg gefunden, so baute heute der thränenvolle Blick, der von ihrem Auge in meine Seele gefallen, auch über diesen Abgrund hinweg einen von der Hand der Liebe mit Rosenranken geschmückten Pfad.

„Im Mondlicht ritt ich im Städtchen ein.

„Stundenlang saß ich dann am Fenster meines Zimmers und sah den flockigen Wölklein nach, die zwischen der Sichel des Mondes und der Spitze des Rathausturmes im tiefen Blau des Nachthimmels dahinzogen.

„Erst als lange nach Mitternacht der Hufschlag eines Rosses auf dem Pflaster des Marktes mir die Ankunft meines Vaters anzeigte, stand ich auf, um das Lager zu suchen.

„Wohlthuend und friedvoll verrann nun mein erregtes Denken in den ruhigen Wellen des Schlummers. Wie lange ich geruht, weiß ich nicht. Ein Klopfen an meiner Thür weckte mich, ehe noch die unklaren Gebilde, die der überreizte Geist im Schlafe schuf, sich zu klaren Träumen gestaltet hatten.

„‚Bist Du noch wach?' hörte ich meines Vaters Stimme sagen.

„‚Ja, ja!' rief ich, plötzlich ermuntert bei dem Gedanken, daß er irgend eine Botschaft aus Belvedere für mich heimgebracht haben könnte.

„‚Erschrick nicht,' sagte er mild, indem er eintrat und sich auf den Stuhl an meinem Lager setzte. ‚Es ist keine Unglücksbotschaft, die mich so spät zu Dir treibt.'

„Dann schwieg er lange, lange, eine Ewigkeit lang für mein zuckendes Herz. Sein Gesicht, dessen männlich schöne, kraftvolle Züge der Mondschein erhellte, war ernst, fast feierlich und von einem dankbaren, weichen Sinnen wie verklärt.

„Ohne mich anzusehen, faßte er endlich meine Hand und sagte, während zwei große Tropfen über seine Wangen rannen:

„‚Hast Du schon jemals daran gedacht, Roderich, daß ich meinen Kindern eine Stiefmutter geben könnte?'

„Ein eiskalter Schreck, der Hauch einer entsetzlichen Ahnung und doch noch kein klares Bewußtsein dessen, was mir bevorstand, ergriff meine Seele. Ich richtete mich auf meinem Lager auf, faltete meine Hände so krampfhaft in einander, daß sie schmerzten, und sagte mit leiser, klangloser Stimme:

„‚Das wirst Du nie thun, Vater!'

„Mit einem leisen Seufzer stand er auf, trat mit verschränkten Armen ans Fenster und verblieb dort, während ich wortlos, mit trockenen Augen und gefalteten Händen den härtesten Kampf meines Lebens kämpfte.

„Nach langer Stille, während der jede Sekunde, die der Taktschlag der kleinen Wanduhr anzeigte, wie ein schwerer Tropfen geschmolzenen Bleies in meine wunde Seele rann, wandte sich mein Vater ins Zimmer zurück und sagte mit gepreßter Stimme:

„‚Glaube nicht, Roderich, daß mir der Entschluß leicht geworden ist. Vor wenig Monden noch hätte ich es für eine Unmöglichkeit gehalten, daß je ein anderes Weib den Platz Deiner so heißgeliebten Mutter einnehmen könne. Nun ist diese Liebe wie der Duft einer Lenznacht über mein morsches Empfinden gekommen. Ist es nicht eine Thorheit, Roderich, daß dies Herz, das schon an den Winter dachte, noch einmal wie im Mai zu blühen beginnt?'

„Ich sah sein Angesicht nicht, während er sprach, doch das Zittern seiner Stimme sagte mir, daß er die letzten Worte unter Thränen lächelnd hervorstieß.

„Mir war's, als stände ich hilflos, allein, bis ans Herz erstarrend, auf einsamem Meer und sähe von den Wellen, die in unaufhaltsamer Flut dahin eilten, all mein sonniges Glück unbarmherzig fortgetragen.

„‚Hast Du kein Wort für mich?' sagte mein Vater.

„Mit übermenschlicher Anstrengung zwang ich mich zum Reden. Eine letzte, schwache, sterbende Hoffnung gab mir Kraft.

„‚Ist es die Marquise — und — liebt sie Dich, Vater?'

„Da floß es warm; beredt, jubelnd von seinen Lippen.

„‚Ja, Roderich, sie liebt mich, sie liebt mich, wiewohl ich's nie zu hoffen wagte und auch jetzt kaum fasse. Eine Frage, die ich in kühner Vermessenheit, von der Dämmerung des Sommerabends fortgerissen, an sie gestellt, offenbarte mir ihr übervolles Herz. Sie ist mein — an meiner Brust soll ihre künftige Heimat sein.'

„Ich fühlte, wie seine warme Hand nach der meinen suchte. Der Mond war hinter dem Dach unseres Hauses versunken, und im fahlen Dunkel, das nun das Zimmer füllte, sah er es nicht, daß ich beide Hände gegen meine mit eisigen Schweißperlen besäten Schläfen preßte wie ein Todkranker, dem sein fieberndes Gehirn zu zerspringen droht.

„Vergebens suchte ich nach einem Wort. Was hätte ich auch dem Reichen zu sagen, zu geben vermocht, ich, der ich plötzlich so arm, so bettelarm, so namenlos elend geworden war? In wahnsinnigem Weh wartete ich auf sein Gehen wie auf einen letzten Sterbetrost. Wenn ich allein sei, glaubte ich in Thränen ausbrechen und dann todmatt entschlafen zu können. Daß ich's ertragen würde, glaubte ich nicht.

„Und doch trug ich's, selbst ohne zu weinen. Ich schlief sogar ein in jener Nacht, nachdem mein Vater mit traurigem Gruß hinausgegangen war. Am andern Morgen ging ich wie immer an mein Tagewerk. Nichts änderte sich im Kreislauf meines Lebens, nur in mir war es still und öd geworden wie in einem Trauerhaus, aus dem man den Sarg eines Lieblings hinausgetragen hat.

„Auch die Marquise sah ich wieder und sank nicht in bitterer Anklage zu ihren Füßen, ich sah sie an meines Vaters Seite in unserem alten Hause anordnen und einrichten; ich sah sie unsere Kinder herzen, die nicht von ihr lassen wollten und weinten, als sie gegangen war. Ich sah des Freiherrn mutwillige Freude über das Glück der beiden, die er so liebte, und ich sah endlich eine blasse, selige Braut neben meinem Vater am Altar knieen, ich sah den Schleier in ihrem Goldhaar und den Thränenschimmer ihrer Veilchenaugen.

„Nun war sie unsere Mutter! Sie saß auf dem Platz der Toten zwischen dem Vater und den Kindern am Tisch, auf dem Platz, den ich ihr aus übergroßer Zärtlichkeit für mein gestorbenes Mütterlein nicht gönnen wollte, wie mein Vater meinte.

„Endlich, endlich, nachdem ich es wohl ein Vierteljahr lang mit angesehen, wurde die Natur barmherzig und warf den armen, zähen Körper nieder. Ein Fieber, das mir alle Jugendkraft aus den Adern sog, brachte im Wogenschlag des aufgepeitschten, heiß pulsirenden Blutes den gequälten Geist zur Ruhe. Lange Wochen lag ich bewußtlos in seligem Vergessen.

„Als ich genesen, war ich der, als den Du mich kennst: ein müder, gebrochener Mann, dem ein beständiger, bleierner Druck im Gehirn alle Kraft des Schaffens nahm und der auch im Kasten vergeblich Erleichterung und Genesung suchte. Der Arzt, der, wie man mir sagte, mein Leben gerettet und dem mein Zustand, dies Hangen und Bangen zwischen Gesundheit und Schmerz, dies Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen ein Rätsel war, wie ihm seine kleine Praxis noch keins aufgegeben, empfahl mir, zu reisen.

„Reisen, ach ja, das war das einzige! So reiste ich.

„Mein vorläufiges Ziel war Rom. Dort mietete ich mich ein in jenem Zimmer, von dem aus ich die Trümmer des Forums, die zerfallenen Reste einer toten, herrlichen Welt, überschauen konnte, in jenem Zimmer, neben welchem Du, Liebster, Dein Atelier aufgeschlagen hattest.

„Es sollte mir eine Raststätte für kurze Wochen sein und ward meine Wohnung für vier lange Jahre. Ich war zu müde, um weiterzureisen. Keine Hoffnung rief mich in die Ferne — keine Sehnsucht lockte mich nach Haus.

„Da endlich, nachdem ich mich vier Jahre lang umsonst mit der Aufgabe des Vergessens gequält, erhielt ich jenen mit steifen, kindlichen Buchstaben bedeckten Brief meines Schwesterchens, der kleinen Amadée, die ich im Schmerze vergessen hatte.

„‚Komm nach Haus, lieber Roderich,' schrieb sie, ‚wir wollen Dich alle lieb haben; im Garten blühen die Veilchen und die Staren nisten —'

Hero. Nach einem Gemälde von A. Sichel.

Digitized by Google

Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg.

Nach einem Gemälde von Ferdinand Piloty.

Digitized by Google

„Jenes Briefchen hielt ich in der Hand, als ich Dir sagte: ‚Ich reise heim!‘

„Und nun weißt Du es, weshalb ich so lange in der Fremde darbte — obgleich ich eine Heimat hatte!

„Leb wohl! Dein Roderich.“

Wenn an Sonntagnachmittagen das Geläut der Kirchenglocken verhallt und die Beter im bunten Feststaat, den Nachhall von Lied und Orgelton im Herzen, aus dem Thor ins Freie gezogen sind, dann legt sich eine tiefe, weihevolle Ruhe, geheimnisvoll wie die Stille einer Märchennacht, auf die kleine Stadt. Dann rauscht der Sang des Brunnens, den der Wochenlärm sonst übertönt, in lieblichen, immer neuen Tonfällen auf; die Kressen und Nelken an den Fenstern der kleinen Häuser senden sich duftend Gruß um Gruß im Windhauch zu, die Schwalben kreisen um die Dächer und Firste, Bachstelzen wippen am Rande des steinernen Wasserbeckens und die Tauben girren in den Schallöchern des Turmes, bis die dröhnende Stimme des Stundenschlags sie aus ihrer Ruhe emporschreckt; dann flattern sie auf, daß ihre weißen Flügelein im Sonnenlicht blitzen, steigen in schönen, stillen Bahnen ins unbewegte Blau, um endlich beruhigt und traulich auf den verlassenen Platz zurückzukehren.

An solch einem Nachmittag sitzt Roderich allein in seinem Zimmer. Er hat eine Mappe mit römischen Kupferstichen vor sich liegen und betrachtet sinnend Blatt um Blatt. Kein Auge wacht außer den seinen in dem großen, verlassenen Haus; sein Vater ist schon seit Wochen in Geschäften nach der Hauptstadt gereist, die Mutter mit Amadée und den Knaben ins Feld gegangen und die alte Französin zu einer Schachpartie mit dem Freiherrn nach Belvedère gefahren.

Durch die Bilder, welche der einsame Mann vor seinen Blicken ausbreitet, sucht er seine Erinnerungen auf ein Ziel und in eine Zeit zu lenken, wo sie schmerzlos haften und rasten mag.

Da legt sich plötzlich ein Schatten über das Grabmal der Metella. Ein großer, schöngezeichneter Trauermantel, der sich aus dem Wald ins Städtchen und nun in des Einsamen stilles Gemach verirrt hat, schwebt einen Moment lang mit zitternden Schwingen über dem Bild; dann senkt er die feingezackten Flügel und setzt sich rastend mitten auf das Blatt. Lächelnd sieht der ernste Mann auf den ernsten Sommervogel nieder, der sich nur noch leise, wie im Traum, bewegt. Er bewundert mit warmen Blicken den unberührten Schmelz, die wundersteinen Fühlfäden des schönen Falters; es thut ihm leid, das Blatt umzuwenden und den Ruhenden zu vertreiben; lieber steht er selbst von seinem Platz auf und läßt die Erinnerungen, die er mühsam heraufbeschworen hat, entflattern.

Hoch atmend schreitet er im Zimmer auf und ab; die Luft ist schwül wie vor einem Gewitter, und der Raum kommt ihm trotz der geöffneten Fenster und der bunten Blumen davor wie die Zelle eines Gefangenen vor.

Gewaltsam lockt das Himmelsblau ins Freie.

Mit einem Buch in der Hand geht Roderich in den Garten hinab, in welchem jetzt unter dunkelgrünem Laub schon die winzigen Aepfel sich zu runden beginnen; er setzt sich in den Schatten der Mauer unters Geisblattgebüsch, schlägt das Buch auf seinem Schoß auf und liest. Die Sonntagsruhe thut dem müden Mann unsagbar wohl.

Er hat die Vorsätze des Ostermorgens getreulich erfüllt und sich mitten im Fleiß und Lärm der väterlichen Geschäftsräume den alten Platz aufgesucht. Durch treue Arbeit, mit der er zugleich den Druck seines Herzens und seines schmerzenden Gehirns zu überläuben sucht, hat er sich seines Vaters Vertrauen zurückerobert.

Etwas argwöhnisch hatte der Ratsherr den stillen Arbeiter im Anfang beobachtet; jetzt weiß er es längst, daß dieser in der Fremde keineswegs zu rechnen vergessen, daß er wie sonst alle Fäden der weit verzweigten Handelsbeziehungen im Kopfe trägt, daß er scharf und klar zu denken, zu rechter Zeit zu handeln und zu warten versteht.

Daß er still und wortkarg ist und seine Meinung selten unaufgefordert darbietet, verzeiht der Vater dem schwermütigen Gesellen, dessen dunkle Augenschatten und fahle Wangen zu deutlich von einem noch nicht gehobenen Körperleiden sprechen.

Heute ist es aber wohl die entnervende Schwüle der Luft, welche den Druck des wunden Gehirns so bleischwer, so unerträglich macht, daß selbst die Buchstaben, auf die Roderich sein Auge senkt, in bunten Wirbel durcheinander tanzen. Eine Art von Erschlaffung folgt dem betäubenden Schmerz; er faltet die Hände im Schoß und schließt die Augen; niemand sieht es jetzt — niemand als die Schwalben, welche den Flug immer mehr der Erde nähern. Doch die süße Ruhe ist ihm nicht lange vergönnt. Das Gartenpförtchen knarrt, und die Stimmen der Kinder tönen zu ihm herauf. Die Ernteglut hieß die Spaziergänger ihren Weg abkürzen.

Die Knaben stürmen mit großen Sträußen von Heckenrosen, die sie am Feldsaum gepflückt, an ihm vorbei; die Mutter folgt mit der Kleinen, die müde und langsam mit gesenktem Köpfchen dahinschleicht.

Freundlich bewillkommt die junge Frau den ernsten Stiefsohn, der ihr entgegenschreitet und das Händchen des Kindes erfaßt. Auf der Moosbank unter dem Jelängerjeliebergesträuch rasten sie nun alle drei. Die Mutter ist besorgt wegen des Kindes, das über Mattigkeit und Schmerz in den Schläfen klagt.

„Die Gewitterschwüle ist schuld daran,“ tröstet Roderich, indem er das zarte Geschöpfchen auf seine Knie hebt und ihm zärtlich und leis die seidenen Locken streichelt. Arglos lehnt Amadée ihr Köpfchen an seine Schulter, und während er die ängstliche Frau über die gelbgrauen Wolkenmassen beruhigt, die sich in der Ferne des Himmels zusammenziehen, schläft das müde Kind lächelnd an seinem Herzen ein.

„O weh, nun werden wir Sie erwecken müssen!“ klagt die Mutter.

„Ich trage sie ins Haus,“ entgegnet er.

Behutsam wie ein Heiligtum hält er sie in den Armen, sie wacht wirklich nicht auf, nur die langen Wimpern zittern und die Lippen regen sich im Traum, während er sie emporträgt und auf das schneeige kleine Lager bettet. Die junge Mutter löst vorsichtig die blaßblauen Schleifen des Kleidchens und breitet einen spinnwebfeinen Schleier über das weiße, süße Gesicht, damit kein Fliege die Ruhe ihres Lieblings störe.

„Bleibst Du heut zu Haus, Roderich?“ ruft sie dem jungen Manne nach, als er sich zum Gehen wendet. „Ich fürchte mich ein wenig vor dem Gewitter — es wird sehr heftig werden. Laß mich nicht allein mit den Kindern!“

Sie hält ihm bittend ihre Hand hin und lächelt ihn an trotz der Thränen, die durch ihre Worte zittern.

„Ich gehe nicht fort,“ sagt er, „wie kannst Du denken, daß ich euch verlasse! Ich bleibe droben im Zimmer und bitte Dich, daß Du mich rufst, wenn Du mich brauchst.“

Dankbar schaut sie zu ihm empor. Die grelle Beleuchtung einer von schweren Wolken bald verdeckten, strahlenlosen Sonne streift ihre schlanke Gestalt und hebt jeden Schönheitszug ihres edlen Gesichtes zu himmlischer Verklärung.

(Schluß folgt.)

Zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen Volksküchen.

Von

Lina Morgenstern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit ich am 31. Mai 1866 den Entschluß faßte, allgemeine Speiseanstalten für bedürftige Arbeiter zu schaffen. Die Stockungen im Geschäftsverkehr infolge der energisch getroffenen Kriegsvorbereitungen brachten eine Masse Arbeiter brotlos zu machen und die Aushebungen zum Militär für die Armee im Felde brachten tausende von Familien ins Elend. Es galt bei Vornahme der Hülfeleistung dem Gedanken schnell die That folgen zu lassen. Zunächst wollte ich tüchtige Kräfte zur Verbreitung der Idee heranziehen. So begab ich mich am 1. Juni, zwar nicht wie Diogenes mit der Laterne, sondern mit meinem ältesten neunjährigen Töchterchen an der Hand, die ich nicht den Dienstboten überlassen wollte, auf die Jagd nach Menschen.

Der erste, den ich aufsuchte, war Eisenbahndirektor Joseph Lehmann. Ich traf nur seine Frau Johanna zu Hause. Begeistert für die Sache trug ich ihr mein Vorhaben vor und bat, die Zeit, bis ihr Mann heimkehrte, benutzen zu dürfen, um in ihrem Hause einen Aufruf zur Gründung der Volksküchen zu verfassen.

Diesen las ich dem heimkehrenden Herrn Lehmann, damaligen Redakteur des „Magazins für Literatur des Auslands“ vor und bat um seine Unterschrift. Er riet mir, den Aufruf vorläufig ohne Namensunterschrift in die „Vossische Zeitung“ zu geben.

Ich ging zu dem derzeitigen Redakteur Dr. Otto Lindner. Sehr sympathisch von meinem Plan berührt, versprach mir derselbe jede Mithilfe seitens der Presse, sobald ich gedrängte Namen als Unterschriften bringen würde. Nachdem ich nun zu verschiedenen bedeutenden Männern gegangen war, die stets politische Bedenken vorschützten und sich erst entschließen wollten, sobald ihre Freunde herangezogen sein würden, ging ich zu Herrn Stadtgerichtsrat Twesten. Dieser hörte mir mit sichtlichem Wohlgefallen zu und war der erste, welcher mir seine Unterschrift zum Aufruf gab.

Nun bekam ich Mut, besuchte und gewann Professor Virchow, Franz Duncker, Präsident Lette, Stadtverordneten Elster, Stadtverordnetenvorsteher Kochhann, Dr. Max Aina, Assessor (später Stadtrichter) Lehfeldt. Diese Herren sowie Direktor Joseph Lehmann und seine Frau, Professor von Holtzendorff, Fabrikant Jacques Meyer, Stadtverordneten Soltmann und Dr. Rosenberg lud ich zu einer Sitzung in meine Wohnung ein.

Diese erste Versammlung fand am 5. Juni 1866 statt. Die Anwesenden billigten den von mir aufgestellten Plan, Volksküchen zu errichten mit dem Prinzip: Zubereitung nahrhafter Speisen in schmackhafter Weise für den niedrigsten, das heißt den Selbstkostenpreis; Verkauf an jedermann; keine Almosenanstalten, sondern wirtschaftliche Hilfe; Beschaffung des Grundkapitals durch Sammlung freiwilliger Beiträge; Ziel: Selbsterhaltung durch den Konsum.

Auf Grund dieser Vorschläge wurde ein Statut entworfen und einer größeren Versammlung am 7. Juni im „Norddeutschen Hof“ vorgelegt. Diese nahm das Statut an, wählte einen provisorischen Zentralvorstand und erließ am 12. Juni den von mir verfaßten Aufruf mit der Aufforderung für die Gründung von Volksküchen freiwillige Beiträge einzuliefern. Die Wahl jenes ersten Vorstandes fiel auf die Herren: von Henning, Jacques Meyer, Emil Seltmann, Eugen Richter, Dr. Rosenberg und die Damen: Lina Morgenstern, Agnes Augustin, Johanna Lehmann.

Sobald der erste Aufruf erlassen war, wurden Sammelbogen ausgelandt. Sie ergaben als Resultat in vierzehn Tagen 4250 Thaler. Die Majorität der Herren beschloß den Bau von drei Küchen zum Abholen der Speisen, nicht mit Speiseräumen versehen. Vergebens bat ich, die ersten besten Lokale zu mieten, um sofort zu beginnen; ich wies darauf hin, daß die Kriegsereignisse sich schnell entwickelten und daß sich bereits Spuren von Cholera in der Stadt zeigten. Ich wurde zurückgewiesen. Herr Jacques Meyer baute auf eigene Kosten auf seinem Grundstück Köpenikerstraße eine Küche. Dr. Burg wollte nur unter der Bedingung eine Volksküche errichten, wenn Frauen von der Leitung ausgeschlossen seien.

Was ich gefürchtet, geschah. Der Krieg brachte Not und Elend, und die Cholera nahm vehement ihren fürchterlichen Lauf durch die Stadt und forderte hunderte von Opfern. Ein Teil der Vorstandsherren verließ die Stadt, Dr. Burg ging mit einem Transport Liebesgaben auf den Kriegsschauplatz, und ich sah die notwendige Hilfe hinausgeschoben. Da galt kein längeres Zaudern. Ich verlangte als Grunderin von unserem Vorsitzenden, Herrn von Henning, Vollmacht, selbständig vorgehen zu dürfen, und gelobte mir, in drei Tagen die erste Volksküche in Gang zu bringen. Ungläubig schüttelte Herr von Henning das Haupt, gab mir aber die Vollmacht. Mein Mann fuhr nach Potsdam zu Herrn von Krausnick, dem Vorsteher aller Armenspeisungsanstalten, um diese im Sommer geschlossenen Lokale zu erbitten, wenn es nicht glücken sollte, andere zu finden. Ich lief und fuhr durch die ganze Stadt. Vergebens! Dabei wurde ich immer erregter, denn ich sah in Häuser, die von Cholerakranken gefüllt oder von ihren Bewohnern geflohen waren, weil mehrere Tote darin lagen.

Von Herrn von Krausnick kam die Antwort, daß unserem Vorstand schon seit vier Wochen die Armenlokale bewilligt seien. Nun fuhr ich zu dem Vorsteher einer dieser Armenspeisungsanstalten, Rendant K., um von ihm die Uebergabe des Lokals Charlottenstraße 87 zu verlangen. Der Herr war stocktaub und sehr mißtrauisch. Nach hartem Wortkampf gelang es mir, ihn zu bewegen, mit mir zu fahren, um sofort sein Inventar ausräumen zu lassen. Ich hatte bereits ein Personal von Wirtschafterin und Köchin engagirt, welche an der Thür jenes Lokals postirt waren, um bei der Einrichtung behilflich zu sein und die Reinigung der Küche vorzunehmen.

Am 4. Juli war mir vom Vorsitzenden die Vollmacht gegeben, am 6. hatte ich das Lokal erhalten, am 8. kochten wir für fünfzig Personen zur Probe und am 9. Juli wurde die erste Volksküche Charlottenstraße 87 eröffnet. Wir verlautbarten an diesem Tag hundert Portionen.

Unvergeßlich sind mir jene drei Tage aufreibender Arbeit und freudiger Erregung, in denen es mir gelang, diese Anstalt ins Werk zu setzen. Auf das treueste wurde ich hierbei von Frau Maria Cubix und meinem Ehemann unterstützt. Dieser entwarf ein Markensystem und richtete die preußische Buchführung ein. Er ließ die Marken drucken, die damals noch einen Tag vorher verkauft wurden, um uns auf den Konsum vorzubereiten. Die Portion kostete 12 und 9 Pfennig. Sobald ich das Lokal hatte, schrieb ich Einladungen an einundzwanzig Damen aus, die als Aufsichtsdamen am Tage des Probekochens in der Küche erschienen und an welche ich die Arbeiten resp. Stunden ihres Amtes einteilte.

Ein Anschlag an den Säulen hatte dem Publikum die Eröffnung angezeigt. Eine große Antipathie der Nachbarden, die meist aus Landwehrfrauen bestanden, war, daß die Küche sich in einem „Armenspeisungslokal“ befand; doch dem Verkehr der Aufsichtsdamen mit den Konsumenten gelang es, diese Scheu zu überwinden.

Da es Grundsatz war, nichts aus der Volksküche zu verschenken, kauften wir und andere Wohlwollende Marken,

um das Elend so mancher bedrängten Familie zu lindern, welche niemand als Almosenempfänger von den Raufenden unterschied.

Im Anfang standen auch einige Herren den Damen in der Beaufsichtigung bei, so in der ersten Küche Herr Theodor Mergenthern und Herr H. Sonnenberg. Die Küche war nur zum Abholen der Speisen eingerichtet, doch fanden sich immer einige Stammgäste, die selbst mit dem kleinsten Plätzchen an der Herdstufe fürlieb nahmen, um an Ort und Stelle essen zu können.

Die energische Art meines Vorgehens hatte jedoch das Mißfallen des männlichen Vorstandes erregt, und während ich mich anschickte, eine neue Volksküche in der Brunnenstraße einzurichten, legten der Vorsitzende, der Schriftführer und der Schatzmeister ihre Aemter nieder. Es wäre mir nun ein Leichtes gewesen, auch ohne dieselben das Werk fortzuführen, allein es lag mir viel daran, die äußere Vertretung des Vereins in die Hände von Männern zu geben. Unser Bemühen, solche zu finden, gelang. Die Herren von Henning, Eugen Richter und Soltmann wurden durch die Herren Maukiewicz, Fürst und Dr. Schwerin ersetzt und die Krisis ging an dem jungen Unternehmen vorüber. Fortan organisirte ich jede der Küchen und leitete sie so lange, bis ich eine Vorsteherin eingearbeitet hatte. Nur die auf eigene Kosten von Herrn Jacques Meyer aufschließend an seine Fabrik errichtete Küche wurde von ihm ein Jahr lang bis zu deren Schluß geleitet.

Eine zweite Krisis entstand, als nach dem Friedensschluß der Konsum der fünf Küchen, die wir bis dahin begründet hatten, sich bedeutend verringerte und der Vorsitzende den Antrag in der Herbstversammlung stellte, die Küchen bis auf eine Versuchsküche zu schließen und das noch zur Hälfte vorhandene Kapital einer Kriegshilfskasse zu übergeben. Ich stellte den Gegenantrag: die Volksküchen zu einer dauernd wirthschaftlichen Hilfe für wenig Bemittelte, besonders für Arbeiter, zu gestalten, indem man sie mit Speisesälen verbindet, woselbst die Konsumenten ihren Mittagstisch finden. Auch sollten die Volksküchen schleunigst aus den Armenspeisungslokalen genommen und das Publikum aufmerksam gemacht werden, daß sie nichts mit Almosenempfängern zu thun hätten.

Mit der Annahme dieses Antrags wurden die Volksküchen gerettet. Ich übernahm es, die erste Küche zu reorganisiren. Wir verlegten sie in ein geräumiges Kellerlokal der Kochstraße, wo der Konsum bald auf fünftausend stieg und das Anlagekapital sich in kurzer Zeit amortisirte.

Nun war eine Basis für fernere Einrichtungen gefunden.

Heut bestehen Volksküchen in allen großen Städten wie im Anschluß an viele große Fabriken. In Berlin bestehen 15 Volksküchen für Männer und Frauen, eine für letztere allein. Es werden im Laufe des Jahres eindreiviertel bis zwei Millionen Portionen verkauft. Seit 1866 sind in den Berliner Volksküchen über 12 Millionen Mittagsportionen verkauft worden. Während der Wintermonate von November bis April wird auch des Abends in den Volksküchen gespeist. Da kann sich ein starker Mann für 12 Pfennig satt essen, wenn er für 6 Pfennig ein halbes Liter Thee mit Milch, Zucker und Brot und darauf ein Pfund Kartoffeln mit einem Hering für 6 Pfennig oder eine Schüssel Bratkartoffel mit Wurst für 10 Pfennig oder ein Liter Suppe für 6 Pfennig kauft.

Die Volksküchen haben trotz ihrer teuren Mieten — jedes der 16 Lokale kostet 1400 bis 1800 Mark, das Zentralbureau für die geschäftliche Leitung 1200 Mark — und trotz der hohen Löhne für das Personal von 125 weiblichen und drei männlichen Beamten das Ziel der Selbsterhaltung seit 1868 erreicht. Sie besitzen ein Vermögen von etwa 114,123 Mark inklusive des Pensionsfonds und der Stiftungen für Arme und die Krankenkasse des Dienstpersonals. Von freiwilligen Kräften arbeiten sechs Herren und drei Damen im Zentralvorstand und 240 Damen als Vorsteherinnen, Stellvertreterinnen und Aufsichtsdamen. Von den freiwillig Mitwirkenden hat niemand etwas mit Geldeinnahme und Ausgabe zu thun. Zur Kassen- und Buchführung sind zwei besoldete Beamte da, die je 3000 Mark Jahresgehalt bekommen; diese werden streng von dem Schatzmeister und Kassenkurator kontrollirt.

Sehr ermunternd wirkt die Anerkennung und Teilnahme, welche die deutsche Kaiserin diesem Institute zollt. Dieselbe hat seit 1868 das Protektorat über den Verein übernommen, besuchte viermal jedes Jahr die in Kellerlokalen befindlichen Speiseanstalten und begründete innerhalb des Vereins eine Stiftung zur Verteilung von Speisemarken an Arme, eine Kranken- und Pensionskasse für das Dienstpersonal, dessen fünf- und zehnjährige Dienstzeit die hohe Frau außerdem mit Prämien belohnt. Auch gedenkt sie bei jeder Gelegenheit der Bedürftigen, die keine Speisen kaufen können und für welche der Vorstand einen Armenspeisungsfonds gestiftet hat.

Dom Luiz I., König von Portugal.

(Hierzu das Bildnis S. 1093.)

Neben dem Fürsten Alexander von Bulgarien hat in letzter Zeit kein europäischer Monarch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen als der, dessen Bildnis wir heute wiedergeben. Noch ist der glänzende Empfang, der dem König Luiz von Portugal in Kopenhagen, Stockholm und Berlin zu teil wurde, in aller Erinnerung. Er galt nicht allein dem Herrscher eines für die europäische Völkerfamilie nicht ganz unwichtigen Staates, sondern vor allem auch dem Menschen. Denn wie König Luiz als Regent stets Kraft und Maß, Ruhe und Einsicht mit einander gepaart, so hat er im Privatleben als voll von Wohlwollen und Güte, als ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft, und selbstthätig als ein feinsinniger, formgewandter Dichter und Uebersetzer sich bewiesen. Geboren am 31. Oktober 1838 als zweiter Sohn des Königs Ferdinand und der Königin Maria II. da Gloria kam er erst nach dem Tode seines älteren Bruders, König Pedros V., am 11. November 1861 auf den Thron. Kaum vierundzwanzigjährig, vermählte er sich am 6. Oktober 1862 mit Maria Pia, der Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien. Sie schenkte ihm zwei Söhne, am 28. September 1863 den Kronprinzen Karl, und am 31. Juli 1865 den Prinzen Alphons. Der Kronprinz Karl ist bekanntlich seit Mai dieses Jahres mit der Prinzessin Marie Amélie von Orleans vermählt.

Ein Marienfest im nordöstlichen Schlesien.

(Hierzu das Bild S. 1092.)

Unweit des Marktfleckens Bralin an der nordöstlichen Grenze Schlesiens steht mitten auf dem Felde, etwas erhöht auf sandigem, mit Ginster bewachsenem Boden, eine sehr alte, in Kreuzesform erbaute Holzkirche (sogenannte Feldkirche); es ist die Marienkirche, zu welcher unser Bild uns führt. Hier werden nur Feste gefeiert, die der Jungfrau Maria zu Ehren eingesetzt sind, und da dieselben mit Ablässen verbunden sind, so haben sie für die ganze nahe und fernere Umgegend eine große Bedeutung. Unser Bild stellt das Fest Mariä Geburt dar, wie es am 8. September alljährlich hier begangen wird. Viele Stunden weit zieht die größtenteils polnische Bevölkerung der einzelnen Kirchdörfer prozessionsweise mit Vorantragung der Kirchenfahnen unter religiösen Gesängen nach dem Wallfahrtsorte. An demselben entfaltet sich alsbald ein sehr reges Leben, mancherlei Krambuden sind errichtet, in denen die verschiedenartigsten Waren, wie sie das Landvolk hier braucht und sucht, feilgeboten werden. Vor allem fallen auf die Buden mit Sämereien von Feld- und Gartenfrüchten, Handwerkszeug, künstlichen Blumen und Kränzen, mit Kreuzen und Marienbildern effektvoll verziert. Unzählige Händler mit Heiligenbildern treiben, ihre Produkte anbietend, zwischen dem bunten Volksgewühl sich umher. Unter den dargebotenen Heiligenbildern nimmt die schwarze Madonna von Czenstochau eine sehr hervorragende Stelle ein. Außerdem werden von fliegenden Verkäufern und in Buden feilgeboten: Kruzifixe, Rosenkränze, Gebetbücher und so weiter, aber auch Schmuckstücken für die ländlichen Schönen mit oft enorm schon gefaßten Gesichtern, imitirte Perlen, sehr bunte Kopftücher, Strohhüte und ähnliche Dinge; an riesigen Lebkuchen in bunten Papieren mit höchst eigenartigen Bildern ist auch kein Mangel, und unzählige andere Süßigkeiten finden sich auf Tischen und in Körben ausgehäuft. Bäcker, Wurstmacher und Bierbrauer sind darauf bedacht, die ermüdeten Pilger leiblich zu stärken. So ist auch für das Irdische gesorgt. Ein zahlreiches Publikum aus den kleineren nächstgelegenen Städten findet sich an diesem Tage bei der Kirche ein.

Die bunten Krambuden und Fuhrwerke, die dampfenden Mostkessel, das wogende Getreide des Landvolks in ihren höchst malerischen polnischen Trachten kontrastiren recht interessant mit den bunten Fahnen der Prozessionen, dem frommen Gesange der Andächtigen in der und um die Kirche, sowie dem ernst Pittoresken derselben. Der Anbau an der Kirche, auf unserem Bilde links vom Beichtstuhl, enthält einen großen Raum, in welchem die Beichtstühle sich befinden und eine Menge Geistlicher an diesem Tag Beichte hören. Der Volksandrang zu dieser Stätte ist ein so großer, daß an den Thüren in Wirklichkeit kein Apfel zur Erde kann. Das ganze Fest beginnt des Morgens und dauert bis zum Sonnenuntergang. E. Horn.

Aus dem Schutte.

Erinnerungsbilder

von

Leo Warren.

(Alle Rechte vorbehalten.)

IV.*)

Jardin Mabille und Restaurant du Moulin Rouge.

Unter dem Bauschutt von Paris, der so Vieles bedeckt, was einst zu Schrecken oder Freude vergangener Generationen hoch aus dem Strom der Zeiten emporragte und unempfindlich zu sein schien für dessen zerstörungsfüchtig dahinrollende Fluten, sind auch zwei Lokalitäten verschwunden, welche noch den Aeltesten von uns bekannt waren, bald aber auch nur noch zu den mehr und mehr verschwindenden Traditionen gehören und endlich ganz der Vergessenheit verfallen werden.

Wir meinen den Jardin Mabille und den Restaurant du Moulin Rouge, beide in der Nähe der Champs Elysées gelegen, beide aus kleinen Anfängen zum Mittelpunkt des heiteren und übersprudelnden Pariser Lebens erwachsen — beide endlich von der Neugestaltung der Riesenstadt hinweggefegt, um neuen Straßen und Bauten Platz zu machen und den Boden zu schaffen, auf welchem das geschäftige, tägliche Leben achtungslos und gleichgiltig seine Wege verfolgt.

Der Jardin Mabille war zuerst ein öffentlicher Konzertgarten, in welchem sich die gerade in der Mode befindlichen Kapellen von Paris hören ließen; es wurde dann ein Tanzplatz hinzugefügt und damit das Gartenlokal gewissermaßen der Demimonde überwiesen. Diese beherrschte die öffentlichen Tanzplätze innerhalb der Stadt, während außerhalb von Paris auch die anständige Bürgerwelt an den öffentlichen Gartenbällen unbedenklich teilnimmt; doch zog sich nach dem Jardin Mabille wegen der Nähe der Champs Elysées vorzugsweise die höhere Halbwelt hin, was dann wieder den Besuch der reichen und vornehmen Lebemänner zur Folge hatte.

Es wurde demnach in den fortwährend erweiterten Garten von Mabille alles vereinigt, was Kunst und Luxus nur immer zu schaffen vermochten, um aus den Anfängen eines einfachen Konzertgartens einen wahrhaft feenhaften Aufenthalt zu machen — die schönsten Rasenteppiche wurden von immerwährenden Sprudelbrunnen belebt und in wunderbarer Frische erhalten; Beete von Blumen und Blattpflanzen zeigten das Herrlichste, was die Gartenkunst nur leisten konnte. Der gelbe Kies der Wege war so zierlich und sauber, wie die Parkets der elegantesten Salons. Prächtige Grotten von Felsen und Schlingpflanzen waren überall angebracht, und daneben befanden sich große, verdeckte Räume, welche bei Regenwetter Zuflucht boten und mit dem glänzendsten und geschmackvollsten Luxus dekorirt waren. Alle Arten von Spielen fanden sich zur Verfügung der Besucher; Schießstände für Bogen, Pistolen und Zeichnungs, trinzende Verkaufsbuden, in welchen man allerliebste Kleinigkeiten und auch wertvolle Gegenstände fand, Kabinette für Rattenlagerinnen und Wahrsager, kurz, nichts fehlte in dieser kleinen Welt, was irgend ein Bedürfnis oder irgend eine Laune nur wünschen konnte. Die Restaurants waren vorzüglich, sowohl in den großen Sälen als in den kleinen Kabinetten speiste man à la carte und nach Couverts; die Küche genügte dem verwöhntesten Gaumen, und die edelsten und seltensten Weine stiegen auf den Wunsch der Gäste aus den Kellern hervor. Nicht minder erhielt man aber auch die allereinfachsten Erfrischungen mit derselben schnellen und aufmerksamen Bedienung.

Diese ganze kleine Welt des Vergnügens und Lebensgenusses, welche in ihrer äußeren Ausstattung sich durch dieselbe Decorg auszeichnet, die ja auch die Damen der Demimonde in ihrem äußeren Auftreten zur Schau trugen, wurde vom Eintritt der Dunkelheit an durch zahllose Gasflammen, welche in der geschmackvollsten Weise angebracht waren, tageshell erleuchtet. Die Blumenbeete, die grünen Blätter, die springenden Wasser schimmerten in märchenhaftem Glanz, und nur die Lauben und Grotten blieben hier und dort in duftige, durch farbige Lampen mit zauberischem Schimmer umgebene Dämmerung gehüllt.

In der Mitte des Gartens befand sich ein geebneter, sorgfältig geglätteter Tanzplatz vor der Musikkapelle, welche zu den besten von Paris gehörte, und für den Fall schlechten Wetters öffneten sich in den bedeckten Räumen prachtvolle Tanzsäle. In diesen zauberischen Gärten bewegte sich das elegantete Herrenpublikum von Paris und aus der ausgezeichnetsten Fremdenwelt, daneben die glänzendsten und berühmtesten Damen der Halbwelt. Ganz ausgeschlossen waren die niederen Schichten dieser zweifelhaften Gesellschaft, weshalb denn auch namentlich bei dem Beginn des Abends überall in den Gärten von Mabille ein ungemein ruhiger und decenter Ton herrschte.

Bis um zehn Uhr abends war Mabille auch für die gute Gesellschaft von Paris durchaus zugänglich — man konnte dort die Damen der besten Gesellschaft finden, welche ohne Scheu, natürlich in Herrenbegleitung, den Garten besuchten, und auch Fremde wurden häufig von den Pariserin gastfreundlich nach Mabille geführt, das zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gehörte. Nach zehn Uhr freilich verschwand die vornehme Damengesellschaft; die Demimonde begann dann sich ungezwungener zu bewegen, oder man zog sich entweder mit Bekannten aus der Zahl der Pariser Lebemänner oder mit Fremden, am liebsten Russen oder Engländern, deren Bekanntschaft man gemacht hatte, zu kleinen Soupers in die Lauben und Grotten, oder die Speisesäle und Kabinette zurück. Die zweite Klasse der Gesellschaft von Mabille begann dann den Tanz, welcher bis dahin nur von besonders dazu angestellten Tänzern und Tänzerinnen geübt worden war. Wenn dann bei den verschiedenartigen Soupers die Geister der Reben von Bordeaux und Champagne die Köpfe entflammt hatten, so wurde allerdings die Bewegung in den Gärten von Mabille lebhafter und wilder, die höhere Demimonde verließ die Speisesäle und die Grotten, um sich laut lachend und jubelnd in den Alleen des Gartens zu verteilen. Man sammelte sich um den Tanzplatz, und die Quadrille entwickelte sich zu jenen wunderbaren und widernatürlichen Verzerrungen, welche man mit dem Namen Cancan bezeichnet. Die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen dieses Genres gaben gewissermaßen Vorstellungen auf den Tanzplätzen — lautes Klatschen und Bravorufen belohnte die extravagantesten Leistungen, und wenn das Feuer der Weine oder des brennend servirten Teufelspunsches die Köpfe außergewöhnlich erhitzte, so nahmen wohl auch die Herren der besseren Gesellschaft mit den Damen der Demimonde an den grotesken Tänzen teil, nicht selten in der Extravaganz ihrer Etuden die gewerbsmäßigen Tänzer überbietend.

Hier war es, wo einst jene skandalösen Szenen vorfielen, die den Hof des dritten Napoleon so gewaltig erschütterten und ganz Paris den Gesprächsstoff für vierzehn Tage lieferten.

Der Herzog von Gramont Caderousse, einer der tollsten und wildesten Lebemänner von Paris, bekannt sowohl durch seinen Reichtum, als durch seine wahnsinnige Verschwendung sowie durch seine Nichtachtung aller Rücksichten auf seine gesellschaftliche Stellung, stand in besonders intimen Beziehungen zu der Herzogin von Persigny, der Gemahlin des Jugendfreundes und späteren Ministers Napoleons III. Die Herzogin von Gramont Caderousse war außerordentlich eifersüchtig und hatte schon mehrfach heftige Szenen veranlaßt, um die sich indes ihr Gemahl sehr wenig kümmerte. Eines Abends befand er sich mit mehreren Kokotten der Demimonde im Mabille. Nach dem Souper erfaßte ihn die Laune, sich in die Quadrille Infernale zu mischen, und unter laut schallenden Bravorufen des Zuschauerkreises überbot er an tollen Sprüngen und Pantomimen die berühmtesten gewerbsmäßigen Cancantänzer von Paris. Seine

*) III. siehe Bd. 54, S. 870.

eifersüchtige Freunden hatte ihn verfolgen lassen und erfahren, daß er sich im Mabille befand. Plötzlich öffnete sich der Zuschauerkreis um den Tanzplatz, flammend vor Zorn drang die Herzogin von Persigny in die Quadrille ein, stieß die Tänzer zur Seite und gab dem Herzog von Grammont Caderousse zwei schallende Ohrfeigen. Dieser versuchte sich ihrer zu erwehren, aber in immer gesteigerter Wut machte sie von den spitzen Nägeln ihrer schönen Hände Gebrauch, so daß sein Gesicht die Spuren ihrer zärtlichen Entrüstung deutlich davontrug. Der Skandal war ungeheuer — die Herzogin, eine der ersten Damen des Kaiserreichs, war von aller Welt erkannt — die Erregung und der Lärm stiegen — die Polizei mußte einschreiten und nur mit Mühe wurde die Herzogin entfernt. Sie wurde natürlich schon am nächsten Tage verbannt und auch der Herzog von Persigny zog sich seit jener Zeit mehr und mehr von der Gesellschaft zurück, obgleich er in der That an dieser Sache, wie man auch sonst über ihn urteilen mochte, durchaus unschuldig war.

Es war dies eben einer von jenen Fällen, in denen das in der Tiefe gärende Gift der Gesellschaft plötzlich an die Oberfläche heraufstieg, in unerwartetem Ausbruch die gefährliche Zersetzung darlegend, an welcher die Gesellschaft zur Zeit des Kaiserreichs litt.

Der Herzog von Grammont Caderousse starb bald darauf infolge seines wilden Lebens und machte noch durch sein Testament nicht wenig Lärm in Paris. Er hatte einen Doktor Deckat zu seinem Universalerben eingesetzt, die Verwandten des Verstorbenen griffen das Testament an und erreichten auch durch einen Prozeß, bei welchem die ersten Advokaten von Paris für die beiden Parteien plaidirten, dessen Umstoßung, dagegen mußten sie ein sehr hohes Legat an Mademoiselle Schneider, die damals so berühmte Darstellerin der „Schönen Helena“ und der „Großherzogin von Gerolstein“, auszahlen; derselben auch fünfzigtausend Franken zurückerstatten, welche sie nach der Erklärung des Testators demselben geliehen hatte.

Die schönen Rasenplätze, die schimmernden Lampen und die duftenden Blumen von Mabille sind unter dem Schutte verschwunden und das geschäftige Leben einer neuen Generation schreitet über die einst so glänzende Stätte des tollen Lebensgenusses hin; auch die Welt, welche einst dort ihr Wesen trieb, ist verschwunden, denn die heutige Demimonde steht außerordentlich weit tiefer als jene des zweiten Kaiserreichs — ob sie darum minder verderblich gewesen, mag dahingestellt bleiben — vielleicht ist es besser für die ganze Gesellschaft, wenn jene Welt auch äußerlich immer deutlicher und klarer als das erscheint, was sie wirklich ist.

In der Nähe vom Jardin Mabille hinter den Champs Elysées lag der Restaurant du Moulin Rouge, mit dem Café Anglais auf dem Boulevard das erste und vornehmste Lokal von Paris. Ein kleiner Garten umgab das äußerlich einfache Haus, auf dessen Dach an einer hohen Stange eine rote Mühle als Wahrzeichen sich befand.

Der ganze Garten war in einzelne Lauben eingeteilt.

In dem Hause befanden sich größere und kleinere Speisesäle mit einfacher, vornehmer Eleganz ausgestattet; eine kleine rote Mühle war das Zeichen auf allem Porzellan

Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: **Wildbach.** Gemälde von Wladimir Jettel.

und hier versammelte sich vorzugsweise zur Zeit des Diners, aber auch um die Frühstücksstunde und zum Souper nach den Theatern, alles, was in Paris gut zu leben beanspruchte und verstand. Die kleinen Speisesäle und die Gartenlauben im Sommer boten alten und jungen Lebemännern, flotten Gesellschaften und allen den Fremden, welche die Merkwürdigkeiten von Paris sehen wollten, einen Zufluchtsort für vertrauliche Plaudereien an vortrefflich besetzter Tafel.

Die Küche des Moulin Rouge war weltberühmt und konnte mit derjenigen der Tuilerien wetteifern. Wenn man unmittelbar ein Diner bestellte, das in einer Viertelstunde serviert sein sollte, so gab es kaum eine Delikatesse der Saison, die nicht sofort bereit gewesen wäre. Wenn man aber das Diner nach einem selbstbestimmten oder vorgeschlagenen Menü vorherbestellte, so leistete die Küche des Moulin Rouge wahrhaft Unglaubliches und dabei hielten sich die Preise immer im richtigen Verhältnis zu dem Gebotenen.

Freilich konnte die Halbwelt hier nicht ferngehalten werden und man hörte auch, namentlich zur Zeit des Soupers, oft lautes Lachen und Jubeln aus den verschiedenen Kabinetten; im allgemeinen aber war das Moulin Rouge immer ein Sammelplatz der guten Gesellschaft und man konnte vornehme Damen zu jeder Zeit dorthin führen.

Es war merkwürdig, daß dasselbe Wirtsschild der roten Mühle sich nur einmal noch in Paris vorfand und zwar vor einem ganz kleinen Cabaret auf der Straße nach Neuilly. Eine ganz ähnliche rote Mühle wie auf dem berühmten Restaurant stand vor diesem kleinen Cabaret auf einer Stange — vorüberziehende Fuhrleute hielten hier an, Arbeiter tranken hier ihren Schoppen Piquette und um die Mittagsstunde wurde eine vortreffliche Kohlsuppe serviert.

Vielleicht ist in alter Zeit die rote Mühle ein beliebtes Wirtshauszeichen gewesen und auf die neuere Zeit sind nur diese beiden roten Mühlen überkommen, deren eine das Schild für die Fuhrmannskneipe bildete, während unter der andern die eleganteste Welt von Paris und von allen fernen Ländern, welche ihre Reisenden nach der französischen Hauptstadt entsendeten, versammelte.

Auch der Restaurant du Moulin Rouge ist verschwunden — er hat einer durchgelegten Straße Platz gemacht, aber so viel wir wissen steht die kleine Kneipe auf der Straße nach Neuilly noch immer unter ihrem alten Wahrzeichen — ein neuer Beweis, daß die Höhen des Lebens leichter von dem Blitz der Vernichtung getroffen werden als die unscheinbaren Tiefen.

Der Wildbach.

Ueberaus eindrucksvoll ist die Landschaft „Wildbach“ von W. Jettel. Der Maler führt uns hinauf zum Hochgebirge, in ein ödes Thal, wo das Walten der Elemente stets etwas Wildes und Entfesseltes hat und der Kampf um das Dasein in voller Furchtbarkeit vor die Augen des Beschauers tritt. Hier brauen Wolken und finstere Nebel verschleiernde Regengüsse, der Sturm rast über Felsen und Wald, Eislawinen und Schneestürze rollen und gleiten in die Felstrümmerwüste, das wilde Bergwasser speiend, das milchweiß aufschäumend zum Thal herniederbraust, dort nur zu oft Verderben und Schrecken verbreitend. Das Welternste, Finsterentfachte solcher Hochgebirgsscenerie nach Staren und Regen übt das Jettelsche Gemälde sehr stimmungsvoll und ansprechend wieder. Wir haben hier ein Landschaftscharakterbild von großer Naturwahrheit, das den Beschauer überzeugend hineinversetzt in jene Gebiete der Alpenregion, wohin der Fuß des eleganten Alltagstouristen sich selten verirrt. Wir betrachten hier sozusagen intim alpines Gebirgswalten hoch oben über der Menschen Getreide, und daß wir einen derartigen, fast erschütternden Eindruck davon erhalten, ist ein glänzendes Zeugnis für die Kunst des Malers.

—n.

Digitized by Google

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

Neunzehntes Kapitel.

„Nun, mein Kind," sagte der Fürst ganz heiter, indem er sich auf den Diwan in dem Zimmer der Prinzessin niederließ, das Margot nach kurzer Begrüßung verlassen hatte, „beeile Dich ein wenig mit Deiner wichtigen Mittellung, denn ich bin nicht wenig hungrig und müde — ich will frühstücken und dann etwas ruhen, um wieder frisch zu sein, wenn der Herzog von Bertingen ankommt."

„Der Herzog von Bertingen?" flüsterte die Prinzessin erschrocken; „o mein Gott, wie soll das werden! Doch gleichviel — da ich Artenburgs und des Prinzen Versprechen habe, so ist ja die schlimmste Gefahr beseitigt."

„Uebrigens," sagte der Fürst, der sich über die Verwirrung seiner Tochter zu freuen schien, „übrigens möchte ich wetten — ich weiß schon, was Du mir sagen willst — Waldheim hat mir über alles hier berichtet, wie freundlich und ungezwungen ihr mit dem Erbprinzen verkehrt habt, und da kann ich mir schon ungefähr denken —"

„Nein, Papa," rief die Prinzessin, indem sie mit bittend erhobenen Händen die Unterbrechung zu entschuldigen suchte, „nein, Papa, Du kannst es Dir nicht denken, ganz und gar nicht denken, was ich Dir sagen will, sogleich sagen muß, um so mehr, da der Herzog von Bertingen auch noch hieher kommt!"

„Nun, was ist es?" fragte der Fürst, immer noch lächelnd und nur ein wenig erstaunt über den angstvollen Eifer der Prinzessin.

„Du weißt, Papa," sagte diese, „daß ich wohl zu sehen und zu hören verstehe, namentlich in Dingen, die mich selbst angehen und in denen ich wohl eigentlich zuerst hätte gefragt werden sollen. Nun hat mir," fuhr sie fort, „also auch nicht entgehen können, welche Pläne Du in Betreff meiner gefaßt hattest, als der gute Doktor Weinberg mich plötzlich so gar leidend fand, daß ich ohne Aufenthalt hieher nach Bergenau gehen mußte."

„Zu Deinem Besten, Kind, zu Deinem Besten," fiel der Fürst ein, „und ich freue mich, daß unsere Wünsche sich begegnen, daß meine Pläne —"

„Sie sind unausführbar," sagte die Prinzessin kurz entschlossen; „niemals werde ich dem Erbprinzen von Bertingen meine Hand reichen!"

Der Fürst blieb einen Augenblick ganz starr, als könne er die Worte seiner Tochter nicht sogleich fassen, dann aber sprang er auf, dunkle Glut färbte sein Gesicht, und indem er die Hände wie verwirrt ausstreckte, rief er:

„Was sagst Du? Habe ich recht gehört — recht verstanden?"

„Ich sagte, mein Vater, daß ich bei dem Erbprinzen von Bertingen, unbeschadet aller Achtung, die er verdient, nicht die Eigenschaften gefunden habe, welche mich bestimmen könnten, jemals eine Werbung um meine Hand von seiner Seite anzunehmen."

Der Fürst preßte die Hände auf seine Stirn und ging heftig auf und nieder.

„Aber das ist ja unmöglich," rief er dann, vor der Prinzessin stehen bleibend, „ganz unmöglich! Hat mir nicht Waldheim geschrieben, daß ihr auf die freundlichste und heiter zwangloseste Weise mit einander verkehrt und euch vortrefflich unterhalten hättet?"

„Waldheim hat die Wahrheit geschrieben, wir haben in der That mit einander verkehrt und heitere Tage verlebt — man kann doch ganz gern mit jemand in Gesellschaft zusammen sein, ohne den Wunsch zu haben, ihn zu heiraten!" fügte sie mit leicht spöttischem Ton hinzu.

„Aber, mein Gott, warum hast Du das Waldheim nicht gesagt?" rief der Fürst unwillig. „Das hätte mir die Illusion erspart, die mich bisher geführt, und der Herzog — er teilt diese Illusion — er kommt — o, welche peinliche Situation ist dadurch geschaffen! Wie soll ich ihm mündlich etwas sagen, das schon auf diplomatischem Wege so unendlich zart nur berührt werden kann? O, in welche Verlegenheit hast Du mich gebracht! Warum," fragte er nochmals, indem seine Augen zornig aufblitzten, „warum hast Du das Waldheim nicht gesagt?"

„Bin ich darnach gefragt worden?" warf die Prinzessin ein. „Hatte etwa Graf Waldheim ein Recht auf meine Herzensgeheimnisse?"

Die Miene des Fürsten klärte sich einen Augenblick auf, er nahm die Hand seiner Tochter und sagte fast zärtlich:

„Ah, das ist es — Du hast es übel genommen, daß Du um meinen Plan nicht früher gewußt! Nun, ich wollte Dir die freie Unbefangenheit bewahren und," fügte er lächelnd hinzu, „ich kenne ja den Eigensinn meines Töchterchens — Du hättest gleich von vornherein Nein gesagt, ohne zu prüfen — nun, gestehe es nur, Du hast Dich dafür rächen und mir einen kleinen Schreck bereiten wollen! Nun aber genug davon, nun laß uns ernsthaft sprechen!"

„Ich spreche ernsthaft, Papa," erwiderte die Prinzessin, indem sie die Hand des Fürsten küßte, „ich danke Dir, daß Du mir die unbefangene Prüfung hast sichern wollen; nun denn, ich habe geprüft und mein Entschluß steht unwiderruflich fest!"

„Das ist unmöglich," rief der Fürst heftig, „das darf nicht sein — das werde ich nicht dulden! Ich verlange Gehorsam, es ist Deine Pflicht, Dich der Notwendigkeit und den Interessen des fürstlichen Hauses zu unterwerfen!"

Trotzig blitzte es in den Augen der Prinzessin, ihre Lippen zuckten, als ob sie eine heftige Antwort geben wolle, dann aber schlang sie ihren Arm um die Schultern des Fürsten, blickte lächelnd zu ihm auf und sagte mit schmeichelndem Ton:

„O Papa, ich bin überzeugt, daß unser fürstliches Haus weiter bestehen und blühen wird, auch wenn ich nicht Erbprinzessin von Bertingen werde, was doch kaum zum Glanz unseres Hauses etwas beitragen kann. Sind denn die Herzoge von Bertingen edler und vornehmer als wir?"

„Das nicht," sagte der Fürst, freundlich zu seiner Tochter herabblickend, „aber —"

„Nun denn," fragte die Prinzessin, indem sie die Wangen des Fürsten streichelte, „warum will denn mein guter Papa seine Tochter einer Verbindung opfern, die unserem Hause weder Glanz noch Vorteil bringen kann? Glücklicherweise gehören wir ja nicht zu den Großmächten, welche politische Alliancen durch die Heiraten ihrer Prinzessinnen besiegeln, um Kriege zu führen oder sich zur Abwehr gegen drohende Angriffe zu rüsten — unser kleines Reich wird ja noch bestehen können, ohne daß wir uns mit der Macht des Herzogtums Bertingen verbinden, und wie der große Friedrich seinen Unterthanen erlaubte, nach ihrer Façon selig zu werden, so wird mein teurer Papa auch seiner Margarethe erlauben, glücklich zu werden nach ihrer eigenen Façon."

Sie sah bei diesen Worten so neckisch und doch wieder so demütig bittend auf, daß der Fürst ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Du weißt wohl, mein Kind," sagte er kopfschüttelnd und mit der Hand über das Haar der Prinzessin streichend, „Du weißt wohl, daß ich Dich niemals zu einer Verbindung zwingen möchte, welcher Dein Herz widerstrebt und die Dich unglücklich machen würde —"

„O," rief die Prinzessin, „dessen war ich von meinem lieben, guten Papa gewiß —"

„Deshalb," fuhr der Fürst vor, „wollte ich Dir ja auch Gelegenheit geben, hier in einem vertraulichen, ungezwungenen Verkehr Dein Herz zu prüfen, und ich bitte Dich noch einmal, prüfe Dich recht ernstlich, ob es Dir nicht doch möglich wäre, meine Wünsche zu erfüllen. Auf romantische Liebe müssen wir Fürsten ja doch verzichten und sie führt auch nicht immer zum Glück. Der Erbprinz soll ja ein vortrefflicher Kavalier sein — ich habe ihn vor Jahren gesehen, als er noch nicht erwachsen war, doch sah er schon damals gut aus und versprach hübsch zu werden."

„Nein, Papa, nein," rief die Prinzessin lebhaft, „nein, mein Entschluß ist gefaßt, unwiderruflich gefaßt! Ich will nichts gegen den Prinzen sagen, er ist gewiß vortrefflich und verdient alle Achtung; ich will ihn auch für hübsch gelten lassen, aber niemals, niemals kann ich ihm meine Hand geben; o, ich würde entsetzlich unglücklich werden! Glaube mir, Papa, ich würde gern alles thun, um Deine Wünsche zu erfüllen, für so eigensinnig man mich auch halten mag, aber dies, bei Gott im Himmel, ich kann es nicht!"

„Nun," sagte der Fürst seufzend, „damit ist dann freilich die Sache zu Ende, muß sie zu Ende sein — aber es ist wahrlich unangenehm, recht sehr unangenehm! Der Herzog von Bertingen wird kommen, dagegen ist nichts mehr zu machen, denn auch er glaubt, daß alles sich hier nach unseren Wünschen gestaltet hätte. Das wird eine peinliche, sehr peinliche Scene — ich werde ihm Waldheim schicken, der muß ihm die Sache beibringen, bevor ich ihn selbst sehe. Ein fataler Auftrag in der That — doch es ist eine gerechte Strafe für Waldheim — warum hat er sich täuschen lassen, warum hat er nicht gesehen, wie die Sachen hier standen, und sie der Wahrheit gemäß berichtet."

„Waldheim hat keine Schuld, Papa," rief die Prinzessin eifrig, „daß wir hier freundlich mit einander verkehrt haben, ist vollkommen richtig, und ich habe immer meine Entscheidung noch vorbehalten, er mag wohl geglaubt haben, daß ich mich endlich noch für den Prinzen entschließen würde, wozu er mir fortwährend dringend geraten. Ihm darfst Du keine Schuld geben, Papa, alle Schuld trifft mich."

„Nun, ich will ihm nicht böse sein," sagte der Fürst mit gutmütiger Freundlichkeit, „nur muß er das wieder in Ordnung bringen, damit mir die Begegnung mit dem Herzog, der übrigens mein alter Freund ist, nicht gar zu peinlich wird. Schade, schade, die Verbindung wäre so erwünscht gewesen — ich war mit dem Herzog zusammen auf der Universität. Es ist lange her, aber wir harmonirten so gut mit einander. Nun, es hat nicht sein sollen — vergessen wir also die Sache und denken wir nur daran, möglichst glatt über die dornenvolle Situation des Augenblicks hinwegzukommen. Alles muß den Anschein haben, als wären wir uns hier zufällig begegnet. Weiberlist und Weibertrotz geht über Diplomatenklugheit," fügte er mit drohend gefalteter Stirn hinzu, während doch seine freundlichen Augen wohlgefällig auf dem Gesicht seiner Tochter ruhten.

Die Prinzessin küßte nochmals seine Hand — einen Augenblick schien es, als ob sie im Begriff stände, etwas zu sagen, als ob ein Geheimnis sich ihrer wogenden Brust entringen wolle. Doch der Fürst sagte halb ungeduldig:

„Nun aber, da ich weiß, wie die Sachen liegen, bedarf ich vor allem der Stärkung und Ruhe, um mich für die peinliche Begegnung mit dem Herzog vorzubereiten, mein Frühstück wird bereit sein — die Zeit wird gerade noch ausreichen, um ein wenig zu ruhen und Toilette zu machen."

Er ging hinaus.

Der Adjutant erwartete ihn in dem Vorzimmer, um ihn nach seinen Gemächern zu führen. Die Prinzessin aber stürmte jubelnd in Margots Zimmer, um ihre Freundin von dem glücklichen Ausgange der Unterredung mit ihrem Vater in Kenntnis zu setzen.

•

Graf Waldheim war in das Zimmer des Barons Artenburg getreten und bemerkte es in seiner eigenen Verwirrung nicht, daß der junge Mann ebenso unruhig und bestürzt war als er selbst.

„Mein lieber Freund," sagte er, die Hand des Barons ergreifend, „die Lage ist schlimm, sehr schlimm, noch schlimmer, als wir dachten, denn nicht nur der Fürst ist angekommen, sondern auch der Herzog, Ihr allergnädigster Herr, wird mit dem nächsten Zug eintreffen — die Begegnung der höchsten Herrschaften ist absolut unvermeidlich — beide glauben die Erfüllung ihrer Wünsche hier zu finden, und nun, o mein Gott —"

„Ich weiß," sagte Artenburg, „ich weiß — soeben wurde mir ein Telegramm gebracht, das die Ankunft des Herzogs anzeigt, und ich habe bereits bei dem Wirt die Zimmer für ihn bestellt."

„Aber was nun?" fragte der Graf mit der Miene verzweiflungsvoller Resignation.

Artenburg setzte sich in seinen Lehnstuhl und stützte eine Zeit lang nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Verzeihung, Excellenz,“ sagte er dann aufstehend, „daß ich den schuldigen Respekt vergaß.“

„Bitte, lieber Baron, bitte,“ rief Graf Waldheim, „vergessen Sie alles in der Welt, nur finden Sie einen Ausweg!“

„Der Erbprinz ist krank,“ sagte Artenburg, während Graf Waldheim in gespanntester Aufmerksamkeit lauschte, „er kann also nicht den Herzog auf dem Bahnhof empfangen, und Seine Hoheit wünscht,“ fügte er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu, „daß ich ihn keinen Augenblick verlasse.“

„Keinen Augenblick verlasse,“ wiederholte Graf Waldheim.

„Ich setze voraus, Excellenz,“ fuhr Artenburg fort, „daß Sie den Herzog empfangen werden, selbstverständlich im Auftrag Ihres allergnädigsten Herrn — nun denn, so werden Sie die Güte haben, den Herzog von der Unpäßlichkeit seines Sohnes zu unterrichten und zugleich hinzufügen, daß ich den Prinzen keinen Augenblick verlassen darf. Sie werden zugleich hinzufügen, daß der Prinz den Herzog sogleich um seinen gnädigen Besuch bittet, da er dringend wünscht, seinen Vater zu sprechen, bevor derselbe dem Fürsten begegnet. Der Herzog, der vielleicht etwas unruhig über die Gesundheit seines Sohnes sein wird — Sie dürfen die Krankheit nicht gar zu leicht machen — wird die Bitte erfüllen und der Prinz wird dann Gelegenheit haben, dem Herzog zu sagen, wie die Dinge stehen.“

„Ganz recht — ganz recht,“ sagte Graf Waldheim, „das ist das einzige Mittel, um die so unendlich peinliche Aufklärung und Enttäuschung zwischen den allerhöchsten Herren selbst zu vermeiden. Der Fürst, mein allergnädigster Herr, ist durch die Prinzessin unterrichtet.“

„Nun,“ rief Artenburg ganz heiter, „so wird alles vortrefflich gehen — wir können den beiden hohen Herren die immerhin etwas peinliche Stunde ihrer Begegnung nicht ersparen — die Hauptsache ist, daß sie beide vorher die Wahrheit kennen, sie werden sich darüber trösten und alles wird sich ganz freundlich lösen — ich habe nur zu bedauern, daß unser in der That so reizend idyllisches Zusammenleben in Bergenau nun wohl aufhören muß.“

„Reizend idyllisches Zusammenleben?“ wiederholte Graf Waldheim halblaut, indem er ganz starr in das wieder vollkommen heitere Gesicht des Adjutanten blickte; „o mein Gott, ich würde diese Idylle freudig mit einem Marsch durch die Wüste Sahara vertauschen und, bei Gott, die Erinnerung an das unglückselige Bergenau wird die schrecklichste meines Lebens sein! Doch, nun muß ich fort,“ rief er, unruhig auf die Uhr blickend, indem er erbleichend zusammenzuckte, „wie werde ich dem Herzog unter die Augen treten — ich bitte Sie, nur dafür zu sorgen, daß der Erbprinz den Herzog genau unterrichtet und seinen Unwillen besänftigt, so gut es möglich ist.“

Herr von Artenburg versprach alles und zog sich in das Zimmer des kranken Erbprinzen zurück, während Graf Waldheim Herrn von Rauffenberg aufsuchte und abermals nach dem Bahnhof fuhr, um Seine Hoheit den Herzog im Namen des Fürsten zu begrüßen.

Zwanzigstes Kapitel.

Auf dem Perron waren zu dieser späteren Stunde bereits mehrere Badegäste versammelt, was den Grafen Waldheim äußerst peinlich berührte, da in Gegenwart des Publikums den fremden Fürsten gegenüber das Inkognito um so schwerer zu bewahren war.

Auch der Badekommissär von Solten war wieder anwesend und wieder trat er ganz harmlos, unbefangen zu dem Grafen heran, indem er ihn verwundert fragte, ob er noch jemand erwarte, was ja für die Frequenz des Bades Bergenau unendlich erwünscht sei.

„Ein Freund des Grafen Rheinau kommt an,“ erwiderte der Hofmarschall, dem zu seiner äußersten Verlegenheit plötzlich einfiel, daß ihm ja der Name unbekannt sei, unter welchem der Herzog hier ankam, und daß er es versäumt hatte, den Baron Artenburg darnach zu fragen.

Er war daher sehr zufrieden, daß der Pfiff der Lokomotive das Gespräch unterbrach und eilte, Herrn von Solten, der trotz der fast unhöflich kurzen Antwort freundlich lächelte, schnell verlassend, zu dem ankommenden Zuge hin.

Obgleich er den Herzog von Bertingen seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatte, so erkannte er denselben doch mit dem sichern Blick des geübten Hofmannes sogleich in einem alten, hagern, etwas gebückten Herrn mit einem vornehmen, strengen Gesicht, grauem Haar und einem grauen, aufwärts gedrehten Schnurrbärtchen, der, auf einen schnell herbeieilenden Diener gestützt, aus dem Coupé stieg und dem ein anderer älterer Herr und ein junger Mann von militärischer Haltung folgten.

„Oberhofmarschall Graf Waldheim,“ sagte er, mit dem Hut in der Hand zu dem Herzog herantretend, „hat die Ehre, im Namen des Herrn Grafen Rheinau sich vorzustellen und zu melden, daß das Quartier befohlenermaßen bestellt ist für —“

Er stockte und blickte den Herzog mit dem Ausdruck ehrerbietiger Frage an.

„Für den Herrn Grafen von Eichenfels,“ fiel der Hofmarschall des Herzogs schnell mit einem feinen, verständnisvollen Blick ein.

„Ich danke, ich danke, mein lieber Graf,“ sagte der Herzog, „und freue mich, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen! Sie werden sich wohl kaum des Barons Werdenberg erinnern,“ fuhr er fort, auf den ältern Herrn seines Gefolges deutend, „und hier ist mein Adjutant von Prollwitz!“

Während die Herren verbindliche, aber wegen der Gegenwart des Herzogs nur flüchtige Verbeugungen wechselten, blickte dieser, sein Binocle zu den Augen erhebend, auf dem Perron umher, indem seine Stirn sich faltete.

„Der Herr von Pergen,“ sagte Graf Waldheim schnell, „hat mich beauftragt, seine Abwesenheit zu entschuldigen — er ist von einem Unwohlsein befallen, das ihn an das Zimmer fesselt, und da die Bedienung des Hotels für einen Kranken nicht zuverlässig genug ist, so hat seine Hoheit — der Herr von Pergen — gewünscht, auch den Baron Artenburg in seiner Nähe zu behalten.“

„Ein Unwohlsein,“ fragte der Fürst, „das meinen Sohn an das Zimmer fesselt? Mein Gott, es wird doch nichts Ernsthaftes sein?“

„Durchaus nicht — durchaus nicht,“ erwiderte Graf Waldheim, während der Hofmarschall von Werdenberg und der Adjutant von Prollwitz eine der Besorgnis des Herzogs entsprechende Bestürzung in ihren Mienen zeigten, „es ist nur eine nervöse Abspannung, die durch einige Ruhe bald gehoben sein wird.“

„Nervöse Abspannung?“ sagte der Fürst kopfschüttelnd mit einem leichten Lächeln. „Mein Sohn? Das ist ja sonderbar, fast unbegreiflich — ich glaubte in der That, daß er gar nicht wüßte, was Nerven seien! Nun, die interessanten Verhältnisse, in denen er hier gelebt hat, können es vielleicht erklären, daß er auch die Nerven und ihre Leiden kennen gelernt. Immerhin ist das fatal — recht fatal,“ fügte er unmutig hinzu, „das stört ganz und gar meine Pläne. Doch lassen Sie uns aufbrechen — ich hoffe, die Krankheit meines Sohnes wird nicht so schlimm sein, daß er sie durch energische Willenskraft nicht überwinden könnte. Ich bin ein alter Mann und habe Nerven, aber noch habe ich sie niemals über mich Herr werden lassen.“

„Seine Hoheit hofft,“ fügte Graf Waldheim mit zitternder Stimme hinzu, „daß ihm selbst sogleich Gelegenheit werde, seinen gnädigsten Herrn Vater zu sehen und Höchstdenselben über seine Gesundheit zu beruhigen —“

„Ich werde ihn sogleich besuchen — ich muß ja mit ihm sprechen, bevor ich dem Fürsten begegne,“ sagte der Herzog, dessen Miene sich immer mehr verdüsterte, während Herr von Werdenberg den Grafen mit einem Blick ansah, der deutlich erkennen ließ, daß er mit dem Instinkt des Hofmannes fühlte, es sei hier etwas nicht in Ordnung.

Der Herzog wendete sich zum Ausgange. Herr von Solten befand sich zufällig ganz unmittelbar in der Nähe und grüßte so außerordentlich ehrfurchtsvoll, daß der Herzog ebenso, wie es der Fürst bei seiner Ankunft gethan hatte, einen Augenblick stehen blieb und den Grafen Waldheim fragend ansah.

Herr von Solten hatte diesen Blick erfaßt und trat, sich noch tiefer verneigend, unmittelbar heran, so daß der Graf nicht umhin konnte, ihn vorzustellen, wonach der Herzog in der Weise der hohen Herren einige Fragen an den Badekommissär richtete, bevor er in den Wagen stieg.

Man kam in dem Hotel an und wiederum stand der Wirt, der mit demselben Eifer und derselben Rücksichtslosigkeit wie vorher eine Reihe Zimmer leer gemacht hatte, an der Thür, seine Gäste, über deren wahren Stand in ihm wohl mancherlei Mutmaßungen aufgestiegen sein mochten, zu empfangen.

Auf Befehl des Fürsten führte der Graf denselben zu den Zimmern des Herrn von Pergen.

Die Thür war verschlossen. Sie öffnete sich auf das Klopfen des Grafen.

Baron Artenburg erschien.

Schnell trat der Herzog ein und ebenso schnell schloß sich die Thür wieder.

„Verehrter Herr Kollege,“ sagte Graf Waldheim in ängstlicher Eile, „ich bitte Sie auf einige Augenblicke in allerdringendster Sache um Gehör — mein Zimmer ist ganz in der Nähe — wenn Sie einen Augenblick bei mir eintreten wollen —“

„Lieber Prollwitz,“ sagte Herr von Werdenberg, „Sie haben wohl die Güte, Seine Hoheit hier zu erwarten und mich sogleich benachrichtigen zu lassen, sobald der gnädigste Herr sich in seine Gemächer begeben hat.“

Die beiden Hofmarschälle traten in das Zimmer des Grafen Waldheim.

„Wir befinden uns in einer äußerst peinlichen Situation,“ sagte dieser, „und es ist meine Pflicht, ohne Verzug und Umschweife Ihnen zu sagen, daß die Verbindung der beiden hochfürstlichen Häuser, welche wir so dringend wünschten, unmöglich ist.“

„Ich habe das auf Ihrem Gesicht gelesen, verehrter Herr Kollege,“ erwiderte Herr von Werdenberg; „doch, wie ist das möglich? Ich begreife es nicht — die Herrschaften haben so angenehm mit einander verkehrt und nach den Mitteilungen von Bergenau mußten wir voraussetzen, daß alles in bester Ordnung sei und daß die fürstlichen Herrschaften beiderseits einig wären.“

„Wer kann mit den Launen der fürstlichen Herrschaften rechnen,“ erwiderte Graf Waldheim, „man mußte ja in der That glauben, daß alles sich nach unseren Wünschen füge, allein das Schicksal hat es anders gewollt — die Prinzessin hat bereits ihrem gnädigsten Herrn Vater erklärt, daß sie es nicht mit ihrem Gefühl vereinigen könne, seinen Wünschen entgegenzukommen —“

„Das ist fatal — sehr fatal,“ sagte Herr von Werdenberg, indem seine Miene und Haltung eine streng zeremonielle Würde annahm, „es ist mir in der That unbegreiflich, daß ein so hoch ausgezeichneter Herr wie der Erbprinz, keine Sympathie erwecken und seine Bewerbung nicht freudig aufgenommen werden sollte.“

„Die Sympathie, mein verehrter Herr Kollege,“ erwiderte Graf Waldheim, der auch seinerseits die ganze Würde eines Vertreters des Helmenstein-Hohenburgschen Hauses hervorkehrte, „die Sympathie zeigt sich in diesem so äußerst unerwünschten und beklagenswerten Falle, wie es scheint, gerade in der gemeinsamen gegenseitigen Antipathie. Der Baron Artenburg hat mir mitgeteilt, daß auch Seine Hoheit der Erbprinz nicht im stande sei, die geplante und von uns allen so sehr erwünschte Verbindung zu schließen. Ich darf Ihnen im Vertrauen mitteilen, daß die Krankheit Seiner Hoheit fingirt ist und daß der Prinz in diesem Augenblick seinem erlauchten Herrn Vater ohne Zweifel seine Entschließung und die Gründe derselben mitgeteilt hat.“

„Fatal — äußerst fatal,“ sagte Herr von Werdenberg, „der Herzog war so glücklich und versprach sich so viel Freude von der Begegnung mit seinem alten Freund, Ihrem gnädigsten Herrn! Die Sache ist ebenso fatal als unbegreiflich! Was kann geschehen sein? Sollten die hohen Herrschaften eine Differenz gehabt haben?“

„Durchaus nicht — durchaus nicht,“ sagte Graf Waldheim, „ich glaube versichern zu können, daß beide die höchste Achtung und Verehrung für einander hegen, aber auch ebenso bin ich gewiß, daß ihre Entschließungen unwiderruflich sind. Ich bitte Sie, verehrter Herr Kollege, dies namens meiner Prinzessin

dem Herzog mitzuteilen — wir beide aber müssen vereint dafür sorgen, daß die unangenehme Frage so leicht wie nur irgend möglich erledigt werde. Ich glaube," fuhr er fort, während Herr von Werdenberg nachdenklich den Kopf neigte, „daß eine Begegnung der beiden allerhöchsten Herren wohl nicht vermieden werden kann; so peinlich ihnen die Durchkreuzung ihrer Wünsche ist, so werden sie sich ja wohl in das Unvermeidliche finden und ihre alten freundschaftlichen Beziehungen dadurch nicht trüben lassen. Die jungen Herrschaften natürlich werden sich wohl besser nicht begegnen und die hohen Herren werden dies ohne Zweifel begreifen. Der Aufenthalt hier wird sich demgemäß wohl nur auf einige Stunden ausdehnen dürfen — wir werden nach der Lage der Bahnzüge zuerst abreisen und die Verabschiedung dürfte am besten ohne alles Zeremoniell stattfinden, wozu ja das Inkognito der Herrschaften den besten, vollkommen genügenden Vorwand bietet."

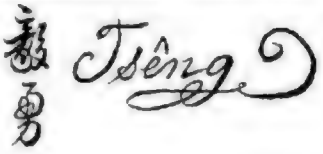
„Ja, ja," sagte Herr von Werdenberg, „so wird es am besten sein. Jetzt lassen Sie mich den Fürsten erwarten, damit er keinen Entschluß faßt und keinen Befehl gibt, bevor ich ihn gesprochen."

Beide kehrten auf den Korridor zurück.

Herr von Prollwitz stand noch vor der Thür des Herrn von Pergen, während der Wirt am Ende des Ganges wartete, um den Grafen von Eichenfels nach den für ihn bestimmten Gemächern zu führen.

Man hörte hinter der Thür ein lebhaftes Gespräch, aus welchem die heftige Stimme des Herzogs laut hervorklang.

Nach einigen Augenblicken trat der Herzog heraus; sein Gesicht war gerötet, seine Stirne finster gefaltet.



„In einer halben Stunde also!" rief er streng in das Zimmer zurück; dann schloß er heftig die Thür. „Wollen Sie dem Fürsten, Ihrem Herrn, meinen herzlichsten Gruß bringen," sagte er zum Grafen Waldheim; „ich bitte um eine halbe Stunde für meine Toilette, dann werde ich mir erlauben, Seiner Durchlaucht meinen Besuch zu machen."

Graf Waldheim verbeugte sich tief, warf dem Grafen Werdenberg noch einen stehenden Blick zu und führte, den Wirt heranwinkend, den Herzog bis zur Thür seines Zimmers, worauf er eilig zu dem Fürsten, seinem Herrn, zurückkehrte.

Während dies in dem Hotel vorging, hatte sich in ganz Bergenau eine merkbare Bewegung sichtbar gemacht. In dem Augenblick, als der Herzog, von dem Grafen Waldheim geleitet, den Perron verließ, war nämlich einer der dort anwesenden Badegäste zu dem Herrn von Stolten herangetreten mit dem lebhaften Ausruf:

„Mein Gott, Herr von Stolten, wissen Sie denn auch, wer der Herr war, den Sie eben begrüßten?"

„Der Graf von Eichenfels," erwiderte Herr von Stolten mit der gleichgiltigsten Miene, die er anzunehmen vermochte; „es ist, so viel ich gehört, ein Bekannter des Grafen Rheinau, der heute morgen ankam. Beide wohnen im Hotel Belvedère, wie mir der Wirt gesagt."

„Nein, nein," rief der Herr, indem er dem davonfahrenden Wagen nachblickte, „es ist der Herzog von Bertingen! Ich bin oft in Bertingen gewesen und habe den Herrn dort ganz in der Nähe gesehen — sein charakteristisches Gesicht, seine Haltung, das alles ist nicht zu verkennen. Zum Ueberfluß kenne ich auch noch den Hofmarschall von

Von den Manövern in Tirol. Nach einer Skizze von F. Neumann.

Digitized by Google

Die restaurirte Königsburg „Alcazar“ in Segovia.

Digitized by Google

Werdenberg und den Rittmeister von Prollwitz. Sie können von Glück sagen, Bergenau hebt sich — dieser Graf Waldheim mit seiner Gesellschaft ist mir schon gar nicht geheuer vorgekommen, wer weiß, was sich da noch verbirgt."

„Sie sind Ihrer Sache gewiß?" fragte Herr von Stolten, welcher trotz des naiven Erstaunens, das seine Miene ausdrückte, ein zufriedenes Schmunzeln nicht unterdrücken konnte.

„Vollkommen gewiß," erwiderte der Herr, „ich könnte die Identität beschwören!"

„So wird man," sagte Herr von Stolten, „dem hohen Herrn doch irgend eine Aufmerksamkeit erweisen müssen, ohne das Inkognito geradezu zu brechen."

„Das Inkognito wird kaum zu halten sein," sagte der andere, „wenn der Herzog sich auf der Promenade zeigt — es sind Berringer hier, die ihn ebenso sicher kennen werden wie ich."

„Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung," sagte Herr von Stolten, „ich werde den Kapellmeister aufsuchen — ein Begrüßungsständchen ist ja eine Aufmerksamkeit, welche man auch einer distinguirten Privatperson erweisen könnte und welche wohl gnädig aufgenommen werden möchte. Vielleicht könnte ich mich melden — meine Dienste nochmals zur Verfügung stellen, ohne mir den Anschein zu geben, daß ich etwas weiß. Das Terrain wird diplomatisch — äußerst diplomatisch — es gilt, der Situation gewachsen zu sein und sie mit geschickter Hand zu beherrschen."

Er verließ mit wichtiger Miene den Perron und schlug den Weg nach dem Kurhaus ein.

Der andere Herr war nach kurzem Gruß ihm bereits vorausgeeilt.

Er erzählte die große Neuigkeit einzelnen Bekannten, denen er begegnete, und diese trugen sie weiter. Sie kam in fliegender Eile auch an den Magistrat von Bergenau, der sogleich zu einer Sitzung zusammentrat, um in aller Hast zu beraten, was geschehen sollte, um das für den Badeort so hochwichtige Ereignis gebührend zu feiern.

Schon sah man hier und da Flaggen von den Häusern wehen und immer größer wurde die Aufregung und Bewegung in dem Badestädtchen, während diejenigen, welche diese Bewegung verursacht hatten, nichts davon ahnten und unter dem Dach des Hotel Belvedère mit ihren eigenen Sorgen vollauf zu thun hatten.

(Schluß folgt.)

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Von

Elise Polko.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Aus der Glanzzeit der Dresdener Oper.

„Die Nachtigallen klagen
Laut in der Einsamkeit,
Als wollten sie noch sagen
Von der alten, schönen Zeit —"
Eichendorff.

Jenny Bürde-Ney!

Die stille Flamme der Feuerbestattung in Gotha hat vor wenigen Monaten die sterbliche Hülle einer großen Sängerin durchglüht und verzehrt, einer edlen Frau, zärtlichen Mutter und treuen Freundin, deren Name in dem Buche der Geschichte der Gesangkunst als der einer gottbegnadeten Sängerin eingezeichnet werden wird.

Alle deutschen Blätter durchlief die Nachricht: „Jenny Bürde-Ney ist heimgegangen!"

Mit eben diesem Namen aber ist jene Glanzzeit der Dresdener Hofoper unzertrennlich verbunden, die so märchenhaft in unsere Tage herüberleuchtet, und die vielleicht in solcher Art und Weise nie wieder an irgend welcher Bühne heraufziehen wird und kann.

Wir haben jetzt bekanntlich überall „Sterne" verschiedenster Ordnung und Größe; in jener Zeit aber gab es in dem schönen Elbflorenz einen wirklichen und wahrhaftigen Sternenhimmel. Nicht einzelne Meteore fesselte man damals an alle die großen Bühnen, man hatte vielmehr zunächst das Ensemble im Auge, und eben dies Ensemble war in Dresden ein wunderbares, Jahrzehnte hindurch. Den älteren Kunstfreunden und Zeitgenossen der berühmten Heimgegangenen geht das Herz auf und wird wieder jung bei dem Namen einer Wilhelmine Schröder-Devrient, eines Tichatschek, eines Mitterwurzer, mit seines Basses Grundgewalt. Die jüngere Generation erinnert sich mit Entzücken einer Jenny Bürde-Ney, sowie der bewunderten, die geliebte Freundin und Kunstgenossin so tief betrauernden Henriette Kreete-Wüst, die in einer ihrer Glanzrollen, der Furie des Hasses, wohl nur von unserer genialen Marianne Brandt erreicht worden ist, — dann der Krebs, Janner und noch gar mancher anderer. Verklungen und verweht sind alle jene bezaubernden Töne der verschiedenen Sängerkehlen, aber unvergessen sollen sie bleiben.

Von Kindheit auf führte die kleine Jenny ein unstätes Wanderleben an der Seite ihrer Mutter, einer hochbegabten italienischen Sängerin, und durchzog samt ihrem Schwesterchen ihr Vaterland Oesterreich die Kreuz und Quer, gar manchesmal hungernd und frierend. Das Reisen war vor etwa fünfzig Jahren nicht so bequem als heute, allein der künstlerische Kampf ums Dasein genau ein ebenso harter wie in unseren Tagen.

Frau Ney, eine geborene Segatta, war eine vortreffliche Künstlerin, aber es wohnte ein rastloser Wandertrieb in ihrer Seele, sie hielt deshalb an keiner Bühne lange Rast. Da hat sie denn einmal auf der Durchreise in Wien im Kärnthnertheater einer Vorstellung des „Fidelio" beigewohnt mit ihren beiden kleinen Mädchen. Ganz Wien war damals erfüllt von der Schönheit und Genialität einer jungen Sängerin, die den Fidelio dem begeisterten Publikum vorführte. Ihr Name war Wilhelmine Schröder. Der lauschenden kleinen Jenny erschien sie als der Inbegriff allen Zaubers, und der Klang und Ausdruck dieser Stimme in der Kerkerscene in den Worten und Tönen:

„Dies Stückchen Brod —
Ach, seit drei Tagen
Trug ich es immer
Schon bei mir!"

erschütterte das Kind so heftig, daß es sich schluchzend an die Mutter schmiegte und die Thränen unaufhaltsam über die blühenden Wangen rollten. Es kostete große Mühe, die Kleine zu beruhigen. Ganz leise bat sie endlich:

„Ich möchte hin zu der blonden Frau! Bringe mich doch zu ihr!"

„Närrchen! Was sollte sie mit Dir anfangen?!"

Weiter ging damals die Reise nach Ungarn — hierhin und dorthin, wo eben Frau Ney-Segatta Engagement fand. Aber nirgends und nie vergaß das Kind jene bezaubernde Erscheinung mit dem ergreifenden Stimmklang, und gar oft fuhr Jenny im Schlafe auf, richtete sich in ihrem Bettchen in die Höhe und rief: „Ich habe die blonde Frau singen hören — ich will zu ihr!"

Hätte sie damals ahnen können, daß ein Tag kommen würde, wo sie diese Wundererscheinung „Kollegin" nennen durfte!

Sehr bald studirte die Mutter ihren kleinen Töchtern Kinderrollen ein, Jenny sang mit ihrer lieblichen Stimme keck und frisch dazwischen. Später bestimmte ihre Lehrmeisterin sie für Soubrettenpartien. Da aber entwickelte sich der Silberklang in der Kehle des jungen Mädchens in einer so phänomenalen Weise, daß die hoch talentirte Frau alles aufgab und sich einzig und allein der gesanglichen Ausbildung der Tochter widmete. Es war die italienische Schule nach den strengen alten Meistern des bel canto, in der sie Jenny unterwies, und die seltene Stimme erschloß sich allgemach wie die Knospe einer Prachtblume zu berauschender Schönheit.

Wenn ein Haydn der Anna Milder, als sie ihm zum erstenmal etwas vorsang, sagte: „Mein Kind, Sie haben eine Stimme wie ein Haus!", so hätte man von dem Material Jenny Neys sagen können: „Es war eine Stimme wie ein Schloß!"

Wie Orgeltöne so rein und gewaltig quoll es hervor, schwoll an und durchbrauste das Theater. In allen Lagen gleich mächtig, wundervoll ausgeglichen, vollendet im Legato, tadellos rein in der Koloratur, herrlich im Klang, urgesund, berückend in der Höhe, edel in der Tiefe, prächtig in den Mitteltönen, das war die Stimme Jenny Neys. Nie hat diese bedeutende Sängerin, sowie deren begabte Schwester, die noch lebende Frau Demmy, einen andern Gesangsunterricht genossen als den der Mutter.

In Prag erregte Jenny zuerst durch ihre wunderbaren Stimmmittel Aufsehen. Der Graf Scarbeck, damals Direktor des Lemberger Theaters, hörte sie in der alten Moldaustadt zuerst und engagirte sie sofort für seine Bühne. Dort, einem lebhaften, empfänglichen Publikum gegenüber, gestaltete sich ihr Auftreten zu einer Reihe von Triumphen, ihre jungen Lippen kosteten zuerst den berauschenden Trank des enthusiastischen Beifalls. Man jubelte ihr zu und schmückte täglich ihr Zimmer mit den herrlichsten frischen Blumen. Jenny Ney sah sich plötzlich aus einem Dämmerungsleben unter verschleiertem Himmel in das hellste Sonnenlicht getragen und ein wolkenloses, azurblaues Zelt spannte sich über ihrem Haupte aus.

Das Kärntnerthortheater in Wien lockte sie endlich fort aus Lemberg, aber sie hat sich dieser Stadt ihres ersten künstlerischen Glückes zeitlebens mit dankbarer Freude erinnert.

Nun durfte sie auf jener großen Bühne singen, vor der sie einst als Kind in Thränen gesessen. Aber jene wunderbare blonde Frau, die sie damals fließen ließ, war längst nicht mehr da — Wilhelmine Schröder-Devrient, die Genialste aller Genialen, die unerreichte Darstellerin, sang schon seit Jahren in Dresden.

Da geschah es denn, daß der Intendant der sächsischen Hofbühne, Herr von Lüttichau, die junge österreichische Sängerin, von deren Wunderstimme man so viel zu reden begann, nach Dresden zu einem Gastspiel einlud. Jennys erster Gedanke bei diesem Antrag war das Glück einer Begegnung mit Wilhelmine Schröder. Freude und Zagen, vor ihr singen zu dürfen, erfüllte ihr Herz. Mit welchem Herzklopfen, mit welcher fieberhaften Erregung stand sie vor der Vielgefeierten. Die blonde Frau erschien ihr noch tausendmal schöner, als sie in der Kindererinnerung lebte, — und wie gütig neigte sich Wilhelmine zu der jungen Kollegin herab, um sie auf die Stirn zu küssen. War doch niemand neidloser als sie.

Diese herrliche Frau war eben durch und durch groß angelegt — groß in ihren schönen Eigenschaften, groß in ihren Fehlern — nichts war kleinlich an ihr, der Unvergeßlichen, auch der Charakter ihrer sinnberückenden Schönheit war großartig.

Jenny Neys Agathe und Euryanthe enthusiasmirte damals sofort das Dresdener Publikum im höchsten Grade. Die keusche Auffassung und Darstellung, die Gewalt der jugendlichen Stimme, die unerschöpfliche Fülle des Materials, der süße Wohllaut erregten ungeteilte Bewunderung. Man verlangte stürmisch ein Engagement dieser seltenen Sängerin. Und so trat denn Jenny Ney zu Ostern 1853 in den Verband der Dresdener Hofoper ein.

Mit Rührung erzählen ihre Freunde von jenen Tagen des Glanzes, von jenen Aufführungen, in denen sich diese Stimme in ihrem vollen Zauber offenbarte. Die strenge Schule, die Jenny Ney bei ihrer mütterlichen Lehrmeisterin durchgemacht, ließ sie gleich befähigt erscheinen für den italienischen wie für den deutschen Gesang. Gestalten wie Donna Anna, Elektra, Fidelio, Armida, Valentine, Isabella und so weiter, hat sie nach und nach mutig einem Hörerkreise vorgeführt, der eine Schröder-Devrient hörte und sah. Aber auch als Frau Fluth in Nicolais „Lustigen Weibern" und als „Madelaine" im „Postillon" feierte sie große Triumphe, obgleich diese Partien ihrem Wesen und dem Charakter ihrer Stimme ferner lagen.

Zu ihren lebhaftesten Bewunderern gehörte Meyerbeer. Der Maestro war 1855 nach Dresden gekommen, um dort persönlich mit Jenny Ney seinen „Nordstern" zu studiren, wie er auch später seine „Dinorah" mit ihr durchging, und geriet in Ekstase über diese Stimme. Er bat die junge Sängerin inständig, ihm nach Paris zu folgen und dort alle seine Opern zu singen; sie mußte jedoch das verlockende und glänzende Anerbieten ablehnen, da man ihr keinen Urlaub erteilte.

Eben in Meyerbeers Nordstern legte Jenny eine Probe ab von der immensen Atemführung und Kraft ihrer Kehle. Am Schlusse des Aktes begann sie nämlich hinter der ersten Coulisse einen Triller auf dem hohen H, vom Piano beginnend, sich steigernd bis zum Fortissimo, ruhigen Schrittes die ganze Bühne umwandelnd, bis sie auf der andern Seite die erste Coulisse erreichte und dort auf dem hohen C ohne jede Ermüdung brillant schloß. Dies gesangliche Meisterstück erregte den tollsten Jubel. Meyerbeer aber war geradezu außer sich vor Bewunderung.

Mit ihrem berühmten Kollegen Tichatschek stand Jenny, die sich 1855 mit dem Schriftsteller Bürde verheiratet hatte, anfangs — besonders nach dem Weggang der Schröder-Devrient, die sich als Frau von Bock von der Bühne zurückgezogen — nicht eben freundlich. Der Gefeierte wollte damals nicht begreifen, wie man einer jungen Sängerin die gleichen Ehren erweisen konnte als ihm selber, und dazu kam noch der geheime Groll, daß das Publikum des Dresdener Hoftheaters anscheinend so schnell die vergötterte Wilhelmine, seine Partnerin während langer Jahre, vergessen konnte.

Was Jenny Ney fehlte, war vor allem die siegende Schönheit der Devrient und ihre wunderbare Genialität, aber die Großartigkeit ihrer Stimme, die edle Art der Auffassung und Darstellung und die künstlerische Korrektheit ihres Gesanges mußten zur lebhaftesten Bewunderung hinreißen. Zwischen ihr und Tichatschek gab es oft kleine Scenen, Rügen und Zurechtweisungen von seiner Seite, die der jungen Sängerin manche stille Thräne erpreßten. Niemand fühlte ja tiefer die Genialität ihrer Vorgängerin und Kollegin als eben Jenny Ney, aber ihr künstlerisches Selbstbewußtsein ließ sich trotzdem nicht erdrücken. Erst nach und nach gestaltete sich ihr Verhältnis zu dem großen Kollegen angenehmer.

Vor der Rolle der Gluckschen Armida hatte sich Jenny mehr als vor jeder andern geängstigt, und diese Angst wurde am Abend vor der ersten Aufführung noch erhöht durch eine geheimnisvolle Botschaft: man warnte sie nämlich, die Armida zu singen, es sei Gefahr da für sie. Trotzdem sang sie und mit solcher Gewalt der Stimme und edler Schönheit der Auffassung, daß sie allgemeine Begeisterung erregte. Im letzten Akte aber, als sie schon befreit von dem Druck der geheimen Bangigkeit aufatmete, kam durch irgend welchen unaufgeklärten Zufall im Ballet eine Fackel ihr zu nahe — ihr Gewand fing Feuer — ein Schreckensschrei gellte durch das Haus aus unzähligen Kehlen. Nur der aufopfernden Hilfe des Maschinenmeisters Hänel verdankte Jenny Ney ihre Rettung. Armida trug nur einige schmerzhafte Brandwunden an Hals und Armen davon; der treue Helfer aber erlag bald darauf seinen schweren Verletzungen. Lange Zeit vermochte infolge dieser so traurigen Erinnerung Jenny Ney nicht die Armida wieder zu singen.

(Schluß folgt.)

Hero.

(Siehe das Bild S. 1092.)

Hero gehört unzweifelhaft zu den hervorragendsten Gestalten der antiken, der griechisch-römischen und der neuen Poesie. Dichter, Bildhauer und Maler haben gewetteifert, diese Figur eindrucksvoll zu verkörpern, und der Widerspruch zwischen dem Stand der Priesterin, welcher Liebe und Ehe ihr verbot, und dem Charakter des Weibes, das die Liebe nicht von sich weisen konnte, macht diese Frauenerscheinung für alle Zeiten interessant. Die Auffassungen der Hero sind so verschiedenartig, als es Künstlerindividualitäten gibt. Die Alten faßten Hero naiv idyllisch mit einem Anstrich des Tragischen auf, Schiller in seiner Ballade die thracische Priesterin leidenschaftlich heroisch und Grillparzer sie als edle Dulderin. Ganz eigentümlich ist hier auf unserem Gemälde die Auffassung, welche Stiehl von dieser weltberühmten Typus gibt. Das kühne Mädchen der alten Welt, das trotz des strengen Gebotes seines Standes und ungeachtet der furchtbaren, auf dem Verletzen der Satzung ruhenden Strafe, dennoch ihrem Herzen nicht gebieten kann und

einen Jüngling als Geliebten empfängt und dann, als er zu ihr, der angstvoll Harrenden, von den unbarmherzigen Wellen tot an den Strand getrieben wurde, nun, um das herbe Verhängnis zu vollenden, ihr Leben an seiner Seite endet; diese düster leidenschaftliche Erscheinung sehen wir hier vor uns als liebliches, zärtliches Weib, das, ganz Gefühl, nur einen Gedanken, herzinnige Liebe, zu kennen scheint. Ein Zug schmerzlicher Wehmut, düsteren Ahnens liegt in den Augen dieses edel und schöngestalteten Weibes, das auf einen geheimen Seelenkampf zu deuten scheint. Diese Hero Sichels ist also eine sozusagen lyrisch gemütvolle Darstellung der antiken Liebesheldin.

Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg.

(Hiezu das Bild S. 1093.)

Wie Carl von Piloty, der jüngst verstorbene Direktor der Münchener Kunstakademie, so hat auch sein Bruder Ferdinand seine Kraft vorzugsweise historischen Darstellungen zugewendet. Dasjenige seiner Werke, dessen Nachbildung wir unseren Lesern heute vorlegen, findet sich auf einer der Wandflächen des großen Rathaussaales in Landsberg. Dieser Darstellung liegt eine Ueberlieferung zu Grunde, der zufolge Herzog Ernst I. von Bayern, derselbe, der, beiläufig bemerkt, im Jahre 1436 seines Sohnes Albrecht Traute, die schöne Agnes Bernauer, in der Donau ertränken zu lassen für gut hielt und etliche Jahre früher auf dem „Landsberger Rathause" mit Frauen und Töchtern der Bürger tanzte und in der Ratsstube pokulirte. Aus Gnaden für verschiedene ihm von seiten des Rats bewiesene Gefälligkeiten, namentlich die Herstellung eines Springbrunnens, „so gute Kühlung bot", befahl er seinem Hoffischer, dem Landsberger Rat von da an jährlich ein Quantum schönster Goldforellen aus dem Würmsee zu vermitteln: „Die sollten auf dem Rathaus verzehrt und seines Tanzes dabei gedacht werden!" Fragliche Spende (siehe Finigraf, Landsberg und Umgebung) traf auch von 1435 bis 1753 regelmäßig ein.

Der dargestellte „Vorgang" mag also auf 1434 datiren. Nach dieser kurzen historischen Prüfung etwas über Ferdinand Pilotys Behandlung dieses Gegenstandes.

Der Herzog führt eine schöne Patrizierin zum Reigen, die andere Hand einer äußerst wohl anmutenden Jungfrau in gnädigstem Wohlgefallen offerirend. Wohl eine Polonaise „damaliger" Zeit steht in Aussicht, im Vorausschritt von ein paar Pagen mit Wachslichtern, und noch weiter voraus andere Tanzpaare, sämtliches unter den Tönen von dort oben herab, allwo der Chorregent gewaltig über Mandoline, Geige, Pfifftrompete und Pauke herrscht. Muß sich sehr heiter angehört haben, diese Vergangenheitsmusik! Wie dem auch sei, ich behaupte, man verfügt sich eben allergnädigst in irgend ein anstoßendes größeres Gemach, um der Göttin Terpsichore den Tribut durch möglichst hofgerechte Schritte abzutragen, denn wenn man sich etwa hierorts bewegen wollte, gäbe es nicht Raum genug, da hinterwärts fest getafelt wird, und zwar von sehr ernstwürdigen Herren, wahrscheinlich des Rates.

Na, die mögen es halten, wie sie wollen, und gegen Musika und Tanz indifferent sein, wahrscheinlich sogar gegen die Schönheit der vom Fürsten mit gnädigster Wahl Bedachten!

Desto gemütsteilnehmender sind unverkennbar die weiblichen Persönlichkeiten hinter der so schön die Hand darbietenden schönen Jungfrau! Na, die zur Linken sitzende Frauengestalt scheint sich ungefähr bewußt zu sein, daß sie, trotz einer guten Spur „früherer" Schönheit, doch nicht mehr genug Anziehungskraft habe, ohne darüber, was man sagt, zu grollen. Sie läßt eben der „Jugend" ihr Recht. Desto weniger ganz zufrieden mit der Wahl des Fürsten ist augenscheinlich die zurückstehende Jungfrau, welche doch allen Anspruch hätte, berücksichtigt zu werden, denn wahrhaft schön ist sie! Aber doch noch schöner wirkt die zur Rechten vor ihr ruhende Maid, weil sie so freudig bewundernd zum Fürsten blickt und mit ihren seelenvollen Augen anerkennt: es wäre wohl schön gewesen, hätte er ihr die Hand geboten, aber daß er ihre Freundin gewählt, freue sie doch recht herzlich. Ja, eine recht liebe, auch anderen Glück gönnende Seele muß in dem holden Wesen walten.

Franz Tr.

Marquis Tseng.

(Hiezu das Porträt S. 1093.)

Marquis Tseng, der vielgenannte seitherige Gesandte Chinas bei den Höfen von London und St. Petersburg und vormals auch bei der Regierung der französischen Republik, beendet in diesem Monat seine länger als achtjährige Mission in Europa, die sich gleich zu Anfang bei Schlichtung der Kuldschaangelegenheit zwischen Rußland und China erfolgreich anließ, in ihrem weiteren Verlaufe während des Tonkingstreites Frankreichs mit China zu einer der bedeutsamsten wurde, in der jemals ein chinesischer Würdenträger in Europa in die Oeffentlichkeit trat, und nunmehr durch die Reise des chinesischen Staatsmannes nach Deutschland mit einem Erfolg schließt, wie ihn die allerdings nur junge Geschichte der Vertretungen Chinas bei den Vertragsmächten für einen Mandarin nicht aufweist und in absehbarer Zeit auch schwerlich aufweisen dürfte.

Einer der einflußreichsten Familien Chinas aus der Provinz Hunan entstammend, sah der junge Tseng bereits die Erziehung jenem großen Reformprinzip angepaßt, als dessen Schöpfer in China sein Vater Tseng-Kwo-Fan, der um Dynastie und Reich verdienstvollste Chinese der Neuzeit, immerdar gelten wird. Mit geradezu prophetischem Scharfblick war dieser große Chinese, der sich durch Niederwerfung und Verjagung der revoltirenden Taipings unsterblich gemacht hat, aus den Erfahrungen Chinas in den Kriegsjahren von 1858, 1859 und 1860 zu der Ueberzeugung gelangt, daß China dem siegreich vordrängenden Europäertum nur dann erfolgreich werde widerstehen können, wenn ersteres sich der Fortschritte des letzteren auf dem Gebiete der Staatskunst, der Staatseinrichtungen und des Kriegshandwerks und aller anderen technischen Errungenschaften desselben bediene. Mit der ganzen Macht seines Einflusses war Tseng-Kwo-Fan für diese seine Grundsätze eingetreten und schuf mit denselben die Grundlage zu jenen Reformen, welchen wir heute auf dem Gebiete der Diplomatie, der Landesverteidigung und Armeeausrüstung, des Schulwesens für europäische militärische, Sprach- und sonstige Wissenschaften, wie auf allen anderen Gebieten der europäischen Neuerungen in China begegnen. In diesem reformatorischen Geiste ließ der von seinem Kaiser in den Fürstenstand erhobene große Tseng-Kwo-Fan denn auch die Erziehung seines von den Franzosen in „Marquis" umgetauften fürstlichen Sohnes leiten, bei dessen Ausbildung auf das Studium der Wissenschaften der westlichen Völker, neben demjenigen der heimatlichen Literatur, besonderes Gewicht gelegt worden war. Eine einseitige Richtung wurde hierbei insofern befolgt, als es zumeist englisches Wissen und Wesen war, welches als das vom Europäertum in China vorherrschendste dem jungen Tseng sozusagen eingeimpft wurde, wodurch er, wie natürlich, auch im reifen Mannesalter englischer Geistes- und Interessenrichtung am meisten zugänglich blieb. Getreu dem Grundsatze seines großen Vaters, an dessen Seite er, ohne ein selbständiges Amt zu bekleiden, bis einige Jahre vor Antritt seiner europäischen Mission — da Tseng-Kwo-Fan starb — verblieb, hatte der junge Tseng stets sein Chinesentum voll gewahrt und sich der überlegenen europäischen „Waffen" nur insoweit bedient, als dies seinen Zwecken förderlich war. Mit welcher Meisterschaft er diese Waffen zu handhaben verstand, bewies er gleich im Jahre 1879 in St. Petersburg bei den Verhandlungen über die Kuldschaangelegenheit, wegen welcher sein Petersburger Vorgänger Tschung-Hou zum Tode verurteilt worden war. Mit verblüffender Kühnheit lehrte Tseng hiebei den chinesischen Drachen heraus, dem es um einen Kampf mit dem russischen Bären gar nicht bange sei. Das Resultat war ein günstiger Friedensvertrag zwischen Rußland und China. Geradezu sensationell und beispiellos in der europäischen Diplomatie war seine Taktik während des Tonkingstreites gegenüber der französischen Regierung. Auch nicht ein Jota wollte Tseng von den Souveränitätsrechten seines Kaisers über Annam und Tonking preisgeben, in der Ueberzeugung, daß im Falle eines Krieges Frankreich viel früher müde werden würde vom Schlagen, wie China vom Aushalten. Nur den ewig unberechenbaren Entschlüssen im Pekinger Kaiserpalast war es zuzuschreiben, daß dort nach dem Falle von Sontey und Bacninh eine augenblickliche Friedensströmung Oberhand bekam und Tseng von Paris im April 1884 abberufen wurde, ohne jedoch in Ungnade zu fallen. Er behielt vielmehr seinen Londoner und Petersburger Gesandtenposten auch weiter bei und hatte nur zu bald, bei dem neuerlichen Kriegsausbruch nach dem Tientsiner Vorfrieden vom 11. Mai 1884, Gelegenheit, auf den Triumph seiner Politik gegen Frankreich hinzuweisen, welche vollends durch jene französische Kammer ratifizirt wurde, die nach der fahrlässigen Niederlage der Franzosen bei Langson Jules Ferry, den Erzfeind Tsengs, in dem Augenblick stürzte, da dieser im Begriff stand, mit China seinen für Frankreich vorteilhaften Frieden zu machen. Fügen wir noch hinzu, daß die französische Regierung alle Anstrengungen gemacht hat, den von den Parisern so viel verschrieenen Tseng bei seiner in Aussicht genommenen Rückkehr nach China auch zu einem kurzen Besuch nach Paris zu bewegen, so wird man zugestehen, daß vollständiger ein politischer Triumph, wie es der dieses chinesischen Mandarins ist, kaum gedacht werden kann.

Einen bedeutsamen materiellen Erfolg für die chinesische Regierung hat Tseng durch den im vorigen Jahre zwischen England und China zum Abschluß gebrachten neuen Opiumvertrag errungen, bei welchem China und der in dieser Angelegenheit persönlich engagirte Marquis Tseng auch auf die Unterstützung Deutschlands angewiesen waren. Durch diesen neuen Vertrag werden die Opiumzölle in China in gleicher Weise wie die anderen Einfuhrzölle in den chinesischen Vertragshäfen geregelt, so daß erstere nicht mehr wie bisher von den chinesischen Lokalbehörden eingesackt werden, sondern gleichwie alle anderen Wareneinfuhrzölle in die Kassen der chinesischen Zentralregierung fließen. Die Giltigkeit dieses englisch-chinesischen Opiumvertrages war von der Zustimmung aller anderen Vertragsmächte abhängig. Deutschland, welches seine Zustimmung sehr wohl verweigern konnte, erteilte dieselbe, wodurch das zwischen China und dem deutschen Reiche bestandene Freundschaftsverhältnis nur noch erhöht und auch die eigentliche Veranlassung zur Reise des Marquis Tseng nach Deutschland gegeben wurde. Schon im vorigen Jahre war Marquis Tseng — gleichzeitig mit der Ernennung seines Nachfolgers — zum „Vizepräsidenten" des chinesischen Kriegs- und Marineamtes in Peking ernannt, in welcher Eigenschaft er zu maßgebendem Einfluß in Bezug auf die Bestellungen Chinas für seine Küsten- und Landesverteidigung gelangen dürfte. Es hatte demnach einen bestimmten Zweck, daß Tseng sich vor seiner Rückkehr nach China von der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie durch eigenen Augenschein überzeugte. Die Reise war bereits im Februar dieses Jahres beschlossen und wurde zu Anfang des Monats August zunächst durch die Reise Tsengs zum Fürsten Bismarck nach Kissingen ausgeführt. Der Gedankenaustausch des mit europäischen Verhältnissen am besten vertrauten chinesischen Würdenträgers mit dem größten Staatsmann unserer Zeit in dem bayrischen Kurorte hat jedenfalls den Zweck der Klarstellung über das durch nichts getrübte freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und China gehabt. Diesem Verhältnisse entsprach auch die überaus hervorragende Aufnahme, welche dem chinesischen Staatswürdenträger in Berlin als Gast des deutschen Kaisers bei den Kaiserlichen Majestäten, dem erlauchten Kronprinzenpaare und überall, wo Tseng in Deutschland verkehrte, zu teil ward.

Nun kehrt er, umgeben von dem Nimbus der erfolgreichsten Thätigkeit, in seine Heimat zurück, um seine Erfahrungen an der Zentralstelle des himmlischen Reiches zu verwerten. Er kehrt dahin zurück als Erbe und Träger des großen Reformprinzips seines unsterblichen Vaters Tseng-Kwo-Fan. Mögen die chinesischen Gottheiten dem Sohne wie dem großen Vater gnädig sein!

Bernhard Braak.

Langschnäbelchen und seine feste Burg.

(Hiezu das Bild S. 1101.)

Einem Brillant gleich erfunkelt in den Sonnenstrahlen der Vogel, welcher vor der glockenförmigen Blume in der Luft gaukelt, mit seinem langen, schwach gebogenen Schnabel tief in ihren Kelch hineinreicht und Beute hervorholt, dann rückwärts, pfeilschnell weiter schießt und das Gleiche bei einer andern Blüte wiederholt.

Er gehört nicht zu den kleinsten dieser winzigen Vögel, denn er übertrifft die meisten der Astrilde oder kleinsten Prachtfinken an Größe; jene messen etwa 8,5 Centimeter, während seine Länge etwa 13,5 Centimeter beträgt.

Zwar dürfen wir ihn nicht zu den farbenprächtigsten zählen: er ist an der Oberseite grün mit schwachem Metallglanz, am Oberkopf mehr bräunlichgrün, Rückenmitte goldgrün, Bürzel graugrün, die Schwanzfedern sind am Grunde rostrot, dann schwarz mit weißem Endrand, Zügel und Streif unterm Auge hellgrün, Ohrfleck schwärzlichgrün, die ganze Unterseite ist lebhaft gelblichrostrot, die Füße sind fleischfarben und die Krallen schwärzlich; der sehr lange, schwach säbelförmig gekrümmte Schnabel ist schwarz, der Unterschnabel heller, gelblichweiß mit brauner Spitze. Das Weibchen ist fast übereinstimmend gefärbt, doch namentlich an den Kopfseiten, an Kehle und Unterbrust mehr grau und im ganzen düsterer.

Als seine Heimat geben Burmeister, Prinz Wied und Schomburg Brasilien bis zu den westindischen Inseln an, und im Küstengebiet Brasiliens soll er häufig sein. Jardine sagt, er komme in einem großen Teil des tropischen Amerika, am Isthmus von Panama, auf den Inseln Trinidad und Tabago, in ganz Kolumbien, Guiana und Nordbrasilien vor.

Weshalb man ihm den Namen „Einsiedler" gegeben, ist kaum zu begreifen, da er im Gegenteil zwischen den tropischen Blüten und Früchten ungemein zahlreich ist und in seiner Lebhaftigkeit und Beweglichkeit überall ins Auge fällt. Wunderlicherweise hat ihm Gmelin die wissenschaftliche Bezeichnung hirsutus (der Struppige) beigelegt, weil der Lauf seiner kurzen, schwachen Beine am Grunde etwas befiedert ist.

Nur seine hurtigen Bewegungen, die ihn im Zickzackflug den ganzen Tag hindurch von Blüte zu Blüte schwirren lassen, so schnell, daß das menschliche Auge seine Bewegungen gar nicht verfolgen kann, machen seinen Anblick in den Sonnenstrahlen so glänzend schön, wie das sonst schlichte Vögelchen uns im übrigen nicht erscheinen würde.

Als seine Heimat wird von Burmeister Guiana und Kolumbien, von Jardine außerdem noch Brasilien und Cayenne angegeben. Prinz Wied sah die Art vielfach in trockenen und dürren, mit dürftigem Gebüsch bestandenen Ebenen. Mit dem spitzen, pfriemenförmigen Schnabel holen diese Kolibris ihre Nahrung, welche vornehmlich winzige Kerbtiere bilden, aus der Tiefe der Blumenkelche hervor; auch lecken sie Blumensaft lecken.

Inmitten des Blätter- und Blumengewirrs der Tropenbäume steht das Nest, und der Beschauer weiß in der That nicht, soll er den zierlichen Kunstbau des letzteren oder die Formen- und Farbenpracht der ersteren mehr bewundern. Von außen ist das Nest aus gelblichen Flechten gewebt, innen mit zarter, schneeigweißer Baumwolle gepolstert; napfförmig und sehr dickwandig, birgt es ein Gelege von nur zwei verhältnismäßig großen reinweißen Eiern. Gleich manchen anderen haben auch diese Vögel die Eigentümlichkeit, daß sie ein Nest nach dem andern beginnen, mehr oder minder vollenden, dann verlassen, bis sie endlich ein solches ernstlich vornehmen, ganz fertig machen und dann darin nisten.

Schmuckelfe hat man das winzige Kind der Sonne benannt, und jeder sinnige Mensch, der so glücklich ist, diese Vögel in der Fülle ihrer heimischen Natur schauen zu können, ja, wer sie nur lebendtreu aufgestellt in einer naturgeschichtlichen Sammlung betrachtet, muß zugeben, daß die Bezeichnung eine zutreffende ist. Um so mehr wird der harmlose Freund der Natur und ihrer gefiederten Kinder entrüstet sein, wenn er viele tausende solcher Vögelchen hingemordet sieht, lediglich für den Zweck, daß ihr buntes Federnkleid zum Putz für Frauen, zur Ausschmückung von Damenhüten dienen soll.

K. Ruß.

Reflexionen

von

E. Jahrow.

Denkende Menschen werden immer kritisch sein, aber sie sollen wohl acht geben, daß sie aus Kritikern nicht zu Mäklern werden.

•

Die Kunst des Zurückweichens ist eine der wichtigsten in der Strategie des Lebens. Es ist aber nicht jeder ein Stratege.

•

Das Licht des Schattens zu sehen, das ist die Kunst.

•

Man darf ein gewisses Denkeln nicht mit Denken verwechseln.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Noch nennt der September noch zwei Sonnen sein und die Novitäten der Herbst- und Wintermode tritt erst später zur Revue kommen, hat der Modeneid seine Vorbereitungen jetzt doch beendet. Die Modelle der großen Häuser, welche für den Geschmack in der Frauentoilette den Ton angeben, sind da, und man weiß ungefähr, was noch zu erwarten ist. Große Umwälzungen sind es nicht. Ein paar neue Farben, eine kleine Abwechslung in dem Gebrauch, sie zu mischen, ein Schnitt eine andere, oft gar nicht bemerkte Nuance, eine Anzahl neuer Namen, ist so ziemlich alles, was uns an der Schwelle der neuen Saison empfängt.

Im Vordergrunde des Interesses steht für den Modisten zunächst der Mantel und das Mantelet. Bis dann der erste Schnee fällt und mit einem Schlage die Saison der Pelze und langen Winterconfectionen debutirt, ist das Mantelet obenauf. Es ist der legitimirte Uebergangszumhang. In den sonnigen Tagen des September noch so nahe verwandt jenen leichten, eleganten Umhüllungen, welche der Modist für die Toilette der sommerlichen Kurpromenaden brachte, schließt es sich mehr und mehr der vorherrschenden herbstlichen Stimmung an, und schließlich ist die Nuance, welche es noch von dem obligaten Winterumhang trennt, nur eine ganz feine.

In den mit Figur 2 und 4 bezeichneten Modebildchen geben wir das moderne Herbstmantelet. Heute noch ein Arrangement aus Atlas, Spitzen und Bändern, ein Vorwand nur für irgend ein anmuthiges Spiel des Modisten, und schon vierzehn Tage später vielleicht eine festelnd angelegte, molligwarme Schutzhülle, deren Federbesatz ein feuchtkalter Oktoberwind aufkräuselt, bietet diese Zwischenconfection mannigfach hübsche Abwechslung. Der Schnitt dieser Umhänge ist diesmal durchweg auf lange Vordertheile disponirt, während er hinten ganz kurz und der Tournure bei anliegend ist. Die dafür beliebtesten Gewebe sind feine, immer dunkel gehaltene Phantasiestoffe, broschirte Sammete und damassirte Wollen. Die Garnitur ist reich und in der Wahl nicht beschränkt. Sie reicht über eine Fülle krauser und glatter Rundvolants der Passementerie, über Spitzen und Pelzbesätze, Schnüre und Ehrenlitzenzug, sie macht das durch geschickte Hand zu jeder vornehmer, durch indiskrete Behandlung zuweilen auch überladener Erscheinung. Immer fein und ruhig in der Linie ist der Federbesatz.

Diese Mäntelets gelten zunächst dem städtischen Leben als Ausdruck der Herbstsaison. Auf dem Lande, wo um diese Zeit der ersten Nächte schon die geschichtlichen Bewegungen der Jagdsaison einleiten, kommt eine andere Konfektion besser zur Geltung, und diejenigen Damen, welche erst um die Weihnachtszeit nach der Stadtwohnung zurückkehren, finden den Uebergang von dem Staubmantel schwerer Augusttage zum wirklichen Wintermantel durch ihren Besitz dürftigen dienlichere Zwischenmäntel. Das sind jene elegant als praktischen Konfektionen, welche der englische Boden, indem er sie einfach „Schlafmäntel“ nennt, ganz speziell an die sich gut einschließende Frau auf dem Lande adressirt. Weite, praktische, mit Perlicke bunte Flanellcoverts, Ohrenmäntel, Mäntel, deren Aermel und Aermelansatz bei seiner Körperverwendung oder Bewegung genirt, die, mit Seide abgefüttert, selbst an kühlen Abenden für die Heimfahrt im warm montirten Wagen genügen und in leuchtenden Farben den Schützen im Walde den Frühstücksplatz schon aus weiter Ferne bezeichnen. Diese Mäntel werden gern kakiol, indigoblau, in ganz großen grell bunten Schottenmustern aus

Langschnäbelchen und seine feste Burg. Zeichnung von D. Gisela...

zusammengezogen werden, so weit, daß keine Gefahr ist, den Taillenkamm, selbst bei stundenlanger Fahrt, zu drücken. Elegantere Mäntel sind immer mit Seide gefüttert.

Unter den neuen Herbstfoulards gibt's sehr hübsche Modelle. Da wird natürlich das moderne Blau in den Vordergrund gestellt. Diese neue Lieblingsfarbe ist eine ziemlich dunkle Schattirung von Indigo, welche gleichwohl einen leuchtenden Ton besitzt, die der immer etwas schweren Farbe sonst abgeht. Erfreulicherweise ist es eine Farbe, welche von jedem Teint getragen werden kann; ein Umstand, der ihr auch eine gewisse Dauer verspricht. Zumal der Pariser Modist hat in dem neuen Blau sehr Gefälliges gebracht. Werth zum Beispiel ein ganz einfaches Neglige aus venetianischem Tuch. Das glatte Vorderblatt wird oben von kurzer Schürzendraperie abgeschlossen, das Hinterteil des Rockes in dichten Falten arrangirt. Ein Unterkleid von altgoldenem Atlas bildet an der Seite eine Art Panel. Vorderteil und Taille sind mit kleinen Metallknöpfen besetzt und das Pikanteste ist ein winzig kleines, ziemlich spitz geschnittenes Capuchon im Nacken, das mit Atlasgold gefüttert ist. Die Taille hat einen goldenen Gürtel.

Auch jenes lebhafte französische Rot, welches in der Eleganz der Seebäder heuer auftauchte, soll für den Herbst legitimirt werden. Es kommt aber nicht bloß von dem Wunsch des Modisten ab, die Zurückhaltung von lauten Farben allgemein zu beseitigen. Gewiß, es gibt Frauen, denen dieses leuchtende Rot einen überaus pikanten Rahmen schafft, aber sie gehören heute, um sie vor fatalen Mißverständnissen zu schützen, nur in eine bekannte Gesellschaft, oder etwa in ihren Wagen; selbst die Wienerin mit ihrer Freude an der Farbe wird für ein Kostüm in der Stadt sich nur schwer und vereinzelt zu diesem Rot bekennen. Auch diese Modelle adressiren sich mehr an die Damen vom Lande.

Gleichwohl ist dort jetzt nichts beliebter, als das weiße Flanellkleid. Die jungen Mädchen und Frauen tragen es nicht nur als Abendtoilette, sondern auch zur Promenade im Wagen. Wo die Frische der Farben es gestattet, wird auf jede farbige Garnitur verzichtet. Toiletten solchen Genres sind neben der raffinirtesten Eleganz der Mode noch von Wirkung; sie sind zwischen dem größten Reichtum ihres Reizes sicher, denn, da wo überdauernd schon die große Toilette zur Geltung kommt, begnügt man gründlichen Effekten, und der Winter verspricht glänzend zu werden.

Der Pariser Modist arbeitet viel im Styl Louis XV. und XVI. Da sieht man, zumal auch nach ihrer Farben zusammenstellung, ganz köstliche Sachen. Eine Toilette à la Louis XV. — sie ist für die Prinzessin von Wales bestimmt — hält sich in Creme und einem alten Rosenrot aus Brokat. [illegible] Tüllchen silbernen Knöpfen. Diese [illegible] mit einer Weste, die auf Crêmegrund [illegible] Rosenrot im passenden Stile trägt. Am [illegible] sich ein kleines Fichu von weißer Gaze. [illegible] in der zarten Farbe Rose Dubarry ist [illegible] Spitze besetzt.

[illegible] Toilette Louis XVI. zeigt eine Mischung [illegible] Rosa mit Fichu von kaffeefarbenem [illegible] Bei diesen Stoffen spielt neben dem [illegible] „guten Schneider“ braunpinken, nächst der feinen Farbenempfindung, auf welche es so entscheidend ankommt, der Stoff eine große Rolle. Sie weisen die Brokatmeteretten auf eine

Digitized by Google

1 Regenbouche. — 2 Dreiviertelwickel. zwei Stunden. — 3. Ganzes Wickel. zwei bis drei Stunden. — 4. Halbbad; 18 Grad Reaumur. — 5. Abwaschung. — 6. Abreibung. — 7. Wellenbad. — 8. Sitzbad. 9. Fußbad. — 10. Neuangekommene Kurgäste. — 11. Erfolge der Kur.

Aus einer Kaltwasserheilanstalt. Nach Skizzen von Sophie Schaeppi.

Digitized by Google

glänzende Zukunft. Man wird in diesem Winter im Prolaten und Prokatelles schwelgen; auch Stickereien über Stickereien wird es geben. Je einfacher der Schnitt der Toiletten sich gestaltet, je mehr die Draperien und Puffen auf den Röcken verschwinden, um den [illegible] Platz zu machen, desto allgemeiner wird der Geschmack an schweren Geweben, desto größer die Freude an kunstvoller Stickerei. Die Mehrzahl der neuen Modelle weist darauf hin, zumal diejenigen der englischen Schneider. Nur zwei hier als Muster: eine Gesellschaftstoilette aus bizentinfarbenem Surah, diesem weichen, reichen Gewebe, das sich so vorzugsweise für einfaches Arrangement eignet;

Figur 1.

Taillen von Blumenmustern von [illegible] Stickerei in den [illegible] angen von dunkelrot, etwa und gold auf [illegible] grunde. Diese Arten wird wiederum auf jeder Seite von breiten Streifen eingefaßt, welche das Muster der [illegible] in Stickerei umfassen. Von dieser kunstvollen Arbeit wird auch die Weste hergestellt, und das Ganze hält sich, infolge an [illegible] farbendenticher Farbendistretion und Leichtigkeit, doch frei von dem Eindruck der Ueberladung. Ein anderes Kostüm besteht aus blaßblauer Seide. Das Unterkleid erscheint durch einen silberweißen Chevyvolant verschleiert, das Ueberkleid ist vielfarbig mit Blumen im Geschmack Louis XVI. gemalt; die Puffen auf den Hüften werden von matt moosfarbigen Moiréschleifen gehalten. Ein Perlengürtel von moosgrünem Bande, ein Fichu von Silbergaze verhüllt die Taille.

Die Vorliebe für Stickerei überträgt sich in der englischen Mode auch auf die Straßen- und Haustoilette. Da wird unglaublich gern benäht, [illegible] gestickt. Einige der Redingote-Kostüme sind mit Ornamenten der Nadel über und über bedeckt. Im vergangenen Jahre hat man diesen Geschmack hier uns nur mäßig angenommen, und es ist zu beweisen, daß er in dieser Saison bessere Aussichten hat. Was man davon hält, ist eben englisches Modell; der Berliner Modist ist das Risiko dieser überaus komplizirten und immer sehr kostbar gewesenen Modelaune nur mit Vorsicht eingegangen. So war auch der Geschmack für benähte oder gestickte Reitkleider seinerzeit nur kurzlebig: weil sie teuer und selten sind, gelten sie einem spezellen Geschmack auch heute nicht für unumgehen; gleichwohl ist bei diesen Kostümen das diversereste Genre, welches auf jeden Besatz und Schmuck verzichtet, allgemein gebräuchlich. [illegible] Mode der letzten Zeit sich [illegible] Straßen- und Reisekostüm [illegible] den Herrenschnitt [illegible] — ein gutes Tuchkostüm muß bekanntlich von einem tüchtigen Herrenschneider [illegible] für [illegible] gilt ganz gewiß kein anderer Geschmack mehr.

Eine elegante Frau zu Pferd hat ihrer Toilette keinen „feminellen" Zug geben. Ist sie im Sattel, so hat sie dem Herrn der Schöpfung, dem sie schon früher das Herz und mit ihm meist den Scepter raubte, nun auch noch seine Löwenhaut genommen: seine getuschten Stiefel, seinen Hut, seine Weste, Krawatte, und der Chic des Schneiders, auf den er so stolz war, wird von Madame viel strenger geprüft als von ihm selbst.

Figur 3.

Die moderne Corsage für das Reitkostüm, wie unsere Illustration, Figur 5, dieselbe gibt, gilt für das Reiten auf der Promenade. Um einer Jagd zu folgen, einer großen, prächtigen Jagd mit Meuten und Piqueurs, ist der rote Rock unerläßlich, das heißt die rote Corsage zu weißer Weste und Krawatte und schwarzem, nur mäßig langem Tuchrock. Die Jagdsaison bedarf aber noch eines Nekrums für diejenigen Frauen, welche den Schützen nicht nur mit ein paar guten Geschichten und der Frühstücksmenage zum Rendezvous nachfahren oder sie mit leuchtenden Jacken und flammender Passion auf der Hetze begleiten, vielmehr selbst jagen. Merkwürdig, es gibt eine ganze Menge von Frauenhänden, die auf Grund ihrer modernen Erziehung keine Stricknadel regieren, aber meisterhaft ihren Tesching handhaben können. Zumal auf den französischen Landsitzen sind die Damen mit Vorliebe Jägerinnen. Das hier passende Kostüm beschäftigt den Pariser Modisten bereits, wenn die Hühner noch gar nicht ausgebrütet sind, deren blutiges Ende dem Landleben um diese Jahreszeit den schönsten Reiz gibt. Die Knickerbockers sind bereit, lang ehe der Jagdschein legitimirt ist. Die Freunde sind eingeladen, die Stände werden vergeben, während man noch im Seebade weilt und durch Provinzen und Königreiche von den heimatlichen Hasen getrennt ist.

Figur 4.

Aber das Kostüm! Es soll möglichst elegant und ebenso bequem sein. Anmutig für die Freunde, behaglich für die Strapaze. Da sahen wir einen runden dunkelblauen Tuchrock; der besteht nur aus zwei Breiten, die eine, das Vorderblatt bildend, schräg, die andere, um dem Rocke nach hinten einige Weite zu geben, gerade geschnitten. Dieser blaue Rock ist mit broschirten Hirschköpfen in brauner Farbe garnirt. Dazu gehört eine weite, bis zum Knie herabhängende Bluse, deren Schulterteil als Sattel gearbeitet ist, Vorder- und Rückseite sind in Falten gelegt. Der hohe, steife Kragen der Bluse besteht aus Juchtenleder, ebenso der breite Gürtel, welcher ihre Falten in der Taille zusammenfaßt, und die Aufschläge der Aermel. Dazu Knickerbockers, Handschuhe und Stiefel von Hirschleder; über der Achsel, an rotem Ledergurt, die Cartouchiere.

Indessen, wir gedenken mit einer gewissen Erleichterung daran, sie gehen heute doch noch nicht alle auf die Jagd. Die Majorität unserer Landdamen genießt die Saison der Hühner und Hasen ohne aktive Beteiligung am Sport. Sie begnügt sich mit der animirten, fröhlichen Geselligkeit, welche

Figur 2.

Figur 5.

Digitized by Google

diese Zeit mit sich bringt; und die Toiletten der großen Diners, der ländlichen Bälle, wo die Jäger in roten Röcken tanzen und die junge Damenwelt die ersten Saisontoiletten trägt, — viel eher als das in der Stadt geschieht — geben ihr genug zu thun. Folgt sie den Jägern, dann geschieht's doch, um den Ausdruck der Pariserin noch einmal anzuwenden, „ganz feminell", im eleganten Herbstkostüm, in dem bequemen, anmutigen Flanellmantel, ohne Büchse und Meute, aber, wenn's paßt, mit den Kindern im Wagen.

Daß ich doch einen hübschen Kindermantel nicht vergesse (Figur 1). Zierlicher Paletot aus Sammet mit Krimmerbesatz. Die Schleifenbüschel, welche den Toilettenschluß des Mantels bezeichnen, harmonieren mit der Garnitur des kleinen Filzhutes.

Von den Manövern in Tirol.

(Hiezu das Bild S. 1100.)

Es ist eine hübsche Szene mit prächtiger Staffage, welche uns der Künstler aus den Manövern der k. k. österreichischen Garnisonen von Innsbruck, Hall und Brixen — abgehalten bei Brixlegg, dem beliebten Sommerfrischenorte, und Rattenberg im unteren Innthale — vorführt. Für den Künstler waren diese Uebungen besonders wegen der Großartigkeit der das Terrain bildenden Gebirgsgegend anziehend, für den Fachmann boten dieselben hervorragend günstige Gelegenheit, die Gewandtheit und Findigkeit der Truppen wahrzunehmen. Ist es doch ein ganz bedeutender Unterschied, ob eine Truppe in übersichtlicher, freier Ebene ohne Bewegungshindernisse in fast mathematisch genauen Linien zum Angriff vorgeht, oder ob es gilt, den in dieser oder jener Gebirgsschlucht still heranschleichenden Gegner zuerst ausfindig zu machen, dann an einem geeigneten Punkte mit unverhältnismäßig geringer Mannschaft festzuhalten und ihn zur Entwicklung seiner Kräfte zu zwingen, damit man darüber Gewißheit bekommt, daß man wirklich die Hauptmacht des Gegners und nicht bloß eine etwa demonstrierende Seitenpatrouille desselben vor sich hat. Nun erst handelt es sich darum, die eigenen Kräfte in der Gebirgsgegend am vorteilhaftesten zur Geltung zu bringen und den Angriff in ähnlicher Weise wie in der Ebene einzuleiten. Bei dem durchweg gebirgigen Charakter der südlichen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie hat die Heeresleitung der Armee beider Länder es als von ganz bedeutendem Wert erkannt, den Gebirgskrieg und die zerstreute Fechtart ihren Truppen möglichst zu eigen zu machen. Die Erfahrungen des letzten Krieges in Bosnien und der Herzegowina haben gezeigt, daß es notwendig ist, den Infanteristen ebenso wie den Jäger zum selbständigen Schützen auch in schwierigem Gebirgsterrain auszubilden, und seither ist diesem Ausbildungszweige ganz besondere Sorgfalt zugewendet worden. So ist es denn auch ein deutsch-böhmisches Regiment, Herzog Wilhelm von Württemberg Nr. 73 (Egerländer), dessen Mannschaften auf unserem Bilde den zerstreut liegenden Weiler Mosen besetzt halten und verteidigen. Im Hintergrund sehen wir die mit Benützung eines Obstgartens und unter Anlehnung an das stattliche Aelplerhaus ausgeschwärmten Schützen, welche zur Verteidigung zu genügen scheinen, denn in ziemlich sorgloser Gruppierung hält am Brunnen und vor dem Hause die Mannschaft des Pikets mit dem Offizier; die zu rascher Meldung beigegebenen Dragoner aber fassen die Situation noch „gemütlicher" auf, einer von ihnen scheint besonders mit einem hübschen Landeskind Frieden schließen zu wollen. Ihm wäre es am liebsten, das scheinbare Blutvergießen hätte heute ein Ende erreicht, und er könnte das mutig verteidigte Haus sein Heim nennen. Vielleicht erfüllt der Oberstkommandierende seinen Wunsch und bricht die Uebung ab, „welterschütternde Ereignisse" stehen ja nicht auf dem Spiele!

C. Fischer.

Ein wiedererstandenes Königsschloß.

(Hiezu das Bild S. 1101.)

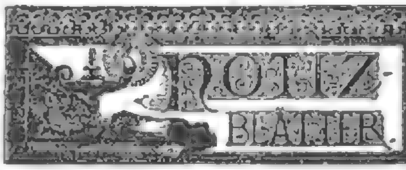
Zwischen den Thälern des Eresma und des kleinen Clamores steigt ein steiles Felsplateau empor, auf dem sich die schon zu Römerzeiten bedeutende Stadt Segovia ausbreitet. Von Mauern, die mit zahlreichen Türmen flankiert sind, umgeben, erstreckt sie sich von Ost nach West und bietet trotz ihrer engen und schmutzigen, bergauf und bergab laufenden Gassen einen malerischen Anblick. Auch hier ragt, wie überall von Nord nach Süd, in welcher Richtung die Spanier ihre Macht ausdehnten, ein imposanter, stolzer Dom empor und giebt Zeugnis von der nationalen Kunst, die der Klerus auszuüben verstand. Unbestreitbar gehört diese an wertvollen Gemälden überaus reiche Kathedrale zu den schönsten Kirchen Spaniens. Ein prachtvoller Aquädukt aus der Römerzeit führt, hoch über das Thal gebaut, auf 159 Bogen das Wasser aus dem Rio Frio bis zu dem höchsten Teile der Stadt. Welch dauerhafte Arbeit die alten Römer zu liefern wußten, geht daraus hervor, daß noch heute die Schwibbogen in zwei Reihen übereinander stehen und allen Unbilden der Witterung sowohl als dem scharfen Zahn der Zeit Widerstand geleistet haben.

Jenseits des Flusses erhob sich und erhebt sich aufs neue auf schwindelndem Felsen Alcazar, das königliche Schloß, das wiederholt den Königen von Leon und Kastilien als Residenz gedient hat. Es war ein von Johann II. von Kastilien in mittelalterlichem Stil ausgeführter, hochgetürmter und höchst pittoresker Bau, der im Innern reiche Ausschmückung teils im maurischen, teils im modernen Geschmack zeigte. Mächtige granitene Felsblöcke waren zu seinem Baue verwendet worden, und es war anzunehmen, daß er gleich wie die römische Wasserleitung Jahrtausenden Trotz bieten und Johanns II. Ruhm den spätesten Geschlechtern künden würde. Das Schicksal wollte es jedoch anders. Im Jahre 1862 brach in der stolzen Königsburg ein Brand aus, der sie zum größten Teil zerstörte, wobei auch die prachtvollen Sammlungen von Gemälden, Waffen und Merkwürdigkeiten, darunter die berühmten astronomischen Tafeln Alfons des Weisen, ein Raub der Flammen wurden. Johanns festes Schloß war in eine Ruine verwandelt, ein Zeichen irdischer Vergänglichkeit.

Innere Zwistigkeiten brachen aus, Bürgerkriege verwüsteten das unglückliche Land, so daß gerade zwei Jahrzehnte dahin schwanden, ehe man an den Wiederaufbau dieses geschichtlichen Denkmals denken konnte. Derselbe wurde erst im März 1882 dem Architekten D. Antonio Bermejo y Arteaga, der den Hauptplan für das neue Schloß entworfen hatte, übertragen.

Der neue majestätische Bau zeigt wiederum einen einheitlichen mittelalterlichen Stil, wie denn auch das von den Flammen verzehrte Schloß als Vorbild gedient hat. Dicht an den fast senkrechten Abhängen des pittoresken Felsens ziehen sich die mit ausspringenden Ecken versehenen Wallmauern hin, die an besonders ausgesetzten Punkten von Türmen beschützt werden. Innerhalb dieser Ringmauer hebt das eigentliche Schloß sein vielbetürmtes Haupt empor, Ausblick haltend nach der Sierra Guadarama, die sich im Südosten Segovias ausdehnt und die Grenzscheide zwischen Alt- und Neukastilien bildet. Einem Phönix gleich ist das Schloß aus seiner Asche entstanden, möge es nun Gott für immer vor einem Unglück beschützen, damit es erhalten bleibe zum Ruhme des genialen Baumeisters und des leider so jung verstorbenen Alfons XII., Königs von Spanien, unter dessen Regierung das Werk der Wiedererbauung angefangen wurde, dessen Augen sich jedoch nicht mehr am vollendeten Alcazar de Segovia erfreuen sollten.

C. Busch van Besa.



Litteratur.

— **Wenn nach Jean Pauls bekanntem Ausspruch der wahre** Humor durch Thränen lächelt, so müssen wir gestehen, daß wir in dem humoristischen Roman „Krieg im Frieden" von C. Crome-Schwiening (Leipzig, Licht & Meyer) wenig von dem Doppeleffekt dieser seltenen Kunstgattung verspürt haben, weder in dem Text noch bei den Illustrationen, da sich dieser Garnisonsroman noch lange nicht über das Niveau jener leichten Komik erhebt, die uns in Hackländers unvergleichlichen Soldatengeschichten um ihrer ungesuchten Natürlichkeit willen so heiter anmutet. Dagegen fesselt das biographische Lebensbild „Kandidat Müller" von G. E. Walter (Berlin, Paetel) auch ohne Humor durch seine einfachen, lebenstreuen Schilderungen aus den kirchlichen und pädagogischen Kreisen um so lebhafter. — „Ledige Leute" von H. von Berlepsch (Leipzig, W. Friedrich) ist der etwas absonderliche Sammeltitel zweier Erzählungen, deren beide Hauptpersonen nichts mit einander gemein haben, als daß sie eben „ledig" sind; der Held der einen, eine köstliche Schneiderfigur modernsten Stiles, ein marchand tailleur mit den Allüren eines vollendeten Kavaliers und vornehmen, inkognito reisenden Lebegrafen; die Heldin der andern eine schlichte Züricher Altjungfer und „feste Eidgenossin" aus der guten alten Zeit, ein Charakterbild, „das all seine Farben intensiv bewahrt hat, der jüngeren Generation zum Trotz und rühmlichen Vorbild". Uebrigens sind beide Erzählungen, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Grundstimmung, an poetischem Gehalt einander ebenbürtig und zeugen von einem ungewöhnlichen Talent für Individualisierung und Vertiefung eigentümlicher Charaktere und Seelenzustände, denen eine heitere Phantasie und eine gemütvolle Naivität noch erhöhten Reiz verleiht. — In den zwei Stadtgeschichten von Max Ring, „Das Kind" und „Ein falscher Name" (Berlin, A. Renckel), herrscht zwar eine gewisse Familienähnlichkeit der Erfindung, indem in beiden durch Verheimlichung wichtiger Umstände aus dem Leben der Hauptpersonen der Knoten geschürzt und die Handlung bedingt wird; aber dessenungeachtet kommen die bekannten Vorzüge des beliebten Erzählers: phantasievolle und dramatisch lebendige Darstellung, seltene Menschen- und Lebenskenntnis und feine psychologische Beobachtung auch hier wieder zur vollen Geltung, und besonders die Erzählung „Das Kind" hält den Vergleich mit dem Besten aus, was uns die neuere Novellistik an interessanten und gediegenen Dichtungen geboten hat. — Auch die drei „Novellen" von Hermann Köhling (Breslau, E. Trewendt) dürfen nach Form und Inhalt gebildeten Leserkreisen aufs wärmste empfohlen werden; besonders die mittlere, „Bildhauer", die uns die ergreifende Ehestandsgeschichte eines jungen Kunstschaffers und seine bis zum wirklichen Wahnsinnsparoxismus gesteigerte Eifersucht schildert, wird wohl an packender Lebendigkeit und erschütternder Tragik nur von wenigen Seelengemälden dieses an Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre" erinnernden Genres übertroffen.

— **Ludwig Hevesi hat etwas zu eigen, was ihn aus der** Masse der deutschen Schriftsteller sofort hervorhebt, das ist eine ausgesprochene Originalität, eine eigenartige Physiognomie. Diese Eigenschaft weist auch die neueste Publikation dieses Autors, sein „Neues Geschichtenbuch" (Stuttgart, Bonz) auf. Hevesi liebt das Genre der Novelletten, eine Erzählungssphäre, in welcher Gutes und Bedeutendes zu leisten durchaus nicht so leicht ist, weil es dramatische Kraft der Darstellung voraussetzt, und das finden wir in den meisten dieser kleinen Erzählungen; ferner gebietet Hevesi über einen kräftigen Humor, der funkelt und blitzt und oft zum herzlichsten Lachen hinreißt. In dieser Hinsicht ist vor allem die köstliche Liebesgeschichte in Monlone: „Pygmalion und Straße", charakteristisch; sehr stimmungsvoll und gemütvoll sind die drei Weihnachtsgeschichten, originell und vortrefflich im Lokalkolorit die italienische Novelle „Der Kuß"; grillig, pikant erfunden und ausgeführt ist die Skizze „Der Epouseur", fesselnd und voll scharfer Beobachtung die kleinen Essays „Moderne Kinder"; dann darf die Zigeunergeschichte „Cyber", das ländliche Idyll „Vater Jobs Geheimnis" und die Humoreske „Der Ueberflüssige" jedes als eine von besonderem Geistesreichtum durchwehte Leistung hervorgehoben werden. Wie man sieht, gebietet dieser Autor über die mannigfaltigsten Töne, er hat viele Farben auf seiner Palette, und was er giebt, ist stets voll Kraft und Leben.

Bildende Künste.

— **Der Prinzregent von Bayern hat am hundertjährigen** Geburtstage König Ludwigs I. von Bayern dem Künstlerhausbaufonds die Summe von 15,000 Mark aus seiner Privatkasse zugewiesen und diese Spende mit einem Handschreiben an den Präsidenten des Komitees für Erbauung eines Künstlerhauses, Ferdinand von Miller, begleitet.

— **Für die großen historischen Gemälde, welche den Sitzungs**saal des Provinziallandtages im Landeshause zu Danzig schmücken sollen und für welche die Staatsregierung eine größere Summe als Beitrag zugesichert hat, war eine Konkurrenz unter drei namhaften Historienmalern ausgeschrieben. Nunmehr sind die Entwürfe des Malers Ernst Röber in Düsseldorf als die zur Ausführung geeignetsten erachtet worden.

— **Für die Marmorstatue König Ludwigs I. von Bayern,** welche anläßlich der künftiges Jahr zu begehenden Centenarfeier dem großen Wiedererwecker und Beschützer der deutschen Kunst in der von ihm erbauten Walhalla errichtet werden soll, ist nunmehr eine Konkurrenz für bayerische Künstler ausgeschrieben.

Musik.

— **Der Kaiser hat die Veranstaltung einer würdigen Aus**gabe der musikalischen Werke Friedrichs des Großen genehmigt. Eine vom Unterrichtsministerium veranlaßte Begutachtung der hinterlassenen musikalischen Handschriften hatte ergeben, daß dieselben, durchaus vom König selbst abgefaßt und durchgeführt, nicht nur geschichtlich interessant sind, sondern auch von künstlerischer Formbeherrschung und musikalischer Erfindungskraft zeugen; überall herrscht in denselben ein gesundes musikalisches Leben, die langsamen Sätze überraschen oft durch schöne, warm empfundene Melodien und durch geistreiche Züge. Die Ausgabe, gleich der einst von Friedrich Wilhelm IV. veranstalteten der Schriften Friedrichs des Großen, als ein würdiges Denkmal gedacht, wird zur ausschließlichen Verfügung des Kaisers stehen, doch ist die mit der Herausgabe betraute Verlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig, welche es als ihre Aufgabe betrachtet, einmalige würdige Gesamtausgaben der musikalisch schöpferischen Geister des Vaterlandes zu veröffentlichen, ermächtigt, auch eine für weitere Kreise bestimmte Ausgabe in der Ausstattung der Gesamtausgaben erscheinen zu lassen. Die ausgewählten musikalischen Werke werden in drei Bänden 25 Sonaten und 4 Konzerte umfassen, welche sämtlich für das Modeinstrument jener Zeit, die Flöte, geschrieben, doch auch auf Geige und Klavier ausführbar, somit weitesten Kreisen zugänglich sind. Die Herausgabe dieses bisher ungehobenen Schatzes ist von Professor Dr. Wilh. Braune in Leipzig angeregt und in die Hände bewährter Musikgelehrter und Fachleute gelegt.

— **Hans von Bülow plant ein neues musikalisches Unter**nehmen von hoher Bedeutung. Bülow gedenkt in Deutschland einen aus vier Abenden bestehenden Beethovencyklus zu veranstalten, in welchem er Sonaten, Variationen, Rondos am Klavier zum Vortrag bringen will und zwar in einer Reihenfolge, welche Beethovens Entwicklungsgang schildert. Bülow wird mit der Sonate A-dur op. 2 Nr. 2 (1795) beginnen und mit dem letzten Klavierwerk „33 Variationen über einen Walzer von Diabelli" op. 120 (1823) schließen. Der ganze Cyklus wird selbstverständlich nur in den großen Städten zum Vortrag gelangen.

— **Anton Rubinstein, welcher unter Mac Mahons Präsident**schaft das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, ist zum Offizier desselben Ordens ernannt worden.

— **Camille Saint-Saëns hatte zur Enthüllungsfeier des** Lamartineschen Standbildes einen festlichen Chor komponiert. Die Aufführung desselben mußte jedoch unterbleiben, weil in ganz Paris kein Chor aufzutreiben war, dessen Mitglieder Zeit gefunden hätten, sich anders als an Sonn- und Feiertagen an einem Nachmittage zur Verfügung zu stellen.

— **Das große Musikfest in Leeds, England, wird in diesem** Jahre die vier Tage vom 13. bis 16. Oktober umfassen. Zur Aufführung gelangen unter anderem die Oratorien „Israel in Aegypten" von Händel, „Elias" und „Paulus" von Mendelssohn; ferner Sebastian Bachs große H-moll-Messe, Mendelssohns „Walpurgisnacht" und Schumanns „Advent-Hymne". Unter den Solisten befinden sich Frau Albani, der Tenor Edward Lloyd und der Baritonist Santley; Dirigent wird Sir Arthur Sullivan sein.

Bühne.

— **Am 29. Oktober 1887 wird ein Jahrhundert seit dem** Tage verflossen sein, an welchem Mozart seinen „Don Giovanni" zum erstenmal in Prag zur Aufführung brachte. Der Vorstand der internationalen Stiftung „Mozarteum" in Salzburg will zur Feier des Tages eine Festschrift herausgeben und ersucht alle Vorstände von Opernbühnen, Musikinstituten und Gesangvereinen um Zusendung aller auf die geplante Jubelfeier im Jahre 1887 Bezug nehmenden Berichte, Zeitungsmitteilungen und sonstigen Druckschriften, von Theaterzetteln über die Aufführungen des „Don Juan" seit dem vorigen Jahrhundert bis Ostern 1886, von alten Kostümbildern, Zeitungsreferaten, Erinnerungsblättern und anderen noch unveröffentlichten Mozartiana, schließlich um Mitteilung, an welchem Tage „Don Juan" an den verschiedenen Opernbühnen zuerst zur Aufführung gelangte, wie oft das Werk bis Ostern 1886 daselbst gegeben worden ist und welche allgemein bekannten Künstler bei diesen Aufführungen mitgewirkt haben.

— **Das fünfundzwanzigjährige Künstlerjubiläum, das Eleo**nore Wahlmann zu Anfang September an der Stuttgarter Hofbühne feierte und das mit dem Jubiläum zwanzigjährigen Wirkens an genannter Bühne zusammenfiel, verlief in glänzendster Weise. Die Künstlerin trat in derselben Rolle auf, mit der sie sich vor zwei Jahrzehnten in Stuttgart höchst erfolgreich eingeführt, der Titelrolle in Mosenthals „Deborah". Enthusiastischer Empfang, unzählige Hervorrufe, unabsehbare Lorbeer- und Blumenspenden bewiesen ihr, wie sehr man ihre Bedeutung für die Stuttgarter Hofbühne zu würdigen weiß.

— **Antonio Giuri, Bruder der berühmten Ballerina Maria** Giuri, ist zum Leiter des königlichen Balletts in Berlin ernannt worden. In eingeweihten Kreisen wird Giuri einer der bedeutendsten Ballettmeister und Choreographen genannt. Von seinem jüngsten choreographischen Werk „Kapital und Arbeit" sprechen die Kenner mit großer Achtung.

— **Sarah Bernhardt, die zur Zeit in Buenos-Ayres gastiert,** hat abermals ein neues Mittel entdeckt, sich Reklame zu machen. Eines Morgens begab sie sich mit Wehr und Waffen plötzlich in den Fechtklub. Nachdem sie in einem besonders für sie geschmückten Salon ihre Fechtkleidung angelegt, erschien sie, mit Jubel empfangen, vor den Mitgliedern des Fechtklubs und legte hier Proben ihrer Fechtkunst ab. Einer der besten Fechter des Klubs war sogar so galant, sich von ihr entwaffnen zu lassen. Man kann sich denken, wie diese Nachricht das Interesse für die Person der französischen Künstlerin steigerte.

— **Welche Gagen in Amerika gezahlt werden, geht aus** einem Engagement hervor, welches durch eine Berliner Agentur zwischen der National American Opera (Direktion Locke) New-York (Oberregisseur Hock) und Madame Bertsen-Bereald zu stande gekommen ist. Die Künstlerin erhält während ihres dreijährigen Engagements an obiger Bühne das erste Jahr 150 Dollars per Abend, das zweite Jahr 200 Dollars per Abend, das dritte Jahr 250 Dollars per Abend, und 60 Abende während sieben Monaten garantiert. Das ergiebt eine Gesamtgage von 192,000 Mark auf drei Jahre bei einundzwanzigmonatlicher Thätigkeit, auf sieben Monate also immer 64,000 Mark.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das Puppentheater, an welchem sich der junge Wolfgang Goethe ergötzte,** ist jetzt vom Freien deutschen Hochstift im Goethehause aufgestellt worden. Es wurde 1841 der Stadt Frankfurt von einer Frau Beaso, die es von Goethes Mutter erhalten hatte, geschenkt und befand sich bisher unbeachtet im Städelschen Kunstinstitut. Auch durch zwei litterarische Merkwürdigkeiten wurden die Sammlungen des Goethehauses in diesen Tagen vermehrt. Das eine ist die erste Ausgabe von „Hermann und Dorothea", als Taschenbuch für das Jahr 1798 bei Vieweg in Berlin erschienen, ein zierlicher Oktavband mit Goldschnitt und einem Seidendeckel, der eingestickte Blumen trägt. Das Buch war ein Geschenk des Dichters an seine Familie. Das andere ist die Series statutorum, edictorum atque decretorum Francofurtensium secundum annos juncta, welche der kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe 1742 eigenhändig zusammengestellt hat und von welcher Goethe in „Wahrheit und Dichtung" schreibt: „Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war, wurden in Druck und Schrift sorgfältig aufgesucht, nach der Zeit geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt." Beide Stücke stammen aus dem Historischen Museum.

— **In Italien herrscht in gelehrten Kreisen eine gewisse Aufregung** über die Entdeckung der Lage des alten Vetulonia, welche man dem Dr. J. Falchi in Colonna in der Provinz Grosseto verdankt. Besonders beschäftigt man sich mit einem Grabe von sehr großartigen Verhältnissen. Darin wurden mehr als zwanzig große Bronzevasen, Schilde, Helme, Schwerter und Lanzen aufgefunden, auch Silbervasen, von denen eine fein ciseliert ist. Die Menge der Thongefäße ist unermeßlich und überhaupt scheint dieser Fund von Erzeugnissen der etruskischen Kunst außergewöhnlich zu sein.

— **Der russischen archäologischen Gesellschaft hat ein Fürst** Putiatin eine Steinplatte mitgeteilt, welche an der Eisenbahnstation Bologoe, zwischen Petersburg und Moskau, zusammen mit Instrumenten und Waffen aus der Steinzeit gefunden wurde. Auf derselben ist unverkennbar das Sternbild des großen Bären eingeritzt. Ein ganz ähnlicher Fund ist vor einiger Zeit auch bei Weimar gemacht worden.

— **Ein neuer großer Zufluß des Kongo, der Sekoli,** ist auf dem rechten Ufer zwischen den Zusammenflüssen des Obange und der Likuona durch eine französische Expedition, welche unter Leitung Jacques de Brazzas das Land im Norden des Ogowe erforschen sollte, entdeckt worden. Er fließt zuerst in der nordöstlichen Richtung, dann wendet er sich südlich. In der Gegend des Aequator nimmt er auf der rechten Seite einen wasserreichen Zufluß, den Ambili, auf. Das Wasser ist hier sehr salzreich wie das ganze Land; an den Ufern wird überall Salz gewonnen und ein schwunghafter Handel damit getrieben. Infolge des Salzreichtums wimmelt das Land von wilden Ochsen, Antilopen, Elephanten, Flußpferden. Jenseits des Aequators nimmt der Fluß eine entschieden südliche Richtung an, er hat eine Breite zwischen 500 und 800 Meter — je nach der Art der Inseln, die er einschließt. Im untern Teil seines Laufes durchströmt er weite Grasebenen, von großen Herden wilder Ochsen, Antilopen und Elephanten belebt; die zahlreichen Flußpferde hemmen die Schiffahrt. Die Bevölkerung ist sehr dünn. An seinem Zusammenfluß mit dem Kongo bildet der Strom ein Delta, gerade gegenüber der früheren Kongostation Loukolela. Durch die Entdeckung des Sekoli sind 400 Kilometer schiffbarer Wasserstraßen dem Flußnetze des Oberkongo zugeführt worden.

Erfindungen.

— **In Belgien ist neuerdings eine für die Musikerwelt sehr** interessante Erfindung gemacht worden. Der Chevalier von Elewyck, Kapellmeister in Louvain, hat ein Problem gelöst, mit welchem sich schon zahlreiche Musiker seit Dezennien fruchtlos abgemüht haben. Es handelt sich um einen Apparat, der, an Piano, Orgel oder Harmonium angebracht, auf der Stelle die Noten, die der Spieler sofort spielt, abdruckt. Die Erfindung, der von Elewyck im 34. Lebensjahre gemacht hat, wird besonders den Improvisatoren unschätzbare Dienste leisten. Der Apparat hat bereits vor der Königin von Belgien mit großem Glück die Probe bestanden, so daß die Königin dem Erfinder erst kürzlich eine zu gestalten Gelegenheit gaben. Der letztere wird, um seiner Erfindung möglichst schnell Eingang zu verschaffen, dieselbe zunächst der Pariser musikalischen Welt vorstellen und sodann auch Deutschland damit bereisen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Am 4. März 1889 wird die Verfassung der Vereinigten** Staaten ihr erstes Jahrhundert zurückgelegt haben, und am 12. Oktober 1892 sind es vier Jahrhunderte, daß der Weltteil Amerika von Christoph Columbus entdeckt wurde. Zur Feier dieser beiden Gedenktage will man nun eine permanente Ausstellung aller Erzeugnisse von Nord-, Mittel- und Südamerika ins Leben rufen. Washington, meint man, wäre die geeignetste Stadt dafür. Die vierhundertjährige Feier der Entdeckung Amerikas am 12. Oktober 1892 soll im größten Stile vor sich gehen und zugleich die Eröffnung der Ausstellung mit sich bringen. Man hofft, daß nicht nur der Präsident der Union und die 15 Präsidenten der amerikanischen Schwesterrepubliken, der Kaiser von Brasilien und der Generalgouverneur von Kanada, sondern auch Italien, wo Columbus geboren wurde, und Spanien, von wo er ausgesegelt, zur Verherrlichung des Festes mitwirken werden. Inmitten der permanenten Ausstellung in Washington soll eine Kolossalstatue des Columbus errichtet werden.

— **Allem Anschein nach dürfte sehr bald englischer Tabak** auf den Markt kommen. In der letzten Session versprach die Regierung, Versuche zu erlauben. Sie hatte gewisse Ländereien dazu bestimmt, und in einigen Fällen ist das Experiment bereits von Erfolg gekrönt gewesen, soweit dies die Pflanze im Grund und Boden betrifft. In Norfolk und Kent haben einige Pflanzen eine Höhe von 6 Fuß erreicht, mit Blättern von 3 Fuß Länge und 18 Zoll Breite. Der erste Schnitt der Blätter soll in kurzem stattfinden.

— **Es wird eine weitere neumodische Kanalfahrt von Dover** nach Calais beabsichtigt, zu deren Ausführung gegenwärtig ein kleines, offenes Boot in Dover gebaut wird. Die Fahrt soll sich durch nichts Sensationelles auszeichnen, wie dies bei gewissen anderen Kanalüberfahrten der Fall war, sondern soll mehr praktischen und wissenschaftlichen Zwecken dienen. Das Boot soll mit einem elektrischen Apparat versehen werden und Elektricität ist auch die bewegende Kraft.

Militär und Marine.

— **Im Steglitzer Schützenhause wurde vor einem Kreise** Sachverständiger eine neue Patrone geprüft, die gegen die zur Zeit in der Armee eingeführte den Vorzug besitzt, daß sie um 6 Gramm leichter und zugleich billiger ist als die jetzige Patrone. Beide Vorzüge sind dadurch erreicht worden, daß an Stelle der Metallhülse eine solche von Papier getreten ist. Gegen die Verwendung von Papier hatte bisher der Umstand gesprochen, daß man Papier nicht in genügendem Maße wasserdicht machen konnte. Dies ist dem Erfinder der neuen Patrone, Hermann Wezhäuser, nunmehr, wie es scheint, gelungen.

Feste und Versammlungen.

— **Goethes Geburtstag wurde in seiner Vaterstadt Frankfurt** durch die seit Jahren üblichen Zeichen der Verehrung begangen. Sein Denkmal und ebenso die Grabstätte seiner Eltern auf dem Petersfriedhofe prangten in freundlichem Pflanzenschmuck, und das Freie deutsche Hochstift hatte prächtige Kränze mit entsprechender Widmung dort niederlegen lassen. Auch die Stirnseite des Goethehauses war bekränzt und beflaggt und im Geburtszimmer legten zahlreiche Damen Blumen und Kranzgewinde nieder. Das Hochstift hatte eine Festsitzung veranstaltet, bei welcher Professor Dr. Geiger (Berlin) einen weihevollen Vortrag hielt. Er griff um hundert Jahre zurück, knüpfte an Friedrichs des Großen Todestag an und schilderte dann die Bedeutung, welche das Jahr 1786 für Goethe hatte. Es ist das Jahr, in welchem bei Göschen die erste Gesamtausgabe seiner Werke erschien und in welchem sein italienischer Aufenthalt begann.

— **In Paris wurde am 30. und 31. August der hundertste** Geburtstag des berühmten Chemikers Chevreul feierlich begangen. Schon am Samstag den 28. August hatte sich der Direktor der chinesischen Unterrichtsmission in Europa, Tscheu Neu Ki, mit seinen Attachés bei dem Jubilar eingefunden und ihm eine kostbare Glückwunschadresse überreicht, in welcher die chinesischen Mandarinen den Wunsch aussprechen, Buddha möge ihren „Freund" Chevreul das Alter Methusalems erreichen lassen. Die Bewohner der Rue Chevreul im Faubourg Saint Antoine sandten am vorhergehenden Sonntag eine Deputation zu dem Patron ihrer Straße, um ihn zu beglückwünschen und zur Beteiligung an einer Festlichkeit einzuladen. Das kleine Volksfest verlief denn auch in der heitersten Stimmung, und bis zum andern Morgen wurde auf dem Pflaster der Rue Chevreul zu Ehren des Jubelgreises lustig getanzt, gesungen und geschossen. Am 30. August nachmittags 1 Uhr wurde Chevreul in einer Versammlung der nationalen Gewerbegesellschaft ein Kunstwerk des Bildhauers Chaplain, „La Pensée", überreicht. Um drei Uhr hielt die Akademie der Wissenschaften zu Ehren ihres hundertjährigen Mitglieds eine feierliche Sitzung; abends fand eine Galavorstellung in der Großen Oper statt, welcher der Jubilar in der ihm zur Verfügung gestellten Loge des Präsidenten der Republik beiwohnte. Am 31. August vormittags wurde unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers die amtliche Feier abgehalten, der im Beisein des diplomatischen Corps die Enthüllung des Chevreuldenkmals im naturhistorischen Museum folgte. Um halb 7 Uhr abends begann das große Bankett im Hotel de Ville, an das sich eine Reihe von Vorträgen der ersten Künstler der Pariser Bühnen anschloß. Um 9 Uhr beendete ein großer Fackelzug einer Reihe von Vereinen die Feier.

Sport.

— **Die beiden letzten Renntage zu Baden-Baden brachten** den deutschen Sportsmen große Erfolge. So fiel das Sankt Leger-Handicap, Wert 11,800 Mark, an Jchnsons „G-Dur" vor „Carmeißn" und „Jambtuer", während Oesterreicher, Engländer und Franzosen unplaciert blieben. Den Jugendpreis, 4000 Mark, gewann Graditz mit „Märtyr" im Feld von 7 (3 ausländischen) Pferden und Spinkermann das kosmopolitische Handicap von 4000 Mark mit „Markebranner" vor „Ladnitz" ꝛc. Die große Handicap-Steeplechase, Preis 10,000 Mark über 6000 Meter, behauptete von Hessen-Ofters a. F.-St. „Full Cry" vor „The Maker", „Graf Holly-ho" ꝛc., und ebenso fielen alle anderen Rennen nach Deutschland, der Preis den Merkur, 1500 Mark, an „Waidmann", der vom Wasserfall, 1500 Mark, an „Ranon", der vom Schwarzwald, 2000 Mark, an „Gebieterin", der von Karlsruhe an „Antagonist", der von Eberstein an „Little Bella" und der von Fremersberg, je 2000 Mark, an „Wildgräfin".

— **Genau den Wetten entsprechend verlief das Great Ebor** Handicap Plate von 20,000 Mark in York. Der erste Favorit Ghillmicks, „Le Gaillier", siegte vor dem zweiten Favorit „King Marmouth", dem der dritte Favorit „Jacob" vor 10 anderen Pferden folgte.

— **Der Niagara ist nun auch durchschwommen worden,** allerdings mit Hilfsgürtel. Die Lorbeeren der beiden Faßbauder haben einen Ehrgeizigen namens Pather nicht ruhen lassen; derselbe hat sich einen Korkgürtel um den Hals gelegt und ist so ausgerüstet in den Strom gegangen. Ein glücklicher Zufall ließ ihn, wenn auch halb besinnungslos, die Strudel passieren, die ihn schon zu vernichten drohten; doch erklärte der Mann, nicht für eine Million das Kunststück noch einmal zu versuchen.

— **Die niedere Jagd ist in diesem Jahr in ganz Mitteleuropa** eine sehr schlechte; Hühner und Hasen haben in ganz außergewöhnlichem Maß unter der nassen Frühjahrswitterung in den Niederungen gelitten, so daß man fast nur alte Hühner, sehr selten ein gutes Volk aufstößt.

— **Den alten Wiener Stephansturm bestieg, lediglich den** Blitzableiter benützend, der Dachdecker Pircher am Geburtstage des Kaisers Franz Joseph. Die Höhe des Turmes beträgt 432 Fuß, und die Leistung ist somit eine ganz respektable, wenn auch nicht eine phänomenale.

— **Bell, der Meisterschwimmer Englands, wurde in diesem** Jahre von France besiegt, der nach 17 andere Konkurrenten weit schlug.

— **Bei der Hühnerhundsprüfungssuche des niederösterreichischen** Jagdschutzvereins zeigte sich ein erfreulicher Fortschritt in der Zucht rein deutscher Rassen. Revierjäger Leop. Seizes „Faust" trug in dieser Klasse wohl verdient den ersten Preis davon.

Denkmäler.

— **Der seit dem 18. Januar 1882 in Wesselburen in Holstein** bestehende Ausschuß zur Errichtung eines Denkmals des in Wien verstorbenen Dichters Friedrich Hebbel hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, die Sammlungen für diesen Zweck mit Neujahr 1887 zu beenden und für die bis dahin noch einlaufenden Beiträge samt dem vorhandenen Kapital dem Dichter ein würdiges Denkmal zu errichten. Zu einem schönen Denkmal fehlen noch einige tausend Mark, und der Ausschuß erläßt deshalb neuerdings Aufrufe zu Beiträgen und Einladungen zur Beteiligung an dem Unternehmen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, welcher seinerzeit das Protektorat übernommen hatte, ließ dem Ausschuß ein namhaftes Geschenk übermitteln und gestattete neuerdings, daß im Hoftheater in Weimar zum besten des Denkmalfonds eine Vorstellung gegeben werde.

Gestorben.

— Dr. Wolf Landau, Oberrabiner, 74 Jahre alt, am 24. August, in Dresden.

— Dr. Hermann Beckh, hervorragendes Mitglied der konservativen Partei in Bayern, 80 Jahre alt, am 25. August, auf Rathsberg bei Erlangen.

— Hofrat Dr. Jakob Mayer, Chef der Verwaltung des Herzogs von Cumberland, 53 Jahre alt, am 25. August, in Rodaun bei Wien.

— Reichsgraf Adelmann von Adelmannsfelden, königlich württembergischer Oberstlieutenant a. D., 74 Jahre alt, am 26. August, in Nördlingen.

— Edmund Graf, der zweite Präsident des österreichischen Touristenklubs, am 28. August, in Laibach.

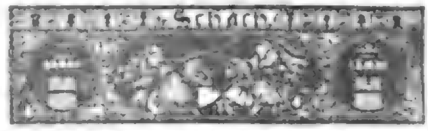
— Lord Henry Gordon Lennox, der Bruder des Herzogs von Richmond und Gordon, einst Sekretär und vertrauter Freund Disraelis, einflußreicher Politiker, 65 Jahre alt, am 28. August, in Eastbourne.

— Geh. Regierungsrat Franz Matthias Wennecker, Landrat des Kreises Oldenburg, 78 Jahre alt, am 28. August, in Elsmar.

— Dr. James G. Wakley, langjähriger Redakteur der Londoner medizinischen Wochenschrift „The Lancet", am 30. August, in London.

— Joseph Ritter, verantwortlicher Redakteur der „Neuen Freien Presse" in Wien, am 31. August, in Wien.

— Lavieille, der französische Generalkonsul in Panama, 57 Jahre alt, Ende August, in Panama.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 886.

Von Hermann Jonson.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 883:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 1 — B 6. Die Dame droht nun, nach B 4 zu gehen und auf E 4 Matt zu setzen.	
	1) T. C 8 — D 8.
2) L. E 8 n. C 6	2) S. F 7 n. D 6 oder — d 5.
3) L. C 6 — E 8 oder S. F 3 n. E 5 Matt.	
A)	
1)	1) L. D 8 n. B 6.
2) S. F 3 n. E 5 †	2) K. G 4 — G 5.
3) L. F 8 — E 7 Matt.	
B)	
1)	1) C 6 — C 5.
2) D. B 6 — B 7	2) Beliebig.
3) D. B 7 — E 4 oder n. F 7 Matt.	
C)	
1)	1) L. D 8 — F 6.
2) D. B 6 — D 4	2) E 5 n. D 4.
3) S. H 3 n. F 4 Matt. (Andere Spielarten ähnlich oder leicht.)	

Metamorphosenrätsel.

Aus drei Vokalen und drei Konsonanten besteht der Name einer als Mutter herrlicher Kinder bekannten Göttin. Man bilde aus dem Namen derselben — durch Permutation der Buchstaben — den Namen einer Stadt, verkehre die erste Hälfte derselben — dem Sinne nach — in das Gegenteil, elidiere die Initiale des neu entstandenen Wortes, und als Palindrom der restirenden Buchstaben ergibt sich der Name eines transatlantischen Tieres.

Auflösung des Silbenrätsel-Palindroms Seite 1065:

Die zunächst zu bildenden Worte sind: Esel, Roma, Sardam, Eva, Gitter, Bast, Sers, Leben, Amme.

Die Palindrome obiger Wörter sind:

Lese
Amor
Madras
Ave
Rettig
Tsab
Sres
Nebel
Emma

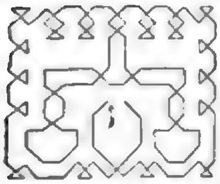
Latmat.se.

Digitized by Google

Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches September Seite 1065.

Spätsommer.

Von Alfred Meißner.



Laß im Geheim mich zu dir kommen,
Laß im Geheim mich von dir gehn;
Ach, unsrer Liebe kann's nicht frommen
Daß andre noch uns glücklich sehn

Stumm sei dein Mund, dein Blick verschwiegen,
Wie weit sich unser Herz verirrt,
Die Insel unsers Glückes liege
Und unentdeckten Meer empor.

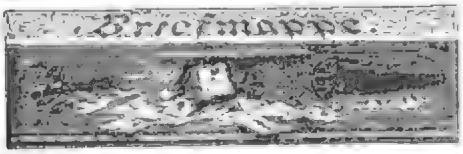
Ich liebe doch die Frucht aus Eden,
Im Einsamkeit gepflückt zu Zwein;
Das fremde Auge muß ihm
Kann hier ein Schlangengang' nur sein!

Braucht es doch niemand zu erfahren,
Wie, einst in Liebe schön erkannt,
Zwei Menschenherzen selig waren
Noch einer Welt, die sie verbannt!

Bilderrätsel 51.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1065:

Die Erfahrung ist ein Schleifstein; glücklich, wer durch sie gelehrt, aber nicht zermalmt wird.



G. B. in Hamburg. Verschiedene Schriften darüber finden sich in Cotta's Musen ... Leipzig.

R. G. in Kassel (Tirol). 1) Unsere Berechnung, die sie nur eine überschlägliche sein konnte, beruht auf den uns vorliegenden Anmeldungen. 2) Nein.

Hrn. Th. von Sch. in C. Wahrscheinlich können Sie die in unserer Verlagshandlung erschienene illustrirte Prachtausgabe von Schuberts Müllerlieder auch jetzt noch zum Vorzugspreise von 6 Mark für das elegant kartonirte Exemplar beziehen; wenden Sie sich deswegen an Ihre Buchhandlung.

E. H. in München. Vielleicht durch Aufstellung einer mittelmäßiger Dogmaschine.

F. E. B. in Bremen. Durch alle Buchhandlungen beziehbare Schriften dieser Art sind: Jännicke, Handbuch der Oelmalerei (Neff, Stuttgart), 6 M.; Bocke, Die Kunst der Malerei (Voigt, Leipzig), 3 M.; Kräh, Zur Technik der Oelmalerei (Weimar, Voigt); „Die Kunst, Maler zu werden" (Wien, Hartleben), 2 M.

Aug. Kr. in Omaha (Nebraska). 1) Dieses natürliche Lachen bedurfte eben am wenigsten einer besonderen eingehenden Schilderung. 2) Wahrscheinlich machen die Ausnahme dieser als gemeingiltig aufgestellten Regeln unsererseits unabweislich. 3) Wir senden uns herzlich diese warmen anhänglichen Erinnerung.

L. Fr. in Magdeburg. Bei der Firma: Ernst-Industrie, Ch. Kommerzial in München.

Alte Dame in Odessa. Diese Nummer findet sich, wie wir schon bei öfteren betont, noch immer, nur an anderer Stelle, nämlich links unten auf der ersten Seite jedes Bogens.

„Hamein" Die Zeichnerin jenes kleinen Bildchens in Nr. 53 von „Ueber Land und Meer" ist keine Waise, hat aber eine Cousine gleichen Namens, welche bei den Kinderjahren verwaist ist und jetzt verheiratet in ... lebt.

A. B. 31. 1) Von allen derartigen Mitteln ist erfahrungsgemäß sehr wenig zu halten. 2) Die Kornblätter zu behandeln sind, um als Tabak verwendet zu werden, vermögen wir Ihnen nicht anzugeben. 3) Einen solchen Fall kann nur der Arzt und auch dieser nur auf Grund eigener Augenschein behandeln.

Andor M. in Großwardein. „Der Herbstwind rüttelt die Bäume", natürlich so beginnt gleich Ihren „Herbstgedanken" ein altbekanntes und in Mendelssohns wirkungsvoller Komposition vielgesungenes Gedicht von Heinrich Heine. Auch im übrigen sind Ihre Verse zu reich an Reminiscenzen.

Treuer Abonnent in St. Ihre Bestellung auf den Jahrgang 1881 zum ermäßigten Preise von 6 Mark broschirt nimmt jede Buchhandlung entgegen; am einfachsten wäre es indessen, wenn Sie sich zur Besorgung derselben Buchhandlung bedienten, durch welche Sie den laufenden Jahrgang beziehen.

K. T. ; G. M. in Kahlau; F. R. Waren; E. v. M. in Worms; O. S. in Berlin; L. G. in Meiningen; B. R. in Leipzig; Fritz de F. in Pfaffenhausen; J. W. in Wien: leider unbrauchbar.

Richtige Lösungen sandten ein: Valeria Paul in Prag. H. G. und W. ... Kasino in Deutsch-Eylau. Nikolai Danilowitsch in St. Petersburg (3). „Deutsch Gerechen" in Rußland (3). „Wandernde Herzkapelle" in L. Johanna Andreas in Leopoldsfeld. Frau W. Hentzel in Gralimen. „Ein Jünger des Merkur" in Schleiz. H. T. Nicolay in Sondershausen. Helene Rosenbaum in Darmstadt. L. Richter, stud. phil. in Dresden. Emilie Schwarz in Wolbergsdorf. Friedrike Kat in Rohrbach (zu viel Werner, französischen Dienst). Sophie Hahn in Rüdersdorf (2). Otto Fricke in Flußheim (2). Julius Hagfeld in Getrich (2). M. Zweylinger in Hersbrand. L. Engel in Meiningen. Martha Goldmann in Frankfurt a. M. Lona Heilig in Freiburg i. Br. Helene Braun in Freiburg i. Br. Mechthilde Pax in Stuttgart. Bruno Riedel in Dresden (der Inhalt ist der gleiche). Aug. Krüttli in Omaha. Chef Shader und Wirtstisch in New-Orleans.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Aus der Märchenzeit, Novelle von Frida Schanz, Fortsetzung. — Zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen Volksküchen, von Lina Morgenstern. — Dom Luiz I., König von Portugal. — Ein Maienfest im mexikanischen Schlesien, von C. Horn. — Aus dem Schatze, Erinnerungsblätter von Leo Warren. 19. Jakob Wedekind und Refrainrat der Merlin Kunz. — Der Wildbach, von ... — Auf der Brandstätte, Novelle von Gregor Samarow. Fortsetzung. — Vermählungen und Erwartungen, von Elise Polko. Aus der Glanzzeit der Berliner Oper. — Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg, von Franz Ir. — Marcus Ilung, von Bernhard Kreuß. — Ungläubliches und seine feste Burg, von A. Rast. — Kriegsbauten, von F. Hebens. — Blätter für die Frauen: Mode, von Johanna von Sydow. — Aus den Wanderen in Tirol, von E. Fischer. — Ein wiedererstandenes Königsschloß, von G. Stuhr von Hele. — Kompliment. — Schach. — Rätsel: Weiterzahlenrätsel; Auflösung des Silbenrätsel-Palindroms Seite 1065; Auflösung des astronomischen Monat-Königsmarsches September Seite 1065; Bilderrätsel 51; Auflösung des Bilderrätsels Seite 1065. — Briefmappe.
Illustrationen: Dom Luiz I., König von Portugal. — Herz, nach einem Gemälde von A. Stahl. — Herzog Ernst I. von Bayern in Landsberg, nach einem Gemälde von Ferdinand Wilcke. — Aus der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung: Wildfang, Gemälde von Wladimir Jettel. — Das Marcusfest in Berlin (fortwährlich Schlesien), von C. Horn. — Marquis Ulrich. — Des Wanderers in Tirol, nach einer Skizze von F. Neumann. — Die ... Königsburg „Mengel" in Grapeln. — Vergißmeinnicht, und feine seine Bild. Zeichnung von H. Giacomelli. — Aus einer Kaltwasserheilanstalt, nach Skizze von Sophie Schaeppi. — Blätter für die Frauen: Mode, fünf Bilder.

Allen unseren geehrten Abonnenten, welche auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deshalb nicht abonnirt haben, weil sie statt des allmählichen Empfanges eines solchen Journals dessen **vollständige** Erwerbung auf **einmal** nach Erscheinen des ganzen Jahrgangs — am liebsten gleich **gebunden** — vorziehen, teilen wir mit, daß der

Jahrgang 1886

mit der nächsten Nummer vollständig vorliegen wird. — Derselbe enthält nicht weniger als

elf vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller:

A. v. Juliner	Der Ballons.
Detlev v. Geyern	Ein Feenschloß.
R. v. Jobeltitz	Karadi-uisa.
Georg Horn	Der Mohr von Berlin.
O. Heller	Do ut des.
Emile Erhard	Die Lehnsjungfer.
Hugo Klein	Blinde Liebe.
Hieronymus Lorm	Auf dem einsamen Schlosse.
Leo Warren	Die Jagd des Todes.
J. B. Widmann	Die Löwen in Weidling.
E. Merk	Ein Liebestraum.

Bei all dieser Reichhaltigkeit kostet der **ganze** Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1248 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark,

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa **fünfundzwanzig** gewöhnliche Romanbände füllen und dann **mindestens achtzig Mark**, mithin das **Zehnfache** kosten würden.

Für einen Preis also, der **so gering** ist, daß er **kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Lesen einer ebenso großen Anzahl** von einzelnen **Romanbänden**, als in obigem Jahrgang enthalten sind, **bezahlen müßte**, erhält hier der Käufer des Jahrgangs als **sein Eigentum** die neuesten und **besten deutschen Original-Romane** &c. &c.

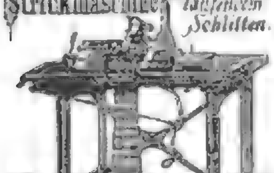
Gebunden, fein in Leinwand in zwei Bänden mit Goldpressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang **M. 12.** —

Bestellungen auf den Jahrgang 1886 der „**Deutschen Romanbibliothek**" können bei derselben Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer" bezieht, gemacht werden.

Post-Abonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteure wenden. Erforderlichenfalls ist auch die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, die Zusendung dieses Jahrgangs zu vermitteln.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Neunundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.
Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding.**
Durch alle Buchhandlungen erhältlich. Fein gebunden 3 Mark.
Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Victoria Strickmaschine mit unter dem Nadelbett laufenden Schlitten.

Dresdner Strickmaschinen-Fabrik LAUE & TIMAEUS Löbtau-Dresden.

Verfälschte schwarze Seide.
Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.
Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht.
Muster von weißen echten Seidenstoffen stehen jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung.
Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.
Zürich. **G. Henneberg's** Seidenfabrik-Depot. Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Lebensgrosse Portraits in Kreide oder in Aquarell nach jeder Photographie. ... Prospekte frei. Artist. Institut von C. ..., Bockenheim-Frankfurt a. M.

!! Gute, billige Bücher !!
Meine Kataloge, neuere Werke, im Preise sehr ermäßigt, enthaltend, ... gratis. ... Jetzt ... Schiller's sämtliche Werke mit Biographie, 12 Bde. 1886. Eleg. geb. für 6 M. ... Carsdorf, Buchhandl., Leipzig.

Patente besorgt u. verwertet in allen Ländern. Prospekte gratis. **Alfred Lorentz**, Berlin ...

Wir kennen keine besseren Ladenregister und Lebensbaumkerze, ... **Signale f. d. musikal. Welt**, Leipzig. ... Steingräber Verlag, Hannover.

Echte Briefmarken ... Preisverzeichnis gratis. ... Marken ... Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 (gegr. 1864).

Enthaarung. ... empfiehlt ... Mittel ... sofort ... Apoth., Berlin ...

Als ... Begleiter ... Mann ... Haasenstein & Vogler in ...

Linoleum (Korkteppich) ... Muster franco. ... Nachf. Hager & Hase, Siegmar i. S.

Pianinos ... Kaiser, Berlin. ... Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.

Weltberühmt!! Cravattennadeln und Manschettenknöpfe mit ... Uhrketten, Cigarren- und Cigarettenspitzen ... Preisliste gratis ... Tabakspfeifen, Bronze, Porzellan, Holzschnitzereien.

J. H. Pissel & Proß, ...

Stollwerck'sche Chocoladen.
Prämiirt mit 23 Medaillen. Ausgezeichnet mit 13 Hoftiteln.
Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.
General-Agentur für die Vereinigt. Staaten v. Nord-Amerika F. C. Weygandt, New-York, 56 & 57 Beaver Street.

B. Sprengel & Co., Hannover,
Königl. Hof-Chocoladen-Fabrik.
ff. Trink- u. Speise-Chocoladen, Chocoladen-Dessert,
durch feinsten Geschmack u. grossen Cacaogehalt sich auszeichnend.
Leichtlösliche entölte Cacaos, 100 Tassen aus 1 Pfund. Specialitäten: **I. Leichtlösliche Malzextrakt-Puder-Chocolade**, 40 Tassen aus 1 Pfd. augenblicklich durch Aufgiessen kochenden Wassers zu bereitend, beste, nahrhafteste, angenehm schmeckendes Gesundheitsgetränk für Jedermann, besonders geeignet als Morgengetränk für Kinder und zum Mitnehmen ins Bad. Preis pr. Pfd. 2,4 u. 3 M. **II. Anthracit-Chocolade**, nach Vorschrift ... Dr. med. ... bewährtestes Mittel gegen chronischen Magenkatarrh, Magenkrampf, Bleichsucht und Blutarmut. Preis per Pfund ... welche dieselben kennen lernten, empfohlen.
Filialen: Berlin W., Leipzigerstr. 3; Hamburg, Schleusenbrücke 10.
Niederlagen sind fast in allen grösseren Plätzen Deutschlands.

Hackländers
Humoristische Schriften
Illustrirt von
H. Schlittgen u. a.
erscheinen in 50 Lieferungen à 50 Pf.
Lieferung enthält 3 Bogen Quartformat mit zahlreichen Illustrationen.
Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

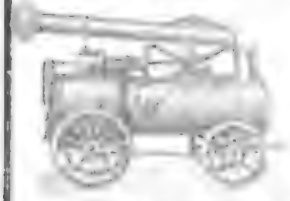
Die humoristischen Schriften Hackländers [illegible]

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

MEYER'S Conversations-LEXIKON
Gegen monatliche Abonnements-Zahlung von 3 Mark.
Jd Bände elegant gebunden à [illegible] 4. neueste im Erscheinen begriffene Auflage. Die Zusendung des Werkes erfolgt überall hin, direct pr. Post franco.
E. Bolm's Militairbuchhandlung, Düsseldorf.

Fritz Borstell's Lesezirkel
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin
C. Brüderstr. 13 und W. Potsdamer Str. 123b.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von [illegible]
Lager über 500,000 Bde.
[illegible]
Wechselzeit beliebig. Emballage frei. — Prospekte gratis.
Umfassende Verzeichnisse gratis und franko.

OTTO HERZ & Co's

Lokomobilen

Centrifugalpumpen

Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe
direct aus der Fabrik ohne jeden Zwischenhandel.

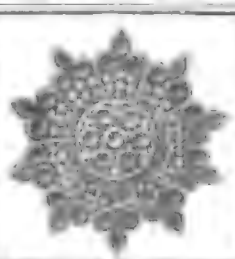
Faille, Satin merveilleux, Rips, Velours Ottoman, Satin de Lyon, Satin luxor, Atlas, Satin duchesse, Armure, Drap de Soie, Faille française etc.

in einzelnen Kleidern zu billigsten Fabrikpreisen
direct an Private
Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate
aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.
Unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen ausserordentlich dauerhaft und prächtig. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an.
Die Seidenwaaren-Fabrik: von Elten & Keussen, Crefeld.

Almanach für junge Kaufleute
[illegible]

„An überschwenglicher Fülle
[illegible]
Bleingräber Verlag, Hannover

150 für 1 M.
Briefmarken.
H. Wiering, Hamburg.
650 2


Preiscourant mit 400 Abbildungen von Schmucksachen aus echten böhmischen Granaten gratis und franco
August Goldschmid & Sohn,
[illegible]

Grab- und Gartenfiguren
in der Imitation des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe, unter Garantie größerer Wetterbeständigkeit.
Figuren von M. 12.—, Vasen von M. 7. — ab
Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.
[illegible]
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44,
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Kautschukstempel
von Mäurer & Thieme,
[illegible] gratis und franko.

urfidele [illegible]

Glaser Nachtlichte,
[illegible]

Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen a. Harz,
Eismaschinen
für industrielle, Haushaltungs- und Schiffszwecke
jeder Grösse,
Bier- und Milchkühler
[illegible]
Apparate zur Fabrikation von Mineralwasser und moussirenden Weinen.
Solide Ausführung. — Lieferung unter Garantie.

Digitized by Google

№ 52.

56. Band.
Achtundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1885—1886.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Aus der Wertherzeit.

Novelle von

Frida Schanz.

(Schluß.)

Lautlos, um das Kind nicht zu wecken, schleicht Roderich hinaus. Sein Gesicht ist blaß wie das eines Toten, all sein Blut stürmt nach dem Herzen, das sich in wildem Weh hebt und senkt.

Wie gebrochen sinkt er droben auf seinen Sitz; der Trauerfalter hat das Blatt verlassen, auf dem er geruht, und sucht nun mit ängstlichem Flattern einen Ausweg aus der bangen Enge des Gemachs. Er streift ein paarmal Roderichs Stirn und Hände — aber der weichherzige Mann rührt sich nicht, um dem Gefangenen die Freiheit zu schenken; finster schaut er seinem Ringen zu.

Plötzlich hellt ein Gedanke die düstere Stirn.

„Ich trage es nicht," sagte der Unglückliche halblaut, „Gott weiß es, es ist zu viel!"

Er geht nach dem Schrank, der die Wand zwischen den geöffneten Fenstern bedeckt, und zieht eine Pistole aus einem sorglich verschlossenen Fach. Er ist fest entschlossen, zu sterben — es ist sein letzter, einziger Trost, sein unabänderlicher Vorsatz. Aber nicht hier — nicht vor ihren Augen, nicht in ihrer Nähe! Sie soll es nie erfahren, nie ahnen, daß die Liebe zu ihr ihn in den Tod getrieben hat. Kein schwerer Gedanke soll ihre reine Frauenseele trüben. Lächelnd bei allem Weh beschwört er das goldumstrahlte Heiligenbild vor seine Seele, das er vorhin gesehen.

Dabei wird sein Blick immer klarer und seine Hand fester, er legt die Pistole in das Kästchen zurück und packt dies zwischen eine Anzahl Bücher und Kleidungsstücke in den Reisesack, den er auf seinen Geschäftsritten mitzunehmen pflegt; der dunkle Falter umflattert ihn dabei und setzt sich endlich ermattet auf das kleine Bündel. Ein Blitzstrahl, der gleich einer blassen Flamme, von einem fernen Donnerschlag gefolgt, durchs Zimmer gleitet, zuckt geisterhaft über ihn hin.

Gefaßt und ruhig geht Roderich nun hinab und pocht an die Thür, hinter der sein Schwesterlein schläft. Ein halblautes „Herein!" ruft ihn ins Zimmer. Die junge Mutter sitzt noch immer an dem Bett des Kindes, das mit weit offenen Augen und roten Wänglein in den spitzenbesetzten Kissen liegt. Die beiden Knaben stehen am Fenster und sehen dem Drängen und Schieben des Gewölks und den in der Ferne aufflammenden Blitzen zu. In ruhelosem Hasten und Wandern bilden und verändern sich die Wolkengestalten, deren Spannung noch kein Regentropfen gelöst hat.

„Ich fürchte, Amadée ist krank," flüstert die schöne Frau ihrem Sohn zu.

„Ich glaube es nicht," sagt er, „doch wenn es Dich beruhigt, so hole ich den Arzt!"

„Gotthold war schon bei ihm, er ist über Land gegangen," entgegnet sie tonlos.

„So reite ich nach der nächsten Stadt."

„Nein, nein, Roderich, bleib da, laß mich nicht allein!" entgegnet sie in heißer Angst. Sie steht vor ihm und schaut ihm mit ihren feuchten, erschrockenen Augen fest und bittend ins Angesicht.

Wortlos setzt er sich an die andere Seite des Bettchens und faßt die kleine, warme Hand des Mädchens.

„Erzähle mir ein Märchen, Roderich," sagt es mit schmeichelnder Stimme.

„Ja, ja, ein Märchen!" rufen die beiden Knaben. Sie kommen vom Fenster her und rücken ihre Schemel zu der Mutter Füßen.

„Willst Du nicht erst die Läden schließen, Roderich?" bittet diese.

Nun wird es dunkel in dem kleinen Gemach; nur der schwache Schein der Nachtlampe, die die junge Frau angezündet, fließt über des Kindes Bett.

„Ein Märchen, Roderich!" mahnen die ungeduldigen Knaben.

Lächelnd gibt Roderich nach. Mit weicher, bewegter Stimme erzählt er von den verirrten Kindern im Wald, von dem treuen Rehlein und der Roseninsel im See; die Kleinen werden nicht müde zu lauschen, und er weiß Lust und Weh seiner Helden gar treuherzig und schlicht zu schildern.

Amor, von einer Nymphe seiner Waffen beraubt. Von Julius Moser.

So geht die Zeit dahin; die Magd bringt Thee und Nachtmahl und das Krankensüppchen der Kleinen ins Zimmer; die wilden Jungen aber vergessen Hunger und Durst über dem Schicksal des verzauberten Königssohns. Endlich schläft die Kleine über den Märchenworten sanft und lieblich lächelnd ein.

„Nun geht auch ihr zur Ruhe," mahnt die Mutter die beiden Knaben. Folgsam, wenn auch etwas schwermütig über die unvollendete Erzählung, küssen sie der Mutter weiße Hand und folgen der Kindsfrau, die sie mit dem Licht in der Rechten hinausgeleitet.

„Seid brav," ruft ihnen die junge Frau nach; „ich komme dann und bete mit euch!" — — „Willst Du mir das Kind bewachen?" sagt sie nach einer Weile zu Roderich. „Ich will nur die Knaben segnen, sie sind es gewöhnt und schlafen sonst nicht ein."

Roderich nickt, und als sie hinter der Thür verschwunden ist, beugt er sich andächtig über das kleine Bett, um den tiefen, ruhigen Atemzügen der Schläferin zu lauschen, auf deren runden Wänglein nun wieder der feine rosige Schmelz eines gesunden, labenden Schlummers liegt. Gerührt wie vor einem langen Scheiden betrachtet er dieses kleine, lächelnde Blumengesicht.

Nach dem Tosen des Unwetters ist nun eine tiefe Ruhe hereingebrochen. Kein Laut hallt durch das Gemach, das der schwache Duft der wilden Rosen erfüllt, welche die Knaben um das Christusbild über der Mutter Bett gewunden haben.

Plötzlich dringen durch die dünne Wand, die das Schlafgemach von der Stube der Knaben trennt, die klaren Laute des Nachtgebets, das Arnold und Gotthold gemeinsam mit der Mutter zu sprechen pflegen, an Roderichs Ohr. Erschüttert verläßt der ernste Mann seinen Platz an des Kindes Bett. Von einer übermächtigen Empfindung bezwungen, wirft er sich vor dem bekränzten Heilandsbild auf die Kniee, sein Körper bebt wie der eines weinenden Kindes, während von drüben der Abendsegen, den die fromme Frau über den Bettchen der wilden Jungen ausspricht, rein und hold zu ihm herüber tönt.

Nun steht die Heilige, zu der sein Herz in wilder Liebe schreit, wieder auf der Schwelle in der offenen Thür.

„Mein Gott, Roderich," ruft sie erschrocken, da sie sein erblaßtes, schmerzentstelltes Antlitz sieht, „was hast Du — bist Du krank? Fieberst Du?"

Mühsam hat er sich erhoben und steht nun schwankend vor der zitternden Frau. Schon hat er den Griff der Thür in der Hand, um auf ewig zu entfliehen, als sich plötzlich ihre weiche, warme Rechte wie beschwörend auf die seine legt.

„Kann ich Dir helfen, Du Armer?" fragt sie mit ihrer süßen Stimme. Ueberwältigt sinkt er zu ihren Füßen nieder und bedeckt ihr Kleid und ihre Hände mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

„Ja, Mutter, hilf mir, hilf mir, bete für mich und segne mich, auch ich bin müde, todmüde und möchte schlafen gehen! Nur Deinen Segen gib mir zur guten Nacht!"

Einen Augenblick darnach ist es totenstill im Zimmer; Roderich ist wie ein Trunkener die Stiege hinaufgeschwankt, von fernem, röllichem Wetterleuchten umlohnt. An der Schwelle seines Zimmers ist er, von tiefer Ohnmacht übermannt, zusammengebrochen. Dort findet ihn der alte Diener, der eine Stunde später heimkehrt; noch besinnungslos bettet er ihn auf sein Lager.

Vor dem Bild des Erlösers unter den Heckenrosen kniet indessen eine blasse, bebende Menschenrose. Ihre Lippen, auf denen noch der glühende Abschiedskuß Roderichs brennt, stammeln leise Gebetesworte um Frieden und Klarheit in tiefster Herzensnot.

*

Als der Ratsherr am nächsten Morgen nach dreiwöchentlicher Abwesenheit nach Haus zurückkehrt, findet er alles in Angst und höchster Bestürzung; der Stadtarzt, dem er auf der Treppe begegnet, der alte Mann mit den kleinen, klugen Augen unter den buschigen Brauen, mit der hohen, wohlgepflegten Perücke ist der erste, der ihm das Unglück kündet. Roderich ist schwer, vielleicht unheilbar erkrankt, ein neuer Anfall jenes Gehirnfiebers, das ihn vor vier Jahren überfallen, hat ihn nun von neuem aufs Lager gestreckt — nur ein Wunder kann Rettung bringen.

Betroffen schaut der Ratsherr dem Unheilboten ins Gesicht, dann eilt er mit stummem, vielsagendem Handdruck an ihm vorbei, empor zu dem Zimmer des Leidenden, aus welchem ihm gepreßte Schmerzenslaute entgegen tönen.

Noch ehe er die Hand an den Riegel gelegt, öffnet sich die Thür, und mit einem Aufschrei der Erlösung und Befreiung sinkt sein junges Weib an das Herz des Heimgekehrten. Ihr „Willkommen" erstirbt unter Thränen, aber beredter als Worte spricht das Beben ihres zarten Körpers, der Ausdruck ihrer schimmernden Augen, in denen bei allem Weh und Weinen etwas von der süßen Freude des Kindes liegt, das nach bangem, schreckensvollem Traum an der Brust seiner treuen Mutter erwacht.

„Laß mich nicht wieder so lange allein, Friedrich!" flüstert sie.

Ein langer, stummer Kuß auf ihren zuckenden Mund ist seine Erwiderung.

Roderich liegt, mit roten Fieberflecken auf dem fahlen, eingefallenen Gesicht, mit geschlossenen Augen und rastlos pochenden Stirnadern bewußtlos auf seinem Lager, an dessen Seite die kleine, leise schluchzende Amadée kniet; beim Eintritt des Vaters erhebt sich das Kind; ihr Gesichtchen ist noch bleich von den gestrigen Schmerzen, die Augen aber sind klar und hell und von einer holden Zuversicht verklärt.

„Tröste Dich, Vater," sagt sie schmeichelnd, als der starke Mann schmerzgebrochen am Rande des Leidenslagers niedersinkt, „Roderich wird nicht sterben, ich habe so lange für ihn gebetet."

Und Roderich stirbt wirklich nicht, obgleich er neun Tage lang unter schmerzvollen Krämpfen mit dem Tode ringt.

Zum wortlosen Erstaunen des alten Heilkünstlers, dessen vorsichtige Prognose als einzig möglichen Ausgang der Krankheit Wahnsinn oder Tod vorhergesagt, erwacht der Kranke am Morgen des zehnten Tages blaß und lächelnd aus einem mehrstündigen, friedvollen Schlaf, der einer stürmischen, qualvollen Fiebernacht gefolgt war. Mit klarem Blick des Erkennens begrüßt er Vater und Mutter, die Hand in Hand bangend und hoffend an seinem Lager weilen.

„Fühlst Du Dich wohl, armer Junge?" fragt der Ratsherr, indem er zärtlich die abgezehrte Hand erfaßt, die der Kranke ihm reicht.

„Wohl, wie mir seit Jahren nicht gewesen!" flüstert er, dann sinkt sein müder Kopf zurück und ruhige, leise Atemzüge zeigen, daß er aufs neue in Schlaf versunken.

Die starke Natur, die sich so tapfer aus den Armen des Fiebertodes emporgewunden, braucht nun sehr, sehr viel Erholung und Ruhe, um die Kräfte zu ersetzen, die sie im ungleichen Kampfe verlor. Wochenlang liegt der Genesende reglos, meist schlafend, auf seinem Bett, während draußen die ersten Sommerfäden über die rote Heide und über die braunen Stoppelfelder wehen.

Als er sich, auf seines Vaters Arm gestützt, zum erstenmal bis zu der Geißblattwand im Garten schleicht, blüht schon der purpurne Phlox neben den ersten Astern auf den sonnigen Beeten.

„Diese Krankheit war eine harte Schickung!" sagt der Ratsherr nach langem Schweigen.

„Mir war sie ein tiefer Segen," antwortet der Genesende, „ich fühle mich zu einem neuen Leben erstanden, seit mit den Fieberphantasien meiner Schmerzensnächte auch der fürchterliche, quälende Druck aus meinem Gehirn verschwand, der mich vier Jahre lang so unsäglich gemartert hat. Nun fühle ich, daß mein Körper aus seiner Genesungsschwäche stark und völlig gesund hervorgehen wird."

„Gott gebe es!" sagt der Vater froh. „Niemand weiß, was für Schmerz es mich gekostet, Deine tüchtige Kraft in Schwäche und Trübsinn dahinsiechen zu sehen!"

„Nun soll alles anders werden," entgegnet Roderich. „Ich fühle, daß ich eine große Thätigkeit, viel, viel Arbeit und Verantwortung nötig habe, um nicht wieder zu erschlaffen. In den einsamen Stunden der Genesung habe ich mir ein schönes Bild der Zukunft entworfen. Du entbehrst mich hier leicht und erziehst Dir wohl bald einen der Knaben, die so schön und kräftig emporwachsen, zu meinem Ersatz. Ich aber möchte nun auf eigenen Füßen stehen. In einer Großstadt, am liebsten an der See, will ich mir ein Handlungshaus gründen, und wenn Gott meinem festen Willen, meiner rüstigen Arbeitslust seinen Segen gibt, so sollst Du noch Freude an mir erleben, der Du mir bisher so viel, so viel Geduld geschenkt!"

Von den warmen Segenswünschen der Seinen geleitet, verläßt Roderich, noch ehe die Herbststürme den klaren Schmelz des schönen Spätsommers vernichtet haben, aufs neue seine Heimat.

Als er beim Einpacken seiner Sachen jenen Reisesack entleert, den er am Abend vor seiner Krankheit gepackt, und als ihm dabei die Pistole entgegenfällt, der er eine so grausame Bestimmung zugedacht, erschüttert ein Nachhall glühender Empfindung sein Herz; mit zitternden Händen legt er sie neben den rotgebundenen Werther und in den Kasten, in den er die Erinnerungen seiner Jugend, die er nicht mit in das neue Leben hinübernehmen will, thränenvoll einsargt; er bedarf der Todeswaffe nicht mehr; denn seit der Augenblick überströmender Leidenschaft der jungen Mutter die Glut seiner Gefühle verraten, hat er das Recht zu sterben verloren; um ihretwillen, die es nun schaudernd ahnen würde, welch eine Macht ihn in den Tod getrieben, muß er den Kampf mit dem Leben aufs neue aufnehmen, muß er fest gefaßt und heiter werden — muß er Frieden suchen mit sich und der Welt!

*

Ein fester Entschluß, ein stolzes, in Gott gefaßtes: „Ich will!" ist der Erde stärkste Macht.

Roderich lernte es erfahren.

Nach Verlauf von sieben Jahren hätte schwerlich einer den müden, wortkargen Träumer in ihm wieder erkannt.

Er ist das Vorbild aller, die in seinem Handelscomptoir, einem der größten der handelsfleißigen Stadt Hamburg, thätig sind, vor allem das Vorbild seines Bruders, des klugen und fröhlichen Gotthold, der seit kurzem mit nicht geringem Selbstbewußtsein an dem großen Rechnungstisch die Feder führt.

Der junge Geselle hat die Erinnerung an „zu Haus" frisch und ungetrübt mit in die Fremde genommen und plaudert nun allabendlich dem Bruder gar gern von dem lieben alten Haus am Dornsteiner Markt, von Vater und Mutter, von Arnold, der in des Vaters Comptoir die ersten Schritte in die Welt der Zahlen thut, und von Amadée, der schönen Schwester, vor, um die des Freiherrn Greifsteins Neffe und Erbe trotz ihrer Jugend schon glühend wirbt.

Durch diese Plauderworte wird die Seele des ernsten Handelsherrn leise und unvermerkt in jene Gefilde getragen, die sie seit Jahren so scheu gemieden hat.

Nun gewahrt es der stille Kämpfer mit heimlicher Genugthuung, wie fest er doch sein Herz gepanzert, das, ohne in wilden Klagen aufzuschreien, die Berichte des jungen Heimatsboten zu vernehmen vermag.

Für die Geselligkeit der Welt hat Roderich noch immer wenig Sinn; seine schönste und liebste Erholung nach dem Lärm der Woche ist ein einsamer Gang an den Ufern des Stromes, der in hohen, ruhelosen Wogen dem Meere zurauscht. Dort erprobt er wohl auch zuweilen die Sicherheit seines Auges und die Festigkeit seines Armes an den weißen Sturmmöwen, die wie blitzende Funken am Himmel auftauchen und dahinschießen.

Ein solcher Meeressegler, den sein Gewehr erlegt und der nun regungslos in seiner Hand liegt, ruft ihm einst durch eine seltsame Ideenverbindung eine liebe, verblaßte Erinnerung in den Sinn. Der Tropfen Blut, der zwischen dem zarten, schneeigen Gefieder auf seine Finger niederperlt, führt ihm plötzlich das Bild seines Schwesterleins vor die Seele, wie er es nach der Rückkehr von Rom unter dem Fliederbaum, mit dem gesenkten bleichen Gesichtchen, dem weißen Kleid und dem purpurnen Blutstropfen auf dem wunden, schneeigen Aermchen gesehen.

In diesem Augenblick ist's ihm, als riefe ihm eine liebe, bekannte Stimme aus weiter Ferne zu: „Komm doch heim, Roderich, die Staren nisten und die Veilchen blühen!"

Vier Wochen darnach steht er vom Fenster seines Reisewagens aus zum erstenmal wieder seit sieben Jahren die Thore und Türme seiner Heimatstadt. Niemand ahnt, daß er kommt; mit dem schönen Bewußtsein, daß sie sich alle freuen, wenn er heimkehrt, und doppelt freuen, wenn er so gesund, stark

und männlich vor sie hintritt, labt er sich lächelnd an der Ahnung ihrer verwunderten Gesichter, um die Rührung zu verdrängen, die ihm trotz allem und allem das Herz beschleicht.

Es ist wieder ein Sonntag im Lenz, und das Haus, vor dem der rasselnde Wagen hält, ist wie ausgestorben; kein Mensch kommt ihm entgegen, und die Zimmer, an die er klopft, sind verschlossen. So steigt er — halb belustigt, halb verstimmt — die Treppe empor, als müsse sich wenigstens sein eigenes Gemach, das er so lange Jahre bewohnt, dem Heimkehrenden öffnen.

Als er vor demselben steht, dringt aus dem gegenüberliegenden Raum, den die Französin bewohnte, die nun schon vor Jahren fern von ihrer Heimat gestorben ist, ein leiser, zirpender Vogelsang zu ihm her.

Aufhorchend nähert er sich der Thür. Es däucht ihn, als höre er zwischen den leisen Trillern hindurch das ermunternde Kosen einer Mädchenstimme. Lautlos öffnet er die Thür.

Mit unbeschreiblicher Rührung überschaut er den bekannten Raum, die Goldtapeten der Wände und die goldverzierten, seltsam geschweiften Tische, Stühle und Schreine. An dem kleinen Schreibpult, das der Thür gegenüber zwischen den weit geöffneten, blumenbesetzten Fenstern steht, sitzt ein Mädchen in weißem Kleid, sie hat das lockige Haupt auf ein Buch geneigt und die Tritte des Kommenden nicht vernommen. Nun aber wird sie durch den Luftstrom, der von den Fenstern nach der geöffneten Thür wallt und ihr einen lauen Hauch von Hyazinthen- und Veilchenduft entgegentreibt, und durch das Geschmetter des Vögleins, das im goldenen Bauer zwischen den Blumen schwebt, auf den Eindringling aufmerksam. Sie wendet sich nach ihm um, und als sie ihn nach einem schnellen, erstaunten Blick erkannt, liegt sie mit einem Jubelruf in seinen Armen.

Ihm, der vor Minuten noch mit der Stahlkraft seines Gefühls spielen zu können gemeint, trübt nun eine unsagbare Bewegung den klaren Blick.

Das junge, zarte Geschöpf, das sich leise errötend seinen Armen entwindet, ist nicht das Schwesterlein, von dem er geträumt. Es ist ein wundersames, mit dem feinsten blassen Rosenschmelz gemaltes Abbild der Marquise, wie er dieselbe vor Jahren auf der Moosbank im Park von Belvedère gesehen. Wie eine Königin steht sie bei all ihrer lieblichen Demut vor ihm; der Lenzwind, der die weißen Gardinen am Fenster hebt, spielt kosend mit den zarten Löckchen über der weißen Stirn.

Der staunende Ruf der alten Magd, die vorhin über ihrem Gebetbuch eingeschlafen und die nun, durch das Getrappel der Pferde erweckt, bei ihrer jungen Herrin Auskunft sucht, löst die Befangenheit Amadées. Sie erzählt dem Bruder, daß die Eltern mit Arnold zum Geburtstag des Freiherrn nach Belvedère gefahren.

„Es ist ja der erste Mai. Dachtest Du nicht daran?" sagt sie.

„Nein," entgegnet er; „aber warum bleibst Du allein zu Haus an solch einem Frühlingstag?"

„Ich bin gern daheim und gern allein," sagt sie träumerisch.

Als sie dann, um Erfrischungen für den Reisemüden herbeizuholen, aus dem Zimmer huscht, gibt sie der Magd den Auftrag, einen Boten nach Belvedère zu senden, da die Eltern sonst schwerlich vor Mitternacht heimkehren würden. Das Alleinsein mit dem Bruder, dessen schöne, ernste Augen so schmerzlich gedankenvoll über ihr Gesicht und ihre junge Gestalt gleiten, erfüllt sie mit einer eigenen, schwermütigen, nie gekannten Bangigkeit.

Als sie dann traulich mit Roderich im Garten unter dem Apfelbaum sitzt und auf seine Beschreibung der geschäftigen Großstadt, der schönen Stromufer und der weiten, herrlichen See lauscht und ihm dagegen die kleinen Erlebnisse ihres stillen Mädchenlebens auskramt, bereut sie es fast, diese schönen, ungestörten Stunden eigenwillig abgekürzt zu haben.

Noch ehe die Sonne sinkt, rollt der Wagen vor das Thor. Arnold ist der erste, der an Roderichs Herzen liegt. Zwischen Lachen und Weinen zieht dann der Ratsherr den Sohn in seine Arme, während sein Weib mit liebem Lächeln auf das schöne Bild des Wiedersehens schaut.

Nun reicht sie dem Heimgekehrten die Hand zum Gruß.

„Gott segne Deinen Eingang!" sagt sie innig.

„Habe Dank, Mutter!" flüstert er bewegt.

Lange sitzt die Familie am Abend im traulichen Speisezimmer vereint. Es gibt so viel zu fragen und zu sagen. Während Roderich erzählt, faltet seine Mutter ein paarmal die Hände im Schoß und dankt lautlos dem Herrn, daß er das wildbewegte Herz zur Ruhe gebracht hat.

Als Roderich in später Nacht vom Fenster seines Zimmers aus den Blick in den goldgestirnten Nachthimmel versenkt, blitzt ihm zum erstenmal seit langen Jahren der Gedanke durch den Sinn, daß das Leben um seiner selbst willen wert sei, gelebt zu werden. Nach Mitternacht erst schließt er das Fenster; da fällt ein zarter Körper, einem Blumenblatt gleich, von dem Gesims auf seine Hand hernieder. Es ist ein vertrockneter, verblichener Falter, ein Trauermantel, der bei der ersten Berührung in Staub zerfällt.

„Armer Sommervogel!" sagt Roderich noch halb im Traum.

*

Nach einer Woche glücklichen Zusammenseins rufen die Geschäfte den thatgewöhnten Handelsherrn nach Norden heim.

„Ich komme bald wieder!" tröstet er am Abend vor dem Scheiden die Eltern und sich selbst.

Der kleine Kreis, in dem nur Amadée fehlt, sitzt noch einmal im Abendschein im Garten zusammen.

„Richte auch Du Dein Haus für Gäste," sagt der Ratsherr zu Roderich, „wir überraschen Dich nun auch bald einmal. Reisen soll ja heilen," fährt er fort, des Sohnes Freudenruf unterbrechend, „vielleicht bekommt Amadée unterwegs ihre roten Backen wieder; sie wird zu still in unserem alten Haus. Seit der junge Freiherr sie mit seiner Liebe bestürmt, ist sie nicht einmal mehr nach Belvedère zu bringen. Weiß Gott, warum sie ihn nicht erhört! Willst Du nicht einmal mit ihr darüber sprechen, Roderich? Du warst von jeher ihr Liebling."

Ueber Roderichs Gesicht zuckt es fremd; die Mutter lächelt mild und geheimnisvoll. Als der Ratsherr und Arnold eine Minute später durch einen Geschäftsboten nach dem Hause gerufen werden und sie allein neben dem Stiefsohn zurück bleibt, faßt sie leise dessen Hand.

„Eine Mutter sieht tiefer und klarer als jeder andere; ahnst Du nicht, warum das Kind den Freiherrn nicht erhören mag?"

Er schaut ihr stumm, mit fragenden, großen Augen ins Angesicht.

„Weil sie Dich unbewußt von ihrer Kindheit an geliebt hat, Roderich. Nun, da sie Dich wieder gesehen, hat sie ihr eigenes Herz verstehen gelernt."

Ein heißer Tropfen aus seinem Auge fällt auf ihre weiße Hand.

„Mutter, Mutter," sagt er leidenschaftlich, „Du weißt es am besten, daß ich ihrer nicht wert bin!"

Lächelnd sieht sie auf die Thräne nieder, die auf ihren Fingern funkelt.

„Glaubst Du nicht, daß eine Mutter das Herz ihrer Kinder versteht? Ich vertraue sie Dir an, Roderich!" flüstert sie.

In dem kleinen Zimmer mit der Goldtapete, in welchem Amadée im Abendlicht einsam über den kleinen Wertherband geneigt sitzt, den ihr Roderich heut als Angedenken geschenkt hat, schrecken sie nun die Tritte des nahenden Bruders empor. Erblassend steht sie auf und geht ihm entgegen; auch er ist bleich, da er vor ihr steht.

„Ich will nicht scheiden, ohne daß Du's weißt, Amadée, daß ich Dich viel tausendmal lieber habe als ein Bruder sein Schwesterlein. Daß es nun Licht in mir ist, wo es so lange Nacht gewesen, das thatest Du, mein Sonnenschein, Du liebe, kleine Amadée!"

*

Der Ratsherr staunt nicht wenig, als Roderich ihn am selben Abend um seinen Segen für sich und das hold errötende Mädchen fleht; noch mehr staunt der junge Gotthold über die Kunde, die der Bruder von seiner Reise heimbringt; er geht ein paar Tage lang etwas bleich und gedankenvoll umher; dann aber siegt die alte frohe Laune; die Freude darüber, den ernsten Bruder so verwandelt, so heiter, so tief und wundersam beglückt zu sehen, hilft ihm über die erste, einer schüchtern gehegten Hoffnung widerfahrene Enttäuschung kräftig hinweg.

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Englische Literatur.

Obwohl in keinem Lande Europas das Interesse an Politik und allen Formen des öffentlichen Lebens ein so allgemeines und lebhaftes ist wie in England, ist doch nirgends der Roman mit politischem oder die soziale Frage illustrierendem Hintergrunde so selten als im Inselland. Die ältere Generation englischer Romanciers berührte doch mitunter den politischen Parteikampf, Bulwer, Disraeli, Trollope führten den Leser in sein Getriebe ein, zeichneten toryistische und whiggistische Typen der verschiedensten Nuancen, so daß manche ihrer Werke als politische Zeitbilder sogar einen gewissen historischen Wert besitzen. Dieser Zug aber ist beinahe gänzlich aus der englischen Belletristik gewichen, die höchstens nur hie und da die sensationellen Effekte der Vorgänge in Irland als solche verwertet. Ganz besonders aber hält sie sich der sozialen Frage fern, die in der französischen und deutschen Literatur eine recht hervorragende Rolle zu spielen beginnt. Es scheint beinahe, als scheue man es, die Hand auf eine offene Wunde zu legen. Nun, der ungenannte Verfasser des „Demos" hat diesen Mut besessen, allerdings in ziemlich ungefährlicher Art, denn sein stark ausgeprägter konservativer Sinn müßte auch die obersten Zehntausend mit diesem Wagnis versöhnen. Richard Mutimer, ein simpler Arbeiter, ist der Held des Buches. Er nimmt lebhaften Anteil an den agitatorischen Bemühungen seiner Standesgenossen zur Verbesserung des Arbeiterloses, und ist sogar einer ihrer leidenschaftlichsten Führer, doch stets innerhalb der Grenzen des Gesetzes. Höchst unerwartet fällt ihm ein bedeutendes Vermögen zu, und er sucht als Fabrikherr auszuführen, was er bisher von den Fabrikherren vergeblich verlangt. Zum ästhetischen Entsetzen der zartbesaiteten Bewohner von Wanley schändet er die saftigen Wiesenflächen durch Bergwerks- und Fabrikanlagen, vergiftet er die würzige Waldluft durch den Rauch seiner Schlote. Er vermindert die Arbeitszeit seiner Leute, zahlt ihnen einen zu gesunder Lebensweise ausreichenden Lohn, baut ihnen passende Wohnhäuschen und Schulen, und setzt sich vor, sobald das Unternehmen einen Reingewinn erzielt, ihn mit ihnen zu teilen. Nebenbei heiratet er Adele, die holdeste Mädchenblüte des ästhetischen Kreises, in die er sich auf den ersten Blick sterblich verliebt. Diese junge Dame ist eines jener britischen Tugendmuster, die wir verderbte Kontinentalen nicht nach Gebühr zu würdigen wissen. Sie verbringt einen großen Teil ihres jugendlichen Daseins mit metaphysischen Betrachtungen, und als sie erfährt, daß es Schauspielerinnen gibt, die dem Ideal makelloser Weiblichkeit nicht voll entsprechen, faßt sie den tugendhaften Vorsatz, niemals ein Theater zu betreten. Trotz ihrer metaphysischen Gedankenrichtung hat sie ihr Herz Mr. Eldon, dem Vertreter der Aesthetik, geschenkt; als aber Mama, da die reiche Erbschaft an ihm vorübergegangen, ihr sagt, er sei „nicht gut" gewesen, wendet sie sich pflichtmäßig von ihm und heiratet pflichtmäßig Mutimer, der die Erbschaft bekommen. Stets einzig durch den Motor Pflicht geleitet, lebt sie sich in die sozialistischen Grundsätze ihres Gatten ein, bemüht, durch gemeinsames Streben ein Band zwischen sich und dem Ungeliebten zu knüpfen; eine schwierige Aufgabe, da der Abstand zwischen der Feingebildeten und dem der Verfeinerung unfähigen Mann im Zusammenleben immer fühlbarer wird. Doch kommt es noch schlimmer. Eitelkeit überwuchert den Corpsgeist Mutimers, die Verbesserung des Loses seiner Standesgenossen ist ihm nur noch Mittel zum Zweck, Popularität zu erlangen, seine Person in den Vordergrund zu stellen, eine Rolle zu spielen. Dieser Uebergang ist ganz ausgezeichnet durchgeführt. Ueberdies entwöhnt sich Mutimer seiner spartanischen Lebensgewohnheiten und findet Gefallen am Wohlleben. Seine Grundsätze zerbröckeln immer mehr, und als Adele ein Testament entdeckt, welches das Erbe, das ihr Gatte als nächster Verwandter, einer früheren letztwilligen Verfügung entsprechend, in Besitz genommen, dem ästhetischen Eldon zuspricht, wäre er nicht abgeneigt, dieses Dokument zu unterschlagen. Zwar muß er sich dem strengen Rechtlichkeitssinn seiner Gattin fügen, doch thut er es widerstrebend und tröstet sich damit, daß er Koketteriemünze aus seiner Pflichterfüllung schlägt. Er vermag aber die Entbehrungen der Armut nicht mehr zu ertragen und verwendet einen Teil des ihm von einem Idealisten zur Förderung der Sozialistenziele zukommenden Geldes für eigenen Comfort. Da ereilt ihn die Nemesis. Zum Teil diesbezüglicher Verdacht, vor allem aber das Ruchbarwerden, daß er das schlichte, edle Arbeitermädchen, dem er verlobt gewesen, verlassen, als er zu Geld gekommen, um eine „Dame" zu heiraten, erbittert die Parteigenossen gegen ihn; eine stürmische Versammlung zieht Thätlichkeiten nach sich, und ein Stein, der ihn an der Schläfe trifft, macht Mutimers Leben ein Ende. Adele, der inzwischen das Leben den Horizont erheblich erweitert hat, heiratet den Aesthetiker, der sich beeilt, die Verunzierungen der Industrie — Fabriken und Arbeiterhäuser — aus dem Landschaftsbilde von Wanley wegzufegen und dessen saftige Rasenflächen wieder herzustellen. Die traurige Wandlung in Mutimer ist vorzüglich gezeichnet, nur tritt etwas allzu stark die Tendenz hervor, darzuthun, daß es ein Grundzug des Schöpfungsplanes sei, die „unteren Stände" auf ihrem derzeitigen Niveau zu erhalten, daß der echte Edelmuth doch stets ein Prärogativ der oberen Gesellschaftsschichten verbleibe, und daß der Versuch, die Kluft zwischen ihnen und den um ihr Brot Arbeitenden zu verengen, ein thörichter Frevel gegen die

Digitized by Google

Glückliche Stunden. Nach einem Gemälde von G. Costa.

Digitized by Google

Gregor der Große bestraft die Gelogier eines Mönchs. Nach einem Gemälde von Professor Wassili Jeromitsch Wereschagin.

Digitized by Google

Weltordnung sei. Zwar ist Emma, Mutimers verlassene Braut, auch edel, und seine Mutter, die das reiche Erbe des Sohnes von allem Anfang an als Unheil betrachtet, eine gar wackere Frau, allein beiden fällt es auch gar nicht ein, unzufrieden zu sein mit dem Arbeiterlose, obwohl die erstere nahezu verhungert. An Mutimers Schwester und jüngerem Bruder aber zeigt sich vollends in maßloser Gemeinheit die niedrige Artung. Die Form des sozialistischen Romans, die Demos vertritt, wird, wie gesagt, auch dem konservativsten Gemüte keine Besorgnisse erregen.

M. F. Peard hat sich mit ihrer „Alicia Tennant" minder ehrgeizige Ziele gesetzt, aber einen hübschen Roman geschrieben, der ganz vortrefflich geworden wäre, wenn er auf dem Weg vom Schreibtisch in die Druckerei ein wenig die Bantingkur gebraucht und ihr ein Sechstel seines Umfanges geopfert hätte. Die passive Heldin ist vorzüglich gezeichnet. Das frühverwaiste Mädchen wird von ein paar Tanten und einem bärbeißigen Großvater bemuttert, die im Bewußtsein überlegener Lebenserfahrung und Weisheit, wie echter Liebessorge dem jungen Geschöpf „zu seinem Besten" das Größte und das Kleinste oktroyiren und so seine Willenskraft im Keime schon erstickt haben. Ein Opfer der Zärtlichkeit, ist Alicia überdies auch noch eine bleichsüchtige Natur, die weder ihre schwachen Impulse zu zügeln noch ihr Wünschen zum Wollen zu härten vermag. Zwar hat sie ihr Herz verschenkt, dennoch aber verlobt sie sich dem Tantenliebling Mr. Lynne, einem trefflichen Pedanten. Hätte Major Sanderson rechtzeitig gesprochen, würde sie vielleicht den Mut zur Opposition gefunden haben, allein dieser tapfere Offizier ist ein direkter Abkömmling Sir Charles Grandisons und mit solch einem Uebermaß an Ehrgefühlsskrupeln behaftet, daß er Lynne mit seiner Werbung nicht zuvorkommen will, um Alicias Entscheidung nicht zu beeinflussen. Als er, von einer Mission in Aegypten zurückkehrend, das Mädchen auf einem Balle trifft, ist es schon verlobt, doch verbirgt es ihm nicht nur diese Thatsache, es entlockt ihm, „um doch einen Augenblick glücklich zu sein", eine Erklärung seiner Empfindungen. Als er am nächsten Tag die Sachlage erfährt, fragt ihn Alicia, was sie nun thun solle, und vielleicht würde sie, von ihm zu ehrlichem Handeln ermutigt, die Kraft dazu finden; allein der Major ist darüber, daß sie ihn zu der Unwürdigkeit verlockt, der Braut eines andern eine Liebeserklärung zu machen, so empört, daß er nicht noch weiter freveln will und die Entscheidung ausschließlich auf ihren schwachen Schultern lastet. Sie beschließt, Lynne den Schiedsspruch zu überlassen, gelangt jedoch gar nicht zu dem Bekenntnisse, da sie erkrankt und Tante Eleanor, die den Gedanken nicht zu ertragen vermag, daß „eine Tenna ihr Wort brechen könne", die drohende Erblindung Lynnes, die durch eine Unvorsichtigkeit Alicias hervorgerufen worden, als moralisches Zwangsmittel gebraucht. Sie heiratet ihn, allein aus dem gefügigen, sanften Mädchen ist durch innere Unbefriedigung eine störrige, launenhafte Frau geworden, die ihrem Gatten eine harte Geduldprobe auferlegt und ihm schließlich, als sie Sanderson in einer italienischen Stadt erkrankt findet, im Ausbruch der Verzweiflung die letzte Glücksillusion vernichtet, indem sie ihm herausfordernd gesteht, daß sie stets nur jenen geliebt habe. Schließlich stirbt sie folgerichtig durch Mangel an Vitalität. Diese Inhaltsskizze wird dem Buche und namentlich seiner Titelträgerin nicht gerecht, denn beider Vorzug besteht in der feinverästelten psychologischen Durchführung. Derart skelettirt nimmt sich die junge Alicia armselig, ja jämmerlich aus, doch liegt ein rührendes kindliches Pathos in dem Geständnis des pädagogischen Zärtlichkeitsopfers: „Ich bin ein Feigling", in der Unfähigkeit, liebevoller Autorität zu trotzen, so auch in der Hilflosigkeit des liebenden Mädchens, das, wenn der Geliebte „nicht spricht", zur Passivität verurteilt, schließlich an seiner Liebe verzweifelt und innerlich verletzt und beschämt mit sich schalten und walten läßt. Auch das ist ein wahrer Zug, daß, wer nicht die Kraft besitzt, um seine innersten Existenzbedingungen zu kämpfen, auch der Kraft ermangelt, sein Opfer fruchtbar zu machen zur Beglückung anderer; Schwäche macht oft unbewußt grausam. Die feinnuancirte Charakteristik dieser Mädchenseele ist ein wahres Kabinetstück. Einen starken und wohlangebrachten Kontrast zu diesem bleichen Bilde gibt eine Freundin Alicias, Lady Margaret, eine lebensfreudige junge Frau von gesundem Egoismus, ab, die, im Unverständnis der Natur des Mädchens, das allgemein als eine starker Empfindung bare, anmutig gefügige Marionette betrachtet wird, an dessen Unheil mitwirkt. Sehr gut sind auch die beiden Tanten gezeichnet. Die männlichen Gestalten stehen hinter den weiblichen zurück; entschieden aber bekundet die Verfasserin der hübschen Romane „Cartouche" und «Near Neighbours» durch Alicia Tenna noch einen erheblichen Fortschritt.

Der Anonymus hat uns in das Getriebe der sozialen Bewegung eingeführt, M. F. Peard begnügte sich mit der Schilderung höchst privater Seelenvorgänge und Mrs. Campbell-Praed entführt uns in «The Head-Station» nach einer australischen Kolonie. „Abwechslung ist die Würze des Lebens", behauptet ein altes Sprichwort von zweifelhaftem Situationswerte, allein, daß sie jene der Lektüre sei, dürfte ziemlich unbestreitbar sein. Einer ihrer größten Reize ist: durch sie mit Fremdartigem, Fernabliegendem bekannt zu werden. Darin beruht ein großer Teil der Anziehungskraft fremdländischer Literatur. Um aber auch zu befriedigen, muß das fremdartige Bild so wohl abgerundet sein, daß es das Fernabliegende anschaulich macht. Wie sehr ist Bret Harte Meister darin! Ein paar Züge seiner Feder nur, und man ist in eine andere Welt versetzt, lebt mit fremden Menschen. Nun, Mrs. Campbell-Praed besitzt dieses schöne Talent nicht einmal in homöopathischer Gabe. Ihre Schilderung des kolonialen Lebens auf australischem Boden ist überreich an Details, doch ohne sich zu einem Bilde abzurunden, wie zum Beispiel bei Sealsfield stets dem Roman die Charakteristik des Staates in dem er spielte, unvermerkt mit eingewebt war. Im Gegenteil, in «The Head-Station» wirren sich die vielen Einzelzüge so bunt durcheinander, daß der Eindruck ein recht chaotischer ist. Die kräftige Zeichnung einiger der vielen Gestalten vermag dafür nicht zu entschädigen. Komposition und Proportion sind eben offenbar der nicht unbegabten Verfasserin einstweilen noch ziemlich unbekannte Faktoren in der Kunst des Romanschreibens.

Mrs. Craik, die beliebte Verfasserin von „John Halifax", ist uns so vertrauter mit ihnen. Sie begnügt sich damit, kleine Bilder mit nur wenigen Figuren auszuführen, allein in ihrer Art sind diese von Gemütsinnigkeit beseelten Bildchen ganz vorzüglich. „King Arthur" schließt sich der schon hübsch ansehnlichen Galerie, die wir ihr danken, würdig an. Die Gestalt der kinderlosen Pfarrerin, die ihren Gatten auf einer Schweizerreise bewegt, ein von der Mutter verlassenes Knäblein anzunehmen, und die nun den kleinen Arthur zum König in ihrem Herzen erhebt, ist mit rührender Schlichtheit gezeichnet. Der Liebeslohn, der ihr in der Zuneigung und dem Gedeihen des jungen Mannes wird, und dann auch der momentan selbstsüchtige Schmerz, als sein Herz sich einem jungen Mädchen zuwendet, und die edle Besiegung dieser selbstischen Regung, all das ist mit einer schlichten Eindringlichkeit geschildert, die tief zu Gemüte geht. Nur die herzlose Mutter ist mißraten. Für schlechte Menschen hat Mrs. Craik eben keine Farben auf ihrer Palette.

Bei Elia D'Esterre-Keeling bildet der Humor den Grundton. Frisch, kräftig, mit sprudelndem Uebermut trat er in ihren seinerzeit gerühmten «Three Sisters» hervor, teilweise gezwungen und anmutslos erscheint er uns in ihrem neuen Bande. Derselbe trägt den Titel einer Humoreske: «The laughing Philosopher». Dieser, Felix Dahn gewidmete lachende Philosoph ist ein Wickelkind, das uns seine mehr naseweisen als witzigen Beobachtungen und Betrachtungen mit unnötiger Breite mitteilt. Auf diese Humoreske von zweifelhaftem Humor folgen die Lustspiele «The True Story of Catherine Parr» und «How the first Queen of England was wooed and won,» die nichts an Drastik, viel aber an gutem Geschmack zu wünschen übrig lassen.

Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin.

VII.

Verschiedenes.

(Hiezu die Bilder S. 1113 u. 1117.)

Zu den seltensten Fremdlingen auf deutschen Ausstellungen gehört die russische Kunst. Was auf der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg und sonst im russischen Reiche an Kunstwerken geschaffen wird, davon gelangt das wenigste über die Grenzen heraus. Daß gleichwohl, wenn auch die Zahl der Kunstsitze und der an denselben zu Tag geförderten Schöpfungen keine große ist, das Feld dort sich nicht unfruchtbar erweist, sondern vielmehr Werke von ganz ansehnlicher Bedeutung zu zeitigen vermag, dafür zeugt unter anderem das heute von uns mitgeteilte Gemälde Wassili Petrowitsch Wereschtschagins, des Professors an obengenannter Akademie — nicht zu verwechseln mit dem in Paris arbeitenden Schöpfer jener Sensationsbilder aus den russischen Feldzügen, sowie jener eigenartig aufgefaßten biblischen Darstellungen und anderer absonderlichen Gemälde, die bei ihren Rundreisen durch die größeren Städte der zivilisirten Welt so viel von sich reden machten, bei den einen begeisterte Schwärmerei erregend, bei den anderen auf den heftigsten Widerspruch stoßend. Im Gegensatz zu diesem Namensvetter, der sich mit Bewußtsein in die Vorderreihe der verwegensten Neuerer auf künstlerischem Gebiete stellt, beobachtet der Petersburger Professor streng die altakademischen Regeln und Kunstgesetze, ohne sich indes von denselben gleich so manchen anderen zu einer abgezirkelten Starrheit herabdrücken zu lassen. Vielmehr weiß er auch innerhalb der scharfgezogenen Schranken Leben und Bewegung in reichem Maße zu entfalten, obschon er gern zu Darstellungsstoffen greift, deren geschlossener Ernst eine würdevoll gemessene Gesamthaltung erheischt. Das gilt denn auch von dem heute vorgeführten Werke, das uns einen Zug aus dem Leben Gregor des Großen vergegenwärtigt und zwar aus jener Zeit, da er vor seiner im Jahre 590 erfolgten Erhöhung zum Papst, der damals den schlichteren Namen eines Bischofs von Rom führte, noch einfach als Abt des von ihm gegründeten Klosters wirkte. Unter den strengen Ordensgesetzen, die er in diesem Kloster einführte und handhabte, befand sich auch das schärfste Verbot persönlichen Eigentums. Bei den Klosterbrüdern sollte in allen Dingen volle Gemeinsamkeit walten und daher auch jeder kleinste Besitz oder Erwerb des einzelnen alsbald an den Klosterschatz abgeliefert werden. Harte Strafen waren auf die Uebertretung dieser Vorschrift gesetzt. Nun begab es sich, daß ein Mönch, der zugleich ein geschickter Arzt gewesen und als solcher wohl auch außerhalb der Klostermauern thatkräftig gewirkt hatte, von einem raschen Tode ereilt ward. Da fanden sich denn bei ihm drei goldene Münzen, deren Vorhandensein ihn als einen Uebertreter der strengen Klostervorschrift brandmarkte. Da man den Lebenden nicht mehr zur Verantwortung ziehen konnte, befahl der Abt, der bei all seiner Seelenmilde doch die Klosterzucht mit unerbittlicher Strenge handhabte, daß der Tote dafür büße. Er ließ ihn abseits von der geweihten Begräbnisstätte der Klosterbrüder in einer Grube verscharren, ohne die gewohnten Feierlichkeiten der Kirche, ohne die übliche Fürbitte für das Seelenheil des Verstorbenen. Statt eines Chorals stimmten die Mönche bei seiner Versenkung auf des Abtes Befehl ein Buß- und Klagelied an, durch dessen harten aber niederschmetternden Inhalt die Seele des Dahingegangenen noch im Jenseits mit der ganzen Verantwortung für den begangenen Frevel gegen das abgelegte feierliche Gelübde belastet wurde. Gewissermaßen zum Symbol dessen belastete man seinen toten Körper mit den stummen Zeugen seiner Uebertretung, den verhängnisvollen drei Golddukaten, die mit ihm verscharrt wurden. Sobald aber in solcher Weise der unerbittlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen war, ging der Abt hin und befahl, für die arme sündige Seele dreißig Tage lang Messen zu lesen, um sie aus den Qualen des Fegefeuers zu erlösen.

So erklärt sich in menschlich versöhnlicher Weise ein Vorgang, von dem man auf den ersten Anblick leicht den Eindruck gewinnt, als handle es sich hier um die grausame Verfügung eines Begräbnisses, dem ein Missethäter bei lebendigem Leibe unterworfen werde.

Für die Richtung der russischen Historienmalerei ist unser Bild um so bezeichnender, als W. P. Wereschtschagin auf der kaiserlichen Akademie von St. Petersburg, an welcher er jetzt seine Lehrthätigkeit entfaltet, auch seine künstlerische Ausbildung empfing. Desselben Künstlers „Orpheus und Eurydike" (Seite 617) wird unseren Lesern noch vor Augen sein.

Werden derartige Gegenstände aus der klassischen Mythe von den Malern unserer Zeit nur noch in selteneren Fällen behandelt, so ist dagegen die Bildhauerei auf dieses Stoffgebiet nach wie vor durch die Natur der Sache so nachdrücklich hingewiesen, daß sie dasselbe immer in vorwiegender Weise zu bebauen hat. Wo fände sie einen Ersatz für jene naiv reizvollen Gestaltungen, mit denen die griechische Sage die ganze Natur belebt?

Auch die gegenwärtige Ausstellung bietet in ihrer plastischen Abteilung wieder zahlreiche Beispiele dafür, zu wie reizvollen Schöpfungen diese gestaltenreiche Sage Anregung zu geben vermag. Eines der beachtenswertesten Werke dieser Art haben wir durch bildliche Wiedergabe als ein schönes Beispiel dessen, was die heutige Zeit auf diesem Gebiete zu schaffen weiß, aus der beträchtlichen Zahl verwandter Schöpfungen herausgehoben. Wir bereichern dadurch zugleich unsere Betrachtungen über die Berliner Kunst, denn die liebliche Marmorgruppe: „Amor von einer Nymphe seiner Waffen beraubt", ist aus einem Atelier der Reichshauptstadt hervorgegangen, deren künstlerisches Hauptgewicht nach der plastischen Seite hinneigt. Die reizende Gruppe spricht lebhaft für sich selbst. Die blühende Jungfrau, frisch wie die Quelle, als deren Verkörperung sie erscheint, hat in listiger Neckerei dem kleinen geflügelten Schelm den Köcher mit den Pfeilen entrissen, durch die er schon so viel Unheil angerichtet, und scheint dem flehentlich nach Rückgabe seiner Waffen begehrenden Knaben vor allen Dingen das Versprechen behutsamerer Verwendung abzufordern. Ob der lose Kleine solch ein Versprechen halten wird? . . .

Die Direktion der deutschen Nationalgalerie hat in voller Würdigung des für die schöpferische Thätigkeit seines Meisters, Julius Moser in Berlin, mustergiltigen Werkes dasselbe für die genannte hervorragende Kunstsammlung erworben. Dort also wird es seine bleibende Stätte finden, wenn die jetzt im Ausstellungspalast am Lehrter Bahnhofe vereinigten Werke wieder in alle vier Himmelsgegenden auseinander gestoben sein werden, und weiteres Zeugnis ablegen für die Bedeutung seines Schöpfers, der, ein geborener Berliner, schon durch verschiedene Gruppen auf Staatsgebäuden und öffentlichen Plätzen seiner Vaterstadt sich daselbst ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

Otto Baisch.

Glückliche Stunden.

(Hiezu das Bild S. 1116.)

„Glückliche Stunden aus Düften gewebt,
Selig im goldenen Lichte verlebt,
Seid ihr auch flüchtig wie Welle und Schaum,
Geb' ich die Seele doch hin für den Traum!

Glückliche Stunden! — und käme der Tod,
Wollt' ich mich schmücken mit Rosen so rot,
Hab' doch genossen das feurigste Glück,
Blickte im Sterben noch lächelnd zurück!"

So sang fröhlich die junge Wirtin der Osteria auf der flaminischen Straße in den blendenden römischen Oktobertag hinaus und begleitete sich auf der landesüblichen Ziehharmonika. Ihr im Schoße ruhte das wildlockige Haupt des unverheirateten Schwesterleins Lupetta, welches mit wahrhaft bacchantischer Verzückung das Tambourin bald in den Händen schwirren ließ, bald in die Luft warf und es wieder auffing. Dabei blitzten ihre kleinen weißen Zähne und die Augen leuchteten gleich schwarzen Diamanten.

Nicht weit von den Schwestern saß ja unter der Veranda eine Gruppe junger Leute, — ach, und der Schönste und Prächtigste unter ihnen war der bronzefarbige Fechtmeister Masaniello Ferrari aus Neapel, eine Celebrität Italiens, welches unerschöpflich an Genies jeder Spezialität ist.

Zu ihm, dem ringellockigen Spadassin, schwirrten Lupettas Blicke hinüber gleich Feuerfliegen und sagten deutlich, daß auch sie, die leidenschaftliche Tochter der römischen Vorstadt, ihre Seele hingeben würde für einen Traum.

Und wovon redeten die jungen Männer unter dem Rebendach bei der Foglietta? Von dem Hauptthema aller südländischen Konversation, von Schönheit, weiblicher wie männlicher. Ein vorteilhaftes Aeußere wird in Italien vergöttert und erregt keinen Neid.

Ein Schüler des Fechtmeisters rief enthusiastisch: „Ihr gleicht auf ein Haar dem kapitolinischen Antinous, Signor Mas' Aniello!"

Lachend fuhr der Neapolitaner auf: „Diesem langweiligen Burschen, dessen Büsten so katzenjämmerlich dreinschauen! Hörte man wohl je, daß dieser Cäsarenliebling Temperament besessen, irgend etwas zerschlagen habe, der Kaiserin in die Augen gelacht hat, per bacco!"

Schallendes Gelächter im Chorus der Eleven und Kollegen.

„Doch nun genug des Schwatzens," setzte Masaniello hinzu, „genug des Trinkens, sonst wird uns das Florett schwer in der Hand, — zurück an die Arbeit."

Lupetta, das Tambourin fortwerfend, flog den Männern durch den Obstgarten nach, an den Eingang eines großen, baufälligen Pavillons, worin die Fechtübungen täglich vor sich gingen. Dort lehrte der Meister die Schüler die gefahrliche Kunst mit Eleganz und Sicherheit ausüben.

Lupetta stand und bewunderte seine Posen, seine stählernen Glieder — sie stand wie verzaubert, als warte sie auf „das feurigste Glück", von dem die Schwester gesungen hatte. Mit einemmal raffte sie ein Rapier vom Boden auf und legte sich aus, keck und befreit zugleich, eine geborene Jeanne d'Arc . . . Hierauf begann sie nach allen Regeln einen unsichtbaren Gegner zu bekämpfen.

«Brava, eviva!» ermutigte Masaniello, und in seinem spekulativen Kopfe blitzte ein seltsamer Gedanke auf, „lerne fechten en perfection, Lupetta, dann heirate ich Dich — hier hast Du mein Ehrenwort — und wir gehen Akademien (Vorstellungen) in unseren Hauptstädten, in Paris und London. Eviva!"

•

Glückliche Stunden schlugen fortan für das energische römische Mädchen, welches die Spindel mit dem Degen vertauschte; glückliche Stunden verlebte sie im alten, verwilderten Pavillon, wo der Geliebte, streng im Tadel, doch gütig im Lob, ihr Lektionen erteilte. Brauche ich zu sagen, daß Lupetta reißende Fortschritte machte? Bereits im folgenden Frühjahr hatte sie sich vollständig zur Fechtmeisterin ausgebildet. In hellen Haufen strömte Roms fashionable Welt nach dem prächtigen Saale im Palast Farnese, wo die „Akademie" der modernen Gladiatoren und ihrer liebreizenden Partnerin stattfand. Die vornehmen Damen erschienen wegen Masaniello; für die Herren war Lupettas Jugendfrische und die Geschichte ihrer romantischen Carrière ein starker Magnet. Noch vorteilhafter als ihr bisheriges Giocciaraskostüm kleidete sie das kurze Röckchen, der knapp anliegende Jacke, das frei herabwallende Haar.

Sie leistete Erstaunliches. Lorbeerkränze und Blumen flogen ihr zu.

Dies war wohl die allerglücklichste Stunde ihres Lebens!

Nach der heftigen Anstrengung ruhte die Wildatmende am Herzen des Geliebten.

Warum führte er sie nicht aus dem Fechtsaal an den Altar, wie er gelobt hatte?

•

Lupetta geduldete sich.

Seitdem sie teilnahm an den öffentlichen Vorstellungen, hatte der Mann ihres Herzens bedeutende Einnahmen. Er brachte ihr nach jeder Akademie eine Summe Geldes; sie aber wehrte stets ab mit den Worten: „Jetzt kein Geld; bin ich Deine Gattin, so teilen wir alles mit einander."

Eines Tages stand sie wieder im Palazzo Farnese auf dem Fechtboden und entzückte die Zuschauer. Während einer Pause trat ein Patrizier, der unentgeltlich, wie sehr viele Kavaliere in Rom, mitfocht, an Lupetta heran und flüsterte:

„Armes Mädchen, hast Du denn wirklich meine Winke nie verstanden, weißt Du nicht, daß Masaniello Dein Vertrauen, Deine Ehre, Deine Kräfte mißbraucht, daß er in Neapel Weib und Kind hat? Entferne Dich, Lupetta, seine Frau ist hergekommen, um Dich öffentlich zu beschimpfen. Leider erfuhr ich es zu spät."

Lupetta erwiderte nichts, sie stand wie versteinert. Wohl hatte sie in letzter Zeit anonyme Briefe erhalten, aber sie hatte ihrem Inhalt nicht geglaubt. Daß jener junge, allgemein geachtete Patrizier nicht log, das wußte, das fühlte sie.

Trotzdem trat sie abermals vor das Publikum hinaus, als die Reihe des Fechtens an sie kam; niemand bemerkte, daß die Betrogene statt des Florets einen kleinen Revolver in der Hand hielt.

Kaum als der Schuß ertönte, ging ein Aufschrei des Entsetzens durch den Saal . . . Am Boden lag Lupetta, sie hatte ihr allzu gläubiges, zärtliches, glückverlangendes Herz getroffen.

So enden glückliche Stunden!

Günther v. Freiberg.

Bilder aus Korsika.

Von

Rudolf Freih. Ironhardi.

An einem Frühlingsmorgen des verflossenen Jahres landeten wir, mein Freund N. und ich, uns im Hafen von Livorno zur Ueberfahrt nach Korsika ein, um dort einige Wochen zu bleiben. Von herrlichem Wetter begünstigt, landeten wir nachmittags gegen vier Uhr im Hafen von Bastia. Schnell verständigten wir uns mit einem Träger, der mit groben Worten und noch groberen Püffen einen Schwarm von Weibern, die alle unsere Sachen tragen wollten, abwehrte und uns samt Gepäck über den Platz St. Nicolas und den Boulevard Paoli zum Hôtel de France führte.

Mit den Thürmen der Citadelle und der Kirchen, den vielen sechsstöckigen Häusern und zahlreichen Läden macht Bastia den Eindruck einer viel größeren Stadt, als es mit seinen 20,000 Einwohnern wirklich ist. Etwas Besonderes ist das Pflaster; es besteht aus mit Jaspis durchsetztem hartem Marmor aus den Steinbrüchen von Brando.

Der Blick von dem Platze St. Nicolas auf das Meer ist ein überaus schöner; vor sich, etwas links, hat man den Hafen, das Meer, in Duft gehüllt die Inseln Capraja, Elba, Pianosa; kurz, vor Sonnenaufgang, sieht man auch manchmal die Spitzen der Apenninen.

Nachdem wir im Gasthaus alles geordnet, eilten wir hinaus ins Freie. Die Hauptstraße hinabschreitend, bogen wir links ein und befanden uns nach Passirung eines Hohlweges mitten in der üppigsten Vegetation. Auf jedem Schutthaufen sahen wir als Einzäunung der Felder gewaltige Kaktus Opuntia (opuntia vulgaris, Mill und opuntia ficus indica, Mill), verschiedene südliche Disteln, Mandelbäume, im ersten frischen Grün prangend und gleichzeitig blühend, rechts und links vom Wege die herrlichsten Gemüsebeete, Orangen- und Zitronenbäume, vereinzelte hohe Dattelpalmen (Phoenix dactylifera), die man zur Hälfte eingebunden, um die Wedel gelblich weiß zu erhalten, im Hintergrunde sanft aufsteigende, mit Oelbäumen bewachsene Hügel und schließlich zeigte sich der steile, wild zerrissene, himmelhoch anstrebende Gebirgskamm, der das Kap Korso durchzieht. Als wir weiter schritten, um einen vorspringenden Felsen herum, trug uns ein leichter Windhauch von den Höhen den ungemein feinen und würzigen Duft des Maquis entgegen.

Der Maquis, italienisch **Macchia**, der Buschwald, welcher die ganze Insel wie mit einem grünen Teppich kleidet, ist eine für Korsika äußerst charakteristische Vegetationsform, da er nirgends sonst in dieser Reichhaltigkeit an verschiedenen Pflanzen und in solcher Ausdehnung vorkommt. Die den Maquis bildenden Pflanzen und seine Höhe sind nicht überall dieselben. Bei Bastia und am Kap Korso sind nur einzelne, der Kultur unzugängliche Felsstrecken und die höheren Gebirgsstämme von ihm bedeckt, mitten im Lande und in den südlichen Teilen der Insel nimmt er große, weit ausgedehnte Flächen ein, ist fast undurchdringlich und erreicht eine Höhe von fünf bis sechs Meter und darüber. Neben einer Anzahl meist immergrüner Holzgewächse, wie die immergrüne Eiche (Quercus Ilex), der Lorbeer, die hohe Baumheide (Erica arborea), die Myrte, der Buchs, die Cistusrose (Phyllyroa stricta, Bert.) und einer Unzahl kleiner, blühender, unsemein wohlriechender Kräuter und Halbsträucher, bilden Erdbeerbaum (Arbutus unedo), Cistus, Lentiske und dornige Ginster den Hauptbestandteil des Maquis.

Nach der ersten Nacht weckte mich morgens um vier Uhr Schellengeklingel und ein melodisches Gebrülle menschlicher Stimmen; anders kann ich es treffend nicht bezeichnen. Schnell eilte ich an das Fenster. Es waren zum Markte kommende korsische Landleute (contadini), die in ihren mit drei bis vier glockenbehangenen Maulesein bespannten Karren den Boulevard Paoli hinaufzufahren. Die lieben Landleute, meistens auf dem hintersten Ende der Deichsel, nahe am Wagen stehend, sangen aus Leibeskräften; dabei waren ihre Stimmen so stark und sauer, um einen recht trivialen Ausdruck zu gebrauchen, so „armdick" aus der Kehle, daß das Singen mehrerer hinter einander fahrenden wirklich den Eindruck eines melodischen, von Glockengeklingel und Rädergeknarr begleiteten Gebrülles machte. Dann kamen einzelne, ihre Waren in gellenden Fistellönen anpreisende Fischerfrauen, Orangen- und andere Obstverkäufer, eine Abteilung Artillerie, die Bespannungen aus Maulthieren bestehend, rückte aus, die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die Dächer, gegenüber wurden die Rolleiten aufgezogen, unfrisirte und verschlafene Köpfe schauten heraus, Bastia war erwacht.

Unser erster Ausflug galt dem Kap Korso, welches von einer schönen, kunstvoll gebauten Straße rings umzogen wird. Es ist ein wunderschönes Wandern auf diesem Wege längs des Meeres, auf der einen Seite hohe, zerklüftete, mit Maquis bewachsene Felswände, die Straße dem Felsen abgerungen; auf der andern Seite wieder steile Abstürze bis zum wild brandenden Meer. Das Meer selbst ist in der Nähe an tiefen Stellen dunkelblau, an seichten, des Syenitgesteines wegen, ganz hellgrün, in der Ferne hellblau leuchtend, mit dem Himmel in eins verschmelzend.

Ein Felsloch schiebt sich jetzt vor, wir passiren den Hohlweg; eine Drehung nach links, und vor uns liegt ein herrliches, wohl angebautes Querthal, von einem kleinen Flüßchen durchzogen. Dichte grüne Waldungen von Oelbäumen bedecken seine Gelände, Weinberge ziehen sich die Hänge hinauf, einzelne Häuser mit schwer behangenen Orangenbäumen blicken aus dem Grün hervor, den Abschluß bilden wild zerrissene Bergesspitzen, in leichte Nebel gehüllt.

Dieser Wechsel des landschaftlichen Bildes wiederholt sich oft und macht die Wanderung längs des Kaps zu einer der herrlichsten, die man sich nur denken kann.

Wir schritten weiter. Bei einer Wendung des Weges sahen wir Erbalunga vor uns mit seinem mächtigen alten Wachtturme aus der Pisanerzeit. Auf einer schmalen Landzunge erbaut, ist es eine der wohlhabendsten Ortschaften des Kaps. Im Mittelalter war hier der Wohnsitz der Gentili, der mächtigsten Herren des Kap Korso. Etwas vor Erbalunga führen links vielleicht zweihundert hohe Stufen aufwärts zu einer steilen, überhängenden Felswand, in welcher sich der Eingang zur Tropfsteinhöhle von Brando befindet. Der hohe Bogen einer Wasserleitung aus den Bergen überwölbt die Treppe, herrliche, reich blühende Schlingpflanzen ranken von ihm herab. Geringer an Höhe und Ausdehnung, ist die Höhle gleichwohl der Mannigfaltigkeit und Schönheit ihrer Gebilde wegen wert, besucht zu werden. Vor alten Zeiten mag die Grotte Banditen als Schlupfwinkel gedient haben, wenigstens weisen einige darin gefundene, ganz versteinerte Waffen darauf hin. Unvergleichlich ist der Anblick, den man noch im dunklen Vorsaale der Höhle, durch die Eingangsthür schauend, auf das Meer hat. Die helle, leuchtende Fläche, die und da von Segelschiffen belebt, erscheint ganz wie ein in einen dunklen Rahmen gefaßtes herrliches Bild.

Der nächste Tag fand uns auf dem Wege nach St. Florent. Am Justizpalast vorbei führt ein Weg in sanften Windungen aufwärts, und nach Passirung eines Hohlweges eröffnet sich links ein wunderbarer Blick auf Bastia. Zu Füßen vor sich hat man die Stadt, den ganzen Abhang bis zur Straße hinauf ziehen sich die herrlichsten Obst- und Gemüsegärten, blühende Mandel- und Orangenbäume hauchen ihren Duft; daran schließt sich das tiefblaue, wie in bengalischem Feuer leuchtende Meer, einzelne Segelschiffe durchziehen, Schwänen gleich, seine Fluten, die Inseln Capraja, Elba, Pianosa ragen, wie in sanften Schlummer hingelagert, aus ihm empor, und ein wolkenloser blauer Himmel, gleichsam vom Abglanz des Meeres erhellt, überwölbt alles. Rechts von der Straße ziehen sich Villen und Weinberge noch höher die Berge hinauf. Gesträuche von Pelargonien mit brennendroten Blüten bedeckt, zieren die Gärten, hohe Platanen beschatten die Straße, jede Weinbergeinfassung, jeder steinige Fleck längs derselben ist bewachsen mit den herrlichsten Agaven. Schöne Ruhepunkte für das Auge bieten in all der Vegetationspracht die einzeln stehenden, von schlanken dunklen Cypressen umgebenen Grabmäler im Stile griechischer Tempel oder maurischer Moscheen. Es ist eine Eigentümlichkeit der Korsen, daß jeder, der ein Stück Land sein eigen nennt und dem es seine Mittel nur einigermaßen erlauben, sich ein Familiengrab mitten im Garten oder auf dem Fleckchen Erde, das er sein Leben lang bebaut, errichtet.

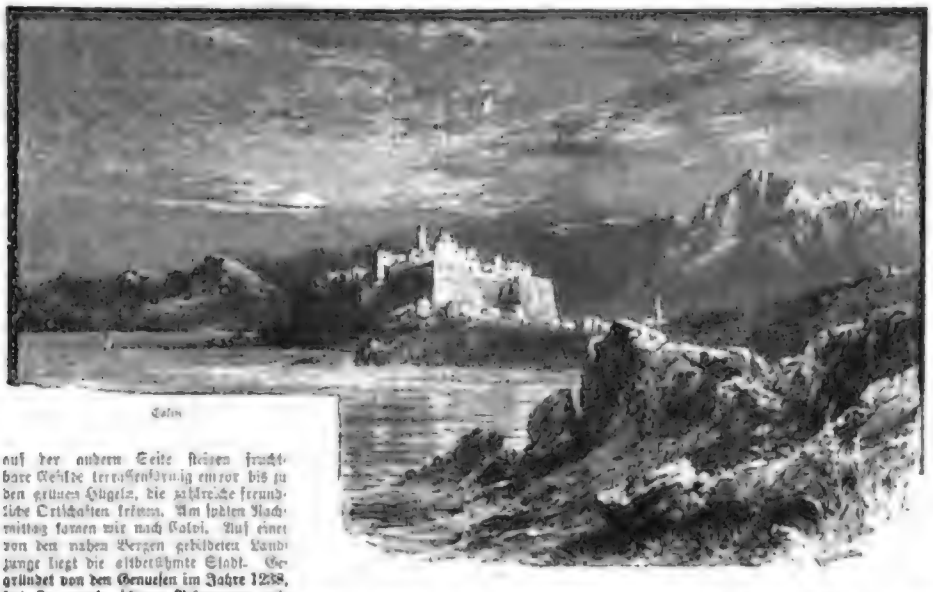
Contadini auf Korsika.

Nach einer längeren Fahrt immer bergan erreichten wir endlich den Col di Teghime, den nächsten zwischen der Serra di Pigno (957 Meter) im Norden und dem Monte Secco (662 Meter) im Süden gelegenen Uebergangspunkt von Bastia auf die andere Seite des Kaps. Von hier hat man schon eine sehr schöne Aussicht; eine wunderbare Rundschau auf beide Seiten des Kaps, die angrenzenden Meere, das östliche Flachland und das Hochgebirge erschließt sich aber, wenn man vom Col aus die nahegelegene Serra di Pigno ersteigt. Von der Paßhöhe führte uns der Weg in vielen Windungen scharf bergab über Borgaggio und den Col von San Bernardo, zwischen einem Engpaß von Kalkfelsen und über eine wüste Sandfläche nach St Florent.

St Florent (Florenze), an dem Golfe gleichen Namens, einem der besten des ganzen Mittelmeeres, gelegen, könnte eine blühende Handelsstadt werden, wenn nur erst einmal die Versumpfungen des Aliso, die Ursache zahlreicher fieberhafter Krankheiten, hinweggeschafft würden. Jenseits der Stadt übersetzt die Straße den Fiuminale und biegt nun in eine weit ausgedehnte Gebirgswildnis ein, die auf einem Flächenraum von über 16,000 Hektar außer ein paar Schäferhütten keine einzige Ansiedlung enthält. Ausgedehnte Gebirgsweiden und duftender Buschwald bedecken alles. Diese Gegend, bekannt unter dem Namen Deserta di Agriate, bildet einen Teil des Landes Nebbio, das wegen der halbkreisförmigen Anordnung seiner Gebirgszüge immer als eine Art natürlicher Festung betrachtet wurde. Schon von Römerzeiten her suchten alle Eroberer hier festen Fuß zu fassen, unzählige Schlachten und Kämpfe wurden auf diesem Boden ausgetragen.

Weiter berührt man Ile rousse, so benannt nach einer Anzahl kleiner Inselchen von rotem Granit, die mit ihren Spitzen malerisch aus der Bai hervorragen. Je weiter man nun in die Balagna, diesen gesegnetsten Landstrich Korsikas, eindringt, desto lieblicher wird die Gegend. Von einer Seite dringt das Meer, umgürtet von Felsen, die in lebhaftem Rot förmlich glühen, in zahlreichen Buchten in das Land ein,

Digitized by Google



Calvi.

auf der andern Seite steigen fruchtbare Gefilde terrassenförmig empor bis zu den grünen Hügeln, die zahlreiche freundliche Ortschaften krönen. Am späten Nachmittag fuhren wir nach Calvi. Auf einer von den nahen Bergen gebildeten Landzunge liegt die altberühmte Stadt. Gegründet von den Genuesen im Jahre 1268, hat sie manche schwere Belagerung mitgemacht. Im Jahre 1553 wies sie zwei furchtbare Angriffe der verbündeten Türken und Franzosen ruhmvoll ab; im Jahre 1794 warfen die Engländer einige tausend Bomben in die Stadt, welche dadurch fast in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Die Kuppel der einfachen Kirche weist heute noch die Spuren der englischen Kugeln auf. Das eigentliche alte Calvi bildet die auf steilen Felsen hoch gelegene Citadelle mit dem Stadtteil, den sie umschließt. Ueber dem Eingangsthor zur Feste steht in goldenen Lettern die wohlverdiente Aufschrift: «Civitas Calvis semper fidelis», denn treu ist Calvi der Republik Genua stets geblieben. Noch ein Umstand macht Calvi zu einem berühmten Orte, Christoph Columbus soll dort geboren worden sein, wie wenigstens die Calvesen fest behaupten, auch soll eine Familie Colombo heute noch daselbst leben. Schlägt man aus der Stadt die Straße nach Westen ein, biegt dann nach einem kurzen Spaziergange rechts ab auf eine vorspringende Klippe, so hat man den herrlichen Blick auf Calvi, den unsere Abbildung zeigt. Namentlich bei Sonnenuntergang, wenn die letzten Strahlen des Tagesgestirnes alles mit rotgoldenem, gedämpftem Lichte übergießen, gewährt die hoch auf Felsen thronende Feste einen zauberischen Anblick.

Einige der wildesten und zugleich schönsten Gegenden der ganzen Insel, in denen die Bevölkerung noch viele alte Sitten und Gebräuche treu bewahrt hat, lernt man kennen, wenn man von Evisa aus, einem von Ajaccio leicht zu erreichenden Gebirgsdorfe, den Weg nach Albertacce und von da über Calvanicciuli durch das Niolaland nach Corte einschlägt. Zwischen Evisa und Albertacce führt der Weg durch die herrlichen Forste von Aitone (1400 Hektar) und Valdoniello (etwa 5000 Hektar), die ganz aus prachtvollen Beständen der korsischen Kiefer (Pinus Laricio, Poir) bestehen; namentlich der letztgenannte weist noch wahre Riesen von 45 Meter Höhe und 7 Meter Stammesumfang auf.

Wendet man sich von Albertacce nordwärts und schreitet entlang der linken Seite des Vero, eines Wildbaches, der sich unweit von da in den Golo ergießt, auf einem schmalen Pfade aufwärts, so bietet sich nach kurzem Marsche bei einer Biegung des Thales ein herrlicher Blick auf das Cayo Tafonato und den Monte Paglia Orba. Von einem überhängenden Felsblock, an dessen Basis der wildschäumende Vero einen kleinen Wasserfall bildet, hat man den Anblick in ein länglichtes, auf allen Seiten von steilen Felsabhängen eingerenztes Thal. In der Ferne ragen die wild zerrissenen Spitzen des Cayo Tafonato, an die sich die gewaltige Felspyramide des Paglia Orba (2525 Meter) anschließt, gegen Himmel. Das ganze Thal und jede Felsplatte, die etwas mehr Raum bietet, ist dicht bestanden von herrlichen Kiefern, welche manchmal tief in den Spalten des Gesteins wurzeln. Der Paglia Orba galt lange Zeit für den höchsten Berg der Insel, bis genaue Messungen den Monte Cinto mit 2710 Meter und den Rotondo mit 2625 Meter als höher erwiesen. Die Felslabyrinthe in seiner Umgebung gehören zu den wenigen Gegenden der Insel, in denen der Mouflon noch häufig vorkommt. Von Albertacce brachte uns ein beschwerlicher Ritt über Calvanicciuli durch das Niololand und das Thal des Tavignano nach Corte. Die Ortschaften des Niololandes weisen wegen ihres geringeren Verkehrs mit civilisirteren Gegenden noch manche Eigentümlichkeit auf. Die Bewohner derselben tragen, als die einzigen in Korsika, noch überwiegend die rote phrygische Mütze und den Pelone, einen von den Frauen aus dunklen Ziegenhaaren gewebten und mit einer Kapuze versehenen Radmantel. Lamenti und Voceri, die nationalen korsischen Totenklagen, erklingen hier noch allenthalben. Auf der ganzen zurückgelegten Strecke ist man auf die übrigens gern gewährte Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen. Bezahlung wird in den meisten Fällen nicht angenommen. Bezeichnend ist die Geste, welche die Korsen dabei zum besten geben: sie drehen sich halb um, heben die Hand in die Höhe und schnalzen sie, gerade als wenn das Geld sie brennen würde.

Vor Corte macht das Thal des Tavignano eine scharfe Biegung nach rechts, und auf einmal sieht man die an einen gegen Westen über 100 Meter hohen, steil abfallenden Felsen angelehnte Stadt mit der malerischen Citadelle vor sich. Wie eine Raubritterburg sitzt die Citadelle, umgeben von den Häusern der alten Stadt, auf der Höhe des Felsen, auf dessen südlicher Abdachung sich die neue Stadt anschließt. In Corte befinden sich zwei in ganz Korsika hochberühmte Häuser, das jetzt als Tribunal dienende Gebäude, in welchem Pasquale Paoli während seiner vierzehnjährigen Diktatur wohnte, und das Haus Gaffori's, auf unserer Abbildung das neben der Kirche befindliche. Gaffori's Frau wurde hier mit einem Teile seiner Anhänger von den Genuesen im Jahre 1750 belagert. Als man anfing von Uebergabe zu sprechen, ließ sie ein Pulverfaß bringen, drohte das Haus in die Luft zu sprengen und zwang so die Belagerten zum Widerstande, bis Gaffori zur Befreiung herbeikam.

Erbalunga und die Insel Capraja.

Ehemals die Hauptstadt der Insel, zählt Corte heute über 5000 Einwohner und ist in gar keiner Hinsicht mehr von hervorragender Bedeutung. Die Umgebung Cortes ist bestens bebaut; die Weinberge in der nächsten Nähe der Stadt lieferten einen der besten Weine Korsikas. Seit einigen Jahren hat die Phylloxera solche Verwüstungen angerichtet, daß der größte Teil der Weinberge in Felder umgewandelt wurde.

Einen belebenden und verschönernden Bestandteil aller Straßen bilden die Abteilungen der Gensdarmerie nationale, welche in ihren blauen Uniformen mit gelben Aufschlägen und weißer Verschnürung äußerst schmuck aussehen. Schlanke Gestalten mit martialischen, sonnverbrannten Gesichtern, durchstreifen sie auf ihren vorzüglichen Pferden arabischer Rasse die Gegend, mehrstens, wenigstens in den entlegeneren Teilen, auf der Suche nach Banditen. Hier möchte ich gleich einer noch allgemein verbreiteten Ansicht, welche die korsischen Banditen für Räuber hält, entgegen treten. Der korsische Bandit ist niemals Räuber, liegt nur in blutiger Fehde mit der vollziehenden Gewalt des Staates und den Feinden, denen er Blutrache geschworen, der Unbeteiligte, ganz insbesondere aber der Fremde, hat auch nicht des Allergeringste zu befürchten. Der Korse als Bluträcher mordet, aber rauben und stehlen thut er niemals. Ueberhaupt ist das ganze Gebahren der echten Korsen, namentlich dem Fremden gegenüber, ein so offenes, aufrichtiges, daß bald selbst das ängstlichste Gemüt jede Furcht verliert.

Bastia, vom Norden gesehen.

Unsere Abbildung veranschaulicht den Typus eines sturm- und kampferprobten Banditen, wie er unverzagt den nahen

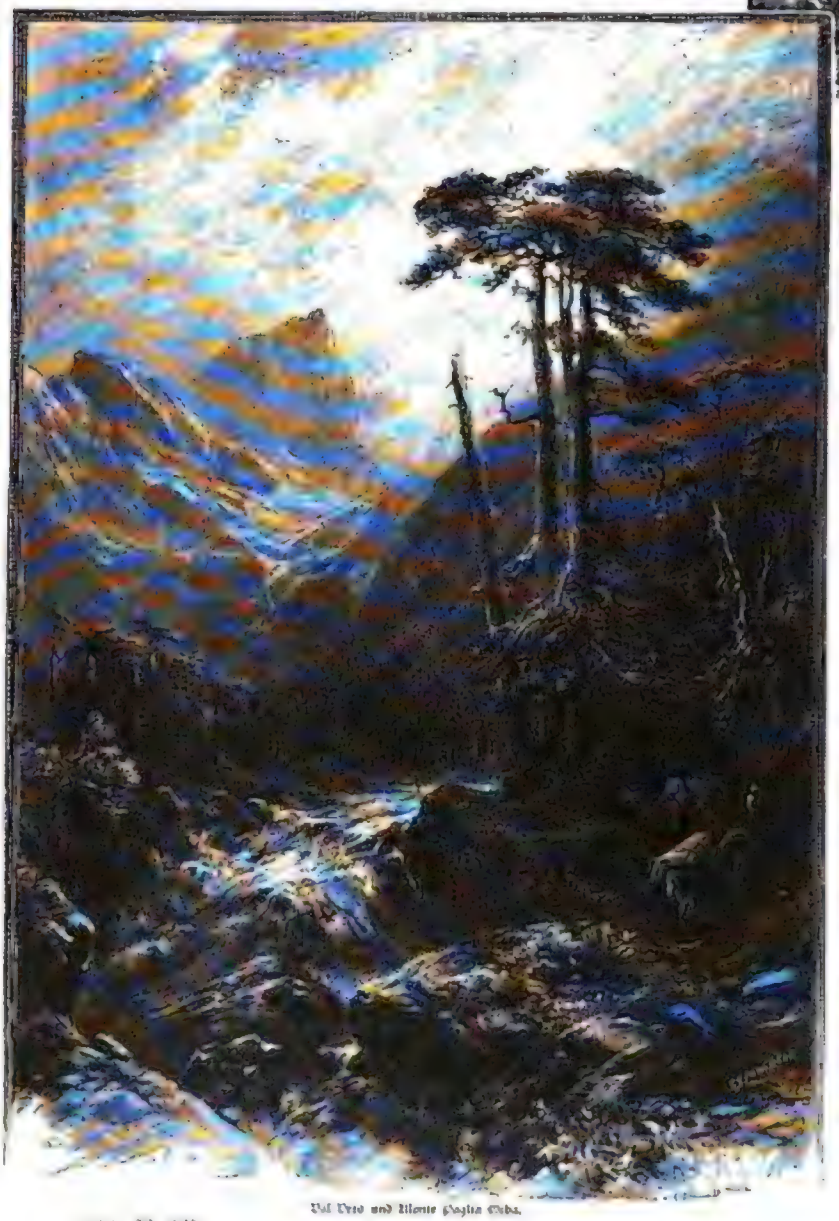
Digitized by Google

Ein Straßenraub bei Nacht.

Feind erwartet. Bei einem unserer letzteren Streifzüge wurde uns das „Glück" ja teil, gelegentlich eines Ausenthaltes in Borgagna und ferner auf unser Verlangen von dem Wirte des Hotel de l'Univers daselbst verständigt zu werden, wenn der berüchtigtsten Banditen Korsikas, die Brüder Gregorio und Antonio Peretti, in der Bellerosteinschlucht selbst kennen zu lernen. Beide sind muskulöse, muskulöse Gestalten im Anfange der sechziger, mit kühnen Gesichtern, langen wollen Bärten und bis an die Zähne bewaffnet, seit vierzig Jahren haben sie es durch Tapferkeit und Schlauheit gelungen, sich Freiheit und Leben zu erhalten. Die Regierung scheint mit ihnen gegenüber jetzt, nach vierzigjähriger Hetzjagd, ihren stark ein Auge zugedrückt. Die Zahl aller Banditen in Korsika soll immerhin noch einige Dutzende betragen, die alle in wildem und vergnügtem Kampf Freiheit und Leben zu verteidigen bereit sind.

Die Tracht der Korsen besteht heutzutage Tags meistens aus Rock und Hosen von braunem Manchesterstoff, einem dunklen Schlapphut und einem blauen oder roten Tuch um die Hüften unter dem Rock. So lange der Sammet neu, sieht der Anzug ganz schön aus; bei langem Tragen wird er aber blank und schäbig, genähte Körperteile, namentlich Ellenbogen und Knie, wegen sich durch, und diese Stellen werden mit Flecken aus neuem, noch dunklem Stoff ergänzt. Ein solcher Lappenmann, wenn er Kopf, mit umgehängter Kartätschtasche und Flinte, auf seinem struppigen Kleinen daherreitet, gewährt einen gelungenen Anblick. Manchmal sitzen auch Mann und Frau und Kind auf einem Pferd, das nebenbei rechts und links noch große Körbe trägt. Ueber die Bekleidung der Weiber wurde eine deutsche Hausfrau sich auch entrüsten. Im Gebirge trifft man oft auf ganz barbarische Frauen und Mädchen, wie sie der einsamen Wildnis entsteigen, unbekümmert um das feinere Gefühl. Gewand schleppt, als könnte dies der Anstand? Gott bewahre, sie wird weit, und schön, wie man sie selten sieht.

Corte



Val Orto und Monte Cinto Gebirge.

Ein Bandit.

Die Tracht der Frauen und Mädchen besteht aus langen, schwarzen dunklen Röcken und Jacken, hie und da sieht man auch noch die Faldinella, einen mantillenartigen Ueberwurf, der auch den Kopf bedeckt. Eine eigentümliche Staffage des Landschaftsbildes im Flachlande bilden die vereinzelt im Felde stehenden Ueberbauten ähnlichen Brunnen.

Wegen der durch die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation, die vielen hohen Gebirge, die zahlreichen Flüsse und Gebirgsbächen, landschaftlichen Schönheit und der vortrefflichen Lage Ajaccios als klimatischer Kurort ist der Besuch Korsikas allen Touristen sehr anzuraten, namentlich da zu einer Zeit, während welcher in unseren Bergen noch der Winter herrscht, sich dort schon herrliche Wanderungen unternehmen lassen.

Auf der Brautschau.

Novelle

von

Gregor Samarow.

(Schluß.)

Graf Waldheim brachte dem Fürsten, der sich durch eine kurze Ruhe gestärkt und seine Toilette gemacht hatte, den Gruß des Herzogs und die Ankündigung von dessen Besuch.

„Nein," rief der Fürst, „ich will mich nicht von dem Herzog in der Höflichkeit überbieten lassen — ich bin zuerst angekommen, folglich ist es an mir, zuerst zu ihm zu gehen. Wir sind alte Freunde und wollen es bleiben — ich will ihm in jeder Weise zeigen, wie hohen Wert ich auf seine Freundschaft lege, und unsere persönlichen Beziehungen wenigstens sollen nicht durch den Eigensinn meiner Tochter, gegen den ich ja leider nicht streng genug zu sein vermag, getrübt werden! Kehren Sie also sogleich zu Seiner Hoheit zurück, mein lieber Waldheim, und melden Sie dem Herzog, daß ich in einer halben Stunde bei ihm erscheinen werde."

Graf Waldheim, der mit einer gewissen verzweiflungsvollen Gleichgiltigkeit alles über sich ergehen ließ, machte keine Einwendung.

Im Grunde war es ja auch gleichgiltig, wo sich die beiden hohen Herren begegneten.

Er wendete sich zur Thür, als der Adjutant eintrat und meldete, daß der Hofmarschall Seiner Hoheit des Herzogs, Baron Werdenberg, um Audienz bitte.

Auf den Wink des Fürsten trat Herr von Werdenberg ein und überbrachte demselben, nachdem er sein Erscheinen im Reisecostüme mit dem Inkognito entschuldigt hatte, die herzlichste Begrüßung des Herzogs. Dann fügte er, fast die dankenden Worte des Fürsten unterbrechend, hinzu:

„Auf Befehl meines allergnädigsten Herrn und zu dessen schmerzlichstem Bedauern habe ich Eurer Durchlaucht die Mitteilung zu machen, daß Seine Hoheit der Erbprinz, bei aller Verehrung und Hochschätzung, die er für die ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer Durchlaucht der Prinzessin hegt, nicht von denjenigen Gefühlen erfüllt ist, welche nötig wären, um in der beiden Häusern so wünschenswert erscheinenden Verbindung das Glück der Prinzessin und sein eigenes zu sichern. Seine Hoheit hat also zu seinem tiefsten Schmerz davon Abstand nehmen müssen, den bisher in dieser Richtung stattgefundenen Verhandlungen weitere Folge zu geben."

Graf Waldheim blickte besorgt auf den Fürsten.

Dieser sah den Herrn von Werdenberg einen Augenblick mit düsterer Miene an, dann aber erheiterte sich sein Gesicht und lachend sagte er:

„Der Prinz auch? Das ist ja eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Abneigung, denn meine Tochter hat mir soeben dasselbe gesagt. Lassen wir also die Sache auf sich beruhen! Auch wir Fürsten sind ja nicht allmächtig und müssen uns gefallen lassen, daß unsere besten und vernünftigsten Pläne zuweilen scheitern. Dies alles soll mich nicht abhalten, meinem alten Freund herzlich die Hand zu schütteln — soeben sollte Waldheim zu Ihnen gehen, um dem Herzog meinen Besuch anzukündigen, denn Sie werden begreifen, daß ich, der Zuerstangekommene, die Honneurs zu machen wünsche."

Herr von Werdenberg verneigte sich.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß der Herzog sich ganz den so liebenswürdigen Wünschen Eurer Durchlaucht anbequemen wird, doch bitte ich noch um einen Augenblick gnädiges Gehör, um mich eines Auftrages Seiner Hoheit zu entledigen."

„Ich höre," sagte der Fürst.

„Der Herzog, mein allergnädigster Herr," fuhr Herr von Werdenberg fort, „begreift es wohl, daß es den beiden Herrschaften, dem Erbprinzen und der Prinzessin, nicht gerade besonders erwünscht sein möchte, sich nach dieser Wendung der Sache noch persönlich zu begegnen, allein der Herzog ist auch der Ansicht, daß es im Interesse der beiden fürstlichen Häuser liege, die Angelegenheit nach diesem unerwünschten Ausgange so zu behandeln, als ob sie niemals existirt habe, mit einem Wort so, als ob von einer Verbindung zwischen den beiden erlauchten Herrschaften niemals die Rede gewesen sei. Es scheint Seiner Hoheit daher durchaus notwendig, daß keine auffallend schnelle Abreise erfolge, daß der Verkehr der hohen Herrschaften sich so freundlich gestalte, wie es den beiderseitigen allerhöchsten Beziehungen entspricht, und daß der Prinz und die Prinzessin bei der Begegnung gegenwärtig seien, um alle Kommentare abzuschneiden und auch der Dienerschaft jede Veranlassung zu Vermutungen zu nehmen. Die Reise der höchsten Herrschaften hieher müßte ganz und gar aus dem Wunsch hervorzugehen scheinen, die höchstpersönlichen Freundschaftsbeziehungen zu erneuern, und Seine Hoheit haben deshalb dem Erbprinzen den bestimmten Wunsch ausgesprochen, daß Höchstderselbe mit ihm Eure Durchlaucht begrüße — Seine Hoheit hofft und erwartet, daß Eure Durchlaucht in Anerkennung der ihn selbst bestimmenden Gründe auch der Prinzessin Margarethe den gleichen Wunsch Ihrerseits zu erkennen geben wollen."

„Der Herzog hat recht, tausendmal recht!" rief der Fürst. „In der That, wenn sich der Prinz und meine Tochter nicht heiraten wollen, so ist die Sache zu Ende und alles muß äußerlich so gehalten werden, als wenn niemals davon die Rede gewesen wäre. Sagen Sie dem Herzog, mein lieber Herr von Werdenberg, daß ich in einer Stunde mit meiner Tochter bei ihm erscheinen werde. Sie, Graf Waldheim, benachrichtigen die Prinzessin sogleich!"

Graf Waldheim war bleich wie der Tod. Seine Kniee zitterten.

„Durchlaucht," sagte er, „ich weiß nicht, ob die Prinzessin —"

„Gehen Sie — gehen Sie!" rief der Fürst, die Augenbrauen zusammenziehend. „Ich bin nachsichtig genug gegen meine Tochter gewesen und erwarte bestimmt, daß sie meinem Willen gehorche!"

Herr von Werdenberg zog sich nach zeremonieller Verbeugung wieder zurück.

Graf Waldheim schwankte, keines klaren Gedankens fähig, nach der Wohnung der Prinzessin.

„Durchlaucht," rief er, in den Salon eintretend, in welchem die Prinzessin mit Margot in eifrigem Gespräch auf ihrem Divan saß, „Durchlaucht, alles ist verloren, wenn Sie mich nicht retten!" Mit fast gebrochener Stimme teilte er den Befehl des Fürsten mit. „Verweigern Sie den Gehorsam, Durchlaucht," rief er außer sich, „machen Sie diese Begegnung unmöglich, oder es kommt alles an den Tag und wir alle sind verloren!"

„O Durchlaucht — Durchlaucht," rief auch Margot, in Thränen ausbrechend, „helfen Sie — retten Sie! Sie allein können das Entsetzliche vermeiden. Es ist unmöglich — ich kann nicht dort erscheinen — ich würde vor Scham vergehen!"

Die Prinzessin war ruhig. Mit fast heiterem Ton sagte sie:

„Mein Vater hat recht! Dies Versteckenspiel würde die Sache schlimmer und unwürdiger machen."

„O," rief Graf Waldheim, „Eure Durchlaucht wollen uns opfern? Eurer Durchlaucht freilich kann nichts geschehen, aber was soll aus uns werden?"

„Gar nichts Schlimmes, mein lieber Graf," sagte die Prinzessin ruhig, „verlassen Sie sich auf mich! Baron Artenburg und der Erbprinz werden uns nicht verraten, ich bürge dafür, alles wird seinen guten Gang gehen — es wird nichts weiter geschehen sein, als daß eben ein Heiratsprojekt gescheitert ist, wie ja so manche Projekte scheitern. Noch einmal, ich nehme alles auf mich. Trockne Deine Thränen, Margot," sagte sie, ihre Hofdame herzlich umarmend. „Glaubst Du, daß ich Dich im Stich lassen würde, wenn ich meiner Sache nicht gewiß wäre?"

Die Kammerfrau brachte die Botschaft, daß der Fürst die Prinzessin zu sich bitten lasse.

„Gehen wir also," sagte die Prinzessin ruhig, obgleich auch sie ihr Herz höher klopfen fühlte.

„Es ist der Gang zur Richtstätte!" ächzte Graf Waldheim, während Margot, die Hand auf ihr Herz drückend, flüsterte:

„O mein Gott, wie kann ich vor ihm stehen — was wird er von mir denken?"

„Die Schuld fällt ja doch auf mich," sagte die Prinzessin, welche die leisen Worte der Gräfin gehört hatte, „die Wahrheit wird am besten alle diese Verwirrung lösen, und wenn ich diesen Gang gehe, so kannst Du mich wohl auf demselben begleiten."

Der Fürst reichte der Prinzessin den Arm und schritt, von dem Grafen Waldheim geführt, über den Korridor nach der Wohnung des Herzogs.

Der Kammerherr von Rauffenberg folgte mit Margot und dem Adjutanten.

Die Flügel der Thür öffneten sich.

Auf der Schwelle des Vorzimmers erwartete Herr von Werdenberg die Herrschaften.

Der Herzog, von Pergen, Artenburg und seinem Adjutanten gefolgt, kam aus dem Salon dem Fürsten entgegen.

Die hohen Herrschaften umarmten sich herzlich und schüttelten sich dann noch einen Augenblick die Hände, indem sie sich prüfend betrachteten.

„Wie freue ich mich unseres Wiedersehens nach so langer Zeit!" rief der Herzog. „Du hast Dich vortrefflich konservirt, mein alter, teurer Freund — Du siehst noch gerade so aus wie damals, als wir von einander Abschied nahmen; ich bin freilich älter geworden. Doch verzeih," unterbrach er sich, „daß ich über der Freude des Wiedersehens die Prinzessin, Deine Tochter, zu begrüßen vergaß."

Er küßte der Prinzessin mit ritterlicher Galanterie die Hand, betrachtete die schöne und anmutige Erscheinung mit einem Ausdruck des Bedauerns und sprach einige herzliche Worte, welche freilich ein wenig befangen und gezwungen klangen, da er sich der peinlichen Situation erinnerte, die er bei der Begrüßung des Fürsten einen Augenblick vergessen hatte.

Während dies geschah, zeigten Baron Artenburg und Herr von Pergen eine ganz außerordentliche Bewegung — Artenburg wurde in schnellem Wechsel rot und blaß und trat, als ob er etwas Unerhörtes und Unglaubliches vor sich sähe, einen Schritt vor.

Pergen stützte sich auf die Lehne eines Sessels und starrte zu Margot hinüber, welche unbeweglich hinter der Prinzessin stand und die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

„Hier ist mein Sohn," sagte der Herzog, indem er, sich zurückwendend und Artenburgs Hand ergreifend, denselben vor den Fürsten führte.

„Ich freue mich," erwiderte der Fürst, ebenfalls mit einiger Befangenheit, „den Sohn meines alten Freundes kennen zu lernen, und habe mit Vergnügen gehört, daß Eure Hoheit angenehme Tage mit meiner Tochter hier in diesem Bade verlebt haben, in welchem Sie beide der Zufall zusammengeführt."

Er betonte die letzten Worte und reichte dem jungen Mann die Hand, der seinerseits nur einige unverständliche Worte stammelte und unverwandt die Prinzessin ansah, welche, von Purpurglut übergossen, dastand und kaum hörbar flüsterte:

„Er — er — der Prinz —"

Sie drückte die Hand auf ihr Herz, als ob sie dessen Schläge zurückdrängen wolle.

Graf Waldheim, der bei dem Eintritt in den Salon ebenfalls eine Stütze gesucht hatte, da seine Füße ihn nicht mehr weiter tragen wollten, stand einem Marmorbilde gleich da; seine Augen öffneten sich unendlich weit, seine Lippen bebten — dann aber flog ein glückseliges Lächeln über sein Gesicht und er schlug einen so dankbaren Blick zum Himmel auf, wie ein Schiffbrüchiger, der nach qualvoller Todesangst den festen Boden unter seinen Füßen fühlt.

Die übrigen alle standen mit den für solche Gelegenheiten üblichen konventionellen Mienen hinter ihren Herrschaften.

Das Gefolge wurde vorgestellt.

Margot verneigte sich schweigend vor dem Herzog, der ihr einige gnädige Worte sagte, dann aber, flüchtig den scheuen Blick aufschlagend, sah sie, wie der Herzog Herrn von Pergen heranrief und denselben als Baron Artenburg dem Fürsten vorstellte. Ein leiser Schrei entrang sich ihrer Brust — er wurde überhört, da jedermann zu sehr beschäftigt war, seine Haltung dem feierlichen Augenblick anzupassen.

Pergen selbst schwankte zurück und lehnte sich in eine Fensternische.

Während der Vorstellung war Artenburg, oder vielmehr der Erbprinz, zur Prinzessin herangetreten.

„Um Gottes willen," flüsterte er ihr zu, „ist das möglich — Sie, Margarethe, Sie sind die Prinzeß?"

„Und Sie," fragte die Prinzessin, hoch errötend, in reizender Verwirrung, aber doch mit einem Lächeln auf den Lippen, „Sie sind —"

Sie verbarg ihr Gesicht halb hinter dem Fächer, über dessen Rand ihre Augen neckisch hervorblitzten.

„O mein Gott," sagte der Prinz, „was habe ich da gemacht — doch noch läßt sich alles gut machen — darf ich, Margarethe?"

Sie antwortete nicht, aber ihr über den Fächer herüber strahlender Blick schien ihm dennoch eine Antwort zu geben.

Schnell trat er, da die Vorstellung eben beendet war, vor den Fürsten hin und sprach:

„Eure Durchlaucht wollen mir huldreichst gestatten, daß ich, der Zustimmung meines gnädigsten Herrn Vaters gewiß, Hochdenselben eine unterthänige Bitte aussprechen darf, deren Erfüllung mich unendlich beglücken wird."

„Sprechen Sie, mein lieber Prinz, sprechen Sie," erwiderte der Fürst ganz verwundert, indem er einen fragenden Blick auf den Herzog warf, der seinerseits nicht minder erstaunt schien, „Sie dürfen gewiß sein, daß ich mit Freuden bereit bin, alles zu thun, um dem Sohn meines alten Freundes gefällig zu sein."

„Nun denn, Durchlaucht," sagte der Erbprinz mit erhobener Stimme, „unsere Häuser sind durch ihre erlauchten Häupter eng befreundet und ja auch in der Vergangenheit schon mit einander verbunden gewesen, so wage ich es denn, um diese freundlichen Beziehungen noch fester zu knüpfen, Eure Durchlaucht um die Hand Höchstihrer erlauchten Tochter, der Prinzessin Margarethe, zu bitten!"

Ein grenzenloses Erstaunen zeigte sich auf den Zügen der beiden Fürsten und des Hofmarschalls von Werdenberg.

Graf Waldheim rieb sich ganz vergnügt die Hände.

Margot stand immer noch gesenkten Hauptes, in Gedanken verloren, da.

Das Gesicht der Prinzessin verschwand vollständig unter ihrem Fächer.

„Was bedeutet das?" fragte der Herzog stirnrunzelnd den Herrn von Werdenberg, der verlegen die Achseln zuckte.

Der Fürst aber erwiderte mit unsicherer Stimme: „Eurer Hoheit Antrag überrascht mich in der That. Der Herzog, mein verehrter Freund, kann keinen Zweifel darüber hegen, wie erwünscht mir eine solche Verbindung unserer Häuser sein würde — doch meine Tochter — Eure Hoheit werden begreifen, daß ich keinen Zwang auf ihren Entschluß ausüben möchte — daß ich es der Zeit überlassen muß, ob —"

„Zeit, Durchlaucht," fiel der Erbprinz ein, „haben wir genügend gehabt, und da Eure Durchlaucht der Prinzessin die Entscheidung überlassen haben, so darf ich wohl annehmen, daß dieselbe für meine Hoffnungen nicht ungünstig ausfallen werde." Er trat zur Prinzessin, drückte ihre Hand an seine Lippen und führte sie dann vor den Fürsten. „Nun, Margarethe," fragte er, „was sagen Sie zu meiner Bitte, deren Erfüllung Ihr gnädigster Herr Vater in Ihre Hand gelegt hat?"

„Margarethe?" flüsterte der Herzog, während der Fürst mit weit geöffneten Augen sprachlos dastand, „er nennt sie Margarethe! Es ist unglaublich —"

Die Prinzessin ließ langsam den Fächer von ihrem lächelnden Gesicht herabsinken.

„Darf ich denn Nein sagen?" fragte sie. „Einen Wunsch meines Vaters zu erfüllen, darf mir ja kein Opfer zu groß sein."

Der neckische Blick, mit welchem sie den Erbprinzen streifte, schien diesen vollkommen über die Größe des Opfers, das sie ihm brachte, zu beruhigen. Er küßte abermals feurig ihre Hand und rief:

„Meine Margarethe hat entschieden — ich bitte Eure Durchlaucht und meinen gnädigsten Herrn Vater um ihren Segen!"

„Das begreife, wer es kann!" rief der Herzog, indem er die Prinzessin, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigte, herzlich begrüßte.

Der Fürst umarmte den Erbprinzen, sah den Grafen Waldheim fragend an und trat dann zu dem Herzog.

Die beiden hohen Herren schüttelten sich die Hände, während sie einander groß ansahen. Keiner mochte fragen und doch schien jeder vom andern die Aufklärung dieser so ganz überraschenden Scene zu erwarten.

Die übrigen brachten dem jungen fürstlichen Paar ihre Glückwünsche dar, wobei sich die Prinzessin nicht enthalten konnte, laut und fröhlich aufzulachen, als sie die unendliche Verlegenheit auf den Gesichtern des Herrn von Pergen und der Gräfin Margot bemerkte.

„Warte nur einen Augenblick," flüsterte sie ihrer Freundin zu, „ich will mein Wort einlösen — Du sollst belohnt werden dafür, daß Du Deine Rolle so gut gespielt hast." Sie trat zu dem Herzog und ihrem Vater heran. „Ich muß nun wohl," sagte sie, „die Entstehung des Rätsels aufklären, das hier soeben eine so freundliche Lösung gefunden hat."

In launiger Heiterkeit erzählte sie nun, wie sie mit ihrer Hofdame die Rollen getauscht und die Zustimmung des Grafen durch die Drohung erzwungen habe, ohne diese Bedingung nicht nach Bergenau zu reisen.

„Ich konnte nicht ahnen," fuhr sie fort, „daß Seine Hoheit ebenfalls mich aus der Verborgenheit des Inkognitos heraus beobachten würde, was ich, beiläufig gesagt, recht unartig finde."

Der Erbprinz sah sie mit glückstrahlenden Blicken an. Graf Waldheim aber, der hinter seinem Herrn stand, flüsterte so laut, daß der Fürst es verstehen konnte, vor sich hin: „Ich wußte es wohl, aber ich durfte es ja nicht verraten, um die freudige Ueberraschung nicht zu verderben."

„So kam es denn," fuhr die Prinzessin fort, „daß ich — der Herr von Pergen wird mir verzeihen — es für unmöglich hielt, die Wünsche meines Herrn Vaters zu erfüllen —"

„Und ich," fiel der Erbprinz ein, indem er die Hand der Prinzessin an seine Lippen führte, „habe die Gräfin Rheinau um Verzeihung zu bitten, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte, meines gnädigen Herrn Vaters Wünsche zu erfüllen."

„Nun, was sollen wir dazu sagen?" fragte der Herzog den Fürsten. „Es war ein verwegenes, ein unverantwortliches Spiel, bei dem freilich die unmittelbar Beteiligten sich keinen Vorwurf zu machen haben, da sie die gleichen Waffen gegen einander brauchten; was sollen wir machen —"

„Bonne mine au mauvais jeu," fiel der Fürst lachend ein, „was bleibt uns anderes übrig?"

Auch der Herzog lachte und die noch bewölkte, zweifelnde Miene der übrigen klärte sich sogleich pflichtschuldigst auf.

Herr von Werdenberg lächelte. Graf Waldheim lächelte ebenfalls, indem er dem Fürsten zuflüsterte:

„Uebrigens war ich ja da, alles zu überwachen."

Die Adjutanten lachten; am lautesten aber lachte der Kammerherr von Rauffenberg — nur Herr von Pergen und Gräfin Margot blieben ernst und nachdenkend.

Margot trat zur Prinzessin und flüsterte derselben mit bittendem Blick einige Worte zu.

Die Prinzessin sagte, indem sie ihre Hand auf den Arm ihres Vaters legte:

„Da nun der Rollenwechsel nach der einen Seite hin zu einem so glücklichen Ende geführt hat, so möchte ich auch, daß alle sich freundlich dieses gewagten Spiels erinnern, bei dem es sich wohl um hohen Einsatz handelte. Der Herr von Pergen oder vielmehr der Baron Artenburg und meine liebe Margot haben ein großes Verdienst um den heitern Abschluß dieser Komödie, welche sich gar leicht zur Tragödie hätte verkehren können, denn hätten der falsche Erbprinz und die rechte Prinzessin ebenso wie der rechte Erbprinz und die rechte Prinzessin sich zusammengefunden, so wäre der Rollenwechsel recht böse gewesen."

„Recht böse," sagte der Erbprinz, leicht schaudernd, „das habe ich empfunden und nicht wenig dabei gelitten."

„Nun denn," fuhr die Prinzessin fort, „der Herr von Pergen-Artenburg und meine liebe Margot konnten also, so großes Unheil zu verhüten, nichts Besseres thun, als sich in einander zu verlieben."

„O Durchlaucht!" rief Margot, von Purpur übergossen.

„Laß mich," fuhr die Prinzessin lachend fort, „wir sind bei den Aufklärungen und nur die volle Wahrheit darf jetzt gelten! Da nun unsere beiden Freunde sich so außerordentlich verdient gemacht haben, indem sie das Spiel ernst nahmen, müssen wir auch ihre Herzensangelegenheiten ernst nehmen. Ich bitte also meinen gnädigen Papa, bei dem Grafen Waldheim um Margots Hand für den Baron Artenburg zu werben — ich meinerseits werde doppelt glücklich sein, wenn ich meine Freundin mit in meine neue Heimat nehmen kann."

„Nun, das ist ja hier alles wie mit Zauberei zugegangen," sagte der Fürst äußerst heiter, „der kleine Liebesgott, der sonst so viel Verwirrung in der Welt anrichtet, hat diesmal mit seinen Pfeilen glücklich die richtigen Herzen getroffen. Ich muß wohl thun, was meine Tochter wünscht und, nicht wahr, Waldheim, Sie geben mir keinen Korb?"

Die Miene des Grafen Waldheim zeigte das höchste Erstaunen, er blieb einen Augenblick sprachlos und sah Herrn von Rauffenberg an, der seine Augen übermäßig weit öffnete und ganz entsetzt zu Margots lieblich errötendem Gesicht hinüber starrte.

„Das Jagdamt ist vakant," fiel der Herzog ein, „ich bitte, die Werbung für den Hofjägermeister von Artenburg zu machen!"

Graf Waldheim stammelte einige unverständliche Worte und verneigte sich tief vor dem Fürsten.

Margot stand neben der Prinzessin.

Artenburg-Pergen war in der Erregung des Augenblicks ganz glückstrahlend neben den Erbprinzen getreten.

„Nun," sagte der Herzog, „da haben wir ja nur nötig, eine Quadrillentour zu machen und alles ist in Ordnung. Chassez croisés!" kommandirte er, in die Hände klatschend.

„Chassez croisés!" wiederholte der Fürst, herzlich lachend.

In demselben Augenblick begann unter den Fenstern des Hotels die Badekapelle mit voller Hornmusik eine Quadrille à la Cour zu spielen.

„Bravo — bravo!" rief der Erbprinz, in die Hände klatschend.

Die Prinzessin und Herr von Artenburg wechselten, an einander vorbeipassirend, ihre Plätze.

Der Prinz reichte der Prinzessin die Hand, ebenso Artenburg der Gräfin Margot, und die beiden Paare traten nach dem Takt der Musik vor die beiden Fürsten, um sich tief vor denselben zu verneigen.

Die hohen Herren umarmten ihre Kinder und schüttelten Artenburg und Margot herzlich die Hände.

„Es bleibt uns nichts mehr übrig," rief der Fürst, „als zu rufen: Es leben die glücklichen Brautpaare, hoch!"

Die übrigen fielen ein, nur Herr von Rauffenberg stand noch immer wie von Entsetzen gelähmt da.

In dem Augenblick, in welchem das Hoch in dem Salon erklang, fiel draußen vor dem Hotel ein vielstimmiger Hochruf ein und die Musik begleitete denselben mit einem schallenden Tusch.

„Was bedeutet das?" sprach der Herzog, indem er in die Nähe des Fensters trat. „Eine große Menschenmenge ist vor dem Hause versammelt — man schwingt die Hüte. —"

„Sollte unser Inkognito verraten sein?" fragte der Fürst. „Nun, es hätte jetzt nicht mehr viel zu sagen."

In demselben Augenblick trat der Kammerdiener des Herzogs ein und meldete ganz ängstlich:

„Eure Hoheit sind erkannt — Seine Durchlaucht ebenfalls. Die Vertreter der Gemeinde sind da und bitten um Audienz, die hohen Herrschaften zu begrüßen!"

„Nun, mögen sie kommen!" rief der Herzog. „Nicht wahr, Du bist einverstanden, verehrter Freund?"

„Vollständig," sagte der Fürst, indem er den Arm des Herzogs nahm und den Erbprinzen und die Prinzessin an seine Seite winkte.

Die Thüren wurden geöffnet.

Herr von Stolten in tadellosem schwarzem Anzug, den Hut in der Hand, führte den Bürgermeister und die Mitglieder des Magistrats in den Salon.

Die Verlegenheit der Begrüßungsreden wurde abgekürzt, denn der Herzog rief schon nach den ersten Worten:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und mit mir mein teurer Freund, der Fürst von Helmenstein-Hohenburg! Das schöne Bergenau wird uns unvergeßlich bleiben, denn hier haben wir ja die höchste Freude erlebt — unsere alte Freundschaft neu zu befestigen durch die Verlobung meines Sohnes und Erbprinzen mit der Durchlauchtigsten Prinzessin von Helmenstein-Hohenburg!"

Er deutete auf das fürstliche Brautpaar, das sich freundlich gegen die Magistratsdeputation verneigte.

Herr von Stolten starrte den Erbprinzen und die Prinzessin einen Augenblick in grenzenlosem Erstaunen

an, dann sah er ebenso verwundert auf den Baron Artenburg und die Gräfin Margot. Schnell aber faßte er sich wieder und rief:

„Mit Erlaubnis der Allerhöchsten Herrschaften drücken wir unsere Teilnahme an dem freudigen Ereignis durch den Ruf aus: Das fürstliche Brautpaar, es lebe hoch!“

Er eilte zum Fenster, winkte hinaus und von neuem schallten die Jubelrufe unter dem Tusch der Hörner von unten herauf.

Die hohen Herren und das Brautpaar zeigten sich am Fenster und wurden immer von neuem mit Hochrufen und Hörnerfanfaren begrüßt.

Der Fürst winkte den Grafen Waldheim heran und dieser eilte, nachdem er den Befehl seines Herrn empfangen, hinaus.

Herr von Rauffenberg schien jetzt aus seiner Betäubung zu erwachen. Er folgte dem Grafen, ereilte ihn auf dem Flur und sagte: „Aber, Excellenz, was bedeutet das alles? — Hatte ich nicht Ihr Wort wegen — wegen der Gräfin Margot?“

„Mein bester Freund,“ sagte Graf Waldheim achselzuckend, „was soll ich machen? Sie sehen ja, daß die Herrschaften selbst die Entscheidung getroffen haben —“

„Aber das ist fatal — sehr fatal!“ rief Herr von Rauffenberg.

„Fatal, mein lieber Rauffenberg,“ rief Graf Waldheim, „fatal ist heute nichts, und wenn mir der Teufel in Person entgegenträte, ich glaube, ich würde ihn in die Arme schließen und an meine Brust drücken!“

Er ließ den Kammerherrn stehen und eilte dem dienstfertig daherkommenden Wirt entgegen, mit dem er sich angelegentlich besprach.

Eine Stunde später fand in dem großen Saal eine mit allem Glanz, dessen das Hotel fähig war, hergerichtete Tafel statt, zu welcher auch der Badekommissär von Stolten und die Spitzen der Stadtbehörden befohlen waren.

Das Diner verlief außerordentlich heiter, und selbst der Herr von Rauffenberg unterhielt sich, als der Winter seines Mißvergnügens durch die Frühlingsgeister, welche den Kellern des Hotels entstiegen, gebrochen war, außerordentlich heiter und herablassend mit einem neben ihm sitzenden Magistratsdeputirten, während Graf Waldheim dem Bürgermeister leise anvertraute, wie geschickt und vorsichtig er diese ganze delikate Angelegenheit zu so glücklichem Ende geleitet habe.

Am glücklichsten aber war der Badekommissär von Stolten, denn während man den Kaffee nahm, traten infolge der Verwendung des Erbprinzen die diensthuenden Adjutanten zu ihm heran, um ihm im Namen ihrer hohen Herren die Ritterkreuze der Hausorden des roten Löwen von Bertingen und des blauen Falken von Helmenstein-Hohenburg in eleganten Etuis zu überreichen.

Ganz zitternd vor freudiger Erregung brachte der glückliche Badekommissär dem Fürsten seinen diesmal in der That aus tiefstem Herzen hervorströmenden Dank dar, und als die sämtlichen hohen Herrschaften dann auf der Promenade inmitten der festlich geschmückten Badegäste erschienen, sich außerordentlich gnädig alle Bekannten des Prinzen und der Prinzessin vorstellen ließen und das Versprechen gaben, einige Tage in Bergenau zu verweilen, da spielte der Herr von Stolten trotz des Grafen Waldheim und des Herrn von Werdenberg mit außerordentlicher Wichtigkeit und Würde die Rolle des Hofmarschalls der beiden hier vereinigten Höfe; nicht mehr sehnsüchtig, sondern mit stolzer Befriedigung blickte er zuweilen auf die linke Brustseite herab und seine Freude wurde noch besonders gewürzt durch den neidischen Blick, mit welchem der Kommerzienrat die beiden funkelnden Kreuze betrachtete.

Reichsbankpräsident von Dechend.

Das Deutsche Thor in Metz. Nach einer Skizze von C. Häberlin II.

Zwei ungleiche Schwestern.

Zeichnung und Gedicht von Marie Berg-Nürnberg.

Weit in fernen heißen Zonen, an der Küsten blüh'ndem Strand,
Wo die Palmen mächtig thronen, ragend über See und Land,
Blickt aus dunklen Cedernwäldern licht des Pflanzers Haus hervor,
Das der Deutsche in der Ferne traut zur Heimat sich erkor.

Und auf blühend reichen Matten, wo der Kaktus üppig steht,
Wo Liane sich und Farne wuchernd rankt zum grünen Beet,
Sind zwei junge Menschenblumen froh zu Spiel und Scherz vereint —
Ob die Tropensonne oftmals solch ein ungleich Paar beschreint?

Dieser glänzt das Haar im Golde — schwarz der andern kraus Gerank
Dieser Glieder licht und holde — jener feurig, braun und schlank.
Doch ob auch der beiden Antlitz ungleich fremden Stempel trägt,
Hat doch einst die gleiche Amme beide an der Brust gehegt.

Und so spielen sie in Eintracht in der Sonne heißer Glut —
Freudig rollt durch beider Adern ihrer Jugend rasches Blut
Seht, des Nordens lichte Tochter tauschte mit des Südens Kind
Ihre Tracht, und beide jubeln, wie sie so verwandelt sind.

O du selig Kinderleben, das noch keine Schranken kennt,
Das die Kinder jeden Stammes freudig seine Brüder nennt!
Sieh, schon tagt die Morgenröte, da die schöne Zeit erscheint
Die auch uns mit fernen Stämmen treu in Brüderschaft vereint!

Digitized by Google

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Von

Elise Polko.

(Schluß)

In jene Tage fiel wohl auch der Beginn der innigen Freundschaft der großen Sängerin mit einer jungen Künstlerin, die reichen Anteil hatte an den verschiedenen Glanzepochen der Dresdener Hofoper durch ihre schöne Stimme und schauspielerische Begabung, mit der liebenswürdigen und gefeierten Henriette Wüst-Kriete.

Das anmutige „Jettchen" — die vortreffliche Frau lebt als geschätzte Gesanglehrerin in der sächsischen Hauptstadt — hatte auch den jungen Richard Wagner gesungen genommen, den sie, damals noch ein blutjunges Ding, schon in Leipzig kennen lernte, wo sie ihre ersten Bühnenversuche wagte.

Gar manchesmal hat Henriette Wüst im Hause einer beiden befreundeten Familie mit ihm unschuldige Kartenspiele gespielt und ihn dabei, wie er später so oft lachend behauptete, nach Herzenslust und mit „echt weiblichem Geschick" gründlich „bemogelt".

Mit lebhafter Freude begrüßte Wagner seine junge Leipziger Freundin später in Dresden wieder. Als 1842 „Rienzi" studirt wurde mit der Schröder, Tichatschek und der Wüst-Kriete, war der damals noch so unbekannte Komponist dermaßen gerührt in den Proben über den Eifer und die Hingabe der Künstler an sein Werk, daß er sie alle verschiedenemale mit Thränen umarmte und ihnen in der innigsten Weise dankte. Später sang denn auch Frau Kriete, die bisher die Irene gesungen, auf Wagners besonderen Wunsch, als die Schröder-Devrient Dresden verlassen, den Adriano mit dem größten Erfolg.

In dem Buche ihrer Erinnerung stehen ein paar heitere kleine Episoden verzeichnet aus jenen Tagen, gleichsam ein Terzett zwischen der Schröder, der Kriete und Wagner, wiederum bei Gelegenheit des Rienzistudiums. Die geniale Wilhelmine konnte nämlich anfangs durchaus nicht ihren Adriansopran in dem Duett des letzten Aktes lernen und war außer sich darüber. Man veranstaltete nun nach der großen Probe im Theatersaal noch eine Privatprobe, eben dieses Duetts halber. Wagner begleitete. Es ging aber trotzdem durchaus nicht. Der Komponist exaltirte sich, und aufbrausend im höchsten Zorn, warf plötzlich der beißblütige Adriano dem jugendlichen Meister die Partie an den Kopf mit dem Ruf: „Sing Er seinen Quark selber!" und verschwand.

Wagner war ganz blaß geworden, schlug die Hände zusammen und fragte, zu seiner jungen Freundin gewandt, ganz kleinlaut: „Ja, was nun?!"

Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen mitleidig an — wie sollte sie Rat wissen?!

„Halt, ich hab's!" rief er da plötzlich, sich aufrichtend. „Ich schreib' ihr bei jedem Takt die Akkorde ein, dann wird's gehen!"

Und es ging — und wie!

Bei der großen Adrianoarie hatte Richard Wagner der Devrient notirt: „Sitzt auf einer zerbrochenen Säule und brütet."

Wilhelmine trat in der Probe an das Pult des Komponisten, klopfte ihn auf die Schulter und fragte mit tiefem Ernst: „Aber was soll ich denn brüten?"

Und alle Anwesenden, Rienzi-Tichatschek an der Spitze, erschütterten fast vor Lachen über das betroffene Gesicht des jungen Komponisten.

Aus einer späteren Zeit stammt auch ein Zettelchen seiner Hand, an Henriette Kriete, folgenden Inhalts:

„Liebe Freundin!

„Ich sende Ihnen vorläufig die Partie zur neunten Sinfonie, damit mein Herz Ruhe hat, die Kapelle wird ihre Einladung noch extra machen. Die Partie zu „Christus" nur Elberg (eine Dresdener Straße) wird Ihnen Reissiger schicken — weil er da wohnt.

Ihr Dich liebender
Richard Wagner."

Harmlos und heiter wie diese Zeilen, von fast kindlichem Wesen, so tanzten ihn in jener Zeit alle, die mit ihm in Berührung kamen, und den kleine Künstlerkreis, der sich um ihn und seine schöne junge Frau baldete, verlebte unvergeßliche, wunderbar anregende Stunden mit ihm.

Die zweite Glanzepoche der Dresdener Oper, mit Jenny Ney als Mittelpunkt, brachte herrliche Aufführungen dem Dresdener Publikum. Als eine Meisterleistung im Ensemble wird Mozarts Idomeneo bezeichnet. Neulich und jungfräulich wird die gefeierte Sängerin als Elisabeth im „Tannhäuser" genannt, und das Duett in den „Hugenotten" mit Marcel:

„Ich bin ein Mädchen — o Marcel,
Das ihn liebt
Und das sein Leben willig gibt für ihn!"

soll in seiner Weise, mit diesem Stimmklang, dieser Weich-Lautefülle ebenso rollender gewesen sein als der vierte Akt und das große Duo mit Raoul mit der Schröder-Devrient es war.

Frau Kriete dürfte wohl die letzte sein, die von den beiden Glanzperioden erzählen könnte.

Eine Begegnung Jennys mit dem jetzigen deutschen Kaiser, als er noch Prinzregent war, gehört auch in das Lebensbuch der Heimgegangenen.

Es war im Jahre 1858 als Frau Kriete ihre geliebte Freundin nach Frankfurt am Main zu einem Gastspiel begleitete. Mitten in ihren dortigen Triumphen erhielt Frau Burde-Ney einen Brief ihres Mannes aus Dresden mit der überraschenden Nachricht, er müsse nach Berlin und in den Krieg.

Vorbei war das Singen. — Die geängstigte Frau beschloß, sofort nach Baden-Baden zu gehen, um den Prinzregenten, der sich eben dort aufhielt, um eine Audienz zu bitten. Hatte sie doch so oft in Berlin, auf der Bühne wie in den Hofkonzerten, gesungen und die herzerfreuendsten Beweise der Huld des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm erfahren. Er allein konnte hier helfen, und er würde helfen in seiner Güte — das war der Refrain aller ihrer Gedanken.

Die Freundinnen betraten nach einer in großer Erregung zurückgelegten Reise den Kurgarten in Baden-Baden und erkannten sofort auf dem Balkon des Palais die jetzige Kaiserin, den Prinzregenten und das junge großherzogliche Paar. Die hohe Frau hielt eben ein Fernglas in der Hand und fixirte die Neuangekommenen. Sie schien sofort die Sängerin, die sie in Berlin lebhaft bewundert, erkannt zu haben und ihre Umgebung auf sie aufmerksam zu machen.

Frau Ney, dadurch ermutigt, gab hierauf unverzüglich ihre Karte im Palais ab.

Mit heftiger Unruhe erwarteten nun die Freundinnen irgend ein Zeichen.

Da plötzlich erscheint die hohe Gestalt des Prinzregenten auf der Schwelle des Palais, schreitet dann langsam durch den Kurgarten und direkt auf die beiden Sängerinnen zu. Mit all der ihm eigenen Leutseligkeit und Freundlichkeit fragt er: „Nun, was ist denn, was wünschen Sie?"

„Ach, Königliche Hoheit — mein Mann ist nach Berlin berufen worden und soll in den Krieg!"

Der Prinzregent lacht — es war ein herzliches, heiteres Lachen.

„Ah! Sie möchten ihn also gern frei haben?"

„Ach ja — Königliche Hoheit."

„Ja, das geht aber nicht, wie eine Frau denkt, aber — schreiben Sie an das Kriegsministerium — ich will dann schon sehen, was sich thun läßt!"

Der königliche Herr lächelt, reicht ihr die Hand, grüßt und geht.

Herr Bürde aber durfte nach Dresden zurückkehren.

Wie gern und dankbar erzählte seine Frau diese kleine Episode, und mit welch begeisterter Verehrung hing sie zeitlebens an dem deutschen Kaiser.

Niemand konnte gütiger und warmherziger sein als Jenny Ney, dieser damalige und langjährige Liebling des Dresdener Publikums — es war ihrem Herzen geradezu Bedürfnis wohlzuthun und mitzuteilen. Sie war es auch, die sofort ihre Honorare in allen Webberschen Opern für das Denkmal Karl Marias in warmer Bewunderung seines Genius einsandte.

Die heute so notwendig erscheinende Reklame hat Jenny Ney nie gebraucht. Wo sie auftrat, in Deutschland, Oesterreich sowie in England, siegte sie durch die Macht und den Glanz ihrer Stimme und die Kunst ihres Gesanges. Blumen und Kränze, das heutige sogenannte „grüne Gemüse", das leider in verschwenderischem Maße der Mittelmäßigkeit zu Füßen gelegt wird und somit seinen Wert als Zeichen der Bewunderung längst verlor, brachte man ihr dar als wirklichen freudigen Tribut, den man ihrer künstlerischen Größe zollte.

In der Liebe zu ihren Kindern — einem Sohn, einer Tochter und einem Stiefsohn — und der treuen Sorge für das Kleeblatt, fand ihr Herz bis zu seinem letzten Schlag seine schönsten Freuden. Und wie zärtlich und dankbar hingen alle drei an ihr.

Der Sohn, der seine juristische Carrière aus unüberwindlicher Liebe zur Kunst aufgab und sich jetzt der Bühne widmet, scheint das Musiktalent seiner Mutter und Großmutter geerbt zu haben. Man rühmt seine schöne Baritonstimme und seinen edlen, seelenvollen Vortrag. Die hochbegabte Tochter ist Schauspielerin in Koburg. Vor zwei Jahren trat sie in Dresden als Lady Rutland in Laubes „Essex" und als Maria Stuart auf unter ungewöhnlichem Beifall, und die Mutter saß voll Glück und Angst neben der treuesten Freundin im dunkelsten Winkel einer Loge und die thränenvollen zärtlichen Mutteraugen hingen an dem geliebten, talentvollen Kinde. Der Stiefsohn der Heimgegangenen betrauert drüben im fernen Amerika den Verlust des leidenschaftlich geliebten guten Engels seiner Kindheit und Jugend.

Die treue Freundin aber, Henriette Kriete, war es, die ihre letzte Ruhestätte bereiten half.

Die Nachtigallen singen nun an dem grün beschatteten Plätzchen, wo die Asche einer Nachtigall ruht.

— — — Sie schlagen
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen
Von der alten schönen Zeit."

Jenny Bürde-Ney gehörte zu jenen immer seltener werdenden Sängerinnen, für welche nach unseres Schillers Worten die „holde Kunst" noch

„eine hohe, himmlische Göttin",

nicht aber, wie leider so oft sichtbarlich in unseren Tagen, nur:

„eine nützige Kuh,
die uns mit Butter versorgt."

Deshalb jetzt und immerdar: — Ehre ihrem Andenken!

Der Präsident der deutschen Reichsbank.

(Hierzu das Bildnis S. 1124.)

Große Ideen bedürfen zu ihrer praktischen Gestaltung nicht bloß einsichtsvoller, sondern auch organisatorisch begabter Männer; es ist, wie längst anerkannt worden, keiner der geringsten Vorzüge unseres Kaisers Wilhelm und seines großen Kanzlers, zur rechten That auch die rechten Männer stets gefunden zu haben. In der Person des Herrn von Dechend, des langjährigen Leiters der preußischen Bank, waren nicht bloß die Garantien geboten, daß derselbe die schwierige Aufgabe der praktischen Einrichtung und Leitung einer solchen umfassenden Schöpfung, wie die Reichsbank sich darstellte, gewachsen sein würde, sondern man durfte zugleich sicher sein, daß dieser Mann mit weitem Blick auch die Ziele überschaute, nach denen das deutsche Reich auf dem Gebiete des Kreditwesens zu streben hatte. War es doch Herr von Dechend gewesen, der schon im Jahre 1865 einen Gesetzentwurf im preußischen Landtage eingebracht hatte, der, wenn er nicht an kleinlicher Opposition gescheitert wäre, bezweckt hätte, in ganz Deutschland Filialanstalten der preußischen Bank einzurichten und dem trostlosen Zustande, daß selbst die in Preußen endavirten kleinen Bundesstaaten gegenüber den preußischen Noten als Ausland galten, ein Ende zu machen. Obschon aus dem Juristen-, nicht Bankierstande hervorgegangen — Herr von Dechend war Landrat, als im Jahre 1848 der Ruf an ihn erging, unter der Leitung von Hansemanns die Organisation der Darlehnskassen in jener Zeit der Not zu übernehmen — erwies sich derselbe gleichwohl von solcher Begabung für seine spätere Wirkungssphäre, daß er, nachdem er kurze Zeit die Stellung eines vortragenden Rats im Handelsministerium inne gehabt, bald darauf in das Direktorium der preußischen Bank berufen und nach dem Tode des damaligen Präsidenten von Lamprecht im Jahre 1851 mit der obersten Leitung der Bank betraut wurde. Seitdem hat Herr von Dechend, dessen Bildnis wir vorstehend dem Leser bieten, an der Spitze der preußischen Bank und insbesondere seit 1875 auch der Reichsbank in rastloser Arbeit gewirkt, und nicht nur das letztere Institut zu hoher Entwicklung gebracht, sondern damit zugleich einen bestimmenden, unberechenbaren Einfluß auch auf Handel und Industrie ausgeübt.

Durch zwei mächtige Kanäle leitet die Bank Kapitalien zu sich, durch das Noten- und das Depositen- (Giro-) Geschäft. Während das erstere auf indirektem Wege Kapitalien herbeischafft, nimmt das letztere ganz direkt Darlehnskasse aus der Kassen der Privaten entgegen, um mit denselben Aktivgeschäfte, besonders Wechselankauf und Lombardverkehr, betreiben zu können. Bei sonst gesunden Verhältnissen, insbesondere bei einem guten Deckungssystem und bei vorsichtiger Leitung der Darlehnsgeschäfte kann eine Steigerung der Notenausgabe und des Giroverkehrs als ein Gradmesser der allgemeinen Produktivität angesehen werden. Trotz aller Unbedenklichkeit bei der Notenemission aber liege vorzugsweise Vermehrung der Noten Ausdehnung der Kreditwirtschaft, und es wird daher, noch abgesehen von anderen Gründen, in Theorie und Praxis mit Recht für eine wünschenswertere Entwicklung angesehen, wenn nicht die Noten, sondern die verfügbaren Depositen oder Giralgelder in verhältnismäßig größerer Zunahme begriffen sind. Durch den Giroverkehr wird volkswirtschaftlich der große Vorteil erreicht, daß ein möglichst großer Teil aller zur Zeit verfügbaren Gelder, die sonst brach in den Kassen der Geschäftsleute liegen würden, durch die Vermittlung der Bank jederzeit dem Verkehre flüssig gehalten wird. Zugleich wird durch den Giro- und durch den damit in engster Verbindung stehenden Checkverkehr der Geschäftswelt unendlich viel an Mühe, Kosten und Zeit erspart, während die Bank zugleich zu den billigsten Bedingungen und, da sie keine Zinsen vergütet, nur gegen die Kosten ihrer Mühewaltung Kapitalien an sich bringt. Es ist ein Hauptverdienst des Leiters der Reichsbank, worauf derselbe mit Stolz blicken darf, den Giroverkehr in Deutschland nach dem Muster Frankreichs und Englands in wenig Jahren zu hochbedeutsamer Ausdehnung gebracht zu haben.

Es darf nach alledem nicht wundernehmen, wenn bei einer so großartigen Steigerung der Geschäfte von Jahr zu Jahr, wie sie bei der deutschen Reichsbank zu verzeichnen ist, eine Vermehrung der Beamtenkräfte, der Filialen, die neuerlich über Deutschland verbreitet sind, hat eintreten müssen. Insbesondere drängt dazu auch eine von Herrn von Dechend im Jahre 1873 namentlich nach dem Vorbilde der Bank von Frankreich getroffene Einrichtung, die dazu bestimmt ist, dem großen, Kapital besitzenden Publikum entgegen zu kommen: wir meinen das Comptoir für Aufbewahrung von Wertpapieren, der offenen und verschlossenen Depositen. Wie sehr die Zahl derjenigen gewachsen ist, welche die Sicherheit der Bankkeller ihren eigenen Geldspinden vorziehen, — zudem bezweckt die Bank gegen geringe Vergütung die Coupons- und Verlosungskontrolirung — zeigt nicht nur die unverhältnismäßig große Zahl der Beamten dieses Ressorts (100 gegen circa 1200 der Hauptbank und ihrer Filialen), sondern zumeist das ganz erstaunliche der deponirten Stücke und Werte.

So krönen sich denn der Erfolg nach allen Richtungen hin die hohe Bedeutung der umsichtigen und unermüdlichen Thätigkeit des Präsidenten der deutschen Reichsbank, und es ist nicht mehr als billig, daß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, das er Ende September dieses Jahres feiert, in würdiger Weise gedacht wird.

Dr. M. Ju.

Das Deutsche Thor in Metz.

(Hierzu das Bild S. 1124.)

Kehrt man von einem Ausflug auf das Schlachtfeld vom 14. August 1870 auf der großen von Napoleon I. angelegten Kaiserstraße über Kaiserfelle Belle-Croix nach Metz zurück, so hat man, bevor der Wagen über die Zugbrücken rasselt, einen nur einzig noch vorhandenen interessanten Anblick, durch den sich der Beschauer in die Zeiten des Mittelalters zurückversetzt glaubt. Erhöht wird unsere Verwunderung durch das plötzliche Erscheinen desselben, indem die Straße sich zwischen den Festungswerken vielfach windend bis zur Enceinte hinzieht; erst kurz vor dieser taucht dann infolge einer scharfen Biegung der Straße der überraschende Anblick mittelalterlicher Befestigung vor unseren Augen auf: das Deutsche Thor.

Unser Bild gibt dasselbe in seinem heutigen Zustand: ein Gemisch aus dem Bau zu Ende des elften Jahrhunderts mit dem Umbau des Jahres 1445 sowie der Verschönerung durch Banden zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Bereits in den ältesten Zeiten war bei den Völkern das Bedürfnis vorhanden, schon durch die Natur geeignete Plätze

zu einem Schutz- und widerstandsfähigen Ort gegen feindliche Invasion zu machen.

Die Gallier hatten daher an der Stelle des heutigen Metz einen festen Platz und diese oppida führte den Namen Divodurum. Der feste Platz war vorzüglich gewählt, denn auf zwei Seiten war derselbe durch Flüsse, welche sich hier vereinigen, gegen jeden feindlichen Angriff gesichert, im Westen durch die Mosel, im Norden durch die Seille, während im Osten ein fast senkrechter Felshang den Zugang sehr schwierig machte. Die Südseite war nach Art gallischer Festungsmauern abgeschlossen, indem Baumstämme und Balken kreuzweise aufeinandergelegt und die Zwischenräume mit Felsstücken und Erde ausgefüllt waren.

Die Römer, für deren Kriegsoperationen gegen die noch unbesiegten germanischen Stämme die günstige Lage von Divodurum zur Sicherung der Grenze gegen feindliche Einfälle eine überaus wichtige war, schufen diesen Platz zu einer der stärksten Festungen um und legten auch in der Umgegend in einer Entfernung von zwei bis fünf Meilen verschiedene Befestigungen an. Noch heutigen Tages erinnert uns eine Straße und ein Thor der Festung an eine jener altrömischen Befestigungen; es ist das damals nach Scarpone (Serpone, in der Nähe des heutigen Dieulouard) führende Thor, La porte Serpenoise mit der rue Serpenoise.

Der Name Divodurum erhielt sich noch bis ins vierte Jahrhundert hinein und machte dann erst dem Namen Metis Platz. Der Raum in der Festung selbst war ausschließlich Militärstadt, während die römische Zivilbevölkerung in der südlichen Ebene und an den Ufern der beiden Flüsse ihre Niederlassungen hatte.

Von den römischen Prachtbauten, welche einst Metis geschmückt, ist nichts mehr vorhanden. Das großartige und prachtvolle Amphitheater, welches an der Stelle der heutigen Redoute Pâté lag, wurde durch Attila in eine Ruine verwandelt, deren kolossales Steinmaterial am Ende des neunten Jahrhunderts zum Bau der Festungsmauern verwendet wurde.

Von den Thermen, deren eine allein mehr denn zweihundert Säulen aus Vogesengranit geziert haben sollen, ist nichts weiter vorhanden als eine porphyrene Badewanne, welche jetzt in der Kathedrale steht.

Von dem römischen Kaiserpalaste, welcher auf der place St. Croix stand, sind Ueberreste in den Souterrains der Gebäude am nördlichen Ende der rue des Trinitaires zu finden.

Für die einstige Größe und Pracht der Stadt Metis spricht nur noch ein großartig erhabenes Denkmal in der Nähe der Stadt: die Ruinen des Aquädukts bei Jouy. Die Länge desselben betrug 22,172 Meter und er führte in einer Sekunde 500 Liter Wasser zu.

Am 8. April des Jahres 451, am Abend vor Ostern, erschienen unter Attila gleich dem Sturmwind die Hunnen vor Metz; sie überraschten die Einwohner sowie die Besatzung, welche ohne Schonung niedergemetzelt wurden, plünderten die Stadt und Kirchen, steckten die Stadt an allen Enden an und verwandelten diese sowie die ganze Umgebung in Schutt und Trümmer. Nur ein Gebäude, das Oratorium St. Etienne, welches an der Stelle der heutigen Kathedrale lag, blieb inmitten der allgemeinen Verwüstung unversehrt, verteidigt von einer kleinen Zahl Soldaten, Priester und Bürger. Erst langer Jahre bedurfte es dann, bis die Stadt aus ihren Trümmern zu neuem Leben erstand.

Bis zum Ende des neunten Jahrhunderts findet sich in keiner Chronik irgend eine Erwähnung neuer Befestigungen, woraus zu schließen ist, daß bis zu dieser Zeit die alte römische Enceinte als Schutz gedient hat, nachdem sie bei Neugründung der Stadt wieder entsprechend ausgebessert worden war.

Eine gründliche Neuerung der Festungswerke erschien nun zu Ende des neunten Jahrhunderts sehr erforderlich und zwar zum Schutz gegen die gefürchtete Wiederkehr der Normannen, welche im Jahre 882 bei Remich im Luxemburgischen von dem Bischof Wala und dem Grafen Adelar von Metz geschlagen und zur vorläufigen Umkehr bewogen worden waren. Der Bischof war in der Schlacht gefallen; sein Nachfolger, Bischof Robert (882—916), welcher aus einer angesehenen Metzer Familie stammte, betrieb den Neubau sehr energisch. Die Enceinte wurde im Osten und Süden bedeutend über die alte römische erweitert; der Bau selbst aber, zu dem man die Riesensteine der alten im Schutt liegenden römischen Prachtbauten verwendete, wurde mit solcher Hast und Eile betrieben, daß man nicht einmal ein ordentliches durch Mörtel verbundenes Fundament herstellte. Die schweren Steine und Säulen wurden einfach in horizontaler Lage aufeinandergeschichtet und hierauf die weitere Mauer mit ihren Türmen gebaut.

Zu Ende des elften Jahrhunderts war die Befestigung des Bischofs Robert vielfach erweitert und verbessert worden, so namentlich längs der Seille, zunächst dem Deutschen Thor. Ein Teil dieser alten Befestigung, welche aus den mittelalterlichen, die eigentliche Stadtmauer flankierenden Türmen besteht, vor denen sich meist nasse Gräben befanden, ist heute noch vorhanden in dem Teil zwischen Porte des Allemands und Porte St. Barbe. Die Mauern waren drei Meter stark und mit Rondengang versehen, die Bestreichung derselben geschah von den Zwischentürmen aus, welche die Mauer überhöhten. Auf ihren mit Zinnen gekrönten Plattformen, sowie auf denen der Kirchtürme (der Turm der Kirche St. Simon erinnert heute noch daran) wurden die schweren Wurfmaschinen postirt, während in den Etagen Schießscharten für Armbrustschützen angebracht waren. Die Türme selbst waren meist rund, aber auch vier- und fünfeckig gehalten, je nachdem es die Bestreichung der Mauern erforderte.

Die Thore der Stadt waren durch zwei Türme gesichert, zwischen welchen etwas zurückgezogen das eigentliche Thor lag (die beiden runden Türme mit spitzem Dach des Bildes). Die eigentliche Thorsicherung lag in den Fallgattern und Zugbrücken.

Infolge der Verwendung des Schießpulvers sah sich der hohe Rat der freien Reichsstadt zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts genötigt, bedeutende Veränderungen an der Befestigung der Stadt vorzunehmen. Zunächst wurden die Plattformen und Etagen der Türme zur Geschützaufstellung eingerichtet; so heißt es: «qu'on fit à toutes les tours des trous ronds pour l'artillerie». Um dem Angreifer das Herankommen zu erschweren, wurden sodann die Gräben erweitert, vertieft und möglichst unter Wasser gesetzt. Als weiteres Hindernis und zugleich zum Schutz der eigentlichen Mauer wurden fausse-brayes angelegt, das sind niedere Wälle mit breitem Rondengang. Diese Befestigungsart ist ebenfalls noch beim Deutschen Thor links am Wall zu sehen.

Zum bessern Schutz der Thore wurden dann besondere boulevarieques oder châteaux vor denselben angelegt; dieses waren niedere, meist halbrunde starke Türme, ebenfalls mit Zinnen, Plattformen und Etagenfeuer versehen und noch außen wiederum durch Fallgatter und Zugbrücke abgeschlossen. Diese vorderen Türme standen mit den rückwärtigen durch Seitenbaue in Verbindung, welche nach außen ebenfalls Feuerwirkung, also Flankirung der Seitenlinien, gestatteten, während sie im Innern mit den vier Türmen einen vollkommen abgeschlossenen Hof bildeten, worin sich die Wache und der Thorschließer befanden. Auf der einen Seite des Hofs befindet sich ein Säulengang, während darüber ein Rondengang ist, welcher von der Wache zu besetzen war, sobald jemand das Thor passirte und hier im Hof ein ziemlich peinliches Verhör zu bestehen hatte. Erst nachdem alle Bedenken über den Passanten beseitigt waren, öffnete sich demselben das zweite zwischen den rückwärtigen Türmen gelegene Thor; im andern Fall wanderte derselbe zunächst in einen sichern Raum des Thors, worauf dann Anzeige beim hohen Rat erfolgte.

Ein diesen Angaben entsprechender Umbau des Deutschen Thors fand im Jahre 1445 statt und ist noch bis jetzt in der im Bilde angegebenen Weise erhalten.

Gegen Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde Metz durch Vauban und Cormontaigne, den Anforderungen der Zeit entsprechend, derart befestigt, daß die Stadt seitdem den Namen «L'imprenable» erhielt, dem sie bis zum Jahre 1870 auch alle Ehre machte. Aus Vaubans Zeit datirt das vordere Thor im Ravelin (rechts) sowie die hohe, an den rückwärtigen Turm anschließende Escarpemauer; der alte Turm links stammt noch aus dem Mittelalter.

Häberlin II.

Das Tegetthoffdenkmal in Wien.

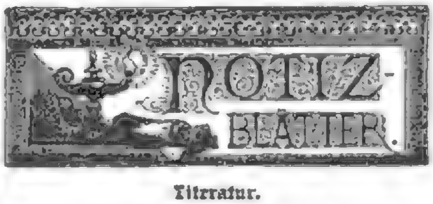
(Hierzu das Bild S. 112[illegible].)

Auf der schönsten Aussichtshöhe bei Pola — dem Monte Zaro — steht, knapp unter der Sternwarte, mit dem Ausblick über den Kriegshafen mit den Panzerkolossen, Werften, Docks und befestigten Eilanden, Kundmanns Tegetthoffdenkmal, welches 1877 Kaiser Franz Josef dem in den schönsten Mannesjahren (im vierundvierzigsten Lebensjahre) heimgegangenen Seehelden hatte errichten lassen. Von desselben Meisters Hand rührt das großartige Monument her, welches „dem heldenmütigen Sieger seine dankbaren Mitbürger" am „Praterstern" zu Wien errichtet haben. In seiner Gesamtheit an die römische Trajanssäule erinnernd, eine Kreuzung von sechs großen Verkehrsadern der Residenzstadt beherrschend, vor den grünen Laubwölbungen des Prater haushoch in den blauen Himmel hinaufwachsend, ist dieses Denkmal seinen Größenverhältnissen nach das imposanteste im Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie und hat überhaupt nur wenige Rivalen auf europäischem Boden aufzuweisen.

Das Werk Kundmanns ist keine Konkurrenzarbeit, sondern infolge direkten Auftrages seitens des Denkmalkomites, dem Erzherzog Ludwig Viktor durch fünfzehn Jahre vorstand, von dem bewährten Meister ausgeführt worden. Schon im Jahr 1871 wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben, doch fand man die eingeschickten Entwürfe unbrauchbar, so daß man sich, von einer neuen Konkurrenzausschreibung absehend, für eine direkte Bestellung entschloß. Kundmann hat sich mit der Arbeit nicht übereilt und nach langwierigen Studien und Vorarbeiten schließlich das Denkmal geschaffen, zu dem Stadt und Reich mit Genugthuung aufblicken. Der Höhe und Mächtigkeit entsprechend, mußten bei diesem Werke große Quantitäten von Rohmaterial verwendet werden. Das Gewicht der Marmorblöcke allein beträgt circa hundert Tonnen (100,000 Kilogramm), jenes des Erzbildes über viereinhalb Tonnen. Das ganze Denkmal besteht aus fünf Teilen: dem granitenen Unterbau, dem von diesem sich aufbauenden marmornen Sockel, welcher das Säulenpostament trägt, und von letzterem aus erhebt sich die aus vier riesigen, nach aufwärts sich verjüngenden „Trommeln" zusammengesetzte Säule, welche auf ihrer Kapitälfläche das elf Fuß hohe Erzbild des Seehelden trägt. Drei Stufen führen auf den Unterbau, der zunächst von den nach zwei Seiten hin weit ausgreifenden und abgerundeten Sockelflügeln überragt wird. Sie sind mit zwei Siegesgöttinnen geschmückt, welche in Muschelwägen thronen und von wild sich aufbäumenden Seerossen über wellige Wasserflächen gezogen werden. Eine dieser Siegesgöttinnen ist — als Verkünderin des Ruhmes und Spenderin des Ruhmeslohnes — mit Posaune und Lorbeerkranz ausgestattet, die andere ist in kämpfender Haltung, mit Schild und Speer, dargestellt. Beide Figurengruppen stehen sich diametral gegenüber. Nach der Richtung der Querachse des Sockels zeigen sich je eine Trophäe und eine Erztafel, die vordere mit der Inschrift: „Lissa, 20. Juli 1866," die rückwärtige mit der Inschrift: „Helgoland, 9. Mai 1864". Beide Tafeln sind mit Tritonen geschmückt.

Aus dieser Basisgruppe, welche am Fuße mit Festons aus Seemuscheln verziert ist, wächst das Postament hervor, unten reich verziert, nach oben mit einer von Gesimsen umzogenen Plattform abschließend. Am Rande der letzteren stehen vier Adler, welche Eichenfestons halten, und von der Mitte aus erhebt sich die mächtige Säule mit je dreimal zwei Schiffsschnäbeln, welche auf zwei Seiten der Säule hervorstehen. Die diametralen Seitenflächen der letzteren zeigen zwischen den Schiffsschnäbeln und mit diesen auf gleicher Höhe je drei von Lorbeerkränzen umspannte Emblemgruppen: zuoberst gekreuzte Flaggen, weiter herab Anker, zu unterst Riemen. Die Säule selbst endet in einem mit Bronzeverzierungen geschmückten Kapitäl, von dem vier eherne Voluten den Uebergang zu der niederen, säulenartigen Plattform herstellen, auf welcher sich das Erzbild Wilhelm von Tegetthoffs erhebt. Es stellt den Seehelden in lebhafter Erregung dar, wie dies der nach vorwärts ausschreitende rechte Fuß, die ausgestreckte Haltung der mit dem Fernrohr bewaffneten rechten Hand und die am Säbel ruhende linke Hand bezeichnen.

Alle Einzelheiten sind von mustergiltiger Ausführung. Wir bemerken noch, daß die Erzarbeiten aus der rühmlichst bekannten kaiserlich königlichen Erzgießerei, der Marmor aus den Brüchen von Sterzing in Tirol hervorgegangen sind. Die Bauleitung, welche mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ruhte in den Händen des Herrn Madele aus dem Atelier des Architekten Baron von Hasenauer. B.



Litteratur.

— **Unsere moderne Novellistik erinnert uns mitunter lebhaft** an die Teppichbeete der heutigen Blumengärtnerei mit ihren steif gezirkelten Figuren und Tapetenmustern, die in einförmiger Wiederholung wie nach den farbigen Schablonen eines Kaleidoskops angepflanzt sind. Wie viele unserer heutigen Novellen und Romane sind nichts weiter als solche nach bekannten Mustern angefertigte Tapisserien, die in stetem Einerlei der Schilderung von Menschen und Lebensverhältnissen nur in wenig wechselnden Variationen wiederkehren. Um so nachdrücklicher freut es uns, unter den neuesten Erscheinungen des Büchermarktes einigen Werken zu begegnen, auf welche dieser Tadel keine Anwendung findet, die sich vielmehr dem tieferen Gemütsleben in seinen Beziehungen zu Welt, Natur und Menschenleben zuwenden und die Phantasie vorzugsweise durch die innere Wahrheit ihrer geschilderten Begebenheiten und Charaktere anzuregen suchen. Als einen Volksroman in des Wortes bestem Sinn nennen wir vor allem die neue Dichtung von August Becker: „Die Nonnensusel" (Jena, Costenoble), eine nicht bloß aus dem Herzen des Dichters, sondern auch aus dem Boden seiner schönen Heimat hervorgewachsene Pfälzer Volkserzählung in drei Bänden, die durch ihr prächtiges Lokalkolorit, ihre lebenswahren Schilderungen von Land und Leuten des Waßgaus, sowie durch die glückliche Verwebung der politischen Geschichte im Anfang der dreißiger Jahre mit der erfundenen Handlung des Romans unser höchstes Interesse erregt und fesselt. — Der Roman „Moderne Ideale" von Konrad Telmann (Leipzig, C. Reißner, 3 Bde.) bewegt sich, im Gegensatz zu dem vorhergehenden, beinahe ausschließlich in den vornehmen Gesellschaftskreisen einer großen Residenz, und alle Elemente des modernen Highlife in seinen Licht- und Schattenseiten, alle geistigen und materiellen Interessen der Gegenwart, politische, soziale, merkantile, litterarische und künstlerische, finden in diesem Spiegelbild die ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung entsprechende Vertretung durch das Medium einer in hohem Grade phantasievoll angelegten Dichternatur, die wir den besten unserer jüngeren Schriftstellerwelt zuzählen. Zwar entbehrt die reiche, für ein einzelnes Romangebiet sogar allzu reiche, wechselvolle und bewegte Handlung zuweilen der maßvoll künstlerischen Anordnung, so daß das Ganze an einer gewissen Ueberhäufung von allen möglichen Schicksalsverkettungen und Verwicklungen leidet, die das Interesse des Lesers an den einzelnen Hauptpersonen verringert; aber dafür entschädigt uns eine Menge hochpoetischer Episoden, dramatisch lebendiger Schilderungen, geistvoller Raisonnements, meisterhafter Charakterbilder und bedeutsamer Zeiterscheinungen. Halte der Verfasser nur immer an seinen eigenen schönen Worten in dem Widmungsgedicht an seinen Freund J. Proelß fest:

Da ist's denn gut, sich nach dem stillen Hafen,
Darin der Kunst noch Anker werfen kann,
Bescheiden umzusehen und in der Tage
Unholden Wirren sich „trotz alledem"
Die Seele frisch und hell den Sinn zu halten.

— **Ein energisches Darstellungstalent und eine bemerkenswerte** Erfindungsgabe bekundet A. Daron-Warnatz in dem Roman „Das goldene Vlies" (Hagen, Risel & Co.). Die originell erdachte Erzählung spielt in der westlichen Sahara und zeigt vor allem eine überaus feurige Phantasie, dann aber auch ein Talent der Charakteristik verschiedener Nationalitäten, das den Autor zu einer interessanten Erscheinung macht. Die Fabel ist allerdings etwas abenteuerlich, sie streift nicht selten an das Märchenhafte, der Realismus jedoch, mit welchem der Autor alles, selbst das Kurioseste schildert, fesselt ungemein. Auffallend ist bei diesem Roman die Verwebung des Wirklichen, der Erlebnisse des englischen Majors Laing, der von Tripolis aus über Gadames nach Timbuktu ging, in die schwärmerische und ziemlich phantastische Geschichte, andererseits gewährt diese Mischung einen besondern Reiz. Wir haben es hier mit einem entschiedenen Talente zu thun, das Kraft und Originalität und eine hervorragende Erfindungsgabe besitzt, Eigenschaften, die jetzt immer seltener zu Tage treten.

— **Die Reclamsche Universalbibliothek in Leipzig erwirbt** sich große Verdienste durch ihr Bestreben, die bedeutendsten und interessantesten Werke der deutschen und ausländischen Litteratur aller Zeiten zu billigem Preis dem Publikum zugänglich zu machen. Das Unternehmen ist jetzt schon bis zu 2169 Bändchen gediehen und lenken unter den neu erschienenen besonders die Aufmerksamkeit auf sich „Wien, drei humoristische Skizzenbücher" von E. Pötzl, ferner „Senecas Briefe", fünfzig ausgewählte, und die vier Bändchen, enthaltend Bojardos „Verliebter Roland", übersetzt von Gries. Bekanntlich ist dieser Roland der Vorgänger von Ariosts „Rasender Roland" gewesen. Das ältere Werk ist litterarhistorisch höchst interessant, als Lektüre zeichnet es sich aus durch große Klarheit und Einfachheit der Sprache und Schilderung. Hier wird der Leser nicht beirrt durch das humoristische Abspringen und Verschlingen der Erzählung, das Ariost liebte, in ruhig fortlaufendem Vortrag fließen bei Bojardo die kraftvollen und doch eleganten Verse dahin und Züge wie Historie, Humor, Scherz und Gemüt kommen auch in diesem Epos zu ihrer Geltung. Wir sind sicher, daß das deutsche Publikum diese Neuausgabe der Gries'schen Verdeutschung von Wilhelm Lange, der auch manches für zart empfindende Leser zu Derbe ausgeschieden hat, willkommen heißen wird.

— **Nicht nur für Aerzte interessant ist das jetzt nun vollständig** vorliegende Lieferungswerk: „Das Heilwesen der Gegenwart"

von Eduard Güyer (Zürich, Orell Füßli & Cie.). Das Buch hat sich große Ziele gesteckt und auch erreicht, so daß es sehr viele interessiren wird und namentlich Reisenden mannigfacher Tendenz ein recht nützliches Hilfsbuch geworden ist; überaus wichtig aber dürfte diese Publikation für Architekten und Ingenieure sein, die hier nach allen Richtungen hin Anweisungen und Winke darüber erhalten, wie ein Hotel angelegt und ausgeführt sein soll, um allen Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen. Das gediegen ausgestattete Buch enthält 78 in den Text gedruckte Originalpläne, Grundrisse und Situationstafeln.

— **Vom „Reichskursbuch 1886" ist jetzt Nr. 8, Ausgabe** für September, noch gerade recht für Herbstausflüge (Berlin, Springer) erschienen. Das praktische Buch zeichnet sich bekanntlich besonders aus durch die neue Idee, die verschiedenen Länder auf verschieden gefärbtem Papier zu drucken, so daß man sich sehr leicht orientiren kann, und dann noch durch Einrichtung der leichten Abtrennbarkeit dieser Reisegebiete aus dem Gesamtkursbuch, indem jede dieser Abteilungen für sich geheftet ist.

Bildende Künste.

— **Im sogenannten Atelier des Direktors in München wurde** vor kurzem das letzte Werk Carl von Pilotys, „Der Tod Alexanders des Großen", ausgestellt. In einem weiten Gemach des Palastes zu Babylon sieht man den sterbenden Alexander, starr vor sich hinblickend, im Todeskampfe sich aufrichtend von seinem Lager. Daneben steht die trauernde Roxane; sie hat die herabsinkende Hand ihres Gatten erfaßt. Von der andern Seite des Bettes hat ein arabischer Knecht den Vorhang zurückgezogen. Volk und Krieger, die sich herangedrängt, bleiben in geringer Entfernung, von Ehrfurcht und Schauer erfaßt, stehen, einige sind aufs Knie gesunken. Wie ein Symbol des eben Entschwebenden ist ein lorbeerbekränztes Feldzeichen zu Boden gesenkt. Vor einem geschmückten Altar des Zeus sitzen Heerführer; in ihren Mienen sind Kummer und Sorge zu lesen. Dienende Knaben bereiten in köstlichen Gefäßen dem Helden einen Labetrank, den er nicht mehr genießen wird. Das Bild ist bekanntlich nicht ganz vollendet, die Gestalt und das Gesicht Alexanders geben nur einen schwachen Begriff davon, was der Meister, als er am vierten Tage vor seinem Tode den letzten Pinselstrich that, „vor seines Geistes Auge" gesehen und als sein letztes Künstlergeheimnis mit ins Grab genommen hat. Die Nebenfiguren sind sehr gut ausgeführt — vielleicht mit Ausnahme der Roxane, die nicht zu rechter Wirkung kommt. Vortrefflich ist das Beiwerk: Waffen, Schilde, Gefäße, Teppiche und so weiter. Das Ganze macht einen großen und würdigen Eindruck und läßt den schmerzlichen Verlust, welchen die Kunst durch den Tod seines Schöpfers erlitten, wiederum tief bedauern.

Musik.

— **Eine große Gedenkfeier für Franz Liszt** soll in Berlin am 11. Oktober im großen Saal der Philharmonie abgehalten werden. Der Reinertrag der Lisztfeier ist dem vom Großherzog von Weimar angeregten Lisztfonds zugedacht.

— **Die Bayreuther Festspiele sollen** 1888 wieder aufgenommen werden und zwar mit „Tristan", „Meistersingern" und „Parsifal". Inzwischen wird daran gearbeitet werden, die Festspiele für die Dauer finanziell sicher zu stellen. Am Tage nach dem letzten „Parsifal"-Abend hat sich eine Vereinigung unter dem Protektorate des Prinzen Wilhelm gebildet, deren Mitglieder sich verpflichtet haben, fünf Jahre hindurch jeder jährlich 1000 Mark für Bayreuth beizusteuern. In kurzer Zeit sollen circa 40,000 Mark gezeichnet gewesen sein.

Bühne.

— **Noch niemals zuvor hat man es** besser als jetzt begreifen können, warum die theatralische Kunst nur eine Blüte der Kultur ist, die nur in der gemäßigten und der kalten Zone zu gedeihen vermag. Fünfundzwanzig Grad Reaumur und dabei Theater! Entsetzlicher Gedanke! Wer hat noch Lust zum Spielen, wer noch die Fähigkeit zum Aufmerken? So lange unsere Musentempel sich nicht die herrliche Kühle der Gotteshäuser anzueignen vermögen, wäre es am besten, sie beim Eintritt der heißen Monate ganz und gar zu schließen und nicht eher wieder zu eröffnen, als bis der nordische Einbruch die Menschen in die Mauern bannt. In dem wütenden Kampfe freilich, den die Berliner Theater um ihr Dasein führen, gelten keine derartigen Rücksichten der Humanität und Billigkeit. Hier herrscht das Recht des Stärkern, welches alle Truppen zeitig wieder auf den Plan ruft, damit ein Haufen dem andern womöglich einen Vorsprung abgewinne. So ist denn auch diesmal der Monat September zum Wiedererwecker des theatralischen Lebens geworden. Aber welchen Lebens! Ueberall gähnende Leere und völlige Erschlaffung. Ein Wunder, daß die Künstler dabei nicht in hypnotische Lethargie versinken. Am frühesten hat das Königliche Theater wieder begonnen, das ja in erster Linie des Hofes wegen da ist; bald folgten auch die anderen. Wallner- und Residenztheater inscenirten einen förmlichen Wettlauf. Dort hat Moser, hier Dumas die Saison begonnen, ein neues Personal ist von beiden zusammengestellt und neue Dekorationen sind geschaffen worden. Man merkt das heiße Bemühen, durch Darbietung tüchtiger Leistungen die Theaterlust zu locken. Mit dem neuesten Moserschen Erzeugnis wird dies freilich nicht auf die Dauer gelingen. „Mein Alfred" ist ein Schwank wie viele, die wie Eintagsfliegen im bunten Gewimmel des Lampenlichts verschwinden: eine mit abgenützten Mitteln und altmodischen Coulissenkünsten arbeitende Verwechslungs- und Täuschungsposse, deren eigentlicher Vorwurf, die Jugendliebe eines liebenswürdigen Backfischs zu einem in den Flegeljahren stehenden Gymnasiasten, gar wenig in Betracht kommt, denn vorzugsweise kam es dem Verfasser darauf an, die Lachlust durch die irrtümliche Annahme einer Reihe von Verlobungen zu reizen, eine komische Wirkung, die er durch den bekannten, altmodischen Notbehelf erzielt, die betreffenden Personen nur durch „er" und „sie" bezeichnen zu lassen. Wenn nur ein einzigesmal der Name genannt würde, müßte das Stück bereits nach dem zweiten Akt schließen. Es versteht sich, daß „Mein Alfred" schließlich den Laufpaß erhält, nachdem er als ein ganz unreifer Junge erkannt worden ist, und daß das junge Mädchen bei einem braven Arzte sein „Herz entdeckt". Das Stück hat in den beiden letzten Akten gefallen, aber ein echter Moser ist es doch nicht, denn dazu fehlt es ihm zu sehr an der Frische des Humors. Am Spiel lag es nicht, wenn kein größer Erfolg erzielt wurde, das neue Personal wies meist gute und sogar mehrere hervorragende Kräfte auf. — Das Deutsche Theater hat „Graf und Schwert" und „Ein Erfolg" von Lindau, der bekanntlich der Hauspoet und ständige Dramaturg dieser Bühne ist und sich infolge dessen vom Hoftheater ganz abgewendet hat, in sein Repertoire aufgenommen. Musterhafte Inscenirungen und verschiedene vortreffliche Einzelleistungen haben beiden Stücken ein mehr als vorübergehendes Interesse gesichert. An Lindau hat übrigens die Kritik jetzt gut gemacht, was sie vor zehn Jahren aus tendenziöser Voreingenommenheit sündigte. — Das Residenztheater hat mit der Wiedererweckung der „Danischeffs" einen guten Wurf gethan. Das zwar sensationell aufgeputzte, aber dabei höchst interessante Stück, das in vortrefflicher Darstellung gegeben wird, hat in den eindrucksvollen Scenen die Zuschauer sehr stark fortgerissen. Es ist immerhin auch eine ätzende Satire auf die Mischung tatarischer Rohheit und westeuropäischer Ueberkultur, welche das russische Volkstum der „Gesellschaft" bildet, und gerade gegenwärtig wirkt diese Sittenschilderung sehr zeitgemäß.

— **„Theodora" von V. Sardou erlebte jüngst die erste Aufführung** im Münchener Hoftheater. Von denjenigen Stücken, welche Ludwig II. ausschließlich für seine Separatvorstellungen bestimmte und mit beinahe verschwenderischer Pracht ausstatten ließ, ist dieses das erste, welches vor dem Publikum gegeben wurde. Schon das Sensationelle dieser Thatsache bedingte für die Premiere ein gesteigertes Interesse; auch verfehlten die Originalität des Stoffes und die Meisterschaft, mit welcher der Dichter ein Bild des durch und durch morschen Römerreiches entrollt, nicht ihre Wirkung; doch mußte im allgemeinen die oft ans Unästhetische streifende Naturwahrheit der Handlung befremden und selbst die treffliche Darstellung — Frau Claar-Delia in der Titelrolle als Gast — sowie die farbenprächtigen, von Gold strotzenden Dekorationen konnten die Peinlichkeit einzelner Scenen nicht vergessen machen.

— **Der Sprachenmischmasch soll, wie es scheint, von den** Wiener Opernbühnen verbannt werden. Sowohl Direktor Jauner als die Direktion des Hofoperntheaters haben mit Marcella Sembrich wegen eines Gastspiels unterhandelt, das Resultat war indes beidemal ein negatives, da dem Wunsche der Sängerin, ihre Partien nur in italienischer Sprache singen zu dürfen, nicht entsprochen wurde.

— **Klara Ziegler feiert bekanntlich demnächst ihr fünfundzwanzigjähriges** Bühnenjubiläum. Dasselbe fällt auf den 1. Februar, in die Zeit, für welche sie mit der Direktion des Nürnberger Stadttheaters ein Gastspiel vereinbart hat. Das Repertoire dieses Gastspiels wird nun auf Wunsch der großen Tragödin derart angelegt werden, daß sie an ihrem Ehrenabend in Bamberg an derselben Stätte auftreten kann, wo sie — unter dem Namen Herzberg als Adrienne Lecouvreur — vor 25 Jahren zum erstenmale die Bretter betrat. Die Vorstellung soll zu wohlthätigem Zwecke stattfinden.

— **Das neueste Bühnenereignis in London ist die Aufführung** eines Sportstückes — und zwar nicht in einem Hause niedern Ranges, sondern im Drury-Lane-Theater — in welchem ein Fuchs von sechzehn Reitern und einem Pack Jagdhunden gejagt wird. Später findet ein Pferderennen statt, wo zwei Pferde, fast Hals an Hals, um den Sieg streiten. Die Ausstattung ist höchst glänzend.

— **Die bulgarische Frage ist bereits zum dramatischen** Problem geworden. In einem Pariser Theater wird ein Stück aufgeführt, das den Titel »Les aventures d'Alexandre« hat und dessen Held der Fürst von Bulgarien ist. Das Stück beginnt um Mitternacht in der Stunde der berüchtigten Entführung; der zweite Akt spielt auf der Yacht; der dritte im Coupé; das Schlußtableau stellt den feierlichen Einzug in Sofia dar. Um auch für die weiblichen Mitglieder der Bühne Rollen herauszuschlagen, kommt eine Art Schutzgeist, ferner eine bulgarische Jeanne d'Arc und am Schlusse auch die Landwehr vor.

— **Amerikanische Blätter bringen die Nachricht, daß im** nächsten Jahr in New-York ein neues Theater eröffnet wird, welches man „Theater Sardou" zu nennen gedenkt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Bei der in Bern tagenden internationalen Konferenz zur** Gründung einer Vereinigung zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigentums haben Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien, Großbritannien mit sämtlichen Kolonien, Haiti, Liberia und Tunis, welche insgesamt eine Bevölkerung von 500 Millionen repräsentiren, ihren Beitritt erklärt. Andere Staaten, wie Oesterreich-Ungarn, die Niederlande, Schweden und Norwegen, Dänemark, die Vereinigten Staaten, lassen ihren spätern Beitritt als wahrscheinlich erscheinen oder stellen denselben in sichere Aussicht.

— **Bei den Erdarbeiten zur Fundamentirung eines Kirchen**baues in Bergdorf bei Münster wurden in einer Tiefe von zwei bis drei Meter ausgehöhlte Baumstämme mit menschlichen Gebeinen gefunden. Diese hölzernen Särge liegen dort in mehreren Reihen neben einander. Die Grabstätte stammt aus der germanischen Vorzeit.

— **Die Ausgrabungen, welche Désiré** Charnay auf Kosten der französischen Regierung und Lorillards von New-York im Verlauf seiner wissenschaftlichen Sendung nach Mexiko und Zentralamerika auf dem Popocatepetl vorgenommen hat, haben wertvolle Ergebnisse gehabt. In einer Höhe von 13,000 Fuß über dem Meere fand man einen alten indianischen Gräberplatz, der eine Ausbeute von 370 Gegenständen ergab. Merkwürdigerweise enthielten diese Gräber nur jugendliches Gebein; nicht ein einziger Knochen rührte von einem Erwachsenen her. Man muß annehmen, daß diese Gräber eine der hochgelegenen Opferstätten bezeichnen, wo dem Gotte Tlaloc Minderjährige geopfert wurden. Darstellungen dieses Götzen sind unter den aufgefundenen Dingen sehr reich vertreten.

— **In Saint Gingolphe (Hoch**savoyen) ist eine Frau Richard, geborene Dietrich, gestorben, die 126 Jahre alt geworden ist. Sie las bis zum Alter von 100 Jahren ohne Brille. Während ihrer letzten zehn Lebensjahre schlief sie fast immer.

Industrie, Handel u. Verkehr.

— **Eine oberrheinische Gewerbe**ausstellung wird unter dem Protektorat des Erbgroßherzogs Friedrich von Baden nächstes Jahr in Freiburg i. B. stattfinden.

— **Ein Schiff, das man in einer** Reisetasche unterbringen kann, soll ein Nebenbuhler des Kapitän Boyton nicht nur erfunden haben, sondern er soll sogar in demselben über den Kanal gesegelt sein. Es ist ein Nachen aus wasserdichtem Stoff mit vier Taschen, die aufgeblasen werden können. Die ganze Ausrüstung besteht aus einem sehr leichten Mast, einem Segel und einem Paar Ruder. So weit wäre an dem Schiff nichts Neues, aber das Eigenartige der Erfindung liegt darin, daß man es so bequem wie ein Schnupftuch falten und dann in eine Reisetasche stecken kann.

— **Einen eigentümlichen Schmuck** hat H. Trautmanns Blumenfabrik in München jetzt hergestellt, als Erinnerungszeichen an die Unglücksstätte in Berg. Es sind dies am Starnbergersee gepflückte Blätter und Feldblumenbouquets, welche erhärtet und auf kaltem Wege mit Silber-, Gold- und Bronzestaub überzogen, durch Nadeln und Drähte zu Broschen, Hutagraffen, Ornamenten für Albums, Bildchen und ähnlichem mehr recht geeignet gemacht worden sind. Die Idee ist jedenfalls originell, Blätter, Blumen und Gräser zeigen völlig das Gepräge der Natur, jedes Aederchen, jeder Staubfaden ist erhalten.

— **Ein Atelier im Eisenbahn**waggon ist die neueste Errungenschaft der amerikanischen Findigkeit. Der betreffende Waggon ist in die Züge der Northern-Pacific-Eisenbahn eingereiht und von F. J. Haynes hergestellt, 12 Fuß breit und 66 Fuß lang. Das Glashaus allein für sich ist 12 Fuß breit und 24 Fuß lang; den Rest des Waggons füllen Empfangssalon, Garderobe, Küche und Laboratorium. Die Kosten betragen 15,000 Dollars. Das Glashaus hat, da die Richtung des Waggons wechselt, Licht von allen Seiten mit Regulirvorrichtungen. Die Aufnahmen sind selbstverständlich sogenannte Momentbilder, da die Erschütterung des Waggons durch das Fahren eine Expositionszeit von Sekunden ausschließt. Bei den amerikanischen Zügen mit durchgehendem Verkehr durch den ganzen Zug soll sich der Versuch mit der neuen Einrichtung glänzend bewährt haben.

Das Tegetthoffdenkmal in Wien.

Feste und Versammlungen.

— **Ein seltenes Jubiläumsfest beging die Münchener Zweig**genossenschaft des Freien deutschen Hochstifts am 6. September dieses Jahres im Hotel Detzer. An diesem Tage waren es nämlich gerade 100 Jahre, daß im genannten Hotel Wolfgang Goethe geweilt hat. In dem großen Speisesaal des genannten Hotels wurde zur steten Erinnerung an diesen Tag eine von dem Bildhauer Rauch modellirte Büste Goethes aufgestellt und darunter eine aus einem riesigen Pergament gemachte und von J. Kohner kalligraphisch höchst kunstvoll ausgestattete Gedenktafel angebracht.

— **Die kaiserlich Leopoldinische Akademie der Naturforscher** in Halle feiert am 3. August 1887 das Fest ihres zweihundertjährigen Bestehens, aus welchem Anlaß die Akademie eine Festschrift, die von großer Bedeutung sein wird, ausarbeitet. Gegenwärtig zählt die Akademie circa 600 hervorragende Persönlichkeiten zu ihren Mitgliedern.

Digitized by Google

Sport.

— Bei den Rennen zu Gotha fiel der Preis von Thüringen, 4000 Mark, an die zweijährige Gradiger „Warnung“, während Graf Apponyis „Romano“ zweite vor der „Madame Spiers-St.“ lief. Den Preis von Gotha, 2000 Mark, teilten Oehlschlägers „Freiherr“ und Jägers „Puck“ nach totem Rennen vor „Green-Note“ und im Preis von Reinhardsbrunn, 2000 Mark, siegte „Verena“, während den Preis von Seeberge, 1500 Mark, Hermanns „Räuberbraut“ den von Waltershausen, 2000 Mark, Spiekermanns „Ronen“ davontrugen. Am zweiten Tage gewann Hiekrichs „Gebieterin“ den Preis von Inselberge, 1500 Mark, Graf Vikers „Waidmann“ das Herzoginrennen, 300 Mark, vor „Ludwig“, „Marienbrunner“ ꝛc., Capt. Jos. „Hella“ den Preis von Friedrichroda, 1500 Mark, und Graf Dohna mit „Scholar“ den Ehrenpreis und die 3000 Mark im Herzog Ernstrennen über 6000 Meter vor „Sultan“ und „Wagner“.

— Das Wiener Herbstmeeting zeigte im Großen Rennen der Zweijährigen, 5000 Gulden, abermals die fabelhafte Ueberlegenheit von Rittmeister Göllingers „Abonnent“, der die beiden seines Alters spielend niedergaloppirte, während das Große Freudenauer Handicap, 5000 Gulden, zu einem leichten Siege für Rittmeister Fleischs „Magyar“ wurde, die 7 Pferde hinter sich ließ. Den Staatspreis, 5000 Gulden, gewann „Pajzan“, der zweite hinter „Potrimpos“ im Hamburger Derby, vor „Metallist“, „Matador“ und „Jewel“, während Graf Esterhazys „Isoberne“ an den beiden ersten Tagen das Hürdenrennen bestritt.

— Den neunten Sieg, ohne Niederlage, in diesem Jahre verzeichnet Lord Zetlands zweijähriger „Panzerschiff“, der leider für keines der großen Dreijährigenrennen, Derby, Leger oder 2000 Guineas engagirt wurde.

Denkmäler.

— Am 29. August wurde in Schluckenau in Böhmen ein Denkmal des Kaisers Joseph II., an dem die Deutschböhmen mit begeisternder Begeisterung hängen, aufgestellt.

— In pietätvoller Erinnerung an die hochverdiente Karoline Neuberin, deren Wiege bekanntlich in Reichenbach i. V. gestanden, ist am 30. August an der vordern Frontseite des dortigen Museums, links vom Eingang, eine Gedenktafel angebracht worden. Die Aufschrift lautet: „In diesem Hause wurde geboren die um die deutsche Schauspielkunst hochverdiente Karoline Neuberin am 9. März 1697.“

— Unter entsprechenden Feierlichkeiten wurde am 1. September auf dem Georgsplatz in Dresden, der schon das Körnerdenkmal von Hähnel beherbergt, das Denkmal des Tondichters und Kantors an der Kreuzkirche, Julius Otto, enthüllt.

Gestorben.

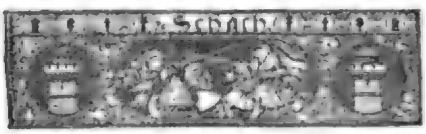
— François Lepaule, hervorragender französischer Historien-, Genre- und Landschaftsmaler, 82 Jahre alt, Ende August, in Paris.

— Baronesse James von Rothschild, das älteste Mitglied des von Rothschildschen Hauses, 82 Jahre alt, am 1. September, auf ihrem Schlosse zu Boulogne sur Seine.

— Franz Schuselka, bekannter österreichischer Publizist und Politiker, 75 Jahre alt, am 2. September, in Heiligenkreuz bei Wien.

— Andreas Grabowski, tüchtiger polnischer Porträtmaler, am 2. September, in Lemberg.

— Karl Radzowski, Professor der Geometrie am Polytechnikum in Lemberg, am 2. September, in Lemberg.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Der folgenden Aufgabe wurde im Problemturnier von „Sheffield Independent“ der erste Preis zuerkannt.

Aufgabe Nro. 887.

Von H. W. Sherrard.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 884:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 3 — G 2	1) L. H 1 n. G 2.
2) T. F 8 — F 1	2) L. G 2 n. F 1 oder anders
3) D 4 — D 5 oder Dame Matt.	
A)	
1)	1) T. H 4 oder T. G 4 n. G 5.
2) T. F 8 — F 3 † ꝛc.	
B)	
1)	1) C 6 n. D 4.
2) T. F 8 — F 3 † ꝛc. (Andere Spielarten ähnlich.)	

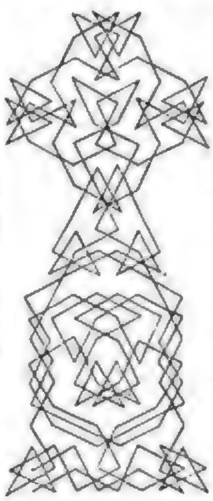
Auflösung der Damespielaufgabe Seite 1065:

Weiß.	Schwarz.
1) B 6 — C 7	1) B 8 — D 6.
2) E 3 — F 4	2) D. G 3 — E 5.
3) B 4 — A 5	3) D 6 — B 4.
4) A 5 — C 3	4) D. E 5 — B 2.
5) A 1 — C 3	5) E 7 — F 6 (D 6).
6) C 3 — D 4 gewinnt.	

Homonym.

Wie's sich mag gestalten:
Ob ärmlich, ob reich —
Hast du es erhalten,
So bist du's zugleich.

Auflösung des Rösselsprungs zu Justinus Kerners 100. Geburtstage Seite 1085:



Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.“

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

(Gedicht von Justinus Kerner.)

Auflösung des Permutations-Silbenrätsels Seite 1085:

Die zunächst gebildeten Worte sind:

Schiene, Latona, Karten, Borzen, Trave, Renke.

Durch Permutation erzielt man die Worte:

Chinese
Altona
Nektar
Oberen
Bater
Maler.
Canova.

Bilderrätsel 52.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1085:

Wer gut verschenkt, bringt seine Ware teuer an,
Wenn der Empfänger ist kein Grobian.

An unsere verehrten Abonnenten!

Wie seit Jahren haben wir auch für den laufenden, mit dieser Nummer vollständig vorliegenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ elegantest ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Relief- und Goldpressung auf Deckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß man zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür ist pro Einband-Decke 2 ℳ (pro Jahrgang also 4 ℳ), wozu in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll kommt. Dieselben Decken, jedoch nur mit Golddrucken ohne Deckelvergoldung, sind zu ℳ 1. 25 pro Stück erhältlich.

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, resp. Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung zur prompten Lieferung der Einband-Decken, die nur in brauner Farbe angefertigt werden, bereit.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

v. K. in Tilsit. Ein solcher Vermerk ist auch auf denjenigen Karten, die man persönlich abgibt, vollkommen statthaft und gebräuchlich.

Lulle C. in Korfu. An die gütige Vermittlung von Fräulein Emilie Märklin in München, Gabelsbergerstraße 1, werden Sie sich in dieser Angelegenheit vertrauensvoll wenden können.

C. L. in Laibach. Glühend bis zur Unkenntlichkeit, aber zu unsicher tastend in Ausdruck und Reim.

Langjähriger Abonnent in Jassy. Der Wohnort des Betreffenden ist Ansbach; über seine Lebensverhältnisse wissen wir nichts Näheres.

E. S. in B. Ihre „Gedanken“ enthalten zu wenig Neues.

Hrn. Oskar E. in A. Der Vorzugspreis für den Jahrgang 1880 der „Deutschen Romanbibliothek“ beträgt 5 ℳ (broschirt); als Abonnent unseres Journals haben Sie ein Anrecht auf diesen Preis.

Roderich W. (G. S.) in Berlin. Das verhältnismäßig gelungenste Ihrer Gedichte, „Ein Frühlingsnachtstraum“ ist für unsere Zwecke viel zu lang; die übrigen sind zu unbedeutend.

B. W. in Frankfurt a. M. Unseres Erachtens nur dann, wenn sich eine materielle Schädigung des Vaters durch den Tod des Kindes nachweisen läßt.

G. B. Comte de C. G. in G. Der Autor dankt für das Interesse, welches Sie seinem Essay geschenkt haben. Sie haben recht — es war so arg nicht gemeint, und der Schlußsatz milderte ja auch hier viel.

Lt. v. W. Der Verlag von J. F. Richter in Hamburg wird Ihnen das Gesuchte liefern.

Sidonie und Melanie. Das kommt ganz auf Begabung, Neigung und persönliche Verhältnisse an. Sie werden am besten beraten sein, wenn Sie sich vertrauensvoll an die leitenden Kräfte des Lettevereins in Berlin wenden.

Frau Dr. R. in Dresden. Sobald es thunlich erscheint, soll Ihr Wunsch Berücksichtigung finden; einstweilen empfehlen wir Ihnen das „Illustrirte Buch der Patiencen“ (Joh. Urb. Kern, Breslau), zwei Bändchen mit zusammen 120 Seiten, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

A. Janf., in Konstantinopel. Die gewünschte Adresse lautet: Prof. Dr. Georg Scherer, 49 Barerstraße, München.

Pau foltol. Mit Ihrer Beurteilung dieses Gemäldes sind wir ganz einverstanden, doch ist dasselbe einerseits schon so weltbekannt, daß wir damit den meisten unserer Leser nichts Neues bieten würden, andererseits stehen der Wiedergabe innerhalb einer illustrirten Zeitschrift zurzeit unübersteigliche Hindernisse entgegen. — Ein Buch über diesen Gegenstand vermochten wir nicht ausfindig zu machen. — Es ist dieselbe. — Vielleicht durch die Buchhandlung von Hermann Vogel in Leipzig.

Hildegard Sch. und andere. Der Verfasser von „Alpenrosen und Gentianen“ verbürgt sich für volle Wahrheit der von ihm geschilderten Vorgänge. Die Erzählung, die nicht nur in Ihren Kreisen, sondern allerorten die lebhafteste Teilnahme erregt hat, wird demnächst in Buchform erscheinen.

Abonnent in Straßburg. Der Irrtum ist auf den sämtlichen Briefverfasser zurückzuführen, der ausdrücklich der genannten Schauspielerin Erwähnung that.

Abonnentin in Schlesien. Der Verfasser der „Lebensfreuden“ hat, wie uns sein Wort bezeugt, alle Personen und Ereignisse der Wahrheit gemäß geschildert; die wahren Namen sämtlicher Persönlichkeiten zu nennen, verboten ihm menschliche und leicht erklärliche Rücksichten.

Hrn. Phil. H. . . n K. Ein Exemplar unserer „Weihnachtsnummer“ liefert Ihnen, einschließlich der Kunstbeilagen, zum Preise von 50 Pf. nach zur Verfügung; bestellen Sie gefl. bei Ihrer Buchhandlung.

Kerner-Verehrer. Das Porträt Justinus Kerners und die verschiedenen Ansichten von Weinsberg sind in hübscher Aufnahme bei C. Hartmann in Heilbronn zu haben.

Vergißmeinnicht in B. 1) Eine junge Dame handelt in solchem Falle am taktvollsten, wenn sie den Damen die Hand reicht, den Herren gegenüber aber sich nur verneigt und abwartet, ob ihr von dem einen oder andern die Hand geboten werde. 2) In gewöhnlichen Fällen genügt die Verneigung; nur Personen von besonderer Bedeutung, ehrwürdigem Alter oder dergleichen thut die junge Dame wohl daran, sich zu erheben. 3) Die abwartende Haltung ist in solchen Fällen immer die vorteilhaftere. 4) Innerhalb geschlossener Kreise, in denen man sicher ist, es nur mit guter Gesellschaft zu thun zu haben, kommt die junge Dame einer Rücksicht der Höflichkeit nach, wenn sie auf die Selbstvorstellung eines Herrn mit Nennung ihres eigenen Namens erwidert.

C. B. Das finden Sie in vielen Liederbüchern, unter anderem auch in dem „Allgemeinen Deutschen Kommersbuch“, das bei Moriz Schauenburg in Lahr erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Guttmann in Altona i. W. (3). L'Oeuvre de Passy in Paris. Th. Zweifinger in Schwanenstadt. Herr Regimentstambour in Metz (3). Chess, Checkers & Whist Club in New-Orleans (2). Joh. L. Stumpel in Hamburg (nicht neu, kurz, etwas breit). Charles und Philipp Simon in London. B. Kähler in Plauen (2). Ed. Hubemann in Saint Croix, Minn., N.-A. Hendrika Borggreve in Rosario, Argentinische Republik. Jos. Fechter in Ludwigs. L. Klingemann in Ruppenau (3). A. E. Jonsen in Amsterdam. Viktoria [illegible] in Prag. G. Lavalle in Jassy (6). Gretchen Kaderer und Dr. med. Rabenne in Roman, Rumänien. A. D. in Oldenburg. Hedwig Olga Richter in Sommerfeld. Fr. Otto, Feldweg-Schanze in Zürich. „Jünger des Merkur“ in Magdeburg. Rudolf Kanneberg in St. Petersburg. Cäcilie Schwager in Weloczyk in Galizien.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Aus der Werthezeit, Novelle von Frida Schanz. Schluß. — Literarische Plaudereien, von Bruno Walden; englische Literatur. — Die akademische Jubiläumsausstellung in Berlin: VII. Bildhauerei, von Otto Baisch. — Glückliche Stunden, von Günther von Freiberg. — Bilder aus Korsika, von Adolf Ferd. Lenhardt. — Auf der Brautfahrt, Novelle von

Gregor Samarow. Schluß. — Zwei ungleiche Schwestern. Gedicht von Marie Berg-Ritzenberg. — Vorreitsänger und Ehrenreitsänger, von [illegible] Palko [illegible]. — Der Präsident der deutschen Reichsbank von Dr. M. W. — Das Deutsche Thor in Metz, von Haberlin II. — Das Tegetthoffdenkmal in Wien, von G. — Rätselhaftes. — Schach. — Rätsel: Homonyme; Auflösung des Rösselsprungs; zu Justinus Kerners 100. Geburtstage Seite 1085, Auflösung des [illegible] Seite 1093; [illegible]. 52, Auflösung des Bilderrätsels Seite 1085. — Briefmappe.

Illustrationen: Rose von einer Knospe ihrer Waffen beraubt, von Jul. de Wall. — Glückliche Stunden, nach einem Gemälde von C. Kohr. — Gregor der Große befreit die Gefangenen eines Klosters, nach einem Gemälde von Professor Wassili Petrowitsch Wereschtschagin. — Bilder aus [illegible] Skizzen. — Reichsbankpräsident von Dechend. — Das Deutsche Thor in Metz, nach einer Skizze von C. Haberlin II. — Zwei ungleiche Schwestern, Zeichnung von Marie Berg-Ramberg. — Das Tegetthoffdenkmal in Wien.

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nummer 52 unserer

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer",

womit der vierzehnte Jahrgang dieses billigen Ergänzungs-Journals zu „Ueber Land und Meer" vollständig vorliegt. Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton

elf vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller,

und kostet der ganze Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1248 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark.

Was in einzelnen Romanbänden mindestens achtzig Mark zusammen kosten würde, wird in einem Jahrgang unserer Romanbibliothek für den zehnten Teil dieser Summe geliefert, **für zwei Mark vierteljährlich oder etwa 2 Pf. täglich.**

Wenn man **für so wenig Geld** nicht nur reiche und **ausgewählt gute** — ja **beste Unterhaltung** durchs ganze Jahr, sondern auch äußerlich ein paar sehr stattliche, wertvolle Bände in die **Hausbibliothek** oder zu **Geschenken** bekommen kann, so dürfen wir uns wohl mit Recht der Hoffnung hingeben, daß die Beteiligung der Leser

bei dem nun beginnenden fünfzehnten Jahrgang

wiederum bedeutend zunehme und so immer mehr die **allgemeinste** werde. Wir hoffen dies um so sicherer, als der neue Jahrgang wieder ganz vorzügliche Romane bringt.

Derselbe wird eröffnet mit zwei Romanen der auserlesensten Art

„Die Familie Darner"

von

Fanny Lewald.

Diese Schöpfung wird von der gefeierten Verfasserin selbst als ihr letztes größeres Werk bezeichnet, und ist dabei mit so jugendlicher Frische und so vollendeter Meisterschaft geschrieben, daß der Roman geradezu als der Gipfelpunkt dieser bedeutenden, allseitig anerkannten schriftstellerischen Kraft bezeichnet werden kann. Er versetzt uns an den Geburtsort der Verfasserin, in die gute alte Stadt Königsberg, und entrollt aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Bilder von eigenartigem Reiz und seltenem Gestaltenreichtum.

„Schwiesen"

von **Robert Byr.**

Dem Meisterwerke von Fanny Lewald steht diese nicht minder bedeutende Leistung ihrer Art würdig zur Seite. Der treffliche Erzähler, der den Lesern der „Deutschen Romanbibliothek" durch eine Reihe wirkungsvoller Werke längst vertraut ist, führt uns hier in das Leben der höheren Wiener Gesellschaftskreise der Gegenwart und entwickelt innerhalb dieses interessanten Gebietes eine Handlung voll moderner Schlagfertigkeit und feiner, geistsprühender Pikanterie.

An obige Werke reihen sich die ebenso reizvoll wie spannend geschriebenen Romane: **„Das Asylrecht"** von **Wilhelm Jensen**, **„Die Ritter des deutschen Hauses"** von **Gregor Samarow**, **„Das Nessusgewand"** von **F. von Zobeltitz**, **„Ich"** von **Ida Boy-Ed**, **„Ein Weib aus dem Volke"** von **H. Abt**, **„Im Abendschein"** von **R. von Bergk** und andere mehr.

Wie bisher wird die Redaktion auch fernerhin durch ausgewählte Gaben aus der neuen deutschen Lyrik und durch ein sorgsam zusammengestelltes **Feuilleton** die „Deutsche Romanbibliothek" in wertvoller Weise zu bereichern beflissen sein.

Auf den **neuen** Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, welche „Ueber Land und Meer" liefert.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

An unsere Abonnenten.

Am Schlusse seines achtundzwanzigsten Jahrgangs blickt **„Ueber Land und Meer"** mit Befriedigung zurück auf die hinter ihm liegenden Jahre, mit Zuversicht hinaus auf die kommenden. Wie die Gunst der deutschen Leserwelt uns allezeit freudig begleitet hat, so wird sie auch dem nunmehr beginnenden neuen Jahrgang um so eifriger sich zuwenden, als unsere Anstrengungen, für denselben uns zum voraus die besten Beiträge aus den Federn bedeutender Schriftsteller und den Ateliers hervorragender Meister zu sichern, von dem schönsten Erfolge gekrönt worden sind. Dafür zeugen zunächst die zwei Romane, mit denen wir unsern

neunundzwanzigsten Jahrgang

eröffnen, beide aus dem Leben der Gegenwart unmittelbar hervorgewachsen, beide von überzeugendster Lebenswahrheit, und doch jeder in seiner Eigenart so verschieden von dem andern wie die Gebiete, auf denen sie sich abspielen. **„Dunst"** von **Karl Frenzel** nimmt die sozialistische Bewegung zum Ausgangspunkte und erregt schon dadurch von Anfang an ein ganz außergewöhnliches Interesse — um so mehr, als das überaus zeitgemäße Thema in einer Weise behandelt ist, die sofort die Teilnahme des Lesers gefangen nimmt, gleichviel, welchen persönlichen Standpunkt er den beregten Fragen und Schlagworten des Tages gegenüber einnehmen mag. Der Schauplatz ist die Hauptstadt des deutschen Reichs, und das knappe, stramme Wesen, mit dem man dort in allen ernsteren Beziehungen des Lebens sich zu gehaben pflegt, bildet den charakteristischen Grundton des Ganzen. Oesterreichische Leichtlebigkeit dagegen tritt uns in **„Erlachhof"** von **Ossip Schubin**, dieser jüngsten unter den vielgefeierten und allbeliebten Berühmtheiten der deutschen Schriftstellerwelt, vor Augen. Deutschböhmen der mittleren und besseren Gesellschaftsklassen sind es, mit denen wir es hier zu thun haben, und die Art, wie sich aus humoristisch gefärbten Oberflächlichkeiten der Ernst und gelegentlich die Tragik des Lebens in eiserner Konsequenz entfalten, wirkt mit packendster Gewalt. Beide Werke können im besten Sinne des Wortes als **Zeitromane** bezeichnet werden so gut wie diejenige Schöpfung, die sich ihnen unmittelbar anzureihen bestimmt ist. Es ist dies ein neuer Roman **Gregor Samarows**, in dessen Brennpunkt König Ludwig II. steht, und in welchem wir das ausgereifte Ergebnis langjähriger ernster Vorarbeiten erhalten. Für den Schriftsteller, der in die Verkettungen der hohen Politik einen tiefen Einblick gewonnen und dieselben zum Ausgangspunkt lebenswarmer Darstellungen genommen, mußte die Erscheinung des ideal angelegten und in seinen Lebensbethätigungen so eigen gearteten jungen Königs einen ganz besondern Anziehungspunkt bilden. Vermöge seiner vielseitigen Beziehungen gelang es ihm denn auch, tiefere Einblicke in so manches zu gewinnen, was den Augen der meisten anderen verschlossen blieb. Das erschütternde Ende des Königs hat dem in seinen Keimen schon vorher ziemlich weit gediehenen Werk eine unerwartete Wendung gegeben, aber auch dem gewissenhaften Forscher geheime Quellen erschlossen, die ihn der Lösung der Aufgabe, die er sich längst gestellt, mit einem Schlage in ungeahnter Weise nahe brachten, und so wurde es ihm möglich, das geplante Werk in nachdrücklichster Weise zu fördern. So kommt nunmehr dieses Werk dem überall verbreiteten und tief berechtigten Interesse an der Person und dem Leben des unter so tragischen Umständen dahingeschiedenen Königs in einer Weise entgegen, die allgemein hochwillkommen geheißen werden und geeignet sein wird, vieles klarzulegen und verständlich zu machen, was bis vor kurzem noch in einem fast undurchdringlichen Dunkel verborgen erschien. Dementsprechend wird dieser Roman, der ebenso gut ein ins Gewand der erzählenden Dichtung gekleidetes Stück bedeutsamster Weltgeschichte genannt werden kann, in wohlberechtigter Weise ein Aufsehen erregen, wie es seit langen Jahren kein ähnliches Werk gethan hat.

Im ferneren Verlauf des Jahrgangs werden sich den genannten Schöpfungen unter anderem die folgenden erzählenden Werke anreihen:

Die eiserne Krone . . . . von **Hermann Lingg.**
Zauberwasser . . . . von **Nataly von Eschstruth.**
Das Rätsel des Todes . . . . . . von **Max Kretzer.**
Der heilige Antonius von Kaltern von **M. v. Redwitz.**
Kathleen von Killarney . . . . . von **J. Seilmann.**
Der überlistete Musenhof . . . . von **Zoë von Reuß.**
Das System . . . . von **Alexander von Roberts.**
Tinis Ausländer . . . . von **B. Glogau.**
Ums Geld . . . . von **A. von Klinckowström.**
Aus Nizza . . . . von **H. von Osten.**

Daneben werden wir nach wie vor durch anziehend und allgemein verständlich geschriebene Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens, durch Notizen über alles Bedeutsame, was die Zeit mit sich bringt, durch humoristische Gaben, Spiele, Rätsel u. s. w. allen Anforderungen der Leserwelt gerecht zu werden trachten.

So nach allen Kräften bestrebt, den höchsten Anforderungen, die überhaupt gestellt werden können, so glänzend als möglich Rechnung zu tragen, hoffen wir auch die allgemeine Anerkennung, deren **„Ueber Land und Meer"** bisher in so reichem Maße sich zu erfreuen hatte, sich immer noch erhöhen und in immer weiteren Kreisen ausbreiten zu sehen. In diesem Sinne begrüßen wir an der Schwelle des neuen Jahrgangs alle unsere zahllosen Freunde mit einem herzlichen Glückauf!

Die Redaktion.

Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, ersuchen wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche man den Jahrgang 1886 bezog, gefälligst **sofort zu erneuern.**

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

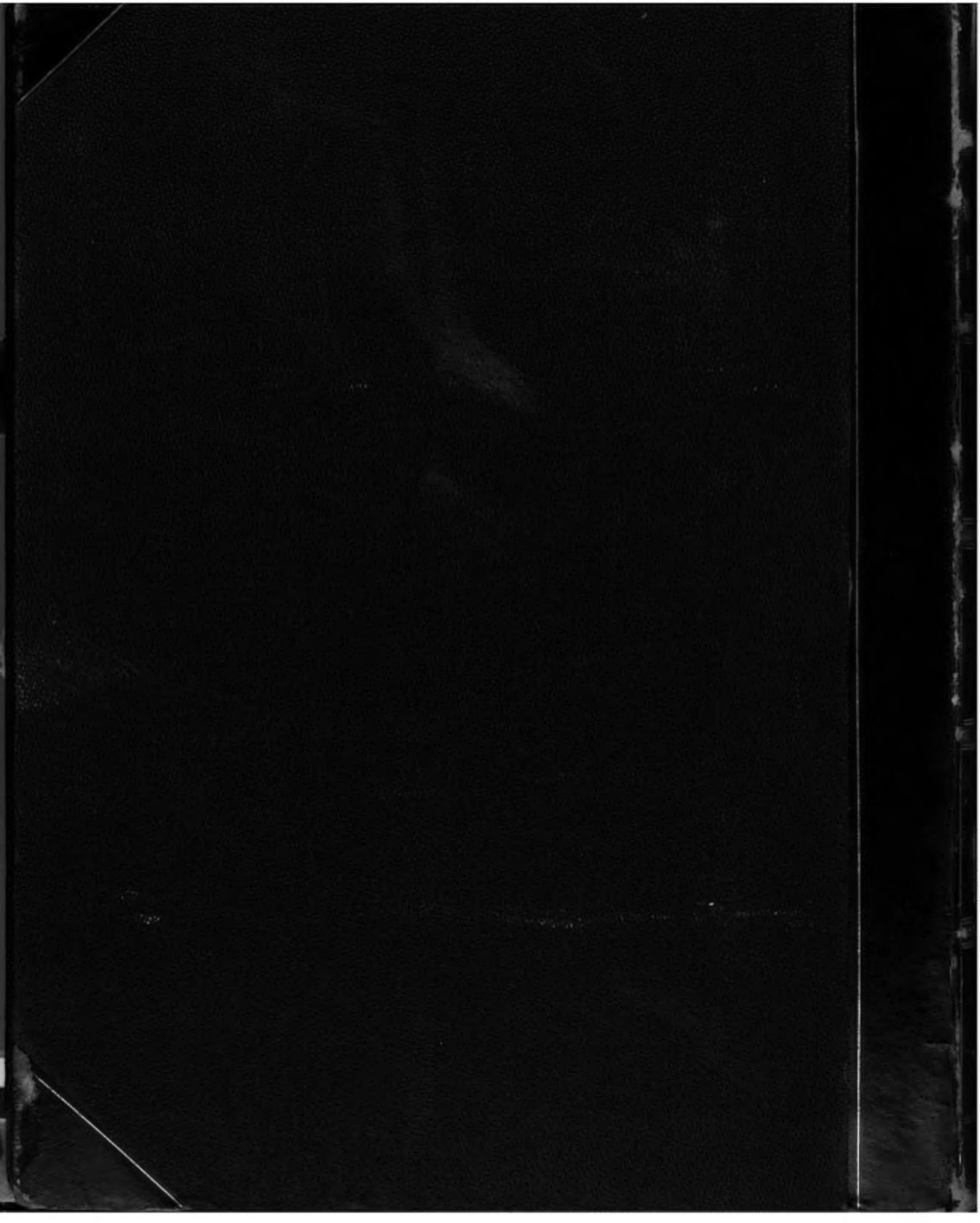
Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03533 2678

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03533 2678

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google